image
not
available


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Fünfter Jahrgang.

Monat Julius bis December.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.



Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.

Monat Julius bis December 1832.

Seite

A.

Abenteuer eines jüngern Sohnes s. Trelawney. — eines amerikanischen Seeräubers. 1191
Abyssinien, Erziehung und Schulwesen in 816
Aegypten. Bevölkerung. 1011, Entdeckung von Goldadern an der Meerenge von Suez 1252, Hof des Pascha 812, Pestkranke Napoleons in Jaffa s. Pestkranke.
Aetna. Neuester Ausbruch 1403
Afrika. Algier, Bevölkerung 1124, Besuch bei dem Negerkönig zu Fetish-Town 779. Bevölkerung von Oran 836. Expedition nach dem Atlas s. Atlas. Kap der guten Hoffnung. Elephantenjagd 1043. Handel 976. Kolonie zu Liberia 888. Negertemperatur 956. Reisen eines französischen Missionärs in Südafrika 1047. Tod des Reisenden Coulthurst 992. Vertrag der französischen Regierung mit dem Maurenstamm Aulad-Aby-Seba . . 744
Amazirghen, die 1361
Amphibium, seltsames 1152
Anatolien. Erdbeben zu Smyrna und in der Umgegend 908. Mißgeburt zu Molowa 1048
Antwerpen 999. Belagerungen, denkwürdigste . . 1447
Antikenfund in Rom 856
Arabische Gesetzgebung. Erster Artikel 1257, 1263, 1265, 1270. Zweiter Artikel . . 1293, 1298, 1301, 1306.
Atlas. Expedition der Franzosen nach dem 729, 733, 737, 741, 742. Rückzug aus dem Atlas . . 793, 798, 802.
Aulad-Aby-Seba s. Afrika.
Ausdauer des menschlichen Körpers 1124
Australien. Almanach von Hobart-Town 868. Australisches Kollegium zu Sidney 1188. Naturschauspiel in den Gebirgen von Neu-Süd-Wales 1416. König-Georgs-Sund 1) Lage, Produkte und Klima 816. 2) Die Eingebornen 821. 3) Wohnungen und Lagerstellen 822. 4) Jagd und Fischerei 833, 838, 850. 5) Lebensart und Gebräuche 885, 890. 6) Die Mulgarradocks und die Krankheiten der Eingebornen 893. 7) Die Stämme, ihre Fehden und Leichenbegängnisse 893, 898, 922. 8) Sprache 922. Neue englische Kolonie 1000. Unterwerfung der wilden Stämme von Vandiemensland 796

Seite

B.

Baku. Naphthaquellen in s. Persien.
Bananen, die 1244
Baumschwamm, Mittel gegen Phthisis 1328
Baumwolle, Schicksale eines Pfundes 1143
Belgien, Statistik der Geisteskranken 908. Statistik der Bevölkerung 1276
Benares s. Indien.
Bentham, Jeremias. Nekrolog 874, 883. Vermächtniß 752
Bermudasinseln . . 1217, 1223, 1226, 1231, 1234, 1238.
Berberstämme, die 854
Berry, die Herzogin von 752
Byron, Lord. Aus dem Tagbuch der Gräfin von Blessington geschildert. 1073, 1077, 1081, 1085, 1094. Seine Tochter 964
Blaye, Schloß 1366
Bombay s. Indien.
Bonpland's Schreiben an A. v. Humboldt 1203. Ankunft in Buenos-Ayres 1308
Bourrienne im Irrenhause 1004
Bosporus, der 1157
Bossuet's Beichte einer Herzogin 1371, 1376
Braila, Weg nach 1142
Brasilien, Ameisen 1440. Zustand der Ureingebornen . 936
Buenos-Ayres. Die Schlacht von La Tablada 919, 954, 958, 970, 990, 994, 998
Bukarest 1113, 1132

C.

Calabrien s. Italien.
Castel nuovo, Belagerung von 1387
Ceylan. Der See Badgbiry 1223
Chantilly. Schloß. 1) Der Graf von Nord 1436. 2) Die Hundemesse 1439. 3) Die Lehenshuldigungen . . 1463
Chaptal, Graf von. Nekrolog 1123, 1127
Charleston s. Süd-Carolina.
Chassé, General 1351, 1408
Chili, Erdbeben in 783, 787, 792
China. Aufruhr auf der Insel Hai-nan 1040. Ausschreiben eines Kaisers wegen Regenmangel 1330. Besuch des

Seite

Kaisers bei seinem Grabe 952. Betrügereien der Chinesen 1252. Bettler in Canton erfroren 1268. Ehrenbezeugungen der Tochter eines Tatarenfürsten 948. Feier der fünfzigjährigen Regierung des Kaisers 1391. Freimüthigkeit eines Höflings 736. Huang-ho, der gelbe Fluß 1212. Klage eines Censors über die Studenten 1452. Handel mit Europa 1303. Mittagsmahl, chinesisches 1252. Peking, ein Tag in 1420, 1423. Sargutschei, Einsetzung eines neuen in Maimatschin 1092. Schwalbennester 1100. Spiegel, merkwürdiger 1452
Choktaw, s. Indianer.
Cholera, in Basra 902. Naphtha als Gegenmittel gebraucht 916
Christians VII, Königs von Dänemark, Verrücktheit . 1172
Clementi's Denkmal 1260
Coimbra 960
Coopers Heidenmauer . 933, 937, 965, 974, 978, 981, 986
Coulthourst s. Afrika.

D.

Diptam, Blitze aus dem Staub des 788
Douville, vor dem Forum der englischen Kritik . 1223, 1364

E.

Earle's Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neuseeland s. Tristan und Neuseeland.
Edson, das lebende Skelett 1344
Elskwatawa s. Indianer.
England. Ackerbautreibende Bevölkerung 1313, 1317, 1322, 1326, 1334, 1338, 1346, 1350, 1344. Anekdoten von Garrik 1364, 1392. Automat, wunderbarer 1212. Bäckerei des Schiffszwieback 1264. Banksystem in Schottland 1341. Bettler-Colonie unter einem Bogen der Londonerbrücke 1280. Bevölkerung 935. Bevölkerung von London 1228. Bier, historische Notiz über das englische 804. Briefpost mittelst Eisendräthe 932. Bürgerrecht von London, an Lord Grey ertheilt 868. Burns Wittwe 912. Butterverbrauch 848. Cannings Statue zu Liverpool 1284. Cobbett's Vorlesungen für die arbeitenden Klassen 759 — sein Reformfest 851, seine Aufnahme in Edinburg 1268. Condors, lebendige nach England gebracht 1340. Dampfboot, eisernes 928. Dampfwägen für gewöhnliche Landstraßen 1232, 1448. Dando, des großen Austernessers Tod 1068. Docks, die in London 1155, 1160. Eisenbahnen, die, von Liverpool und Manchester 1228. Eisenvertrieb 1252. Erklärung der politischen Union zu Liverpool gegen Wellington 752. Felsensprengung ohne Pulver 952. Finanzreform 1017, 1022, 1026. Flüche der Könige von England 1084. Gas-Vacuum-Maschine 948. Gasbeleuchtung von London 1148, 1324. Gesellschaft zur Herausgabe orientalischer Schriftsteller s. orientalische Literatur. Geisteskranke, 1120. Gesellschaften religiöse 1152. Herbarium der ostindischen Kompagnie 1128. Hörnerstrase der Ehebrecher 936. Joseph Bonaparte's eigenthümliche Lebensweise 1272. Irwing und die unbekannte Sprache 1284. Kautschukverbrauch 1384. Kettenbrücke 928. Kingsbench, Richter derselben 1364. Klage eines Journals gegen Nachdrucker als Diebe 986. Lady Barrymore 1284, Legion, englisch-deutsche 1175. London 1119. Marlowe's Ende 1332. Macdonald, s. gälischer Barde. Melone, riesenmäßige 952. Mehlhandel aus Calcutta 1316. Messerschmiedwaarenausfuhr 1184. News venders, Bewirthung der 820. Oeleinfuhr von 1831 bis 1832 932. Polizeiverhandlungen in London 828, 1407, 1138. Ramohun Roy's Schriften in London herausgegeben 1392. Seine Aussage vor dem indischen Kontrolle-Bureau 1415. Reformanhänger und ihre Verfolgungen im vorigen Jahrhundert 864. Reformfest zu St. Albans 864. Riesenskelett zu Launceston gefunden 1268. Rosenkranz Heinrichs VIII. 944. Rothe Krägen der Einwohner von Nottingham aus Sammet einer Familiengruft 1344. Russell, Lord John, 1216. Schuldverhaftungen. Zahl der, 784. Scillyinseln, Bibliothek, auf den 1108. Skelett, das lebendige, stirbt 1344. Sparkasse, 1368. Stanhope, Esther 1392. Steuerwesen 1019. Taschenkünstler, die Londoner in Brüssel 1076. Taucherapparate, neue 936. Taxen auf die Litteratur 880, 1240. Testament eines Erhenkten 1272. Times, die Oekonomie der Zeitung 776. — über die englische Bank 1096. Townsend, John, merkwürdiger Polizeidiener 991. Verlust, der englischen Bank von 1823 bis 1831 1096. Watt's Denkmal in Westminster 1204. Wahnsinn, seltsamer 912. Wirthshausschilde, von Künstlern gemalt 896. Zahnstocher, Gabeln, Regenschirme u. s. w. in England eingeführt 1383. Zahl der gebauten Schiffe 1108
Entomologische Gesellschaft zu Paris s. Frankreich.
Erdbeben 908, 1024, 1040, 1272

F.

Falke, der schwarze, s. Indianer.
Ferrall's Ausflug durch die Vereinigten Staaten s. Ver. Staat.
Fische, fliegende 1316
Fischfang der Engländer 1319
Fisch unbekannter 1172
Fliegen als Pestverkünder 1084
Fortschritte der menschlichen Gesellschaft 1256
Fra Diavolo, der Guerillaschef 1115
Frankreich. Abnahme der Hinrichtungen 1280. Alter Gebrauch von Neuvermählten 1104. Austern, vergoldete in Paris 960. Barthélemy Dichter, der Regierung verkauft 1336. Bibliographische Statistik 747, 751. Bibliotheken in Frankreich 840. Bischofsstab zu Arras, ein Werk Cellini's 1364 Brautschmuck der Königin von Belgien 1148. Chatel's, Abbé, neue französische Kirche 1320. Clot-Bey in Frankreich 1368. Conzerte, historische 1351. Contributionen seit 1789 aus Europa gezogen 1392. Dampfbotversuche unter dem Wasser 1136. Dauphins, die fünf französischen 800. Delpech, Professor ermordet 1341. Dialekte in Frankreich gesprochen 1140. Diebe, Edelmuth der, in Paris 1268. Dupuis Delcourt, des Aeronanten Schilderung einer Luftschifffahrt 916. Ehrenlegionskreuze vertheilt seit der Restauration 952. Entomologische Gesellschaft

764. Expedition nach dem Atlas s. Atlas. Expedition nach Aegypten zur Abholung der Obelisken 1036, 1244. Findelkinder, zunehmende Zahl der 887. Fourier's Phalangsterium 824. Fünfte Klasse des Instituts 1355. Gauner unter der Restauration bezahlt 1152. Gaunerstreich einer Weißzeughändlerin gespielt 1440. Grisettes, die zu Paris 995, 1002, 1006, 1009. Handel, auswärtiger im Jahre 1831, 1428. Hemeralopie zu Belfort 848. Hinrichtung, gräßliche zu Saint Flour 948. Höllenmaschinen 960. Jerrmann auf dem Theatre français 912. Journale von Paris 1147. Klage eines Grafen auf Kuppelpelz 983. Körperstärke ungewöhnliche eines Kürassiers 1240. Literatur. Fourier 775. Altfranzösische 1363. Louis Philipp, Sohn eines italienischen Gefängnißwärters 1359. Lloyds, französisches 1404. Ludwig XVIII, Anekdote von ihm 900. Medaille auf Heinrich V. 1444. Mommifikation, Erfindung der 1212. Monthyons Preisvertheilung 976. Moralische Statistik des Landes 847. Münzen seit Napoleon geschlagen 1228. Penicière, Schloß 848. Phänomen zu Chartres 908. Philosophie und die Philosophen der Restauration. 2) Cousin und der Eklektizismus 902, 905, 930. 3) Guizot und die Doktrinäre 1189, 1193, 1197, 1201. Preise der geographischen Gesellschaft zu Paris 780. Prophezeyung, alte 1341. Reichstadt, die französischen Blätter über den Herzog von 847. Reichthum eines Schmelzarbeiters 1256. Saint Martin. Nekrolog 833. Schmutz und Elend des gemeinen Volks in Paris 815. Staatsschuld seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts 908. Statistische Notizen 796. Talleyrands Schuh 916. Theatereinkünfte zu Paris 884. Thee-Ersatz in den Schiffswerften 1416. Trappist, seltsame Lebensgeschichte eines 927. Vendée im Jahre 1832 s. Vendée. Vermögen der Mutter Napoleons 1548. Zahl der Choleraverstorbenen . 1152

G.

Gälischer Barde. 1180
Gehirnverwundung, merkwürdiger Fall von . . 1332
Geisteskrankheiten 1196
Gewicht des Menschen in verschiedenen Lebensaltern . 1148
Ginseng, die Wurzel 836
Griechenland. Barbier, ein griechischer 943. Ithaka 752. Musik und Tanz 1409, 1414, 1418, 1421, 1426. Osterfest zu Nauplia 764. Tagbuch eines Reisenden: 1) Tod und Begräbniß eines Palikaren 1261. 2) Hinrichtung zu Nauplia 1266. 3) Ein Neugrieche 1269, 1274, 1278. 4) Kriegsfahrten im Peloponnes, 1281, 1286, 1290. 5) Ueberfall und Kampf . . . . . . 1297, 1302.
Grönland. Echo, starkes unter den Eisbergen 896. Gesellschaften und Gastmähler 1331. Gesangeskämpfe 1331. Heirathsgebräuche der Grönländer 1528. Sonnenfest . . 1331
Grünes Vorgebirg. Hungersnoth auf den Inseln . . 1344
Guyana, Reisende in 808

H.

Hall's Kapitän Erinnerungen aus Indien s. Indien.
Handel in verschiedenen Ländern 1016
Hämeralopie s. Frankreich.
Hebriden, die neuen, im Jahre 1830, 797, 801, 806, 813, 830. Ermordung eines Kapitäns und seiner Mannschaft 1024. Schnupfen bei den Bewohnern der alten Hebriden bei Ankunft eines Fremden 824
Holland. Marine 1035
Holmann, der blinde Reisende 1296
Hugo, Victor. Ode auf Napoleon II. . 1131, 1159, 1195

I.

Jamaika, Bilder aus . . 834, 857, 862, 870, 897
Japan. Charakter der Japanesen 816. Namen der Japanesen für Europa 816. Siebolds Nippon-Archiv . . 907
Java. Heirathsgebräuche der Malaien 1104. Weiber der Javaner 1412
Ibrahim Pascha, vor Saint Jean d'Acre 1141
Illyrien. Ausflüge nach: 7) Montenegro 773. 8) Pastrovich 778, 786
Indianer. Ausgestorbene Race in Nordamerika 860. Choktaw-Indianer, Hymnenbuch in ihrer Sprache 888. Gaukler und Aerzte 1345. Indianerbund, letzter gegen die Nordamerikaner: Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa 1053, 1057, 1062, 1066, 1070, 1082, 1086, 1090. Kampf mit den Nordamerikanern 1008. Kriegszüge und Krieger in Illinois 1368. Die Indianer auf Neufundland 1111. Der schwarze Falke und die weiße Wolke 1240. Tscherokisisches Alphabet 1375. Winnebagosindianer . . 1315
Indien. Aerzte der Hindus 1332. Aufruhr zu Bombay wegen Erschlagen der Hunde 1132. Baumwollenproduktion der Birmanen 1052. Benares 1177, 1182. Befestigungskunst der Birmanen 1092. Berge des nördlichen Hindustans und ihre Höhen 1132. Britische Besitzungen in Indien 1059. Blatternbeschwörung 1419. Calcutta, Tag eines reichen Engländers in 1431. Dschaggernat, Tempel zu 730, 980. Einschläferung der Bauernkinder auf dem Himalaya 828. Elephantenfang 1188. Fischfang durch abgerichtete Fischotter 1060. Flächeninhalt der Besitzungen der ostindischen Kompagnie 732. Hall's Erinnerungen aus Indien 1) Bombay 788, 794. 2) Ein Fest bei Mohammed Ali Khan 909, 915. 3) Die Hungersnoth und die Heuschrecken 1013, 1021, 1030, 1034, 1058. Kandy, Exkönig von 1156. Leichenbegängnisse bei den Birmanen in Pegu 803. Menschenopfer 1088. Mineralien im Birmanenreiche 984. Prophet in Mittelindien 1000. Runschet Sing's Zusammenkunft mit Lord Bentink 767, 771. — Kapitän Wade's Besuch bei ihm 1107. Selbstopferungen der Hindus 1464. Skinner's und Mundy's neueste Schriften über Indien 940, 951, 955, 959, 965, 967, 971, 975, 979, 987, 994, 1004. Steinkohlenlager am Indus entdeckt 1580. Thugs oder Phansigars 856, 859. Ungeziefer in Indien 1316. Vermählung eines Hindu . . 1456
Johanna, die Insel 753, 758, 770, 785
Joubert, General, sein Denkmal 916
Irland, Auktion der Auspfändungen 732. Eid der Weißfüßler 1056. Feuerversendung 760. Hinrichtung eines

Seite

rebellischen Schulmeisters 936. Oeffentlicher Geist 1064. Seltene Gattenliebe 860. Volksversammlung zu Knoktopber 908. Wundarzt vor vierzig Jahren 911. Wunderwasser gegen die Cholera 1151

Island, Abnahme seiner Bevölkerung 1384

Ithaka s. Griechenland.

Italien, Azurgrotte 1407. Baverini erster Operndichter 1380. Bevölkerung von Girgenti 1412. Bohrversuche entdecken einen Sauerbrunnen 1352. Calabrien, Streifzüge 777, 782, 790, 805, 810, 814, 825. Dante's Grabmal 1332. Dramaturgie, neueste. Silvio Pellico 1207, 1211. Gedächtnißstärke dreier Knaben in Sizilien 1204. Gherardi's Flugschrift über Mittelitalien 776. Heiligsprechungen in Rom 740. Himmelfahrt der päpstlichen Bannbulle zu Ancona 876. Industrieschule von St. Michael zu Rom eröffnet 1336. Maremmen s. Maremmen. Moccia, der forsleichte 936. Pilla's Journal des Vesuvs 916. Pompeji, Hafen entdeckt 1444. Scarpa, berühmter Anatom, stirbt 1348. Statistik von Syracus 1215. Zanoni, berühmter Arzt, stirbt 1100. Zustand der Wissenschaften in Italien. 2) Das lombardisch-venetianische Königreich 808, 818, 823, 829, 841, 846. 3) Toscana, Modena und Parma 1043, 1046, 1050, 1054, 1058

K.

Kalmuken, gelbe Hautfarbe ihrer Race eigenthümlich . 1348

Kamel, das arabische 896

Kanada. Beschreibung von 1075, 1080. Charakter der Einwohner 1099. Hochzeiten 1099. Klima und Lustbarkeiten 812. Wohnungen 1104. Graf Stirling's Güterankauf für arme eingewanderte Engländer 848. Verwüstungen der Cholera 896

Kandhy s. Indien.

Kap der guten Hoffnung. Elephantenjagd 1013. Handel 976

Kaukasus. Briefe, aus dem: I. Kasi Mullah's Belagerung von Tarki 899, 903. II. Angriff Kasi Mullah's auf Derbent 919, III. Erstürmung von Düwel 1036. IV. Erstürmung von Erpilet 1179

Kirgisen, die 1071, 1095

Kröten, Versuch über die Lebenskraft der 1336

L.

Landers Entdeckungsreisen auf dem Niger. 3) Reise nach Dschenne 745. 4) Aufenthalt in Dschenne 750. Ein Tornado 751. 5) Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Tracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter 765, 769, 774. 6) Die Hauptstadt von Yarriba. — Mansolah und seine Höflinge. — Die Felatahs 781. 7) Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Die Mollams. — Großes Pferderennen 834, 837, 843. 8) Bussa. — Der König und seine Midikl. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — 845, 849, 858. 9) Yauri. — Noth der Reisenden. — Rückkehr nach Bussa 881, 886. 10) Besuch in Wouou. Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen 901, 906, 910, 915. 11) Volksfest zu Bussa. — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze. — Mondsfinsterniß 997, 1001, 1014, 1018. 12) Fahrt auf dem Kuarra. — Pataschie. — Glaube an Zauberer. — Strafarbeitshaus auf Pataschie — Fetischpriester 1117, 1121. 13) Begebnisse in Layaba. — Nigerscenerie und die afrikanischen Landschaften. — Der Berg Kesa. — Der König des schwarzen Wassers — 1127, 1129, 1134, 1137. 14) Geschichte von Nuffie. — Der Mollam Dendo — Menschenmarkt zu Rabba — Zagozhi und seine Bewohner 1160, 1166, 1185. 15) Gefahren auf dem Flusse — Egga — Tanz eines hundertjährigen Häuptlings 1357, 1362. 16) Kakunda und mohammedanische Schule daselbst. — Der Fluß Tschadda — Boqua — Wunderkraft der weißen Farbe 1365, 1370, 1374. 17) Aufnahme zu Damoggud — Die Todtenerweckung — Gefangennehmung der Reisenden. — Das Palaver zu Kirrih. — Schluß. . 1453, 1457, 1461

Leperos, die in Mexiko 1319

Llorente, des Geschichtschreibers der spanischen Inquisition Elend und Ende 896

Louis Philipp s. Frankreich.

Lutschu-Insulaner, die und Napoleon 1135

M.

Madagaskar, Christenthum auf 1432. Tracht der Eingebornen 1436

Mäßigkeitsgesellschaft, auf den Schiffen eingeführt . 1140

Magier, die neuern im Orient . . . 1023, 1027, 1031

Magnetberg s. Südamerika.

Magnetismus seltsamer Fall von 1152

Magnetnadel von Felsen influenzirt 1284

Manilla, Erdbeben daselbst 1024

Maremmen, die toskanischen 1221, 1225, 1229, 1233, 1237, 1242, 1246, 1250

Marokko s. Mogh'rib.

Martignac über die spanische Revolution s. Spanien.

Mauritius, Insel die, Bevölkerung 1344. Zuckerproduktion 1000

Metalle, Verbrauch der edlen 824

Missionen der mährischen Brüder 1183

Mississippi Bleiminen s. Nordamerika.

Moccia, der forsleichte Geistliche s. Italien.

Mogh'rib. Washington's Reise im 1) Tandscher 917. 2) Reise von Tandscher nach der Hauptstadt 921, 926, 938. 3) Die Hauptstadt 940, 947. 4) Die Bevölkerung 957, 966. — Graberg van Hemsö's Beschreibung des Mogh'rib. 1) Geographische Lage 1309. Küsten und Seehäfen 1310. Berge und Thäler 1314. Flüsse und Seen 1318. 2) Klima und Boden 1321. 4) Produkte. Mineralreich 1325. Pflanzenreich 1325. Thierreich 1326. Wohnungen und Städte 1329, 1333, 1337, 1342, 1345, 1349, 1353, 1358. 5) Bevölkerung 1361, 1366, 1369, 1377, 1381, 1385, 1390. 6) Civilisation 1429, 1433, 1437, 1442, 1445, 1450

Seite

Moldau. Zustand des Medizinalwesens in der . 1441, 1446
Musik, Wirkung der, auf Wilde 1412

N.

Nekrologie des Jahres 1832 1007
Negerknabe, sich weiß färbender 1148
Neuschottland, die Seenebel 1388, 1395
Neu-Seeland, Abenteuer auf 953, 969, 973, 989, 1005, 1010. Bittschrift neuseeländischer Häuptlinge an den König von England 1448. Hölzer zum Feueranmachen . 1136
Neu-Süd-Wales s. Australien.
Nigerexpedition, neue 916, 1092
Nord-Amerika. Ausforderung zwischen einem amerikanischen und englischen Offizier 1344. Bärenritt eines Deutschen 1260. Bleiminendistrikt am obern Mississippi 1125, 1130, 1134, 1139. Dampfschiffahrt, Zunahme der 948. Dodge, General läßt Indianer skalpiren 1008. Hände, künstliche, erfunden 1344. Höhen, verschiedener Berge und Seen 1296. Indianerracen, ausgestorbene s. Indianer. Meteorsteine 1048. Eine Nacht in der Steppe 1292, 1295. Neuwied, Prinz von, reis't nach Nordamerika 980. Pelzwerkhandel von 1825 bis 1830 1008. Pflanzenreich des amerikanischen Polarmeeres 1040. Ueberlieferungen: 1) Entdeckung des Niagara 861, 866. 2) Der Indianer und der Jäger 873, 878. Slater Kapitän 1383. Trolloplsmus 1372. Weißköpfiger Adler 1328. Zahl der Zeitungen im britischen Nordamerika 856

O.

Obelisken von Luxor s. Frankreich.
Opiumhandel der ostindischen Kompagnie 931. Opiumproduktion 1312
Oporto 880
Orlan 1216
Oran, Bevölkerung von 835
Orientalische Literatur 706. Hammers Uebersetzung des Marc Aurel in's Persische 756. Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller. 1. Artikel 1209, 1213. Uebersetzung des Scheikh el Mody: ein orientalisches Gastmahl 1415. 2. Artikel: Das Leben von Scheikh Moham-Ali Hazin von ihm selbst geschrieben 1241, 1254
Ozeaniden, die. Ihre Eintheilung. 1273. Australischer Urstamm 1277. Carolinischer Urstamm 1282. Polynesischer Urstamm 1283

P.

Paganini, Anekdoten von 1116
Palenque, die Ruinen von 1020. Neueste Nachrichten . 1460
Papus, die 1239
Papyrusbereitung der Alten 820
Paraguay, Handel mit 792
Perier, Kasimir. Charakter 832
Persien. Lithographische Anstalt in Schiras 1020. Nachricht von einigen persischen Städten 839, 843. Naphthaquellen in der Provinz Baku 788. Persepolis, Zeichnungen der Basreliefs der Ruinen von 1223. Pestverheerungen am persischen Golf 1284
Petra, Entdeckung der alten Stadt 1440
Polarmeer, Fahrt im 1340
Peru. Chiritmanos, fahrende Aerzte 1332. Regenmangel in 828. Schicksale eines Abkömmlings der alten Inkas 1325
Pest, merkwürdiges Beispiel von Ansteckung . . 1324
Pestkranke, die, in Jaffa 925, 930, 934
Phänomene 1140
Pitcairn-Eiland. Auswanderung seiner Einwohner nach Taheiti 816
Pinterlar, Granitbruch 1199, 1219
Polecat, das Stinkthier 1316
Portugal. Coimbra 960. Historische Uebersicht der politischen Ereignisse vom Jahre 1820 bis jetzt 932. Der Kampf in Portugal 1133. Oporto 880. Sekte der Sebastianisten 964

Q.

Queteler's Abhandlungen über Gewicht des Menschen . 1148
Quito. Boussingault's oreographische Reise in 768. Charwoche in Quito 1097. Indianergift Curaßi 1107. Prozessionen der Almas santas 1101

R.

Ranschet Sing s. Indien.
Roß, Kapitän, Expedition zu seiner Aufsuchung . . 1332
Rußland. Aegyptische Sphinxe zu Kronstadt angekommen 976. Anekdote von der Belagerung von Schumla 812. Anekdote von dem russischen Kaiser 816. Angora-Ziegen in Podolien 1276. Bevölkerung von Petersburg 1327. Entdeckung von Smaragden im Ural 780. Expedition zur Untersuchung der Jenisseymündung 1196. Frankland's Bemerkungen über den russisch-türkischen Feldzug 804. Gefahr einer Ueberschwemmung von St. Petersburg 748. Granitsäule aus Finnland 1036, 1120. Handel 872. Handel mit Aegypten 1276. Heuschrecken in der Ukraine 820. Hohes Alter in Rußland 840. Literatur 1063, 1067. Marine, Ausgaben für die 1380. Naphthaquellen in der Provinz Baku s. Persien. Persische und türkische Städte, neu eroberte 839, 843. Pinterlar s. Pinterlar. Preisvertheilung der k. Akademie zu St. Petersburg 912. Schwefelregen im Gouvernement Moskau 800, 908. Sibirien, Reisen in, s. Sibirien. Strenger Winter in Astrachan 844. Uralische Bergwerke, Ertrag der 1184. Varna, von den Russen erobert s. Varna. Waarenschätzung auf dem Markt zu Nischnei-Nowogrod 1416. Weinbau in der Krimm 1172

S.

Saint-Martin s. Frankreich.
Saint-Simon. Selbstbiographie 739, 743
Saintsimonisten. Ueber den Saintsimonismus in seiner letzten Entwicklung. Vierter und letzter Artikel 757, 761, 766. Leichenbegängniß des Apostels Talabot 880. Mord eines Saintsimonisten 1361. Protestschrift gegen sie 892. Prozeß Enfantin's vor den Assisen 1083, 1087, vor dem Zuchtpolizeigericht 1256. Streitigkeiten mit der Polizei . . 848
Sandwichinseln, Missionäre auf den 1116

Seite

Sardinien, neu entdeckte Höhle am Kap della Caccia . 740
Say, Jean Baptist. Nekrolog 1379
Schellöchen, die 1369
Schlangen giftige in Basra 866; in Südafrika 1439. Untersuchung des Naturforschers Duvernoys über das Schlangengift 916
Schmetterlinge, phosphoreszirende 1312
Schweden. Hedenborg, der Naturforscher aus dem Orient zurückgekehrt 1036
Scillyinseln s. England.
Scott, Walter, Aufzählung seiner Werke 872. Charakteristik 1015. Tod. 1144. Züge aus seinem Leben und Schriften 1227, 1235, 1255, 1251, 1293, 1299, 1303, 1307, 1311, 1335, 1339. Leichenbegängniß 1171. Versammlung zu seinen Ehren in Edinburg : . . 1232
Sellow's, des Naturforschers Ende 1308
Siam. Fruchtbarkeit 1008. Handel mit Singapur 1248. Nachrichten neueste 1168. Klima und Thierreich. Das Einhorn 1170. Tigergattungen, Reptilien 1173. Pflanzenreich 1174, 1178. Namen der Siamesen 1178. Religion 1179. Der weiße Elephant 1187
Sibirien, Erman's neueste Reisen in 865, 869, 874, 877, 882, 889, 894
Sklaven, Zahl der, in verschiedenen Ländern . . 1092
Skrzynezki, noch eine Stimme über 918
Slavonier in Konstantinopel 1145, 1150, 1154
Soldatenzahl in Europa 1428
Spanien. Albufera, Jagd auf dem See 1172. Kunstausstellung 1408. Literarische Anstalten und Druckschriften 1089, 1093, 1098, 1103. Martignac über die spanische Revolution 1205, 1210, 1215, 1245, 1249, 1253, 1258. Straßenräuber, die 1105, 1110, 1114, 1118
Spinnengewebe, Gespinnste aus 816
Sprachen, Zahl aller bekannten 936
Süd-Amerika, Gold- und Silber-Bergwerke 1347, 1367. Neger-Ehen 1136. Humboldts Sonnenuhr zu Kumana 940. Magnetische Felsen am Kap Horn 752. Rachen des Charon, eine Episode aus dem südamerikanischen Freiheitskampfe 1373, 1378, 1382, 1386. Süd-Carolina. Charleston 977, 982, 985, 1065, 1069, 1074, 1078. Neueste Untersuchungen der Südspitze des amerikanischen Kontinents 755, 763. Schlacht von Tablada s. Buenos Ayres.
Syrien. Festigkeit der Wohngebäude 1300

T.

Talleyrands Gemahlin 1343
Tekumseh s. Indianer.
Temeswar s. Ungarn.
Theepflanze, in England kultivirt 836
Thugs, indische Mörderkaste s. Indien.
Tikopalme, die 1415
Torrijos Tod 755, 763
Trebisond, Handel, in den Jahren 1830 und 1831 . . 876
Trelawney's Abenteuer . 1399, 1403, 1411, 1431, 1435
Tripolis 1031, 1055, 1103, 1163 1167
Tristan d'Acunha, Abenteuer auf . . . 928, 942, 945
Tscherokisen, Erfinder des tscherokisischen Alphabets . 1375
Tübet. Dzangbo, der Irawaddy 1040
Türkei. Geschenk des Sultans für eine Schrift über die Bibel 1252. Konstantinopel 1162. Politischer Einfluß der türkischen Mönche 1108. Werk in der türkischen Druckerei herausgekommen 1212

U.

Ungarn. Reise durch 1) Die Pußtaf 1025. 2) Die 3 W. der Reisenden 1028. 3) Temeswar 1032. 4) Die Karpathen 1037. 5) Die Zigeuner 1040. 6) Hermannstadt 1040. 7) Kronstadt 1044. 8) Der Tömöser Paß 1049. 9) Erste Nacht in der Wallachei 1061. 10) Reise durch das Hochgebirg 1061. 11) Ein Tag in Lipovan 1109. 12) Bukarest 1113, 1122. 13) Weg nach Braila 1142. 14) Galatz 1146. 15) Donaufahrt] 1149

V.

Varna, die Uebergabe von und Jussuf Pascha . . . 863
Vendée, die im Jahr 1832 . . . . . . 799, 807
Vereinigte Staaten. Ausflug durch die 1243, 1247, 1367, 1275, 1279, 1283, 1287. Bestimmung der Länge von New-York 804. Brücke, merkwürdige hölzerne über den Genessee 872. Choktawsprache s. Choktaw. Eisenbahn-Journal 840. Ehrliche Schuldenmacher 796. Eintheilung, offizielle der Bevölkerung 876. Expedition nach den Felsengebirgen 776. Kirchenwesen 1393, 1398, 1402, 1413, 1430, 1434, 1438. Matrosenzahl 1100. Schützen, die von Kentucki 893. St Augustin, Gesundheitsort in Ost-Florida 1197. Züchtigung der Malaien 1416

W.

Wallachei. Eine Nacht in der 1061. Reise durch das Hochgebirge 1061. Handel mit der 872
Wallfischsprung s. Bermudasinseln.
Wellington. Seine Persönlichkeit 731
West, Benjamin 1153, 1158, 1165, 1170, 1174, 1181, 1190, 1194, 1198, 1206, 1218
Weltmeer großes, dessen Inselbevölkerung s. Ozeaniden.
Wilberforce, Katarakte, die 1300
Winnebagos s. Indianer.
Woronzow, Graf, stirbt 772
Wright Miß. 1062, 1288
Wunderknaben s. Italien.

Z.

Zlagatara, japanesischer Name für Europa . . . 796
Zigeunerkönig, der 993
Zohrab, der Geisel 1389, 1394, 1397, 1401, 1405, 1410, 1417, 1425, 1435, 1449, 1454, 1485

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 183. 1 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Von einem französischen Artillerieoffizier erzählt in der „Revue de Paris.“)

Die Vertheilung der neuen dreifarbigen Fahnen geschah an einem jener sonnighellen Tage des afrikanischen Himmels. Das Heer war am Seegestade in Schlachtordnung aufgestellt; das ruhige Meer glich einem glühenden Spiegel. Ein feierliches Schweigen herrschte; man hörte nichts als das Gemurmel der Wogen, die leise an das Ufer stießen; aber mitten in dieser Ruhe, dieser erwartungsvollen Stille malten sich die Regungen der Herzen in den Augen, auf den braunen Gesichtern der Soldaten. Es war ein herzerhebender Anblick, die dreifarbigen Fahnen im Nordwinde rauschend flattern zu sehen, wie sie sich stolz nach dem Mittelpunkte der Bataillone bewegten. Aber als die Trommeln den Feldmarsch schlugen, als der Ruf: „Präsentirt das Gewehr!“ durch die Luft ertönte, als zwei flüchtige Blitze die Fronte hinunterzückten, und die Fahnen sich neigten, ergriff alle Gemüther tiefe Rührung, und nur eine Stimme brach mit einem Male aus Aller Mund und weit hin scholl es am Gestade: „Es lebe die dreifarbige Fahne!“

Die Wiederentfaltung der dreifarbigen Fahne erweckte dieselbe Begeisterung bei der Armee von Afrika, wie in Frankreich. Die jungen Soldaten begrüßten sie wie eine alte Freundin; sie brannten von Begier, zu beweisen, daß sie ihrer würdig seyen. Unter demselben afrikanischen Himmel hatte sie einst so ruhmvoll geglänzt, war sie so allbekannt; es war an ihnen den alten Ruhm des vaterländischen Banners zu wahren; sie hofften zu den großen Namen der Pyramiden, Abukir und Heliopolis, die in seine leuchtenden Farben eingegraben waren, noch einen oder den andern Namen beizufügen. Sie sollten unter den Augen eines Feldherrn in den Kampf gehen, den sie von Grund ihres Herzens aus gewünscht hatten; General Clauzel sollte sie anführen, der im Angesichte des Feindes mit seiner jungen Armee bekannt zu werden wünschte. Allein die schwierige Verwaltung von Algier nahm noch seine ganze Thätigkeit in Anspruch, und die schon beschlossene Expedition nach dem Atlas wurde noch einige Zeit verschoben.

Ein schöner Herbsttag war zum Aufbruch bestimmt. Am 17 November 1830, gegen sieben Uhr Morgens, war der Platz vor den Gebäuden der Regierung von Volk erfüllt, das mit seinen tausenden von Köpfen hin und her wogte und von tausend und aber tausend Stimmen wie ein unruhiges Meer brauste. Das Volk von Algier ist heftig und geschwätzig; das Blut des Arabers ist heiß und seine Zunge wortreich. Man hatte jene bunte Bevölkerung Algiers vor Augen, jene Mischung von Farben, Religionen und Trachten; Schwarze, Weiße, Kupferfarbige; Juden, Christen, Muselmänner; den glänzenden Abescha der Mauren, den Bürnus des Beduinen, das runde Kamisol des Marseillers; die seltsamste Versammlung, die den wunderlichsten Anblick gewährte. Wie vielerlei verschiedene Wünsche mochten in diesen vielen Herzen rege werden! Kaum vermochte der Maure seine Freude zu bergen, und lächelte verstohlens in den Bart; denn man hatte gesagt: „Die Kabylen des Atlas sind unbezwinglich; nie werden die Franzosen durch die eisernen Pforten eindringen. Man erwartet sie dort in einem Hohlwege, wo man sie mit Felsstücken zerquetschen wird.“ Aber schon wieherten die Rosse freudig in die Morgenluft hinein. Der Mameluke Jusuf zog aller Blicke auf sich. Er hatte ein arabisches Pferd mit langer Mähne bestiegen, und grüßte in anmuthiger Leichtigkeit einherstolzierend mit seinem morgenländischen Kopfe. Das gefällige Wesen Jusufs und der Ausdruck von Kühnheit in seinem Gesichte schienen eine sehr abenteuerliche Harems-Geschichte zu bestätigen, die er am Hofe von Tunis erlebt haben soll, und derenwegen er nach Algier zu flüchten gezwungen war. Der junge Muselmann, der im Begriffe stand, mit uns ins Feld zu rücken, schien sich zu einem verliebten Stelldichein herausgeputzt zu haben.

Der General Clauzel erschien, an seiner Seite der Chef des Generalstabes, Generallieutenant Delort; man stieg zu Pferde. Wir durchzogen die lange Straße von Babazun, deren Einwohner meist Kaufleute, von unserem Aufenthalte in Algier guten Gewinn gezogen hatten; sie grüßten mit Freudengeschrei den Oberfeldherrn, als wollten sie uns zurufen, daß unsre Sache auch die ihrige sey. Bald hatten wir die Heeresabtheilung, die zur Expedition bestimmt war, auf der Straße nach Belida eingeholt. Sie bestand aus ungefähr achttausend Mann von allen Waffengattungen; siebentausend Mann Infanterie waren in drei Brigaden unter die Generale Achard, Monk d'Uzer und Hurel vertheilt; zwei Batterien Artillerie, eine davon Gebirgsgeschütz; zwei Kompagnien vom Geniewesen, Chasseurs und Zuaven. Der Obristlieutenant Admirault kommandirte die Artillerie, der Obristlieutenant Dupeau die Ingenieurs. Alle diese Truppen standen unter Befehl des Generallieutenants Boyer.

Der Aga von Algier stieß in der schönen Ebene von Metidja zum General en Chef und sein zahlreicher Generalstab mischte sich unter den unsrigen. Alle Offiziere des Aga waren mit ihren großen weißen Burnus bekleidet; ihre kupferbraunen Gesichter schauten unter blendend weißen Stoffen hervor, die eine braunwollene Schnur in Gestalt eines Turbans um den Kopf festhielt, und gewannen durch diese grellabstechenden Farben einen eigenen Ausdruck. Es waren Riesengestalten auf kleinen windschnellen Pferden; ihre Flinten von erstaunlicher Länge, reich von Silber blitzend, mit dem Kolben auf den Schenkel gestemmt aufwärts getragen, wie man die Reiter einer ältern Zeit abgebildet sieht, und ihre hochaufgerichteten Lanzen standen trefflich zu ihren grimmigen Gesichtern. Der Aga und der neue Bey von Titterp führten allen Glanz und Luxus des Orientes mit sich. Ohne gerade eine besondere Ernsthaftigkeit zu zeigen, sprach sich in ihnen doch die ganze Würde aus, die den Morgenländern angeboren ist. Selten findet man jedoch unter ihnen Gesichter, die ein tiefes Denken verriethen.

Abends gelangten wir nach Bufarik, eine ganz freie Gegend in der Ebene von Metidja. Nichts als ein Marabut (Grabmal eines moslemitischen Heiligen), ein kleines Buschwerk und ein mächtiger Baum war zu sehen, der, Zeuge der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und manches Jahrhunderts, vielen Generationen der Araber in dieser Wüste Schatten geliehen. Der Boden war völlig trocken, die Luft rein, Wasser und einiges Holz für die Bivouakfeuer zur Hand. Der Ort war zu einem Nachtlager unter freiem Himmel herrlich gewählt. Die drei Brigaden lagerten sich in Gestalt eines Dreieckes, so daß jede derselben eine Seite desselben bildete. Das Hauptquartier lag im Marabut; dicht daran stieß das kleine Wäldchen von Trauerweiden und Akazien, die mehrere Gräber beschatteten. Bald hatten wir den Schmerz es unter den Aexten der Soldaten fallen zu sehen. Nur noch einige Strünke blieben stehen, die schwarz abstachen von dem röthlichen Hintergrund des Nachthimmels. Das kleine Marabut gab mehreren Offizieren Unterkunft; mit so viel Ehrfurcht als möglich legten sie sich neben den Gebeinen des Heiligen schlafen. Man konnte bemerken, daß dieser Ort, obgleich so weit entfernt von Algier, von der Frömmigkeit der Moslimen nicht vergessen geblieben war. Das innere Gemach war reinlich gehalten; auf dem Grabe des Heiligen lagen noch frische Blumen und zwei kleine seidene Decken; was mich aber am meisten rührte, war ein großes Gefäß mit Wasser für die Reisenden. Man weiß, wie sehr die Gastfreundschaft von den Arabern in Ehren gehalten wird. „Sey willkommen" — ist das erste Wort, das stets den Ankommenden auf der Schwelle des arabischen Zeltes begrüßt. Für gottlos würde der Araber gehalten werden, der nicht den Fremden einige Milch zur Erfrischung böte, und eine Matte, um darauf auszuruhen, geschützt gegen den heißen Sonnenbrand.

Am folgenden Tage fiel den ganzen Morgen ein dünner und kalter Regen. Der Weg von Bufarek nach Belida war nicht lange; das Heer setzte sich gegen Mittag in Bewegung und marschirte nach dieser Stadt. Nirgends stellte sich ihm anfangs ein Hinderniß entgegen. Schon berührten wir zu unserer Linken die Vorhügel des Atlasabhanges, an dessen Fuße Belida liegt. Schon erblickten wir in der Ferne die schlanken Minarets dieser Stadt aus einem breiten Gürtel von Grün emporsteigen; als wir eine lange Linie arabischer Reiterei sahen, die vom Fuß der Hügel an, vor der Stadt sich hinzog und zu unsrer Rechten in Orangenwäldern sich verlor. Die Kabylen des Gebirges hatten sich, mit den Einwohnern von Belida vereint, so gut sie es wußten, in Schlachtordnung aufgestellt, um uns den Eingang in die Stadt zu verwehren. Der General en Chef gab seine Befehle, die Kolonnen entfalteten sich, und bald standen wir in einer mit den Arabern gleich langen Fronte unsrem Feind gegenüber. Die erste Brigade machte eine Bewegung auf dem rechten Flügel, die zweite rückte vor, und nahm die Stellung der ersten ein; die dritte Brigade bildete die Reserve. Die Artillerie von einem Bataillon gedeckt, nahm Position auf dem linken Flügel, wo sie das ganze Feld bestrich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Vendée sammt den benachbarten Provinzen war von dieser Uneinigkeit zwischen Adel und Bauern, die für das übrige Frankreich so traurige Folgen hatte, so ziemlich frei, und zwar größtentheils aus lokalen Umständen. Der Landstrich, von dem die Vendée den Mittelpunkt bildet, begreift einen viel größern Flächenraum als jene Provinz, die man mit dem besondern Namen der Vendée bezeichnet, nämlich einen bedeutenden Theil der Departements Maine und Loire, der untern Loire, der beiden Sèvres und die eigentliche Vendée. Der Boden ist eben nicht für den Ackerbau geeignet, dagegen der Viehzucht sehr günstig. Er ist in Weidetriften eingetheilt, die zwar von nur mäßigem Umfange, aber desto ergiebiger sind, und zwischen Gehölzen zerstreut liegen, weßhalb auch dieser Theil des Poitou den Namen „Bocage" erhielt. Die Bauern lebten hier auf abgesonderten kleinen Pachtungen und in einer Art von Unabhängigkeit; zwar war keiner reich, dagegen seufzten sie aber auch nicht unter unerschwinglichen Abgaben, weil sie, wegen der übernommenen Verpflichtung, die Austrocknungskanäle in Stand zu halten, von den drückendsten Lasten befreit blieben. Diese Kanäle, die schlechten Straßen, zahllose Hecken, die Wälder, auf die man so häufig stößt, und die öftern Regen, machen die Vendée für Fremde fast unzugänglich; die Einwohner dagegen, mit diesen Beschwernissen vertraut, durchschreiten ihre mühsamen Wege mit Hülfe langer, mit Eisen beschlagener Stangen, die sie stets mit sich führen, und die in Kriegszeiten in ihren Händen oft zu furchtbaren Waffen wurden. Die Vendéer waren ein religiöses, sittlich gutes und friedliebendes Volk, die keinen andern Wunsch hatten, als sich die Ausübung ihres Kultus, ihre Gesetze, und die von ihren Vätern ererbten Besitzungen zu erhalten. Der Charakter der Edelleute in der Vendée näherte sich mehr den ursprünglichen als den neuern Sitten des Landes; sie lebten meist auf ihren Gütern, und Jene, die von Zeit zu Zeit nach Paris gingen, waren verständig genug, wenn sie nach dem Bocage zurückkehrten, die Sitten der Hauptstadt gegen patriarchalische Einfachheit zu vertauschen. Machten die Damen Ausflüge, so geschah dieß entweder zu Pferde, oder in Fuhrwerken von Ochsen gezogen; ging der Herr auf die Jagd, was

in den waldigen Distrikten häufig geschah, so war er von seinen Bauern begleitet, die diese Uebung nicht minder liebten als ihre Herren, und hiedurch sich zu trefflichen Schützen bildeten. Die Pachtungen selbst, und die Art ihrer Bewirthschaftung trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, das Band gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen Eigenthümer und Zinsmann zu befestigen, da beide den Ertrag theilten, und folglich ein gemeinsames Interesse sie aneinander fesselte. Der Pächter hatte die Heerde zu besorgen, wofür er dem Eigenthümer einen, mit dem Ertrag in Verhältniß stehenden Pacht bezahlte, und so hatten Beide gleichen Antheil an den glücklichen oder unglücklichen Wechselfällen des Pachtjahrs. Es gab nur wenige Pachtungen, die einen größern Pachtschilling bezahlten, als 25 bis 30 Louisdor des Jahres; Wer zwanzig oder dreißig solcher Pachtungen besaß, war schon ein großer Gutsbesitzer, und so fand man unter der höhern wie unter der geringern Klasse nur wenige Reiche, aber auch keinen Armen. Der Sonntag und ihre ländlichen Feste boten Scenen gegenseitiger Gastfreundlichkeit zwischen Edelmann und Bauer; die Familien der Letztern tanzten im Schloßhofe, und die des Gutsherrn nahm gewöhnlich Theil an diesem Vergnügen. Auf diese Weise waren Edelleute und Bauern bei ihren Vergnügungen und Geschäften, bei ihren Geldangelegenheiten wie bei ihren religiösen Ceremonien, gleich den Familien der alten schottischen Clans, stets vereinigt, und deßhalb konnte auch dieses immer lebendig erhaltene Einverständniß, und das natürliche Uebergewicht der Güterbesitzer in der Vendée auf das Gemüth der untern Klassen sich jenen Einfluß erhalten, von dem man im ganzen übrigen Frankreich zwischen Edelleuten und Bauern auch nicht eine Spur mehr gewahrte.

Es war jedoch nicht der Einfluß der Edelleute der Vendée, der den Aufstand hervorrief, er wurde vielmehr durch zwei andere, näher liegende Umstände veranlaßt. Der Nationalkonvent hatte der katholischen Geistlichkeit einen Eid vorgeschrieben, der von ihr gänzliches Lossagen von der Oberherrschaft des römischen Stuhles forderte, und daher im Widerspruche mit dem religiösen Gelübde stand, das jeder Priester ablegt, wenn er die Weihe empfängt. Die Mehrzahl der Geistlichkeit legte theils freiwillig ihre Stellen nieder, oder ward mit Gewalt aus ihnen vertrieben. Das Schicksal dieser Männer, von denen die Bauern bis dahin ihren religiösen Unterricht erhalten, und die ihren Amtspflichten mit väterlicher Sorgfalt obgelegen hatten, mußte die Vendéer empören, besonders als sie sahen, daß man ihre Seelsorger gewaltsam vertrieb, und ihre Stellen mit andern, minder gewissenhaften, und folglich auch mit Geistlichen von minder reinen Sitten besetzte. Dieß war die erste Veranlassung zu einer allgemeinen Unzufriedenheit unter den Bewohnern des Bocage.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Wellington.

Man fragte einst eine als geistreich bekannte Dame, was sie an den großen Männern, die sie Gelegenheit gehabt kennen zu lernen, besonders merkwürdig gefunden habe. „Ihre Mittelmäßigkeit,“ war die Antwort. Dieses Witzwort findet nur zu oft seine Anwendung. Fast alle Porträts lügen; sie sind wohl ähnlich, aber sie gleichen nicht; sie zeigen nur die schönen Züge des Mannes, und leihen ihm eine Hoheit und Würde, von denen das Original und seine Freunde selbst nichts wußten, bevor der Pinsel des Malers sie ihm andichtete. Daher würde man sich auch sehr täuschen, wenn man sich eine Vorstellung von dem Gesichte des Herzogs von Wellington nach den herrlichen Kupferstichen machen wollte, die bei den Kunsthändlern ausgestellt zu sehen sind. Die Karrikaturen (und Dieß ist nicht Spott) zeigen den Herzog weit mehr, wie er wirklich ist, und einige besonders geben ein zum Sprechen getroffenes Bild von ihm. Man vergißt, indem man sie besieht, daß man Karrikaturen vor sich hat, und erkennt den Herzog auf der Stelle, gleichviel in welcher drolligen Situation ihn die boshafte Hand des Künstlers dargestellt hat. Der Herzog von Wellington hat eine so auffallende Physiognomie, daß man ihn nur ein Mal gesehen zu haben braucht, um ihn schwerlich je wieder zu vergessen. Seine Züge sind scharf gezeichnet, und sein außerordentlich langes Gesicht steht mit seinem Körperbau, der von nur mittlerer Größe und so mager ist, wie der eines auf strenge Diät gesetzten Kranken, nicht im Mindesten in Verhältniß. Am wenigsten wäre der Herzog der Mann dazu, John Bull mit Vollmondsgesicht und rundem Bauche vorzustellen; weder dieses lebchrichte Gesicht, noch dieser magere, steife Körper, der in eine so enge Uniform gepreßt ist, daß man glauben sollte, sie wäre für eine noch schmächtigere Figur, als die Sr. Herrlichkeit zugeschnitten, erinnern an Alt-Englands saft- und kraftvolles Roastbeef. Indeß bildet sein Aeußeres so ziemlich genau den Ausdruck seines eigenthümlichen Charakters. Der Herzog von Wellington ist sehr thätig, aber nie geschäftig; schnell, aber nie übereilt erledigt er, was am meisten drängt; er ist kalt, rasch, entschieden, vielleicht despotisch, aber bei Vorfällen, wo Andere den Kopf verlieren und unentschlossen seyn würden, besonnen und entschlossen. Diese Entschlossenheit und geräuschlose Thätigkeit sind die beiden charakteristischen Züge seiner Persönlichkeit, und diesen beiden Eigenschaften, der erstern besonders, verdankt er seine militärische und politische Größe. Die zweite überraschte besonders in der gewöhnlichen Geschäftsführung seiner hohen Stellung als Premierminister, wo der Herzog überall war und für Alles Zeit fand; in England wie im Felde wurden nie die Geschäfte der Vergnügungen wegen, noch diese jenen hintan gesetzt. Will man in London seinen Tag recht benutzen, so muß man frühzeitig aufstehen. Wer in dieser Hauptstadt seinen Morgen im Bette verdämmern wollte, würde sich Abends den Vorwurf des Titus zurufen müssen. Während meines ersten Aufenthaltes an den Ufern der Themse, holte mich der Freund, der die Güte hatte, mir als Cicerone zu dienen, oft schon bei Aufgang der Sonne ab. Am ersten Tage betraten wir um sieben Uhr Morgens den Park von St. James. Vor uns ging ein Mann, der frische Luft schöpfte und nach allen Seiten so forschende Blicke warf, als wollte er sehen, ob die Alleen gehörig in Ordnung gehalten seyen; es war der Herzog von Wellington, der nach Downing-Street zuging, wo er wahrscheinlich bis 11 Uhr in seinen Bureaux arbeiten und von dort wie gewöhnlich ins Oberhaus gehen wollte, wo um diese Zeit die Debatten am lebhaftesten werden, um sich später nach dem Comité der Londonbrücke, die damals im Bau begriffen war, zu begeben, und dort zwei oder drei Stunden mit den Lords Durham und Londonderry von Kohlen und Quadersteinen zu verplaudern. — Ein wenig vor drei Uhr bewunderten wir eben das neue Thor von Hyde-Park, als ein Reiter meine Augen auf sich zog. „Mir däucht, ich habe diesen Herrn schon irgendwo gesehen,“ sagte ich zu meinem Führer. „Ohne Zweifel, antwortete dieser, es ist der Herzog von Wellington; es ist heute um drei Uhr Kabinetskonseil, und er benützt jetzt die fünf Minuten, die ihm noch übrig sind, um seine Bureaux zu besuchen.“ Um halb acht Uhr waren wir im Parterre der Oper; Madame Malibran sollte singen, und wir hatten deßhalb unser Mittagessen so schnell als möglich beendigt. Ein Mann trat in eine leere Loge links über dem Orchester; es war der Herzog von Wellington. Nach dem ersten Akte des Barbiers war der Herzog schon verschwunden. „Ich glaub' es gern, bemerkte mein Freund, Lord Winchelsea hat für diesen Abend eine Motion im Oberhause angekündigt, bei der der Herzog zugegen seyn will, und da Sie den Barbier ohnehin kennen, so lassen Sie uns ihm folgen und der Sitzung beiwohnen.“ — „Wer ist denn der Mann, der mit so nachdenkendem Gesichte vor uns hergeht?“ fragte ich, indem wir den Gang betraten, der zur Fremdengalerie führt; „Gott steh mir bei, er geht ja mit dem Hut auf dem Kopfe durch die Schranken, als ob er zu Hause wäre, und setzt sich auf die Bank des Lord Kanzlers der Schatzkammer, ohne ein Wort zu sprechen oder Jemand anzusehen.“ Es war abermals der Herzog von Wellington, in seinem Mantel mit dem kleinen Kragen.

In der gewöhnlichen Unterhaltung spricht der Herzog meist abgerissen und schnell; seine Rede ist schwerfällig und undeutlich. Doch scheint er diese Fehler zu fühlen, und sucht ihrer Herr zu werden. Wenn er sich an das Haus wendet, ist seine Zunge Anfangs schwer, als ob er zu viele Zähne im Mund hätte; allein er spricht mit Sicherheit, und drückt seine Gedanken klar, scharf und stark aus. Wäre er indeß nur Sprecher im Oberhause, so würde der Ruhm seines Namens schwerlich nach allen vier Weltgegenden ausposaunt worden seyn; man kann ihn jedoch auf den Ministerbänken nicht den ermüdenden Debatten beiwohnen sehen, ohne daran erinnert zu werden, daß man den Mann vor sich hat, dessen ruhiger, scharfer Blick Schlachtfelder beherrschte, und dessen Wink Tausende zum Tode führte; nimmt er dann das Wort, so glaubt man die Stimme des Befehlshabers zu hören, die einst zum Siege rief. Wenn man ihn in diesen kleinlichen Details des parlamentarischen Lebens erblickt, so kann man kaum begreifen, wie der General sich zu einer so gehaltlosen Rolle hergeben mochte; und wirklich scheint ihn auch zuweilen Ueberdruß an seinem politischen Leben anzuwandeln; die Seele des Kriegers spiegelt sich dann in seinem Blick.

Die Unterhaltung des Herzogs von Wellington bezeichnet seinen Charakter noch weit besser, als seine Reden. Statt das Gespräch durch unaufhörliche Fragen oder Erwiderungen zu unterhalten, die den Geist unter einem Schwall gehaltloser Worte ersticken, läßt er oft Pausen oder selbst ein gänzliches Stillschweigen eintreten, und dann plötzlich wieder einen Gedanken hervorspringen. Außer der Kriegskunst jedoch, worin er sein eigentliches Verdienst hat, scheint es ihm an umfassenden und tiefen Kenntnissen zu fehlen. Niemand weiß, was er zu fassen im Stande ist, mit mehr Klarheit und Bestimmtheit zu begreifen, als er; allein durch sein militärisches Leben daran gewöhnt, schnell und wie der Augenblick es erfordert, zu handeln, scheint er bei seinen politischen Maßnahmen die Folgen nicht gehörig zu überlegen. In einer französischen Militärschule erzogen, und frühzeitig schon zu einem hohen Range befördert, zeichnete er sich bald durch sein strategisches Talent und durch seine kühne Taktik aus. Er hatte sich Alles, was zu einem guten Offizier gehört, vollkommen eigen gemacht, und zeichnete sich nicht weniger durch sein kluges Benehmen in schwierigen Fällen, durch strenge Disciplin und sein Talent, die ihm untergebenen Truppen zu organisiren, als durch die Geschicklichkeit aus, mit der er alle dargebotenen Vortheile zu benützen wußte. Unstreitig gehört zu den Talenten eines Feldherrn auch Glück; man muß indeß bekennen, daß zwar der Herzog als Soldat die Kunst verstand, Andern das Vertrauen einzuflößen, das er selbst besaß, daß aber auch die Soldaten überzeugt waren, daß dieses Vertrauen bei ihm auf genauer Kenntniß sowohl seiner, als auch der Kräfte des Feindes und nicht auf tollkühnen Voraussetzungen beruhte.

Man kann den Herzog beschuldigen, daß er zuweilen allgemeine Fragen mit den Vorurtheilen eines Mannes behandelt, der sich mehr durch geschickte zweckmäßige Anwendung Dessen, was er weiß, als durch umfassende Kenntnisse auszeichnet; er liebt es aus einzelnen, von ihm beobachteten Fällen allgemeine Schlüsse zu ziehen, und erklärt ein System, dessen Wirkungen ihm nur aus einzelnen Fällen bekannt sind, voreilig für gut oder schlecht.

Für Leute voll Einbildungskraft, wie die Irländer, seine Landsleute, besonders, ist der Charakter des Herzogs, von der günstigsten Seite betrachtet, einer von jenen, die man wohl bewundert, aber nicht liebt. Für Mitgefühl wie für Begeisterung gleich unempfindlich, verabschiedet er einen Minister mit eben der Gleichgültigkeit, mit der er ein altes Kleid ablegt; er schlägt sich mit derselben Ruhe, mit der er ein Frühstück einnimmt. Alles, was er thut, scheint er deßhalb zu thun, weil er es schon zum Voraus beschlossen hatte; dieser Beweggrund, in Uebereinstimmung mit seinem Verstande, genügt ihm, und er nimmt auf keine Triebfeder, die Andere zum Handeln bewegen würde, Rücksicht.

Es ist seine Gewohnheit, jedes Geschäft, das er vorhat, abzuthun, ohne sich um die geringste Wechselbeziehung, in der es mit einem andern stehen könnte, zu bekümmern; daher kömmt denn auch die Trockenheit und die gedrängte Kürze seiner Korrespondenz. Seine Briefe sind wahre Muster des Geschäftsstyls; er hat aus der diplomatischen Sprache allen rednerischen Schmuck und alle Anspielungen verbannt. Sein Styl, ohne streng lakonisch zu seyn, ist der eines Mannes, der nichts als seine Gedanken sagen will; er ist Das, was ich einen kompakten Styl nennen möchte.

Der Herzog von Wellington ist zu Dungan, in der Grafschaft Meath, am 1 Mai 1769, drei und einen halben Monat früher als Napoleon, geboren, und folglich jezt 63 Jahre alt.

Vermischte Nachrichten.

Die irischen Blätter theilen jezt häufig Beschreibungen von Auktionen mit, wo Vieh verkauft wird, welches der Zehentherr wegnehmen ließ, wegen verweigerten Zehntens. Alles umsonst. Das Vieh wird entweder gar nicht oder um einen Preis verkauft, der kaum die Kosten der Auktion deckt, so daß der Zehenteigenthümer dennoch seinen Zehnten nicht erhält; es ist eine offene Verschwörung, gegen die es gar kein Mittel gibt. Als Beleg hiezu theilt der „Dublin Pilot“ Folgendes mit: Am 4 Juni begann auf Antrag des ehrwürdigen Herrn Preston, Rektors von Kilneaque, der Verkauf einer großen Menge von Rindvieh und Schafen, die wegen verweigerter Zehnten weggenommen worden waren. Um die Kirche her standen 500 Polizeisoldaten, zwei Schwadronen Dragoner, zwei Schwadronen Husaren und mehrere Kompagnien Infanterie. Auf dem Hügel über der Kirche standen zwei Vierundzwanzig-Pfünder. Wenn je ein Verkauf öffentlich war, so war es dieser. Ueber 20,000 Menschen aus allen Dörfern in der Runde waren bei demselben anwesend, und die benachbarten Hügel noch mit dichten Massen besezt. Um 7½ Uhr erschien der Ausrufer mitten unter Bajonnetten, und erklärte, daß Hr. Preston das Vieh wieder herausgeben wolle, wenn man ihm Sicherheit für die Zehnten leiste. Ein Pächter zu Pferde rief aber sogleich zur Antwort: „Niemals! keine Zehnten!“ und „Niemals! Niemals“ hallte es von den versammelten Tausenden wieder. Der Verkauf begann also in einem Kreise von Volk, das die Priester mit Mühe zurückhielten. Eine fette Kuh, angeschlagen um 4 Pf. 10 Sch. (56 fl. rh.), verkauft für 5 Sch. (1 fl. 48 kr.); ein Ochse, zu 5 Pf. 10 Sch. (42 fl.), für 5 Sch.; eine fette Kuh, zu 5 Pf., für 5 Sch.; ein Ochse, 4 Pf. 10 Sch., für 5 Sch.; eine junge Kuh, 5 Pf., zu 5 Sch.; eine fette Kuh, 4 Pf., zu 4 Sch.; 4 junge Kühe, zu 16 Pf. 5 Sch., für 10 Sch.; 10 fette Schafe, zu 10 Pf. 5 Sch., zu 12 Sch.; 10 andere, zu 15 Pf. angeschlagen, für 15 Sch.; 16 schöne fette Schafe, angeschlagen zu 10 Pf., für 15 Sch. Alle hatten das Brandzeichen: Tithes, Zehnten. So wurde Vieh, 77 Pf. (924 fl.) an Werth, für 5 Pf. 3 Sch. (37 fl. 48 kr.) verkauft. Um 2 Uhr Nachmittags war Alles zu Ende; keine Unruhe fiel vor; die Truppen marschirten Abends hungrig nach Hause, und stimmten, unmuthig über diesen widerwärtigen Dienst, in den Ruf ein: keine Zehnten.

Kapitän Mundy sagt in seinen, jüngst zu London erschienenen Skizzen aus Indien über den Tempel in Dschagernat: „Der Zusammenfluß der Pilgrime dahin ist ungeheuer; indeß nimmt ihre Zahl mit jedem Jahre ab, wie denn auch die Heiligkeit Dschagernats selbst in dem Maaße in Verfall geräth, als die Civilisation in Indien Fortschritte macht. Der wahnsinnige Fanatismus, der in frühern Zeiten Hunderte von Menschen antrieb, sich zu opfern, indem sie sich unter die Wagenräder des Götzenbildes warfen — was, wie man glaubte, von dem blutdürstigen Gotte mit einem Lächeln des Wohlgefallens aufgenommen wurde — ist gegenwärtig ziemlich nüchtern geworden. Sterling erwähnt, daß er während der vier Jahre, wo er den Feierlichkeiten zu Dschagernat beiwohnte, bloß drei Pilgrime sich opfern sah, und diese Unglücklichen waren mit schweren körperlichen Leiden behaftet und benützten diese Gelegenheit, ihrem elenden Daseyn ein Ende zu machen, bloß statt der gemeinern Art sich zu erhängen oder zu ertränken. Im Durchschnitt rechnet man jährlich ungefähr 120,000 Pilgrime, die sich zu Vorth versammeln; vielen derselben ist es nicht bestimmt, wieder zurückzukehren. Tausende dieser armen Thoren sterben Hungers, oder kommen durch übermäßige Anstrengungen auf der Reise und durch den tödtlichen Einfluß der Regenzeit um's Leben; ihre Leichen werden neben der englischen Station ohne weitere Umstände auf den Sand hingeworfen, und verbrannt, oder den Geiern, Schakals und Hunden der Parias zur Beute überlassen. Man hat oft schon hundert bis hundert fünfzig Leichen dort gesehen und Schaaren von jenen Thieren, die über ihnen um ihre scheußliche Mahlzeit kämpften.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 184. 2 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Während diese Bewegungen ausgeführt wurden, hatte der General en Chef den Mameluken Jusuf zu den Arabern hinübergeschickt, um sie um ihr Vorhaben befragen zu lassen. Bald darauf erschien er mit einem Araber wieder. Der Anblick des Mannes machte auf uns einen lebhaften Eindruck. Alle seine Züge sprachen Kühnheit und Fanatismus aus. Sein Gesicht war hager, sein Bart kurz und dünn, seine Augen kohlschwarz und funkelnd, seine Hände dürr und sehnig. Der Burnus, in den er ganz gehüllt war, schien am Saume abgetragen, und von etwas schmutziger Farbe. Nur seine Flinte glänzte, und schien zuverlässig. Auf einem kleinen schaumbedeckten Pferde, dessen Maul blutete und dessen Weichen von den langen Sporen aufgerissen waren, saß er in stolzer Haltung.

„Du siehst uns bereit," sagte er zu dem Obergeneral, „Dir den Einzug in unsere Stadt zu verwehren. Wir werden nie ihre Thore Christen öffnen, die mit dem Schwerte daran pochen. Ziehe seitwärts von uns hin, der Weg steht Dir offen."

„Deine Zumuthung befremdet mich," entgegnete der General. „Dieses Land gehört uns; ich bin Euer Herr, und ich werde in die Stadt einrücken, wenn es mir gefällt."

Als der Araber diese Worte, die ihm durch einen Dolmetscher übersetzt wurden, vernahm, ließ sich an ihm eine heftige innere Bewegung wahrnehmen; er rückte auf seinem Pferde hin und her, und seine Augen blitzten drohend; er hielt seine Flinte, mit dem Kolben auf den Schenkel gestützt, vor sich. Die Offiziere des Generalstabes hatten auf jede seiner Bewegungen Acht; ungeachtet er als Parlamentär gesendet war, schien es doch klug zu seyn, ihm nicht zu trauen. Er hatte ganz die Physiognomie von einem jener Fanatiker, die um, das ewige Leben zu gewinnen, gleich dem Mörder Kleber's, den Meuchelmord als ein verdienstliches Werk betrachten. Der Obergeneral selbst, der kein Auge von ihm verwendete, und lesen mochte, was in seiner Seele vorging, machte eine unmerkliche Bewegung, die ihn unter die Mündung des Flintenlaufes brachte. Indeß schien der Araber sich zu bezwingen, nahm einen etwas unterwürfigeren Ton an, und sagte: „Wir werden Dein Heer mit Allem versehen, was es nöthig hat; unsre Früchte und Heerden stehen Dir zur Verfügung; aber schlage die Straße über Medea ein; der Bey von Tittery ist es, mit dem Du in Streit liegst."

„Ich wiederhole Dir," entgegnete der General, „ich marschire gerade aus vor mir hin; ich nehme keine Bedingungen an, und habe nur Befehle zu geben. Ich fordere Dich und die Deinigen auf, die Waffen niederzulegen, und thue Dieß zu Eurem eigenen Vortheil."

„Unser größter Vortheil und der einzige, dem wir gehorchen, erwiderte der Araber in der höchsten Ueberspannung, „ist unsere Religion. Ein wahrer Moslim legt vor keinem Christen die Waffen nieder, außer mit dem Tode. Gott wird zwischen den Christen und Mohammeds Söhnen richten."

Mit diesen Worten warf er einen verächtlichen Blick auf den Aga von Algier und den neuen Bey von Tittery, stieß seinem Pferd die breiten Sporen in die Seiten, flog über Gräben und Hecken dahin, und entschwand unsern Augen. Bald ließ sich das Gewehrfeuer vernehmen, und die Kanonen donnerten. Der Kampf dauerte nur kurze Zeit; die erste und zweite Brigade rückten nach Verlauf von zwei Stunden fast zu gleicher Zeit in Belida ein. Es war beinahe Nacht, als wir von der Stadt Besitz nahmen. Das Heer lagerte um sie herum; Wachen wurden ausgestellt, und das Hauptquartier verlegte sich nahe am algierer Thore in ein ziemlich bescheidenes Haus mit einem herrlichen Garten. Vor unserer Ankunft in Belida konnten wir mitten im Gefecht den Reichthum des Landes bewundern; denn über weite Ebenen, mit Orangenwäldern bedeckt, ging es vorwärts, und obgleich hinter den Hecken von indischen Feigenbäumen und Aloen Flintenschüsse hervorblitzten, so nahm man sich doch Zeit einen Blick auf dieses neue gelobte Land zu werfen. Um sich aber einen Begriff von der üppigen Pracht dieser Gärten um uns her zu machen, mußte man den des Hauptquartieres einige Stunden später sehen. Bivouakfeuer waren unter den gewaltigen Laubgewölben von fruchtbeladenen Orangenbäumen angeschürt; die Flammen loderten hoch und flackernd empor und die Funken, die von ihnen ausgesprüht oben durcheinander wirbelten, berührten doch kaum noch die Zweige. Diese Feuer warfen weit hin einen rothen Glanz, in welchem unsere Pferde unter diesen Bogenlauben an mehr als mannsdicke Baumstämme gebunden zu sehen waren. Die Goldfrüchte der Orangen ob unsern Häuptern funkelten noch mehr, von den Flammen geröthet. Allein ungeachtet der vielen Feuer gab es noch tiefe Baumgänge, die der

breite Schein, der uns umgab, nicht zu erhellen vermochte. Die Orangen waren reif; einige Soldaten stiegen auf die Bäume und schüttelten die Aeste, die bald den Boden mit tausenden von Früchten bedeckten.

Die Sonne ging am andern Morgen in ihrer vollen Strahlen-Pracht auf, und überströmte die Stadt und ihre Umgebungen, Gärten und grünen Hügel mit einem Meer von Licht. Belida stand verlassen; seine Einwohnerschaft hatte sich nach den Bergen geflüchtet. Dort sah man sie, in Gruppen niedergekauert, die Blicke nach ihrer Stadt gerichtet. Was mochte in ihren Seelen vorgehen, als sie ihre verlassenen Wohnungen und die Christen, die sie verabscheuten, als ihre Herren ein- und ausgehen, in den Straßen umherwandeln, auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt sahen? Ueberall, auf den Minarets, auf den Thoren wehte die dreifarbige Fahne, die die Fahne des Propheten verdrängt hatte. Ueberall blitzten Bajonnette und rührte es sich von Soldaten. Der Obergeneral hatte Befehl ertheilt, für einen Weg um die Mauern der Stadt herum Raum zu machen. Von allen Seiten stießen Gärten an die Wälle; man mußte sich durch diese Orangenwälder Bahn machen, die im Wege standen. Nur ungern schienen die Soldaten Hand ans Werk zu legen. Diese Bäume prangten so herrlich mit ihren Früchten. Indeß die Linie war ausgesteckt, und die Axt schallte in diesen fruchtbaren Wäldern. Ein Maure hatte die Stadt verlassen, Weiber und Kinder mit sich genommen und sich zu einem obdachlosen Nomadenleben entschlossen. Als er aber von einem benachbarten Hügel das Eisen in seinem Garten wüthen, als er seine geliebten Bäume taumeln und fallen sah, stürzte er herbei. Der Unglückliche hätte vielleicht keinen größern Schmerz erlitten, wenn man ihm vor seinem Angesicht seine Kinder erdolcht hätte. Er warf sich den Soldaten zu Füßen, er bot ihnen Gold, er beschwor sie, er zerraufte sich den Bart und streckte mit flehender Gebärde seine Hände nach den Bäumen aus. Allein der Befehl war gegeben, und die Axt verdoppelte ihre Streiche. Nun rannte er von einem Sapeur zu dem andern, versuchte ihre Arme zu halten, und weinte und klagte. Noch stand einer der schönsten von seinen Orangenbäumen; allein auch er befand sich unglücklicherweise auf der abgesteckten Linie. Sechs Sapeurs machten sich daran ihn zu fällen, als der Maure mit todtenbleichem Gesicht auf den Baum losstürzte, und ihn mit Händen und Füßen umklammerte, als wollte er sagen, mit ihm will auch ich fallen. In diesem Augenblicke kam ein Offizier des Geniewesens hinzu. Von den Soldaten über den Vorfall unterrichtet, sagte er: „Die Sicherheit der Stadt verlangt es; meine Pflicht erheischt es so. Schafft den Mann weiter.“ Man hatte Mühe genug, den Mauren von seinem Baum loszureißen; allein endlich mußte er ihn lassen; er wurde halb ohnmächtig an einen Springbrunnen des Gartens getragen, wo er noch die Streiche der Axt hören konnte, von denen jeder sein Herz spaltete. Als er wieder zu sich kam, waren die Soldaten fort, aber seine schönen Bäume lagen am Boden.

Den ganzen Morgen über hörte man von Seiten des Gebirges her Flintenschüsse. Die Kabylen hatten einen herrlichen Bach abgeleitet, der mit seinem Gewässer die Brunnen in der Stadt ernährte, und hinter Hecken verborgen, feuerten sie auf die Reiter, die ihre Pferde zur Tränke an den Fuß des Gebirges führen wollten. Mehrere Soldaten waren verwundet zurückgebracht worden. Die Kabylen waren es auch, welche den größten Theil der Einwohner von Belida mit Gewalt gezwungen hatten, ihre Stadt zu verlassen. Der Obergeneral wollte diesen Gebirgsvölkern Schrecken einjagen; Menschlichkeit hätte in ihren Augen nur als Schwäche gegolten; man mußte ihnen unerbittliche Strenge zeigen. Die Araber des Stammes Beni-Salah waren als die Widerspenstigsten bezeichnet worden; es wurde daher Befehl gegeben, sie zu verfolgen ihre Pflanzungen zu zerstören, und ihre Wohnungen und Zelte zu verbrennen. Nun konnte man unser leichtes Fußvolk nach den Bergen eilen, und bald darauf die Araber auf die höchsten Spitzen sich zurückziehen sehen. Ein Bataillon stellte sich auf einem nahgelegenen grünen Hügel auf, der kurz zuvor noch von den Kabylen besetzt gehalten war.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Canning.

(Schluß.)

Es wird aus unserer bis hieher gegebenen Darstellung leicht zu entnehmen seyn, daß wir den spät eingetretenen Liberalismus Canning's einer ganz andern Ursache, als einer idealischen Liebe zu Freiheit beimessen. Jedes englische Ministerium würde unter gleiche Verhältnisse gestellt, wie er handeln. Ein Mann von einer ruhigeren Beredsamkeit, von einem gemäßigteren und festeren Charakter würde sich wahrscheinlich nur anders ausgesprochen haben. Hätte Canning nur noch fünf Jahre länger gelebt, wäre er noch jetzt auf der Welt, so ist kaum zu zweifeln, daß die Ansichten der Lords, gegen die er sich verbünden zu wollen schien, seine persönlichen Gesinnungen gegen Lord Grey, die zahlreichen und strengen Beurtheilungen eines langen politischen Lebens, ihn noch einmal an die Spitze der Torypartei gestellt haben würden. Vertheidiger eines Systems, das ihm zur Macht verholfen hatte, würde er nothwendig durch die Hitze und den Ungestüm seiner Sinnesart stets zu gewaltthätigen Parteien hinübergeführt worden seyn; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Land, das ihm jetzt ein Denkmal errichtet, ein weniger später für ihn ein Schaffot erbaut haben könnte. Es sey dieß gesagt, ohne einen Flecken auf sein Andenken werfen zu wollen; wir glauben uns über ihn offen genug ausgesprochen zu haben, wo wir unsere Ansicht über jene Klasse von Männern gaben, die er repräsentirte; Männer, die wir für gleichgültig halten gegen die Interessen der Masse des Volks, aber keineswegs, wenn es sich um die Ehre und den Charakter des Landes handelt.

Wie die meisten Menschen, die sich zu einer hohen Stellung emporgeschwungen haben, verdankte auch Canning Vieles dem Zufalle. Er war glücklich am Tage seines Todes, wie in der Zeit seines politischen Uebertrittes. Es begegnet nur sehr wenigen Menschen, so lange von einer Partei unterstützt zu werden, als diese Unterstützung ihnen nützlich ist; und von dieser Partei verlassen zu werden, wenn ihre längere Anhänglichkeit schädlich werden würde. Dieselben Männer, die Canning als Freunde die Macht in die Hände gespielt hatten, gründeten ihm als Feinde seinen Ruf. Allein sein

Ruhm knüpfte sich an keinen grossen Akt in der Gesetzgebung. Kein Gesetz wird auf die Nachwelt übergehen, das seinen Namen an der Stirne trüge. Die Generationen, die ihn zu bewundern haben mögen, werden ihn nicht zu segnen haben. Die Memoiren werden sich darin gefallen, Cannings Talente zu beschreiben; der Geschichtschreiber wird wenig von den Wohlthaten zu sagen wissen, die ihm sein Vaterland verdankt.

Cannings Beredsamkeit war ihm ganz allein eigenthümlich; er wurde der Stifter einer Schule, die bewunderungswürdig dem Hause der Gemeinen angemessen ist, das aus eleganten und halbgelehrten Gentlemen besteht. Seine Reden waren stets leicht und flüssig, oft leidenschaftlich und satyrisch; vorzüglich ausgezeichnet aber war er in jenem heitern und schimmernden Spotte, durch den man einen Gegner lächerlich macht, dem man nicht antworten kann, indem man eine Versammlung unterhält, die zu ungeduldig ist, um sich belehren zu lassen. Bewunderungswürdig war er in der Eleganz seiner Sprache, und wir hatten Gelegenheit, von seiner eigenen Hand, selbst in den letzten Abschriften seiner Reden, Proben der Sorgfalt zu sehen, die er auf diesen Punkt verwendete. Einige, die ihn gut kannten, wollen sogar behaupten, daß er manchmal absichtlich nachlässige Sätze ausarbeitete, um den Schein der Vorbereitung zu vermeiden. Sein Gebärdespiel war nicht gefällig, vielleicht mit Fleiß, aber voll Geist und Leben, und stimmte durch seine Heftigkeit zu dem Gepränge und den Bildern, worin er sich gefiel.

Seine Raisonnements waren nicht in jene lichtvolle und logische Form gekleidet, durch die die Ueberzeugung erzwungen und gefesselt wird. Eben so wenig bediente er sich der Perorationen, die das Gemüth erschüttern, und mit erhabenen Eindrücken erfüllen. Dagegen verstand er es, die Aufmerksamkeit irre zu führen, das Ohr zu bezaubern, die Einbildungskraft zu beschäftigen, die Empfindsamkeit anzuregen, und war in der Anwendung dieser verschiedenen Fächer seiner grossen Kunst in hohem Grade glücklich. Er brachte es in diesen Eigenschaften zu einer solchen Vollkommenheit, daß er zuweilen tief und erhaben schien. Einige seiner Anlagen eigneten sich vorzüglich zu den öffentlichen Geschäften. Merkwürdig war besonders seine ängstliche Genauigkeit, während nach der gewöhnlichen Meinung, höher gestellte Männer sich um Einzelnheiten nicht zu bekümmern brauchen. Seine Depeschen, obgleich nicht von so vollkommenem Style wie die seines Nachfolgers, Lord Dudley, waren bewunderungswürdige Ausarbeitungen. Jede Schrift, die aus seinem Departement hervorging, hatte von ihm die genaueste Prüfung zu bestehen. Unermüdlich in Downingstreet,*) fehlte er dennoch selten auf seinem Platz im Unterhause; und wenn die Geschäfte der Sitzungen beendigt schienen, verwandelte sich der Staatsmann und Redner erst noch in den Hofmann, und selten legte er sich zu Bette, ohne zuvor dem König Bericht, und manchmal noch dazu einen sehr beredten, über Alles zu erstatten, was am Abend vorgekommen war. Indeß war sein Talent keines vom ersten Range; es lag in seinem Charakter und in seinem Talente Etwas, das zu gleicher Zeit die Achtung vor seinem Verdienste, wie den Tadel seiner Fehler herabstimmte. Eben jene leichtfertige Liebe zum Witze, jene leichtsinnige Neigung zur Satyre, und jene lebhafte und unkluge Unbesonnenheit im Benehmen, die oft einen Schatten auf sein Talent warfen, ließen auch seine Fehler entschuldigen. Wir tadeln den Staatsmann, daß er ein wenig zu sehr Kind war; dann verzeihen wir wieder dem alten Politiker, wie wir einem witzigen Schüler verzeihen würden. Canning blieb immer jung, immer der beste Zögling der ersten Klasse seines Kollegiums zu Eton, der sich über den „Doktor" lustig machte, wie man Addington nannte; sich mit Lord Castlereagh duellirte; den armen Ogden mit schlechten Witzen überhäufte; Brougham unanständig antwortete; auf die heilige Allianz schimpfte; mit dem Herzog von Wellington Händel suchte, und in ewigem Hader lebte, was ihm vielleicht auf seiner parlamentarischen Laufbahn gerade die persönliche Zuneigung von so Vielen erwarb. Wenn ein Künstler ihn nach dieser Laufbahn malen wollte, so würde er ihm gewiß nicht die breite Stirn, die harte geschlossene Lippe, das gedrungene und tiefsinnige Gesicht eines Napoleons geben. Seine Beredsamkeit und sein Ehrgeiz erinnern eben so wenig an den eisernen Charakter und die stolze Würde Stafford's. Man wird in seinem Auge nicht die Tiefe Richelieu's, den vulkanischen Blitz Mirabeau's, die beleidigte Majestät Chatams suchen. Man wird sich ihn denken müssen, wie wir ihn sahen, mit einem Kopfe, der mehr von Verstand, Gefühl und Satyre, als von Nachdenken, Leidenschaft und Festigkeit belebt ist, mit mehr Uebermuth als Stolz, mehr Anmuth als Tiefe, von mehr Reizbarkeit eines leichtsinnigen Temperamentes, als jener Kraft und jenem Feuer, mit denen Menschen begabt sind, die die Natur aus ihren unbeugsamsten und gewaltigsten Elementen schuf.

*) Hier befindet sich das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten.
Anm. d. R.

Der blinde Naturforscher.

(Schluß.)

Die Herausgabe dieser Arbeiten erfolgte im Jahre 1792, und zwar in Briefen an Ch. Bonnet, unter dem Titel: „Neue Beobachtungen über die Bienen." Dieses Werk überraschte die Naturforscher in hohem Grade, und zwar nicht allein wegen der Neuheit der aufgestellten Entdeckungen, sondern auch wegen der grossen Schwierigkeiten, die Huber mit so vielem Talent überwunden hatte. Der Eifer für seine Untersuchungen wurde weder durch diesen ersten Erfolg, an dem seine Eigenliebe sich hätte begnügen können, noch durch die von der Revolution herbeigeführte Veränderung seines Aufenthaltsortes, ja selbst nicht durch die Trennung von seinem treuen Burnens geschwächt. Er bedurfte jezt eines andern Gehülfen; zuerst versah seine Gattin diese Stelle, und später begann sein Sohn, Peter Huber, der sich seitdem durch seine Forschungen über die Lebensart der Ameisen und anderer Insekten so rühmlich bekannt gemacht hat, seine Lehrjahre, indem er seinen Vater bei seinen Arbeiten unterstüzte. Mit Hülfe seines Sohnes nahm Huber jezt seine mühsamen Untersuchungen über seine Lieblingsinsekten wieder auf; sie bilden den zweiten Band der zweiten Ausgabe seines Werks, die im Jahre 1814 erschien und zum Theil von seinem Sohne besorgt wurde.

Die Erzeugung des Wachses war damals unter den Naturforschern noch ein streitiger Punkt in der Naturgeschichte der Bienen. Einige behaupteten, ohne jedoch ihre Meinung mit Gründen zu unterstüzen, daß sie es mit dem Honig bereiten; Huber, der bereits die Erzeugung des Stopfwachses glücklich ausgemittelt hatte, bestätigte auch die Richtigkeit der hinsichtlich der Bereitung des Wachses aufgestellten Meinung, und erwies durch unzählige, mit Hülfe seines Burnens angestellte Beobachtungen, daß es in Gestalt dünner Plättchen zwischen den Ringen des Unterleibes der Bienen hervorkömmt. Er stellte die mühsamsten Untersuchungen an, um sich zu überzeugen, wie diese Insekten das Wachs zum Bau ihrer Zellen bereiten, beobachtete die wunderbaren Bauwerke dieser Thierchen, die durch das Ebenmaß ihrer einzelnen Theile die schwierigsten Probleme der Geometrie zu lösen scheinen, bezeichnete die Arbeiten, die jede besondere Klasse der Bienen verrichtet, und verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit ihren Bau von der Gründung der ersten Zelle an bis zur Vollendung der ganzen Scheibe. Er lehrte die Verwüstungen kennen, die die Sphinx atropos in den Stöcken anrichtet, in denen sie sich einnistet, und versuchte sogar die Sinne der Bienen, besonders den Siz des Sinnes des

Geruchs zu erörtern, von dessen Daseyn die Naturgeschichte dieser Insekten Belege liefert, ungeachtet das eigentliche Organ desselben noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Er beschäftigte sich endlich auch mit merkwürdigen Untersuchungen über die Respiration der Bienen, und durch viele Erfahrungen bewies er zuvörderst, daß diese Insekten, eben so wie alle andern Thiere, Sauerstoffgas einsaugen. Wie kann aber in einem Bienenstocke, der ganz verkittet und, mit Ausnahme der kleinen Oeffnung, die zum Eingang dient, völlig geschlossen ist, die Luft sich erneuern und ihre ganze Reinheit behalten? Die Lösung dieses Problems nahm Hubers ganzen Scharfsinn in Anspruch, und es gelang ihm endlich sich zu überzeugen, daß die Bienen durch eine eigenthümliche Schwingung ihrer Flügel die Luft bewegen, und dadurch eine Reinigung derselben hervorbringen. Nachdem er durch genaue Beobachtungen sich hierüber Gewißheit verschafft hatte, bewies er seine Angabe noch dadurch, daß er durch einen künstlichen Ventilator eine ähnliche Wirkung hervorbrachte. Diese Versuche über die Respiration machten einige Zersetzungen der Luft in den Bienenstöcken nöthig, und Dieß brachte Huber mit Senebier in Verbindung, der sich mit ähnlichen Untersuchungen in Bezug auf Pflanzen beschäftigte. Eines der ersten Mittel, die Huber für zweckdienlich hielt, um sich von der Beschaffenheit der Luft in den Bienenstöcken zu überzeugen, war, daß er einige Samenarten in ihnen keimen ließ, wobei er sich auf die schwankende Meinung stützte, daß der Same in einer Luft, die zu wenig Sauerstoff enthält, keinen Keim entwickelt. Dieser Versuch, so unvollkommen er auch für den vorgesetzten Zweck war, führte die beiden Freunde auf den Gedanken, sich mit Untersuchungen über das Keimen der Pflanzen zu beschäftigen, und sonderbar war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Arbeiten eines Sehenden und eines Blinden, Senebier meist die Versuche angab und der des Gesichts beraubte Huber sie ausführte. Das Resultat ihrer Arbeiten erschien unter Beider Namen unter dem Titel: „Beobachtungen über den Einfluß der Luft auf das Keimen des Samens.“ im Druck. Hubers Schreibart ist meist rein und zierlich; ohne der Gründlichkeit zu ermangeln, die der belehrende Vortrag erheischt, hat sie nicht nur alle Anmuth, die eine dichterische Einbildungskraft über jeden Gegenstand zu verbreiten weiß, sondern sie zeichnet sich auch noch durch einen Reiz aus, der um so mehr überrascht, je weniger man ihn erwartet, dadurch nämlich, daß alle seine Beobachtungen so malerisch beschrieben sind, daß man den Gegenstand, den der Verfasser doch leider nicht sehen konnte, vor sich zu haben glaubt. Diese merkwürdige Eigenschaft, wodurch die Schilderungen dieses Blinden sich auszeichnen, glaube ich durch die Anstrengung erklären zu können, die es ihn kostete, die Berichte seiner Gehülfen zusammenzustellen, und aus ihnen sich ein vollständiges Bild zu entwerfen.

Da er seinen Geschmack für die schönen Künste nicht an Formen üben konnte, so beschränkte er ihn auf Töne; er liebte die Dichtkunst, war aber besonders ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, für die er eine, so zu sagen angeborne Neigung hegte, und die sein düsteres Leben erheiterte. Er besaß eine angenehme Stimme, und hatte von seiner Kindheit an eine besondere Vorliebe für die italienische Musik.

Der Wunsch, mit seinen entfernten Freunden in Verbindung zu bleiben, ohne deßhalb immer eines Sekretärs zu bedürfen, brachte ihn auf den Gedanken, sich eine besondere Art von Druckerei zu seinem Gebrauche einzurichten, was er auch durch seinen Bedienten, Claude Lechel, bewerkstelligte, dessen Talent für Mechanik er eben so, wie früher das Talent für Naturgeschichte bei seinem Franz Burnens ausgebildet hatte. In numerierten Fächern befanden sich kleine, sehr erhabene Buchstaben, die er in seiner Hand ordnete; dann legte er auf diese so geordneten Zeilen ein, mit einer eigenen Dinte geschwärztes Papier, auf diese ein weißes Blatt, und druckte so mittelst einer Presse, die er mit dem Fuße in Bewegung setzte, einen Brief, den er selbst zusammenlegte und siegelte. So glücklich er sich auch fühlte, durch dieses Verfahren eine Art Unabhängigkeit errungen zu haben, so gab er es dennoch wegen der Schwierigkeit, die Presse in Bewegung zu setzen, für den gewöhnlichen Gebrauch wieder auf. Diese Buchstaben und Charaktere der Algebra von gebranntem Thon, die sein Sohn, der unermüdet war seinem Vater nützlich zu seyn, für ihn verfertigt hatte, gewährten ihm 15 Jahre lang manche Unterhaltung und Zerstreuung. Auch ging er gern spazieren und sogar allein, mittelst Fäden, die er in den Alleen des ländlichen Aufenthalts, den er bewohnte, ziehen ließ; indem er sich an ihnen hielt, wußte er seinen Weg, und kleine Knoten, die in gewissen Zwischenräumen angebracht waren, zeigten ihm die Richtung, die er einzuschlagen hatte, und die Stelle, wo er sich befand. Die Lebendigkeit seines Geistes machte solche Zerstreuungen zum Bedürfniß; unter einer andern Umgebung würde sie ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht haben; aber Alle, die mit ihm lebten, dachten nur darauf, ihm sein Unglück erträglich zu machen. Seine Unterhaltung war liebenswürdig und angenehm; er scherzte mit Leichtigkeit, war keiner Wissenschaft fremd, und erhob sich eben so gern zu den ernstesten und wichtigsten Gedanken, als er sich zum vertraulichsten Scherz herabließ. Er war kein Gelehrter im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber er hatte einen gewissen Takt, und wußte jeden Gegenstand mit einem Scharfsinne aufzufassen, der ihm Gelehrsamkeit entbehrlich machte. Sprach man mit ihm über Gegenstände, die seinen Verstand oder sein Herz interessirten, so belebte sich sein schönes Gesicht auf eine ganz eigene Weise, und seine Züge, ja sogar seine Augen, die so lange schon von Finsterniß bedeckt waren, schienen wie durch einen geheimen Zauber erhellt, und der Ton seiner Stimme hatte dann etwas Feierliches. Ein geistreicher Mann sagte mir, als er ihn zum ersten Mal gesehen hatte: „Ich begreife jetzt, woher es kam, daß man bei den Alten die Blinden mit einer übernatürlichen Begeisterung begabt glaubte.“ Huber brachte die letzten Tage seines Lebens in Lausanne, unter der Pflege seiner Tochter, Mde. Molin, zu, und nahm hier von Zeit zu Zeit seine Lieblingsarbeiten wieder auf. Die Entdeckung des Kapitäns Hall, der in der Gegend von Tampico Bienen ohne Stachel fand,*) erregte sein Interesse, und er hatte die herzlichste Freude, als sein Freund, Professor Prevost, ihm zuerst einige Exemplare, und später einen ganzen Stock dieser Insekten schickte. Es war Dieß die letzte Aufmerksamkeit, die er seinen alten Freunden widmete, denen er seinen Ruhm verdankte, und in deren Naturgeschichte seit ihm keine wesentliche Entdeckung mehr gemacht wurde. Huber blieb bis zum letzten Tage seines Lebens im vollen Genuß seiner Kräfte und war bis zum letzten Hauche theilnehmend und liebenswürdig. In einem Alter von 80 Jahren schrieb er einer seiner besten Freundinnen: „Es gibt Augenblicke, in denen es unmöglich ist, die Arme gekreuzt zu halten; denn nur indem wir sie öffnen, können wir Denen, die wir lieben, die Achtung, Zärtlichkeit und Anhänglichkeit ausdrücken, die sie uns eingeflößt haben.“ „Nur Ihnen sage ich es, fügte er weiter unten hinzu, daß Ergebung und Heiterkeit unter die Güter gehören, deren ich mich erfreuen durfte.“ Er schrieb Dieß am 20 Dezember v. J., und am 22sten war er nicht mehr; schmerzlos und ohne Todeskampf hauchte er sein Leben in den Armen seiner Tochter aus.

Chinesische Freimüthigkeit.

Einer der Kaiser aus der Song-Dynastie, erzählt das „Canton-Register,“ war ungemein der Jagdlust ergeben, und es ereignete sich nicht selten, daß unehrerbietige Regengüsse Sr. Majestät den Kopf wuschen, und dem Kaiser hiedurch häufig Husten, Schnupfen und Flüsse zuzogen; was dem Beherrscher des himmlischen Reiches an seiner Würde nicht wenig Abbruch that. Es mag lächerlich scheinen, daß vieles Nießen und Räuspern den Glanz der Majestät etwas benehmen soll; allein sagt doch selbst der Engländer Pepys in seinen Memoiren, als er Karl II durch einen Regenschauer auf der Themse tüchtig eingeweicht gesehen, habe sein Begriff von königlicher Würde um ein Ziemliches abgenommen, indem ihm nun handgreiflich geworden, daß Könige gleichem Ungemach wie andere Menschenkinder unterworfen seyen. Mochte nun dem Kaiser von China ein Gedanke wie dem ehrlichen Pepys durch den Kopf gefahren seyn, oder sonst wie; genug, er nahm es sich zu Herzen, und fragte eines Tags seinen Lieblingsminister, ob sich nicht zur Verwahrung gegen die fatale Nässe etwa ein Gewand von Wachstuch oder wasserdichte Kleider verfertigen ließen? — „Eure Majestät dürfen da bloß Ihren ziegelsteinernen Rock anbehalten,“ war die Antwort des Ministers; was eben so viel heißen wollte, als: Bleibe zu Hause, so macht Dich der Regen nicht naß. Die Annalen des himmlischen Reiches erzählen, Se. Majestät hätten den Witz des Erzkanzlers nicht im Mindesten übel, sondern vielmehr zu Herzen genommen, und fortan ihre kostbare Gesundheit weniger den schädlichen Einflüssen der Witterung ausgesetzt.

---

*) Ausland v. Jahrg., S. 1376.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 185. 3 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten hatten von ihrem Angriffe einige Gefangene zurückgebracht, die sie ins Hauptquartier führten. Wer mit den Waffen in der Hand gefangen genommen woeden war, wurde erschossen. Wir betrachteten diese Hinrichtungen als eine dringend gebotene Nothwendigkeit, allein mit schmerzerfülltem Herzen. Die Unglücklichen bewiesen meistentheils große Entschlossenheit. Zur Erde gekauert saßen sie da und blickten uns stumm an, mit iheen großen schwarzen Augen. Sie wußten, daß jeder Schuß, der an ihe Ohr schlug, einem von den Ihrigen den Tod gab, und sie glaubten sich Alle zu gleichem Loose bestimmt. Denn sie selbst schonten die Gefangenen nicht; in dem Augenblicke, wo unsere Soldaten gefangen waren, sah man sie auch schon erwürgt, und ihre Köpfe abgeschnitten und auf die Spitze der Säbel gesteckt. Unter den Gefangenen befand sich ein Arabee von ausgezeichneter Schönheit, und einem besonders würdevollen Benehmen, der sein Leben nur der Ueberzeugung dankte, die sich dem General aufdrang, daß er nicht zu den Rebellen gehört habe. Die Soldaten behaupteten jedoch, daß er bei einem Haufen von Kabylen gewesen sey, die bei ihrer Annäherung insgesammt bis auf ihn, die Flucht ergriffen hätten. Nicht eben mit der größten Schonung war er ins Hauptquartier gebracht worden, und auf dem Wege dahin, hatte er einige Leichen von seinem Stammverwandten liegen sehen können; leichenblaß und so erschrocken, daß er kein Wort vorbringen konnte, war er dem Generalprofosen vorgestellt worden. Alles, was er zu sagen vermochte, bestand in einigen Betheurungen seiner Unschuld, wobei er Gott und den Propheten als Zeugen anrief, daß er keinen Theil am Kampfe genommen habe. Allein Dieß reichte nicht hin, die Aussagen der Soldaten zu entkräften, die sogar behaupteten, sie hätten ihn auf sie feuern sehen. Zugleich erinnerten sie sich seiner noch von der ersten Expedition des Generals Bourmont nach Belida her, und da sie den Tod einiger grausam eemordeten Kameraden zu rächen hatten, so wollten auch sie iheerseits unbarmherzig seyn. Schon war der Araber ihnen übergeben worden, um ihn zu erschießen, als der Obergeneral dazu kam. Das Gesicht dieses Menschen fiel ihm auf; nachdem er sich die Ursache seiner Verurtheilung hatte berichten lassen, wollte er den Gefangenen selbst hören. Da dieser vernahm, daß er vor dem Obergeneral stehe, so konnte er noch weniger seine Fassung wieder gewinnen, und nur dieselben unzusammenhängenden Worte wiederholen. Die Soldaten aber drängten und konnten nicht eilig genug machen. „Ich weiß nicht,“ sagte dee General, „was ich in Dir sehe, das mich zu glauben zwingt, Du könntest unschuldig seyn. Allein ihr versichert mich, daß er auf euch geschossen hat; Dieß spricht ihm sein Uetheil und so führet ihn fort, und thut ihm sein Recht an.“ Als der Araber diese Worte hörte, eief er in schmerzvollem Tone aus: „Also auch Du verdammst mich! Doch Gott ist groß!“ Der Gefangene hob hier seine Augen gen Himmel und eine selige Ruhe verklärte mit einemmale seine Züge; es lag etwas Erhabenes in dieser Resignation, das uns Alle rührte. „Halt,“ rief der Obergeneral, „dieser Mensch kann nicht schuldig seyn. Aeaber, sprich, denn Du hast noch etwas zu sagen. Wir sind keine Barbaren, und wenn ich Strenge für einen Augenblick nothwendig hielt, so würde ich doch in Verzweiflung seyn, wenn ein Unschuldiger ums Leben käme.“ Diese Worte beruhigten den Gefangenen etwas, er ergriff die Hände des Generals und bedeckte sie mit Küssen der heißesten Dankbarkeit. Nachdem er sich von seiner Rührung erholt hatte, sagte ee: „Ich hatte Belida verlassen, und mich zu den Kabylen begeben, um sie zu vermögen, den unheilvollen Krieg gegen Dich aufzugeben, und Dich nicht durch unnützen Widerstand zu reizen. Als Mufti von Belida hatte ich einigen Einfluß auf ihre Gemüther, die Scheichs gaben mir Gehör, und sie hatten mir gerade die Urkunde ihrer Unteewerfung zugestellt, als ich von Deinen Soldaten gefangen wuede.“ Mit diesen Worten zog er aus seinem Bürnus ein Papier hervor, das er dem Obergeneral überreichte. Die Araber baten darin um Gnade und zeigten ihre Beeeitwilligkeit an, sich im Vertrauen auf die Großmuth der Feanzosen zu unterwerfen. Die Soldaten wollten sich noch immee nicht zufrieden geben; sie meinten dee schlaue Fuchs habe wahrscheinlich das Papier, auf den Fall, daß er gefangen würde, in Bereitschaft gehalten. „Mein Leben steht in Deiner Hand,“ fügte der Araber hinzu, „wenn in einer Stunde sich nicht bestätigt, was ich Dir sage; so laß mich tödten.“ — „Ich glaube Dir,“ erwiderte dee Obergeneral. — Von diesem Augenblicke an, wurden die Hinrichtungen eingestellt; und obgleich nur von kurzer Dauee, war diese Strenge doch von der besten Wirkung.

Die arabischen Scheichs und die Vornehmsten der Einwohnerschaft von Belida erschienen bald nachher und baten um Gnade, die

ihnen auch gewährt wurde. Sobald die Gefangenen, die Stimmung gegen sich zu ihren Gunsten verändert merkten, fanden sie die Sprache wieder, und ergossen sich in Betheuerungen der Freundschaft und Ergebenheit in Reden ohne Ende; sie, die kurz vorher noch so stumm und in sich gekehrt waren, sprachen jetzt alle auf einmal durcheinander; es entstand ein Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen mochte. Auch auf unsere Stirnen kehrte die Heiterkeit zurück; wir sahen diese armen Menschen so vergnügt, sie lächelten uns an, und grüßten uns, die Hand auf die Brust gelegt; Freude verbreitete sich in alle Herzen, und ich bin überzeugt, daß die Dankbarkeit und Ergebenheit, die sie durch Zeichen an den Tag legten, aufrichtig gemeint war; an blutige Rache gewöhnt, schienen sie einen Augenblick die Großmuth der Sieger zu begreifen, die für sie etwas so Neues war. „Der schöne Mufti“ — denn so nannten wir ihn fortan — wurde wieder ins Gebirge entsendet, um als Friedensstifter unter den Kabylenstämmen fort zu wirken. Der Obergeneral fand oft Gelegenheit es zu loben, daß er ihm das Leben gerettet; es gab keinen Araber, der den Franzosen aufrichtiger zugethan gewesen wäre.

Der Abend war schön; die Flintenschüsse hörten auf, der Rauch zog vom Gebirge weg. Die Einwohner von Belida kehrten wieder in ihre Stadt zurück; das Wasser hatte wieder seinen alten Lauf genommen, und rauschte frisch und klar von allen Seiten mit lieblichem Gemurmel. Nach einem so furchtbaren Tage genossen wir doppelt die Milde eines köstlichen Abends.

Am folgenden Morgen blieben zwei Bataillone mit zwei Feldstücken in Belida zurück, um unsre Verbindung mit Algier zu sichern; das übrige Heer setzte seinen Marsch gegen Medea fort, der einer militärischen Promenade bei dem herrlichsten Wetter glich. Endlich langten wir bei dem „Gehöfte des Aga“ an, das sich am Fuß des Atlas, der Bergschlucht gegenüber befindet, durch die wir in das Gebirge eindringen sollten. Das erwähnte Gehöfte umschloß einen großen Hof, war von schönen Stallungen umgeben, und von einer Terrasse gedeckt. Es war leicht, dasselbe zu befestigen. Während dieses Tages erschienen einige Araber aus der Umgegend von Medea, von Stämmen, die dem Bey von Tittery feindlich gesinnt waren, und boten ihre Dienste an. Sie brachten die Nachricht, daß der Bey auf der Anhöhe von Tenia mit mehr als dreißigtausend Mann seiner warte, und schlugen dem General vor, ihn auf einem andern Wege nach Medea zu führen. Der Obergeneral, welcher die Angaben etwas übertrieben hielt, und auch mit seinem kleinen Heere, das nur nach Kampf dürstete, dem Feinde sich gewachsen glaubte, erwiderte: wenn ihn der Bey auf der Anhöhe von Tenia erwarte, so wolle er ihn nicht so hoch oben sich verkälten lassen, und am andern Morgen ihn aufsuchen. Die Wagen, das schwere Gepäck, die Feldartillerie wurden in dem Gehöfte des Aga zurückgelassen, und mit Tagesanbruch drang die Armee in die Schlucht ein, welche die Pforten des Atlas bildet. Von den seltsamsten Gefühlen bewegt, näherte ich mich diesen düstern Bergen. Ich fühlte mich ergriffen von dem Schauer, der den Menschen anwandelt bei dem Anblick dieser aufeinander gethürmten, eng zusammengerückten Massen, deren unheimliche Stille das Gemüth mit demselben feierlichen Ernste berührt, den man bei dem Eintritt in einen alten Tempel empfindet; vielleicht mischte sich in dieses Gefühl auch einiger Stolz. Viele Jahrhunderte schon ist es her, als die Römer, dieses königliche Volk, ihre siegreichen Adler diesen Wüsten, diesen einsamen Gebirgen zeigten und wie wir den Atlas überstiegen; es däuchte mir, als hätten sie etwas von ihrer Größe in diesen düstern Massen zurückgelassen. Es war mir, als riefen Stimmen aus dem Berge: Wer ist das neue Volk, das hier einherzieht? Woher kommt es? Wohin will es? Der Atlas ein Name voll Wohllaut jugendlicher Erinnerungen, die sich an die träumerischen Jahre der Schulzeit knüpfen, schien selbst in unseren gemeinen Soldaten ein instinktartiges Gefühl des Wunderbaren zu wecken, das in dem Gedanken lag, daß ihre Waffen auf einem fabelhaften Gebirge blitzen sollten. Schon in Algier hatte man von diesem furchtbaren Gebirgspasse gesprochen, den man die eisernen Pforten zu nennen pflegte. Die Soldaten, die Dieß buchstäblich nahmen, waren wunderbarer Abenteuer gewärtig. Das ganze Heer fühlte sich seltsam angeregt von diesem abenteuerlichen Zuge in ein unbekanntes Gebirg, wo man nie erlebte Begegnisse, ein wenig Ruhm und Erinnerungen für eine lange Zukunft zu finden hoffte.

(Schluß folgt.)

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

Eine andere Ursache, in der die Vendéer noch eine weit stärkere Aufforderung fanden, zu den Waffen zu greifen, war das Konskriptionsgesetz, das ihre Jugend unter die Fahnen der Republik rief, die damals in einen Kampf mit den fremden Mächten verwickelt war. Eine Aushebung von 300,000 Mann wurde ausgeschrieben; keines der revolutionären Motive, denen die übrigen Provinzen beigetreten waren, sprach für das Interesse der Vendéer und konnte sie dieser außerordentlichen Maßregel geneigt machen; das Verfahren gegen die Geistlichkeit und die Person des Königs hatte sie mit zu viel Abscheu erfüllt, als daß sie sich ihr hätten fügen können. Der Aufstand brach aus und war bald organisiert; die Bevölkerung sammelte sich in Masse, wählte ihre Offiziere vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, aus dem Adel, lieferte den regulären Truppen des Konvents Schlachten, war nicht allein oft siegreich, sondern entwickelte auch noch eine besondere Geschicklichkeit, sich nach jeder Niederlage wieder zu erheben, und fügte so den Republikanern größern Schaden zu, als die besten Truppen der verbündeten Armeen. In diesem Kriege, so wie in mehrern andern, schufen die Geschicklichkeit der Anführer und der verzweifelte Muth der Soldaten sich eine eigene Taktik, die ganz dem Charakter der Truppen und der Oertlichkeit angemessen war. Diese Taktik errang gar oft die Oberhand über die Disciplin regulärer Truppen, die nicht immer gegen den ungestümen Muth und die Beharrlichkeit eines thätigen Feindes das Uebergewicht gibt, das man sich von ihr verspricht. Die gewöhnliche Angriffsweise der Vendéer war eine Art Guerillaskrieg; durch ein Manöver, das sie in ihrer Sprache mit dem Worte s'egailler bezeichneten, lösten sie sich in Plänkler auf, und umgaben die geschlossenen Reihen des Feindes, der sich bei seinem, ohnehin auf diesem durchschnittenen Boden sehr beschwerlichen Vor-

rücken, noch einem gut unterhaltenen Feuer und sehr richtig gezielten Kugeln bloßgestellt sah, ohne daß er einen Punkt gewahrte, auf den er seinen Angriff mit einigem Erfolge hätte richten können. Das Geschrei der Insurgenten, ihr unausgesetztes Feuer und ihre Ausdehnung über einen so weiten Raum, ließen ihre Anzahl weit größer erscheinen; und wenn die Republikaner zu weichen begannen, so stürzten die Vendéer, von ihren tapfern Chefs geführt, sich auf sie, um durch einen Angriff in geschlossenen Reihen den Schrecken zu vollenden, der durch ihre frühere Art zu kämpfen sich des Feindes bemächtigt hatte. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß jeder Soldat der Vendéer, um sich so aufzulösen und wieder zu vereinigen, Entschlossenheit und Uebung genug besitzen mußte; denn jedes abgesonderte kleine Korps, jeder Einzelne sogar, mußte unter persönlicher Verantwortung seine Stellung eben so gut wie den günstigen Augenblick zum Angriff und zum Rückzuge zu wählen wissen.

Während die Vendéer unter den Waffen und siegreich waren, stand auch eine Armee Bretagner unter dem Befehle des berühmten Charette zur Vertheidigung der Monarchie gerüstet, die manchen Sieg erfocht. Zum Unglück für die Sache dieser von einander unabhängigen Heere waren ihre Anführer, wie es scheint, nie einig unter sich, noch geneigt sich zu verständigen, sonst würden die erkämpften Siege zu weit wichtigern Resultaten geführt haben. Ein noch größeres Unglück aber war es, daß die englischen Minister, wie bereits bemerkt, nicht besser von dem Vortheil unterrichtet waren, den es ihnen gebracht haben würde, wenn sie Waffen, Munition und ein Hülfskorps abgeschickt hätten. Als sich die Royalisten zu Herren der Insel Noirmoutier gemacht hatten, wäre es sehr leicht gewesen, sie auf diese Weise zu unterstützen. Der einzige ernstliche Versuch, der zu Gunsten dieser tapfern Insurgenten gemacht wurde, war die sehr schlecht verabredete Expedition von Quiberon, die eben ausgeführt wurde, als die königliche Sache in der Bretagne bereits gänzlich verloren war. Der Aufstand in der Vendée begann im Mai des Jahres 1793, und endete, als allgemeiner Krieg betrachtet, mit der Niederlage von Quiberon am 20 Julius 1795.

Wenn man die Bürgerkriege des siebenzehnten Jahrhunderts mit der französischen Revolution gegen Ende des achtzehnten vergleicht, so wird man höchlich überrascht von der Aehnlichkeit, die zwischen der Insurrektion der Vendéer und dem im vergangenen Jahrhunderte von Montrose geleiteten Aufstande der schottischen Hochländer sich herausstellt. Die Parallele ist indeß nicht auf allen Punkten gleich. Die schottischen Hochländer wurden durch ihre natürliche Neigung zum Krieg, ihre Fertigkeit im Gebrauche der Waffen und durch ihre patriarchalische Anhänglichkeit an ihre Chefs zum Kampfe verleitet; die friedlichen Vendéer erhoben die Fahne des Aufstandes, nur um ihre Religion und ihre persönliche Freiheit zu vertheidigen. Die Hochländer, von dem überlegenen Genie eines Mannes befehligt, von dem der Kardinal Retz sagte, er nähere sich ganz seinem Ideale von den Helden des Plutarch, gaben ihrem Krieg eine größere Ausdehnung als die Vendéer, und wußten ihre Siege besser zu benützen, wurden aber durch eine einzige Niederlage gänzlich bezwungen; die Vendéer, von mehreren Anführern befehligt, entwickelten zwar bei ihren Erfolgen nicht dieselbe Energie, rafften sich aber, weil sie ihr Heil nicht bloß einem einzigen Manne vertrauten, stets bald wieder auf, und drangen oft nach mehreren aufeinanderfolgenden Niederlagen siegreich vor. — Auch in ihrer Weise den Krieg zu führen, unterschieden sich die Vendéer und die schottischen Hochländer: die Plänkler des Bocage verließen sich besonders auf ihren Buschkrieg, während die Hochländer in kleinen, aber geschlossenen Kolonnen auf eine ausgedehnte Linie feuerten, und sich besonders auf ihre Geschicklichkeit in Führung des schottischen Schwertes im Gefechte Mann gegen Mann verließen. Die Religion, die im Kriege der Vendéer eine so bedeutende Rolle spielte, gehörte nicht unter die Motive, die das Heer Montrose's zum Kampfe bestimmte. Dieß sind die abweichenden Punkte der Parallele; allein die Analogien sind bei weitem umfassender und bezeichnender.

(Fortsetzung folgt.)

St. Simons Selbstbiographie.*)

Ich bin am 17 Oktober 1760 geboren. Im Jahre 1776 trat ich in Militärdienste, und schiffte mich im Jahre 1779 nach Amerika ein, wo ich unter dem Grafen von Bouillé und Washington diente. Nach dem Frieden legte ich dem Vizekönig von Mexico einen Plan vor, durch Schiffbarmachung des Flusses Inpartido, von dem ein Arm in den atlantischen Ozean und ein anderer in die Südsee ausmündet, eine Verbindung zwischen beiden Meeren herzustellen. Mein Vorschlag wurde kalt aufgenommen, und ich gab ihn auf.

Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde ich zum Obristen ernannt; ich war noch nicht 23 Jahre alt. Das geschäftlose Leben mißfiel mir bald; den Sommer in der Garnison und den Winter im Hofdienste zuzubringen, war eine für mich unerträgliche Lebensweise; ich reiste daher im Jahre 1785 nach Holland. Der Herzog de la Vauguyon, französischer Gesandter in Holland, hatte dieses Land dem Einfluß Englands entzogen und die Generalstaaten vermocht, sich mit Frankreich zu einer Expedition gegen die englischen Kolonien in Indien zu vereinigen; der Graf von Bouillé sollte diese Expedition anführen, und ich bei derselben einen ehrenvollen Posten einnehmen. Ein ganzes Jahr hindurch betrieb ich die Ausführung dieses Planes, der durch die Ungeschicklichkeit des Hrn. de Verac, Nachfolgers des Herzogs de la Vauguyon, scheiterte. Im Jahre 1786 kam ich nach Frankreich zurück, wo das unthätige Leben, das hier aufs Neue begann, mich bald wieder zu langweilen anfing. Ich reiste also im Jahre 1787 nach Spanien. Die spanische Regierung hatte damals den Plan gefaßt, Madrid durch einen Kanal mit dem Meere zu verbinden; allein es fehlte an Geld und Arbeitern. Ich besprach mich mit dem Grafen von Cabarrus (jetzt Finanzminister), und wir legten nun der Regierung folgenden Entwurf vor: Der Graf Cabarrus machte sich im Namen der Bank von St. Carlos, deren Direktor er war, anheischig, der Regierung die zum Bau des Kanals nöthigen Fonds zu liefern, wenn der König dagegen der Bank den Zoll überlassen wollte. Ich dagegen erbot mich, ein Korps von 6000 Mann, lauter Ausländer, zu stellen, von denen immer 2000 in Garnison bleiben und die übrigen 4000 am Kanal arbeiten sollten. Die Regierung hätte nur die Kosten der Uniformirung und der Spitäler zu tragen gehabt; der Sold der Arbeiter wäre hinreichend gewesen, alle übrigen Ausgaben für dieses Korps zu decken. Die französische Revolution, die inzwischen ausbrach, ließ die Ausführung dieses Entwurfs scheitern. Sie war bereits ausgebrochen, als ich nach Frankreich zurückkam; aus Gründen, die ich näher bezeichnen werde, wenn von meinen politischen Meinungen die Rede seyn wird, wollte ich keinen Theil nehmen. Ich unternahm Finanzspekulationen und verband mich mit einem Preußen, dem Grafen von Redern.

*) Aus den von Olinde Rodriguez herausgegebenen Schriften St. Simon's, enthaltend: „Son premier écrit; lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains — Parabole politique 1819. — Le nouveau Christianisme 1825; précédés de Fragmens de l'histoire de sa vie écrite par lui-même. Paris, 1832.

Nur deßhalb wünschte ich Reichthümer zu erwerben, um eine große Industrieanstalt und wissenschaftliche Ausbildungsschule zu errichten, mit Einem Wort, um zur Verbreitung der Aufklärung und Verbesserung der Lage der Menschheit beitragen zu können: Dieß war der eigentliche Zweck meines Strebens. Bis zum Jahre 1797 betrieb ich diese Finanzgeschäfte mit Emsigkeit, Eifer und Erfolg. Meine Unternehmungen schlugen ein, und ich sah mich in Stand gesetzt, Hand an meine Industrieanstalt zu legen. In der Straße du Bouloy sieht man noch eines jener Gebäude, die ich gründete. Die Ankunft des Hrn. von Redern unterbrach meine Arbeiten; denn ich sah mich in der Hoffnung, die ich auf meine Verbindung mit diesem Manne setzte, getäuscht. Ich glaubte ihn für ähnliche Zwecke als die meinigen begeistert, allein unsere Wege waren höchst verschieden; er jagte nur nach Schätzen, während ich auf dem steilen Berg emporklimmte, auf dessen Spitze der Tempel des Ruhms steht. Wir entzweiten uns im Jahre 1797; die Gründe dieser Trennung werde ich in einer eigenen Denkschrift entwickeln. Gleich nachdem ich mit Hrn. von Redern gebrochen hatte, faßte ich den Entschluß, direkt auf die Moral des Menschengeschlechts einzuwirken, zu diesem Ende die Wissenschaften einen Schritt thun zu lassen, und der französischen Schule die Initiative zu übergeben. Dieses Unternehmen erforderte Vorarbeiten; ich mußte den Zustand des menschlichen Wissens kennen lernen und die Geschichte der Entdeckungen studiren. Um Dieß zu bewerkstelligen, beschränkte ich mich nicht auf Nachsuchungen in Bibliotheken; ich nahm meine Wohnung der polytechnischen Schule gegenüber, knüpfte Bekanntschaften mit mehreren Professoren derselben an, und verwendete drei Jahre, um mich mit allen Kenntnissen vertraut zu machen, die man über die Physik unorganischer Körper erlangt hat.

Der Friede von Amiens gestattete mir nach England zu reisen; der Zweck dieser Reise war, um zu untersuchen, ob die Engländer sich mit encyklopädischen Arbeiten beschäftigten; ich kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß ihr Streben nicht auf Bemühungen dieser Art gerichtet war. Bald hernach ging ich nach Genf und durchreiste einen Theil von Deutschland. Von dieser Reise brachte ich die Ueberzeugung mit zurück, daß die Wissenschaften im Allgemeinen in diesem Lande noch in der Kindheit waren, weil sie sich auf mystische Prinzipien gründeten; doch schöpfte ich Hoffnung für ihre Fortschritte, weil ich sah, daß diese ganze große Nation ihre wissenschaftliche Richtung mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte.

Nachdem ich auf diese Weise die wissenschaftlichen Ideen erprobt und mir eigen gemacht hatte, ergriff ich die Feder. Zuerst gab ich zwei Bände heraus unter dem Titel: Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des 19ten Jahrhunderts (Introduction aux travaux scientifiques du 19e siècle). Ich gab dieses Unternehmen wieder auf, weil ich fand, daß ich bei Entwicklung meiner Ideen nicht den rechten Weg eingeschlagen hatte. Durch Erfahrung überzeugt, daß ich noch nicht reif genug sey, um ein Werk, wie das unternommene, zu ordnen und abzufassen, entschloß ich mich Briefe herauszugeben, in denen ich jene Fragen einzeln abhandeln konnte, deren besondere Lösungen die Prinzipien sind, die mir zu Bildung meines wissenschaftlichen Systems dienen sollten. Diese Briefe haben zwar nicht, wie Dieß mein Wunsch war, eine allgemeine Erörterung veranlaßt; allein diese Arbeit war dennoch von vielem Nutzen für mich: erstens weil sie mir Gelegenheit gab meine Ideen auszuarbeiten, und dann, weil sie die Aufmerksamkeit einiger Personen erregte, die die Güte hatten, mir ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Mein Leben bietet eine Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen, und dennoch war es nicht fruchtlos; denn, weit entfernt abwärts zu gehen, bin ich stets aufwärts gegangen. Kein Unfall brachte mich auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war; auf dem Meer der Entdeckungen erfuhr ich die Wirkungen der Fluth; oft wurde ich abwärts getrieben; aber meine aufwärts strebende Kraft trug stets den Sieg über die entgegenwirkende davon. Fast fünfzig Jahre alt habe ich den Zeitpunkt erreicht, wo man sich zurückzieht, und ich trete erst auf die Laufbahn. Nach einem langen, mühevollen Wege stehe ich am Punkte, wo ich ausgegangen bin. Das Publikum darf das Urtheil, das über mein Benehmen gefällt wurde, nicht als entscheidend annehmen; von seiner Gerechtigkeit verlange ich eine Revision dieses Urtheils, und zu diesem Ende will ich einige Bemerkungen vorlegen, die mir der Aufmerksamkeit würdig scheinen.

Beim Lesen der Werke jener geringen Anzahl von Schriftstellern, die sich durch ihre Schriften über die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange ausgezeichnet haben, ist man geneigt, die Verfasser auch in ihrem Privatleben für Muster von Weisheit und Mäßigkeit zu halten; allein Zusammenstellung und Prüfung der Thatsachen zeigen das Gegentheil, und beweisen, daß diese auf den ersten Anschein gegründete Meinung ganz falsch ist. Die theoretische Philosophie ist von der praktischen wesentlich verschieden; einer und derselbe Mann kann beide Bahnen nicht mit demselben Erfolge betreten; hören wir hierüber die Thatsachen.

Luther, Baco und Descartes sind unter den Neuern jene drei Männer, die sich durch ihre Wirkung auf die Wissenschaften im Allgemeinen am meisten ausgezeichnet haben. Luther hat das alte wissenschaftliche System angegriffen; Baco hat die Mittel bezeichnet, ein neues Gedankensystem zu bilden; Descartes hat die Bildung dieses Systems begonnen. Der erstere hat den Satz aufgestellt: Nicht die Offenbarung, sondern die Vernunft muß die Basis unsers Glaubens seyn. Der zweite hat die Mittel bezeichnet, ein System zu bilden, in dem die Offenbarungen durchaus keine Rolle spielen. Der letztere endlich hat erklärt, er wolle eine Welt schaffen, wenn er den Stoff und die Kraft besäße, ihm Bewegung mitzutheilen; d. h. mit andern Worten, er unternahm es, die Organisation des Universums zu erklären, ohne die Offenbarungen zu Hülfe zu nehmen. Luther nun liebte die Freuden der Tafel zu sehr; Baco geizte nach Geld und Ehre, und Descartes liebte Spiel und Frauen. Keiner von allen dreien war also praktischer Philosoph.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man sollte kaum glauben, daß die römische Curie in dem Gedränge der mißlichsten Verhältnisse, in denen sie sich befindet, noch Zeit finden kann, an Gegenstände zu denken, von denen ein französisches Journal: „die katholische Tribüne“ (Tribune catholique, nouveau journal du Clergé), spricht. „Unter andern noch schwebenden Heilig- und Seligsprechungen, bemerkt dieses Journal, hatte die Kongregation für den Ritus in ihrer Versammlung vom 7 April sich noch mit folgenden Arbeiten zu beschäftigen: Die Verehrung, die seit undenklichen Zeiten dem heiligen Eccard, Märtyrer und Bischof von Luni, erwiesen wird, als rechtmäßig zu erklären; ein gleiches in Bezug auf den seligen Johannes Busalari, von Amelia, bekannt unter dem Namen des seligen Johannes von Rieti, aus dem Orden des h. Augustinus; den heiligen Konrad, einen Cistercienser und Schüler des h. Bernard; den seligen Johannes Dominici, Kardinal und Bischof von Ragusa, aus dem Dominikaner-Orden; ferner die über die Tugenden der ehrwürdigen Schwester Maria Alacoque eingeleiteten Untersuchungen als gültig zu erklären; endlich die Sache des Dieners Gottes, Peter Franciscus Antonius Fasani, aus dem Orden der Konventualen, der im Jahre 1742 starb, nachdem er große Proben von Bußfertigkeit und Eifer für das Heil der Seelen an den Tag gelegt, aufzunehmen.“

Auf der Insel Sardinien ist neuerdings am Kap della Caccia, in der Nähe von Alghère, 600 Fuß über der Meeresfläche, eine gegen Osten gelegene Höhle entdeckt worden, die viele Aehnlichkeit mit der sogenannten Neptunsgrotte hat, welche von allen Fremden besucht zu werden pflegt, aber auf der entgegengesetzten Seite liege. Zwölf Stalaktitsäulen von verschiedenen Farben schmücken den Eingang dieser Grotte und scheinen hingestellt, um das majestätische Gewölbe zu tragen; die Verschiedenheit ihrer Farben wird dadurch hervorgebracht, daß das Licht unmittelbar auf sie fällt, welches in die Tiefe der Höhle nur durch diese einzige Oeffnung eindringe, und je weiter man hineingeht, desto mehr abnimmt. Im Hintergrunde findet man einen See, der die Höhle schließt. Einer Sage zufolge soll diese Grotte einst einem Einsiedler zum Aufenthalte gedient haben; zuverlässig aber ist sie schon seit langer Zeit nicht mehr besucht, und durch Ausflüge auf dem Berge, der sie enthält, erst neuerdings wieder aufgefunden worden.

Zu Travers (Kanton Neufchatel in der Schweiz) ist Jean Pierre Junod in seinem 87sten Jahre gestorben, und hinterläßt 172 Kinder und Enkel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 186. 4 Julius 1832.

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

In beiden denkwürdigen Kriegen erhob sich ein besonderer Volksstamm, ein Urstamm, gegen die regulären Streitkräfte der übrigen Nation, um seine alten, von seinen Vätern ererbten Institutionen zu vertheidigen. In beiden Kriegen errangen die Insurgenten durch Unerschrockenheit, natürlichen Scharfsinn, körperliche Stärke und Thätigkeit, durch den Ungestüm ihrer Angriffe, durch richtige Kombinationen, Geschwindigkeit ihrer Märsche, und durch die Ausdauer, mit der sie alle Beschwerden des Krieges ertrugen, die Oberhand über ihre disciplinirten Gegner. In beiden Kriegen wurden, ungeachtet des Mißverhältnisses in der Zahl der gegeneinander stehenden Heere, ungeachtet des Mangels an geeigneten Waffen und besonders an Munition, glänzende Siege erfochten.

Die Bewohner des Becage glichen auch darin noch den schottischen Hochländern, daß ihre Art Krieg zu führen, von den nämlichen Nachtheilen begleitet war. Da Alle freiwillig und ohne Sold dienten, so glaubten sie sich auch berechtigt, das Heer verlassen zu können, wenn es ihnen gefiel, und deßhalb zog ein Sieg weit öfter noch als eine Niederlage, eine Verminderung des Heeres nach sich. Die Vendéer hatten eben so wie die Hochländer keine Kenntniß von dem regelrechten Angriff auf feste Plätze, und mehrere ihrer größten Unfälle waren Folge unvorsichtiger Unternehmungen dieser Art. In einem flachen, den Angriffen der Kavallerie günstigen Lande errangen diese Natursoldaten ebenfalls weit weniger Vortheile, als auf einem durchschnittenen Boden. Die Menge von unabhängigen Anführern und Offizieren trug viel dazu bei, daß in ihren Berathungen keine Einigkeit herrschte, und aus dieser Ursache wurden mehr als Einmal alle Plane Montrose's zerstört und alle Anstrengungen der Vendéer gelähmt. Ein Krieg, der den Anführern, die ihn leiteten, so große Ehre machte, endigte sich, in Frankreich wie in Schottland, mit ihrem Verderben und ihrem Tod. Mehrere wurden von Militärgerichten verurtheilt, oder starben unter dem Beile des Henkers; ihre Familien wurden verbannt oder ihres Eigenthums beraubt, und von so vielen glorreichen Siegen blieb ihnen nichts als der Ruhm ihres Namens.

Die Thaten der englischen Republikaner wurden von einer Dame, Mißtreß Hutchinson aufgezeichnet; den Hochländern Montrose's fehlte eine Geschichtschreiberin wie die Marquise von la Rochejacquelein. Diese berühmte Dame, Verfasserin der Memoiren über den Krieg in der Vendée, war am Hofe geboren, und dennoch schrieb sie mit der edeln Einfachheit und der ruhigen Würde einer römischen Matrone. Ihr Styl ist durchaus frei von jener literarischen Koketterie, die man zuweilen in den besten französischen Werken findet, die sich im Ganzen mehr durch Geist als durch Einfachheit auszeichnen. Madame de la Rochejacquelein war zu zart, und hatte eine zu weibliche Erziehung genossen, als daß man sie hätte fähig glauben sollen, allen den Entbehrungen und Gefahren zu trotzen, denen sie bloßgestellt war. Sie fühlte Dieß selbst, als sie zu einer englischen Dame, die sich dieser berühmten Frau vorstellen ließ, sagte: „Gestehen Sie es nur, Sie erwarteten eine Heldin in mir zu finden.“ Ihr Charakter in ihrem Privatleben war tadellos, wie sich Dieß auch aus der Reinheit der Gesinnungen schließen läßt, die sie in ihrem Werk ausspricht.

Seit der Revolution von 1789 sind mehr als vierzig Jahre verstrichen, und welche neue Kontraste, welche neue Analogien zwischen dieser und der Revolution von Großbritannien! Nach dem schottischen und dem Kriege in der Vendée, nach den Hinrichtungen Karls I und Ludwigs XVI, nach der englischen und französischen Republik, nach Cromwell und Napoleon hat keine der beiden Restaurationen den Abgrund schließen können; nach Carl II und Jakob II, nach Ludwig XVIII und Karl X nach 1688 und 1830, haben wir Wilhelm und Ludwig Philipp; haben wir einen Hof in St. Germain, den andern in Holyrood, in der Verbannung gesehen. Wird auch Dießmal das Beispiel Englands für Frankreich verloren gehen? Soll die Analogie sich fortführen bis zum Jahre 1745? Wird die Vendée des neunzehnten Jahrhunderts die Fahne der Marquise de la Rochejacquelein erheben, wie das Schottland des achtzehnten Jahrhunderts die Fahne Montrose's erhob? Maria von Modena, der Ritter St. Georges, und Karl Eduard beunruhigten noch 60 Jahre hindurch die neue Dynastie mit ihren Ansprüchen, Ansprüche die weit mehr durch ritterliche Gesinnungen als durch Interessen unterstützt wurden; wird Dieß der nämliche Fall mit den jakobitischen Ansprüchen in Frankreich seyn? Die Fortsetzung dieser Parallele bleibt der Zukunft aufbehalten.

Der jakobitische Enthusiasmus der schottischen Gebirgsbewohner im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich während der Revolution von 1745, bietet den schönsten Stoff zu einer romantischen oder historischen Skizze, den ein Schriftsteller nur wählen könnte. Die-

ser Bürgerkrieg und seine merkwürdigen Ereignisse ließen den Zeitgenossen Erinnerungen zurück, die nicht mit jener politischen Bitterkeit gemischt waren, die gewöhnlich auf bürgerliche Uneinigkeiten zu folgen pflegt. Die schottischen Hochländer hatten hier zum letztenmal den Schild erhoben; sie bildeten den Kern von Karl Eduards Heer, und waren durch ihre ganz eigenthümlichen Sitten, im Krieg wie im Frieden, und ihre ritterliche Tapferkeit weit mehr ein Gegenstand für die Poesie als für die Prosa des gewöhnlichen Lebens. Ihr Fürst, jung, tapfer, ausdauernd in Beschwerden und die Gefahr verachtend, war auf den beschwerlichsten Märschen zu Fuße an der Spitze seines Heeres, und schlug dreimal eine reguläre Armee. Dieß vermochte allerdings die Einbildungskraft zu entflammen, und ungeachtet Alles dessen, was Klugheit und Vernunft gegen seine Unternehmung einwendeten, junge Enthusiasten für seine Sache zu gewinnen. Dieser abenteuerliche Fürst gehörte bekanntlich zu jenen geschichtlichen Personen, die sich durch eine einzige glänzende Periode in ihrer Laufbahn auszeichnen, den leuchtenden Meteoren gleich, die am Horizonte hinfliegen, und eben so sehr durch ihr schnelles Verschwinden, als durch das vorüberziehende Licht das sie ausströmen, Staunen erregen. Eine lange Nacht bedeckte mit ihrer Dunkelheit das übrige Leben eines Mannes, der in seiner Jugend so großer Unternehmungen fähig gewesen war; und in seiner Verbannung zeigte er sich nur noch als ein unglücklicher Fürst, der bittere Erinnerungen durch Zerstreuungen zu verscheuchen suchte, die seiner unwürdig waren.

(Schluß folgt.)

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Schluß.)

Die Kabylenstämme hatten alle ihre Wohnplätze, an denen unser Weg vorüberführte, verlassen, ihre Zelte abgebrochen, und ihre Hütten standen leer. Nur einigen Weibern begegneten wir, wilden Schönheiten mit funkelnden Augen und gelenksamen Körpern, schön wie Tigerinnen; endlich gewahrten wir hier und dort hoch auf den Felsen Kabylen, die in ihren weißen Gewändern mitten in der Stille des Gebirges Gespenstern ähnlich sahen, die auf unsern Zug herabblickten. Der enge Weg schmiegte sich in langen Krümmungen an den Berg, und das Heer, das in unabsehbarer Linie darauf empor klomm, glich einer ungeheuren Schlange, die sich im Sonnenscheine aufrollt, und deren Schuppen in tausend Farben schillern. Je weiter wir vorrückten, desto imposanter wurde der Anblick des Gebirges; Wildniß um Wildniß, eine malerischer als die andere, thaten sich hinter einander auf und nahmen immer mehr an Großartigkeit zu. Hatten wir furchtbare Schluchten, Abgründe, in die das Auge schwindelnd hinabstarrt, thurmhohe Felsen, die über unsern Häuptern zu schweben schienen, düstere Bergstürze, lustige Felszacken erwartet, so fanden wir unsere Erwartung bei weitem übertroffen. Ueberdieß fanden wir noch einen steilen Weg, voll unzähliger Hindernisse, die zu überwinden anfangs Vergnügen macht, deren man aber bald satt wird. Vorzüglich wurden unsere Pferde bald der romantischen Bergfahrt überdrüssig, und wir sahen uns oft genöthigt abzusteigen, um mit ihnen den jähen Pfad hinanzuklettern. Wunderbar zu sehen war es, wie unsere Gebirgsartillerie den unwegsamsten Stellen trotzte, wobei man nicht genug über den Verstand, die Geduld und Besonnenheit erstaunen konnte, die die Soldaten dieser Waffengattung auszeichnen.

Nach unsäglichen Mühseligkeiten gelangten wir endlich gegen Mittag auf eine hohe Bergebene, wo die Armee Halt machte. Von hier aus gewahrten wir, nach der Seite von Algier hin, das Meer, das, in unabsehbare Ferne sich ausdehnend, mit dem Himmel verschmolz. Der Anblick des Meeres weckt jederzeit die Erinnerung an das Vaterland, wenn man auch noch so weit entfernt ist. Alle Blicke waren nach ihm hingekehrt, und ein gleiches Gefühl schlug in Aller Herzen. Der Obergeneral, der den Feind in der Nähe wußte, hielt den Augenblick für günstig, in den Soldaten jene edle Begeisterung zu erwecken, die stets zum Siege führt. Die Truppen stellten sich so auf, daß sie mit dem Gesichte gegen Frankreich gerichtet standen; aber da die Bergebene nicht alle fassen konnte, so blieben sie staffelweise in Kolonnen hinter einander aufgestellt, wie sie im Anrücken begriffen waren, was einen bezaubernden Anblick gewährte. Fünf und zwanzig Kanonenschüsse donnerten wenige Augenblicke vor der Schlacht, dem fernen Frankreich zum Gruße. Während der Donner in den Gebirgsklüften widerhallte, spielten die Musikbanden der verschiedenen Regimenter, und die vaterländischen Melodien schallten zu dem Feinde hinüber. Da war wohl kein Herz, das unbewegt geblieben wäre; ein Gefühl der Andacht gleich hob die Brust. Welche Gewalt übt doch die Erinnerung an das Vaterland in dem feierlichen Augenblicke vor großen Gefahren über die Seele. Die fünfundzwanzig Kanonenschüsse waren kaum verhallt, als das ganze Heer in das begeisterte Geschrei: es lebe Frankreich! ausbrach. Bei dem letzten Schusse wurde der Befehl gegeben, gegen die Seite hin, wo man den Feind vermuthete, vorzurücken.

Nach einem halbstündigen Marsche erreichten wir eine Höhe, wo man endlich die weite Bühne überblicken konnte, die der Bey von Tittery zu dem blutigen Schauspiel gewählt hatte, das hier aufgeführt werden sollte. Zu unsrer Rechten hatten wir ein unermeßliches, furchtbar zerrissenes Becken; zu unserer Linken eine lange Gebirgskette, deren schroffe steile Felszacken sich in die Wolken einzubohren schienen; vor uns in schwindelnder Höhe stiegen zwei große Berggipfel auf, das Ziel unseres Marsches, die in ihrer nebelichten Atmosphäre zwei Riesen glichen, die den Paß zu hüten hergestellt waren. Sobald wir den Engpaß von Tenia zu Gesicht bekamen, suchten unsere Augen unablässig die Kabylen. Der Oberfeldherr erblickte sie mit seinem guten Fernrohre deutlich. Wir andern sahen nichts als die beiden großen Berggipfel unbeweglich vor uns hingepflanzt. Erst nachdem wir noch eine gute Strecke vorgerückt waren, wurden uns die Feinde sichtbar; wir erkannten die dichten Schwärme der Araber, die mehr Gruppen ähnlich sahen, die sich versammelt hatten, uns vorüberziehen zu sehen, als zu bekämpfen. Ueberall sah man weiße Punkte, die man auf den ersten Blick eher für Gebirgsschnee hätte halten mögen. Die kleinen Pferde des Atlas, die zu fliegen schienen, so groß war ihre Geschwindigkeit in diesen steilen Felsgegenden, vermehrten noch die Seltsamkeit des Anblickes.

Die ersten Feindseligkeiten fanden am Rande eines Bergstromes statt. Die Kabylen hatten die Brücke abgebrochen, allein

eine Kompagnie des Geniewesens stellte sie in Kurzem wieder her, und nachdem von beiden Seiten einige Patronen verschossen worden waren, rückte die Avantgarde hinüber; jetzt traf der Obergeneral seine Dispositionen. Der Gebirgspaß war vorn zugänglich, und konnte auf der Linken über Anhöhen umgangen werden. Die Avantgarde erhielt Befehl ihn auf der Straße anzugreifen; während mehrere Bataillone der ersten und zweiten Brigade zur Linken entsendet wurden. Man hätte denken sollen, das Fußvolk würde durch den beschwerlichen und angestrengten Marsch ermüdet, kaum noch kampflustig genug gewesen seyn; allein nichts frischt die ermatteten Glieder so wieder auf, wie ein Befehl zum Angriff. Die Soldaten stürzten sich in diese durch Gesträuch und Felsen fast unzugänglichen Schluchten, aus denen ein Kugelregen auf sie niederfiel, mit einer Freude, wie Schulknaben, die man nach einer Lehrstunde auf einer schönen Wiese sich erlustigen läßt. Bald verschwanden sie unsern Blicken hinter Gebüschen, und nur das Gewehrfeuer deutete uns noch den Weg an, den sie genommen hatten. Es begann am Fuße des Berges, und dann sah man es immer höher hinaufsteigen und sich dort und dahin ziehen; bald verlor man es einen Augenblick aus dem Gesichte, bald kam es wieder auf allen Punkten mit seinen tausend Blitzen, mit seinen weißen Rauchwolken zum Vorschein, und als es auf der Spitze ankam, hätte man es kaum noch glauben können; allein man sah die rothen Beinkleider schimmern, und die dreifarbige Fahne, und wie sich diese auf dem Gebirgskamm hinzog, verschwanden die weißen Punkte mehr und mehr, gleich Schneeflocken, die am Strahl der Sonne schmelzen.

Während diese Bataillone auf den Bergen ein so herrliches Feuer unterhielten, wollte auch die Avantgarde nicht mehr mit dem Gewehre im Arm, müßiger Zuschauer bleiben. Zwar hatte sie den Befehl erhalten, nicht eher anzugreifen, bis die Gebirgshöhen zur Linken von unsern Truppen genommen seyen; allein wie sollte man unbeweglich bleiben, wenn man das Gewehrfeuer prasseln und die Trommeln zum Angriffe schlagen hört, und seine Kameraden da und dorthin laufen und die Kabylen so lange Beine machen sieht, und vor sich eine furchtbare Position hat, wo es so gute Flintenschüsse setzen wird, und zwei Kanonen mit ihren schwarzen Mündungen herabgähnen. Auch war General Achard, mit seinem heißen Blut und seinem schönen Soldatenkopf, ein viel zu guter Anführer der Avantgarde, um noch länger zu warten. Man brach noch vor der bestimmten Zeit auf. Der Weg war enge, beschwerlich und von den staffelweise aufgestellten Türken nach seiner ganzen Länge wohl besetzt. Er wurde mit Kühnheit, mit Verwegenheit angegriffen und mit Muth vertheidigt. Es floß viel Blut. Die Kugeln schienen vom Himmel zu fallen, und prallten wieder von den Felsen aufwärts, wie Hagelschauer. Indeß gewannen unsere tapfern Soldaten bald Terrain; nur an einer äußerst steilen und engen Wendung des Weges kostete es einige Mühe vorzurücken; hier warfen sie denn ihre Tornister ab, und griffen mit neuer Wuth und gesenktem Kopfe an; wahrhaft mit gesenktem Kopf, denn um gerade in die Höhe zu sehen, hätten sie sich gewaltig aufrichten müssen. Nicht alle erreichten sie die Höhe; mehr als Einer mußte mit seiner Leiche der dreifarbigen Fahne eine Stufe bauen! Aber sah er sie doch mit brechendem Auge auf dem Atlas wehen; sein Tagewerk war vollbracht, und er schläft den Schlaf der Tapfern.

Die ganze Armee gelangte erst mit Einbruch der Nacht auf die Höhen. Wenn man die Schlucht betrachtete, so begriff man nicht, wie es möglich geworden war. Ein hundert Leute, so schien es, hätten diese Position uneinnehmbar machen sollen. Als der Obergeneral hinanritt, kamen ihm die Soldaten entgegen, die zurückkehrten, um ihre Tornister zu holen. „Die tapfern Leute!“ sagte der General. Man mußte sie aber auch in diesem Augenblicke sehen, wie das Bewußtseyn einer edlen That ihre Gesichter verschönerte; sie lachten und suchten in den Augen des Feldherrn den Lohn der Tapfern. Ueber den Engpaß von Tenia hinaus steigt man in ein Thal hinab, das von sehr hohen Berggipfeln umschlossen ist; diese wurden von der Armee besetzt. Das Hauptquartier verlegte sich ins Thal. Von hier aus sahen wir rings um uns her auf den Berghöhen die Feuer der Bivouake, die man für eine Kette neuer Sterne hätte ansehen mögen, die plötzlich am Himmelsgewölbe aufgingen. Die Nacht war schön, der Anblick prachtvoll; die noch frischen Eindrücke von den Gefahren des bestandenen Kampfes, ein gerechtes Gefühl von Stolz füllten das Herz mit hohen Empfindungen; die Einbildungskraft glühte von Enthusiasmus; der Tagsbefehl des Obergenerals gab der Seele erst noch den rechten Aufschwung:

„Soldaten,“ so lautete er, „die Feuer eurer Bivouacke, die auf den Höhen des Atlas sich mit den Sternen zu vermischen scheinen, verkünden Afrika den Sieg, den ihr so eben über seine barbarischen Vertheidiger errungen habt, und das Schicksal, das sie erwartet. Ihr habt wie Riesen gefochten, und der Sieg ist euer! Soldaten, ihr gehört zu dem Geschlecht der Tapfern, ihr seyd die würdigen Nebenbuhler jener Armeen der Revolution und des Kaiserreichs. Empfanget den Beweis der Zufriedenheit und Achtung eures Obergenerals.“

Der folgende Morgen hatte etwas Zaubervolles. Die Reveille ließ sich ob unsern Häuptern hören; ihr sanftes Rollen schien sich zu nähern und wieder zu fliehen, je nachdem die Laune des Windes es hin und her trug. Die dreifarbige Fahne wehte auf den drei Piks, deren Gipfel von Purpur geröthet, ungeheuren Leuchtthürmen glichen. Bald waren die Soldaten auf den Beinen, voll Lust und Freude. Scherz und fröhliche Gesänge durchliefen die Reihen; man besah sich noch einmal recht das prächtige Gemälde, das sich vor den Blicken ausdehnte, und hielt sich hinlänglich belohnt für alle Mühen des vergangenen Tages. In diesem schönen Lande lassen die frische Morgenkühle, der in Flammen lodernde Horizont, und die duftigen Lüfte jede ausgestandenen Beschwerden des vorigen Abends vergessen. Das Leben des Soldaten ist schön, es gleicht mit etwas Enthusiasmus versetzt, dem des Künstlers. Das Heer verließ diese Berge des Atlas um neue Schauspiele aufzusuchen. Nur die zweite Brigade blieb am Engpasse zurück, um diese wichtige Position besetzt zu halten.

St. Simons Selbstbiographie.

(Schluß.)

Je lebendiger die Seele ist, um so empfänglicher ist sie auch für Leidenschaften; da nun aber der höchste Grad von Lebendigkeit dazu gehört, um die große wissenschaftliche Frage in ihrem ganzen Umfange zu behandeln,

so darf man sich auch nicht wundern, daß theoretische Philosophen mehr als andere Gelehrte den Leidenschaften fröhnen. Man kann dieselbe Frage noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten: Die beiden Wissenschaften, welche der Philosophie als Basis dienen, sind die Astronomie und Physiologie; d. h. wer die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu seinem Studium macht, muß das Universum der großen und kleinen Welt studiren. Die Astronomie ist das Studium der großen Welt, d. h. sie ist das Studium des Universums in großem Maßstabe. Die Physiologie dagegen ist das Studium des Universums in kleinem Maßstabe; denn die eigentliche philosophische Art, das Phänomen der menschlichen Intelligenz ins Auge zu fassen, ist, das Gehirn des Menschen als eine kleine Maschine zu betrachten, die materiell alles Das ausführt, was im Universum geschieht, eben so wie eine Taschenuhr, die mit der Thurmuhr sich gleichförmig bewegt, obgleich beide Maschinen von sehr verschiedenem Umfange sind.

Um die Fortschritte der Wissenschaften zu beschleunigen, ist das beste und vorzüglichste Mittel Versuche anzustellen; solche Versuche aber lassen sich nicht mit der Welt im Großen oder dem Universum, sondern nur mit der Welt im Kleinen, oder dem Menschen vornehmen. Einer der wichtigsten Versuche rücksichtlich des Menschen ist der, ihn in neue gesellschaftliche Verbindungen zu bringen; da nun aber jede Wirkung, die aus einem solchen Versuche entspringt, nur in Folge der über Resultate gemachten Beobachtungen, als gut oder schlecht bezeichnet werden kann, so können auch nicht alle Versuche der Art glücklich seyn. Daher kann und muß Der, der sich höhern philosophischen Forschungen widmet, während des Laufs seines Versuchslebens nothwendiger Weise manche Handlung begehen, die man mit dem Namen einer Thorheit bezeichnet. Endlich ergibt sich aus der Natur der Sache: Um in der Philosophie Entdeckungen zu machen, muß man 1) während der kräftigen Jahre ein höchst originelles und thätiges Leben führen; 2) sich mit allen wissenschaftlichen Theorien, besonders mit denen der Astronomie und Physiologie vertraut machen; 3) alle Klassen der Gesellschaft durchgehen, sich in die größere Zahl der verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse selbst versetzen, und sogar für sich und andere neue, noch nicht da gewesene Verbindungen schaffen, und endlich 4) im Alter die aus Erfahrung geschöpften Beobachtungen zusammenstellen und sie so mit einander verbinden, daß sie eine neue philosophische Theorie bilden. Dem Manne, der sein Leben auf solche Weise verwendete, ist die Menschheit die höchste Achtung schuldig; denn man kann ihn als den tugendhaftesten betrachten, weil er methodisch und unmittelbar für die Fortschritte der Wissenschaft, der wahren Quelle der Weisheit, arbeitete.

Man wird mir ohne Zweifel einwerfen, daß Newton in einem Alter von mehr 80 Jahren als Junggeselle gestorben ist, daß er ein edler Mann und guter Wirth war, daß er alle seine Pflichten in Einklang zu bringen wußte; daß er zugleich für Verbesserung des menschlichen Geschicks, das Wohl seiner Nation, und für den Ruhm und das Glück seiner Familie arbeitete; daß endlich Arbeit seine einzige Leidenschaft, und daß er in jeder andern Hinsicht ein Muster von Enthaltsamkeit war. Auf diesen Einwurf entgegne ich, daß Newton ein großer Mathematiker, aber durchaus kein Physiologe war, so zwar, daß man ihn nicht unter die Philosophen zählen kann; denn die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange hat, wie ich bereits sagte, zwei Hauptwurzeln, die Astronomie und die Physiologie, und diese beiden Wurzeln sind so wesentlich, daß man auf jede derselben einen Fuß setzen muß, wenn man den Stamm umfassen will. Noch bezeichnender wäre es vielleicht, die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange mit einem Flusse zu vergleichen, der aus zwei Quellen gebildet wird, von denen die eine Beobachtungen über unorganische, die andere aber über organische Körper ausströmt. Descartes hat diesen Fluß beschifft und ist bis zu seinen Quellen gedrungen; Newton hat sein Leben an einer der beiden Quellen zugebracht, ist aber nie den Fluß hinabgefahren; der Mathematiker hat den Menschen nicht studirt, nicht seine Aufmerksamkeit auf die physiologischen Phänomene gerichtet, und sich nur mit den unorganischen Körpern und der Berechnung ihrer Bewegungen beschäftigt. Newton hat auf der einen Seite Vieles genützt, aber auf der andern Seite dagegen den Fortschritten der Wissenschaft Vieles geschadet. Er hat die Astronomie und Optik, so wie jene Zweige der Physik, die sich auf die unorganischen Körper beziehen, bereichert; dagegen aber den Theil der Physik, der mit den organischen Wesen sich beschäftigt, vernachlässigt, und ist so Ursache geworden, daß die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange fast aus den Augen verloren wurde.

Ich komme zu meiner Lebensgeschichte zurück, auf die sich mein Feuer und meine Energie gründen, die weit größer sind, als sie nach dem Alter, in dem ich stehe, eigentlich seyn sollten. Ich sagte, daß meine Handlungen nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden dürfen, nach dem man die gewöhnlicher Menschen beurtheilt, weil mein Leben bis auf den heutigen Tag ein Lehrkursus von Erfahrungen war. Ich will hier die Verschiedenheit der Prinzipien, nach denen, meiner Meinung nach, die Handlungen eines Menschen, der bloß den gewöhnlichen Lebenszweck im Auge hat, und die eines andern, der nach Erfahrungen strebt, beurtheilt werden sollen, durch ein Beispiel bezeichnen. Wenn ich einen Menschen seine Ueberlegenheit und seine Geschicklichkeit gegen ein Thier zu keinem andern Zwecke geltend machen sehe, als um es zu quälen, so sage ich (und wenn auch dieses Thier nur eine Fliege wäre), daß dieser Mensch von der Natur mit keinem gefühlvollen Herzen begabt wurde, und behaupte ungescheut, daß er sich auf dem Wege zur Grausamkeit befindet. Sehe ich aber einen Physiologen Versuche mit lebendigen Thieren anstellen, trächtige Hündinnen aufschneiden u. s. w., so sage ich: Dieß ist ein Mann, der sich zum Wohl der Menschheit mit nützlichen Forschungen beschäftigt. Der unglückliche Bichat zeichnete sich durch ein gefühlvolles Herz aus; Dubois, Boyer und Dupuytren sind Tag und Nacht auf den Füßen, um die leidende Menschheit aller Klassen zu trösten. Wenn ich einen Menschen, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, Spielhäuser und andere liederliche Orte besuchen sehe; wenn ich sehe, daß er den Umgang anerkannt unmoralischer Leute nicht vermeidet, so sage ich: das ist ein verlorner Mensch; die Ausschweifungen, denen er sich hingibt, werden ihn in seinen eigenen Augen herabsetzen, und folglich höchst verächtlich machen. Ist aber dieser Mann ein theoretischer Philosoph, ist es sein Zweck, die Gränzlinien dieser Handlungen zu erforschen und sie in gute und schlechte einzutheilen; sucht er ein Heilmittel für moralische Krankheiten zu entdecken, welche Jene, die davon ergriffen sind, vom Wege zum wahren Glück ableiten, so sage ich: dieser Mann durchwandert die Wege des Lasters in einer Richtung, die ihn unfehlbar zur höchsten Tugend führen muß.

Ich habe Alles aufgeboten, um die Sitten und Meinungen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft so genau kennen zu lernen, als es mir nur immer möglich war; ich habe Gelegenheit gesucht und jede sich darbietende benützt, um mich mit Menschen jedes Charakters und jeder Moralität in Verbindung zu setzen. Dieß hat mir zwar in der öffentlichen Meinung geschadet, doch ich bin weit entfernt zu bedauern, was ich gethan habe. Mein Selbstgefühl stieg immer in dem Grade, in dem mein Ruf sank. Ich habe alle Ursache mit meinem Benehmen zufrieden zu seyn, weil es mich in den Stand setzte, meinen Zeitgenossen neue und positive Ansichten aufzustellen, weil selbst das überlegene Genie des Kaisers mich nicht blendete, und weil meine Bewunderung für ihn die Freiheit meines Urtheils nicht zu fesseln vermochte.

Vermischte Nachrichten.

Schon lange her kennt man aus den vielfältigen Berichten der Europäer, die an der Westküste von Afrika Schiffbruch litten, die Grausamkeit jener maurischen Stämme, die an diesen Gestaden umher irren. Alle stimmen insbesondere in ihren Klagen über die Leiden, die sie von einem dieser Stämme erfahren mußten, überein, den Follie und Saugnier die Laddessebas nannten, Adams Villa de Bonsbach, Scott Ulad Missebah, und der eigentlich Aulad Aby-Seba heißt. Das französische Gouvernement am Senegal hat gegenwärtig mit dem Scheich dieses Stammes, Mohammed Uld Amar, einen Vertrag geschlossen, durch den sich dieser Häuptling anheischig macht, alle Europäer, die künftig längs der Küste scheitern, wo seine Kabyle sich aufhält, unversehrt nach den französischen Niederlassungen zu schaffen.

Ein reicher Jude zu Kopenhagen hat unlängst die Summe von 35,000 Thalern an verschiedene Schulen und milde Stiftungen vermacht, ohne dabei auf Glaubensbekenntnisse Rücksicht zu nehmen. Unter den Stiftungen soll auch ein bedeutender Preis für jene deutsche Ständeversammlung ausgesetzt seyn, die zuerst ihren Juden das Staatsbürgerrecht verleihen wird. Man glaubt, diesen Preis habe er leicht aussetzen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 187. 5 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

3. Reise nach Dschenne.

Ein Kriegékanoe Abule's, von vierzig Fuß Länge, führte die Brüder Lander eine Strecke von fünf Stunden ungefähr den Fluß Badagry aufwärts, und dann in ein, von Norden her in denselben mündendes Flüßchen, das oft an manchen Stellen nicht über zwanzig Schritte breit war. Seine Wasserfläche war mit Seepflanzen bedeckt, und Sumpfausdünstungen, von widerlichem Geruche, stiegen am Morgen wie ein dichtes Gewölk daraus empor. Die ganze Nacht setzten sie ihren Weg auf demselben fort, und am Morgen des ersten Aprils zogen ihee Schiffer das Boot über einen Morast in einen tiefen, aber schmalen Bach, der so von Bäumen und Gebüschen überwachsen war, daß sich das Fahrzeug kaum durch die Verschlingungen ihrer Zweige hindurch arbeiten konnte. An andern Stellen bildeten die Bäume lange Bogengänge, die so dicht verwachsen waren, daß kein Sonnenstrahl durchzudringen vermochte. Die Gewässer dieser Flüßchen dienten Alligatoren und Flußpferden, wilden Enten und einer Menge von andern Wasservögeln zum Aufenthalte. Affen und Papagaien hielten sich schaarenweise in den Bäumen auf, und erfüllten den ganzen Tag über die Luft mit ihrem Geschrei und Geplapper. Noch an demselben Morgen langten sie in Uou (Wow) an, einem ziemlich großen und romantisch gelegenen Städtchen, dessen Einwohner noch keinen weißen Menschen gesehen hatten, und daher die Fremden mit der größten Neugier anstaunten. Zwei der vornehmsten Männer der Stadt, denen Leute mit seidenen Sonnenschirmen und ein Neger, der auf schreckliche Weise in ein Horn blies, vorausgingen, kamen ihnen entgegen, und führten sie in die Wohnung des Häuptlings, die ziemlich einer englischen Scheune glich. In der Mitte ihres Daches war eine große viereckige Oeffnung gelassen, um einem Gesträuche, der unter demselben wuchs, Luft und Licht zu gönnen. Den einzigen Schmuck der Wände bildeten eine Menge Kinnladen von Menschen, die gleich Zwiebeln an Schnüren aufgereiht waren. Da es durch den Fetisch des Ortes untersagt war, einen Weißen oder ein Pferd in Uou übernachten zu lassen, so mußten sich die Reisenden wieder auf den Weg machen, dicht umgeben von einer gaffenden Negermenge, die die Luft mit dem mannichfaltigsten Geschrei erfüllte. Nachdem man in einem Dorfe, Sagbu genannt, übernachtet hatte, wurde am andern Morgen die Reise durch Waldungen und über lichte Gründe fortgesetzt, bis sie gegen Mittag an den Rand einer tiefen engen Schlucht gelangten, die von allen Seiten so dicht mit Bäumen bewachsen war, daß die Zweige derselben dieses Thal in ewige Schatten hüllten. Einen wundervollen Anblick bot in dieser feenhaften Gegend eine Wolke von Schmetterlingen, von denen sich die Reisenden plötzlich umschwirrt sahen. So dicht wie ein Bienenschwarm durcheinander wirbelnd, schienen sie sich gegen die Wuth der Elemente in den Schutz dieses rings umschlossenen Thales begeben zu haben. Die Flügel derselben schimmerten in den köstlichsten Farben; einige leuchteten von einem herrlichen Grün, das mit Gold umsäumt oder besprengt war, andere trugen himmelblau und Silber, andere Purpur, andere schienen von tiefschwarzem Sammet, mit farbigen Borden eingefaßt. Von dem Zuge, in welchem die Reisenden ihren Weg fortsetzten, gibt das Tagebuch folgende Beschreibung: „Unser Gefolge bildete eine eben so wilde als imposante Gruppe. Indem es den geschlängelten Pfad der Schlucht hinabstieg, mit seinen seltsamen Waffen und Kleidern, Bündeln und trotzigen schwarzen Gesichtern, hätte man es für eine Bande der furchtbarsten Räuber halten mögen. Außer unsern eigenen Negern hatten wir noch von Abule zwanzig Mann gemiethet, um unser Gepäck zu tragen, da es hier zu Lande keine Lastthiere gibt. Alle Arten von Lasten werden in den verschiedenen Gegenden von Afrika auf dem Kopfe getragen. Nachdem wir alle in der Tiefe der Schlucht angekommen waren, fanden wir einen langen und gefährlich zu durchwandernden Moorgrund vor uns, der von fauligem Wasser überschwemmt war. Eine Art Knüppelweg war von gutthätigen Händen darüber hin angelegt, und unsre Leute gelangten nur mit großer Mühe, jedoch mit weniger Unfällen, als man erwartet hatte, hinüber. Ich für meinen Theil wurde von einem großen Neger, von bewundrungswürdiger Stärke, auf den Rücken genommen. Seine gewaltigen Schultern trugen mich ohne die mindeste Anstrengung, wie es schien, glücklich durch Sumpf und Wasser, über Baumäste, die kaum so dick wie eines Mannes Arm, und vom Moraste schlüpfrig waren, ohne auch nur eine Minute zu verschnaufen, obgleich er so schnell wie seine übrigen Gefährten dahinschritt."

Nachdem die Reisenden so ihren Weg drei Tage lang noch durch einige unbedeutende Dörfer wie Bascha und Soato fortgesetzt hatten, langten sie in der großen und volkreichen Stadt Bidsche (Bidje) an, wo sie das erstemal Kapitän Clappertons Weg berührten. Seine Begleiter Kapitän Pearce und Dr. Morrison waren

hier erkrankt. Eine Viertelstunde vor der Stadt kam den Reisenden ein Neger mit einem Kuhhorn entgegen, der auf diesem Instrumente so entsetzliche Töne hervorbrachte, als nur je von einem menschlichen Ohr vernommen wurden. Ein Hornbläser, der Lander von Ilon aus gefolgt war, schien von Künstlerneid getrieben, nicht hinter dem Trompeter von Bidsche zurückstehen zu wollen, und stieß gleichfalls in das Horn, wodurch ein Konzert entstand, das an Mißlaut seines Gleichen in der Welt suchte. Zwei Sonnenschirmträger folgten dem Musikanten auf dem Fuße, und von einem so ehrenvollen Geleite eingeholt, wurden die Reisenden, von einer dichten Menschenmenge begafft, in die Mitte der Stadt geführt. Wie überall bezeigten die Eingebornen ihre wilde Freude über einen so seltenen Besuch durch Händeklatschen und ein wieherndes Gelächter. Bald darauf vernahm man den Lärm von einigen Trommeln, wodurch das Zeichen gegeben wurde, daß der Häuptling von Bidsche bereit sey, die Fremden zu empfangen. „Die Volksmenge,“ bemerkt hier Lander, „verließ uns und eilte nach dem Orte, wo der Häuptling saß, und wohin auch wir zu gehen ersucht wurden. Er schüttelte uns mit großer Gutmüthigkeit die Hände, und wir bemerkten, daß sein Lachen und das seines Volkes schon etwas civilisirter und gesitteter war als anderswo. Als wir jedoch auch seinem Sohne die Hand schüttelten, brach das umstehende Volk in ein brüllendes Gelächter aus, das in der ganzen Stadt widerschallte, und als ich vollends meine Hand auf seinen Kopf legte, wie es Landessitte, stieg das Gelächter zu einem wilden Geheul. Sobald die Ceremonie der Bewillkommnung vorüber war, und die Verwunderung des Volkes sich etwas gelegt hatte, wünschten wir dem Häuptling eine gute Nacht und begaben uns in die uns bestimmte Hütte, wohin uns der Fürst von Bidsche eine Ziege zum Geschenk schickte. Dieß verdankten wir wahrscheinlich einer Kindermaultrommel, die mein Bruder ihm geschenkt hatte, und wovon wir einen guten Vorrath bei uns führten. Der Unterricht, den wir dem Häuptlinge im Spiel dieses Instrumentes gaben, fand einige Schwierigkeiten in dem wunderbar großen Mund und den außerordentlich langen Zähnen des angehenden Maultrommelkünstlers. Als er jedoch die ersten Töne hervorzubringen im Stande war, brach sein Volk in einen Jubel von Bewunderung über die Kunstfertigkeit seines Beherrschers aus.“

Viele Weiber von Bidsche hatten sich das Fleisch ihrer Stirnen so aufgerissen, daß es wie marmorirt aussah; auf gleiche Weise waren auch ihre Wangen entstellt. Die Ohrläppchen werden durchbohrt, und die Löcher darin ungemein weit erhalten, um Stücke Holz oder Elfenbein hindurch zu stecken. Als die Reisenden am folgenden Morgen nach den Gebräuchen der englischen Kirche ihre Andacht verrichteten, beobachteten die Eingebornen, welche die Fremden keinen Augenblick verließen, eine feierliche Stille, als man ihnen zu verstehen gab, was hier vorging. Am Nachmittage, oder wie die Neger sich ausdrückten „zur Zeit, wo die Sonne ihre Kraft verliert,“ machte sich Lander und sein Gefolge wieder auf den Weg, eine gute Strecke weit von dem gefälligen Häuptling von Bidsche begleitet, der sie jedoch bat, etwas langsamer zu gehen, „indem,“ wie er bemerkte, „Könige stets einen langsamen und gemessenen Gang führen; die Schritte der Fremden, meinte er, seyen weit und gemein.“ Der Häuptling trug bei dieser Gelegenheit ein Gewand von grünseidenem Damast, und eine Kappe von purpurrothem Sammt, sonst aber außer einigen Strängen weißer Knochenperlen um die Arme, keine weitere Auszeichnung.

Auf dem Wege begegnete ihnen ein Reiter, der ihnen bedeutete, daß er von dem Könige von Dschenne (Djenne) ihnen entgegengesendet worden sey. Der Kopf seines Pferdes war mit Amuletten und Fetischen bedeckt, die in rothes und blaues Tuch gewickelt waren. Sein Sattel war sehr niedlich gearbeitet und aus den Werkstätten von Haussa, von der Art, wie sie im Innern des Landes nur von vornehmen Leuten geführt wird. Auch der Zaum war sehr kunstreich gearbeitet. Der Reiter schien einen sehr großen Begriff von sich zu haben, und war in eine Menge von Kleidungsstücken gehüllt, die größtentheils überflüssig waren, worauf er aber nicht wenig eitel war. Da die von Lander dem König Adule abgekauften Pferde nicht, wie verabredet, nachgesendet worden waren, so kam ihnen das Anerbieten des Boten von Dschenne, ihnen sein Pferd abwechselnd zum Ritte zu überlassen, bei der Beschwerlichkeit des Fußgehens, von dem sie üble Folgen für ihre Gesundheit befürchten mußten, sehr gelegen. „Der Weg führte durch eine reiche abwechslungsvolle Gegend, die Ueberfluß an Gehölz und Wasser hatte. Ein schöner rother Sand bedeckte den Fußweg, der besser war, als wir ihn irgendwo vorher gefunden hatten. Manchmal wand er sich durch schönes ebenes Grasland, dann wieder durch dichte Waldungen, deren Zweige so in einander verwachsen waren, daß sie nur selten einen Strahl des eben aufgegangenen Mondes durchschimmern ließen, und wir uns oft in mitternächtlicher Finsterniß befanden. Es gehört eine geübtere Feder, als die unsrige dazu, eine Beschreibung von der Pracht, Einsamkeit und Stille dieser schauerlichen Wildnisse zu geben, die hier von Glühwürmern erhellt wurden, deren Glanz so stark leuchtete, daß man dabei hätte lesen können, dort von den Mondstrahlen, die auf den Blättern und Zweigen zitterten. Ein Duft stieg aus diesen Wäldern auf, wohlriechender als Rosen und Veilchen, und mehr als Einmal schien der Weg, der durch diese prachtvolle Landschaft führte, zu jenen dunkeln Hainen zu leiten, wohin man im Alterthume den Wohnort der Seelen guter Menschen versetzte. Die Wälder ertönten weit und breit von dem Geschrille der Insekten und von dem Gesange der Nachtvögel ohne Unterlaß bis gegen zehn Uhr in der Nacht, wo wir in Laatu, einer großen und schön gelegenen Stadt, eintrafen.“

Hier fanden aber die Reisenden kein Obdach, da der Fetischpriester verkündet hatte, daß die Einwohner in dem Augenblicke, wo sie die Weißen bei sich aufnehmen würden, von ihren Feinden überfallen und zu Sklaven gemacht werden würden. Kaum konnten sie sich, ermattet und durstig, wie sie waren, von den ungastlichen Einwohnern einiges Wasser erbitten, und sahen sich genöthigt, die Nacht auf freiem Feld unter ihren Zelten zuzubringen. Zu Larro, einer ansehnlichen und volkreichen Stadt, die sie am folgenden Tage erreichten, fanden sie öffentliche Schulen, worin die Jugend in der mohammedanischen Religion Unterricht erhält. Die Einwohner besitzen Pferde, Esel und Maulthiere, jedoch nicht in beträchtlicher Anzahl; dagegen um so mehr Schafe und Ziegen. Man bemerkt in der Umgegend Spuren eines regelmäßig betriebenen Feldbaues, was einen Beweis von dem Fleiße und der Arbeitsamkeit der Einwohner

gibt. Die düsteren Wildnisse, wie sie die Reisenden in den ersten Tagen ihres Weges von Badagry aus fanden, waren weniger häufig, und man begegnete gelichteten Gründen mit Bananenpflanzungen, Yams- und Maisfeldern. Auch größere Reinlichkeit ließ sich bei den Einwohnern von Larro wahrnehmen, als bei den andern Negerstämmen, die der Küste näher wohnen. Nirgends stieß man mehr auf so ungestüme Bettler wie dort.

Am folgenden Tage machten die Reisenden, von drei Reitern aus Dschenne begleitet, eine Meile von dieser Stadt an einer Art Schlagbaum, die in diesen Gegenden zur Erhebung von Abgaben sehr häufig sind, Halt, und feuerten zum Gruß einige Flinten ab. Bald darauf kam ein Haufe Neger, mit den gewöhnlichen Hornbläsern an der Spitze, aus der Stadt, um die Fremden feierlich einzuholen.

Die Vendée und Schottland.

(Schluß.)

Die große jakobitische Verschwörung, von der der Aufstand des Jahres 1745 nur eine, durch das Fehlschlagen eines größern Planes beschleunigte Episode war, wurde indeß von den englischen Jakobiten wieder aufgenommen, deren Kräfte ungeschwächt geblieben waren, weil sie die Vorsicht gehabt hatten, sie nicht bloszustellen. Der außerordentliche Erfolg, den man im Jahr 1745 mit so geringen Mitteln erlangt hatte, ließ sie weit wichtigere Resultate erwarten, wenn die ganze jakobitische Partei in England, der damals fast der ganze Provinzadel angehörte, sich aufmachen würde, um Das zu vollenden, was eine Handvoll schottischer Häuptlinge so tapfer versucht hatte.

Wahrscheinlich überlegten diese Jakobiten nicht, oder waren unfähig einzusehen, daß eben der kleine Raum, auf dem der Aufstand sich erhoben hatte, größtentheils Ursache an dem unerwarteten Erfolge war. Selbst der geringen Anzahl der Insurgenten muß man ihre außerordentliche Thätigkeit, ihre musterhafte Disciplin, und die Einigkeit zuschreiben, die eine Zeit lang in ihren Berathungen herrschte. Ungeachtet der vollkommenen Niederlage Karl Eduards, fuhren die englischen Jakobiten lange Zeit noch fort, aufrührerische Plane zu schmieden, und revolutionäre Toasts auszubringen, bis das Alter ihre Haare bleichte. Ein neues Geschlecht erhob sich, das ihre Gefühle nicht theilte, und der Aufstand, der noch immer unter der Asche glimmte, war jetzt erloschen. Jene enthusiastische Stimmung erhitzte nur zuweilen noch einige heiße oder schwache Köpfe, die eben so tolle als abenteuerliche Entwürfe ausbrüteten. So wollte ein junger Schotte von berühmter Familie, den St. James-Palast überfallen, und die königliche Familie ermorden. Solche schlecht entworfene Anschläge hätten leicht Anlaß zu weit ernstern Verschwörungen geben können, hätte nicht die Politik Robert Walpole's für zweckmäßig erachtet, die Verschwörer lieber zu gewinnen, als durch Entdeckung ihrer Intriken Lärm zu machen, und so vielleicht den Glauben an weit größere Gefahren zu erregen, als wirklich vorhanden waren. Später konnte der Prätendent ungestraft nach London kommen, und sich selbst von der Schwäche seiner Partei überzeugen.

Nachdem er sich noch eine Zeit lang mit der Hoffnung geschmeichelt, die Vorsehung, die ihn bei so manchem Wagniß geschützt hatte, werde früher oder später irgend ein Ereigniß herbeiführen, das ihm wieder zu dem Thron verhelfen könnte, auf den seine Geburt ihn berief, sah dieser Fürst so viele Gelegenheiten ungenützt vorübergehen, daß er schon ganz an seiner Sache verzweifelte, als der Tod seines Vaters ihm bewies, daß keine der großen europäischen Mächte sich für seine Ansprüche interessire. Sie verweigerten ihm sogar den Titel eines Königs von Großbritannien, und er seinerseits verzichtete auf den eines Prinzen von Wallis.

Während Karl Eduard in einem einsamen, abgeschiedenen Leben sich abhärmte, war die Zahl Derer, die seine Gefahren und sein Unglück getheilt hatten, bis auf einige alte Jakobiten geschmolzen; die letzten Helden einer beschlossenen Geschichte. Alle Jene meiner Zeitgenossen, die 60 Jahre alt sind, müssen sich aus ihrer Jugend noch an manchen Bekannten erinnern, der, nach dem damaligen schottischen Ausdruck „im Jahr 1745 draußen gewesen war." Ihre politischen Grundsätze, und ihre Restaurationsplane waren nicht mehr gefährlich, und jenen die noch davon träumten, widersprach man nicht einmal. Man betrachtete die Jakobiten, die noch übrig geblieben waren, als Männer, die ihre Aufrichtigkeit bewiesen hatten, indem sie ihre Interessen ihrer Meinung aufopferten. Ihre Gefühle zu verletzen, oder die Opposition, die sie noch immer gegen die Tagespolitik behaupteten, lächerlich zu machen, würde man in Gesellschaften als eine Unhöflichkeit angesehen haben. Ein solcher war jener Edelmann von Perthshire, der, wenn er sich die Journale vorlesen ließ, forderte, den König und die Königin nur durch die Anfangsbuchstaben des Wortes zu bezeichnen, als ob er gefürchtet hätte, es habe außerdem das Ansehen, als willige er in die Usurpation der hannoverschen Dynastie. Georg III, der von diesem Sonderling gehört hatte, trug dem Deputirten von Perthshire auf, ihn zu grüßen, und zwar nicht vom König von England, sondern vom Kurfürsten von Hannover, und ihm zu sagen, wie sehr er die Festigkeit seiner Grundsätze achte.

Jene die sich noch dieser alten Trümmer einer andern Ordnung der Dinge erinnern, bedauern, daß die Zeit mit ihnen auch die letzte Spur der Sitten des vergangenen Jahrhunderts verwischte. Ihre Anhänglichkeit an die vergangene Zeit, ihre Erzählungen ritterlicher Heldenthaten unterhielten die Einbildungskraft, ihre abgöttische Verehrung für Haarlocken der Stuarts, für Ringe, Bänder und andere Andenken aus einer Zeit, wo sie noch selbst mitten unter einem neuen Geschlecht zu leben schienen, waren ein Bild des interessantesten Enthusiasmus. Ihre politischen Grundsätze würden, wenn sie unsere Väter gewesen wären, der herrschenden Dynastie allerdings gefährlich geworden seyn, allein so wie ich mir sie noch vorstellen kann, konnte es auf der Welt keine Gattung von Menschen geben, die mehr geeignet gewesen wäre, die Rolle schwacher, ehrwürdiger Großväter zu spielen.

Bibliographische Statistik Frankreichs im Jahr 1831.

Die Summe der in Paris während des Jahres 1831 im Druck erschienenen Bücher beläuft sich, nach den „Tables du Journal de la librairie pour l'année 1831, par Beuchot," auf 5065, und nähert sich so der in den Katalogen der Leipziger Oster- und Michaelismesse des Jahres 1831 enthaltenen Zahl von 5668 Büchern. Der deutsche Buchhandel war demnach thätiger als der französische. Ohne jedoch die größere oder geringere Anzahl zu berücksichtigen, wollen wir hier nur, um eine vergleichende Ueber-

sicht der wichtigern Werke, die im verwichenen Jahre aus der Literatur beider Nationen hervorgingen, zu erleichtern, diejenigen anführen, die den meisten Erfolg hatten, oder ihn doch wenigstens verdienten. Wir erhalten dadurch gewissermaßen eine Geschichte der französischen Literatur des Jahres 1831, wobei wie die in einer nachstehenden Tabelle angenommene Klassifikation beibehalten. **Theologie.** Der erste Theil der Ausgabe der Bibel, von Hrn. Cahen; der letzte Theil des Werks über die Religion, von Benjamin Constant, und der Ueberblick der christlichen Glaubensstreitigkeiten, von Abbé Gerbet. **Jurisprudenz.** Die Philosophie des Rechts, von Lerminier; dann einige werthvolle Gesetzsammlungen, als: die Seegesetze, von Pardessus; die Sammlung der alten Gesetze, von den Herren Isambert, Decrusy und Taillandier; die bürgerliche, Handels- u. s. w. Gesetzgebung Frankreichs, von Hrn. Locré, Sekretär des Staatsraths unter dem Kaiserreiche; die allgemeine Rechtswissenschaft des Königreichs, von Hrn. Dalloz. Mehrere Gelegenheitsschriften über die von der Gesetzgebung in Anregung gebrachten Fragen der Ehescheidung und der Todesstrafe, von denen jedoch keine sich über das Gewöhnliche erhob. Endlich jene Broschüren, die durch Prozesse aller Art veranlaßt wurden, und unter denen sich die über den politischen oder quasipolitischen Prozeß der Minister Karls X, den Nachlaß des Prinzen Condé, die Trappisten von Meillerale, die Feuersbrünste in der Normandie und die Prozesse der Republikaner und der Tribune besonders auszeichnen. **Philosophie.** Ueber die St. Simonistische Lehre erschienen, den Globe ungerechnet, 29 Schriften. Der übrigen philosophischen Werke sind nur wenige; unter diesen heben wir besonders aus: den philosophischen Kursus der Herren Damiron und Jouffroy; die transcendentale Philosophie von Kant, erläutert von Schön, und den Messianismus, von Wronski.*) **Politische Oeconomie und Politik.** Seit zwei Jahren sind viele Schriftsteller Geschäftsmänner geworden, haben ihr Studierzimmer verlassen, um in den Staatsrath zu treten oder die parlamentarische Tribune zu besteigen, und so die Theorie mit der Praxis vertauscht. Wir waren Zeuge der Versuche dieser neuen administrativen Kapazitäten, die nicht nur ihren früher erworbenen Ruf vernichteten, sondern auch Andere entmuthigten, eine Bahn weiter zu verfolgen, auf der so Mancher schon einen schweren Fall gethan hat. Daher unstreitig die Unfruchtbarkeit der Presse an Schriften über Gegenstände der höhern Politik, die unter der Restauration mit so lebendiger Theilnahme und so geräuschvoll verhandelt wurden. Der Saint-Simonismus und der Katholizismus erhoben allein ihre Stimmen von Zeit zu Zeit; doch ihre Schriften gehören der Philosophie und Theologie an, wo sie auch angeführt sind. Was die Politik betrifft, so ist sie, ungeachtet jener großen Anzahl von Büchern, an wahrhaft nützlichen und an Werken von bleibendem Werthe sehr arm geblieben. Eine Uebersetzung von Heerens Werk über die Politik und den Handel der Alten, das jedoch mehr der Geschichte angehört, eine Abhandlung über die Natur des Reichthums, von Walras, und Julius Vorlesungen über die Gefängnisse, übersetzt von Lagarmitte; Dieß ist das Ausgezeichnetste, was der lange Katalog des Hrn. Beuchots, der besonders an Pamphlets, wie die Ereignisse und Leidenschaften des Tages sie hervorrufen, sehr reich ist, in dieser Hinsicht bietet. Die Herren Chateaubriand, Lamartine, Cormenin, Thiers, Fievée, Bacheln, O'Connor, Briqueville, Belmontet, Fonfrede und de Potter haben sich in den hitzigen, anhaltenden Fehden, die sich abwechselnd über die Revolution von 1830, über die belgischen und polnischen Angelegenheiten, über die Konstitution der Pairie (über die beinahe hundert Broschüren erschienen), über die Wahlen des Julius, die Civilliste, die Schuldentilgung, über die Auflagen auf Salz, Wein u. s. w., durch verschiedene Schriften ausgezeichnet. Außer diesen einzelnen Glaubensbekenntnissen haben die verschiedenen Meinungen ihre Organe in mehreren Gesellschaften gefunden, von denen die legitime Partei die meisten und thätigsten zählt, wie z. B. die Gesellschaft für Herausgabe von Broschüren, und jene, die sich das Motto gewählt hat: „Thue, was du mußt; es entstehe auch daraus, was da wolle.“ (Fais ce que dois, advienne que pourra.) Eine Merkwürdigkeit, die man nicht übergehen darf, ist die Wiederauflage einiger Schriften St. Just's und Robespierre's und das Wiedererscheinen republikanischer Ideen, die sich allmählich unter den ungünstigen Vorurtheilen hervorarbeiten, unter denen ihre Gegner sie für immer vergraben zu haben glaubten. **Naturwissenschaften.** Man würde sehr irren, wenn man die gemachten Fortschritte nach der Anzahl der erschienenen Werke bemessen wollte. Die französischen Gelehrten nehmen Untersuchungen der mannichfaltigsten Gegenstände vor, setzen jede derselben bis in die kleinsten Einzelnheiten fort, und haben deßhalb nicht immer die gehörige Muße, die erhaltenen Resultate systematisch zu ordnen und in besondern Werken herauszugeben. Jeder konstatirt seine Entdeckung und übergibt seine Denkschrift der Akademie der Wissenschaften, die sich nicht damit abgibt, die erhaltenen Materialien zu ordnen, oder sie auf andere Weise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, als durch die Mittheilung ihrer mündlichen Verhandlungen, durch die Journale oder durch die stets verspätete Herausgabe ihrer Denkschriften. Auch das Journal de la librairie ist rücksichtlich der Geschichte der Naturwissenschaften sehr unvollständig; doch zeigt es außer mehreren botanischen und zoologischen Sammlungen noch folgende Werke an: die letzten Bände des Diktionnairs der Naturgeschichte, von den Herren Bory de Saint Vincent, Ad. Brongniart u. a.; einige Bände einer Naturgeschichte der Fische, von den Herren Cuvier und Valenciennes; einen entomologischen Kursus, von Hrn. Latreille; die Fragmente der asiatischen Geologie und Klimatologie, von Hrn. v. Humboldt; eine Uebersetzung der Abhandlung über Chemie, von Berzelius; die Analyse der bestimmten Gleichungen, von Hrn. Fourrier, und im Gebiete der Medizin außer 76 Schriften über die Cholera, den pathologischen Cursus des Hrn. Broussais; die klinischen Vorlesungen der Herren Dupuytren und Andral und die anatomischen Abhandlungen der Herren Hippolyte Cloquet und Bourgery. (Schluß folgt.)

*) Ueber das Leben und die Schriften dieses merkwürdigen Mannes werden diese Blätter demnächst Bericht geben. A. d. R.

Gefahr einer Ueberschwemmung von Petersburg.

Kapitän Frankland sagt in seinem Reisetagebuche unter dem 29 Dez. 1831 Folgendes: Heute wäre beinahe das Eis der Newa durch das Steigen der Fluth und einen starken Westwind in die Straßen getrieben worden. Noch wenige Zolle und Petersburg wäre unter Wasser gestanden. Die Unruhe und Aengstlichkeit, womit die Einwohner dieser amphibischen Hauptstadt das Steigen und Fallen der Newa und der die Stadt durchschneidenden Kanäle betrachten, ist sehr begreiflich. Jedes Jahr wird die Gefahr einer Ueberschwemmung drohender; denn das Bett der Newa erhöht sich fortwährend durch Pflanzen und andere Stoffe, welche der Strom aus dem Ladogasee herführt; die Barre an der Mündung des Flusses wird jährlich größer, durch die auf dem baltischen Meere herrschenden Westwinde; die vermehrte Wassermasse muß endlich die Ufer überströmen und die Straßen von Petersburg überschwemmen. Wenn das Eis in der Newa, wie Dieß nahe daran war, beim Austreten des Flusses, in Folge der Fluth, durch einen heftigen Wind in Bewegung gesetzt worden wäre, so würden Häuser, Paläste und Brücken wie vom Boden wegrasirt worden seyn. Daß Petersburg in nicht sehr entfernter Zeit unter Wasser gesetzt werden wird, ist unzweifelhaft; denn jede nachfolgende Ueberschwemmung ist höher als die vorhergehende. Man beabsichtigt, einen ungeheuern Damm von Oranienbaum über den Golf gegen Kronstadt und von da an die Küste von Finnland zu ziehen, um die gefährlichen Wirkungen der Westwinde abzuwenden. Dieses Werk, so gigantisch es scheint, ist ausführbar, und könnte die Hauptstadt vor Zerstörung retten; aber es wäre zu kostbar für russische Finanzen. Auch ein Plan von geringerer Ausdehnung, der jedoch nur einen Theil der Stadt schützen würde, wird beabsichtigt. Als Peter der Große seine Stadt auf der Insel Wassili gründete, bemerkte er einen Baum von eigenthümlichem Aussehen, auf welchem ein Kreuz ausgeschnitten war. Er fragte einen Bauer, was Dieß bedeute, und erhielt zur Antwort: auf dem Baume bezeichne man die Höhen der verschiedenen Ueberschwemmungen, denen die Insel stets ausgesetzt gewesen sey und wahrscheinlich auch immer ausgesetzt bleiben würde. „Haut ihn um,“ sagte der Zaar, der selbst die Natur bezwingen wollte; aber die Natur wird sich eines Tags an seinen Nachkommen rächen. Die Hauptstadt wird von einer solchen Gefahr durch Kanonenschüsse in Kenntniß gesetzt, die in Kronstadt abgefeuert werden, wenn das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hat. Je schneller die Schüsse auf einander folgen, desto drohender ist die Gefahr. In der Stadt sind viele Wachtthürme, auf denen rothe, weiße und schwarze Fahnen aufgesteckt werden, je nach der Höhe des Wassers und dem Grade der Gefahr.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 188. 6 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

4. Aufenthalt in Dschenne.

Die Reisenden gelangten auf einer Brücke über einen Wassergraben, der Dschenne umgibt, bis mitten in die Stadt, wo sie unter einem offenen Wetterdache warteten, bis es dem Gouverneur beliebte, sie vorzulassen. Eine zahllose Menge drängte sich von allen Seiten herbei, und verursachte den Fremden nicht wenig Beschwerde, da in dem beengten Raum eine erstickende Hitze entstand, und die übelriechenden Ausdünstungen und das betäubende Geschrei ihnen fast die Besinnung nahm. Nirgends fanden sie auf ihrer ganzen Reise eine so große Neugier. Dicht um das Wetterdach hatten kleine Kinder einen Kreis geschlossen, hinter diesen standen die etwas größeren, dann Erwachsenere und den letzten Ring bildeten riesengroße Leute, die meistens Kinder auf den Armen trugen. So hatte sich ein weites Amphitheater von schwarzen Wollenköpfen, mit grinsenden Gesichtern voll schneeweißer Zähne, gebildet, bis es endlich dem Häuptling gefällig war, die Fremden zu empfangen; was ziemlich lange währete, weil es hier Sitte ist, den Fremden, je höher sein Rang ist, desto länger warten zu lassen.

„Wir fanden den Häuptling oder vielmehr Gouverneur," berichtet das Tagebuch, „auf einem Stück Leder, unter einer großen Vorhalle sitzend, die sich an dem Ende eines bequemen viereckigen Hofes befand. Er war in karmoisinrothen Sammt gekleidet, und mit einer Kappe von gleichem Stoff bedeckt, dem hier zu Lande gewöhnlichen Staate. Zu seiner Rechten saßen seine Weiber, und wir selbst wurden ersucht, zu seiner Linken uns niederzulassen. Die Frauen sangen den Preis ihres Herrn und Gebieters mit nicht sehr angenehmen Stimmen, unter einer eben so wenig melodischen Begleitung von Trommeln, Pfeifen, Klarinetten und Hörnern. Als wir dem Häuptling alles mögliche Glück und Heil wünschten, fielen Alle, die hinter uns her mit in den Hof eingedrungen waren, und sein ganzes Gefolge zu Boden und schlugen ihre Hände zusammen. Hierauf wurden uns Guranüsse in Wasser vorgesetzt und eine Menge Komplimente von beiden Seiten gewechselt. Allein dem neuen Gouverneur stand seine noch ungewohnte Würde etwas schief; er war scheu und schüchtern wie ein Mädchen, und gegen seine weißen Gäste in sichtlicher Verlegenheit. Nachdem die Ceremonie des Empfanges vorüber war, besuchten wir das Grab Dr. Morrison's und begaben uns dann nach der uns angewiesenen Wohnung."

Der frühere Gouverneur von Dschenne, der Clapperton und seine Gefährten so freundlich aufgenommen hatte, war fünfzehn Monate zuvor gestorben, und der König von Yarriba sendete einen seiner niedrigsten Sklaven als Statthalter dahin. Es ist die stets befolgte Politik der Könige dieses Landes, von dem Dschenne eine Provinz ist, daß sie nie einen Mann von höherem Range oder ausgezeichneten Talenten zum Gouverneur bestimmen, aus Furcht, ein solcher könnte, bei der weiten Entfernung der Hauptstadt, die Bevölkerung auf seine Seite bringen und sich von Yarriba unabhängig erklären. Der gegenwärtige Statthalter ist ein Haussa-Neger und wurde zu dieser Würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, bloß durch seine kindische Einfalt und Treuherzigkeit empfohlen. Sein Gesicht war der Ausbund von Unschuld oder vielmehr Dummheit. Indeß zeigte er ein gutes Herz und sanfte liebenswürdige Sitten. Auf dem Wege von Kattunga in seine neue Statthalterschaft hatte er zwölf Monate zugebracht, da er in jedem Orte zwischen Dschenne und der Hauptstadt Halt machen mußte, um die Begrüßungen und Festlichkeiten der Einwohner anzunehmen. So war er erst einen Tag vor Lander angekommen.

Während ihres sechstägigen Aufenthaltes in Dschenne wurden sie von einem Fetischpriester besucht, von dem das Tagebuch folgende Beschreibung gibt:

„Der Fetischpriester kam diesen Nachmittag in unsere Hütte; sein Anblick war äußerst wild und Grauen erregend; er brüllte wie von einem bösen Geist besessen. Wir schenkten seinen Narrenpossen wenig Aufmerksamkeit, und er verließ nicht sehr zufrieden darüber unsere Hütte, nachdem wir ihm die gewöhnliche Gabe von einigen Kauris gegeben hatten. Die Gestalt und der Anzug des Mannes war vollkommen geeignet, der Leichtgläubigkeit und dem Aberglauben der Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen; obgleich viele von den Einwohnern der Stadt, vielleicht durch die immer weiter um sich greifende mohammedanische Lehre aufgeklärt, unverhohlen ihre Verachtung gegen ihn ausdrückten, und ihn einen Schurken und Teufel schalten. In den Gesichtszügen des Priesters lag Etwas, wovon wir keine Erklärung geben können. Auf der Schulter trug er eine große Keule, an deren einem Ende ein Menschenkopf geschnitzt war. Eine unzählige Menge Schnüre mit Kauris, mit Glöckchen, zerbrochenen Kämmen, kleinen Stücken Holz, die rohe Abbildungen von Men-

schengesichtern enthielten, großen Seemuscheln, Stücken von Eisen und Messing, Nußschalen u. s. w. untermischt, waren um diese Waffe her gewunden. Die Zahl der Kaneis, die der Priester an sich trug, konnte sich leicht auf zwanzig tausend belaufen, und das Gewicht seiner vielerlei Zierrathen drückte ihn fast zu Boden. Nachdem der wilde Geselle uns verlassen hatte, stellten sich drei oder vier andere Neger ein, um uns mit Trommeln, Pfeifen und Hörnern zu quälen, und ließen sich nicht abhalten, zu ihrem eigenen höchsten Vergnügen ihre Serenade von Anfang bis zu Ende abzuspielen. Die hier gewöhnliche Trommel ist ein Mittelding von Tamburin und Dudelsack, und von seltsamer Form. Der Rand derselben ist mit kleinen messingenen Glöckchen eingefaßt, und wird mit der einen Hand geschlagen, während mit den Fingern der andern auf dem Boden getrommelt wird. Das Instrument selbst wird unter dem linken Arm gehalten; und da es statt des hölzernen Gestelles von einem Ende zum andern nur mit strickartigem Flechtwerk überzogen ist, das der Musikant mit dem Ellenbogen an seine Hüfte drückt, so gibt es einen Ton von sich, der dem eines schottischen Dudelsacks gleicht, aber bei Weitem ihn nicht erreicht. Die Trommler, so wie die Pfeifer und Hornbläser leben bloß von der Mildthätigkeit des Publikums, das ihren Dienst bei allen Gelegenheiten allgemeiner Celustigung in Anspruch nimmt."

„Die Weiber von Dschenne sind meistentheils beschäftigt, Baumwolle zu spinnen oder Mais zur Nahrung zuzubereiten. Baumwolle wächst in Menge in den nächsten Umgebungen der Stadt; allein diese Staude wird nicht mit der erforderlichen Sorgfalt behandelt. Die Einwohner durchweben ihre Baumwolle zuweilen mit Seide, die zu Lande von Tripolis gebracht wird; allein da sie sehr theuer ist, so können nur die Vornehmsten sie tragen. Die Stadt hat Ueberfluß an Ochsen, Schweinen, Ziegen, Schafen und Geflügel; doch ziehen die Neger vegetabilische Nahrung der animalischen vor; ihre Mahlzeiten sind in unsern Augen armselig und gehaltlos, und bestehen meistentheils aus Speisen von Yam und Mais; allein schwerlich wird man irgendwo ein athletischer gebautes Volk finden, als hier. Lasten werden von den Eingebornen vieler Theile des afrikanischen Kontinents stets nur auf dem Kopfe getragen, woher wahrscheinlich die stattliche und aufrechte Haltung der Frauen rühret, die von Allen gepriesen wird, die mit der eigenthümlichen Anmuth des weiblichen Geschlechts in Afrika bekannt zu werden Gelegenheit fanden. Der federleichteste Gegenstand wird lieber auf dem Kopfe als in der Hand getragen; und oft ist die vereinte Kraft dreier Männer erforderlich, um eine Kalabasche mit Sachen gefüllt, vom Boden auf die Schulter eines Trägers zu heben; wo man dann erst recht Gelegenheit hat, die Körperkraft der Afrikaner zu bewundern. Der größte Theil der Bevölkerung von Dschenne hat das Haupthaar und die Augenbrauen glatt geschoren. Nur die „Minister" des Gouverneurs und seine Diener tragen es als Auszeichnung in Gestalt eines Hufeisens zugeschnitten, und so vertritt es die Stelle einer Livree.

„Es herrscht unter diesen Völkern die Gewohnheit, daß bei dem Tod eines Gouverneurs zwei oder drei von seinen Weibern mit ihm an demselben Tage die Welt verlassen müssen; um ihm jenseits Gesellschaft zu leisten. Die zum Tode bestimmten Weiber des zuletzt verstorbenen Gouverneurs hatten jedoch wenig Lust bezeigt, ihrem alten Gebieter zu folgen, und sich geflüchtet und versteckt gehalten. Heute erst (10 April) wurde eine dieser Unglücklichen entdeckt, und ihr die Wahl gelassen, zwischen einem Keulenschlag des Fetischpriesters auf den Kopf oder dem Giftbecher; sie wählte den letztern als die minder schreckliche Todesart. Da sie Besitzerin des Hauses ist, das wir bewohnen, so kam sie hieher, um ihre letzten Stunden in der Mitte ihrer treuen Sklavinnen zuzubringen, die sie Mutter nennen. Sobald die armen Geschöpfe das Unglück ihrer Herrin vernahmen, hörten sie auf zu spinnen, Mais zu mahlen und ließen die Schafe, Ziegen und das Geflügel laufen, wohin sie wollten, indem sie sich dem wildesten Schmerz hingaben. Alle Tage kamen Weiber, um mit der alten Frau zu klagen und zu weinen, so daß wir vom frühen Morgen bis in die späte Nacht nichts als Schluchzen und Schreien hörten. Auch die vornehmsten Männer von Dschenne erschienen, um ihrer ehemaligen Gebieterin ihre letzte Ehrerbietung zu bezeigen; der Mann der ihr Grab gegraben, erschien gleichfalls bei ihr, und warf sich vor ihr auf den Boden nieder. Allein ungeachtet der Mahnungen und Vorstellungen des Priesters und ungeachtet der Bitten des Schlachtopfers zu ihren Göttern, ihr Stärke zu dem schrecklichen Schritte zu verleihen, kann sie sich dennoch immer noch nicht dazu entschließen. Zweimal schon wollte sie den Giftbecher an den Mund setzen und zweimal stellte sie ihn beiseite, um noch einmal hinauszugehen, und ihr Auge an dem Glanz der Sonne und der Herrlichkeit des Himmels zu erlaben, die sie auf immer zu verlassen zurückschaudert. Sterben muß sie, und sie weiß es; aber sie will sich noch so lange als möglich am Leben festklammern.

„Inzwischen ist ihr Grab fertig, und die Anstalten zu ihrem Leichenzuge sind getroffen. Man wird sie in einer ihrer Hütten zur Erde bestatten, sobald sie den Geist aufgegeben hat. Das Gift, dessen sich die Eingebornen zu diesem Zwecke bedienen, soll in fünfzehn Minuten tödten. Bekanntlich werden in Indien die Wittwen verbrannt, wie hier mit Kolben erschlagen oder vergiftet; allein man hat, so viel ich weiß, kein Beispiel, daß dort auch Männer am Grabe ihres Herrn geopfert werden. An unserer schlechten Aufnahme in Laatu war nur der Umstand Schuld, daß die Stadt keinen Häuptling hatte, da der vorige, ein Sklave des alten Gouverneurs von Dschenne, sich bei dem Tode seines Gebieters entleibt hatte. Auf gleiche Weise wird sich der gegenwärtige Statthalter von Dschenne auf die Nachricht von dem Hinscheiden des Königs von Yarriba zum Sterben gefaßt halten müssen; und da dieser Fürst schon hoch in den Jahren ist, so hängt das Leben des Gouverneurs nur an einem Haare.

„Bevor das Weib eines Häuptlings, die ihrem Gatten in das Grab folgen soll, das Gift zu sich nimmt, vernichtet sie allen Reichthum, oder vielmehr alles Geld ihres verstorbenen Mannes, um es nicht in die Hände seines Nachfolgers fallen zu lassen. Derselbe Gebrauch herrscht auch in Badagry; und wenn auch der Sohn des Königs schon volljährig ist, so erbt er doch nur die Würde seines Vaters, und es wird seiner eigenen Thätigkeit überlassen, sich Reichthümer zu sammeln, was meistentheils nur durch Menschenraub, Sklavenverkauf und Blutvergießen geschehen kann.

„So oft eine Stadt ihren Häuptling durch den Tod verliert, wird kein Gesetz mehr von den Einwohnern anerkannt; Anarchie und

Verwirrung tritt sogleich ein, und bis ein Nachfolger ernannt ist, wird alle Arbeit eingestellt. Der Stärkere überwältigt den Schwachen und verübt jede Art von Verbrechen, ohne für seine Handlungen vor Gericht gezogen werden zu können. Das Eigenthum wird nicht mehr geachtet, und bevor eine Person anlangt, um die Zügellosigkeit zu bändigen, ist eine Stadt meistentheils, wenn sie auch noch so blühend war, in alle Schrecken der Verwüstung gestürzt."

Da die Vornehmen von Dschenne endlich der Weigerung der alten Wittwe, sich zu tödten, müde geworden waren; so schickten sie einen Boten in ihren Geburtsort, und ließen ihren Verwandten entbieten, wenn sie wieder entkomme, werde man sie Alle zu Sklaven machen, und ihr Dorf, einem sehr alten Gesetze zufolge, verbrennen. Diese mußten daher Alles aufbieten, um die Wittwe zu dem entscheidenden Schritte zu bewegen. Die Reisenden hörten jedoch bei ihrer Abreise, die so lebenslustige Alte habe die einflußreichsten Bewohner von Dschenne durch große Geldsummen bestochen, und diese seyen geneigt, dießmal ein Auge zuzudrücken, und der Wittwe bei dem Könige von Katunga die Erlaubniß auszuwirken, ihre Spanne Leben auf natürlichem Wege enden zu dürfen. Indeß war das ganze Volk auf viele Meilen weit im Umkreise empört über eine so schreckliche Verletzung der alten Gesetze, und schien Lust zu haben, die Erfüllung derselben mit Gewalt zu erzwingen.

Die Nacht vor ihrer Abreise hatten die Brüder noch einen jener furchtbaren Stürme zu bestehen, die unter diesen Breitegraden häufig sind, und an der Küste Tornado genannt werden. „Unsere schindelgedeckte Hütte, sagt das Tagbuch am 13 April, bot nur einen unsichern Schutz gegen seine Wuth; ein Theil des Daches wurde gleich anfangs abgerissen, der Regen strömte in unsere Betten, und die furchtbarsten Blitze und Donnerschläge wechselten unaufhörlich. Um die Schrecken der wilden Elemente ganz zu empfinden, muß man einen Tornado in einer zerbrechlichen afrikanischen Hütte erlebt haben. In civilisirten Gegenden eilen die Menschen, wenn sie von unglücklichen Zufällen dieser Art betroffen werden, einander zu Hülfe, und stoßen sich gegenseitig Muth ein; hier aber ist Alles nackt, hülflos, auf sich selbst angewiesen. Wir brachten die Nacht, wie sich denken läßt, in großer Unbehaglichkeit zu. Das Dach unsrer Wohnung beherbergte eine Menge Ratten und Mäuse, und dieses Ungeziefer suchte, vom Sturm verscheucht, in unsern Betten eine Zuflucht; hiezu kam noch, daß Eidechsen, Ameisen, Moskitos, Skorpionen und anderes schädliches Gewürm durch den Sturm mit neuem Leben erfrischt zu werden schien, und in volle Bewegung gerieth. Nach einer langen, langen Nacht brach endlich der Tag an, und die Schrecken des Sturmes wurden vergessen."

Nachdem Alles zur Abreise schon zu früher Tagesstunde bereit war, machten die Reisenden sich auf, um von dem Häuptling Abschied zu nehmen. Es dauerte natürlich sehr lange, bis sie vorgelassen wurden, und als die Thüren seiner Wohnung sich öffneten, wurden sie von einer im Hause aufgestellten Musikbande mit einem vaterländischen Stücke empfangen. Die Reisenden fanden eine größere Anzahl von Trommeln beisammen, als je vorher. Einige Instrumente waren überschwänglich mit Figuren und Platten von Messing verziert. „Auf einem waren die Brustbilder zweier Männer zu sehen, zwischen denen sich eine Schildkröte befand, die aus dem Munde Eines derselben fraß. Die Schildkröte hatte einen Hahn zur Seite, und zwei Hunde schienen als Wächter des Ganzen daneben zu stehen. Alle diese Figuren waren mit vieler Geschicklichkeit aus Messingplatten geschnitten." Der Statthalter und die Vornehmsten der Einwohnerschaft drückten den Fremden zärtlich die Hände, und wünschten ihnen alles Glück und Heil auf die Reise.

Bibliographische Statistik Frankreichs im Jahre 1831.

(Schluß.)

Schöne Wissenschaften. Die Philologie wurde bereichert mit einer arabischen Grammatik, von Hrn. Sylvester de Sacy; einem französisch-türkischen Wörterbuche, von Hrn. Bianchi; mit einer Uebersetzung des Drama's, von Calidasa, die Wiedererkennung der Sacuntala, von Hrn. von Chezy; dem ersten Hefte einer prächtigen Ausgabe des Thesaurus graecae linguae ab Stephano, von den Herren Hase, Sinner, Fix und Firmin Didot, und mit mehreren neuen Auflagen alter französischer Werke, besorgt von Hrn. Crapelet. — Die Dichtkunst war unter den politischen Unruhen fast verstummt; doch gab Victor Hugo seine Herbstblätter; Hr. August Barbier seine Jamben; Hr. Barthelemi seine Nemesis; Hr. Alfred de Vigny einige poetische Erbauungen; Hr. Antony Deschamps drei politische Satyren, und Beranger einige Lieder an Polen heraus. Das Theater erhielt: Marion Delorme, von Victor Hugo; Antony, von Hrn. Dumas; die Marschallin von Ancre, von Hrn. de Vigny; Dominique, von Hrn. d'Epagny; Farrusch der Maure, von dem unglücklichen Escousse; die Morgenstunden eines Großen, von Hrn. Alexander de Longpré; die Königin von Spanien, von Hrn. de Latouche und einige artige Kleinigkeiten, von den Herren Scribe, Dumersan, Fournier und Arnould, Bayard, Mélesville u. A. Unter den Romanen nimmt „Unsere liebe Frau von Paris," von Victor Hugo, den ersten Rang ein; des zweiten halten wir, ohne eben eine strenge Reihenfolge aufstellen zu wollen, die folgenden würdig; Atar-Gull und Plick-Plock, von Hrn. Eugène Sue; Roth und Schwarz, von Hrn. von Stendhal; Barnave, von Hrn. Jules Janin; die Mittheilungen und Erzählungen Daniels des Steinschneiders, von Michel Raymond; die Eselshaut, und die philosophischen Erzählungen, von Hrn. Balzac; der König der Ribauds,*) vom Bibliophilen Jacob; die grüne Mütze, von Hrn. J. Méry; der Lorgnon, von Dlle. Delphine Gay (jetzt Mde. de Girardin); Andrea, die drei Freunde, und die Neue Welt, von Hrn. Rey Dussueil; das grüne Manuscript, von Hrn. Drouineau; die Chroniken von Flandern, von Hrn. Berthoud; Paul Briolat, von Hrn. Merville u. s. w. Die Liste ist ziemlich lang; allein es ist ein charakteristischer Zug unserer Zeit, man schreibt nichts als Romane; Jeder will den seinigen schreiben, und Poesie, Geschichte, Philosophie, Politik und selbst Theologie nehmen um die Wette diese Gestalt an. — Geschichte. Die große Theilnahme an den historischen Studien, die unter der Restauration so bemerkbar war, hat sich jetzt bedeutend vermindert; doch erschienen folgende wichtige Werke: Einleitung zur allgemeinen und zur römischen Geschichte, von Hrn. Michelet; Abriß der alten Geschichte, von Hrn. Poirson; historische Studien, von Hrn. v. Chateaubriand; historischer Kursus der europäischen Staaten, von Hrn. Schöll; drei neue Bände der Geschichte der Franzosen, von Hrn. v. Sismondi; konstitutionelle Geschichte Frankreichs, von Hrn. Capefigue. Die Materialien zur Geschichte unserer Zeit wurden durch folgende Werke vermehrt: Betrachtungen über den Geist der Revolution von 1789, von Hrn. Röderer; durch mehrere Lieferungen einer wissenschaftlichen und militärischen Geschichte der Expedition in Aegypten, unter Leitung des Hrn. Xavier Saintine herausgegeben; durch die Memoiren des Konventsmitgliedes Levasseur, des Grafen La Vallette, der Herzogin von Abrantes, des Kammerdieners Napoleons, Constant; und endlich durch die Memoiren des Lords Byron, übersetzt von Mde. Belloc.

Wir sind am Ende des langen Katalogs, und glauben hier so ziemlich Alles angeführt zu haben, was unter der Menge sich auszeichnet. Schließlich noch zur allgemeinen Uebersicht die nachstehende Tabelle:

*) Die Miethtruppen unter Philipp August betrugen sich so zügellos, daß man später Jeden, der sich seiner Ausschweifungen rühmte, einen Ribaud nannte, und Roi des Ribauds, den Frauenmeister unserer Städte im Mittelalter.]

Klassifikation.	Zahl der Werke. In französischer Sprache.	In fremden, alten u. neuern Sprachen.	Haupt-Summe.
I. Theologie.			
Bibel, liturgische und katechetische Schriften, Predigten, verschiedene Abhandlungen .	357	46	403
II. Jurisprudenz.			
Allgemeines und fremdes Recht, franz. Recht	246	2	248
III. Künste und Wissenschaften.			
1) Encyklopädie, Philosophie und Moral	82	2	84
2) Erziehungs- und Elementarschriften	154	1	155
3) Politische Oekonomie, Politik, Verwaltung, Finanzen	979	11	990
4) Handel, Maß und Gewicht . . .	42	1	43
5) Naturgeschichte	59	2	61
6) Ackerbau, Hauswirthschaft . . .	61	—	61
7) Physik, Chemie, Pharmacie . . .	55	—	55
8) Medizin	211	4	215
9) Mathematik	48	1	49
10) Astronomie und Marine . . .	24	—	24
11) Kunst, Verwaltung und Militärgeschichte	176	5	181
12) Geheime Wissenschaften, Gymnastik und Spiele	27	—	27
13) Schreibkunst, Künste und Handwerke	59	—	59
14) Schöne Künste	88	2	90
IV. Schöne Wissenschaften.			
1) Grammatik, Rhetorik, Beredsamkeit .	150	17	167
2) Poetik und Poesie	543	25	568
3) Theater	291	11	302
4) Romane und Erzählungen . . .	162	21	183
5) Philologie, Kritik, vermischte Schriften	179	3	182
6) Polygraphie	29	3	32
7) Mythologie und Fabeln	19	1	20
8) Briefstyl	17	2	19
V. Geschichte.			
1) Geographie, Reisen	53	3	56
2) Alte und neue Geschichte . . .	464	37	501
3) Alterthums- und Münzkunde . .	7	1	8
4) Gelehrte, besondere, geheime u. s. w. Gesellschaften	143	3	146
5) Literaturgeschichte und Bibliographie .	12	1	13
6) Biographien	134	9	143
Hauptsumme	4849	214	5063

Vermischte Nachrichten.

Die Herzogin von Berry, diese kühne und unternehmende Prinzessin, steht jetzt in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, und ist die Schwester des gegenwärtig regierenden Königs beider Sizilien, Muhme und Schwägerin des Königs von Spanien und seines Bruders, Don Francisco de Paula, und Nichte der verstorbenen Königin von Sardinien, der gegenwärtigen Königin von Frankreich und des Prinzen von Salerno, dessen Gemahlin eine Erzherzogin von Oesterreich ist. Ihre Mutter, die verwittwete Königin von Sizilien, ist eine Schwester des Königs von Spanien, und die Herzogin also auch die Nichte Don Pedro's und Don Miguels, durch die Vermählung ihrer Schwester mit dem spanischen Infanten, Don Carlos. Vor dem Sturze Karls X stand sie in vertrauter Freundschaft zu der damaligen Herzogin von Orleans, und trug vorzüglich dazu bei, die zwischen den ältern und jüngern Zweigen der bourbonischen Familie herrschende Mißhelligkeit auszugleichen und beide einander näher zu bringen. Es ist leicht begreiflich, daß Ludwig Philipp durch das verwegene Unternehmen der Herzogin in große Verlegenheit gesetzt wurde, und daß man sich eben nicht sonderliche Mühe gab, ihrer habhaft zu werden.

•

Folgendes ist der Flächeninhalt der Staaten, die unter dem Schutze der ostindischen Kompagnie, oder mit ihr im Bündnisse stehen:

Die Radschahs von Travancur und Cochin . .	9.400	Q. Meilen.
Der Nizam, oder König von Golkonda . .	128.000	—
Der Radschah von Meisur	29.759	—
Der König von Aud	25.600	—
Daulet Raoh Sindiah	42.400	—
Der Radschah von Berar	64.270	—
Dscheswunt Rao Holkar	17.600	—
Guicowar	36.900	—
Der Radschah von Kurg	2.230	—
Der Nabab von Kernaul	3.500	—
Der Radschah von Sikkim	4.400	—
Der Nabab von Bhopal	7.500	—
Die Radschahs von Satara, Colapur, Sewuntuari u. s. w.	21.600	—
Der Radschah von Kotsch	6.100	—
Die Häuptlinge von Bendelkhem	19.000	—
Die Staaten westlich vom Dschemna	165.000	—
Assam, Dschintiah, Catschar und Menipur . .	51.000	—

•

Der magnetische Einfluß, den gewisse Felsen auf den Kompaß äußern, ist den Seefahrern wohl bekannt. Ein merkwürdiges Beispiel davon fand Kapitän King am Kap Horn, bei seinen letzten nautischen Untersuchungen an der Küste von Südamerika. Als er auf Maxwell Island, in der Nähe jenes Kaps, Beobachtungen mit dem Kompaß anstellte, und denselben zu diesem Ende auf ein Felsstück brachte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß die Pole der Magnetnadel plötzlich verwandelt wurden. Bei näherer Untersuchung des Gesteins fand sich, daß es aus Quarz, mit vielen großen Krystallen aus Hornblende vermischt, bestand. Kapitän King ließ den Felsblock an Bord bringen, und hat ihn gegenwärtig im Museum der geographischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

•

Ein Reisender, der den griechischen Archipel besuchte, theilt in den „Nouvelles Annales des Voyages" folgende interessante Notizen über die Insel Ithaka mit: Bathe, die Hauptstadt, liegt in einer höchst malerischen Gegend, von amphitheatralischen Bergen umgeben, die eine gegen alle Winde geschützte Bucht bilden. Die Einfahrt in diese Bucht ist so enge, und die Felsen stehen so nahe zusammen, daß man die Bai auf den ersten Blick für einen runden See halten könnte. Die Stadt erstreckt sich längs der Felsen bis ans Meer, und ist durch ein Parapet gegen die Wogen gedeckt. Die merkwürdigen Alterthümer, die sich in Menge auf dieser Insel befinden, verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Die vorzüglichsten Erinnerungen aus dem Alterthume bilden der Palast des Ulysses, an der Bai von Aito; die Gärten des Laërtes, die noch jetzt wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt sind; der Felsen des Homers bei dem Dorfe Exoria, die Quelle der Arethusa u. s. w.

•

Die politische Union von Liverpool hat einen Beschluß gefaßt und öffentlich bekannt gemacht, der mit den Worten schließt: „Da wir vor dem Gedanken, uns dem Schwert eines unwissenden, treulosen und despotischen Ministers zu unterwerfen, zurückschaudern; so fordern wir alle unsere Mitbürger in England, Schottland und Ireland auf, sich mit uns zu folgender feierlicher Erklärung zu vereinigen: daß der Herzog von Wellington nie und nimmermehr in das Kabinet unsers Souveräns treten könne, ohne die Freiheit, den Frieden und die Ehre unsers Landes in Gefahr zu bringen; und daß wir kräftigst alle gesetzlichen Mittel anwenden wollen, um ein solches Nationalunglück zu hintertreiben."

•

Jeremias Bentham hat jedem von seinen vertrautesten Freunden einen Ring mit seinem Porträt und etwas Haar vermacht; so dem General Lafayette, dem vormaligen Präsidenten der Republik Guatimala, Jose del Valle, dem belgischen Gesandten Van de Weyer, dem politischen Oekonomisten Jean Baptiste Say, dem Mitgliede der Deputirtenkammer Felix Bodin und mehreren englischen Gelehrten und Staatsmännern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 189. 7 Julius 1832.

Die Insel Johanna.

(Aus Kapitän Hall's Fragments of Voyages and Travells. *)

Zehn Tage ungefähr, nachdem wir das Vorgebirg der guten Hoffnung umschifft, und einen hartnäckigen Kampf mit den Ostwinden bestanden hatten, befanden wir uns am 21 Julius, jenseits der Bucht von Delagoa, der südlichen Einfahrt des großen Kanales von Mozambik nahe, zwischen der Küste von Afrika und der Insel Madagaskar. Am 25 Julius befanden wir uns im Angesichte der Insel Johanna, einer der Komoroinseln, und am andern Morgen legten wir uns vor Anker, ohne daß wir Afrika zur Linken oder Mozambik zur Rechten gesehen hatten. An seiner schmalsten Stelle hat der Kanal von Mozambik nicht mehr als zweihundert Seemeilen in der Breite, und fast überall nicht viel mehr als das Doppelte. Da wir aber fast genau mitten durch gesegelt waren, so hatten wir auf keiner Seite das Land zu Gesicht bekommen, und konnten uns noch mitten auf dem Ozean glauben.

Wir warfen in der Bucht Johanna, zwei oder dreihundert Toisen vom Ufer Anker, vor uns ein großes Kokosnußgehölze, das eine Art Franse an dem schmalen Gürtel des weißen Strandes bildete, der allem Anscheine nach aus verwitterten Korallen bestand. Diese kleine Rhede liegt auf der Nordseite der Insel, und der beste Ankerplatz für ein Schiff ist gerade vor jener Stelle des Ufers, wo ein Bach von Norden nach Süden seinen Lauf nimmt, und südostost ein vulkanischer Pik und östlich die mohammedanische Moschee zu sehen ist. Es war das erstemal, daß ich die prächtige Landschaft der östlichen Halbkugel in ungetrübter Schönheit erblickte; zwar hatte ich schon auf Antigua und St. Christoph Kokosbäume und Palmen gesehen; aber die karaibischen Inseln schienen mir weniger merkwürdig, als die des Kanales von Mozambik, und Dieß vielleicht nur deßhalb, weil die Harmonie in den westindischen Landschaften durch die Einmischung fremdartiger Gegenstände gestört wird, die nicht zu den Tropenländern passen; ich meine damit jene europäischen Wohngebäude der Pflanzer, die in englischem Geschmacke aufgeführt sind, jene große Menge von weißen Menschen, und sogar jene Sitten und Gebräuche, die an abendländische Kultur erinnern. Auf den Komoroinseln hingegen, wo Alles noch unentstellt orientalisch geblieben ist, wird das Auge des Reisenden nicht durch Gegenstände leergemacht, die er schon anderswo gesehen hat. Alles, was er wahrnimmt, ist neu und so rein tropisch, als er es nur verlangen kann. Die Eingebornen, ohne rabenschwarz wie die Neger zu seyn, sind es genug durch ihre tiefe Bronzefarbe, und da das Klima ziemlich heiß ist, so sind weder die Eingebornen, noch ihre afrikanischen Sklaven sonderlich mit Kleidungsstücken überladen. Die meisten von ihnen wissen einige englische Worte, die sie in ihrem Verkehr mit den ostindischen Schiffen, wenn diese hier anlegen, um Früchte und Lebensmittel zu kaufen, aufgeschnappt; was diesen Insulanern aber noch lächerlicher zu Gesichte steht, ist ihre Gewohnheit, sich Namen der englischen Aristokratie oder anderer ausgezeichneter Personen beizulegen, nach welchen sie nicht nur einander selbst, sondern auch den Fremden, welche die Insel besuchen, bekannt sind.

Als wir das Schiff dem Ankerplatze zusteuerten, erschien ein Lootse, der sich als Lord Gibbon ankündigte. Obgleich wir das Fahrwasser genau kannten, so nahmen wir doch, der Sonderbarkeit wegen, seine Dienste an, nachdem er uns einen Pack Zeugnisse vorgewiesen hatte, die alle seine Titel bestätigten. Allein sein Boot war uns noch merkwürdiger als der Lord Lootse selbst; wir hatten noch kein ähnliches gesehen. Wäre er in einer Schaluppe oder Pirogue angekommen, so würden wir ihn ein wenig scheel angesehen haben; denn über Nichts wird man so verdrießlich, als wenn man in neuen Ländern anlangt und Nichts findet, was von der Gegend, die man verlassen hat, verschieden ist. Es konnte aber nichts der Hemisphäre die wir betraten, eigenthümlicher seyn, als dieses kleine malerische Schiff, das ungefähr dreißig bis vierzig Fuß lang, und vielleicht anderthalb Fuß breit, grob aus einem Baumstamme gehöhlt, und an beiden Enden wie ein Pfeil zugespitzt, ohne Kiel oder irgend eine Art von Takelwerk war, und daher zehnmal für einmal umgeschlagen seyn würde, ohne zwei lange Querhölzer, die weit über den Rand des Schiffes hinausragten. An dem äußersten Ende dieser Stangen war mittelst kurzer Vordersteven eine Planke, oder vielmehr ein Block befestigt, der das Wasser berührte, und indem er so an den Querstangen hängend nebenher schwamm, verhinderte, daß dieses seltsame Fahrzeug nicht zu unterst zu oberst gekehrt wurde. Es ist klar, daß ein Kanot von solcher Einrichtung sich mit keinem andern Schiffe Bord an Bord legen konnte, wenigstens nicht auf die gewöhnliche Art, so daß also unser Freund, Lord Gibbon, gezwungen war, sich nach dem Vordertheile unsres Schiffes

*) Vergleiche hiezu die kleine Notiz S. 555 des Auslands.

zu wenden, um wo möglich die Taue zu gewinnen, die man die Fallreepen zu nennen pflegt, und sich mittelst ihrer an Bord zu hissen. Das Schiff lief nur zwei Knoten. Allein obgleich die Wasserfläche der Bucht so glatt war wie der Spiegel eines Landsees, so verfehlten die sechs Schwarzen, die mit ihren Pagaien das Kanot ruderten, doch des Zieles und fuhren über die Schiffsleiter hinaus. Der Matrose, welcher lothete und den Piloten von unserm Schiffe abfallen sah, rief einem Kameraden, den Insulanern aus einer Stückpforte des Kastells ein Tau zuzuwerfen. Lord Gibbon stand aufrecht an dem Schnabel seiner wunderlichen Pirogue, mit einer langen weißen Toga angethan, und mit einem türkischen Turban auf dem Kopfe, was sehr vortheilhaft gegen die Bekleidung seiner Schiffsmannschaft abstach, deren Lumpen zusammengenommen kaum zwei Sacktücher gegeben haben würden. Seine Herrlichkeit faßte das Seil, und machte einen Sprung nach dem Schiffe, der aber leider unglücklich ausfiel. War das Tau zu schwach, oder verwickelten sich die Füße des Piloten in die Falten seines weiten Gewandes, kurz er fiel bis über die Ohren ins Wasser, aus dem er von den Matrosen heraufgezogen wurde, die vor Lachen bersten wollten, als sie ihn in einem kläglichen Zustande auf dem Oberlauf niederlegten. Lord Gibbon schien indeß sehr gleichgültig gegen dieß Mißgeschick, und überreichte seine nassen Certifikate mit gutem Anstande, indem er in ziemlichem Englisch beifügte, daß der König von Johanna uns seinen besten Gruß entbieten lasse, und Alles was die Insel enthalte, zu unserer Verfügung stelle. Der königliche Botschafter war ohne Schuhe und Strümpfe, und wir glaubten, daß er sie vielleicht bei seinem unglücklichen Sprunge verloren hatte. Da wir aber seine Lippen, wie es uns schien, mit Blut befleckt sahen; so nahmen wir uns nicht Zeit darnach zu fragen, sondern erkundigten uns vielmehr, ob er vielleicht Schaden genommen. Wir wurden bald hierüber beruhigt, da er uns zeigte, daß das vermeintliche Blut von seiner Gewohnheit, Betel zu kauen, herrührte, der auch die Schwärze seiner Zähne beizumessen war.

Wir hatten erwartet, sobald wir Anker geworfen, uns von den Eingebornen in ihren Pirogues umringt zu sehen; allein es ließ sich außer dem Lootsen Niemand sehen. Dieser erklärte uns, daß der König nicht recht den Fingern seiner getreuen Unterthanen traue, und deßhalb Jedermann verboten habe, sich dem Schiffe zu nähern, weil er um jeden Preis das beste Einverständniß zu erhalten wünsche. Wie sich denken läßt, ersuchten wir um Zurücknahme dieses Verbotes, indem wir dem Botschafter des Königs bedeuteten, wir würden schon selbst unser Eigenthum zu bewahren, und die Ordnung bei uns aufrecht zu halten wissen. Sobald unser Schiff vor Anker gegangen war, erhielten alle Offiziere mit Ausnahme von einem oder zweien, die Erlaubniß, sich ans Land zu begeben. Ein Reisender, zwei Midshipmen (Seekadetten) und ich gingen zusammen auf Abenteuer aus, und nahmen unsern Weg nach der Stadt, die anderthalb Meilen vom Meeresufer, am Abhang des Berges lag. Wir hatten kaum das Land betreten, als wir uns in einem herrlichen Kokoswalde befanden, dessen Niederholz Pisangbäume, Bananen, Orangen- und Zitronen-, und ich glaube auch, Mangustanbäume bildeten. Die Kokosbäume waren zu einer Höhe von siebzig bis achtzig Fuß aufgeschossen. Man sagte uns, nicht selten treffe man auch hundert Fuß hohe; doch ich erinnere mich nicht einen solchen gesehen zu haben. Die Frucht wächst in ungeheuren Trauben am Ende des Stammes, dicht unter den Zweigen. Der Stamm ist vom Fuß an von Ringen umgeben, die wahrscheinlich die Spuren von Zweige sind, die in früheren Zeiten hier gesproßt und dann abgefallen. Diese Ringe ziehen sich sehr regelmäßig bis nahe an das Ende des Stammes hinauf. Hier fängt er aber so glatt zu werden an, daß die Eingebornen Einschnitte machen müssen, um sich hinaufzuhelfen, wenn sie entweder die Früchte einsammeln, oder aus dem Baume jenen Saft zapfen wollen, den die Engländer Toddy nennen. Die Art, wie die Insulaner diese riesenhaften Bäume erklettern, ist ganz einzig. Zuerst beginnt der Kletterer damit, daß er sich beide Füße entweder an den großen Zehen oder um die Knöchel mit einem zehn bis zwölf Zoll langen Riemen zusammenbindet. Dieser Riemen, der in die Einschnitte paßt, die in den Baum gemacht sind, muß stark genug seyn, um das ganze Gewicht des Körpers tragen zu können. Dann schlingt er sich um den Leib und zugleich um den Baum einen breiten flachen Gürtel, der ihm zwölf bis fünfzehn Zoll vom Baume Raum läßt. Nun setzt der Kletterer den Riemen, durch den ihm die Füße zusammengebunden ist, in den ersten Einschnitt, während er den Gürtel, der ihn an dem Baum festhält, wagerecht anlegt. Hierauf stemmt er sich mit den Händen, fünfzehn bis achtzehn Zoll unter den Lenden, an den Baumstamm, und indem er sich zurücklehnt und den Gürtel anspannt, theilt er den Halt seines Körpergewichtes zwischen dem Gürtel und seinen Armen, um den Riemen an den Füßen aus dem Einschnitte loszumachen. Dann zieht er schnell die Beine in die Höhe, um den Riemen in einen neuen Einschnitt zu bringen. Ist Dieß geschehen, so läßt der Kletterer den Baum mit den Händen los, ergreift den Gürtel, der um ihn geschlungen ist, und sich in dem Maße abspannt, als der Leib, der nun mit seinem ganzen Gewicht auf dem Riemen am Fuße ruht, sich dem Stamme nähert. Durch eine plötzliche Bewegung wirft er dann den Gurt einige achtzehn Zolle höher hinauf; die Hände fassen den Stamm von Neuem, und die Füße tragen das Gewicht des Körpers nur erst wieder, wenn der Riemen in einem neuen Einschnitte ruht. So geht es bis zum Gipfel fort; wobei der Kletterer um den Hals befestigt einen irdenen Topf und an der Seite ein großes Messer mit sich führt. Mit diesem schneidet er die jungen Schößlinge ab, und sammelt den Saft des Toddy, der von der Natur, die Kokosnuß zu bilden, bestimmt scheint. Wenn dieser Saft frisch, an einem kühlen Morgen aus dem Baum gezogen wird, so bietet er ein köstliches Getränke, und gleicht dem Aussehen nach den Molken; sein Geschmack ist eine leicht prickelnde Säure mit einer kräftigen Süße vermischt, wodurch der Toddy einige Aehnlichkeit mit dem Ingwerbier erhält. Läßt man ihn einige Stunden stehen, so geräth er in Gährung und gibt ein berauschendes Getränke, dessen Wirkungen ich zu verschiedenen Malen an unseren Matrosen zu beobachten Gelegenheit hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Untersuchungen der Südspitze des amerikanischen Kontinentes.

Bis zum Jahre 1826, wo Kapitän King mit zwei Schiffen, dem „Adventure" und dem Beagle auslief, um die südliche Spitze des amerikanischen Kontinentes genauer zu untersuchen und aufzunehmen, konnte man wohl sagen, daß die westliche Küste von Südamerika, vom Cap Victoire, der nordwestlichen Einfahrt der magellanischen Meerenge, bis zur Insel Chiloe völlig unbekannt war. Die Karten stellten diesen Ländersaum, der aus einem Gewirre von Inseln und Meerengen besteht, folgendermaßen dar: Im Süden unter dem 40° südlicher Breite, ändert die Küste von Amerika, die bis hierher eine von keinen Buchten unterbrochene Linie und nicht einen einzigen geschlossenen Hafen bietet, wo der Seefahrer zu jeder Zeit eine sichere Zuflucht finden könnte, plötzlich ihren Charakter. Sie ist von langen, tiefen und gekrümmten Golfen durchschnitten, so daß das Wasser des Oceans sich gewissermaßen durch felsige Küsten windet, die man als die Basis der Kordilleren der Andes ansehen kann. Die Kanäle, in die das Meer sich theilt, trennen mehrere große Erdmassen vom Kontinente. Von Norden nach Süden gehend, kannte man den Archipel von Chonos und die große Insel Chiloe, die Halbinsel Tres-Montes, den Golf von Peñas, die Inseln Guaianeco, die Insel Campana, den Golf von la Trinidad, den Archipel Madre de Dios, die Insel Roca Partida, die Inseln des Westens, auf deren einer sich das Kap de la Victoire befindet, das die westliche Einfahrt der großen Meerenge bezeichnet, und den Namen des Schiffes trägt, das der kühne Magellan führte. Das Feuerland stellten die Karten der oben angegebenen Zeit, von vielen Kanälen durchschnitten dar. Der westlichste von diesen, der Kanal St. Barbara, öffnet sich dem an der nördlichen Küste der Meerenge gelegenen Hafen Gallant gegenüber; der zweite, der Kanal St. Magdalena, befindet sich mehr östlich dem Kap Froward, der südlichsten Spitze des amerikanischen Kontinents, gegenüber; und ein dritter, der Kanal St. Sebastian, befindet sich noch weiter östlich, fast unter dem 54° der Parallele, und mündet an der östlichen Küste des Feuerlandes aus; allein sein Lauf ist, so wie der der übrigen, undeutlich angegeben. Die östlichen, südlichen und westlichen Küsten zeigen Buchten, Häfen, Kanäle und Inselgruppen, die mit mehr oder weniger Genauigkeit angegeben sind. Die magellanische Meerenge zeigt auf der patagonischen Küste nur zwischen dem Kap Froward und dem Kap Victoire, also auf ihrem westlichen Theile, Kanäle; allein es ist nicht angegeben, wo diese Meerarme sich enden. Schon der große Seefahrer Magellan, der die Meerenge entdeckte, die mit so großem Recht seinen Namen führt, schloß aus der Richtung und dem Rauschen der Strömungen, daß das Feuerland aus einer Anhäufung von Inseln bestehen müsse. Unter Denen, die nach ihm jene Gegenden besuchten, nennt Kapitän King in seinem Reiseberichte den Seefahrer Sarmiento de Gamboa. Dieser Spanier untersuchte im sechzehnten Jahrhundert die westliche Küste von Amerika, vom Archipel von Chiloe bis zur magellanischen Meerenge, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit, doch schenkte man seinen Angaben nur wenig Glauben. Im Jahre 1669 untersuchte Narborough die Meerenge ebenfalls sehr genau; seine Karte wurde von Byron, Wallis, Carteret und Bougainville verbessert, deren Angaben Cordova noch mehr vervollständigte; allein die Karte dieses Letztern ist außer Spanien so wenig bekannt, daß Kapitän King vor seiner Abreise sich nur mit größter Mühe ein Exemplar davon verschaffen konnte. Die südliche Küste des Feuerlandes wurde von dem Holländer l'Hermite, von Cook und zuletzt vom Kapitän Weddel aufgenommen. Die östliche Küste von Patagonien, und der nordöstliche Theil des Feuerlandes sind von Malespina beschrieben worden, der auch sehr gute Karten von diesen Gegenden entwarf.

Wir kommen jetzt zur Darstellung des Resultats der Untersuchungen des Kapitäns King, wobei wir von der westlichen Küste von Amerika ausgehen. Nachdem er den südlichen Theil der Halbinsel Tres-Montes untersucht hatte, überzeugte er sich, daß der Kanal Fallo die Insel Campana von einer andern größern trennt, die er Wellington nannte. Zwischen dieser und dem Kontinent erstreckt sich der Kanal Messier; dieser Meeresarm war zwar bereits bekannt, aber noch nicht genau beschrieben. Er ist im Norden von gut bewaldeten Abhängen bekränzt, was ihn von allen übrigen auszeichnet; dann von senkrechten Gebirgen eingeschlossen, die steil aus dem Wasser emporsteigen; bald erweitert, bald verengt er sich; Inseln tauchen aus seinen Fluthen empor, und mehrere Buchten öffnen sich an seiner östlichen Küste, von denen einige sehr tief in das Land einschneiden, und von großen Gletschern begränzt werden. Der Archipel Madre de Dios, über den Kapitän King in mancher Hinsicht selbst noch in Ungewißheit geblieben ist, hat südöstlich den Kanal St. Andrew, der auf einer Seite den Fuß der schneebedeckten Kette der Andes und auf der andern die Insel Chatam bespült. Südwestlich von dieser letztern liegt die Insel Hannover, die durch die Meerenge Lord Nelson von dem Archipel der Königin Adelaide getrennt wird. Die Insel Hannover liegt der Insel Roca Partida, und der Archipel der Königin Adelaide den Westinseln gegenüber; er ist südwestlich von einer Kette von Inseln begränzt, deren einer das Kap Victoire angehört.

(Schluß folgt.)

Torrijos Tod.

(Aus dem Sun.)

Der nachstehende, aus glaubwürdigen Quellen geflossene Bericht über Torrijos und seiner tapfern Gefährten trauriges Ende enthält so viele, bis jetzt noch unbekannt gebliebene Züge, daß ein nochmaliges Zurückkommen auf dieses bekannte und schon besprochene *) Ereigniß, das jetzt, wo die Begebenheiten sich auf einander drängen, bereits in den Hintergrund geschoben ist, wohl keiner Entschuldigung bedarf.

Malaga, 1832.

Mein theurer Freund! Es wird Sie um so mehr überraschen, ein Schreiben von mir zu erhalten, da Sie wahrscheinlich glaubten, daß Zeit und Entfernung, wie Dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, auch bei mir das Andenken an meine Freunde verwischt haben dürften; doch dem ist nicht so. Wir kamen wohlbehalten hier an, und sind so ziemlich glücklich und zufrieden. In und mit uns selbst wenigstens haben wir alle Ursache es zu seyn; aber der Zustand des Landes seit dem letzten Jahre, die zahlreichen Verhaftungen u. s. w. machen Spanien für Diejenigen, die das Glück hatten, unter einer glücklichen Regierung geboren zu werden, zu nichts weni-

*) S. Ausland vorigen Jahrgang S. 423 und heurigen Jahrgang S. 28.

ger, als einem angenehmen Aufenthalt. Der Zweck dieser Zeilen ist, Sie über die Vorfälle zu unterrichten, die sich im Monate Dezember hier ereigneten, da die Zeitungen nur unvollkommene Berichte darüber gegeben haben. Ich schöpfte, was ich Ihnen hier schreibe, aus der zuverlässigsten Quelle; von einem nahen Verwandten des Chefs der Polizei und einem Mönche, der Beichtvater eines der betrogenen, unglücklichen Opfer war.

Das Schicksal Manzanares, der, als er sich und seine Gefährten von dem Caprero (Ziegenhirten), dem er für jeden Laib Brod, den er beischaffen würde, einen Thaler versprach, verrathen sah, in seinen Degen stürzte, nachdem er zuvor den Verräther niedergestoßen hatte, ist Ihnen schon bekannt. Seit diesem Vorfalle wurde der Gouverneur dieser Stadt nach Cadiz an die Stelle des dort Ermordeten versetzt, und Moreno, der jetzt zur Belohnung seiner Dienste Generalkapitän von Grenada geworden ist, erhielt die hier erledigte Stelle. Mit dem Antritte seines Amtes entwarf dieser Mann unter höherer Zustimmung den Plan, Alle jene, die zur Zeit der unglücklichen Unternehmung Manzanares nach Gibraltar entkommen waren, wieder nach Spanien zu locken, und so mit einem einzigen Schlage die Hoffnungen der Konstitutionellen zu vernichten. Der englische Gouverneur in Gibraltar hatte zwar viele von ihnen nach England und Frankreich geschickt; allein die ausgezeichnetsten Männer waren noch zurückgeblieben, und sie waren es, die als Schlachtopfer der grausamsten Verrätherei fallen sollten. Moreno sandte Agenten an Torrijos, um die Knoten des dunkeln Gewebes zu schürzen, das durch die Hand des Henkers gelöst werden sollte.

Besonders suchten diese auch einen jungen Irländer, Namens Boyd, der mit inniger Liebe an Torrijos hing und für die Sache der Konstitutionellen, wie bekannt war, große Summen geopfert hatte, zu bewegen, seinem Freunde nach Spanien zu folgen. Die hochherzigen Männer, die selbst jeder Heuchelei, jedem Betruge fremd, sich dessen auch von Andern nicht versahen, gingen in die ihnen gelegte Schlinge. Moreno schickte überdieß Leute nach Gibraltar, die allgemein als Patrioten galten, unterhielt einen Briefwechsel unter seinem eigenen Namen, und schickte die Unterschriften des Obristen eines Kavallerieregiments, Grafen del Basto, und des Obristen del Guerta ein, wodurch diese sich für die Sache der Konstitutionellen verbürgten. Die Allzuleichtgläubigen verließen Gibraltar, 60 an der Zahl, in drei kleinen Fahrzeugen, um, wie sie mit Moreno übereingekommen waren, zu Blaque bei Malaga zu landen. Allein von einer Küstenwache überredet, ruderten sie früher ans Ufer und begaben sich, mit nur wenigen Waffen versehen, in einen ungefähr noch zwei Stunden von Malaga entfernten Maierhof, wo sie ihre Freunde, den Gouverneur und die beiden Obristen, erwarteten, die der Verabredung zu Folge mit ihren Truppen zu ihnen stoßen sollten. Einigen kam es indeß doch verdächtig vor, daß die Realistas der benachbarten Dörfer Alhaurin, Coin und Cartamo das Haus umringten und nach allen Gegenden hin Signalschüsse gaben; indeß soll Torrijos von einem berüchtigten Schmuggler der Vorschlag gemacht worden seyn, Pferde herbeizuholen, um sich einen Weg durch die Realistas zu bahnen und nach Gibraltar zu entfliehen. Allein Torrijos behauptete, es sey höchst wahrscheinlich, daß die Truppen nicht mit ins Geheimniß gezogen wären; überdieß, sagte er, wolle er seine Freunde nicht verlassen, und zudem sey es jetzt, wo die ganze Umgegend auf den Beinen sey, unmöglich, daß Alle glücklich durchkommen sollten. Das Anerbieten eines Mannes, der sich erbot, ihn über einen Gebirgspfad nach Gibraltar zu führen, schlug er ebenfalls aus. Ein edler Wettstreit erhob sich jetzt, und Torrijos rief aus: „Wohlan denn, ich kann für euch Alle sterben," in der Meinung, man werde sich an seinem Tode genügen lassen. Florez Calderon sagte hierauf: „Nein, auch ich sterbe mit Torrijos." Morenos erschien endlich, und hatte in einer Hütte neben dem Cortigo (Maierhof) eine Unterredung mit Torrijos, bei der es ihm gelang, die Täuschung zu unterhalten, indem er den Konstitutionellen vorspiegelte, der Plan sey noch nicht reif. Man kam endlich überein, daß Alle die Waffen ablegen und sich nach Malaga begeben sollten, wo dann Torrijos es über sich zu nehmen hätte, die Garnison zu gewinnen. Als Torrijos zu seinen Freunden zurückkehrte, eröffnete er ihnen den Vorschlag des Gouverneurs, und daß ihnen nichts übrig bliebe, als sich demselben zu fügen; allein sein Glaube an Moreno begann zu wanken; denn noch nie, sagte er, habe er ein ärgeres Schurkengesicht (cara mas mala) gesehen. Alle legten also ihre Waffen ab, und gingen noch denselben Abend (Montag den 5 December) nach Malaga, das sie nicht als Verbrecher, sondern in der thörichten Hoffnung (man kann sie nicht anders nennen) betraten, aus den Ketten der Sklaverei und einem spanischen Kerker zur Freiheit, Unabhängigkeit und zu Ehrenstellen erhoben zu werden. Ein Kourier war nach Madrid geschickt worden, und der Befehl, die Gefangenen erschießen zu lassen, traf am folgenden Samstage ein. Der englische Konsul von Malaga hoffte vergebens, Moreno werde ihm seine Bitte, Boyd's Hinrichtung zu verschieben, bis der englische Gesandte sich bei dem Könige von Spanien um dessen Begnadigung verwendet haben würde, gewähren; Boyd ward sammt seinen Gefährten aus dem Kerker, wo sie bisher an den Boden gekettet waren, geholt, und Alle wurden noch denselben Abend um 5 Uhr nach einem außerhalb der Stadt, am Ufer gelegenen Kloster abgeführt. Torrijos war in einem Wagen vorausgegangen, und ein Mann, der von Amts wegen zugegen seyn mußte, sagte mir, er habe bei dem dort vorgenommenen Verhöre erklärt, daß er ohne irgend eine Absicht gegen den König, dem er seine Erziehung verdanke, nach Spanien gekommen sey; daß er es aber nicht länger habe ertragen können, ihn von seinen Ministern so schlecht berathen zu sehen. Er wurde hierauf in Ketten gelegt und ging im Kreuzgange des Klosters auf und ab, ohne sein Urtheil, oder auch nur zu wissen, was in der nächsten Stunde mit ihm geschehen sollte. Als er in den Wagen stieg, glaubte er, man werde ihn nach Madrid bringen. Im Kreuzgange traf er einen Mönch, mit dem er eine Unterredung über gleichgültige Dinge anknüpfte, worauf der Mönch ihn mit den Worten unterbrach: „Senor Torrijos, acuerdere Vmd que biene Vmd pocas horas que vivir; tiene Vmd que prepararse para la muerte." — „La muerte! rief Torrijos aus! Jesus, Jesus, que iniquidad." (Signor Torrijos, denken Sie daran, daß Sie nur noch wenige Stunden zu leben haben, und daß Sie sich zum Tode bereiten müssen." — „Zum Tode! Jesus, Jesus, welche Ungerechtigkeit!) Er gewann jedoch augenblicklich seine ganze Fassung wieder, und sagte: „Verzeiht mein Vater, ich vergaß mich einen Augenblick, ich hätte es ahnen können; Ihr habt Recht, wir müssen uns vorbereiten." Er trat hierauf ins Refektorium, wo noch ungefähr hundert Mönche versammelt waren, und erwartete geduldig die Ankunft seiner Freunde, von denen er, seit sie Malaga betreten hatten, getrennt gewesen war.

(Schluß folgt.)

Notiz über orientalische Literatur.

Das „Foreign Quaterly Review" gibt folgende Notizen über orientalische Literatur: „Der berühmte Orientalist, Hr. v. Hammer, hat unlängst eine persische Uebersetzung der Meditationen des Marcus Aurelius herausgegeben, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Orients auf die Literatur der abendländischen Welt zu lenken. Der Uebersetzer wählte das Werk des philosophischen Kaisers, weil es dem Fassungsvermögen der morgenländischen Leser mehr zusagen dürfte, als einer von den klassischen Schriftstellern der Republik; und er wählte die persische Sprache, als die Sprache einer Nation, die mehr von Vorurtheilen frei und für literarische Kultur empfänglicher ist, als die meisten morgenländischen Nationen. Das Werk ist griechisch und persisch gedruckt, und wir wünschen ihm den glücklichsten Erfolg. — Der türkische Sultan hat einen Katalog der Bücher in der Moschee von Medina entwerfen und zur Erweiterung dieser Bibliothek Anstalt treffen lassen. — Hr. Burnouf wird in Kurzem den ersten Theil einer französischen Uebersetzung des Bhagavata Purana, an der er schon viele Jahre arbeitet, herausgeben. Der Sanskrittext wird aus vier Mannscripten gegeben, deren eines der asiatischen Gesellschaft und die drei andern der königlichen Bibliothek gehören. Der Herausgeber wird in einem eigenen Bande die Noten des Schribhara und kritische Bemerkungen hinzufügen, die zum Verständnisse des oft sehr schwierigen Textes nöthig sind. — Der Scheich Refah von Kahira, früher ein Schüler der ägyptischen Mission in Frankreich, hat von Ibrahim Pascha den Auftrag erhalten, ein arabisch-französisches Wörterbuch nach dem Muster des der französischen Akademie auszuarbeiten. — Hr. von Rienzi kündigt ein französisch-chinesisches Wörterbuch der Mundart von Kanton an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 190. 8 Julius 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

Nachdem wir in den drei vorausgegangenen Artikeln den Saint-Simonismus nach seinen drei Haupttheilen, in religiöser, moralischer und politischer Hinsicht betrachtet haben, werfen wir jetzt noch einen prüfenden Rückblick auf die ganze Erscheinung desselben. Wie ist der Saint-Simonismus entstanden, welches war der Grund, auf den er baute, was hat er bis jetzt bewirkt, was war er seiner wahren Natur nach, und wohin würde er geführt haben? Das sind die Fragen, die wir noch kurz zu beantworten uns vorgenommen.

Es ist schon vor uns bemerkt worden *), daß die saintsimonistische Lehre das Bedürfniß eines höhern geistigen Lebensgehaltes ausgesprochen, und diesen auch zu geben gesucht, wodurch diese Lehre sich in mehreren Punkten mehr dem tieferen deutschen philosophischen Streben, als dem französischen angenähert habe. Und allerdings dieses tiefere Bedürfniß konnte wohl nirgends lebhafter empfunden werden, als in Frankreich. Die christliche Religion war schon längst aus dem Herzen der Menge verschwunden. Der philosophische Materialismus, der in Frankreich der christlichen Religion den tödtlichsten Stoß versetzt hatte, war mit der ersten Revolution innig verbunden, hatte hiedurch auch im Staate Wirksamkeit erlangt, und sogar die Revolution selbst überlebt. Die Idee der Religion hatte sich beim Volke mit dem Hasse gegen das ausgeartete Priesterthum verbunden, und als mit der Restauration auch der Papismus, Jesuitismus und die Kongregation restaurirt wurden, so mußte von Neuem der Kampf gegen die letzten Anstrengungen dieser Institute wieder aufgenommen werden; dieser Kampf aber war nur noch gegen Formen gerichtet, denn das Leben war längst aus diesen Einrichtungen verschwunden, und kein tieferer religiöser Gehalt im Geiste des Volks zurückgeblieben; seit mehreren Jahrhunderten war der Katholizismus nur noch ein streng ausgebildetes Formensystem gewesen. Dieser Mangel an religiösem Gehalt mußte nun bei tiefer denkenden und fühlenden Menschen besonders lebendig empfunden werden, und zu diesen Menschen zählen wir auch die Urheber der saint-simonistischen Lehre, die durch den religiösen Theil derselben diesem religionslosen Zustande ein Ende machen wollten. Der moralische Zustand in Frankreich war wohl wenig von Dem verschieden, wie er sich überall in den ihm an Civilisation ähnlichen Ländern Europa's fand und findet. Die innere Sittlichkeit hatte der äußern Sitte Platz gemacht; die unmoralischen Triebfedern der Handlungen verbargen sich unter einer angenommenen gefälligen Außenseite; Selbstsucht war der eigentliche Angel, um den sich Privat- und öffentliches Leben drehte, und die mit der Falschmünze der Heuchelei als die wahre gesellschaftliche Tugend ausgegeben werden sollte. Das politische Leben war auch schon damals, als die saint-simonistische Lehre entstand, in großer Aufregung; dieses Leben ist aber vom Saint-Simonismus gleich vom Anfang an gänzlich falsch aufgefaßt und beurtheilt worden, wie denn schon im dritten Artikel die irrigen Ansichten desselben, über Garantien und Konstitutionen bemerklich gemacht worden sind. Gewiß, es waren diese konstitutionellen Fragen, die damals, wie jetzt die politische Welt beschäftigten, Formenfragen, aber diese Formen sind ewig in der Sache, in dem gesellschaftlichen Leben selbst gegründet; sie sind die nothwendigen Mittel und Bedingungen für das höhere Gedeihen des ganzen menschlichen Lebens; sie stützen sich auf Freiheit, nicht als auf eine negative Schutzwehr, sondern als auf das wichtigste Lebenselement, das der Lebenspuls wie im einzelnen Menschen, so auch im gesellschaftlichen Leben ist; Dieses hat der Saint-Simonismus gleich von vorn herein verkannt, und ist dadurch zu seinem chinesischen Staatsgebäude gekommen. Dieser richtig oder falsch aufgefaßte Zustand des religiösen, moralischen und politischen Lebens war nun aber die Ursache, die dem Saint-Simonismus seine Entstehung gab. — Welches war aber die Grundlage, auf der die saint-simonistische Lehre aufgebaut wurde? Dieß die zweite Frage, die wir jetzt näher zu erörtern haben. Im Allgemeinen kann die Antwort dahin bestimmt werden: Es waren keine neuen, höheren, umfassendern, organischen Lehren über Menschheit und menschliches Leben, welche die Grundlage bildeten, sondern eine verkehrte Zusammenstellung, ein unorganisches Aggregat Dessen, was die geschichtliche Vergangenheit einzeln und abgesondert an guten, meistens aber verderblichen Lehren und Einrichtungen hervorgebracht hatte. Das Band, wodurch man Einheit in diese Komposition zu bringen suchte, waren einige unbestimmte, unklar gefaßte, und noch schlechter angewandte Allgemein-

*) Carové in seiner Darstellung der saint-simonistischen Lehre, in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik von 1830, und in seiner Schrift „der Saint-Simonismus" von 1831.

begriffe. Ein solcher Begriff war der Begriff der Einheit des gesammten menschlichen Lebens. Dieser unbestimmt gelassene Gedanke wurde, anstatt in einer organischen Gliederung von unter einander zusammenhängenden, aber doch noch verschiedenen Ideen und Einrichtungen, entwickelt zu werden, auf die Vergangenheit angewandt; eine Idee, eine Lehre, eine Einrichtung nach der andern wurde wieder aus dem Grabe hervorgerufen, und nachdem man alle neben einander gestellt, und die Priesterlehre und das Priesterthum als das Alles verbindende Band über Alle gesetzt hatte, da glaubte man ein wunderwürdig neues Gebäude geschaffen zu haben, und lud alle Welt ein, zu sehen, zu bewundern und darin Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Johanna.

(Fortsetzung.)

Es wird mir nicht wohl möglich werden, eine richtige Beschreibung von den possierlichen Befestigungen der Hauptstadt Johanna zu geben, die ohne große Anstrengung von der Mannschaft einer Schaluppe erstiegen werden könnten, wenn sie weiter nichts als ihre Ruderstangen zu Hülfe nähme. Die Wohnungen sind aus rohen Lavastücken gebaut, und die Straßen so eng, daß kaum drei Personen neben einander gehen können. Jedes Gebäude ist mit einem flachen Dach ohne Fenster bedeckt. Man gelangt in den innern Raum durch eine kleine Pforte, die in einen viereckigen Hof führt, an dessen einer Seite sich ein breiter Portikus befindet, unter welchem man die Eingänge in die niederen Kammern suchen muß, die so finster sind, als möglich. Die Fußböden bestehen aus der bloßen Erde, und die Wände aus nacktem Mauerwerk, hie und da mit einem Sofa von Bambus. An einigen dieser Hütten findet man offene Ballone und Galerien, die in den Stunden der Morgenkühle sehr angenehme Dienste leisten mögen. Dergleichen Gebäude gehören den vornehmern Bewohnern, der Aristokratie von Johanna. Bei den Häusern der Demokratie, d. h. der Sklaven, ist die innere Einrichtung geschmackvoller und wohnlicher, als bei ihren Herrn und Gebietern, obgleich ihre Hütten noch weit kleiner sind. Diese bescheidenen Wohnungen liegen in kleiner Entfernung um das steinere Hauptgebäude herum, und sind größtentheils aus Kokoszweigen errichtet. Dieß geschieht auf folgende Weise. Zuerst rammt man einige sechs oder acht Fuß hohe Pfähle, fünf bis sechs Fuß von einander entfernt, in den Boden ein. Zwischen jedes Paar solcher Pfeiler fügt man sodann zwei oder drei große Kokosäste ein, deren in rechtem Winkel abstehende Blätter zu einer Matte in einander geflochten werden, was mit großer Sorgfalt geschieht, und den Wänden eine bewunderungswürdige Symmetrie gibt, die in der Baukunst immer eine angenehme Wirkung hervorbringt, woraus auch immer das Material bestehen mag. Das Geflecht dieser grünen Wände ist nicht so dicht, daß es dem Licht und der Luft den Zugang verwehrte, obgleich die Eingebornen aus Kokosblättern auch ganz dichte Matten zu weben verstehen. Die Bedachung dieser einfachen Wohnungen besteht aus Pisangblättern, mit Rohr vermischt, und mit einem auf der Insel sehr häufigen, langen Grashalm befestigt. In das Innere gelangt man durch eine zwei Fuß breite und drei Fuß hohe Oeffnung, die in dem Geflechte gelassen worden ist; statt der Thüre verschließt dieselbe ein Buschwerk. Indeß sahen wir auch zwei oder drei Gitterthüren, was aber offenbar ein besonderer Luxus war. Der innere Raum dieser Hütten ist in zwei Gemächer getheilt, von denen das eine ein Sofa aus Bambus mit quer darüber geflochtenen Kokosblättern enthält, das andere bildet die Küche, wo die Eingebornen ihre wilden Erbsen und Kavanzen kochen. Während wir über zwei oder drei der größten Plätze des vornehmeren Theiles der Stadt gingen, wurden wir von Haufen von Kindern mit einem so mißtönigen Geschrei empfangen und begleitet, daß wir gute Lust hatten, uns aus dem Staube zu machen. Da die Erwachsenen der Insel Johanna sich mit einer Elle Gewand begnügen, so braucht kaum gesagt zu werden, daß die Kinder nicht mehr anhaben, als sie mit auf die Welt gebracht. Uebrigens schienen die Kinder im Durchschnitt sehr große Bäuche zu haben, und sehr fett zu seyn.

Ich ließ mich mit einer hochbetagten Frau, die halb blind war, und ein kleines rabenschwarzes Kind säugte oder zu säugen vorgab, in ein Gespräch ein, und stellte an sie einige Fragen, die sie ohne Zweifel nicht verstand; denn sie reichte mir ihr Kind hin, und hieß es mich nehmen; wahrscheinlich um mich sehen zu lassen, wie schön es sey, vielleicht weil sie glaubte, daß ich es kaufen wollte. So wenig ich Lust zu diesem Handel spürte, so konnte ich doch nicht der freundlichen Anmuthung widerstehen, und nahm die kleine schwarze Kröte, die ich mit ausgestrecktem Arm hielt, wie man etwa eine Schuhbürste hält, der das schwarze Ding an Größe und Farbe ähnlich war. Das Haus, worin wir uns befanden, war so klein als alle übrigen, und ich erinnere mich nicht, irgendwo eine unlustigere Hütte gesehen zu haben, als etwa in den entlegeneren Provinzen einer gewissen kleinen grünen Insel, die freilich nicht so weit entfernt ist als Mozambik, die ich aber doch nicht nennen will. *) Nach diesem Hausbesuche in den Vorstädten, wenn man so sagen darf, die, wie es scheint, ganz von der schwarzen oder sklavischen Bevölkerung bewohnt sind, ersuchten wir unsern Führer, der sich Mahomet nannte, uns nach dem Palaste des Königs zu führen. Wir hatten diesen Insulaner zu unserm Cicerone genommen, theils wegen seines in der Geschichte des Morgenlandes so klassischen Namens, theils wegen eines rothen Stäbchens, das er in der Hand trug, und das, wie er uns versicherte, das Zeichen einer gewissen obrigkeitlichen Würde sey. Indeß ging Mahomets Einfluß doch nicht so weit, um uns unmittelbar eine Audienz bei Sr. Majestät dem König von Johanna anzuwirken zu können. Es stand nicht mehr in seiner Macht, als uns bis ans Vorzimmer zu führen, ein kleines viereckiges Gemach, das auf ein Haar einem verfallenen Hundestalle ähnlich sah. Die Hitze darin war fast unerträglich, ungeachtet der Bemühungen einer Menge von Sklaven, die der Gesellschaft mit großen getrockneten Blättern einer riesenhaften Palmenart, deren Namen ich nicht weiß, die ich aber für den Talipot der Insel Ceylan halte, Luft zufächelten. Es war uns nicht möglich, länger auszuhalten, und wir mußten uns in die freie Luft flüchten, um einer Hitze zu entgehen, die etwas über hundert Grade war.

*) Es bedarf wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Verfasser hier auf Irland anspielt. Anm. d. Red.

Von Mahomet geführt, begaben wir uns, bis Seine Majestät sich zu unserem Empfang vorbereitet hatte, nach der Moschee, der ersten, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Um diesem trefflichen Gebäude Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß es eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem Hühnerstalle hatte, auf dem das spitzige Dach eines Taubenkobels saß. Es war nach allen Seiten offen, nur auf einer nicht. Man machte Anfangs Schwierigkeiten, uns den Eintritt zu gestatten, aber da wir eine kleine Silbermünze blicken ließen, so ließ man uns das Gesetz des Propheten verletzen, wenn es anders ein Gesetz gibt, das den Christen den Eintritt in eine Moschee verbietet, was ich jedoch nicht weiß. Jedenfalls erhielten wir hier Einlaß, mußten aber zuvor auf Verlangen des Priesters die Schuhe ausziehen; denn wie wir Christen beim Eintritt in unsere Kirchen die Hüte abziehen, so entblößen die Mohammedaner die Füße; zum Glück für die unsrigen war der Boden mit weichen und reinlichen Matten bedeckt. Im Hintergrunde stand ein Altar; wenigstens hielten wir eine Art offenen Beichtstuhl, der in grobgearbeitete gothische Schnecken auslief, dafür. Verschiedene orientalische Manuskripte lagen hier und dort, und mit nicht geringem Interesse betrachtete ich einige Inschriften in arabischen Buchstaben ganz so, wie ihrer Sir William Jones, in seinem Bericht über Johanna als Stellen aus dem Koran erwähnt, wenn ich nicht irre. Das Vergnügen, das dieser große Orientalist empfand, als er das erste Mal diese Schriften fand, und sie an Ort und Stelle selbst lesen konnte, muß gewiß sehr groß gewesen seyn. Ich erinnere mich eines ähnlichen Gefühles nur in anderer Art, als ich zum erstenma die Orange zu Sanct Miguel auf den Azoren sah, und noch mehr, als mir später ein Chinese auf einem Feld in der Nähe von Kanton die Theestaude zeigte.

Unser Cicerone führte uns hierauf in seine Wohnung, wo er uns frisch vom Baum gezapften Toddy in einer Kokosnuß, die auf eine rohe Art in Gestalt eines Bechers umgeformt war, anbot. Nachher stellten wir uns, als habe sein Getränk uns mit größerem Muthe begeistert, und suchten einen Blick hinter eine Art von Ofenschirm zu werfen, der aus Matten verfertigt war, und die Frauen unsers Wirthes verbarg, wie wir aus dem Geplauder schließen konnten, das von Zeit zu Zeit dahinter laut wurde. Unsere Unart erhielt ihre gerechte Strafe; denn wir konnten nichts gewahren, als eine alte Hexe, die sehr weislich ins erste Glied gestellt war, gleichsam als Medusenhaupt, um die jüngeren vor unberufenen Augen zu decken. Der Muselmann schien nicht sehr erfreut, über unsere Neugier; allein er beruhigte sich bald wieder, da wir die Freiheit, die wir uns genommen, den Wirkungen des köstlichen Trankes Schuld gaben, den er uns vorgesetzt. Noch mehr fühlte er sich zufrieden gestellt, als wir darauf bestanden, ihm für seinen Toddy ein ansehnliches Stück Geld in die Hand zu drücken. Unser Mann schob Geld und Beleidigung ein, und warf einen Seitenblick auf den Ofenschirm, der zu sagen schien, daß er uns um die Hälfte des Preises die Alte mit in Kauf gegeben haben würde, die wir zu sehen so glücklich waren.

(Fortsetzung folgt.)

Cobbet's Vorlesungen für die arbeitenden Klassen.

Cobbet hat in dem mechanischen Institute zu London den arbeitenden Klassen Vorlesungen gehalten, worin er sie zu belehren sucht, wie sie sich jetzt, wo die Reformbill durchgesetzt ist, zu verhalten haben werden. Diese Vorträge sind ganz in dem allgemein verständlichen und gutmüthig bissigen Tone abgefaßt, womit der alte Radikale in seiner demagogischen Meisterhaftigkeit stets die Ohren des Volkes zu kitzeln, und sich eine so große Popularität zu erwerben gewußt hat. „Was die Reformbill betrifft, sagte er im Eingange seines Vortrages, so ist man uns weit mehr schuldig, als man uns wirklich gegeben hat: allein dessen ungeachtet sage ich, es sey klug zu warten, bis man sehen wird, ob der Erfolg Dessen, was man erlangt hat, gut ist.“ — Nach der Ansicht Cobbet's war man aber dem Lande schuldig, Jedem, der die Waffen für sein Vaterland tragen kann und will, das Stimmrecht zu geben. Gleich großen Vortheil verspricht er von einer jährlich erneuerten Wahl des Parlaments. Auf den Einwurf, daß hiedurch das Land in Verwirrung und Aufruhr gestürzt werden würde, erwiderte er: „Der Kongreß in Amerika ist auch nur für zwei Jahre gewählt, und das Land kommt doch nicht in Aufruhr; die Regierung bestand dort vierzig Jahre, ohne daß eine einzige Empörung ausgebrochen wäre, und warum? Weil der Kongreß nur kurze Zeit dauert, und das Volk weiß, daß es andere Mittel hat, seine Repräsentanten zu controliren, denn es braucht nur zwei Jahre zu warten, um ihnen zu zeigen, was Rechtens. Und hätten wir nur kurze Parlamente, so würde es bei uns, wie in Amerika seyn. Als Beispiel, wie die Amerikaner hiebei zu Werke gehen, will ich nur Einen Fall anführen. Jedes Mitglied des Kongresses erhält für jeden Tag, wo es im Dienste ist, sechs Dollars. Nun dachten sie, zehn wären besser. Zehn hat einen bessern Klang, und sie sind Freunde von Dezimalen. Sie stellten also den Antrag, man möchte ihnen täglich zehn Dollars geben. Dieß war ungefähr neun Monate nach ihrer Erwählung. Gerieth das Volk darüber nicht in Harnisch? werdet ihr fragen. Keineswegs; es verzog kein Gesicht, es reichte keine Petitionen ein; freilich schalt man es im Herzen eine Räuberei; allein man blieb ruhig, bis die Zeit zu den neuen Wahlen kam, und nun war es am Volke, ein Wort zu reden. Alle, die für Erhöhung der Besoldung gestimmt hatten, wurden Zehndollars-Männer genannt, und keiner von ihnen setzte jemals wieder einen Fuß über die Schwelle des Kongresses. (Beifall und Gelächter.) So würden auch wir zu Werke gehen, statt immer und ewig Petitionen zu machen, wenn wir kurze Parlamente hätten. Es werden bei unsern Parlamenten in einer Woche mehr Petitionen eingereicht, als bei dem Kongresse in vierzig Jahren eingereicht worden sind.“ — Besonders tadelhaft findet Cobbet an der Bill, daß sie die Wählbarkeit an ein gewisses Vermögen bindet. „Ich für meinen Theil, sagt er hierüber, sehe nicht ein, was man zu einem Parlamentsmitgliede braucht, als erstens einen gesunden Menschenverstand; zweitens einige Kenntniß von den Verhältnissen des Landes, um die Natur und Wichtigkeit der zur Sprache gebrachten Fragen bemessen zu können; drittens einiges Talent, vor Allem aber Patriotismus und den Willen, seine Pflicht zu thun. Gegenwärtig verlangt man aber, um als Repräsentant einer Stadt befähigt zu seyn, 300 Pf. und für ein Parlamentsmitglied vom Lande 600 Pf.; als wollte man damit zu verstehen geben, daß die Fähigkeit im Erdboden und im Kothe, und nicht im Gehirn liege. (Gelächter.) Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, daß ich selbst zum Parlamentsmitgliede gewählt werde. (Sehr großer Beifall.) Ich halte es für sehr wahrscheinlich (erneuerter Beifall), und die ganze Welt weiß, daß ich nicht einen Zoll breit Grund und Boden besitze; und wenn ich gewählt werden sollte, so müßte ich einen Freund darum angehen, mir einiges Land zu leihen. Die Zahl der Bücher, die ich der Welt gegeben habe, Alles aus meinem eigenen Kopfe, gilt hiebei Nichts, obgleich sie doch ziemlich beweisen werden, daß ich für einen Repräsentanten befähigt genug wäre. Allein ich muß auch noch den Koth haben.“ (Gelächter.) Ueber die Bill selbst spricht er sich auf folgende originelle Weise aus: „Ich möchte nun noch einige Bemerkungen über die Bill machen. Es kommt mir nicht so sehr auf das Wort: die Bill, an. Die Reform ist es, die wir bedürfen, und wenn die Bill keine Reform bewirkt, so hat sie auf unsern Dank eben so wenig Anspruch, als irgend ein anderes Wort in der englischen Sprache. Ohne Dieß ist sie eine Hochzeit ohne Braut; kurz sie ist nicht, was wir bedürfen. Ich bin nicht für einen Strohmann. Ich bin für eine Bill, die allen unsern Beschwerden abhilft, wodurch bewirkt wird, daß wir keine Auflagen im Lande mehr zahlen, wie in Amerika (Beifall), daß wir nie mehr das Gesicht eines Accise-Einnehmers, noch eines andern Taxensammlers, und keines Andern zu sehen kriegen, als eines solchen, der Geld zur Unterstützung unserer armen Mitbrüder einsammelt. Ich will euch sagen, was ich thun würde, wenn ich Parlamentsmitglied wäre, was ich übrigens bald zu seyn hoffe.

Ich würde zu meinen Kommittenten gehen und sie fragen, was sie vorzüglich bedürfen? Dann würden sie mir sagen: wir bedürfen die Aufhebung der Taxen, der Malztaxe und der Hopfenauflage, damit wir wohlfeiles Bier trinken mögen. — Aufhebung der Korngesetze, damit wir wohlfeiles Brod zu essen haben. — Aufhebung der Stempelabgabe von Zeitungen, damit wir lesen mögen, wie wir lesen können. — Aufhebung der ständigen Abgaben; wir verlangen, daß man uns nicht mehr gleich Hunden ins Gefängniß wirft, wenn uns das Geld fehlt, sie zu bezahlen, und wir verlangen, mit Ihrer Erlaubniß, Sir — (Gelächter) — daß auch die Zehnten abgeschafft werden. Und ich würde antworten: Gut, gut, ich werde thun, was ich kann; und ihr sollt sehen, daß ich etwas thun kann. Dann würde ich mich gar nicht lang mit der Verminderung des Heeres, der Marine, der Pensionen, Sinekuren u. s. w. herumbalgen; sondern ich würde mit der Verweigerung der Taxe beginnen. Ich würde z. B. gleich mit der Accise beginnen. „Was? würden sie sagen, ihr wollt die Accise verweigern? Wißt ihr nicht, daß die Accise allein sieben und zwanzig Millionen beträgt? — Sehr wohl, würde ich antworten, um so schlimmer; das ist eben der Grund, warum ich sie verweigere. — Und die Häusertaxe, wollt ihr vielleicht auch die verweigern? — Allerdings auch. — Aber wie sollen wir denn unsere Pensionisten bezahlen, unsere Sinekuristen, unsere Marine mit zwei Admirälen für jedes Schiff, unsere Armee mit drei Generalen bei jedem Regiment? würden sie fragen. Und ich würde antworten: Bezahlt sie eben nicht — (Gelächter) — oder wenn ihr sie bezahlt, bezahlt sie aus eurer eigenen Tasche. Ihr sagt, ihr könnt eure Renten ohne Taxe nicht bezahlen, und ich sage euch, ihr braucht sie nicht zu bezahlen, und ich will gekreuzigt werden, wenn ich es euch nicht beweise.“ Cobbet wurde bei dieser Diatribe vielfältig durch Beifall und Gelächter unterbrochen, und schloß endlich mit dem Rathe: „Wählt eure Repräsentanten unter euch selbst; sucht nicht nach großen Männern und großen Titeln umher, sondern wählt Gewerbsleute. Es ist ein großer Fehler der Engländer, daß sie glauben, Jedermann, der einen großen Titel hat, müsse auch ein großer und geschickter Mann seyn. Nie gab es einen größern Mißgriff. Die geschicktesten Leute, die ich je kennen gelernt, und ich hatte mit allen Klassen zu thun und kenne sie wohl, aber die geschicktesten Leute, die ich je fand, waren Pächter und Gewerbsleute. Ich hoffe, daß ihr nicht nach Obristen und solcher Brut euch umthun werdet. Ich möchte eben so wenig daran denken, einen Obristen als meinen Repräsentanten ins Parlament zu schicken, als eine Maus in meine Speisekammer.“

In einem andern Theile seiner Vorlesung sprach sich Cobbet über die stehenden Heere in Folgendem aus:

„In Amerika, wo ich acht Jahre war, gibt es keine stehenden Heere, und doch hörte man dort niemals von einer Verschwörung, einem Aufstande und am wenigsten von Petitionen, ausgenommen etwa gelegentlich von einer oder der andern um Schutz ihrer Manufakturen oder ihrer Schifffahrt. Es gibt in den Vereinigten Staaten weder Empörungen, noch politische Unionen, noch stehende Heere. Bei uns pflegt man zu sagen, das stehende Heer sey nothwendig, um die Regierung aufrecht zu halten. Gab es je ein so unnatürlich Ding? Gegen Wen, denken sie, soll die Armee fechten? Gegen die Franzosen: gut, wenn es seyn muß; aber wir leben jetzt mit den Franzosen im besten Frieden, wozu brauchen sie also jetzt ein Heer? Für nichts Anderes, als um die Steuern einzutreiben. Als ich in der Armee war (denn ich hatte die Ehre, dem Könige zu dienen), lebten wir sehr frugal, wir hatten sechs Pence den Tag, und es reichte hin, von einem Landstädtchen ins andere herum zu spazieren. Es war damals Friedenszeit; denn wenn ich einmal Soldat werden mußte, so war ich so klug, es in Friedenszeiten zu werden. Wir hatten damals nur 17.000 Mann Truppen zur Vertheidigung dieses Landes und seiner Kolonien; aber von diesen Truppen waren nur 4000 in England. Warum vermindert man jetzt die Armee nicht auf dieselbe Zahl Damals hatten wir nur 13.000 Mann in Ireland, obgleich es dort mehr als je drunter und drüber ging; nun stehen dort gegen 50.000 Mann und außerdem noch 4000 Mann Leibgarde, die dort für beständig liegen. Dann haben wir außerdem noch Lord Lieutenants und Milizen und Yeomanry und Sherifs und Sherifsdiener, so daß man keine hundert Schritte gehen kann, ohne auf Jemand zu stoßen, der nicht bestellt ist, den Frieden aufrecht zu halten. Dann in den Städten erblickt man an allen Ecken obrigkeitliche Personen, mit Polizeidienern und Konstabeln, so daß es ihrer fast eben so viel zu geben scheine, als Einwohner. Sollten diese nicht hinreichen, die Regierung aufrecht zu halten? Die Amerikaner haben auch dergleichen Civilbeamte, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht auch ein stehendes Heer wie wir haben. „Aber, werden sie sagen, was sollen wir thun? Was würden die Damen sagen, wenn man diese schönen Leute fortschickte, mit ihren langen Sporen und ihren bunten Röcken?“ — „Wir bezahlen sie, würden wir antworten, und können es nicht mehr aushalten, selbst den Damen zu Gefallen nicht mehr“ . . . Gentlemen, die Gegner der Reform sagten, daß sie deßhalb dagegen seyen, weil sie gegen den Geist der Konstitution verstoße; denn sagten sie, wenn sie durchginge, so würde sicherlich die Konstitution umgestoßen werden. Wie könnten wir bei einem reformirten Parlamente das Heer beibehalten? Wenn wir die Theorie der Konstitution nach der Praxis unserer Vorfahren beurtheilen, so werden wir finden, daß sie ein stehendes Heer weder zur Aufrechthaltung der Konstitution, noch zum Schutze ihres Herdes für nöthig hielten. Blackstone in seinem Kommentare über die englischen Gesetze sagt, ein ständiger Soldat sey für Englands Gesetze ein unbekanntes Ding; die englischen Gesetze kennten keine Soldaten von Profession, sondern der einzige Begriff, den sie von einem Soldaten hätten, sey, daß der Bürger zur Vertheidigung seines Landes die Waffen ergreife, und wenn der Dienst vorüber, in den Bürgerstand zurückkehre. Dieß war die Konstitution unserer Vorfahren. „Allein, sagen sie, die Welt hat sich seitdem sehr geändert.“ Freilich sehr; denn wir finden, daß seit dem Ende der Krieges die Armee zu Wasser und zu Land 279.000.000 Pf. St. gekostet hat, und dieß in 18 Jahren des tiefsten Friedens! (Aeußerungen des Unwillens unter den Zuhörern.) Vielleicht glaubt ihr mir nicht; allein die Rechnungen der Regierung werden euch zeigen, daß es so ist. Wenn man so etwas unsern Vorfahren sagte, würden sie es wohl glauben? Und sollte ein Reformparlament kein Mittel finden, der Sache ein Ende zu machen? Freilich werden sie fragen, was die Leute thun sollen, wenn man sie fortschickt? Ich will es ihnen sagen. Laßt sie Korn bauen, Kleider machen, oder sonst etwas thun, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wie wir auch thun. Wenn ich im Parlament sechs Monate wäre, ohne eine Anstrengung gemacht zu haben, um zu dem System unsrer Vorfahren in dieser Angelegenheit zurück zu führen, so verdiente ich den Haß und Tadel meiner Landsleute vollkommen, deren Lob zu verdienen ich so bemüht bin . . .“

Cobbet schloß seinen Vortrag unter allgemeinem Beifall, und die Versammlung brachte ihm einen dreimaligen Freudenzuruf.

Die Feuerversendung in Ireland.

Die irländischen Grafschaften von Carlow, Kilkenny, Westmeath, Dublin u. a. m. wurden in diesen Tagen durch einen seltsamen Vorgang in die größte Bewegung gesetzt. Eine Menge Boten ritten und liefen durch das Land, und ließen in jedem Orte ein Stück Torf (peat fuel) zurück, und die Weisung: „Die Pest ist ausgebrochen; nehmt Dieß, und während es brennt, betet sieben Vaterunser, drei Avemaria und ein Credo, im Namen Gottes und des heiligen Johannes, auf daß der Pest Einhalt gethan werde.“ Diese Boten legten jedem Einwohner, dem sie ein solches Stück Torf übergaben, die Verpflichtung auf, dasselbe und daran sieben andere Stücke anzuzünden, sie wieder auszulöschen und dann sieben andern Häusern, die noch keinen Torf erhalten hatten, ein solches angebranntes Stück zu bringen und dieselbe Vermahnung beizufügen — Alles bei Strafe, unfehlbar von der Cholera befallen zu werden. Nun sah man Männer, Weiber und Kinder nach allen Richtungen des Landes umherlaufen, um Häuser zu suchen, die noch durch keinen solchen geweihten Torf gegen die Cholera gefeyet waren. Ein Mann mußte fünfzehn Stunden weit laufen, bis er seine sieben Torfstücke an Mann brachte. Man erzählt auf verschiedene Weise, wo der wunderbare Torf hergekommen seyn soll; Alle stimmen darin überein, daß ein Priester das erste Stück geweiht und ins Land ausgesendet habe, wo es sich selbst vervielfältige und in jeder neuen Hand siebenfach an Wirksamkeit zunehme. Seit der Zeit, wo die alten Clans auf eine ähnliche Weise zum Kriege aufgefordert wurden, hat man keinen so sonderbaren Vorfall erlebt. Die Polizei war auch deßhalb alsbald auf den Füßen, da man dahinter irgend ein verabredetes Signal der Weißfüße zu sehen glaubte. Verschiedene Boten wurden angehalten; es ergab sich aber nichts Näheres aus ihren Aussagen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 191. 9 Julius 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung.)

Es ist schon in einem der früheren Artikel bemerkt worden, daß der Saint-Simonismus durch eine grundirrige Ansicht der Geschichte verführt worden war, gerade die besseren Perioden, die die Geschichte zählt, zu vernachlässigen, für unwesentlich anzusehen, ja herabzuwürdigen. Der Saint-Simonismus hatte zwei Arten von Epochen aufgestellt, die sich zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte wiederholen sollten. Die einen, die er organische Epochen nannte, sollten Epochen des Aufbaues und der größten Entwicklung einer Lehre oder Einrichtung seyn; die anderen kritisch genannten Epochen sollten nur Epochen der Zerstörung, daher bloß negativ, vorübergehend seyn, und die letztere organische Epoche mit einer später kommenden bloß vermitteln. Die erste organische Epoche geht bis auf das philosophische Zeitalter der Griechen im Alterthume; die zweite beginnt mit der Gründung des Christenthums, begreift die Entwicklung des Katholizismus, des Papstthums und der Feudalherrschaft, und endigt beim Beginne der Reformation; mit dieser beginnt wieder eine kritische Epoche, die den Uebergang zum Saint-Simonismus bilden sollte. Was diese letzte Periode anbetrifft, so hat man in Deutschland mehrfach Dasselbe behauptet, und namentlich den Charakter der Reformation und des Protestantismus in die Negation gesetzt; aber so wie sich meistens die Oberflächlichkeit hinter diese unbestimmten Worte des Positiven und Negativen verbirgt, so ist es auch hier der Fall, und überhaupt mit jener ganzen Bezeichnung von organischen, kritischen oder negativen Perioden. Das Leben in seiner geschichtlichen Entwicklung hat noch nie etwas zerstört oder negirt, ohne etwas Besseres, Tieferes und dem neuen Geiste mehr Zusagendes an die Stelle zu setzen, und nur auf der Grundlage höherer, umfassenderer Wahrheiten kann auch wahrhaft negirt werden. Fassen wir diese letzte kritische Periode ein wenig in's Auge. Die Reformation hat das Papstthum negirt, sie erkannte keinen Menschen mehr als Vermittler zwischen Gott und der religiösen Menschheit an; der Mensch wurde als unmittelbar mit Gott in ewiger und zeitlicher Verbindung erklärt; es kann aber keine positivere Wahrheit geben, als diese, und die nur durch das Davorstehen eines Menschen verdeckt war. Der Katholizismus, könnte man daher eben so gut sagen, war die eigentliche Verneinung jener ewigen religiösen Wahrheit gewesen; die Reformation verneinte jene Verneinung, und stellte dadurch das wahre, positive Verhältniß wieder her. Das neuere politische Leben wird mit Recht als eine weitere Folge jenes freiern Geistes betrachtet, der sich durch die Reformation kund gegeben hatte; aber auch der Liberalismus ist in jenen oberflächlichen Ansichten der Geschichte als eine reine Negation gegen Despotismus und unbedingte Staatsgewalt betrachtet worden, und es wurde behauptet, was man an die Stelle sehe, seyen nur beschränkende Formen, in ihren verschiedenen Benennungen als Garantien, Rechte oder Konstitutionen. Eine solche Verblendung ist Mitleid erregend. Wie! wenn an die Stelle der geringen Einsicht einer kleinen Anzahl regierender Staatsbeamten, die Intelligenz des ganzen Volkes in der Repräsentation gesetzt wird; wenn der Wille des Landes, der ganzen Nation an die Stelle des Einzelwillens weniger Personen tritt; wenn die Willkür eines Einzelnen der Freiheit Aller; wenn die Bereicherung und der Luxus einer kleinen Anzahl der Gesammtwohlfahrt des Volkes weichen soll, sind Das bloße unmächtige Negationen, sind Das nicht vielmehr die höchsten Ausdehnungen und Erweiterungen (Amplifikationen) Dessen, was bisher nur theilweise Gutes oder nur für Wenige stattgefunden hatte? Solcher Wahrheitsverzerrungen hat sich nun aber der Saint-Simonismus in bisher unübertroffenem Grade schuldig gemacht; weil er aber dabei auch vollkommen konsequent war, so geschah es denn auch, daß er seine Kompositionen, von denen wir geredet haben, nicht aus diesen negativen kritischen Zeiten machte, sondern dabei auf die positive solidere Grundlage seiner sogenannten organischen Epochen zurückging, und so entstand denn das monstruose Gemisch von Brahmismus, Dalai-Lamathum, Papismus und Mohammedanismus, Chinesenthum, Sultanismus und — das Einzige, was sie aus der neuern Zeit genommen haben, Napoleonismus. Napoleon war ihnen aber doch nur mehr eine Anwendung und Durchführung des schon im Mittelalter gegebenen hierarchischen Prinzips auf die Politik. Ein solches buntscheckiges Gemisch aller früheren Verkehrtheiten wurde nun als Vielseitigkeit der neuen Lehre ausgegeben, die in einer höhern Einheit alle wichtigen Erscheinungen in der Vergangenheit in sich begreife; obgleich es nur eine mechanische Nebeneinanderstellung gerade der Schattenseiten der Vergangenheit war. Die geistlich päpstliche Macht und die kaiserlich weltliche Macht, das materielle Alterthum und das geistige Christenthum, der finn-

lich schwelgende Orient, und der geistig schwelgende Occident (diese Beiworte gehören dem Saint-Simonismus) wurden nun von und durch den Priester, vermöge seiner Alles umfassenden Natur, zur Vereinigung gerufen. Das Gleichgewichtssystem galt als Prinzip für die Coordination alles jenen heterogenen Materials, und das hierarchische System als das innere gesellschaftliche Klassifikationssystem. Diese Klassifikation sollte nun nach der mehr oder minder großen persönlichen Fähigkeit (capacité) bestimmt werden; es hieß: „einem Jeden nach seiner Fähigkeit, einer jeden Fähigkeit nach ihren Werken" (à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres), und so wurde ein hierarchisches Fähigkeitssystem aufgestellt, das als Maßstab für die gesellschaftliche Anstellung, und mittelbar auch für die Vertheilung der materiellen Güter gelten sollte. Dieses System der Fähigkeit, welches an die Stelle des Zufalles der Geburt gesetzt werden sollte, hat Viele verführt, und für den Saint-Simonismus eingenommen. Wir müssen daher in wenigen Worten seine Nichtigkeit zeigen. Es ist dieses System erstens seiner Natur nach falsch, und kann daher auch zweitens gar nicht in der Wirklichkeit angewandt werden. Es ist recht und wünschenswerth, daß ein Jeder nach seiner Fähigkeit in der Gesellschaft angestellt werde; aber es folgt durchaus nicht, daß Dieß auf hierarchische Weise geschehen müsse, denn es gibt keinen Fähigkeitsmesser, um auszumitteln, um wie viel Jemand an Fähigkeit mehr hat als ein Anderer, und um wie viel er daher höher gestellt werden müsse; und selbst wenn man nur im Ganzen einige Grade annehmen wollte (vier z. B. wie im Saint-Simonismus), so ist auch Dieses unmöglich, da offenbar unendlich viele Uebergangsnüancen selbst dann statt finden müssen, wenn auch angenommen würde, daß für jeden Grad ein bestimmtes Metrum von Fähigkeit fest bestimmt werden könnte; durch jene Nuancen aber, wodurch sich denn doch ein Grad dem anderen bis aufs Aeußerste annäherte, würde aber der Saint-Simonismus durch analoge Anwendung jenes bekannten Sorites calvarius, der jedoch hier ganz an der Stelle wäre, in die Nothwendigkeit versetzt werden, entweder alle Gradation aufzuheben, oder Alles für einen Grad zu erklären. Anstellung nach der Fähigkeit eines Menschen für ein bestimmtes Geschäft oder Amt, so weit es möglich, ist etwas Gutes, ein Gradwesen nach der Fähigkeit ist absurd. Im Saint-Simonismus wurde aber noch dazu jede Fähigkeit, nicht durch gesellschaftliche Wahl angestellt, sondern allein nach dem Urtheil des Nächsthöhern. Nun mußte man natürlich fragen, wodurch wird denn der mit der höchsten Fähigkeit begabte Obere der Gesellschaft, der höchste Priester, oder Papst angestellt, da von einer Wahl durch sogenannte niedere Fähigkeiten nicht die Rede seyn soll. Da hieß es denn, der muß sich von selbst aufwerfen. (il doit se poser). Wir haben nun schon ein solches Aufwerfen im Innern des Saint-Simonismus erlebt, als Enfantin sich als Haupt der Gesellschaft erklärte, und Bazard unter sich stellen wollte und die letztere Trennung erfolgte, deren Hauptgrund jedoch in der Verschiedenheit der Lehren lag. Es ist aber offenbar, wie ungereimt diese Aufwerfungstheorie ist, und welche Streitigkeiten, Spaltungen und Kämpfe sie in einer etwas größeren Gesellschaft hervorbringen müßte. Dieses Fähigkeitssystem ist aber auch, in so fern es mittelbar als Maßstab für die Gütervertheilung aufgestellt wird, falsch, und vom Standpunkte der Moral betrachtet, unmoralisch. Die durch die Fähigkeit eines Menschen hervorgebrachten Werke können gar nicht nach einem materiellen Maßstabe bemessen werden; d. h. es läßt sich gar nicht ausmitteln, wie viele materielle Güter ein Werk werth ist, da bei jedem Werke des Menschen immer etwas Geistiges zum Grund liegt, zwischen Geistigem und Materiellem es aber gar keinen Verhältnißmesser gibt. Wie wollte man z. B. bei einem malerischen Kunstwerke von Raphael oder einer dichterischen Komposition von Schiller oder Goethe bestimmen, welchen materiellen Preis dieses seiner Natur nach habe. Heute wird freilich auch so etwas materiell bezahlt, das geschieht aber nach ganz anderen Verhältnissen; und Wer möchte behaupten, daß der gezahlte Preis auch nur annäherungsweise richtig wäre? Zudem ist aber diese bezweckte Gütervertheilung nach der Fähigkeit unsittlich; denn es wird dadurch gänzlich die Idee der moralischen Pflicht ausgeschlossen, und der Gewinnsucht und dem Eigennutze Thor und Thür geöffnet, zwei Gebrechen, die in einer Gesellschaft noch um so stärker hervortreten müßten, als darin alle materiellen Güter nach jener Erwerbsidee durch Fähigkeit vertheilt werden sollen. Das Edelste in der menschlichen Thätigkeit, die Bestimmung des Menschen rein und allein nach dem Guten, als seiner unbedingten Pflicht, würde dadurch untergraben worden seyn. Die Idee der Pflicht steht aber unbedingt höher als die Idee der Fähigkeit; die Pflicht schreibt dem Menschen den Kreis seiner Thätigkeit vor, in dem er seine Fähigkeit nur nach sittlichen Antrieben bewegen und ausüben soll. —

(Schluß folgt.)

Neueste Untersuchungen der Südspitze des amerikanischen Kontinentes.

(Schluß.)

Der Kanal Smith, der in die magellanische Meerenge ausmündet, trennt die Inseln des Archipels der Königin Adelaide von einander, und diesen Archipel von dem Land König Wilhelms IV. Dieses letztere ist eine Halbinsel die mit dem Kontinent nur durch den Isthmus Pinto zusammenhängt, der sehr schmal und im Westen von einer sehr langen, gekrümmten, in mehrere Arme getheilten Bucht, im Osten aber von dem See Skyring, einer Verlängerung des Sees Otway, der sein Wasser aus der Meerenge erhält, eingeschlossen ist. Dieser See, der in seiner Mitte sehr breit ist, verengert auf ganz eigene Weise die westliche Küste einer Erdzunge, welche die Halbinsel Braunschweig mit dem Festlande verbindet. Von dieser letztern Halbinsel bildet das Cap Froward die südliche Spitze und an ihrer östlichen Küste befinden sich der Hafen Famine und die aus ältern Berichten bekannte Insel Elisabeth. Kapitän King hat sich überzeugt, daß der Kanal, der das Innere des Feuerlandes durchströmt, nicht, wie man bis jetzt glaubte, an der nordöstlichen Küste ausmündet. Er entdeckte an der südöstlichen Küste den Kanal Beagle, der von Osten nach Westen läuft, und von dieser letztern Seite aus sich in mehrere Arme theilt. Gegen die Mitte seiner Ausdehnung entsendet er einen Arm gegen Süden, der seinen Lauf nach der Bai Nassau nimmt; alle diese Ausmün-

buchten sind von vielen Inseln umlagert. Die Kanäle St. Barbara und St. Magdalena kennt man jetzt nach ihrer ganzen Ausdehnung; der letztere wendet sich nach einem südlichen Lauf gegen Osten, wo er dann Kanal Cockburn genannt wird, und der erstere läuft gerade gegen Süden, wo er sich zwischen mehreren Inseln verliert. Der nördliche Theil des Feuerlandes ist demnach in drei große Inseln getheilt, nämlich: in die South Desolation im Westen, die Insel Clarence im Mittelpunkt, und in das südliche Land König Karls in Osten. Zwischen den beiden letztern entsendet der Kanal St. Magdalena nach Südosten den Kanal Gabriel, der durch die Admiralitätsbai verlängert wird, in deren nördlichem Theil sich die Bai Useleß befindet; zwischen diesen Meeresarmen liegt die Insel Dawson.

Den Bemühungen des Kapitän King ist es zu danken, daß man endlich, zum größten Theil wenigstens, die seltsame Gestaltung der äußersten südlichen Gränzen von Amerika kennt. Der Kontinent bietet hier durch seine Verengerung (von einem Meer zum andern hat er nur eine Breite von 5°) einen überraschenden Kontrast mit den äußersten nördlichen Gränzen, die durchaus eine Ausdehnung von 35° Breite haben. Auf der andern Seite dagegen ist es höchst merkwürdig, daß die westliche Küste, südlich sowohl als nördlich, fast unter denselben Parallelen von tiefen, langen und gekrümmten Buchten durchschnitten ist, die an die Gestaltung der Küsten von Norwegen unter einer weit nördlichern Breite erinnern. Diese Untersuchung des südlichen Theils von Amerika kann der der nordwestlichen Küste dieses Kontinents an die Seite gestellt werden, die Vancouvers Namen so berühmt machte. Kapitän King richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die Beschaffenheit der Gegend, die er besuchte. Im Westen sind die Felsen von Urformation, das Land ist uneben und gebirgig. Die Anhöhen sind unregelmäßig aufgeschichtet, die Buchten versperrt und gekrümmt, die Küsten tief eingeschnitten, und die Kanäle voller Felsen und Inseln, was die Schifffahrt sehr gefährdet. Gegen die Mitte der magellanischen Meerenge bestehen die Felsen aus Thonschiefer; die Durchschnittshöhe der Gebirge, die parallel laufende Ketten bilden, zwischen denen ziemlich beträchtliche Flüsse strömen, beträgt zwischen 3000 und 6000 Fuß über der Fläche des Ozeans; die Kanäle sind hier nur wenig von kleinen Eilanden und Klippen versperrt. Im Osten ist das Land niedrig; es ist eine Verlängerung der Pampas von Buenos-Ayres. Der Boden besteht aus einem Gemenge von Thonerde und verwittertem Schiefer; hier fangen die Inseln wieder an. Die Vegetation dieser drei Bodengattungen ist nicht minder verschieden als ihr Anblick. Im Westen ist die Vegetation holzig, doch sieht man nur Buschwerk mit Stämmen von höchstens zehn Zoll im Durchmesser. Im Mittelpunkt ist sie kräftiger, die Bäume haben hier oft drei Fuß im Durchmesser. Im Osten endlich sieht man keine Bäume mehr, sondern nur hie und da Strauchwerk; der Boden ist mit starkem, hartem Pflanzenwuchs bedeckt, auf dem zahlreiche Heerden von Guanakos und Lamas weiden. Im Westen gibt es statt ihrer Hirsche, die sich jedoch auch nach dem Feuerland gewendet haben, wo man in einer Entfernung von weniger als 50 Meilen vom Kap Horn welche getödtet hat. Die Schneelinie scheint auf einer Höhe von 3300 bis 4000 Fuß zu seyn. Das Thermometer fällt häufig unter den Gefrierpunkt, selbst am Meeresufer; und dennoch ist die Kälte nicht unerträglich. Selbst wenn Schnee fällt, sieht man noch viele Papagaien und Fliegenschnepper; die Fuchsia, die Veronica Frutescens und andere Gewächse, die man unter der gemäßigten Zone in Europa als zarte Pflanzen mit großer Sorgfalt pflegt, wachsen an den mittlern Küsten der magellanischen Meerenge üppig und wild. Kapitän King schreibt diese sonderbare Erscheinung der hohen Temperatur des Meeres zu, die seinen Beobachtungen zufolge, um mehrere Grade höher ist, als die der Luft und der Dunstwolken, die sich auf der Oberfläche des Wassers bilden.

Die Reise des Kapitäns King dauerte vier Jahre, im Jahre 1830 kehrte er zurück. Er hatte während dieser ganzen Zeit die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm Nebel, Fallwinde, die unaufhörlichen Regen, Schnee, Hagel, Eisinseln und jene ungeheuren Wogen entgegensetzten, die das Schiff an den steilen, rauhen und fast unbewohnten Küsten zu zerschellen drohten. Im Innern des Kontinents bemerkte man frische Spuren von Eingebornen, die entweder gerade abwesend waren, oder sich versteckt hatten. Kapitän King glaubt nicht, daß sie die innern Buchten häufig besuchen. An den Ufern des Kanals Fitzroy der den See Otway mit dem Skyring verbindet, traf er eine Familie die wie die Patagonier in Guanakofelle gekleidet war; übrigens glichen diese Leute an Gestalt und Sitten den Stämmen an der Meerenge und im Feuerland; auch hatten sie PirogBen, deren die Patagonier sich nicht bedienen. Ohne Zweifel waren sie deßhalb so weit längs der Küste vorgedrungen, um sich zu jenen Stämmen, mit denen sie häufig in freundschaftlicher Verbindung stehen, zu begeben.

Torrijos Tod.

(Schluß.)

Als dem jungen Boyd eine Aussage abgefordert wurde, sagte er: „Schreibt was ihr wollt!“ und als er in Ketten ins Refektorium trat, rief er aus: „Y Pepa Torrijos donde esta?“ (Wo ist Vater Torrijos?) umarmte ihn und sprach lange Englisch mit ihm. Torrijos redete dann seine Gefährten folgendermaßen an: „Wir sind vernünftige Menschen, wir glauben an Gott, wir haben als Männer gelebt; laßt uns also als Christen und nicht als solche Leute sterben, für die Diese hier uns so gern ausgeben möchten.“ Er bat dann Alle, die von ihm überredet ihr Schicksal an das seinige geknüpft hatten, um Vergebung; aber auch nicht Eine klagende Stimme ließ sich vernehmen, und ein hübscher junger Mann aus Estepona rief: „Moriremos con Torrijos, moriremos con nuestro General.“ (Wir wollen mit Torrijos sterben, wir wollen mit unserm General sterben.) Die Mönche kamen nun hinter den armen Boyd und quälten ihn, seinen Glauben abzuschwören, wie Dieß aus einem Briefe erhellt, den er einem irländischen Mönche übergab, der zufällig seine Familie und Freunde in Londonderry kannte, was dem unglücklichen jungen Mann zu großem Trost gereichte. In diesem Briefe schreibt er seinen Freunden:

„Die Schreckbilder des Todes, unter der Gestalt von Mönchen, schweben um mich und quälen mich, meinen Glauben abzuschwören; aber ich rufe euch zu Zeugen auf, daß ich in dem Glauben sterbe, in dem ich lebte. Bald wird des Lebens Fieberschauer vorüber seyn u. s. w. Versichert die Freunde in Gibraltar, die Klugheit mir zu nennen verbietet, meiner Liebe, und möget ihr glücklicher seyn, als euer unglücklicher Freund

Robert Boyd.

Convento del Carmen, um 12 Uhr Mitternachts.“

Auf Torrijos Bitte ließen die Mönche den jungen Boyd allein. Stellen Sie sich 60 Männer vor, jeden zwei Mönche an der Seite, mit Fesseln beladen und von Sonnabend bis Sonntag den 11 Dezember um 10 Uhr,

also seit fast 24 Stunden ohne Nahrung; sie erlabten sich während dieser Zeit nur mit Rauchen. Torrijos bat die Mönche Etwas herbeizuschaffen, „sonst, sagte er, würden sie, wenn die Stunde schlüge, so schwach seyn, daß sie nicht zur Hinrichtung gehen könnten, was man ihnen leicht als Feigheit auslegen dürfte." Die Mönche brachten hierauf etwas Wein und Brod herbei; Dieß war Alles, was sie im Hause hatten, da die Wache ihnen nicht gestattete, das Kloster zu verlassen. Boyd schrieb, wie es hieß, einen langen Brief an seine Mutter, der aber, wie man glaubt, vom Gouverneur unterschlagen wurde; ein anderer Brief, den ein junger Mann an seine Verlobte nach Gibraltar schrieb, ist gleichfalls nicht abgegeben worden. Torrijos schrieb gleichfalls einen rührenden Brief an seine, jetzt in Paris lebende Gattin und an seine Schwester, die damals sich hier befand und mehrere Tage ihrer Sinne beraubt war. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde, und kein Bote erschien, dem armen Boyd Befreiung zu verkünden; sein trauriges Schicksal erregte die innigste Theilnahme seiner Gefährten, die immer noch auf Gnade für ihn gehofft, obschon sie selbst sich aller Hoffnung begeben hatten. Der Kapitän trat jetzt in den Saal und fragte: „Haben Alle gebeichtet? — Joseph Maria Torrijos trete heraus." Alle umringten jetzt ihren General, um ihn zum Letztenmal zu umarmen; dann führte man ihn ins nächste Zimmer, wo ihm die Ketten abgenommen wurden, wobei er sagte: „Me alegro, porque me parece que se ha acabar pronto." (Ich bin herzlich froh, denn wie ich sehe, wird bald Alles vorüber seyn.) Florez Calderon, Golfin, Pinto, Harro und Andere wurden dann gleichfalls vorgerufen, und der arme Torrijos drückte seine Freude aus, als man ihm seine beiden Adjutanten an die Seite gab. Sie wurden nun sämmtlich, 25 an der Zahl, an einem langen Seile hinausgeführt, an das man sie mit den Armen festgebunden hatte; jedem war ein Mönch beigegeben, und so setzte sich der Zug nach dem Gestade in Bewegung, wo sich die Exekutionsmannschaft, drei Soldaten für jeden Verurtheilten, aufstellte. Torrijos sagte mit der Unerschrockenheit, die ihn auszeichnete, zu Golfin: „Vamos, Golfin, a paso de marcha," und schritt munter, kühn, ganz als Soldat, im Geschwindschritt vorwärts, zu großer Unbequemlichkeit der Mönche, denen, ihrer Kleidung und ihrer Furchtsamkeit halber, ein solcher Marsch sehr beschwerlich wurde. Der Kapuziner, der Torrijos begleitet hatte, ging wie ein Kind weinend vom Richtplatz nach Hause. Die Schlachtopfer knieten jetzt nieder; Torrijos reichte seinen Adjutanten die Hände, rief aus: „Estemos firmes!" (Laßt uns standhaft seyn!) und empfing die tödtliche Wunde. Wie viele edle Herzen schlugen in diesem Augenblicke zum Letztenmal. Calderons letzte Worte, die die Zeit als prophetisch bewähren möge, waren, wie man sagt: es werde einst der Tag kommen, wo das Kloster der Erde gleich gemacht, ein Denkmal auf dessen Platz sich erheben und das Land ihren Kindern als Erbtheil zufallen werde. Torrijos hatte gebeten, selbst Feuer kommandiren zu dürfen, aber es wurde ihm abgeschlagen; er war erst 37 Jahre alt und im Anfange des Jahres 1823 zum Kriegsminister ernannt worden. Als die Hinrichtung vorüber war, drängten sich die Presidarios (Verurtheilte, Verbrecher), deren sich hier, da in Malaga ein Depot von ihnen ist, gewöhnlich bei 5000 befinden, nach dem Richtplatze, rissen den Gemordeten die Kleider ab, warfen die Leichname auf Mistkarren und führten sie nach dem Campo-Santo (Begräbnißplatz). Der Körper Torrijos wurde auf besondere Verwendung in einer Blende beigesetzt. Der Leichnam unsers unglücklichen Landsmannes ward dieser schimpflichen Behandlung entzogen; der englische Konsul schickte einen bedeckten Wagen, und in die englische Flagge gewickelt, die sein Leben hätte schützen sollen, wurden die entstellten Ueberreste Boyds langsam nach dem Hause des Konsuls geführt und am nächsten Morgen auf dem protestantischen Begräbnißplatze beigesetzt. Er war erst 24 Jahre alt und ein wackerer junger Mann; er fiel als Opfer seines Enthusiasmus für die Sache der Freiheit und seiner Anhänglichkeit an Torrijos, dem er von England und Frankreich aus gefolgt war. Ganz Malaga hat die Unglücklichen beweint, jede Tertulia ist aufgegeben worden, und man denkt nichts als Rache. Die übrigen 25 wurden später erschossen und ihre Leichname eben so behandelt. Noch andere 25, die man ergriff, als sie nach Gibraltar entfliehen wollten, befinden sich in den Gefängnissen, und sehen mit Nächstem gleichem Loose entgegen. Da indeß der Gouverneur nach Granada versetzt worden ist, so glaubt man, sie würden dorthin gebracht werden, um ihr Verhöre abzuschließen, oder um sie vielleicht mit andern Unglücklichen zu opfern. Torrijos Degen (ein Geschenk von Carlanos) ist in die Hände des Gouverneurs gefallen, der ihn am Tage seiner Abfahrt nach Grenada als ein Siegeszeichen in seinen Wagen nahm. Der Obrist, der seine Unterschrift zu dem verrätherischen Briefwechsel hergab, ist an Moreno's Stelle Gouverneur von Malaga geworden. Noch schmachtet ein liebenswürdiges junges Weib aus Algesiras im Gefängnisse, die man im Verdacht hat, mit Torrijos im Einverständniß gewesen zu seyn; noch täglich werden Leute eingebracht, die sich verdächtig gemacht haben. Eine alte, halbblinde Frau, die man beschuldigt, einem Staatsgefangenen, Namens Aguirre, den Tag zuvor, als er erschossen werden sollte, zur Flucht nach Gibraltar behülflich gewesen zu seyn, befindet sich ebenfalls im Kerker; diese Flucht ist von interessanten Umständen begleitet. Ich könnte Ihnen noch manche ähnliche Anekdote erzählen; allein es fehlt mir an Raum, und überdieß habe ich Ihnen schon genug des Schrecklichen berichtet.

Vermischte Nachrichten.

In Paris hat sich eine entomologische Gesellschaft gebildet, an deren Spitze Professor Latreille als Präsident steht. Die erste Sitzung dieser Gesellschaft fand am verflossenen 29 Februar statt, und bei dieser Gelegenheit hielt Hr. Latreille einen Vortrag, worin er einen geschichtlichen Ueberblick dieses Zweiges der Naturwissenschaft von Aristoteles bis Réaumur gab. Zum Beweise, wie wenig die Kenntniß der Insekten noch fortgeschritten ist, führte Hr. Latreille die einzige Ordnung der Koleopteren an, von denen er versicherte, daß es in den entomologischen Sammlungen von Paris allein mehr als 20,000 verschiedene Spezies gibt, wozu man noch 10,000 rechnen kann, die sich in den Museen von London, Wien und Berlin vorfinden; und doch sey in den neuesten beschreibenden entomologischen Werken, wie z. B. in dem Systeme der Eleutheraten von Fabricius, noch nicht mehr als der sechste Theil der 30,000 Spezies dieser Ordnung beschrieben worden. Nach den Berechnungen des Hrn. Latreille können die Naturalienkabinette von Europa 100,000 Spezies wirbelloser Thiere mit artikulirten Gliedern enthalten, von denen noch zwei Drittheile nicht beschrieben sind. Ein unermeßliches Feld steht in diesem Naturreiche noch dem menschlichen Geiste zu durchforschen offen — eine Welt voll der wunderbarsten Geschöpfe, die die Natur, wie es scheint, der Wißbegier des Menschen entziehen wollte, indem sie dieselben seinen Augen unsichtbar zu machen versuchte. Allein er zerstörte den Zauber der Unsichtbarkeit, indem er sein Auge durch Gläser bewaffnete, und in welchen Abgrund undurchforschter Tiefen verliert sich nun sein Blick! Eine einzige Fliege, die vom Aase lebt, fand man von mehr als zwanzig tausend Larven bedeckt, von denen einige ausgebrütet wurden und in wenigen Tagen zur Reife gelangten. Einige Pflanzen enthalten die Eier des kleinen Insektes, das man Aphis heißt, und von dem ein jedes, wie man berechnet hat, in fünf Generationen 5,904,900,000 Geschöpfe hervorbringen kann, während es in einem Jahre zwanzig solcher Generationen zu erzeugen im Stande ist. Drei der sogenannten Speisfliegen, sagt Linnée, können ein Pferd in derselben Schnelligkeit aufzehren, als ein Löwe. Auf gleiche Weise wimmeln Pflanzen, Thiere, Wassertropfen u. s. w. von Myriaden von Thieren, Eiern und Larven; und so klein und einfach sie auch ihrem Bau nach zu seyn scheinen, so zeigt doch genauere Beobachtung, daß sie Organe zum Athemholen, zur Verdauung, zum Umlaufe des Blutes und der Nahrungssäfte, zur Bewegung, Vertheidigung und Fortpflanzung besitzen.

Ein Schreiben aus Nauplia vom 22 April gibt uns folgende Schilderung von dem dortigen griechischen Osterfeste: „Diese Nacht wurde ich durch den Lärm der griechischen Osterfeier aufgeweckt. Die Straßen waren voll Menschen mit Lichtern, die Kirche beleuchtet. Freude und Jubel überall. Die Nacht selber war mondhell und von wunderbarer Klarheit. Am Berge von Palamidi hin bewegte sich eine lange Prozession mit Lichtern, wie eine Kette wandernder Feuer, nach einer benachbarten Kirche, und eine Menge Schüsse hallten durch den Freudenruf und durch die Lieder, mit denen der Morgen der Auferstehung begrüßt wurde. Mich rührte Dieß Alles mehr, als es mich erheiterte. Dieses, am Rande des Abgrundes hinwankende Volk braucht bloß einen Anlaß, um sein Leid in lauter Lust und Fröhlichkeit auszulöschen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 192. 10 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

Die Brüder Lander setzten ohne Verzug ihre Reise nach der Hauptstadt des Königreiches Yarriba durch mehrere Dörfer und mehr oder minder bevölkerte Städte fort. Viele Orte, die Richard Lander auf seiner ersten Reise blühend und volkreich verlassen hatte, fand er in Trümmern und menschenleer. Mehr als hundert und sechzig Häuptlinge von Städten und Dörfern des Königreiches Yarriba zwischen Jtscho, dem vorletzten Ort vor Katunga, und der Seeküste, waren in der Zwischenzeit entweder natürlichen Todes gestorben, oder im Krieg erschlagen worden; nur sechs waren noch von denen am Leben, die drei Jahre zuvor Lander bei sich aufgenommen hatten. Das Gefolge der Reisenden war sehr zahlreich geworden durch mehrere fremde Neger, die sich ihm angeschlossen hatten, um die vielen Zölle, die an den Straßen entrichtet werden müssen, zu umgehen; da die Fremden von solchen Abgaben befreit waren. Sonderbar fiel es den Reisenden auf, daß an vielen Orten, durch die ihr Weg sie führte, die Eingebornen sorgfältig alles Geflügel beiseite schafften und einsperrten. Als Grund davon hörten sie, daß die Neger die weißen Menschen für unersättlich in ihrem Gelüste nach Geflügel halten. Häufig begegneten ihnen Weiber, die auf ihren Köpfen aus Holz geschnitzte Bilder von Kindern trugen. Mütter, die den Verlust eines Kindes zu betrauern haben, tragen auf unbestimmte Zeit dergleichen Symbole ihres Schmerzes. Keine von ihnen konnte ein solches Bild herzugeben bewegt werden. Die Sterblichkeit der Kinder muß in diesem Lande gewaltig seyn; fast jedes Weib, das sie auf ihrem Wege sahen, trug ein solches hölzernes Abbild. So oft die Mutter eine Erfrischung zu sich nahm, bot sie den Lippen desselben etwas von den Speisen an, die sie genießen wollte. Auch stieß ihnen seit ihrer Abreise von Dschenne eine unglaubliche Menge Leute auf, die auf einem Auge erblindet waren; alle gaben die brennende Hitze und den blendendhellen Sonnenschein als die Ursache ihres Unglückes an. In Egga und Dschaddu, zwei ziemlich volkreichen Städten, wird ein lebhafter Verkehr mit Landesprodukten und europäischen Waaren getrieben, die meistentheils von Lagos und Badagry aus dahin gebracht werden. Egga insbesondere ist der vorzüglichste Handelsplatz in diesem Theile von Afrika, und wird auf viele Meilen in die Runde von Käufern und Verkäufern besucht. Sonderbarerweise treiben an diesem Orte fast nur Weiber den ganzen Handel; viele von ihnen haben ein gefälliges und einnehmendes Wesen, und wissen bei ihren Verkäufen alle jene kleinen Künste ins Spiel zu bringen, die auch in civilisirten Ländern nicht selten mit gutem Erfolg angewendet werden. In Dschaddu trafen die Brüder nicht weniger als hundert Frauen des Königs von Katunga, alle jedoch schon über die Blüthezeit des Lebens hinaus; sie hatten Ladungen von Trona — ein vegetabilisches Alkali — und inländischem Tuche hieher gebracht, die sie gegen europäische Waaren, besonders Glas- und Knochenperlen, Salz u. s. w. eintauschen, und nach Hause zurückgekehrt, verkaufen. Der Erlös fällt dann ihren Männern zu. Diese königlichen Weiber hatten vor den übrigen keine andere Auszeichnung als ein besonderes Stück Tuch, in das ihre Waaren eingeschlagen werden, und das von Niemand sonst, bei Strafe ewiger Sklaverei, nachgeahmt werden darf. Dennoch wird diese Fälschung häufig begangen, da die Weiber des Königs von jedem Straßenzolle befreit sind, und überdieß von den Häuptlingen jedes Ortes, durch den ihr Weg sie führt, unterhalten werden müssen. Auf den Straßen nach diesen beiden Städten, die in einer herrlichen, gartenähnlichen Gegend liegen, begegneten ihnen viele hundert Menschen von jedem Alter und Geschlecht, die eine Menge von Büffeln, Schafen, Ziegen, Geflügel und Tauben mit sich führten. Letztere wurden in niedlichen, aus Weiden geflochtenen Körben auf dem Kopfe getragen. Andere Neger waren mit Ballen von inländischem Tuch und Indigo beladen. Alle aber waren Sklaven, und auf dem Weg nach der Küste, um dort die Waaren und Thiere abzusetzen. Die Weiber trugen Lasten auf dem Kopfe, die ein Maulthier zu ermüden im Stande gewesen wären; und hinter ihnen her trotteten Kinder von fünf oder sechs Jahren mit Bündeln beladen, die einem erwachsenen Europäer eine Hirnentzündung zugezogen haben würden. Von Zeit zu Zeit kamen an ihnen auch Haufen von gefangenen Negern, manchmal auch von ganz nackten Kindern vorbei, die gleichfalls nach der Küste getrieben wurden, um dort verkauft zu werden. Mehrere Häuptlinge fragten die Reisenden, warum die Portugiesen nicht mehr so viele Sklaven kaufen, wie sonst, und klagten sehr über den Verfall dieses Handelszweiges. Uebrigens wurden die Lander von Allen, die sie auf dem Wege trafen, höflich begrüßt. Die gewöhnlichen Grüße

lauteten: „Ich hoffe es geht gut auf dem Wege" — oder „Heil dem Werk des Königs!" — „Gott segne euch, weiße Männer" — u. s. w.

Zu Kusu, einer ansehnlichen Handelsstadt, die mitten im Gebirge liegt, fanden die Reisenden eine Karawane oder Koffle von Kaufleuten aus Hano, die nach Gondscha, was das Selga am Kap Corse ist, und nach Accra auf dem Weg waren. Man sagte den Reisenden, daß diese Straße erst seit Kurzem genommen werde, da die frühere wegen Unruhen und Fehden unter den Einwohnern nicht mehr mit Sicherheit zu bereisen sey. Die Karawane bestand aus mehr als vierhundert Menschen, und eine Woche zuvor war eine andere, noch einmal so stark an Zahl, durch Kusu gegangen. Später begegnete man einer dritten Gesellschaft von Kaufleuten, die von Gulfo, im Lande Nuffie, gleichfalls nach Gondscha reiste; diese führten Esel mit sich, welche mit Trona beladen waren; es waren die ersten Lastthiere, die man dort zu Gesicht bekam. Obgleich man die Reisenden vor Räuberbanden warnte, welche die Straßen um Kusu unsicher machten, und sie deßhalb im schlagfertigen Zustand ihres Weges zogen, so stießen ihnen doch keine weitern Abenteuer auf. Der ganze Schrecken, der sich über das Land verbreitet hatte, rührte von einigen Räubern aus Borgu her, die, obgleich schlecht bewaffnet, und nur dürftig mit Schießbedarf versehen, ganze Schaaren der Eingebornen in die Flucht jagten. Die Furcht vor ihnen war so groß, daß die Bewohner der Städte und Dörfer, aus Besorgniß, von ihnen überfallen zu werden, überall in der Nacht Wache hielten, und von Zeit zu Zeit Flintenschüsse abfeuerten.

Inzwischen wurden die Brüder abwechselnd von Fiebern befallen, die keinen Europäer, der in diese Gegenden einzudringen wagt, verschonen. Die Anstrengungen einer beschwerlichen Reise, in einer Hitze, die an manchen Tagen auf 90° Fahrenheit stieg, erschöpften ihre Kräfte ungemein, und der jüngere Lander verfiel in eine solche Schwäche, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und in einer Matte getragen werden mußte. Es war ein Glück, daß beide Brüder nicht zu gleicher Zeit erkrankten, und daher sich gegenseitig Beistand leisten konnten. Eines ganz eigenen Umstandes aber, der den Reisenden ihre Leiden besonders erschwerte, erwähnt das Tagebuch in Folgendem: „Vielleicht ist von allen Uebeln, das einen Kranken belästigen kann, Geräusch und Lärm jeder Art, das unerträglichste. Man mag aber in Afrika krank oder gesund seyn, so kann man nirgends Ruhe finden. Des unaufhörlichen Girrens der Tauben, die einem dicht am Ohre sich herumtreiben, des Blöckens der Schafe, des Mäckerns der Ziegen, des Geheuls von Heerden halbverhungerter Hunde zu geschweigen, wird man weit schrecklicher noch gepeinigt — durch die rastlosen Zungen der Weiber, deren Geschnatter uns überall hin verfolgt, und — wie ich wirklich glaube — nur aufhören wird, wenn sie in den letzten Zügen liegen. Ihre schrillenden Stimmen übertäuben das Blöcken der Schafe und das Gekläffe der Hunde und konnten aller Bemühungen ungeachtet nicht zum Schweigen gebracht werden." — Da es den Reisenden auf keine Weise möglich wurde, ihrer los zu werden, so mußten sie endlich zu einem Mittel ihre Zuflucht nehmen, durch das sich Marschall Lobau auf dem Vendomeplatze unsterblich gemacht hat: sie spritzten ihnen mit einer Spritze Wasser ins Gesicht, und kaum wurde die Wirkung dieser furchtbaren Waffe verspürt, als Alles über Hals und Kopf sich davon machte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

(Schluß.)

Doch Dieses mag hinreichend seyn, um zu zeigen, auf welchen falschen Grundlagen das gesellschaftliche System des Saint-Simonismus gebaut war. Wir haben jetzt die weitere Frage zu beantworten, welche Wirkungen hatte der Saint-Simonismus? Wir haben in dem dritten Artikel schon die vortheilhaften Seiten hervorgehoben, die der politische Theil des Saint-Simonismus darbietet; wir haben hier aber auch noch mehrere allgemeine Wirkungen zu berühren. Der Saint-Simonismus hat das unzweifelhafte Verdienst, höchst wichtige Fragen über die Menschheit und die menschliche Gesellschaft angeregt zu haben.*) Ist die christliche Religion die letzte definitive Religion der Menschheit, oder steht der Menschheit eine neue, höhere, umfassendere bevor, und wie ist diese zu denken? Ist der jetzige Zustand des weiblichen Geschlechts im Verhältnisse zu der Gesellschaft im Allgemeinen der richtige, oder darf das weibliche Geschlecht eine gesellschaftlich umfassendere und höhere Stellung dereinst erwarten, ja soll die Frau wohl gar die gleiche Genossin des Mannes, nicht bloß im Privat-, sondern auch im gesellschaftlichen Leben seyn, so daß sich der in beiden Geschlechtern findende Gegensatz sich nur als ein vorwaltendes, der Geschlechtseigenthümlichkeit angemessenes Ueberwiegen in dem im Wesentlichen Gleichartigen zeigte? Ferner: ist die Abschaffung der Vererbung des Vermögens bei Organisirung einer neuen Gesellschaft möglich oder nicht? Kann der Zustand der niedern Klassen der Gesellschaft, die fast an weiter nichts denken können, als im Schweiß ihres Angesichts ihr spärliches Brod zu verdienen, immer derselbe bleiben, oder kann eine wesentliche Veränderung darin vorgenommen werden? Solche Fragen, deren sich noch mehrere anführen ließen, haben natürlich entstehen müssen, und ein Jeder wird ihre Wichtigkeit einräumen. Von den Entscheidungen, die der Saint-Simonismus gegeben hat, sehen wir ganz ab, da sie meistens gänzlich verkehrt ausgefallen sind, obgleich nach unserer Ueberzeugung in mehreren richtige allgemeine Gedanken zu Grunde lagen; man kann auch den Einfluß nicht verkennen, den der Saint-Simonismus, in Bezug auf die Anregung jener Fragen, auf den-

*) Doch immer nur in Bezug auf Frankreich; es ist bekannt und schon mehrfach vor uns bemerkt worden, z. B. von Carové in seiner Schrift über den Saint-Simonismus, und in den Blättern für literarische Unterhaltung, daß in Deutschland C. Gr. Fr. Krause nach seinem philosophischen Systeme schon ähnliche Fragen zu beantworten gesucht hat, besonders in den beiden Schriften „Urbild der Menschheit" 1811, und in seinem „Tagblatte des Menschheitslebens 1811." Da wir aber dieses System genauer kennen, so müssen wir erklären, daß keine Lehre, sowohl in ihrer Grundlage als in den Resultaten verschiedener seyn kann, und daß es keine größere Parodie dieses Systems geben könnte, als die saint-simonistische Lehre. A. d. V.

kende Männer gehabt hat. Hier erklärt ein besonnener denkender Professor Jouffroy,*) in seinen öffentlichen philosophischen Vorlesungen in der Sorbonne, er glaube, daß der Menschheit eine neue Religion bevorstehe, aber daß diese keine Offenbarungsreligion mehr seyn werde, sondern der Inbegriff der philosophisch gewissen Wahrheiten über die Gottheit; dort erklärt ein Chateaubriand**), daß die Worte der Saint-Simonisten von Arbeitern und Müßiggängern (travailleurs et oisifs), eine tiefe Bedeutung hätten, und daß gewiß eine Zeit kommen werde, wo es unglaublich erscheinen wird, daß es eine Epoche gegeben habe, wo die Einen Millionen besaßen, und die große Mehrheit kaum das Nöthige zur Stillung des Hungers hatte. Auch auf Seite des Katholizismus regten die Behauptungen der saint-simonistischen Lehre zu vielfältigen Erörterungen an. So hatte z. B. der Saint-Simonismus dem Katholizismus vorgeworfen, daß er die geschichtliche Entwicklung der Menschheit nicht begreife. Abt Gerbet***) sucht jetzt durch die That den Gegenbeweis zu liefern, indem er Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte beginnt. Der Saint-Simonismus hatte gleicherweise dem Katholizismus vorgeworfen, daß er sich nicht um die materiellen Interessen bekümmere, daß ihm Industrie und politische Oekonomie gänzlich fremd geblieben seyen; Herr Cour †) tritt jetzt auf, und kündigt eine Reihe von Vorlesungen an, worin er beweisen will, daß der Katholizismus allein die wahre Theorie der gesellschaftlichen Oekonomie zu geben wisse; und dieser Art ließe sich noch Vieles anführen. Dieß mag aber zur Bezeichnung der Hauptwirkungen, die der Saint-Simonismus bis jetzt hervorgebracht hat, genug seyn. Wir wenden uns zur letzten Frage: was ist der Saint-Simonismus seiner wahren Natur nach gewesen, und wohin würde er geführt haben? Eigentlich muß sich diese Frage aus unserer ganzen Darstellung schon von selbst beantwortet haben.

Hier daher nur noch einige Schlußbemerkungen: Wir haben gesehen, daß der Saint-Simonismus neben manchem einzelnen Guten, das er hervorgebracht, im Ganzen auf einer durchgängig verkehrten Grundlage beruht, und daß gerade diese Lehre dadurch, daß sie sich auf das gesammte Gebiet des menschlichen Lebens erstreckte, um so gefährlicher wurde, ja für die Zukunft so verderblich, und alles Gute und Edle untergrabend hätte wirken müssen, wie noch kein politisches oder religiöses System alter oder neuerer Zeit gewirkt hat. Wir haben gesehen, daß der Saint-Simonismus, besonders in seiner letzten Gestaltung, eine Zusammenstellung alles Verkehrten war, was die Vergangenheit nur einzeln und zu verschiedenen Zeiten hervorbrachte, gleichsam um noch einmal in einem einzigen Gemälde alles Häßliche der Vergangenheit der Menschheit lebendig zu vergegenwärtigen, und dann, wie wir hoffen, auf immer zu verschwinden. Der Saint-Simonismus ist dadurch eine (unabsichtliche) Reaktion wider alles Bessere gewesen, und hat, wenn man Glauben an eine bessere Zukunft hat, die widrigste Karrikatur dieser Zukunft im Voraus geliefert.

*) Cours de philosophie 1831, vergl. revue encyclopédique, decembre 1831, p. 785.

**) In einem Briefe an die Revue Européenne.

***) Leçons sur la philosophie de l'histoire 1832.

†) Leçons sur l'économie politique du catholicisme 1832.

Hiemit schließen wir die Darstellung der neueren Lehren des Saint-Simonismus, in dem Bewußtseyn, daß nur die größte Unparteilichkeit unsere Feder führte, und daß, wo wir getadelt, und bitter getadelt, die gerechtesten Gründe vorhanden waren. Es schien uns Pflicht die Lehre in ihrer wahren Gestalt ohne Verbrämung darzustellen, und dadurch Viele, die den Saint-Simonismus nicht so genau kennen lernen konnten, und daher wohl eine bessere Meinung von ihm hegten, zu enttäuschen.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Nachrichten über die wichtigsten Personen stehen, die eine Rolle in der Geschichte des Saint-Simonismus gespielt. Zuerst bemerken wir, daß man diese Lehre ganz fälschlich nach dem Namen Saint-Simons genannt hat. Saint-Simon hat nie und in keinem Theile die Lehren vorgetragen, die in den verschiedenen Hauptpunkten den jetzigen Saint-Simonismus bilden. Die eigentliche Aufstellung des ganzen Gebäudes gehört Enfantin, der auch jetzt noch der einzige Chef ist. Bazard nahm zwar an der Ausarbeitung vieler Punkte Theil, stemmte sich aber den später, konsequent zum Vorschein gekommenen, Hauptlehren kräftig entgegen, und trennte sich, als seine Stimme nicht durchdringen konnte, gänzlich mit mehreren, die seine Ueberzeugung theilten, von den übrigen. Er verwirft jetzt fast alle Lehren, die wir als verkehrt bezeichnet haben; von einem Grundübel, von der Idee der Hierarchie scheint er sich aber auch jetzt noch nicht ganz frei gemacht zu haben; im übrigen glaubt er, daß das ganze Gebäude von Grund aus neu aufgebaut werden muß, und daß Dieß nur auf wissenschaftlichem Wege durch wahre Philosophie geschehen könne. Diese Ansicht haben auch die jetzigen Herausgeber der Revue encyclopédique, Carnot, Leroux u. A., die sich mit Bazard trennten, und die auch den Saint-Simonismus in seiner ganzen Grundlage für falsch anerkennen, und eine tiefere und neue Erforschung der vom Saint-Simonismus aufgestellten Fragen für nöthig halten, wozu sie denn auch durch die genannte Revue selbst beitragen wollen. A.

Runschit Sing's Zusammenkunft mit Lord Bentink.

Schon seit geraumer Zeit sprachen die indischen Zeitungen von einer bevorstehenden Zusammenkunft des englischen Gouverneurs in Ostindien, Lord William Bentinc, mit dem Beherrscher von Pendschab oder Lahur, Runschit Sing, dessen Name in der neuesten Zeit durch seine Unterhandlungen mit Rußland von Neuem eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat. Alle Vorbereitungen zu dieser Zusammenkunft waren getroffen, und der englische Kapitän Wade vorausgeschickt worden, um die bei dieser Gelegenheit erforderlichen Ceremonien ins Reine zu bringen; als der Generalgouverneur, am 19 Oktober vorigen Jahres, mit seiner Familie von Simla aufbrach, und sich auf der neu angelegten Straße nach den Festungen Ramgurh und Malagurh begab, die seit dem Jahre 1814 sich in den Händen der Engländer befinden. Am Abend des 22 Oktobers machte sich Lord Bentink nach Rupur auf den Weg, wo seine Truppen schon am Abend zuvor auf einem andern Weg angelangt waren. Rupur ist die Residenz Siebah Rhup Sing's, eines der Scheichs, die unter dem Schutze der englischen Regierung stehen. Diese von Ziegelsteinen erbaute und halbverfallene Stadt wird von einer kleinen Citadelle vertheidigt, die sehr malerisch an dem linken Ufer des Sudletsch auf einem Hügel gelegen ist, der sich nach diesem Flusse hin absenkt. Auf dem rechten Ufer des Sudletsch läuft eine lange Hügelkette hin, die aus Sand und zerbröcklichem Gestein besteht und hie und da mit niederem Pflanzenwuchs bedeckt ist.

Am Fuße dieser Hügel hatte sich der Beherrscher der fünf Flüsse *) mit einem Heere von zehntausend Soldaten und fünfzig Kanonen gelagert. Am Morgen des 25 Oktober schickte Lord Bentink eine Deputation an Ranschit Sing, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und dieser sandte dagegen seinen ältesten Sohn, Radschah Kanwor Korgh Sing, mit sechs andern vornehmen Scheichs und dem Fakir Aziz-u-Dihn — seinem Arzte und Geheimschreiber — an den Generalgouverneur zur Begrüßung. Kanwor Korgh Sing verrieth weder in seinen Gesichtszügen, noch in seinem Gange den künftigen Beherrscher der fünf Flüsse, der einst nach dem Tode seines Vaters bestimmt ist, die unruhigen und ehrgeizigen Scheichs unter seiner Botmäßigkeit zu halten. Sein Gesicht fiel unangenehm auf, und sein Benehmen war so linkisch und ungeschliffen, wie man es nur an einem Menschen gewohnt ist, der keine Erziehung genossen hat. Seine Sprachkenntniß war aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf die Landessprache von Pendschab beschränkt; wenigstens schien er kein Wort von der Rede zu verstehen, die im Hindustani an ihn gehalten wurde. Dagegen sprach Aziz-u-Dihn in Kanwor Korgh's Namen, mit all dem blumenreichen Prunk der Rede, wie er den Söhnen Asiens eigen ist, um die Freude auszudrücken, die der Maharadscha (große König) sich von der bevorstehenden Zusammenkunft verspreche. Diese wurde auf den folgenden Morgen anberaumt, und der General Ramsay, Major Lockett und der Unterstaatssekretär Ravenshaw erhielten Befehl, sich in das Lager des Königs zu begeben, um ihm bei dem Besuche, den er dem Generalgouverneur abstatten wollte, als Geleite zu dienen.

Ueber den Sudledsch war eine Brücke aus 26 flachen Fahrzeugen, wie sie dort zu Land gebräuchlich sind, geschlagen, und man wollte behaupten, daß Alexander der Große zweitausend Jahre früher sich gleicher Fahrzeuge bedient habe, um sein Heer über den Hydaspis zu setzen. Diese Schiffbrücke hatte 360 Fuß in der Breite, und war an demselben Orte geschlagen, wo der Sage nach Nadir Schah seinen Uebergang über diesen Fluß bewerkstelligte, als er von der Plünderung Delhi's zurückkehrte. Mit Sonnenaufgang erschien der Maharadscha vor den Gezelten seines Lagers, gefolgt von einer zahllosen Menge prachtvoll angeschirrter Elephanten, die auf seidenen und reich in Gold gestickten Decken die vornehmsten Radschah's und Sirdars des königlichen Hofes trugen. Sechs Bataillone Fußvolk bildeten eine Gasse bis an die Brücke. Die Reiterei Ranschit Sings, die aus dreitausend Mann Ghur-Dschurras (Leibgarde) und achthundert Dragonern unter dem Befehl eines Franzosen, Hrn. Allary, bestand, ging über den Fluß und stellte sich dort in einer Länge von dreiviertel Meilen zu beiden Seiten auf. Die Ghur-Dschurras trugen Kleider von reichen gelben Seidenstoffen, und waren mit Lanzen, Karabinern, Bogen und Pistolen bewaffnet. Die Offiziere derselben, vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, trugen Helme von polirtem Stahl, auf denen Reiherfedern staken, glänzende Brustharnische und Armschienen; ihre Schwerter waren mit Gold ausgelegt. Der Zug brauchte geraume Zeit, um über die Brücke zu kommen, da auf derselben nur fünf bis sechs Elephanten in einer Reihe neben einander gehen konnten. Der Beherrscher der fünf Flüsse zog an der Spitze einher; Niemand als Koschal-Singh, der oberste Feldherr des Königs, und Dhion Sing, sein Kammerherr, ritten auf prächtigen Pferden neben ihm, jedes Winkes von ihrem Herrn gewärtig.

Der Maharadschah nahm sein Frühstück zu sich, während er die Brücke überschritt; und als er auf dem andern Ufer des Flusses angelangt war, setzten sich auf Einmal alle Truppen, die vor und hinter ihm waren, in Bewegung, was ein prachtvolles Schauspiel bot. Der König selbst leitete alle Bewegungen; bald hieß er hier die Truppen den Schritt beschleunigen, dort sie langsamer vorrücken, je nachdem sie sich zu langsam oder zu schnell bewegten. Es war ein merkwürdiger Anblick, diesen berühmten Feldherrn selbst mit Stimme und Gebärde Schaaren von jenen Kriegern leiten zu sehen, die er schon so oft zum Siege geführt hatte. Die Landschaft, zu der diese glänzende Truppenmasse in ihren malerischen und abenteuerlichen Aufzügen die Staffage bildete, war hiezu wie geschaffen. Die schöne Ebene, in deren Mitte der Sudledsch sein Gewässer dahin rollt, hat eine Ausdehnung von ungefähr zwölf Meilen, und wird von einer Kette kleiner Hügel geschlossen, auf denen dort und da Tempel und Grabmäler zu sehen sind; im Hintergrunde erblickt man die Stadt und das Schloß von Rupur. Da das Lager am Fuße dieser Hügelkette geschlagen war, so bildeten seine weißen pyramidenförmigen Zelte parallellaufende Gassen, die sich nach den Anhöhen zu erstreckten, und mit der Vorderseite in gerader Linie dem Flusse zugewendet waren. Nordwärts beherrschte der Himalaya dieses imposante Gemälde; seine schneebedeckten Gipfel erhoben sich in gigantischen Säulen und funkelten in den Strahlen der Morgensonne, während man die weißen Gebäude von Nalagurgh im Hintergrunde schimmern sah, obgleich sie zehn bis zwölf Meilen entfernt liegen.

Die Truppen, die bei dieser feierlichen Gelegenheit das Gefolge des Gouverneurs bildeten, bestanden aus einer Abtheilung reitender Artillerie mit acht Kanonen, aus zwei Schwadronen Uhlanen, dem 31sten englischen Infanterieregiment, zwei Regimentern Hindu-Infanterie und endlich aus einem Regimente leichter Reiterei. Diese Truppen waren in Spalieren aufgestellt, um Ranschit Sing bei seiner Ankunft im Lager zu empfangen. Das 31ste englische Infanterieregiment zog vorzüglich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, da es das erste europäische Regiment war, das er unter den Waffen sah; er verweilte bei ihm über fünf Minuten, und schien es mit der größten Sorgfalt in Augenschein zu nehmen. Inzwischen war der Generalgouverneur mit seinem ganzen Gefolge aufgebrochen, um den König zu empfangen, und als sie einander ansichtig wurden, stiegen beide von ihren Pferden, und umarmten sich, wie es Landessitte ist. Der Maharadscha und seine vornehmsten Scheichs wurden hierauf nach einem reichen Zelte geführt, wo ihnen eine große Anzahl von höhern Offizieren vorgestellt wurde. Endlich lud man ihn ein, auf einem Armstuhl zur Rechten des Lord Bentink sich nieder zu lassen; er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen in der Stellung nieder, wie man Budha auf seinem Lotosthrone abgebildet sieht.

Der Löwe von Lahur schien ungefähr fünfzig Jahre alt; er ist klein und hager, und durch die Blattern eines Auges beraubt; das andere ist voll Lebendigkeit und Verstand. Seine Stirne war durch die großen Falten seines gelb seidenen Turbans ganz bedeckt. Seine Nase ist nicht so spitzig, wie man sie bei den übrigen Scheichs gewöhnlich trifft, sondern etwas aufgestülpt. Sein Mund ist von einem schönen Schnitte und sein Kinn durch einen langen grauen Bart geziert. Ein großer Schnurrbart gibt seinem Gesichte einen etwas düstern und wilden Ausdruck. Seine Kleidung, so wie die seines Gefolges bestand aus gelber Seide, die man Busuntih, „das Gewand des Frühlings“, zu nennen pflegt. Der Mahradschah hatte nämlich seinem ganzen Hofe, Männern und Frauen, befohlen, sich in die Farbe der Freude zu kleiden, um offen an den Tag zu legen, „daß der Baum der Freundschaft, den beide Mächte gepflanzt hatten, in voller Lebenskraft erwachsen sey, und durch seine grünen Blätter und gelben Blüthen die herrlichen Früchte des Segens für beide Reiche im Ueberfluß verheiße.“ Dieß war der Mann, der im Verlaufe der letzten dreißig Jahre sich so hoch über die andern Scheichs emporgeschwungen, alle diese von Pendschab unabhängigen Fürsten zu bezwingen, und mit eben so kraftvoller Hand den Uebermuth und den ehrgeizigen Fanatismus der Akalis zu beugen gewußt.

(Schluß folgt.)

---

*) Pendschab bedeutet fünf Gewässer. Pendschab oder Lahur liegt unter dem 30 und 34° nördlicher Breite und ist ungemein fruchtbar an Getreide, Reiß, Wein, herrlichem Zucker, Baumwolle und Baumfrüchten.

Neueste oreographische Reise in Quito.

Die berühmten Vulkane des Tafellandes der Gebirge von Quito sind seit der Reise Humboldt's und Bonpland's von keinem Geologen mehr besucht worden. Neueste Nachrichten aus Columbien melden, daß ein französischer Geologe, Hr. Boussingault, dem die Wissenschaft bereits wichtige Mittheilungen über die Höhen der Andes verdankt, im Juni des vergangenen Jahres von Bogota in Quito angelangt ist. Hr. Boussingault ist der erste, der die Krater der Vulkane von Pasto und Cumbal erstieg. Er war bei dieser Gelegenheit mit trefflichen Instrumenten versehen, und wird jetzt neue Versuche machen, die trachitischen Gipfel des Antisana und Cimborasso zu besteigen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 193. 11 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

(Fortsetzung.)

Die Wege, die durch diese Gegenden führten, waren meist fast ungangbar, obgleich sie mit geringer Mühe in ordentliche Landstraßen verwandelt werden könnten; allein die Einwohner haben hievon nicht die leiseste Ahnung, und arbeiten sich lieber mühsam durch Gestrüppe, Sumpf und Pfuhl, als daß sie auf eine Verbesserung der Wege dächten. Oft fallen Bäume quer über einen Fußpfad, und die Wanderer machen dann weit um dieselben einen Umweg; sogar die Wegschaffung eines Ameisenhaufens scheint ihnen zu viele Mühe zu machen, man weicht ihm aus, und läßt ihn mitten auf dem Wege liegen; „so sorglos und träge sind die Bewohner dieses Theiles der Welt.“ Dagegen wird der Reisende für die Mühseligkeiten des Weges durch den Anblick der prachtvollsten Landschaften entschädigt. Hier aus dem Tagbuche nur die Beschreibung einer einzigen: „Es war ein Morgen, den man wahrhaft mit Weihrauch durchdüftet nennen konnte; denn die mancherlei Wohlgerüche, die nach dem Regen in der vergangenen Nacht aus dem Wald, aus Blumen und Gesträuchen hervorquollen, waren köstlich und fast zu stark für unsre Sinne. Der Pfad schlängelte sich durch ein Thal, das einem schön angelegten Garten glich; und fast überall auf beiden Seiten von Granitbergen eingeschlossen war, die in den seltsamsten Formen sich aufthürmten, und auf ihren Gipfeln mit verbuttetem Gehölz bewachsen waren. In den Höhlen, die sich an ihren Abhängen öffneten, erblickte man Gruppen von Hütten, deren Einwohner in diese Berge geflüchtet waren, um den „Kriegern,“ wie man dort die Straßenräuber zu nennen pflegt, zu entgehen, die das ebene Land beunruhigen. Eine Menge uns unbekannter Vögel haben gleichfalls in diesen Thälern einen Zufluchtsort gesucht: die Stimmen von einigen derselben sind voll und melodisch, das Geschrei anderer rauh und mißtönig; das Gefieder der meisten aber war farbenreich und herrlich. Man konnte das bescheidene Rebhuhn neben dem prachtvollen balearischen Kranich mit dem königlichen Kopfputze wahrnehmen, und köstliche Kolibris hüpften in den Zweigen, auf denen sich auch andere uns fremde Vögel wiegten: die einen von schwarzem, die andern von hellgrün schimmerndem Gefieder; einige hatten Flügel wie von rother Seide und purpurrothe Leiber; andere schienen mit Karmoisin und Gold gestreift; und diese alle zirpten, sangen und schrien in dem dichten Laubwerk der Bäume durcheinander.“

Je weiter die Reisenden ins Innere des Landes vordrangen, desto seltener wurde die Palme und daher auch das Palmöl, wofür die gütige Natur den Einwohnern durch die Micadania, oder den Butterbaum Ersatz gegeben hat, der im Ueberfluß ein vegetabilisches Fett von großem Wohlschmack liefert. Man benützt es aber auch zu Kerzen und anderm häuslichen Bedarf. Der Baum, der es liefert, gleicht ziemlich unserer Eiche, und die Nuß, aus der es gewonnen wird, ist mit einem angenehmen Fleisch umgeben. Der Kern dieser Nuß ist von der Größe unsrer Kastanie. Man läßt ihn an der Sonne trocknen, zerstößt ihn dann sehr fein, und siedet ihn in Wasser; die öligten Theile, die er enthält, schwimmen bald auf der Oberfläche, und wenn sie abgekühlt, schöpft man sie ab, und bewahrt die so gewonnene Butter, zu kleinen Kuchen geformt, ohne alle weitere Zubereitung, für den Gebrauch auf.

Bevor die Reisenden Katunga erreichten, berührten sie die alte Hauptstadt von Yarriba, Bohu, die an einem anmuthigen und sehr fruchtbaren Hügel liegt, dessen Fuß von einem milchweißen Strome bewässert wird. Der dreifache Erdwall, von dem sie umgeben ist, mag an zwanzig englische Meilen im Umfang haben, schließt aber außer den Hütten und Gärten der Einwohner, auch einen großen Flächenraum von trefflichem Weidegrund ein, auf dem Büffel, Schafe und Ziegen durch einander weiden. Schon vor einem halben Jahrhundert verlegte ein König von Yarriba, dem die Ebene von Katunga besser gefiel, in letztere Stadt seinen Wohnsitz. Seitdem hat Bohu sowohl an Reichthum als Bevölkerung abgenommen, obgleich es noch immer als die zweite Stadt des Königreiches betrachtet wird. Die Landschaft umher bietet einen einladenden Anblick und darf, wie Lander's Tagebuch bemerkt, hinter keiner Gegend in England während der schönsten Jahreszeit zurückstehn. Dieß scheint man vorzüglich den Felatahs danken zu müssen, von denen eine außerordentliche Menge in der Nachbarschaft der Stadt mit ihren Heerden sich aufhält. Diese Fremden bringen äußerst wohlfeil Käse und Butter zu Markte. Ersterer ist in kleinen Kuchen von einem Zoll im Gevierte geformt, sieht hartgesottenem Eiweiß gleich, und ist mit Butter geschmort von großem Wohlschmack. Wenn hier wie öfters anderswo von ei-

ner afrikanischen Stadt die Rede ist; so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß man sich darunter keine Städte im europäischen Sinn des Wortes vorstellen darf. „Im Allgemeinen," bemerkt hierüber das Tagebuch, „kann die Beschreibung einer Stadt in Yarriba für alle übrigen gelten. Reinlichkeit und Ordnung, größere Fruchtbarkeit des Bodens, eine schönere Umgebung u. s. w. mögen wohl einer vor der andern Vorzüge geben; die Bauart und Einrichtung im Innern aber ist überall dieselbe: unregelmäßig und schlecht aufgeführte Wände von Lehm, zerlöcherte Schilfdächer, mit Koth und Kuhmist bedeckte Fußböden, machen einen gewöhnlichen Stall in England dagegen gehalten zum Palaste. Die Wohnungen der Häuptlinge sind hierin von denen des gemeinen Volkes in nichts verschieden, als in der Menge von Hofräumen, die meistentheils von Weibern und Sklaven, Heerden von Schafen und Ziegen, und einer Menge Schweine und Geflügel, Alles ungeschieden von einander, bewohnt werden."

Die Fremden wurden fast durchgehends mit vieler Freundschaft aufgenommen und von einigen Häuptlingen mit Lebensmitteln überaus reichlich versehen. An einigen Orten fanden sie den Glauben verbreitet, daß den weißen Menschen die Elemente zu Gebote stehen, und der Statthalter von Dschaadu überreichte den Reisenden eines Morgens eine Kalabasche mit Honig, indem er ihnen für den Regen dankte, der am Abend zuvor das Land, das lange schon darnach schmachtete, erfrischt hatte. Ein anderer Häuptling suchte bei ihnen Hülfe gegen einen Zauberer, der, wie er glaubte, sich in seiner Stadt verborgen hatte, und eine Menge seines Volkes, vorzüglich Weiber und Kinder tödtete. Die Todesfälle ereigneten sich so schnell und unvorhergesehen hintereinander, daß der alte Mann in größter Furcht lebte, und die weißen Männer um ein Zaubermittel für sich und seine Familie anging. Der Häuptling von Atboro zeigte sich ungemein erfreut über ihre Ankunft, und sagte: „Weiße Menschen thun nichts als Gutes, und ich will Gott bitten, daß er euch in seinen Schutz nehme und noch mehr von euren Landsleuten nach Yarriba sende."

(Schluß folgt.)

Die Insel Johanna.

(Fortsetzung.)

Indeß wurde es Zeit nach dem Palaste zurückzukehren; wir standen auf und senkten den Kopf, um durch die Thüre hinauszukommen, froh wieder die reine klare Luft dieses himmlischen Klima's zu athmen, und uns an einer der prachtvollsten Landschaften zu erlaben, die ein sterbliches Auge nur verlangen kann. In dieser Umgebung trat der Kontrast dieses Himmelsstriches mit dem Menschen und seinen Werken erst recht schroff hervor. Während unserer ganzen Wanderung an diesem Tage, mußten wir wirklich wiederholt die traurige Beobachtung machen, wie wenig Harmonie zwischen den Bewohnern und einem Lande statt fand, wo, um mit Lord Byron zu reden: „Alles göttlich ist, bis auf den Menschen."

Der Baumschlag stuft sich an andern Orten gewöhnlich nach dem Maße ab, als die Vegetation die Bergeshänge hinaufsteigt; hier aber, unter diesen Graden, breitet er sich in gleich üppiger Fülle bis zum höchsten First der Berge aus, der damit nicht minder reich bekleidet ist, als das tiefste Thal und der Rand der Gewässer. Dieser den tropischen Inseln insbesondere eigenthümliche Zug bezaubert vielleicht am meisten das Auge des Fremden. Auf Madeira und den Azoren ist die Vegetation auf einen reichen Gürtel um den Fuß der Gebirge her beschränkt, und selbst in Westindien sind die Bergspitzen meistentheils kahl.

Die Insel Johanna, wie Madeira und alle andern vulkanischen Inseln, die ich kenne, sind von ihren höchsten Spitzen bis zum Ufer durch tiefe Schluchten ausgezackt oder zerschnitten, die an ihren Rändern durch scharfe Lichtstreifen bezeichnet sind, die sich nach der Mitte hin in tiefe Schatten verlieren. Dieß sind die Rinnsäle der Gebirgswasser, die während der Regenzeit in mächtigen Strömungen herabbrausen. Bei unserm Besuche auf Johanna entdeckten wir nur einen einzigen Wasserfall, den man aber nicht im mindesten für einen Bergwassersturz ausgeben konnte, obgleich er sich funkelnd an einer wohl fünfhundert Fuß hohen senkrechten Höhe herabschlängelte, wo seine Quelle vielleicht manchmal aus einer vorüberziehenden Wolke Nahrung sog. Dieses kleine Wildwasser fiel endlich leise in einen ebenen Grund, durch den es sich der Bucht zu krümmte, nachdem es zuvor einen Kokoswald bespült hatte.

Wir irrten noch eine Zeit lang von Straße zu Straße umher, bis wir endlich dem Gouverneur der Insel begegneten, einem Araber von hübschem Wuchse, und gutmüthigem Gesicht, dessen Oliventeint nicht die mindeste Beimischung von der fatalen afrikanischen Farbe verrieth — wahrlich eine fatale Farbe, da sie Anlaß zu so vielen Verbrechen und so vielem Elend wurde! Seine Excellenz hatte an diesem Tage einen ungeheuren Turban auf dem Kopfe, und über die Schultern nicht ohne Anmuth eine prächtige scharlachene Toge geworfen, die jedoch lächerlich genug zu den nackten Beinen und Füßen Sr. Hoheit stand. Unsere Unterhaltung mit diesem würdigen Beamten wurde durch einen Boten des Königs unterbrochen; und da unsre Begierde, Se. Majestät zu sehen, durch die Bekanntschaft mit seinen Unterthanen nur gesteigert worden war, so verloren wir keinen Augenblick, uns ihm vorzustellen.

Der königliche Palast, den man bequem in dem Speisesaal eines gewöhnlichen europäischen Hauses hätte unterbringen können, war in Gestalt eines englischen Schiffes gebaut, insofern dieß nämlich mittelst Steinen und Mörtel möglich war. Es scheint, daß die königlichen Baumeister Anfangs dem wunderlichen Einfall ihres Gebieters lebhafte Einwendungen entgegengesetzt hatten; allein der Geschmack des Königs war das bündigste architektonische Gesetz und die armen Werkmeister von Johanna machten es, so gut sie konnten. Der König scheint mit dem Erfolge nicht ganz zufrieden gewesen zu seyn; denn um die Aehnlichkeit mit einem Schiffe noch augenfälliger zu machen, worauf all sein Sinnen und Trachten ging, hatte Seine Majestät an dem einen Ende des Gebäudes, das in seinen Augen als Vordertheil des Schiffes galt, ein Bugspriet (Mast am Bug des Schiffes) aufrichten, und weiter unten zwei runde Oeffnungen anbringen lassen, welche die Kabellöcher vorstellen sollten. Als gutabgerichtete Hofleute ermangelten

wir nicht, diese Erfindungen als höchst täuschend und zweckmäßig zu bewundern.

Der Hof von Johanna hatte, ungeachtet dieser Wunderlichkeiten, doch eben so gut seine Etikette, als irgend ein Hof des Erdkreises. Statt uns unverzüglich bei dem Könige einzuführen, bedeutete man uns, der Monarch, erschöpft von einer langen Audienz, die er dem Kapitän der „Volage“ und einem Reisenden unsers Schiffes, dem zum Gouverneur von Bombay bestimmten Sir Evan Nepean, gewährt habe, sey so eben zu Bette gegangen und dürfe unter keinerlei Vorwand vor Ablauf von zwanzig Minuten aufgeweckt werden. Indem wir uns glücklich priesen, nicht länger warten zu dürfen, drängten wir uns durch die Schaar der Hofleute unter Beistand des Lord Kammerherrn, den wir, im Vorbeigehen gesagt, heimlich um seine wenigen und leichten Kleidungsstücke beneideten; er führte uns in eine Art Antichambre, wo wir eine Stiege oder vielmehr eine Leiter hinanklettern mußten; denn wenn dieses Vorzimmer nicht einem Palast angehört hätte, so wäre man leicht in die Versuchung gerathen, es für einen Heuboden anzusehen. Wenige Augenblicke darauf sahen wir uns von den Großwürdenträgern der Krone umgeben, deren Anwesenheit das Zimmer mit der Hitze eines Backofens erfüllte, so daß wir uns genöthigt sahen, uns an unsern Freund mit dem rothen Stäbchen zu wenden, mit der Bitte, uns nicht ersticken zu lassen; worauf er einige dieser Herrn wieder hinabsteigen hieß. Wahrscheinlich litt dabei unsere Popularität sehr; da sie nicht begreifen wollten, daß es uns in ihrer Zuthunlichkeit ans Leben ging. Indeß scheinen diese Orientalen selbst in den Augenblicken ihrer herzlichsten Vertraulichkeit, eben so wenig wie die Spanier, die äußern Zeichen der Höflichkeit beiseite zu setzen, und wir lernten an diesem Tage kennen, wie viel Anmuth in dem „Salam Aleikum“ des Orientes liegt, wobei man, während dieser Gruß ausgesprochen wird, die Finger der rechten Hand an die Stirne legt. In Indien bemerkte ich, daß eine Person, die noch ehrfurchtsvoller grüßen wollte, zuerst mit der Hand den Boden berührete, als wollte sie zu verstehen geben: eigentlich sollte ich mich vor Dir niederwerfen. Diese Art der Begrüßung ist jedenfalls dem Cotu der Chinesen vorzuziehen, die ihren Kopf dergestalt gegen die Erde schlagen, daß man für ihren Schädel besorgt werden möchte.

(Schluß folgt.)

Ranschit Sing's Zusammenkunft mit Lord Bentinck.

(Schluß.)

Nachdem gegenseitig die üblichen Begrüßungen gewechselt waren, sah Jedermann in gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo der Beherrscher der fünf Flüsse den Mund aufthun würde, um Proben seines großen Geistes vernehmen zu lassen. Ein tiefes Stillschweigen herrschte; endlich sah man die Lippen des Maharadscha's sich bewegen und hörte folgende Worte: „Lord Sahib Kuhtsch piia?“ — „Lieben Eure Herrlichkeit die Flasche?“ Nun entspann sich ein Gespräch über die Weine Indiens und Englands, und der Maharadscha machte die Bemerkung, die englischen Weine seyen die Infanterie und die Weine von Lahur, die dreimal so stark als der Whisky sind, die Kavallerie; und was ihn betreffe, so ziehe er die Weine von Lahur vor. Indeß ging das Gespräch auch auf die Veranlassung dieser Zusammenkunft über, wobei Ranschit Sing sagte, daß die Scheichs bei allen wichtigen Vorfallenheiten, wo die menschliche Vernunft nicht mehr ausreiche, um in die Zukunft zu blicken, die heiligen Schriften um Rath zu fragen pflegten. „Als Holkar, fügte der König hinzu, in mich drang, mit ihm ein Bündniß gegen die Engländer zu schließen, gebot mir die Weissagung, Nichts zu unternehmen, was dieser Macht mißfällig werden könnte; dagegen empfahl sie mir, stets ihre Freundschaft zu suchen.“ Neugierde schien ein vorherrschender Charakterzug des Maharadscha zu seyn; er stellte über alle Arten von Gegenständen Fragen, und vorzüglich über Alles, was Kriegszucht und Heerwesen betraf. Eine Menge Beamte der ostindischen Regierung und mehrere Offiziere, von denen der König hatte reden hören, wurden ihm auf sein Verlangen vorgestellt; dagegen ließ sich Lord Bentinck auch die vornehmsten Scheichs des Maharadscha's vorstellen.

Die Musik des 31sten Infanterieregiments und die des Generalgouverneurs waren nebenan in Zelten aufgestellt und spielten sehr schöne Musikstücke, die Ranschit Sing und seinem Sohne Korgh Zeichen der lebhaftesten Bewunderung entlockten. Der Maharadscha ließ später diesen Musikanten 2000 Rupien (ungefähr 2055 fl.) zustellen. Inzwischen wurden Erfrischungen jeder Art herumgereicht, und der Beherrscher von Pendschab nahm entzückt, wie es schien, über seinen Besuch, Abschied von dem Generalgouverneur.

Am Morgen des 27 Oktobers erschien Korgh Sing an der Spitze einer Schwadron der königlichen Leibwache zu Pferde in dem englischen Lager, und lud den Generalgouverneur zu einem Besuche bei seinem Vater ein. Lord Bentinck begab sich im Geleite einer starken Abtheilung Uhlanen und Dragoner, die jenseits der Schiffbrücke sich zu beiden Seiten des Weges aufstellten, nach dem Lager des Königs. Während sich der Zug dem Lager näherte, sah man den Maharadscha auf einem Elephanten, mit dem Fernglase in der Hand, die Uhlanen aufmerksam betrachten, und so sehr schien der König in seine Beobachtung vertieft, daß man nur mit Mühe ihm bemerklich machen konnte, daß der Gouverneur eingetroffen sey. Der Zug der Truppen bewegte sich langsam und in bester Ordnung vorwärts; voran ritt die Musik des Uhlanenregiments, die ringsum in den nahen Hügeln das Echo weckte. Am Eingange des Lagers erhoben sich zwei Triumphbogen, auf denen die königliche Fahne wehte, und durch die der Generalgouverneur und sein ganzes Gefolge ihren Einzug hielten. Behänge von karmoisinrothem Tuche, mit gelber Seide verbrämt, schlossen ein Viereck ein, innerhalb welchem die Zelte des Maharadscha's aufgeschlagen waren, die einen Raum von vierhundert Toisen einnahmen. Die Eingänge waren gewölbt und mit scharlachrothen Stoffen verhangen, auf denen sich erhaben gearbeitete Stickereien von gelber Seide und goldene Arabesken befanden. Eine lange Arkade, die aus einer Menge in gerader Linie aufgestellter Zelte bestand, führte nach dem königlichen Gezelte. Zu beiden Seiten waren eigene Sitze aufgestellt und der Generalgouverneur und sein Gefolge wurden eingeladen, sich niederzulassen. Seidene Stoffe und prachtvolle persische Teppiche, die in den schönsten Mustern gewebt waren, bedeckten den Fußboden, und die Wände waren mit kostbaren Kaschemir-Shawls, die mit goldenen Franzen eingefaßt, ausgeschlagen. Alles Dieß aber ließ sich mit der Pracht des Innern dieser Zelte nicht vergleichen. Die Wände waren mit herrlichem goldgestickten, karmoisinrothen Sammt behangen, und in der Mitte stand noch ein anderes kleineres Zelt, gleichfalls mit karmoisinrothem Sammt überzogen und dergestalt mit Gold, Perlen und edlem Gestein überladen, daß man kaum den Stoff durchschimmern sah. Dieser prachtvolle Tabernakel war bestimmt, vor ungeweihten Augen den Thron des Beherrschers der fünf Flüsse zu verbergen. Zur Rechten und Linken des königlichen Gezeltes waren zwei andere von sehr kleinem Umfange; in dem einen befand sich die Leibwache des Königs, die in gelber Seide gekleidet und wie die alten Paladine bewaffnet war; in dem andern Zelte gewahrten die Europäer mit Erstaunen eine Schaar von Amazonen, deren Schönheit ihre Augen blendete. Der König war bei dieser Gelegenheit in grüne Seide gekleidet. Sein Schmuck bestand bloß aus Diamanten. Eine prächtige Agraffe blitzte auf seinem Turban, und in der Mitte eines Armbandes, das aus drei Diamanten gebildet war, erblickte man den berühmten Kohi-Nur, oder „Berg des Lichts,“ der weiland die Stirne des Pfaues schmückte, der auf dem Thron von Delhi saß. Dieser unschätzbare Juwel ist von eirunder Form, als Brillant geschliffen und von der Größe eines Eies. Auch die beiden andern Diamanten dieses Armbandes

waren von ungewöhnlicher Größe und in der Gestalt von Herzen geschnitten.

Späterhin ließ man die Amazonenschaar vorüberziehen, die dießmal keine andere Waffe, als ihre Schönheit hatte; und diese war zum Theil durch silbernes Laubwerk, das ihre Augen beschattete, den Blicken der Fremden entzogen. Die meisten dieser Frauen waren von großer Schönheit und ihre Haltung voll Reiz und Anmuth; sie waren in eine sehr schöne Tracht gekleidet, die ihrer sonderbaren Lebensweise vollkommen entsprach. Nach den Amazonen wurden die Rosse des Maharadscha, die mit reichgestickten sammtnen und seidenen Decken behangen waren, vorgeführt.

Am 29 Oktober ging der Gouverneur über den Sudledsch, um die Truppen des Königs zu mustern, die sich auf 11,000 Mann beliefen. Ranschit Sing hatte mitten in der Ebene einen großen Pavillon von zwei Stockwerken errichten lassen. Auf dem Söller desselben spreitete sich ein prachtvolles Zelt aus, unter dem der Maharadscha und Lord Bentinck Platz nahmen. Das Fußvolk führte seine Bewegungen mit einer Fertigkeit aus, die kaum von den Truppen der ostindischen Kompagnie übertroffen werden dürfte. Die Kriegszucht und gute Haltung dieser Truppen machte dem König um so größere Ehre, als er nur wenig durch europäische Offiziere unterstützt wurde, und die Leute, die er zähmen mußte, eine aufrührerische und fanatische Bande zuchtloser Soldaten waren. Wenn man den Worten des Maharadscha's glauben darf, so hat er zwanzig Bataillone regelmäßiger Infanterie und hundert Feldstücke, das dazu gehörige Fuhrwesen und eine zahllose Reiterei ungerechnet.

Der König hatte Lord Bentinck und seine Familie zu einer Abendunterhaltung eingeladen. Zu diesem Zweck waren Zelte am Abhange eines Hügels, ungefähr dreihundert Fuß von den Ufern der Sudledsch, aufgeschlagen. Weit umher war der Boden durch geschickte Gärtner aus Lahur in herrliche Gartenbeete umgeschaffen worden. Man hatte einige Tage zuvor den Ort mit Getreide besäet, das nun in üppigem Grün aufgeschossen und in großen Massen zu Elephantenköpfen, Pferden, Damhirschen und Thieren aller Art geschoren war. Eine glanzvolle Beleuchtung erhellte diese schnell geschaffenen Gärten, mit ihren künstlichen Blumen, Cypressen und Strauchwerk jeder Art, Alles mit dem ausgesuchtesten Geschmack geordnet, nach allen Seiten. Das Innere des Hauptgezeltes blendete die Augen mit einer Pracht und Ueberschwenglichkeit des Reichthums, die die glänzendsten Beschreibungen der Paläste Arun al Raschids und den König Salomon in aller seiner Herrlichkeit verdunkelten. Der Boden war mit Goldstück belegt und in dem merkwürdigen kleinen Zelte, dessen oben Erwähnung geschah, sah man drei Prachtstühle, mit Gold bedeckt und von wunderbarer Arbeit, aufgestellt. Der Thron in der Mitte war dem Maharadscha bestimmt, die beiden andern dem Generalgouverneur und seiner Gemahlin. Hinter diesen Thronen sah man ein Bette, das gleichsam mit einer Rinde von zahllosen Smaragden, Sapphiren und Rubinen überzogen war. Das Zelt war von massiv goldenen Kandelabern prachtvoll beleuchtet. Alsbald erschienen die Amazonenschaaren wieder, dießmal aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. An ihrer Spitze stand ihre Oberbefehlshaberin, die Favorite des Maharadscha, an ihrem Gewande von scharlachrother Seide und einer weißen Feder kenntlich, die von ihrem Turban wehte. Die Amazonen standen noch unter drei andern Befehlshaberinnen, die gleichfalls weiße Federbüsche auf ihren Turbanen trugen. Nachdem sie einige ihrer Tänze ausgeführt hatten, befahl der Maharadscha einer von ihnen zu singen, worauf eine große Platte hereingetragen wurde, auf der sich silberne Gefäße, mit Goldstaub und federleichten Blättern von Silber gefüllt, befanden. Diese Gefäße wurden zu ihren Füßen auf ein Taburet gestellt, in dem Augenblicke, wo Spiel und Gesang von Neuem anhob. Die Amazone, welche tanzte, und der König begannen nun einen Kampf mit einander, wobei sie sich handvollweise mit jenem kostbaren Staub bewarfen. Auch Lord Bentinck und seine Gemahlin mußten sich zuletzt in diesen Kampf mischen und endlich wurde das Gefecht allgemein und hörte nicht eher auf, bis aller Goldstaub verschossen war.

Nach dieser seltsamen Unterhaltung wurde Wein von Lahur und Zuckerwerk herumgereicht. Dann ließ der König seine Diamanten und andere Kostbarkeiten herbei holen, um sie Lady Bentinck zu zeigen. Inzwischen war die Wirkung, die der Wein auf den König machte, nicht mehr zu verkennen; er ließ seiner ganzen guten Laune ihren Lauf und drückte jeden Augenblick dem General Ramsay und dem Major Arnold, die sich in seiner Nähe befanden, die Hand, indem er sie ermunterte zu lachen, zu trinken und zu essen. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als der Generalgouverneur sich erst dem Könige empfehlen konnte.

Am 31 Oktober kam der Maharadscha, von den vornehmsten Scheichs umgeben, ins englische Lager, um den Manövern mit Kanonen und Haubitzen beizuwohnen. Diese Uebungen fesselten seine Aufmerksamkeit ungemein. Die englische Artillerie entwickelte hiebei große Geschicklichkeit. Die Entfernung, in der man schoß, betrug Anfangs sechshundert Schritte, dann achthundert, und endlich tausend. Das Ziel wurde von den Kugeln oft getroffen, und der Maharadscha untersuchte mehrmals selbst, ob nicht gefehlt worden. Da er seine eigene Geschicklichkeit versuchen wollte, so ließ er einen Dschutta (einen Sonnenschirm von sehr großem Umfange, den die Diener über ihre Herren halten, um sie vor der Sonne zu schützen) als Zielscheibe aufstecken, und befahl, die gelbe Seite des Schirmes nicht gegen die Kanonen zu zu wenden. Nachdem er ungefähr zehn Minuten gebraucht hatte, um mit Hülfe seiner Offiziere und Kammerherren das Geschütz zu richten, ließ Ranschit Feuer geben; allein die Kugel fehlte das Ziel. Ein zweiter und dritter Schuß waren nicht glücklicher. Hierauf erhielten die englischen Artilleristen Befehl zu feuern, und bei dem zweiten Schusse flog der Sonnenschirm in Fetzen. Nach diesen Uebungen ließ der Maharadscha einen Theil seiner leichten Truppen manövriren, und bevor man sich trennte, der Generalgouverneur zwei Sechspfünder, mit Bespannung und Zubehör, vorführen, die er dem Könige zum Geschenk machte.

Gegen Abend wurde Herr Prinsep und der Major Caldwell in das Lager des Maharadscha geschickt, um ihn zu einem Abschiedsmahle im Zelte des Generalgouverneurs einzuladen. Der König wurde von seinem Hofstaate bis an das englische Lager begleitet, und hier mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Nachdem die üblichen Ceremonien vorüber waren, setzte man sich zur Tafel, die mit den ausgesuchtesten Gerichten und Weinen besetzt war; unter andern kostete man hier von dem Genfer Feuerwasser und dem Thau der kaledonischen Gebirge. Der Generalgouverneur machte bei dieser Gelegenheit dem Maharadscha ein sehr schönes Model von einer Kettenbrücke zum Geschenke, die aus Bronze, Eben- und Atlasholz verfertigt war. Ranschit Sing ließ sich den Bau und die Zusammensetzung der einzelnen Theile dieser Brücke erklären und empfahl Hrn. Court, einem Zögling der polytechnischen Schule, das Modell sorgfältig zu bewahren, und noch mehrere andere dergleichen aus Kalkutta kommen zu lassen.

In diesem Augenblicke legte Hr. Prinsep dem Generalgouverneur einen Bundesvertrag vor, der voll von Beweisen der Achtung und Freundschaft für den Beherrscher von Pendschab war, um seine Unterschrift darunter zu setzen. Ranschit selbst hatte den Wunsch ausgedrückt, diese Urkunde bei ihrer letzten Zusammenkunft aus den Händen des Gouverneurs selbst, als ein Fadbascht oder Unterpfand ihres Bundes und ihrer Freundschaft zu erhalten. Aziz-u-Dihn las hierauf mit lauter Stimme den Inhalt vor, indem er ihn Satz für Satz ins Indische übersetzte. Bevor man sich trennte, machte Lady Bentinck dem Maharadscha noch eine prächtige Spieldose zum Geschenke, und so nahmen endlich die beiden Männer, in deren Händen das Geschick Indiens von den Ufern des Sind bis zu den fernen Gränzen von Ava ruht, unter den gegenseitigen Betheuerungen ewiger Freundschaft, von einander Abschied.

Nekrologische Notiz.

General Graf Woronzow, der jüngst zu London in seinem 88sten Jahre verstorben ist, war dreißig Jahre lang russischer Gesandter am britischen Hofe, vor dem gegenwärtigen Gesandten, Fürst Lieven. Der Graf stand bei Georg III in besonderer Gunst, und wurde oft zu dem vertraulichen Gesellschaftskreise des Königs in Windsor gezogen. Sein langer Aufenthalt in England und die Vermählung seiner Tochter mit dem verstorbenen Earl von Pembroke fesselten ihn so sehr an dieses Land, daß er es zu seinem steten Aufenthalt wählte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 194. 12 Julius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

7. Montenegro.

Der Montenegriner bewohnt einen hohen Gebirgsrücken, dessen steilste, sechs bis achttausend Fuß hohe Abhänge gegen Oesterreichisch-Albanien, die Abflachung gegen den Laco di Scutari zugewendet sind. Sein Land ist eine natürliche Feste, seine Berge noch mehr als sein Muth ein unüberwindliches Bollwerk seiner Freiheit. Ganz Montenegro hat keine Stadt; die Residenz des Bischofs ist in dem Dorfe Cettigne, aber ein fränkisches Bauernhaus übertrifft an Größe und Schönheit diesen Palast. Nur das Auge des Montenegriners vermag im weiten Meer von Klippen und Steinen den rechten Pfad zu halten, und kein anderer Reisender würde da einen Fußpfad entdecken, wo dieser so sicher, wie wir auf der Landstraße, einhergeht. Es gibt nur wenige Dörfer; einzelne Häuser, von Weitem mehr Felsblöcken als menschlichen Wohnungen ähnlich, liegen zerstreut unter den Klippen. Das Ländchen, das ungefähr 70,000 Seelen zählt, ist in fünf Distrikte: Katuni, Piesiwaska, Liesanska, Riesca und Czerniska getheilt, die im Ganzen aus 20 Gauen und 116 Gemeinden bestehen. Jeder Distrikt hat seinen Hauptmann (Sardar), dem zwei Landräthe (Woiwode) an die Seite gestellt sind. Alle diese stehen unter einem sogenannten Gouverneur, der vom Bischof und den Aeltesten der Gemeinden gewählt wird. Schon dadurch ist dieser vom Bischof ganz abhängig, und man kann troß der äußern republikanischen Verfassungsform, Montenegro als einen hierarchischen Staat ansehen.

Der Aberglaube der Montenegriner und ihre Dummheit in religiösen Gegenständen übersteigt alle Begriffe, und was könnte man in einem Lande vom gemeinen Manne erwarten, wo kein Pope lesen kann! Lange stritt man sich über den jetzigen Bischof, bis ihn sein Anhang in die Kirchen führte, und ihm das Meßbuch vorlegte, und als er lesen konnte, beschwichtigte Dieß seine Gegner völlig, und er wurde ohne weitere Umstände gewählt. Ist jeder Bischof so klug wie der vorige: Peter Petrovich, der sowohl durch die Einführung der Kartoffeln sich ein ewiges Denkmal setzte, als auch als Diplomatiker und General sich Ruhm erwarb, der siegreich gegen die Türken kämpfte, sich mit den Russen gegen die Franzosen verband, und mit diesen gemeinschaftlich Ragusa verheerte, und bald alle Gewalt und allen Einfluß an sich zu ziehen wußte, so daß die Sardars und der Gouverneur nur dem Namen nach eine Gewalt hatten; so wird Montenegro stets Hierarchie bleiben. Wollte sich ein Montenegriner von diesem Joche lossagen, so drohte er mit dem gefürchteten Bannstrahl; daß er hohe Verdienste hatte, lag übrigens am Tage; und so behauptete er bis zu seinem Tode seine unumschränkte Herrschaft.

Der jetzige Bischof liegt aber mit dem Gouverneur und den Saedars in Streit, und nicht selten fallen blutige Händel zwischen den Anhängern des einen und des andern vor. Man muß mit allen jenen Titeln nicht den Begriff von Nobili oder Gebildeter verbinden; der Saedar und der Gouverneur sind Bauern, und der Bischof ist gleichfalls der Sohn eines Bauern. Ganz Montenegro hat nur Bauern und Pfaffen. Mit der Gesetzgebung sieht es traurig aus. Das Land hat weder Polizei noch Gerichte; der Beleidigte und Gekränkte muß sich selbst Recht schaffen. Mit der Muttermilch wird dem Knaben das furchtbare: „ko ne se ossveti, onse ne posveti“ (Wer sich nicht rächt ist ein ehrloser Schurke) eingeflößt, und die Blutrache erbt sich von Vater auf Sohn und Enkel. Man kann nicht begreifen, wie Reisebeschreiber darauf gekommen sind, den Montenegrinern ritterlichen Muth zuzuschreiben. Der Montenegriner ist ein rachedürstiger Wilder, der seinem Feinde nicht einmal offen die Stirne bietet, sondern ihn nur aus dem Hinterhalte tödtet. Ist ein Montenegeiner von seinem Feinde erschossen worden (und Dieß geschieht nicht selten), so hat die Familie des Verstorbenen die Verpflichtung, diesen Moed durch einen neuen an irgend einem Gliede der Familie des Möeders zu sühnen.

Eine Familie, die dieser, bei ihnen heilig geachteten Pflicht nicht Folge leistet, wüede vom ganzen Lande als entehrt betrachtet werden. Der Bluträcher lauert auf unschuldige Verwandte des Mörders, und schießt sie aus sicherm Hinterhalte nieder. Lauert er zu lange vergeblich, so wagt er sich bis in die Nähe ihrer Wohnungen, und in Ermanglung eines Erwachsenen, genügt ihm jedes lallende Kind. Der Haß und die Rache entflammt sich von beiden Seiten, die scheußliche Metzelei wied ins Große getrieben, bald hat die eine, bald die andere Familie mehrere Todte zu beklagen; die Zahlen werden gegenseitig gewissenhaft quitt gemacht, und erst nachdem Dieß lange Jahre fortgesetzt worden, wird dem blutigen Kampf mit einem Schmause ein Ende gemacht, bei dem jedoch nicht selten der alte Haß von Neuem aufflammt, und mit einem Blutbad beschlossen wird. Zuweilen machen auch die in Fehde lebenden Familien Waffenstillstand; aber nie wird hiedurch die Rache einge-

schläfert. Die Mutter zeigt dem Knaben die blutigen Kleider des getödteten Vaters, und entflammt ihn zur Rache, die nur verschoben, aber nicht aufgehoben ist.

In den seltensten Fällen wird die Blutschuld abgekauft, da die meisten Montenegriner nicht so viel Geld haben, oder andern Grundsätzen von Ehre Gehör geben. In diesem Falle wird durch Vermittler von Seiten des Mörders mit der Familie des Getödteten unterhandelt. Die Summe beträgt 3 — 600 fl., die der Mörder unbewaffnet bringen muß. Im Hause sind die Freunde des Verstorbenen in zwei Reihen aufgestellt und der Mörder muß unter verschiedenen Förmlichkeiten auf Händen und Füßen zwischen ihnen hindurchkriechen. Plötzlich zücken sie unter wilden Gebärden alle Handschare gegen ihn, doch ohne ihn zu verletzen, als Zeichen, daß er eigentlich das Leben verwirkt, und nur ihrer Großmuth es zu verdanken habe. Auch diese Scene endet mit Fraß und Völlerei, und der Mörder ist dann seines Lebens sicher.

Der Montenegriner haßt die Fremden; er ist dumm genug, sie für Spione, die ihn seiner Freiheit berauben wollen, zu halten, und die Vorgesetzten bestärken ihn in dieser Meinung, da sich die Hierarchie vor jeder durch Fremde eingebrachten Neuerung allzusehr fürchtet. Nur wenige Fremde noch betraten dieß Land. Ohne Wirthshäuser, ohne Fußwege, von steilen Felsen umschlossen, muß man durchaus einen gebornen Montenegriner zum Führer haben. Dieser führt den Fremden zu seinen Verwandten, wo er gastfrei bewirthet wird, und vertheidigt ihn im Falle der Noth. Ist aber dieser Führer in Fehde verwickelt, so kann es sich leicht treffen, daß man zugleich mit ihm getödtet wird. Die beste Begleitung ist ein Weib, in ihrer Gesellschaft wird der Reisende wenigstens nicht hinter einer Klippe hervor erschossen, da der Montenegriner, im Falle er das Weib verletzte, die Rache und den Schimpf der ganzen Nation tragen müßte. Nie wird bei Ausgleichung der Blutrache ein Weib getödtet, daher braucht man sie auch als Spione. Ersteres geschieht aber nicht aus ritterlicher Courtoisie und Achtung, sondern mehr aus tiefer Verachtung des weiblichen Geschlechts. Der Montenegriner spricht nie anders als: „mit Respekt zu melden mein Weib;" sie ist seine Sklavin, sein Lastthier, er hält es für den größten Schimpf, ein solch erbärmliches Wesen zu tödten. Ein Befehdeter geht daher mit seinem Weibe sicher durch die Gauen der Feinde, er verbirgt sich hinter ihr als einer sicheren Schutzwehr, schießt unter ihren Füßen hindurch auf seine Feinde, und diese hüten sich wohl, zugleich mit ihm das Weib zu verletzen. Zuweilen wird auch ein ganz Unbetheiligter für einen andern angesehen und erschossen, wodurch oft 3 bis 4 Familien in die Fehde verwickelt werden. Diebe und Ehebrecher trifft man nicht, aber nicht sowohl aus Grundsätzen des Rechts und der Ehre, sondern weil sie blutige Rache fürchten.

Wenn auch der Fremde, der für seine Neugierde das Leben einsetzt, mit heiler Haut herauskömmt; so spricht auch Dieß nur für ihre Barbarei, daß man sich wegen einer Sache, die sich von selbst verstehen sollte, glücklich preisen muß. Wer sich allein ins Montenegro wagt, möchte aber schwerlich wieder das unten brausende Meer sehen. Beispiele solcher Mordthaten sind mit der Zeit genug bekannt geworden. Ein solches Loos traf zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Franzosen. Die Mörder theilten sich in die Beute, und fanden dabei eine Uhr mit doppeltem Deckel, sie hielten diese anfangs für einen Klumpen Silber, und wollten ihn mit den Handscharen zerhauen und in gleiche Theile theilen. Aber welches Entsetzen befiel sie, als sie wimmernde Bitten (die Unruhe) zu hören glaubten. Sie hielten das unbekannte Geschöpf für einen Dämon, warfen es weg, ermannten sich jedoch wieder und schossen die Uhr aus der Ferne in Stücken. Erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der gebannte Geist richtig ausgespukt, näherten sie sich und verkauften später die Trümmer. An eine Bestrafung ist bei allen dergleichen Vorfällen nicht zu denken. Wenn man in Gesellschaft eines Montenegriners reist, so muß man sich über seinen scharfen Blick, und sein noch feineres Gehör, mit dem er aus dem Herabrollen der Steine in der stillen Umgegend auf weite Fernen den etwaigen Feind bemerkt, verwundern.

Die Montenegriner sind Todfeinde der Türken, undnur ihre Weiber dürfen in das nahe Skutari. Wegen ihrer strengen Abgeschiedenheit von den Türken, dürfen sie, ob sie gleich selbst keine besondere Kordonsanstalten gegen die Türkei haben, ohne alle Kontumaz ins Kaiserliche, und jeder Reisende aus der Türkei kann, wenn er über Montenegro geht, gleichfalls ohne die 10tägige Landkontumaz halten zu müssen, das österreichische Gebiet betreten.

In der Nähe Montenegro's leben noch mehrere unabhängige slavische Völker und Stämme, die Paulusser, Klementiner, Grivoscianer, von denen ich nichts Näheres weiß, und worüber, wahrscheinlich aus gleichem Grunde, auch unsre Geographen und Statistiker schweigen.

Lange wird es dauern, bis ein Strahl der Aufklärung Montenegro und die Länder der Morlachen erleuchtet, wo die christlichen und türkischen Gränzer sich gegenseitig von den Pfaffen Amulette (zapis) holen, wo der Glaube an gute und böse Hexen (Bahórnize und viéstize), zu welchen letztern auch die Pest (kluga) gehört, als unbestreitbare Thatsachen gelten; wo ein getrockneter Eisvogel (Alcedo isnida) als Barometer und Präservativ für alle Krankheiten gilt; wo der Glaube an blutsaugende Vampyre so fest steht, daß jeder Fremde, der einen Morlachen scharf ins Auge faßt, für einen künftigen Vampyr gilt, und daher zu tödten gesucht, dann mit Nadeln durchstochen, und mit abgehauenen Kniekehlen, zur Vermeidung des Umwandelns nach seinem Tode, unter vielen Formalitäten bestattet wird. Möchte Oesterreich, das in seinem Landesantheil schon mächtig der Blutrache steuerte, allmählich jenem finstern Aberglauben durch Errichtung von Schulen und gemeinnützig gebildete Priester, welche beide bis jetzt ganz fehlen, entgegenarbeiten und dadurch dem Vorwurf seiner Feinde, als scheue, und hindere es die Aufklärung seiner dalmatinischen Länder, am schönsten als Verläumdung darthun!

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

6. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

(Schluß.)

Zu Dschaadu trafen die Reisenden auch einen Eunuchen des Königs von Yarriba, Namens Ebo, der von seinem Herrn hieher

gesendet war, um den gewöhnlichen Tribut zu erheben, den die Statthalter der verschiedenen Städte auf dem Wege von Dschenne bis Katunga zu entrichten haben. Dieser Mann wurde sowohl von den Häuptlingen, als von den übrigen Einwohnern mit der größten Ehrfurcht behandelt, und Alle warfen sich vor ihm auf den Boden, wenn sie mit ihm redeten. In seiner Gesellschaft setzten sie ihre Reise nach der Hauptstadt fort, und erreichten Itscho, eine Stadt, in der wöchentlich ein großer Markt gehalten wird. Auf Steinwurfs-Ferne gegen Westen von ihr ist die Hauptstraße, die nach Borgu, Nuffie, Haussa, Yauri u. s. w. führt. Da Fremde, die nach der Hauptstadt reisen wollen, ihre Ankunft zuvor dem Könige melden lassen müssen, der sie gewöhnlich durch ein entgegengesendetes Geleit einholen läßt, fertigten die Reisenden einen Neger ihres Gefolges als Boten nach Katunga ab. Tausende von Menschen begleiteten sie, als sie an einem sehr kühlen Morgen (das Fahrenheitische Thermometer zeigte 71° im Schatten), von Itscho aufbrachen. Den Eingebornen schien diese Temperatur sehr unangenehm zu fallen; obgleich in ihre wärmsten baumwollenen Kleider gehüllt, zitterten sie dennoch vor Frost. Der lange Zug, den sie in ihren blauen und weißen Gewändern auf dem schmalen Fußpfade durch die tiefen Wälder bildeten, stach angenehm gegen das tiefdunkle Grün der uralten Bäume ab, und brachte eine ungemein malerische Wirkung hervor. Auf halbem Wege schon begegnete ihnen das entgegengesendete Geleite, das indeß nicht so glänzend war, daß die Bescheidenheit der Reisenden darüber verlegen werden konnte. Es bestand aus einigen zerlumpten Menschen zu Fuß und acht Reitern. Letztere hatten einen Trommelschläger bei sich, jene aber auch Pfeifer und Trompeter. Lander stieß zum Gegengruße in sein Hüfthorn, worauf ein schwarzer Trompeter, von Künstlerneid getrieben, ihn zu einem Wettkampfe herausforderte, um zu erproben, welches von ihren beiderseitigen Instrumenten den Vorzug verdiene. „Dieser Wettkampf, bemerkt das Tagbuch, endigte mit der völligen Niederlage des Afrikaners, der von seinen Gefährten wegen seiner Anmaßung verhöhnt und verlacht wurde, und in Verzweiflung sich überwunden bekannte. Ich habe irgendwo gelesen, daß einmal in alter Zeit ein Wettstreit zwischen einer Nachtigall und einem berühmten Spielmanne vorfiel, dessen Name mir entfallen ist; und daß der melodiereiche Vogel, in Verzweiflung, es dem göttlichen Klange der Saiten nicht gleichthun zu können, dadurch seinen Gegner als Sieger anerkannte, daß er todt zu dessen Füßen niederstürzte. Nun blieb freilich der geschlagene Afrikaner nicht auf dem Platz, aber er ließ den Kopf sinken und sah äußerst traurig darein; erst als er glaubte, daß seine Gefährten seine Niederlage vergessen haben mochten, wagte er es wieder, sein Horn an den Mund zu setzen. Unter den Instrumenten, die sich bei dieser Gelegenheit hören ließen, befand sich auch eines von Eisen, das auf ein Haar einer englischen Kohlenschaufel ähnlich sah, und mit einem dicken Stück Holz gespielt wurde. Der Anführer unsers Geleites war ein mächtig großer Bursche von seltsamem Aussehen, der in einem Romane als Hüter eines verzauberten Kastelles keine unebene Rolle gespielt haben würde, wenn anders grimmige Augen, mürrische Stirnrunzeln und ein besonderer Ausdruck von Wildheit im Gesichte dazu erforderlich sind. Außerdem war dieser Ogger von riesenhafter Gestalt, seine breite Nase dehnte sich über beide Backen aus, und sein breites Maul mit dicken Lippen ließ eine Reihe schneeweißer Zähne hervorblitzen; ein schwarzer krauser Bart bedeckte die untere Hälfte seines Gesichtes, und reichte bis auf die Brust herab; der famose Blaubart war nichts dagegen. Und bei all diesem furchtbaren Aussehen war das Ungethüm so zahm und unschuldig wie ein Lamm. Auf seinem Kopfe trug er einen kleinen, aus Binsen geflochtenen Hut, der einem umgestülpten irdenen Topfe ähnlich war. Seine Brust war mit einem Stück groben blauen Tuch umhüllt; an seiner linken Schulter hing ein großer Köcher mit Pfeilen, und in seiner rechten Hand schwang er einen mächtigen Bogen. Ein Paar kurze Hosen bedeckten seine Beine, und phantastisch zugeschnittene Stiefel von Leder seine Füße. Seine Haut war von pechschwarzer Farbe und seine Stirne hoch. Der buschichte Bart, der schon etwas mit grauen Haaren gemischt war, trug indeß am meisten bei, seinem Gesichte den Ausdruck von grimmiger Wildheit zu geben, der uns Anfangs fast erschreckt hatte. So geleitet, setzten wir unsern Weg fort, und nach einem scharfen Ritte von sechs Stunden gewahrten wir endlich von einer kleinen Anhöhe herab, die schwarzen nackten Granitfelsen, an deren Fuß die Hauptstadt von Yarriba liegt. Eine Stunde später zogen wir durch die Thore dieser ausgedehnten Stadt ein. Der Landessitte gemäß machten wir gleich innerhalb des Walles, unter einem Baume Halt, bis der König und seine Eunuchen von unserer Ankunft unterrichtet waren; nach einer ziemlich langweiligen Verzögerung wurden wir endlich nach der Wohnung Ebo's, der nächst dem Könige der einflußreichste Mann von Katunga ist, geführt. Hier fanden wir ihn und mehrere andere Verschnittene, lauter fette kugelrunde Leute, auf dem Boden sitzen; Alle hießen uns mit großer Herzlichkeit willkommen in Katunga."

Französische Literatur.

Paris, Ende Juni.

Artaud, der Uebersetzer des Dante, wird nächstens eine Biographie von Machiavell herausgeben, die eine große Menge unbekannter Dokumente, Briefe u. dgl. enthalten soll. Sie ist größtentheils aus Fragmenten von Machiavell selbst zusammengesetzt, und wird einen starken Band bilden, der bei Didot mit ungewöhnlichem Luxus gedruckt wird. Man sagt, der Großherzog von Toscana habe dem Verfasser viele Materialien dazu gegeben; so wie überhaupt sein langer Aufenthalt in Rom als erster Gesandtschaftssekretär ihm die Leichtigkeit gegeben hatte, die Hülfsmittel dazu vollständiger als bisher zu sammeln. — In demselben Maße, als die St. Simonisten verschwinden, erheben sich neue Sekten, die es ihnen an Extravaganz zuvorthun wollen. Die neueste, oder wenigstens die in diesem Augenblicke thätigste, ist die der Fourieristen, nach ihrem Stifter Fourier so genannt; sie haben ein Journal gegründet unter dem sonderbaren Titel: Phalanstère, ihr System beschränkt sich auf Moral und politische Oekonomie, und beruht vor Allem darauf, daß sie alle Leidenschaften, statt sie zu bekämpfen, zu ihren gesellschaftlichen Zwecken benutzen. Sie suchen in diesem Augenblicke eine Gesellschaft von Actionnaires zu bilden, um mit einem Kapital von 6 Millionen einen Versuch zu machen, ihr System im Großen anzuwenden; sie wollen zwei Drittheile einer Quadratmeile Landes miethen, und durch eine Gesellschaft von 1200 Mitgliedern nach ihrem System bearbeiten lassen. Ihr Plan hat einige Aehnlichkeit mit dem von Owen und den kooperativen Gesellschaften von England; sie versprechen den Reichthum von Frankreich in wenigen Jahren zu vervierfachen und andere Wunder dieser Art. Fourier ist ein kleiner, lebhafter Greis, der sich lange mit Spekulationen dieser Art beschäftigt, und bei dem sie zu einer Art von Religion geworden sind. Einige Anhänger der St. Simonianer haben sich an ihn angeschlossen, und die Sekte hat den ganzen Eifer einer neuen Religion; nichts kann sonderbarer und barbarischer lauten, als ihre sehr ausgedehnte Technologie: die Serien von Phalangen, die Unterabtheilungen der associations complètes et ambigues, die Grade von Civilisation, die mit Nummern und Buchstaben bezeichnet sind, geben ihrem System das Ansehen einer naturhistorischen Klassifikation. Die Sekte des Messianismus macht kein Glück; ihr Stifter, Wronsky, hat unter dem Patronat einer italienischen Prinzessin angefan-

gen, einen Kurs über seine Prinzipien zu halten, in dem er versprochen hat, das Absolute zu erklären; statt dessen aber hat er sich in Deklamationen über die mystischen Gesellschaften ergossen, die der kranke Punkt seines Gehirns zu seyn scheinen. Er schreibt ihnen alles Uebel in der Welt zu und namentlich das unbegreifliche Verschwinden seiner eigenen Werke, die diese Mystiker mit großer Begierde aufzukaufen und zu vernichten scheinen, was er sehr beklagt; man begreift jedoch nicht, warum er nicht neue Auflagen derselben veranstaltet, die bei dieser großen Absorption derselben nicht schwer unterzubringen wären. Er hat jetzt ein Bureau errichtet, wo man für einen mäßigen Preis Antworten auf alle Fragen, die Metaphysik und Politik betreffen, erhalten kann. Aller dieser Unsinn macht natürlich keinen Eindruck auf die Masse; aber es ist schon sonderbar genug, daß er nur ein hinlängliches Publikum findet, sich zu erhalten, Journale zu drucken, Vorlesungen zu geben und die Welt mit Broschüren zu überschwemmen. — Der Friedensfürst, Godoy, ist seit einiger Zeit in Paris; er beschäftigt sich mit der Abfassung von Memoiren über sein Leben, um sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen er seit langer Zeit ausgesetzt ist. — Die Literatur liegt hier noch immer vollkommen nieder. Die Zeitungen verschlingen die ganze Aufmerksamkeit der Leser und die ganze Thätigkeit der Schriftsteller. Ihre Zahl ist so groß, daß sie einander beständig aufreiben. Man sieht täglich neue entstehen und andere still verschwinden. Niemand will sich mehr die Mühe geben, ein Buch zu schreiben und Zeit darauf zu verwenden; Alles wird in Journalartikel verwandelt; es ist bequemer, gibt mehr Einfluß, mehr Leser und ist besser bezahlt.

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Mangel genügender Aufklärungen über den verworrenen Zustand Mittel-Italiens in gegenwärtiger Zeit könnte vielleicht eine von Herrn Gherardi aus Arezzo, unter dem Titel: Note storicopolitiche generali, e più in particolare intorno alla rivoluzione di alcune provincie centrali d'Italia, accaduta al mese di Febrajo del 1831, herausgegebene Flugschrift einige Aufmerksamkeit verdienen. Es geht daraus hervor, daß bereits im Jahre 1829 einige der italienischen Liberalen oder Unionisten den Häuptern einer andern Partei, die unter den verschiedenen Namen, Calderari, Sanfediste, Apostolici u. s. w. in verschiedenen italienischen Staaten bestand, und ebenfalls, wie jene, den Zweck hatte, Italien von fremder Herrschaft zu befreien, nur mit dem Unterschiede, zu diesem Zwecke in Verbindung mit der römischen Hierarchie einen strengern Despotismus einzuführen, Anträge und Eröffnungen gemacht wurden. Die österreichische Regierung trat durch ihre Toleranz in religiösen Gegenständen, durch ihr System der Volkserziehung, ihre Aufmunterung des Handels und Gewerbsfleißes u. s. w. dem wilden Reaktionsgeiste der alten italienischen Absolutisten zu schroff gegenüber, und wurde diesen so verhaßt, wie den Liberalen. Diese suchten daher, wenigstens auf eine Zeit lang, gemeinsame Sache mit den Absolutisten zu machen und so ihre Partei zu verstärken. Allein da inzwischen im Jahre 1830 die französische Revolution ausbrach, so zerschlug sich das beabsichtigte Bündniß; die Liberalen schöpften wieder frische Hoffnung und glaubten im Stande zu seyn, ihre Sache, auch ohne die Absolutisten, auf eigene Faust durchsetzen zu können; und die Absolutisten, die den Sturm heranziehen sahen, vergaßen für den Augenblick ihren Haß gegen Oesterreich und benützten die ihnen gemachten Mittheilungen, um den Entwürfen der Liberalen entgegen zu arbeiten. Inzwischen brach der Aufstand in Bologna aus und verbreitete sich bald über die umliegenden Gebiete; und hier ist es, wo Herr Gherardi Denen, die damals an die Spitze traten, Vorwürfe macht, daß sie alle ihre Hoffnungen auf das neuproklamirte Prinzip der Nichtintervention bauten, keine entschlossenen Maßregeln ergriffen und sich zuletzt, so zu sagen im Schlafe, überfallen ließen. Allerdings muß man auch gestehen, daß nach den seit vierzig Jahren gemachten Erfahrungen eine große Glaubensfestigkeit der italienischen Liberalen dazugehörte, wenn sie den unsichern Verheißungen einer ausländischen Partei trauen konnte, die von nichts, als altem Ruhm und alter Größe Frankreichs träumt. So viel ist richtig, daß es die Italiener ohne Beistand der französischen Waffen, kurz ohne einen europäischen Krieg, nicht mit Oesterreich aufnehmen können; und wenn auch, was würde dann, die Wechselfälle des Krieges gar nicht in Anschlag gebracht, aus der gehofften Unabhängigkeit Italiens werden? Wahrscheinlich nur ein neues Blatt einer alten Geschichte. Die italienische Frage steht nicht allein und ist voll der schwierigsten Verwicklungen, weßhalb nicht zu hoffen ist, daß geheime Gesellschaften, Aufstände und Reaktionen die verworrene Aufgabe lösen werden. Besser schien es, wenn durch die Vermittelung der großen Mächte Italien zweckmäßigere Institutionen erhielte und einer allmählichen Entwicklung entgegengeführt würde. Man dürfte sich wenigstens eher einen günstigen Erfolg davon versprechen, als von diesen ewigen gewaltsamen Erschütterungen.

•

In einem unlängst zu London erschienenen Werke über die Oekonomie in den industriellen Arbeiten findet man folgende Nachrichten über das Institut der „Times,“ des größten englischen Journals, mitgetheilt: „Dieses Unternehmen, sagt der Verfasser, ist ein Beweis, was man durch Vertheilung der Arbeit zuwege bringen kann; Geist und Materie vereinigen sich, um nach dem größten Plane und mit der strengsten innern Oekonomie überraschende Wirkungen hervorzubringen. Unter den Tausenden von Lesern, die die Times in allen Welttheilen zählt, gibt es vielleicht nur wenige, die sich eine Vorstellung von dem lebendigen Bilde machen können, in welchem sich so viele talentvolle Männer, so viel mechanisches Genie eine ganze Nacht hindurch durcheinander bewegt, um der Welt Belehrung und Unterhaltung zu gewähren. Die Arbeitssäle sind mit Gas beleuchtet, und man sieht darin, wie am lichten Tage. Stille, Ruhe und Ordnung herrschen überall. Ungefähr 100 Menschen sind in dieser Anstalt unaufhörlich beschäftigt. Während der Parlamentssitzung arbeiten wenigstens zwölf Stenographen unaufhörlich im Unterhaus und im Hause der Lords; jeder wird nach einer Stunde von einem andern abgelöst, und eilt sodann nach der Druckerei, um das Nachgeschriebene in gewöhnliche Schrift zu übersetzen. Zu gleicher Zeit sind fünfzig Setzer unablässig in Thätigkeit; die einen stellen die schon gesetzten Zeilen zusammen, die andern fügen mit blitzschneller Hand aus ihren beweglichen Schriften zusammen, was auf dem Papier kaum noch getrocknet ist, während ein Theil eben jener Rede, deren glänzender Schluß noch an den Gewölben der St. Stephanscapelle widerhallt und den Beifall der Versammlung erregt, in der Tasche des fleißigen Geschwindschreibers bereits nach der Druckerei wandert. Sobald eine Stelle gesetzt ist, wandert sie in andere Hände, um sich mit den vorausgehenden zu verbinden, und wenn die letzten Theile einer Rede, die im Unterhause gehalten wurde, gesetzt und die übrigen Tagesneuigkeiten hinzugefügt sind, stehen 24 Kolumnen bereit, unter die Dampfpresse gelegt zu werden. Vier Arbeiter legen die großen Bogen auf die Maschine, aus der sie einen Augenblick darnach auf einer Seite gedruckt vier andern Arbeitern in die Hände fallen. In einer Stunde werden so 4000 Bogen gedruckt und in sechs Stunden schon sind 12,000 Exemplare unter das Publikum vertheilt, deren Text 500,000 Lettern enthält.

•

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte im Jahre 1820 eine Expedition zur Erforschung der Felsgebirge (Rocky Mountains), einer Kette, die im Innern des Landes das Wassergebiet des atlantischen Ozeans von dem des stillen Meeres trennt, ausgesandt. Erst jetzt, nach einem Verlaufe von 11 Jahren, hört man wieder von derselben. Die Reisegesellschaft landete in der grünen Bai am Michigan-See, wo sie überwinterte. Dann ging sie über die Hundewiese zu St. Antonys-Fall am Missisippi. Von da zog sie den Nebenfluß desselben, St. Peter, 40 d. M. weit, hinauf, um Bleiminen zu suchen, deren sie auch einige beträchtliche fand, und brachte hier den zweiten Winter zu. Darauf reisten sie diesen Nebenfluß und den Missisippi hinunter bis zum Einfluß des Misouri; darauf den Misouri hinauf, bis zum Fuß der Felsgebirge, wo sie zum drittenmal überwinterten und in der Mitte August die Kette überstiegen, auf deren westlicher Seite sie von nun an acht Jahre blieben. Während dieser langen Zeit waren sie an der Küste des Eismeeres und hatten sogar nach dem südlichen Asien übergesetzt. In der Nähe des Columbia wurden sie von einem Sturme überfallen, der sie zwang Hütten zu bauen und 9 Monate zu bleiben. Der Schnee lag 14 Fuß tief, und sie mußten 41 ihrer Packpferde schlachten, um nur das Leben sich zu erhalten. Unter den verschiedenen Entdeckungen sind große Lager von Salz, Alaun, Eisen, Blei, Kupfer, Gold und Silber zu erwähnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 195. 13 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

Aus den Briefen eines französischen Offiziers. *)

Wenn man die ziemlich breitgetretene Vergleichung Italiens mit einem Stiefel (eben so gut könnte man darin einen drohend ausgestreckten Arm mit geballter Faust sehen, wenigstens weiß die Welt ein Lied zu singen von den Rippenstößen, die sie von dorther erhalten hat) nicht abgeschmackt finden will; so könnte man als den Rist desselben die beiden Calabrien annehmen, die in dem weit und breit bereisten und beschriebenen Europa noch eine wahre Terra incognita bilden, von der unserer Phantasie, wenn es hoch kommt, ein Bild aus Salvator Rosa's zornigen Landschaften, wie die Rückerinnerung aus einem wilden Fiebertraume, vorschwebt. Und doch ist Calabrien der wundervollste Theil des wundervollen Italiens, um dessen verlockende Schönheit die alten und neuen Völker ihr bestes Blut vergossen, so daß man seine Geschichte nicht lesen kann, ohne an jene alte Sage von einer spröden Königstochter zu denken, vor deren Söller sich die tapfersten Recken im Zweikampfe tödteten, und die dem Sieger, der endlich ihre Hand erkämpfte, doch nur verderblich wurde. Romanschreiber, die der Einbildungskraft das Messer an die Kehle setzen, und armen Lesern das Haar zu Berge striegeln wollten, wußten von jeher keinen geschicktern Ort, ihre Unthaten zu verüben, als die wilden Schluchten und Berghöhlen Calabriens, mit ihren Rinaldos, Fra Diavolos, Fra Gloriosos und andern Helden der Beutelschneider-Epopöen. Je leichter es ihnen aber wurde, Calabrien bis in den entlegensten Winkel hinein zu beschreiben, aus dem einfachen Grunde, weil sie es mit keinem Auge gesehen, desto weniger schien man Lust zu gewinnen, mit diesen herrlichen Schauderhaftigkeiten von Gegenden und Menschen wirkliche Bekanntschaft zu machen. Um das furchtbare Land näher kennen zu lernen, gehörte auch in der That eine so tüchtige Reisegesellschaft dazu, wie sie weiland Napoleon in das hermetisch verschlossene Aegypten, über die pyrenäischen Klostermauern des mönchisch abgeschiedenen Spaniens, auf die Polarexpedition zu den heutigen Kymmeriern zu führen und auszuschicken pflegte. Es war freilich eine seltsame Art, Beiträge zur Menschen- und Völkerkunde zu sammeln; allein es ist einmal so: Die Völker werden unmittelbar nur durch Handel oder Krieg miteinander näher bekannt.

Es war im Jahre 1807, als König Murat eine Anzahl Truppen nach Calabrien schickte, um die Banditen, die damals das Land, wie noch heute, beunruhigten, in ihren Höhlen und Klüften hervorzustöbern. Drei Jahre brachten diese Truppen, und unter ihnen der Offizier, aus dessen Tagbuch die folgenden Auszüge sind, in diesem Lande, unter den mannichfaltigsten Abenteuern und Gefahren zu; bald verfolgend, bald verfolgt, umgeben von einer den fremden Eroberern feindlichgesinnten Volksmasse, die den Banden, von denen man sie befreien wollte, eher die Hand bot, als Denen, die ihrem Lande die lang entbehrte Wohlthat gesetzlicher Sicherheit schenken wollten. Die schönsten romantischen Gegenden Calabriens, wohin noch keines Wanderers Fuß sich verirrte, wurden nun bereist, aber mit dem blinkenden Gewehre auf der Schulter; Berghöhen mit den zaubervollsten Aussichten wurden erstiegen, aber unter Trommelschlag und mit gefälltem Bajonnette. Unter solchen Verhältnissen entstand das vorliegende Werk, das eben so reich ist an neuen Mittheilungen über Land und Volk von Calabrien, als an Schilderungen seltsamer Abenteuer, gefährlicher Märsche und hartnäckiger Gefechte mit den Banditen. Hier zuerst das Gemälde, das der Verfasser von Calabrien überhaupt entwirft:

„Das Auge verweilt mit Wohlgefallen auf der Schönheit und reichen Abwechslung der Ansichten, die das Gebirge bietet; aber nicht ohne geheimen Schauer kann es hinabblicken in die tiefen und düstern Schluchten, deren Grabesstille nur von dem Gebrülle der wilden Gebirgswasser unterbrochen wird, die sich in der Regenzeit hinabstürzen. Es gibt in Calabrien keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Laino, Chratis, Nieto, Amato und Angitola sind bloß Ergüsse jener Menge von Wildwassern, die das angebaute Land um so mehr durchfurchen und verwüsten, als ihr Bett nicht gleich bleibt, und jedes Jahr sich ändert. So ist der Anblick beschaffen, den das Innere des Landes bietet; die Ebenen, die von der See bespült werden, sind minder malerisch und belebt, und stellen sich als dürrer Boden dar, der bald von einer glühenden Sonne versengt, bald von erquicklichen Regen erfrischt und befruchtet wird. Während der heißen Monate werden die Ebenen nur noch von einigen dürftigen Familien bewohnt. Von Wechselfiebern aufgerieben, von denen sie nur während der Wintermonate befreit sind, ist ihr Leben, das sie unter dem Einfluß so angreifender Witterungswechsel zubringen, meist

*) Calabria during a military Residence of three Years, in a Series of Letters, by a General Officer of the French Army. From the original M. S. London 1832. 8vo.

nur von kurzer Dauer. Indeß wird der Aufenthalt in diesen Gegenden nur Denen gefährlich, die gezwungen sind, dort auch ihre Nächte zuzubringen. Im Herbste kommen die Schnitter in großer Anzahl vom Gebirge herab, und breiten sich über das Flachland aus; da sie aber vor Sonnenuntergang wieder nach ihren Wohnungen zurückkehren, so entziehen sie sich hiedurch den schädlichen Ausdünstungen, die aus den vertrockneten Rinnsälen der Bergströme und aus Gewässern aufsteigen, die über fauligen Grund fließen.

„Der Dienst zwang häufig unsere Truppen, an solchen gifthauchenden Orten die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, wo man sich von einer Erschlaffung und Neigung zum Schlafe befallen fühlt, der man kaum widerstehen kann. Unsere Soldaten entgingen jedoch den verderblichen Einwirkungen, indem sie sich durchaus den Schlaf versagten und große Wachtfeuer unterhielten. Doch wie viele beklagenswerthe Verluste trafen uns, bevor wir mit dem Klima vertraut wurden; Verluste, die tausendmal größer waren, als die uns von den Banditen zugefügten! Sobald der Schnee auf den Bergen zu fallen beginnt, wird die Luft rein, und die Ebene, die jetzt einen köstlichen Aufenthalt gewährt, bewohnbar. Die ersten Herbstregen erfrischen den verdorrten Boden, und locken eine neue Vegetation hervor, die das ganze Land mit Kräutern und Blumen überwuchert. Man athmet dann eine milde Luft, die von den Wohlgerüchen zahlloser Gesträuche und Pflanzen, wie man sie nur bei uns in Treibhäusern findet, balsamirt ist. Die Landeigenthümer verlassen dann die Berge, um der Reize eines zweiten Frühlings zu genießen und vergnügen sich mit der Jagd. Zu dieser Zeit sind die Gebirge mit dichten Gewölken umhüllt, die sich auf den höhern Stellen als Schnee niederschlagen, und die tiefer liegenden Gründe mit Regengüssen überschwemmen. In dieser traurigen Jahreszeit sind die Einwohner der Dörfer durch die furchtbaren Waldströme von einander abgeschnitten und alle Verbindung wird unterbrochen. Die Regen halten mit unglaublicher Heftigkeit ungefähr zwei Monate an, und dauern mit gelegentlichen Unterbrechungen bis in den April fort. Das Klima von Calabrien wechselt je nach der Beschaffenheit des Bodens und ist daher allen Arten von Erzeugnissen günstig. In den Ebenen, die gegen die Nordwinde geschützt sind, findet man Zuckerrohr, Aloen und Dattelbäume; während Fichten und Birken die Berghöhen bedecken. Vier Monate lang herrscht in den höher gelegenen Theilen des Landes eine unerträgliche Hitze, vorzüglich während der Sirocco weht. Ein heißer Wind, der dem glühenden Qualm eines Backofens gleicht, breitet sich dann über das Land aus; er ruht über den Küsten von Neapel, wo er die bösartigsten Wirkungen äußert, nachdem er die brennenden Wüsten Afrika's durchstrichen hat. Während er herrscht, scheint die ganze Natur zu erschlaffen; alle Pflanzen und Gewächse verwelken; leben aber, wie der Mensch, sogleich wieder auf, sobald der Wind nach Norden umschlägt. Eiswasser und Seebäder sind die einzigen Mittel, wodurch man den Nerven einige Spannkraft wieder gibt und sich von der Erschlaffung, unter der Körper und Seele leiden, zu erholen vermag. Die große Mannigfaltigkeit und der Reichthum von Calabriens Erzeugnissen bietet einen Ueberfluß von Lebensmitteln aller Art. Es hat Getreide, so herrlich, als man es sich nur denken kann; Weine, die so vortrefflich, wie die von Spanien und Languedoc werden könnten, wenn die Einwohner mehr Verstand und Fleiß hätten; und Olivenöl in solcher Fülle, daß man es in ungeheuren Cisternen aufbewahrt. Seidenwürmer werden in Menge genährt, und bilden mit der Baumwollenstaude einen beträchtlichen Absatzartikel. Die Süßholzwurzel wächst ohne die mindeste Pflege wild in verlassenen Gegenden, und in Wäldern findet man eine Art Manna, das sehr gesucht ist. Zahllose Heerden von Hornvieh wandern abwechselnd von den fetten Triften des Syla zu den aromatischen Weiden der Ebenen, wo sie den Winter über zubringen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

8. Pastrovich.

Sobald die Thore der Stadt geöffnet und die rasselnden Kettenbrücken herabgelassen waren, gingen wir in die gegen Budua liegende Vorstadt, wo ein Führer und eine Führerin mit ihren im Gras weidenden Thieren unsrer harrten. Von Rozinante hatten diese nur die hagere Gestalt, indem sie außerdem alle edlen Eigenschaften von Sanchos Grauen in sich vereinigten. Von ihren Kameraden weggetrieben, erhoben sie ein ohrenzerreißendes Geschrei, das uns so wenig als das Reitzeug behagte. Der Sattel bestand aus einer hölzernen Vor- und Rücklehne, die durch Querstäbe verbunden waren, ein Sack mit Spren darunter, ein anderer darüber sollte Thier und Reiter vor Druck schützen; statt der Steigbügel läuft ein schlaffgezogener Strick von einem Ende des Sattels zum andern, in den man nur die Absätze, nicht etwa die Fußspitze einsetzen kann, vorn hingen zwei Körbe mit Knoblauchbüscheln, die unser Führer in Cattaro eingekauft hatte. Unsere Führerin hatte statt dessen einen Sack mit lebendigen Hühnern nebst mehreren Schinken an ihr Thier befestigt, und von unserer Seite wurde ein großer Flaschenkürbis voll Wein an den Sattelknopf gehängt. Von einem Zaum ist keine Rede, das Thier läuft vor seinem Führer her, und der Reiter schützt sich mit ausgespanntem Sonnenschirm gegen die Hitze, und hält sich damit zugleich in nöthigem Gleichgewicht.

Unser Führer hatte seine lange türkische Flinte umgeworfen, Pistolen und Handschar im Gürtel; wir selbst waren mit Pistolen und Hirschfängern bewaffnet, und langsam bewegte sich die sonderbare Karawane gegen das hohe Fort San Trinita, das aus einem dreistöckigen Blockhaus besteht, aus dessen Schußlöchern Kanonen den Weg von Stagnevich gegen Montenegro, und die Straße nach Budua bestreichen können. Der Weg bis dahin ist ziemlich gut gehalten; die darauf folgende mit losem Gerölle und spitzigem Gestein bedeckte Strecke heißt die Scala santa, wahrscheinlich weil man hier wie in Rom bei je zwei Schritten aufwärts, stets einen wieder abwärts macht, nur mit dem Unterschiede, daß Dieß dort freiwillig und unter Gebet, hier wegen des unebenen Bodens und der unter den Füßen wegrollenden Steine nothgedrungen und unter Fluchen geschieht. Das Fort und Cattaro waren unserm Blick entschwunden; rechts in der Tiefe öffnete sich eine fruchtbare Ebene, eine weite Aussicht über den Golf von Cattaro, die Insel i Strabiotti, die schneebedeckten Gebirge Grivoscie's und den riesenhaften Montenegro, des-

sen Kuppen von Wolken umlagert waren. Ich wähnte einen Augenblick an einem Alpensee der Schweiz zu weilen, aber bald schwand diese Täuschung bei dem Anblicke der Menschen, die uns in ihren sonderbaren Trachten begegneten. Die Männer, obgleich bis an die Zähne bewaffnet und von wildem Aussehen, grüßen und küssen sich, und die Weiber verneigen sich gegen ihre Bekannten so anständig, als hätten sie Tanzstunden genommen; vorzüglich fiel mir in diesem wilden Lande die tiefe Ehrfurcht der Kinder gegen Aeltere auf, wie sie leider bei uns oft mangelt. In einer schlechten Kneipe hielten wir Rast. Mehr als dreißig Gewehre lehnten in den Ecken, und der ärmste Bewohner, der nicht für morgen zu essen hat, würde lieber Hunger dulden, als sich von seinen Waffen trennen.

Obgleich hauptsächlich die Gegend von Budua bis an die äußersten Gränzen unter dem Namen: Pastrovich verstanden wird, so begreift man doch gewöhnlich auch die Bezirke zwischen Cattaro und Budua darunter, die gegen das Meer fruchtbare Ebenen haben, die man aber nicht zu benützen versteht. Der Pflug hat keine Räder, und ist roher als zu Cincinnatus Zeiten, der Oelbau wird vernachlässigt, und Seidenbau ist unbekannt. Es wandert daher jährlich in mehreren Karawanen ein großer Theil der pastrovicher Männer nach Konstantinopel, wo sie sich mit Handleistungen bei Bauten ansehnliche Summen erwerben, und die Hin- und Herreise zu Lande, jede in 24 Tagen zurücklegen. Unser Weg führte über buschichte Höhen, in denen das merkwürdige Scheltopusick (Pseudopus Opelii) lebt, ein Thier, das die äußere Gestalt der Schlange und den innern Bau der Eidechse hat. In den Zweigen sang die herrliche schwarzköpfige Ammer (Emberiza melanocephala) ihre sanften Weisen, und in den Wassergräben und Sümpfen schwamm eine Menge Flußschildkröten. Das Meer verschwand und zeigte sich bald unsern Blicken; sichern Schrittes kletterten unsere Thiere den letzten steilen Berg hinan, von wo uns unser Führer in gebrochenem Italienisch versicherte, daß wie schon die Küsten der Türkei vor uns sähen; auf den ermüdenden Krümmungen des Weges ging es hinab in das fast ganz insulirte Budua. Wer durch die Straßen dieses Städtchens gelangt, ohne den Hals zu brechen, oder in Schmutz zu versinken, der opfere dem Jupiter Xenios, und preise sich glücklich. Zusammengerüttelt, abgemattet und müde, fanden wir nach langem Suchen eine elende, schmutzige Kneipe, und suchten dann die Jägeroffiziere auf, an die wir empfohlen waren.

Am äußersten Punkte der österreichischen Monarchie, rings von der Türkei und dem wilden Montenegro eingeschlossen, wo selbst die italienische Sprache aufzuhören beginnt, trafen wir hier biedere Deutsche, die uns mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufnahmen, und uns für alle Reisebeschwerden entschädigten, indem sie uns unsern Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchten. Am nächsten Mittag fuhren wir in einer offenen Barke an den letzten Punkt der Monarchie, das mit böhmischen Jägern besetzte Fort: „Blockhaus.“

Gewaltig wurde unser leichtes Fahrzeug von den hohen Wogen auf und ab geworfen, doch war der Wind so günstig, daß wir in Kurzem das verfallene Fort S. Stephano und Lastua übersegelt hatten, und im Angesichte des Blockhauses landeten. Am Landungsplatz ist ein von der Natur gebildeter hoher Damm von Kalkgerölle und Treibsand, den jedoch die stürmische See zuweilen überspringt, wodurch jenseits Sümpfe gebildet werden, die zugleich Zufluß von süßem Wasser haben, im Mai mit Schwärmen von Reihern, besonders von dem durch seine zarten, kostbaren Rückenfedern geschätzten Silberreiher (Ardea egretta und garzetta), bevölkert sind, aber eine höchst gefährliche Malaria verbreiten, die oft den Wachtposten auf ihrem Platze tödtlich wird. Aehnliche Sümpfe sind auf der türkischen Seite, und viele Soldaten werden im Sommer von bösartigen Fiebern weggerafft.

Der Weg schlängelt sich vom Gestade anfangs durch Wiesen und Gebüsche bergauf. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Blockhaus und übergaben dem Oberjäger unsre Briefe. Die Jäger putzten ihre Gewehre, übten sich in Bajonnettfechten, oder arbeiteten in dem Gärtchen, das sie sich mit unendlicher Mühe in den Felsen angelegt, und mit Küchenkräutern und Blumen bepflanzt hatten; sie waren hoch erfreut in ihrer traurigen Einsamkeit, die nur selten ein Militärvorgesetzter besucht, Deutsche zu sehen. Der Oberjäger führte uns unter Bedeckung zu den äußersten Wachthäusern, deren linkes Sweda Gospodia (heiliger Herr) gegen Montenegro sieht; das mittlere Smiloa Ugliza (verirrte Gasse) bewacht den Weg zum Bazar, das rechte Vederne Gudno (windiger Malerhof) hat eine weite Aussicht in die offene See bis zu den dämmernden Vorgebirgen von Rodoni, und vor uns lagen die schneebedeckten Alpen, deren Fuß die Sümpfe und der See von Skutari bespülen. Nicht ohne Bedeutung wohl sind jene Namen der Stationen. Wie mancher Jäger weit entfernt von der Heimath, wird in der traurigen gefahrvollen Einöde ein „Sweda Gospodia!“ geklagt haben. Smiloa Ugliza ist fern von allem Umgange mit der Welt gleich einem Kloster in diese traurige Oede verirrt, und kalt weht die Meerluft um den „windigen Hof,“ den schwirrende Züge von Alpenseglern (Cypselus melba) umfliegen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Offizier der englischen Marine, der sich auf einem an der Küste von Afrika stationirten Kriegsschiffe befindet, theilt in dem United Service Journal folgende Erzählung von seinem Besuche bei dem Negerkönige von Fetishtown, an der Westküste von Afrika, mit: „Nach dem Frühstücke machte ich mich mit einem Freunde auf, dem Fürsten einen Besuch abzustatten, der an einem besondern, mit Mauern umgebenen Theile der Stadt wohnt. Nachdem wir den Palast erreicht hatten, mußten wir eine sehr steile und rohgearbeitete Treppe hinaufsteigen, an der wir uns wohl festhalten mußten, um nicht rücklings wieder herabzustürzen. Nachdem wir oben angelangt waren, ließ man uns in einen großen Saal treten, der sehr sauber aus Bohlen erbaut war; die Wände waren zum Theil mit zerbrochenen Spiegelgläsern und mit einer Menge kleiner Kupferstiche und Bilderbögen verziert, von denen manche das Unterste zu oberst aufgehangen waren. Auch mehrere Stühle von europäischer Arbeit waren hier zu sehen; diese kostbaren Gegenstände waren der Stolz des Fürsten und der Neid der benachbarten Könige. Der schwarze Monarch hatte sie von den Sklavenhändlern und andern Kaufleuten erhalten, da nach seinem königlichen Willen ein Gesetz bestand, das bestimmte, daß kein Schiffskapitän Handel treiben dürfe, bis er zuvor dem Fürsten einen vorläufigen Tribut entrichtet. Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat der König in den Saal. Er schien etwa sechzig Jahre alt, war von sehr starkem Körperbau, litt aber augenscheinlich an der Elephantiasis, da jedes seiner Beine von Mannesdicke war. Die Seltsamkeit seines Anzuges machte auf mich einen so lächerlichen Eindruck, daß ich leicht die Empfindlichkeit des Königs hätte verletzen können. Er trug ein großes Stück Leinwand, nach-

lässig um den Leib geschlagen, das bei ihm Rock, Weste, Hemd, Hose und alles Uebrige ersetzte; sein nackter Arm war durch einen Einschnitt in dasselbe gesteckt, da die Schneider dieses Landes noch nicht die Erfindung der Aermel gemacht haben. Sein Kopf war mit einem alten Hut von gebräuntem Filz bedeckt, von dem ein Theil des Randes über das Ohr herabhing. Der Vordertheil desselben war sehr übel zugerichtet und hatte viel von seiner ursprünglichen Gestalt verloren, da dieser Kopfputz für ein wenigstens zweimal schmäleres Haupt, als das seines gegenwärtigen Besitzers, bestimmt war. Die Füße des Monarchen ermangelten jeder Bedeckung. Es war zu vermuthen, daß wir die ganze Garderobe des Königs vor Augen hatten. Der schwarze Monarch war sehr herablassend; er faßte mich bei der Hand, führte mich in den Hintergrund des Saals, setzte sich nieder und befahl einem Diener, mir einen Stuhl zu bringen. Nach einer kleinen Pause nahm er das Wort und fragte durch einen Dolmetscher: „Was gibt es Neues?“ Diese Worte waren mit einem so sanften Tone ausgesprochen, als schienen sie darauf berechnet, zu einer langen Unterredung ermuthigen zu wollen. Ich muß gestehen, daß diese Anrede mich Anfangs etwas in Verlegenheit brachte; allein da ich erwog, daß mein Nachbar Frankreich nicht von Amerika zu unterscheiden wisse, so erwiderte ich das nächste Beste, was mir einfiel und antwortete: wir hätten schon, seitdem die Batavier Holland erobert, keine Neuigkeiten erhalten. Er schien mit dieser Antwort sehr zufrieden, und ohne Zweifel war er überzeugt, daß ich ihn für einen sehr weisen und wohl unterrichteten Monarchen hielt, weil er mir eine Frage gestellt, die mich einiges Besinnen gekostet. Man kann diesen Monarchen den größten Bonvivants beizählen; er trinkt mit unendlichem Vergnügen Branntwein aus gestrichen vollen Gläsern, und hat ungefähr dreihundert Weiber und vielleicht eben so viele Beischläferinnen. Man sagte uns, einige derselben seyen sehr schön; aber da alle Schönheiten dieses Landes schwarz sind, sehr aufgeworfene Lippen und eingedrückte Nasen haben, so ging meine Neugier, den Harem des Fürsten zu sehen, nicht so weit, meinen Kopf daran zu wagen. Während meiner Audienz kam eine rabenschwarze Frau ins Zimmer, die aber nicht mehr jung war. Ich erfuhr später, es sey die älteste von allen gewesen. — Die Regierungsform dieses Staates ist durchaus die unbedingteste Willkür, die man sich denken kann. Der Monarch kann bei dem geringsten Fehltritte eines Unterthanen ihm den Kopf vor die Füße legen lassen, und es ist ein eigener Geschmack dieses Fürsten, daß er die Strafe an den Schuldigen und wohl auch an den Unschuldigen mit höchsteigenen Händen zu vollziehen pflegt. Seine Macht erstreckt sich über ein sehr großes Gebiet, das alle Arten von Früchten der Aequinoktionalländer hervorbringt und Ueberfluß an Elfenbein und Schildkrötenschalen hat. Die Stadt liegt rechts an der Mündung des Flusses Nazareth und besteht aus ungefähr 500 Häusern, die alle sauber aus Rohr gebaut sind. In ihrer Umgegend gibt es viele Büffel, Elephanten, Löwen, Panther, und andere wilde Thiere; die Bucht ist sehr fischreich, und ihre Ufer wimmeln von zahllosen Vögeln, die mit dem schönsten Gefieder prangen.

•

Die französische geographische Gesellschaft hat folgende Preise ausgeschrieben: 1) eine goldene Medaille in dem Werthe von 1000 Fr. für einen Reisenden, der im Verlaufe des Jahres 1851 eine Entdeckung gemacht, die unter den zur Kenntniß der geographischen Gesellschaft gelangten Entdeckungen die wichtigste ist. In Ermanglung einer solchen wird derjenige Reisende, welcher der Gesellschaft die neueste und den Fortschritten der geographischen Wissenschaft nützlichste Mittheilung macht, eine goldene Medaille von 500 Fr. Werth erhalten. 2) 2600 Fr., aus denen ein Aufmunterungspreis für einen Reisenden gestiftet werden soll, der bis an jene, auf den Karten von Afrika mit dem Namen Marawi bezeichnete Stelle vorgedrungen ist, die man unter 32° O. L. und 10° S. B. gelegen glaubt. Dieser Reisende hat auch einen Theil des Laufes von dem Flusse Loffih zu untersuchen, der unter dieser Breite strömen soll, einen Bericht seiner Reise, eine Karte, worauf der von ihm zurückgelegte Weg angegeben ist u. s. w. vorzulegen. 3) Eine goldene Medaille von 2400 Fr. für einen Reisenden in dem südlichen Theile Karamaniens, worunter die geographische Gesellschaft die Länder versteht, die südlich von der Kette des Taurus gelegen, ehemals unter den Namen Lycien, Pamphilien und Cilicien begriffen wurden. 4) Eine goldene Medaille von 600 Fr. für die beste kritische und mathematische Geschichte aller Operationen, die seit der Wiedergeburt der Wissenschaft in Europa angestellt wurden, um die Grade der Meridiane und Parallelen zu messen, mit Hindeutung auf die Erfolge dieser Versuche u. s. w. 5) Eine goldene Medaille von 2400 Fr. für denjenigen, der die vollständigste und genaueste Beschreibung der Ruinen von Palenque, sammt Zeichnungen ihrer Ansichten, Denkmäler u. s. w., mit Hinweisungen, in welcher Beziehung sie zu andern Denkmälern, wie zu denen von Yucatan, Guatimala u. s. w. stehen, liefern wird. Hiebei spricht die Gesellschaft den Wunsch aus, daß ein solcher Reisender auch, wo möglich, Untersuchungen anstelle über das alte Utatlan, in der Nähe von Santa Cruz del Quiche, in der Provinz Solola, über die alte Festung von Mixco und einige andere, über die Ruinen von Copan im Staate Honduras, die Insel Peten, in der Laguna de Itza, über die Gränzen von Chiapa, Yucatan und Verapaz, die alten Gebäude in Yucatan und zwanzig Stunden südlich von Merida, zwischen Mora y Ticul und der Stadt Nocacab; endlich über die Bauwerke bei der Stadt Mani, in der Nähe des Flusses Lagartos. Die geographische Gesellschaft verlangt ferner auch Nachforschungen über die Basreliefs, welche die Anbetung eines Kreuzes vorstellen; besondere Karten über die Bezirke, wo die benannten Ruinen liegen, genaue Höhenmessungen, Bemerkungen über den physischen Zustand und die Produkte jener Gegenden, über die Traditionen, die auf die alten Völker Bezug haben, die jene Bauten ausgeführt u. s. w. Endlich wird gewünscht, daß über den Votan oder Wodan der Chiapanais, den man mit Odin und Budda verglichen hat, Alles gesammelt werde, was man von ihm weiß. 6) eine goldene Medaille im Werth von 7000 Fr. für eine Reise in die noch unbekannten Theile des französischen Guyana, die Bestimmung der Lage von den Quellen des Maroni und die möglichst weite Verfolgung seines Laufes. Die Gesellschaft wünscht, daß der Reisende außer den geographischen Angaben und Höhenmessungen auch ein Wörterbuch der verschiedenen Volksstämme sammeln möchte. Für den ersten Preis ist keine bestimmte Zeit ausgesprochen, der zweite Preis soll im Jahre 1853 vertheilt werden, der dritte und vierte im Jahre 1854, der fünfte im Jahre 1855.

•

Schon im vorigen Jahre wurde die Entdeckung von Smaragden im Ural in der Umgegend von Katharinenburg angezeigt. Das russische Bergbau-Journal gibt darüber folgenden nähern Bericht: „Die Smaragden befinden sich in dem Forstbezirke von Beresowsk, auf einem Plateau, das sich ein wenig über naheliegende Sümpfe erhebt, am linken Ufer des kleinen Flüßchens Tokowaia, das sich in den Bolschoi Reft ergießt. Die Smaragde finden sich in einer Ader Glimmertalk vor, die zwischen Talksteinlagern liegt. 250 Saschenen westlich von dieser Ader, die Tokowaia aufwärts, findet man einen Granit von körnichten Krystallen, der aus großen Stücken Feldspath, groben harzigen Quarzkörnern und Blättchen siberischen Marienglases besteht. Oestlich der Glimmertalkader befinden sich die Schichtungen, auf denen der Goldsand ruht. Die über den Smaragd des Urals zu Petersburg und Katharinenburg angestellten Untersuchungen ließen in diesem Mineral kein Chrom entdecken, das einen Theil des orientalischen und böhmischen Smaragdes bildet und ihm seine schöne Farbe gibt. Uebrigens übertrifft der Smaragd des Urals den orientalischen an Härte und gibt ihm an Glanz nichts nach. Versuche, die man anstellte, um die Verhältnißzahl des spezifischen Gewichtes des Smaragdes zu andern analogen Mineralien zu finden, ergeben folgendes Resultat: Ein uralischer Smaragd von $2\,{}^{9}/_{16}$ Karat, der dem Präsidenten des Appanagen-Departements, Herrn von Perowsky, gehörte, hatte eine spezifische Schwere von 2,759; die eines orientalischen Smaragdes von $3\,{}^{1}/_{4}$ Karat war 2,719; die eines gelben Berilles (Topas) aus den Minen von Murzinsk 2,771; die eines grünbläulichen (Aquamarin) von dem Berge Adonn Schelone 2,675. — Im Laufe des Jahres 1851 entdeckte man in Tauris reiche Brüche eines gelbröthlichen weißgeaderten Marmors. Diese Marmorart ist sehr hart, feinkörnig, des schönsten Schliffes fähig und von ausgezeichneter Schattirung, die durchaus dem lazedämonischen Marmor oder Giallo antico gleicht.

•

Die Hauptredakteurs der „Gazette medicale“ zu Paris stehen im Begriff eine Schrift herauszugeben, unter dem Titel: „Examen de la doctrine physiologique appliqué à l'étude et au traitement du cholera morbus.“ Als Anhang ist derselben die Krankheitsgeschichte Casimir Perier's und eine Kritik der Ansichten Broussais über diese räthselhafte Krankheit beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 196. 14 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

6. Die Hauptstadt von Yarriba — Mansolah und seine Höflinge. — Die Felatahs.

Eine Musik von Trommeln, Pauken und Hörnern suchte den Reisenden, nach ihrer Ankunft in dem Hause des Eunuchen Ebo, die Zeit zu vertreiben, bis König Mansolah die Fremden vorzulassen geruhte. Sobald er sich aber näherte, verstummte das musikalische Getöse und man bedeutete den Reisenden, es sey ihnen jetzt vergönnt, dem Beherrscher von Yarriba ihre Aufwartung zu machen. „Wir thaten Dieß, so erzählt das Tagbuch, nach englischer Sitte, zu großer Erlustigung des Königs, der sich bemühte uns nachzuahmen, wiewohl man leicht sehen konnte, daß er nur noch ein Neuling war in der europäischen Art sich zu begrüßen, als da sind Bücklinge, Händedruck u. s. w. Wahrscheinlich kamen wir dem König so unbeholfen und linkisch vor, daß sein Zwerchfell unwiderstehlich zur Erschütterung gereizt wurde, auch dauerte es nicht lange, so brach er in ein so lautes und herzliches Gelächter aus und seine Weiber und Verschnittenen, und Unterthanen aller Art unterstützten ihn dabei mit so gutem Willen, und solcher Lungenkraft, daß wir nicht umhin konnten, gleichfalls aus voller Brust in die allgemeine Fröhlichkeit mit einzustimmen."

„Mansolah trug bei dieser Gelegenheit den Kopf mit einer Art Bischofsmütze bedeckt, die reich mit Korallenschnüren umwunden war, von denen eine als Sturmband diente und unter dem Kinn zusammengebunden war, um die Mitra auf dem Kopf festzuhalten. Sein Kleid bestand aus Stücken grüner Seide, karmoisinrothem Damast und grünem Sammt, die ohne alles Ebenmaaß und wie es sich eben fügte, zusammengenäht waren. Dazu trug er englische Strümpfe von Baumwolle und niedliche Lederschuhe von inländischer Arbeit. Ein großes Stück sehr feines lichtblaues Tuch, das ihm Kapitän Clapperton zum Geschenk gemacht hatte, diente ihm als Teppich. Die Verschnittenen und andere Hofleute, die zugegen waren, warfen sich der Landessitte gemäß, vor ihrem Beherrscher auf die Erde, und rieben zu zwei verschiedenen Malen ihre Köpfe mit Erde. Diese knechtischen Huldigungen verrichteten sie, indem sie sich ein wenig von dem König entfernten; dann aber krochen sie wieder näher und drückten ihre Gesichter zu seinen Füßen in den Staub. Doch nicht zufrieden mit dieser hündischen Erniedrigung küßten sie auch den Boden, wo der König saß, wiederholt und mit wahrer Inbrunst, oder legten wie aus Liebkosung eine Wange um die andere darauf. Dann erst, und oft dann erst noch nicht, wenn ihre Köpfe, Gesichter und Lippen von der feuchten rothen Erde beschmutzt und die Spuren davon auch an ihren Kleidern zu sehen waren, durften sie sich in der Nähe des Königs niedersetzen, und an der Unterhaltung Theil nehmen. Allein zwei oder drei Verschnittene vom zweiten Rang ließen es hiebei noch nicht bewenden, sondern fingen an, auf dem Boden sich zu wälzen; was sie nicht ohne die größte Anstrengung und gewaltiges Stöhnen und Schnaufen verrichten konnten, da sie, gleich dem tapfern Sir John Falstaff, mit nichts Anderm, als schweren Talgklumpen zu vergleichen waren. So kugelten sie sich im Staube gleich ungeheuren Schildkröten die sich in der See wälzen, bis Ebo ihnen aufzustehen gebot."

Wenn der lange Herrendienst unseren Höflingen gewöhnlich ein etwas gebogenes Rückgrat und um die Mundwinkel ein gewisses petrefaktes Lächeln aufgeprägt hinterläßt; so trugen auch einige alte Hofleute Mansolah's deutliche Spuren ihres vieljährigen Lebens in der Nähe des Königs. „Es befanden sich unter ihnen, bemerkt das Tagbuch, sehr viele Kahlköpfe, denen wahrscheinlich in Folge der häufigen Reibungen mit Erde ihre Haare, oder vielmehr ihre schwarze Wolle, ausgefallen waren."

So freundlich Mansolah die Reisenden aufnahm, und so sehr er betheuerte, sie würden ihm willkommen gewesen seyn, wenn sie auch nicht einen einzigen Kauri mitgebracht hätten; so erhielten sie doch durch ihren Freund, den Eunuchen Ebo, Winke, dem Könige nichts von dem eigentlichen Zweck ihrer Reise merken zu lassen, da er sonst augenblicklich argwöhnische Gedanken schöpfen, und sie entweder, wer weiß wie lang gefangen halten, oder wieder nach der Küste zurückschicken würde. Man fand daher für gut, Mansolah nicht mehr wissen zu lassen, als man bisher bei allen Negerfürsten als Zweck der Reise vorgeschützt hatte: nämlich, sie seyen von dem Könige von England beauftragt, gewisse Papiere zu suchen, die vor einigen zwanzig Jahren, wo ein Engländer bei Bussa umgekommen, verloren gegangen seyen, und, wie die Sage gehe, sich in den Händen des Sultans von Yaurie befinden sollten. Der König forschte darüber nicht weiter nach und versprach Boten an die Beherrscher von Kiama, Wowwou, Bussa und Yaurie zu senden, um ihnen die Ankunft der Reisenden melden zu lassen. Gleich nach der Rückkehr der Boten versprach er, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen, woran den Brüdern

um so mehr gelegen war, als die Regenzeit vor der Thüre stand, wodurch ihnen der Weg zu Lande in diesen Gegenden ungangbar geworden und sie die trockene Jahreszeit abzuwarten genöthigt gewesen wären. Indeß kam ihren erschöpften Kräften die Ruhe in Mansolah sehr zu statten, die ihnen doppelt süß schmeckte, da sie weder durch die häufigen Besuche zudringlicher Einwohner, noch durch die Plauderhaftigkeit der Weiber im Mindesten belästigt wurden. König Mansolah hatte nämlich einen Befehl ausgehen lassen, daß Ebo befugt seyn solle, Jedwedem, der sich unberufen seinen Gästen aufdringe, den Kopf abzuschlagen; und da Ebo nicht allein der Vornehmste von den Verschnittenen, sondern auch wohlbestellter Scharfrichter von Katunga war, so war bei Niemand die Neugierde so groß, um sich in den Bereich der geübten Hände des Eunuchen zu wagen. So sehr nun sowohl dieser Befehl, als die knechtische Unterwürfigkeit der Hofleute Mansolah's auf eine furchtbare Willkürherrschaft schließen lassen, so schienen, der Ansicht der Reisenden zufolge, der Beherrscher von Katunga und seine Unterthanen doch ziemlich auf vertraulichem Fuße zu einander zu stehen. Der König hat weder in seinem häuslichen Leben, noch in öffentlichen Angelegenheiten ein Geheimniß für das Volk; und ein Gleiches beobachtet dieses gegen ihn. So stellte Mansolah zwei oder dreimal seine von den Engländern erhaltenen Geschenke dem Volke zur Beschau aus; dagegen müssen aber auch die Unterthanen das geringfügigste Geschenk, das sie von Fremden erhalten, in die Wohnung des Königs bringen, und ihm vorzeigen. Indeß hielten sich die Reisenden nur zu kurze Zeit auf, um über Gesetze, Sitten und Einrichtungen, Religion und Regierungsweise von Katunga ein zuverlässiges Urtheil geben zu können. Doch hatten sie Gelegenheit genug, den Charakter des Volkes kennen zu lernen, das sie als ehrlich, einfach und friedfertig, aber auch als schwach und furchtsam schildern. „Sie scheinen keine soziale Gemüthlichkeit und keine jener häuslichen Tugenden zu besitzen, die unsere Zuneigung gewinnen könnte, eben so wenig aber auch jene Eigenschaften eines Bürgers, die Ehrfurcht oder Bewunderung einflößen. Die Liebe zum Vaterland ist bei ihnen nicht stark genug, um sie zur Vertheidigung desselben gegen die Einfälle eines verächtlichen Feindes zu ermuthigen. Man findet bei ihnen keine Spur von jener Kraft, Hoheit der Gesinnung und Verachtung der Gefahren, wodurch die amerikanischen Stämme und andere wilde Völkerschaften ausgezeichnet sind. Ohne Rückblick auf die Vergangenheit wie ohne Voraussicht in die Zukunft, lassen sie sich bloß durch den Einfluß der Gegenwart bestimmen. In dieser Beziehung stehen sie dem Thiere näher, als irgend ein Volk des Erdkreises. Wie der kleinmüthige Mansolah und seine unkriegerischen Unterthanen nur bei dem Namen Feind an allen Gliedern erzittern, so treffen sie auch keine Anstalten, Fremdlinge, die sich schaarenweise in die schönsten Provinzen des Reiches eingedrängt haben, zurückzuhalten, geschweige wieder daraus zu vertreiben. Nur dieser unverzeihlichen Gleichgültigkeit gegen öffentliche Angelegenheiten und diesem Mangel an gesundem Menschenverstand und gewöhnlicher Klugheit verdanken die Felatahs, die sich einen Anhang aus Individuen von verschiedenen Völkerschaften im Innern von Afrika gemacht haben, und in diese Gegenden eingewandert sind, ihre großen Fortschritte. Dieselben haben sich gegenwärtig recht im Herzen des Königreiches festgesetzt, Städte mit starken Wällen und Gräben befestigt, und vor unlängst Mansolah eine Erklärung abgenöthigt, worin er sie für unabhängig erkennt. Außer Raka, das ganz von Felatahs bevölkert und gewaltig befestigt worden ist, gründeten sie in neuester Zeit eine andere große Stadt, die bereits Katunga an Reichthum, Bevölkerung und Umfang übertrifft. Anfangs ließ sich an diesem Ort, den sie Alorie nannten, eine kleine Schaar Felatahs nieder, und munterte die Sklaven rings umher auf, ihren Herren zu entlaufen und sich mit ihnen zu vereinigen. Da sie ihnen Freiheit und Schutz zusicherten; so flohen die Sklaven auf viele Meilen in die Runde nach Alorie, wo sie die beste Aufnahme fanden. Dieß ereignete sich vor ungefähr vierzig Jahren; seitdem kamen noch andere Felatahs aus Sakkatu und Rabba herbei, und ungeachtet der Kriege (wenn man anders gegenseitigen Menschenraub so nennen darf), die sie führen mußten, wurde Alorie bei Weitem die größte und blühendste Stadt von Yarriba. Sie soll zwei Tagereisen im Umfang haben und mit einem Lehmwall und Wassergraben umgeben seyn. Die Einwohner besitzen jetzt zahllose Schaf- und Rinderheerden und gegen dreitausend Pferde, während Katunga nicht so viele Hunderte zählt. Die Zahl der Bevölkerung von Alorie weiß man nicht anzugeben, gewiß aber ist sie sehr beträchtlich; sie wurde, wie gesagt, erst neuerdings unabhängig von Yarriba erklärt und ihre Einwohner erhielten die Erlaubniß, mit der Bevölkerung des Landes Handel zu treiben, unter der einzigen Bedingung, daß sie keine neuen Felatahs aufnehmen solle. Alorie wird von zwölf Häuptlingen regiert, jeder von einer andern Völkerschaft und alle mit gleicher Gewalt bekleidet. Der Felatahhäuptling hat keine größere Macht, als die übrigen. Raka liegt nur eine Tagereise nordöstlich von Katunga und Alorie drei Tagreisen südwestlich entfernt.“ Lander schließt aus dieser Gedankenlosigkeit der Eingebornen, daß Yarriba in kurzer Zeit von seinen eroberungssüchtigen Nachbarn völlig unterjocht und die feige Einwohnerschaft gezwungen werden wird, für ihre neuen Herren das Land anzubauen, das sie aus angeborner Trägheit zu eigenem Nutzen zu verwenden vernachlässigt haben.

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Bier ist den Calabresen unbekannt. Ihre Speisen schmälzen sie mit Schweinespeck auf, und aus der Milch bereiten sie eine Art Käse, der mit Recht sehr gelobt wird. Doch die unermeßlichen Heerden von Hornvieh und Schafen machen nicht allein den Reichthum der großen Landeigenthümer aus; er besteht hauptsächlich auch aus Racepferden, die sie von herrlichen Hengsten erzielen, und mit der größten Sorgfalt behandeln. Diese Pferde sind von mittlerer Größe, aber außerordentlich schnell und voll Kraft und Feuer. Doch das Thier, das in einem Lande, wo die Verbindungen von so großen Schwierigkeiten unterbrochen sind, wie in Calabrien, von größtem Nutzen ist — das Thier, ohne das die Einwohner weder ihre Ernten unter Dach bringen, noch ihre Produkte versenden könnten — ist das Maulthier, dessen Schönheit und Kraft nicht minder bewunderungswürdig ist, als die Klugheit und Sicherheit, mit der es über die gefährlichsten Gebirgspässe hinschreitet. In den sumpfigen Ebenen

trifft man in bedeutender Anzahl auch Büffel. Der Anblick dieser Thiere ist furchtbar und ihr Angriff gefährlich. Gezähmt werden sie zur Feldarbeit benützt. Die Einwohner schirren sie an hohe Karren, und sind mit ihrer Hülfe allein im Stande, über die reißenden Ströme zu setzen. In allen Theilen Calabriens findet man Wild jeglicher Art. Die Seeküsten haben Ueberfluß an Fischen; der Schwertfisch gibt mehrere Monate des Jahres einem großen Theile der Bevölkerung Nahrung, und der Thunfisch bildet einen einträglichen Handelszweig. So sehr diese Provinzen durch Klima und Bodenerzeugnisse begünstigt sind, so fehlt es ihnen doch an einem Hafen. Indeß trieben sie vor dem Kriege noch einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Seide, Baumwolle, Süßholz, Manna, Orangen, Limonien, Kastanien und getrockneten Früchten; doch ihre eigentliche Stapelwaare blieb das Olivenöl, womit sie gegenwärtig (1807 und 1810) die Seifenmanufakturen von Marseille und Triest versehen. Durch diese reiche Ausfuhr sollte man denken, müßte das Land reich und glücklich geworden seyn. Die Natur hat Alles für dasselbe gethan; allein die Fehler der Regierung haben seinen Wohlstand auf viele Jahrhunderte hinaus zu Grunde gerichtet. Der Bauer lebt im höchsten Elend, das Grundeigenthum besteht in den ungleichsten Verhältnissen, so daß es in Calabrien nur wenig Leute mit einem mäßigen Einkommen gibt. Kleine Grundbesitzer findet man selten, und in keinem Lande sieht man so dicht neben einander die traurigste Dürftigkeit und den unmäßigsten Reichthum. Die Folge davon ist, daß nirgends ein Wetteifer herrscht, wovon man sich an allen Orten überzeugen kann. Klima und Boden thun mehr als die Hälfte der Arbeit, und kaum rührt der Mensch die Hand, um das Uebrige zu vollenden. So geschieht es, daß die Produkte jeder Art in Calabrien gegenwärtig bloß freiwillige Gabe der Natur sind, ohne daß ihr die Kunst dabei zu Hülfe kommt. Mit Ausnahme einiger größerer und kleinerer Städte, die regelmäßig gebaut sind, bieten die andern bewohnten Orte einen höchst elenden und widerwärtigen Anblick. Das Innere der Häuser ist eine Anhäufung des empörendsten Schmutzes. Die Schweine leben hier mit den Einwohnern auf dem vertrautesten Fuß, und nicht selten werden von ihnen Kinder in der Wiege gefressen. Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Gattung und ganz schwarz; man findet sie in so großer Anzahl, daß sie alle Straßen und Zugänge zu den Häusern sperren. Wenn wir bedenken, daß Groß-Griechenland unter allen Ländern der Welt das volkreichste, civilisierteste und best angebaute war, so kann man nicht umhin, das gegenwärtige Loos eines so schönen Landes zu beklagen, das auf lange Zeit hinaus verurtheilt ist, mit jedem Jahre sich dem Untergange näher gerückt zu sehen, und unter Elend, Armuth und Seuchen zu erliegen. Die Ströme verwüsten das Land, das sie bewässern sollen, und lassen als Spuren ihres Laufes einen Niederschlag von Schlamm zurück, wodurch ein großer Theil des Landes mit giftigen Ausdünstungen angefüllt und unbewohnbar wird. Auch Erdbeben trugen das Ihrige bei, das unglückliche Land zu verwüsten; namentlich stößt man noch allenthalben auf Spuren der durch das merkwürdige Erdbeben von 1783 angerichteten Verheerungen. Die heftigen Stöße, die vom 5 Februar bis zum 28 Mai sich in verschiedenen Zwischenräumen wiederholten, zerstörten den größten Theil der Gebäude von Calabria ulteriore. Ein Einwohner von Nicotera, der bei dem Untergang von Scylla (Sciglio), wo sein Vater begütert war, durch jenes schreckliche Ereigniß den größten Theil seines Vermögens eingebüßt, erzählte mir als Augenzeuge davon Folgendes: „Am 5 Februar 1783, gegen ein Uhr Nachmittags, spürte man einen heftigen Erdstoß, der viele Leute zwang, aus ihren Wohnungen zu fliehen. Mein Gewährsmann war mit seinem Vater nach einem benachbarten Berge geflüchtet, wo sie durch einen zweiten Stoß, der noch heftiger als der erste war, zu Boden geworfen wurden. Der Boden wurde nach allen Richtungen hin erschüttert; die Häuser brachen zusammen, die hohen Wälle und Thürme des Kastells wurden aus ihren Grundfesten gerissen, und stürzten auf die Stadt herab, wo sie unter ihren Trümmern die Gebäude und eine Menge Menschen begruben, die noch zurückgeblieben waren. Die übrigen Einwohner begaben sich nach dem Meeresstrande, wo sie ohne eine Ahnung der neuen Gefahr, die sie bedrohte, aus den Trümmern ihrer Wohnungen sich ein Obdach zu bereiten suchten. Die See war ruhig, der Himmel heiter und rein, die Mitternachtsstunde nahte sich, und mit ihr auch die den Unglücklichen so nothwendige Ruhe, als auf Einmal das ganze Vorgebirg von Campalla, ohne das mindeste warnende Vorzeichen, in die See versank. Die ungeheure Masse Landes, die in die Tiefe stürzte, verursachte ein Anschwellen des Meeres, das sich auf die gegenüberliegende Küste stürzte und dort viele Sizilianer in seinen Wogen verschlang, dann aber mit furchtbarem Ungestüm wieder auf die Küste von Scylla zurückprallte, wodurch Alle, die hier noch eine Zuflucht gesucht hatten, zu Grunde gingen. Der erste Strahl des Tageslichtes zeigte den Augen Derer, die der furchtbaren Naturumwälzung entgangen waren, ein gräßliches Schauspiel; eine Menge entsetzlich verstümmelter Leichen, und die Ueberreste der unglücklichen Bevölkerung, die am Rande des Abgrundes, der Verzweiflung und dem größten Elend zur Beute, umherwankten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erdbeben in Chili.

Es war Mitte Novembers und der Nachsommer der südlichen gemäßigten Zone bereits im Anzug, als ich nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, die ich auf einem Ausfluge nach dem Saum der Andes zugebracht hatte, wieder nach meiner ländlichen Wohnung zurückkehrte, die in einem kleinen, nach dem Meer hin offenen Thale, in einer der Centralprovinzen Chili's gelegen war. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang sah ich noch den Mond, hinter der fernen Gebirgskette hervortretend, am klarblauen, bestirnten Himmelsgewölbe emporsteigen, schloß dann meine Thüre und überließ mich den gewohnten Studien, die mir heute um so größern Genuß boten, als ich ihrer in den letztvergangenen Tagen meiner mühseligen Wanderung entbehrt hatte. Meine Wohnung konnte im Vergleich mit den hier zu Land gewöhnlichen Häusern der Spanier, die ohne alle Rücksicht auf innere Einrichtung und Bequemlichkeit nur auf Schutz gegen die Sonnenhitze des Tages und gegen den Thau der kühlen Nächte berechnet sind, sogar prächtig genannt werden. Die Nächte sind an der Küste von Chili im Verhältniß zur Hitze am Tage meist empfindlich kalt; deßhalb brannten im Kamin einige Stücke aromatischen Holzes, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, und auf dem Fell eines Puma oder chilischen Silberlöwen, das als Fußteppich diente, lagen ein schönes schwarzes Windspiel und ein großer weißer Hühnerhund. Meine Bücher lagen um mich her; die Lampe strahlte ein helles Licht aus und kein anderes Geräusch war hörbar, als das leise Schnarchen meiner Hunde.

Ich hatte eben einen Band der Werke eines Weisen des Alterthums vor mir und war so sehr darin vertieft, daß ich Alles um mich her vergaß, als ich plötzlich durch das kurze Bellen meines wachsamen Windspiels, das die Ohren spitzte und mich mit seinen dunkeln Schlangenaugen anstarrte, aus meinen Träumen geweckt wurde. Auf das Lautgeben des Windspiels erhob auch der Jagdhund den Kopf, und nun sprangen beide schnell von

ihrem Lager auf: ich hörte ein dumpfes, rollendes Getös und sah, wie die Lampe auf dem Tische schwankte. Es war ein Erdbeben; da ich aber zu verschiedenen Zeiten schon viele und erst im vergangenen Monat viermal solche leichte Stöße verspürt hatte, so achtete ich nicht darauf, sondern kehrte, nachdem ich die Hunde beschwichtigt hatte, zu meinen Büchern zurück. Allein die Erschütterung wurde allmählich immer heftiger, die Lampe stürzte um, und nun sprang ich auf, um das Freie zu gewinnen. Als ich auf meinen Füßen stand, schwankte ich hin und her, wie Einer, der sich zum ersten Mal an Bord eines Schiffes befindet; eine heftige, von Norden nach Süden gehende Erschütterung, mit unausgesetzten, gewaltigen Schwingungen ward fühlbar, die dann ihre Richtung von Norden nach Süden nahm und zuletzt zu einem unaufhörlichen Wirbel von immer steigender Heftigkeit wurde. Mit einem kräftigen Anlauf gewann ich die Thür, die nach Außen aufging, und schon hatte ich die Hand auf der Klinke; allein ein Stück Geräthe, das im Vorhaus stand, war umgestürzt und hatte sich in schräger Richtung vorgelegt, so daß es unmöglich war zu öffnen. Während dessen ward die Erschütterung immer heftiger, und ich kehrte daher schnell um, in der Hoffnung, die Thür gegenüber zu gewinnen, als plötzlich mit einem Krachen, als ob die Erde mitten entzwei geborsten wäre und mit einem Stoße, der der Einbildungskraft das Herabstürzen eines Kometen versinnlichen könnte, das ganze Fachwerk des Hauses aus den Fugen riß und Alles, was nur beweglich war, zusammenbrach und in wilder Verwirrung übereinander stürzte. Die Sinne vergingen mir, denn ich lag unter einem, einige hundert Bände enthaltenden Bücherschranke begraben.

Als ich wieder zu mir kam, war ich fast erstickt von Rauch und Staub, und konnte mich nur mit größter Anstrengung unter der Masse von Büchern, Mörtel, zerbrochenen Backsteinen und den Trümmern des Täfelwerks, des Kamins und des Hausgeräthes hervorarbeiten; es war mir wegen der Wirkungen des Falles, der Erstickung und der noch fortdauernden Erdstöße unmöglich, aufrecht zu stehen. Auf Händen und Füßen kriechend, erreichte ich die Thür und fand, daß das Geräth, das sie früher versperrte, durch die Erschütterung seine Lage geändert und die Thüre aus den Angeln gehoben war, so daß ich glücklich ins Vorhaus gelangte. Glücklicherweise war die äußere Thür offen geblieben, und so stieg ich nun halb ohnmächtig auf die Terrasse, um frische Luft zu schöpfen. Als ich um mich blickte, sah ich eine Anzahl Bauern und Bäuerinnen, die sich zu einem Rosenkranz oder einer Prozession zu Ehren der heiligen Jungfrau versammelt hatten, auf bloßer Erde auf den Knien liegen, indem sie sich die Brust verschlugen und die Mutter Gottes anriefen. Die Erdstöße dauerten noch immer fort, doch hatte ihre Heftigkeit bedeutend nachgelassen. Der Himmel war rein wie immer, und der Mond leuchtete freundlich. Ich sah mich nach dem großen See in der Nähe meiner Wohnung um; allein das Wasser war verschwunden und nur ein tiefer schwarzer Schlund zurückgeblieben, dessen Ufer sich rund herum in tiefe Klüften aufgerissen hatten, in deren gähnenden Abgrund Roß und Reiter begraben werden konnte. Von den Wasservögeln war nicht ein Laut zu hören und die Pferde, welche die andächtige Menge an Pfähle gebunden hatte, standen bestürzt über den fürchterlichen Aufruhr in der Natur und zitterten und schauderten.

Kaum waren zwei Minuten verstrichen, so wurden die Erschütterungen wieder so heftig, daß ich mich nicht auf den Füßen halten konnte. Der Boden schwankte so heftig wie ein von Sturm bewegtes Schiff, und ungeheure Sandmassen rollten gleich Lavinen von den höchsten Abhängen einiger benachbarten Sandberge herab. Meine Blicke wurden wieder nach dem See gezogen, dessen Wasser aufs Neue aus seinen verborgenen Tiefen in unzähligen dichten Massen bis zu einer beträchtlichen Höhe emporgeschleudert wurde, von wo es als weißer Schaum herabstürzte. Die andächtigen Landleute glaubten, das Meer werde über sie hereinbrechen und ihr wildes Geschrei hallte schaudererregend durch die Nacht. Da der See, wie ich wußte, mit dem Meere in Verbindung stand, so schien diese Befürchtung viele Wahrscheinlichkeit zu haben, besonders da ähnliche merkwürdige Ereignisse bei mehreren Erdbeben in Chili, Peru, Italien und andern Ländern bereits statt gehabt hatten. Ich rief daher den Landleuten zu, sich mit mir durch das Thal zu flüchten und den gegenüberliegenden festen Hügel zu gewinnen; allein ihre ganze Antwort war ein neues wildes Geschrei, das von einem heftigen, konvulsivischen Erdstoße begleitet wurde. Eine Heerde von einigen hundert Stücken Hornvieh kam jetzt von der Meerseite hergestürzt und rannte mit schrecklichem Gebrüll den Hügeln zu. Die Pferde, durch diese wilden Schrecknisse bis zur Wuth gebracht, zerrissen ihre Halftern und stürzten, schnaubend vor Entsetzen, der Heerde nach, während die erschrockenen Eigenthümer den wahrscheinlichen Verlust ihrer Thiere, der sie zu einer andern Zeit zur Verzweiflung gebracht haben würde, gar nicht beachteten. Das Gebrüll der zwischen den Bäumen durchrennenden Heerde, das Getös der über die Hügel hingaloppirenden Pferde, das Gekreisch der Weiber, das Wehklagen der Männer und das mißlautende Geschrei der wilden Vögel, die aus dem Schlafe aufgeschreckt ihr heiseres Krächzen in diese Schreckenslaute mischten. Alles Dieß trug dazu bei, den Eindruck dieser entsetzlichen Scene zu verstärken.

„Die heilige Jungfrau, die heilige Jungfrau! bringt unsre liebe Frau vom heiligen Rosenkranz heraus, daß sie sich unsrer erbarme!“ rief eine weibliche Stimme, als ein Augenblick der Ruhe eingetreten war, und Alle eilten nun der nahen Kapelle zu. Alle Lichter waren ausgelöscht, und nur mit Mühe konnte man eines anzünden; doch als sie eintraten erhob sich das Klaggeschrei von Neuem. Das Innere der Kapelle war gänzlich zertrümmert und nur die eigenthümliche Bauart von solidem Fachwerke war Ursache, daß die aus den Fugen gerissenen Balken und Steine noch zusammenhielten. Das Heiligenbild auf dem Altare war herabgestürzt und in Stücke gebrochen und die reich gefaßten Reliquien und Ex Voto's, die heiligen Gefäße lagen unter Staub und Trümmern. Das Bild der Gebenedeiten war zerbrochen und der entstellte Kopf vom Körper getrennt. Keine Hand wagte es die heiligen Ueberreste zu berühren, und der letzten Hoffnung auf Hülfe beraubt, knieten Alle im Staube. Ich bat, ich beschwor von Neuem mir nach dem Hügel zu folgen, doch meine Worte berührten Ohren, die der Schrecken betäubt hatte. Nur ein einziger Mensch folgte mir, mein Diener Ignacio, ein Knabe von 15 Jahren und sehr zartem Körperbau. Nur selten ist mir ein entschlosseneres Benehmen vorgekommen, als dieser Knabe während der ganzen schrecklichen Nacht zeigte; er kränkelte damals an einem Brustleiden und starb ungefähr vier Monate später. Oft noch hatte ich seitdem Gelegenheit zu bemerken, daß Menschen, die an dieser Krankheit leiden, sich häufig durch eine besondere Stärke des Gemüthes auszeichnen. Ignacio Perez war von rein spanischer Abkunft, mit lichtem Haar, blauen Augen, blühender Gesichtsfarbe, schöner Haltung, von außerordentlich sanftem Benehmen und sehr gelehrig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuldverhaftungen in England.

Die englische Gesellschaft zur Befreiung von Personen, die wegen kleiner Schulden in Haft gekommen sind, hat ihren, zur Oeffentlichkeit gebrachten Rechnungen zufolge im Jahre 1851 zweitausend acht Schuldner aus dem Gefängnisse erlöst; alle zusammen waren 5227 Pf. St. schuldig. Seit dem 2 Mai d. J. befreite sie außerdem noch 111 wegen Schulden Verhaftete, von denen 95 verheirathet waren und 208 Kinder hatten. Ihr Loskauf betrug 524 Pf. St. „Ist jemals, bemerkt hiebei die „Literary Gazette,“ von dem beredetsten Redner, der noch im Parlamente aufstand, ein so furchtbares Bild grausamer Barbarei in einem civilisirten und christlichen Lande, und von dem schrecklichen Zustande der Gesetze, wo solche Dinge vorgehen, entworfen worden? In dem einzigen verflossenen Jahre schmachteten über zweitausend Menschen, die der Gewerbsthätigkeit durch Gesetzharpyen entrissen und mit grausamen und ruinirenden Kosten beladen waren, im Gefängniß, und zwar wegen einer Schuld von nicht mehr als zwei Pf. zehn Schilling auf den Kopf! Kann man Dieß erwägen und dabei an die Unbarmherzigkeit der Gläubiger denken, die eine solche Rache suchen, an die Blutpfennige, die dem Elende durch gierige Advokaten abgepreßt wurden; kann man an die Gesetze denken, die nicht allein an Individuen, sondern auch am ganzen Staate solche Unbill verüben lassen, ohne von Staunen, Abscheu und Schrecken zugleich erfüllt zu werden?“

Berichtigung.

S. 607. Sp. 2. Z. 21 von oben l. Weiterflinge statt Winterfluge.
S. 608. Sp. 1. Z. 18 von unten l. ihm nach hob statt noch hob.
S. 771. Sp. 2. Z. 1. l. Seiks statt Scheichs.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 197. 15 Julius 1832.

Die Insel Johanna.

(Schluß.)

Inzwischen hatte sich der König von seinem Bambuslager erhoben, und geruhte uns vorzulassen. Der Audienzsaal mochte zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite messen, und hatte ein schrägablaufendes Fenster wie der Hintersteven eines Schiffes. Unter der Beleuchtung dieser Lucke saß der König, mit seiner Krone auf dem Kopf, — ein Attribut, das meiner Meinung nach, von allen königlichen Häuptern unzertrennlich seyn sollte; so würden wenigstens nicht die Kinder und Ammen so oft und bitter getäuscht werden, wenn sie nach den Tuilerien oder Saint-James gehen, um den König zu sehen. Statt aber Scepter und Reichsapfel, — gleichfalls unentbehrliche Attribute der Legitimität — in der Hand zu haben, stützte der König von Johanna seine Hände auf das Stichblatt eines ungeheuren verrosteten Schwertes, das zwischen seinen Beinen kerzengerade aufgepflanzt war, während seine Ellenbogen auf den Armen eines großen Lehnstuhles ruhten, den er wahrscheinlich von einem Supercargo der ostindischen Kompagnie um einen oder zwei Ochsen eingetauscht hatte. Seine ungeheuer große Krone war ringsum mit sehr kostbaren Steinen besetzt, wie ich mir zu behaupten getraue. Ueber alles Dieß war, nicht ohne Geschmack, ein indischer Shawl geworfen, der zu beiden Seiten bis auf den mit Matten belegten Boden herabhing. Unter dem Shawl konnten wir ein schweres Gewand von schwarzem Sammet und seltsamem Schnitte, mit goldenen Tressen und einem Heere großer Knöpfe besetzt, gewahren. Der weitläufige Faltenwurf dieses Gewandes verdeckte unsern Augen Schnitt und Beschaffenheit der untern Bekleidung Sr. Majestät; zuverlässig trug er, unterhalb des Knies, keine andern mehr als ein Paar hölzerne Sandalen, von einem Zoll Dicke, die mit Flechten von Grashalmen an den Fuß befestigt waren. Alle diese Pracht umhüllte zur Hälfte einen rundbackigen, dicken und jovialen alten Mann, dessen Gesicht von nicht mehr Verstand zeugte, als die Physiognomie seiner Unterthanen im Vorzimmer. Indeß wußte er dennoch, vom Instinkt der Größe geleitet, bald der Unterhaltung eine interessante Wendung zu geben, indem er uns fragte, ob wir schon einen arabischen Kalender gesehen hätten? Auf unsere Antwort mit Nein zog er, um unsere Neugier zu befriedigen, hinter seinem Armstuhl eine Papierrolle hervor, und las uns die Namen der Monate in's Englische übersetzt vor, wie er es nannte. Ich spielte den Höfling, indem ich mich höchlich erstaunt über die Kenntnisse Sr. Majestät stellte; als er in einem kühnen Sprunge der Unterhaltung mich fragte, ob ich wisse, in welchem Sternbilde gegenwärtig die Sonne stehe. Ich wußte nicht das Mindeste von der Sache, und fand mich über eine solche Frage in Gegenwart des ganzen Hofes nicht wenig verdutzt. Se. Majestät ließ sich herab, meiner Unwissenheit unter die Arme zu greifen, indem er mit einem gewissen Triumph im Gesicht sagte: „Die Sonne steht gegenwärtig im Löwen." In der That, ich glaube, selbst wenn ich hätte antworten können, ich hätte ihm nicht das Vergnügen rauben mögen, bei dieser Gelegenheit den Pfauenschweif seiner hohen Wissenschaft aufzuschlagen. Indeß führten Se. kupferbraune Majestät diese astronomische Unterhaltung fort, indem er mich bat, ihm eine Sonnenuhr zu machen, wobei er hinzufügte, die einzige, die er habe, scheine ungemein mangelhaft. Ich begann zu argwöhnen, Dieß möchte eine neue Falle seyn; denn obgleich ich einige schwache Kenntnisse in den Prinzipien der Gnomonik besaß, so fühlte ich mich doch nicht stark genug, auf der Stelle und ohne Beihülfe von Büchern eine Sonnenuhr zu machen. Inzwischen brachte man die Sonnenuhr Sr. Majestät zur Stelle, und da fand ich denn freilich, daß der arme König sie mit Recht mangelhaft genannt hatte; denn ich sah auf dem Kupfer 51½ N. angegeben, während Johanna 12½ S. liegt!! Ich wollte ihm eben den Irrthum oder die Bosheit Dessen, der ihm die saubere Sonnenuhr verfertigt, auseinandersetzen, als er behauptete, alle Verhandlungen in Betreff von Sonnenuhren müßten unter freiem Himmel vorgenommen werden, und somit verlegte er ohne Weiteres seine Audienz auf die Straße, ließ uns jedoch zuvor noch mit einem Glase Toddy aufwarten. Uebrigens muthmaße ich, daß es die geheime Absicht des Königs war, uns die Schönheit seines Palastes, so wie den guten Geschmack bewundern zu lassen, der ihm eine so ungewöhnliche Gestalt gegeben hatte.

Da die Insel Johanna den Schiffen, die sich durch den Kanal von Mozambik nach Ostindien begeben, gerade auf dem Wege liegt, und reich an Früchten, Schlachtvieh und andern Lebensmitteln ist, so ist sie für die Seefahrer ein wichtiger Ankerplatz. Fast Alle, die hier anhalten, machen dem König ein Geschenk, um sich seine Gunst zu erkaufen. Diese Vorsicht darf nicht unterlassen werden, denn er ist mit so unumschränkter Gewalt bekleidet, daß er, sobald ein Schiff in der Bucht vor Anker geht, den Preis der Lebensmittel selbst bestimmt. Gewöhnlich kommt er selbst an Bord,

um seinen eigenen Handel zu machen, und läßt sich dann gern durch ein Geschenk von Pulver, Flinten oder Pistolen breit schlagen; manchmal zieht er jedoch auch, je nachdem er eben aufgelegt ist, eine alte Uniform oder ein Paar abgetragene Epaulettes vor. Kurz, Seine Majestät finden immer etwas, das seinem Geschmacke zusagt.

Als wir an's Gestade zurückkehrten, wobei wir an dem steilen Bergabhange herab merkwürdige Sprünge machen mußten, bot die Bucht einen weit lebendigeren Anblick als am Morgen. Unser Schiff war von einem Bienenschwarm von Piroguen umringt, und in dem Takelwerk hingen die Eingebornen, wie die Schalthiere an den Wurzeln des Mangustan's am Ufer des Indus. Unter den Bäumen am Ufer bildeten Hunderte von Schwarzen mit ihren Weibern und ihrer kleinen Negerbrut, die mehr schwarzen Käfern, als Menschenkindern ähnlich sah, geschwätzige Gruppen neben hohen Pyramiden von Früchten aller Art, Eiern, Kräutern, Fischen, u. s. w. die sie verkaufen, oder gegen Messer, Nadeln, Spiegel und andern Flitterkram vertauschen wollten. Es kostete einige Mühe, durch diesen geräuschvollen Markt uns eine Bahn zu brechen, und nicht leichter wurde es uns, als wir endlich unsre Schaluppe erreicht hatten, durch die dichten Reihen der Pirogmen uns hindurch zu arbeiten. Endlich gelang es uns doch, unser Schiff zu erreichen, das wir gleichsam von den Eingebornen erobert fanden; einige von ihnen waren nicht weniger aufgeputzt, als ihr König und stolzirten in Epauletten, Knöpfen, alten Tressen und anderm Lumpenstaat einher, den ihnen die Ostindienfahrer zurückgelassen hatten.

Man hatte den ganzen Tag zu thun, um das Schiff von all diesen Insulanern zu säubern, und erst mit Anbruch der Nacht entfernten sich alle nach und nach. Einige, die ihre Piroguen aus dem Gesichte verloren hatten, sprangen ohne viele Umstände zu machen, kopfüber in's Meer, wie sie denn im Ganzen ein Volk von Amphibien sind. Der Lärm dauerte noch einige Zeit am Ufer fort; einige Lichter blitzten dort und hier zwischen den Bäumen hervor; bis wir endlich nichts mehr hörten und sahen. Sobald der erste Hauch des Landwindes zu spüren war, lichteten wir die Anker, und noch vor Tagesanbruch befanden wir uns schon zwanzig Meilen nördlich von Johanna.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

8. Pastrovich.

(Schluß.)

Zum hohen Lobe der dortigen Militärbehörden muß es gesagt werden, daß die langweilige, traurige Lage der hier stationirten Jäger dadurch gemildert wird, daß sie im Lesen, Schönschreiben, Arithmetik u. s. w. sich wechselseitig unterrichten und aus dieser Einöde nicht verwildert, sondern gebildet zurückkehren.

Der Berg, auf dem Veberne Gubno liegt, besteht aus muschelligem Kalkschiefer; in dem Thale zwischen demselben und Smilova Ugliza ist ein großes Lager von grünem Wetzschiefer, der dort zu Tage kommt und dem Boden ein ungewöhnlich schönes Ansehen gibt. Dieser Platz heißt: Po zeie nikamen (Am grünen Stein) und die Jäger geben in müßigen Stunden den rohen Steinen durch gegenseitiges Schleifen eine passende Form. Auch findet man Achate. — Der Abend war angebrochen, sanft erleuchtete der Vollmond die hohen Gebirge, als wir dem freundschaftlichen Oberjäger ins Blockhaus zurück folgten. Wir erwarteten höchstens eine Soldatensuppe, aber der gastfreie Mann hatte uns, gleich Philemon, eines seiner wenigen Hühner zurichten lassen, und um uns zu bewirthen, sich für den ganzen Sommer der bei der einfachen Soldatenkost so erfreulichen Aussicht auf Eier beraubt; auch drang er uns seine Schlafstätte auf, während ihm Mantel und Tornister das Lager ersetzen mußten.

Wahrhaft gerührt schieden wir von ihm und seinen Leuten, fanden in Lastua eine gleiche freundliche Aufnahme, besahen die dortige Pestquarantaine und fuhren zurück zu unsern Freunden nach Budna.

Hier hatten wir Gelegenheit den kleinen Bazar zu sehen, der aber dadurch interessant wird, daß ihn außer den Montenegrinern auch die Spizzanoten, ein slavisch-albanesischer Stamm, der zwischen Montenegro, dem Blockhaus und Scutari wohnt, und sich durch eine reiche, der türkischen verwandte Nationaltracht auszeichnet, besuchen. Der Kleiderluxus ist hier noch viel stärker als bei andern slavischen Stämmen, und am Festtagskleide eines Spizzanoten, der keine zwanzig baaren Lire besitzt, ist für eben so viel Dukaten Goldblech und Goldborten; freilich vererbt sich auch ein solches Festgewand von Vater auf Sohn und Enkel.

Ein slavisches Begräbniß eines Altgläubigen (Griechen) war ebenfalls sehr merkwürdig. In schnellem Schritt wurde der Sarg hinaus getragen, vor demselben aber Kuchen und andere Eßwaaren. Ein Freund des Verstorbenen rief ihm am Grabe zu, wieder aufzuwachen: „Kehre wieder, Held, keiner Deines Gleichen weilt mehr unter uns! Wer könnte sich rühmen, so viele Montenegriner getödtet, so oft siegreich gegen die Türken gefochten zu haben!“ Nun zählte er einzeln die Kriegsthaten des Verblichenen auf, und die Verwandten und Freunde zerkratzten sich lautschreiend und wehklagend das Gesicht. Je heftiger die Wunden bluteten, desto mehr galt dieß für einen aufrichtigen Ausdruck des tiefen Schmerzes. Schöne Mädchen rauften sich die Haare aus, schlugen sich verzweifelnd in das zarte Gesicht und wütheten eben so unbarmherzig gegen ihre Wangen. Zuweilen gibt es denn dabei auch possirliche Auftritte. So hatte eine hübsche Slavin vor dem Leichenbegängniß mit ihren Gespielinnen ausgemacht, daß diese sie bei ihrem Ausruf: „Haltet mich, oder ich zerfleische mich in wildem Gram über die Grausamkeit des Todes!“ festhalten und die nicht so ganz ernstlich gemeinte Drohung nicht ausführen lassen sollten. Doch jene, eifersüchtig auf die Schönheit ihrer Freundin, ließen diese, als sie in der Hoffnung abgehalten zu werden, auf das Grab losstürzte, ungehindert gewähren, und das arme Mädchen mußte sich nun wohl oder übel erbärmlich zerkratzen, wobei sie während ihrer Schmerzen so aus der Rolle fiel, daß sie den Wortbrüchigen zurief: „Ruchlose Dirnen, wie oft hab' ich euch gehalten, ist das die Vergeltung?“ Haben sich die Klageweiber in Geschrei erschöpft, blutet der ganze Leichenkondukt, so ist der erste Akt vorbei, und es wird sogleich zum Schmause geschritten, bei dem die allgemeine Lustbarkeit nicht im Geringsten an die vorhergegangenen Scenen erinnert. Auffallende

Aehnlichkeit haben diese Ceremonien mit denen der alten Römer, vielleicht finden sich noch mehr analoge Gebräuche.

Unsere Thiere waren gesattelt, wir nahmen Abschied und ritten unsre alte Straße gen Cattaro zurück, beim Fort Trinita aber schlugen wir einen nähern, links an der Felswand hinlaufenden Saumsteig ein; denn schon füllte Nebel das Thal, das durch die letzten Strahlen der Abendsonne erleuchtet wurde und bald stand der Thorschluß Cattaro's bevor. Ziemlich schnell gelangten wir Anfangs vorwärts, doch bald ging es über Felsklötze und scharfes Gestein; die Felswand stieg steil neben uns empor, fast senkrecht unter uns gähnte die Tiefe und der dazwischen laufende Saumsteig war so schmal, daß mich auf der einen Seite die schroffe Wand, auf der andern der Abgrund nicht absteigen ließ. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Jeder Fehltritt des Thiers würde unfehlbares Verderben zur Folge gehabt haben. Dieser schwindliche Steig war mit Blöcken und Rollfelsen besäet, und das Thier mußte auf den glatten Felsen bald klettern, bald springen. Tief unter mir lagen der Golf und in leichtem Nebel Cattaro, mir gegenüber das Felsenfort San Giovanni und die Berge Montenegros. In der gefährlichen Höhe saß ich und wünschte mich hinab — in die tief unter mir liegenden Häuser. Die Felsenvorsprünge stießen mich oft an Knie und Schultern, und keine Handbreit konnte das Thier weiter von der Wand entfernt gehen, ohne in den Abgrund hinab zu stürzen. Im schlechten Sattel, ohne Zaum auf dem Thier, das bald bergab kletterte, bald im Sprung über Felsblöcke wegsetzte, wurde es mir oft schwer das Gleichgewicht zu halten, aber der gute Graue schritt so sicher, daß nach und nach die Furcht schwand und ich die Ueberzeugung gewann, daß ein Zaum mehr schaden als nützen würde, da ein erschrockener Reiter das Thier eher irre machen, als den rechten Pfad führen möchte.

Der Mond hatte sich in sanftem Glanz erhoben, die Gefahr war vorbei, wir ritten ruhig zwischen den Olivengärten und hinter uns schlossen sich die Thore von Cattaro. — Froh der überstandenen Beschwerden und der gerade noch zeitlich genug erfolgten Rückkehr beraumten wir den nächsten Tag zur Abreise an.

Ein Erdbeben in Chili.

(Fortsetzung.)

Als ich den Hügel eine Strecke weit emporgeklommen war, setzte ich mich auf eines der indianischen Gräber nieder, deren eine Menge sich hier erhob; viele von ihnen mußten, nach den alten hohen Bäumen zu urtheilen, die auf ihnen emporstiegen, und von denen bei mehreren schon der Mutterstamm abzusterben anfing, während aus den unvergänglichen Wurzeln neue Schößlinge emporwucherten, noch vor der Ankunft der Spanier gegraben worden seyn. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als auch schon ein neuer Stoß erfolgte; das Wasser des See's verschwand wieder, und als ich meinen Blick nach meiner Wohnung richtete, sah ich drei riesenhafte Palmbäume*), die unfern von ihr standen, ihre Kronen abwechselnd nach allen Richtungen hin fast bis zur Erde beugen, wobei ihre Blätter und Früchte durch die heftigen und anhaltend schnellen Stöße abgeschüttelt wurden. Wohnhaus und Kapelle lagen neben ihnen gleich Schiffen, die aus Ufer geworfen, zerschellt von den Wogenstößen, unbrauchbar geworden sind.

Gewohnheit macht Alles erträglich, und so wurde ich auch eine halbe Stunde nach Anfang des Erdbebens fast ganz gleichgültig gegen die Gefahr, und konnte selbst dann noch seine Wirkungen ruhig beobachten, als der Baum über meinem Haupte sich gleich einer gereizten Schlange krümmte, und es schien, als sey der Bewohner des engen Hauses unter meinen Füßen aus seinem langen Schlaf erwacht und wollte jetzt, gleich dem Titanen, die auf ihm lastende Erde abschütteln.

Der Schrecken der Landbewohner war, als sie sich bei Tagesanbruch noch alle wohlbehalten und am Leben sahen, größtentheils vorüber, und die Gebete, welche die ganze Nacht fortgedauert hatten, wurden jetzt minder inbrünstig. Der Magen erhob seine Forderungen; ich benutzte Dieß und ließ Einiges zum Essen herbeischaffen. Je mehr ihr Hunger gestillt wurde, desto mehr schöpften sie wieder Muth und die Ave Maria's wurden seltener. Nachdem sie gesättigt waren, ließ ich die Männer Pfähle und Zweige abhauen; dann wurde ein Platz geebnet, die Pfähle so eingerammt, daß sie ein gleichseitiges Viereck bildeten, der innere Raum in drei Gemächer abgetheilt, oben Aeste als Dach darübergelegt, das Ganze mit Zweigen von Immergrün umflochten, und vor die offen gelassenen Stellen einige Stücke Segeltuch gehängt, die die Stelle der Thüren vertraten. Zu Mittag war das Werk vollendet, und nun ermuthigte ich meine Gehülfen durch eine Portion des den Seeleuten unter dem Namen Grog bekannten Getränkes, sich in die Ruinen meines Hauses zu wagen, um noch herbeizuholen, was der Zerstörung entgangen war. Noch ehe der Abend hereinbrach, hatte ich schon Besitz von meiner neuen Wohnung genommen, die freilich um nichts besser war, als was man hier zu Lande einen „Ramader" (Feldhütte aus Zweigen für die Flurwächter) zu nennen pflegt.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang bestieg ich mein Pferd, um den 40 (englische) Meilen entfernten Hafen zu besuchen. Mein Weg führte zunächst über die Sandlawinen hin, durch die mein Pferd sich einen Weg bahnte, wobei es oft bis an den Gurt einsank. Das Ufer des See's war mit einem Rand von angeschwemmtem Boden umgeben, innerhalb welchem das Wasser an drei Fuß tiefer als gewöhnlich gefallen war, und oft sah ich mich genöthigt, über die breiten und tiefen Spalten zu setzen, die in einer wellenförmigen, ununterbrochenen Linie längs diesem Alluvialland hinliefen. Ueberall, wo ich auf harten, trockenen Thonboden stieß, war er in viereckige Stücke so klein wie die Felder eines Schachbretts zerbrochen. So oft ich mein Pferd anhielt, bemerkte ich deutlich noch die zitternde Bewegung der Erde; im schnellen Ritte spürte ich nur die heftigern Stöße, bei denen mein Pferd scheu wurde und nicht vorwärts zu bringen war. Ich selbst fühlte dann eine Uebelkeit, der Seekrankheit ähnlich, eine Empfindung, die mir seit Anfang des Erdbebens nicht wenig Beschwerden verursacht hatte. Ich erreichte jetzt ein breites, von einem Fluß bewässertes Thal, der jedoch sein Bett verlassen und sich einen neuen Weg durch fruchtbares Alluvial-Erdreich gebahnt hatte. Vergebens suchte ich nach einer seichten Stelle, um durch den Fluß zu setzen; so weit das Auge reichte, floß der trübe Strom zwischen steilen Ufern, an denen das Wasser zuweilen einen Wirbel bildete. Der Fährmann, der sich zur Zeit der Ueberschwemmungen gewöhnlich hier aufhielt, hatte sich geflüchtet, und die wenigen Schilfhütten standen verlassen, da ihre Bewohner den sicherern Aufenthalt auf den Hügeln dem gefährlichen am Ufer vorgezogen hatten. Es blieb also nichts übrig als umzukehren, oder den Durchgang durch den Fluß zu wagen. Ich wählte das Letztere, und nachdem ich die gewöhnliche Vorsicht gebraucht hatte, die Halftern um den Hals zu schlingen, spornte ich mein Pferd vom Ufer hinab in das Wasser, wo es sogleich zu schwimmen anfing. Der Strom riß uns weit hinab, aber mein gutes Pferd war ein geübter Schwimmer, und wir gelangten glücklich an das jenseitige, nicht so steile Ufer, von wo aus ich, nachdem ich noch über mehrere tiefe Erdspalten gesetzt hatte, endlich aus dem Thale auf das flache Land kam. Ueberall waren die Spuren des Erdbebens sichtbar, und als ich an einen Theil der Straße kam, der sich sonst längs einem, in das Meer überhängendem Felsriff hingeschlängelt hatte, fand ich statt der Straße einen jähen Abgrund, in dessen Tiefe sich das Meer an den hinabgestürzten Felsenstücken brach. Ich war genöthigt umzukehren und einen Umweg von mehreren Meilen zu machen, ehe ich wieder auf die Straße gelangte.

Jeder der Pachthöfe, in deren Umgebung ich sonst arbeitsame Menschen gesehen hatte, war eingestürzt, und die Bewohner irrten, verzweiflungsvoll die Hände ringend, unter freiem Himmel umher. Sie schienen

---

*) Palma Chilensis, die oft eine Höhe von hundert Fuß erreicht.

jeder Hoffnung entsagt zu haben und erwiderten kaum meinen Gruß. In dem Hause, wo ich sonst, um schneller zu reisen, mein Pferd zu wechseln pflegte, waren weder Menschen noch Pferde zu finden, und ein Knabe, den ich fragte, wo sie wären, antwortete nur mit einem starren Blick und einem hergemurmelten Stoßgebet an die Mutter Gottes. Je näher ich dem Hafen kam, desto häufiger wurden die Spuren der Verwüstung. Doch Alles, was ich bis jetzt gesehen hatte, war nichts gegen den Anblick, der meiner wartete, als ich fast am Ziel der Reise den letzten Felsen hinanritt, von dem aus man die geräumige, von Gebirgen umsäumte Ebene überblickt, in der die Stadt mit der ihr gegenüberliegenden halbzirkelförmigen, malerischen, mit Schiffen besetzten und mit romantischen Felsen umgränzten Bai sich ausbreitet. Kirchen, Festungswerke und Häuser waren fast in Staub verwandelt; die vielen Kirchthürme waren verschwunden; die mit Mauern umgebenen und sonst so sorgfältig verschlossenen Gärten standen offen; an vielen Stellen waren die Gassen durch die Ruinen der Häuser verschüttet und an andern nur noch undeutlich zu erkennen; die Hauptstraße ausgenommen, wo wegen der ungewöhnlichen Breite zwischen den Trümmern der Häuser sich noch Raum fand. Hier lag ein herabgestürzter Giebel, dort zeigten die noch aufrechtstehenden Thürpfosten mit geöffneten Thüren, daß die Bewohner sich noch vor Einsturz des Gebäudes gerettet hatten. Weiter weg stand der glänzende Altar einer Kirche mitten unter den Trümmern ihrer Mauern noch aufrecht; heilige Reliquienschreine, Alles, was beweglich war, lag unter Schutt begraben, während das Sparrenwerk des Daches schützend sich über den Altar gespreizt hatte. Gegenüber hatte sich aus dem Kanal eines kleinen Flusses, der, von den aufgehäuften Ruinen gedämmt, ausgetreten war, ein großer Wasserpfuhl gebildet, und so weit das Auge diese traurige Scene verfolgte, stieß es auf nichts als auf Verwüstung menschlicher Werke in ihrer mannichfaltigsten Gestalt. Auf den fernen Hügeln dagegen war Alles grün wie immer, das Gesträuch wucherte und blühte, die Wellen plätscherten am sandigen Gestade der Bai, die Seevögel kreischten, die Vögel des Waldes zwitscherten, und die Sonne glänzte in voller Strahlenpracht am Himmel, als wollte die Natur, ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, der schwachen Schöpfungen von Menschenhänden spotten.

Als ich auf dem geschlängelten Pfad in die Ebene gelangte, führte mich mein Weg durch die Ruinen hin. Die Erde erbebte noch immer, und immer noch rollten einzelne Trümmer herab. Hie und da sah man Glieder von Leichnamen unter dem Schutte hervorragen, während Gesindel wie Schakals auf den Ruinen umherkroch und nach Beute suchte. Ich kam an der Kirche La Merced vorüber, und hielt hier unwillkürlich mein Pferd an, um die seltsame Mischung von kostbaren Verzierungen und schrecklichen Ruinen zu betrachten. Freudig vernahm mein Ohr endlich menschliche Stimmen. Als ich um eine vorspringende Felsenspitze des Gebirges bog, erblickte ich auf einem freien Platz im Mittelpunkte des bevölkertsten Theils der Stadt eine Prozession von Priestern, die einen Hymnus an die heilige Jungfrau sangen. Der größere Theil der Bevölkerung hatte sich auf die Gipfel der Hügel geflüchtet, und sich hier auf jede nur erdenkliche Weise ein Obdach zu verschaffen gesucht, weil man allgemein befürchtete, das Meer würde aus seinen Ufern treten. Einige der hier wohnenden Fremden hatten ihren ehemaligen Wohnungen gegenüber auf der Straße Zelte aufschlagen lassen, um den Rest ihres Eigenthums gegen Plünderung zu schützen; die meisten aber hatten sich mit ihren Familien an Bord der im Hafen liegenden Schiffe begeben. Seltsam, daß man auf der unsichern See Schutz gegen Gefahren auf dem Lande suchen muß! Mehrere eingeborne Tagwerker, fremdes Schiffsvolk, Neger und Weiber hatten den Eingang zu Vorräthen von Lebensmitteln und Branntwein entdeckt, und tranken und kochten nun gemeinschaftlich mit so lärmender Fröhlichkeit, daß man hätte glauben können, sie begingen ein Nationalfest.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Wenn man die äußerste Spitze des großen Gebirgszuges des Kaukasus, der sich an das kaspische Meer lehnt, verläßt, so öffnet sich längs dem Gestade von der Stadt Baku bis Daghestan eine ziemlich breite Hochebene, auf der man, 18 Werst von Baku und 10 Werst vom Meere, die Naphthaquellen findet, deren Entdeckung und Bearbeitung sich in das graue Alterthum verliert. Die Provinz Baku gehörte ehedem zu Persien, und kam sammt diesen Quellen im Jahre 1826 erst an Rußland. Die Art, wie das Naphtha gewonnen wird, ist höchst einfach. An den Orten, wo es bis zur Oberfläche des Bodens steigt, gräbt man 5 bis 6 Saschenen tiefe Brunnen, deren Wände ausgemauert werden. Die Oeffnung dieser Brunnen ist groß genug, um einen Eimer hinabzulassen und das Naphtha auszuschöpfen, was des Tags nur ein Mal geschieht, um dem Naphtha Zeit zu lassen, sich in den Brunnen von Neuem zu sammeln. Erschöpft sich die Ader, so wird sie aufgegeben und ein anderer Brunnen gegraben, wo man eine neue hervorquellen sieht. Als der Kammerherr Pelczinski (Verfasser dieser Nachricht in dem russischen Journal der Manufakturen) diese Gegend besuchte, fanden sich dort hundert solcher Brunnen in Thätigkeit. Das hier gewonnene Naphtha ist entweder weiß und vollkommen rein, oder schwarz und muß dann erst geläutert werden. Im Vergleich mit dem letzteren ist das weiße in weit geringerer Quantität vorhanden und steht daher auch im Preise weit höher. Die Temperatur des Naphtha, in dem Augenblicke, wo es aus den Brunnen geschöpft wird, ist 10° Réaumur. Die Gewinnung des Naphtha ist, wie unter der persischen Regierung, Eigenthum der russischen Krone und in Pacht gegeben. Im Jahre 1830 betrug sie 96,000 Silberrubel. Der Hauptabsatz davon ist nach Persien, wohin für 500,000 Assignaten Rubel ausgeführt wurde. Es ist außer allem Zweifel, daß diese Napthaquellen auf nahe Steinkohlenlager deuten und nähere Untersuchungen werden diese Annahme bestätigen, was bei dem Holzmangel in diesen Gegenden wie in Persien überhaupt, ein höchstwichtiger Handelszweig werden würde. Unfern der Naphthaquellen findet man eine der seltesten Naturerscheinungen, ein ewiges Feuer, oder wie man es auch zu nennen pflegt ein indisches Feuer, das die Guebern anbeten. Die ganze Bodenfläche ist mit brennbarem Gas geschwängert und man braucht bloß Feuer daran zu bringen, um es zu entzünden. Die Feueranbeter haben eine eigene Stelle ausgesucht, zu der sie wallfahrten, um ihre Andacht zu verrichten. Seit undenklichen Zeiten sieht man dort Tag und Nacht vier ungeheure Säulen brennenden Gases aus der Erde aufsteigen, die in der Mitte der asiatischen Wüste eine Art Leuchthürme bilden. Dieses brennbare Gas entsteht durch die Zersetzung des Naphtha, von dem der Boden durchdrungen ist, und das in der Nachbarschaft einen unterirdischen Sammelplatz haben muß, worauf auch der in der Nähe gelegene Vulkan hindeutet. Man benützt diesen unerschöpflichen Brennstoff zu weiter nichts als zum Kalkbrennen. Die Eingebornen graben zu diesem Zweck ein Loch in die Erde, füllen es mit Kalkstein und zünden es dann an; das Feuer dauert so lange es nöthig ist.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften las Hr. Biot eine Notiz über die Blitze vor, welche die Blume des weißen Diptam oder der Eschwurz aussprüht, wenn man ihr Abends eine brennende Kerze nahe bringt. Diese Erscheinung, die schon von vielen Botanikern besprochen, aber noch von wenigen genau beobachtet worden ist, wurde bisher allgemein einem gewissen ätherischen Dunste zugeschrieben, der sich um diese Pflanze zur Zeit ihrer Blüthe sammeln und in Sommerabenden, nach einem heißen, trocknen Tage, am besten entzünden lassen sollte. Hr. Biot fand durch mehrere angestellte Versuche diese Annahme unbegründet, und beobachtete, daß sich die Blitze eben so gut bei Tag, als bei Nacht, das Wetter mag feucht oder trocken seyn, hervorbringen lassen. Allerdings ist Dieß nur in der wärmsten Jahreszeit möglich, allein nur deßhalb, weil dann die Organe der Blumen den meisten zündbaren Stoff enthalten. Dieser Stoff ist ein geistiges Oel, das in kleinen, aber gut sichtbaren Saftbläschen am äußersten Ende der Blumenstiele sich befindet. Die Annäherung eines brennenden Körpers verursacht, daß die zunächst befindlichen Bläschen aufspringen, und das geistige Oel ausströmen, das bisher darin eingeschlossen war, wie jenes, das sich in der Orangenschale befindet und hervorspritzt, wenn man dieselbe drückt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 198. 16 Julius 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

1. Bombay.

Es war sehr früh am Morgen des 11 Augusts 1812, als die Küsten Asiens vor unsern Blicken auftauchten. In demselben Augenblicke nahmen wir zwischen uns und dem Gestade ein einziges Segel wahr, das weiß wie der Schnee und von einem, uns ganz ungewöhnlichen Zuschnitt, sich im letzten Hauche des Landwindes blähte, der uns die Nacht über mächtig entgegen gewesen war. Bald bemerkten wir, daß diese Barke, deren Schnabel gegen Norden gerichtet war, bis zu halber Masthöhe mit Früchten und Gewächsen aller Art, Kokosnüssen, Yams, Pisangs u. s. w. beladen und offenbar auf dem Wege nach dem Markte von Bombay begriffen war. Das Meer lag spiegelglatt wie ein Landsee vor uns; so daß wir Bord an Bord mit der Barke anlegen und sie anrufen konnten, um uns zu erkundigen, wie weit wir noch von dem Ort unserer Bestimmung seyen. Keiner von den Offizieren unsers Schiffes verstand ein Wort Indisch; und ich erinnere mich noch gut unserer allgemeinen Beschämung, als ein Küchenjunge, der sich im Gefolge des Gouverneurs befand, mit seiner groben Schürze und seiner rußigen Mütze auf das Verdeck gerufen werden mußte, um uns als Dolmetscher zu dienen. Doch auch er war kein großer Schriftgelehrter; denn obgleich er zehn- bis zwölfmal die Reise nach Indien gemacht hatte, so betrachtete er doch das Sprachstudium als ein bei Weitem unwichtigeres Fach gegen die gründliche Kenntniß des Toddy, des Araks und anderer in seine große Kunst einschlägigen Artikel. Indeß konnte das Ohr der Leute in der Barke doch das Wort Bombaya herausfinden, und indem sie mit den Fingern nach der Richtung hin zeigten, auf der sie selbst begriffen waren, riefen sie: „Mombay! Mombay!" Ein gelehrter Orientalist belehrte mich später, daß Dieß ein aus Mumba-Dewy, Göttin von Mumba, verunstaltetes Wort sey: noch jetzt befindet sich auf der Insel ein diesem Idole geweihter Tempel. Von andern minder gelehrten Leuten, die es mit der Etymologie nicht so genau nahmen, ließ ich mir sagen, daß die Portugiesen ihm, wegen seines vortrefflichen Hafens, den Namen Bom Bahia beigelegt hätten. Diese Nation besaß Bombay vom Jahre 1530 bis 1661, wo es von Portugal mit aller Oberherrlichkeit an Karl II. abgetreten wurde.

Als uns am folgenden Tage die Sonne hinter den Gauts, den Gebirgen des Mahratten-Landes aufging, wußte ich nicht, träumte ich noch oder war es die Wirklichkeit mit allen ihren Verheißungen im Hintergrunde, was meine Augen bezauberte. Schon der einfache Gedanke endlich die Gestade des Wunderlands Indien zu sehen; die Sprache des Orientes von Orientalen reden zu hören; jene dunkelfärbigen Gestalten zu erblicken, die ihre blässeren Eroberer aus dem Norden veranlaßten, das neu unterjochte Land Hindu-Stan, oder das Land der schwarzen Menschen zu nennen — alles Dieß entzündete die Einbildungskraft und erfüllte die Seele mit einem Heere von Bildern und Erinnerungen. Verwirklichen sollten sich also vor mir alle jene Gemälde, zu denen ich die Farben zum Theil aus Tausend und einer Nacht, zum Theil aus den glanzvollen Schilderungen des Orientes, mit denen die Blätter der heiligen Schrift prangen, geschöpft hatte. Da ich überdieß lange mit Offizieren in Verbindung gestanden war, die in verschiedenen Theilen Indiens gedient hatten; so war ich auch mit der politischen und militärischen Geschichte der englischen Besitzungen im Oriente ziemlich vertraut. Dichtung und Wirklichkeit hatten mich also auf alle Arten malerischer Eindrücke vorbereitet. — Vom Kap bis zu den japanischen Inseln, von Bengalen bis Batavia, fand ich auf meinem irrenden Wanderleben kein Land, das sich mit Bombay vergleichen ließe. Wenn man mich fragen würde, wo man am schnellsten und mit dem geringsten Aufwande Alles sehen könne, was die Physiognomie der orientalischen Welt zeichnet, wie man recht glücklich diese von unserm Europa so sehr verschiedenen Länder benannt hat; so würde ich unbedenklich antworten: Mach' eine Reise nach Bombay, verweile dort acht oder vierzehn Tage, und hast Du auch einen Ausflug in die Umgegend, nach Elephanta, Carli und Ponah gemacht, so hast Du den Inbegrif von allen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, die Indien besitzt, gesehen.

Die Präsidentschaft Bombay verdankt diese vorzügliche Eigenschaft einer Menge verschiedenartiger Umstände, die hier zusammentreffen, um ihr diese besondere Eigenthümlichkeit zu geben. Bombay — ich erwähne Dieß für Jene, die von diesem Orte noch wenig wissen — ist eine Insel und noch dazu eine nicht sehr beträchtliche, da sie nicht mehr als sechs oder sieben Meilen in der Länge und eine oder zwei Meilen in der Breite hat. Allein der geographische Umfang begründet weder den Reichthum der Städte, noch die Macht der Nationen. Der Hafen von Bombay hat eine eben so bequeme Ein- als Ausfahrt, eine Größe, die weit über die Bedürf-

nisse des Handels geht, herrliche Ankerplätze und ist durch die Ebbe und Fluth zu jeder Art von Docks oder Bassins vortrefflich geeignet. Das Klima ist gesund, der Boden, der durch zahlreiche Hügel Abwechslung erhält, bietet eine Menge günstiger Stellen zur Anlegung von Befestigungen, Städtchen, Bazars und Dörfern; der Bungalos oder Villas und der Lusthäuschen, wo man fern vom Geräusch der Geschäfte Erholung suchen kann, gar nicht zu erwähnen. Die Straßen, die sich durch diese herrliche Insel ziehen, waren lange bevor man von Macadam in England reden hörte, schon macadamisirt; und da der Boden aus jener harten Dammerde besteht, die sich aus verwittertem Basalt oder Lava bildet, so zeigt sich seine ganze Oberfläche von jenem Grün der Tropenländer bekleidet, das den neu Angekommenen entzückt, und je länger er sich aufhält, desto mehr bezaubert. Dieß sind einige physische Vortheile von Bombay, die jedoch als unbedeutend gelten könnten, im Vergleich mit den moralischen oder politischen Vortheilen, die im Jahre 1812 sich vereinigten, um es zu einem der wichtigsten Orte auf jenem Theil der Erdkugel zu erheben.

Bombay war vielleicht der einzige Ort, wo Personen und Eigenthum einer ungestörten Sicherheit genossen; wo Jeder nach Belieben seine Reichthümer mit vollen Händen verschwenden, oder als Geizhals aufhäufen konnte, ohne den mindesten Eingriff der Willkür befürchten zu dürfen. Endlich waren zu Bombay nicht nur alle Formen des Kultus geduldet, sondern sie konnten sogar mit der unbeschränktesten Freiheit geübt werden. Jeder Eingeborne Asiens oder aus welchem Theile der Welt er sonst herstammen mochte, genoß dort, wenn er anders nicht gegen die von der Präsidentschaft ausgesprochenen Gesetze verstieß, völlig gleiche Privilegien. Daher kam es auch, daß Bombay mit jedem Tage neue Einwohner in seine Mauern einziehen sah.

Die Bevölkerung von Bombay beträgt ungefähr 200,000 Seelen. Es gibt in China, in Java, auf den philippinischen Inseln, längs der Halbinsel Malacca und selbst in den innern Theilen Indiens keine Kaste, keine Tracht, keine Sitte, keine Form des Aberglaubens, die man nicht auch in Bombay eben so treu dargestellt fände, wie sie in ihrem Mutterlande bestehen. Auf einem zwanzig Minuten langen Spaziergang im Bazar von Bombay vernahm ich die Laute aller Sprachen, die ich in den übrigen Theilen der Welt gehört hatte, und zwar nicht in vereinzelter Unterhaltung, gleichsam in zufälliger Begegnung gesprochen, sondern man hörte es den Sprechenden an, daß sie sich hier wie zu Hause fühlten. In derselben kurzen Zeit konnte ich mehr als vier und zwanzig Tempel, Pagoden, Moscheen, Kirchen u. s. w. zählen. Ich sah die Parsen, unmittelbare Abkömmlinge der Priester Zoroaster's, das Feuer anbeten; die Hindus vor ihrem Baal, in Gestalt eines schwarzen wohl mit Oel gesalbten und mit Gewinden von Blumen und Reis geschmückten Steines, sich niederwerfen, wie zunächst in der Straße daneben die Muselmänner die Ceremonien des großen Moharrems begehen; und bald darauf kam eine Prozession portugiesischer Priester, die ein ungeheures Kreuz und andere Symbole des katholischen Gottesdienstes trugen.

Niemals aber werde ich das Vergnügen vergessen, mit dem ich einen Hindu, mit einem Napf in der Hand, bei einem Kaufmann **Sesam** verlangen hörte. Dieß ist jedoch nicht das eigentliche indische Wort für diese Frucht, obgleich man sich dessen im Allgemeinen auf der Halbinsel von Hindustan dafür bedienet. **Til** ist der eigentliche Name der Pflanze, aus der das Sesamöl bereitet wird. Ich brauche nicht zu sagen, wie mich dieses Wort an das: „Oeffne Dich, Sesam," in Tausend und Einer Nacht erinnerte, und Alles was mich umgab, stimmte so ganz zu den übrigen Nebenumständen jener Erzählung, daß es mich dünkte, im nächsten Augenblicke müßte ich von einem Zauberstabe berührt, in den dritten Himmel orientalischer Erfindung verzückt werden. Es war zum ersten Male, als mein Auge die verschiedenen Gegenstände um mich her einzeln betrachtete: diese bunten Trachten, diese weiten fliegenden Gewänder, und diese Turbane, die an mir hin und wieder gingen, wie Traumgebilde. Hier waren Hindus von allen Klassen zu sehen, jeder mit der glänzenden Farbe auf der Stirne, durch die sie von einander sich auszeichnen. Dort drängten sich persische Kaufleute mit ihren Shawls und andern Handelswaaren aus Kaschmir, zwischen arabischen Roßhändlern durch, die ihre Pferde tummelten; Einwohner der Meerenge von Malacca plauderten vertraulich mit den heitern Chinesen in langen Zöpfen, deren so wenig anmuthige Tatarentracht sammt den wunderlichen Haarbüscheln seltsam abstach gegen diese Menge der geschmackvoll geordneten faltenreichen Gewänder und die glänzenden Turbane der Mohammedaner und Hindus. Einige von diesen Gruppen zeichneten sich eben so sehr durch ihre Sandalen und Pantoffeln, als durch ihren Haarputz aus; andere erregten durch den fremden Laut ihrer Stimme und mehrere durch ihre eigenthümliche Gesichtsbildung oder die Farbe ihrer Haut die Aufmerksamkeit. Kurz, wohin der Blick sich wendete, überall begegnete er einer neuen Merkwürdigkeit. Noch nirgends hatte ich den größten Theil von diesen Bäumen gesehen, die uns ihren Schatten liehen; besonders fiel mir unter der zahlreichen Palmenfamilie jene auf, die man gemeinhin **Brab** zu nennen pflegt, und die den Botanikern als Borassus flabelliformis oder Tarapalme bekannt ist; Tara ist nämlich die landesübliche Bezeichnung des Saftes, den man aus diesen Bäumen zieht. Der Stamm wächst wie bei der Kokospalme, und trägt oben einen großen Busch von Zweigen; doch ist zwischen beiden der Unterschied, daß diese Zweige nicht nach ihrer ganzen Länge jene Seitenblätter treiben, welche die Zweige der Kokospalme einer Straußenfeder ähnlich machen; sondern sie sind glatt und bloß bis an ihre Spitze, wo sich phantastisch genug ein ungeheures kreisrundes Blatt ausbreitet, dessen Radien alle im Mittelpunkte zusammenlaufen und wie die Stäbchen eines Fächers in eine scharfe Spitze sich endigen.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Von dem Volke Calabriens gibt der Verfasser folgende Schilderung:

Die Schlauheit und der Scharfsinn der Calabresen ist wirklich erstaunenswürdig. Diese Eigenschaften können vielleicht in einigen Beziehungen ihrem Klima zugeschrieben werden; vielleicht aber sind

sie auch ein Erbstück ihrer griechischen Vorfahren. Ihre Sprache, die aus verdorbenem Italienisch besteht, ist unverständlicher, als irgend eine Mundart anderer Provinzen, aber voll Originalität und Kraft. Die ungebildeten Stände drücken sich in ihr mit einer Leichtigkeit, einem Geist und einer Lebendigkeit aus, die große geistige Fähigkeiten zu verrathen scheinen. Wie bei allen übrigen Italienern sind ihre Worte von einem höchst ausdrucksvollen Gebärdenspiel begleitet. Ein Zeichen, eine Bewegung, ein Wort, ein Ausruf reicht ihnen hin, sich einander vollkommen verständlich zu machen. Die ganze Gestalt des Calabresen ist in Bewegung, wenn es ihm darum zu thun ist, Jemand Etwas einzureden. Seine Manieren sind geschmeidig und einschmeichelnd; sein Verstand sehr geschärft, und Wer mit den treulosen Kunstgriffen, die er zu üben weiß, nicht bekannt ist, wird leicht von ihm hintergangen. Mit einer seltenen Gabe ausgestattet, den Charakter eines Jeden, mit dem sie zu thun haben, von der richtigen Seite aufzufassen, des niedrigsten Betruges und der gröbsten Schmeichelei fähig, wissen sie alle möglichen Minen spielen zu lassen, um ihren Zweck zu erreichen; und kommen sie nicht auf gewöhnlichem Wege zum Ziel, so rächen sie sich mit einem Flintenschuß oder Dolchstoß für die fehlgeschlagene Rechnung. Es gibt nur wenige Calabresen unter allen Ständen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, die nicht einen oder den andern Mord auf dem Gewissen haben; ein schändlicher Vorwurf, der jedoch meist auf die Nachlässigkeit der Gerichtshöfe zurückfällt. Rachedurst, der sich von Vätern auf Enkel vererbt, eine große Neigung zu Streit und Ränken, machen aus diesem schönen Lande eine wahre Hölle. Auch herrscht unter diesem Volke weder eigentliche Religion noch Moral. Gleich allen unwissenden Menschen sind sie im höchsten Grade abergläubisch; der abscheulichste Räuber trägt in seinem Busen Reliquien und Heiligenbilder, die er gerade in dem Augenblick, wo er die schrecklichsten Missethaten verüben will, anruft. Die Calabresen sind von mittlerer Größe, schön und kraftvoll gebaut. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, ihre Züge haben einen scharfen Schnitt und ihre Augen sind voll Feuer und Ausdruck. Gleich den Spaniern, mit denen sie überhaupt große Aehnlichkeit haben, tragen sie zu jeder Jahreszeit große schwarze Mäntel, was ihnen ein düsteres und trauriges Aussehen gibt. Der Kopf ihres Hutes ist außerordentlich hoch, läuft spitzig zu und hat etwas Phantastisches, das unangenehm ins Auge fällt. In Folge der tiefgewurzelten Feindseligkeiten, durch die die Familien gespalten sind, gehen sie nie aus, ohne mit Flinten, Pistolen, Dolch, und eine Art Gürtel, der die Stelle der Patrontasche vertritt, und mit einer Menge Schießbedarf gefüllt ist, versehen zu seyn. Stets zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit, treten sie ihren Feinden, d. h. Denen, die, wie sie wissen, nur auf einen günstigen Augenblick lauern, um ihnen das Leben zu rauben, kühnlich unter die Augen. Bei Anbruch der Nacht in ihren Häusern verbollwerkt, kann sie nur das dringendste Geschäft bestimmen, noch auszugehen. Der Calabrese, der Räuber geworden ist, und jener, der das Feld baut, stehen in so vielfältigen Wechselverhältnissen, daß man sie nicht leicht von einander unterscheiden kann. Ihre Art und Sitte, Kleidung und Bewaffnung ist ganz dieselbe. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Bandit den Erlös aus seiner Beute zur Anschaffung einer manschesternen Jacke mit silbernen Knöpfen, und zu Federn und Bändern, als Putz für seinen Hut, verwendet. Einige Banditenhäuptlinge tragen großen Prunk und Staat zur Schau. Es gibt einige unter ihnen, die behaupten, von den Engländern und dem Hofe zu Palermo mit einem militärischen Range bekleidet zu seyn, weßhalb sie in scharlachrother Uniform mit Epauletten aufziehen. Ihre Banden halten sie durch Schrecken in Ordnung; Ungehorsam oder mißvergnügtes Murren wird schnell durch gewaltsamen Tod bestraft.

„Es liegt in der calabresischen Gemüthsart, selbst bei Denen, die durch ihre Stellung im Leben Feinde der Unordnung seyn sollten, ein Gefühl von wohlwollender Nachsicht gegen die Banditen zu hegen, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen: „Sono poveretti!“ (Es sind arme Teufel!) hört man sie gewöhnlich mit Bedauern sagen, und wenn sie es wagen dürften, so würden sie sogar versuchen, das Mitleid für die unglücklichen Menschen in Anspruch zu nehmen. Mit Ausnahme der ärmsten Volksklasse, die zum Anbau des Bodens verwendet wird, was wenig oder gar keine Arbeit erfordert, lebt die übrige Bevölkerung in völligem Müßiggange dahin. Man sieht sie in ihre verrätherischen Mäntel gehüllt, unter denen sie bis an die Zähne bewaffnet gehen, herumschlendern oder auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken in Gruppen beisammenstehen, wo sie ihre Zeit mit nichts Anderem als Spielen zubringen, was eine ihrer herrschenden Leidenschaften ist, und gewöhnlich mit heftigem Gezänk und einigen Stiletstößen endigt. Von gesellschaftlichen Vergnügungen haben sie keinen Begriff, noch weniger von den Freuden der Tafel. Ihre Nüchternheit ist fast übertrieben; selbst die reichsten Familien berauben sich der gewöhnlichsten Lebensgenüsse, um ihren Mammon anzuhäufen. Nie sieht man sie von jenem Geiste der Munterkeit beseelt, der an Sonn- und Feiertagen das Volk anderer Länder in Bewegung setzt. Die Peccorara und Tarentella sind die diesem Land eigenthümlichen Tänze; Letzterer vorzüglich ist im ganzen Königreiche gebräuchlich. Die Musik, die dazu aufgespielt wird, ist wild und ohne Melodie; sie besteht in einigen Noten, deren Takt immer schneller und schneller wird, bis er zuletzt in ein krampfhaftes Beben auszittert. Zwei Personen stellen sich dazu einander gegenüber und drehen und wenden sich gleich ein paar Wilden, in furchtbaren Gliederverrenkungen und machen unzüchtige Gebärden, was mit einer Art von Wahnsinn endigt. Dieser ursprünglich in Tarent gewöhnliche Tanz gab zur Fabel von dem Tarantelstiche Anlaß, dessen Gift, wie man behauptete, nur durch Musik unwirksam gemacht werden könne. Viele glaubwürdige Personen, die lange Zeit in Tarent sich aufhielten, versicherten mich, daß sie nie einen Fall dieser Art erlebt, und daß es nur dem ungesunden und heißen Klima zuzuschreiben sey, wenn Nervenzufälle entstehen, die man durch den Zauber der Musik stillen könne. Die Tarantel ist bekanntlich eine Gattung von Spinnen, die im ganzen südlichen Italien verbreitet ist. Die Calabresen fürchteten sie nicht im Mindesten, und oft sah ich unsere Soldaten dergleichen Thiere in den Händen halten, ohne daß sie irgend eine schlimme Folge davon empfunden hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erdbeben in Chili.

(Schluß.)

Nachdem ich mein Pferd an einem mit Gitterwerk umgebenen Garten angebunden und seine Pflege einem armen Mann übertragen hatte, dem ich früher einen Dienst erwiesen, bestieg ich ein Boot und ließ mich an Bord eines Indienfahrers rudern, mit dessen Kapitän ich bekannt war und mit dem ich einige Briefe absenden wollte. Er beschrieb mir die Wirkungen des ersten Stoßes, auf welchen alles Gewässer in eine einzige ungeheure Welle aufbraußte, so daß es schien, als wollte alles Wasser aus dem Hafen strömen; die Anker wurden geschleift und das Schiff von einem Ende des Kiels auf das andere geworfen; er zeigte mir zur Bestätigung die zerbrochene Lampe, die noch in der Kajüte hing. Das Ufer war auf mehrere Ellen trocken gelegt, so daß einige der kleinern Fischerboote auf dem Grunde saßen; das Wasser wurde Anfangs aufwärts bis an die Häuser getrieben, sank aber nachher weit unter seinen vorigen Stand. Verschiedene Umstände, die ich später entdeckte, führten mich auf die Vermuthung, daß die Küste in dieser Gegend um drei oder vier Fuß höher geworden war als früher. Eine Art Schellfische, die vor dem Erdbeben selten gewesen war, fing man jetzt sehr häufig, und auch noch eine andere neue Abart derselben hatte sich eingefunden. Die Erdstöße waren auf einem Flächenraume von 500 Meilen in der Länge und 150 in der Breite, die Hauptkette der Andes mit eingerechnet, verspürt worden. Die Zahl der umgekommenen Menschen belief sich auf ungefähr 700, würde aber weit größer gewesen seyn, wäre nicht das Erdbeben noch vor Schlafengehen ausgebrochen.

Bei Einbruch der Nacht sah ich vom Verdecke nach dem Land hinüber, von dem aber kein geschäftiges Treiben herüber tönte. Die Hügel waren weit und breit von den Feuern der Heimathlosen erleuchtet, und aus einer unerklärlichen Ursache hatte sich der Himmel mit düstern Wolken bedeckt, die den Mond verhüllten. Zu dieser Jahreszeit hatte man sonst nie etwas von Regen gewußt; Niemand konnte sich also diese Erscheinung erklären. Die Litaneien hallten aus der Ferne zu uns herüber, und lange Reihen religiöser Prozessionen wanden sich mit ihren Fackeln, gleich feurigen Schlangen, durch die Schluchten und felsigen Pfade, bis sie endlich in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit verschwanden. Bald erhob sich ein lauer Wind; er wehte immer stärker, und nun wurden Vorkehrungen getroffen, das Schiff gegen den Sturm zu schützen, der nun bald aus dem Norden zu erwarten stand. Die Wogen rollten herein in gewaltigen Deiningen, wie sie im endlosen stillen Ozean gewöhnlich sind, während das Schiff so heftig hin und herschwankte, als wollte es seine Maste abschütteln, und der verzagte Laskar (ostindische Matrose) vor Entsetzen über den gewaltigen Sturm erstarrte. Es fing an zu regnen und bald stürzte das Wasser in Strömen nieder, während die schäumende See von einem Ende des Schiffs bis zum andern über das Verdeck zusammenschlug. Ich sah nach den Feuern am Lande, von denen eins um das andere erlosch, und dachte mir die hülflose Lage der armen obdachlosen Menschen, denen jetzt völliges Verderben droht. Die gewöhnliche Dauer solcher Regen ist drei Tage, und es war leicht einzusehen, daß Dieß bei dem jetzigen Zustande des Landes höchst nachtheilig für die Gesundheit seiner Bevölkerung werden mußte. Die eingestürzten Gebäude bestanden größtentheils aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet, und der anhaltende Regen mußte sie nothwendig in abgerundete Lehmhügel, gleich indianischen Gräbern, verwandeln; die halbnackten Menschen, die auf den Hügeln zusammengedrängt waren, konnten, dem Unwetter und den aus der Erde aufsteigenden Dünsten ausgesetzt, von typhösen Fiebern befallen werden und die Aehren des eben reifenden Korns würden brandig geworden seyn, die unausbleibliche Folge von Erddämpfen, wenn in Chili das Getreide in der Reife steht. Es ließ sich folglich in kurzer Zeit eine Hungersnoth voraussehen, die noch vernichtet haben würde, was das Erdbeben verschont hatte.

Doch es kam anders; der Morgen brach an, und die Sonne glänzte am Himmel; der Wind wehte und die Meeresfläche war glatt wie ein Spiegel. Ich sagte dem Kapitän Lebewohl, und nachdem er mich in einem Boot hatte ans Ufer setzen lassen, bestieg ich mein Pferd und kehrte nach Hause zurück. Noch einen ganzen Monat dauerten die Erdstöße in Zwischenräumen mit nach und nach verminderter Gewalt fort, und nun fing das Volk an gegen die Furcht abgestumpft zu werden und zu vergessen, was sich ereignet hatte; nur entschloß man sich, künftighin die Häuser aus Holz statt aus Backsteinen zu bauen. Ich glaube wahrhaftig, der Mensch könnte sich mit der Zeit sogar daran gewöhnen, mit einem beständigen Erdbeben unter seinen Füßen zu leben, und würde es endlich so wenig fürchten, als die Erschütterungen, die der Wind hervorbringt, wenn nur erst die Mittel gefunden, seine Wirkungen zu entkräften und schadlos zu machen.

Doch kaum war das Erdbeben vorüber und die Unglücklichen im Begriff ihre zerstörten Wohnungen wieder herzustellen, als auch schon menschliches Elend in anderer Gestalt hervortrat. Die Regierung der Republik glaubte, es sey an der Zeit, den König von Spanien aus seinem letzten Besitzthum im stillen Ozean, der Insel Chiloe, zu vertreiben. Eine Leva, oder gewaltsame Aushebung, ward veranstaltet, um Truppen zu dieser Expedition zusammen zu bringen; eine alte spanische Sitte, fast der englischen Matrosenpresse ähnlich, bei der man Geld erspart. Die Folge hievon war, daß die Bauern sich ins Gebirge flüchteten, die Heerden der chilesischen Gutsbesitzer zu ihrem Unterhalte stahlen und in ihrem verstockten Sinn ein solches Leben angenehmer fanden, als dem Kalbsfell zu folgen. Man sah des Nachts ihre Wachtfeuer fern und nah auf jedem Gebirgsrücken, auf jeder Felsenspitze brennen, und wenn die Menschenjäger anrückten, um sie einzufangen, so rollten sie den Angreifenden Felsenstücke entgegen. Dieß dauerte vier Monate, bis endlich die Sache durch eine Kriegslist eine andre Wendung nahm. In der Provinz, wo ich lebte, hatten die unverheiratheten Bauern (jeder Familienvater ist von der Aushebung frei) in den Einöden, wohin sie geflüchtet waren, nun schon so lange keine Messe mehr gehört, daß die Geistlichkeit anfing, um das Seelenheil ihrer Beichtkinder ernstlich besorgt zu werden, um so mehr, da auch ihr väterlicher Säckel durch den Abgang der Opferpfennige ziemlich abzumagern anfing. Sie wendeten sich deßhalb an den Gouverneur und begehrten sicheres Geleit für die junge Mannschaft, damit sie, ohne von den Soldaten, die auf sie Jagd machten, etwas befürchten zu müssen, am nächsten Sonntag die Messe hören könnten. Der würdige Gouverneur bewilligte, nachdem er die Sache in gehörige Erwägung gezogen, den Seelsorgern ihr Gesuch, und demzufolge füllte sich der große Platz vor der Kirche in der Hauptstadt der Provinz am bestimmten Tage mit einer großen Menschenmenge. Die Messe war vorüber, die jungen Leute schickten sich an in ihre Berge zurück zu kehren; aber alle Zugänge waren mit Truppen besetzt, und das würdige Schauspiel des Menschenfanges nahm seinen Anfang. Nachdem 600 Mann ausgesucht worden waren, ließ man die übrigen abziehen. Als die Freiwilligen, wie man sie lustig genug nannte, den Gouverneur an sein gegebenes Wort ermahnten, antwortete er: „Was wollt ihr, Schurken; ich versprach euch nur, daß ihr die Messe unbeschwert hören solltet, aber von eurer Rückkehr habe ich nichts erwähnt und folglich auch Wort gehalten.“ Die Freiwilligen wurden, von Kavallerie begleitet, nach dem Hafen getrieben, wo die Seekrankheit an Bord der Schiffe, die ihnen angewiesen wurden, bald vollends jeden Funken von Widersetzlichkeit erstickte. Sie segelten später mit andern Truppen nach Chiloe und entrissen — Wer hätte es denken sollen? — den Spaniern diese Insel. Wahrhaftig, das arme Volk ist sehr gelehrig. Traurig ist es, daß es nicht besser geleitet wird; allein was die Spanier ausgesäet, müssen ihre Nachkommen ernten, bis endlich Nothwendigkeit und Erfahrung eine andere Aussaat zum dringenden Bedürfniß machen werden. Demokrit würde lachen, wenn er sähe, wie die weisen Männer der dortigen sogenannten Republiken steif und fest darauf warten, Feigen von Disteln zu ernten.

Handel mit Paraguay.

Nach den neuesten Nachrichten aus Buenos-Ayres ist aus dieser Hauptstadt ein Schiff nach einem Hafen von Paraguay unter Segel gegangen. Sobald dort ein Schiff anlangt, muß es die erste Sorge des Kapitäns seyn, den Diktator von seiner Ankunft zu benachrichtigen und ihm ein Verzeichniß aller Waaren, die er an Bord führt, zu übersenden, damit er sich zum Voraus wählen kann, was ihm beliebt. Dabei muß er sich jedoch wohl in Acht nehmen, einen Preis zu bestimmen; eine solche Unhöflichkeit würde ihm theuer zu stehen kommen. Der Doktor Francia schickt ihm dagegen Matta (Paraguay-Thee), Tabak, rohe Häute u. dgl. Uebrigens geht der Diktator bei diesem Tauschhandel nicht knickerisch zu Werke.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 199. 17 Julius 1832.

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Von einem französischen Artillerieoffizier erzählt in der „Revue de Paris.“ *)

Der Rückzug aus dem Atlas war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Es genügte, daß ein halsstärriges Maulthier hinab oder hinaufzusteigen sich weigerte, oder sich auf dem Wege zu wälzen beliebte, um die ganze Kolonne im Marsche aufzuhalten. In zwei Stunden erst fand man eine weniger durch dergleichen Zufälligkeiten ungangbar zu machende Straße. Einige hundert Araber ließen sich von Zeit zu Zeit blicken, erwarteten aber nie unsere Ankunft. Mehrmal versuchte man Angriffe auf sie; dann verschwanden sie auf der Stelle. Nur mit Haubitzenschüssen konnte man sie erreichen. Eines dieser Wurfgeschosse fiel mitten in eine Gruppe von Beduinen, die an nichts weniger, als an eine so unfreundliche Störung gedacht hatten; es war eine Lust, sie auseinanderfliegen und nach allen vier Weltgegenden davonstäuben zu sehen.

Am Abende sahen wir Medea vor uns. Sobald wir im Angesichte dieser Stadt waren, kamen uns Gesandte entgegen, um ihre Unterwerfung zu erklären; es waren ehrwürdige Gestalten mit großen weißen Bärten; auf ihren Gesichtern lag ein bewundrungswürdiger Ausdruck von Milde. Sie zogen vor dem Obergeneral her nach der Stadt. Als die Truppen sich näherten, sah man die ganze Bevölkerung auf den Feldern umher zerstreut, oder auf der Straße uns entgegen ziehen. Der Anblick dieser schweigsamen Schaaren in ihren alterthümlichen Gewändern; die kleine Stadt, die von Mauern umgeben, auf einem Plateau lag; der Aquädukt und die alten Stadtthore, Alles führte in die Zeiten zurück, wo die römischen Feldherren in den eroberten Städten ihre Einzüge hielten. Der Obergeneral wurde in das Haus des Bey von Tittery geführt, ein Haus von sehr gewöhnlichem Aussehen, ein einziges Stockwerk hoch, ganz nackt, im maurischen Geschmacke; das Ganze, ein Hof von vier Gemächern umgeben. Das Heer bivouakirte auf den Höhen, die Medea beherrschen. Zwei Stunden nach unsrer Ankunft wandelte man des Nachts in den Straßen umher, so sicher, als ob man in dieser Stadt schon lange zu Hause gewesen wäre. Am folgenden Tage wurde eine Abtheilung Truppen nach dem Landhause des Bey von Tittery geschickt, wohin er sich, wie es hieß, geflüchtet haben sollte. Man fand nichts als die vier leeren Wände und zwei Kanonen, in der Art unsrer alten Bergartillerie. Der neue Bey, den der Obergeneral ernannt hatte, wurde feierlich in seine Würde eingesetzt, und erhielt den Besuch der Notabeln der Stadt. Die musikalischen Kunstgenossen des Ortes versammelten sich, um ihren neuen Gebieter mit einem herrlichen Ständchen zu begrüßen, das so ziemlich einer Katzenmusik gleich sah. Es war ein höchst ergötzlicher Anblick, im Hofe des Hauses fünfzehn bis zwanzig Musikanten auf der Erde kauern zu sehen, Jeder mit einer Art Hoboe, aber ohne Pult noch Notenbücher; für ihre vier oder fünf abscheulichen Noten, die sie spielten, hatten sie auch eigentlich nichts dergleichen nothwendig; eben so wenig einen Direktor. Der Erste beste fing an zu blasen; die Anderen ahmten ihm nach, jeder auf seine eigene Weise; dann kamen noch Andere herein, kauerten nieder und füllten ihr Instrument mit Wind, daß die Backen sich aufbliesen, die Gesichter kirschbraun wurden, und die Augen wie welsche Nüsse hervorquollen; kurz ein Jeder that sein Bestes, d. h., er blies aus Leibeskräften; denn das Schöne an der Sache war, so viel Lärm als möglich zu machen. Dieß gelang ihnen auch so gut, daß man hätte darauf schwören mögen, Jeder habe unter seinem Burnu eine Katze, die er erwürgen wolle. Ein Araber, der darüber außer sich vor Vergnügen war, sagte uns mit jenem gewissen Blick des Nationalstolzes: „O sie sind nur nicht alle beisammen, sonst würde es noch schöner seyn!“ — Wir hatten genug an der Hälfte, und eilten aus dem Hofe hinweg, als wäre uns der böse Feind auf den Fersen.

Mit Ausnahme dieser kleinen musikalischen Unannehmlichkeit verstrich uns der Tag ganz vergnügt. Man trieb sich in der Stadt und ihrer Umgegend herum; jeder Einwohner war bereits wieder an seinem Geschäfte; die Märkte waren eröffnet, die Buden hatten ausgekramt, die Soldaten kauften, wie sie in einer französischen Stadt gethan haben würden. Auch hatte die kleine Stadt wirklich eine täuschende Aehnlichkeit mit einer in Languedoc; man sah dieselben niedrigen Häuser mit denselben Hohlziegeln gedeckt, dieselben Gemüsgärten, auf dem Felde dieselben zerstreuten Oelbaumwäldchen, dieselben rankenden Weinstöcke, denselben sanften und etwas traurigen Boden. Abends erschien der Bey von Tittery, um sich als Gefangener zu stellen. Seine Stadt war in unserer Gewalt, die Einwohner hatten sich auf unsere Seite geschlagen; er konnte nicht einmal mehr im Gebirge umherirren, ohne große Gefahr von den Kabylen befürchten zu müssen; so faßte er also den Entschluß, sich zu ergeben. Er war den Tag über gezwungen gewesen, sich in

*) Vergl. S. 729 u. d. f.

einen Marabu zu flüchten, der als ein unverletzliches Asyl angesehen wird; hier findet unter dem Schutze des Heiligen, dessen Gebeine dort ruhen, selbst der Mörder einen sichern Zufluchtsort. An der Schwelle des Marabu's hört alle menschliche Gewalt auf. Die Verletzung desselben ist eine Versündigung, die über die Stämme und Städte den Zorn Gottes entflammen würde. Der Obergeneral, von seinem Stabe umgeben, empfing den Bey in seinem Hause; es war ein Mann von mittlerer Größe, aber von guter Haltung; sein Gesicht war schön und hatte Farbe, und ob er gleich noch in voller Kraft des Alters stand, war sein langer Bart doch schon etwas gebleicht; seine Kleidung wie seine Waffen strahlten von Gold. Er neigte sich tief, indem er die rechte Hand auf das Herz legte, und als er dem Obergeneral sich näherte, faßte er seine Hand und küßte sie ehrerbietig, indem er dreimal sagte: „Verzeihe mir!“ Auf die Frage des Obergenerals, warum er sich nicht nach Algier begeben habe, wie er doch mehrmals versprochen, erwiderte er: „Wenn ich nach Algier gekommen wäre, so hättest Du nicht den Ruhm gehabt, mich auf dem Atlas zu besiegen.“ Es lag kein Stolz in diesen Worten; denn er wußte, daß diese für unbezwinglich gehaltene Stellung seine Kraft ausmachte. Er hatte die Waffenthat der französischen Truppen zu würdigen gewußt und schien das menschliche Herz gut genug zu kennen, um zu wissen, welche Gründe zur Verzeihung für ihn in seiner Antwort lagen. Auch war die Expedition in der That so glücklich und so vollständig, daß ihre Folgen von unberechenbarem Umfange seyn konnten. Der Bey von Tittery wurde mit Auszeichnung behandelt, übrigens mit allen, seinem Range schuldigen Rücksichten als Kriegsgefangener bewacht.

Nachdem der Obergeneral die Lage von Medea, ihre Stärke und Hülfsquellen genau untersucht hatte, fand er zu seiner Besatzung zwei Bataillone Infanterie, eine Kompagnie vom Geniekorps und die Zuaven hinreichend. Die Bevölkerung flößte ihm so viel Zutrauen ein, daß er kein Bedenken trug, ihr im Fall eines feindlichen Angriffes, zugleich mit unsren Truppen die Vertheidigung der Stadt anzuvertrauen. Der einige Tage darauf erfolgte Vorfall bewies, daß er richtig geurtheilt hatte. Indem der Obergeneral in Medea eine Besatzung zurückließ, war seine Absicht, daraus einen Waffenplatz zu machen, von dem aus man später in den großen Atlas vordringen sollte. Es lagen in dieser Maßregel große Plane für die Zukunft. Es war der erste Stein zu einem großen Gebäude, der Anfang zur Ausführung eines weitausgedehnten Planes von Eroberungen und Entdeckungen. — Nach einem dreitägigen Aufenthalte in Medea, während dem viel Regen gefallen war, brachen wir nach Algier auf, indem wir den Bei von Tittery und einige hundert entwaffnete Türken als kriegsgefangen mit uns führten. Das Heer marschirte ohne Halt bis an den Fuß des Atlas, wo wir statt der Feinde Araber fanden, die uns ihre Hühner zum Verkaufe boten. Durch die Vorsorge des Generals Monk d'Uzer, Kommandanten der zweiten Brigade, hatte sich hier ein Markt gebildet. Die Araber strömten schaarenweise dahin; sie sahen den Krieg als beendigt an und fanden, daß sich in diesem kleinen Handel für sie mehr Vortheil abwerfe, als bei dem Austausch von Flintenschüssen. Ein Marabu war hierbei dem General sehr nützlich gewesen. Noch jetzt gibt man den Namen Marabu jenen begeisterten und frommen Männern, die als Einsiedler leben und über die Araber, von denen sie tiefe Ehrfurcht genießen, großen Einfluß üben. Der eben erwähnte Marabu war mit dem Obergeneral aus Algier gekommen. Bis zur Ersteigung des Atlas that er wenig für uns; da er aber am Engpasse von Tenia mit zurückgeblieben war, so trug er sehr viel bei, die Gebirgsbewohner friedlich zu stimmen. Er stieg auf einen Felsen und ließ von da weit hinein in die Berge seine Stimme erschallen; während sein weiter Burnu wie eine Fahne im Winde flatterte. Die Araber eilten zu ihm herbei, hörten seine Worte und fingen an minder feindselig gesinnt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

1. Bombay.

(Schluß.)

Was aber in diesem Panorama am meisten mein Erstaunen erregte, war der Anblick von Frauen, die in Bombay nicht Gefangenen gleich gehalten werden, sondern frei umhergehen und sich außer ihrem Hause meistentheils mit Arbeiten beschäftigen, zu denen mehr Geschicklichkeit als Kraft erforderlich ist. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht von Frauen der höhern Stände spreche, die hier eben so wie im übrigen Orient, sorgsam unter Schloß und Riegel gehalten werden. Weiber aus dem Volke sind zu Bombay die Wasserträgerinnen der Stadt; ihre Krüge oder Dschatties, die sie auf den Köpfen tragen, sind stets von einer sehr zierlichen Form. Mehr als Einmal erinnerte ich mich in der Nähe eines indischen Wasserbehälters an jene schönen etrustischen Vasen, deren Entdeckung den neuen Töpferarbeitern so vollkommene Vorbilder geliefert hat. Diese Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, muß dem Leibe nothwendig eine schöne gerade Haltung geben. *) Die anmuthvollsten Tänzerinnen, mit Ausnahme nur der unvergleichlichen Taglioni, könnten den gemeinsten Töchtern Bombay's, wenn sie von den Zisternen zurückkehren, und das auf dem Kopfe ruhende Gefäß kaum mit den Fingerspitzen oder gar nicht berühren (so vollkommen ist ihr Gleichgewicht und so sicher der Schritt der Hindumädchen), mehr als einen neuen Zauber der Bewegung ablernen. Das Gewand dieser Frauen besteht größtentheils in einer Binde von Zeug, die mehrere Klafter lang ist; und diese schmalen Streifen werden mit so viel Kunst und Geschmack um den Leib und die Glieder gewunden, daß nicht nur die ängstlichste Schamhaftigkeit Nichts daran auszusetzen, sondern auch ein Bildhauer nicht eine Falte zu verändern finden würde. Der Wuchs der Hindus von beiderlei Geschlecht ist klein und zart; und obgleich ihre Züge nicht immer schön sind, so liegt doch in ihrem Ausdrucke Etwas, das dem Fremden ungemein lieblich ins Auge fällt, und zwar vielleicht deßhalb, weil dieses Etwas die Geduld, Gelehrigkeit und Zufriedenheit abspiegelt, welche die Grundzüge des indischen Charakters bilden.

---

*) Es ist unsern Lesern erinnerlich, daß Lander dasselbe von den Negerinnen in Afrika bemerkt.

Anm. d. R.

Ich darf hier nicht des sonderbaren Eindruckes zu erwähnen vergessen, den in einem Bazar von Bombay der Schmuck hervorbringt, mit dem Weiber und Kinder in solcher Verschwendung überladen sind, daß es ihnen wirklich gelingt, sich dadurch soviel als möglich zu entstellen; so daß man fast auf den Gedanken kommen möchte, der Geschmack, den sie in ihrer übrigen Bekleidung verrathen, sowie die Anmuth in ihren Bewegungen, seyen mehr ein glücklicher Zufall, als das Ergebniß eines lobenswerthen Sinnes. Die meisten Frauen tragen in der Nase Gehänge von fürchterlichem Umfang, und ich sah welche, die bis über das Kinn herabhingen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob die indischen Frauen, wie die unsrigen, ihre Finger mit Ringen bedecken; aber es ist bei ihnen Mode, den Vorderarm und den Fußknöchel mit goldenen und silbernen Bändern zu belasten. Das zu diesem Schmuck verwendete gediegene Gold ist fast immer reich und fällt gut ins Auge; wie dagegen, nach meinem Geschmack, ein noch so kunstreich gearbeitetes Silbergeschmeide gemein ist. Wie man in Europa Menschen sieht, die an ihre Finger Ring über Ring zwängen, so fand ich auch in Indien Frauen, die den Geschmack der Prunkliebe opferten und ihre Beine vom Knöchel bis zum Knie, und ihre Arme bis zum Ellenbogen, mit ungeheuren Ringen von Gold und Silber bedeckten. Das Geklapper dieser Geschmeide, indem sie aneinander stoßen, verräth schon von Weitem die Nähe einer Frau; was wahrscheinlich zu der Behauptung Anlaß gab, die Mode, eine solche Art von Beinschellen zu tragen, sey von der Eifersucht der Männer in diesem heißen Land erfunden worden, um dadurch auf die Spur ihrer flüchtig gewordenen Weiber zu kommen. Ich weiß nicht, in wie weit diese boshafte Muthmaßung Grund hat; allein wie soll man dann die lächerliche und fast grausame Gewohnheit erklären, vermöge der man auch die Arme und Beine kleiner Kinder mit so schweren Ringen überladet? Ich sah ein kleines Mädchen von drei Jahren, das dergestalt damit belastet war, daß es weder gehen noch die Arme ausstrecken konnte; und an dem Hals eines eben so kleinen Knaben zählte ich einmals zwanzig goldene Ketten, ungerechnet die metallenen Bänder an Armen und Beinen, die ihn dem Armadille eines Bilderbuches ähnlicher machten, als einer menschlichen Kreatur. Und so groß ist die Leidenschaft einiger Hinduältern für diese Mode, daß man mir versicherte, es gebe Leute, die ihr ganzes Vermögen in Geschmeide dieser Art verwandeln und auf diese Weise ihre Nachkommenschaft zu lebendigen Schatzkästen machen. Und die Folge hievon? Der oberste Polizeibeamte von Bombay sagte mir eines Tags, daß häufig Kinder von Räubern erwürgt, und dann des Schatzes, in den sie geschmiedet sind, beraubt werden.

Ich habe oft bemerkt, daß einen Fremden mitten in der Entzückung, in der er schwebt, ein Gefühl der Traurigkeit anwandelt, wenn er sich bekennen muß, daß es ihm unmöglich ist, auch nur den hundertsten Theil der Eindrücke zu schildern, die auf ihn losstürmen; so neu ist Alles für ihn. Die gewöhnlichsten Geschirre des alltäglichen Hausbedarfes, die Vasen und Schüsseln, die Flaschen und Tonnen, die Wagen und Karren, Alles scheint ihm seltsam und schwer zu beschreiben und was soll er erst von den Tönen sagen, die er hört, von der Bewegung, die um ihn her vorgeht? Selbst die unangenehmsten Dinge haben hier etwas Anziehendes, so bizarr Dieß auch scheinen mag. Ich erinnere mich, daß ich der glühendsten Hitze, der blendendsten Sonne mit Vergnügen und Geduld Trotz bot, weil diese Unannehmlichkeiten selbst vollkommen zu den Umgebungen stimmten, die ich so lange zu erblicken mich gesehnt. Aus demselben Grunde lernte ich, ohne daß es mir übel wurde, den scheußlichen Assa-Fötida-Geruch ertragen, der auf allen indischen Märkten herrscht, und wären nicht die verwünschten unerträglichen Moskitos gewesen, so würde ich unbedenklich erklärt haben, daß ich mich niemals glücklicher fühlte, als damals, wo ich müßig auf den Bazars von Bombay herumschlenderte. Diese Bemerkungen mögen vielleicht übertrieben scheinen, und es gibt Reisende, die dieselben Orte besuchten und Nichts eifriger zu thun hatten, als sich auf und davon zu machen, um dem Kothe zu entgehen, den ihnen die blauhaarigen, grimmig aussehenden Büffel oder die Bisons mit ihrem großen Höcker zwischen den Schultern, ins Gesicht spritzten. Es ist unmöglich für dergleichen Vergnügen gleichen Geschmack zu finden. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich meinen Freunden auf meine Kosten viel zu lachen gab, wenn sie mich von meinen Ausflügen in Tausend und Einer Nacht zurückkehren sahen, den Kopf voll Türken mit Turbans, voll Pagoden und allen den Bildern, die sich an den Indus und Ganges, an Brahma und Wischnu knüpfen. Aber unter den Gewohnheiten des Orientes würden gewiß jene, die in der Bibel mit so rührender Einfachheit erzählt sind, keinen Europäer unangesprochen lassen. Nie sah ich in Indien eine Frau auf den Stufen eines Brunnens sitzen, den Arm nachlässig um ihren leeren Krug geschlungen, ohne an die Geschichte der schönen Samaritanerin zu denken, um so mehr, da mir dabei jenes schöne italienische Gemälde einfiel, wo die Figuren ganz in den wirklichen Farben des Orientes gemalt sind. Am Tage nach meiner Ankunft in Bombay stand ich mit Tagesanbruch auf, kleidete mich in der Eile an und ging auf Abenteuer aus. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich auf der kleinen Terrasse vor meinem Hause einen Hindu fand, der noch auf seiner Matte ausgestreckt, in eine lange baumwollene Decke gewickelt, schlief. Sobald die ersten Sonnenstrahlen in dieses sein Schlafgemach fielen, stand er auf, nahm sein Bett und begab sich nach seiner Wohnung. Sogleich fiel mir das Wunder von dem Gichtbrüchigen ein. Mein Hindu stand auf, gleich dem Kranken im Evangelium, warf seine Decke über die Schulter, bückte sich, und nachdem er seine Matte, die sein ganzes Bett ausmachte, zusammengerollt hatte, trug er es nach Hause und begab sich dann nach dem nächsten besten Wasserbehälter, um seine Abwaschung vorzunehmen. Ich glaubte einer alten frommen Schottländerin einen Gefallen zu erweisen, indem ich ihr dieses Begegniß erzählte; allein ich täuschte mich und verscherzte, glaube ich, viel von ihrer Gunst, da ich ihr dadurch alles Wunderbare eines Mirakels zerstörte, das sie nicht sowohl in der Heilung des Gichtbrüchigen sah, als darin, daß ein kaum vom Krankenlager aufgestandener Mensch sein Himmelbett mit breiten Stollen, Vorhängen und Allem wie einen Quersack, auf der Schulter davon tragen konnte.

Statistische Notizen über Frankreich.

Die reinen Einkünfte des französischen Staatseigenthums betragen 1,331,508,000 Fr.

Die rohen Produkte der Landwirthschaft überhaupt, eingerechnet Pferde, Hornvieh, Wolle u. s. w. . 3,318,770,000 —

Ertrag aus Handel, Manufakturen und Gewerben 1,746,511,000 —

Gesammteinkommen ohne Steuern und Abgaben 6,396,789,000 Fr.

Die Volkszahl Frankreichs beträgt 32,252,000 Seelen. Vertheilt man nun das Gesammteinkommen zu gleichen Theilen unter die ganze Bevölkerung, so kommen auf jedes Individuum jährlich 198 Franken 33 Cent. oder 54 Centimes auf den Tag; hiebei ist jedoch das ganze Einkommen unbesteuert gedacht. Da sich aber diese Summe des Einkommens nicht gleich vertheilt, so muß man, wenn die Abstufungen des Reichthums und der Armuth dargestellt werden sollen, wie sie in der Wirklichkeit sind, die Bevölkerung in zwölf Klassen eintheilen, von denen die ersten sechs nur 2,252,000 Individuen und die andern sechs die übrigen 30,000,000 enthalten.

Klassen.	Seelenzahl.	Gesammt-Einkommen.	Jährliches Einkommen auf den Kopf.		Tägliches Einkommen auf den Kopf.	
			Fr.	Cent.	Fr.	Cent.
1	152,000	608,000,000	4000	—	10	96
2	150,000	375,000,000	2500	—	6	85
3	150,000	150,000,000	1000	—	2	74
4	400,000	240,000,000	600	—	1	64
5	400,000	160,000,000	400	—	1	10
6	1'000,000	350,000,000	350	—	—	96
7	2'000,000	600,000,000	300	—	—	82
8	2'000,000	500,000,000	250	—	—	69
9	3'500,000	700,000,000	200	—	—	55
10	7'500,000	1,125,000,000	150	—	—	41
11	7,500,000	900,000,000	120	—	—	33
12	7,500,000	688,789,000	91	84	—	25
	32,252,000	6,396,789,000				

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß 22½ Millionen Menschen, welche die drei letzten Klassen bilden, alle ihre Lebensbedürfnisse mit 8 Sous, 6½ Sous und 5 Sous den Tag bestreiten müssen. Es wäre die Möglichkeit hievon nicht zu begreifen, wäre nicht erwiesen, daß 7½ Millionen Franzosen wenig oder gar kein Brod essen, und daß Gerste, Roggen, Brei aus Buchweizen, Kastanien, Hülsenfrüchte, eine kleine Quantität Kartoffeln und Wasser die einzigen Lebensmittel von jenem Theile der Bevölkerung bilden, die zur Feuerung nichts als Stoppeln und Heidekraut hat. Nimmt man 50 Centimes (10 Sous) als die äußerste Summe an, die ein Mensch zur Lebensnothdurft braucht, so ergibt sich an dem Gesammteinkommen noch ein Defizit von 1,400,529,000 Fr.

Vermischte Nachrichten.

Die Japanesen bezeichnen Europa mit dem Namen Ziagatara. Das „Journal Asiatique" gibt hierüber folgende Erklärung: „Aller Wahrscheinlichkeit nach war Europa den Japanesen vor der chinesischen Dynastie der Mings, nicht einmal dem Namen nach bekannt. Damals erschienen die Portugiesen und bald darauf andere europäische Handelsvölker in den Meeren des östlichen Archipels, eroberten große Königreiche und legten Kolonien an, durch die nicht selten die eingebornen Völker verdrängt und dem Lande ein ganz neues Gepräge aufgedrückt wurde. Nach einigen Kämpfen zwischen den Eroberern hielten sich im asiatischen Polynesien nur noch drei europäische Nationen: die Portugiesen, die Spanier und die Holländer. Alle drei knüpften mit China und später mit Japan Handelsverbindungen an. Nachdem aber den zwei katholischen Mächten die Häfen des Kaiserthums verschlossen worden waren, blieben die Holländer allein noch mit Japan im Verkehr, wurden aber auf Desima beschränkt gehalten, das eine Art Quarantäneanstalt gegen die Verbreitung europäischer Civilisation war. Diese Civilisation hatte fortan in Japan keine andern Repräsentanten, als die Holländer, die von den Japanesen für die reichste und mächtigste Nation im Westen gehalten wurden, so daß auf den japanesischen Landkarten Europa als ein kleines unbedeutendes Land neben dem großen Königreich Holland dargestellt wurde. Es läßt sich denken, daß die Holländer sich nicht besonders viele Mühe gegeben haben werden, den Irrthum der japanesischen Geographen zu berichtigen. Von dort an machte man in Japan einen Unterschied zwischen Europa überhaupt und den Europäern, die in Desima zugelassen wurden. Der Name des ersteren wurde kaum noch in der entstellten Benennung Yau-ru-pa bei Gegenständen europäischer Fabriken, die von den Holländern in Japan eingeführt wurden, beibehalten. Das Europa, mit denen die Japanesen unmittelbar verkehrten, d. h. die Holländer, erhielten den Namen Ziagatara oder Dschagatara. Die Etymologie dieses Wortes ist schon wiederholt, aber stets ungenügend zu erklären versucht worden. Folgendes möchte der Wahrheit am nächsten kommen: Die Holländer handelten mit Japan unmittelbar von ihren Kolonien in Java aus, wo Batavia mehr selbst ein Mittelpunkt des Handels, als ein Stapelplatz zwischen Japan und Europa ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Japanesen gar nicht mehr an das europäische Europa dachten, sondern das Land der Holländer auf die Insel Java versetzten, da Kolonialbesitzungen sowohl ihren Begriffen, als ihren politischen Gewohnheiten fremd waren. Wenn sie daher dem Lande der Holländer, d. h. der Europäer, einen Namen geben wollten, so hatten sie nichts weiter als Java vor Augen, das sie Dschakatra, oder um das Wort sich mundgerecht zu machen, Ziagatara nannten. Dschakatra ist in der That der Bezirk auf Java, von dem Batavia (das Amsterdam des Osten) die Hauptstadt ist. Ziagatara wurde so der Name des asiatischen Europa's oder Hollands. Aus dieser Verwechslung lassen sich viele Schwierigkeiten, auf die man bei den asiatischen Geographen stößt, erklären. So wird z. B. von chinesischen Schriftstellern das Land der Fo-lan-kis, oder Franken, zunächst Malacca gesetzt. Erklärlich wird nach derselben Analogie auch, warum die Birmanen die Muselmänner Passy nennen, da Passy einst die Hauptstadt des Islams im asiatischen Polynesien war.

Die wilden Stämme von Vandiemensland haben sich endlich den englischen Behörden ergeben, nachdem ein unmenschlicher Versuch, sie gänzlich auszurotten, glücklicher Weise fehlgeschlagen war. Ein Herr Robinson hat durch versöhnliche Maßregeln die Stämme der Austernbai und des Big River, die blutgierigsten der ganzen Insel, zur Uebergabe bewogen. Am 7 Jan. hielt Herr Robinson seinen triumphirenden Einzug in Hobarttown mit seiner schwarzen Schaar. Sie wanderten ganz gemächlich einher, gefolgt von einer großen Meute Hunde, und wurden von den Einwohnern mit der lebhaftesten Neugierde und Vergnügen empfangen. Bald nach ihrer Ankunft gingen sie ins Regierungsgebäude und wurden bei dem Gouverneur eingeführt, wo eine interessante Unterredung statt fand. Sie sollten demnächst mit einem Schiffe nach der großen Insel gebracht werden. Die Weiber waren fürchterlich ausgeschmückt mit menschlichen Gebeinen, die in vielen phantastischen Formen, selbst um die Kinnlade und den Oberkopf, um sie her hingen. Einige davon waren Ueberreste von Feinden, auch Weißen, die sie getödtet hatten, die meisten aber Andenken der Liebe an Ehegatten und Kinder, die sie verloren hatten. Sie übergaben Herrn Robinson sechs Gewehre, die sie ermordeten Weißen abgenommen oder aus den Hütten gestohlen hatten. Drei davon waren geladen und die Mündungen sorgfältig mit Stücken Leinwand verstopft. Das Innere ihrer mit Rinde bedeckten Hütten, von denen Herr Robinson mehrere besuchte, war auf eine sinnreiche Art mit rohen Zeichnungen von Känguruh's, Schnabelthieren u. dgl. verziert. Die Entfernung dieser Schwarzen wird für sie selbst und die Kolonie von wesentlichem Vortheile seyn. Die großen Weidestrecken, die wegen ihrer mörderischen Angriffe auf die Hirten so lange verlassen waren, werden jetzt benutzt werden können und den Schafheerden sehr zu Gute kommen, die bisher auf eine sehr unzureichende Weide getrieben werden mußten, was die Heerden herunterbrachte und den Preis des Fleisches erhöhte.

In Nordamerika müssen die Schuldenmacher ein ganz eigener Schlag redlicher Leute seyn. In dem Journal von Savanah liest man: „Ich der Unterzeichnete, John Hewett, mache hiemit meinen Freunden und Bekannten, so wie Jedermann zu wissen, daß ich von heute an nicht eine einzige Schuld, die ich noch machen sollte, bezahlen werde."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 200. 18 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

Aus einem, im Asiatic-Journal aufgenommenen Berichte des Herrn Georg Benett, welcher an der Expedition der „Sophie“ am Ende des Jahres 1829 Theil nahm.

Bei dem unverkennbaren Anstreben dieser neuen Welt, endlich eine mündige Rolle in der Staatengeschichte zu spielen, kann es nicht ohne Interesse seyn, ihrer industriellen und politischen Entwickelung mit Aufmerksamkeit zu folgen, um so mehr als die gesegnete Fruchtbarkeit und das schöne Klima dieser Länder dereinst nicht ungeeignet seyn möchten ein Zufluchtsort für jene Tausende von Unglücklichen zu werden, deren Anzahl sich in der geselligen Organisation des alten Europa's täglich vermehrt.

Die Insel Erromanga, nebst der größeren Anzahl derjenigen, welche die Gruppe der neuen Hebriden bilden, wurde im Jahre 1774 durch den Kapitän Cook entdeckt. Sie liegt unter dem 18° Grad 44 Minuten südlicher Breite, und dem 169° 21′ östlicher Länge. Da diese Insel das Sandelholz in großer Menge erzeugt, hatte der Schooner „Snapper“ ein kleines Detaschement von Mannschaft daselbst abgesetzt, welches die „Sophie“ noch mit 95 Eingebornen aus Tongatabu *) (der größten unter den Freundschaftsinseln) verstärkte, um an dem Schlag des Sandelholzes arbeiten zu helfen. Diese Einwohner von Tongatabu hatten von ihren Häuptlingen die Erlaubniß erhalten sechs Monate bei uns zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, nach Ablauf dieser Frist pünktlich in ihrer Heimath einzutreffen. Sie sind an ihre Oberen durch eine Art von Lehnspflichtigkeit gebunden, und halten sich, nach eigener Aeußerung, durch Gesetz und Erkenntlichkeit verpflichtet, ihnen durch „alle Gefahren des Eisens, des Feuers und des Wassers“ zu folgen. Alle jene, welche die sehr beneidete Begünstigung erhalten wollten uns zu folgen, mußten sich also an ihre Häuptlinge wenden, und nebstdem ihr Gesuch durch allerlei Geschenke unterstützen.

Nach sechstägiger Fahrt kam uns die Insel Erronan zu Gesicht, eine der neuen Hebriden, welche die Ansicht eines hohen, waldbedeckten Berges darbietet, dessen abgeplatteter Gipfel, wegen seiner großen Aehnlichkeit mit dem Tafelberge auf dem Kap der guten Hoffnung, der gesammten Schiffsmannschaft sogleich auffiel. Am zehnten Tage befanden wir uns des Morgens im Angesichte von Erromanga, deren holzreiche Berge hoch über das Meer emporragten. Die Küste, welche wir zwei Meilen weit umfuhren, ehe wir landen konnten, bot uns die reizendsten Ansichten. Wir legten uns bei Marekini, in der Dillon Bay, an der südwestlichen Seite der Insel, in einer Tiefe von 21 Klaftern und auf eine halbe Meile Entfernung von der Küste vor Anker, allein der Grund ist hier so krummgängig, daß unser Schiff, nachdem das Kabeltau allmählich abgelaufen war, auf eine Tiefe von 40 bis 50 Klaftern stand. Das Bett dieser geräumigen Bay besteht aus Sand und Korallen. Nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß die Mannschaft, die der Schooner dort ans Land gesetzt hatte, von den Eingebornen angegriffen worden war. Die freundschaftlichsten Zusicherungen hatten Letztere von der friedlichen Absicht unserer Expedition nicht überzeugen können, so daß unsere Soldaten, nach mehreren zurückgeschlagenen Angriffen genöthigt waren, sich hinter Pallisaden zu verschanzen, um gegen die überlegene Macht der Einwohner Schutz zu finden. Sie hatten diese kleine Befestigung in der Ebene, ungefähr im Mittelpunkte der Bay, unweit der Ausströmung eines Flusses in das Meer, aufgeführt. Der Umkreis derselben war durch dicke Bäume begränzt, welche sie auf eine Höhe von sechs bis sieben Schuh abgeschnitten hatten. Nach Außen wurden sie auf drei Seiten von grasigen Anhöhen beschützt, und im Innern der Pallisaden hatten sie ringsherum eine doppelte Hecke von Schilfrohr aufgeführt. In der Mitte befanden sich die Hütten dieser kleinen Kolonie, welche bei feindlichen Angriffen öfters mit Feuerbränden beworfen, und angezündet wurden, weßhalb nicht selten eine übermäßige Anstrengung nothwendig war, um das Feuer zu löschen, was oft an mehreren Stellen zugleich ausbrach. Uebrigens belief sich der bisherige Verlust der Belagerten auf einen Mann aus Tongatabu, welcher von den Eingebornen erschlagen worden war, als er sich unvorsichtiger Weise allein aus der Verschanzung gewagt hatte. Sein Leichnam wurde durch seine Landsleute am Fuße der Pallisaden verbrannt.

Bei unserer Landung fiel uns die Rauheit des Bodens auf, welcher häufig, neben einer reichen und abwechselnden Vegetation, mit breiten Basaltsteinen bedeckt ist. Unter den Pflanzen bemerkten wir eine Art von Sida mit gelben Blumen, und eine große Menge von Waltheria; auch fanden wir einige Sorten von Cassia, und zwei Arten von Crotonen, wovon eine ihre bun-

*) Tongatabu oder Amsterdam, wie sie der erste Entdecker, ein Holländer Abel Tasman nannte.

ten und regelmäßig geformten Blätter sehr anmuthig ausbreitete, während die andere an den übrigen die bizarrsten Konturen zeigte. Auf den Felsen am Meeresufer wächst eine kleine, bis jetzt noch unbeschriebene Staude, welche grappartig zu seyn scheint, und weiße Blumen nach Art der Tuberose trägt. Mehrere Stauden und Bäume von der Gattung der Pavetta, der Bergera, der Alyria, so wie auch der Bambus mit seinem schön geformten Stengel, sind an dieser Küste sehr häufig. Die Ufer des Flusses, welcher hier in das Meer fällt, waren mit einer Art von Rhizophora bedeckt, welche eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, und drei bis vier Fuß im Umfange hat. Das Holz dieses Baumes ist spröde und von rother Farbe; sein Stamm unregelmäßig, und seine cylindrisch geformten Früchte ungefähr einen Fuß lang; seine Zweige schlagen in dem Boden neue Wurzeln, sobald sie dieselben berühren. Wir bemerkten auch mehrere Arten von Hibiscus mit brillanten Blumen. Am Abhange der Hügel und in den Schluchten wächst das kostbare Sandelholz, welches auch zuweilen in der Ebene, aber nur von minderer Güte anzutreffen ist. Eine Art von Pothos ragte mit dem dunkeln Grüne seiner breiten Blätter über eine Menge anderer Bäume hervor, und mehrere Stellen auf den Anhöhen waren mit einer Gattung Saccharum bewachsen, aus dessen Rohre die Eingebornen ihre Pfeile verfertigen. Sie bedienen sich auch desselben zum Baue ihrer Hütten, und zum Einschließen ihrer Pflanzungen.

Der Fluß, welcher sich in die Bay ergießt, entspringt in den inneren Gebirgen des Landes, und ist bei seinem Ausflusse tief genug um kleinere Schiffe zu tragen. Die Einfahrt in denselben wird jedoch durch eine Anhäufung von Sand und Schlamm erschwert, so daß der Snapper, ein Schiff von 70 Tonnen, welches bei unserer Ankunft in der Bay vor Anker lag, durch dieses Hinderniß aufgehalten wurde, als er die Durchfahrt erzwingen wollte, und erst nach eingetretener Fluth sich wieder frei machen konnte. Verfolgt man den Lauf dieses Flusses aufwärts, so findet man abwechselnd ein enges und tiefes, oder ein breites und seichtes Flußbett, in welchem häufig große Felsenmassen von Basalt liegen, an denen das Wasser schäumend sich bricht. Die kräftigen Bäume, welche sich an dem mitunter sehr steilen Ufer erheben, sind mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, deren Geflechte sich mit den Verzweigungen des schönen Convolvulus um die Baumstämme windet. In den flächeren Gegenden sieht man reiche Felder von Taro und Zukerrohr aus einer tiefen Schichte der fruchtbarsten Pflanzenerde emporwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Am Fuße des Atlas traf uns die Nachricht, das Regiment, das unter Befehl des Obristen Rulhières zu Belida zurückgelassen worden war, sey von fünf bis sechstausend Beduinen angegriffen worden, aber durch eine wunderbar tapfere Vertheidigung der Stadt Meister geblieben. Diese Neuigkeit machte auf das ganze Heer tiefen Eindruck. So hatten also die tapfern Vertheidiger von Belida die Waffenthaten ihrer Brüder auf dem Atlas nicht zu beneiden. Alles brannte vor Verlangen, die muthvollen Waffenbrüder zu umarmen, die nur durch Wunder von Tapferkeit einem schrecklichen Tod entgangen waren. Es stand zu befürchten, daß sie von Neuem angegriffen werden konnten; man machte also nur einen Augenblick am Engpasse Halt und rückte im Eilmarsche bis an das Gehöfte des Aga vor, das, wie man weiß, dem Atlas gegenüber liegt. Alles fand sich hier in Ordnung; das Gehöft war nirgends woher bedroht worden; man hatte es herrlich befestigt. Dagegen vernahmen wir hier von einem jener traurigen Vorfälle, die sich nicht mehr gut machen lassen. Fünfzig Soldaten von der Artillerie und dem Fuhrwesen waren nach Algier abgeschickt worden, um dort Munition für die Besatzung von Medea und die dortige Bevölkerung, der es an Pulver fehlte, zu holen. Wer hätte zweifeln mögen, daß fünfzig wohlbewaffnete, wohlberittene, und noch dazu von einem Detaschement über Belida hinaus begleitete Soldaten Algier nicht sollten erreichen können? Der Feind war geschlagen, und nirgends mehr eine Spur von ihm zu sehen. Die Araber, die den Engpaß von Tenia vertheidigt hatten, waren unter ihre Zelte zurückgekehrt, oder streiften einzeln in der Umgegend von Medea umher. Allein es gibt im Kriege Ereignisse, die außer aller menschlichen Berechnung liegen. Die östlich wohnenden Gebirgsstämme waren, Belzamum an ihrer Spitze, auf dem Atlas angekommen, als wir ihn bereits wieder verlassen hatten. Dieß waren die Kabylen, welche Belida angegriffen hatten. Nachdem sie hier kräftig zurückgewiesen worden waren, ermordeten sie die fünfzig Soldaten, auf die sie stießen, was ihnen um so weniger Mühe kostete, als sie fünfzig gegen einen waren.

Am folgenden Tage brach das Heer wieder auf; man fand in der Nähe von Belida einige berittene Araber; einige Jäger zu Pferde, die man gegen sie absendete, jagten sie auseinander. Als wir in die Stadt einzogen, schoß die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf unsre Köpfe; obgleich wir im Monat November standen, war die Hitze doch unerträglich. Bald zeigten sich unsern Blicken die Spuren des wüthenden Kampfes, den man sich hier geliefert hatte. An dem Thore von Belida, in den Straßen, überall, wohin wir uns wendeten, stießen wir auf Leichen. Man mußte Acht haben, sie nicht unter den Hufen der Pferde zertreten zu lassen. Wir sahen unsere tapfern Soldaten von Belida, ihre Kleider noch von Blut geröthet; sie erzählten uns die Gefahren, die sie bestanden hatten, während wir sie mit Fragen drängten, rings umgeben von Todten, die bezeugten, daß man von allen Seiten angegriffen hatte. Von zahllosen Schwärmen von Arabern überschwemmt, die auf sie von allen Seiten, von den Stadtmauern, durch die Thore, aus den Häusern herbeistürzten, hätten sie ohne Zweifel unterliegen müssen, wäre ihnen nicht einer jener kühnen, unverhofften Coups einer plötzlichen Eingebung zu Hülfe gekommen, wofür die Franzosen allein dieß besondere Wort und das Geheimniß dazu zu besitzen scheinen. Es war Alles geleistet worden, was eine kleine tapfere Schaar zu thun im Stande ist; sie hatten abwechselnd geworfen und waren wieder geworfen worden; eine Kanone war mehrmals von den Arabern genommen, und von unsern Soldaten wiedergenommen worden; allein die Reihen schmolzen immer mehr zusammen, die Kräfte schwanden, und die Gassen, die Terrassen der Häuser füllten sich mit im-

ner neuen Haufen erbitterter Feinde, die unter wildem Geschrei einen Kugelregen über sie ausschütteten. Es war um sie geschehen, und einige Augenblicke später wären alle niedergemacht, und ihre Köpfe auf den Mauern von Belida als Siegeszeichen aufgesteckt gewesen; als eine Kompagnie Grenadiere einen Posten, den sie außerhalb der Stadt besetzt gehalten hatte, verließ und unter Trommelschlag im Sturmschritt durch das Thor von Algier einrückte, wo das Handgemenge am furchtbarsten war. Die Araber, im Rücken angegriffen, glaubten ohne Zweifel, daß eine größere Truppenanzahl von Außen anrücke und vielleicht, daß die ganze Armee auf ihrer Rückkehr vom Atlas eingetroffen sey. Ein panischer Schrecken reißt Alles in eine wilde Flucht dahin. Unsere Truppen greifen sie in diesem Augenblicke mit dem Bajonnette an und richten ein furchtbares Blutbad an. Es wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, daß die Soldaten, von Blut bedeckt, wie sie waren, und vor ihren Augen noch diese tausend Köpfe mit wilden Gesichtern, die nach ihrem Blute dürsteten, deren Geschrei der Freude und der Wuth sie noch vernahmen, während sie über die Leichen ihrer eigenen gefallenen Waffenbrüder hinschreiten mußten, in die Wohnungen eindrangen, aus denen man auf sie geschossen hatte, und alle Männer, und auch einige Frauen, die sie mit Waffen in der Hand trafen, niedermachten.

Der Obergeneral ertheilte den Soldaten und Offizieren das Zeugniß seiner Zufriedenheit für ihr tapferes Benehmen; allein ohne Zweifel schnitt ihm auch der Anblick der unglücklichen Stadt durch das Herz; und da er vielleicht fürchtete, man möchte in der Rache zu weit gegangen seyn, so ertheilte er den Offizieren des Generalstabes Befehl, die Häuser zu untersuchen. Dieß war eine schmerzvolle Aufgabe. Wir theilten die Stadt unter uns und von jenem Augenblicke an prägte sich Belida meiner Erinnerung als ein Bild herzzerreißenden Jammers ein. Am Thore der Stadt lagen die Leichen auf einander gehäuft, größtentheils von Bajonnetstichen in dem Augenblicke durchbohrt, wo sie vom Schrecken ergriffen, hier in wilder Flucht sich drängten; noch stand ihr Mund offen, und ihre starren Züge drückten Furcht und Entsetzen aus. Da sahen wir jene schöne junge Frau, die in den Hals verwundet auf dem Rücken dalag; einst so züchtig, daß sie nie ausging ohne in dichte Schleier verhüllt zu seyn, lag sie nun fast nackt den Augen der Christen ausgesetzt da! Es war nicht Schrecken, was auf ihrem erblaßten Gesicht ausgedrückt war; es war ein Gefühl hoher Begeisterung; ihre schönen, weit aufgerissenen Augen schienen noch vom Leben beseelt. Wie sie unter die Todten kam, wußte Niemand zu sagen. Vielleicht starb sie, indem sie den Tod eines Geliebten rächen wollte, vielleicht tödtete sie mit eigener Hand ein auf so viele Reize eifersüchtiger Gemahl, um sie nicht lebendig in die Hände der Soldaten fallen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Vendée im Jahre 1832.

(Nach dem Temps.)

Die Banden der Chouans fangen an sich aufzulösen, und die französischen Soldaten bedürfen zu ihren mühseligen Kreuz- und Querzügen in einem Lande, wie die Vendée, mehr Schuhsohlen als Patronen. In Paris schmeichelt man sich mit der Hoffnung, die Ruhe werde in dem Augenblicke wiederkehren, wo die bewaffneten Chouans nicht mehr das Feld halten und die äußerliche Ordnung hergestellt ist. Man täuscht sich in dieser Zuversicht. Der Aufstand wird hierdurch nur auf eine günstigere Gelegenheit hinausgeschoben; um ihn auf immer zu ersticken, reicht der mit Waffengewalt hergestellte Friede nicht aus; die Vendée bedürfte hiezu einer Grundreform. Mit welchen Schwierigkeiten diese verknüpft seyn würde, und wie sie bewerkstelligt werden könnte, wird am besten aus einer Schilderung der Vendée hervorgehen, wie sie war, und wie sie ist.

Das Nivellirungssystem der ersten französischen Revolution hat nicht die Gränzen der Vendée überschritten; der Bürgerkrieg, von dem sie während der sturmvollsten Jahre der Republik der Schauplatz war, schützte die weit ausgedehnten Besitzungen der adeligen Familien vor den Nationalverkäufen, die das große Grundbesitzthum in dem übrigen Frankreich zertrümmerten. Wenn Einige zu jener Zeit Verluste erlitten, so wußte die Restauration, deren Taktik darin bestand, sich für Nothfälle der Zukunft in dem klassischen Lande der Vertheidiger des Throns und des Altars einen sicheren Rückhalt zu schaffen, dafür hinreichenden Ersatz zu geben. Es gab sogar einige Familien, deren kleine Edelmannssitze man zum Danke, daß sie dem Aufstande der Vendée Anführer gegeben, in große Schlösser mit herrlichen Besitzungen verwandelte, wodurch sie in den Rang des hohen Adels eintraten. So hat es also für die Vendéer eigentlich keine Revolution von 89 gegeben. Es blieb ihnen davon nichts als die Erinnerung an ihre Kämpfe, in denen sie einen Ruhm suchen, und ihr Haß gegen die Pataude — ein Name, den die Vendéer den Patrioten gaben und noch geben.*) Die einzelnen Veränderungen, die sich durch die neue Verwaltung ergaben, änderten nichts in den Verhältnissen, durch welche in der Vendée die arbeitenden Klassen mit den privilegirten verbunden sind. Sitten und Herkommen sind stärker als Gesetze: es gibt dort noch Seigneurs, denen der Bauer, wenn man es verlangte, noch bis auf diese Stunde Erbzins und Frohndienste reichen würde, und Pfarrer, die nach aller Willkür den Zehnten nehmen.

Vier mächtige Häuser theilen sich in den Einfluß über die Vendée. Ihre Besitzungen stoßen dicht aneinander und umfassen gegen dreißig Lieues Landes. Im Bezirke Beaupréau sind es Frau von Bezins, die Schwägerin Bourmont's, und Herr von Colbert-Maulevrier, ein Abkömmling des Ministers Ludwigs XIV; im Departement der Vendée die Herren de la Rochejaquelein und de Lusignan. Jede dieser vier Familien besitzt ein ungeheures Grundeigenthum. Frau von Bezins hat an ihrem Schlosse einen Wald von sieben Lieues Länge, den selbst eine Armee in seinem ganzen Umfange zu durchsuchen nicht hinreichend wäre. Herr von Colbert-Maulevrier hat in der Mitte seiner Besitzungen ein Schloß von wahrhaft königlicher Pracht erbauen lassen. Stofflet, einer der berühmtesten Chouansanführer, war Wildmeister dieses Hauses. Die legitimistische Dankbarkeit seines Herrn und Gebieters ließ für den als General gestorbenen Diener ein Denkmal errichten; indeß gab es der aristokratische Stolz nicht zu, es im Schloßhofe aufstellen zu lassen; es wurde ans Thor verwiesen. Herr von Larochejaquelein, dessen Familie vor der Revolution eine der ärmsten und unbekanntesten des Landes war, steht jetzt mit seinen reichen Nachbarn in gleichem Range, Dank der Freigebigkeit der Restauration, die mit vollen Händen die früheren Dienste des Ritters der Legitimität lohnte. Herr von Lusignan endlich, der Erbe der Könige von Jerusalem in gerader Linie, hat allein ein Vermögen im Besitz, das dem der drei übrigen zusammengenommen gleichkommt. Herr von Lusignan ist noch einer der alten Seigneurs von ächtem Schrot und Korn; royalistischer als alle Könige der Christenheit, stolz und unbeugsam wie die Barone des Mittelalters, schlug er alle Gunstbezeugungen der Restauration, selbst die Pairie, als unter seiner Würde aus. Ganz noch der Burgherr des dreizehnten Jahrhunderts gefiel er sich besser darin, auf seinen Gütern als Oberlehensherr zu gebieten, denn am Hofe eine demüthige Rolle zu spielen, und war ganz der Mann dazu, wie jener aus dem Hause Rohan, über sein Schloßthor zu schreiben: „Roi ne peux, prince ne veux, Rohan je suis.“ Es braucht kaum gesagt zu werden, daß alle hier genannten Seigneurs gegenwärtig an der Spitze der Chouans stehen. Die schönen Schlösser der Frau von Bezins

*) Etwa, was wir dicken Tölpel nennen.

und des Herren von Maulevrier, von ihren Besitzern verlassen, dienen den Soldaten der Linie als Kasernen.

Um diese Seigneurien reiht sich der ganze kleine Adel des Landes, der einst bettelarm und demuthsvoll war, gegenwärtig aber reich und hoffährtig ist. Mit wenigen Ausnahmen haben auch diese Herren insgesammt in dem neuen Aufstande Partei genommen. Unter der Restauration blieb der Adel der Vendée den größern Theil des Jahrs auf seinen Gütern; und als hätte ihm der Sturz des legitimen Thrones und ein neuer Bürgerkrieg geahnet, handelte er, seinen „Vasallen" gegenüber ganz in dem Geiste der frühern Zeit, durch den er seine Unterthanen so sehr an sich zu fesseln wußten, daß sie, wie in den Jahren 1795 und 1815, jeden Augenblick bereit waren, auf den Ruf ihrer Herren Gut und Blut für sie zu opfern. Ungeachtet der Preis des Grundeigenthums in ganz Frankreich gestiegen war, legten sie ihre Pachthöfe kaum um ein Merkliches höher an: deßhalb ihre Pächter größtentheils wohlhabend und sogar reich sind. Wenn so der Adel Geldopfer nicht scheute, um sich die Liebe des Volkes zu erwerben, so standen ihm auch noch andere Mittel zu Gebote, die nicht minder wirksam waren. Zwischen den Gutsherren und den Maiern in der royalistischen Vendée dauerte noch jenes patriarchalische Verhältniß der Gleichheit aus der „guten alten Zeit" fort; der Keller des Herrn stand jederzeit dem Bauer offen, und der Bauer theilte sein Mahl mit dem Schloßherrn, wenn er ihn auf dem Pachtgute besuchte. Dieses herzliche Verhältniß bestand jedoch nur zwischen den Edelleuten und Landleuten; der ganze Hochmuth der ersteren erwachte wieder, sobald sie sich den Bewohnern der Marktflecken und kleinen Städte ihrer Nachbarschaft gegenüber sahen. Eines Tages hielt Herr von Larochejaquelein, von einem Schwarme Bedienten umgeben, mitten im Walde von Vezins, Hirschjagd. Alle Stadtnotabilitäten der Umgegend hatten sich eingefunden, um den Jagdzug vorbeikommen zu sehen: die Frau Apothekerin und die Frau Notarin, die Frau Doktorin und die Frau Steuereinnehmerin waren in ihrem besten Staate zugegen — und nun denke man sich den Junkerhochmuth; mit stolz wegwerfender Gebärde rief Herr von Larochejaquelein laut genug, daß den Ohren der armen Damen kein Wort entging: „Quelle est done cette canaille?"

Wenn der Adel auf diese Weise auf dem flachen Lande unbeschränkten Einfluß übt; so muß man auch bemerken, daß er ohne die Unterstützung der Geistlichkeit nicht halb so mächtig seyn würde. Die alten Geistlichen der Vendée sind verschwunden; zum Theil hat das Alter ihren früheren Sinn der Widerspenstigkeit gebeugt, oder Napoleon ihn Gehorsam gelehrt; sie wären also im Nothfall nicht mehr tauglich gewesen, durch religiösen Fanatismus den Bürgerkrieg anzufachen. Die Restauration, die, wie gesagt, Alles berechnete, um festen Fuß in der Vendée zu fassen, hatte Sorge getragen, sich dort ein tüchtiges Hülfsheer zu schaffen. Die Geistlichkeit wurde fast ganz erneuert; die gegenwärtigen Priester sind beinahe insgesammt junge, thätige, unterrichtete Leute, die zu Allem entschlossen sind, um Thron und Altar wieder aufzurichten. Die talentvollsten derselben sind unter den Einfluß der hohen Herren gestellt, von denen sie das Losungswort erhalten und an ihre geistlichen Brüder gelangen lassen. Diese Organisation der Geistlichkeit verdankt sie dem Bischof von Luçon, Herrn Soyez, einem alten Chouansanführer, für den dieser bischöfliche Stuhl eigens geschaffen wurde. Der Sohn eines Fleischhauers von Beaupréau, würde Herr Soyez, der mit seinen Brüdern in den ersten bürgerlichen Krieg verwickelt war, im Nothfall die Talente und den Scharfsinn des Abbé Bernier entwickeln, mit dessen Schlauheit und Einfluß des Priesterrockes er auch die Kühnheit und Kriegserfahrenheit verbinden würde, die dem armen Abbé der alten Chouans abging.

Unter Leitung eines solchen Oberhauptes hat sich die Geistlichkeit verbunden, den monarchischen und devoten Sinn des Volkes auf alle Weise zu unterhalten und zu befestigen. Ihr Einfluß ist unermeßlich und wirkt unmittelbarer, als der des Adels, da ihm die Gewissen des Volkes zu Gebote stehen. Unbedingt Herr eines abergläubischen Volkes, das noch an Gespenster und Mirakel glaubt, sucht die Geistlichkeit es mit ihm mehr und mehr zum offenen Aufstande zu treiben; dieses Uebel ist um so gefährlicher, als die Regierung die Priester nicht genug schonen kann. Das Landvolk der Vendée würde jede Drohung gegen sich und seine weltlichen Herren noch geduldig hinnehmen; der Gedanke aber, daß ein Geistlicher Gefahr laufe oder eine Beleidigung erfahren könne, würde sie in Feuer und Flammen setzen. Der Marktflecken von Latour-Landry hat in der jüngsten Zeit ein trauriges Beispiel dieses fanatischen Geistes erlebt. Ein reicher Pächter, Namens Chalopin, der von allen seinen Nachbarn geliebt und geehrt wurde, und ihnen häufig wesentliche Gefälligkeiten erwiesen hatte, sonst aber aufgeklärter und unterrichteter war als sie, war mit seinen beiden Söhnen von einer herumziehenden Bande grausam ermordet worden. Da diese Unthat das ganze Landvolk gegen die Chouans aufgebracht haben würde und man Chalopin's schändliche Ermordung durch den Vorwurf des Liberalismus nicht genug rechtfertigen zu können hoffte; so sprengte man aus: Chalopin habe gesagt, für hundert Thaler wolle er den Kopf des Pfarrers von Saint-Georges liefern. Diese einzige Beschuldigung, der man Glauben zu verschaffen wußte, erstickte unter den Landleuten der Vendée allen Unwillen gegen die Mörder und jedes Mitleid gegen die Ermordeten. Jedermann sagte kaltblütig: Chalopin sey ein Ungläubiger gewesen und habe sein Schicksal verdient, und die muthmaßlichen Thäter wurden ohne Scheu wieder in die Pachthöfe aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Verflossenen März fiel auf den Fluren des Dorfes Kurianof, 15 Werste von Wolokolamsk (Gouvernement Moskau) eine brennbare Substanz von gelblicher Farbe und bedeckte 80 bis 100 Saschenen im Gevierte den Boden, in einer Höhe von wenigstens einem bis zwei Zolle. Die Einwohner hielten diese Masse zuerst für Schnee. Anfangs hatte sie ganz das Ansehen von Baumwolle; sie war wie diese zäh und ließ sich zupfen; als man sie aber in ein gläsernes Gefäß brachte, nahm sie die Dichtigkeit von Harz an. In ihrem ursprünglichen Zustande entzündete sich die Substanz, wenn man sie dem Feuer nahe brachte und gab eine Flamme wie Weingeist; in ihrer harzähnlichen Verdichtung kochte sie auf dem Feuer in Blasen auf, ohne sich zu entzünden; wahrscheinlich rührte Dieß daher, daß sich wässerige Theile von dem Schnee eingemischt hatten, auf dem sie gefunden worden war. Eine genauere Untersuchung ergab, daß dieses Harz die gelbe Farbe des Ambra und einen Geruch hatte, der dem mit Wachs gekochten Oele glich.

•

Folgendes Verzeichniß, das im Jahre 1832 dem englischen Parlament vorgelegt wurde, gibt die Anzahl von Individuen an, die während der vier letztvergangenen Jahre aus Großbritannien und Ireland nach Nordamerika ausgewandert sind:

Im Jahre 1828.	Nach den Ver. Staaten		12,817
	Nach den engl. Kolonien in Nordamerika	12,081	
Im Jahre 1829.	Nach den Ver. Staaten . . .		15,678
	Nach den engl. Kolonien . .	13,307	
Im Jahre 1830.	Nach den Ver. Staaten . .		24,887
	Nach den engl. Kolonien . .	30,574	
Im Jahre 1831.	Nach den Ver. Staaten . .		18,724
	Nach den engl. Kolonien . .	59,583	
	Im Ganzen	95,845.	69,106

•

„Frankreich, bemerkt der „Corsaire," zählt gegenwärtig fünf Dauphins, alle ächte Söhne Ludwigs XVI — wenigstens wenn man ihrer Behauptung trauen darf — von jedem Alter, jeder Größe, unter dem Namen Ludwigs XVII; ferner einen Karl X; ferner einen Herzog von Angoulême unter dem Namen Ludwig XIX; einen Herzog von Bourbon unter dem Namen Heinrich V; einen Herzog von Orleans, künftigen König; den Herzog von Reichstadt, unter dem Namen Napoleon II. Die fünf ersten Dauphins existiren eigentlich nur in Memoiren; Karl X scheint nicht mehr recht Lust nach einer Krone zu haben; es bleiben also nur noch vier Prätendenten der französischen Krone, alle aus regierenden Familien entsprungen, alle mit gleichen erbrechtlichen Ansprüchen. Wenn es uns je an Königen fehlen sollte, so ist es gewiß nur unsere Schuld."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 201. 19 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Wir hätten sehr gewünscht unsere Bekanntschaft mit diesem schönen Lande erweitern zu können, ohne von den Eingebornen beunruhigt zu werden; allein es scheiterte Anfangs jede Zuvorkommenheit von unserer Seite an ihrer Wildheit, und statt einer freundlichen Mitwirkung, fanden wir von ihrer Seite nichts als hinterlistige Nachstellungen. Da insbesondere unsere Eigenschaft als Europäer ihr Mißtrauen in so hohem Grade erregte, gaben wir unseren Verbündeten aus Tongatabu den Auftrag, mit diesen störrigen Wilden in unserem Namen zu unterhandeln. Ihre Verhaltungsvorschriften lauteten natürlich sehr friedlich, und es wurde unseren Diplomaten ganz besonders empfohlen, bei den Häuptlingen die Macht der Geschenke zu versuchen, und wenn sie etwa feindlich angegriffen würden, Alles aufzubieten, um einen Gefangenen zu machen, welchen wir dann in unserer Mitte liebreich behandeln, und mit Geschenken beladen zu den Seinigen zurücksenden wollten.

Am 11ten August bemerkten wir bei Tagesanbruch mehrere Wilde, welche sich unserm Schiffe gegenüber auf einer Anhöhe gelagert hatten. Wir glaubten diese günstige Gelegenheit benützen zu müssen, ihnen unsere freundlichen Absichten zu erkennen zu geben, und sendeten durch einige Seeländer, welche wir bei uns hatten, ein Boot mit Geschenken an sie ab, in der Hoffnung diese Wilden zu bewegen, auf unser Schiff zu kommen. Als das Boot gelandet war, verließen sie mit Schnelligkeit ihren Felsen, eilten dem Fahrzeuge zu, und tauschten einige mitgebrachte Gegenstände gegen die von uns übersendeten Messer und Ringe aus. Das Boot brachte einen ziemlichen Vorrath an Zuckerrohr, mehrere Stöcke, Bogen und Pfeile zurück, aber keinen der Insulaner. Es muß hier bemerkt werden, daß diese Wilden weniger verwegen als ihre Nachbarn sind, und bis jetzt den Gebrauch der Schiffe bei sich noch nicht eingeführt haben. Eine zweite Fahrt fiel glücklicher aus; die Anzahl der Neugierigen hatte sich vergrößert, und Einer unter ihnen faßte endlich den Muth, das große Wagestück zu unternehmen, einen Besuch auf unserem Schiffe zu machen. Er schwang sich mit Gewandtheit auf dasselbe, und als er auf das Verdeck kam, warf er mit der größten Verwunderung seine erstaunten Blicke um sich her, zeigte aber dabei eine Dreistigkeit, welche uns überraschte. Der Mann war von mittlerer Größe, und sehr muskulös gebaut; sein Haar und seine Gesichtsbildung zeigten uns, daß er zur Race der Papuas gehörte, welche afrikanischen Ursprungs ist, und sich über den indischen Archipel, Australien, Vandiemensland, Neukaledonien und Neuguinea verbreitet hat. Seine wolligen Haare zierte ein zwei Fuß langer Schmuck von Hahnenfedern, welche an eine Binse geheftet waren. In seinen Ohren hingen die Rippen eines Thierchens, welches der fliegende Fuchs zu seyn schien; übrigens hatte er keine Bekleidung als eine sehr schmale Schürze. Von der eigentlichen Farbe seiner Haut konnten wir nicht urtheilen, da sich auf derselben eine Einreibung von Oel und Ruß dergestalt verkrustet hatte, daß sie nicht mehr zu erkennen war. Als er nach einiger Zeit den Wunsch äußerte, an das Land zurückzukehren, beschenkten wir ihn mit Fischhaken und einigen ähnlichen Kleinigkeiten von geringem Werthe, worauf er uns, sehr vergnügt über die genossene Aufnahme, verließ. Das Boot, welches ihn an das Land setzte, brachte neun andere seiner Gefährten mit zurück, nebst einer starken Ladung Zuckerrohr. Sie waren ebenfalls beinahe ganz nackt, weßhalb wir ihnen eine Bekleidung nach Art der Einwohner von Tongatabu umwarfen, worüber sie Anfangs sehr entzückt schienen, doch bemerkten wir, daß sie nach ihrer Rückkehr an das Land nichts eiliger zu thun hatten, als sie wieder abzulegen. Unsere Geruchnerven wurden durch die Mischung von Oel und Ruß, womit sie ihren Körper zu verschönern wähnen, auf eine äußerst unangenehme Weise ergriffen, sobald sie uns nahe kamen. Ein Spiegel erregte bei ihnen das sonderbarste Erstaunen, das sie durch das Ausstoßen eines Gutturallautes von seltsamer Härte zu erkennen gaben. Uebrigens wurden diese Menschen sehr bald mit uns vertraut; ihre Neugierde trieb sie in jeden Winkel unseres Schiffes, und überall gaben sie ihre Verwunderung durch laute Ausrufungen zu erkennen. Zuletzt drückten sie uns ihren Dank und ihre Freude dadurch aus, daß sie einige Tänze aufführten, welche zu einfach waren um grotesk genannt zu werden, und wobei sie ein ziemlich eintöniges und dumpfes Gemurmel hören ließen. Weiter reicht ihre Geschicklichkeit in der Musik und Tanzkunst nicht. Nachdem sie mehrere Stunden an unserm Bord zugebracht hatten, kehrten sie mit einigen kleinen Geschenken, welche sie als unschätzbare Reichthümer mit sich nahmen, an das Land zurück.

Die Lieblingswaffen dieser rohen Naturkinder sind Keulen von ungefähr drei Fuß Länge, die sie von verschiedenen Formen verfertigen. Ihre Bogen sind klein, eben so ihre Pfeile, deren Spitzen

sie niemals vergiften, wie es häufig bei den Wilden der Brauch ist. Sie bedienen sich mitunter auch einer Art Lanze, welche aber nichts anderes ist, als eine grob geformte und zugespitzte Stange von acht bis zehn Fuß Länge. Dagegen sind ihre Steinschleudern, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen, mit vieler Sorgfalt gearbeitet.

Die Abtheilung von Eingebornen aus Tongatabu, welche wir früh Morgens auf Entdeckung in das Innere der Insel entsendet hatten, kam am nämlichen Abend zurück, und erzählte, sie sey von einem starken Haufen der Insulaner angegriffen worden, von welchen sie Einen verwundet und gefangen hätten. Dieser Unglückliche schien bei dem Anblicke der Fremden, welche ihn umgaben, vom größten Schrecken ergriffen, und es war leicht zu bemerken, daß er in der fürchterlichen Erwartung war, getödtet und verzehrt zu werden, wie es das Völkerrecht jener Wilden mit sich bringt. Seine Wunde war nicht gefährlich; wir ließen ihn verbinden, und nachdem er alle Sorgfalt genossen hatte, welche sein Zustand erforderte, gaben wir ihm die Freiheit, um so mehr als seine Gefangennehmung uns nicht mehr von Nutzen seyn konnte, da wir an diesem Tage bereits mit den Einwohnern in freundschaftliche Verhältnisse getreten waren.

Die Anhöhen in der Nähe der Bucht sind mit dichtem Gehölze bedeckt, durch welches sich einige natürliche Fußwege schlängeln. An den Abhängen derselben liegen einzelne Dorfschaften, umgeben von kleinen Taro- und Zuckerrohr-Pflanzungen, welche der Brodbaum und der Kokosbaum beschatten. Die Hütten jener ärmlichen Dorfschaften haben ungefähr fünf Fuß Höhe, und eine Länge von 10 bis 20 Fuß; sie sind aus Schilfrohr erbaut, mit Kokosblättern gedeckt, und mit einer ziemlich eleganten Hecke umgeben. Der Grund dieser Berge, welcher mit einer starken Lage Pflanzenerde überdeckt ist, besteht aus Korallen, und wir fanden sogar 500 Fuß über der Meeresfläche steinartige Thierpflanzen (Madreporen) in dem Gewebe der kalkigen Felsenmassen. Auf der Spitze des Berges sieht man in weiter amphitheatralischer Form eine Menge kleiner Anhöhen sich entfalten, deren Gestaltung einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Verdorrtes Gras bedeckt weit hin den oberen Theil des Berggipfels, auf welchem einige Akazien, Falcata und Casuarina equisetifolia, wachsen, deren Holz zur Fabrikation der obenbeschriebenen Waffen dient.

Die Eingebornen die auf unser Schiff gekommen waren, hatten alle ein kleines dünnes Stäbchen durch das Haar gesteckt; ihr Körper war nicht mit gewöhnlicher Tatuirung, sondern mit großen, über der Haut erhabenen Narben geziert. Diese Narben, welche meist in horizontaler oder vertikaler Lage ihren Leib durchfurchen, gleichen dem Gesimse eines Säulenkapitäls, aber man sieht sie mitunter auch in Form von Sternen oder Triangeln, je nach der eben herrschenden Mode, oder dem besonderen Geschmacke eines Jeden. Diese Sitte findet sich nicht bloß auf Erromanga, sondern auf mehreren andern Inseln Polynesiens. Der Kapitän King erzählt in seiner Reise nach den Küsten von Australien, er habe in Dampierre's Archipel einen Insulaner gesehen, dessen Körper von der Brust bis zum Nabel mit horizontalen Streifen von einem Zolle Breite und einem halben Zolle Höhe, durchschnitten war. Der Kapitän Tuckey hat an den Ufern des Zaire und des Kongo Neger gesehen, welche auf ähnliche Weise mit Narben bedeckt waren. Diese Verzierungen werden dadurch hervorgebracht, daß man die Haut mit einem schneidenden Instrumente skarifizirt, und die blutende Narbe mit dem Safte einer zusammenziehenden Pflanze bestreicht. Je tiefer der Einschnitt ist, desto erhabener wird die Narbe.

Wir versuchten nun unter der Obhut unserer Verbündeten aus Tongatabu einen Streifzug nach dem Innern der Insel zu machen, und gingen ungefähr vier Meilen landeinwärts. Die Natur dieser Gebirgsgegend bietet durch den Reichthum ihrer schönen Gehölze und ihrer fließenden Gewässer, dem Auge eine reiche Abwechslung schöner Landschaften. Ich fand an dem Abhange eines Hügels, nahe an den Wurzeln eines großen Baumes, Forster's Cynomorium balanaphora; auch entdeckte ich einen Baum neuer Art, dessen Früchte aus großen Trauben bestehen, welche dem Pfirsich ähnlich, aber etwas dicker sind. Ihr Fleisch ist hohl, und die innere rothe Wand dieser Höhlung umschließt sechs Kerne von der Größe einer Bohne, welche auf gleicher Seite an einem einzigen Stengel hängen. Sie sind sehr schmackhaft, und werden von den Eingebornen in Erromanga und Tanna häufig genossen. Die Blätter des Baumes sind fingerförmig, aber nicht gleichmäßig gezackt. Einige Felder von Kava waren hie und da um die Hütten zu bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Schluß.)

Der erste Schritt in die Stadt bot ein klägliches Schauspiel. Ein großer Theil der Häuser lag, vor mehreren Jahren von einem Erdbeben eingestürzt, ohnehin noch in Trümmern. Die Straßen waren öde und die Thüren der Häuser standen offen. Nur mit tiefem Grauen trat man in diese schweigenden Häuser, um die verschiedenen Gemächer zu durchwandern, und in die Schreibtafel zwei, drei Leichname aufzuzeichnen, die auf dem blutbefleckten Estrich, in den Kammern, auf den Gängen, über den Thürschwellen, lagen. In der Nähe des Thors von Algier führte mich ein Soldat in ein ziemlich weitläufiges Haus; ich zählte Anfangs einige Leichen, die in einem Saale des Erdgeschosses lagen; allein Dieß war es nicht, was er mir zeigen wollte. Er führte mich eine enge dunkle Treppe hinan, auf der mein Fuß mehr als Einmal über etwas Anderes als Steine strauchelte; wir gelangten auf die Terrasse des Hauses, wo ein gräuliches Gemetzel statt gefunden hatte. Man mußte da bis am Knöchel im Blut gewatet seyn, denn obgleich die Fugen der Steinplatten, womit das Dach gedeckt war, schon einen guten Theil davon eingesogen hatten und die Luft brennend heiß war; so war es doch noch nicht ganz getrocknet. Der Soldat zeigte mir die Löcher, die die Araber in die Mauer der Terrasse gebrochen, und aus denen sie auf Die, welche das Thor von Algier vertheidigten, geschossen hatten. „Von hier aus, sagte er, wurde uns am meisten Schaden zugefügt.“ Noch mehrere Häuser durcheilte ich, und athmete endlich wieder aus freier Brust, als ich außer dem Thore ein Gebäude fand, das verschlossen, und durch die ober seiner Thüre aufgepflanzte dreifarbige Fahne geschützt worden war. Von der hohen Terrasse des Daches herab warf ich meinen Blick auf Belida,

das in so schimmernden und so düstern Farben vor mir lag. Der Himmel strahlte heiter wie immer; die Orangenbäume, die Palmen schienen ihre fruchtbehangenen Zweige nach der Stadt auszustrecken, aus der keine befreundete Stimme erklang; überall Todesstille. Man hörte nichts als das Rieseln der Brunnen, das von ferne wie das Schluchzen weinender Weiber lautete.

Der Obergeneral prüfte lange die Lage der Stadt, und entschied sich endlich, sie nicht von unsern Truppen besetzen zu lassen. Am folgenden Tage nach unserer Ankunft in Belida brachen wir nach Algier auf. Der Bey von Tittery hatte seine prachtvollen Gezelte neben dem Hauptquartiere aufgeschlagen. Kaum würde man ihn für einen gefangenen Fürsten angesehen haben; unter seinem Zelte glich er einem angeketteten Löwen, der aber weder seinen Stolz noch seine schöne Mähne verloren hat. Seine Dienerschaft zitterte noch vor ihm, wie zur Zeit, wo ein Wink seines Augenliedes über ihre Köpfe entscheiden konnte. Ein Jude, der als Dolmetscher diente, wagte nie, ihm einen Befehl mündlich auszurichten. Im Augenblick des Aufbruches von Belida gewährte sein kleines Lager, das ganz im rein orientalischen Style war, ein ungemein anziehendes Schauspiel: Das Aufrollen der Zelte, das Anschirren der zahlreichen arabischen Rosse von höchster Schönheit, das mannigfaltige Gepäcke, das uns noch etwas Neues schien, Alles bot einen interessanten Anblick. Man sah den Dey, wie er sein Pferd verlangte, und eine bloße Bewegung der Lippen, und ein seitwärts zugeworfener Blick überzogen das Gesicht des jungen Mameluken, der es ihm nicht nach Willen zu machen schien, mit Todesblässe. Dann ritt er, von einem glänzenden Gefolge umgeben, dahin, und wäre nicht dicht an seiner Seite ein Offizier der Gendarmerie geritten, so hätte man ihn leicht für den heimkehrenden Sieger ansehen können; so stolz und prächtig wußte er sich zu benehmen.

Ein großer Theil der Bevölkerung Belida's folgte dem Heere. Man hatte dazu eine gute Anzahl Wagen herbeigeschafft. Doch sah man unter diesen Auswanderern meist nur Greise, Weiber und Kinder. Lieber wollten sie sich den Siegern anschließen, als in dem traurigen Belida zurückbleiben, und sich vielleicht noch den rohen Mißhandlungen der Kabylen preisgeben. Aber indem sie sich von der Stätte ihrer Heimath entfernten, warfen sie manchen bekümmerten Blick auf sie zurück. Auch wir verließen die unglückliche Stadt nicht ohne dumpfen Schmerz. Bei dem Ausmarsch aus Belida theilte sich das Heer in zwei Kolonnen; der General Boyer befehligte die zweite und dritte Brigade, und schlug die gerade Richtung nach Algier ein. Der Obergeneral behielt die erste Brigade bei sich, um mit ihr noch von der Mündung des Mazafran eine Rekognoszirung zu unternehmen, auf der er die Hauptzuflüsse dieses Stromes und die Umgegend von Koleah kennen lernen wollte.

Am 29 November, dreizehn Tage nach unserm Ausmarsche, langten wir über die Hügel, welche die Stadt beherrschen, wieder vor Algier an. Wahrscheinlich wollte General Clauzel sich dem feierlichen Empfang des Volkes entziehen, das ihn in der Straße Babazun und auf dem Platze des Regierungspalastes erwartete; er hielt bescheiden seinen Einzug durch das Thor der Kasaba. Der General Boyer war eine Stunde vor uns eingetroffen, in seinem Gefolge der Bey von Tittery, der ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde war. Der Obergeneral gab in einem Tagsbefehle dem Heere seine lebhafte Zufriedenheit zu erkennen. Dagegen sprach auch die Armee es laut aus, daß sie mit ihrem General zufrieden gewesen sey. Auch des Generals Delort, des Chefs des Generalstabes, hörte man ehrenvoll erwähnen, wegen der ausgezeichneten Erfahrung und Thätigkeit, die er in seinen schwierigen Funktionen entwickelt hatte.

Diese Expedition hatte die Bevölkerung Algiers außerordentlich in Aufregung gebracht. Aller Blicke waren nach dem Atlas gerichtet gewesen. Feindselige Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen waren dem Heere gefolgt. Es waren so viele Unheil verkündende Weissagungen, so viele dumpfe Gerüchte einer völligen Vernichtung des Heeres während seiner Abwesenheit im Umlauf, daß eine so schnelle Rückkehr, ein so glänzender Erfolg tiefen Eindruck auf die muselmännischen Gemüther machen mußte. Eine eroberte und im Frieden zurückgelassene Provinz; die schöne Ebene von Metidscha, von Feinden gesäubert; der Bey von Tittery, die letzte Hoffnung der Mißvergnügten in unsrer Gewalt; Dieß waren die Früchte, die wir von unsrer Expedition zurückbrachten. Die moralische Wirkung davon mußte unberechenbar seyn. Für die orientalischen Völker, die die Tapferkeit so hoch schätzen, braucht es Waffenthaten, die sie mit Erstaunen erfüllen, um so mehr sind sie dann bereit, sich dem Willen des Höchsten zu unterwerfen, und in großen Ereignissen den Fingerzeig Gottes zu sehen. Die Araber vorzüglich, die zwar von sehr störrigem Geiste sind, deren heiße Einbildungskraft aber auch für die äußern Eindrücke um so empfänglicher ist, fühlten sich durch diese Expedition entwaffnet. Stolz und kühn, wie sie sind, ergeben sie sich nur an einen Menschen, dessen Ueberlegenheit sie blendet. Sendet man gegenwärtig nur einen guten Verwalter nach Algier, so wird er dort weniger als nichts ausrichten, den Widerstand nicht beugen, die Herzen nicht gewinnen können. Generale von mittelmäßigem Verdienst werden eben so wenig bewirken. Dort wiegt ein Name mehr, als ein Heer, dort kann nur der höhere Mensch schnell die ihm von der Natur zuerkannten Rechte geltend machen.

Vermischte Nachrichten.

Ganz eigener Art sind die Leichenbegängnisse, die bei den Birmanen in Arakan und Pegu den verstorbenen Oberpriestern gehalten werden. Sobald ein solcher zu athmen aufgehört, wird ihm der Leib aufgeschnitten, das Eingeweide herausgenommen und der entseelte Körper der Länge nach ausgestreckt; hierauf bindet man ihm die unteren Extremitäten fest zusammen, und schnürt die Arme auf gleiche Weise an den Körper. Dann schlägt man ihn mit Stöcken und preßt so viel als möglich alles Blut aus; ist Dieß geschehen, so werden an Armen, Beinen und Rumpf, einen halben Zoll von einander, senkrechte Einschnitte gemacht, und dieselben mit einer Mischung von Salz und Kampher ausgefüllt; ein Gleiches geschieht mit der innern Höhlung des Leibes. Dann wickelt man um die ganze Leiche Bänder, durch welche die Einbalsamirung in den Einschnitten zusammengehalten und hiedurch der Verwesung vorgebeugt wird. So bringt man die Leiche auf das Dach des Hauses, wo sie auf Bambusrohre gelegt wird, um sie austrocknen zu lassen. Man stellt hiebei Pfannen unter, um die herabträufelnden öhlichten Theile aufzufangen. Hört Dieß auf, so wird der Leichnam in Wachstuch eingenäht und über ihn eine Mischung von Harz und Oel ausgegossen, wahrscheinlich um den Zutritt der Luft abzuhalten. Da das Gesicht des Verstorbenen durch die Austrocknung entstellt oder unkenntlich geworden ist; so wird es durch eine wächserne Maske ersetzt und der ganze Leib gleichfalls mit Wachs überzogen, das dann einen goldfarbigen

Anstrich erhält. Nun bereitet man eine Art Tisch, der mit Spiegelgläsern belegt ist, auf denen alle Arten von schönen Blumen eingeschmelzt zu sehen sind. Auf diese Tafel wird der Leichnam gelegt, in einen Tempel gebracht und hier in einer Höhe von fünfzehn Ellen ungefähr, ein bis drei Jahre lang, zur Verehrung öffentlich ausgestellt. Tausende von Peguanern, Birmanen und Arakanesen strömen nun herbei, um ihre Andacht zu verrichten und Opfer aller Art niederzulegen. Ist die zur Verehrung anberaumte Zeit vorüber, so wird von der Priesterschaft die endliche Bestattung auf das Feierlichste verkündet, und ein Edikt gebietet Jedermann, dieser höchsten Feierlichkeit beizuwohnen. Eine zahllose Volksmenge strömt daher aus den drei oben erwähnten Reichen nach dem Orte zusammen, wo diese große Ceremonie vor sich gehen soll. Zu diesem Zwecke hat man einen Baumstamm von fünfzehn Fuß Länge und acht Fuß Dicke ausgehöhlt, mit Pulver gefüllt und auf einen kleinen Wagen gelegt. Ist Alles bereit, so ziehen Tausende von Menschen nach der Wohnung des Oberpriesters, wo die Leiche desselben, gleichfalls auf einen Wagen gelegt, mit der herbeigeführten Riesenpetarde in Verbindung gebracht wird. Dann zünden die Priester letztere an, und eine furchtbare Explosion erfolgt, wodurch der Leichnam auf eine weite Strecke fortgeschleudert und gewöhnlich in Staub zermalmt wird. Das Volk glaubt, der Oberpriester sey auf diese Weise in den Himmel gefahren. Findet man noch Ueberreste, so werden dieselben gesammelt und begraben.

•

Kapitän Frankland macht in seiner Reise nach Rußland nachstehende Bemerkungen über den letzten russisch-türkischen Feldzug nach den Angaben des Leibarztes, Sir J. Wilev: „Schumla hätte von den Russen genommen werden müssen, aber die Russen hatten niemals eine hinreichende Truppenmacht davor, selbst nicht, um es zu blokiren. Oft ließen sie leere Zelte stehen, in denen sich kein Mann befand, um die türkische Garnison zu täuschen. Wären die Türken nur ein wenig unternehmend gewesen, sie hätten die russischen Korps theilweise vernichten können. Man kann sich keinen so schlecht geleiteten Feldzug und eine solche Menge Fehler denken, als hier auf beiden Seiten begangen wurde. Greigh schoß 160.000 Kugeln und Granaten nach Varna hinein und that doch wenig Schaden; denn die Türken lagen an den Wällen unter dem Schutze der Brustwehr, während die Schüsse in die Festung flogen und Niemand trafen. Die Russen sollen vor dem Platze 70.000 Mann, hauptsächlich durch Pest und Hunger, verloren haben. Man fand nach der Kapitulation ein Magazin von Köpfen, Ohren und Nasen, die nach Konstantinopel geschickt werden sollten. Man nannte Dieß im Scherze ein „Hauptmagazin.“ Jussuf Pascha vertheidigte den Platz heldenmüthig und wurde von Omer Vrione verrathen. Nur Türken und Spanier konnten auf den Einfall kommen, den Platz überhaupt zu vertheidigen. Die russische Belagerung war höchst unvollständig und in militärisch-wissenschaftlicher Beziehung erbärmlich. Sie lagen davor mit einer schwächern Macht, als die Garnison selbst war, und als die Garden ankamen, wollte der Großfürst seine Preobraschenski's, Ismailewski's und Moskowski's nicht aufopfern. Die Kavallerie der Armee vom Pruth verlor in wenigen Monaten [illegible] Pferde und konnte in der Mitte des Feldzuges nicht über 4000 Reiter zusammenbringen. Die Türken hatten 14.000 Mann Kavallerie, und hätten also die Kosaken vernichten sollen; aber die Türken sind dumm wie Lastthiere. In Bulgarien hieben sie alle Brunnenröhren ab, und warfen Leichname in die Brunnen, so daß die Russen bei 44° Reaumur vor Durst starben. Im Anfange des Feldzuges begingen die Türken die furchtbarsten Barbareien an den Verwundeten, indem sie solche verstümmelten und ihnen die Köpfe abschnitten. Die Russen dagegen behandelten die verwundeten Türken in den Hospitälern wie ihre eigenen Soldaten, und schickten selbst mehrere geheilt nach Varna zurück. Dieser Edelmuth war politisch und hatte eine gute Wirkung. Jussuf bot, statt zwei Dukaten für jeden Kopf, acht oder zehn für jeden lebenden Gefangenen, und so nahmen die Barbareien ab. Zu Braila warfen die Türken Stricke mit Hacken am Ende, über die Brustwehren in die Trancheen, um russische Soldaten zu fassen und herauszuziehen, wo sie dann oft Köpfe, Hände, Ohren, Füße, Nasen u. dgl. heraufbrachten. Die Russen hatten beim Anfange der Belagerung nur 8000 Mann. Der Kaiser drang an der Spitze einer Kolonne in Bulgarien ein, ehe Braila genommen war, dessen spätere Einnahme man noch überdieß mehr einem Zufalle als der Berechnung dankte. Wäre der Pascha von Schumla unternehmend gewesen; so würde er den Zaar und die ganze Kolonne gefangen genommen haben, denn ihre Verbindung mit der Donau war keineswegs sicher. Die Russen trauten auf die Dummheit und Trägheit ihres Feindes, die Türken auf Allah, die Schwierigkeiten des Landes, die Hitze des Herbstes, die Pest, das Fieber; sie rechneten gut, schlugen sich aber schlecht im Felde. Die Kosaken und Türken scheinen einander tödtlich zu hassen; oft hatten sie einzelne Gefechte miteinander, die an die Kämpfe der Helden Homers erinnerten. Der Kosake ist nur mittelmäßig bewaffnet, er hat ein Pistol, einen Säbel und eine Lanze; der türkische Delhi hat eine Lanze, einen Säbel, zwei, manchmal auch vier Pistolen und einen Yataghan. Treffen zwei solche Gegner auf einander, so scheut sich jeder den Angriff zu beginnen; sie reiten rückwärts und vorwärts, beobachten sich vom Kopfe bis auf den Fuß und warten den günstigen Augenblick ab. Der Kosak, als der minder phlegmatische, feuert gewöhnlich sein Pistol zuerst ab; trifft er seinen Gegner, so ist Alles gut, fehlt er ihn aber, so schreit der Türke: Allah! Allah hu! feuert seine beiden Pistolen zugleich ab, und wenn der Kosak fällt, so baumelt gewiß in fünf Sekunden sein Kopf an der Mähne von des Delhi's Pferde. Fehlen die Schüsse, so beginnt die Parade von neuem, bis Säbel oder Lanze die Sache entscheiden. Der Kosake ist thätiger als der Türke, allein nicht so gut ausgerüstet und nicht so vollkommen Meister seines Pferdes und seiner Waffen, als der Delhi. Dieser fürchtet dagegen die Feuerwaffen und kommt nicht gern einem Feinde nah, der sein Feuer spart; seine Lieblingswaffe ist der Säbel, den er äußerst geschickt führt.“

•

Ueber den Gebrauch des Biers finden wir in englischen Blättern folgende geschichtliche Notiz: Das Getränke der Angelsachsen war durchgehends Ale und Meth. In den sächsischen Dialogen, die in der cottonianischen Bibliothek des britischen Museums aufbewahrt werden, antwortet ein Kind, das über die Gebräuche und Gewohnheiten des Lebens befragt wird: „Ich trinke Ale, wenn ich welches habe, und wenn ich keines habe, Wasser.“ Dieses Kind fügt auch noch hinzu, der Wein sey das Getränke der Alten und Weisen. Das Ale wurde damals, wie noch heut zu Tage in Public-houses (Schenken) verkauft; doch war es in jenen Zeiten den Priestern ausdrücklich verboten, in einem Ceapealhetum, wörtlich: der Ort, wo Ale geschenkt wird, zu essen oder zu trinken. Nach der Eroberung der Normannen kam der Wein mehr in Gebrauch, und der Anbau des Weinstocks breitete sich über England aus. Indeß blieb das Volk doch dem Getränke seiner Väter treu; weder Trauben- noch Aepfelsaft war nach seinem Geschmack. Die Schlußzeile eines alten Weihnachts- oder Trinkliedes aus jener Zeit heißt: „Holt ins Haus gutes Ale.“ Indeß kannte die „Ritterschaft des Ale,“ wie ein Dichter jener Zeit die englische Yeomanry nennt, nicht jenes Bier, dem der Hopfen den eigentlichen Biergeschmack und Haltbarkeit gibt. Der Hopfen scheint zuerst in den holländischen Brauereien zu Anfang des 14ten Jahrhunderts angewendet worden zu seyn; allein in England bediente man sich seiner zum Bierbrauen erst zwei Jahrhunderte später. Heinrich VI hatte in seinem Lande den Anbau des Hopfens verboten, und auch Heinrich VIII untersagte den Brauern, Hopfen und Schwefel bei Bereitung des Biers anzuwenden. Der Nationalgeschmack erlitt in dieser Beziehung eine große Veränderung unter Eduard VI, als die Regierung zahlreiche Privilegien auf den Hopfenbau verlieh. Unter Jakob I reichte diese Pflanze, obgleich ihr Anbau in sehr großer Ausdehnung betrieben wurde, kaum mehr für den Bedarf hin. Im Jahre 1850 zählte man in Großbritannien 46.727 Morgen Landes, die mit Hopfenreben angepflanzt waren. Man rechnet gegenwärtig über 30 Millionen Scheffel Gerste, die jährlich in Malz verwandelt werden, woraus 8 Millionen Barrels (das Barrel Bier hält 36 Gallons, der Gallon 231 Kubikzoll) Bier, hievon vier Fünftheile Doppelbiere, gebraut werden.

•

Nach den bei der Sonnenfinsterniß vom 12 Februar 1851 angestellten Beobachtungen haben die gelehrtesten Astronomen der Vereinigten Staaten die Länge von New-York auf 74° 0′ 45″ statt der bis jetzt 74° 1′ auf den Karten angegebenen, bestimmt. Auch hat man zu Galvestone mittelst eines trefflichen Chronometers gefunden, daß die Linie der Küste, die sich vom Flusse Sabina aus gegen Süden erstreckt, 70 Meilen zu weit westlich gesetzt war.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 202. 20 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

„Das weibliche Geschlecht in Calabrien hat wenig Reize, und entbehrt aller Grazie. Da die Mädchen sehr jung heirathen, so sind sie bald verblüht; übrigens ist ihre Fruchtbarkeit außerordentlich. Jene unglücklichen Zufälle, die in den nördlichen Gegenden so häufig die Geburten begleiten, sind hier unbekannt. Die Frauen, selbst die der höhern Gesellschaft, können meist weder lesen noch schreiben; man spricht von ihnen mit den größten Lobeserhebungen, wenn ihnen nur die ersten Anfangsgründe einer Erziehung zu Theil geworden sind. Uebrigens ist ihre Lage höchst unglücklich; ihre Männer bewachen sie mit der grimmigsten Eifersucht, halten sie in ihren Häusern wie Gefangene eingesperrt, und behandeln sie übrigens weder mit Achtung noch mit Liebe."

Sein erstes Zusammentreffen mit den Banditen erzählt der Verfasser bei folgender Gelegenheit:

„Nachdem wir das Dorf Lauria hinter uns hatten, gelangten wir auf einen hohen Berg, Namens Mount Gualdo. Noch hatten wir nicht ganz seinen Gipfel erreicht, als wir einige Flintenschüsse hörten, denen ein noch stärkeres Feuer folgte. Wir beschleunigten unsern Marsch, und erblickten bald darauf auf einer kleinen Ebene einige Soldaten der Infanterie, die von einer Räuberbande verfolgt wurden. Diese hatte uns kaum erblickt, als sie sich in einen nahen Wald flüchtete. Unsere Grenadiere suchten vergeblich ihnen nachzusetzen, und als wir weiter vorrückten, fanden wir in einer tiefen Schlucht, die mit dichtem Gebüsch überwachsen war, sieben Soldaten, von denen einige noch athmeten; alle von unzähligen Kugeln und Dolchstößen durchbohrt. Sie gehörten zu einer Abtheilung, die von einem Sergeanten kommandirt wurde, und den Auftrag hatte, acht mit Gepäck beladene Maulthiere nach Neapel zu geleiten. Der Sergeant berichtete uns, bevor er in diese Mördergrube eingerückt, habe er einige Mann vorausgeschickt, um den Weg zu rekognosziren; die Banditen, die hinter Gebüschen verborgen lagen, hätten sie vorübergehen lassen, und sich dann auf das ganze Detaschement gestürzt, dem sie eine volle Ladung gaben, und das nur unsre glückliche Dazwischenkunft vor gänzlichem Untergange rettete. Wir führten unsre unglücklichen Landsleute mit hinweg, um sie zur Erde zu bestatten und das übrige Detaschement, zu dem sie gehört hatten, setzte seinen Weg fort."

Einer der berüchtigtsten Banditenanführer jener Zeit war Francatripa, dessen Grausamkeiten ihn zum Schrecken der ganzen Gegend machten. Von Natur mit großer Körperkraft und Schlauheit begabt, und wohl bekannt mit der ganzen Oertlichkeit, spottete er aller Verfolgungen. Kam er etwas ins Gedränge, so zog er sich auf einige Zeit von dem Schauplatze seiner bisherigen Verbrechen nach einer fernen Gegend zurück; erschien aber unversehens wieder und begann von Neuem seine Plünderungen. Einsmals bediente er sich einer kühnen List, um seinen Plan auszuführen. Eine Voltigeurkompagnie des 29sten Regiments hatte sich auf ihrem Weg über die hohen Berge des Sila verirrt. Eben waren sie in der Nähe des Dorfes Gli Parenti angelangt, wo die Räuber, die mit den Einwohnern ihre Beute theilten, den größten Unterschleif hatten; als Francatripa der Kompagnie begegnete, und sich für den Befehlshaber der Nationalgarde jener Gegend ausgab, wobei er sagte, er komme, um den Soldaten einige Erfrischungen anzubieten. Da die Offiziere kein Mißtrauen in seine Worte setzten, so nahmen sie das Anerbieten willig an, und wurden von ihm in ein großes Gebäude geführt, wo sie unklugerweise ihre Truppen die Gewehre vor dem Hause in Pyramiden aufstellen ließen. Francatripa und seine Helfershelfer drangen in die Soldaten, sich mit ihnen für den Marsch durch Erfrischungen zu stärken, so daß man sich aller Wachsamkeit überhoben glaubte, und sich eben zur Ruhe zu legen anschickte, als ein Pistolenschuß aus einem Fenster das Zeichen zu einem allgemeinen Gemetzel gab. Die drei Offiziere, die in der Stube saßen, wurden augenblicklich niedergemacht. Die unglücklichen Soldaten, die zu entfliehen suchten, wurden durch einen Kugelregen aus den umliegenden Häusern zu Boden gestreckt, und nur sieben Mann entkamen, um die Nachricht von dem traurigen Schicksal ihrer Kameraden zu hinterbringen.

Das Dorf Gli Parenti liegt in einer jener wildromantischen Gegenden, wie sie Salvator Rosa allein zu malen wußte. Es ist von hohen Bergen und wüthenden Waldströmen umgeben; oben ihm liegen die Ruinen eines alten Schlosses. Die Franzosen hatten einige Tage nach dem blutigen Vorfalle in Gli Parenti Kundschaft erhalten, daß Francatripa in den Schloßruinen seinen Aufenthalt genommen, und es wurde daher eine Abtheilung Soldaten abgeschickt, um während der Nacht den Ort zu umstellen, und bei Anbruch des Tages den verhaßten Feind zu überfallen und gefangen zu nehmen. Die Nacht war kalt aber hell, und das Detaschement gelangte, un-

geachtet einer Menge von Schwierigkeiten, auf seinem Wege, wo es unter anderm eine Schneefläche von mehreren Fuß Tiefe zu durchwaten hatte, am frühen Morgen, von Kälte halb erstarrt, am Orte seiner Bestimmung an. Allein Francatripa war nicht zu finden, und hatte entweder in den Schloßruinen gar nicht verweilt, oder doch zu rechter Zeit noch zu entwischen gewußt. Indeß wurden die Soldaten für die ausgestandenen Mühseligkeiten einigermaßen durch einen reichen Vorrath von Lebensmitteln und trefflichen Weinen entschädigt, den sie bei Durchsuchung der Ruinen entdeckten. Bald darauf gelang es Francatripa, nach Sizilien zu entkommen, wohin er Schätze von bedeutendem Werthe mitgenommen haben soll. Indeß wurde er bald durch einen andern Räuber, Namens Parafante, ersetzt, der sich so furchtbar machte, daß der französische Befehlshaber Alles aufbot, seiner habhaft zu werden; als sich bei ihm ein Geistlicher melden ließ, der nach Vorweis mehrerer beglaubigter Zeugnisse zu erkennen gab, er sey Parafante's geschworner Feind, und habe mit einigen Leuten seiner Bande ein Einverständniß, wodurch es ihm ein Leichtes sey, den Räuberhauptmann in die Hände der Franzosen zu liefern. Parafante, fügte er hinzu, befinde sich jetzt in der Umgegend, wo er auf das Lösegeld eines reichen Pächters warte, für den er tausend Dukaten verlange, und da diese Summe noch in derselben Nacht abgeliefert werden solle, so sey Dieß die beste Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen. Der französische Befehlshaber ging auf Alles ein, und es wurde bestimmt, daß eine Abtheilung von hundert Mann mit einem treuen Führer, in der Nacht um zehn Uhr aufbrechen sollten, um Parafante todt oder lebendig gefangen zu nehmen. Zum Glück entdeckte sich noch vor dem Aufbruche der Mannschaft, daß der Geistliche selbst im Solde der Banditen stand, und daß man durch ihn die Franzosen nur aus ihrer Stellung locken wollte, in deren Nähe Parafante selbst für diese Nacht einen Anschlag auszuführen gesonnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Dieses waren ungefähr die einzigen Beobachtungen, die ich während unseres ersten Ausfluges zu machen Gelegenheit fand, bei welchem wir übrigens keinen Eingebornen begegneten. Weniger glücklich erging es unserer Bedeckung bei einer andern Unternehmung, als wir auf das Schlagen des Sandelholzes ausgegangen waren; sie wurde von einem Haufen Insulaner angegriffen, und wir erhielten dabei die Ueberzeugung, daß die verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung von Erromanga besteht, in beständiger Fehde mit einander leben. Einer jener Stämme, welcher sich mit uns verbündet hatte und bei dem Fällen des Sandelholzes uns große Dienste leistete, bestand aus einem äußerst kräftigen Schlag Menschen, wie wir sie hier bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Aber bald entdeckten wir an ihnen eine Neigung zum Kannibalismus, welche sie nicht lange verbergen konnten. Während unsere Leute mit dem Schlagen des Sandelholzes beschäftigt waren, hörten sie plötzlich den dumpfen Schall einer See- oder Muscheltrompete, was auf einen Angriff deutete. Kaum hatten sie Zeit gehabt sich zu sammeln, als sie schon von einem Stamme der Wilden angefallen wurden, der gegen den mit uns verbündeten einen erbitterten Krieg führte; als aber ein Mann von der feindlichen Partei todt niedergefallen war, entflohen seine übrigen Kampfgenossen, nachdem sie vorher noch einen Hagel von Pfeilen auf uns abgeschossen hatten, die jedoch zum Glück Niemand verwundeten. Die Geschlagenen räumten den Kampfplatz, und eilten ihre Weiber mit zu nehmen, welche in zweiter Linie einen Vorrath von Pfeilen aufbewahrten, im Fall ihre Männer aufgelegt gewesen wären den Kampf länger fortzusetzen; allein der Knall der Feuerwaffen benahm ihnen gänzlich die Lust dazu. Wir behaupteten also das Schlachtfeld nebst einem Todten, auf welchen unsere Verbündeten sogleich ihre lüsternen Blicke warfen, indem sie den Wunsch zu erkennen gaben, aus dem Erschlagenen sich eine Mahlzeit zu bereiten. Unsere Männer aus Tongatabu, welche selbst keine Anthropophagen sind, widersetzten sich förmlich diesem barbarischen Gelüste und zwangen den Kannibalenstamm seine Absicht aufzugeben. Sie bedeckten den Leichnam mit Blättern, und ließen ihn auf dem Schlachtfelde, damit seine Gefährten ihn wieder finden konnten, wenn etwa ihre fromme Ehrfurcht für Todte sie auf die Wahlstatt zurückführen sollte. Sie gaben auch nicht zu, daß er verbrannt würde, denn: (sagten sie) „Wenn seine Gefährten wiederkämen und ihn nicht fänden, könnten sie uns selbst für Menschenfresser halten;" und dieser Gedanke empörte die braven Leute, welche sehr viel auf die Ehre ihres guten Namens zu halten schienen.

Unsere Ausbeute bei dem Sammeln des Sandelholzes erreichte kaum an einem vollen Arbeitstage drei bis vier 1/2 Tonnen. Beim Regenwetter mußte gefeiert werden, weil die Arbeiter sich der Nässe nicht aussetzen wollten, und überdieß bietet dieser Holzschlag große Schwierigkeiten dar. Der Baum selbst wächst meistens an Bergabhängen, und wenn er gefällt ist, muß man seine Rinde, und eine dicke Lage sehr harten Holzes ablösen, um auf den Kern des Stammes zu gelangen, wo sich erst das wohlriechende Holz findet. Man zerschneidet es dann in Stücke, welche nicht groß seyn dürfen, weil sie getragen werden müssen, und die spezifische Schwere dieses Holzes bedeutend ist. Nach dieser ersten Verrichtung mußte es oft mehrere Meilen weit, bis in das Innere unserer Pallisaden gebracht werden, wobei das Gehen auf den steilen Abhängen zuweilen so schwierig wurde, daß die Träger sich nicht anders helfen konnten, als ihre Last vor sich hinabrollen zu lassen, und dann sich selbst mit größter Behutsamkeit hinunter zu schaffen. Außerdem befinden sich hier häufige Fallgruben, welche die feindlichen Stämme gegen einander anlegen: diese bestehen in einem ungefähr zwei Fuß tiefen Loche in der Erde, dessen Boden mit scharfgespitzten Pfählen, oder mit Pfeilspitzen ausgestachelt, und deren Oeffnung mit einer Lage von Reisern und Blättern zugedeckt ist. Die dadurch verursachten Verletzungen sind oft sehr gefährlich, wie wir es an einigen von den Unsrigen erlebten, die das Unglück hatten, unvorsichtiger Weise ihren Fuß auf solche verrätherische Stellen zu setzen. Am 29 August trennten sich, nach sechstägiger Allianz, plötzlich die Krieger des eingebornen Stammes wieder von uns, ohne daß wir die Ursache ihres Abfalles errathen konnten. Vielleicht hofften sie den Leichnam wieder zu finden, welcher früher ihrem Appetite entrückt worden war.

Die Insel Erromanga erzeugt eine Menge von zahmem Geflügel und eine kleine Gattung von Schweinen mit kurzen Füßen, welche viele Aehnlichkeit mit den chinesischen haben. Hingegen findet man wenig Vögel, und unter diesen die Nachteule, eine besondere Gattung Tauben, den Papagai der blauen Berge von Neuholland, und einen grauen Vogel, der dem Sperlinge ähnlich, aber mit rothen Federn auf dem Kopfe und an der Brust. Weniger selten sind die kriechenden Thiere. Wir fanden außer mehreren Arten von Eidechsen, eine sehr starke braune Schlange am Fuße eines Brodbaumes, welche zwei ½ Fuß in der Länge hatte; sie schien nicht bösartig, denn sie streckte nicht einmal ihre Zunge nach Denen aus, welche sich ihrer bemächtigten. Die Wesserschlange, merkwürdig durch die schöne himmelblaue Farbe ihres Rückens, durch die blendende Weiße ihres Unterleibes, und die parallelen schwarzen Streifen ihrer Haut, ist sowohl auf Erromanga als auf vielen andern Inseln Polynesiens zu sehen. Sie ist nicht giftig. Uebrigens haben wir nicht bemerkt, daß diese Reptilen ein Gegenstand der Anbetung gewesen wären, wie sie es z. B. auf den Fidschi-Inseln und bei fast allen diesen wilden Stämmen sind.

Am 1 September verspürten wir ein leichtes Erdbeben, welches ungefähr eine Minute andauerte. Obgleich das in der Bay ankernde, und zum Wallfischfang ausgerüstete Schiff „der Indianer" unbeweglich zu liegen schien, hörten wir doch später von den Matrosen, daß die Erschütterung auf dem Meere sehr fühlbar gewesen sey. Unsere Tonganioten schrieben diesen Erdstoß dem Einflusse jenes Schiffes zu, denn als sie denselben verspürten, riefen sie aus: „Das ist aber ein gewaltiges Schiff!"

Des andern Tages verließen wir die Bay von Erromanga, um nach den Sandwichinseln zu seegeln. Bei dieser Ueberfahrt zeigte sich unter dem 82° Grad 45′ südlicher Breite, und dem 170° Grad 38′ östlicher Länge die Insel Mathias, welche ein rauher vulkanischer Felsen von geringer Ausdehnung zu seyn scheint, aus dessen nordöstlicher Spitze, wo sich wahrscheinlich der Krater des Vulkans befindet, dunkle Rauchwolken emporstiegen. Nachdem wir Taheiti berührt hatten, landeten wir den 16 November in Oahu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendée im Jahre 1832.

(Schluß.)

Es ist schon gesagt worden, daß die Geistlichen der Vendée noch ihre Zehnten erheben, was sie übrigens niche hindert, nebenbei auch noch ihre Besoldung und ihre Stolgebühren anzunehmen. Ist die Ernte vorbei, so macht der Pfarrer seinen Ueberschlag und vertheilt unter die Pächter, wie viel Scheffel Getreide ein Jeder abzugeben hat; dann läßt er seinen Sakristan die Runde machen und die ausgeschriebenen Beiträge sammeln. Es ist seit Menschengedenken nicht erhört worden, daß ein Pächter den ihn treffenden Theil verweigert hätte. Ich weiß nicht, in welcher Gemeinde es sich zutrug, daß einer der Zehentpflichtigen des Pfarrsprengels auf den Gedanken kam, sich mit mißrathener Ernte zu entschuldigen und den Sacristan zu bitten, er möchte nur einen Theil des Anschlages nehmen und ihn bei dem Pfarrer entschuldigen, daß er nicht den ganzen Betrag liefere. Diese Widerspenstigkeit gegen seine Befehle erbitterte den frommen Mann dergestalt, daß er ihm auf der Stelle die eingelieferten Scheffel zurücksendete und ihm mit allen Strafgerichten des Himmels drohte. Als endlich die österliche Zeit herankam, verweigerte er unerbittlich dem armen Teufel die Absolution, und bewog auch den Pfarrer von Bezins, sie ihm nicht zu ertheilen. Kurz, wollte der Pächter seine Rechnung mit dem Himmel und seinem Seelenhirten wieder ins Reine bringen, so mußte er mit Wucher dem Speicher des geistlichen Herrn erstatten, was er ihm abzuzwacken gewagt hatte.

Diese einzelne Thatsache, die ich berühren mußte, um die Stellung und den Einfluß des Adels und der Geistlichkeit ins gehörige Licht zu setzen, lassen mir wenig mehr von den Pächtern zu sagen übrig. Die Wunden, welche die Revolution dem Lande schlug, sind im Verlaufe von dreißig Jahren vollkommen geheilt, und diese reichen Gegenden standen in der neuesten Zeit in einer hohen landwirthschaftlichen Blüthe. Der niedere Preis des Grundeigenthums gewährt den Pächtern ungemeine Vortheile. Viehzucht bildet einen der vorzüglichsten Zweige ihrer Industrie, für die ihnen durch die Spekulanten, welche Paris mit Vieh versehen, stets ein Weg zum Absatz offen erhalten wird. So für den Frieden gestimmt, von dem ihr Wohlstand abhängig ist, sahen sie mit einigem Mißvergnügen in ihrem Lande die Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge das Haupt erheben. Man hörte deßhalb auch nicht, daß ein Pächter oder der Sohn eines Pächters sich dem Aufstande beigesellt; der Sohn eines einzigen Pächters, so viel bekannt ist, schloß sich einer Bande an, und zwar nur, um nicht Soldat werden zu müssen. Uebrigens ist der Bauer der Vendée von gewissenhafter Redlichkeit; er ist gutmüthig und mildthätig gegen Arme, von denen es in diesem Lande wimmelt, und die mit dem Bettelsack auf dem Rücken, von Gehöft zu Gehöft gehen und das „Cargnion" — um ein Stück Brod — betteln, das ihnen nie versagt wird. Ihre Sitten sind rein und patriarchalisch; es leben unter ihnen noch eine Menge Traditionen der brüderlichen Genossenschaft der Leibeigenen des Mittelalters fort. Verwandt oder nicht nennen sich die Bauern einer und derselben Gemeinde immer „Cousins." Wichtige Arbeiten werden in Gemeinschaft verrichtet. Wenn ein Pächter eine Wiese von beträchtlichem Umfange zu mähen hat, so versammeln sich alle Pächter der Umgegend mit ihren Burschen, um ihm unentgeldlich zu helfen. Eine solche gemeinschaftliche Arbeit, die man „gérouée" nennt, wird mit einem Schmause beschlossen, zu dem alle Arbeiter eingeladen werden, und wobei es so hoch hergeht, als es nur Küch' und Keller vermögen.

Um das Gemälde der Bevölkerung der Vendée zu vollenden, bleibt mir noch von der ärmsten und zahlreichsten Volksklasse zu sprechen übrig, die in Zeiten der Ruhe einen trüben Schatten auf dieses reiche und schöne Land werfen, und unter den jetzt obwaltenden Umständen, halbverhungert und ausgemergelt, wie sie waren, den Werbern zum Bürgerkriege zahlreiche Rekruten stellten. Die Proletarier der Vendée sind fast alle Weber, die der Fall der Industrie von Chollet in das tiefste Elend gestürzt hat. Unter dem Kaiserreiche war diese Manufakturstadt in blühendem Zustande; allmählich aber erlosch ihr Glanz; die Unfälle, welche wiederholt die französischen Fabriken betrafen, brachten eine vollkommene Lähmung in die Industrie des Landes. Arbeiter, die sonst fünf Franken täglich verdienten, sind gegenwärtig kaum im Stande, zehn bis fünfzehn Sous zu erwerben, und auch Das ist noch ein Glück, das nur Wenigen zu Theil wird. In einem Umkreise von sechs Lieues um Chollet hatte sich eine Bevölkerung von 50.000 Arbeitern zusammengedrängt. Fünf oder sechstausend von ihnen höchstens haben noch Arbeit; die Uebrigen sind Bettler oder Chouans.

Dieß wird hinreichen darzuthun, wie sich in der Vendée die Chouansbanden bilden konnten; vom Adel aufgemuntert, von den Geistlichen angefeuert, fand der Bürgerkrieg in den Arbeitern der Flecken blinde und verzweifelte Werkzeuge. Das Elend spielte dabei seinen Lieferanten. Von Entbehrungen aufgerieben, wurden die Unglücklichen die Beute des nächsten besten Schleichwerbers, der ihnen ein Stück Geld in die Augen blinken ließ. Ohne auch nur einen Instinkt von Vaterlandsliebe, warfen sie ihre Lumpen weg, sicher im Solde Heinrichs V das Stück Brod zu finden, das sie von Gehöft zu Gehöft erbetteln müssen, und vielleicht auch erfreut, in das traurige Einerlei ihres Lebens eine Abwechslung zu bringen, und müßte es auch mit Flintenschüssen hinüber und herüber seyn. Man muß diese Leute gesehen haben, um den Ekel und das Mitleid zu empfinden, das sie einflößen. Nur wenige verdienen Haß oder Zorn; denn nur wenige kennen

die Bedeutung des furchtbaren Wortes: Bürgerkrieg. Zu den Arbeitern gesellten sich nun auch noch Konskriptionsflüchtige oder angeworbene Deserteurs, die des Kamaschendienstes in Friedenszeiten müde, es vorzogen, auf freiem Feld oder vor einem Kriegsgericht erschossen zu werden. Es sind ihrer nur wenige, und die meisten gehörten den westlichen Departements an. Endlich ließ auch die Dienerschaft der Herrenschlösser ihr Kontingent zu den Chouans stoßen. Schon als der Adel in der Vendée es noch nicht an der Zeit hielt, die Maske abzuwerfen, und mit Hand und Mund seinen Abscheu gegen den Bürgerkrieg und seine Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge betheuerte, standen bereits seine Diener an der Spitze von Chouans. Diot, Wildhüter des Herrn de Larochejaquelein that sich unter den Insurgenten hauptsächlich hervor: er strebt nach Stofflet's Ruhm und kann ihn erreichen, wenn der Bürgerkrieg ihm beisteht. Man kann hiezu noch bemerken, daß den Insurgenten, die aus Ehrgeiz sich den Banden zugesellten, die Thaten des ersten Vendée-Aufstandes und der reiche Lohn, der den damals gemachten Anstrengungen folgte, vor Augen schweben und für sie ein scharfer Sporn werden mußten. Der Maurer Sortant konnte sich zur Berühmtheit des Kärners Chatelineau berufen glauben, wie Diot sich für einen zweiten Stofflet halten mochte. Es war zu hoffen, daß ein Glückswechsel, der die Bourbonen zurückführte, worauf sie zuverlässig zählten, sie und ihre Familien für ihre kühnen Aufopferungen mit vollen Händen lohnen würde. Der größte Theil der vendéer Notabilitäten ist von gleich niedriger Abkunft, und die Gewissenhaftigkeit, mit der die neue Revolution sich beeilte, die von den Bourbonen den Familien der alten Chouans ausgesetzten Pensionen anzuerkennen und fort zu bezahlen, mußte den Helden der neuen Vendée die Zuversicht geben, daß sie nur ein Mal anerkannt auf alle künftigen Wechselfälle hinaus ihr gesichertes Auskommen haben würden. Unter allen politischen Mißgriffen der gegenwärtigen französischen Regierung war die Bestimmung über die von der Restauration den Soldaten des Westens bewilligten Gehalte, einer der gröbsten; er trug in seinem Schoße einen vollständig fertigen Bürgerkrieg.

Die Elemente, aus denen die Chouansbanden sich bildeten, bestanden also aus verdorbenen Handwerksleuten, Konskriptionsflüchtigen, Deserteurs und Bedienten des Adels. Letztere waren, so lange ihre Herren noch nicht unverkappt selbst hervortraten, die Vermittler zwischen der Verschwörung der Schlösser und dem bewaffneten Aufstande. Während Diot seine eigene Bande kommandirte, leitete er auch die andern in seiner Nähe umherstreifenden und sorgte für ihre Bedürfnisse. Deßhalb war auch das Benehmen, das sie beobachteten, ungemein klug. Diese so verschiedenartig zusammengewürfelten Banden entfernten sich nicht einen Augenblick aus der ihnen von höherer Hand vorgezeichneten Bahn. Obgleich die Pächter sich dem Aufstande durchaus fern hielten, bewiesen ihnen die Chouans doch die größten Rücksichten. Nicht allein ihre Personen und ihr Eigenthum genossen der ungestörtesten Sicherheit; sondern sogar Alles, was zu ihrer Industrie gehörte, war von Seite der Insurgenten der Gegenstand eines besonderen Schutzes. Die Viehtreiber durchwandern unangefeindet die von der Chouanerie beunruhigten Gegenden, ungeachtet sie große Geldsummen zum Kaufe des Viehes bei sich führen, da in diesem Lande aller Handel mit baarer Münze vor sich geht. Auch die Hausirkrämer, die in Chollet Sacktücher und Kattunleinwand holen, um sie dann wieder in den benachbarten Flecken und Dörfern zu verkaufen, können gleichfalls ungestört ihres Weges ziehen; nicht als ob die Chouans sich besonders viel daraus machten, die Einwohner von Chollet vor den Kopf zu stoßen, sondern um nicht die Weber der Umgegend, die noch von ihrer Hände Arbeit zu leben haben, gegen sich aufzubringen. Bis zu dem Augenblicke, wo der Kampf ernsthafter wurde, konnte man von Seite der Chouans auch eine besondere Aufmerksamkeit gegen die Soldaten der Linie bemerken. Es war nicht selten, sie mit einander zechen zu sehen, und man könnte nicht sagen, daß ein einzeln betroffener Soldat jemals von ihnen mißhandelt worden sey. Diese Schonung erklärt sich ganz aus den von der Herzogin von Berry erlassenen Proklamationen: man wollte das Heer auf seine Seite bringen, da man glaubte, durch dasselbe am leichtesten eine Gegenrevolution zu Stande bringen zu können. Wenn so die Chouans Feindseligkeiten mit den Truppen auszuweichen suchten; so wußten sie andrerseits schon Feinde zu finden, an denen sie ihr Müthchen kühlen konnten. Die Nationalgarde der kleinen Städte in der Vendée, die Gendarmerie der Marktflecken, die Maires und patriotisch gesinnten Steuereinnehmer mußten vorzüglich ihre Rache fühlen. So wurde Geluffeaux ermordet, der in ihren Augen als Nationalgardist und Bürger von Chollet doppelt strafbar schien; so verübten sie furchtbare Grausamkeiten an einem Gendarmen der Brigade von Montevrier, der in ihre Hände fiel. Ihre Hauptabsicht ging darauf hin, sich Waffen zu verschaffen, und so entwaffneten sie die Marktflecken und Dörfer; alle ihre Unternehmungen dieser Art glückten, da sie gegen Orte gerichtet waren, die vertheidigungslos waren und in denen sie außerdem noch gute Freunde zu finden hoffen durften. Der einzige Ort von einiger Bedeutung, dessen sie sich auf einen Augenblick bemeisterten, war der Marktflecken Varades, der auf der Straße von Nantes nach Angers gelegen ist. Allein nachdem sie die Entwaffnung vorgenommen hatten, räumten sie ihn wieder, ohne auch nur einen Postwagen geplündert zu haben.

Um diesen Streifzügen der Chouansbanden zu begegnen, gegen die die Regierung übrigens anfangs wenig geneigt schien, mit Strenge einzuschreiten, hatte man sich begnügt, in der Mitte der bedrohten Punkte Truppen kantonniren zu lassen. Dieß hatte allerdings den Vortheil, der Ueberwältigung des ganzen Landes vorzubeugen und somit die völlige Organisation des Aufstandes zu hintertreiben. Allein es war damit der große Nachtheil verbunden, daß man den Pächtern mit allerlei militärischen Frohndiensten beschwerlich fallen und sie sogar üblen Behandlungen von Seite der Truppen aussetzen mußte, während man doch Alles hätte aufbieten sollen, sie so viel als möglich zu schonen. So wurden an mehreren Orten Pächter, die zwei bis drei Stunden von dem Flecken, wo Truppen kantonnirten, entfernt wohnten, durch Requisition gezwungen, dorthin auf unfahrbaren Wegen Matratzen und Bettdecken für die Soldaten zu schaffen. Bei der ohnehin schwierigen Stimmung der Pächter ist es kaum nothwendig, sie durch solche Plackereien noch mehr aufzubringen. So sehr ihr Interesse ihnen Ruhe und Frieden empfiehlt; so sind sie im Herzen doch insgesammt der Chouanerie zugethan. Diese Leute, die über einige Spanndienste, die sie den „Blauen" leisten müssen, entrüstet werden, zeigen sich gar nicht so halsstarrig, wenn es darauf ankommt die Chouans, die ihre Gehöfte besuchen, zu verpflegen. Von dem Tage an, wo die Pächter die Waffen ergriffen, würde der Kampf einen ganz andern Ernst gewinnen.

Zwei Fälle sind denkbar, die den Pächtern die Waffen in die Hände geben könnten: wiederholte Plackereien würden sie ihre Privatinteressen aus den Augen setzen lassen; eine Invasion von Außen würde ihnen Sicherheit dieser Interessen verheißen. Der gesunde Verstand der Pächter gebot ihnen bis jetzt, hin zu warten; sie ließen die Leute, die ohnehin nichts zu verlieren haben, als verlorne Mannschaft sich vorschieben; aber vorbereitet durch die Edelleute und Geistlichen, wie sie es sind, würde der erste Kanonenschuß auf der Gränze sie zu den Waffen rufen. Und dann denke man sich die Gefahren eines Kampfes, wenn die ganze ländliche Bevölkerung die Waffen ergriffe, in einem so unwegsamen Lande, das im Nothfalle eine ganze Armee bergen kann. Es leben unter der vendéer Bauernschaft noch Ueberlieferungen fort, die sie zurückhalten würde, sich gemeinen Raubzügen der Banden anzuschließen. Der Chouanerie, gegen die sie selbst tiefe Verachtung hegen, würde ein Vendéekrieg folgen, ein Krieg, der der Oertlichkeit des Landes angeeignet, aber frei und offen geführt werden würde, und bei dem die Bekanntschaft mit der Gegend selbst gegen ein zahlreiches und wohldisziplinirtes Heer unberechenbare Vortheile geben würde. Hieraus geht wohl zur Genüge hervor, daß dem Julinsthron, im Falle einer fremden Invasion, von dieser Seite ein gefährlicher Stoß drohen dürfte.

Vermischte Nachrichten.

Kapitän Frankland bemerkt in seinem Tagbuche (Narrative of a Visit to the Courts of Russia and Sweden. London 1832): „Es wunderte mich, daß die französische Revolution der schwedischen Regierung nicht sonderlich gefiel. Auf meine Bemerkung gegen den englischen Gesandten: Bernadotte müsse sich über den Triumph der liberalen Prinzipien freuen, da er sie stets beschützte, erhielt ich zur Antwort: „Tout cela est bien changé depuis que Bernadotte est devenu Roi." —

*

Zwei Franzosen, die Herren Adam de Bauve und Le Prieur, sind gegenwärtig auf einer Reise ins Innere von Guyana begriffen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 203. 21 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

In unserm ersten Artikel über den Zustand der Wissenschaften in Italien zeigten wir, wie Piemont mehrere Jahrhunderte hindurch einer fast vollkommenen Unabhängigkeit genoß, und Turin seinen Einfluß in dem Grade weiter ausbreitete, als das Haus Savoyen sich vergrößerte, bis es endlich der politische und literarische Mittelpunkt der sardinischen Staaten wurde. Leider ist die Lombardie, von der hier die Rede seyn soll, durch eine Reihe wechselnder Geschicke gegangen, ohne zu einem so erfreulichen Resultate gelangen zu können.

Fast jede lombardische Stadt konnte sich bei Wiedergeburt der Wissenschaften rühmen, zur Abschüttelung des Joches der Barbarei gleichmäßig beigetragen zu haben. Die kleinen Tyrannen, die sich im vierzehnten Jahrhunderte in dieses schöne Land theilten, nahmen mitten in ihren beständigen Fehden, die Talente in Schutz und stritten sich um den Besitz eines ausgezeichneten Mannes mit eben so viel Eifer, als wenn es die reichste Provinz gegolten hätte. Indeß verschwanden allmählich alle die kleineren Staaten vor der überwiegenden Macht Mailands und Venedigs, die jetzt die Hauptstädte Italiens diesseits des Po wurden. Mailand besaß bis zum Verluste seiner Unabhängigkeit stets eine große Anzahl berühmter Männer in seinen Mauern, und als Franz I. die Lombardei mit Krieg überzog, hielt er es für die schönste Frucht seines Sieges, Leonardo da Vinci, der damals am Hofe des Heezogs von Mailand verweilte, gewonnen zu haben. Im sechzehnten Jahrhunderte mußte diese Stadt, als sie in die Hände der Spanier gefallen war, allmählich ihren früheren Glanz erbleichen sehen; während ihre Nebenbuhlerin, Venedig, Künste und Wissenschaften mit jedem Tage gedeihlicher in ihrem Schooße aufblühen sah. Die glückliche Lage der Königin des adriatischen Meeres und der lebhafte Handel, den sie mit dem Oriente unterhielt, gaben ihren kühnen Kaufleuten Gelegenheit, bis zu den entlegensten und fast fabelhaften Gränzen Asiens vorzudringen. Den berühmten Reisen der Familie Marco Polo's folgten Entdeckungsreisen im atlantischen Ozean, die zwar weniger bekannt wurden, dessen ungeachtet aber von großer Wichtigkeit waren. Auf der andern Seite mußten der häufige Verkehr, zwischen Venetianern und Griechen und die Besitzungen der erstern im Archipel, sie nothwendigerweise frühzeitig schon veranlassen, sich mit der Sprache Homer's zu beschäftigen. Nach dem Falle von Konstantinopel öffnete sich Venedig, wie andere italienische Städte, den Trümmern der griechischen Civilisation als Zufluchtsort; die Büchersammlung des Kardinals Bessarion war der erste Lohn für die gastliche Aufnahme der geflüchteten Griechen. Die von Aldo, dem Aeltern, gegründete venetianische Akademie entwickelte das Studium der griechischen Literatur schnell zur Blüthe, und dieser berühmte Buchdrucker erwarb sich durch Herausgabe der wichtigsten Werke der hellenischen Literatur unsterbliche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Der literarische Ruhm Venedigs entfaltete sich im sechzehnten Jahrhunderte in seinem höchsten Glanze. Nicht nur eine Menge berühmter Männer, wie Palladio, Tartaglio, Fracastoro, Bembo, Titian, u. a. m. war aus dem Schooße der Republik selbst hervorgegangen; sondern Venedig öffnete auch einer großen Anzahl gelehrter Italiener, die vor Karls V. Gewaltherrschaft und den Geisteszwang des römischen Hofes flohen, bereitwillig ein Asyl. So unerbittlich die venetianische Aristokratie gegen Alle war, die sich in die innere Politik des Staates zu mischen wagten; so erlaubte sie doch eine gewisse Freiheit der Meinung gegen auswärtige Unterdrückung und gegen das Joch des Aberglaubens. Venedig war es, wo die Strozzi, die Varchi, della Casa, Schutz gegen die Wuth des Pabstes Alexander und der Medicis fanden; dahin zogen sich auch Brucioli und Andere zurück, um kühn das Wort für die Reformation zu erheben. Die Geschichte wird es immer dankbar aufbewahren, daß die Republik Venedig Galilei aufnahm, als er in seiner Jugend gezwungen wurde, sich aus seinem Vaterlande zu verbannen, und daß sie Fra Paolo Sarpi gegen „lo stile della curia di Roma“ beschützte.

In den folgenden Jahrhunderten prangten zwar Venedig und die hohe Schule zu Padua nicht mehr mit so glänzenden Geistern, als die eben genannten, behaupteten jedoch noch eine gewisse literarische Oberherrlichkeit über die ganze Lombardei. Allein gegen Mitte des letzten Jahrhunderts schien auch Mailand aus seinem langen Schlafe zu erwachen. Es war eben unter österreichische Herrschaft gekommen, als man es neues Leben athmen und nach einander die Beccaria, Verri, Parini, Volta, Spallanzani und andere berühmte Männer aus ihm hervorgehen sah, die unter der erleuchteten Verwaltung des Grafen Firmiani, weithin den Ruhm ihres Vaterlandes verbreiteten. Auch unter Napoleons

Herrschaft hatten sich die Künste und Wissenschaften in der Lombardei einer kräftigen Ermunterung zu erfreuen. Mailand, damals mit einem glänzenden Hof in seiner Mitte, die Hauptstadt eines Königreichs, das acht Millionen Einwohner zählte, zog Alles, was zwischen den Alpen und Apenninen auf Auszeichnung Anspruch zu machen hatte, in seinen Kreis. Einige Gelehrte, die zu Macht und Würden gelangt waren, wie Paradisi und Aldini, ließen jungen Männern, die mit versprechendem Erfolge die Laufbahn der Kunst oder Wissenschaft betraten, ihren viel vermögenden Schutz angedeihen. Andre wirkten thätig an dem italienischen Nationalinstitute, das kaum geschaffen war, als es auch schon von Namen wie Volta, Scarpa, Oriani, Monti, Longhi, u. s. w. glänzte, unter die selbst der größte Feldherr seiner Zeit aufgenommen zu werden wünschte. Das italienische Nationalinstitut konnte damals allen übrigen gelehrten Körperschaften Europa's den Vorrang streitig machen. Leider hat sich seitdem Alles anders gestaltet. Sey es, daß die Revolution des Jahres 1821 das Mißtrauen des Hauses Oesterreich geweckt, oder daß, wie von Andern behauptet wird, in Wien niemals der Gedanke ganz aufgegeben wurde, Mailand seine Suprematie zu entziehen; so viel ist gewiß, daß der Hauptstadt des lombardischen Königreichs die Centralisation und mit ihr Leben und Bewegung entzogen wurde. Der Vizekönig verweilt fast beständig in Monza; der Senat und der General halten sich in Verona auf, und der Kommandostab liegt in Wien. Nirgends ist mehr ein vereintes Wirken wahrzunehmen und wenn man das italienische Institut noch bestehen ließ, so geschah es nur unter der Bedingung, daß es keine neuen Mitglieder aufnehmen durfte. Gegenwärtig liegt es in den letzten Zügen und der Augenblick seiner völligen Auflösung steht vor der Thüre.

Allein obgleich seines größten Glanzes beraubt, zählt Mailand doch noch Männer von erster Größe; an ihrer Spitze schimmert Manzoni. Obgleich frühzeitig seines Vaters beraubt, erhielt Manzoni durch die Sorgfalt seiner Mutter, einer Frau von großem Verdienste, der Tochter des Marquis Beccaria, des Verfassers der berühmten Abhandlung über die Todesstrafe, eine ausgezeichnete Erziehung; er brachte an ihrer Seite einen Theil seiner ersten Jugend in Paris zu, und kehrte nach Italien zwar mit vielen französischen Ideen zurück, die jedoch seine treue und warme Anhänglichkeit für das Vaterland nicht verminderten. Die Tiefe seines Gemüthes erschloß sich zur poetischen Verherrlichung des Glaubens; aber des Glaubens, der die Vorurtheile des Pöbels von seinen glänzenden Schwingen abschüttelt, um sich in den Urquell der Wahrheit und Freiheit zu tauchen. Seine kindliche Frömmigkeit sprach sich in wunderlieblichen Hymnen an die gebenedeite Jungfrau aus, wie er die Religion des Genies in seiner schönen Ode auf Napoleons Tod besang. Manzoni schrieb auch zwei Trauerspiele: Carmagnola und Adelchi; beide enthalten große Schönheiten, wurden aber von den Anhängern der alten klassischen Schule, wegen Verletzung der drei Einheiten, mit scharfer kritischer Lauge begossen; und ein Deutscher mußte ihre Vertheidigung übernehmen. Goethe war es, der dem Carmagnola sein Recht, als eines der Meisterwerke der neuern Bühne, vindizirte. Seit dem Carmagnola nahm Manzoni's Ruf immer mehr zu; es bildete sich um ihn eine Schule, er fand zahlreiche Nachahmer und wurde das Haupt der italienischen Romantiker. Mit nicht geringerem Erfolge als in der dramatischen Poesie versuchte sich Manzoni auch im Roman: er schrieb die „Promessi Sposi," die seinen Namen in ganz Italien volksthümlich machten. Der italienischen Literatur, so reich sie auf den übrigen Feldern der Dichtkunst angebaut ist, fehlte es bis dorthin noch immer an Romanen in Prosa; denn die ältesten italienischen Romane sind kaum den Gelehrten bekannt und die übrigen Jedermann unbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Späterhin zeigte der Hauseigenthümer, bei dem der Verfasser im Quartiere lag, an, es sey von den Banditen des Forstes von St. Euphemia ein Bote eingetroffen, um mit einigen Leuten der Gemeinde um das Lösegeld zu unterhandeln, das sie für einiges von der Weide weggeraubtes Vieh verlangten. Man kam überein, den Boten festzuhalten und zu zwingen, den Aufenthalt der Räuber anzugeben. Unter Zusicherung einer gewissen Belohnung ließ er sich auch hiezu bereitwillig finden. Die Soldaten brachen um Mitternacht bei schönem hellen Mondschein auf, und kamen nach einem sehr beschwerlichen Weg durch Strauchwerk und über einen Sumpf, dessen Ausdünstungen einen höchst widerlichen Geruch verbreiteten, an einen tiefen Bach, über den der Führer, von zwei Soldaten begleitet, setzte, um aus dem Gebüsche die Planken zu holen, mittelst deren die Räuber ihren Uebergang zu bewerkstelligen pflegten. Mit dieser Arbeit vergingen einige Stunden, und als der Tag herauf zu dämmern begann, hörte man in der Ferne Hundegebell, und bald darauf einige Schüsse und gellende Rufe, woraus man abnehmen konnte, daß die Banditen von der Annäherung der Soldaten Wind erhalten, und sich zur Flucht anschickten. Man drang so schnell als möglich vorwärts, und gelangte auch bald darauf an einen runden Platz, der von niederem Gehölz umgeben, und durch dichtes Laubwerk gegen die Sonne geschützt war. Man sah sich nun mit einem Male mitten in dem noch warmen Neste der Räuber; allein die Vögel waren ausgeflogen. An den Zweigen der Bäume umher hingen Decken; Pferde, Maulthiere und Esel standen mit den Zäumen an die Baumstämme gebunden da, und große Stücke Rind- und Hammelfleisch brieten an hölzernen Spießen über einem großen Feuer; Säcke voll Brod, Käse und Schinken, und einige Schläuche mit Wein lagen am Boden. An den niedergetretenen Brombeergesträuchen und zerknickten Gebüschen, in denen hin und wieder Hüte und Kleiderfetzen hängen geblieben waren, konnte man sehen, daß sich die Banditen nur durch die übereilteste Flucht gerettet hatten. Indeß mußten sich die Soldaten mit dem Morgenimbiß begnügen, den sie fertig fanden. Man belud die Thiere mit der vorgefundenen Beute und trat, so gut es thunlich war, den Rückzug aus diesen Irrgewinden von Gesträuchen und Sümpfen an.

Doch nicht bloß gegen die Banditen hatte man den Krieg zu führen, von Zeit zu Zeit empörte sich auch das Landvolk, von englischen Emissären aufgeregt, wie der Verfasser behauptet, und dann ging es selten von beiden Seiten ohne blutige Köpfe ab. So war

die Bevölkerung von Longo Bucco, das in einer der wildesten Gegenden Calabriens liegt, gegen die Franzosen aufgestanden, und konnte nur durch Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. Der Verfasser erzählt das hiebei vorgefallene Gefecht in Folgendem:

„Longo Bucco liegt fünfzehn Meilen von Rosano. Die Zugänge, die dahin führen, sind furchtbar, und auf allen Seiten von hohen Bergen beherrscht. Um nicht in Hinterhalte zu fallen, führten uns die Wegweiser, die aus den Contributionsgeldern des Bezirkes reichlich bezahlt werden mußten, vorsichtig durch ungeheure Forste, wo man nichts als Rudeln von Hirschen und Rehen begegnete, den einzigen Bewohnern dieser fast unzugänglichen Wildnisse. Um drei Uhr Nachmittags trafen die Truppen an dem verabredeten Orte zusammen, wo die zweite Kolonne bereits angelangt war, und unserer Ankunft um so ängstlicher entgegen harrte, als ringsum in allen Dörfern Sturm geläutet worden war. Bald darauf zeigte sich ein Haufe bewaffneter Bauern, die einen Berg besetzten, der die ganze Gegend beherrschte. Unsere Vorbereitungen zum Angriffe waren bald gemacht; und kaum hatte das Feuer von unserer Seite begonnen, als Alles in der größten Verwirrung Fersengeld gab. Vor Anbruch der Nacht erreichten wir eine Höhe, von der man Longo Bucco in einem engen Thale liegen sah, in dessen Mitte ein wilder Waldstrom tobte, der sich mit Donnergetöse über ungeheure Felsen in den Bergkessel hinabstürzte. Die gigantischen Waldberge, die von allen Seiten um diese furchtbare Gegend sich aufthürmen, geben ihr ein Gepräge düsterer Wildheit, das die Seele mit tiefer Schwermuth drückt. Dieser Flecken enthält eine schauderhaft armselige Bevölkerung von 3000 Einwohnern, die aus Naglern, Grobschmieden und Kohlenbrennern besteht. Die vorige Regierung ließ sie in den benachbarten Silberbergwerken arbeiten, die gegenwärtig aufgegeben worden sind. Die Truppen brachten die Nacht auf den Höhen zu, wobei eine lange Kette von Feuern geschürt wurde, um ihre Anzahl in den Augen der Feinde größer erscheinen zu lassen. Eine Zeit lang herrschte im Thale eine furchtbare Verwirrung. Geschrei des Schreckens hallte von allen Seiten herauf; die Einwohner glaubten, daß man sie noch in der Nacht mit Feuer und Schwert heimsuchen würde, und flüchteten sich und ihr Habe tiefer ins Gebirge. Mit Tages-Anbruch waren die Spitzen aller umliegenden Berge von Truppenabtheilungen besetzt und zweihundert Mann stiegen in das Dorf hinab. Alle Einwohner hatten es während der Nacht verlassen; nur einige alte Männer und der Pfarrer des Ortes waren zurückgeblieben. Letzterer kam unsern Truppen entgegen, und flehte um Schonung für seine Gemeinde. Man stellte ihm nachdrücklich die Nothwendigkeit vor, daß er allen seinen Einfluß anwenden müsse, um die Einwohner zur Niederlegung der Waffen und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu bewegen; nur unter diesen Bedingungen würde das Dorf mit Plünderung verschont bleiben. Der größere Theil der Gemeinde kehrte auch wirklich allgemach zurück, und die Ruhe war bald in dieser Gegend hergestellt. Nur die zwei Rädelsführer des Aufstandes waren ausgeblieben; der Befehlshaber der Truppen in der Hoffnung, sie zur Besinnung zu bringen, schrieb ihnen, wenn sie ihre Bande entlassen und zurückkehren wollten, so verspreche er ihnen vollkommene Sicherheit. Allein da er sah, daß sie hartnäckig jede Unterwerfung verweigerten, so beschloß man, vorzurücken, und sie in einem Dorfe, wo sich eine bedeutende Anzahl von Aufrührern gesammelt hatte, anzugreifen. Um diesen Plan ins Werk zu setzen, brach er am fünften Abends mit vierhundert Mann auf, indem er die Absicht vorschützte, gegen Bochigliero vorzurücken. Mit Anbruch der Nacht aber verließ er plötzlich diesen Weg und führte uns durch eine schnelle und wohlgeleitete Bewegung nach dem Punkt, den die Insurgenten besetzt hielten, die zum Glück nichts von unserer Nähe ahnten. Das Dorf wurde in der größten Stille umringt und mit Anbruch des Tages setzte man sich in Bewegung, es anzugreifen. Gleich einem Adlerneste hing dieses Dorf am Rande eines Felsens, über dem noch ein andrer Berg emporragte, der es beherrscht, ohne daß jedoch von dort aus ein Angriff gehindert werden konnte. Während man den Insurgenten nochmals gütliche Anträge machte, auf die sie jedoch nur mit Flintenschüssen antworteten, hörte man plötzlich in dem Dorfe ein furchtbares Getümmel, das durch das unvermuthete Erscheinen von ungefähr zwanzig Mann unserer Soldaten veranlaßt wurde, die über unzugänglich geglaubte Felsen hinaufgeklettert waren. In einem Augenblick hörte man von allen Seiten „Sturm! Sturm!" rufen, und Alles stürzte nach dem Dorf, das zum Theil von einem hohen Wall umringt war. Trotz einem lebhaften Feuer, das uns in wenigen Augenblicken einige zwanzig Mann tödtete oder verwundete, hieben die Sappeurs die Thore ein, die Soldaten stürzten sich wie ein losgebrochener Strom in die Gassen, und ein furchtbares Gemetzel begann, dem um so weniger Einhalt gethan werden konnte, als die Insurgenten noch aus allen Häusern ein furchtbares Feuer unterhielten. Das unglückliche Dorf wurde geplündert und verbrannt und erfuhr alle Schrecken eines mit Sturm genommenen Platzes. Der Pfarrer, eine Menge Weiber, Kinder und alte Leute hatten sich glücklicherweise in die Kirche geflüchtet, vor der sich einige Offiziere aufstellten, um dieses Asyl gegen die rohe Wuth der Soldaten zu schützen. Unser Verlust war in diesem Gefechte beträchtlich; von den Insurgenten, die fast alle niedergemacht wurden, blieben zweihundert todt auf dem Platze. Eine große Anzahl derselben suchte sich zu retten, indem sie die jähen Felsen des Berges hinankletterten, fast allen kostete jedoch dieser Versuch das Leben. Unglücklicherweise war es den Anführern abermals zu entkommen gelungen, und man mußte unverzüglich ihre Spur verfolgen, bevor sie anderswo neue Unruhen anstiften konnten. Man rückte daher eilig auf Bochigliero vor, ein großer Marktflecken, der besser gelegen und zahlreicher bevölkert ist als Longo Bucco. Zwar hatte es auch an dem Aufstande Theil genommen, allein da bereits die Nachricht von unserem glücklichen Angriffe dahin gelangt war, so gerieth die Gemeinde in die größte Bestürzung und beeilte sich, die Behörden und angesehensten Einwohner den Truppen als Abgeordnete entgegenzusenden. Der französische Befehlshaber, der den ersten Eindruck des Schreckens benützen wollte, um den Ort zu entwaffnen, drohte, die Abgeordneten insgesammt als Geiseln nach dem Schlosse von Cosenza bringen zu lassen, wenn nicht alle Waffen abgeliefert würden. In weniger als einer Stunde brachte man dreitausend Gewehre zusammen, die insgesammt verbrannt wurden. Hundert Mann blieben in Bochigliero als Besatzung, die Uebrigen kehrten nach Longo Bucco zurück. Um den Sieg vollständig zu machen, fehlte nichts, als daß die Anführer der Insurgenten entkommen waren. Es wurde ein Preis auf ihren Kopf gesetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hof des Pascha von Aegypten.

Zwei oder drei Meilen von Kahira, am Ende einer Sykomoren-Allee, liegt Schubra, die Lieblingsresidenz des Pascha von Aegypten. Der Palast, der an den Ufern des Nils liegt, ist keineswegs wegen seiner Bauart merkwürdig; allein die großen und schönen Gärten sind mit einem Kiosk geschmückt, der eines der schönsten und originellsten Gebäude ist, die man sehen kann. Bei dem Austritt aus einem duftigen Orangenwäldchen steht man plötzlich vor einer prachtvollen Treppe, die zu einem großen Portale führt. Man steigt hinauf und findet sich beim Eintritte in einer viereckigen Säulenhalle von weißem Marmor, die ein kleiner Teich umfaßt, auf dem sich drei oder vier hübsche Barken, mit seidenen Schnüren am Uferrande befestigt, schaukeln. Die Säulenhalle wird von einer Balustrade geschlossen, auf der man in Relief Gruppen von Fischen jeder Art abgebildet erblickt. An jeder Ecke erhebt sich eine kleine Terrasse, vor der riesengroße Krokodile als Wächter gelagert sind. Außerhalb der Säulenhalle befinden sich Kabinete, vor denen Vorhänge von scharlachrothen Stoffen hängen, die auf dem blendend weißen Marmor, aus welchem der Kiosk gebaut ist, in leiser Röthe widerstrahlen. Es ist eine der Unterhaltungen des Pascha, selbst eine seiner Cirkassierinnen in einer dieser Barken in dem See herum zu rudern, aber in der Mitte desselben seine schöne Ladung Schiffbruch leiden zu lassen. Seine Hoheit, die gewöhnlich einen Kaftan von Kalikot oder sonst von grobem Stoffe trägt, macht sich aus diesem Bade wenig; ergötzt sich aber ungemein an dem jammervollen Anblicke der schönen Cirkassierinnen, die ein Geschrei des Entsetzens ausstoßen, im Wasser auf- und untertauchen und zerzauset und verstört die Arme nach den schwarzen Verschnittenen ausstrecken, die sich von der Balustrade oder der Marmortreppe hinabstürzen und zur Hülfe herbei schwimmen. — Man findet am Hofe des Pascha von Aegypten die ganze Feenpracht von Tausend und Einer Nacht. Man kann sich keine pittoreskere Truppenschaar auf der Welt denken, als die Leibwache der nubischen Verschnittenen, die von glänzend schwarzer Haut, in Scharlach und Gold gekleidet, auf schneeweißen Hengsten reiten und den damaszener Szimetar schwingen; die zahlreiche Einwohnerschaft des Harems, die wimmelnde Schaar von Beamten und Offizieren der Land- und Seemacht mit ihren gestickten Uniformen, die Pagen, Tschibukträger und andere Diener, Alle in reicher Tracht, die Militärmusiken, für die Mehemet Ali leidenschaftlich eingenommen ist, die arabischen Pferde, die kostbar geschmückten Dromedare u. s. w. Alles, was den Pascha von Aegypten umgibt, erinnert an das goldene Zeitalter von Bagdad und seine romantischen Kalifen. Niemals aber erscheint dieser prächtige Hof in so glänzendem Lichte als in jenem köstlichen Sommerpalaste des Pascha, der mitten in den Gärten von Schubra liegt. In diesem zaubervollen Aufenthalte pflegt Mehemet Ali seine Offiziere gewöhnlich während des Beiramfestes zu empfangen. Die Säulenhalle ist dann erleuchtet; zahlreiche Gruppen von Hofleuten und Fremden wandeln an dem See umher, lassen sich auf kleinen persischen Tapeten nieder, schmauchen Tabak aus langen kostbaren Pfeifen, oder sinnen träumerisch an die Balustrade gelehnt, während die Lüfte mit den reichen Falten ihrer Shawls spielen, oder ihre Schatten, vom Monde oder dem Lichtglanze beleuchtet, auf die Spiegelfläche des See's fallen. Von allen Seiten ertönen Melodien, und wenn ein Wind sich erhebe, so wehe er Wolken von Duft aus den Gärten herein.

Vermischte Nachrichten.

Ein englischer Reisender theilt über das kanadische Klima Folgendes mit: „Das Klima von Ober- und Unter-Kanada ist der Gesundheit ungemein zuträglich. Die milde und glanzvolle Atmosphäre erfüllt das Gemüth mit Zufriedenheit und Freude; die Luft ist scharf und wolkenlos; Nebel sind in diesen Gegenden so zu sagen unbekannt. Starke und anhaltende Fröste, große Hitze im Sommer und eine köstliche Milde des Herbstes werden von Allen gepriesen, die längere Zeit in Kanada verweilt haben. Noch weiß man nicht die Ursache des hellen Glanzes der Atmosphäre und des Himmels, so bei Tag wie bei Nacht, zu erklären, zwei Eigenthümlichkeiten, die um so mehr auffallen, als in diesen Ländern ungeheure Strecken mit Wäldern, Seen und Sümpfen bedeckt sind. Eben so wenig kann man sich die außerordentliche Heftigkeit der Hitze und Kälte erklären, die in Kanada weit größer ist, als in irgend einem Lande von Europa, das unter gleicher Breite liegt. Vielleicht möchte man die strengen Gegensätze in der Temperatur der menschlichen Gesundheit nachtheilig halten; allein die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten des Klima's von Kanada heben vielleicht die schädlichen Einflüsse wieder auf, die unfehlbar in europäischen Ländern von gleichem Klima und gleicher Temperatur eintreten würden. Obgleich die gegenwärtigen Einwohner dieser Gegenden alle aus der alten Welt abstammen; so sind ihre Gewohnheiten, die sie durch die örtlichen Verhältnisse anzunehmen gezwungen werden, doch ganz dem Unterschiede der beiden Klima's angemessen. Die Kanadier machen sich aus dem Winter sehr wenig; im Gegentheil bringen sie ihn unter verschiedenen Arten von Vergnügungen zu, so daß diese strenge Jahreszeit, die in Europa so gefürchtet wird, in diesen Gegenden mit größter Freude erwartet wird. Da dann die Feldarbeiten aufhören und die Wege hartgefroren und die Seen und Ströme mit starkem Eis bedeckt sind; so rüstet jeder Ansiedler seinen Sleigh oder zweiräderige Halbkutsche her, und tausend Entwürfe zu Lustpartien werden gemacht. Man sieht die Sleighs in jeder Richtung auf dem Wege hin- und herrollen; Geschäfte werden abgeschlossen, Märkte besucht, man stattet seinen Freunden und Nachbarn Besuche ab, und der Winter, statt eine Zeit der Langweile und traurigen Abgeschlossenheit zu seyn, ist eine Jahrszeit voll Lust und Geräusch. In dickes Pelzwerk eingehüllt und in weiten warmen Kleidern legt der Pächter und die Pächterin in ihrem Sleigh, der gewöhnlich mit zwei Pferden bespannt ist, auf dem Schnee ohne die mindeste Anstrengung sechzig bis siebzig Lieues des Tags zurück. Die glänzende Durchsichtigkeit der Luft, die Reinheit des Himmels, der malerische Anblick, den die Bäume der Wälder mit ihren schneebedeckten Zweigen bieten, die Schnelligkeit, mit der der Sleigh dahin fährt, die Menge dieser Fuhrwerke, die sich in allen Richtungen kreuzen, Alles vereinigt sich, dieses Vergnügen äußerst unterhaltend zu machen. Deßhalb ist man sowohl in Ober- als in Unter-Kanada weit entfernt, den Winter als eine unwillkommene Jahreszeit anzusehen, sondern Jedermann wünscht ihn von ganzem Herzen herbei. Auch sind die strengen und langen Fröste, wobei so viel Schnee fällt, keineswegs den Saaten des Landmannes schädlich, wie man bisher glaubte; im Gegentheil wünscht er sie stets recht lang anhaltend und streng. Der Schnee gewährt ihm tausend Vortheile; er dient ihm zur Decke seines Getreides und bietet ihm feste Wege, um sich bequem auf die Märkte begeben zu können. Ein Gut, das in einer Provinz liegt, wo man fünf Monate des Jahres mit dem Sleigh fahren kann, wird als vortheilhafter gelegen betrachtet, als eines, wo der Sleigh nur drei Monate im Laufe ist. Außerdem hat die letztere Provinz meist auch ein weniger gesundes Klima, und die Regenzeit dauert dort länger. Im Innern der Wohnungen sind metallene Oefen, von kanadischer Manufaktur, deren man sich in den nördlichen und südlichen Provinzen bedient, mitten in der Stube aufgestellt; eben so auf den Gängen. Diese Oefen, für die die Wälder unerschöpflichen Brennstoff liefern, unterhalten in den Wohnungen eine Hitze von ungefähr 80° während der strengsten Winterszeit, und diese Hitze bekommt den Ansiedlern äußerst wohl."

Kapitän Frankland in seiner Reise an die nordischen Höfe berichtet über die Belagerung von Schumla, im Jahre 1828, er habe von einem Adjutanten des Großfürsten Michael gehört, die Türken würden sich aus dieser festen Stellung zurückgezogen haben, wenn die Russen mit Nachdruck angegriffen hätten, da sie in dem Glauben standen, so oft der moskowitische Padischa ins Feld ziehe, sey er von 100,000 seiner besten Truppen umgeben. Die Russen aber hatten nie mehr als 30,000 Mann als Operationsarmee verfügbar. In einem Kriegsrathe, der über einen Angriff auf Schumla gehalten wurde, soll General Wasiltschikoff bemerkt haben: „Erwägen Sie, meine Herren, daß wir den Kaiser von Rußland in unsrer Mitte haben; und daß wir, sollte die Schlacht bei Schumla für uns eine zweite Schlacht am Pruth werden, keine Katharina im Lager haben, um uns vom Verderben zu retten."

Berichtigung.

Nr. 194. S. 776 Sp. 1. Z. 32. von oben l. von einigen statt einige.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 204. 22 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Da uns daran gelegen war, von dem Geheimniß unserer Entdeckung Nutzen zu ziehen; hatten wir bei der Abfahrt von Tongatabu dem Schiffsvolke bekannt gemacht, wir würden eine neue Insel aufsuchen, und zugleich die Vorkehrung getroffen, mit Ausnahme der beiden ersten Offiziere, allen Uebrigen ihre Quadranten und sonstigen Meßinstrumente wegzunehmen. Diese Vorsicht war aber umsonst, denn ein Reisender Namens Blakesly, ein sehr geschickter Uhrmacher, und ein anderer Passagier Namens Cox, hatten mit Hülfe einer silbernen Platte einen Sextanten verfertigt, vermittelst welchem sie die Lage von Erromanga genau zu bestimmen gewußt hatten. Kaum waren wir in Oahu angelangt, verbreitete sich schon die Nachricht unserer gemachten Entdeckung, und da das Sandelholz auf den Sandwichinseln einen Haupthandelszweig bildet, waren die Häuptlinge sehr begierig den Ort kennen zu lernen, wo diese neuen Schätze verborgen lagen, um so mehr als ihre eigenen Waldungen anfingen sich bedeutend zu lichten. Blakesly bot sein Geheimniß an, man schlug ihm einen hohen Preis darauf, und der Handel wurde abgeschlossen.

Am 24 November zeigte der Hafen eine sehr belebte Scene. Zwei Kriegsschiffe, die hübsche Brigantine Tamehameha (Name des früheren Königs der Sandwichinseln) und der Becket wurden ausgerüstet, um Besitz von der Sandelholz-Insel zu nehmen. Die Brigantine wurde unter die Leitung Blakesly's gestellt, den der Gouverneur Boki und einige andere Chefs begleiteten. Den Becket befehligte Mannia, ein ausgezeichneter Seeoffizier, der den König und die Königin der Sandwichinseln auf ihrer Reise nach England begleitet hatte. Am Bord waren die Matrosen eifrig beschäftigt das Segelwerk an seine Stangen zu befestigen, und Vorräthe von Lebensmitteln und süßem Wasser in die Schiffsmagazine zu bringen; während am Ufer der König und seine Häuptlinge bemüht waren, von Handelsleuten Waffen und Kriegsmunition für die Schiffsmannschaft zu erkaufen. Gewehre, Bajonnette, Patrontaschen, kamen auf ein Mal aus der Verborgenheit hervor, in der sie die lange Ruhe des Friedens bisher gehalten hatte. Diese Bewegung dauerte bis zum dritten Dezember, an welchem Tage der „Tamehameha" den Hafen verließ, nachdem er mehrere Insulaner, Europäer und Amerikaner an seinem Borde aufgenommen hatte, welche alle begierig waren dieser Expedition beizuwohnen. Der Becket segelte zwei Tage später ab, und stieß in offener See zu dem Tamehameha, welcher ihn im Angesichte des Hafens erwartete, um mit ihm vereint zu seiner Bestimmung abzusegeln. Während dieser Zwischenzeit hatte der König alle seine Ueberredungsgabe angewendet, um den Gouverneur Boki von seinem Vorhaben abzubringen, denn er sah mit großem Bedauern die Entfernung eines Freundes und Rathgebers, dessen seine eigene jugendliche Unerfahrenheit so sehr bedurfte; *) allein Boki blieb unerbittlich und antwortete seinem Gebieter „daß er die Sandwichinseln verlasse, um nie wieder zurückzukehren, weil die Regierungsgeschäfte nicht nach seinem Sinne gingen." Die europäischen und amerikanischen Kaufleute vereinten ihre Bitten mit denen des Königs, aber umsonst; sein Entschluß blieb unerschütterlich. Am Abend des fünften Dezembers sah man beide Schiffe nach der Richtung von Erromanga in vollen Segeln. Dieses war die Veranlassung einer Expedition, wovon mehrere Zeitungen großes Aufsehen gemacht haben, und worüber der Kapitän Beechey in einem jüngst erschienenen Werke folgende Worte äußerte: „Wir erfahren, daß „der große Unternehmungsgeist der Insulaner von Sandwich sie „bestimmt hat, eine Expedition nach dem Archipel der neuen Hebri„den abzusenden."

Die „Sophie" blieb noch einige Zeit in den Gewässern der Sandwichinseln, welche wir erst am 29 Januar 1830 verließen, um eine zweite Reise nach den neuen Hebriden zu unternehmen. Während der Ueberfahrt liefen wir auf der Insel Rotumah ein, von wo aus wir am 28 Februar 200 Mann und etliche dreißig Weiber absendeten, um auf Erromanga an einer neuen Ladung Sandelholz zu arbeiten. In Rotumah fanden wir den Becket, von welchem wir erfuhren, daß in Erromanga eine verheerende Krankheit ausgebrochen sey; man verschwieg uns aber den unglücklichen Untergang des „Tamehameha." Am sechsten März sahen wir auf eine Entfernung von ungefähr 40 Meilen die Insel Erromanga, welche wir jedoch erst des andern Tages erreichten, da sich der Wind fast ganz gelegt hatte, und wir eine Untiefe rekognosciren mußten, welche sich in der Gegend befindet, wo wir waren. Die Bai, in welcher wir anlegten, liegt südlich von der Wirian- oder Cook-Bai,

*) Der junge König Kauikeouli herrscht bekanntlich noch unter Vormundschaft. Siehe Ausland Nr. 170 v. d. J.

und heißt Guiantap. Wir nannten sie aber Sophie-Bai, da sich unser kleines Armeekorps hier festgesetzt hatte, nachdem es gezwungen war die Bai von Marekini zu verlassen. Sie gewährt übrigens wenig Sicherheit, da man nur in einer großen Tiefe Anker werfen kann. Als wir längs dem waldbedeckten Gestade hinfuhren, bemerkten wir einige Wilde, welche uns mit einer langen Stange, an deren Spitze sie etwas Weißes befestigt hatten, Zeichen gaben an das Land zu kommen; als sich aber der rauhe Ton ihrer Seetrompete vernehmen ließ, entdeckten wir noch zur rechten Zeit ihre eigentliche Absicht, welche nichts weniger als friedlich war. Bei unserer Landung fanden wir unser Detaschement durch einige Soldaten des Schooners Dhaule vermehrt, welcher während unseres Aufenthalts auf den Sandwichsinseln Oahu verlassen hatte, um nach Erromanga zu segeln. Diese kleine Niederlassung war durch dichtbelaubte Bäume vor dem Winde geschützt; doch hatte dieser Wall das Eindringen des Fiebers nicht verhüten können, woran unsere unglückliche kleine Kolonie sehr viel leiden mußte. Viele davon waren schon gestorben, und mehrere lagen noch dem Tode nahe. Am nämlichen Morgen hatte Kono, ein Chef der Rotumahner, erliegen müssen, und einige Tage vorher war ein anderer Häuptling, mit zweien seiner Leute, von den Eingebornen erschlagen und gefressen worden. Man hatte zwar Diejenigen, welche ein Opfer der Krankheit geworden waren, am Fuße der Pallisaden verbrannt, aber ihre Ueberreste, welche nur zwei Fuß tief vergraben waren, verbreiteten einen Ansteckungsstoff, der das Uebel noch vermehrte. Die große Sterblichkeit, welche hier unter den Rotumahnern herrschte, zeigte sich eben so verheerend bei den Insulanern von Sandwich, welche ihre Niederlassung unweit der Cook-Bai genommen, und bereits den Tod ihres Chefs Mannia zu betrauern hatten. Hier erfuhren wir auch mit Gewißheit den Untergang des Tamehameha, von dessen Trümmern noch viele am Ufer umher lagen. Wenn man sich erlauben wollte, eine Muthmaßung über die Ursache dieses beklagenswerthen Ereignisses auszusprechen, könnte man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der herabfallende Funke einer brennenden Cigarre das schlecht verwahrte Pulver entzündete, welches unter dem Verdecke lag, auf welchem die Matrosen zu rauchen pflegten.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Die folgende Schilderung eines Marsches von Cosenza nach Nicastro kann ein anschauliches Bild von den Eigenthümlichkeiten der Gegenden Calabriens, und den Gefahren geben, von denen alle Schritte der Fremden damals in diesem Land umringt waren.

„Nachdem wir am 22 Cosenza verlassen hatten, langten wir noch an demselben Tage zu Rogliano an, wo alle Kompagnien ihre Vereinigung bewerkstelligten. Am folgenden Morgen stiegen wir auf einem vielfach geschlängelten Treppenweg in ein tiefes Thal hinab. Das ganze Bataillon, das sich in einen einzigenlangen Faden ausgesponnen hatte und mit seinem Trosse von Pferden und Maulthieren in Windungen die steile Anhöhe herabstieg, bot den Anblick eines unabsehbaren Theaterzuges. Ueber einen Bergstrom, der in der Tiefe brüllte, setzten wir auf einer gebrechlichen Brücke, die zu einem schmalen Fußpfad führte, der in tausend Schlangenwindungen sich krümmte, und uns oft über grauenvollen Abgründen gleichsam schwebend hielt, bis er uns endlich nahe an den Gipfel eines hohen Berges geleitete. Der Schnee, der hier den ganzen Winter liegen bleibt, war überfroren und spiegelglatt, wodurch die Gefahren dieses mühsamen Weges noch vermehrt wurden. Indeß schätzten wir uns noch glücklich, so weit gekommen zu seyn, ohne auf einen Hinterhalt zu stoßen. Die Soldaten, einzeln hinter einander in einer langen Reihe marschirend, setzten ihren Weg durch alle die Windungen dieses verworrenen Labyrinthes schweigend fort, und waren eben aus demselben, ohne irgend einen Unfall, hinausgekommen, als die Truppen, die das Gepäck begleiteten, nach Erreichung eines Engpasses, am Rande eines steilen Felsens, plötzlich von Flintenschüssen begrüßt wurden, die mehrere Soldaten verwundeten. Glücklicherweise war die Mannschaft der Bedeckung noch nicht insgesammt in diesen mörderischen Paß eingerückt, erkletterte daher eiligst die Spitze des Berges, wo die Räuber im Verstecke lagen, und trieb sie in die Flucht. Man war um so weniger auf diesen Angriff vorbereitet, als die Avantgarde, die mit der Durchspähung dieser Höhen beauftragt war, nichts gefunden hatte, was Argwohn veranlassen konnte. Es ist in der That ein Glück für die Franzosen, daß sie in diesem Lande keinen Feldzug machen müssen; bei einem organisirten Aufstande würden die Einwohner, unterstützt durch die örtlichen Schwierigkeiten, die jeden Weg umringen, ohne Gefahr für sich selbst, unsere Truppen Mann für Mann aufreiben können. Nach einem Marsche von sieben Stunden erreichte das Bataillon Scigliano, den Hauptort des Bezirkes, der mit Bergen und Wäldern bedeckt ist. Am folgenden Morgen machte der Reif unsern Weg nach Nicastro so schlüpfrig, daß wir nur mit der größten Schwierigkeit uns beim Hinabklettern in einen tiefen Abgrund, der von steilen Bergen umschlossen war, halten konnten. Ein sehr jäher abschüssiger Steig führte aus demselben nach einem Berge hinauf; und so glatt war der Weg durch den Frost geworden, daß die Maulthiere mit ihren Ladungen nicht emporklettern konnten, und die Truppen mit der übermäßigsten Anstrengung das Gepäck nach der Bergkuppe hinauf tragen mußten. Endlich erreichten wir die Ebene von Saveria, und machten lange Zeit nahe bei einem großen Gehöfte Halt, das immerwährend von einem französischen Detaschement besetzt gehalten wird, mit dem Zwecke, Bedeckungen zu geben, und die Einwohner der umliegenden Dörfer, die größtentheils das Räuberhandwerk treiben, im Zaume zu halten. Dieses Gehöfte ist mit Brustwehren und mit Schußscharten versehen, und mit Pallisaden umgeben. Ein furchtbares Ereigniß, das sich hier am Tage der Schlacht bei St. Euphemia begab, hat diese Vorsicht nothwendig gemacht. Die Kompagnie, die damals diesen Hof besetzt hielt, und in Folge des Rückzuges des Generals Regnier vereinzelnd zurückblieb, wurde von der ganzen Bevölkerung der umliegenden Ortschaften angegriffen, und nachdem sie alle ihre Vertheidigungsmittel erschöpft hatte, bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Nachdem wir diese Ebene, wo eine sehr scharfe Kälte herrschte, im Rücken hatten, erstiegen wir eine Anhöhe, die uns mit einem Male eine der zaubervollsten Ansichten der Welt bot. Ein unabseh-

barer Horizont, den die See begränzte und die untergehende Sonne beleuchtete, deren Strahlen die Bucht von St. Euphemia auf eine weite Strecke mit Purpur färbten, entfaltete vor unsern Augen ein Gemälde von unbeschreiblicher Herrlichkeit, das wunderbar abstach gegen die schauerlich wilden Gegenden, die wir so eben verlassen hatten. Dieses prachtvolle Schauspiel ließ uns alle ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten unsers Zuges vergessen, und die bisher in düsteres Schweigen versunkenen Truppen gewannen ihre ganze alte Munterkeit wieder. Auf der andern Seite des Hügels kamen wir an dem schönen Dorfe Platania vorüber, dessen Einwohner von albanischer Abkunft, uns mit zutraulicher Offenheit entgegenkamen, und uns eben so sehr durch ihr freundliches Wesen, als ihre geschmackvolle Kleidertracht erfreuten. Es war dieß das erste Mal, daß die Einwohner dieses Landes nicht vor uns davon liefen, und eine freundschaftliche Gesinnung blicken ließen. Nachdem wir noch tiefer ins Land hinabgestiegen waren, verminderte sich die Kälte merklich, und wir befanden uns bald darauf unter Olivenbäumen — den glücklichen Verkündigern eines mildern Himmels. Gegen Abend rückte das Bataillon in Nicastro ein, angeweht von dem Balsamduft, den Orangen- und Limonien-Bäume aushauchten. Nicastro ist eine große, wohl gebaute Stadt, und am Eingang des Calabria citeriore gelegen. Die waldbewachsenen Hügel, die sie fast von allen Seiten umringen, und die hohen Thürme eines alten Schlosses, das sie beherrscht, geben der Stadt ein ungemein malerisches und romantisches Aussehen. Wir brachten hier zwei Tage zu, um die Oertlichkeiten der Bucht genau zu ermitteln, da es nöthig ist, uns damit vollkommen bekannt zu machen. Die Berge, die die Bai umgeben, erstrecken sich in die See hinein, auf der einen Seite bis zum Vorgebirge Suvero, auf der andern bis zu dem Punkte, wo die kleine Stadt Pizzo liegt. Dieser Raum, der ein kreisrundes Gebiet von ungefähr fünf und zwanzig Stunden umfaßt, ist theilweise mit dichten Forsten bewachsen und von zwei kleinen Flüssen, dem Angitola und Amato, durchströmt, deren Wasser keinen hinreichenden Abzug haben und daher das anstoßende Land sumpfig und die Luft feucht machen, was zwar dem Pflanzenwuchs günstig, aber der Gesundheit höchst nachtheilig ist; auch fehlt es in den heißen Monaten hier nie an Seuchen. Der Boden, welcher nicht überschwemmt wird, bringt Türkisch-Korn hervor, was die Hauptnahrung der Einwohnerschaft ausmacht. In den Niederungen trifft man große Reispflanzungen; auch fanden wir hie und da Zuckerrohr, das vortrefflich gedieh. Oliven, die hier die Größe der Waldbäume erreichen, überdecken das höher gelegene Land; allein das aus ihnen gewonnene Oel ist von schlechtem Geschmack und wird nur in den Manufakturen benützt. Ueber die ganze Ebene sind eine Menge Gehöfte und Landsitze zerstreut, vorzüglich in der Nachbarschaft von Nicastro. Diese bezaubernd schöne Gegend, aus der die stehenden Gewässer, wenn man ihnen einen besseren Abzug gäbe, sehr leicht entfernt werden könnten, hat niemals etwas von der Strenge des Winters zu befahren. Sobald die Herbstregen nachgelassen haben, gewährt sie durch die mildeste und gleichmäßigste Temperatur einen köstlichen Aufenthalt. Die Berge, auf denen man eine große Anzahl Dörfer und einzelne Gebäude zerstreut liegen sieht, bieten einen ungemein erfreulichen Anblick; und die große Fruchtbarkeit des Bodens würde die Einwohner in Stand setzen, reiche Vorräthe der mannichfaltigsten Art zu sammeln, wüßten sie anders die freigebige Güte der Natur zu benützen, die hier ihr Füllhorn ausgegossen zu haben scheint.

(Schluß folgt.)

Schmutz und Elend der niedern Volksklasse zu Paris.

Um einen anschaulichen Begriff von dem Elend und der Unreinlichkeit des pariser Pöbels zu erhalten, dienen unter andern folgende zwei Berichte des Gesundheitsrathes daselbst, die ich ihrer Merkwürdigkeit halber mittheile:

I. Auszug eines Rapports der Gesundheitskommission des Quartier du Jardin des Plantes, vom 8 Nov. 1831.

Man kann sich kaum das Elend eines großen Theils der Straßen Neuve-Saint-Medard, Gracieuse, Triperet, des Boulangers, vorstellen, deren Einwohner die zum Leben nothwendigsten Dinge entbehrend, mit Lumpen bedeckt, ohne Hemd und Strümpfe, meist barfuß, bei jeder Witterung die Straßen durchlaufen, oft ganz durchnäßt nach Hause zurückkehren und ihre Kleider nicht wechseln, ja nicht einmal am Feuer trocknen können; sie bringen verschiedene Dinge mit, die sie im Kothe der Hauptstadt sammelten und deren ekelhafter Geruch so mit ihrer Person identifizirt scheint, daß sie selbst wandelnden Düngerhaufen gleichen. Kann es aber auch anders seyn, da sie, nach ihrer Beschäftigungsart, die Nase beständig auf dem Dünger haben müssen, wenn sie ihren Lebensunterhalt finden wollen? Zu Hause angelangt, ist ihre erste Sorge, nachdem sie ihren Tragkorb geleert, die Lumpen vom alten Papier, die Knochen von alten Schuhen und Thierfellen zu sondern; alles dieß mehr oder minder beschmutzte Zeug wird leicht gewaschen und in ihrer Kammer, oft auf ihrem Bette zum Trocknen ausgebreitet.

Wendet man nun seinen Blick auf ihre Wohnungen, so findet man größtentheils altes, feuchtes, dumpfes, schlecht unterhaltenes Mauerwerk, die Zimmer schlecht gepflastert: die, welche den Titel Hôtel garni führen, enthalten 8—10 Betten hart aneinander gedrängt und meist je mehr als Eine Person beherbergend. In den andern Häusern ist das Elend noch sichtbarer; in den meisten Fensterstöcken sind die Glasscheiben durch Papiere ersetzt; die Miethsleute fast aller Einrichtung baar; etwas Stroh, zuweilen in schlechten leinenen Säcken, ja der Fußboden selbst, ist das einzige Bett, worauf eine ganze Familie ruht; oft zählt man vier Kinder, Vater und Mutter auf einer solchen Lagerstatt, sehr glücklich, wenn sie dazu noch eine schlechte Decke haben; es ist auch nicht nöthig zu erinnern, daß sie sich nicht die Mühe des Auskleidens geben; fast immer sind es die Kleider, die ihre Besitzer zuerst verlassen.

II. Auszug eines Rapports der Gesundheitskommission des 12 Arrondissements.

Die Straßen de Bievre und du Champ d'Alouette sind wahre Kloaken ohne Nivellement, ohne Pflaster; sie nehmen das Regenwasser, das Waschwasser und alle Sorten Unreinlichkeiten auf. Die Straße Julienne hinter dem Versorgungshause befindet sich in demselben Zustande. Die Straße Croule-Barbe ist noch unreinlicher, weil ihre Häuser keine Abtritte haben. In allen Häusern, die auf den Marché aux Chevaux hinaus gehen, hält man eine große Anzahl von Kaninchen und Hühnern, deren Ställe zu reinigen Niemand einfällt; es gibt daselbst Düngerhaufen, die man selten entfernt, und Abtritte, die man nicht leert. In der Straße Pollveau haben die wenigsten Häuser Abtritte; auch die linke Seite der Straße Censier hat keine; aller Unflath wird in die Bievre geworfen oder bleibt an den Gestaden dieses Flüßchens liegen. Die Straße de l'Essal ist nicht gepflastert, voll faulenden, stockenden Wassers; man hält dort Kaninchen, Hühner und Ziegen; in mehreren Häusern der Straße du Jardin du Roi gibt es keine Abtritte.

Die Straße Neuve-Saint-Medard ist von Chiffoniers bevölkert, die zur Hälfte von Feyen bedeckt, in Mitte ihrer Lumpen, Knochen, Häute, alten Schuhe und Papiere leben, welche sie in der Stadt zusammenraffen; sie schlafen auf etwas Stroh, oft auch auf dem bloßen Boden, haben selten eine Decke, sich bei der Nacht einzuhüllen und liegen in engen Räumen und großer Zahl zusammengedrängt; in ihrer Nähe befinden sich die Magazine, wo die Lumpen-Großhändler ungeheure Haufen von Knochen und Lumpen aufthürmen. Diese Straße ist schlecht gepflastert; man stößt bei jedem Schritte auf Koth und Unflath. Die Straßen Gracieuse, Triperet und des Boulangers sind von armen Leuten bewohnt; sie haben keine Brunnen und keine Abtritte. Das Bievre-Flüßchen, dessen Lauf etwa 600 Toisen beträgt, in Paris, hat einen Schlammgrund von 5 Fuß und

darüber; es erhält das Wasser von den Wäschereien, Gießereien, Stärkmehlfabriken, Roth- und Weißgerbereien, Färbereien, Lumpenwäschen und Viehhaltungen an seinen Ufern; dem Ablaufe aus fünf großen Spitälern, vier Kasernen, einem Gefängniß, einem großen anatomischen Theater, die Excremente aus allen zunächst gelegenen Häusern; man wirft abgehäutete Thiere hinein; Kinder sind schon hinein gefallen, und obschon schnell herausgeholt, waren doch mehrere im Schlamme erstickt. Nahe an der Barrière de deux Moulins findet sich eine Kothansammlung, deren Ausdünstung sehr lästig für die Nachbarschaft ist. An der Barrière de Fontainebleau ist eine Kerzenfabrik, wo man Unschlitt schmelzt, was einen ekelhaften Geruch verbreitet. Aux Gobelins sind alle Abtritte unreinlich und fehlerhaft angelegt; mehrere Kanäle sind rissig und drohen zu brechen.

Bei dem allgemeinen Schlachthause der Spitäler bestehen die Abtritte in einer Barraque ohne Fenster; zum Sitze dient ein breiter halb fauler, schrecklich stinkender Balken. Im nämlichen Schlachthaus gibt es ein Hühnerhaus mit mehr als 100 Hühnern, das man niemals reinigt :c. :c.

Vermischte Nachrichten.

Ueber Erziehung und Schulwesen in Abyssinien gibt Pearce, in seiner, schon mehrfach erwähnten Reisebeschreibung, folgenden Bericht: „Priester und Diakone ziehen in den verschiedenen Städten umher, bis sie Gelegenheit finden, den Unterricht von Kindern zu übernehmen, die sie lesen lehren; Dieß ist jedoch etwas seltenes, und meist haben sie nur wenige Schüler, obgleich der Unterricht sehr wohlfeil ertheilt wird. Der Lehrer erhält jährlich für den Unterricht eines Knaben oder Mädchens ein Stück Tuch von einem Dollar an Werth, und von jedem Schüler täglich zwei Kuchen. Gewöhnlich wird die Schule auf einem Kirchhofe oder sonst an einem offenen Ort in der Nähe desselben gehalten; manchmal auch vor der Wohnung des Lehrers, und in diesem Falle sind die Kinder während des Regenwetters in einer kleinen finsteren Hütte zusammengedrängt, wo sie aus dem Munde des Lehrers Gebete lernen, statt aus einem Buche. Wenn ein Knabe etwas im Lernen vorgerückt ist, so läßt man ihn die jüngeren unterrichten. Allein so wenig Schüler ein Lehrer in der Regel hat, so viel Plage machen sie ihm, und außer den körperlichen Züchtigungen muß ein Theil von ihnen fortwährend in Ketten gelegt werden. Die gewöhnliche Art zu strafen, ist folgende: Der Schulmeister steht über dem Sträfling mit einer Wachskerze, die so gut einbeißt als die beste Ruthe, während fünf oder sechs Knaben ihn in Arme und Beine zwicken, und zeigen sie hierin sich saumselig, so tanzt die Wachskerze auf ihren Schultern und Rücken. Für die wirksamste Züchtigung wird indeß gehalten, daß man den jungen abyssinischen Taugenichtsen Eisen an die Beine legt. Ein Knabe von dreizehn Jahren, der mehr als einmal seine Fesseln abzustreifen wußte und dann die Schule schwänzte, wurde auf Verlangen seiner Eltern von dem Lehrer in so schwere Ketten gelegt, daß er kein Bein rühren konnte. Dieß brachte den Knaben so in Wuth, daß er sein großes Messer zog und sich die Kehle abschnitt. Nur wenig Abyssinier können lesen und noch weniger lernen schreiben, und die solches können, wenden es hauptsächlich dazu an, Zauberamulette zu schreiben, indem sie dem gemeinen unwissenden Volke weiß machen, sie seyen im Besitz übernatürlicher Kräfte.“

•

Folgende Anekdote mag einen Beitrag zur Charakteristik des russischen Kaisers geben. Im Jahre 1829 wollte der russische Hof, der Kaiserin zu Ehren, während des Karnevals ein großes Karousell veranstalten, dessen Leitung der General der Gendarmerie, Graf Benkendorf, übernommen hatte. Man zählte dabei besonders auf den Fürsten Suwaroff, der zwar in die unglückliche Geschichte des Jahres 1825 verwickelt, aber von dem Kaiser begnadigt und mit einem Jahresgehalte von 25,000 Rubel an eine Hofdame der Kaiserin vermählt worden war. Eines Tags ließ Graf Benkendorf den Fürsten bitten, er möchte sich zu einer Probe des Karousells einstellen, der die Kaiserin beizuwohnen wünsche. Fürst Suwaroff ließ sich dagegen entschuldigen, indem er hinzusetzte: „ich kann heute nicht, „car malheureusement je suis de service,“ da er an diesem Tage als Adjutant des Kaisers den Dienst hatte. Benkendorf, ohne etwas Böses zu ahnen, zeigte die Antwort der Kaiserin, um den Fürsten zu entschuldigen, und diese schickte das Billet ihrem Gemahl mit der Bitte, Suwaroff für diesen Tag den Dienst zu erlassen. Der Kaiser fühlte sich höchlich gekränkt durch die Worte: „malheureusement je suis de service“ und sagte: „Wenn sich der Fürst so unglücklich fühlt, in meinem Dienste zu seyn, so soll er sogleich seine Entlassung haben.“ Vergebens suchte Benkendorf Entschuldigung auf Entschuldigung hervor, um den Kaiser zu überzeugen, daß der unvorsichtige Ausdruck nicht so übel gemeint sey; der Kaiser bestand durchaus darauf, daß der Fürst vom Hofe und aus dem Dienst entlassen werden solle. Benkendorf eilte in Verzweiflung zur Kaiserin, und diese konnte nur durch viele Bitten und Thränen ihren kaiserlichen Gemahl bewegen, daß er seinen Ausspruch zurücknahm. Indeß konnte der Monarch den Fürsten doch nicht ganz leer ausgehen lassen. „Ich will ihm verzeihen, sagte er, aber unter der Bedingung, daß er vier und zwanzig Stunden im Zimmer der Schwarzen im Arrest bleibe. Wenn er sich diesem unterwerfen will, so soll ihm das Geschehene vergessen seyn.“ Suwaroff, wie sich denken läßt, besann sich nicht lange und wurde von seinem großmüthigen Gebieter wieder zu Gnaden aufgenommen. (Kapitän Franklands Besuch der nordischen Höfe.)

•

Die Gesellschaft der Künste in London hat einem Herrn D. B. Rolt für seinen Versuch, das Gespinnst von Spinnen aufzuspulen, eine Medaille ertheilt. Herr Rolt stellte seine Versuche mit der Diadem- oder Gartenspinne (Aranea diadema) an; da er bemerkte, mit welcher Leichtigkeit dieses Insekt seinen Faden in dem Maße abhaspeln lasse, als man ihn aufspule; er brachte die Spinne mit einer Dampfmaschine in Verbindung, und in einer Schnelligkeit von 150 Fuß in der Minute rollte eine sehr leichte Spule den Faden der Spinne auf, in dem Maße, als sie ihn fahren ließ. Herr Rolt fand, daß die Spinnen, die er diesen Versuchen unterwarf, gewöhnlich 3 bis 5 Minuten einen ununterbrochenen Faden geben. Die der Gesellschaft vorgelegte Probe hatte ungefähr 18,000 Fuß, und war in weniger als zwei Stunden von 22 Spinnen gewonnen worden. Der Faden ist weiß, glänzend und von metallischem Ansehen; man hat noch nicht versucht, ihn zu doppeln. Er ist fünfmal feiner als der Faden des Seidenwurms, und angenommen, daß die Stärke beider Fäden im Verhältniß zu ihrer Feinheit stehe, und daß eine Spinne zweimal des Jahres einen Faden von 750 Fuß gebe, während der Faden des Seidenwurms 1900 Fuß mißt, so ergibt sich, daß das Produkt des letzteren gleich ist dem von 6⅔ Spinnen. Da man nun, um ein Pfund Seide zu erzeugen, ungefähr 3500 Seidenwürmer braucht, so würde man zu einem gleichen Gewichte von Spinnenfaden 22,000 Spinnen bedürfen.

•

Der russische Schiffskapitän Golownin, der mehrere Jahre (1811 bis 1813) in Japan zubrachte, hält die Japanesen für eine der aufgeklärtesten Völker der Welt. Wenn sie sich gleich, was abstrakte Wissenschaften und Bildung der höhern Gesellschaft betrifft, nicht mit den Europäern messen dürfen, so übertreffen sie dieselben, nach der Meinung des Kapitäns, an allgemein verbreiteter Volksbildung. Man trifft dort Niemand, er mag auch von noch so niederem Stande seyn, der nicht lesen und schreiben könnte. Das Volk liest ungemein gern, und man sieht selbst Soldaten auf der Wache mit dem Buche in der Hand. Vielleicht ist kein Volk besser mit seiner vaterländischen Geschichte bekannt, als das japanische. Ueberhaupt läßt sich an den Japanesen größere geistige Elastizität wahrnehmen, als an den andern asiatischen Völkern. In den Schulen werden die Schriften des Konfutse gelesen, nach denen ein großer Theil der Nation seine religiösen Ansichten gebildet hat.

•

Die Einwohner von Pitcairn-Eiland, die sich, wie früher gemeldet, wegen Wassermangel nach Taheiti hatten bringen lassen, sind, entsetzt über die Sittenlosigkeit, die auf dieser Insel herrscht, und nachdem zwölf von ihnen durch Krankheiten aufgerieben worden, wieder nach ihrem früheren Aufenthalt zurückgekehrt. Die Zahl der Nachkommen der meuterischen Mannschaft der Bounty betrug, als sie nach Taheiti ging, 87 Köpfe; es befanden sich darunter auch einige geborne Taheiterinnen, die den englischen Matrosen nach Pitcairn-Eiland gefolgt waren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 205. 23 Julius 1832.

König Georgs-Sund. *)

1. Lage, Boden, Produkte und Klima.

Der König Georgs-Sund, dessen Einfahrt sich unterm 35° 6′ 20″ südlicher Breite und 118° 1′ östlicher Länge (Meridian von Greenwich) befindet, liegt an der mittägigen Küste, und zwar sehr nahe an der südwestlichen Spitze, von Neuholland. Er ist für die nach Neusüdwales oder Vandiemensland bestimmten Schiffe, die Lebensmittel einnehmen oder Ausbesserungen vornehmen wollen, ein sehr bequem gelegener Ruhepunkt, der sich besonders seit der neuerlich errichteten Kolonie am Schwanenfluß als sehr nützlich erwiesen hat, weil er einen herrlichen und vielleicht den einzigen vollkommen zweckmäßigen Landungsplatz in der Nachbarschaft dieser neuen Niederlassung bietet. Dieser Hafen wurde im Jahr 1792 von Vancouver entdeckt, später von Flinders, der sich bei der von Baudin befehligten französischen Expedition befand, und neuerdings vom Kapitän King untersucht; seit dieser Zeit wird er häufig von den Schiffen besucht, die auf den Seehundsfang auslaufen, weil die benachbarte östliche Küste von Felsen und Eilanden umgeben ist, auf denen die schwarzhaarige Gattung dieser Thiere häufig gefunden wird.

Die Lage und die Vortheile, die dieser Hafen bieten, verbunden mit der Hoffnung, im Innern gutes Land zu finden, veranlaßten das Gouvernement von Neusüdwales hier eine Niederlassung zu begründen und zu diesem Zweck ward gegen das Ende des Jahres 1826 eine aus 52 Personen bestehende Kolonie, unter Befehl des Majors Lockyer, abgeschickt. Diese kleine Expedition verließ Sidney am siebenten November und erreichte am nächsten 25 Dezember, nach einer sehr beschwerlichen Ueberfahrt den Ort ihrer Bestimmung.

Flinder berichtet, daß außer dem äußern Hafen noch zwei Buchten oder innere, ganz von Land umschlossene Häfen vorhanden sind, die den Schiffen jede nur wünschenswerthe Sicherheit bieten. Der nördliche von diesen beiden Oyster-Harbour (Austern Hafen) genannt, hat vor seiner Einfahrt eine Sandbank auf der der Wasserstand bei hohem Meer nur eine Höhe von 15½ Fuß erreicht und ist in seinem innern Raum, die Oeffnung und die Umgebung der Insel Green ausgenommen, wo kleinere Fahrzeuge sicher Anker werfen oder sich mit Tauen am Lande befestigen können, dergestalt von Sandbänken durchschnitten, daß selbst Canots kaum genug Wasser finden, um sich dem Ufer nähern zu können. Sie bestehen größtentheils aus einer einzigen zusammenhängenden Bank, die bei niederm Meer beinahe oder gänzlich trocken liegt, mit Ausnahme des Theils der sich an der Mündung zweier kleiner Flüsse befindet, die sich im Hintergrund des Hafens ergießen und die von ihrer Mündung an bis auf einige Meilen aufwärts für kleine Kähne schiffbar sind. In der Mitte des Austernhafens liegt die Insel Green, ein kleines Eiland, auf dem Vancouver mehrere Gartengewächse aussäete, die, wenn sie auch aufgingen, wahrscheinlich von Thieren verwüstet wurden, denn es fand sich davon keine Spur mehr vor. Da die Beschaffenheit der Ufer dieses Hafens den neuen Ansiedlern nicht einladend genug schien, um sich hier niederzulassen, so beschlossen sie sich am Hafen der „Prinzeß royal" niederzulassen, der rückwärts oder westlich vom großen Hafen liegt, und in den große Schiffe einlaufen und ganz nahe am Lande sicher Anker werfen können. Die Kolonisten lagerten Dem zufolge am Fuß des Gebirges, dem sie später den Namen Mont Melville gaben. Es liegt an der nördlichen Küste des Hafens fast eine Meile von dessen Einfahrt und ganz nahe an der Stelle, wo Flinders im Jahr 1801 verweilte. Man fand diese Lage in mannichfacher Hinsicht außerordentlich vortheilhaft; allein unglücklicherweise fehlte es an trinkbarem Wasser, und eben so wenig fand man in der Nachbarschaft zu Bauholz geeignete Bäume. Dieser Mangel an zwei so höchst wichtigen Bedürfnissen trat, vorzüglich in der ersten Zeit, dem Gedeihen der Kolonie sehr hinderlich in den Weg. Den Boden in der nächsten Umgebung des Lagers fand man sehr unfruchtbar, denn einige Fuß unter der Oberfläche zeigte sich nichts als reiner, weißer Sand; an den sumpfigen Stellen hingegen fand man die untern Schichten torfartig. Da sich nun der unfruchtbare Boden für den Anbau einer hinreichenden Menge von Küchengewächsen nicht als günstig erwies, so war man genöthigt zu diesem Zwecke verschiedene Plätze aufzusuchen, unter denen das Eiland Green im Austernhafen, obschon sehr klein, sich als der ergiebigste erprobte. Uebrigens ist das Klima der Vegetation so günstig, daß überall, wo man nur ein wenig Dünger beischaffen konnte, die

*) Die hier gegebene geographisch-etnographische Skizze ist von Hrn. Scott Nind, der im Jahre 1826, die nach diesem Theil von Australien abgesendete Kolonie begleitete, und bis zum Jahre 1829 daselbst verweilte. Eine kleinere Notiz über die Einwohner von König Georgs-Sund findet sich bereits S. 647 des Auslandes vor. Jahrg.

Erndte sicher und reichlich war. Man baut Erbsen, Blumenkohl, Erdäpfel, Kohl, Gurken u. s. w.; auch Melonen, Türkenbund (eine Kürbisart), Wassermelonen und Mais gediehen leicht während der heißen Jahreszeit; jedoch war auf die letztern Gemüsearten nicht zuversichtlich zu rechnen. Die Insel Green erzeugte Hasenkohl, Malven und wilden Sellerì, deren sich die Kolonisten während eines Anfalls von Skorbut mit wirksamem Erfolge bedienten. Der Hasenkohl und der wilde Selleri wuchsen auch am Meeresstrande. Kapitän King bemerkt in dieser Hinsicht, daß seine Mannschaft ebenfalls von einer Art wilder Petersilie (apium prostratum) und einer Art Portulak (atriplex halimus) Gebrauch machte, wovon der letztere besonders ein herrliches Surrogat für Gemüse war. Dieser Seefahrer fügt noch bei, daß er in dieser Gegend keinen Selleri gefunden habe, mithin ist die in dem Berichte des Herrn Nind sogenannte Pflanze wahrscheinlich die wilde Petersilie.

Der Anblick des Landes überhaupt ist, wenn auch nackt, doch sehr malerisch; die Hügel hinter der Niederlassung haben Wände und Gipfel von ungeheuren Granitblöcken und sind überreich mit herrlichem Gesträuche bedeckt, unter dem die leuchtende Banksia, die hier eine bedeutende Größe erreicht, die Kingia und die Xanthorrhöa sehr häufig sind. An einigen Stellen, wo der Boden eine röthliche Färbung hat, wachsen zahlreichere und stärkere Bäume, sämmtlich verschiedene Gattungen von Eucalyptus und Casuarina, welche letztere Gattung der Sumpfeiche auf Port Jackson gleicht. Die Bäume sind indeß größtentheils kernfaul und können daher nicht als Zimmerholz verwendet werden. Gegen Norden scheint das Land eben zu seyn; allein eigentlich besteht es aus waldigen Hügeln, die durch Sumpfebenen von einander getrennt werden, die mit einer kleinen Gattung der Banksia bedeckt sind. Die Ebenen sind mit strauchartigen Pflanzen bekleidet; Graswuchs gibt es nicht. Ungefähr zwanzig Meilen von der Küste trifft man eine Gebirgskette mit Waldungen bedeckt, deren Holz von guter Beschaffenheit ist und die von den Eingebornen Borringorrop genannt wird. Der Boden ist steinig; doch trägt der tiefere Boden Gräser. Zwanzig Meilen jenseits des Borringorrop befindet sich eine andere Gebirgskette, die Cordschernerref-Berge, die sehr steinig zu seyn scheinen; die Eingebornen versicherten, der Boden sey dort sehr unfruchtbar und enthalte viele Teiche mit Salzwasser. Gegen West und Nordwest scheint das Land wellenförmiger und holzreicher zu seyn; der Angabe der Eingebornen zufolge sind dort die Kangurus häufiger und die verschiedenen Gattungen der Banksia seltener; auch soll die Erde roth und mit kurzem Graswuchse bedeckt seyn. Zwischen dem Hafen der Princeß royale und dem Hafen Ellipse besteht das Land aus kleinen, wellenförmigen, mit Baumgruppen untermischten Hügeln; der Boden ist theils wenig tief und roth, aber nicht lehmig; theils besteht er aus schwarzer, mit einem weißen Sand vermischter Pflanzenerde. An einigen Stellen findet man zarten Graswuchs, im Ganzen aber sind die Pflanzen hart und trocken.

In allen Theilen des Landes findet man Teiche von stehendem Wasser, und darunter einige von ziemlicher Größe. Das Wasser derselben ist durchaus dunkelfärbig und hat einen sehr unangenehmen Pflanzengeschmack. Einige dieser Seen sind salzig, doch werden sie von Enten, Schwänen und Duckenten besucht. Die vorherrschende Gebirgsart in der Nachbarschaft der Kolonie ist der Granit, und man vermuthet daß auch die Borringorrop und die Cordschernerref daraus bestehen; längs der Küste finden sich Kalkfelsen und am niedern Strand, vorzüglich gegen Westen, herrscht eine rauhe, harte, eisenhaltige Steinart vor, die hie und da von einem röthlichen, nicht tiefen Erdreiche bedeckt ist. Der Kalkboden vorzüglich, ist mit vielen kleinen Hügeln bedeckt.

Von den Winden der Jahreszeiten etwas zu sagen, ist, ihres unregelmäßigen Eintritts wegen, sehr schwer. Die Ostwinde stellen sich gewöhnlich im September ein und dauern die Monate Januar, Februar und März hindurch; diese Zeit kann man als den Sommer ansehen. Anfänglich sind die Winde sehr stark und das Wetter ist regnerisch; später, im März und April, bläst der Wind aus Norden, Windstille tritt häufig ein, die Witterung ist schön und warm und das Thermometer steigt bis auf 98° (29° 32). Im Junius und Julius sind die Westwinde anhaltender, und im August und September sind die Südostwinde am häufigsten. Das Wetter ist gewöhnlich schön, und im Oktober und November regnet es zuweilen. Der erstickende Nordwind, von dem man in Sidney zu leiden hat, weht auch zuweilen in König Georgs-Sund, wo den Sommer hindurch Gewitter sehr häufig sind. Das Klima ist im Ganzen schön, und der Regen fällt reichlich genug, um die Vegetation zu befördern. *)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Die Erzählungen des Boccacio, Bandello und der übrigen „Novellieri", aus denen Shakspeare und Lafontaine so glücklich schöpften, sind zwar köstliches Gestein in der Krone der italienischen Literatur, ermangeln aber des eigentlichen Romanschliffes. Die eigentlichen italienischen Romane sind gleich den provençalischen, aus denen Ariosto, Boiardo, Pulci u. s. w. den Stoff zu ihren Gedichten schöpften, in gebundener Sprache. Foscolo versuchte diese Lücke der italienischen Literatur, im Anfang dieses Jahrhunderts, durch seinen Jacopo Ortis auszufüllen; allein dieses Werk erinnert, bei allen eigenthümlichen Schönheiten, doch zu sehr an Goethe's Werther, als daß man es als Meisterwerk in dieser Gattung Poesie gelten lassen möchte. Manzoni fand daher das Feld noch fast unbetreten, als er seine Verlobten schrieb, und der Beifall, mit dem dieses Werk aufgenommen wurde, bewies, wie sehr der Man-

---

*) Als Herr Nind im Oktober des Jahres 1829 von König Georgs-Sund abreiste, zählte die Kolonie, wie bereits erwähnt, 52 Personen, und hatte noch keine großen Fortschritte gemacht; zehen Häuser waren theils aus ungebrannten Backsteinen, theils aus ausgestochenen Rasenstücken, mit Mörtel und Flechtwerk aufgeführt, und mit Dächern aus Binsen oder strauchartigen Pflanzen versehen. Man nannte die Niederlassung anfänglich Frederick Town; da jedoch dieses Namens in den offiziellen Berichten nicht gedacht wird, so weiß man nicht, ob er beibehalten wurde. Man glaubte sogar eine Zeit lang, die Ansiedelung werde gänzlich verlassen werden, da man indeß an der Geographenbai gutes Land entdeckt, und über das Innere günstige Berichte erhalten hat, so wird man sich wahrscheinlich entschließen, dort zu bleiben.

gel an Romanenlektüre von seinen Landsleuten gefühlt wurde. Einige glauben, Manzoni habe in diesem Roman auf den Papst, als den künftigen Schöpfer der italienischen Wiedergeburt, hinweisen wollen, und diesen Gedanken seinem Werke zum Grunde gelegt; wenn nun Dieß wohl die innere Ueberzeugung seines Herzens seyn mag, so wollte doch Manzoni schwerlich seinen Roman dem Zweck einer politischen Abhandlung unterschieben. Der Dichter sprach den tief gefühlten Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes mehr in den Chören des Carmagnola aus, dort wo zwei italienische Völker sich bekämpfen. Die steigende Angst des Dichters, wenn er ausruft:

„Ahi . . . .
Ahi sventura . . .
Ahi sventura, sventura, sventura“ *),

fühlt wohl jedes italienische Herz mit, und wird gewiß tief durchschnitten bei diesem zerreißenden Schmerzruf. Wenn es übrigens Männer gab, die Italiens Wiedergeburt vom Vatikan aus erwarteten, so konnte man ihnen ehemals sagen: „Schlagt die Geschichte auf und leset“; gegenwärtig kann man ihnen zurufen: „Schlagt die Augen auf und sehet!“

Manzoni arbeitet gegenwärtig an zwei neuen Werken, das eine wird über die neuere Philosophie, das andere über die italienische Literatur handeln; zu bedauern nur ist es, daß seine erschütterte Gesundheit ihm nicht angestrengte Arbeiten erlaubt. Kaum getraut er sich, allein auszugehen, und man sagt, daß er oft von der furchtbaren Einbildung gequält werde, ein Abgrund gähne an seiner Seite. Seine Feinde wollten behaupten, er affektire Dieß, um sich eine Aehnlichkeit mit Pascal zu geben; allein um ihm so Etwas aufzubürden, muß man nicht den einfachen Charakter und die wahrhaft rührende Bescheidenheit Manzoni's kennen, und ihn nicht in Gegenwart von Fremden, wie ein schüchternes Mädchen, verwirrt gesehen haben.

Man kann Manzoni nicht von Grossi, einem seiner vertrautesten Freunde trennen. Letzterm verdankt man zwei schöne Novellen in Versen: Ildegonda und die Entflohene. Grossi schreibt mit sehr vielem Glücke den mailändischen Dialekt, dessen sich auch Porta und Bossi mit so großer Gewandtheit bedient haben. Sein Orpheus ist ein Muster von originellem und launigem Humor. Auch ein episches Gedicht in romantischem Geiste: „Die Lombarden im Kreuzzug“ ist von ihm, machte jedoch, ungeachtet großer einzelner Schönheiten, im Ganzen weniger Glück als seine Erzählungen. Gegenwärtig schreibt er an einem neuen Romane, der „Krieg von Cremona“, dessen Druck in Kurzem zu erwarten steht.

Beccaria und Verri bildeten um sich her eine Schule ausgezeichneter Publizisten und Staatsökonomen, deren Zahl sich jedoch gegenwärtig mit jedem Tage vermindert. Melchior Gioja — der Verfasser der Philosophie der Statistik — starb vor unlängst, nachdem er kaum einen Kerker verlassen hatte, und der ehrwürdige Verfasser des Colbertismus — Mengotti — erlag einer gewaltthätigen Absetzung. Noch aber lebt jener stoische Geist Romagnosi's, der muthvoll gegen alle ihn umgebenden Schwierigkeiten kämpft. Romagnosi, in der Umgegend von Piacenza geboren, that sich schon frühzeitig durch seine Schrift über den Ursprung des peinlichen Rechts hervor. Während der Kriege, die gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts in der Lombardei wütheten, zog er sich nach Trient zurück, wo er sich dem Studium der Physik und Naturgeschichte ergab. Hier war es, wo er im Jahre 1802 zum ersten Male die Abweichung der Magnetnadel beobachtete, wenn man dieselbe mit galvanischen Einwirkungen in Verbindung setzt; eine wichtige Erscheinung, die dem Elektromagnetismus zur Grundlage dient. Bald darauf wurde er von der neuen italienischen Regierung nach Mailand berufen, und mit der Abfassung eines peinlichen Gesetzbuches für Italien beauftragt. Die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, trug ihm große Lobeserhebungen ein. Um dieselbe Zeit ließ er seine schöne „Einleitung in das allgemeine Staatsrecht“ und andere tiefgedachte Werke erscheinen. Nach einander zum Lehrer an der Hochschule von Parma und Pavia ernannt, bekleidete er auch nebenbei wichtige Funktionen bei dem Justizministerium in Mailand. Nach dem Sturze Napoleons verlor Romagnosi alle seine Stellen, und wurde zu Venedig ins Gefängniß geworfen, wo er sein Werk über den „Elementarunterricht der mathematischen Wissenschaften“ schrieb. Nachdem er endlich seine Freiheit wieder erlangt hatte, kehrte er nach Mailand zurück, wo er noch jetzt in ehrenvoller Dürftigkeit lebt. Obgleich schon hoch betagt, legt er doch noch eine erstaunenswürdige Thätigkeit an den Tag, und gab erst neulich noch eine Sammlung der Schriften Zanotti's und Stellini's, über die Moralphilosophie der Alten heraus. Auch arbeitet er an den statistischen Annalen Lampato's und andern periodischen Schriften mit.

Unter den Gelehrten, die sich mit dem Studium der Geschichte beschäftigen, gebührt dem Grafen Pompeo Litta der erste Rang. Der Graf Pompeo Litta weihte sein Vermögen wie sein Talent der Herausgabe eines großen Werkes, das eben so wichtig ist für die Geschichte überhaupt, als für die Kunstgeschichte insbesondere: „Die berühmten Familien Italiens“ sind keineswegs eine dürre Sammlung von italienischen Stammbäumen, sondern dieses Werk enthält treffliche Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Männer, die Italien hervorgebracht hat, und die entweder selbst Künstler und Gelehrte, oder durch ihre freigebige Aufmunterung Kunst und Wissenschaften mächtig gefördert. Ferrario verdankt man wichtige Forschungen über die Ritterromane des Mittelalters, über die Raynouard im „Journal des Savans,“ zu seiner Zeit ausführlichen Bericht erstattete. Derselbe Gelehrte hat auch mit Landriani einen trefflichen Versuch über „die Geschichte der Theater“ herausgegeben. Defendente Sacchi ließ eine gelehrte Geschichte der griechischen Philosophie erscheinen und leitet die große Sammlung der Metaphysiker, die zu Mailand in Druck gegeben wird. In Gemeinschaft mit einem seiner Verwandten, Joseph Sacchi, stellte er auch interessante Untersuchungen über die Baukunst der Longobarden an. Der Graf Castiglioni beschrieb mit großer Gelehrsamkeit die kufischen Münzen des Museums von Mailand und gab verschiedene Abhandlungen über wichtige Fragen der morgenländischen Literatur heraus. Neuerdings machte er ein Fragment des Ulphilas bekannt, das Mai früher in den Palimpsesten der ambrosianischen Bibliothek entdeckt hatte. Cattaneo, der mit großem Eifer zur Gründung des schönen numismatischen Museums zu Mailand mitgewirkt, gab gelehrte Untersuchungen über

*) O! — O Unglück! — O Unglück! Unglück! Unglück!

ungerische Denkmäler und einige andere Monumente des Mittelalters heraus. Endlich verdankt man Bossi, einem Manne von erstaunlich umfassender Gelehrsamkeit, eine Geschichte Italiens und Forschungen in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heuschrecken in der Ukraine.

(Aus Boplan's Beschreibung der Ukraine im siebzehnten Jahrhundert.)

Die zahllose Menge von Heuschrecken in der Ukraine erinnert an die Plagen Aegyptens. Ich sah, wie diese Geißel die Ukraine mehrere Jahre nach einander verheerte, besonders in den Jahren 1645 und 1646. Die Heuschrecken fliegen nicht zu Tausenden, nicht zu Millionen, sondern in Wolken einher und bedecken eine Strecke von 6 bis 8 Meilen in der Länge und 2 bis 3 Meilen in der Breite. Fast jährlich werden sie aus der Tartarei, Cirkassien und Mingrelien durch die Ost- und Südostwinde herbeigetrieben, und verzehren das noch grüne Getreide und das Gras auf den Wiesen; wo nur die Schwärme hinkommen oder zur Erholung anhalten, da ist nach zwei Stunden kein Gräschen übrig und die Theuerung aller Lebensmittel wird furchtbar. Das Unglück wird noch tausendmal größer, wenn die Heuschrecken nicht bis zum Anfang des Herbstes verschwinden, denn im Oktober sterben sie; vorher aber legt jedes Insekt gegen 300 Eier in die Erde, aus welchen im nächsten trockenen Frühjahr eine unzählige Menge Heuschrecken auskriechen. Wenn um die Zeit des Auskriechens Regen einfällt, so kommen sie um, und die Ukraine ist für ein ganzes Jahr vor der Verheerung gesichert, falls nicht der Wind neue Wolken aus der Tartarei herbeitreibt. Es gibt kein Wort für die Menge der Heuschrecken; sie erfüllen vollkommen die Luft und verdunkeln das Tageslicht. Ihr Flug läßt sich am besten mit einem Schneegestöber vergleichen, wenn die Flocken durch den Wind nach allen Seiten hingetrieben werden. Wenn sie sich setzen, so bedecken sie das ganze Feld, und man hört nur ein durch das Abfressen der Pflanzen hervorgebrachtes Geräusch. In einer oder zwei Stunden ist das ganze Feld abgeleert; dann erhebt sich die Wolke und fliegt weiter dem Winde nach. In dieser Zeit wird der Glanz der Sonne verdunkelt, und der Himmel bedeckt sich wie mit finstern Wolken. Im Monat Juni 1646 mußte ich zwei Wochen in dem kürzlich erbauten Nowogrod bleiben, wo ich eine Festung angelegt hatte. Als ich die zahllose Menge Heuschrecken sah, konnte ich mich kaum von meinem Erstaunen erholen; das Ungeziefer kroch im Frühjahr in der Umgegend von Nowogrod aus und konnte noch nicht recht fliegen, es bedeckte aber die Erde und erfüllte die Luft dermaßen, daß ich in meinem Zimmer nicht ohne Licht essen konnte. Häuser, Pferdeställe, selbst Schweinställe und Keller waren davon angefüllt. Um die ungebetenen Gäste aus dem Zimmer zu vertreiben, verbrannte ich Pulver, machte einen Schwefelrauch, alles umsonst; sobald man die Fenster öffnete, flog eine zahllose Menge zu gleicher Zeit hinaus und herein. Auf den Straßen flogen sie einem ins Gesicht, setzten sich auf die Nase, auf die Wangen, an die Augenbrauen, sogar in den Mund, wenn man ihn nur zum Sprechen öffnete. So unerträglich Dieß ist, so war es doch unbedeutend im Vergleiche mit der Beunruhigung bei der Mahlzeit; zerschnitt man das Fleisch auf dem Teller, so zerdrückte man zugleich eine Heuschrecke, und öffnete man den Mund, um einen Bissen zu genießen, so mußte man ihn in demselben Augenblicke von eingeflogenen Insekten reinigen; man muß Augenzeuge gewesen seyn, um über diese Plage zu urtheilen. In zwei Wochen verheerten sie die Umgegend von Nowogrod, und als sie Kraft zum Fliegen erhalten hatten, setzten sie sich mit dem Winde nach andern Gegenden in Marsch. Ich sah ihr Nachtlager; Haufen von Kerbthieren bedeckten den Weg mit einer vier Zoll dicken Schichte, so daß die Pferde stehen blieben und nur durch starke Peitschenhiebe vorwärts gebracht werden konnten; sie spitzten die Ohren, sie schnaubten und setzten nur mit großer Furcht einen Fuß vor den andern. Die von den Hufen der Pferde zertretenen und von den Rädern der Wagen zermalmten Ungeziefer gaben einen unerträglichen Gestank von sich, welcher den Kopf angriff. Ich war gezwungen, ein mit Essig angefeuchtetes Schnupftuch unaufhörlich vor die Nase zu halten. Die Schweine fressen die Heuschrecken sehr gern, und werden schnell fett davon; Niemand schlachtet aber solche Schweine, einzig aus Abscheu vor den Heuschrecken, die so großen Schaden anrichten. Die Heuschrecke lebt nicht länger als 6½ Monate; aber sie pflanzt sich für das folgende Frühjahr fort; im Monat Oktober stellt sie ihren Flug ein, dann gräbt jedes Insekt mit dem Schweife eine Grube in den Boden, legt gegen 300 Eier hinein, verscharrt sie mit den Füßen und stirbt. Zur Zeit des Eierlegens vernichtet weder Regen noch Winterfrost diese Keime. Im Frühjahr, in der Mitte Aprils, wenn die Sonnenstrahlen die Erde erwärmen, kriecht die Heuschrecke hervor, aber erst nach 6 Wochen erhält sie die Fähigkeit zum Fliegen; bis zu dieser Zeit entfernt sie sich nicht weit von dem Orte ihrer Entstehung. Wenn ihre Kräfte gestärkt sind, richtet sie ihren Flug nach dem Winde: anhaltender Nordwestwind treibt sie ins schwarze Meer; aber die Winde aus andern Richtungen bringen diese Geißel nach der Ukraine. Wenn im Frühjahr beim Auskriechen 8 bis 10 Tage lang regnerisches Wetter einfällt, so gehen sie sämmtlich zu Grunde, eben so, wenn es im Sommer 8 oder 10 Tage lang fortdauernd regnet, stellen sie ihren Flug ein, kommen um, und die Ukraine wird mit der Verwüstung verschont. Der Sommer ist jedoch in der Ukraine gewöhnlich trocken, und die Einwohner leiden bis zum Oktober durch die Heuschrecken. Dieß ist mir während eines langen Aufenthalts in der Ukraine von diesem Ungeziefer bekannt worden. Sie sind einen Finger dick und drei bis vier Zoll lang. Leute, welche die chaldäische Sprache verstehen, haben mich versichert, auf den Flügeln der Heuschrecken stünden mit chaldäischer Schrift die Worte: Zorn Gottes; ob Dieß richtig ist, überlasse ich Denen zur Beurtheilung, welche die chaldäische Sprache verstehen.*)

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften las Herr Dureau de la Malle eine Abhandlung über den ägyptischen, sizilianischen und italienischen Papyrus und die Papierbereitung bei den Alten vor, worin er mehrere bisher bestandene irrige Ansichten berichtigte. Man dachte sich, der Stamm der Papyrusstande bestehe aus mehreren konzentrischen Blätterlagen, die man nur auseinander zu schlagen brauche, um Bücherrollen daraus zu bilden. Man vergaß hiebei den Unterschied, der zwischen den Stämmen der Dikotyledone und Monokotyledone besteht. Der Papyrus ist eine monocotyledone Pflanze und hat einen dreiseitigen Stängel, der mit einem faserigen Mark angefüllt ist. Die Alten schnitten diese Stängel in kleine Blättchen, die man so an einander legte, daß sie sich mit dem Rande berührten, und durch den von Natur in ihnen enthaltenen gummiartigen Saft zusammenklebten. Ein hierdurch entstandenes Blatt von größerem Umfange hieß Scheda, man beschnitt es an seinem Rande, legte es unter die Presse und ließ es dann an der Sonne trocknen. Zwei solcher Blätter wurden dann so aufeinandergelegt, daß die Fugen der aneinandergeklebten Blättchen in einem rechten Winkel sich kreuzten; dann wurden sie abermals unter die Presse gelegt, und das gedoppelte Blatt hieß jetzt Plagula. Hierauf klopfte man es, und gab ihm einen Leim, der aus Mehl oder auch aus Brosamen, mit etwas Weinessig vermischt, bestand. Dann klopfte man es von Neuem, schabte es, glättete es mit Elfenbein; endlich legte man die zu einem Buche gehörigen Blätter, die selten die Zahl von zwanzig überstiegen, zusammen.

*

Einer jährlichen und lang herkömmlichen Sitte zufolge bewirtheten unlängst die Eigenthümer der verschiedenen Zeitungsblätter in London ihre sogenannten „Newsvenders,“ eine zahlreiche und sehr nützliche Klasse von Menschen, die in London auf öffentlichen Straßen die Zeitungen ausrufen und verkaufen. Mehr als sechshundert Personen wurden auf eine sehr glänzende Weise bewirthet. Zuerst setzten sich an dreihundert Knaben, alle wohlgekleidet und von gutem Aussehen, zu Tische. Später kamen die Erwachsenen mit ihren Weibern und Töchtern, und Abends war in einem großen Saale Ball, der bis gegen Morgen dauerte.

---

*) Der Leser wird Dieß thun können, auch ohne chaldäisch zu verstehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 206. 24 Julius 1832.

König Georgs-Sund.

2) Die Eingebornen, ihre Kleidung und Waffen.

Die Eingebornen von den König Georgs-Sund umgebenden Bezirken unterscheiden sich nur wenig von denen in der Nachbarschaft von Sydney. Sie sind von mittlerer Größe, zartem Gliederbau, und häufig trift man unter ihnen Dickbäuche. Ihre einzige Bekleidung besteht aus einem Mantel von Kangurufell, der die Schultern bedeckt, nur bis zum Knie hinabreicht und mit einer Binse so an der rechten Schulter befestigt wird, daß der Arm auf dieser Seite frei und ungehindert bleibt. Nur selten gehen sie ohne diesen Mantel aus, dessen behaarte Seite bei Regenwetter nach Außen gekehrt wird; er ist indeß oft so kärglich zugeschnitten, daß sein Besitzer fast für ganz nackt gelten kann; Dieß ist besonders bei Kindern der Fall, die nichts als eine Binde von Fell tragen. Die Häute der Kangurumännchen, als die größten, dienen vorzugsweise zur Bekleidung der Frauen. Diese Mäntel werden auf folgende Weise zubereitet: zuerst wird das Fell mit Pflöcken auf dem Boden ausgespannt, um es zu trocknen; ist Dieß geschehen, so wird es mit einem scharfen Stein zugeschnitten, um ihm die gehörige Form zu geben. Das nämliche Instrument dient auch, um die innere Seite des Felles so lange abzuschaben, bis es glatt und geschmeidig genug ist, und dann wird es mit Fett und mit einer ockerähnlichen rothen Erde eingerieben, deren sich die Eingebornen auch zum Bemalen des Körpers bedienen. Die auf solche Weise zubereiteten Felle werden mit den Schwanzflechsen desselben Thieres zusammengenäht.

Die übrigen Theile ihrer Kleidung sind der Nudlebeul, oder der Gürtel, die Armschienen und der Kopfschmuck. Der Nudlebeul ist eine lange, aus der Wolle des Opossum geflochtene Schnur, die einige hundert Male um den Leib geht; zuweilen wird eine ähnliche auch um den linken Arm und um den Kopf getragen.

Die Unverheiratheten, die mit der Benennung Mandschahlajebs bezeichnet werden, schmücken ihren Kopf mit Federn, Hundeschweifen und ähnlichen Dingen; auch tragen sie zuweilen die Haare lang und rund um den Kopf aufgebunden. Die Weiber tragen weder Schmuck noch den Nudlebeul und schneiden die Haare sehr kurz; nur die jungen Mädchen haben zuweilen ein Unrtili, eine Flechte von Wollenfaden, um den Hals. Die beiden Geschlechter übertünchen sich Gesicht und Oberleib mit dem Palail, einer rothen mit Fett vermischten Farbe, was ihnen einen höchst unangenehmen Geruch gibt; sie bedienen sich dieser Schminke, wie sie sagen, um sich rein zu halten und gegen Sonne und Regen zu schützen; auch das Haupthaar wird oft mit dieser Salbe eingerieben. So lange dieser Anstrich frisch ist, hat er eine leuchtend rothe Farbe, was ihnen ein sehr seltsames Aussehen gibt. Haben sie Trauer, so ziehen sie einen Kainghin oder schwarzen Strich quer über die Stirne und unter jeden Backenknochen; die Weiber hingegen bemalen sich dieselben Stellen mit großen weißen Flecken. Das Anstreichen des Körpers geschieht bei ihnen nicht wie bei den Eingebornen von Sydney, um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben, sondern nur zur Zierde, und wird deßhalb beim Tanz oder Besuch eines benachbarten Stammes nie außer Acht gelassen. In der Jahrszeit, wo sie sich Fett von Fischen oder andern Thieren verschaffen können, versäumen sie nie sich zu bemalen; indeß kamen uns doch auch mehrere vor, die sich nur sehr selten auf diese Art schminkten.

Eben so, wie bei den Eingebornen von Sydney, herrscht auch bei ihnen die Sitte, sich Einschnitte in den Körper zu machen, die erhobene Narben zurücklassen. Vorüglich auf den Schultern und in den Seiten sieht man solche Narben, die zugleich eine ehrenvolle Auszeichnung und die Abzeichen sind, durch welche sich die verschienen Stämme unterscheiden. Auch die Scheidewand der Nase wird durchbohrt, um eine Feder oder irgend einen andern Gegenstand darin zu tragen. Alle diese Verzierungen gelten jedoch durchaus bei Niemand als Abzeichen der Gewalt oder des Ansehens, denn sie werden nur von jungen unverheiratheten Leuten getragen; die eigentlichen Ehrenzeichen sind die Narben, und auch diese dienen, wie bereits erwähnt, mehr um die verschiedenen Stämme zu unterscheiden.

Jeder, der eine Wanderung antritt oder sich vom Lager seines Stammes entfernt, nimmt einen Feuerbrand mit, um im Nothfalle Feuer anmachen zu können; im Winter pflegen sie fast immer einen solchen unter dem Mantel mit sich zu tragen, um sich zu wärmen. Zu diesen tragbaren Oefen bedienen sie sich eines kegelförmigen Stücks vom Holz der Banksia grandis, das die Eigenschaft besitzt lange glühend zu bleiben. Die zusammengerollte Rinde desselben Baumes wird häufig zu gleichem Zwecke verwendet.

Ein solcher Brand wird sehr sorgsam aufbewahrt, und um ihn immer wieder anzuzünden, bedienen sie sich, in Ermanglung anderer Mittel, zweier Stücke Holz, die sie aufeinander reiben.

Die Waffen der Eingebornen von König Georgs-Sund bestehen

aus mehreren Arten Sagayen oder Wurfspießen, die sie mit dem Meara oder Wurfholz schleudern; auch haben sie Messer und Hämmer von Stein und den Kenel, eine platte oder gekrümmte Waffe, dem Bumerang der Eingebornen von Neusüdwales ähnlich. *) Die von ihnen mit dem Namen Keid bezeichneten Wurfspieße bestehen aus einem langen etwa fingersdicken Stabe von hartem schwerem Holz, dessen eines Ende durch Schaben mit einem Stein zugespitzt und dann am Feuer gehärtet wird. Die zur Jagd und zum Fischfange bestimmten, Mangoli genannten Wurfspieße, sind mit hölzernen Widerhaken versehen, die sie mit Kangurusflechsen (Pit) sehr künstlich zu befestigen wissen; die Umbindung wird dann mit einem Harz bestrichen, das sie aus einer Abart der Xanthorrhöa ziehen. Diese Waffen sind ungefähr acht Fuß lang. Die längern und schwerern Kriegssagayen sind fünf oder sechs Zoll von der Spitze abwärts mit kleinen scharfen Steinen versehen, die in Harz eingesetzt sind und einer Säge gleichen. An der Spitze selbst befi... sich die kleinsten und so je weiter abwärts, immer größere Steine. Jeder Krieger trägt vier oder fünf solche Lanzen. Der Meara oder Wurfstock ist an Gestalt sehr von jenen verschieden, dessen sich die Eingebornen von Sydney bedienen, denn er ist um Vieles größer, ungefähr zwei Fuß lang, vier Zoll breit und läuft nach beiden Enden schmal zu. Am Griff ist ein Stück Harz (Uank) befestigt, in dem sich ein Torkil oder scharfer Stein befindet, der dazu dient, die Spitze der Sagaye wieder zu schärfen, wenn sie stumpf geworden. An der Spitze des Meara ist ein Mert oder kleinerer hölzerner Pflock befestigt, den man in ein am Ende des Schafts der Sagaye befindliches Loch bringt und ihn dann daraus fortschleudert. Der Meara wird auch im Gefechte Mann gegen Mann gebraucht. Der Hammer (Kolt) ist aus einem Stücke Harz verfertigt, in welches zwei Steine eingekittet werden und das dann an einen kurzen Stock befestigt wird; man bedient sich desselben, um Bäume zu erklimmen, Thiere durch den Wurf zu tödten, die Xanthorrhöa zu fällen und endlich überhaupt statt eines Beils oder Hammers. Das Messer (Taap) ist ein Stab, in dessen Kante scharfe Steine in einer Harzkruste eingekittet sind; da diese Steine in einer Breite von zwei bis drei Zoll neben einander stehen, so hat dieses Instrument viele Aehnlichkeit mit einer Säge. Der Tauk ist ein kurzer Stock, mit dem die Eingebornen kleine Thiere, entweder durch Wurf oder Schlag tödten; solche Thiere sind z. B. der Guerndo, der dem gestreiften Kanguru ähnelt, und der Uallody oder zierliche Kanguru von Neusüdwales. Der Kenel oder Bumerang wird selten als Waffe gebraucht, und die Eingebornen von Georgs-Sund sind auch in seiner Handhabung nicht so geschickt, als die von Neusüdwales; im Innern des Landes soll diese Waffe, ihrer Angabe nach, häufiger vorkommen und man sich ihrer dort zur Erlegung der Kangurus und zur Belustigung bedienen.

* * *

5.) Wohnungen und Lagerstellen.

Die Hütten oder Turioits der Eingebornen **) bestehen aus nichts als einigen kleinen in die Erde eingerammten Stangen, die oben wie eine Laube zusammengebogen werden. Diese Hütten, von denen zuweilen zwei mit einander verbunden sind, haben eine Höhe von ungefähr vier, und eine Breite von fünf bis sechs Fuß; die leichte Bedachung besteht aus den Blättern der Xanthorrhöa. Während der Regenzeit werden sie mit einem Dach von Stücken Rinde der Xanthorrhöa versehen, auf die man Steine legt, damit der Wind sie nicht davonführt; gegen üble Witterung gewährt diese Bedeckung jedoch nur sehr geringen Schutz. Diese Hütten werden gewöhnlich an einem, gegen die Wetterseite geschützten Orte, nahe an einem Wasser, aufgerichtet; die Rückseite ist dem herrschenden Winde zugekehrt, und vor dem Eingang wird beständig ein Feuer unterhalten. Eine solche Hütte umschließt mehrere Personen, die hier, in ihre Mäntel gehüllt, neben, ja sogar auf einander liegen; auch den Hunden wird gestattet, einen Theil des Raumes einzunehmen. Ein Lager besteht selten aus mehr als sieben oder acht Hütten; denn die Zeit des Fischfangs und der Jagden mit Anzünden des Waldreviers, wo sie sich in großen Schaaren versammeln, ausgenommen, leben diese Wilden nur in so kleiner Anzahl, selten mehr als fünfzig beisammen, daß zwei oder drei Hütten hinreichen sie zu beherbergen. Die Hütten sind so gestellt, daß man nicht aus einer in die andere sehen kann; die Unverheiratheten bewohnen eine besondere, und die Kinder liegen bei den Weibern in einer großen Hütte, neben der ihrer Männer. In einem solchen Lager wohnen meist die nächsten Verwandten beisammen, und so bilden diese mehr eine Familie als einen Stamm.

Jene Familien, welche ihre Wohnungen an der Küste haben, verlassen sie mit Eintritt des Winters, um ins Innere des Landes zu ziehen, so wie dagegen die dort Wohnenden zur Zeit des Fischfangs nach der Küste wandern. Diese allgemeine Jagd- und Fisch-Zeit ausgenommen, haben die beisammen lebenden Familien das ausschließende Recht in dem an ihre Wohnungen gränzenden Gebiete zu jagen oder zu fischen. Diese Gebiete sind in persönliche Besitzungen abgetheilt, und der Landstrich, der jedem Einzelnen angehört, ist von bedeutendem Umfange. Jedoch ist sein Recht auf dieses Besitzthum nicht so ausschließend, daß nicht auch eine andere Person Anspruch auf die Benützung desselben hätte, und so kann ein solches Gebiet mehr als Eigenthum des Stammes angesehen werden. Alle, die zu diesem gehören, dürfen in ihrem Bezirke Xanthorrhöa fällen, Kangurus, Eidechsen und andere Thiere fangen, und Wurzeln graben; soll aber zum Behufe der Jagd der Boden abgebrannt werden, so muß der Eigenthümer desselben gegenwärtig

*) Kapitän King hat diese Waffe in seinem Reisebericht über die Südländer beschrieben und abgebildet. Australien T. 1. p. 365. T. 2. p. 138 u. f. Man findet sie auch im Atlas der Reisen und Entdeckungen.

**) Die Hütten der verschiedenen Stämme der Eingebornen von Neuholland sind in ihrer Bauart nicht wesentlich verschieden, sondern durchgehends roh und einfach zusammengefügt. Zu Port Jackson bestehen sie aus Baumrinde, die in Gestalt eines Dachs gebogen ist, und sind kaum groß genug, um den Körper zu schützen. Im Port Macquarie haben sie die nämliche Gestalt, sind aber bedeutend größer und vielleicht auch von soliderer Bauart. Die Gestalt der Hütten ist sehr von den Erzeugnissen des Landes abhängig. In den Bezirken, wo die Fieberrinde häufig ist, wie z. B. in der Nähe von Port Jackson an der südöstlichen Küste, liefert diese das beste Baumaterial, das man finden kann, weil sie undurchdringlich gegen Regen ist und also ein zugleich sicheres und warmes Obdach gewährt. Die Kolonisten von Neusüdwales haben ihren Werth kennen gelernt und, ihre Dächer theils damit überkleidet, theils auch gänzlich damit bedeckt.
(Anmerk. des Kapitän King.)

seyn. Da die Nahrungsmittel eben nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so bleiben sie selten an Einem Orte, und ziehen aus einem Bezirk in den andern, um die Produkte, wie die Jahreszeit sie mit sich bringt, aufzusuchen. Im Winter und im Anfang des Frühjahrs leben sie sehr vereinzelt, im Sommer aber, wo das Wildpret am häufigsten ist, versammeln sie sich in großen Schaaren zur Jagd.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Mailand besaß einige Jahre lang den ausgezeichneten Philologen Mai, dem man Entdeckungen von höchster Wichtigkeit verdankt. In den Jahrhunderten des europäischen Barbarenthums, wo Pergament sehr selten war, schabten unwissende Mönche die Handschriften griechischer und römischer Meisterwerke ab, und verwandelten die kostbarsten Blätter des Alterthums in Kirchen- und Gebetbücher. Mai, der bis 1812 fast völlig unbekannt in einer venetianischen Provinz gelebt hatte, wurde um diese Zeit berufen, die Leitung der ambrosianischen Bibliothek in Mailand zu übernehmen, wo er sich vorzüglich mit jenen Handschriften beschäftigte, die man Palimpsesten nennt. Seine Nachforschungen wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt. In wenigen Jahren gab er den Fronton, den Dionysius von Halikarnaß und andere wichtige Werke heraus. Späterhin nach Rom berufen, um der vatikanischen Bibliothek vorzustehen, fand er die berühmte Abhandlung Cicero's von der Republik, deren Entdeckung in der gelehrten Welt so großes Aufsehen erregte. Außerdem aber ließ Mai auch andere Werke erscheinen, die nicht aus den Palimpsesten gezogen waren. So verdankt man ihm ein Itinerarium und eine romantische Geschichte Alexanders, die griechisch geschrieben und ungemein interessant ist. In Gemeinschaft mit dem armenischen Gelehrten Zohrabe, stellte er einen Theil des Eusebius wieder her, von dem das Original verloren, aber eine armenische Uebersetzung erhalten worden ist. Gegenwärtig ist Mai beschäftigt, zu Rom eine neue Auflage der Schriftsteller des Alterthums herauszugeben, von der bereits fünf Bände erschienen sind. Die letzte Lieferung, die vom Jahre 1831 ist, enthält ein Verzeichniß der orientalischen Handschriften, die in der vatikanischen Bibliothek befindlich sind, ein Verzeichniß, das für Alle, die sich mit asiatischer Literatur beschäftigen, von großem Interesse seyn muß.

Obgleich in Mailand kein so gemeinschaftliches Zusammenwirken besteht, wie in Turin; so werden dort die physischen und mathematischen Wissenschaften doch nichts desto weniger mit großem Erfolge betrieben. Der Nestor der italienischen Gelehrten, Oriani, entfaltet dort noch alle Thätigkeit einer kraftvollen Jugend. Von sehr armen Eltern in der Nachbarschaft von Mailand geboren, zeichnete sich Oriani schon frühzeitig durch seine glücklichen Geistesanlagen aus, und erwarb sich die Ehre, unter die Astronomen von Brera aufgenommen zu werden. Im Jahre 1783 gab er Tafeln des kurz zuvor von Herschel entdeckten Planeten Uranus heraus, und bald darauf ging er in einer wissenschaftlichen Sendung nach Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr in die Lombardei wurde er von der Regierung beauftragt, mit Cesaris die Messung des Meridianbogens zu leiten. Nacheinander gab er die „Theorie des Uranus," des Merkurs, und mehrere sehr denkwürdige Abhandlungen über die Planetenstörungen heraus. Oriani war im Jahre 1801 der erste, der das von Piazzi beobachtete neue Gestirn (die Ceres), das dieser Astronom für einen Kometen hielt, als einen Planeten erklärte, was auch die spätere Erfahrung bestätigte. Man verdankt ihm „Elemente der sphärischen Trigonometrie," die zwar schon vor fünf und zwanzig Jahren herauskamen, aber noch immer ein klassisches Werk in ihrer Art geblieben sind; außerdem schrieb Oriani auch verschiedene Abhandlungen für die mailändischen Ephemeriden und andere wissenschaftliche Journale. Oriani war einer der ersten beobachtenden Astronomen, die sich zugleich in eine gründlichere Erforschung der Mechanik des Himmels vertieften. Sein Ruf hatte sich indeß so weit verbreitet, daß Carnot, nach dem ersten Feldzuge Bonaparte's in Italien, den Astronomen von Brera der besondern Rücksicht des jungen Generals empfahl. Bonaparte wollte nach seinem Einzug in Mailand den Abbé Oriani sehen, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen; allein dieser lehnte Alles standhaft ab, und erbat sich als die einzige Vergünstigung, ihn seine Studien in Ruhe fortsetzen zu lassen. Napoleon forderte ihn auf, sich wenigstens jedesmal, wann er von der französischen Regierung Etwas zu verlangen habe, unmittelbar an ihn selbst zu wenden. Als bald darauf die Lehrer an der Hochschule von Pavia ihre Besoldung nicht mehr ausbezahlt erhielten, baten sie Oriani um seine Fürsprache, und dieser fragte bei dem General Bonaparte in Livorno an: „s'il voulait prendre les sciences par la famine?" Auf der Stelle erfolgte der Befehl, die rückständigen Besoldungen flüssig zu machen. Als einige Jahre später Napoleon nach Mailand gekommen war, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, erinnerte er sich jener strengen Worte, und fragte den Astronomen von Brera lächelnd, ob die Besoldungen der Professoren richtig ausbezahlt worden seyen. Nachdem Oriani nacheinander ein reiches Bisthum und das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes, das ihm der König von Italien übertragen wollte, abgelehnt hatte, mußte er am Ende doch sich noch dazu verstehen, die Würde eines Senators und den Titel eines Grafen anzunehmen, entsagte aber deßhalb keineswegs seiner anspruchslosen, einfachen Sinnesweise. Niemand in Italien genoß so sehr das Vertrauen des größten Mannes seiner Zeit, und Niemand machte davon einen edlern Gebrauch. So erhielt auf seine Verwendung Brunacci den mathematischen Lehrstuhl an der Hochschule zu Pavia, und ihm verdankte Carlini, damals noch sehr jung, seine Ernennung zum Sekretär des italienischen Nationalinstitutes. Noch immer lebt Oriani auf demselben Observatorium von Brera, wo er während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren die Gestirne beobachtete, und die jungen Männer, die die Bahn der Wissenschaften betreten wollen, ermangeln nicht, in diesem stillen Aufenthalte des ehrwürdigen Greises Rath und Aufmunterung zu suchen, und verlassen ihn nie, ohne ihre Trennung von einem Gelehrten zu bedauern, dessen Geist sich, ungeachtet seines hohen Alters, noch alle Thatkraft und Anmuth der Jugend bewahrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In den leztvergangenen dreißig Jahren ist in Beziehung auf den Verbrauch der edleren Metalle eine große Veränderung eingetreten. Seit der Entdeckung von Amerika kam der größte Theil von Gold und Silber aus jenem Welttheile nach Europa. Nach den Berechnungen des Herrn von Humboldt, die mit der größten Genauigkeit und Umsicht gestellt sind, belief sich die Einfuhr edler Metalle, die aus Amerika nach Europa gebracht wurden:

Vom Jahre 1492	bis 1500	jährlich auf	.	250,000	Dollars
— — 1500	— 1545	— —	.	3,000,000	—
— — 1545	— 1600	— —	. .	11,000,000	—
— — 1600	— 1700	— —	. .	16,000,000	—
— — 1700	— 1750	— —	. .	22,000,000	—
— — 1750	— 1805	— —	. .	35,300,000	—

Die außerordentliche Zunahme der Ausfuhr der Metalle von 1750 bis 1805 fand vorzüglich in Mexiko statt. Herr von Humboldt schreibt diese Zunahme dem Anwachs der Bevölkerung in jenen Gegenden, den Fortschritten in den Kenntnissen und der Industrie, der im Jahre 1778 Amerika ertheilten Handelsfreiheit, der größern Leichtigkeit, sich Eisen und Stahl zu den Bergbauarbeiten zu verschaffen, der Verminderung des Quecksilberpreises, der Entdeckung der reichen Minen von Catorce und Valenciana, und der Errichtung eines Bergwerksgerichtes zu. Herr von Humboldt schäzt die jährliche Ausbeute der Bergwerke der neuen Welt am Anfang dieses Jahrhunderts auf 43.500.000 Dollars (226.200.000 Fr.) in Gold und Silber; und auf 25.000.000 Dollars, was die europäischen Bergwerke in Ungarn, Sachsen u. s. w. abwarfen. Vom Jahre 1800 bis 1810 war der Ertrag der Minen in Amerika in fortwährender Zunahme begriffen. Allein im Jahre 1810 begannen die ersten Erschütterungen, welche die spanische Herrschaft jenseits des atlantischen Ozeans stürzten und mit der Unabhängigkeit Amerika's endigten; von dort an aber läßt sich auch eine bedeutende Verminderung in der Ausbeute der edlen Metalle verspüren. Die Revolution war in diesem Lande vorzüglich den Gold- und Silberbergwerken nachtheilig. Die reichsten Minen gehörten alten Spaniern, die überall der Gegenstand öffentlicher Verfolgung wurden, zum größten Theil auswanderten und die meisten Kapitalien, die sie zum Bergbau verwenden konnten, mit sich aus dem Lande nahmen. Außer dem Nachtheile, den die Bergwerke durch die Entziehung dieser Kapitalien erlitten, wurden auch die wichtigen Gewerke der Minen von Guanaxuato und Valenciana zerstört, und andere Bergwerke, die der Zerstörung entgingen, wurden, von den Bergleuten verlassen, bald unter Wasser gesezt und hiedurch unbrauchbar. Jacob in seinem merkwürdigen Werke: „Consumption of the precious metals" hat mit der größten Mühe alle auf die Abnahme des Bergwerksertrages seit 1810 bezügliche Thatsachen gesammelt. Die gesammte Ausbeute der amerikanischen Minen, die brasilianischen mit einbegriffen, während der lezten zwanzig Jahre, die 1829 zu Ende gingen, belief sich auf 2.018.419.200 Fr., was jährlich 100.920.960 Fr. gibt, eine Summe, die um die Hälfte geringer ist, als der Ertrag selbst zu Anfang und während der ersten zehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Auch die Bergwerke von Europa haben in ihrer Produktion während der lezten zwanzig Jahre eine Verminderung erlitten; nur die Rußland gehörigen Minen lieferten einen erhöhten Ertrag. Nach Herrn von Humboldt zieht Rußland aus seinen Bergwerken ein jährliches Einkommen von 11.250.000 Fr. Uebrigens kann sich der Gesammtbetrag der Bergwerke von Amerika und Europa, die russischen mit einbegriffen, auf 130.000.000 bis 150.000.000 Fr. belaufen, was 112.000.000 bis 115.000.000 Fr. weniger beträgt, als die jährliche Produktion der Bergwerke zu Anfang des 19ten Jahrhunderts.

•

Fourier's neues Journal führt den Titel: „Le Phalanstère, Journal pour la fondation d'une phalange agricole et manufacturière associée en travaux et en menage." In der ersten Nummer desselben, die bereits erschienen ist, heißt es: „Wir haben das Problem der gesellschaftlichen Ordnung umgekehrt und von der entgegengesezten Seite zu lösen versucht. Seit vierzig Jahren verliert man die Zeit auf der Oberfläche; wir gehen auf den Grund, auf den Haushalt, auf das tägliche Leben, auf die individuellen Interessen jedes Augenblicks ein; und von diesem Gesichtspunkte aus wird Das, was für Andere die Hauptsache ist, für uns nur Nebensache. Man sucht und schlägt gesellschaftliche Synthesen vor. Nun ist aber die wesentliche Bedingung dieses Strebens: primo vivere, deinde philosophari. Zuerst muß man leben, um die Moral zu hören und vor Allem sie in Anwendung zu bringen. Die Industrie ist die Nährmutter des physischen Lebens; der Inbegriff des physischen Lebens ist der Haushalt, und die Grundlage des Nationalhaushaltes ist die Subsistenz des Volkes. Hier liegt, mit Erlaubniß der großen Publizisten sey es gesagt, der Hauptgrundstein der Politik. Wir werden durch eine Aktiengesellschaft eine Quadratstunde, oder auch noch weniger, Grundstücke zu kaufen oder zu miethen suchen, und die häusliche, agrikole und manufakturielle Association ausführen, um allmählich zur Nachahmung aufzumuntern. Wir kennen keinen bessern Proselytismus, als das Beispiel, keinen überzeugendern Beweis, als den des Fingers, des Auges und der Wohlthat. Es handelt sich zwar nur von einer Kombination der Industrie und des Haushaltes. Indeß wissen wir wohl, daß es in der Bestimmung des Menschen noch etwas Anderes gibt als das physische Leben, und wir selbst bekennen uns zu der Lehre, daß die Neigungen der Seele über dem sinnlichen Begehren stehen müssen. Allein in einer wohlgeordneten Reihenfolge sezt die höhere Stufe immer eine untere voraus, die sie nicht zerdrückt, sondern auf die sie sich stüzt; so auch muß der Mensch, bevor er sein hohes Antliz zum Himmel erhebe, mit den Füßen fest auf der Erde stehen; deßhalb beginnen wir denn auch mit dem materiellen Leben." — Gegenwärtig ist die Gesellschaft des „Phalanstère" beschäftigt, die zu ihrem Versuche nöthigen Kapitalien zusammenzubringen und in der Nähe von Paris ein zu ihrem Unternehmen geeignetes Grundeigenthum an sich zu bringen, wo sie 12- bis 1500 Proletarier beschäftigen will. Selbst wenn man annehmen wollte, daß durch Fourier's System keine Vervollkommnung in der Kunst, zu produziren, hervorgebracht würde, behaupten seine Anhänger, werde doch wenigstens das Verfahren der häuslichen Association die Ausgaben auf weit vortheilhaftere Weise verwenden. In der bisherigen zerstückelten Haushaltung bedurfte man bis jezt für dreihundert Familien dreihundert Feuer, dreihundert Keller, dreihundert Speicher u. s. w., überdieß noch wenigstens dreihundert Weiber für die Küche. Alle diese unnöthig vervielfältigten Ausgaben lassen sich sehr vereinfachen. Ein halb Duzend Weiber, große Küchengeschirre, ein einziges Feuer würden zur Bereitung der Nahrungsmittel hinreichen, die man viel gesünder, in größerm Ueberfluß und zu weit wohlfeileren Preisen bereiten könnte. — Gleich wohlthätige Reformen werden auch im Handel vor sich gehen, der gegenwärtig aus Mangel gemeinschaftlichen Zusammenwirkens auf lästige Weise eine Menge Arme in Anspruch nimmt. Wenn so hundert Handelsleute, Jeder einen Tag, zubringen, einige Maaße Hülsenfrüchte zu verkaufen, die ein einziger Mensch eben so gut hätte verkaufen können; so ist klar, daß der Werth dieser Früchte durch den unproduktiven Preis von 99 unnützen Tagen vergrößert wird. Allein nicht bloß in den Aufwand soll größere Ersparniß gebracht werden, auch eine produktivere Art der Arbeit will Fourier schaffen, mit dem einfachen Grundsaze voran, daß das erste Recht eines Associirten in dem Recht auf Arbeit besteht — das wichtigste Recht von allen, und das bisher stets in dem langen Verzeichniß der Menschenrechte vergessen worden ist. Doch auch mit der Zusicherung des Rechtes auf Arbeit ist noch nicht Alles gethan, wenn die Arbeit, wie bisher, mühselig, abstoßend und ungesund bliebe. Jeder würde sich dann nur auf das unumgänglich Nöthigste beschränken, und die Oekonomie des Zeit- und Kraftaufwandes nur zur Förderung der Faulheit dienen. Eine der wichtigsten Aufgaben, die sich Fourier's System gesezt hat, soll also darin bestehen, die Arbeit durch die kürzeste Dauer und die vielfältigste Abwechslung, durch die größtmöglichen Vereinigungen in jeder Funktion u. s. w. anziehend zu machen, so daß das ewige Einerlei, das Geist und Körper abstumpft, aus der Arbeit [illegible] werde. Dieß sind, im Allgemeinen angedeutet, die Hauptzüge [illegible]r's neuem Haushaltsysteme.

•

In einer jüng[illegible] von Dr. Heberden, im königlichen medizinischen Kollegium zu London, vorgelesenen Abhandlung wird behauptet, daß die Einwohner in einem Theil der Hebriden vom Schnupfen befallen werden (catch a cold) so oft ein Fremder sich unter ihnen einfindet. Sonach wäre hier der umgekehrte Fall, wie an andern Orten der Welt, wo Fremde, die ein neues Land betreten, gewissen Krankheiten unterworfen sind, von denen die Eingebornen verschont bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 207. 25 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

(Schluß.)

„Fünf Meilen von Nicastro liegt St. Euphemia, das auf den Ruinen einer alten Stadt erbaut ist und der Bucht den Namen gegeben hat. Der zunächst diesem Orte gelegene Forst war als der Schlupfwinkel der thätigsten Banditenhäuptlinge bekannt. Von diesem Punkt insbesondere erhielten wir Nachricht, daß die Engländer mit den zahlreichen Banden, die in beiden Calabrien zerstreut sind, fortwährend Verbindungen unterhielten. Die Leichtigkeit, hier Landungen vorzunehmen, ließ sie wahrscheinlich diesem Orte den Vorzug geben, da dicht daran hohe Waldberge stoßen, über die man ins Innere des Landes gelangen kann. Der Forst von St. Euphemia ist ungemein dicht und sumpfig und besteht in einem Labyrinthe, in dem sich nur die Banditen zurecht zu finden wissen. Die zahllosen Pfade, die hinein führen, sind so durcheinander verschlungen und so mit Niederholz überwachsen, daß es unmöglich ist, in diesen Wald einzudringen, vorzüglich wenn er noch mit bewaffneter Hand vertheidigt wird. Es gelang auch unsern Soldaten niemals, sich einen Weg hindurch zu bahnen. Ein alter Räuber, Benincasa genannt, einer der berüchtigtsten Namen Calabriens, war der Anführer der verschiedenen Banden, die diese gefährliche Gegend beunruhigten. Mit Mordthaten und andern Abscheulichkeiten lang schon vor Ankunft der Franzosen beladen, konnte er dem Arme der Gerechtigkeit nur dadurch entgehen, daß er sich in diese Wälder warf und eine Schaar verzweifelter Bösewichter um sich versammelte. Verflossenen Herbst machte man einen Versuch, dieses Raubnest zu zerstören, indem man mit Benincasa Unterhandlungen anknüpfte und ihm und seinen Gesellen allerhand vortheilhafte Bedingungen zusicherte; allein die Sache ging so langsam von Statten und wurde mit so wenig Geschick geleitet, daß nichts Wirksames erzielt wurde; während die Räuber aus Furcht, in ihrem Schlupfwinkel aufgestöbert zu werden, sich wieder ins offene Land heraus wagten, und alle Arten furchtbarer Gräuelthaten verübten. Die Angewöhnung an ein gesetzloses Leben und eine wilde und rohe Unabhängigkeit, in der der calabresische Bauer aufwächst, machten bis jetzt alle Amnestien, die man wiederholt versuchte, fruchtlos. Alle Schritte der Güte und Ueberredung betrachteten sie entweder als eine List, oder als ein Zeichen der Schwäche; nur die äußerste Strenge kann also bei diesen Menschen etwas ausrichten."

„Ein anderer Bandit, dessen Grausamkeit ihm den Namen „Il Bioja„ (der Henker) erworben, wüthete mit blutigerem Grimm, als irgend einer seiner Raubgenossen, gegen Franzosen, die das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen, und meist tödtete er sie unter den schrecklichsten Martern. Endlich wurde er in einem seiner Angriffe verwundet und gefangen und zum Schaffotte verurtheilt, zu größter Freude Aller, die seine Rache empfunden oder zu fürchten hatten. Die Gräuelthaten, die er verübt, die entsetzlichen Mißhandlungen, die er einem reichen Landeigenthümer, dessen Schwe[illegible]rt er früher gewesen war, angethan hatte, empörten viele Einwohner von Cosenza so sehr, daß sie das Gesuch stellten, man möchte den Unmenschen unter eben solchen Qualen sterben lassen, mit denen er gewöhnlich seine Schlachtopfer gepeinigt habe. Man bestand darauf, daß ihm zuerst die Nase aufgeschlitzt werden sollte, dann die Ohren, dann der Mund; kurz sie wollten ihn so langsam zu Tode martern, daß sein Hinsterben bis zur heißen Jahreszeit dauern sollte, wo sie ihn, um die Insekten herbei zu locken, mit Honig bestrichen und lebendig an der Sonne aufgehangen, sein ruchloses Daseyn unter den schrecklichsten Schmerzen enden lassen wollten. Eine große Menge junger Leute aus der Stadt erröthete nicht, ihre Hand zum Vollzug dieser Abscheulichkeiten anzubieten. Natürlich wurden diese Anträge mit Unwillen zurückgewiesen, und der Bioja mit mehreren seiner Raubgesellen gehangen. Alle starben mit einer Gleichgültigkeit, die man nicht sowohl dem Muthe, als einem unbegreiflichen viehischen Stumpfsinn zuschreiben muß. Man denke sich nun, welche widerwärtigen Verrichtungen wir bei den Kriegsgerichten zu vollziehen haben. Meist müssen wir noch in später Tagesstunde hinsitzen, um uns durch mündliche Wiederholung der schon erlebten Abscheulichkeiten das Haar noch einmal emporsträuben zu lassen; wobei die meisten Richter sehr wenig Italienisch verstehen, und ihnen daher die Hauptpunkte der Anklage erst begreiflich gemacht werden müssen. Das scheußliche Aussehen der Angeklagten entscheidet oft ihr Loos; und nicht selten wird eines dieser Galgengesichter nur auf schwache Verdachtsgründe hin verurtheilt. Indeß muß man nicht glauben, daß unsre Herzen so verhärtet und unsre Gemüther so von Vorurtheilen befangen wären, daß wir in Sachen, wo es sich um Leben und Tod handelt, nur auf den Schein hin Urtheile sprechen. Oft schon gelang es

uns, die Unschuld des Angeklagten ans Licht zu bringen, und erst neulich waren wir so glücklich, einen abscheulichen Anschlag zu vereiteln. Eine Abtheilung unserer Truppen lag in einem Dorfe, in der Nähe von Cosenza, einquartirt und mußte von den Einwohnern mit Lebensmitteln versehen werden. Plötzlich nahm der Befehlshaber der Bürgergarde den Bäcker, der das Brod lieferte, in Verhaft und klagte ihn vor dem Kriegsgericht an, er habe Arsenik unter den Teig gemischt. Drei Zeugen setzten ihre Namen unter die Anklage und zur Vervollständigung des Beweises wurden einige Pfunde Teig vorgelegt, den man chemisch untersuchte, und wirklich mit Arsenik vergiftet fand. Solche Beweise schienen mehr als genügend; allein eine Menge Nebenumstände erweckte bei uns doch Zweifel, und zuletzt ergab sich, daß der Ankläger, ein höchst boshafter Schurke, aus keinem andern Grunde den Bäcker ins Verderben stürzen wollte, als weil er ihn tödtlich haßte und seine Tochter zu verführen suchte. Als man ihn vor Gericht ziehen wollte, hatte er sich mit seinen falschen Zeugen aus dem Staube gemacht. Sollte man nicht denken, daß dieses Calabrien, dessen Boden so oft von Erdbeben erschüttert wird, gerade ober dem Höllenpfuhle liege, der bei jedem Stoß, den es verspürt, eine Legion Teufel auf seine Oberfläche hinausspeie?"

Ein vollkommenes Gegenstück zu diesen düstern Landschaften und Menschen bildet die Gegend des alten Sybaris, in der, die heiße Jahreszeit ausgenommen, ein ewiger Frühling herrscht. Wer hört den Namen der Sybariten, jenes Volkes von weibischen und salbölduftigen Sardanapalen, ohne an die weichhäutigen Schlemmer im besten antiken Style zu denken, die auf einem umgeschlagenen Rosenblatte sich die Hüfte wund lagen, und Seitenstich empfanden, wenn sie von einer so himmelschreienden Strapatze reden hören mußten?

„Sybaris, sagt der Verfasser, in der Geschichte eben so sehr berühmt durch seine wollüstige Schwelgerei, als durch sein Unglück, ist eine der ältesten und blühendsten Kolonien, die die Griechen an den Küsten Italiens gründeten. Die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens und seine Lage zwischen zwei sehr bedeutenden Flüssen, dem Chratis und Sybaris (gegenwärtig Coeillo genannt) wirkten zusammen, um es zu einer der reichsten Städte des Alterthums zu machen. Seine zahlreiche Bevölkerung und die seiner in der Nachbarschaft gegründeten Kolonien, setzten es in den Stand, ein Heer von dreimalhunderttausend Mann unter die Waffen zu stellen. Durch Ackerbau, Künste und Handel bereichert, erhielt es sich lange Zeit einen überwiegenden Einfluß über die ganze Küste von Groß-Griechenland. Die Münzen, Bildsäulen und Vasen, die seinen Untergang überlebten, liefern den Beweis, daß in Sybaris die Kunst die höchste Stufe der Vollendung erreicht hatte. Die weichliche Lebensart der Sybariten wurde zum Sprüchworte, und man findet bei den Alten davon Beispiele erzählt, die unglaublich scheinen. In alle Arten sinnlicher Wollust versunken, und durch Luxus und Weichlichkeit, die unzertrennlichen Gefährten übermäßigen Reichthums, entnervt, beschleunigten sie hiedurch nur ihren Untergang. Die Geschichte, welche die Zeit des Sturzes dieser Republik aufbewahret hat, vergaß die Ursache aufzuzeichnen, die ihre Feinde so sehr erbitterte, daß sie ihre Rache nur mit der völligen Zerstörung dieser reichen Stadt befriedigen konnten. Fünf hundert acht und sechzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung rückten die Einwohner von Crotona, unter Anführung des berühmten Athleten Milo, der im Gewande und mit der Waffe eines Herkules, und mit dem Preise der olympischen Spiele gekrönt, einherzog, gegen die Sybariten ins Feld, die ihren Feinden ein Heer von dreimalhunderttausend Mann entgegenstellten. Die beiden Heere stießen an der Gränzscheide ihres Gebietes, das durch den Hilias, jetzt Trionto genannt, einen Bergstrom zwischen Rosano und Cariati, getrennt wurde, auf einander. Die Krotoniaten gewannen den Sieg, erlegten den größten Theil ihrer Feinde, und schleiften Sybaris bis auf den Grund. Da hiebei die Dämme, welche beide oben genannte Flüsse im Zaume hielten, niedergerissen wurden, so zerstörte die vereinte Wuth ihrer angeschwollenen Gewässer vollends jedes Gebäude, das noch übrig geblieben war. Die wenigen Einwohner, die dem Verderben entgangen waren, bauten in einiger Entfernung davon die Stadt Thurium, für das man das heutige Terra nuova hält. Die Zerstörung von Sybaris war so vollständig, daß nicht die mindeste Spur von dieser prachtvollen Stadt bis auf unsre Tage gekommen ist. Die beiden Flüsse, die einst diesen Ebenen Fruchtbarkeit liehen und zum Schmucke dienten, haben jetzt die Gegend in einen faulen Sumpf verwandelt, der während der heißen Jahreszeit die giftigsten Dünste aushaucht. Wohl nirgends in der Welt hat sich noch eine so außerordentliche und traurige Veränderung ereignet, denn kaum möchte man, mit allen geschichtlichen Zeugnissen in der Hand, Jemand überzeugen können, daß hier einst eine so reiche und blühende Stadt gestanden; so physisch unmöglich scheint Dieß. Nur wenn man die zahllosen einzelnen Schönheiten der Gegend näher ins Auge faßt, befreundet sich die Phantasie mit dem Gedanken, daß hier Sybaris gestanden haben könne. Ungeheure Berge, mit Städten und Dörfern besetzt, schließen eine unabsehbare Ebene ein, die zu gleicher Zeit von süßem Wasser und Salzfluth überströmt wird, die bisweilen eine weite Strecke ins Innere des Landes eindringt und dann einen unermeßlichen See bildet, der noch die Pracht der Natur erhöht. Dieses ganze weit umfassende Gebiet ist jetzt im Besitz der Herzoge von Cassano und Corigliano. Der Theil des Bodens, der nicht überschwemmt ist, bringt Getreide im Ueberfluß hervor, und die unangebauten Strecken erzeugen, ohne alle Beihülfe von Menschenhand, die Süßholzwurzel. Das übrige Land besteht aus Triften, die sich in unabsehbaren Strecken ausdehnen und während des Winters mit zahllosen Heerden von Hornvieh und Schafen bedeckt sind. Auch Pferde und Maulthiere, auf deren Zucht man große Sorgfalt zu verwenden scheint, werden hier in großer Menge gefunden. Die Racepferde des Herzogs von Cassano insbesondere stehen im ganzen Königreiche in hohem Werthe."

Auf dem Wege längs der Küste von Palmi *) nach Reggio kommt der Wanderer an der Scylla und ihren übel berüchtigten Klippen, den Schrecken der Schiffer des Alterthums, vorbei. Auf den Fel-

*) Palmi liegt an der Seeküste, am Fuße des Monte Corona, und ist eine der schönsten Städte des Landes. Im Jahre 1783 durch das Erdbeben zerstört, wurde sie regelmäßiger wieder aufgebaut. Die Mitte der Stadt hat einen großen viereckigen Platz mit einer prächtigen Fontaine. Die umliegende Gegend ist herrlich, und die Einwohner haben ein Aussehen von Wohlhabenheit und Gesundheit, wie man es selten in Calabrien trifft.

sen dieser Scylla steht ein altes Schloß, von dessen Zinnen man zu seinen Füßen die wilden Wasserwirbel toben sehen kann, die durch Meeresströmungen und Scheeren entstehen. Die Wogen brechen sich mit furchtbarem Getöse an den Klippen und stürzen sich brüllend in eine Höhle, die sie durch unaufhörlichen Anstoß in den Felsen gebohrt haben. Die Dichter stellten die scharfen Felszacken, als eben so viele bellende Hunde dar, die bereit waren, die Schiffer zu verschlingen. Seit diesen poetischen Schilderungen ist der gefährliche Engpaß um Vieles erweitert worden, und auch die Schifffahrt hat unendliche Fortschritte gemacht; indeß bleibt die Einfahrt in diese Straße noch immer nicht ohne Gefahr. Die Stadt Reggio war in der alten Zeit durch ihre Lage, ihr Klima und ihren Reichthum berühmt. Das Erdbeben von 1783 zerstörte sie gleichfalls bis auf den Grund, und eine neue Stadt wurde über ihren Trümmern errichtet. Die Gegend umher ist von bezaubernder Schönheit und es ist nicht eines der geringsten magischen Wunder, daß man hier bisweilen die sogenannte „Fata Morgana“ erblickt:

„Es ist unmöglich, sich etwas Schöneres zu denken, als die Umgegend von Reggio, die zugleich die mannichfaltigsten und ausgesuchtesten Erzeugnisse hervorbringt. Eine Menge Bächlein und Quellen schlängeln sich vom Fuße des benachbarten Berges in mäandrischen Krümmungen, durch Laubgänge von Citronen- und Orangen Bäumen, und verbreiten auf ihrem Wege Erfrischung und Fruchtbarkeit. Es ist ein unermeßlicher Garten, dessen Boden mit aromatischen Gewächsen überdeckt ist, und einen Begriff von dem Paradiese geben kann. Die Seegestade bieten aller Orten entzückende Ansichten. Die Meerenge gleicht einem majestätischen Strome, der sich zwischen zwei hohen Bergen Bahn gebrochen hat: die Strömungen der Wogen reinigen die Luft und bringen fächelnde Winde hervor, die die heftige Sonnenhitze kühlen; kurz, das Klima, der Boden und die Lage von Reggio vereinigen Alles, was die wärmste Einbildungskraft nur Zaubervolles und Sinnberauschendes erdenken kann. Diese glückliche Gegend trieb vor dem Krieg einen beträchtlichen Handel mit Seide, Wein, Oel und Orangen. Um das Entzücken, das ich in dieser köstlichen Landschaft genoß, vollständig zu machen, fehlte nur noch die Erscheinung jener wunderbaren Luftgebilde, die man Fata Morgana nennt. Da ich einige Einwohner um eine Beschreibung derselben bat, so versicherten sie mir, obgleich Augenzeugen davon, seyen sie doch nicht im Stande, mir davon einen genügenden Begriff zu geben. Da ich sie nicht selbst gesehen habe, kann ich daher nur in Kürze anführen, was einige Schriftsteller, unter andern Mazzi und Angelucci, davon berichten. Während des heißen Sommers tritt oft eine solche Luftstille ein, daß selbst die Strömungen in der Meerenge ihre Bewegung einstellen, und die See, zwischen den Bergen eingezwängt, steigt einige Fuß über ihren gewöhnlichen Spiegel. Dieses Steigen des Meeres tritt zu einer Stunde des Tages ein, wo alle Gegenstände am Ufer sich in kolossalen Umrissen darstellen. Die schwankende Fläche dieses Meeresspiegels bricht sich in Fassetten, die in tausenderlei Bildern alle Gestalten zurückstrahlen, und Dieß in einer so reißend schnellen Folge, daß ihr Glanz zunimmt oder verschwindet, je nachdem die Sonne eine gewisse Höhe erreicht. Wenn diese Naturerscheinung in einem Augenblick eintritt, wo die Atmosphäre mit elektrischen Dünsten erfüllt ist, so wird der Zauber der in der Luft widergespiegelten Bilder um so herrlicher, wo denn freilich auch die heiße Einbildungskraft der Einwohner, die in den Luftgebilden der Fata Morgana prachtvolle Paläste, Säulengänge und seenartige Gärten unterscheiden will, ihre Farben dazu herleihen mag.“

Neben den vielen lebensgefährlichen Abenteuern, die der Verfasser in diesem Lande der Schrecken und Wunder zu bestehen hatte, mag auch noch folgender, minder bedrohlicher Vorfall eine Stelle finden. Von einem Soldaten seines Regimentes begleitet, besuchte er in der Nähe von Cosenza einen Aquädukt, der durch Felsen gehauen war, als er beim matt hereindämmernden Strahl des Tageslichtes, in der Vertiefung der Höhle mehrere verdächtig aussehende Gestalten beisammen kauern sah. Da er unter solchen Umständen sich nicht gern allein in ein Abenteuer einlassen wollte, so eilte er mit seinem Gefährten so schnell als möglich davon, holte Verstärkung herbei, und griff nun die Höhlenbewohner an, die sich endlich als Zigeuner zu erkennen gaben. Der Verfasser macht folgende Schilderung dieses Wandervolkes von ewigen Juden:

„Die Zigeuner Calabriens, gleich allen ihren übrigen Brüdern in Europa, besitzen weder Grund und Boden, noch irgend ein Eigenthum anderer Art, und vermischen sich mit keiner Klasse der Einwohner. Ihre Abkunft ist in so tiefes Dunkel gehüllt, als ihre religiösen Gebräuche, die sie in Höhlen oder im einsamen Walddunkel zu verrichten pflegen. Sie sprechen die Landessprache mit einer etwas fremdartigen Betonung, und ihre eigene Sprache ist offenbar im Oriente daheim. Als angebliches Geschäft treiben sie Kesselflicken und andere Arbeiten in altem Eisen; meist aber leben sie von ihrem Scharfsinn und der Gewandtheit ihrer Finger, indem sie wahrsagen, oder Taschenspielerausflüge auf Märkte und Messen machen, wo sie auch mit Pferden und Eseln handeln, die meist gestohlen sind. Ihre Kleidung ist erbärmlich; ihr Schmutz abscheulich. Meine unvorhergesehene Dazwischenkunft störte sie einen Augenblick in einem Feste; sie begingen eine Hochzeit. Eine alte Hexe stellte mir die junge Braut vor, die meine Hand ergriff, um mir wahrzusagen; ich drückte ihr für die verursachte Störung einen Piaster in die Hand. Sie war ein sehr junges Mädchen, das, abgesehen von ihrer tiefdunkeln Haut, in einem andern Anzuge sich vortheilhaft ausgenommen haben würde; sie hatte dunkle, feurige Augen, schöne Zähne, einen lieblichen Ausdruck in ihren Zügen, und war schlank und zart gebaut.“

Zum Schlusse noch das Gefecht von Orsomarzo, wo die französischen Truppen mehr, als irgendwo anders, von den calabresischen Rebellen in die Enge getrieben wurden. Der ganze Bezirk von Castrovillari, in welchem Orsomarzo liegt, war in Aufstand gerathen (September 1810). Die Truppenabtheilung, die ihn zu dämpfen beauftragt war, schmolz durch Krankheiten auf dreihundert fünfzig Mann zusammen. Furchtbare Berge waren zu übersteigen, an grauenvollen Abgründen mußte vorbeigezogen werden, und nicht genug konnte man gegen Hinterhalte auf seiner Hut seyn. Alle Dörfer, durch die sie zogen, fanden sie von den Einwohnern verlassen; einige Patrouillen brachten endlich zwei Hirten ein, „wahre Wilde, deren Jargon kaum zu verstehen war.“ Indeß brachte man doch so viel aus ihnen heraus, daß die Einwohner der verschiedenen Ort-

schaften, mehrere tausend Mann stark, sich an einem Engpasse versammelt hätten, der auf dem Wege der Franzosen lag, um diese hier zu erwarten. Schnell brach man dahin auf, in der Hoffnung, den Feind zu überrumpeln. Durch einen Umweg gelangten die Truppen unbemerkt auf eine Anhöhe, die die Stellung der Insurgenten beherrschte. Vorsichtig näherte man sich ihnen, und erblickte, als man aus einem dunkeln Wald hervortrat, eine Menge Bauern, die sich hier gelagert hatten, und zum Theile schliefen. Plötzlich gab man auf sie Feuer; die Bauern fuhren aus ihrem Schlummer auf, und flohen über Hals und Kopf, mit Verlust einiger Todten und Verwundeten davon, verfolgt mit dem Bajonnette in den Rippen, bis an den Rand eines schauerlichen Abgrundes, in dessen Tiefe Orsemarzo lag. Die Lage dieses Dorfes ist in jedem Betracht furchtbar. Es liegt in einem tiefen Bergkessel, der von himmelhohen Bergen gebildet wird. Der Weg dahin besteht aus Treppen, die längs den Krümmungen eines Bergstromes hinabführen, der mit donnerähnlichem Gebrülle sich von Fels zu Fels stürzt, und prächtige Wasserfälle bildet. Unten angelangt, durchströmt er das Dorf, und drängt sich durch eine enge Felsenspalte in eine schöne, wohlangebaute Gegend hinaus, die er bewässert, und die einen höchst überraschenden Kontrast mit diesem schrecklichen Abgrunde bildet. Kaum begreift man, wie ein menschliches Wesen auf den Gedanken kommen konnte, sich hier niederzulassen. Der Pfad, der diesem Waldstrome folgt, ist durch Felsen gehauen. Nachdem die Franzosen am Eingange dieser Schlucht einen Posten zurückgelassen hatten, stiegen sie in das Dorf hinab, um sich nach Lebensmitteln umzusehen. Man fand diese im Ueberfluß in den Häusern, die alle verlassen waren, und deren Thüren weit offen standen. Während man beschäftigt war, die Vorräthe zu sammeln, hörte man einige Schüsse fallen, und sah bald darauf alle Berghöhen von bewaffneten Volksmassen erfüllt werden. Der am Eingange der Schlucht aufgestellte Posten wurde geworfen, und mußte sich mit großem Verluste zurückziehen. Die Truppen im Dorfe rückten zu seiner Unterstützung vor, wurden aber mit ungeheuren Steinen und Felsblöcken, die man aus der Höhe herabwälzte, und einem Kugelregen empfangen. Furchtbarer als alles Dieß drang in ihr Ohr das gellende Geschrei der Weiber, „die Furien ähnlich sahen, die kaum den Augenblick erwarten konnten, ihren Durst in unserm Blute zu stillen.“ Es blieb kein andrer Ausweg, als sich aus diesem Höllenabgrunde, in den sie sich unvorsichtigerweise gestürzt hatten, durchzuschlagen, was sie auch tapfer thaten, jedoch nicht ohne den Verlust von mehr als sechzig ihrer Leute.

Vermischte Nachrichten.

In dem Landstriche von Peru, der sich nördlich und südlich von Lima, unter 12° der Breite erstreckt und östlich von den Andes, westlich von dem stillen Ozean umschlossen wird, fällt niemals ein Tropfen Regen. Indeß ist den Winter über die Erde mit einem so dichten Nebel bedeckt, daß ihn die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermögen. Seine Dichtigkeit ist so groß, daß man Gegenstände auf einige Schritte nicht sehen kann; zwischen zehn und zwölf Uhr beginnt er sich etwas aufzuhellen; aber ohne ganz zu verschwinden. Dann kann man weiter umherblicken; doch werden die Sonnenstrahlen noch immer verdeckt, eben so wie in der Nacht die Sterne. Manchmal verliert sich der Nebel so weit, daß die Sonnenscheibe sichtbar wird, aber ihre Strahlen sind dessenungeachtet ohne Wärme. Diese Dünste lösen sich während des Winters in einen sehr feinen Thau auf, der den ganzen Boden durchdringt; indeß fällt er nie so stark, um die Wege zu verderben oder dem Reisenden beschwerlich zu werden; allein er befruchtet die mit Dürre und Unfruchtbarkeit heimgesuchten Orte und verwandelt den unangenehmen Staub der Straßen von Lima in Koth. Der Wind bläst in diesem Lande durchaus von Süden; manchmal auch ein wenig östlich, aber fast stets südlich oder südöstlich. Während der Nebelzeit läßt sich der Südwind nur leise spüren, und eine von Norden kommende, sehr milde Luft bringt jene Nebel hervor. Als Ursache, warum es da nie regnet, gibt man an, weil der Wind beständig von einem sehr kalten Punkte nach einem sehr heißen weht. Die Nebel würden sonach durch eine Mischung warmer Luft, die von Norden herkommt, mit der kältern, die von Süden weht, verursacht.

•

Vor einer der Polizeibehörden in London erschien dieser Tage eine Mistreß Comfort, die sich bitterlich über die schlechte Aufführung ihres Gemahls beklagte, der sie sogar schon thätlich mißhandelt habe. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen der armen Frau und dem Polizeibeamten folgendes Zwiegespräch: — Der Beamte: „Wem schreiben Sie die von Ihrem Manne erfahrene üble Behandlung vorzüglich zu?“ — Mrs. Comfort: „Wem Anders als dem Herzog von Wellington; der wird noch sein Verderben seyn.“ — „Wie? der Herzog von Wellington? Was hat der Herzog von Wellington mit Ihrem Manne zu schaffen?“ — „Ja es ist nur allzu wahr. Mein Alter hat nicht Ruhe noch Rast, wenn er nicht bei der saubern Bande des Herzogs von Wellington sizt. Morgens, Mittags und Nachts ist er dort, und wenn er zu Hause ist, so träumt er von nichts als von seinem verfluchten Herzog von Wellington.“ — „Liebe Frau, ich verstehe Sie nicht recht. Erklären Sie sich näher. Wie kann der Herzog von Wellington an der schlimmen Aufführung Ihres Mannes Schuld seyn? Ich sollte denken, Ihr Alter, wie Sie ihn nennen, möchte nicht so viel Zeit in Gesellschaft bei Sr. Herrlichkeit zuzubringen Gelegenheit haben, und selbst wenn er im Stalle oder sonst in einem Dienst des Herzogs beschäftigt wäre.“ — „Ja, im Stalle! Ew. Gnaden, wär' er nur im Stalle! 's wäre mir ganz recht. Aber er kommt nicht aus der Schenkstube.“ — „Ah, ich verstehe Sie jezt. Ihr Mann ist also in das Wirthshaus verliebt?“ — „Ei freilich, Sir.“ — „Und das Wirthshaus, das er gewöhnlich besucht, heißt der Herzog von Wellington?“ — Mistreß Comfort bejahte es und fügte hinzu: könnte sie nur ihren Alten vom Herzog von Wellington losbringen, so würde sie noch einmal so glücklich seyn; aber seit er „bei Herzogs“ eins und ausgehe, habe sie keinen guten Tag mehr gehabt.

•

Die Bauern im Himalaya haben eine so eigene Art, ihre Kinder einzuschläfern, erzählt ein Reisender, daß ich es lange nicht glauben wollte, bis ich mit eigenen Augen mich davon überzeugte. Das Kind, das ich so eingeschläfert sah, konnte 18 Monate bis 2 Jahre alt seyn, und die Mutter, die während seines Schlafes Getreide in einem Mörser stieß, hatte es auf einer weidengeflochtenen Matte an einen Rasenabhang gelegt, auf dem oben in schmalem Bette eine kleine Quelle vorbeirieselte. Ein Stück zu einer Röhre aufgerollter Baumrinde war am Saum der Quelle angelegt und leitete einen dünnen Faden Wasser hinab, der in der Höhe von ungefähr einem halben Fuß auf den entblößten Schädel des Kindes fiel. In dem Augenblicke, wo ich dazukam, lag der kleine Hindu unter seinem Gießbade in tiefem Schlafe. Die Bauern halten diese Art, ihre Kinder einzuschläfern, der Gesundheit derselben sehr zuträglich, und behaupten, daß unter dieser Begießung baumstarke Bursche heranwächsen. Allerdings mag dadurch ihr Schädel an Härte gewinnen; ob aber ihre geistige Fähigkeit dabei nicht ein wenig zu sehr verknöchert werde, ist eine andere Frage, die der Verstand der Bauern im Himalayagebirge nicht sehr zu ihrem Vortheil beantwortet.

•

Die durch Cuvier's Tod erledigte Stelle eines lebenslänglichen Sekretärs der Naturwissenschaften bei der französischen Akademie der Wissenschaften erhielt Herr Dulong. Am Lehrstuhle der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, der gleichfalls durch Cuviers Tod erledigt wurde, ernannte man Herrn von Blainville.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 208. 26 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Das Institut von Brera zählt noch mehrere ausgezeichnete Astronomen. Carlini theilte mit Plana in Turin, wie schon früher erwähnt, den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis für die Mondstheorie. Zahlreiche Beschäftigungen hinderten Carlini bis jetzt, seine Arbeit herauszugeben; indeß läßt er sie bruchstückweise in den mailändischen Ephemeriden, deren Herausgabe er schon seit lange her leitet, erscheinen. Diese wichtige Sammlung, die im Jahre 1775 von Cesaris begonnen wurde, enthält sehr interessante Abhandlungen von Oriani, Carlini und andern gelehrten Astronomen; sie ist für Italien, was für Frankreich die „Connaissance de temps" ist, die das „Bureau des Longitudes" herausgibt. — Cesaris, der Oriani in der Leitung der Sternwarte von Brera folgte, beschäftigt sich gegenwärtig fast nur noch mit meteorologischen Beobachtungen. Aus der Vergleichung einer großen Anzahl solcher Beobachtungen, glaubte er beweisen zu können, daß in der Menge des zu Mailand fallenden Regens seit dem letzten Jahrhundert ein Wechsel eingetreten ist. Seine Beobachtungen über die Temperatur, die er seit fünfzig Jahren mit demselben Thermometer, das täglich an demselben Platze hängt, angestellt hat, sind von großem Interesse. — Fristani, der gleichfalls auf der Sternwarte von Brera angestellt ist, verdient nicht minder einer besonderen Erwähnung. Er ist der Erfinder eines Instrumentes, um die Vertikale bloß durch optische Beobachtungen zu bestimmen, ohne Beihülfe eines Bleidrathes oder einer Wasserwage oder eines schwimmenden Körpers. Eine Beschreibung davon gab er in der „Biblioteca Italiana," und es ist zu hoffen, daß man seine Anwendung in den Observatorien einführen wird. Das Institut von Brera hat unlängst fühlbare Verluste erlitten. Mossoti, einer der geschicktesten Geometer der Lombardei, mußte sein Vaterland verlassen, und sah sich, nachdem er in verschiedenen Ländern von Europa umhergeirrt war, am Ende genöthigt, in Amerika eine Unterkunft zu suchen. Brambilla, der mehrere Jahre lang thätig an der Herausgabe der Ephemeriden mitgearbeitet hatte, kam vor Kurzem elend ums Leben. Piola verließ gleichfalls Brera, und beschäftigt sich seitdem mit mathematischer Analyse. Vor einigen Jahren trug derselbe einen Preis am Nationalinstitute von Mailand, für die Anwendung der Grundsätze der analytischen Mechanik auf mechanische und hydraulische Aufgaben, davon; man kennt von ihm gelehrte Abhandlungen über die Integralen, und andere wichtige Gegenstände seines Faches. Piola hat um sich mehrere junge Gelehrte, wie Casati, Basti, Frisiani u. s. w. versammelt; sie kommen gewöhnlich in einem Saale zusammen, wo alle Möbeln zu analytischen Tafeln herhalten müssen; selbst den Ofenschirm sieht man da mit Integralrechnungen bedeckt. Einer der merkwürdigsten Männer in Mailand ist unbestritten der so bescheidene Professor Belli, der mit sehr beschränkten Hülfsmitteln wichtige Untersuchungen in der Physik anzustellen im Stande war. Belli ist außerdem ein ausgezeichneter Geometer; er benutzte, um die geodätischen und astronomischen Instrumente in eine wagerechte Lage zu bringen, die schon vor ihm gemachte Beobachtung, über die Repulsion erwärmter Körper auf Tropfen einer Flüssigkeit, und bewies, daß es nur einer kleinen Differenz von Wärme auf beiden Seiten des Instrumentes bedürfe, um den Inder nach der entgegensetzten Seite in Bewegung zu setzen. Auch eine Abhandlung über die Anziehungskraft der Atome schrieb Belli, der auch das Gesetz der Erkaltung der Körper zu bestimmen suchte, wobei er eine ausgedehntere Stufenleiter zum Grunde legte, als Dulong und Petit zu ihren schönen Versuchen anwendeten. Belli erfand auch eine sehr sinnreiche Elektrisirmaschine, wo die erste Entwicklung der Elektrizität durch Berührung zweier verschiedenartiger Metalle vor sich geht, wobei diese Elektrizität durch elektrische Atmosphären, wie bei dem Condensator Volta's unendlich vermehrt wird. Ein Freund Belli's, der Stiftsherr Beiiani, ist sehr bekannt durch seine meteorologischen Instrumente und Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Physik. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verwendete er auf die Verbesserung der Thermometer; und er war es, der zuerst die merkwürdige Thatsache herstellte, daß das Wasser unter verschiedenen Temperaturen je nach den Gefäßen, in denen es enthalten ist, aufwallt. Eben so machte er zuerst die Physiker auf die Verrückung des Nullpunktes aufmerksam, die mit der Zeit an den Thermometern vor sich geht, und alle Beobachtungen in einem beständigen Irrthum erhält. Gegenwärtig beschäftigt sich Belli mit jenen schön gefärbten Gläsern, die man an Orten findet, wo sich schwefelsaures Wasserstoffgas entwickelt, worüber Bossi vor wenigen Jahren eine gelehrte Abhandlung geschrieben hat. Man kann dieses Feld der Wissenschaft nicht verlassen, ohne der schönen Arbeiten des Ritters Morosi zu gedenken. In der Nähe von Pisa, in Toscana geboren, ent-

wickelte Morosi frühzeitig schon großes Talent für Mechanik und erwarb sich hierdurch den Schutz des Ministers Manfredini, für den er später den berühmten Schachspielautomaten verfertigte, der gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts so viel Aufsehen machte. Im Jahre 1799 flüchtete sich Morosi, aus Furcht vor den Ausschweifungen der empörten Aretiner, nach Frankreich, wo er sich durch Erbauung verschiedener Maschinen Hülfsquellen eröffnete, durch die er auch den übrigen Gefährten seiner Verbannung nützlich werden konnte. Nach der Gründung des Königreiches Italien wurde er nach Mailand berufen, wo er den Bau der schönen Münzmaschinen leitete, in denen die Geldstücke durch eine schwache Wasserströmung unter den Prägstock gebracht und von einer metallenen Hand weggenommen werden, die, wenn sie nichts mehr zu thun findet, eine Glocke zieht, um Arbeit zu verlangen. Morosi baute eine Menge anderer sinnreicher Maschinen, von jenem Instinkte geleitet, den man häufig bei den Italienern trifft, und der die Fontana zu Rom und die Mazera zu Turin hervorbrachte. Zum Mitglied des italienischen Nationalinstitutes ernannt, fing er an, den theoretischen Theil der Wissenschaften zu studiren, die er bis jetzt, nur von seinem glücklichen Talente geleitet, praktisch geübt hatte. Man verdankt ihm eine Entdeckung, die für die Wirkung des Wassers in hydraulischen Maschinen von großer Wichtigkeit ist; er beobachtete nämlich, daß das Wasser, wenn es in senkrechter Richtung auf ein Hinderniß stößt, nicht alle seine Schnelligkeit verliert, so daß man seine hervorgebrachte Wirkung bedeutend verstärken kann, wenn man am Rande der Ebene, auf die es wirkt, noch eine Leiste anbringt. Morosi beschäftigte sich auch mit der Entwicklung der Wärme durch die Reibung von Metallen, so wie mit der Anwendung, die man davon auf die Industrie machen kann. Es gelang ihm, hiedurch eine zur Verfertigung der Seide hinreichende Temperatur hervorzubringen, und gegenwärtig ist er beschäftigt, diese Untersuchungen fortzusetzen, die, wenn es gelänge, die bewegende Kraft in eine erwärmende zu verwandeln, in der Industrie eine nicht minder wichtige Umwälzung hervorbringen könnte, als die Verwandlung der Hitze in eine bewegende Kraft in den Dampfmaschinen hervorbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Schluß.)

Am 7 Mai legte sich der Schooner „Minerva" unter Kommando des Kapitains Henri in unserer Bay vor Anker. Dieses kleine Schiff wurde uns sehr nützlich, da es leichter, als das unsrige war, und sich näher bei dem Ufer halten konnte, ohne den Wind zu verlieren. Es wurde zu einem Spitale eingerichtet. Das Sandelholz, welches auf diesem Punkte der Küste in großer Menge wächst, verschaffte uns dennoch wenig Ausbeute, denn das anhaltende Fieber hatte unsere Arbeiter erschöpft und ihren guten Willen gelähmt. Vor der Ankunft der Sandwichsinsulaner lebten die Tonganioten auf ihrer Niederlassung an der Cook-Bay im besten Einverständnisse mit einem benachbarten Stamme Eingeborner, welche die neuankommenden Insulaner für Freunde unserer Verbündeten hielten, und ihnen deßhalb mit Zuvorkommenheit entgegen kamen; allein Mannia bemächtigte sich des Häuptlings dieses gastfreundlichen Stammes, ließ ihn an Händen und Füßen binden, und begehrte ein bedeutendes Lösegeld für seine Freiheit die er ihm wahrscheinlich nicht wieder gegeben haben würde, wenn er nicht durch die ernsten Drohungen des Tonganioten-Chefs dazu gezwungen worden wäre. Wiewohl dieser Vorfall einen friedlichen Ausgang genommen hatte, setzten die Wilden doch wenig Vertrauen auf die erfolgte Aussöhnung; sie entfernten sich in der Nacht von unserm Lager, und unterhielten seit dieser Zeit mit den Insulanern von Sandwich beständige Plänkeleien, welche einer Menge Krieger von beiden Parteien das Leben kosteten. Alle Bestrebungen der neuen Gäste schienen mehr auf Krieg als auf einen friedlichen Verkehr hinzuzielen, denn ihr späteres Betragen zeigte, daß sie ihre zerstörenden Eroberungsplane nicht aufgegeben hatten, da sie bei der geringsten Veranlassung gern Gelegenheit nahmen, ihre Artillerie donnern zu lassen. Der Kapitain Hardy, Kommandant des Snapper, welcher später diese Insel besuchte, nachdem wir sie schon verlassen hatten, sagte uns, daß die Eingebornen für unsere Gräber eine fromme Ehrfurcht beibehielten, währenddem sie jene der Sandwichsinsulaner gänzlich zerstört hatten, sobald diese abgesegelt waren.

Wir verließen am 9 Mai die Bay von Gulantay, um in die Cook-Bay einzufahren, und fanden am Eingange derselben den Becket vor Anker. Ich besuchte den Kapitain dieses Schiffes an seinem Bord, um genauere Kundschaft über die Expedition des Gouvernements von Sandwich zu erhalten, und erfuhr, daß die uns früher zugekommene Nachricht von der verheerenden Krankheit unter ihrer Mannschaft nicht übertrieben war, und daß Mannia's Tod ebenfalls kein falsches Gerücht gewesen sey. Seine Wittwe Kanpene befand sich in Trauerkleidern am Bord des Becket, sammt der Leiche ihres Mannes, welche nach der in Sandwich üblichen Weise einbalsamirt war: d. h. man hatte sie gewaschen und eingesalzen, nachdem die Eingeweide herausgenommen worden waren. Nach dieser Zubereitung ward der Leichnam in ein seidenes Todtentuch gewickelt, und in eine Waffenkiste gepackt, welche mit einem in Theer getränkten Segeltuche überzogen war. Diese Kiste wurde in dem unteren Schiffsraume beigesetzt, und mit einem schwarzen Stück Baumwollenzeug, welches als Leichentuch diente, bedeckt. Zu jener Zeit waren die 120 Insulaner von Sandwich, welche mit dieser Expedition abgesegelt waren, schon auf 67 zusammengeschmolzen, und als der Becket späterhin nach Oahu zurückkam, brachte er nur noch den Sohn und die Wittwe Mannias mit; alle Uebrigen waren umgekommen.

Am 20 März erreichten wir Rotumah, wo wir die an unserm Bord befindlichen Eingebornen an das Land setzten. Am 14 April segelten wir nach Tanna, einer der neuen Hebriden, welche wir, nebst den Inseln Erronan und Immer, am 20sten zu Gesicht bekamen; wir hatten aber auf dieser Höhe gegen einen Meerstrom zu kämpfen, welcher uns nach Westen abtrieb. Der Lootse steuerte nach dem Hafen „Resolution;" allein die Schwäche des Windes erlaubte uns an diesem Tage noch nicht hinein zu fahren. Als die Nacht angebrochen war, zeigten sich die Flammen des Vulkans von Tanna, und dienten uns gleichsam als Leuchtthurm. Am 22 April legten wir uns in dem Hafen oder

vielmehr in der kleinen Bucht „Resolution," welche am östlichen Theile von Tanna gelegen ist, und von den Eingebornen Urabadu genannt wird, vor Anker. Letztere säumten nicht mit ihren leichten Piroguen gegen unsern Ankerplatz zu rudern und Lebensmittel zu bringen, welche sie gegen eiserne Ringe und Leinwand austauschten, so daß unser Schiff bald einem Handelsbazar ähnlich sah.

Die Abstammung der Eingebornen von Erromanga deutet auf rein papuanische Race, dagegen schienen jene von Tanna eine Mischung von papuanischem Blute mit asiatischer Race zu seyn. Die Ersteren tragen ihre Haare kurz geschoren, die Andern hingegen lassen sie in langen Locken wachsen, und binden ihre abgetheilten Haarbüschel so lange mit den Fasern einer Baumrinde zusammen, bis sie lang genug werden, um über ihre Schultern herabzureichen. Uebrigens sind die Haare der Einen wie der Andern wollicht. Die Eingebornen von Tanna scheinen sehr stolz auf diesen natürlichen Schmuck zu seyn, welchen sie gemeiniglich durch ein darüber gezogenes netzartiges Geflechte zu verwahren suchen. Auch hüten sie sich wohl, den Wachsthum ihrer Schnurrbärte zu hindern, welche nicht selten eine Länge von 12 Zoll erreichen. Ihre Weiber tragen dagegen die Haare kurz geschoren. Sie besitzen zwar einige jener Annehmlichkeiten der Physiognomie, welche wir an den Europäerinnen rühmen, doch hat ihre Schönheit nicht den Glanz, den wir erwarteten, und es fehlt ihren Zügen jene anmuthige Symmetrie, welche im Allgemeinen den weiblichen Gesichtern so vortheilhaft ansteht. Gleich den Herren der Schöpfung (so nennen sich ihre Männer) übertünchen sie ihren Leib mit einer aus Ruß und Oel zusammengesetzten Mischung; sie haben keine andere Bekleidung als ein Geflecht von Pisangblättern, womit sie sich umgürten, und tragen als Schutz gegen die Sonne eine Kopfbedeckung von gleichem Geflechte. Sie zeigten an unserm Borde eine natürliche Schüchternheit, welche ihnen recht wohl anstand; dagegen machten ihnen ihre Männer mit vieler Galanterie die Honneurs unseres Schiffes. Die mütterliche Zärtlichkeit scheint bei ihnen ein sehr lebhaftes Gefühl zu seyn, denn sie bewiesen zwei kleinen Kindern, einem Mädchen aus Erromanga und einem Mulatten von den Sandwichsinseln, welche sich an unserm Borde befanden, sehr große Theilnahme.*) Zahlreiche Piroguen führten eine Menge Weiber an unsern Bord, welche diese Kinder besuchten, und sie mit Liebkosungen und Geschenken überhäuften. Meistens brachten sie ihre eigenen Kinder mit, um den kleinen Fremden eine besondere Ehre zu erweisen.

Die Eingebornen pflegen dem Gemische, womit sie sich übertünchen, einen Theil rothen Ockers beizufügen, was ihrem Körper ein schmutziges Aussehen gibt, das noch dadurch vermehrt wird, daß sie sich sehr selten oder niemals waschen. Hiedurch entsteht bei den Männern wie bei den Weibern eine Nüancirung in der Haut, welche Einigen ein kupferfarbiges Aussehen gibt, während Andere sich mehr der Negerfarbe nähern. Die Männer sind meist von muskulöser und hoher Statur; sie tragen nichts als einen Gürtel, und sind am übrigen Theile des Körpers ganz nackt. In den Nasenlöchern pflegen sie häufig einen Ring von Schildkrötenschale so einzuziehen, daß er die äußere Nasenwand aufwärts biegt; ähnliche Ringe tragen sie in den Ohren, überhaupt scheinen sie großen Werth auf Verzierungen von Schildpatt zu legen. Auf dem Kopfe tragen sie, wie ihre Nachbarn in Erromanga, einen Schmuck von Federn, und durchfurchen auch, wie jene, anstatt der bei den meisten Insulanern der Südsee üblichen Tatuirung, ihren Leib mit langen aufgeworfenen Narben.

Einige dieser Wilden waren so begierig, auf unser Schiff zu kommen, daß sie aus Mangel einer hinlänglichen Anzahl Piroguen, in der Eile aus Pisangstämmen Flöße erbauten, und diese gebrechlichen Fahrzeuge mit Kokosästen, welche ihnen als Ruder dienten, gegen unser Schiff lenkten. Ihre Lieblingswaffe ist ein langer zugespitzter Stock, welchen sie mit wunderbarer Geschicklichkeit zu handhaben wissen. Ihre Bogen, Pfeile und Keulen, welche die vollständige Bewaffnung eines Kriegers ausmachen, sind mit weniger Sorgfalt gehalten, als ihre benachbarten Inselbewohner darauf zu verwenden pflegen. Das Abfeuern unserer Waffen flößte ihnen nach und nach weniger Schrecken ein, doch glaubten sie noch immer (wie es die Bewohner Taheitis und der übrigen Inseln Polynesiens lange geglaubt haben), daß das Feuer, welches die Entladung hervorbringt, aus dem Munde des europäischen Soldaten komme. Uebrigens leben die verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung von Tanna und der benachbarten Inseln besteht, in ewigem Kriege mit einander: es kamen oft Abgeordnete an unsern Bord, welche nicht nur die Bitte stellten, diesem oder jenem Stamme den Zutritt auf unser Schiff zu verweigern, sondern sie ersuchten uns sogar unsere Artillerie gegen sie zu gebrauchen. Die Tannioten sind besonders mit den Eingebornen von Erromanga in immerwährendem Kriege, weil jene die Letzteren nicht ohne Grund beschuldigen, Kannibalen zu seyn.

Einer unserer Officiere, welcher den Wunsch hatte, das Haupthaar eines Wilden mitzunehmen, konnte dieses nur um den Preis einer Scheere erkaufen. Dieser Handel erneuerte sich noch mehrmals, ich konnte mich aber des Lachens nicht enthalten, als einer dieser Wilden, seinerseits, einem Matrosen den Antrag machte, ihm eine Locke seiner langen Haare für einige Raritäten seines Landes zu überlassen. Ich konnte nicht errathen, war es Spott, oder wirkliche Theilnahme.

Am Morgen des 25 Aprils gingen alle Schiffe, welche in diesen Gewässern lagen, unter Segel. Unsere Bestimmung war nach Manilla. Als wir ungefähr zehn Meilen weit von Tanna entfernt waren, bekamen wir eine sehr deutliche Ansicht des feuerspeienden Berges, dessen dumpfes Geheul wir während unseres Aufenthaltes auf der Insel so oft gehört hatten. Seine schwarzen und kalcinirten Seitenwände bildeten mit dem lieblichen Grün der umliegenden Hügel einen seltsamen Kontrast. — Wir fuhren an mehreren kleinen Inseln vorüber, welche zur Gruppe der neuen Hebriden gehören, und erkannten sehr deutlich Hinschinbroke, Sandwich, die Schäferinseln und viele andere, welche sich, je nach ihrer Entfernung, entweder als schmale grüne Streifen oder als kleine Flächen darstellten. Den 29sten befanden wir uns im Angesichte von Paum, einer sehr hohen vulkanischen Masse, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ist; ihr unterer Theil besteht aus Gehölzen oder aus unfruchtbaren Steppen; das Ganze aber bietet einen erhabenen und imposanten Anblick dar. Gegen 6 Uhr Abends erkannten wir auf eine Entfer-

*) Von diesen beiden Kindern ließen wir Eines in Rotumah; das Mädchen aber, Namens Elau, wurde durch Herrn Bennet nach England gebracht, wo derselbe die Sorge für seine Erziehung übernommen hat. Dieses Kind zeigt eine äußerst gefühlvolle Seele, viel Geistesgegenwart, und eine große Vorliebe für die Musik. Schade daß es seine Landessprache ganz vergessen hat. Es wird aber merkwürdig seyn durch diesen Versuch zu erfahren, wie weit sich die geistigen Kräfte eines Insulaners der Südsee durch europäische Erziehung entwickeln lassen. A. d. V.

nung von drei bis vier Meilen die Insel **Ambrym**, welche mit dichten Waldungen bedeckt ist; wir kamen derselben nahe genug, um die Feuer zu unterscheiden, welche die Eingebornen am Ufer angezündet hatten. Sie riefen uns zu, und machten mit einer langen Stange, an deren Ende sie einen hellen Stoff befestigt hatten, mehrere Zeichen, worauf zwei Piroguen vom Lande abstießen, und in der Richtung gegen uns zu kommen schienen. Die einbrechende Nacht nöthigte sie aber bald umzukehren.

Casimir Perier's Charakter.

(Aus dem „Monthly Magazine.“)

Was war Perier? Wollen wir auf diese Frage den Moniteur, das Debats und das Journal von Paris antworten lassen, so war der letzte Präsident des französischen Konseils der erste Mann der Welt. Bertin de Beau hat ihn über Napoleon gesetzt und Leon Pillet ihn „un puits de science politique“ genannt. Würden wir dagegen dem National, der Tribune und dem Mouvement eine Stimme einräumen, so würden wir ihn als den niedrigsten Menschen, als den Inbegriff eines Wellington und Polignac, schildern hören. Was wir hier von Perier zu sagen haben, schöpften wir aus persönlicher Bekanntschaft, und wir können mit voller Wahrheit erklären, daß wir in ihm stets einen Mann von despotischem und tyrannischem Charakter kennen lernten; einen Mann, der oberflächlich einige allgemeine Kenntnisse, wenig klassische und politische Bildung, aber große finanzielle Talente besaß. Fragt man: welches waren die politischen Grundsätze Casimir Perier's, so nennen ihn die Vorfechter des Justemilieu einen wahrhaft konstitutionellgesinnten Minister. Odillon Barrot, Lamarque, Dupont de l'Eure und die übrigen Oppositionsmitglieder dagegen bezeichneten ihn oft als den geheimen Agenten der legitimen Partei in Europa und als die Puppe Metternich's und Nesselrode's. Beide Ansichten sind übertrieben; unsrer Meinung nach hatte der verstorbene Premierminister gar keine eigenen politischen Grundsätze, und war der bloße Vollstrecker der ihm von der doktrinären Partei unter die Hand gegebenen Maßregeln. Alles was Broglie, Guizot, Dupin, Villemain und selbst Louis Philipp in Antrag brachten, wurde bei Perier politisches Glaubensbekenntniß, und da er unbestritten der hartnäckigste Kopf in Frankreich war, so hatte man keine bessere Wahl treffen können, als durch Perier dieß System in Vollzug setzen zu lassen.

Welche administrativen Talente besaß Perier? Das Justemilieu hat ihn den Administrateur par excellence genannt. Die Partei der Bewegung beschuldigte seine Verwaltung, Frankreich zu untergraben und ins Verderben zu stürzen. Ohne von Parteilichkeit geblendet zu seyn, muß man sagen, daß Casimir Perier während seiner Verwaltung große Gewandtheit bewiesen, obgleich er oft zu niedrigen Mitteln seine Zuflucht nahm. Unbedingt aber müssen wir den Grundsatz verwerfen, den er in Bezug auf seine Untergebenen aufstellte, indem er sagte: „Ceux qui acceptent des places sous moi ne doivent avoir que ma conscience.“ Diese despotische Maxime wurde, während er am Steuer war, buchstäblich genau befolgt. Alle, die nur im Mindesten selbstständige Grundsätze blicken ließen, wurden auf der Stelle von ihrem Dienste entlassen; und wenn man Casimir Perier des Despotismus beschuldigte, pflegte er zu antworten, daß keine Regierung ohne ihn bestehen könne!!

War Casimir Perier ein guter Minister des Innern? Hierauf kann man, ohne auf die Lobeserhebungen seiner besoldeten Vertheidiger, oder auf die Anklagen seiner Gegner Rücksicht zu nehmen, bloß durch Thatsachen antworten. Als Perier das Staatsruder ergriff, war Frankreich allerdings in einem Zustande großer Gährung, allein die heftigste Krise war bereits vorüber. Polignac und seine Mitschuldigen waren verurtheilt, die Bonapartisten und Republikaner hatten die Hand geboten, die Regierung der neuen Dynastie zu unterstützen, voraus bedungen, daß die Institutionen Frankreichs die benöthigten Verbesserungen erfahren würden. Die Vendéer, die Verbets und die Karlisten des südlichen Frankreichs lagen in einer Art Betäubung. Die Presse nahm noch immer eine vertheidigende Stellung ein, enthielt sich aber der Angriffe. Der Handel litt, aber war doch noch im Gange; in keiner Provinz Frankreichs hatte sich Bürgerkrieg entzündet und Alles schien die Befestigung der neuen Epoche der Freiheit zu versprechen. Casimir Perier, statt den innern Zustand von Frankreich zu verbessern, that Alles — und vielleicht, wenn wir seinen Freunden glauben wollen, in guter Absicht — ihn zu verschlechtern. Lamarque wurde bald darauf sein Kommando in der Vendée genommen, weil er kein Freund der Doktrinäre war, und wenig Wochen verstrichen, so begann der Bürgerkrieg in dieser Provinz; und obgleich man fünfzig tausend Mann Soldaten gegen die Chouans auf den Beinen halten mußte; so haben doch Ermordungen, Plünderungen und Aufruhr dort noch immer nicht aufgehört. Perier errichtete — wahrscheinlich in seinen guten Absichten — eine Art von Geheimkabinet, in welchem seine Censoren die politischen Artikel der Oppositionsjournale untersuchten, und es ist Thatsache, daß die Presse keinen ärgern Feind hatte, als den Premierminister. Zwei Drittheile der politischen Schriftsteller Frankreichs wurden ins Gefängniß geworfen. Casimir Perier erneuerte auch das barbarische System der Haussuchungen und legte darin ungescheut seine despotische Sinnesart an den Tag. Es ist Thatsache, daß Herr Vivien die Polizeipräfektenstelle niederlegte, weil er sah, daß er das blinde Werkzeug von Perier's Despotismus seyn sollte. Sein Nachfolger that dasselbe, und Perier ersetzte ihn durch einen seiner alten Trabanten, und von nun an trug die Polizei alle Spuren der gehässigsten Inquisition an sich. Es wurden Scheinverschwörungen angezettelt, Scheinaufstände veranlaßt und unterdrückt; Blut wurde vergossen und alle Gefängnisse mit den Unglücklichen angefüllt, die in die ihnen gestellte Falle gegangen waren. Rovigo's System wurde in allen Stücken erneuert. Es wimmelte von Spionen, zu deren Unterhaltung die Doktrinäre **fünf Millionen** für geheime Ausgaben bewilligten. In diesen guten Absichten kaufte Casimir Perier ferner zwei Journale, und unterhielt mit dem Geld des Publikums einen beständigen Krieg gegen das Publikum zur Vertheidigung seiner Administration. In diesen guten Absichten theilte er wichtige Stellen und Missionen seinen Verwandten zu bis ins fünfte Glied. Seine Söhne und Neffen verließen die Bankgeschäfte in der Rue des Luxemburg und wurden mit einem Male Diplomaten, Präfekte und Gesandtschaftssekretäre.

War Casimir Perier ein guter Präsidene des Konseils? Keineswegs; er war ein Despot, aber ein Mann, der keinen Nutzen stiftete. Stets versprach er Glück und Wohlfahrt und schuf nur Elend; er sprach von der Ehre Frankreichs, während die französische Nation im Auslande alle Achtung verlor; er verschloß sein Ohr dem Hülfsrufe Polens und Italiens und begünstigte die Absichten der absoluten Mächte. Casimir Perier hat sich Denkmäler in Warschau und Modena gestiftet, und ein Mausoleum darf ihm zu Lyon, zu Nimes, Grenoble und Marseille errichtet werden.

War Casimir Perier jemals wirklich liberal gesinnt? Bis zum Jahre 1827 wurde er dafür gehalten; unter Martignac's Ministerium aber erlosch viel von dem Glanze seines Namens. Man erzählte sich — und berief sich dabei auf Benjamin Constant — Perier habe sich mit den Ministern auf gewisse Bedingungen verständigt, und seine finanziellen Verhältnisse, die damals nicht zum Besten standen, seyen dadurch wieder in Ordnung gebracht worden. So viel ist gewiß, daß Perier während Martignac's Ministerium in der Deputirtenkammer verstummte, allen Partien Karls X fleißig beiwohnte und ein vertrauter Freund dieses Monarchen und seines Sohnes, des Dauphins, wurde. Ueberdieß war Casimir Perier bei dem Ausbruche der Julinsrevolution einer der Letzten, der sich der Nationalpartei anschloß; er verweigerte der Protestation der Deputirten gegen die Ordonnanzen Karls X seine Unterschrift, und, was noch mehr Beachtung verdient, Karls X letzter Akt, bevor er seine Abdankung unterzeichnete, war die Ernennung Perier's zu derselben Stelle, die ihm Ludwig Philipp übertrug.

Sobald Casimir Perier zum Präsidenten des Konseils ernannt war, fiel es den Generalen Lafayette und Dupont de l'Eure wie Schuppen von den Augen, und als man sie fragte, warum sie eine so große Niedergeschlagenheit blicken ließen, erwiderten sie: „Weil wir überzeugt sind, daß Casimir Perier während der bourbonischen Herrschaft sich nur deßhalb der Opposition anschloß, weil er Minister und Pair werden wollte, und wenn ihm seine Absicht fehlschlug, so war es nicht sein Fehler, sondern der seiner Freunde und der Presse.“ Die letzten Worte, die Benjamin Constant vor seinem Tode über Frankreichs Angelegenheiten sagte, waren: „Gott behüte Frankreich, und möge Perier niemals Minister Ludwig Philipps werden!“ Diese Worte schreibt man auch dem ehrwürdigen Pompierre zu.

Verantwortlicher Redakteur Dr. **Lautenbacher**.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 209. 27 Julius 1832.

König Georgs-Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

Bei ihren Feuer-Jagden, zu denen sich die Eingebornen von König Georgs-Sund des Sommers in großer Anzahl versammeln, gehen sie folgendermaßen zu Werke: „Mit einer Art Fackeln, aus den dürren Blättern der Xanthorrhöa, zünden sie Gras und Gesträuche rings um das Gehölz an, wo das Wild seinen Stand hat; bei der großen Dürre greift das Feuer schnell um sich, und das Wild kann nirgends hinaus entrinnen. Die Jäger, hinter dem Rauche versteckt, vertheilen sich an dem gewöhnlichen Wechsel des Wildes, durchbohren die Thiere, wenn sie vorbeilaufen, mit ihren Sagayen und erlegen so mit leichter Mühe eine große Menge Wildpret. Das Feuer greift bei solchen Gelegenheiten oft auf einer Strecke von mehreren Meilen um sich, verbreitet sich jedoch nur selten allzuweit, weil die Jäger immer nur stellenweise und nach und nach Feuer anlegen. Die Weiber zünden ebenfalls zuweilen solche Feuer an, um die gestreiften Kangurus zu tödten, begleiten aber auch oft ihre Männer auf ihren großen Feuerjagden. Sobald das Feuer abgelöscht ist, durchsuchen die Jäger die Asche nach den Schlangen und Eidechsen, die bei solchen Gelegenheiten in großer Menge umkommen, und holen diejenigen dieser Thiere, die sich etwa in ihre Löcher geflüchtet haben, mit leichter Mühe heraus.

Man bedient sich auch der Hunde, die sie selbst aufziehen, ohne sich jedoch die Mühe zu geben, sie für irgend eine Jagdweise besonders abzurichten. Diese Hunde scheinen eine treffliche Witterung zu haben; sie beschleichen das Wild nach Art der Vorstehhunde, und springen dann darauf ein oder verfolgen es. Die größte Geschicklichkeit derselben besteht darin, die gestreiften und die kleinen Kangurus, so wie auch den Opossum im Lauf zu fangen; sie sind jedoch nicht schnell genug, um Emus (Kasuars) und große Kangurus einzuholen. Der Eigenthümer eines Hundes wird Turt-äh-diu genannt, und hat das Recht, einen größern Antheil des erlegten Wildes anzusprechen. Oft leiht er auch seinen Hund gegen einen Theil der Jagdbeute aus.

Diese Hunde werden mit Pflanzennahrung, gerösteten und gestoßenen Wurzeln, den Eingeweiden der erlegten Thiere, und solchen Knochen gefüttert, die für die Zähne der Wilden zu hart sind. Wird diesen Thieren zuweilen zu wenig Futter gereicht, so verlassen sie ihre Herren, um sich selbst Nahrung zu suchen, kehren jedoch meist nach Verlauf einiger Tage wieder zurück. Will der Herr nicht, daß sein Hund mit ihm laufe, so fesselt er ihm einen der Vorderläufe mit einer Binse an den Hals, und läßt ihn an einem schattigen Orte zurück; trägt ihn auch zuweilen auf den Schultern mit sich. Ein Hund von sechs Monaten bis zu einem Jahre wird Dschimmeny genannt, und zur Jagd auf Eidechsen und gestreifte Kangurus verwendet; bis sie dieses Alter erreichen, bleiben sie unter Aufsicht und Pflege der Weiber. Sie bellen nur selten, haben aber ein sehr scharfes Gebiß und schnappen wie die Füchse. Sie sind sehr wachsam, und greifen jeden Fremden an. So lange sie im Zustand der Wildheit leben, werden sie zuweilen von den Eingebornen erlegt und gegessen, ihr Fell wird jedoch nicht benützt. *) Stoßen die Eingebornen auf das Lager einer solchen wilden Hündin mit Jungen, so nehmen sie eines oder zwei mit sich, um sie aufzuziehen; zuweilen folgt dann die Mutter dem Räuber und greift ihn an, was allerdings gefährlich ist, da diese Hunde groß und stark sind; allein meist lassen sie den Raub geschehen und ziehen sich bald wieder langsam zurück.

Die Kangurujagd wird von kleinen Gesellschaften oder auch von einem Jäger allein betrieben. Man wartet einen heftigen Regen oder starken Wind ab, damit das Thier, das ein sehr feines Gehör hat und immer wachsam ist, das Geräusch der Schritte des Jägers nicht höre. Der Jäger schleicht mit der größten Vorsicht heran und es geschieht oft, daß er sich ganz nahe bei dem Kanguru befindet, ohne daß dieses ihn gewahrt. Ist es irgend thunlich, so sucht er sich mit dem Winde im Gesicht zu nähern, und entdeckt er das Thier, so nimmt er seinen Mantel ab, paßt den Augenblick ab, wo es sich bückt oder ihm den Rücken kehrt, eilt dann schnell auf dasselbe los, und verbirgt sich hinter einem Gebüsch. Je näher er seiner Beute kommt, um so leiser schreitet er, immer gebückt, vorwärts, und zwar nur dann, wenn das Getös des Windes das Geräusch seiner Schritte übertäubt. Wendet sich der Kanguru zufällig, so bleibt er unbeweglich, bis das Thier wieder zu grasen anfängt. Auf diese Weise nähert er sich ihm bis auf einige Schritte, und durchbohrt es dann mit seiner Sagaye. So wie es fällt, läuft er hinzu und gibt ihm vollends den Fang, indem er ihm mit sei-

*) Ihr Schweif wird häufig als Zierde am Arm- oder Handgelenke getragen. (Kings Australia.)

nem Hammer den Kopf einschlägt. Das erste, was jetzt geschieht, ist, dem Kanguru die beiden Schneidezähne der untern Kinnlade auszubrechen, die als Spitzen für die Sagayen dienen; dann faßt er den Schweif des Thieres, beißt die Spitze desselben ab, und zieht die Flechsen heraus, die er um einen Stock wickelt um sie trocknen zu lassen, bis er ihrer bedarf, um damit einen Mantel zusammen zu nähen oder die Zähne an seine Sagayen zu befestigen. Kleine und große Kangurus werden an sumpfigen Orten auch in Gruben gefangen. Diese Gruben sind mit Zweigen bedeckt und mit Erde überstreut; vorzüglich im Innern des Landes ist diese Art des Fanges üblich.

Der Casuar oder Emu wird meist im Winter, die Brütezeit dieses Vogels, gejagt. Haben die Jäger ein Nest entdeckt, so verbergen sie sich hinter einem Gesträuche in der Nähe und suchen sich zuerst des Männchens zu bemächtigen; das Weibchen ist ihnen dann so ziemlich gewiß, wenn es anders nicht beunruhigt wurde, in welchem Falle es das Nest verläßt. Obschon dieser Vogel gleich den Kangurus als die leckerste Speise gilt, so wird er doch nur sehr selten getödtet. Auch Eidechsen werden von den Eingebornen gern gegessen und machen zu gewissen Zeiten fast ihre einzige Nahrung aus. Sie beschränken sich auf drei Gattungen; die größte, Mennaar genannt, ist dem Leguan ähnlich, den man in der Gegend von Sydney findet; er ist gewöhnlich lang, dünn und mager, zu einer gewissen Zeit aber wird er fett und gibt dann einen guten Bissen. Der Mennaar macht sich ein Loch in das Nest einer gewissen Gattung Ameisen, das einen Erdhaufen von vier bis fünf Fuß Höhe bildet und im Innern aus sehr harten, festen Zellen besteht, die aus einer harzigen mit Erde vermischten Substanz zusammengefügt sind; dennoch durchbohrt er diesen Hügel vom Gipfel bis auf den Grund und legt ein Dutzend an einander hängender, mit einer zähen, pergamentartigen Haut bedeckter Eier, von der Größe eines starken Taubeneies hinein. Die Ameisen beeilen sich, das von dem Mennaar gemachte Loch wieder zu verschließen und so werden diese Eier nun von der natürlichen Wärme des Ameisenhaufens ausgebrütet. Diese Eier haben einen öligen Geschmack, lassen sich nicht leicht mit kaltem oder warmem Wasser vermischen, sind indeß gut zu essen. Der Oceandie, die zweite Gattung Eidechsen, hat eine sehr dunkle Farbe und einen langen, cylinderförmigen Schwanz. Man trifft ihn gewöhnlich auf den Felsen, wo er sich in Ritzen und unter Steinen verbirgt. Auch in Höhlungen in der Erde und in Bäumen hält er sich auf; er ist sehr munter und schnell in seinen Bewegungen.

Die dritte Gattung, der Yuern, hat einen kurzen Schweif, dicken Kopf und verhältnißmäßig ungeheuren Rachen, den er, wenn er angegriffen wird, sogleich aufreißt und eine purpurrothe Zunge hervorstreckt; sein Körper ist mit großen grauen Schuppen und braunen Querstreifen bedeckt, er ist sehr träge und gräbt sich keine Löcher, sondern verbirgt sich im hohen Gras. Das Weibchen trägt zwei große Eier im Leib; bereits gelegte hatte ich nicht Gelegenheit zu sehen; dem Bericht der Eingebornen zufolge gräbt sie das Weibchen unter die Oberfläche des Bodens ein, wo sie von der Sonne ausgebrütet werden. Man findet diese Yuern häufig in Ameisenhaufen, die von Stroh oder Blättern mit Sand untermischt aufgebaut sind; ob sie sich hier aufhalten um ihre Eier zu legen, oder Ameisen zu fressen, vermag ich nicht zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammedanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferdrennen.

Der Mussa, ein kleines Flüßchen, scheidet die Königreiche Yarriba und Borgu. Die Lander hatten ihn kaum überschritten, als sie sich in ein völlig von Yarriba verschiedenes Land versetzt fanden, wo eine andere Sprache gesprochen wurde, eine andere Religion, andere Sitten, Gebräuche und Vergnügungen herrschten. Die runden Hütten, die von den Bewohnern von Borgu Catamba, in der Haussa-Sprache Zowley, und in Bornu Cuzie genannt werden, haben in ihrer Mitte einen dicken Baumstamm, der das Dach trägt, und zwei einander gegenüber angebrachte Oeffnungen als Thüren. Vielleicht gibt es nirgends zwei Völker, die so nahe bei einander wohnen und in jedem Betrachte so durchaus verschieden sind, als die Einwohner von Yarriba und Borgu. Jene sind in stätem Handelsverkehre mit einander von Stadt zu Stadt; diese verlassen ihre Städte nur, wenn sie in den Krieg oder auf Raubzüge ausgehen; erstere sind feig und kleinmüthig, letztere kühn, tapfer, voll Stolz und Muth, und scheinen nicht glücklicher, als wenn sie kriegerische Uebungen vornehmen können. Die Einwohner von Yarriba sind sanft, bescheiden und ehrlich, aber kalt und leidenschaftslos; die von Borgu stolz und hoffärtig; zu eitel, um höflich, zu listig, um ehrlich zu seyn; allein sie scheinen eine Ahnung von Liebe und gesellschaftlichen Neigungen zu haben, sind warm in ihrer Freundschaft und heftig in ihrem Unwillen.

Die Lander setzten ihre Reise von Katunga nach Kiama, der Hauptstadt von Borgu, in Gesellschaft einer Fatakie oder Karawane von Kaufleuten fort, die gewöhnlich einen Trommelschläger im Sold haben, der den ganzen Tag über seine dumpfe, heiser tönende Trommel schlägt, um die Lastträger in ihrem Schritte anzufeuern. Die Reisenden einer solchen Fatakie pflegen meist an Daumen und Mittelfinger eiserne Ringe zu tragen, an deren einem sich eine Platte von gleichem Metall befindet; wenn nun einer der Gesellschaft auf dem Wege durch die dichten Urwälder dieses Landes von dem Zuge abgekommen ist, oder sich verirrt hat, so schlägt er beide Ringe an einander, was einen weithin vernehmbaren Schall gibt; die Karawane erwidert dieses Zeichen, und so findet man sich leicht wieder zusammen. Der Weg führte fast ununterbrochen durch prachtvolle Urwälder, wo es Hirsche und Antilopen in Menge gab, aber auch Löwen, Leoparde, Elephanten, Büffel und wilde Esel. Die Reise ging ohne weitere Abenteuer von Statten. Nur Einmal ließen sich einige zwanzig verdächtig aussehende Neger, mit langen Bogen und Pfeilen bewaffnet, blicken, und schienen große Lust zu haben, die Karawane anzugreifen, deren Lastträger, wie sie es bei dergleichen Fällen gewöhnlich thun, eben ihre Bürden abwerfen wollten, um die Flucht zu ergreifen, als einer der Brüder sein Gewehr auf sie anschlug, wodurch die Räuber so erschreckt wurden, daß sie eiligst in das Dickicht des Waldes zurückwichen.

Auch der König von Borgu schickte den Reisenden bewaffnete Reiter entgegen, um sie nach Kiama einzuholen. Diese begrüßten die weißen Männer, indem sie, nicht sehr zu deren Vergnügen, fast dicht unter ihrer Nase die Lanzen hin- und herschwenkten, dann ihre Pferde herumtummelten und bäumen ließen, aber endlich, nachdem sie genugsame Proben ihrer kriegerischen Geschicklichkeit abgelegt zu haben glaubten, vom Pferde sprangen, und sich den Fremdlingen zu Füßen warfen. Es war ein heiterer schöner Abend, als sie sich Kiama näherten; die Bäume und Gebüsche hauchten köstliche Düfte aus, während rechts und links vom Zuge das wohlberittene Gefolge, in orientalischer Tracht, zwischen den Bäumen hindurch seinen Weg suchte und mit erstaunlicher Schnelligkeit bald der Karawane vorausprengte, bald hinter ihr sich anschloß. Dieß Gefolge, so wild und abenteuerlich wie die Landschaft, durch die der Zug sich bewegte, bot dem Auge ein um so überraschenderes Schauspiel, als ihre Lanzen und die silbernen Verzierungen ihrer Turbane im Mondschein erglänzten, während zahllose Feuerwürmer, wie davon fliegende Funken, um sie her stäubten.

König Yarro, ein ältlicher Mann, mit einem fast zahnlosen Munde und einem Bart, wie von weißer Wolle, nahm sie mit großer Güte auf, und schien sehr erfreut, Richard Lander wieder zu sehen. Kaum waren sie in den ihnen zugewiesenen Hütten angelangt, als ein halbes Dutzend von Yarro's Weibern erschien, die große Kalabaschen mit saurer Milch brachten, deßgleichen geschmorte Pfannkuchen und in Reis gedämpftes Rindfleisch, das erste, das den Reisenden noch in dieser Gegend zu Gesicht kam. Auch buntfarbige und sehr kunstreich gearbeitete Matten wurden den Gästen zum Gebrauche überreicht. Die Brüder machten dem König am andern Tage dagegen sechs Ellen rothes Tuch, einige Stücke gedruckte Kattune, ein Paar silberne Armbänder, einen Spiegel, zwei Scheeren, ein Messer, zwei Kämme und eine Tabakspfeife zum Geschenke.

Yarro bekennt sich zum mohammedanischen Glauben; allein es läßt sich leicht bemerken, daß die Lehre des Korans bei ihm noch nicht sehr tiefe Wurzeln geschlagen, da er im Glauben seiner Väter, noch immer Fetische am Eingange seiner Wohnungen als deren Schutzgottheiten aufgestellt läßt. In einer seiner Hütten sahen die Reisenden einen viereckigen Stuhl, an dessen zwei Hauptseiten hölzerne Figuren ausgeschnitzt waren, von denen einige mit Flinten, andere mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, andere mit Trommeln und andern musikalischen Instrumenten. Ueber ihren Köpfen war ein Reiter auf einem roh gearbeiteten Flußpferde angebracht, mit einem Schwert in der Hand und einer Art Kardinalshut auf dem Kopf. Die Einwohner pflegen dieses Götzenbild um Schutz gegen die Flußpferde und andere Gefahren anzurufen, wenn sie auf dem Flusse schiffen wollen. In einer anderen Hütte sahen sie Yarro auf Büffelhäuten sitzen; der König lud sie ein, an seiner Seite sich niederzulassen. Die Wände dieses Gemachs waren mit mehreren guten Kupferstichen Königs Georg IV, seines verstorbenen Bruders, des Herzogs von York, Lord Nelson's, des Herzogs von Wellington zu Pferde, und einer sehr schmachtend darein sehenden englischen Dame behangen. Gegenüber hing Pferdegeschirr, und überall waren schmutzige Papierstreifen, mit Koransprüchen beschrieben, angeklebt. Auf dem Boden lagen Schießgewehre, sehr schön verzierte Lanzen und andere Waffen, alle auf einem Haufen durcheinander, neben einem großen Granitblock, der zum Pfefferstoßen diente. An mehreren kleinen Seitenthüren drängten sich die Weiber des Königs, um die fremden Gäste zu beäugeln.

(Fortsetzung folgt.)

Saint-Martin.

Paris, den 12 Juli.

Gestern um 5 Uhr Morgens starb der berühmte Orientalist Saint-Martin im 42sten Jahre seines Lebens, an einem heftigen Anfalle von Cholera. Der Kummer über den Verlust seines Freundes Remusat, und über die ungerechte Verfolgung, der er seit zwei Jahren ausgesetzt war, scheint die Tödtlichkeit der Krankheit befördert zu haben. Er war in Paris geboren, bestimmte sich früh für historische Studien, beschäftigte sich fast mit allen orientalischen Sprachen und vorzugsweise mit der armenischen, worin er in Europa den ersten Rang behauptete. Er hatte sich mit großer Vorliebe auf chronologische Studien gelegt, und seine Papiere müssen ein fast vollständiges System der alten und orientalischen Chronologie enthalten, aus dem er von Zeit zu Zeit Bruchstücke in der Akademie vorlas, in welcher er für klassisch in diesem Fache galt. Seine Arbeiten waren vielseitig und erstreckten sich fast über alle Punkte der vorderasiatischen Geschichte, seine Mémoires sur l'Arménie 1818. 2 Bde. 8., und seine Anmerkungen zu Lebeau, 11 Bde. 8., sind ein sprechender Beweis seiner tiefen Geschichtskenntniß und seines historischen Scharfsinns; seine Geschichte von Palmyra ist zum Theil gedruckt, aber nicht erschienen; seine Memoiren über die Pehlewi-Inschriften, über den Ursprung der Berbern, über die Geographie von Armenien, über die Organisation des persischen Reiches sind im Druck erschienen, so wie eine Menge sehr umfassender Arbeiten, Uebersetzungen orientalischer Historiker und Geographen, Notizen über Handschriften u. dgl. Es ist zu hoffen, daß seine Handschriften in hinlänglicher Ordnung sind, um gedruckt werden zu können. Er selbst liebte nicht, seine Arbeiten drucken zu lassen; er beschäftigte sich Jahre lang mit einer Lieblingsaufgabe, unternahm die umfassendsten Arbeiten aufzulösen, schrieb seine Resultate und die Beweise nieder, und legte Alles, sobald es fertig war, zu seinen Papieren. Seine mündlichen Mittheilungen waren höchst interessant; er pflegte halbe Tage mit seinen Freunden über einen wissenschaftlichen Gegenstand sich zu unterreden, wobei man die Fertigkeit seines Gedächtnisses, die Kunst, mit der er die verschiedensten Data kombinirte und erklärte, und die Ausdehnung seiner Kenntnisse bewundern mußte. In seiner Jugend hatte er gewünscht, eine Reise nach Persien und Armenien zu unternehmen, und einen ausführlichen Plan dazu entworfen, in welchem er aus den Alten und orientalischen Schriftstellern die Lokalitäten festgesetzt hatte, die zu beobachten wären, wo sich unbekannte Inschriften finden, und wo man Handschriften, die für die Geschichte wichtig wären, entdecken könne. Die Umstände erlaubten ihm nicht, diesen Plan auszuführen; aber es blieb für ihn eine Lieblingsidee, die er, als er zu Macht und Einfluß gelangt war, durch seinen unglücklichen Freund, Schulz aus Gießen, ausführen lassen wollte. Er verschaffte ihm durch seinen Einfluß bei dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag diese Reise auszuführen, deren trauriges Ende allgemein bekannt ist. Ueberhaupt war er von der liebenswürdigsten Zugänglichkeit für Fremde; er machte nie einen Unterschied zwischen einem Franzosen und einem Deutschen, wenn er glauben konnte, daß er wissenschaftlich etwas leisten könne. Er hatte keinen größern Wunsch, als die Arbeiten Anderer zu befördern, und war weit geneigter, fremde Werke als seine eigenen der Welt vorzulegen. Man hat ihm hier oft und bitter eine Neigung, sich den Großen zu nähern, vorgeworfen; aber seine Freunde wissen, daß er mehr von ihnen aufgesucht wurde, als sie von ihm, und wenn er Einfluß hatte, so benützte er ihn nur für die Beförderung Dessen, was er für Recht und nützlich hielt, und nie zu seiner eigenen Erhebung; er hat nie große und lukrative Stellen bekleidet, und mehrmals, wenn man aus politischen Gründen Gelehrte absetzen wollte, und ihm ihre Stellen anbot, wendete er seinen Einfluß an, sie vor der Gefahr zu beschützen, obgleich sie nicht seine Ansichten theilten. Seine politischen Meinungen waren übertrieben und vollkommen absolutistisch, wenigstens dem Scheine nach, und er liebte, sie aufs schneidendste auszusprechen;

aber Niemand war liberaler in seinen Gesinnungen und Handlungen. Er hatte sich unglücklicherweise bewegen lassen, an der Errichtung eines literarischen Journals, das den Titel: „l'Universel" führte, Theil zu nehmen, in dem Glauben, daß es möglich sey, in einem von politischen Parteien so zerrissenen Lande das Journal von aller politischen Farbe frei zu erhalten; aber bald nachher nahm das Blatt gegen seinen Willen und ohne seine Mitwirkung (denn er hat nie eine Zeile darein geschrieben) eine politische Wendung, und die Nothwendigkeit, entweder die darin steckenden Fonds aufzuopfern, oder es in ein politisches Blatt zu verwandeln, entschied bald für den letzteren Ausweg. Das Blatt fiel bei der Revolution von 1830, und hat von da an nicht aufgehört, seine Stifter zur Zielscheibe einer Verfolgung zu machen, die ihren Grund weit mehr in der beleidigten Eitelkeit einiger emporgekommenen Schriftsteller, als in den politischen Meinungen hatte, die darin ausgesprochen waren. Saint-Martin verlor seine Stelle als Administrator der Bibliothek des Arsenals durch eine niedrige Kabale, und wurde in den Zeitungen auf alle Art angegriffen. Der Minister, der ihn abgesetzt hatte, sah selbst die Ungerechtigkeit seiner Maßregel ein, und er und seine Nachfolger versprachen beständig Saint-Martin zu entschädigen und seine Dienste für den Staat zu benutzen; aber sie wagten nie, sich dem Geschrei der Journale auszusetzen, und er starb, ohne daß das Unrecht, das man an ihm begangen hatte, gut gemacht worden wäre. Er war mit Abel Remusat seit seiner Jugend aufs engste befreundet; ihre Ansichten, ihre Studien, ihre Art die Wissenschaft zu behandeln, waren dieselben, und von dem Augenblick an, da er seinen Freund verloren hatte, fing er an zu kränkeln, bis ihn die Cholera ergriff und in 24 Stunden dahinraffte. Er war ein Mann von einem geraden und unbiegsamen Charakter, der sich nicht zu verstellen, nicht zu schmeicheln oder zu heucheln wußte; seine Meinungen über Menschen und Dinge sprach er frei und offen aus, so unangenehm sie auch dem Ohre des Hörers seyn mochten, und verbarg nie seine Gesinnung gegen Menschen, die er Grund hatte zu verachten, was ihm natürlich unzählige Feindschaften zuzog, die es an Verläumdungen und bitterm Hasse nicht fehlen ließen; aber Saint-Martin war höchst gleichgültig gegen Eindrücke dieser Art; er war in hohem Grade von gemeiner Eitelkeit, die sich vom Lobe der Menge nährt, frei, und wünschte nur den Beifall Weniger. In seiner Jugend war er Dichter, und schrieb unter Andern ein großes episches Gedicht, „Chosroes," allein seine Einbildungskraft wendete sich bald ausschließlich auf Geschichte, in der er liebte, aus den zerrissenen Bruchstücken und Nachrichten sich lebhafte und individuelle Bilder von Menschen, Institutionen und Völkern zusammenzusetzen; Alles in der Geschichte hatte Leben für ihn; er vernachlässigte nicht das geringste Faktum, um es kunstmäßig in das Bild einzuweben, von dem es einen Theil ausmachte. Er hatte fast über alle Theile der Geschichte neue und scharfsinnige Ansichten, bei denen man, auch wo man seine Meinung nicht theilen konnte, doch der Originalität seines Geistes, der Lebhaftigkeit seiner Auffassung eines Ganzen und eines Individuums, wie der mannichfaltigen Gelehrsamkeit, seine Bewunderung nicht versagen konnte. Seine Methode in der Behandlung der Chronologie war wissenschaftlich streng; es war sein Grundsatz, daß sein System über jeden Theil der Chronologie nur dann zur Gewißheit erhoben sey, wenn er alle Data's darüber in Harmonie gebracht habe, und er erlaubte sich eine Angabe, die er in einem alten Schriftsteller fand, nur dann als falsch anzunehmen, wenn er den Grund des Irrthums aufgefunden hatte und erklären konnte, auf welche Art der Schriftsteller zu seiner falschen Angabe gekommen sey. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften, in der er im größten Ansehen stand, Chef der orientalischen Typographie in der königlichen Druckerei, um welche er sich die größten Verdienste erworben hat; er hat ihren Reichthum an orientalischen Charakteren verdoppelt und sie in dieser Hinsicht zum ersten Etablissement der Welt gemacht. Er war ein eifriger Beförderer der asiatischen Gesellschaft, in der er sich seit ihrem Beginne dem mühsamen und undankbaren Geschäft der Redaktion des Journals unterzogen hat. Er läßt eine große Lücke in der gelehrten Welt; mit Remusat und ihm geht die Hoffnung der orientalischen Literatur in Frankreich zu Ende. Sie hatten Gelehrsamkeit zu großen Arbeiten, Geist, um das Wichtigste zu wählen, Liberalität der Gesinnung, um fremde Arbeiten zu befördern, die Richtung ihrer Studien war die einzig wahre. Wer wird ihr Werk fortsetzen?

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Bevölkerung von Oran berichtet das „Memorial encyclopédique" Folgendes: „Kaum mit Lumpen bedeckt irren diese halbwilden Menschen in herumziehenden Stämmen auf den Ebenen umher, wo sie ihre zahlreichen Heerden weiden lassen. Einige von ihnen, die etwas betriebsamer sind, ernten fast ohne Arbeit im Ueberfluß Getreidearten jeder Sorte ein. In der arbeitsscheuen Verweichlichung der mohammedanischen Lebensweise erzogen, lassen sie Alles durch ihre Frauen verrichten. Diese unglücklichen Geschöpfe sind dem strengsten Despotismus unterworfen, müssen das Feld bauen, die Ziegenheerden auf die Gebirgshöhen treiben, Gerste, Reis, Kuskus, von deren Brei sie sich nähren, stampfen, die Heerden melken und aus der Milch, die sie in Schläuchen schütteln, Butter bereiten. Unter zerlöcherten Gezelten, die ihnen kaum Schutz gegen den heißen Sonnenbrand gewähren, liegt Alles durch einander; der Mann mit seinen vier Weibern, die ihm das Gesetz zu nehmen erlaubt, sammt den zahlreichen Kindern von ihnen, Alle gemartert von wimmelndem Ungeziefer, von den Hausthieren umgeben, denken sie Tag und Nacht auf nichts, als Raub und Plünderung. Ihr köstlichstes Eigenthum bilden ihre Weiber; sie würden Alles hingeben, um sich dieselben zu erhalten; doch können sie sie auch nach Willkür verstoßen. Diese Weiber, die durch Tatuirungen aller unbedeckten Körpertheile (Gesicht, Hals, Arme, Beine) verunstaltet sind, malen sich die Nägel gelb und schmücken sich die Ohren, den Hals und die Arme mit einer Menge kleiner Geldmünzen und Kupferbleche. In eine grobe Jacke gekleidet, tragen sie ihre Kinder in ein leichtes wollenes Tuch gewickelt, das um den Leib geschlungen wird und ihnen Kopf und Schultern bedeckt, auf dem Rücken, wohin sie ihnen die Brust reichen. Mit dieser kostbaren Bürde beladen, legen sie die längsten Wege zurück und verrichten die beschwerlichsten Arbeiten. Die Niederkunft geschieht bloß mit Hülfe einiger alten Weiber, die durch Erfahrung darin geübt sind. Nichts überrascht so sehr, als die Weiße ihrer Zähne und die Reinlichkeit ihres Mundes. Wenn sie Anfangs dem Anblicke der Fremden scheu ausweichen; so zögern sie doch nicht, bald zu beweisen, daß die Natur ihnen ein gutes und menschenfreundliches Herz gegeben hat. Die Männer sind gemeiniglich argwöhnisch, aber nicht so sehr, als man glauben möchte."

Es gibt wohl nichts so Sonderbares, als bis auf diese Stunde noch ganz Europa von den thörichten Launen eines eigensinnigen und aufgeblasenen chinesischen Gouverneurs, wegen einer Pflanze abhängig zu sehen, deren Gebrauch durch lange Gewohnheit unentbehrlich geworden ist. Und doch scheint die Theepflanze auch unter höheren Breiten gedeihlich fortzukommen. Verschiedene Arten der Camella oder Theepflanze werden in den nördlichen Gegenden von China, auf beträchtlichen Höhen, gebaut. Warum sollte es nicht möglich seyn, sie auch in einigen Gegenden Europa's einheimisch zu machen? Auf der Prinz-Walesinsel ist die Pflanze schon lange her mit gutem Erfolge eingeführt worden. Im „Diario Fluminense" liest man, daß sie gedeihlich zu Saint-Paul in Brasilien von Rosa Arouche de Toledo angebaut wurde, dessen Garten 51,000 Pflanzen zählt, die zwar noch sehr jung sind, aber Thee von der besten Sorte gegeben haben. Die Camelia würde also fast in allen Theilen Indiens herrlich fortkommen, und man darf sogar annehmen, auch in England und andern europäischen Ländern. Man versichert, die Camelia viridis, oder die Pflanze zum grünen Thee, sey von Herrn Roossey zu Bristol, in einem Theile von Breconshire, nahe an der Quelle des Usk, ungefähr 1000 Fuß über der Meeresfläche, angebaut worden. Die Staude, die der Strenge des letzten Winters trotzte, litt durchaus nicht von sehr starken Frösten und hat mehrere kräftige Schößlinge getrieben.

Die Ginsengwurzel bildet einen bedeutenden Handelsartikel der Vereinigten Staaten. Eine Menge Hände sind in dem westlichen Virginien beschäftigt, sie zu graben. Die Kaufleute bezahlen das Pfund mit 1 Frank 25 Centimes, und ein guter Arbeiter kann des Tags sechs bis acht Pfund erbeuten. Man trifft Wurzeln, die zehn bis zwölf Zoll Länge und drei im Umfange haben und gegen ein halbes Pfund wiegen. Man braucht drei Pfund frische Wurzeln, um ein Pfund trockene daraus zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 210. 28 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammetanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferdrennen.

(Fortsetzung.)

Von dem verstorbenen König von Borgu, Yarro's Vater, geht unter dem Volke von Kiama eine Sage, die an Ueberlieferungen des klassischen Alterthums erinnert: Yarro's Vater hatte mit einem Araber der Wüste eine Freundschaft von solcher Innigkeit geschlossen, daß der König sich nur in der Gesellschaft des Arabers ganz glücklich fühlte, und ihm als einen Beweis seiner Achtung und seines Vertrauens seine geliebteste Tochter zur Frau gab. Diese zärtliche Freundschaft dauerte bis zum Tode des Arabers, der den König so betrübte und ihm das Leben so unerträglich machte, daß er, in der Hoffnung seinen Freund jenseits wieder zu finden, Hand an sich selbst legte.

Unter den Personen, die den Brüdern fast zu jeder Stunde des Tages Besuche abstatteten, befanden sich außer den Kaufleuten der Fatalie, mit der sie von Katunga hieher gereist waren, auch mehrere mohammedanische Mollam's oder Priester —*) ausgelernte Heuchler und die zweizüngigsten Verläumder, die nie von Jemand sprechen konnten, ohne etwas Nachtheiliges von ihm zu sagen. „Hütet Euch vor diesem Menschen, sagte eines Abends ein solcher Mollam über Jemand, der gerade die Hütte verließ und dem er einen Augenblick zuvor noch in Allah's Namen Heil und Segen gewünscht hatte — „Hütet Euch vor diesem Menschen: denn glaubt mir, er wird keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, Euch zu betrügen; und wenn Ihr vollends so unvorsichtig seyd, ihm etwas anzuvertrauen, so wird er Euch jeden Kauri abzuzwacken trachten." Der würdige Mollam hatte kaum den Mund geschlossen, als er aufstand, um sich wegzubegeben; unglücklicherweise hatte er aber im Eifer seiner salbungsreichen Rede vergessen, einige vergoldete Knöpfe, die er weggefischt, besser zu verwahren; denn als er aufstand, fielen sie aus seinen weiten Aermeln auf die Erde. Der fromme Mann gerieth darüber in sichtliche Verlegenheit und schlich schwerbetroffen davon; indeß ließen ihn die Lander ziehen, indem sie sich stellten, als ob sie nichts bemerkt hätten. Vergoldete Knöpfe standen zu Kiama in hohem Preis; es galt das Stück zwei bis dreihundert Kauris. Die Weiber trugen sie als Schmuck am Halse, an den Fingern und Handgelenken, und hielten sie wegen ihres Glanzes für pures Gold.

Da der Behem Sala, oder „große Gebetstag" bevorstand; so trafen die Einwohner von Kiama, die sich alle zum mohammedanischen Glauben bekennen, große Vorbereitungen zu diesem Feste. Jedermann, der es vermochte, schlachtete für diese Feier einen Ochsen oder ein Schaf, während die ärmern Leute sich ein oder das andere Stück Fleisch kaufen mußten, um ihre Verehrung des Behem Sala an den Tag zu legen. Schon am frühen Morgen desselben wurden die Reisenden durch das Getöse von acht oder zehn Trommeln und durch das schrillende Geschrei Turawa awaffbie! — „Weiße Männer, wir wünschen Euch Glück!" — aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die ganze Bevölkerung hatte sich Morgens zwischen acht und zehn Uhr auf freiem Felde versammelt, wo man sich in sechs Reihen — die Weiber bildeten die hinterste — auf eben so viele Bänke von aufgeworfener Erde niederließ. Sobald der Ober-Mollam das Gebet zu sprechen begann, verstummte augenblicklich das Geplauder und Getümmel der Volksmenge und Jedermann schien mit der größten Aufmerksamkeit zuzuhorchen, obgleich Niemand ein Wort davon verstand, da es in arabischer Sprache abgefaßt war. Das Volk verrichtete hierauf die bei den Bekennern des Islams üblichen Abwaschungen, Kniefälle u. s. w.; nur der König stand nicht auf, wie die Uebrigen, sondern begnügte sich, den Namen Allah auszusprechen und sich auf den Boden zu neigen. Nachdem die Gebete verrichtet waren, bestieg der Mollam einen kleinen Erdauswurf, wo er einige Blätter aus dem Koran vorlas; während zwei andere Mollams neben ihm auf den Knien lagen und den Saum seines Kleides hielten, und ein dritter hinter ihm seine Schleppe hob. Nachher stieg er herab und schlachtete ein Schaf, dessen Blut in einer Kalabasche aufgefangen wurde, worin der König und die Frömmsten seiner Unterthanen die Hände wuschen, indem sie nicht versäumten, einige Tropfen davon auf die Erde zu sprengen. Das Ende der Feierlichkeit wurde durch einige Flintenschüsse verkündigt, worauf Alt und Jung unter Trommelschlag und Pfeifenklang nach Hause zurückkehrte. Jedermann war bei dieser Gelegenheit mit seinen besten Kleidern angethan und einige hundert Männer sprengten mit Lanzen und andern Waffen in der Hand einher, was ihnen bei ihren stattlichen Pferden ein kriegerischstolzes Ansehen gab.

*) Mollam bedeutet eigentlich einen Gelehrten, Schriftgelehrten.

Nachmittags versammelte sich die ganze Bevölkerung von Kiama und den umliegenden Dorfschaften, um einem Pferderennen beizuwohnen, das jedes Jahr am Tage des Behem Sala gehalten wird. Man kann sich denken, daß die Engländer sich nicht zweimal zu einer Volksbelustigung einladen ließen, bei der sie sich, mitten in Afrika, nach ihrem Epsom oder New-Market versetzt glauben konnten. Vor dem Pferderennen ritt der König mit seinem Gefolge langsam rund um die Stadt, um zu sehen, wie es hieß, wo irgend einer seiner Unterthanen besonders Noth leide; eigentlich aber, um sich von seinem Volke bewundern und begrüßen zu lassen. Die Lander geben von diesem, ihrem englischen Herzen so erquicklichen Schauspiele in ihrem Tagebuch folgende Schilderung:

„Die Rennbahn war nordwärts durch niedre Granithügel eingefaßt; südwärts durch einen Wald, und gegen Ost und West durch hohe majestätische Bäume, unter denen sich Wohnungen des Volkes befanden. Unter dem Schatten dieser prachtvollen Bäume waren die Zuschauer versammelt, und legten ihre Freude durch ein lautes Getümmel und die lebhaftesten Gebärden an den Tag. Als wir uns einfanden, war der König noch nicht zugegen, und wir hatten Zeit, die erwartungsvollen und unruhigen Gesichter der Menge zu beobachten und unsre Meinung über den Geschmack der Weiber in der Wahl ihres bunten und phantastischen Putzes fest zu stellen. Die Weiber und Kinder der Häuptlinge saßen uns zunächst, in abgesonderten Gruppen, und zeichneten sich vor den übrigen durch eine gewähltere Kleidung aus. Einige kohlschwarze Mädchen trugen grobe Manchestertücher, jedoch von den hellsten Farben, und Kleider aus gemeinen englischen Bettüberzügen, um die Hüfte geschlagen; alle Weiber aber hatten ihre Nacken mit Strängen von Glasperlen und ihre Handgelenke mit Armbändern in verschiedenen Mustern, — einige derselben bestanden aus Glasperlen, andere aus Messing, andere aus Kupfer — geschmückt; auch an den Fußknöcheln trugen sie eine Art Ringe von niedlicher Arbeit.

„Der ferne Schall von Trommeln verkündigte die Annäherung des Königs, und jedes Gesicht wendete sich nun der Richtung zu, von woher man ihn erwartete. Bald erschien auch der Zug, voraus vier Reiter, die sich dem Hause des Königs gegenüber in einer Reihe aufstellten; dieses lag nämlich fast in der Mitte der Rennbahn, und dicht daneben saßen seine Weiber und Kinder und wir selbst. Hinter den vier Reitern kamen Männer, die auf den Köpfen große, mit einer Menge Pfeilen gefüllte Köcher, von Leopardenfell trugen; dann zunächst zwei Personen, die ihren seltsamen Possen und Grimassen nach zu urtheilen, die Lustigmacher und Pickelhäringe des Festes vorstellten. Beide trugen Stöcke in den Händen, die sie im Gehen in die Luft warfen und geschickt wieder zu fangen wußten, wobei sie zu allgemeiner Belustigung die fratzhaftesten Gesichter schnitten und sich in den tollsten Sprüngen gebärdeten. Hinter ihnen und zunächst vor dem Könige tanzte eine Schaar kleiner Knaben, die fast ganz nackt waren und nach allen Seiten hin Kuhschwänze über ihre Köpfe schwenkten. Der König selbst ritt einher, umgeben von einem Gefolge stattlicher Männer, die auf schönen Pferden saßen, und der ganze bunte Reiterzug stellte sich vor dem Hause auf, wo man, ohne abzusteigen, die weiteren Befehle Yarro's erwartete. Da uns die Häuptlinge vor dem Pferderennen einen Wink gegeben hatten, es möchte dem König nicht übel gefallen, wenn wir ihn beim Vorbeireiten mit einigen Schüssen begrüßen würden, so hielten wir diesen Augenblick für den gelegensten dazu und schossen dreimal unsre Pistolen in die Luft; worauf einige Krieger Yarro's, deren Musketen wenigstens anderthalb Jahrhunderte alt seyn mochten, gleichfalls ein Paar Schüsse thaten."

(Schluß folgt.)

König Georgs-Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

(Fortsetzung.)

Die Schlangenarten welche von den Wilden gegessen werden, sind der Uakeul, der Norne, der Docat u. a. m. Der Uakeul ist die gemeine Diamantschlange von Neusüdwales, und nicht giftig. Der Norne und der Docat sind sich sehr ähnlich, beide von dunkler Farbe und sechs bis sieben Fuß lang; ihr Biß ist meist sehr gefährlich. Noch gibt es eine kleinere Schlangenart von der Farbe der Sienaerde, deren Biß, obschon giftig, doch nur selten tödtet. Außer dieser finden sich noch mehrere kleinere Gattungen, die nicht gegessen werden. Wenn die Eingebornen eine Schlange tödten, so zerschmettern sie ihr zuerst den Kopf und untersuchen sie dann um zu sehen, ob sie erst vor Kurzem gefressen hat. Finden sie noch unverdaute Nahrungsmittel in ihrem Magen, so werfen sie sie weg, weil dann ihr Genuß heftiges Erbrechen verursachen würde. Im Frühjahr leben die Eingebornen größtentheils von Eiern, kleinen Vögeln, besonders von der Familie der Papageien, und auch von Falken, Enten, Schwänen, Tauben u. s. w. Bäume erklettern sie mit ausgezeichneter Leichtigkeit, zu welchem Ende sie, eben so wie die Eingebornen von Port Jackson, Einschnitte in die Rinde machen. Auf diese Weise erlegen sie auch den Opossum, dessen Spur sie, nach den Merkmalen, die die Klauen dieses Thiers in der Rinde zurücklassen, bis in seine Höhle verfolgen. Es gibt zwei Gattungen dieses Thiers, die eine der Nuorra, ist der gewöhnliche Opossum mit geringeltem Schweif und die andere der Comal. Man trifft sie nur selten in demselben Bezirk beisammen, denn der Comal hält sich meist in den hohen, dichten Waldungen auf, während der Nuorra sich gewöhnlich in Morästen und dem sie umgebenden Gestrüppe findet. Der Comal ist größer und von lichterer Farbe, hat einen bräunlichen, dicken Schweif, ist feister und hat längere, weißliche Haare. Dieses Thier ist es, aus dessen Wolle die Eingebornen eine Art Fäden, Peteroe genannt, spinnen, aus dem sie ihre Nudel Beul verfertigen. Bei beiden Gattungen löst diese Wolle sich leicht von der Haut. Der Comal wird zuweilen bei Mondenschein mit Hunden gejagt und auf der Flucht, oder eigentlich wenn er sich bemüht, sein Lager in der Höhlung eines Baumes zu erreichen, mit Sagayen getödtet. Man macht eine Oeffnung in den Baum und zieht das Thier hervor, oder wäre dieß zu umständlich; so zündet man ein Büschel dürrer Blätter der Xanthorrhöa an, wirft diese in die Höhlung und will der Comal entfliehen, so wird er mit leichter Mühe ergriffen. Die Eingebornen erzählen auch noch von andern Thieren, die im Innern des Landes häufig in den Bäumen gefunden werden; eines dersel-

den ist wahrscheinlich der fliegende Hund oder der Vampir, doch wird dieses Thier in der Nachbarschaft der Kolonie nicht gefunden.

Im Sommer und Herbst leben die Eingebornen meist von Fischen. Sie haben keine Pirogueu*) und können nicht schwimmen, zwei Eigenheiten, durch die sie sich wesentlich von den übrigen uns bekannten Wilden des australischen Continents unterscheiden. Deßhalb können sie auch nur solche Fische fangen, die ans Ufer oder in die seichtern Wasserstellen kommen, da sie überdieß weder Netze, noch Harpune, noch Angeln haben, und zu ihrem Fischfange sich gleichfalls nur der Sagaye bedienen, die sie auch hier mit großer Gewandtheit zu führen wissen. Mittelst von Zweigen geflochtener Behälter, fangen sie an den Mündungen der Bäche und Flüsse eine große Menge von Fischen, allein die am meisten geübte Art des Fanges bleibt immer die, den Fisch mit der Sagaye aufzuspießen, wenn er im seichten Wasser auf dem Grund steht, oder nach der Oberfläche des Wassers emporstreicht. Wenn das Meer ruhig ist, durchwaten sie die Sand- und Schlammbänke, um Plattfische zu suchen, die sie sehr gut aus ihren Löchern zu holen wissen. Bei Nacht zünden sie Fackeln an, beschleichen die Fische, und durchbohren sie mit ihren Sagayen. Auf diese verschiedenen Arten, die jedoch sämmtlich nur bei Meeresstille ausführbar sind, fangen sie eine große Menge Fische. Zuweilen setzen sie sich auch auf ein Felsenstück, auf dem sie unbeweglich bleiben, und werfen von Zeit zu Zeit Stücke von lebenden Mollusken in das Wasser, unter welchem sie ihre Sagaye ruhig halten, bis der Fisch an den Köder beißt, wo sie dann fast immer gewiß sind, ihn zu erlegen.

*) Mangel an passendem Material zum Bau von Piroguen ist vielleicht Ursache, daß die Eingebornen von König Georgs-Sund keine Schifffahrt haben. Der geringe Wasserstand im Hafen der Prinzeß royal und im Austernhafen, macht diesen Mangel nicht eben fühlbar, denn man kann den größten Theil dieser Gewässer durchwaten. Bei dem Mangel an Lebensmitteln dürften indeß Besuche auf den Inseln des Hafens, wo die Robben häufig sind, den Eingebornen sehr nützlich werden, und bei der vorherrschenden Neigung der Australindier zur Schifffahrt ist es allerdings eine außerordentliche Erscheinung, daß gerade diese Wilden bis jetzt noch kein Mittel erfunden haben, um jenseits des Wassers zu gelangen. Die Bäume von König Georgs-Sund sind übrigens wie gesagt, durchaus nicht zum Bau von Piroguen geeignet, denn sie haben keine taugliche Rinde, und das Holz selbst ist zu hart und schwer, als daß es durch Feuer oder auf eine andere Art ausgehöhlt werden könnte. Die Eingebornen der westlichen Küste haben keine Piroguen, und im Norden von Cap Leeuwin hat man bis zum Archipel Dampiers auch keine entdeckt. An der nordwestlichen Küste, wo der Wurzelträger den Indiern an diesem Gestade Mittel liefert, das Meer zu befahren, bedient man sich eines ganz einfachen Blocks, der groß genug ist, um zwei oder mehr Menschen zu tragen. Mehr gegen Osten, an der Bai von Hannover, baut man aus dem Holz des Wurzelträgers Flöße; an der nördlichen, östlichen und südöstlichen Küste hingegen werden die Piroguen aus der Rinde des Eukalyptus verfertigt, sind jedoch in ihrer Bauart sehr verschieden. Auf der nordöstlichen Küste, zwischen Cap Flinders und den Cumberlandsinseln werden die Piroguen aus dem Stamm eines weichholzigen Baumes (erythrina indica), der hohl ist, verfertigt, und sind mit einem Schwingruder versehen.

(Schluß folgt.)

Historische Nachrichten über einige persische und türkische Städte in Asien, welche von 1826 bis 1830 in den Kriegen mit Persien und der Türkei von den russischen Truppen genommen wurden.

(Aus den kaukasischen Memoiren.)

Choi, Hauptstadt des Chanats gleichen Namens, welches zur Provinz Aderbeidschan gehört, liegt mitten in einem weiten Thale, hat eine in Form eines irregulären Fünfecks gebaute Festung, ist ziemlich groß, volkreich und sehr gut gebaut; mitten in den Straßen sind Kanäle gezogen, in welchen das Wasser aus dem Flüßchen Kotura hereingeleitet wird, das an der Stadt vorbei fließt. Die Kanäle sind auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, was der Stadt ein sehr hübsches Ansehen gibt und Schatten und Kühlung verschafft, die für Leute in heißen Klimaten so unentbehrlich sind. Choi war früher mit hohen Mauern und Thürmen in asiatischem Style umgeben, aber Abbas Mirsa befestigte es wegen der Wichtigkeit seiner Lage von neuem nach europäischer Weise. Die Einwohner von Choi sind größtentheils Armenier; der Distrikt, der zur Stadt gehört, ist sehr groß und wird von einem Chan erster Klasse regiert. Zur Zeit des armenischen Reiches gehörte der Landstrich, in dem Choi und ein Theil des gleichnamigen Distrikts liegt, nach der Provinzialeintheilung Armeniens unter König Vagarschak im zweiten Jahrhundert n. Chr., zur Provinz Waspurakan. Die Armenier betrachten Choi als eine sehr alte Stadt ihres Reichs, aber die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt. Die Stadt wurde im Jahre 1827 von dem persischen Thronfolger Abbas Mirsa den Russen als Pfand einer Entschädigungssumme für die Kriegskosten übergeben, und unter Anführung des Generalmajors Pankratieff von den russischen Truppen besetzt.

Marand auf armenisch, auf persisch Merend, liegt von dem Berge Ararat ungefähr 150 Werste gegen Südosten, am Flüßchen Sellni, auf dem rechten Ufer des Araxes; diese weder große, noch volkreiche Stadt ist der Hauptort des marandinischen Distrikts, der zur Provinz Aderbeidschan gehört. Auf der südöstlichen Seite der Stadt ist ein kleines viereckiges Fort mit Thürmen an den Ecken. Marand liegt in einem sehr schönen Thale, das durch seine großen Gärten, den vortrefflichen Geschmack seiner Früchte und durch seine reichen Weiden berühmt ist. Diese letztern wurden von Abbas Mirsa seiner regulären Reiterei angewiesen, welche einige Monate des Jahres über hier ihren Aufenthalt hatte. Das marandinische Thal hat eine ungemein milde und reine Luft und einen Ueberfluß an allen Gaben der Natur. Hier findet sich auch die Cochenille, dieses dem reichen Indien angehörende Insekt; aber es wird nicht in großer Anzahl und nur kurze Zeit hindurch eingesammelt. Marand und sein Distrikt wird von einem Chan zweiter Klasse regiert. Diese Stadt gehört zu den ältesten; sie war schon zur Zeit des Ptolomäus bekannt, der sie Morund nennt, gehörte zu dem armenischen Reiche und lag in der Provinz Waspurakan. Die armenischen Geschichtschreiber schreiben die Erbauung dieser Stadt oder wenigstens die Besitznahme dieser Gegend dem Noah zu, und behaupten, daß hier Nojemgamera, die zweite Mutter aller Lebenden, die Gattin dieses heiligen Mannes, begraben liege. Ihren Beweis gründen sie auf die Bedeutung des Wortes, denn im Armenischen bedeutet Merend „die Mutter des Orts.“*) Im Jahre 1828 wurde Marand von den russischen Truppen unter Anführung des Generallieutenants, Fürsten Eristoff, eingenommen.

Nachitschewan. Auch dieser Ort gehört zu den ältesten Städten Armeniens, und in frühern Zeiten war er durch seine Größe, seinen Reichthum und seine Volksmenge berühmt; er liegt ungefähr 80 Werste südöstlich vom Berge Ararat, am Flüßchen Nachitschewan-ssu, das von der linken Seite in den Fluß Araxes fällt. Diese Stadt gehörte mit ihrem Distrikte, der gleichfalls Nachitschewan hieß, zu dem armenischen Reiche, und bildete einen Theil der Provinz Waspurakan; seit ihrer Gründung erfuhr sie eine Menge Unglück sowohl von äußern Feinden, als von innern Empörungen und Revolutionen, die im armenischen Reiche sehr häufig waren. Namentlich seit dem Sturze der über Armenien herrschenden Dynastie der Arsaciden wurde sie wiederholt zerstört, und die Einwohner kamen um; sie erhob sich aber jedesmal mit alter Kraft aus den Trümmern, und bei ihrer letzten Zerstörung, im 17ten Jahrhundert, durch Ab-

*) Eigentlich „von hier.“

das Schah von Persien, enthielt sie noch 40.000 Häuser und über 100.000 Einwohner. Jetzt ist sie im traurigsten Zustande, auf einer mit ihren Trümmern bedeckten Strecke von 10 Wersten hat sie nicht mehr als 5000 Einwohner. Sie gehörte in letzterer Zeit Persien an und wurde von einem untergeordneten Beamten regiert. — Die Armenier nennen diese Stadt Nack-Tschewan, die Araber Nesch-schui, die Türken und Perser Nakch-Dschewan. Auch Ptolomäus erwähnt ihrer in seiner Geographie und nennt sie Nachuana. Der persische Geograph, Hamdulla aus Kaswin spricht von ihr auf folgende Weise: „Nakch-dschewan ist eine Stadt des 4ten Klimas,*) und liegt unter 81° 55 Minuten der Länge von dem Meridian der glücklichen Inseln an, und unter dem 38° der Breite; es wurde von Bahram Dschubin gegründet;**) es ist eine sehr schöne Stadt, und man nennt sie das Bild des Weltalls; die meisten Häuser sind aus Backsteinen gebaut. Ihre Erzeugnisse sind ein sehr körnigtes Getreide, Baumwolle und verschiedene Früchte. Die Einwohner haben ein sehr weißes Gesicht; sie hangen der Lehre Schefi's an (d. h. sie gehören zu einer der vier rechtgläubigen Sekten des Islamismus). Der Distrikt von Nakchdschewan ist sehr groß und enthält mehrere Festungen, z. B. Alind-Shak, Esur-Mari, Biamer und Meg-Han. Die Einkünfte dieses Distrikts schäzt man auf 150,000 Golddinare." Die Meinung einiger Orientalisten, daß Nachitschewan das alte Artaksata sey, das von dem armenischen Könige Artaschars, nach einem Plane Hannibals, im zweiten Jahrhundert vor Christus gebaut worden, ist irrig. Die Lage dieser leztern Stadt ist 70 Werste nordwestlich von Nachitschewan, zwischen dem Ararat und Eriwan. Die Trümmer von Artaksata sind noch jezt zu sehen." Jezt ist in der Nähe derselben durch die russische Regierung eine Post-Station errichtet worden. — Die armenischen Geschichtschreiber halten Nachitschewan für die erste Niederlassung Noah's bei dem Ausgang aus der Arche und stüzen diese Meinung auf die Bedeutung des Wortes; denn im Armenischen heißt Nachitschewan die erste Anfahrt. Sie behaupten auch, im 7ten Jahrhundert vor Christo seyen von den durch Nebukadnezar gefangen genommenen und an den armenischen König Bratschi geschenkten Juden viele hierher verpflanzt worden. Von diesen war ein gewisser Sembet oder Sumbat der Liebling des Königs Bratschi. Das in der armenischen Geschichte berühmte Geschlecht der Bagratiden, aus welchem in der Folgezeit einige Jahrhunderte lang Könige auf den Thronen von Armenien und Grusinien saßen, stammte von diesem Sumbat ab. Als der persische König Cyrus und der armenische König Tigranes gegen Astyages, König von Medien, zogen, fielen, als der leztere durch die Verbündeten geschlagen und sein Reich verheert worden war, dem Tigranes bei der Theilung die Schäze des Astyages und 10.000 Gefangene zu; unter diesen befanden sich die Kinder des medischen Königs und seine Gattin, die schöne Argemida. Tigranes verpflanzte die gefangenen Meder auf die Ostseite des Ararat, und gab der Gattin des Astyages eine Pflanzstadt, wo jezt Nachitschewan steht, das auf einer alten, durch ein Erdbeben verheerten Stadt gegründet wurde. Die Nachkommenschaft Argemida's, Muradsean genannt, beherrschte Nachitschewan und ihr Gebiet gegen 700 Jahre. Im zweiten Jahrhunderte n. Chr. vertilgte Artavasd, Sohn des armenischen Königs Artasches II, die bedeutendsten Glieder dieses Geschlechts, und entriß den Muradseans die ihnen gehörige Stadt mit dem Gebiet. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. wanderten viele Juden ein. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wurde Nachitschewan von den Persern zerstört, und der größte Theil der Einwohner in die Gefangenschaft abgeführt. Am Ende des fünften Jahrhunderts war Nachitschewan, nach dem Zeugniß des Cäsari Porlezia nicht größer als ein kleines Dorf. In der Folge aber erhob es sich wieder, Einwohner strömten herbei, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts war es eine sehr reiche Stadt, die den Fürsten von Sinenil gehörte, denen die Beherrscher von Waspurakan es entrissen. Im 13ten Jahrhundert wurde diese Stadt von den Tataren völlig zerstört und alle ihre Einwohner niedergemacht. Aber in den folgenden Jahrhunderten erhob sich Nachitschewan wieder aus seiner Asche, und zeichnete sich bald durch Volksmenge und Reichthum aus. Im 15ten Jahrhundert, als die Temuriden Armenien beherrschten, war Nachitschewan der Hauptort einer Provinz. Bei der Eroberung eines großen Theils von Armenien durch die Türken kam auch Nachitschewan unter ihre Herrschaft. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts, als Schah Abbas der Große — groß nur durch seine Grausamkeit und seinen Blutdurst — mit den leztern Krieg führte, wurde Nachitschewan von ihm erobert, und da er die Stadt nicht für sich behalten konnte, zerstörte er sie von Grund aus, und ließ die unglücklichen Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niederhauen. Er wollte die persische Gränze, welche von diesem Orte zu entfernt war, durch eine Einöde gegen die Türkei schüzen und verfuhr deßhalb mit solcher Wildheit gegen die Einwohner. Was die Schärfe des Schwertes verschont hatte, verpflanzte er ins Innere seines Reiches, und das zerstörte Nachitschewan blieb am Ende dieses Kriegs den Türken. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts eroberte es Schah Thamas; im Traktate, den er mit Mustapha I schloß, wurde es den Türken zurückgegeben; aber Schah Nadir eroberte es zugleich mit andern Städten Armeniens, die der Türkei gehörten, und von da an blieb es in den Händen der Perser. Im Jahre 1827 wurde es von dem Befehlshaber des abgesonderten kaukasischen Armeekorps eingenommen und in dem mit Persien geschlossenen Traktat mit Rußland vereinigt; es gehört nun zur Provinz Eriwan.

*) Die arabischen Geographen theilen bekanntlich die Erde in sieben Klimate.

**) Dieß ist nur von der Wiederherstellung zu verstehen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die königliche Bibliothek in Paris zählt ungefähr 700.000 Bände gedruckte Werke und 70.000 Manuscripte; die Bibliothek Monsieur's 150.000 Bücher und 5000 Handschriften; die Bibliothek St. Genevieve 110,000 gedruckte Werke und 2000 Manuscripte; die Bibliothek Mazarin 92.000 Bände und 5000 Manuscripte; die Bibliothek der Stadt Paris 20.000 Bände. In den Departements von Frankreich zählt man 25 öffentliche Bibliotheken, mit ungefähr 1,700.000 Bänden; als Aix mit 72.670; Marseille 31.500; Toulouse 50.000; Bordeaux 105.000; Tours 30.000; Lyon 106.000; Versailles 40,000; Amiens 40,000. Man beabsichtigte vor einiger Zeit in jeder der 40,000 Gemeinden von Frankreich auf dem Wege der Subscription, eine öffentliche Bibliothek zu eröffnen; allein dieser löbliche Gedanke scheint im Getümmel des Parteihasses vergessen worden zu seyn.

•

Amerika überspinnt sich mit einem Arteriengeflecht von Eisenbahnen, das bis in die entlegensten Theile dieses großen Kontinents Leben und Bewegung unterhalten wird. Bald werden die Vereinigten Staaten in der That ein vereinigter Staat seyn. Schnelle, sichere und wohlfeile Kommunikation fördert am sichersten nicht bloß Reichthum und Wohlfahrt, sondern auch Freiheit und Aufklärung. Gegenwärtig wird in New-York sogar ein „Rail-road Journal" — eine Eisenbahn-Zeitung — herausgegeben.

*

Wenige Tage nachdem Graf Landreçy als Gouverneur in Martinique angekommen war, traf er auf der Straße einen Kaufmann, mit dem er zu sprechen hatte. Während er sich mit ihm unterhielt, ging ein Negersklave vorbei und zog seinen Hut ab. Der Gouverneur that das Gleiche. Der Kaufmann war betroffen über diese Erniedrigung der weißen Farbe, und erlaubte sich ihm zu bemerken, daß ein Weißer nie den Hut vor einem Schwarzen abziehe. „Wie so? antwortete Herr von Landreçy; es sollte mir sehr leid seyn, mich in Höflichkeit von einem Neger übertreffen zu lassen."

•

In dem Bericht der russischen Kirchensynode vom Jahre 1829 findet man, daß im Jahre 1827 unter der Bevölkerung, die sich zur griechischen Kirche bekennt, allein 848 Individuen über hundert Jahre alt geworden sind. Unter diesen erreichten 52 hundert zwanzig und 4 ein Alter von hundert dreißig bis hundert fünf und dreißig Jahren. Von 606.818 Individuen, die im Jahre 1826 starben, zählten 2985 mehr als 90 Jahre; 1452 mehr als 95, und 818 mehr als 100. Von den lezteren hatten 88 hundert fünfzehn; 24 hundert zwanzig Jahre überschritten; 7 starben 125 und 1 160 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 211. 29 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Das Haupt der neuen italienischen Arzneischule, Rasori ist zwar zu Parma geboren, lebt aber schon lange Zeit in Mailand und muß also gleichfalls hier eine Stelle finden. Rasori machte in seiner Jugend Reisen in Frankreich und England, wo er sich unter den besten Meistern seiner Wissenschaft bildete. In Edinburg wurde er ein leidenschaftlicher Bewunderer Brown's, dessen Ideen er annahm. Bei der Bildung der cisalpinischen Republik bewies sich Rasori als einen der eifrigsten Anhänger der neuen Ordnung der Dinge. Später zum Oberarzt und Direktor der Militärspitäler in Mailand ernannt, überzeugte er sich bald von der Unzulänglichkeit der schottischen Arzneikunde; er modifizirte sie daher nach Prinzipien, die hier zu entwickeln zu weit führen würde, und stellte endlich die Theorie des sogenannten Contrestimulus auf, die in Italien viele Anhänger zählt. Rasori hat nur wenige Schriften herausgegeben und weniger durch sie, als durch mündlichen Unterricht seine Lehre verbreitet. Seine Werke wurden indeß neuerdings erst in Mailand gesammelt, und seine Geschichte des Typhus in Genua ins Französische übersetzt. Man findet auch mehrere Abhandlungen von ihm in den „Annalen der Wissenschaften und schönen Künste,“ deren Herausgabe er seit zwei Jahren leitet. Nach der österreichischen Restauration wurde Rasori zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, und kam mit einer fünfjährigen Gefängnißstrafe davon. Hier schrieb er, im Fort San Giorgio zu Mantua seine Abhandlung über entzündliche Krankheiten. Gegenwärtig arbeitet er an einem umfassenden Werke, das seine ganze Theorie darstellen soll.

Mailand ist vielleicht die einzige Stadt in Italien, wo der Buchhandel noch in Blüthe steht, und wo die meisten Werke in Verlag kommen. *) Unter Napoleon munterte die Regierung zur Herausgabe wichtiger Werke auf. Den Herausgebern der großen Sammlung italienischer Klassiker wurden große Summen als Unterstützung bewilligt und Custodi allein erhielt 60,000 Fr. um die Sammlung der italienischen Schriftsteller herauszugeben, die über Staatsökonomie geschrieben. Diese Ermunterung von Seite des Staates hat gegenwärtig aufgehört; allein noch immer werden wichtige und bändereiche Sammlungen, unter den Augen ausgezeichneter Männer, zum Drucke befördert; es genügt hier die „Enzyklopädie der Künste und Wissenschaften,“ „der italienischen enzyklopädischen Bibliothek“ und der ins Italienische übersetzten Klassikersammlung zu erwähnen. Auch legte man in kleinem Format die italienischen Klassiker auf und diese Ausgaben machten, wie ähnliche in Deutschland, großes Glück. Die Freigebigkeit einiger reichen Privatleute von Mailand trug auch dazu bei, die prachtvollen Ausgaben seltener Werke zu vervielfältigen. In dieser Beziehung ist vorzüglich der unlängst erfolgte Tod des Marchese Trivulzi ein großer Verlust für die italienische Literatur.

Außer den schon früher erwähnten statistischen Annalen erscheinen zu Mailand noch einige andere periodische Schriften. Die bekannteste von ihnen ist die „italienische Bibliothek.“ Dieses Journal wurde im Jahr 1816 durch drei der ausgezeichnetsten Männer Italiens: Breislak, Giordani und Monti, unter Leitung Acerbi's, gegründet, und erwarb sich gleich bei seiner Entstehung einen großen Ruf; einige Jahre später aber erhob sich in ihm ein Streit über den Vorzug der lombardischen und toskanischen Mundarten, der in eine bittere und kleinliche Polemik ausartete. Diese Zänkereien, welche die Gemüther erbitterten, ohne wirklich einen Nutzen hervorzubringen, schadeten dem Fortgang des Journals ungemein. Außerdem kamen auch ungünstige Gerüchte gegen Acerbi in Umlauf, von dem man behauptete, er habe sich ausländischen Einflüssen verkauft, was ihn bei den Italienern äußerst verhaßt machte; die ausgezeichnetsten Mitarbeiter zogen sich zurück und die italienische Bibliothek verlor ihren ganzen Kredit. Nach Acerbi's Tod wurde sie zwar von talentvollen Männern redigirt, deren Gesinnungen keinem Verdachte jener Art unterliegen; allein die „Biblioteca italiana“ konnte doch seitdem nicht wieder in ihre früheren schönen Tage zurückgeführt werden.

Wenn man Mailand unter den übrigen Städten der Halbinsel als diejenige bezeichnen muß, wo nicht bloß die berühmtesten Namen in Literatur und Wissenschaft nebeneinander zu finden sind, sondern auch die Bildung am weitesten verbreitet ist; so kann man

*) Damit es nicht scheine, als kämen wir hier mit der im ersten Artikel über den Zustand der Wissenschaften in Italien (S. 622) aufgestellten Behauptung, daß der Buchhandel den dortigen Gelehrten geringe Hülfsquellen öffne, in Widerspruch, darf bloß hier gesagt werden, daß Monti, als er die höchste Stufe seiner Berühmtheit als Dichter erreicht hatte, seine Uebersetzung des Homer, die ihm mehrere Jahre Arbeit gekostet hatte, um nicht mehr als fünfzig Louisdor an einen mailändischen Buchhändler verkaufen konnte. A. d. R.

doch auch nicht umhin zu bedauern, daß man dort, vorzüglich unter den höheren Ständen, vergeblich nach jenem brennenden Eifer für ernste Studien suchen wird, der sich in so erfreulicher Art zu Turin wahrnehmen läßt. Allerdings fällt zum Theil die Schuld davon der Regierung zur Last; allein es muß die Ursache davon auch vorzüglich in dem Charakter der Bevölkerung von Mailand gesucht werden. Mailand ist eine Stadt des Vergnügens; die jungen Leute, die sich keine Laufbahn geöffnet sehen, ziehen das Theater de la Scala der Studirstube vor. Man wird sich kaum einen Begriff davon machen, welchen Werth man in Mailand auf das Theater legt: man gibt für dieß und jenes Theater eigene Almanache heraus; die große und die kleine Welt beschäftigt sich bei Ankunft einer Prima Donna nur mit ihren Leistungen; hier lobt man sie, dort wird sie getadelt, man streitet, man erhitzt sich und vergißt in diesen schalen Erörterungen die wichtigsten Angelegenheiten, wie es denn überall zu geschehen pflegt, wo man dem Publikum die höhern Interessen zu verleiden gewußt hat. Man verschwendet an Tänzerinnen und Sängerinnen Gehalte, Büsten, Medaillen, und Männer, die ihrem Vaterlande zu Ehre und Nutzen gereichen, bleiben vergessen. Man sieht zu Mailand in mehreren öffentlichen Anstalten die Büste der Madame Pasta und anderer Sängerinnen. Während meines Aufenthalts in Mailand schlug man zu Ehren der Madame Lalande Denkmünzen und ein erst kürzlich angekommener fremder Prinz, der sich bei dem Vicekönig nach Manzoni erkundigte, mochte freilich nicht wenig erstaunt seyn, als der Erzherzog und seine Hofleute verblüfft sich ansahen und nicht wußten, ob sie nach einem Tänzer oder Schauspieler gefragt wurden. Ich mußte mehrere Tage nach Romagnosi suchen und Niemand wußte mir die Wohnung dieses ehrwürdigen Greises zu bezeichnen. Zu Como erschien Madame Pasta nie auf der Straße, ohne von einer Art Ehrenwache umgeben zu seyn, die aus Allem gebildet war, was die Gesellschaft in Mailand Ausgezeichnetes besitzt; und zu Como war es, wo Volta seine letzten Jahre verlebte, ohne daß es Jemand einfiel, sich um ihn zu kümmern!

Indeß finden sich bei Weitem nicht alle Gelehrte der Lombardei in Mailand beisammen. Pavia, dessen Hochschule im verflossenen Jahrhundert, zu gleicher Zeit, Volta, Spallanzani, Scarpa, Paoli u. s. w. besaß; Pavia, obgleich jetzt minder berühmt, zählt doch noch Männer von großem Verdienste. An ihrer Spitze steht Scarpa, dessen Arbeiten über das Organ des Gehörs, über die Augen, die Nerven u. s. w. den Anatomen rühmlichst bekannt sind. Allein minder bekannt, als seine Werke, ist in dem Leben Scarpa's ein Zug, den wir hier nicht unerwähnt lassen können. Dieser berühmte Physiolog, der schon zur Zeit der französischen Invasion in Italien Professor war, wollte der neuen Regierung nicht den Eid leisten, und verlor seine Stelle. Einige Jahre später, als Napoleon sich zum König von Italien hatte krönen lassen, besuchte er die Hochschule von Pavia und ließ sich ihre Lehrer vorstellen. „Wo ist denn Herr Scarpa?" fragte er. Man nannte ihm die Ursache seiner Entfernung vom Lehrstuhle. „Ei, rief der Kaiser, was liegt an Verweigerung des Eides und politischen Meinungen? Scarpa gereicht der Universität und meinen Staaten zur Ehre." — Seitdem blieb Scarpa fortwährend öffentlicher Lehrer, und obgleich schon hochbetagt, unterbrach er doch niemals seine gelehrten Forschungen. Wenige Tage vor seinem Tode noch legte Cuvier der französischen Akademie die merkwürdigen Resultate vor, zu denen dieser Altmeister der italienischen Anatomen in Bezug auf die Natur und die Verrichtungen der verschiedenen Nerven neuerdings gelangt war. Der Professor der Mathematik, Bordoni, hat wichtige Untersuchungen über das Gleichgewicht der Gewölbe, über die Schatten und andere Gegenstände dieser Art bekannt gemacht. Borgnis, Professor der Mechanik, ist von allen Ingenieuren Europa's gekannt und gewürdigt. Der Professor Panizza gab einen Band physiologischer Untersuchungen heraus, durch den er sich im verflossenen Jahre einen Preis am französischen Institute errang; diese Akademie erkannte zu gleicher Zeit Rusconi, für seine schönen Beobachtungen über die Salamander und Frösche, eine Denkmünze zu. Der unlängst erfolgte Tod Mangili's ist ein großer Verlust für die Naturwissenschaft; ihm verdankt man die Erklärung einer merkwürdigen Erscheinung, auf die Spallanzani zuerst aufmerksam machte. Mangili bewies nämlich, daß die Fähigkeit der Fledermäuse im Fluge, auch wenn sie erblindet sind, die gehörige Richtung zu nehmen, sich sehr gut aus der Feinheit ihres Gehörs erklären lasse, ohne daß man deßhalb bei diesen Thieren einen sechsten Sinn anzunehmen braucht. Es ist zu bedauern, daß das Journal von Pavia, das unter Leitung zweier ausgezeichneter Gelehrten, Configliacchi und Brugnatelli herauskam, aus Mangel an Lesern eingegangen ist.

Die Hochschule von Padua besitzt den Professor Santini, den Verfasser einer ausgezeichneten Abhandlung über die Astronomie und eines sehr wichtigen Werkes über die optischen Instrumente. Man verdankt diesem Astronomen auch gelehrte Untersuchungen über die Perturbationen der Vesta. Der Professor Melandri-Contessi, in derselben Stadt, gab ein sehr geschätztes Lehrbuch der Chemie und interessante Abhandlungen über verschiedene Punkte der Physik heraus. Zu Padua erscheinen auch, unter Leitung Fusinieri's, eines durch seine schönen Versuche über die Fortschaffung der ponderabeln Materie durch die Elektrizität, sehr bekannten Physikers, die „Annalen der Wissenschaften im lombardisch-venetianischen Königreiche." Endlich darf man unter den verdienstvollen Männern Paduas auch nicht des ausgezeichneten Predigers, Barbieri, vergessen, der jedoch bei jenen frommen Seelen, die auf dem Predigtstuhle nur die zornige Stimme der Verfolgungssucht und Intoleranz hören wollen, sehr wenig beliebt ist.

Verona dankt dem Naturforscher Pollini eine treffliche „Flora Veronese," interessante Versuche über das Wachsthum der Bäume, und andere bedeutende Werke. Ein anderer Gelehrter dieser Stadt, der Professor Zamboni, beschäftigte sich viel mit der Konstruktion einer voltaischen Säule ohne nassen Konduktor, und es gelang ihm durch die Kombination der elektrischen Anziehungskraft und des Magnetismus eine Art Perpetuum mobile zu schaffen; wenigstens erhält sich diese Maschine mehrere Jahre hintereinander im Gange. Zamboni beschäftigt sich gegenwärtig mit elektromagnetischen Versuchen, die ohne Zweifel manch neues Licht geben werden. Verona erlitt vor unlängst erst einen Verlust durch den Tod des Paters Cesari, der sich sein ganzes Leben hindurch mit der italienischen Philologie beschäftigte; man verdankt ihm die Herausgabe mehrerer alten Schriftsteller Italiens, und eine neue und vielfach verbesserte

Auflage des großen Wörterbuchs der Akademie de la Crusca. Cesari war die Quintessenz des italienischen Purismus, und wenn man ihm gleichwohl zuweilen Mangel an Geschmack und Kritik vorwerfen kann; so werden seine Arbeiten doch stets zu einem tieferen Studium der italienischen Sprache von großem Nutzen seyn.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarre. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammedanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferderennen.

(Schluß.)

„Inzwischen, fährt Landers Tagbuch fort, hatte man sich zum Rennen angeschickt, und Rosse und Reiter, die den Wettkampf bestehen wollten, bewegten sich vorwärts. Die Reiter trugen Kappen, weite fliegende Gewänder und Hosen von jeder Farbe, weiß und blaue Turbane von Baumwolle, und Stiefel von rothem Marokkanleder. Die Pferde waren prunkvoll angeschirrt, und ihre Köpfe mit Strängen von kleinen messingenen Schellen behangen; während ihr Bug mit hellrothem Tuch und seidenen und baumwollenen Quasten geschmückt war. Ein großer, mit niedlicher Stickerei versehener Polster befand sich unter jedem Sattel, und kleine Zauberamulette in rothes und gelbes Tuch eingewickelt, hingen mit Stückchen Silberzindel am Zügel. Der arabische Sattel und Steigbügel war durchgehends zu sehen, und die ganze Reitergruppe bot einen imposanten Anblick.

„Das Zeichen zum Rennen war gegeben worden, und die ungeduldigen Thiere stürzten hinaus und flogen im vollem Galoppe dahin. Die Reiter schwangen ihre Speere, die Knaben ihre Kuhschwänze; die Pickelhäringe schrien und sprangen, Flinten wurden abgefeuert, das Volk jubelte, und der König selbst, der das schönste Roß von Allen ritt, verwendete keinen Blick von den Rennern, während Freudenthränen in seinen Augen glänzten. Die Sonne beleuchtete mit ihrem vollen Schimmer diese grünen, weißen, gelben, blauen und karmoisinrothen Gewänder, die in der Luft flatterten, und die phantastischen Kappen, die glitzernden Speere, das Geklingel der Pferdegehänge und die ausdrucksvollen und kriegerisch wilden Gesichter der Reiter gewährten das wunderbarste Schauspiel, das uns noch vorgekommen. Das Rennen ging mit dem größten Wetteifer vor sich, und hörte nur auf, als die Pferde müde und athemlos waren; obgleich der Preis in weiter Nichts als in der Ehre bestand. Nachher rannten einige nackte Knaben auf Pferden ohne Sattel, worauf der zweite und letzte Wettlauf begann, wobei man jedoch nicht sowohl durch Schnelligkeit als durch Geschicklichkeit im Lanzenschwingen und gewandte Führung des Pferdes zu glänzen suchte. Der König blieb die ganze Zeit über im Sattel, ohne nur einmal abzusteigen, und sich mit seinen Weibern und Kindern, die zu beiden Seiten von ihm auf dem Boden saßen, zu unterhalten. Seine Kleidung war mehr prunkvoll als kostbar, und bestand aus einer rothen Kappe, um die in großen Falten ein weiter Turban von Musselin geschlagen war; in zwei Ueberröcken von blauem und scharlachrothem Tuch, über die er noch einen musselinenen Kaftan trug; rothen Hosen und Stiefeln von Scharlach und gelbem Leder. Sein Pferd schien unter dem Gewicht seines Reiters und den vielerlei Zierrathen, mit denen Kopf, Bug und Leib überladen waren, zu erliegen. Der älteste und jüngste Sohn des Königs hielten neben seinen Weibern und übrigen Kindern gleichfalls zu Pferde. Der älteste war ungefähr elf Jahre alt; der jüngste, der nicht mehr als drei Jahre zählen mochte, wurde von einem Sklaven im Sattel aufrecht gehalten, da er es von selbst nicht im Stande war. Die Kleidung dieses Kindes war sehr übel gewählt. Es trug eine dicke baumwollene Mütze, die tief ins Gesicht herein hing, und mit ihren beiden Seitenklappen auch die Wangen bedeckte, so daß kaum Nase und Mund zu sehen waren; der Rock und die Hosen wären auch einem erwachsenen Manne gerecht gewesen, und wurden durch zwei breite Gürtel am Leibe des Kindes festgehalten. Die kleinen Beine des Knaben hingen in weiten gelben Stiefeln, die für seinen Vater groß genug gewesen wären, und ein so hübsches Kind es war, so wurde es doch durch diesen unsinnigen Anzug so entstellt, daß man es eher für alles Andere, als Das was es war, gehalten hätte. Einige Weiber, die dem König zunächst am Boden saßen, hatten weite weiße Gewänder umgeschlagen, die ihre ganze Gestalt, wie Leichentücher, umhüllten. Die jüngeren Mädchen gingen, wie es Landessitte ist, ganz nackt, einige hatten eine Blume hinter das Ohr gesteckt und Perlenschnüre um ihre Lenden gewunden; dieser Mangel an Kleidung aber hinderte sie nicht, an dem Vergnügen mit eben so viel Eifer Theil zu nehmen, als alle Uebrigen. Von den vielen bunten Gewändern der Männer nahmen sich vorzüglich gut einige dunkelkarmoisinrothe der Reiter aus; auch die sauberen schneeweißen Gewänder der Mollams, von denen wenigstens hundert zugegen waren, hatten ein stattliches Aussehen. Das ganze Volksfest ging ohne Unfall und die mindeste Störung vorüber; und als der König vom Pferde stieg, war Dieß für die Volksmenge das Zeichen, auseinanderzugehen."

Die Reisenden verweilten noch einige Tage in Kiama und brachen endlich am 5 Junius nach Bussa auf, eine große Strecke des Weges von gemeinem Volke begleitet, das sich nicht wenig über die elende Mähre des ältern Lander lustig machte, die dergestalt heruntergekommen war, daß man sie eher für ein künstlich ausgetrocknetes Gerippe, als ein ordentliches Thier von Fleisch und Bein hätte halten mögen.

Historische Nachrichten über einige persische und türkische Städte in Asien, welche von 1826 bis 1830 in den Kriegen mit Persien und der Türkei von den russischen Truppen genommen wurden.

(Aus den kaukasischen Memoiren.)

(Schluß.)

Urdabat, eine kleine Stadt, mit einer kleinen alten Festung, liegt auf dem linken Ufer des Araxes, in der Provinz Adserbeidschan, an einem Flüßchen, das aus den Gudanischen Bergen kommt und in den Araxes fällt. In der alten Eintheilung Armeniens gehörte diese Festung mit dem Distrikte Kosten zur Provinz Waspurakan. Urdabat heißt im armenischen Ortuwar oder Artuwar. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; aus dem geographischen Werke Dschehan Numa (Weltenschau) und aus den armenischen Gischichtschreibern ersieht man aber, daß Urdabat schon im vierzehnten Jahrhundert n. Chr. bestand. Im Jahre 1827 wurde diese Stadt von dem Generalmajor Fürst Bagration-Muchranski eingenommen und beim Friedensschluß mit Persien mit Rußland vereinigt. Jetzt gehört sie gleichfalls zur Provinz Eriwan.

Abbas Abad, eine Festung auf dem linken Ufer des Araxes, in

der Provinz Abserbeidschan. Die Festung wurde von Abbas Mirza an der Stelle der von Schah Abbas zerstörten, in europäischem Style aufgebaut. Die Zeit, wann die alte Festung erbaut wurde, ist gleichfalls unbekannt; jedoch ersieht man aus der Geographie Archak Gesals, daß an diesem Orte in den mittleren Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein bedeutender Pflanzort, Ašdabad, stand. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts findet sich hier das bedeutende armenische Kloster Banschirwark, d. h. das rothe Kloster, dessen sehr häufig in der armenischen Geschichte Erwähnung geschieht. Die Festung Abbas Abad wurde von den Persern als ein wichtiger Schutz auf der Seite der russischen Gränze betrachtet. Die Gestalt dieser Festung ist ein nicht ganz regelmäßiges Fünfeck. Die Kurtinen sind sehr gut angelegt, die beiden westlichen stoßen an den Fluß Araxes. Im Jahre 1827 wurde die Festung von den Russen unter Paskewitsch eingenommen und im Frieden mit Rußland vereinigt. Das Klima ist zum mindesten gesagt sehr ungesund.

Urmia, eine große und volkreiche Stadt, liegt auf einer nicht sehr großen Ebene, hat eine Menge Gärten und im Innern der Stadt eine sehr gut gebaute Festung in Form eines unregelmäßigen Vierecks mit vielen halbrunden Thürmen. Die Stadt gehörte zur Provinz Abserbeidschan, und liegt westlich in geringer Entfernung von dem See Urmia, dem alten Masian, von den Persern Schechi genannt. Als Armenier noch diese Gegend beherrschten, gehörte wie der See Majian, so auch die Stadt Urmia, zur persisch-armenischen Provinz. Die Stadt Urmia ist an der Stelle des alten Tatarma erbaut, wo der berühmte persische Weise Zoroaster geboren wurde, und sie ist der Hauptort des Geschlechts der Awgarden, aus welchem Schah Nadir entsprossen. Ein Chan zweiter Klasse verwaltet die Stadt. Im Jahre 1827 wurde Urmia von dem Generalmajor Laptew eingenommen.

Ardebil, auch **Ardebel** genannt, ist volkreich, ziemlich groß, hat schöne Moscheen und eine sehr gute, regelmäßig gebaute Festung, mit einem Wassergraben. Es liegt an einem kleinen Flüßchen, nur etwa 100 Werste vom kaspischen Meer, und ist in Persien durch seine Mineralwasser und das Grabmal Sophiebduichs *), das sich in einer schönen Moschee befindet, sehr berühmt. Zur Verehrung dieses Grabmals wallfahrtet aus ganz Persien eine große Anzahl Mohammedaner und bereichert die Stadt durch ihren Aufenthalt, die Moschee durch Geschenke. Ardebil wurde im tiefen Alterthum erbaut, und die Zeit der Erbauung ist gänzlich unbekannt. Die Stadt wurde im Jahre 1827 durch Generallieutenant Graf Suchtelen eingenommen.

Türkische Städte.

Azchur ist eine kleine, immer mehr zerfallende Festung; sie ist auf einer Felshöhe erbaut, und stößt ans linke Ufer des Kur. Nach der alten Eintheilung Armeniens gehörte sie zur Provinz Kullari, und heißt auf armenisch Aßschurecht oder Esasdurecht, auf grusinisch Asskweri. Sie gehört zur Zahl der alten Festungen Armeniens; noch im 10ten Jahrhundert n. Chr. wurde sie in den innern Unruhen, die Armenien erschütterten, von dem armenischen Könige Aschot II, aus der Dynastie der Bagratiden, mit Sturm erobert und die Einwohner, die es vertheidigten, niedergehauen. In den folgenden Jahrhunderten fiel diese Festung an Grusien, und kam dann unter die Herrschaft der Türken. Im Jahre 1770 schlug Heraklius, König von Grusien, unter den Mauern derselben die Türken auf's Haupt. Im Jahre 1810 wurde sie von den russischen Truppen belagert, und zu gleicher Zeit Achalzik durch den in Grusien das Oberkommando führenden Generallieutenant Tormassoff blokirt. Im Jahre 1828 wurde Azchur durch den Generallieutenant Fürst Wadbolski eingenommen.

Ardagan, eine kleine alte armenische Festung mit einer Vorstadt, liegt auf dem linken Ufer des Kur, nicht weit von Kars. Ardagan gehörte zur armenischen Provinz Ararat. Die Zeit der Erbauung ist ungewiß. Im Jahre 1828 wurde es von dem Generalmajor Bergmann eingenommen.

Bajazet, eine kleine Stadt mit zwei Festungen; die eine ziemlich erhalten, lehnt sich an den Felsen an, die andere ist klein und wurde erst vor Kurzem aus weißen behauenen Steinen in Form eines Parallelogramms aufgebaut. Diese Stadt ist der Hauptort des Paschaliks Bajazet, und die Residenz des Pascha. Bajazet liegt in den zagroischen Gebirgen. Es

*) Bei der Art, wie die Russen oft die orientalischen Namen schreiben, läßt sich deren richtige Schreibart nicht immer ermitteln.

ist in Schluchten und an der Seite des Korys-Dag in amphitheatralischer Form zerstreut, und wurde von den Türken gegründet, als sie diesen Theil Armeniens eroberten. Zur Zeit des armenischen Reichs gehörte der Ort zur Provinz Ararat. Im Jahre 1828 wurde diese Stadt von dem Generalmajor Tschewtschewadse eingenommen, und mit einer unbedeutenden Garnison unter General Popoff besetzt. Der Pascha von Wan rückte mit einem Korps von 14,050 Mann heran, belagerte die Stadt und wagte einen Sturm, während zugleich die Einwohner sich gegen die Russen empörten; die Feinde wurden aber mit großem Verlust geschlagen, und verjagt, und die Einwohner zum schuldigen Gehorsam zurückgebracht.

Achalkalaki, eine sehr gut gebaute Festung, liegt auf dem rechten Ufer des Kur, an den Mündungen der Flüße Toporowan-tschai und Gederaßu. Auf armenisch heißt sie Achal, auf grusinisch Achal-kalaki, die neue Stadt, auf persisch Scheher, die Stadt, schlechtweg. Achalkalaki gehörte zur armenischen Provinz Kukari. Ihr hohes Alter geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie im Jahre 1064 von dem Sultan der seldschukischen Türken, Arpaslan,*) mit Sturm genommen wurde. In spätern Zeiten kam sie unter die Herrschaft der Grusinier, und die Umgegend wurde Dschewachetien genannt. Unter der Herrschaft der Türken gehörte Achalkalaki zum Paschalik Achalzych. Im Jahre 1807 wurde Achalkalaki von dem in Grusien kommandirenden Graf Gudowitsch belagert, und nach einem vergeblichen Sturme, der fünf Stunden dauerte, die Belagerung aufgehoben. Im Jahre 1817 wurde die Festung unter Anführung des Obersten Kotiarewski, mit Sturm genommen. Dasselbe geschah im Jahre 1828 unter Paskewitsch, nach einem hartnäckigen Widerstand von Seite der Türken.

Baiburt, eine Handelsstadt von mäßiger Größe, gut gebaut, mit einer Festung von sehr alter Bauart, die auf einer abgesonderten Felsenhöhe an dem bedeutenden Flusse Tscharoch-tschai liegt, welcher ins schwarze Meer fällt. In den Winkeln der Festung sind viereckige Thürme: sie hat die Form eines Trapez. Der Fluß Tscheroch-tschai fließt in einem engen Bette an Baiburt vorbei, und biegt sich um den Fuß des Felsen, auf dem die Festung erbaut ist. Auf armenisch schreibt man den Namen Paipurt. Sie gehört zu den ältesten Städten Armeniens, lag in dem Distrikt Eber, der einen Theil der Provinz Oberarmeniens ausmachte. Von den alten Historikern nennt sie Procopius Baiberdon, Cedrinus Paiperte. Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war sie ein Gränzkriegsposten der bagratidischen Fürsten. Im sechsten Jahrhundert wurde sie von dem griechischen Kaiser Justinian erobert; beim Falle des konstantinopolitanischen Reiches gehörte sie zu Trapezunt, diesem ärmlichen Ueberrest der griechischen Macht, die von den Komnenen beherrscht wurde, mit diesem wurde sie von Mahomed II erobert. Im Jahre 1829 wurde Baiburt von dem Generalmajor Burtzoff, und dann zum zweitenmal, nach einem hartnäckigen Widerstand der Türken, unter Anführung des Grafen Paskewitsch-Erivanski genommen, und damit der letzte türkische Krieg in Asien, der das tapfere russische Heer und seinen berühmten Führer mit Ruhm bedeckte, beendigt.

Strenge des Winters in Astrachan.

Neuere Briefe aus Astrachan entwerfen ein trauriges Bild von der Strenge des Winters in dieser Gegend und dem daraus entstandenen Unglück. Die Fröste fingen am 10 Oktober an und dauerten bis zum Monate April. Im Dezember, Januar und Februar stand das Réaumur'sche Thermometer oft 27 und 28° unter Null. Die Wolga bedeckte sich am 16 November mit Eis, von dem sie erst am 6 April befreit wurde, und das eine Dicke von fünf Viertel Arschinen erlangte. Verschiedene Schiffe des kaspischen Meeres wurden vom Eis zertrümmert, und zwar in einer Jahrszeit — Hälfte Novembers — wo die Schifffahrt nie von dergleichen Gefahr bedroht ist. Die Lebensmittel, welche auf der Wolga nach Astrachan gebracht werden, stiegen, durch die allzufrüh gehemmte Schifffahrt dieses Flusses, ungemein im Preise. Außerdem haben auch die Nomaden des Gouvernements Astrachan 1599 Kamele, 9135 Pferde, 9708 Stücke Hornvieh und 66,496 Schafe eingebüßt.

*) Soll wohl Alp Arslan heißen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 212. 30 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Bussa. — Der König und seine Midiki. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yauri.

Zwölf Tage brachten die Reisenden auf dem Wege von Kiama nach Bussa zu. Zwei Tagreisen von der Hauptstadt des Königreichs Borgu gingen sie über den Oly, einen kleinen Fluß, der in den Aschantigebirgen seinen Ursprung nehmen soll, und sich in den Kuarra (Quorra oder Niger) ergießt; er war nicht mehr als vierzig Schritte breit, und in der Mitte sieben bis acht Fuß tief. Von einer brennenden Sonnenhitze gequält, gegen die ihnen der Schatten der Bäume nur wenig Schutz gewährte, und von den Mühseligkeiten der Reise erschöpft, fiel der jüngere Lander in ein Fieber, das ihn oft seiner Besinnung beraubte und so entkräftete, daß sein Bruder jeden Augenblick befürchtete, es möchte um ihn geschehen seyn. Glücklicherweise brach sich die Krankheit kurz vor ihrer Ankunft in Bussa, wo beide Brüder von dem König und der Midiki — so wird die erste Gemahlin desselben oder die eigentliche Königin genannt — freundlich aufgenommen wurden.

Sehr zu ihrer Verwunderung fanden sie Bussa nicht, wie Clapperton angegeben, auf einer Insel, sondern am rechten Ufer des Niger gelegen. Die Stadt Bussa besteht aus einer Menge gruppenweise zusammengestellter Hütten, die nur durch geringe Zwischenräume von einander getrennt sind, und ist auf einer Seite von dem Kuarra, auf der andern von einem weitläufigen, und mit Thürmchen versehenen Wall, sammt Wassergraben, in einem vollständigen Halbkreise umschlossen. Ungeachtet dieser natürlichen und künstlichen Befestigungen aber wurde Bussa doch vor vielen Jahren von den Felatahs eingenommen, und die Einwohner flüchteten sich mit ihren Habseligkeiten und Kindern auf eine Insel im Niger. Als jedoch die Fürsten von Niki, Uoyou und Kiama davon benachrichtigt wurden, sammelten sie ein Heer, vereinigten sich mit den vertriebenen Einwohnern von Bussa, und verjagten die Felatahs wieder, von denen Viele im Niger ihr Leben einbüßten. Seitdem wurde diese Stadt von keinem Angriffe mehr bedroht. Der Boden in der Umgebung von Bussa ist größtentheils sehr fruchtbar, und bringt Reiß, Korn, Yams u. s. w. im Ueberflusse hervor. Man erntet hier das beste Dowah, eine Getreideart, die fünfhundertfältig trägt, und die vorzüglichste Nahrung der Einwohnerschaft, der armen wie der reichen, ausmacht. Auch eine andere Getreideart, die acht Aehren auf einem Stängel, und ein sehr kleines und süßliches Korn trägt, wird hier gebaut, jedoch nicht in großer Ausdehnung. Der Butterbaum blüht in und außer der Stadt; Palmöl wird von Nuffie eingeführt, ist aber sehr theuer und selten, und wird nur von dem König und den vornehmsten Einwohnern gekauft. Der König und seine Midiki besitzen große Heerden von schönem Hornvieh; keiner ihrer Unterthanen aber hat auch nur Einen Ochsen, wiewohl Heerden von Schafen und Ziegen im Besitze. Der Niger versieht sie reichlich mit Fischen, die die tägliche Nahrung und das Lieblingsgericht der Einwohner bilden, aber zäh, trocken und unschmackhaft sind. Sehr gutes Salz wird von einem Salzsee, der sich zehn Tagreisen nordwärts von Bussa, am Ufer des Flusses befindet, hierher gebracht, und Pfeffer wächst allerorten. Perlhühner, Fasanen, Rebhühner und verschiedene Wasservögel gibt es in größter Menge. Die Einwohner versuchen es zuweilen, sie mit ihren Pfeilen zu erlegen, wobei es aber so unsicher hergeht, daß man den Reisenden erzählte, schon mehrere Jahre her seyen nicht mehr als zwei Vögel geschossen worden. Die Engländer fanden mit ihren Schießgewehren ergiebige Jagdbeute. Auch Hirsche und Antilopen trifft man in der Nähe der Stadt; aber sie sind sehr furchtsam und scheu, und werden nur höchst selten von den Einwohnern erlegt.

Die meisten Einwohner des Königreiches Borgu, Alt und Jung, verstehen die Haussasprache fast eben so gut als ihre Muttersprache; und der größte Theil spricht sie sehr geläufig. Die Regierung des Landes ist despotisch; aber die unbeschränkte Macht wird stets mit großer Milde und Schonung ausgeübt. Alle Privatstreitigkeiten werden vom König geschlichtet, und Vergehen bestraft er ganz nach Willkür. Obgleich in seinem Benehmen gegen die Reisenden freundlich und bescheiden, zeigte er doch ziemlich viel angeborne Würde. Uebrigens ist er einer der größten und schönsten, aber auch einer der geschäftigsten und thätigsten Männer des Landes. Alle Fürsten und „großen Männer,“ wie sich die Häuptlinge des Landes zu nennen pflegen, sowohl in Borgu wie an andern Orten, die von den Reisenden besucht wurden, verdämmern die Einen die Hälfte ihrer Lebenszeit in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen, die Anderen verschlafen sie ganz, oder bringen sie mit höchst kindischen Spielereien zu, während der Fürst von Bussa, wenn er nicht mit Staatsangelegenheiten beschäftigt ist, die müßigen Stunden zu allerlei nützlichen Beschäftigungen in seinem Hauswesen verwendet und sich seine Kleider mit höchsteigenen Händen schneidert. Der König

ist oft unwohl, in Folge von Gift, wie er sagt, das man ihm als Arznei beibrachte, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Der König und die Midiki haben weder Wohnungen noch Vermögen gemeinschaftlich, leben aber ungeachtet dieser Trennung in der größten Liebe und Eintracht, und man behauptete in Bussa, daß die Königin große Macht über ihren Gemahl besitze, was um so auffallender in einem Land ist, wo, wie in Afrika überhaupt, das weibliche Geschlecht wenig geachtet wird. Indeß bot sich den Reisenden doch eine Gelegenheit, bei der sie bemerken konnten, daß die Meinung von dem großen Einflusse der Midiki nicht ganz gegründet war. Bei einem Besuche des Königs und der Königin machten die Lander ihr einige goldplattirte Knöpfe zum Geschenk, deren Glanz so sehr die Bewunderung ihres Gemahls erregte, daß beide sich darum rissen, wer sie besitzen sollte. Nach einem langen Streit entschied es sich dahin, daß der König die größten und besten behielt, und die übrigen seiner Gemahlin gab, wobei er jedoch die Vorsicht brauchte, ihr von den Knöpfen, die für seinen Theil gewählt, nur die innere, und durch den Gebrauch abgenutzte Seite zu zeigen, um ihr hiedurch begreiflich zu machen, daß er ihr die bessern Stücke gelassen. „Das königliche Paar, bemerkt hier das Tagbuch, benahm sich ganz wie zwei große Kinder, doch war Jedes mit seinem Geschenke unendlich zufrieden, und drückte seine Dankbarkeit mit großer Wärme aus."

Man könnte hieraus vielleicht auf eine besondere Putzsucht und Eitelkeit schließen, wie es bei allen Wilden und Kindern der Fall zu seyn pflegt. Allein beide, der König und die Königin, gingen einfacher gekleidet, als die meisten ihrer Unterthanen. Der König trug gewöhnlich ein weißes Ueberkleid, und darunter ein blau und weißes, eine rothe Kappe und lederne Sandalen von derselben Farbe. Die Midiki war in ein gewürfeltes Kleid, von der Art, wie sie in Nuffie verfertigt werden, gekleidet; ein glattes Stück blauer Baumwollenzeug war um ihre Stirne gewunden, und verhüllte ihr ganzes Haar; ein größeres Stück desselben Zeuges hatte sie über die linke Schulter geworfen, und ein drittes, um die Hüfte geschlagen, reichte bis zur Hälfte des Beines hinab. Sie ging baarfuß, und ihre Arme waren bis an die Ellenbogen bloß; ein messingener Ring zierte jede große Zehe, und acht silberne Bänder, von denen jedes wenigstens ein Viertelpfund wog, die Handgelenke. Außer diesem Schmuck trug sie ein Halsgehänge von Korallen und Stückchen Gold, und durch jedes Ohrläppchen waren kleine Stücke Bernstein gesteckt. Und doch darf man nicht vergessen, daß der König von Bussa allgemein als der mächtigste Fürst im westlichen Afrika betrachtet wird, wie der Sultan von Bornu als der mächtigste des nördlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Schluß.)

Die kleine Stadt Bassano hat in den jüngst vergangenen Jahren einen Mann ersten Ranges eingebüßt, **Brocchi**, dessen Arbeiten jedoch außer Italien wenig bekannt sind. Brocchi wurde im Jahre 1772 zu Bassano geboren, studirte Anfangs die Rechtsgelehrsamkeit an der Hochschule von Padua, verließ aber, plötzlich dieser Wissenschaft überdrüssig geworden, Padua, und ging nach Rom, wo er sich auf Philologie verlegte. Im Jahre 1792 gab er zu Venedig eine sehr interessante Abhandlung über die Bildhauerkunst der Aegyptier heraus, entsagte aber bald darauf allen Untersuchungen dieser Art, um sich ganz dem Studium der Naturgeschichte hinzugeben, die er auch einige Jahre zu Brescia lehrte. Im Jahre 1808 gab er ein treffliches Werk über die Eisenbergwerke von Mella heraus. Späterhin zum Mitglied des italienischen Nationalinstituts und zum Bergbaurath ernannt, schrieb er mehrere Abhandlungen über die Geologie verschiedener Punkte von Tyrol und der Lombardei. Im Jahre 1811 unternahm Brocchi eine geologische Reise in das südliche Italien, und gab nach ungemein ausgedehnten Untersuchungen, im Jahre 1814, seine „subapenninische Conchyliologie" heraus. In den folgenden Jahren bereiste er abermals Toscana und Rom, und stellte während der furchtbaren Epidemie, die in letzterer Stadt, im September 1818, herrschte, muthige Versuche über die Malaria an. Späterhin durchwanderte er Sizilien und wohnte einem Ausbruch des Aetna bei. Im Jahre 1820 gab er einen „Versuch über die physischen Verhältnisse Roms" heraus, ein sehr wichtiges Werk in Bezug auf Geologie und physische Geschichte der Siebenhügelstadt. Um diese Zeit entschloß sich Brocchi, der in der Lombardei seine Stelle verloren hatte, nach Aegypten zu gehen, um dort die Leitung der Bergwerke des Vizekönigs zu übernehmen. Bevor er jedoch Europa verließ, besuchte er noch Kärnthen, um dort die Konstruktion und Anwendung der Reverberiröfen gründlich kennen zu lernen. Im November 1822 langte er in Alexandrien an, ging aber bald darauf nach Nubien, wo jedoch seine Versuche nicht von dem glücklichsten Erfolg begleitet waren: er hatte zum Behuf der Metallschmelzen auf den Dschus-dura, eine Art Nilschilfrohr gerechnet, dessen sich, wie man glaubte, die alten Aegyptier zum Brennen ihres Porzellans bedient haben sollen; allein dieser Brennstoff wurde als unzulänglich befunden. Brocchi unternahm hierauf eine Reise nach dem Libanon, wo er reiche Steinkohlenlager entdeckte. Da er sich mit der arabischen Sprache sehr vertraut gemacht hatte, so beobachtete er sorgfältig die Sitten und religiösen Gebräuche der Drusen, und übersetzte mehrere wichtige Handschriften. Im Jahre 1825 ging er nach Senaar, unterlag aber dem Klima dieses Landes und starb am 23 September 1826 zu Chartum. Durch letztwillige Verfügung bestimmte er alle seine Sammlungen und Manuskripte und eine beträchtliche Geldsumme seiner Vaterstadt, um dort ein naturgeschichtliches Museum zu gründen. Brocchi vereinte großes Talent mit einer riesenhaften Geistesthätigkeit: Nichts entging seinem Scharfblick auf seinen Reisen; die Denkmäler der Kunst, wie die Erzeugnisse der Natur wurden von ihm gleicher Aufmerksamkeit unterzogen.

Gegenwärtig, wo Venedig aufgehört hat, der Mittelpunkt einer Regierung zu seyn, zählt es kaum noch einige Namen, die sich in Literatur und Wissenschaft hervorgethan haben. Der Graf Cicognara, Präsident der Akademie der schönen Künste, gab eine Geschichte der Bildhauerkunst heraus, die ihm Ehre macht und bei dem französischen Institut rühmliche Erwähnung fand. Graf Cicognara ist gegenwärtig mit Ausarbeitung einer Geschichte der Kupferstecherkunst beschäftigt. Der Professor Marianini, dem seine Schriften einen ausgezeichneten Rang unter den Physikern Italiens erwarben, gab zu Venedig eine treffliche Abhandlung über die elek-

tromagnetischen Versuche heraus; mehrere andere Abhandlungen von ihm sind in den Memoiren des „Athenäums" von Venedig zu finden. Außer Marianini bleibt uns Niemand zu erwähnen, als Bizio, Verfasser sehr geschätzter „Opuscoli" über Chemie und Physik, und Filiasi, dem man interessante Beobachtungen über die Veränderung der Atmosphäre von Venedig verdankt. Der Kardinal Zurla, ein Venetianer, stellte gelehrte Untersuchungen über den Mappamondo des Fra Mauro, über die Reisen Marco Polo's und Cadamosto's, wie über andere Punkte der venetianischen Geographie, an. Gamba, ein gelehrter Bibliograph, leistete der Literatur große Dienste durch seine Untersuchungen über die italienischen Klassiker und seine Sammlung von „Werken zum Unterricht und Vergnügen," enthält mehrere noch nicht herausgegebene und unbekannte Schriften. Tiepolo hat „Discorsi" über die Geschichte von Venedig herausgegeben, die einen unumgänglich nothwendigen Nachtrag zu Daru's venetianischer Geschichte bilden. Cicognara machte eine Sammlung venetianischer Inschriften durch den Druck bekannt, worin man sehr interessante biographische Angaben findet. Auf einer kleinen Insel endlich, in der Nähe von Venedig, besteht ein Kloster von armenischen Mönchen, und eine orientalische Druckerei, aus der vor unlängst erst Fragmente des Eusebius und Philo in armenischer Sprache, unter Leitung des Paters Aucher hervorgegangen sind; deßgleichen ein Gemälde der armenischen Literatur von dem Pater Sukias Somal, ein Werk von großer Wichtigkeit. Vor Kurzem erst veranstaltete der Pater Ciakciak — Verfasser einer armenischen Grammatik — eine zweite Auflage seines armenisch-italienischen Wörterbuches, das von allen Orientalisten mit Beifall aufgenommen worden ist.

Die hier gegebene Uebersicht der lombardischen Literatur hat vielleicht nicht die Vollständigkeit, die man ihr zu geben wünschte; es gibt eine Menge schriftstellerischer Erzeugnisse, die aber bloß von so lokalem Interesse sind, daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden mußten, und wenn wichtigere Arbeiten keine Erwähnung fanden, so muß die Schuld davon der schwierigen und langsamen Mittheilung zugeschrieben werden, die in diesem Lande die Verbreitung der literarischen Produkte hemmt. Jedenfalls aber wird zur Genüge daraus hervorgehen, daß es auch der Lombardei nicht an Männern fehlt, die durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind; daß sie aber in ihrer Thätigkeit vereinzelt, von der Regierung nicht unterstützt und von einem in Zerstreuung und Genußsucht versunkenen Publikum mit Gleichgültigkeit behandelt, wie zerblätterte Blumen auf der Oberfläche eines Stromes hinschwimmen, dem es einerlei ist, ob er einen Stöpsel oder eine Perlenmuschel trägt. *)

*) In dem ersten Artikel hat sich ein Druckfehler eingeschlichen: Seite 665 ist zu lesen statt: an dem Ufer des Po, an dem Ufer der Dora. Anm. d. R.

Vermischte Nachrichten.

In französischen Blättern liest man über die Krankheit des Herzogs von Reichstadt, neben einer Menge sinnloser Angaben, folgende Stelle aus einem Schreiben aus Wien: „Langsam erlöscht das Leben des Herzogs von Reichstadt in dem Schlosse Schönbrunn; einsam auf fremder Erde stirbt ein Prinz, dessen Geburt von dem freudigen Zurufe einer großen Nation begrüßt wurde, an dessen Zukunft die Geschicke der Welt geknüpft schienen. Ein so beklagenswerthes Ereigniß fehlte noch, um dem tragischen Hause Napoleons den Schlußstein zu geben. Mit einer überraschenden Schönheit und den edelsten Geistesanlagen ausgestattet, erweckte der junge Prinz eben so sehr durch sich selbst, als durch sein großes Mißgeschick Theilnahme. Von Natur aus zu Schwermuth und träumerischem Tiefsinn geneigt, liebte er leidenschaftlich die abstrakten Wissenschaften und vorzüglich die musikalischen Kompositionen, in deren schwierigste Berechnungen und Geheimnisse er eingeweiht war. Im Umgange zurückhaltend, spricht er nur wenig, und sein Geist gibt sich nur durch einzelne Gedankenblitze kund. Am meisten zieht er die Ungarn vor, die fast alle ein gewisses originelles Gepräge tragen. Die Juliusrevolution hat diese in sich zurückgedrängte, aber glühende Seele tief aufgeregt, und während Europa von dem Stoße dieser gewaltigen Bewegung von einem Ende bis zum andern aufgerüttelt wurde, glaubte auch der Herzog von Reichstadt, daß eine neue Bestimmung für ihn aufgeben würde. Bis dahin in aller Strenge der monarchischen Grundsätze erzogen, hatte man ihm die Ueberzeugung eingeimpft, daß die Legitimität die höchste Glaubenssatzung des Fürsten und der unverletzliche Grundstein sey, auf dem das ganze Staatengebäude ruhe, dessen unzerstörbare Nothwendigkeit selbst sein Vater anerkannt habe. So wuchs er auf, in Ergebung sich fügend in das unwiderrufliche Gesetz des Schicksals. Da schlug der Donnerstreich des Julius durch die Welt, und zerriß die Binde vor seinen Augen, während er eine altersmorsche Legitimität zertrümmerte, die ihre schwache Hand der Riesenkraft der Nation entgegenstemmen wollte. Nun folgte der langen Abspannung und Niedergeschlagenheit eine heftige Aufwallung; der junge Herzog erinnerte sich — in einem Alter von 21 Jahren ist es so leicht an das Glück zu glauben — daß auch er als Erbe des französischen Thrones ausgerufen worden; daß nur für ihn sein Vater dem Thron entsagt, kurz er hoffte, daß für ihn der so lang ersehnte Augenblick gekommen sey, dieses kalte und zwecklose Leben, das er seit seiner Geburt geführt, aufzugeben, und ein heißes und stetes Fieber der Einbildungskraft ging dem Fieber voran, das ihn jetzt aufzehrt.... Der Herzog von Reichstadt kannte seine Lage vollkommen; er wußte sie zu beurtheilen; aber resignirt, wie sein Vater auf St. Helena, kam nie ein bitteres Wort über seine Lippen. Ein französischer Künstler, der so glücklich war, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen, bat den Prinzen, ihm einige Worte in sein Album zu schreiben; der Herzog schrieb: „Sie kehren nach Paris zurück; sagen Sie der Vendomesäule, daß ich vor Kummer sterbe, sie nicht umarmen zu können."

Herr Guerry hat in einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften eine auf offizielle Dokumente gestützte „moralische Statistik von Frankreich" vorgelegt, in der mit der größten Genauigkeit angegeben ist, wie sich die Verbrechen gegen Personen und Eigenthum in den einzelnen Departements vertheilen, und welche Triebfedern als Veranlassungen von Kapitalverbrechen bekannt wurden; ferner enthält die merkwürdige Abhandlung Bericht über den Zustand des Unterrichts, die der Geistlichkeit, den Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen gemachten Schenkungen, die Desertionen, Selbstmorde und die Lotterieerträge. Folgendes sind die Hauptresultate seiner Untersuchungen: Unter 100 Verbrechen, die gegen Personen von Weibern verübt wurden, zählt man 6 Vergiftungen; bei den Männern findet sich auf gleiche Zahl von Verbrechen nur Ein Giftmord. Mehr als drei Viertheile der Vergiftungen zwischen Ehegatten wurden von der Frau allein oder mit Hülfe Anderer begangen. Unter 100 Angriffen auf das Leben eines der Eheleute treffen 60 auf den Mann und 40 auf die Frau; bei der Frau finden jedoch vier Fünftheile der Verbrechen mit Vorbedacht statt, während es bei den Männern nur drei Fünftheile sind. Von 100 Verbrechen durch Vergiftung, Mord und Todtschlag, die in Folge von Ehebruch begangen wurden, sind 96 gegen die betrogenen und vier nur gegen die schuldigen Gatten gerichtet; dieses Verhältniß gestaltet sich so nur in Bezug auf die ungetreue Frau. Bemerkenswerth ist, daß von drei Verbrechen dieser Art nur zwei von einem der Eheleute, das dritte von einem Mitschuldigen begangen worden. Ausschweifung, Verführung und Konkubinat lassen ungefähr eben so viele Verbrechen begehen, als Ehebruch. Allein hier gestaltet sich das Verhältniß in Bezug auf die Männer anders, als in Bezug auf die Frauen. Im ersten Fall sind mehr als drei Viertheile der Verbrechen gegen die Frau gerichtet, während bei dem Ehebruch

die Zahl der Angriffe auf das Leben der Männer die größere ist. Ein Sechstheil der in Folge von Ausschweifungen, Verführung und Konkubinat begangenen Verbrechen hat die Begierde, sich an untreuen Konkubinen zu rächen, zum Grunde; genau ein anderes Sechstheil die Absicht, sich verführter Frauen oder aufgegebener Liebschaften, die einer Heirath im Wege stehen, zu entledigen. In der Ehe führt die Untreue der Frau ungefähr nur ein 15 Theil der Verbrechen gegen ihr Leben herbei; bei ungesetzlichen Verbindungen aber ein Sechstheil. Man hat sich bis jetzt einen falschen Begriff von dem Einflusse gemacht, den der Unterricht auf Verminderung der Verbrechen haben sollte. In den Departements des Westen und des Innern von Frankreich, wo am wenigsten Schulbildung vorherrscht, werden die wenigsten Verbrechen gegen Personen begangen. Verbrechen dieser Art sind am zahlreichsten im Süden. Was die Verbrechen gegen das Eigenthum betrifft, so steht ihre Zahl nicht im umgekehrten, sondern im geraden Verhältnisse zum Unterricht. Man kann jedoch hieraus durchaus keinen Schluß auf die Entbehrlichkeit des Unterrichtes ziehen, sondern nur folgern, daß die Bildung nur den Kopf und nicht das Herz berührt hat; ein Fehler, der in der Volkserziehung nur allzuhäufig vorkommt. — Die Legate und Schenkungen zu Gunsten religiöser Anstalten bei Katholiken und Protestanten, bilden fast die Hälfte der Gesammtzahl dieser Vermächtnisse. Die Männer geben mehr Schenkungen als die Weiber an wohlthätige Anstalten, deßgleichen auch an geistliche Stiftungen, so oft man auch das Gegentheil behauptet hat. Eben so wurde als ausgemacht angenommen, daß die meisten Schenkungen an die Geistlichkeit mittelst letztwilliger Verfügungen geschehen; daß man folglich die Willensbestimmungen dieser Art beschränken müsse. Allein nicht durch Testamente, sondern durch Schenkungen unter Lebenden erhält die Geistlichkeit die meisten Stiftungen. Auf die Donationen dieser Art müßte also die Gesetzgebung ihr Augenmerk richten, wenn sie nicht zu viel Besitzthum in todte Hand kommen lassen will. Die anonymen Stifter sind fünfmal geringer an Zahl bei Denen, die der Geistlichkeit Schenkungen machen, als bei Denen, welche für Schulen Stiftungen errichten. — In den Departements von Mittelfrankreich ist die Unwissenheit am größten, und die Zahl der Verbrechen gegen Personen, vorzüglich gegen Blutsfreunde in aufsteigender Linie, am geringsten; hier finden sich aber auch die meisten Desertionen und die wenigsten unehelichen Geburten und Selbstmorde.

•

Die Erzeugung wie der Verbrauch von Butter in England ist unglaublich groß. Der Verbrauch derselben in London allein kann im Durchschnitt auf ein halb Pfund für jedes Individuum wöchentlich angenommen werden, was für das Jahr 26 Pfund ausmacht, und nimmt man die Bevölkerung zu 1,450,000 Seelen an, so würde die gesammte Consumtion 57,700,000 Pf. oder 16,850 Tonnen betragen; wozu man jedoch noch 4000 Tonnen Butter rechnen kann, die für Provianttirung der Schiffe und auf andere Weise verbraucht werden. Der sämmtliche Verbrauch würde also in runder Summe auf 21,000 Tonnen oder 47,040,000 Pf. angenommen werden dürfen, was das Pfund zu 10 Pence gerechnet 1,960,000 Pf. Sterling betragen würde. Marshall nimmt im Durchschnitt die von einer Kuh jährlich gewonnene Butter auf 168 Pf. an; um die für den londner Markt nothwendige Butter zu erzeugen, würden also, unter Voraussetzung der Richtigkeit der gemachten Annahme, 280,000 Kühe erforderlich seyn.

•

Das „Hofjournal bemerkt: Das Schloß Penclère, in dessen Brande, wie man eine Zeit lang glaubte, die Herzogin von Berry ihr Leben eingebüßt haben sollte, wurde in der neuesten Zeit als bloße Meierey benützt, und war an dem Tage, wo es angegriffen wurde, von 53 Vendéern besetzt, von denen die meisten kaum noch Pulver gerochen hatten. Der Angriff geschah von 600 Mann Linientruppen und einer starken Abtheilung Nationalgarden. Das Schloß wurde umringt, so daß Niemand von Denen, die darin waren, entrinnen konnte, außer wenn der Angriff zurückgeschlagen wurde. Die Nationalgarde glaubte, die Herzogin von Berry befinde sich darin, und dieser Glaube befeuerte noch mehr ihren Eifer, in das Schloß einzudringen. Fünfzig Soldaten wurden vorangeschickt, und rückten auch unerschrocken auf das Thor los; wurden aber von einem so gut gezielten Feuer, meist aus Jagdflinten, empfangen, daß der größere Theil von ihnen getödtet oder verwundet, und die übrigen zu einem schleunigen Rückzug bewogen wurden. Als die Nationalgarde Dieß sah, zog sie sich bescheiden außer Schußweite vom Schlosse zurück, und überließ die Sache den Truppen auszufechten, die aufgebracht über ihren Verlust, mit großem Ungestüm vorrückten, und endlich auch eine Bresche in der Mauer zu Stande brachten, durch die fünf Sappeurs hineinschliefen und in den Erdgeschossen Feuer anlegen konnten. Die Angegriffenen machten ihren Gegnern den Raum Schritt um Schritt streitig, waren aber zuletzt genöthigt, dem Feuer zu weichen, und sich in einen Seitenflügel zurückzuziehen, wo sie sich hinter Barrikaden vertheidigten. Ein junger Mensch hatte sich zu oberst einer Treppe verrammelt, und erschoß vier Sappeurs, parirte zuletzt den Streich eines Beiles, den ein Fünfter nach ihm führte, mit einem zweihändigen Schwert, und stieß dieses dem Soldaten bis an den Griff in den Leib, worauf es ihm zerbrach. Da die Soldaten den Verhack nicht erstürmen konnten, so zogen sie sich zurück, und versuchten, was das Feuer auszurichten vermochte. Die hiedurch gewonnene Zeit rettete die Besatzung, die zu den Fenstern hinaussprang, und sich in einen nahen Wald flüchtete. Das Schloß wurde ganz und gar zerstört. Den Vendéern wurden sieben Mann getödtet. Von den Entkommenen soll kein einziger ohne Wunden seyn. Die Soldaten verloren 30 Mann. Die Kriegskasse der Chouans wurde erbeutet, enthielt aber nicht mehr als 800 Fr. Die Herzogin von Berry war übrigens gar nicht im Schlosse zugegen."

•

Die „Gazette medicale" gibt über eine seltsame Epidemie über die Hämeratopie, die eine Zeit lang unter der französischen Garnison zu Belfort herrschte, folgenden Bericht: „Gegen Anfang des verflossenen Februars klagten einige Soldaten, daß sie gleich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Aufgang der Sonne ihrer Sehkraft beraubt würden. Die Zahl der mit diesen Leiden Behafteten war Anfangs nicht mehr als zwölf oder fünfzehn; aber das Uebel griff gegen Ende Februars und Anfang März reißend schnell um sich. Jeden Abend, kurz nach Sonnenuntergang sah man eine Menge Soldaten — die sonderbare Krankheit blieb nämlich bloß auf die Garnison beschränkt — wie Blinde umherwanken, kaum im Stande ihren Weg zu finden. Viele mußten sich führen lassen, oder mit den Händen an der Wand und den Häusern sich nach ihren Wohnungen fortzuhelfen suchen. Neunzig Mann vom 56 Infanterieregiment und zwanzig vom 1 Dragonerregiment wurden von diesem Gesichtsleiden befallen. Sechzig derselben wurden im Verlauf von zehn Tagen mittelst tonischer und stärkender Augenbäder, Zugpflaster im Nacken und Gaben von 15 bis 20 Gran Calomel geheilt, obgleich letzterer nicht immer nothwendig befunden wurde. Die Epidemie hörte gegen Ende des Monats April ganz auf.

•

Der Graf von Stirling, der in Unter-Kanada und Neuschottland unermeßliches Grundeigenthum besitzt, hat dort 48.000 Acres für solche Arme abgetreten, die aus England einwandern und den Boden anbauen wollen.

•

Die pariser Polizei hat auf die Weigerung der Saint-Simonisten, ihr Haus auf Menilmontant zu schließen und dem Publikum, das dorthin strömte, um sie arbeiten zu sehen, den Zutritt zu versagen, einen Kommissär mit einem Gendarmen in Enfantin's Wohnung geschickt, um Jedermann an der Thüre abzuweisen. Da Enfantin erklärte, dieser gewaltsamen Maßregel werde er sich förmlich widersetzen, so entfernte sich zwar der Polizeikommissär mit seinem Gendarm, erschien aber bald darauf an der Spitze einer Kompagnie Infanterie, worauf Herr Michel Chevalier, vormals Bergbau-Ingenieur und Redakteur des Globe, gegenwärtig mit der Hauptverwaltung des saint-simonistischen Berges beauftragt, dem Kommissär sagte: „Dießmal, mein Herr, haben Sie die Bajonnette; wir haben keine und wollen auch keine haben; denn wir sind Apostel des Friedens und der Arbeit. Treten Sie also ein, aber nur weil Sie die Bajonnette haben." Der Polizeikommissär trat hierauf ein und ließ das Haus und den Garten von einer Menge Männern und Frauen räumen, die sich versammelt hatten, um die Saint-Simonisten arbeiten zu sehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 213. 31 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

8. Bussa. — Der König und seine Midikt. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yauri.

(Fortsetzung.)

Dagegen war das Weib eines Trommelschlägers, in deren Hütte den Fremden ihre Wohnung angewiesen war, ein höchst eitles, wiewohl sonst gutmüthiges und angenehmes Geschöpf. Mehrere Stunden des Tags brachte sie damit zu, ihr Haar zu flechten, das in drei Zöpfen, der eine über die Stirne, die beiden andern an den zwei Seiten des Kopfes, herabhing. Dann machte sie die vielfältigsten Versuche mit ihrem Schmucke an allen Gliedern des Leibes, um herauszubringen, was am besten stehe; endlich färbte sie sich Lippen und Zähne mit der hellrothen Farbe der Hennah — eine Art Myrthe — und wenn alles Dieß in Ordnung war, konnte sie sich nicht genug in einem zerbrochenen Spiegelglas bewundern, das ihr ihre Gäste geschenkt hatten. Es diente den Brüdern zu großer Belustigung, wenn sie sahen, wie die gefallsüchtige Trommelschlägerin den Spiegel bald nahe vors Gesicht, bald weit von sich weghielt, und dann lächelte, wenn sie sich besonders schön vorkam, wobei sie ihr Gesicht auf alle mögliche Arten verzog und ihren Körper in die lächerlichsten Stellungen brachte, um zu sehen, in welcher sie sich am unwiderstehlichsten ausnehme. Indeß will es etwas sagen, die Frau des Hof-Trommelschlägers in Bussa zu seyn, und es ist kein Wortspiel, wenn man sagt, daß sie in der Hauptstadt den Ton angibt. *) Die Stelle ihres Mannes ist eine der wichtigsten im Königreiche, und alle Frauen von Bussa, die auf Geschmack und Rang Anspruch machen, suchten es der Trommelschlägerin nachzuthun, waren aber auch nicht minder eitel und affektirt als sie. Auch einige Männer färben bisweilen ihre Lippen, Zähne, Finger- und Fußzehnägel, wie die Weiber; allein es scheinen Dieß doch nur mehr die Stutzer der Hauptstadt zu seyn. Der König und die Königin machten aus Allem dergleichen wenig. Dennoch schien die Midikt nicht ganz ihr Geschlecht verläugnen zu können. Als die Brüder späterhin auf ihrer Rückkehr von Yauri, zum zweitenmal in Bussa eintrafen, ließ sie der König nicht mehr bei der schönen Trommlerin wohnen und ihnen andere Hütten anweisen. Der Grund davon, wie die Lander nachher erfuhren, war, daß die Trommlerin einen kleinen vergoldeten Knopf, den sie ihr geschenkt hatten, um den Hals trug, und hiedurch den Neid der Königin so sehr reizte, daß diese einige runde und flache goldene Zierrathen, aus ihrem schafledernen Beutel, wo sie wohl ein Viertel Jahrhundert schon aufbewahrt worden waren, hervorholte, und damit ihren pechschwarzen Busen schmückte, wodurch es ihr denn auch gelang, den elenden Knopf der Trommlerin vollkommen zu verdunkeln und auszustechen.

*) Wie unglücklich es dem Trommelschläger späterhin wegen einer Liebschaft mit der Frau eines der Prinzen des königlichen Hauses erging, wird später erzählt werden. A. d. R.

So waren also die Reisenden endlich an dem lang ersehnten Orte angelangt, wo die eigentliche Aufgabe ihrer gefahrvollen Reise beginnen sollte. „Am Morgen nach unsrer Ankunft, bemerkt das Tagbuch am 18 Junius, besuchten wir den vielbesprochenen Niger oder Kuarra (Quorra), der an der Stadt, ungefähr eine halbe Stunde von unserer Wohnung, vorbeifließt. Groß war unsere Enttäuschung bei dem Anblick dieses berühmten Stromes. Schwarze rauhe Felsen erhoben sich aus der Mitte desselben, und verursachten auf seiner Wasserfläche Strudel und Wirbel. Man sagt, daß der Fluß einige Meilen ober Bussa sich in drei Arme theilt, die durch zwei fruchtbare Inseln gebildet werden, und daß er von hier aus bis Funda in ununterbrochener Strömung sich fortergieße. Der Niger ist hier in seiner breitesten Stelle nicht mehr als einen Steinwurf breit. Der Fels, auf dem wir saßen, überblickte die Stelle, wo Mungo Park und seine Gefährten von ihrem unglücklichen Schicksal ereilt wurden; wir konnten uns nicht erwehren, an dieses traurige Ereigniß zu denken, und indem wir bei uns erwägten, wie viele theure Leben in dem Versuche, diesen Strom zu erforschen, geopfert worden, flehten wir im Stillen den Allmächtigen an, er möchte uns die unwürdigen Werkzeuge werden lassen, endlich die wichtige Frage über den Lauf und das Ende dieses Stromes zu lösen.“

Da die Reisenden den Argwohn kannten, womit die Fremden von den Eingebornen in Allem beobachtet werden, was auf den Niger Bezug hat, so hielten sie es der Klugheit angemessen, auch gegen den König von Bussa Nichts von dem eigentlichen Zweck ihrer Reise zu erwähnen; weßhalb sie auf seine Fragen hierüber vorgaben, sie seyen gesonnen, über Yauri nach Bornu zu gehen. Zugleich suchten sie den König auszuforschen, ob sich in seinen Händen nichts von Parks Hinterlassenschaft befinde; wirklich besaß er auch ein Kleid,

das, wie er sagte, einem weißen Manne gehört habe, der vor vielen Jahren von Norden her gekommen sey, und von dem es der Vater des Königs gekauft habe. Nun stimmte die Zeit, wo das Kleid gekauft worden seyn sollte, genau zu der, wo Mungo Park diese Gegenden erreicht hatte; auch weiß man von keinem Europäer außer ihm, der von Norden her so weit südlich bis Bussa gekommen wäre. Das Kleid wurde herbeigeschafft, und bestand aus reichem karmoisinrothem Damast, schwer mit Gold gestickt. Es schien den Lander Anfangs nicht wahrscheinlich, daß Park dieses Kleid selbst getragen haben sollte, allein sie erfuhren später in Yauri, daß der unglückliche Reisende wirklich in einem solchen Kleide zu Bussa ertrunken war. Hieraus war es vielleicht auch zu erklären, warum weder der König von Bussa, noch seine Vorfahren dieses prunkvolle Gewand angelegt. Eine Art abergläubische Furcht schien sie davon zurückzuschrecken, obgleich der gegenwärtige König bemerkte, man habe es nicht zur Schau tragen wollen, „um nicht den Neid und die Begier der benachbarten Mächte darnach zu erwecken." Von den Papieren und Tagbüchern Mungo Parks schien indeß nichts vorhanden zu seyn. *) Der König war erst neun Jahre alt, als das Unglück sich ereignete, und wußte nicht zu sagen, was aus dem Schiffbruche Parks damals gerettet worden seyn mochte. Endlich aber wurde dennoch durch Zusicherung eines großen Lohnes, den die Reisenden versprachen, ein Mann ausgemittelt, der von jener Zeit her noch im Besitz eines Buches seyn sollte. Die Brüder boten Alles auf, Einsicht davon zu erhalten, und wirklich erschien auch eines Nachmittags der König, von einem Manne begleitet, der ein Buch unter dem Arme trug, das damals aus dem Niger aufgefischt worden seyn sollte. „Es war in ein großes baumwollenes Tuch eingewickelt, erzählt Lander, und hoch schlug uns das Herz, als der Mann es langsam herausnahm, denn der Größe nach zu urtheilen, konnte es Parks Tagebuch seyn. Allein wir täuschten uns darin sehr. Als man es aufschlug, fanden wir, daß es ein altes nautisches Werk des verflossenen Jahrhunderts war; das Titelblatt fehlte und sein Inhalt bestand hauptsächlich aus logarithmischen Tafeln. Zwischen den Blättern fanden wir einige Zettel, worauf Bemerkungen von keinem Belang standen; eine oder zwei über die Wasserhöhe des Gambia; ein Blatt enthielt die Einladung eines Herrn Watson in London an Mungo Park zum Mittagessen. Der König sowohl als der Eigenthümer des Buches schienen eben so verdrießlich, als wir selbst, daß es nicht das gesuchte sey, und deßhalb auch nicht der ausgesetzte Preis verabfolgt werden konnte. Nachdem wir unsere Neugierde hinlänglich befriedigt, wickelte der Inhaber seinen Schatz wieder sorgfältig ein und nahm das Buch mit sich fort, da er es als eine Art von Hausgötzen aufbewahrte."

*) Zu Yauri fanden die Lander später eine sehr schön geschiftete Doppelbüchse, die Park dem dortigen Sultan bei seiner Durchreise zum Geschenke gemacht hatte. Diese, wie den oben erwähnten damastenen Rock handelten die Reisenden ein, verloren aber Alles bei ihrer Gefangennehmung zu Kirri wieder.

Anm. d. R.

(Schluß folgt.)

König Georgs = Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

(Schluß.)

Im Herbst wenn die junge Fischbrut in großer Menge an die Ufer kömmt, wird sie von den Eingebornen umstellt und an einer seichten Stelle auf ebenem Grund so lange aufgehalten, bis die Ebbe eintritt und die Fische auf dem Trockenen liegen bleiben; sie werden dann ohne Mühe aufgespießt und nur wenige entgehen ihnen. Sie bedienen sich bei diesem Fange sehr kurzer Sagayen ohne Widerhaken, die sie aus der Hand werfen; fällt das Wasser nicht tief genug, daß sie die Fische erhaschen können, so stecken sie Zweige so dicht neben einander, daß ihre Beute nicht entkommen kann und tödten sie dann gelegentlich. Da es Fische im Ueberfluß gibt, so fangen sie oft mehr als sie für den Augenblick bedürfen; in diesem Falle wird der Ueberfluß geröstet, in große Stücke geschnitten, die Gräten ausgenommen und kann dann in diesem Zustande mehrere Tage aufbewahrt werden. Haben sie einen großen Fisch gefangen, so machen sie unterhalb der Kiemen eine Oeffnung, durch die sie ihn ausnehmen; hat er Fett, so wird dieses sorgfältig ausgeschieden, Eingeweide, Leber u. dgl. werden gekocht und gegessen. Obschon der Hai hier sehr häufig ist, so fürchten ihn die Eingebornen doch keineswegs, weil sie, ihrem Vorgeben nach, niemals von diesen Ungeheuern angegriffen werden. *) Sie erlegen deren zuweilen mit ihren Sagayen, essen sie aber niemals. Rochen, deren es ebenfalls sehr viele gibt, tödten sie wohl dann und wann zur Belustigung, machen aber von ihrem Fleisch keinen Gebrauch. An einigen Gegenden der Küste wird der Stachel, mit dem eine Art dieser Rochen am Ende des Schweifs versehen ist, als Spitze für die Sagayen verwendet. Austern und andere eßbare Muscheln, deren es eine große Menge gibt, wurden vor Gründung der Kolonie von den Eingebornen nicht gegessen; seit dieser Zeit aber werden diese Thiere als ein gutes Nahrungsmittel geschätzt und gekocht genossen. Ein wahres Volksfest aber gibt es, so oft ein todter Wallfisch an die Küste geworfen wird; dann fallen sie darüber her, verschlingen das Fleisch gierig und bewahren einen großen Theil des Fettes auf. Zuweilen erlegen sie auch Robben, deren Fleisch von ihnen sehr geschätzt wird, und das auch, besonders das der jungen Thiere, von nicht unangenehmem Geschmack ist. In den Morästen von süßem Wasser findet man eine Art Krebse, Tschallos genannt und den englischen Flußkrebsen ähnlich, in großer Menge. Ihr Fang während der Sommermonate, wenn das Wasser größtentheils verdünstet ist, bleibt das Geschäft der Weiber; diese holen sie aus den, einen Fuß tiefen Löchern, die oben eng, aber weit genug sind, um mit dem Arm bis auf den Boden hinabreichen zu können. In Salzwasser gekocht sind sie von angenehmem Geschmack; die Eingebornen braten sie in heißer Asche und essen sie häufig. Die Schildkröten des süßen Wassers, Kilan, und deren Eier gehören ebenfalls zu den Nahrungsmitteln dieser Wilden. Diese Schildkröten legen ihre Eier gewöhnlich am Ufer, auf die

*) Wenn sie auch in dem seichten Wasser der beiden Häfen sich vor dem Haifisch nicht fürchten, so sind sie doch auf dem Fluß, der die Bänke der Bai Ellipse umgibt, so außerordentlich behutsam, daß sie sich nicht einmal auf die auf den Bänken stehenden Bäume wagen.

Oberfläche einer vom Wasser 60 bis 500 Fuß weit entfernten Bank, graben sie in ein kleines Loch ein und bedecken sie sorgfältig. Zwei oder drei Gattungen-Frösche, Cuyah, werden ebenfalls während der Laichzeit gegessen.

Zu einer gewissen Zeit des Jahres schlagen oder brechen die Eingebornen die Xanthorrhöa, in die der Paalock, eine Art Käfer, seine Eier legt; die aus diesen entstehende große Larve, von milchweißer Farbe, wird gekocht oder leicht gebraten gegessen. Auch in angefaulten Bäumen, im Schilf u. s. w. werden noch viel größere Larven von Käfern, sämmtlich von weißer Farbe, gefunden; die Eingebornen nennen sie Tellangol, legen aber auf den Paalock einen besonders großen Werth. Jeder der einen Baum fällt, hat das Recht auf die Ausbeute desselben und jeder Diebstahl dieser Art wird im Entdeckungsfall streng bestraft. Die Eingebornen hegen überdieß den Glauben, daß der Genuß gestohlener Paalocks Krankheiten und Aussatz verursache. So oft indeß Einer Hunger hat, so nimmt er unbedenklich seine Zuflucht zu der Xanthorrhöa eines Nachbars, schält aber dann einen Zweig des Baumes ab und pflanzt ihn die Erde. Ein solches Verfahren wird Keit e borringhera genannt und hat den Zweck, den Zorn des Eigenthümers zu beschwichtigen und andere unangenehme Folgen zu verhüten. Ameiseneier werden ebenfalls gegessen.

Von den Pflanzen, die den Eingebornen zur Nahrung dienen, kennt man nur eine geringe Anzahl; jene die vorzugsweise von ihnen gegessen werden und die man als den Hauptbestandtheil ihrer Mahlzeiten ansehen kann, sind nach ihrer Benennung folgende: Mirnes; Teuboc, Tschocket, Tonedong. Die Mirnes (haemodorum spicatum) ist eine zwiebelartige Wurzel von scharlachrother Farbe, die an Gestalt und Größe einer Tulpenzwiebel gleicht; gebraten ist sie mehlig, aber von einem herben und unangenehmen Geschmack. Man bratet sie in heißer Asche und zerreibt sie dann zwischen zwei flachen Steinen, die vorher mit Erde bestrichen werden, damit die Wurzel nicht anklebt. Diese Zubereitung gibt eine schleimige Substanz von glänzend schwarzer Farbe, die bei den in der Nähe der Kolonie lebenden Wilden die Stelle des Brodes vertritt; im Innern des Landes wird die Mirnes nicht gefunden.

Der Teuboc ist von der Familie der Orchispflanzen *) und geröstet von angenehmem Geschmack. Im Anfang des Frühjahrs treibt diese Zwiebel einen einzigen, hohlen, unsrer Zwiebel ähnlichen, aber schleimigen, süßlichen Stengel, der ebenfalls gegessen wird. Ehe die Zwiebel völlig reif ist, heißt sie Tscholern und wird roh gegessen; die ausgewachsenen Zwiebeln werden Naank **) genannt. Der Tschocket ist die kleine, zwiebelartige Wurzel einer Binse; sie ist sehr faserig und nur zu einer gewissen Zeit des Jahres eßbar. Die Wurzeln des Farnkrautes, des Lieschgrases und anderer Pflanzen dienen ebenfalls als Nahrungsmittel, so wie auch zwei Gattungen Pilze und noch eine andere Art von Schwämmen. Zur Blüthezeit der verschiedenen Arten der Banksia ziehen die Eingebornen aus dieser Pflanze eine bedeutende Menge Honig, den sie sehr lieben; sie brechen auch die Blüthen (Moncat) und saugen sie aus, können sich jedoch diesen Genuß nicht immer verschaffen; die beste Zeit dazu ist der Morgen, wenn starker Thau gefallen ist, oder auch während trüber, aber nicht feuchter Witterung. Die Eingebornen beschrieben uns noch mehrere Wurzelsorten, die im Innern des Landes als Nahrung dienen. Eine davon, Yoke genannt, gleicht, ihrer Beschreibung nach, unserm Erdapfel, ist von derselben Größe und hat einen eben so angenehmen Geschmack; doch trägt jeder Stengel nur Einen Knollen, auch ist die Gestalt der Pflanze und der Blätter anders als bei den Kartoffeln. Eine andere Wurzel hat die Gestalt der gelben Rübe. Den Reiß nennen die Eingebornen Kioc; sie erzählten uns, daß er bei ihnen häufig auf einem kleinen Strauch wachse und Körner von röthlicher Farbe habe; sie breiten ihre Mäntel unter denselben, schütteln ihn und essen die abfallenden Körner roh. Das Brod nennen sie Guamert oder Marrin; es ist jedoch zu vermuthen, daß diese beiden Benennungen Nahrungsmittel bezeichnen, die nur im Innern des Landes gefunden werden. Auch Bienen gibt es im König Georgs-Sund; zwar findet man sie nicht in der Nähe der Niederlassung; doch versicherten die Eingebornen, daß sie deren zuweilen ausnahmen und den Honig äßen.

*) Wahrscheinlich eine Art Thelymitra.

**) Naank bedeutet sie, oder das Weibchen.

Cobbet's Reformfest.

Cobbet's Feier des Reformsieges ist des alten schlauen Radikalen würdig. Dem Vergnügen, dabei gewesen zu seyn, zunächst steht gewiß das Lesen der nachfolgenden kräftigen Beschreibung, die wieder einmal in recht lebendigen Zügen ein Bild jener kerngesunden Sinnes- und Gemüthsart des „lustigen Alt-Englands“ gibt, die sich durch alle Revolutionen und Reformen ungeschwächt erhalten hat. Es fand am 7 Julius zu Sutton Scotney, in Hampshire, statt; die Erzählung, die in Cobbet's Wochenschrift, dem „Register“ vom 13 Julius d. J. erschien, ist das „Gabelfest“ (Chopstick-Festival) überschrieben.

„Ich habe so viele hunderte von glücklichen Tagen in meinem Leben gehabt, daß es vielleicht zu viel wäre, wenn ich sagen wollte, gestern sey der glücklichste gewesen; aber gewiß war es ein so glücklicher Tag, als irgend einer, den ich je erlebt habe. Alles war recht; Alles war angenehm, das Wetter, ein heller Sonnenschein und ein sanfter Wind, nach einem Regenschauer in der Nacht, der den Staub gelöscht hatte. Die Gesellschaft gerade die, in der ich mich mein Leben lang am wohlsten gefühlt habe. Die Zurichtungen die passendsten, und die Vorräthe alle reichlich und von den allerbesten; und vor Allem, die Herzensfröhlichkeit, die sich auf jedem Gesichte abmalte. Die Philosophen freilich, die so eine gewaltige Freude an der „steten Fortbildung des Verstandes“ haben, werden — fürchte ich — in unserem Feste nur ein schlechtes Kompliment für unsere Verstandeskräfte und den Geist des Volks finden; denn es hatte bei Weitem mehr vom Fleisch als vom Geist an sich; es war eine praktische Erläuterung meiner Lehre, die immer den Anfang mit der Sorge um dem Leib macht. Da gab's denn also den nottinghamshirer Schinken, der zu Kensington unter Mißtreß Cobbets Leitung abgesotten worden war, und bis aufs Bein aufgezehrt wurde, so groß er war. Ich muß hier einschalten, daß alle die anwesenden Pächter und Handwerksleute gar sehr darauf aus waren, von diesem Schinken zu kosten. Mehr als vierhundert Personen, wie ich wohl sagen mag, haben davon versucht, und dabei hat ein Jeder, wie auch ich thue, erklärt, er habe Alles der Art übertroffen, was irgend Einer von uns je zuvor gekostet habe. Herr Nicholson, der Theehändler, gab uns einen andern Schinken, der auch kein Krüppel war, denn er wog vierzig Pfund. Herr Scales, von dem wir ein fettes lincolnshirer Schaf und ein 28 Pf. schweres Stück Rindschmalz bekommen sollten, schickte das Schmalz nicht, plazte aber dafür mit einem zweiten Schaf herein; so daß es hier an die 250 — 260 Pf. Hammelfleisch absezte. Dazu fügte ich drei kapitale Stücke *) Ochsenfleisch, jedes Stück an die 40 Pf. schwer. Ein Pächter aus Werwell schickte so gegen 30 Pf.

*) Im Original three capital rounds of beef. — Zu einem ächten Roastbeef werden bekanntlich in England nur die, in der Runde herausgeschnittenen, fleischigsten und also saftigsten und weichsten Theile des Mastochsen genommen. D. Ueb.

Speck. Herr Stares von Lichfield schickte eine Quantität abgekochten Specks und einiges Brod. Herr Budd kam mit seinem Wagen von Burghclere; hielt den Freitag Nacht zu Whitchurch an, und hatte sein gebratenes Ferkel, das nur 50 Pf. wog. Nachdem er in Whitchurch angekommen war, wollte er Niemand mehr in seinen Wagen nehmen, außer wer seinen eigenen Mundvorrath mitbrachte. Er brachte außerdem zwei Gänse, die in Whitchurch zum Mittagessen gebraten worden waren, und die wir noch heiß bekamen; auch einige fertige Kälberpasteten, und einigen abgekochten Speck und Kalbsbraten. Dazu that er noch einen guten Vorrath von fertigem Plumpudding und einige ungeheuer große Stachelbeer-Puddings; die Stachelbeeren in den geschlagenen Teig gethan, in Milchpfannen gebacken und herausgenommen, wenn das ganze abgekühlt ist, so daß es dann in haltbare Stücke geschnitten und herumgegeben werden konnte. Herr Blount kam mit seinem Fuhrwerk von Uphusband, und brachte jede Seele von seinem Pachthofe mit sich, nebst einem großen Vorrath von gekochtem Fleisch, und einen Sack mit Brod. Ein Freund aus der Gegend von Winchester, dessen Name mir nicht genannt wurde, hatte schon einige Tage früher zwei Schäffel Semmelmehl geschickt. Gott weiß, wie viel Brod im Ganzen vorräthig war. Zu aller Vorsicht hatte ich auf meinem Hinüberwege am Freitag zu Baringstoke angehalten, und mit einem Bäcker ausgehandelt, daß er 140 einpfündige Laibe diese Nacht backen sollte, die uns bei den Austheilungen von Brod und Käse an die Mädchen und Knaben außerordentlich gut kamen. Es waren im Ganzen wenigstens 250 Pf. Pudding. Zur Bereitung von Plumpudding schickte Herr Stakes von Salisbury 12 Pf. Rosinen als Zugabe zu den 28 Pf., welche Herr Barrett aus der Fetter-lane geschenkt hatte. Um 10 Uhr kam der politische Verein von Winchester mit Musik und Fahnen, an deren einer ein Bratrost prangte, angezogen. Die Reformer von Whitchurch kamen in gleicher Weise, und jede von diesen Gesellschaften brachte drei bis viermal so viel Mundvorrath mit, als sie verzehrte, so daß — meines Erachtens — obschon an die 7000 Personen zugegen gewesen mögen, nicht Einer oder Eine hungrig oder durstig wieder von dannen zog. Vom Trunk weiß ich jedoch nichts Näheres, außer von den 400 Maß Bier, welche Herr Deller von Andover, auf die liebreichste Weise vorausgeschickt gehabt hatte; das Bier war köstlich und ein Geschenk von Herrn Deller und einigen andern Herren von Andover. Eine Frage, die sich wohl Jedem aufdringen wird, ist: „Wie konntet Ihr denn für die friedliche Vertheilung von dem Allem sorgen?“ Die Bude, welche gehörig den Tag zuvor errichtet worden war und zwei Tische hatte, die gegen 500 Personen fassen mochten, und so gestellt waren, daß ein breiter Durchgang zwischen denselben, aber keiner an ihrer Außenseite sich befand, besetzten (wie billig) zuvorderst die Petitionsunterzeichner, welche zunächst zur Stelle waren, ein Jeder in seinen Kittel gekleidet, und ein blaues Band am Hut. Diese, welche sich etwa auf 150 an der Zahl beliefen, saßen an den beiden Enden der zwei Tafeln, deren Mitte mit Besuchern aus Winchester, aus Portsea, von der Insel Wight, mit Einem Worte — von überall her gefüllt waren. Ich saß am Oberende der Tafel, für die Zeit, wo ich zugegen war. Herr Swain, Herr Beck und Herr Allsop, welche von London kamen und verschiedene andere Gentlemen thaten nichts, als Vorschneiden. Die an den Tischen, die immerfort im Augenblick mit Brod und Fleisch bedient wurden, ließen dann die Stücke wieder ihren Angehörigen zukommen, die sich außen vor dem Zelt befanden. Wenn einer seine Portion hatte, so machte er einem Andern Platz. Ich selbst schnitt einen Fetzen nach dem andern ab, und versah so wohl an die 30 bis 40 Personen. Auf gleiche Weise ging es auch mit der Vertheilung der Puddings zu. Die Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit der anwesenden Pächter und Handwerker kann ich nicht genugsam loben und bewundern. Sie schienen für gar nichts Sinn zu haben, als nur das Volk recht reichlich zu versehen. Eine große Menge von ihnen stand in dem weiten Raum zwischen den zwei Tischen, wo sie bloß einen Bissen Brod in die Hand und einen Bissen Fleisch darauf nahmen, und sich's mit ihren Sackmessern herunterschnitten, so daß ich es darauf ankommen lassen wollte, ob unsere große donnernde Regierung mit all ihren Polizeimännern und sonstigen Zwangsmännern eine so unparteiische und harmonische Vertheilung, als bei dieser Gelegenheit stattfand, je zu Wege zu bringen im Stande wäre. Es war aber auch das Besondere bei diesem Falle, daß es ein Fest zu Ehren der arbeitenden Klasse war! Es war etwas so Neues, Eigenes, Erfreuliches, zu Gefühlen der Dankbarkeit gegen die Geber Aufforderndes, daß es ein halbes Wunder gewesen wäre, wenn irgend etwas Unrechtes oder Schlechtes Platz gegriffen haben würde. Es waren Herren da, angesehene Leute im Ackerbau und in den Gewerben, aus jeder Stadt in der Grafschaft, und aus den entferntesten Theilen des Landes. Ein Blick auf die Karte von Hampshire zeigt, daß es keinen von allen Marktstädten entfernter gelegenen Ort enthält, als dieses Sutton Scotney: Jeder, der kam, kam also bloß um der Sache willen. — Es waren denn da zwei Herren von Salisbury; zwei oder drei aus Sussex; Herr Budd kam aus dem alleräußersten Kirchspiel in dem nördlichsten Theile der Grafschaft; nebstdem sechs oder sieben Herren aus der Insel Wight, welche, wie man bemerken wird, erst übers Wasser, und dann über 18 Stunden zu Lande machen mußten. Das Benehmen aller dieser Gesellschaften verdient meine volle Dankbarkeit, verdient sie weit mehr, als ich auszusprechen vermag; es ist aber eben das bewunderungswürdige Gefühl, das sie gegen diese armen Leute beseelt haben muß, was über allen Ausdruck des Lobes und der herzlichsten Achtung erhaben ist. — Nachdem ich lange genug in der Bude geblieben war, um die wohlthuende Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles in Liebe und Freundschaft vor sich gehe, hielt ich mich und andere nicht mit stupiden Trinksprüchen oder anderen dergleichen ekelhaftem Zeug auf, das, wenn Kopf und Herz gesund sind, die besten Mahlzeiten Einem schwer im Magen liegen läßt; indem ich von Herzen gern das Monopol von solchem garstigen Kehricht den Fressern und Säufern überlasse, die nächsten Mittwoch bei dem City-Festessen *) dreitausend Pfund von unserm Gelde hinunterschlucken werden; als ich nun, wie gesagt, lange genug geblieben war, und sah, daß alles ordentlich zuging und Jedermann vergnügt war, und da ich mich von der Hitze in der Bude mehr denn halb geschmort fühlte, sagte ich: „Ich gehe jetzt in das Wirthshaus, wo ich, nach einem halben Stündchen Ausruhen, eine Rede an Euch halten will.“ Ins Wirthshaus ging ich denn auch, riß Rock und Schuhe herunter, und legte mich aufs Bett, um mich zu verkühlen. Um drei Uhr etwa hatte Herr Blount seinen Wagen hart unter die Vorderseite des Wirthshauses gezogen, welchem gegenüber ein freier, geräumiger und passender Platz sich befindet. Als ich die Nachricht erhalten hatte, daß das Essensgeschäft ganz vorüber und nur noch das Trinken im Gange war, ließ ich kund thun, daß ich jetzt meine Rede halten wolle. Bald war das Volk an dem Orte zusammengeströmt, und ich stieg nun in den Wagen, von dem aus ich denn etwa folgende Standrede hielt.“

Cobbet gibt hier den wesentlichen Inhalt dieser Rede, die wir aber aus Mangel an Raum weglassen müssen.

„Nach Beendigung derselben fingen die Gesellschaften, welche aus der größten Entfernung hergekommen waren, an, sich auf den Heimweg zu machen. Bei Denen, die blieben, füllte Tanzen, Singen und Trinken die Zeit bis zum Sonntagmorgen aus; und zuletzt ging denn alles auseinander, ohne daß auch nur ein Schlag, ein Zank Spektakel veranlaßt hätte, wenn es schon nicht an Leuten fehlte, die da vorhersagten: „es würde Blut in Strömen in den Straßen von Sutton Scotney fließen!“ Dergleichen Leute haben allewege Blut auf der Zunge (es ist freilich nicht weit vom Herzen zur Zunge, und da gibt's eben eine unerschöpfliche Niederlage davon). Die einzige persönliche Gefahr, die mir zu bestehen schien, war die für die Lungen und Kehlen, denn mein Lebtage habe ich noch nicht innerhalb einem gleichen Zeitraum so viel Lachen und von dem Lärm gehört, den man Singen nennt. —

„Ich, der am 7ten zeitig zu Bette gegangen war, stand am Sonntag Morgen um halb vier Uhr auf, wo denn der Flecken so still war, als er je seit dem ersten Tage seiner Entstehung gewesen war. Die Bude war bereits wieder abgebrochen und fort. Der Morgen war zwar etwas feucht, aber doch recht angenehm, und somit hatte denn eine der vergnüglichsten Herrlichkeiten, die man je auf der Welt sah, ein Ende.

*) Das am 11 Julius von der City dem jetzigen englischen Ministerium zur Feier der Durchbringung der Reformbill gegeben worden ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 214. 1 August 1832.

Die Berberstämme.

Die französische Eroberung von Algier hat die Europäer zum Erstenmale in eine nahe, dauernde und vielseitige Berührung mit einem der Menschenstämme gebracht, die bis jetzt noch ein großes, und unaufgelöstes Räthsel für den Geschichtsforscher geblieben sind, und die von nun an in dem Schicksale von Nordafrika wieder die bedeutende Stelle einnehmen werden, die sie schon mehreremal in der Geschichte behaupteten. Vom Westufer des Nils in Darfur an zieht sich in einem sehr breiten Landstreifen ein Volk durch ganz Nordafrika hin, das die Oasen der Wüste, von denen des Ammon an bis zu den letzten am atlantischen Meere, bewohnt, beide Seiten des Atlas inne hat, im Süden bis nach Tonbuktu, im Norden bis an die Gränzen der arabischen Staaten von Mauritanien, und zum Theil bis ans Meer reicht (wie z. B. die Insel Zerbi, das alte Meninx, in der Syrtis minor, von ihnen bewohnt ist), und ohne Zweifel in früherer Zeit die Canarien bewohnte. Die Ufer des Mittelmeeres wurden ihnen von jeher durch Einwanderungen civilisirter und mächtigerer Stämme entrissen, in uralter Zeit, wie Sallust berichtet, von den Persern, später von den Karthagern, nach diesen von den Römern, dann von den Vandalen, und endlich von den Arabern. Alle diese Völker fanden keine große Schwierigkeit, sich der vortheilhaften Niederlassungen am Meere hin zu bemächtigen, und sie gegen die ewigen Kriege zu behaupten, die sie gegen die Bewohner des Inlandes, unter dem Namen von Gätulern, Berbern und Kabylen zu führen hatten. Die großen Reichthümer, die ihnen der Handel und die Fruchtbarkeit des nördlichen Abhanges des Atlas verschaffte, gaben diesen fremden Eroberern eine scheinbar so große Ueberlegenheit über die armen, entzweiten und zerstreuten Bewohner des Gebirgs und der Wüste, daß sie nur selten als ein bedeutendes Hinderniß, oder als furchtbare Feinde erschienen. Aber es ist eine viel zu wenig bemerkte Erscheinung, daß alle diese äußerlich so glänzenden und so mächtigen Staaten an einer innern Schwäche, wie an einer geheimen Krankheit, die in ihrer innersten Organisation verborgen lag, litten; sie erhoben sich schnell und fielen immer wieder eben so schnell; die große Macht der Karthager ging in drei Kriegen zu Grunde, so daß von diesem großem Reiche fast keine Spur übrig blieb. Das so große, so reiche und mächtige römische Mauritanien verwandelte sich in eine Wüste, sobald es einmal angegriffen wurde, und die arabische Macht, die sich in den moghrebinischen Staaten mit derselben Schnelligkeit erhoben hatte, war in wenigen Jahrhunderten gebrochen, und ist nach einer langen Agonie im Begriffe völlig zu verschwinden. Der Grund dieser Erscheinung liegt an den verachteten Berbern, welche alle diese Staaten hinderten, ihre Macht und ihre Besitzungen in einer hinlänglichen Tiefe zu begründen; sie waren daher Alle genöthigt, sich in die Breite auszudehnen, und sich in fremde Kolonien zu verlieren, die ihnen zur Zeit der Gefahr keine große Hülfe darboten, und deren Behauptung die Kräfte des Hauptstaates erschöpften. Karthago und Araber haben, durch diese natürlichen Verhältnisse gedrungen, immer versucht, sich durch den Besitz von Spanien und Sicilien eine ihrem Bedürfniß angemessene Masse von Unterthanen zu verschaffen; aber die unaufhörlichen Kriege, die sie in ihrem Rücken mit den Bewohnern der Wüste zu führen hatten, hinderten sie immer, diese großen Kolonien hinlänglich zu unterstützen, während der Verlust von Spanien und Sicilien nothwendig den Ruin des Mutterstaats nach sich zog. Von den Karthagern wissen wir Dieß aus der Geschichte der punischen Kriege; von den Arabern ist es weniger bekannt, aber eben so gewiß. Nichts hatte sie gehindert, Spanien, Sicilien und Frankreich zu behaupten, als die Kriege, die sie genöthigt waren auf der ganzen nördlichen Gränzlinie der Sahara und des Atlas hin zu führen, die ihre Kräfte erschöpften, und ihnen nicht erlaubten, ihren Kolonien in Europa nachdrücklich zu Hülfe zu kommen. Dasselbe Schicksal verschlang die römischen Provinzen von Nordafrika, sobald Spanien in den Händen der Gothen und Italien außer Stande war, Truppen nach Mauritanien zu schicken; und in der neuesten Zeit hat man gesehen, mit welcher Leichtigkeit Algier aufhörte ein Staat zu seyn. Es ist immer derselbe Grund: die Oberflächlichkeit, wenn man so sagen kann, der fremden Bevölkerung des Meeresufers. Die Franzosen sind jetzt im Kampfe mit derselben Schwierigkeit; sie suchen durch ein System von Blockhäusern ihr Gebiet zu sichern und ins Innere auszudehnen; sie haben eine Leichtigkeit sich zu behaupten, welche die Karthager und Araber nicht hatten, indem ihnen Algier nicht der Mittelpunkt eines Reichs ist, das seine Kräfte von dem Territorium von Nordafrika zu ziehen hat, sondern eine Kolonie eines volkreichen Staats, der immer eine hinlängliche Masse von Truppen und Kolonisten dahin schicken kann; sie sind in dieser Beziehung in derselben Lage, in der die Römer standen. Aber dennoch sind ihre Verhältnisse zu den Berbern, wenn gleich nicht entscheidend für die Existenz der

Kolonie, doch von der größten Bedeutung für ihren Wohlstand; die Berberstämme sind im Besitze der Handelsstraße mit dem Süden, und können durch fortgesetzte Einfälle die Kultur der Regentschaft immer unterbrechen; bleibt die Kolonie mit ihnen im Kriege, so ist sie auf den Handel mit dem mittelländischen Meer und ihren eigenen Produkten beschränkt; gelingt es aber sie zu gewinnen, so öffnet sich für Frankreich eine unberechenbare Aussicht für den Handel und den politischen Einfluß im Innern von Afrika. Die Schwierigkeit der Lage ist groß und der Erfolg ungewiß; die Berbern sind ein wildes Volk, das unter sich und mit Jedermann in beständigem Kriege liegt. Sie sind bis jetzt wenig bekannt; Leo Afrikanus, Shaw, Venture, Jackson, Lempriere, Shaler, Graberg u. A. haben unvollständige Nachrichten über sie gegeben, und kürzlich hat der amerikanische Konsul in Algier, Hodgson, einige neue Data über sie bekannt gemacht, die in den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Interesse sind. Er hatte einen jungen Mann von einem der Kabylenstämme, der seine arabischen Studien in dem Kollegium von Bujeah gemacht hatte, in seine Dienste genommen und lernte von ihm die Berbersprache durch Hülfe des Arabischen, das sie Beide sprachen. Mit Hülfe dieses jungen Berbers verfaßte er eine Berbergrammatik, von der er einige Auszüge bekannt gemacht hat, die zwar bis jetzt nur ein sehr unvollständiges Bild der Sprache geben, aber wenigstens ohne Widerspruch beweisen, daß sie nicht semitischen Ursprungs ist. Er versucht viele Etymologien von Ortsnamen in Aegypten und Mauritanien, und glaubt daß Ammon, Theben, Thoth u. s. w. Berberursprungs sind. Wenn sich dieß bestätigte, so wäre ein großer Schritt zur Bestimmung der ägyptischen Race gethan, die man auch aus physischen Gründen für dieselbe mit den Berbern halten möchte. Die hohen und hervorstehenden Backenknochen, die man bei der ägyptischen Race bemerkt, wie sie auf den alten Monumenten sich selbst dargestellt hat, und die besondere Art, wie die Arme an die Brust angeschlossen sind, bietet die größte Aehnlichkeit mit der physischen Form der heutigen Berbern, namentlich der in Nubien wohnenden, und scheint jedenfalls zu zeigen, daß sie nicht arabischen Ursprungs waren. Es ist freilich wahr, daß die heutigen Berbern keineswegs überall dieselbe physische Konstitution haben, indem mehrere ihrer Stämme, z. B. die Wadreagan und Wurgelan, schwarz sind, wollichtes Haar, dicke Lippen und ziemlich platte Nasen haben, während die meisten übrigen Stämme röthliche Gesichtsfarbe, blonde glatte Haare, und eine gebogene oder gerade Nase haben, namentlich die Mozabis, die Kabylen und die Tuariks. Die Sprache ist das einzige Band, das diese verschiedenen Stämme als Eine Nation zusammenhält und bezeichnet. Daß dieser Unterschied schon alt ist, beweisen die schwarzen Gätuler des Ptolemäus; allein es ist wohl begreiflich, daß die weiße Race der Berbern einige Negerstämme auf der Gränze von Sudan unter sich aufgenommen habe, denn die weißen Berberstämme sind überall die zahlreichsten und herrschenden; die weiße Farbe behauptet auch hier ihre überall bemerkte, sonderbare Herrschaft über die schwarze, und in Tuppurt, der Hauptstadt des schwarzen Berberstammes der Wadreagan, findet sich eine weiße Kaste, die das Monopol aller öffentlichen Aemter hat, mit Ausschluß der Stelle des Sultans. Die Sprache ist überall dieselbe, mit wenigen Dialektverschiedenheiten. Die Kabylen, d. h., die Berbern die den Atlas bewohnen; haben, wie alle Gebirgsbewohner, härtere Aspirationen als die Berber der Oasen in der Wüste und der Ebenen. Der Name der Kabylen ist aus dem Arabischen Kabylet, ein Stamm, entstanden. Der Name Tuarik hat dieselbe Bedeutung, und heißt in der Berbersprache ein Stamm. Man bezeichnet mit diesem Namen den Theil der Berbern, welche den südlichen Abhang des Atlas und die Oasen der Sahara bewohnen; sie sind von Hornemann, Lyons, Denham und Clapperton beschrieben worden, und sind Räuberhorden, die vom Sklavenfang in Sudan, vom Plündern der Karawanen in der Wüste, vom Vermiethen ihrer Pferde und Kamele, und vom Handel leben. Ihre Gränzen dehnen sich östlich bis Fezz, westlich bis an die Oasen von Tedikel und Twat, nördlich bis Ghadames und Engusah, südlich bis Bornu, Haussa, und Tonbuktu aus. Ein sonderbares Phänomen zeigt sich in dem politischen Zustande der Berbern. Shaw hatte in dem Berberstaate Tlemsan, Lyons in Ghadames, und jetzt Hodgson in Wurgelan und Egwaat bemerkt, daß jede dieser Städte in zwei, drei oder vier Distrikte getheilt war, die mit einander in beständigen Kriegen lebten. Die Städte haben gegen die auswärtigen Feinde eine gemeinschaftliche Mauer, aber die verschiedenen Stämme, die das Innere bewohnen, sind ebenso durch innere Mauern von einander geschieden, so wie jeder Theil seine Gärten an einem besondern Theile der Umgegend der Stadt hat, der mit dem von ihm bewohnten Stadttheile zusammenhängt und durch eine Mauer mit ihm verbunden ist. Keiner der Berberstämme hat eine Literatur; sie haben, wie alle barbarischen Völker, Lieder und Fabeln, von denen Hodgson einige gesammelt hat. Wenn sie etwas in ihrer Sprache schreiben, so bedienen sie sich des arabischen Alphabets, das sie mit fünf Buchstaben vermehrt haben, um die ihnen eigenthümlichen Laute auszudrücken. Sie haben viele arabische Wörter in ihre Sprache aufgenommen, aber sie deklinieren und konjugiren nach den Regeln der Berber-Grammatik, und haben im Allgemeinen ihre Sprache reiner bewahrt, als man bei einer so langen Berührung mit den weit gebildetern mohammedanischen Nationen, und bei ihrer fast allgemeinen Bekehrung zum Koran hätte glauben sollen. Bis jetzt sind die Berührungen der Franzosen mit den Kabylen nur friedlich gewesen; aber es ist wohl möglich, daß das Interesse der Letzteren, wenn hinlänglich darauf Rücksicht genommen wird, sie dazu bringt, sich auf einen friedlicheren Fuß mit den Besitzern von Algier zu stellen; denn sie waren früher gewohnt, zur Friedenszeit in Menge in die Stadt zu kommen, wo sie sich als Handarbeiter und Bediente vermietheten, und Hodgson hat ein Lied aufbewahrt, das sich auf diese periodischen Wanderungen nach Algier bezieht. Es wird weit schwieriger seyn, sich die Tuariks zu verbinden, und von ihnen Sicherheit für den Handel durch die Wüste zu erhalten; bis jetzt ist es noch nie gelungen, sie zu unterwerfen.

Bilder aus Jamaika.

Als ich meinen Fuß an das Ufer von Jamaika setzte, war ich voll der Ueberzeugung, daß mir dieses Land, außer der Pracht seiner üppigen Natur, wenig Genuß bieten würde. Meine Einbildungskraft malte sich die Sklaven als eine elende, halbverhungerte, zerlumpte, in Schmutz versunkene, und mit Arbeit überladene Menschenrace vor — und ihre Herren und die weiße Bevölkerung

überhaupt, als kränkliche Lazarethgesichter von safrangelben Tyrannen, in Strohhüten mit regendachgroßen Rändern, in weiten Pluderhosen und Kattunjacke, die von nichts als Landkrabben und Pfeffer leben, Arrakpunsch trinken und den ganzen Tag Zigarren rauchen. Zu meinem größten Vergnügen fand ich mich ungemein angenehm enttäuscht; denn wenn ich gleich manche Ausnahmen von der Regel traf und mehr als einer tollen Rumsceue beiwohnte; so weiß ich doch im Ganzen von der Gastlichkeit der Einwohner in den Städten sowohl wie auf dem Lande, nur Liebes und Gutes zu sagen. In Kingston fand ich das gesellschaftliche Leben vortrefflich, so vortrefflich, als nur irgend in einer Provinzialstadt; und es herrschte dort in den Familien, wo ich eingeführt wurde, bei dem einen wie bei dem andern Geschlecht, eine so warme Herzlichkeit und unverstellte Artigkeit, wie ich sie nirgends noch außer Jamaika getroffen habe.

Zur Zeit, von der ich spreche, stand die Insel noch in der Blüthe ihres Gedeihens und der Hafen von Kingston lag voller Schiffe. Nie sah ich noch einen herrlicheren Handelshafen; er ist ganz vom Land umschlossen und von einem Umfange, daß die ganze englische Seemacht bequem darin Raum fände. Von der Seeseite her ist er fast unangreifbar; denn es gehörte nicht viel weniger als ein Wunder dazu, wenn ein feindliches Geschwader sich durch das Labyrinth von Scheeren und Untiefen hindurch finden sollte, die die Mündung des Hafens umgeben und zwischen denen sich so enge und vielfach verwickelte Durchfahrten befinden, daß man nur an drei oder vier Stellen Sandboote versenken dürfte, um jeden Zugang zu sperren. Außerdem wird die Einfahrt zu Port-Royal von sehr starken Werken vertheidigt, deren Feuerschlünde die ganze Wasserstraße in der Quere bestreichen, während ein wenig weiter davon die feindlichen Schiffe von dem schweren Geschütz der „Apostelbatterie" in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen werden würden. Und wären auch alle diese Hindernisse überwunden und die Einfahrt erzwungen; so würden sie, bevor sie noch den Engpaß hinter sich hätten, den man durchsegeln muß, um auf den Ankerplatz von Kingston zu gelangen, erst ein furchtbares Feuer aus sechzig Mauergeschützen von dem „Fort Augusta" zu bestehen haben, das so gelegen ist, daß die Schiffe wenigstens eine halbe Stunde gegen den Wind zu steuern haben, und noch dazu in einem Kanale, in dem sie sich nicht auf Flintenschußweite aus dem Bereich der Wälle entfernen können. Als Canning seine neue Welt noch nicht ins Daseyn gerufen hatte, floß der ganze Handel des Festlandes, von Porto Cavello bis herab nach Chagres, der größte Theil des Handels von Cuba und San Domingo und sogar von Lima und San Blas und den übrigen Häfen des stillen Ozeans, über den Isthmus von Darien, in Kingston zusammen, obgleich Jamaika, wegen der Fortschritte der französischen Waffen auf der pyrenäischen Halbinsel, mit Cadix nicht mehr in den gewöhnlichen Verbindungen stand. Aus diesem ungeheuren Verkehr, hinter dem der Handel eines Tyrus beschämt zurückstehen mußte, floß ein Strom von Gold und Silber, in einem jährlichen Betrag von drei Millionen Pfund Sterling für brittische Manufakturen, in die englische Bank und lieferte der englischen Aristokratie die mächtige Waffe, die Freiheit des europäischen Kontinentes zu bekämpfen. Aber abgesehen von dem großen Markte, der dort englischen Waaren aufgethan war, wurden in diesem Handel auch eine Unzahl Schiffe und viele tausend Seeleute beschäftigt, und unendlich viele Wege dem Kapital und dem Unternehmungsgeiste der Engländer geöffnet. Und wohin ist alle diese Herrlichkeit entschwunden? Das Echo der leeren Vorrathshäuser klagt es nach: wohin? —

Sobald ich in Kingston angelangt war, war es mein erstes Geschäft, einen der reichsten Kaufleute der Stadt aufzusuchen, an den meine Briefe gerichtet waren. Die ganze Stadt schien auf den Beinen. Die heißen sandigen Straßen waren gedrängt voll von Rollwagen, die von dem Ufer Waaren nach den Magazinen führten und von den Magazinen nach den spanischen Posadas. Die Kaufleute der Stadt, rührige Männer mit scharfen heißen Augen, standen in Gruppen unter den Piazzas, in ernsten Gesprächen begriffen mit ihren spanischen Kunden, oder saßen auf den Ballen und Kisten, die so eben geladet worden waren, und harrten der Gingham gekleideten, mohrisch aussehenden Don's, die mit dem Zigarro im Munde daher kamen, auf ihren Fersen einen Zug von Negern, die auf den Köpfen mit Pesos fuertes*) gefüllte Feuereimer trugen. Die Stadt selbst hatte ein neues und freundliches Aussehen, die Häuser meist zweistöckig, schienen aus Karten gebaut und waren größtentheils mit Piazzas (Vorhallen) von zehn bis vierzehn Fuß Breite umgeben, die einen lustigen Anstrich von Grün und Weiß hatten und durch die Dachvorsprünge gebildet wurden, die über die ziegelsteinernen oder hölzernen Wände der Häuser hinausragten. Diese Piazzas stehen im Erdgeschosse offen und bilden in dem tiefergelegenen Theil der Stadt, wo die Häuser näher zusammengebaut sind, bedeckte Gänge, die einen sehr angenehmen Schutz gegen die Sonne bieten, indem sie zu beiden Seiten der Straßen fortlaufen, die nicht gepflastert und mehr ausgetrockneten Rinnsälen eines Waldstroms, als menschlichen Fahrbahnen einer Christenstadt ähnlich sind. Im zweiten Stockwerke sind die Balkone von einer Art beweglicher Fensterläden geschlossen, die man Jalousies nennt; dieselben sind gleich den breitblätterigen venetianischen Gitterfenstern in Rahmen befestigt und hie und da gläserne Felder eingefügt, um Licht einzulassen, wenn die Läden bei schlechtem Wetter ganz geschlossen werden. Der obere Theil der Stadt nimmt sich ungemein vortheilhaft aus; jede Wohnung steht von dem Nachbarhause getrennt in ihrem kleinen Garten, der mit Weinreben, Fruchtbäumen, stattlichen Palmen und Kokosnußbäumen prangt; in einem daran stoßenden Hofe, in dessen Mitte gewöhnlich, in ganz altväterischem Geschmack, ein ehrlicher Ziehbrunnen, meistentheils von einer prächtigen wilden Tamarinde beschattet, zu sehen ist, befinden sich die Wohnungen der Neger und andere Nebengebäude. Als ich in dem Hause des reichen Kaufmannes ankam, wies man mich in ein hohes kühles Gemach, mit einer Reihe von Schreibpulten an den Wänden, vor denen ein Dutzend eingekrümmte Schreiber den Gänsekiel führten. In der Mitte dieses kleinen Saales saß ein Mann, eine kleine dünne Figur, doch von Art und Wesen eines Gentlemann. „Das ist Massa," sagte mir der Schwarze, der mich einführte. Ich ging also auf ihn zu und überreichte ihm meine Briefe. Der kleine dünne Mann hob kaum den Kopf von seinem Buche auf; worüber ich in mir fast einigen Aerger aufsteigen fühlte. In diesem Augenblick aber entstand in der Piazza ein Geräusch, und eine Schaar von Schiffsoffizieren, unter ihnen der Admiral, an den ich gleichfalls empfohlen war, traten herein. Mein schweigsamer Freund wurde nun lebendig und konnte nicht genug lächeln und Bücklinge schneiden.

*) Schwere Piaster.

(Fortsetzung folgt.)

Die T'hugs oder P'hansigars in Indien.

Noch immer wird Indien von jenen mörderischen Räuberbanden beunruhiget, die unter dem Namen T'hugs oder P'hansigars (Würger) das Land weit und breit mit Schrecken erfüllten.*) Das „Calcutta Magazine“ theilt über einige von diesen Würgern in neuester Zeit verübte Gräuelthaten folgenden Bericht mit, den der Verfaßer aus dem Mund einiger gefangenen T'hugs geschöpft hat.

An einem schönen klaren Novembermorgen saßen am Rande einer Schlucht, die gegen die Heerstraße zu durch einige Bäume und Gebüsche verdeckt war, zwei riesenhaft gebaute junge Männer, vor einer frisch aufgeworfenen Grube im Gespräche begriffen, wobei sie häufig nach einem schmalen Fußwege hinblickten, der nach dem Dorfe Pahli, bei Riwah, leitete. Plötzlich rief Einer von den Beiden: „Ich sehe sie kommen; aber ich fürchte unverrichteter Dinge. Wohl werden wir die Grube wieder ausfüllen müssen, da der Gast, dem sie bestimmt war, entkommen ist. Wahrscheinlich hat er etwas gewittert; doch was hilft es ihm, seinem Schicksal entrinnen zu wollen; heute oder morgen, gleichviel; er muß doch unser werden.“ — „Ja, erwiderte der andere Geselle; aber wir sollten uns in Acht nehmen, Aufsehen zu erregen; denn Suliman Sahib,**) hat strengen Befehl erlassen, Alle von uns, deren man habhaft werden kann, zu ergreifen, und er besitzt irgend ein Dschadu***) oder sonst ein Mittel, uns ausfindig zu machen! Fluch den Feringhis!“ ****) — „So sey es, sagte der Andere, diese Kaffers fangen an selbst für uns zu gescheidt zu werden, und berauben uns unsers rechtmäßigen Gewinnes.“ Inzwischen war die übrige Bande — dreißig Mann stark — herangekommen, und wurde von den beiden mit Fragen bestürmt, wie es zugegangen, daß ihnen ihre Beute entwischt sey. Sie erfuhren hierauf, daß der Reisende, dem sie aufgelauert, zufällig auf der Straße einigen Reitern begegnet sey, mit denen er seine Reise fortgesetzt; allein er übernachte heute in dem Dorfe Umre, das nicht weit davon entfernt lag, und werde ihnen am folgenden Morgen nicht entgehen. Die ganze Bande ging nun daran, ihr Abendessen zu bereiten, das aus einer Ziege bestand, die sie irgendwo auf dem Felde weggefangen.

Gegen zwei Uhr vor Tagesanbruch verließen drei von der Bande ihr Lager, gingen durch das Dorf, wo ihr Schlachtopfer übernachtete und verbargen sich eine halbe Meile weiter davon, nahe an der Straße in einem Sumpfe, wo sie lauerten, bis der Reisende des Weges vorbeikam. In diesem Augenblicke stürzten sie auf ihn hervor, und Einer warf ihm seinen zu diesem Ende bereit gehaltenen Leibgürtel um den Hals, und in wenigen Sekunden war der unglückliche Mann erdrosselt. Hierauf trugen sie die Leiche eine Strecke weit und scharrten sie in die Grube ein, die sie zuvor dazu aufgeworfen hatten. Dann sammelten sie einiges dürre Holz und verbrannten es auf der Stelle, wo sie den Ermordeten begraben hatten, um durch die Asche schnell alle Spuren, daß die Erde frisch aufgegraben gewesen, zu verwischen. Nun ging man daran, die Kleider und den Mantelsack, die sie erbeutet, zu mustern; sie fanden fünf und dreißig Rupien, einen Hundih,†) den sie augenblicklich verbrannten, und einige kupferne Geschirre, wie sie der Reisende in Indien zu seinem Bedarfe bei sich zu führen pflegt. Der Klepper, auf dem der arme Mann geritten war, wurde ausgezäumt und in die Dschongels getrieben, weil er von einer auffallenden Farbe und besonders gezeichnet war. Hierauf steckten die Ungeheuer kaltblütig ihre Pfeifen an und schmauchten, bis ihre übrigen Gesellen nachkamen. Bald darauf erschienen diese an Ort und Stelle, und nachdem man sie wegen der kunstgerechten Sicherheit, mit der sie ihren Mordanschlag ausgeführt, nach Gebühr belobt, machte ihnen Hira, der Anführer der Bande, bekannt, daß er selbst in dem Dorfe Pallh Kundschaft über eine Gesellschaft von Reisenden eingezogen, die heute noch dort erwartet werde; sie bestehe aus Mohadschuns,††) zwei Brüdern, von denen der eine sein Weib und seine Kinder, sammt drei Bedienten, bei sich habe. Es wurde beschlossen, da die beiden Mohadschuns und ihre Bedienten wohl bewaffnet seyen, sie des Nachts und durch List zu überfallen.

Der Plan war bald gemacht. Hira und sechs seiner Mordgenossen ließen sich am folgenden Tage von den Mohadschuns auf der Heerstraße einholen, und knüpften mit ihnen, als seyen sie gleichfalls Reisende, eine Unterhaltung an, indem sie furchtbare Geschichten von den T'hugs erzählten, die, wie die Rede gehe, in der Umgegend sich herumtrieben; zugleich entschuldigten sie sich mit ihrer Furcht, wenn sie sich den Mohadschuns anschlössen, um unter ihrem Schutze die Reise fortzusetzen. Unter diesen und andern Gesprächen kamen sie miteinander gegen drei Uhr Nachmittags zu Riwah an, und schlugen ungefähr fünfhundert Ruthen vor der Stadt unter Mangobäumen, an einem Bache, ihr Nachtlager auf. Hierauf begab man sich nach dem Bazar, um einzukaufen, was man zum Abendbrod nöthig hatte. Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, als die übrige Bande anlangte, die sich gleichfalls für eine Gesellschaft Reisender ausgab, die nach Deccan unterwegs sey. Auch diese lagerten sich unter den Mangobäumen, und fingen an, ihr Abendessen zu bereiten. Gegen acht Uhr in der Nacht ließen Hira und seine sechs Leute sich mit den Mohadschuns in ein Gespräch ein; man rauchte zusammen und unterhielt sich auf das Beste. Die Räuber brachten ein Paar Dhols*) zum Vorschein und begannen zu singen, was auch die Andern herbeizog, die sich stellten, als wollten sie zuhören. Acht der letztern hatten bereits ihre Leibgürtel zusammengedreht und ein wenig naß gemacht; andere hielten dieselben in ihrer Hand, oder hatten sie scheinbar nachlässig über die Schulter geworfen, wie man zu thun pflegt.**) Die Gesänge wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; man rauchte, trommelte und sang bis spät in die Nacht, als Hira einem seiner Begleiter zurief: „Baih, tumbako lao!“ — Bruder, bring den Tabak. — Dieß war das verabredete Losungswort. In einem Augenblicke war den unglücklichen Reisenden, die nicht von Ferne etwas Böses geahnt hatten, die Schlinge um den Hals geworfen; während ein Räuber ihnen die Hände hielt und zwei andere die Schlinge zusammenzogen. In weniger als zwei Minuten waren alle erwürgt. Einer der Bande wollte sich der Kinder erbarmen und bat, ihnen das Leben zu schenken; allein Hira gab ihm einen strengen Verweis über seine Thorheit, da es ein unumstößliches Gesetz der T'hugs sey, keines Menschen, selbst nicht des Säuglings an der Brust zu schonen, wenn sie einen Raub begehen wollten. Während diese Gräuelthaten verübt wurden, verstummten die Dhols nicht einen Augenblick, und die Gesänge dauerten fort, wie zuvor, bis in einiger Entfernung davon eine große Grube gegraben war, in die man die Leichen warf, nachdem man sie zuvor an mehreren Stellen mit Dolchen durchstochen hatte, um das Anschwellen derselben zu verhindern, wie es bei todten Körpern, wenn sie in Gährung gerathen, zu geschehen pflegt. Nachdem die Leichen hineingeschichtet und die Erde festgestampft war, wurde Asche darüber gestreut. Die gräuelvolle That war vollbracht, und die Bande streckte sich auf den Boden nieder, um auszuruhen. Vor Tagesanbruch war Alles auf den Beinen und schlug eine westliche Richtung ein.

(Schluß folgt.)

*) Ueber diese Räuberkaste und ihre religiösen Gebräuche ist in diesen Blättern, voriger Jahrgang, S. 665, ausführlicher die Rede gewesen. A. d. R.

**) Der englische Kapitän Sleeman, der vorzüglich thätig ist, diese Elenden aufzusuchen und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

***) Ein Zaubermittel.

****) Franken oder Europäer.

†) Wechsel.

††) Kaufleuten.

Vermischte Nachrichten.

Bei den Ausgrabungen, die auf dem alten Forum in Rom angestellt worden sind, wurde unlängst ein dreieckiges Piedestal von Marmor aufgefunden, auf welchem Bachanten abgebildet sind. Dieß und eine Büste von Marmor bildet bis jetzt die einzige Ausbeute dieser übrigens, unter den gegenwärtigen Umständen, sehr saumselig betriebenen Arbeiten.

In dem britischen Nordamerika kommen 44 Zeitungen heraus: 18 in Ober-Kanada, 13 in Unter-Kanada, 13 in Neu-Braunschweig und Neu-Schottland.

*) Handtrommeln.

**) Die P'hansigars bedienen sich zu ihren Mordthaten nie eines Strickes, aus Furcht, man möchte einen solchen bei ihnen finden und Verdacht auf sie werfen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 215. 2 August 1832.

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

Uebrigens schien ich schon die schlimmste Seite des kleinen reichen Unholdes gesehen zu haben; denn er lud mich ungemein artig ein, einige Tage bei ihm zu verweilen, und fuhr mich dann in seinem Ketureen, eine Art Sänfte, die vorn und auf beiden Seiten offen ist, und auf einem Kabrioletgestelle hängt, nach Hause. Die Zeit vor dem Mittagessen verdämmerte ich unter der Piazza, indem ich die Straße hinabsah. Der Leichenzug eines Negers kam daher; voraus taumelte ein Schwarm trunkener Schwarzer, singend und die Gumbies schlagend — eine afrikanische Trommel, die aus einem Stück ausgehöhlten Holzes besteht, das mit einem Fell überspannt ist, und von einem Manne getragen wird, während ein anderer mit flachen Händen darauf schlägt. Der Sarg wurde von zwei Negern auf dem Kopfe getragen — ein Neger trägt Alles auf dem Kopfe, vom Waarenballen an bis zum Weinglas oder der Theetasse. Die Leichenträger pflegen vor einem Hause, wo irgend Jemand wohnt, gegen den der Verstorbene, wie man glaubt, einen Groll hegte, unter dem Vorgeben, der Sarg wolle nicht vorüber, Halt zu machen, und Dießmal waren sie eben dem Orte, wo wir standen, gegenüber, als sie anfingen, sich um und um zu drehen, und unter ihrer Last hin und her zu taumeln, während der übrige Leichenkondukt ein Zetergeschrei erhob, als sollten die Lungen zerspringen. „Was solltest Du in die finstere Höhle hinabgehen, Bruder," schrien die schwarzen Ungeheuer in ihrem Kauderwelsch: „Hast einen Zorn auf Einen da, he?" — Und von Neuem begann der tolle Rundtanz. Dann rief Einer dieser rabenschwarzen Ungethüme ins Haus hinein: „Massa, Hausherr! Ho! Massa, Hausherr!" — Noch wilderes Getümmel — „Ho ho Massa! Ein Dollar für trink! Etwas für Spiel (das Todtenfest der Neger am Grabe) in Springpath" (der Negerkirchhof) — „Bedlacko sag ihm, wir nit gehen, bis er uns was geben." Und nun fingen sie an, noch wilder als vorher sich herum zu tummeln; als eine Heerde Ochsen daher gerannt kam, unter die sich in einem Augenblick der ganze Leichenzug zerstreut sah; Leiche und Träger und Alles wurden über den Haufen gestoßen, und der Todte in seinem weißen Leichenhemde und mit seinem schwarzen Gesicht kollerte zwischen den Füßen der darüber hinstolpernden Viehheerde im Staube herum. Kaum war aber dieser Sturm vorüber, als die Leiche wieder in den Sarg gepackt wurde, und der ganze Zug trommelnd und singend so laut als zuvor, seines Weges weiter zog.

Die Tischgesellschaft war sehr zahlreich, und Alles im besten Style; Madeira, Champagner und eine Menge leichter Weine herrlich, Schildkrötensuppe u. s. w. köstlich, die Unterhaltung angenehm und lebhaft. Ein Herr Francis Fyall, mein Tischnachbar, lud mich ein, an einem der nächsten Tage mit ihm einen Ausflug auf eine der seiner Leitung untergebenen Pflanzungen zu machen, was ich mit um so größerem Vergnügen annahm, als Dieß einer meiner lebhaftesten Wünsche war. Herr Fyall war ein großer „Pflanzer-Attorney," so nennt man nämlich dort die Agenten von einer Anzahl Gutsbesitzern, die es vorziehen, in England zu leben, und Jemand die Verwaltung ihrer Pflanzungen zu übertragen, der sich mit dem Klima von Jamaika besser abzufinden weiß, als sie selbst. Eine besondere Ueberraschung für mich war, als wir eben von der Tafel aufstehen wollten, ein wolkendichter Schwarm geflügelter Ameisen, der durch die offenen Fenster hereinstürzte und sicherlich alle Lichter ausgelöscht haben würde, wären diese nicht mit Glasschirmen versehen gewesen. Nachdem sich diese ungebetenen Gäste auf der Tafel niedergelassen hatten, schüttelten sie ihre Flügel ab, wie etwa Jemand einen Reisemantel abwirft, und verstreuten sich in der bescheideneren Gestalt von kriechendem Ungeziefer in der Behausung.

Am folgenden Tage machte ich einen Besuch bei einer Dame der Stadt, mit der ich weitläufig verwandt war. Ein Gang durch die brennend heißen, sandigen Straßen von Kingston ist keine kleine Aufgabe. Halb erblindet von dem scharfen Strahlenreflex der Sonne stieg ich die Treppe hinauf. In Jamaika haben die Fußböden der Häuser keine Teppiche, sondern sind meistens von Mahagoni, wie ein Spiegel polirt, und so sauber gehalten wie ein Eßtisch. Wie natürlich sind sie deßhalb auch glatt wie Eis und erfordern große Behutsamkeit, bis man sich gewöhnt hat, darauf zu gehen. Die Zimmer werden während der Hitze des Tages, wie es unter allen heißen Himmelsstrichen Brauch ist, so dunkel gehalten wie ein Keller. Ein schwarzer Lakay, bis auf seine nackten Schienbeine, die ich Anfangs für schwarzseidene Strümpfe hielt, vortrefflich gekleidet, stieg vor mir hinan, um mich zu melden, und verstümmelte meinen Namen, wie ich außen im Vorzimmer hören konnte, so abscheulich, daß meine leiblichen Verwandten nicht wußten, was sie aus mir machen sollten. Auch hatte ich nicht Zeit, ihnen die nöthige Aufklärung zu geben; denn kaum war ich aus der sonnenhellen Piazza in

das stockfinstere Besuchzimmer, das durch den Kontrast noch zehnmal dunkler wurde, drei Schritte weit vorgerückt, als ich, so lang ich war, über eine in der Mitte des Zimmers befindliche Ottomane stolperte, und mich einigen jungen Damen, die mit zwei oder drei Schooßhunden darauf saßen, buchstäblich zu Füßen legte. Während ich mich unter dem Geschrei der erschrockenen Damen und dem Gekläffe der erbosten Schooshunde wieder auf die Beine zu stellen versuchte, glitt ich auf dem spiegelglatten Getäfel des Bodens mit beiden Füßen aus, und saß nun recht auf meinem Kielende fest, wie ein auf eine Untiefe aufgeranntes Schiff, indem ich mit der Hand mir in die Haare fuhr, als wollte ich nachsehen, ob der Kopf noch auf dem rechten Flecke sitze. Zu meinem großen Troste mußte mir noch einfallen, daß ich von der ganzen Gesellschaft des Morgenbesuches, die hier versammelt war, so deutlich gesehen wurde, wie eine Mißgeburt im Weingeiste, während es mir vor den Augen noch so dunkel war, daß man mir mit den Fingern hätte hineingreifen können. Noch mißlicher aber wurde meine Lage; als ich an der Kühle des Fußbodens, auf dem ich saß, fühlen mußte, daß ich einen Leck erlitten, der sich in diesem Augenblicke der höchsten Noth auf keine Weise kalfatern ließ, so daß ich vor der Hand nichts Besseres zu thun wußte, als geduldig sitzen zu bleiben, mitten unter dem kaum zu unterdrückenden Gelächter meiner lieben Freunde und Anverwandten. Endlich begann es um mich her zu tagen, und aus dem Zwielichte trat, gleich freundlichen Gestirnen, ein Gesicht um das andere vor meine verstörten Sinne; und es waren wirklich Sterne der schönsten Art, denn es befanden sich Kreolinnen darunter, die, was den Wuchs betrifft, es mit allen Schönheiten der Welt aufnehmen, und deren Gesicht von Reitzen strahlt, die man erst dann gehörig zu würdigen weiß, wenn man sich, wie es bei mir durch meine langen Reisen der Fall wurde, daran gewöhnt hat, nicht mehr die Rosen auf ihren Wangen zu vermissen. Indeß kehrte Muth und Geistesgegenwart wieder in meine Seele zurück, als ich meine älteste Base Marie auf mich zukommen sah, zumal, da ich bedachte, daß Niemand im Zimmer die Röthe der Beschämung auf meinen Wangen — mein Gesicht brannte nämlich wie glühendes Eisen — in dem grünen Dämmerlichte des Zimmers wahrzunehmen im Stande sey. „Nun Tom, sagte das gute Mädchen, da Du nicht mehr geblendet bist, und uns Alle sehen kannst, wäre es besser, wenn Du nicht länger sitzen bliebest. Siehst Du nicht, Mama wartet darauf, Dich zu umarmen.“ — „Es ist mir ein Unglück begegnet, liebe Base, erwiderte ich leise, das mich wohl zwingt, hier sitzen zu bleiben, wenn mir Deine Mutter nicht ihren Pudermantel oder sonst etwas leihen will, um ein gutes Werk an mir zu thun.“ — „Wie, einen Pudermantel, Tom? bist Du bei Sinnen?“ — „Kein Witz, Marie, kein Witz! Ich habe meine Unaussprechlichen *) zerrissen!“ — Und wie eine Sylphe schwebte das gute Kind dahin, und erschien schneller, als man ein Auge zuthut, wieder mit dem verlangten Noth- und Hülfsrock, den sie mir unter allgemeiner Fröhlichkeit umwarf. Und nun stand ich auf und umarmte meine lieben Verwandten mit aller Herzlichkeit.

*) Bekanntlich kommt das Wort Beinkleid nie über die Zunge einer englischen Dame, weßhalb man dieses so arg verrufene Kleidungsstück „Unmentionables“ oder „Unexpressibles“ nennt. A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

8. Bussa. — Der König und seine Midiki. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yauri.

(Schluß.)

So groß die Güte und Gastfreundschaft war, mit der die Reisenden von dem König und der Midiki behandelt wurden — der König hatte ihnen für ihre unbedeutenden Geschenke nacheinander ein Pferd, einen Ochsen, ein Schaf und einen kalekutischen Hahn geschickt — so suchten sie doch, so bald als möglich, ihre Reise den Niger aufwärts bis Yauri fortzusetzen. Endlich ertheilte ihnen der König hiezu die Erlaubniß, und sie brachen mit zwei Reitern als Geleite und einem Boten zu Fuße auf, um sich zwei Stunden von Bussa in einem kleinen Städtchen Kagodschi (Kagogie) auf dem Kuarra einzuschiffen, während ihre Pferde mit dem Gepäcke den Weg zu Lande fortsetzen sollten. Der König konnte ihnen vor ihrer Abreise nicht genug einschärfen, in den Orten, durch die sie kommen würden, von Niemand Lebensmittel anzunehmen, als von den Statthaltern, am wenigsten aber Milch oder Honig; er fürchte, sagte er, man möchte ihnen Gift darunter mischen. Diesen Verdacht äußerte er, ohne einen Grund dafür anzugeben, und ließ die Reisenden über diesen unerwarteten Rath ihre eigenen Betrachtungen anstellen. Gleich vor den Mauern von Bussa fanden sie die Heerden des Königs und der Midiki, das schönste Hornvieh, das sie noch gesehen. Felatahsklaven waren die Hüter davon, da die Eingebornen mit der Viehzucht nicht umzugehen wissen. Kagodschi, wo ein Kahn sie erwarten sollte, ist bloß von Sklaven der Stadt Bussa bevölkert. Die saumseligen Einwohner waren indeß, obgleich sie schon drei Tage vorher Befehl dazu erhalten hatten, noch nicht mit der Herrichtung eines Kanots zu Stande gekommen. Nicht Drohungen, nicht Bitten vermochten die Arbeit zu fördern, und die Werkleute sagten, sie möchten nicht alle Schätze der Fremden nehmen und sich übermäßig anstrengen. „Die Eingebornen dieses Landes, sagt das Tagbuch hierüber, leben ohne einen Gedanken an die Zukunft, und glauben, daß alle Menschen sich aus der Zeit so wenig machen, als sie selbst. Alles wird bis auf den letzten Augenblick verschoben, und sie sehen Einem ganz erstaunt ins Gesicht, wenn man auf irgend eine Art seine Ungeduld bezeigt.“ Dieselbe träge Gleichgültigkeit brachte die Reisenden auch oft während der Fahrt auf dem Flusse fast außer sich. Als sie in den „König des Kanots“ — diesen stolzen Namen hatte sich der Steuermann desselben beigelegt — drangen, die Arme seiner Leute etwas rascher bewegen zu lassen, antwortete er mit großem Ernste: „Könige arbeiten nicht so schnell als gewöhnliche Menschen. Es ziemt sich, daß ich euch so langsam als möglich hinauffahre.“

Der Arm des Nigers, der an Kagodschi vorbeifließt, ist ungefähr eine englische Meile breit, aber durch große Sandbänke, bis auf eine einzige Stelle, so verseichtet, daß ein Kind bequem durchwaten könnte. Die Ufer des Flusses aber sind zu beiden Seiten mit schönen hohen Bäumen, wie ein Park, bewachsen; Korn, das fast reif geworden, schwankte mit seinen vollen Aehren am Rande des Wassers, und jede halbe Stunde sah man große offene Dörfer, und daneben Heerden gefleckten Viehes unter den schattigen Bäumen weiden.

Mehrere Meilen weit aufwärts war der Fluß nicht minder reizend, als seine Ufer, er glich einem spiegelglatten See; auf seinem fast bewegungslosen Gewässer fuhren Kanots, mit Schafen und Ziegen beladen und von Weibern gerudert, auf und ab, und Schwalben und Wasservögel strichen auf der glashellen Fläche, die mit einer Menge niedlicher Eilande geschmückt war, nach Beute hin und her. Der Fluß erweiterte sich noch mehr während des zweiten Tages ihrer Fahrt, und hatte, so weit das Auge reichen konnte, gegen zwei englische Meilen in der Breite. Der Anblick seiner Ufer war so malerisch, als man es sich nur denken kann; sie waren, buchstäblich genommen, mit Weilern und Dörfern und schönen Bäumen bedeckt, die sich unter der Last ihres dichten und undurchdringlichen Laubes zu beugen schienen. Das Auge, von dem klaren Sonnenschein geblendet, erquickte sich wieder, wenn es auf diesen dunklen Landmassen oder dem frischen Grün der kleinen Hügel und Ebenen verweilte, die dazwischen herverschimmerten. Späterhin gewann das Ufer jedoch einen ganz veränderten Anblick; wenn es vorher aus Dunkelboden, Thon und Sand bestand; so jetzt aus schwarzen rauhen Felsen; große Sandbänke und Inseln waren im Flusse zerstreut und theilten ihn in eine solche Menge kleiner Arme, daß er fast gänzlich verschwand. Ein Ungewitter, das von furchtbaren Donnerschlägen, Blitzen und Windestosen begleitet, sie überfiel und den hellen Mittag mit einer Dunkelheit erfüllte, daß man kaum einige Schritte weit vor sich hin sehen konnte, zwang sie in einigen Hütten am Ufer eine Zuflucht zu suchen. Die Einwohner, die in den Dörfern zwischen Bussa und Yauri zerstreut am Ufer des Nigers wohnen, sind ein ganz eigener Volksstamm, harmlos und gutmüthig, aber schmutzig. Zwar sprechen sie die Landessprache, haben aber auch noch eine eigene, die Niemand als sie selbst versteht. Die Weiber, zu arm, sich andern Putz anzuschaffen, beständen sich das Haar mit rother Thonerde. Diese Uferbevölkerung lebt theils vom Landbau, theils vom Fischfang, den sie drei Tagreisen weit Fluß auf- und abwärts treiben. Sie bauen Korn, Reiß und Zwiebeln. Ihre Hütten, die eine auffallende Aehnlichkeit mit Backöfen haben, werden meist von Pfeilern getragen, die unbegreiflich dünn und von Lehm sind, oder von Steinbrocken, die nicht über einen Zoll in der Dicke haben. Die Thüren bestehen aus kleinen Oeffnungen, die fast an der Decke angebracht sind, wohin die Bewohner hinaufklettern müssen, und dann erst noch Mühe haben, hinein zu kriechen. Als sie am dritten Tage von einem solchen Dorf Abschied nahmen, geleitete sie der gastfreundliche Häuptling desselben ans Ufer, und konnte dem „König des Kanots" nicht genug ans Herz legen, der weißen Fremdlinge doch recht in Acht zu nehmen. „In Acht nehmen!" erwiderte der mächtige Beherrscher der zwei Holzblöcke, die mit Stricken zusammengebunden, das Boot vorstellten, „Verlaßt euch darauf, es soll geschehen. Denn, weiß ich wohl nicht, daß weiße Männer so kostbar sind, als eine Bootsladung Eier und auch so viel Sorgfalt erfordern, als sie?" —

An diesem Tage war es wohl Noth, Acht zu haben. Man kam an eine Stelle, wo eine Kette schwarzer Felsen quer über den Fluß lief und dem Wasser nur einen schmalen Durchgang ließ, aus dem es mit großem Ungestüm hervorbrauste und Alles mit sich fortriß, was ihm in den Weg kam. Eine Menge Inseln und Sandbänke machte hier überdieß die Fahrt so beschwerlich und gefahrvoll als in der Nähe von Bussa. Die Bootsleute konnten ihr Kanot durch die reißende Strömung des Flusses nur mit Hülfe der Uferbewohner hindurchbringen, die zu beiden Seiten auf den Felsen standen und es mit größter Anstrengung in stilleres Gewässer zogen. Nun war aber auch die größte Beschwerlichkeit der Fahrt überstanden, und gleich darauf bot der Fluß wieder den prachtvollsten Anblick: die Ufer wurden schöner als je; nirgends mehr zeigte sich eine Sandbank oder Klippe, und nur ein kühler Morgenwind kräuselte die Fläche der Gewässer, die einem leicht bewegten See glichen. Gegen Mittag landete man bei einem Dorfe, wo man unter schattigen Bäumen ausruhte, und die Pferde und Träger erwartete, mit denen die Reisenden den Weg zu Lande fortsetzten. Anfangs war der Boden dürr und unfruchtbar; je mehr man sich aber Yauri näherte, desto größere Strecken Landes sah man mit Korn, Reiß, Baumwolle, Indigo u. s. w. zu beiden Seiten des Weges angebaut. Die Arbeiter auf diesen Feldern hatten Trommelschläger bei sich, um von dem Schall der Instrumente angefeuert, desto flinker und rüstiger zu arbeiten. Durch die Anstrengungen des Tages und die glühende Sonnenhitze so erschöpft, daß sie diesen Abend nicht mehr dem Sultan von Yauri ihren Besuch machen konnten, gelangten die Reisenden endlich durch ein gewaltig befestigtes Thor, dessen Flügel mit groben Eisenplatten beschlagen waren, in die Stadt.

Das Tagebuch bemerkt über den Lauf des Nigers von Yauri bis Bussa Folgendes:

„Der Kuarra fließt ungeachtet seiner Windungen und der vielen kleinen Arme über Bussa hinauf doch nur in einem ungetheilten Bette. Wenn er nicht durch Felsen oder andere Hindernisse in seinem Laufe aufgehalten wird, strömt er in dieser Jahreszeit (Ende Junius) im Durchschnitte mit einer Schnelligkeit von einer bis zwei englischen Meilen in einer Stunde; wo er jedoch eingeengt wird, ist sein Lauf bedeutend stärker. Wenn während der trockenen Jahreszeit, wegen der vielen gefährlichen Felsen, zwischen Bussa und den weiter abwärts gelegenen Staaten kein Verkehr zu Wasser besteht; so gehen dagegen zahlreiche Kanots zwischen Yauri, Nuffie, Bussa und Funda in der nassen Jahreszeit oder Melca hin und her, wo es vierzehn Tage ununterbrochen regnet, und alle Flüßchen, die während der übrigen Jahreszeit vertrocknet sind, ihren Ueberfluß „dem großen Vater der Wasser" — wie man den Niger nennt — zuführen. Unmittelbar nach der Melca reißt der Kuarra durch die Tiefe und Heftigkeit seiner Strömung alles Schilf und Gras, das während des Jahres an seinen Ufern gewachsen ist, hinweg, und alle Felsen, Bänke und niedere Eilande werden vom Wasser bedeckt, wo dann Kanots ohne die mindeste Gefahr darüber hinfahren."

Die T'hugs oder P'hansigars in Indien.

(Schluß.)

Mehrere Einwohner der Stadt, die in der Morgendämmerung schon herausgegangen waren, konnten nicht ihre Verwunderung bergen, daß die Mohadschuns so frühzeitig aufgebrochen seyn sollten, zumal, da sie am Abend zuvor auf dem Bazar geäußert hatten, sie wollten am nächsten Tag wegen des Marktes liegen bleiben, um einige nöthige Sachen einzukaufen. Indeß dachten die Eingebornen in ihrer gewöhnlichen Apathie nicht weiter darüber nach, und würden in kurzer Zeit ganz und gar darauf vergessen haben, wären nicht noch an demselben Tage einige Reiter in Riwah eingetroffen, die sich sorgfältig nach einer Gesellschaft von Reisenden erkundigten, die, wie man argwöhnte, aus T'hugs bestehe. Der Kotwal der

Stadt wurde herbeigeholt und erzählte dem Dschimedar, der den Streifzug befehligte, es seyen gestern Mohadschuns von höchst unverdächtigem Aussehen angelangt, die hier heute hätten Rast halten wollen; auch seyen in ihrer Gesellschaft Leute bemerkt worden, die ohne alle Waffen gewesen und arme Reisende geschienen. Die Kaufleute, fügte er hinzu, seyen auf dem Heimwege nach Hindustan begriffen, und würden wahrscheinlich im nächsten Orte zu treffen seyn. Die Reiter eilten sogleich in jener Richtung fort, welche die Fremden genommen haben sollten; da sie aber keine Spur von ihnen fanden, so kehrten sie nach Riwah zurück, und nahmen sodann ihren Weg in einer westlichen Richtung, gegen Sagor zu, bis sie endlich am dritten Tage in einer kleinen Hütte Kunde erhielten, daß früh am Morgen eine große Schaar von Reisenden vorübergekommen sey, die drei Pferde bei sich geführt hatte, welche der Beschreibung nach denen der Mohadschuns glichen. Auf diese Nachricht wurde kein Augenblick versäumt, den Flüchtlingen nachzusetzen, und nachdem sie ungefähr noch drei Meilen zurückgelegt hatten, stießen sie unversehens auf die T'hugs, die guter Dinge waren, und ohne eine Gefahr zu ahnen ihre Mahlzeit bereiteten. Der Dschimedar, der durch schnelles Einschreiten sie aufzuschrecken fürchtete, wo sie dann über Hals und Kopf, wenigstens zum Theil, entflohen seyn würden, begann mit ihnen eine Unterredung und sagte, er sey ausgeschickt, um eingeschmuggeltes Opium zu suchen, und da ihre Pferde so gut beladen seyen, und ihm verdächtig vorkämen, so müßten sie ihm zu dem nächsten Civilbeamten folgen, um sie untersuchen zu lassen. Anfangs sträubten sie sich dagegen, indem sie hoch und theuer versicherten, daß sie ehrliche Leute seyen, bei denen man keine dergleichen verbotenen Waaren suchen müsse; allein da sie einmal der Besorgniß enthoben waren, für P'hansigars gehalten zu werden, fügten sie sich endlich in das Verlangen des Dschimedars. Die Reiter umringten und bewachten sie, und am folgenden Morgen brach der ganze Zug nach Dschupulpur auf. Ungeachtet der Dschimedar immer noch von Schwärzern und Opium sprach, so schöpfte Hira doch Verdacht, worin er noch mehr bestärkt wurde, als er zwei von den Reitern in tiefem Gespräche begriffen sah, wobei sie zuweilen seltsame Blicke auf die Pferde der Kaufleute fallen ließen. Es fuhr ihm daher wie ein Blitz durch den Kopf, daß der Scheitan*) Soliman Saheb die Hand im Spiele haben könne; und Dieß gedacht, war er auch entschlossen, keinen Augenblick zu verlieren, um sich aus dem Staube zu machen. Gegen zwölf Uhr Mittags wurde an einem kleinen Flusse Halt gemacht, um auszuruhen und die Pferde zu tränken. Hira ließ sich mit dem Dschimedar in ein ganz gleichgültiges Gespräch ein, und begab sich dann mit einigen seiner Gefährten, unter Aufsicht zweier Reiter, nach dem Flusse, um sich zu baden. Hernach zog er seine nassen Kleider aus (denn die Eingebornen baden immer in einem Theil ihrer Kleidung) und hing sie am Gebüsche zum Trocknen auf; zu gleicher Zeit aber paßte er mit der größten Aufmerksamkeit den günstigen Augenblick ab, und als er die Pferde der Reiter etwas unruhig werden sah, trat er hinter das Gebüsch, an dem seine Kleider aufgehangen waren, stahl sich langsam zehn oder zwölf Schritte hinweg, hatte aber kaum das dichtere Röhricht erreicht, als er gleich einem gehetzten Hirsche davon flog. Seine Flucht wurde Anfangs nicht bemerkt; erst beim Aufbruch zählte man einen Mann weniger; vergeblich wurde nach ihm umhergesucht, und man band nun den übrigen Verhafteten, um sie von gleichem Versuche abzuhalten, die Hände auf den Rücken. So langte man in Dschupulpur an, wo sich in Kurzem herausstellte, daß es T'hugs waren. Einige gestanden ihre Verbrechen und führten die Gerichtsbehörde nach dem Orte, wo die unglücklichen Mohadschuns und andere Ermordete verscharrt lagen. Die Bande wurde hierauf vor Gericht gestellt und mit Ausnahme weniger zum Strange verurtheilt. Auf dem Richtplatze angelangt, baten sie sich aus, daß man ihnen weder die Hände binden, noch daß der Henker sie berühren sollte. Dann bestiegen sie insgesammt das Gerüste, Jeder zog eine Schlinge heraus, legte sich dieselbe um den Hals, und vier oder fünf hatten sich schon erhenkt, ehe noch die Fallthüre unter ihren Füßen niederschlug. Auch Hira entging der wohlverdienten Strafe nicht. Einige Tage nach seiner Flucht stieß er auf der Heerstraße zu einigen T'hugs, die er als solche an ihrem Losungswort erkannte, und wurde bald darauf mit ihnen überfallen, als sie gerade beschäftigt waren, die Jacke eines Sipoi's zu verbrennen, den sie ermordet hatten. Als die Soldaten, die sie hiebei überraschten, die halbverbrannte Uniform ihres Regiments erkannten, wurden sie so ergrimmt über den Tod ihres unglücklichen Kameraden, daß man sie nur mit genauer Noth abhalten konnte, die Mörder auf der Stelle mit dem Bajonnette niederzustechen. Hira wurde gleichfalls vor Gericht gestellt und, als einer der Hauptleute der T'hugs überwiesen, in Ketten gehangen.

*) Teufel.

Reste der ausgestorbenen indianischen Racen in Nordamerika.

Alles was ich von den Resten der ausgestorbenen Racen, die einst die Ebenen am Ohio, Mississippi und Missuri bewohnten, gesehen habe, sagt der Rev. Th. Flint, in seinen Erinnerungen vom Mississippi-Thal, beweist, daß sie kleiner waren, als die jetzt lebenden Menschen. Alle Leichname, welche man in einem Zustande vollkommener Erhaltung in Salpeterlagern gefunden hat, sind von bedeutend kleinerer Statur, als die der gegenwärtigen Bewohner. Die zwei Leichname, welche man in einer Kalksteinhöhle in Tenessee fand, und deren einen ich in Lexington gesehen habe, waren nicht mehr als 4 Fuß lang, und sie konnten lebend nicht viel größer gewesen seyn, denn die Nägel und Zähne bewiesen, daß das Fleisch bei dem Trocknungsprozeß, dem man sie unterworfen hatte, nicht viel zusammengeschrumpft war. Die Zähne waren durch beträchtliche Zwischenräume getrennt, klein, lang, weiß und scharf, und erinnerten an die Kindermährchen von den Zähnen des Oger. Das Haar schien braun und gelblich gewesen zu seyn, während bekannt ist, daß nichts so gleichförmig ist als die schwarze Farbe der Haare bei den heutigen Indianern. Die Mühe, die man sich gegeben hatte, die Leichname zu erhalten, und die große Arbeit, die man auf ihre Leichentücher gewendet hatte, beweist, daß sie von königlicher Abkunft gewesen seyn mußten. Sie waren in ein doppeltes Tuch gewickelt, das mit den schönsten Federn des wilden Auerhahns in regelmäßigen Streifen und Feldern durchwoben war. Das Tuch selbst war eine Art von Linnen, von zierlicher Weberei, von der Art, wie es jetzt noch aus den Fasern der Nessel bereitet wird. Der Leichnam war der einer Frau von mittlerem Alter. Aehnlich waren die Leichname, die man am Maramee in der Grafschaft St. Louis fand. In zahlreichen Gräbern lagen steinerne Särge, die meistens vollständige Skelette enthielten. Die Länge der Särge zeigte die der Leichname an, und im Allgemeinen konnte keiner derselben mehr als 3½ — 4 Fuß lang gewesen seyn. Ich habe Gefäße von Töpferarbeit, die man in so großer Menge in den Grabhügeln und den Kalksteinbänken am Ohio hin ausgräbt, mit Aufmerksamkeit untersucht. Sie waren ungebrannt, und sehr unvollständig glacirt, so daß Oel durchschlägt; sie sind offenbar aus freier Hand gedreht. Die Masse bestand vor allem aus dem fetten angeschwemmten Thon des Mississippithals, den die Franzosen „Terre grasse" nennen. Das vollkommenste Stück, das ich je gesehen habe, ist in meinem Besitz, es ist ein Trinkgefäß, nach dem Model eines Kürbisses geformt, und faßt etwa 2 Quarts. Es ist glatt, wohl geformt, und von grauer Farbe, wie gewöhnliches Steingut. Der Hals ist in Form des Halses einer Frau, deren Haare nach indianischer Art zusammengeknotet sind, der Kopf ist mit Sorgfalt gearbeitet, aber unförmlich, die Oeffnung ist durch den Mund der Figur gebildet, der ins Gräßliche verzerrt ist. Man findet Gefäße von allen Formen und Größen, deren einige bis auf vier Gallonen halten konnten.

Seltene Gattenliebe.

Bei dem Verkaufe des Schlosses Dalystown, in Irland, der in Folge des Todes seines ehemaligen Besitzers, Sir Denis Bowes Daly, statt fand, entdeckte man in einem Kämmerchen, zu dem früher Niemand der Eintritt gestattet war, die Leiche seiner, dreißig Jahre vor ihm verstorbenen Gemahlin, in ziemlich wohlbehaltenem Zustande. Wenn Herr Daly sein Schloß besuchte, sah man ihn stundenlang in dieser Kammer verweilen. Niemand aber hatte eine Ahnung davon, was dort aufbewahrt wurde. Lady Daly war, nach ihrem Hinscheiden, wie Jedermann glaubte, beerdigt und über ihrem Grabe ein Denkstein errichtet worden. Der zärtliche Gatte soll auch bis zu seinem Tode Asche von dem Herzen seiner Gemahlin, in einer Kapsel auf der Brust, getragen haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 216. 3 August 1832.

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

Von den ersten Niederlassungen in Nordamerika, den Abenteuern und Gefahren, die dort die Ansiedler zu bestehen hatten, sind kaum noch einige Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen; besonders aber vernachlässigte die Geschichte die blutigen und mit aller Grausamkeit geführten Fehden zwischen den Nordamerikanern und Rothhäuten aufzuzeichnen, die in dem nordamerikanischen Freiheitskriege eben so interessante als schauderhafte Episoden bilden. Man weiß wenig mehr von den Thaten und Kämpfen der Indianerstämme, als daß sie auf Seite der Kolonien oder im Dienste des englischen Heeres sich aufreiben ließen, und die wenigen Traditionen, die noch übrig sind, werden in kurzen Jahren verschollen seyn, während sie, sorgfältig gesammelt dem künftigen Geschichtschreiber der neuenglischen Staaten reichen Stoff bieten würden. Die nachstehenden Skizzen sind von dieser Art und werden ein lebendiges Gemälde von dem Zustande der englischen Ansiedlungen aus jener und den früheren Zeiten geben.

1. Entdeckung des Niagara.

Unter den ersten Missionären, die zur Bekehrung der Indianer aus England abgesendet worden waren, befand sich Joseph Price, ein junger Mann, der den Auftrag erhalten hatte, tiefer, als es bis dahin geschehen war, in die ungeheuren Urwälder einzudringen, die das amerikanische Festland gegen Norden bedecken. Auf dieser gefahrvollen Unternehmung wurde er von Henry Wilmington begleitet, der, von gleichem Glaubenseifer getrieben, freiwillig sich ihm angeschlossen hatte. Beide waren zu Boston gelandet, das dazumal noch eine kleine, aber gedeihlich heranwachsende Stadt war. Hier trafen sie die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Reise und suchten sich von den Mühseligkeiten einer dreizehnwöchentlichen Ueberfahrt zu erholen; denn so lang brauchte man damals gewöhnlich, um von Plymouth aus den atlantischen Ozean zu durchschneiden.

Es war einen Monat nach ihrer Ankunft in Boston, in den letzten Tagen des Mai's, als sie den Einwohnern von Boston, die sie gastfreundlich aufgenommen hatten, Lebewohl sagten, und von den Glückwünschen Aller begleitet, ihren Weg nach den nie betretenen Wäldern einschlugen. Die Knospen der Bäume fingen gerade an, in Blätter auszuschlagen, und die Sonne wurde oft von den Schwärmen wandernder Tauben verfinstert, die dort, wo es die Wälder erlaubten, manchmal so nahe am Boden hinstrichen, daß die Wanderer sie mit ihren Stöcken erschlagen konnten. Bevor sie England verließen, hatten sie oft Leute, die jenseits des atlantischen Ozeans gewesen waren, von diesem Umstand erzählen hören, hielten die Sache aber stets für Uebertreibung, bis sie jetzt selbst mit eigenen Augen von der Wahrheit sich überzeugten. Es lag besonders in der Absicht der beiden Reisenden einen entlegenen Landstrich aufzusuchen, von dem nichts bekannt war, als was unzuverlässige Gerüchte von ungeheuren Süßwasserseen zu sagen wußten, denen man eine Ausdehnung zuschrieb, daß man hätte versucht werden können, das Land, auf dem man sich befand, für eine große Insel zu halten, wenn anders diese Wasserbehältnisse keine Süßwasserseen gewesen wären. Indeß waren die Nachrichten meist von Indianern eingezogen worden, auf deren Zeugniß wenig zu bauen war; Niemand sonst konnte aus eigener Erfahrung sprechen.

Die Reisenden hatten sich zu ihrer gefahrvollen Wanderung mit Kompaß und Jagdflinten versehen, und schlugen die Richtung ein, die ihnen die Angaben der meisten Indianer vorzeichneten, ohne daß sie deßhalb viele Hoffnung hegten, ein erwünschtes Resultat zu erlangen. Allein erfüllt von dem Verlangen, zu vollenden was sie begonnen, dachten sie wenig an die Schwierigkeiten und Gefahren, die ihrer warten mochten, und so verließen sie, ohne sich viel Sorge und Kummer anfechten zu lassen, die englischen Niederlassungen.

Nachdem sie mehrere Tage fortgewandert waren, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre, langten sie endlich an einem Gehöfte an, das wahrscheinlich das letzte war, dem sie fortan noch begegnen konnten. Hier blieben sie über Nacht und setzten dann am folgenden Morgen ihren Weg durch die Wälder fort, die vor ihnen schwerlich noch von eines weißen Mannes Fuß betreten worden waren. Aufgeschrecktes Wild sprang oft über ihren Weg, und Dieß, so wie einige Vögel, die ihnen zu Gesicht kamen, waren die einzigen lebendigen Wesen, die ihnen in dieser stillen Wildniß um sie her begegneten. Von ihrem Kompasse geleitet, setzten sie viele Tage ihre Wanderschaft fort, bis sie die Ufer eines großen reißenden Stromes erreichten, über den sie vergeblich zu setzen versuchten, so daß sie endlich wegen seiner Breite und Schnelligkeit die Hoffnung aufgeben mußten, ihn zu durchschwimmen. Nachdem sie allerlei Versuche angestellt hatten, die sie aber alle unausführbar fanden, beschlossen sie endlich, ihr Glück auf einem der vielen umgestürzten Bäume zu versuchen, die längs dem Ufer im Wasser lagen. Hiezu wählten sie einen, dessen Aeste dergestalt ausgebreitet waren, daß er nicht umschlagen konnte; flochten dann Zweige dazwischen, so daß es eine Art von kleinem Korb gab, worauf sie endlich, nachdem sie sorgfältig Waffen und Schießbedarf gegen Nässe verwahrt, mit starken

Baumstangen versehen sich einschifften. Allgemach brachten sie den Baum vom Ufer ins Wasser, und behalfen sich dabei so lange mit ihren Stangen, als sie Grund fanden; endlich mußten sie es dem guten Glücke überlassen, sie ans jenseitige Ufer zu bringen. Eine Zeit lang fuhren sie in der Mitte des Stromes dahin, ohne daß sie dem einen oder dem andern Ufer näher getrieben wurden, bis sie endlich bemerkten, daß sie mit Hülfe des Windes eine mächtig große Kiefer erreichen konnten, die langsam flußabwärts schwamm. Als sie dieselbe erreichten, stemmten sie ihre Stangen dagegen und wirklich gelang es ihnen auch, durch einen kräftigen Stoß in seichteres Wasser zu gelangen, wo sie ihre Fahrbäume wieder gebrauchen konnten. Nach vieler Anstrengung erreichten sie endlich das Ufer, nahmen ihre Waffen zu sich und setzten getrosten Muthes ihre Reise fort.

Bald darauf fanden sie einen Ort, den sie gelegen hielten, um da den folgenden Morgen zu erwarten, und gingen dann auf die Jagd aus, um sich, wie sie gewöhnlich zu thun pflegten, mit Speisevorrath auf den andern Tag zu versehen, was ihnen stets ungemein leicht wurde, da es in den Wäldern Heerden von Rothwild gab, das so wenig scheu war, daß es selten die Flucht ergriff. Dießmal stießen sie bald auf ein großes Rudel Wild, das dem Kampf zweier Hirsche zuzusehen schien, die in der heftigsten Wuth einander mit ihren Geweihen zu durchbohren suchten. Von diesem nie gesehenen Anblick überrascht, wollten auch sie den Ausgang dieses ergrimmten Kampfes abwarten, und bald sahen sie einen der erbitterten Gegner durch einen unbegreiflich hohen Sprung über den andern wegsetzen, schnell wie der Blitz sich wenden, und ihm das Geweih mit solcher Gewalt in die Seite stoßen, daß er todt auf der Stelle blieb. Die Missionäre eilten hinzu, scheuchten das übrige Wild hinweg, bemächtigten sich des gefallenen Hirsches, von dem sie so viel Wildpret mit sich nahmen, als sie auf einige Tage nothwendig zu haben glaubten, und das Uebrige den Wölfen zur Beute liegen ließen.

Eine Woche später ungefähr erreichten sie eine Bergkette, an deren Fuß sie ihr Nachtlager aufschlugen, mit dem Entschluß, am folgenden Tage die steilen und sandigen Abhänge derselben zu ersteigen, was ihnen aber nur gelang, indem sie sich an den Wurzeln und Zweigen der Bäume hinaufzogen; wobei sie oft genug Gefahr liefen, in die unter ihnen gähnenden Abgründe hinabzustürzen. Wilmington hatte an einer besonders gefährlichen Stelle einen morschen Baumzweig gefaßt, der ihm in der Hand zerbrach, so daß er bis an den Rand einer tiefen Schlucht hinabstürzte, wo es ihm kaum noch gelang, sich an einem Busche festzuklammern. So kletterten sie mit der größten Anstrengung und Gefahr den ganzen Tag fort, bis sie gegen Abend einen kleinen Vorsprung erreichten, auf dem sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie den Rücken des Gebirges, und um einen Ueberblick des umliegenden Landes zu gewinnen, erstiegen sie noch, nicht ohne große Schwierigkeit, einen kahlen Felsen, der hoch über die andern Berggipfel hinausragte und den sie erklimmen mußten, da die hohen Bäume ihnen jede Umsicht verdeckten. Nachdem sie die Spitze desselben erreicht hatten, spähten ihre Augen neugierig weit umher in der Gegend, um zu sehen, ob nicht irgendwo eine Spur von den großen Seen zu erblicken sey, von denen die Indianer so viel zu sagen wußten. Allein sorgenvoll begegneten sich die Blicke der beiden Wanderer, als sie, so weit das Auge reichte, nichts als unermeßliche Waldungen gewahrten. In diesen furchtbaren Wildnissen vernahmen sie Nichts als zuweilen hoch oder ihnen das heisere Geschrei der Geier, die ihre Beute verfolgten, und tief unten das Girren der Waldtauben oder das Hämmern des Baumspechtes. Bitter getäuscht in ihren sehnlichsten Erwartungen, stiegen sie in kummervollem Schweigen die andere Seite des Gebirges hinab; aber ungeachtet der äußersten Anstrengung konnten sie doch nicht den Fuß derselben noch an dem nämlichen Tag erreichen, und sahen, von der Nacht überrascht, sich genöthigt, einen Ort aufzusuchen, wo sie sicher übernachten konnten. Früh am Morgen brachen sie wieder auf, und setzten ihren Weg die Abhänge des Berges hinab fort, bis sie endlich am Fuß angelangt, die furchtbaren Schwierigkeiten überwunden hatten, die ihnen diese Bergkette entgegenstellte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

Abends gab ich den Damen das Geleite auf einen Ball. Ein Ballsaal in Westindien ist, beiläufig gesagt, eine vollkommene Laterne, die nach allen vier Weltgegenden offen steht und kühler ist, als ein Ballsaal irgend anderswo. So unangenehm meinem Eintritt ein Hinderniß in den Weg lief, an das ich am wenigsten gedacht hatte; so entschädigte mich doch später eine Szene, von so ganz komischer eigener Art, als es nur immer in diesem Lande, wo der Pfeffer wächst, vorkommen kann, und wo, wie ich großen Grund zu glauben habe, das Temperament des Volks heißer ist als sein Klima, und dieses ist, Gott weiß es, doch wirklich schweißtreibend, mehr als nöthig. Mit meiner schönen Base am Arme durchschritt ich stolz das Vorzimmer und wanderte dem Eingange des Ballsaales zu, der von der elegantesten Gesellschaft erfüllt, glanzvoll beleuchtet und mit Blumen und Laubwerk geschmückt war von einer Schönheit und Seltenheit, wie es kein europäisches Glashaus zu liefern vermöchte. Die Decke des Saales war durch Palmzweige und Immergrün in eine riesenhafte Laube verwandelt worden, während der glatte Fußboden, wie ein ungeheurer Spiegel die bleichen, aber schönen schwarzäugigen und schwarzgelockten Gesichter der westindischen Damen zurückstrahlte, die zwischen den dunkler gekleideten Herrengruppen hervorschimmerten, unter die sich hier und dort die reiche und bunte Uniform eines See- oder Landoffiziers mischte. Als wir uns dem Eingange näherten, streckte ein Konstabel seinen Stab quer über unsern Weg, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Sir, Sie sind nicht in ballmäßigem Anzug.“

Nun war es aber die erste Nacht, wo ich seit meiner Ankunft auf der Insel meine Lieutenantsuniform angelegt hatte, und mit meinen goldnen Achselbändern, einen eleganten Degen an der Seite, goldnen Schnallen in meinen Schuhen und mit makellosen weißen Beinkleidern angethan, dünkte ich mich in meiner Unschuld als den unvergleichlichsten, unwiderstehlichsten und schmuckesten Ballritter, der noch in dem Fußturnier des Tanzes ein Dutzend Damenherzen weggestochen. Um so tiefer mußte mich die Kränkung schmerzen. „Niemand,“ setzte der schonungslose Konstabel hinzu, „wird in

weiten Beinkleidern zugelassen, Sir." — „Ei, so hole doch! — mußt' ich hier unwillkürlich ausrufen. „So ist es denn in den Sternen geschrieben, fügte ich leiser hinzu, daß ein Paar Hosen an allem meinem Unglück auf dieser verwünschten Insel Schuld seyn muß!" — „Still Tom, sagte meine Base, indem sie mich in den Arm kneipte, geh' nach Hause und hol' Mama's Pudermantel." Indeß, der Mann an der Thüre schien wenig Umstände zu machen; Streit anzufangen, war die Sache zu unbedeutend; so übergab ich also meine schöne Begleiterin der Obhut eines Gentleman, der so glücklich war, ballmäßig angethan zu seyn, eilte nach meiner Wohnung, um meine Beine in ein engeres Gehäuse zu schieben und flog nach dem Balle zurück. Hier war es indeß zu einem wahren Teufelslärm gekommen. Das Vorgemach des Saales fand ich vollgedrängt von Land- und Seesoldaten, an deren Spitze Niemand geringerer stand, als ein General und ein einarmiger riesengroßer Mann, wie ich später erfuhr, einer der vornehmsten Civilbeamten der Stadt, der in seinen frühern Tagen Seemann gewesen war. Ich kam gerade zur rechten Zeit, um die dichtgeschlossene Heersäule, vor der die Konstabels wie Spreu im Winde hinwegstäubten, auf den Eingang des Ballsaales losrücken und dann Halt machen zu sehen. Der einarmige Goliath trat nun aus dem Phalanx hervor, und schritt auf die Vorsteher des Balles los, die sich vor den Damen, die wie Kaninchen in einer Ecke des Saales zusammengedrängt waren, aufgestellt hatten. Da nun der Weg offen war; so trat ich ungehindert ein, und suchte meine arme Base auf, um sie zu trösten, und den Verlauf der Sache in aller Ruhe mit anzusehen. Der Wortführer des gleich mir zurückgewiesenen Generals hatte sich, um seinen Eintritt in den Ballsaal vorschriftsmäßig zu machen, seine Beinkleider bis über die Kniee hinaufgestülpt und dann mit seinen Strumpfbändern befestigt, so daß er vollkommen einem holländischen Bootsmann ähnlich sah. Ueberzeugt, daß jetzt an seinem Anzuge nicht ein Faden zu bekritteln sey, war er auf einen der Vorsteher, einen kleinen Mann, mit rundem Bäuchlein, losgegangen, um für die Kolonne, die noch an der Saalthüre der Entscheidung harrte, das Wort zu nehmen. Der kleine Festwart aber unterbrach den Einarm kurzweg, indem er ihn anschnaubte: „Ei was, Ordnung muß seyn! — Und wie? — Ei — Hier beäugelte er mit seiner Brille das Untergestell des einarmigen Wortführers — „Ei seht mir doch, Sie sind ja selbst nicht zulässig! —" Der Gigant brach aber bei diesen Worten in ein schallendes Gelächter aus und rief: „So hole mich dieser und jener! Der Kerl muß ein Schneider seyn! Nun vorwärts denn, meine guten Bursche, und werft mir die Konstabels zum Fenster hinaus und die Vorsteher hinterdrein!" Zugleich streckte er seine Riesenfaust zu einem Griff nach seinem lilliputanischen Gegner aus, der ihm aber entschlüpfte und sich wie ein Aal zwischen den Damen verschloff; während der große Christoffel seinen hölzernen Arm schwang, an dem sich, wie man jetzt erst wahrnehmen konnte, ein eiserner Haken befand, und dabei in breiter schottischer Mundart rief: „Hätt' ich nur die Kreatur erwischt, ich wollte ihn da einbeißen lassen und wie einen Saim herausgeangelt haben!" Auf dieß Zeichen ergoß sich der Strom von Soldaten und Matrosen in den Saal; die Konstabels waren in einem Augenblick verschwunden; die Festwarte wurden auf die Damen zurückgedrängt und nun ging ein Ohnmachtfallen und Kreischen, ein Fluchen und Drohen los, wie ich es nie in meinem Leben zu hören das Glück hatte. Dann folgten Fragen auf Fragen nach Namen und Wohnung, und Bestellungen zu einem Gang auf den andern Tag in der kühlen Morgenfrische u. s. w. „Ein herrliches Land, meiner Seele, sagt' ich zu mir selbst, wo einem Menschen der Schnitt seiner Hosen das Leben kosten kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Jussuf Pascha und die Uebergabe von Varna.

(Aus Alexander's Travels to the seat of war in the East.)

Die Belagerung Varna's begann mit einer sehr ungenügenden Macht von 1200 Mann; die Zahl der Vertheidiger betrug, die Bürger mit eingerechnet, nur 5000. Als die Türken sahen, daß die Russen nicht stark genug seyen, um die Festung durch einen Handstreich zu nehmen, warfen sie auf eine geschickte Weise eine Verstärkung von 25,000 Mann hinein, und vermehrten die Vertheidigungsmittel. Der russische Kaiser fühlte die Wichtigkeit der Besetzung Varna's so sehr, daß er sich in Odessa auf dem Admiralschiffe „Paris" von 110 Kanonen einschiffte und 40 Tage an Bord blieb, um die Operationen zu beaufsichtigen. Der Kapudan Pascha kam mit einer Stillstandsflagge, angeblich um wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln, in Wahrheit aber, um ungestört eine Verstärkung hineinzubringen, denn die Garnison hatte sehr bedeutend gelitten. Man schlug ihm als Bedingung vor, daß er und seine Truppen mit Kriegsehren ausmarschiren sollten; er verwarf die Bedingungen, und die Belagerung dauerte fort. Endlich, zwei Monate nach Eröffnung der Transcheen, wurde die Contrescarpe des Thurms durch eine Mine gesprengt, und eine furchtbare Bresche in der Scarpe gemacht. 150 Matrosen und 550 Jäger erboten sich freiwillig zum Sturm; Pionniere sollten folgen, um auf der Benstwehr festen Fuß zu fassen; zur Bedeckung war eine starke Abtheilung Garden bestimmt. Auf das gegebene Signal rückten die Freiwilligen aus den Transcheen an, erstiegen die Bresche, überraschten die Türken und trieben sie vorwärts in die Straßen; die Pionniere folgten mit Schanzkörben und Faschinen, aber der Ingenieuroffizier, der sie begleiten und die Operationen hätte leiten sollen, war nirgends zu finden, so daß die Pionniere ihre Materialien auf den Boden warfen, weil sie nicht wußten, was sie damit anfangen sollten. Als die Türken sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, fielen sie von allen Seiten über die unerschrockene kleine Schaar her, doch nicht eher, als bis die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt war. Graf Woronzoff, der muthig die kleine Schaar angeführt hatte, sah keine Möglichkeit etwas Bedeutendes auszurichten, und trat den Rückzug an, der nicht ohne schweren Verlust bewerkstelligt wurde; denn die Türken stiegen auf die Häuser und machten ein mörderisches Feuer, das die Hälfte der Angreifenden niederstreckte. Der Ueberrest, welcher auf der Spitze der Bresche keine Schutzwehren traf, zog sich ins Lager zurück. Trotz des Mißlingens machte dieser Angriff einen großen Eindruck auf die Osmanli's, denn sie sahen, daß die Russen jetzt in die Stadt kommen könnten, wann sie wollten; ihre Lage war auch sonst verzweifelt geworden, denn zur See wie zu Lande eingeschlossen, waren sie von aller Zufuhr abgeschnitten, Krankheiten richteten fürchterliche Verwüstungen unter ihnen an; 12,000 Menschen waren umgekommen; außer den Batterien von Kanonen und Mörsern von der Landseite hatten zwei Linien- und mehrere Bombenschiffe fortwährend die Stadt beschossen, so daß jedes Haus durchlöchert und die Straßen wegen der Trümmer und Leichname ungangbar waren. Jussuf Pascha, der Zweite im Kommando, wurde demgemäß vom Kapudan Pascha abgeschickt, um abermals wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Admiral Greigh und Graf Woronzoff wurden von dem Kaiser mit der Unterhandlung beauftragt, und legten die Bedingungen vor: die Truppen sollten die Waffen strecken, sich als Kriegsgefangene auf Gnade und Ungnade ergeben und alle Kriegsmunition ausliefern, Privateigenthum solle geachtet werden. Jussuf strebte mit äußerster Anstrengung bessere Bedingungen zu erhalten, verlangte, daß man den Türken wegen ihrer Tapfer-

keit gestatten solle, mit Kriegsehren auszuziehen, und sich hinzubegeben, wo sie hinwollten, und ihre Effekten mitzunehmen; hierauf wurde geantwortet: der Kaiser sey schon einmal durch eine vorgeschützte Unterhandlung hintergangen worden, die milden Bedingungen, die er zuerst vorgeschlagen, habe man verworfen, seine Truppen hätten durch die Hartnäckigkeit der Türken großen Verlust erlitten; man sehe klar, daß es, da die Wälle vernichtet, nicht mehr möglich sey, den Platz eine Woche länger zu halten, und deßhalb sey der Kaiser entschlossen keine weitern Bedingungen, als eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu gestatten. „Gut denn, sagte Jussuf, stand auf und schüttelte dem Admiral die Hand; ich muß versuchen die Sache mit dem Kapudan Pascha in Richtigkeit zu bringen; morgen früh bin ich wieder in den Transcheen mit der Antwort meines Obern.“ Am folgenden Morgen kam Jussuf, aber Dießmal begleitet von dem Sekretär des Kapudan Pascha und den Aeltesten der Stadt. Alle erklärten, der Kommandant halte die Bedingungen für zu streng, und erwarte noch immer dieselben, wie sie zuerst angeboten wurden; er vergaß aber, daß seit dieser Zeit ein Monat verflossen war, und die Umstände sich wesentlich zu Gunsten der Russen verändert hatten. Jussuf Pascha sagte dem Admiral, die Aeltesten seyen hergesendet, um die Bedingungen aus seinem Munde zu hören, und ihren Einfluß zu versuchen, um bessere zu erhalten. Dieß gelang indeß nicht; der Admiral kannte seinen Vortheil zu gut, und war entschlossen, seinen Instruktionen wörtlich nachzukommen. Die Deputation bat sodann, sich zurückziehen zu dürfen, um mit dem Kapudan Pascha abermals Unterredung zu pflegen. Als sie das Zelt verließen, blieb Jussuf sitzen; sie wandten sich zu ihm und sagten: „Wollt Ihr nicht mit uns gehen?“ Er erwiderte: „Ihr wißt, daß wir die ganze vergangene Nacht uns berathen, und endlich der Kommandant mir sagte, wenn ich mit Eurer Hülfe keine bessern Bedingungen erhielte, ins Aeußerste zu willigen. Ihr kamt mit mir in der vollen Ueberzeugung, Eure grauen Bärte würden bessere Bedingungen zu Wege bringen; Ihr seht nun, daß es Euch nicht gelungen ist, und was nützt es, wenn ich mit Euch zurückgehe, um mich abermals zu berathen. Ihr mögt Eures Weges gehen; ich bleibe hier, und hier will ich des Kapudan Pascha Entscheidung abwarten. Inzwischen bitte ich Euch, mir meine Kinder und Diener zu senden, denn ich weiß, daß Varna sich nicht länger halten kann, und ich bin um die Sicherheit der Mitglieder meiner Familie besorgt.“ Die Familie Jussuf's vereinigte sich demgemäß noch an demselben Tage mit ihm im russischen Lager. Um zwei Uhr des folgenden Morgens kamen die Aeltesten der Stadt abermals in großem Kummer zu dem Admiral, und sagten: der Kapudan Pascha habe die Stadt verlassen und sich mit etlichen Hundert Mann, die entschlossen seyen, mit ihm zu sterben, in die Citadelle eingeschlossen; in Folge dieses Schrittes herrsche die größte Verwirrung in der Stadt. Der Admiral sagte ihnen: sie sollten nur bis Tagesanbruch ruhig bleiben, dann werde Alles abgemacht werden. Als Jussuf Pascha's Truppen vernahmen, ihr Führer sey im russischen Lager geblieben, und habe sich nicht mit den Andern in die Citadelle eingeschlossen, erklärten sie, sie würden mit ihm gehen und sich zu Kriegsgefangenen ergeben; da die Türken gewöhnlich ihren Führern sehr anhänglich sind, so kamen 500 von Jussuf's Leuten ins russische Lager, und gaben ihre Waffen ab; zugleich schrieben einige Bimbaschi's an Jussuf und boten sich an, gleichfalls hinauszukommen, da es eine Thorheit sey, länger in Varna sich halten zu wollen. Jussuf zeigte diese Briefe dem Admiral, der sich mit dem Grafen Woronzoff berieth, und beide drangen natürlich in den Pascha, an die Bimbaschi's zu schreiben, und sie aufzumuntern, gleichfalls herauszukommen; er schrieb, sie kamen und 2000 Mann mit ihnen; Dieß war jedoch immer noch eine geringe Zahl im Vergleich mit denen, die noch in Varna blieben. Nach Tagesanbruch rückte eine starke Schaar Russen gegen die Stadt an, und forderte sie noch einmal auf. Die Türken feuerten nicht, und nach einiger Verzögerung wurden die Thore geöffnet. Nachdem die Russen sich in der Stadt festgesetzt hatten, forderten sie auch die Citadelle auf: der Kapudan Pascha gab endlich nach und marschirte mit 600 erlesenen Leuten heraus. Als er vor den Kaiser gebracht wurde, der ihn wegen seiner Tapferkeit lobte, sagte er: sein hohes Ansehen in Konstantinopel und sein Einfluß auf den Kaiser würden in kurzer Zeit den Frieden bewerkstelligen können. Der Kaiser schenkte ihm großmüthig die Freiheit, und erlaubte ihm, das Lager mit 500 bewaffneten Leuten zu verlassen. Die 2500 Mann, welche zuerst ins Lager gekommen waren, erhielten jeder 5 Dukaten für ihre Waffen und die Erlaubniß zu gehen, wohin sie wollten. Jussuf Pascha schenkte dem Admiral einen kostbaren Säbel als Zeichen seiner Achtung, und der Kaiser sandte ihn mit einer lebenslänglichen Pension nach Odessa. Aus dieser Erzählung erhellt, daß Varna nicht übergeben wurde, als bis es völlig unhaltbar war, und daß Jussuf Pascha der Verräther nicht ist, für den man ihn gewöhnlich ausgibt.

Vermischte Nachrichten.

Zu Anfang der französischen Revolution kam die englische Reformfrage in England lebendiger als je in Anregung. Die Toryverwaltung, zu jener Zeit noch unerschütterlich stark, schleuderte die Blitze ihrer Gewalt auf alle Köpfe, die eine Abschaffung der schreienden Mißbräuche in der englischen Verfassung zu denken wagten. Wie viele edle und freisinnige Menschen wurden damals das Opfer. Wir erinnern hier nur an Fish Palmer und Thomas Muir (s. Ausland, v. Jahrg. S. 775 u. d. f.) Mehr als fünfzig der talentvollsten Männer wurden damals verfolgt und eingekerkert. Nur wenige erlebten den Sieg ihrer guten Sache, während Wer weiß wie viele, im Herzen verzweifelnd an dem Erfolg des schweren Kampfes, aus der Welt geschieden sind! Und doch brach endlich der Tag an, wo die gerechte Sache im Siegesglanze hervortrat; kaum ein Menschenalter ist verflossen und der stolze Toryriese des achtzehnten Jahrhunderts in seiner goldenen Rüstung liegt zu Boden geschmettert von der öffentlichen Meinung, die, wie der Glaube, unscheinbar stets, gleich dem Hirtenknaben mit seinen sieben glatten Kieseln hervortritt, den hochmüthigen Philistertrotz zu besiegen. Von Denen, die um der Reformfrage willen männlich gestritten und gelitten, und doch ihren endlichen Sieg erlebten, muß vor Allen Sir Francis Burdett genannt werden, der ihrer wegen ein Mal mit drei und das andere Mal mit sechs Monaten Gefängniß bestraft wurde. Sir Robert Phillips saß 1792 bis 93 achtzehn Monate lang gefangen; Hr. James Ridgeway vier Jahre, von 1795 bis 1797; Herr Hunt, Herausgeber des Examiners, zwei Jahre; die Herren Edmonds und Lewis, aus Birmingham, ein Jahr; Herr Cobbet zwei Jahre; die Herren Hardy und Thelwall, 1795 des Hochverrathes angeklagt, acht Monate u. s. w. In schwerer Zeit, wo die Freiheit hart bedroht wird, läßt sich, wie uns dünkt, großer Trost aus solchem Beispiele schöpfen.

Die englischen Zeitungen geben die Beschreibung eines Volksfestes, das zur Feier des Reformsieges in Saint Albans angestellt wurde. Es wurden dabei auf öffentlichem Platze 3500 arme Leute gespeist, wozu 4000 Pf. Fleisch und 250 fünfpfündige Puddings verwendet wurden. Jede Person erhielt außerdem ein Quart Bier. Abends begab sich ein Zug von mehr als 5000 Menschen auf das freie Feld, wobei man eine Puppe, die den Herzog von Wellington vorstellen sollte, an einen Galgen gehängt, voraustrug. Vergeblich suchte Alderman Webster die Volksmenge dahin zu bringen, den groben Witz zu unterlassen: Alles schrie: „Ins Feuer mit dem Wellington!“ und wirklich wurde auch ein Feuer angezündet und die Puppe verbrannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 217. 4 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien. *)

Bei herrlichem Wetter verließen wir Irkutsk am 12 Februar Nachmittags. Der Himmel ist hier den ganzen Winter hindurch klar und heiter, und bedeckt sich erst mit Wolken, wenn die Angara mit Treibeis zu gehen anfängt. Wir fuhren im Schlitten auf der Angara, deren Ufer von Sandsteinfelsen mit niedern und abgerundeten Gipfeln begränzt sind. Die zweite Post von Irkutsk aus heißt Listwinischna oder Lerchenbaumdorf, weil dieser Baum (pinus larix) in einem Walde, der in der Nähe dieses Dorfes längs dem Flusse hinläuft, sehr häufig ist. Hier ist bei einer Kälte von 25° die Angara nicht mit Eis bedeckt; brausend stürzt sie sich aus dem See und durch den Nebel, der aus ihrem Wasser emporsteigt, sieht man die ungeheure Eisfläche des Baikalsees vor sich. Es war Nacht, als wir Listwinischna erreichten, und wir legten nun bei Mondschein, auf einem, zwischen dem See und den spitzen Felsen, die ihn hier von allen Seiten umgeben, eingeengten Weg, noch eine Post zurück. Wir sahen die Felsen nur im Dämmerlichte, doch bewiesen uns ihre schroffen Spitzen, daß der Sandsteinzug schon vor Listwinischna verschwunden war, und daß wir hier eine andere Felsengattung vor uns hatten.

Bevor man die Post Kadilnaja erreicht, betritt man das Eis des Baikalsees, der, mit Ausnahme eines Wasserstrichs, welcher den Lauf der Angara bezeichnet, gänzlich zugefroren ist. Die Pferde des Landes sind sehr rasch, und rennen mit dem Schlitten, auf der glatten, und nicht mit Schnee bedeckten Eisfläche des Sees in unglaublicher Schnelligkeit dahin. Von Kadilnaja aus verläßt man das westliche Ufer des Baikal und durchschneidet seine ganze Breite, die hier fünfzig Werste beträgt, in gerader östlicher Richtung. Wir brachten die Nacht in Kosolskoi zu, und am andern Morgen bot uns die Aussicht auf den See ein prachtvolles Schauspiel: Die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich in tausendfachem Wiederscheine in den Seitenflächen der am Ufer senkrecht aufgethürmten Eisschollen; gegen Nordost und Südwest dehnte sich eine unabsehbare spiegelglatte Eisfläche aus, und gegen Westen, dieser prachtvollen Winterlandschaft gegenüber, ragten die Häupter von Bergen empor, deren Fuß hinter den Krümmungen des Bodens verborgen lag. Sobald man die Ufer des Sees verlassen hat, führt der Weg durch eine mit Schilf und Lieschgras bedeckte Ebene, durch welche die Selenga dem Baikal zuströmt. Dieser Fluß, der an seiner Mündung ein Delta bildet, überschwemmt zuweilen die ganze Ebene. Unsere Schlitten gingen nur langsam vorwärts, denn der Schnee ist hier zu Lande selten, und vermischt sich überdieß im Fallen mit dem Straßenstaub. Transporte von Thee zogen häufig an uns vorüber, und je näher wir dem Ort ihrer Abfahrt kamen, desto mehr nahm ihre Anzahl zu; sie bestehen aus einem Zuge von gewöhnlich 50 bis 100 einspännigen Schlitten; die Theeballen sind in Ziegenhäute eingenäht und mit einem Stricknetz umschnürt. Zwei oder drei Führer reichen für eine solche Karawane hin, und die Pferde gehen meist in starkem Trabe eines hinter dem andern. Die Kaufleute lassen gewöhnlich ihre Ballen durch Bauern von einer Station zur andern führen, zuweilen bedienen sie sich aber auch der Post, die ihre Waaren mit größter Schnelligkeit von Kiachta nach Moskau befördert, und da diese Art des Transportes in Sibirien mit nur geringen Kosten verknüpft ist, so finden die Kaufleute ihre Rechnung recht gut dabei.

Das Land, durch das unser Weg führte, ist mit Bergen umgeben; die höchsten derselben sind gegen Südost, wo, am äußersten Ende des Sees, der Gipfel des Chamar-Dabban über alle andern emporragt. Die große Straße führt durch das Thal der Selenga, die, ehe man nach Werchne-Udinsk kommt, die Gebirge durchschneidet, und sich in engem Bette zwischen den Felsen durchdrängt, um sich dann in die Steppen auszubreiten. In Werchne-Udinsk hielten wir uns einige Stunden auf, um den Hettmann des Bezirks zu besuchen, der uns versprach, dem Chamba-Lama, dem Oberhaupt der Geistlichkeit unter den Buräten des Landes, vor unserer Rückkehr aus China unsren Besuch anzusagen. Noch am nämlichen Abend setzten wir unsre Reise, immer durch das Thal der Selenga, bis zur letzten Post vor Selenginsk fort. Felsen von der wunderlichsten Gestaltung umgeben das Thal; als ich ihre kegelförmig abgerundeten Gipfel zu Gesicht bekam, hielt ich sie für vulkanischen Ursprungs, näher gekommen fand ich indeß zu meinem großen Erstaunen, daß sie aus Granit bestanden. Am 15 Februar Morgens machten wir uns nach Selenginsk auf den Weg, durch das wir, ohne uns aufzuhalten, mit dem Vorsatz fuhren, auf dem

*) Während man mit großer Erwartung der Reisebeschreibung des Herrn Adolph Erman, deren Herausgabe demnächst bevorsteht, entgegensieht, theilt Herr von Humboldt folgende Bruchstücke in der Revue des deux mondes mit, die aus Briefen des Herrn Erman an seinen Vater gezogen und anfänglich nicht zum Druck bestimmt, hier aus dem Französischen übersetzt, wieder gegeben werden.

Rückweg länger zu verweilen. Der Neumond trat am 18 Februar (neuen Styls) ein, und wir wollten noch zu rechter Zeit ankommen, um den religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, die in Maimatschin und der ganzen Mongolei während der ersten Tage des Jahres begangen werden. Bei Selenginsk hatten wir Gelegenheit, Buräten, die von den Russen des Landes Brazkes genannt werden, ziemlich in der Nähe zu beobachten. Sie bewohnten zwei Zelte von Filz, ganz denen der Samojeden ähnlich, mit dem einzigen Unterschied, daß ihre kegelförmige Gestalt mehr abgerundet war; wie die Samojeden doppelt aufeinandergelegte Rennthierfelle zu ihren Zelten verwenden, bestanden diese aus einer doppelten Lage von Filz. Das Feuer brannte, dem Gebrauch der nomadischen Völker gemäß, in der Mitte des Zeltes, in einem Loche des Bodens; beide Zelte gehörten einer einzigen Familie, und waren ringsum mit eingeschlagenen Pfählen umzäumt, um die Pferde nicht verlaufen zu lassen und stets bei der Hand zu haben. Sonst halten sich ihre Hausthiere meist im Freien auf; Kühe, Schafe, Pferde und Kamele, die insbesondere den Buräten von Selenginsk von großem Nutzen sind, weiden gemeinschaftlich auf den Steppen, und werden im Winter nur mit dürrem Lieschgras gefüttert. In Gesichtsbildung sind die Buräten den Kalmucken sehr ähnlich; sie haben hervorspringende Backenknochen, Augen wie die Chinesen, rabenschwarzes Haar und sehr schöne Zähne. Alle Weiber tragen reich mit Kügelchen von Malachit, Korallen und Perlenmutter besetzte Stirnbänder, und die Mädchen durchflechten ihre Haare mit Bändern, die ebenfalls mit Perlenmutter- und Korallenperlen gestickt sind. Die Männer rasiren den obern Theil des Kopfes, und tragen die übrigen Haare in einen langen Zopf geflochten. Nur die Lamas scheeren sich den ganzen Kopf glatt. Im Hintergrund des Zeltes steht eine Art hölzerner Altar, der, wie alles Geräthe der Buräten, sehr niedlich gearbeitet ist, und aus einer Lade mit Schubfächern besteht, in denen unter andern Dingen ihre Heiligenbilder verwahrt werden; eines derselben, einen Heiligen oder Burchor vorstellend, ist auf dem Deckel der Lade aufgestellt. In dem Zelte, das wir besuchten, war so das Bild des Tschigemune, des vornehmsten Götzen der Mongolen aufgestellt; sechs kleine, messingene, mit Wasser gefüllte Schalen stehen vor dem Götzenbilde, und zu beiden Seiten einige kleine, runde Spiegel, gleichfalls von polirtem Messing, die zu der sehr sonderbaren Ceremonie der Wasserweihe bestimmt sind: Der Lama stellt nämlich diese Spiegel so, daß sie das Bild des Götzen zurückwerfen, und gießt dann über ihre Oberfläche den Inhalt der Schalen aus; das abfließende Wasser wird in einem untergestellten Gefäße aufgefangen, und ist nun, weil es das Bild des Gottes in sich aufgenommen hat, geweiht. Diese metallnen Spiegel findet man in den Gräbern der Kurganen oder Tschuden in großer Anzahl und ich habe deren zu Krasnojarsk sehr viele gesehen, die man aus solchen Gräbern genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

(Schluß.)

Noch manchen Tag setzten die beiden Missionäre ihre abenteuerliche Wanderung durch endlose Waldungen fort, ohne in dieser grauenvollen Einsamkeit auf ein menschliches Wesen zu stoßen; als sie eines Abends in einer lichten Waldstelle einige Indianer trafen, die Anfangs nicht wenig erstaunt waren, Menschen von so ganz verschiedener Farbe und nur mit so glatt geschliffenen Stöcken bewaffnet zu sehen, wofür sie die Gewehre der Missionäre hielten; endlich aber näherten sie sich und redeten die Fremden in einer wohlklingenden, aber unverständlichen Sprache an. Während man sich von beiden Seiten durch Zeichen verständlich zu machen suchte, schwirrte über ihren Häuptern ein Schwarm wilder Gänse hin, nach denen die Wilden mit ihren Bogen schossen, ohne jedoch einen dieser Vögel erlegen zu können, als auf einmal Price und Wilmington ihre Gewehre anlegten, Feuer gaben, und zum höchsten Erstaunen der Indianer zwei Wildgänse tödtlich getroffen aus der Höhe herabtaumelten. Nun umringten die Indianer die Fremden, und begannen die Waffen zu bewundern, die sie Anfangs nur geringschätzig betrachtet hatten. Noch mehr stieg ihre Verwunderung, als sie sahen, daß man Etwas, das sie für gestoßene Kohle hielten, in die Oeffnung der wunderbaren Stöcke schüttete, und nur ein kleines Stückchen Eisen zu berühren brauchte, um einen Blitz hervorzubringen, auf den augenblicklich Rauch und ein lauter Schlag erfolgte. Der Häuptling dieser Indianer lud die Missionäre durch Zeichen ein, ihn zu begleiten, um auch den übrigen Leuten seines Stammes das unerhörte Wunder sehen zu lassen. Bald darauf erreichten sie einen andern lichten Waldgrund, wo mehrere Indianer beschäftigt waren, kleine Wigwams aus Baumrinde zu errichten. Der Häuptling suchte den Fremden begreiflich zu machen, daß hier nur ihr Jagdrevier sey, und daß ihr Dorf fern von da in der Richtung hin, wo sich eben die Sonne zum Untergange neigte, gelegen sey, und daß sie bald dahin zurückzukehren gedächten. Von dieser Zeit an verweilten die Missionäre unter diesen Indianern, und lernten mit der Zeit, nachdem sie mit den Eingebornen in ihr Dorf gezogen waren, das am Oneida lag, ihre Sprache in so weit, daß sie mit ziemlicher Geläufigkeit darin sich ausdrücken konnten. Price fing an, den Indianern Lehrvorträge über das Christenthum zu halten; und wirklich hörten sie auch seine erste Rede mit aller Aufmerksamkeit an; dann aber wurde es ihm, zu seinem großen Kummer, nicht mehr möglich, sie noch einmal zu einer Versammlung zu bewegen. Da alle seine Bemühungen, ihren Sinn für die neue Lehre zu öffnen, an der Gleichgültigkeit der Indianer scheiterten, so hielt Price es für rathsamer, statt hier nutzlos die Zeit zu verlieren, ihre Nachforschungen nach den großen Binnenseen fortzusetzen. Wilmington stimmte ihm hierin vollkommen bei, und nachdem sie den Indianerhäuptling, dessen Namen Majuk war, von ihrer Absicht in Kenntniß gesetzt hatten, so bedeutete er ihnen, daß der Fluß, der bei ihnen vorbeiströme, zu einem unermeßlichen Wasserbecken führe, das, wie man dafür halte, durch viele große Ströme, die in dasselbe einmündeten, gefüllt werde; allein nur noch wenige seines Stammes hätten die Ufer jenes Sees auf eine weiter ausgedehnte Strecke in der Runde befahren. Es befand sich aber unter diesen Indianern ein alter Mann, der in seiner Jugend es gewagt hatte, viele Sonnen nacheinander auf seinem Kanoe den See entlang zu schiffen, und die Nachricht mit nach Hause brachte, ein ungeheurer Strom münde darein, an dessen Ufern er, um zu jagen, ausgestiegen sey. Da habe er ein furchtbares Gebrülle, wahr

scheinlich von Wassern, vernommen, dem er durch die Wälder einige Meilen weit entgegen gegangen, wo er endlich den Strom so reißend gefunden, daß kein Boot ihn aufwärts zu befahren im Stande sey. Ob dem furchtbaren Getöse habe ihn aber nun ein Grauen befallen, und eilig sey er wieder zurückgegangen, worauf er sich sogleich zur Heimfahrt angeschickt. Indeß war er der Einzige des Stammes, der so weit sich hinweggewagt, und aus seinem Berichte schlossen die Eingebornen, daß dieser große Strom die Quelle jenes Sees seyn müsse.

Auf diese Nachricht baten die Missionäre den Häuptling, er möchte einigen von seinen Indianern erlauben, sie den Fluß abwärts nach dem See zu begleiten, um zu untersuchen, woher das Getöse komme, das den alten Indianer erschreckt hatte. Majuk bot zuerst Alles auf, um ihnen ihr Vorhaben auszureden; als er sie aber unerschütterlich in ihrem Entschlusse fand, so erklärte er, er werde sie selbst auf dieser Fahrt begleiten. Es wurde nun ausgemacht, daß man die folgende Woche die Reise antreten wolle; allein noch ehe die bestimmte Zeit herangekommen war, ereignete sich ein Vorfall, der ihre Abreise weit hinausschob. Als sie eines Morgens aufstanden, bemerkten sie, daß große Wolken Rauches über ihren Häuptern hinwirbelten, die die Luft mit einer furchtbar drückenden Hitze füllten. Die Indianer sagten, es sey ein Waldbrand ausgebrochen, und da ein starker Wind sich zu erheben begann, so fiel rings umher ein heißer Aschenregen. Anfangs suchten sie gegen ihn Schutz in ihren Wigwams, allein die Luft wurde so unerträglich heiß, daß sie erstickt zu werden Gefahr liefen. Majuk gab ihnen den Rath, sich in den Oneida zu flüchten, und nun stürzte sich Alles bis an den Hals ins Wasser, aus dem sie nur den Kopf hervorragen ließen; und auch so waren sie oft genug genöthigt, ganz unterzutauchen. Viele Stunden mußte man in dieser Lage zubringen, während das Wasser von der vielen gefallenen Asche schwarz gefärbt wurde. Endlich schlug zu ihrer großen Freude der Wind um und befreite sie von der furchtbaren Gefahr, indem er die Flammen nach einer entgegengesetzten Richtung forttrieb. Indeß konnten sie noch immer nicht den Fluß verlassen, da der Boden weit umher mit glühender Asche bedeckt war. Als sie endlich wieder ans Land gehen durften, fanden sie zu ihrem großen Kummer das Dorf an vielen Stellen in Brand, und es dauerte geraume Zeit, bevor sie der zerstörenden Flamme Einhalt thun konnten. Das größte Unglück aber war, daß alle ihre Kanots, die sie ans Ufer gezogen hatten, verbrannt waren.

Nachdem der Schaden wieder ausgebessert und neue Kanots gezimmert waren, trat man endlich die langersehnte Reise an. Mehrere Tage schon waren sie den Strom hinabgefahren, als sie an einem schönen heitern Abend von dem Anblick des Ontariosees in Entzücken versetzt wurden. So weit ihr Auge reichte, gewahrte es Nichts als Wasser, das uferlos zu seyn schien, und nicht von dem leisesten Lüftchen bewegt, seine spiegelglatte Fläche vor ihnen ausbreitete. Nun fuhren sie am Saume des Ufers hin, um eine Stelle zu suchen, wo sie ihre Kanots die Nacht über sicher anlegen konnten, und bald fanden sie auch unter den vielen Einschnitten des Gestades eine vorzüglich wohl gelegene Bucht. Mit Sonnenaufgang setzten sie ihre abenteuerliche Fahrt weiter fort. Als sie längs dem Gestade hinfuhren, sahen sie hier und dort aus dem Dickicht, das die Ufer begränzte, Wild hervorlugen, an andern Stellen es über die Bäche und Flüsse schwimmen, die von verschiedenen Seiten her, in den See einmündeten. Die Reisenden aber waren zu sehr in den Anblick der wundervollen Landschaft versunken, die sich vor ihnen aufschloß, als daß sie das muntere Spiel der arglosen Thiere durch eine Jagd auf sie hätten unterbrechen sollen; Dieß thaten sie nur, wenn die Noth sie dazu trieb. So schifften sie wieder mehrere Tage fort, ohne irgend auf Etwas zu stoßen, das die Nähe des von dem alten Indianer bezeichneten furchtbaren Stromes anzudeuten schien. Endlich, nachdem sie an einem neblichten Morgen mehrere Meilen zurückgelegt und die Sonne Kraft genug gewonnen hatte, die dichten Nebel zu zerstreuen, sahen sie sich gegen Mittag, wo der Himmel sich ganz aufgehellt hatte, zu ihrer größten Freude an der Mündung eines großen Stromes, der mit reißender Schnelligkeit sich in den See ergoß. Da Dieß so ziemlich mit den Angaben des alten Indianers übereinstimmte, so beschloß man diesen Strom aufwärts zu fahren; hatte aber nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als die Strömung so heftig wurde, daß man aussteigen und die Reise am Rande des hohen jähen Ufers zu Fuß weiter fortsetzen mußte. Der Wind wehte sanft und rauschte in den Blättern der Bäume; doch glaubte man von Zeit zu Zeit ein fernes donnerähnliches Getöse unterscheiden zu können.

Nachdem man so immer am tief abschüssigen Ufer fort den Weg genommen hatte, schlug endlich Price vor, daß Einer von ihnen einen Baum ersteigen sollte, um dem Fluß aufwärts mit den Augen zu folgen und zu sehen, woher das Getöse entstehe, das sie nun immer deutlicher vernahmen. Majuk befahl sofort einem der Indianer eine hohe Fichte zu erklettern, die einzeln am Ufer stand, dieser aber hatte kaum die Hälfte des Baumes erstiegen, als er einen Schrei der Verwunderung ausstieß und schnell wieder herabglitt, wo er dann seinen Gefährten berichtete, er habe unermeßliche Wolken von Flugwasser hoch über die Bäume hinaus aufsteigen sehen, aber nicht wahrnehmen können, von wo sie ausgingen. Durch diesen Bericht ermuthigt, nahmen sie, ermüdet durch den höchst beschwerlichen Weg, einige Erfrischungen zu sich und eilten dann immer am Rande des Ufers hin, dem Donnergetöse entgegen, das immer furchtbarer wurde, und ihnen bei der pfeilschnellen Geschwindigkeit des Stromlaufes die Nähe eines wüthenden Wassersturzes verkündigte. Plötzlich traten sie aus dem dichten Gebüsche hervor und standen am Saum eines kahlen Felsen, der über einen unabsehbaren Abgrund hing, in den sich zwei Ströme und ein gewaltiger Fluß mit einem Getümmel von Donnern hinabstürzte, das die Ausrufe ihres Erstaunens übertäubte und stärker als die brüllende See im furchtbarsten Sturme, an ihre Ohren schmetterte. Entsetzt prallten sie zurück von der gähnenden Tiefe, in die ein Schritt weiter sie hinabgestürzt haben würde, und sprachlos vor Staunen und betäubt von dieser ungeheuern Erscheinung, starrten sie in den brüllenden und schäumenden Wassersturz und merkten nicht, daß ein Theil des Felsens, auf dem sie kurz vorher noch gestanden waren, zu schwanken anfing, und dann allmählich sich ablöste, bis sie endlich durch das krachende Getöse aufmerksam gemacht wurden, mit dem er in den Abgrund hinabdonnerte und das fern in den Wäldern tausendfach widerhallend selbst das Gebrüll des Wasserfalles übertönte. Die Missionäre sprangen vor Schrecken zitternd

unter die Bäume zurück und hier erst gewannen sie so viel Ruhe, um das furchtbar erhabene Schauspiel vor ihnen genauer zu beobachten. Der Strom flog eine Strecke weit oberhalb seines Absturzes mit pfeilschneller Geschwindigkeit dahin; dicht am Abgrunde aber floß er an einigen Stellen ganz langsam; andere Stellen dagegen waren ganz weiß von Schaum. Während Aller Augen wie von einem Zauber festgebannt, an diesen tobenden, durcheinander kochenden, und in Wolken von Schaum und Staubregen fortgeschleuderten Wassermassen hingen, lenkte ein lauter Schrei Majuks ihren Blick nach einem großen Hirsch, der vergebens gegen den reißenden Zug der Gewässer ankämpfte, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dem Abgrund zuschleuderte. Sie sahen seine fruchtlosen Anstrengungen das Ufer zu erreichen, und als er in die trügerische Stelle getrieben wurde, wo das Wasser langsamer floß, als zögerte es noch einen Augenblick in die furchtbare Tiefe hinabzustürzen, schien das Thier mit weit aufgerissenen Nüstern und vorgestrecktem Halse, von Verzweiflung ergriffen, zu schreien; allein das Gebrüll der Katarakten erstickte seine Stimme und gleich darauf war es in den kochenden Wasserkessel hinabgestürzt.

Es ist möglich, daß die Franzosen von Quebec aus früher schon diese furchtbaren Wasserstürze erreichten; aber Price und seine Gefährten hielten dafür, daß sie die Ersten seyen, die bis dahin vorgedrungen; und als sie wieder in das Indianerdorf zurückkehrten, schien die Beschreibung der unvergleichlich großartigen Katarakte, denen Majuk den Namen Niagara, oder die donnernden Wasser gab, Allen unglaublich. Doch die Wildniß ist jetzt aus dem Bereiche dieser Szene verdrängt, und Handel und reges Leben hat sich mitten unter dieser gewaltigen Naturerscheinung niedergelassen, deren einfache Erhabenheit ein Schauspiel bietet, dessen Gleichen auf der Erde nicht zu finden ist.

Der Hobart-Town Almanach für 1832.

Des Hobart-Town Almanaches vom vorigen Jahre ist in diesen Blättern (S. 1255) Erwähnung geschehen. Es bleibt uns über den heurigen Jahrgang nichts zu sagen übrig, als daß dieser exotische und so zu sagen wilde Almanach unter dem übrigen buntgefiederten, zahmen Federvieh von Taschenbüchern und Kalendern, das alljährlich auf unserm literarischen Hühnerhofe durcheinander zirpt, pfeift, singt und schnattert, immerhin eines der kuriosesten Geflügel bleibt.

Für Dießmal begnügen wir uns, daraus folgende Stellen zu entnehmen:

„Das ununterbrochene Schmelzen des Schnees auf den Gebirgen von Van Diemensland erzeugt Bergströme, die vielleicht, hinsichtlich ihrer Gewalt und reißenden Schnelligkeit während der Wintermonate, auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben. Es wäre mit großer Gefahr verbunden, über einen derselben, obgleich sie nicht über zehn Fuß breit sind, zu setzen, ohne einen Baum zu einer Brücke darüber zu fällen. Diese wilden Gebirgswasser bilden an vielen Stellen herrliche Kaskaden, die zwischen dem dunkelgrünen Laubwerk, das die Bergabhänge bekleidet, wie geschmolzenes Silber anzusehen sind, und eine Kette von dichtem Dampfe bilden, die in anmuthigen Windungen ohne Unterbrechung bis zum Gipfel der Berge sich emporschlängelt.“

Der Almanach enthält auch eine Abbildung des Meerteufels oder Froschfisches (toad-fish), an dessen Genuß kurz vorher eine Frau und zwei Kinder gestorben waren, mit folgender Beschreibung desselben:

„Das Gift des Meerteufels ist von ungemein deprimirender Kraft; bringt Fühllosigkeit, Verlust der Sprache, des Schlingens, des Gesichtes, der Bewegungskraft der willkürlichen Muskeln, und zuletzt völligen Nachlaß der Nententhätigkeit und Tod hervor. Die Wirkungen des Giftes wurden bei der Leichenbeschau außer Zweifel gesetzt, indem man von dem übriggelassenen Fische zwei Katzen gab, die bald darauf von jenen Symptomen befallen wurden. Als beide schon in Todeszuckungen lagen, wurden der einen von ihnen fünfundzwanzig Tropfen Arsenikauflösung eingegossen, worauf sie sich außerordentlich schnell erholte, während die andere, die man sich selbst überließ, bald darauf verendete. Die Leichen der drei verunglückten Personen waren schlotterig und sehr gebleicht, und gaben besonders um den Mund herum, einen Geruch wie frisches Heu von sich. In zwölf Stunden aber waren sie in Fäulniß übergegangen, schwollen auf, rochen unerträglich und gingen in Verwesung über, während aus allen äußern Theilen eine mit Blut vermischte Flüssigkeit abging. Die gewöhnliche Größe dieses giftigen Fisches ist fünf Zoll in der Länge, und hat fast eben so viel in der Dicke; der Rücken ist gefleckt, und hat die Farbe von Schildpatt; der Bauch ist weiß und wie Bocksleder anzufühlen. Er hat eine Bauchflosse hinter dem Anus, eine Schwanz- und zwei Brustflossen. Der Schwanz ist senkrecht; die Kiemen befinden sich vor den Brustflossen und sind ungefähr drei Achtel eines Zolles lang und halbmondförmig; die Augen sind groß und vorstehend, wie bei dem Frosch; die Nasenlöcher befinden sich vor den Augen.“

Aus einem Nachtrage des neuholländischen Taschenbuches ersieht man, daß die Kolonie das beste Gedeihen hat, was auch schon daraus hervorgeht, daß gegenwärtig dort fünf Zeitungen, drei in Hobarttown und zwei in Launceston herauskommen und außer dem erwähnten Hobarttown-Almanach auch noch ein „Van Diemensland Almanach für das Jahr 1831“ (12. S. 268) erschien. Aus letzterem ersehen wir, daß die Bevölkerung aus 24.000 Weißen und 1000 bis 1500 Schwarzen und Eingebornen besteht. Im Verlaufe des Jahres 1831 wurden in Hobarttown gegen fünfzig gute Häuser gebaut, und in Launceston zwanzig. Ebenso sind an verschiedenen Orten niedliche Gehöfte und Landhäuser entstanden, und mehrere öffentliche Gebäude und Verschönerungen zur Ausführung gekommen. Die Zunahme der Bevölkerung in der Hauptstadt wird auf zehn Prozent angegeben. Die Einfuhr hat nicht zugenommen, wohl aber die Ausfuhr, die hauptsächlich in Wolle und Oel bestand, und sich bis zu 200,000 Pf. St. belief, folglich um 50,000 Pf. vermehrte.

Ertheilung des Bürgerrechts an Lord Grey.

Bei Gelegenheit des glänzenden Gastmahles, das zur Feier des Reformsieges in der Guildhall zu London gegeben wurde, sollte auf Beschluß des Gemeinderathes der City, auch dem Earl Grey und Lord Althorp das Bürgerrecht von London ertheilt werden. Dieser feierliche Akt wurde am bestimmten Tage im Sitzungssaale des Gemeinderathes, nach altherkömmlicher Weise, vorgenommen. Es wurde dabei eine von Alderman Wood, Herrn Pearson und andern ehrbaren Bürgern der City unterzeichnete Urkunde vorgelesen, worin bezeugt wurde, daß Earl Grey und Lord Althorp Männer von gutem Ruf und Ehrbarkeit u. s. w. seyen. Schon bei dieser alten Förmlichkeit konnte sich die Versammlung ungeachtet allen Ernstes, der dabei vorherrschte, eines Lächelns nicht erwehren, das sich wiederholte, als der Kammerherr der City den üblichen Bürgereid vorlas, worin gelobt wird, an allen Lasten der Stadt tragen zu helfen, keine Anstellung auf länger als sieben Jahre anzunehmen, alle Verschwörungen gegen den König zu entdecken, keine Konventikel zu besuchen u. s. w. Die beiden Lords legten den Eid mit großer Feierlichkeit ab, worauf ihnen das Bürgerrecht in goldenen Kapseln überreicht wurde; von denen jede 100 Guineen in Werth hatte. Dieser Feierlichkeit, wie dem nachher in der Guildhall gehaltenen Mahl, wohnten der Herzog von Sussex, der Herzog von Richmond, Lord Brougham, Lord John Russell, Sir James Graham u. s. w. und mehr als achthundert Gäste bei, von denen fünfhundert größtentheils aus Mitgliedern des Ober- und Unterhauses und den ausgezeichnetsten Männern des Landes bestanden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 218. 5 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Der Schnee blieb auf unserm Wege immer noch selten, und die Schlitten konnten nur auf dem Eis der Selenga vorwärts kommen. Zu Ust-Kiachta verläßt man diesen Fluß, und nun wird es unmöglich, die Reise im Schlitten fortzusetzen. Ust-Kiachta ist demzufolge die Station, wo alle Ladungen von Thee oder andern, aus China kommenden Waaren umgeladen werden müssen. Diese Ladungen werden von Maimatschin nach Ust-Kiachta auf der Achse geführt, und erst vom leztern Ort aus ist der Transport auf Schlitten möglich. Wir ließen die unsrigen in der Stadt, und nahmen Telejen (Bauernwagen), auf denen wir tüchtig zusammengeschüttelt wurden, und den bergauf führenden Weg nach Troizko-Sawsko im gestreckten Galopp zurücklegten.

Dieser Flecken liegt noch vier Werste von der chinesischen Gränze, und ist der Siz der russischen Douane; in Kiachta wohnen nur Kaufleute. In Troizko wurden wir von dem Kommandanten der transbaikalischen Kosaken — es sind Dieß mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Buräten und sibirische Kosaken — J. Ph. Ostrowski, an den ich von Irkutsk aus ein Empfehlungsschreiben hatte, auf das freundlichste aufgenommen. Ostrowski war mit der lezten Gesandtschaft, unter der sich Timkowski befand, in Peking gewesen, und hatte ein Jahr in China zugebracht. Da er in Kiachta geboren ist, so spricht er das Mongolische der Buräten, eine Mundart, die in der ganzen Mongolei verstanden wird; in Peking wird das eigentliche Chinesisch und die Mandschu-Sprache gesprochen, deren sich auch der Kaiser und die vornehmsten Beamten bedienen. Sobald man in Kiachta ankommt, wird man sogleich gewarnt, die Chinesen, wenn man sie anredet, ja nicht Kitaizi oder Chinesen, sondern Nikanzi (in der einfachen Zahl: Nikanez) zu nennen. Kitaizi ist der Spottname, den die Mandschus den Mongolen gaben, nachdem sie sie unterjocht hatten, und bedeutet Sklave. Die Chinesen wollen Nikanzi genannt seyn, was auf mongolisch so viel heißt, als tapfere Krieger. Es ist in der That höchst seltsam, daß sich das griechische Wort νίκη in der mongolischen Sprache wiederfindet.

Am 16 Februar Abends traten wir unsern ersten Ausflug nach China an. Die Einfahrt des russischen Fleckens Kiachta ist durch eine Pallisadirung, wie man sie in unsern Dörfern sieht, geschlossen; ein Kosake, den blanken Säbel in der Faust, hält davor Wache. So kann keine Ausfuhr aus Maimatschin, ohne Bewilligung der russischen Zollbehörde in Troizko-Sawsko vor sich gehen. Die hölzernen Häuser sind von niedlicher Bauart. In Kiachta wimmelte es von Buräten, die gekommen waren, mit ihren alten Landsleuten und Glaubensgenossen die religiösen Feste von Maimatschin zu feiern. Auch sah man in den Straßen chinesische Kaufleute in schwarzseidenen Oberkleidern und schwarzen Filzhüten mit Büschen von rother Seide, deren herabhängende Fäden den ganzen Hutkopf bedecken. Auf der Spitze des Hutes befindet sich eine kleine messingene Schraube, auf der jedoch die Kaufleute gewöhnlich kein Abzeichen befestigen; als solches ist ihnen nur ein goldener Knopf gestattet; die Knöpfe von verschiedenen farbigen Steinen deuten den Rang Dessen an, der sie trägt. In China wie in Rußland gehören die Kaufleute zur lezten Klasse. Zum Schutz gegen die Kälte tragen sie Ohrenklappen von Pelz, und ihr glattgeschorner Kopf ist unter dem Hute sorgfältig mit einer dicken seidenen Mütze bedeckt. Ihre schwarzen Haarflechten reichen meist bis auf den halben Leib herab, und Jeder trägt an der rechten Seite seinen Tabaksbeutel nebst einer kleinen Pfeife. Als wir ankamen, eilten eben alle Chinesen Rußland zu verlassen, da Sonnenuntergang nicht mehr fern war, und sie um diese Zeit über der Gränze seyn müssen. Indem wir dem Haufen der Chinesen folgten, der sich nach einem kleinen Thore zudrängte, gelangten wir mit ihnen auf einen großen viereckigen, von Buden umschlossenen Plaz, eine Art Bazar, der den russischen Kaufleuten als Niederlage für ihre Waaren vorbehalten ist. Am Ausgang dieser Waarenlager stößt man auf eine hölzerne Mauer mit einem sehr zierlichen Thore, über dem der russische Adler und die Anfangsbuchstaben des Namens des russischen Kaisers Nikolaus I, unter dessen Regierung der Bau unternommen wurde, ausgeschnizt sind. Dieses Thor führt den Namen „das Loch von Ursern,“ und kaum hat man es im Rücken; so glaubt man sich mit einem Zauberschlag auf den Weihnachtsmarkt von Berlin versezt. Man befindet sich in Maimatschin, auf einem sorgfältig rein gehaltenen Weg von gestampfter Erde, zwischen niedern hölzernen Mauern, mit Fenstern von chinesischem Papier. Die Wände der Häuser sind kaum zu sehen, vor den Reihen bunter Papier-Laternen, die an Schnüren hangen, und vor einer Menge Flaggen, die gleichfalls von buntem Papier, und mit chinesischen Inschriften bedeckt sind. Andere buntgestreifte Laternen und Flaggen hängen

an quer über die Straße gezogenen Stricken. Diese Menge buntscheckiger Farben wird durch das eintönige Graugelb des Bodens und der Mauern noch stärker herausgehoben. Auf den Plätzen, wo sich die nach der Schnur gezogenen Straßen kreuzen, erblickt man große Kohlenpfannen von gegossenem Metall mit gewaltigen Theekesseln, und rings um dieselben hölzerne Bänke mit Theetrinkern besetzt, die hier aus ihren kleinen Pfeifen, auf mongolisch Gansa genannt, rauchen. Wir hatten mit diesen Rauchern auf den Kreuzwegen die ergötzlichste Unterhaltung; sie reden eine barbarische Sprache, die sich durch die Handelsverbindungen der Kaufleute von Kiachta und Maimatschin gebildet hat. Da die Letztern seit zwanzig Jahren alle Jahre an die Gränze kommen, so haben die Bewohner von Kiachta, die in beständigem Verkehr mit ihnen stehen, endlich alle die Verzerrungen angenommen, die die Chinesen sich mit der russischen Sprache erlauben, und so ist denn eine ganz eigene Mundart entstanden, ein Rothwälsch, das für einen Russen völlig unverständlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

An einem der nächsten Tage verließ ich Kingston, um meinen Freund Ivall auf seiner, sieben Meilen von der Stadt entlegenen Pflanzung zu besuchen. Der Morgen war schön, wie gewöhnlich; erst gegen Mittag zogen dünne durchsichtige Wolkenflocken auf, die aber allmählich schwerer und dichter wurden und sich um die Gipfel des Liguaneagebirges, das ungefähr vierzig Meilen hinter der Stadt bis zu einer Höhe von nahe an 5000 Fuß aufsteigt, zu sammeln begannen. Dann und wann vernahm man in jener Richtung das dumpfe Grollen des Donners; allein Dieß kommt in dieser Jahreszeit auf Jamaika alle Tage vor, und da ich in einem federleichten Kabriolet mit einem hirschfüßigen Renner bespannt dahinflog, meinen Mantelsack in einem wohl getheerten Tuche verwahrt und nur noch einige Meilen zu machen hatte, so spottete ich des noch fernen Ungewitters. Indeß hatte ich kaum drei Meilen zurückgelegt, als der blendende Glanz des tropischen Mittagshimmels sich zum tiefsten Blau verdüsterte, als wenn ein böser Dämon seine schwarzen Fittiche zwischen uns und der Sonne ausgespreitet hätte; und so schnell ging dieser Wechsel von Licht und Dunkel vor sich, daß ich an das Untersinken der Lampen einer Bühne erinnert wurde. Die Straße wand sich um einen schroffen Vorsprung des Liguaneagebirges hin, der sich nach der Ebene nicht in allmählichen Abstufungen und sanften Wellenlinien herabsenkte, sondern ungefähr eine Meile weit von dem Hauptgebirgsstamm kühn hervorschoß, daß er wie aus dem Flachlande herausgemeißelt schien und einem felsigen Vorgebirge glich, das jähabschüssig in einen gefrorenen See hineinspringt. Als ich meine Augen an diesen Felsenwänden emporhob, sah ich die finstern Wolkenmassen am Gebirge sich ausbreiten, und von den Gipfeln, an denen sie den ganzen Morgen gehangen waren, sich ablösen. Langsam rollten sie die Abhänge nieder und schienen die Wipfel der Bäume zu berühren, an ihrem untersten Saume mit langen Wolkenfetzen behangen, die wie Flaggen hin und her flatterten. Noch war weder Blitz noch Regen zu sehen, und da ich den Wind auf meiner Seite hatte; so setzte ich mein Pferd in vollen Lauf, in der Hoffnung, dem Ungewitter noch entkommen zu können. Der Neger, der an meiner Seite im Kabriolet saß, schüttelte darüber den Kopf, und sagte: „Massa kann nicht dem Sturm entgehen; Massa rennt gerade hinein. Hört Massa nicht das Geräusch des Regens, der gegen den Wind herankommt; riecht Massa nicht seinen Erdgeruch wie von einem frisch aufgeworfenen Grabe?" — Das Geräusch des Regens — unter einem andern Himmel, lang lang vorher, habe ich oft auf dem Schooße meiner Großmutter gehört: „Und Elisa sagte zu Ahab: Das Geräusch eines großen Regens bringt zu mir; spann an und fahr hinab, daß der Regen Dich nicht ereile, und ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind und kam ein großer Regen."

Ich blickte auf und es war, so wie mein Neger gesagt hatte: in einem Augenblick schoß ein weißer Strom des dichtesten Regens, den ich noch gesehen habe — wenn anders Regen genannt werden kann, was eher einer Wasserhose glich — von dem untersten Saume der schwarzen Wolken mit einem brausenden Getöse herab, das sich bis zum Gebrülle eines Wasserfalles steigerte. Indem die dichte Wand von Wasser auf uns losrückte, schien sie Felsen und Bäume zu verschlingen, die, sobald sie von ihr berührt wurden, hinter ihr dem Aug entschwanden. Auf eine Meile Weges weit sahen wir sie die Straße entlang auf uns zukommen; ein schwarzer Strich lief ihr auf dem Wege voraus, und bezeichnete den begossenen weißen Straßenstaub. Schnurgerade gegen den Wind und in einem solchen gleichmäßigen Zuge schob sich die Wasserwand heran, daß ich wirklich glaubte, es schüttete wie mit Kübeln auf den Kopf meines Pferdes, während noch kein Tropfen mich erreicht hatte. In diesem Augenblicke begegnete mir ein Tandem mit zwei windschnellen Rennern, und einem kreolischen Jockei auf dem Sattelpferde, an einer Stelle, wo die Straße eine Vertiefung bildete, die wenige Minuten zuvor noch trocken wie ein frisch gebrannter Ziegel war und jetzt von einem kniehohen Wildwasser überströmt wurde. Bis auf die Haut durchnäßt, während das Wasser zu beiden Seiten des Wagens hinaus Kaskaden bildete, war ich eben auf dem andern Ufer des neuen Strombettes angelangt, als ein lang fortlodernder Blitz aufflammte, dem ein so furchtbarer Donnerschlag folgte, daß mein Pferd zurückprallte, und auf allen Vieren zitternd, stehen blieb. Mein kleiner rußiger Reisegefährte sprang aus dem Wagen und warf sich in gestreckter Länge auf den Boden, und um es offenherzig zu gestehen, war mir selbst nicht ganz wohl bei der Sache. Gern wäre ich auf die Knie gefallen, um anzubeten. Der Donner bestand in einem schmetternden Krachen, als wäre das ganze Himmelsgewölbe von Glas gewesen und durch einen Faustschlag des Allmächtigen in Scherben zertrümmert worden. Zwanzig Sekunden wenigstens hielt das Brüllen und Rollen an, und hallte endlos in den Bergen und Wolken wieder.

Wohlbehalten langte ich indeß auf der Pflanzung an, gerade noch zur rechten Zeit, um mich mit zu Tische zu setzen. Am folgenden Tage erfuhren wir, daß von dem furchtbaren Blitze, der uns mit solchem Entsetzen erfüllt hatte, der Jockei und das Sattelpferd eines Obristen, des nämlichen, der mir begegnet, erschlagen worden

war. Da sich sein Wagen im Augenblicke dieses Unglückes gerade in der Mitte des Wildwassers befand, das die Straße überschwemmte, so wurde die Leiche des jungen Kreolen in einen nahen Graben fortgerissen, und erst, als das Wasser sich verlaufen hatte, mit Sand bedeckt gefunden. Ich traf Herrn Fvall unter der Piazza, wo er meiner zu warten schien; aber völlig rücksichtslos und beinahe unhöflich seine pudelnassen Gäste zur Zielscheibe seiner plumpen Witze machte. An seiner Seite befand sich ein rothbäckiger Mann mit klugen Augen und einer Nase, die so weit offen stand, daß man hätte glauben mögen, man müsse ihm eine Spannenweit in die vier Gehirnkammern voll Spitzbüberei hineinsehen können. Squire Peregrin Whistle, so nannte man den Mann, der Herrn Fvall's Schreiber oder Buchführer zu seyn schien, wußte sich bei jedem Einfall seines Herrn nicht zu lassen, und hielt vor Lachen mit beiden Händen seinen Zuckerhutbauch. Mit diesen beiden bildete ich das Kleeblatt der Tischgesellschaft. Das Essen war trefflich, aber etwas derb, und mein Appetit wurde eben nicht sehr gereizt durch ein pausbackiges Negerkind, das Herrn Fvall zur Seite stand, und von ihm zum Spaß dergestalt mit Speise und Trank vollgestopft wurde, daß zuletzt der kleine häßliche Köter toll und voll hinausgetragen werden mußte.

Eine Sommernacht in Europa ist still, wie eine Stube, in der ein Wiegenkind schläft. Die Bäume vor dem Fenster murmeln leise ein Schlummerlied und nicken wie schläfrige Ammen und das ferne Geplapper der Frösche trommelt so eintönig fort, daß selbst einem schlaflosen Menschen endlich die Augen zufallen. In Jamaika ist es ganz was Anderes. Kaum ist die Sonne untergegangen, so erhebt sich ein laut summendes Getöse; ein Schwirren, Zirpen, Schrillen und Quäcken zahllosen Gewürmes, aus Erde, Luft und Wasser. Ich wurde durch diese nicht unangenehme aber ungewöhnliche Nachtmusik aus dem ersten Schlafe aufgeweckt. Von Minute zu Minute stürmte ein daumengroßer Käfer durch das offene Fenster herein und machte mit einem Gesumme wie eine Kinderschnurre die Runde durch das Schlafgemach oder tanzte mit einem halben Dutzend Fledermäusen und handbreiten Nachtschmetterlingen Quadrille, während die Feuerfliegen wie Funken eines brennenden Hauses herumstoben und in den Bettvorhängen glühten. Das Gequäck der Baumkröte, ein Gethier, das ohnehin alle liebenswürdigen Eigenschaften seines Gelichters besitzt und nebenbei noch von der Größe des Bodens einer Hutschachtel ist, schnarrte von einem nahen Sumpf herüber und mischte sich mit den röchelnden Nasenlauten einiger Negersklaven, die nackt bis auf den Kopf, den jeder Neger des Nachts mit so viel Flanell und Sacktüchern einwickelt, als er haben kann, unter der Piazza schliefen. Beiläufig gesagt, liegen diese Schwarzen stets auf dem Gesicht, so daß man sich kaum über ihre platten Nasen wundern sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus der Korrespondenz der französischen Konsulate.

1) Handel von Trebisond in den Jahren 1830 und 1831.

Der Handel zwischen Europa und der Levante scheint seit einiger Zeit in Trebisond wieder eine der alten Straßen einzuschlagen, die er ehemals mit Vortheil benutzte, aber seit einigen Jahren völlig aufgegeben hatte. Trebisond scheint durch seine Lage auf der Gränze der asiatischen Türkei, Georgiens und Persiens bestimmt, einer der bedeutendsten Handelsplätze im Orient zu werden. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 50,000 Seelen; das Klima ist mild, die Umgegend sehr fruchtbar, der Hafen sicher, und die Küste bietet den Schiffen, die nach Konstantinopel gehen, eine Menge Zufluchtshäfen, was bei der Unbeständigkeit des schwarzen Meeres von großer Wichtigkeit ist. Alle europäischen Produkte, welche in dem östlichen Theile von Natolien, in Diarbekir und in Kurdistan, welche die reichsten Städte von Kleinasien enthalten, verkauft werden, kamen sonst von Konstantinopel, Smyrna oder Tarsus. Die Räubereien der unabhängigen Stämme haben es aber den Städten im Inland seit einiger Zeit unmöglich gemacht, mit Smyrna oder Tarsus in Verbindung zu bleiben. Dagegen sind die Verbindungen mit Trebisond eben so sicher und frei, als mit Konstantinopel. Sie sind unmittelbarer, schneller, daher wohlfeiler, was ein unberechenbarer Vortheil ist, der die Kaufleute des Innern, die eine Bevölkerung von 6 Millionen mit Waaren versehen, nach dieser Stadt ziehen muß. Ebenso ist Georgien durch den Mangel eigener Seehäfen nothwendig auf Trebisond angewiesen. Bisher bezog es seine Waaren aus Konstantinopel, aber die Kosten und Gefahren sind bei dem Verkehr mit Trebisond so viel geringer, daß es nothwendig den georgischen Handel, so weit er bisher mit Konstantinopel geführt wurde, an sich ziehen muß. Aber der Hauptabsatz der europäischen Waaren von Trebisond aus eröffnet sich nach Persien, wohin sie bisher entweder von den Häfen des persischen Meerbusens oder durch Karawanen von Aleppo über Bagdad gebracht wurden. Die großen Kosten dieses Transportes um das Kap bis in den persischen Meerbusen, und von da zu Lande, und die Unterbrechungen der Kommunikationen zwischen Aleppo und Bagdad, durch die Kriege und Einfälle der Araber, weisen Persien nothwendig darauf hin, sich an Trebisond, als den Stapelort des europäischen Handels, zu halten. Auch haben in den letzten Jahren alle Kaufleute der nördlichen türkischen und persischen Provinzen aufgehört, ihre Waaren aus den südlichen Häfen zu beziehen, und sich nach Trebisond gewendet. Das persische Gouvernement befördert diese Handelsstraße auf alle Art, und die Engländer haben letztes Jahr angefangen, direkt von London Schiffe nach Trebisond zu schicken, wo sie vortreffliche Geschäfte machen und täglich größern Einfluß gewinnen. Der Handelsstand von Tauris hat einem englischen Haus in Trebisond alle Geschäfte aufgetragen, die er sonst durch seine Korrespondenten in Konstantinopel versehen ließ.

2) Handel mit Griechenland im Jahre 1831.

Die Schifffahrt und der Handel haben sich im letzten Jahre etwas gehoben, obgleich der unsichere Zustand der politischen Lage des Landes sie nicht die Ausdehnung gewinnen läßt, zu der sie bestimmt zu seyn scheinen. Ein Bericht, den der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Februar dieses Jahrs dem Kongreß in Nauplia vorlegte, gibt die Zahl der Handelsschiffe auf 2941 an, worunter 617 mehr als 15 Tonnen führen. Dieser glückliche Zuwachs der griechischen Marine ist dem Schritte der Gesandten der europäischen Höfe in Konstantinopel zu danken, durch den sie im Oktober 1830 bewirkt haben, daß die griechischen Schiffe in den türkischen Häfen mit einem Paß eines fremden Konsuls angenommen werden. Die Folge war, daß der Handel mit der Türkei 2107 Schiffe mit 159,512 Tonnen beschäftigt hat. Die Einfuhr in Griechenland betrug im Jahre 1831 27,780,000 Franken, die Ausfuhr 6,741,000 Fr., was beim ersten Anblick ein Verhältniß scheint, dem man Mühe hat Glauben beizumessen; aber es wird dadurch erklärlich, daß Syra ein Emporium ist, das durch Küstenschifffahrt große Massen Waaren nach Morea und Rumelien schickt, ohne daß sie bei den Ausfuhrlisten aufgezeichnet werden, indem sie schon zuvor die Zölle bezahlt haben, und die Kleinheit der Schiffe die Kontrole sehr unsicher machte. Die hauptsächlichsten Artikel waren Getreide für 6,800,000 Fr., Cotonnaden für eben so viel, Zucker, Seide, Kaffee, Tuch und Stockfische. Die zunehmende Kultur der Ländereien hat auf die Einfuhr des Getreides einen großen Einfluß gehabt; in den Jahren 1829 und 1830 betrug sie 14,000,000 Fr., während sie im letzten Jahre nur die Hälfte betrug und in zwei Jahren ohne Zweifel ganz aufgehört haben wird. Die Hauptartikel derselben waren Seide, 2,000,000 Fr., Rosinen, Wolle, Oel, Kupfer, Weine. Deutsche Häuser haben in Syra Magazine von Hausgeräthen errichtet und Arbeiter hingeschickt, den Vorrath an Ort und Stelle zu vermehren und auf dem laufenden zu erhalten, und die Spekulation ist vollkommen geglückt.

3) Handel der Wallachei im Jahre 1831.

Der Frieden von Adrianopel, der den Handel der Wallachei befreite, und ihm durch die Abtretung von Ismailow an diese Provinz einen Seehafen gegeben hatte, ließ die glänzendsten Erwartungen über die Resultate dieser Maßregeln hoffen. Die Cholera, die Erschöpfung durch die Kriege und der Einfluß der griechischen, jüdischen und armenischen Mäckler haben bis jezt einen Theil dieser Hoffnungen noch nicht erfüllen lassen; aber dennoch ist der Fortschritt, den dieses Land gemacht hat, bedeutend, und seine Ausfuhr betrug im lezten Jahre 10,881,000 Fr., hauptsächlich an Salz, Talg, Pferden, Wolle und Häuten. Ehemals behielt sich die Pforte die Ausfuhr des Getreides vor, und bezahlte den Centner mit 1 Fr., jezt gilt er 4 Fr. und wird frei nach Konstantinopel und Italien verschifft; diese Ausfuhr kann unbegränzt zunehmen, sobald die Lücken, welche die Cholera in der Bevölkerung gemacht hat, ausgefüllt sind, und sobald die Bojaren einsehen, daß sie sich durch nichts, als den sorgfältigern Anbau ihrer Ländereien von dem Schaden erholen können, den ihnen der Krieg und der Verlust der einträglichen Stellen gethan hat. Die Wälder der Wallachei in den Karpathen sind sehr beträchtlich, und fangen erst jezt an, zu Bauholz zum Gebrauche für Konstantinopel behauen zu werden. Der Salzreichthum ist so groß, daß die Ausbeute der Bergwerke sich nur nach dem möglichen Verkaufe richtet. Die Gold-, Silber- und Kupferminen der Karpathen liegen noch unbenüzt. Die Einfuhr betrug 6,500,000 Fr., wovon beinahe 4 Mill. auf Deutschland kommen. Ibrailoff an der Donau ist der einzige Hafen der Wallachei; es sind im lezten Jahre 111 Schiffe dort eingelaufen; er hat große Freiheiten von alter Zeit her, die von den Russen noch sehr vermehrt worden sind. Es nimmt an Einwohnern und Gebäuden zu, und auf allen Seiten erheben sich Magazine. Der Handel der Moldau betrug etwa 4 Mill., hauptsächlich durch den Hafen von Galaz, in den im lezten Jahre 185 Schiffe eingelaufen sind. Bis jezt findet man in beiden Fürstenthümern weder große Handelshäuser, noch Märkte zur Bestimmung der Preise, und Alles geschieht durch Juden und Griechen, die diesen Zustand noch sehr mißbrauchen. Aber die Bewegung des Handels ist so bedeutend geworden, daß sich unverzüglich ansehnliche Handelshäuser dort bilden werden.

4) Handel mit Rußland im Jahre 1830.

Die Einfuhr betrug 162,758,000 Fr., die Ausfuhr 235,569,200 Fr. Die Hauptartikel der Einfuhr sind: roher Zucker 38 Mill., rother baumwollen Faden 31 Mill., Wein 9 Mill., Salz 7 Mill., Seidenzeuge 6 Mill., baumwollene Zeuge 7 Mill., Indigo 5 Mill., Kaffee 5 Mill., wollene Zeuge 7 Mill. Die Hauptartikel der Ausfuhr: Getreide 65 Mill., Talg 38 Mill., Flachs 26 Mill., Hanf 17 Mill., Hanfsamen 11 Mill., Hanföl 11 Mill., Holz 7 Mill. u. s. w. Der Handel mit Frankreich betrug: 11,998,200 Fr. Einfuhr aus Frankreich, und 15,600,000 Fr. Einfuhr von dorther.

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Journal bemerkt: Weder eine Zeitschrift in England noch in Frankreich hat unseres Wissens ein vollständiges Verzeichniß von Sir Walter Scott's Schriften gegeben. Ein solches bietet eine merkwürdige Uebersicht dieses so thätigen Lebens: 1799 Göz von Berlichingen von Goethe, übersezt. 1 B. — 1802 Minstrelsy of the Scotish Border. 3 vols. — 1804 Sir Tristram 1 vol. — 1805 The lay of the last Minstrel 1 vol. — 1806 Ballads and lyrical poetry. 1 vol. — 1808 Marmion. 1 vol. — The works of Dryden, 18 vols. — 1809 Papers and Letters of Sir Ralph Sadler, 2 vols. — Collection of Papers of Lord Somers 13 vols. 4. — 1810 The poetical Works of Miss Seward 3 vols. — The Lady of the Lake. 1 vol. — 1811 The Vision of Don Roderick. 1 vol. — 1813 Rockeby 1 vol. — 1814 The Works of Swift 19 vols. 8. The Battle of Waterloo. Guy Mannering 3 vols. 12. — 1816 The Antiquary 3 vols. 12. Tales of my Landlords, First Series. The Black Dwarf und Old mortality 4 vols. 12. — 1817 Rob Roy 3 vols. 12. — 1818 Tales of my Landlord, Second Series: The Hearth of Mid-Lothian. 4 vols. 8. — 1819 Tales of my Landlord. Thirth Series: The Bride of Lammermuir und die Legende of Montrose. 4 vols. Provincial Antiquities and Picturesque Views of Scottland. 4 vols. 4. Poëms etc. of P. Carey. 1 vol. 8. — 1820 Ivanhoe. 3 vols. 12. The Monastery. 3 vols. 12. The Abbot. 3 vols. 12. — 1821 Kenilworth. 3 vols. 12. — 1822 The Pirate. 3 vol. 12. Lord Nigel. 3 vols. 12. Halidown Hill. 1 vol. 8. — 1823 Peveril of the Peak. 4 vols. 12. Quentin Durward. 3 vols. 12. — 1824 Saint Ronan's Wall. 3 vols. 12. Redgauntlet. 3 vols. 12. — 1825 Tales of the Crusaders: The Bethrothed und The Talisman. 4 vols. 12. — 1826 Woodstock 3 vols. 12. — 1827 Chronicles of the Canongate, First Series. 2 vols. 12. Life of Napoleon. 9 vol. 8. — 1828. Anne of Geyerstein, Third Series of the Chronicles of the Canongate. 3 vols. 12. Memoirs of Madame la Rochejaquelein. 1 vol. 8. Letters from Malachi Malegrowther on the Public Funds. 1 vol. 8. Tales of a Grandfather on the History of Scottland, First Series. 3 vols. 18. — 1829 Tales of a Grandfather, etc. Second Series. 3 vols. 18. Sermons by a Layman. 1 vol. — 1830 The Ayrshire Tragedie. 1 vol. 8. Tales of a Grandfather etc. Third Series. 3 vols. 8. — 1831 Tales of a Grandfather etc. Fourth Series. 4 vols. 8. Letters on Demonologie. 1 vol. 8. Last Series of the Chronicles of the Canongate. 4 vols. 8. — Hiezu müssen noch gezählt werden vier Bände in Prosa, enthaltend biographische Notizen, Versuche u. s. w. die ursprünglich in der britannischen Encyklopädie eingerückt worden waren; ferner die vom Dichter für die verschiedenen Reviews geschriebenen Artikel, die gleichfalls nicht weniger als vier Oktavbände bilden würden; während der vier lezten Jahre hat er außerdem bei Durchsicht seiner Werke noch bei 6 Bände Noten und Vorreden dazugeschrieben.

•

Bei Rochester, einer der bedeutendsten Städte des Staates New-York, sieht man noch die Trümmer einer hölzernen Brücke, über den Fluß Genesee, die man die „Elybebrücke“ nannte, und die vor ihrem Verfalle eines der merkwürdigsten Bauwerke dieser Art in Europa und Amerika war. Diese Brücke bestand aus einem einzigen Bogen, der 352 Fuß in der Länge maß, und vom Spiegel des Flusses an gerechnet 196 Fuß in der Höhe hatte. Diese Brücke war 752 Fuß lang und 50 breit, und obgleich die ganze Struktur 130,000 Fuß Holz enthielt, so war sie doch durch die Hände von nur 20 Arbeitern, in einem Zeitraum von nicht mehr als 9 Monate zu Stande gekommen. Der Doktor Harrison, der diese Brücke vor zwei Jahren sah, gibt davon folgende Beschreibung: „Mein Weg führte mich an das Ende des Brückenbogens, der über den Genesee gesprengt war. Der Strom tosete unter mir in einer Tiefe von 90 Fuß und die eine Hälfte des Bogens wölbte sich noch über meinem Haupte, man hätte sagen mögen, er schwebte in der Luft; während ich auf den Felsen mir gegenüber Stücke halbverfaulter Balken, zerbrochenes Sparrenwerk und ungeheuere hölzerne Strebepfeiler erblickte, die alle in furchtbarer Verwirrung durcheinander lagen. Nichts läßt sich mit der Schönheit, den eleganten Verhältnissen und der Pracht des halben Brückenbogens vergleichen, der noch übrig ist. Seine sinnreiche Construktion, seine kolossalen Verhältnisse, seine schwindelnde Höhe und die großartige und malerische Landschaft umher, erfüllten die Seele mit Staunen und Bewunderung. Auf der linken Seite des Ufers sieht man das Gewässer eines kleinen Bergstromes in Wasserfällen über steile Felsen herabstürzen, und die Waldungen, die von allen Seiten den Hintergrund des Gemäldes bilden, und die furchtbaren Felsen, die ihre schwarzen Schatten in den Spiegel des Flusses werfen, geben dem ganzen einen Charakter von Schwermuth und Wildheit, daß der Wanderer die Trümmer des Riesenbaues, die über seinem Kopfe schweben, eher für das Werk gewaltiger Zauberkräfte, als menschlicher Hände halten möchte.“

•

Die Garde des türkischen Großherrn hat jezt ein vollständiges europäisches Musikkorps, dessen Leitung Donizetti, der Bruder des bekannten Opernkompositeurs, führt. Der Sultan, über die Fortschritte erstaunt, die die türkischen Musikanten unter Donizetti's Anleitung gemacht, hat ihm bei einer jüngsten Gelegenheit, mit eigenen Händen, den neu gestifteten Orden des Stieres verliehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 219. 6 August 1832.

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

2. Der Indianer und der Jäger.

An einem schönen Abend in den letzten Tagen des Julius sah man einen müden Jäger, so schnell es noch seine Kräfte erlaubten, den schmalen und selten betretenen Fußpfad daherkommen, der von Wincer nach Micford führt. Aus seinen bestaubten und in Unordnung gerathenen Kleidern, wie aus der Bestürzung in seinen Blicken, konnte man schließen, daß er irgend eine wichtige Nachricht bringe. Um diese Zeit wüthete der Krieg für die amerikanische Unabhängigkeit in dem östlichen Theile von Vermont, hatte sich aber noch nicht bis zu der Niederlassung verbreitet, nach der er jetzt seine Schritte lenkte, und die an den Ufern des Tontoo liegt, westlich von den grünen Bergen, deren Kette diesen Staat von Nord gegen Süd durchschneidet.

Die Einwohner von Micford waren schon vor einigen Tagen durch die Nachricht in Unruhe und Bestürzung gesetzt worden, daß die Indianer in ihrer Nachbarschaft, und an deren Spitze ihr gefürchteter Häuptling Chinchusa, sich der britischen Sache angeschlossen, der sie selbst feindlich gesinnt waren. Nun brachte ihnen dieser Jäger, der Fisher hieß, auch noch die traurige Neuigkeit, daß Wincer, eine noch größere Niederlassung, als die ihrige, von den Wilden zerstört worden sey. Fisher erzählte, er sey bei den Gräueln dieser Verwüstung, die von einem furchtbaren Gemetzel begleitet war, Augenzeuge gewesen. Chinchusa hatte mit seiner Horde die Einwohner, die sich Dessen nicht versahen, überfallen, die Häuser in Brand gesteckt und Alle, die in seine Hände fielen, oder den Flammen zu entrinnen versuchten, erschlagen. Fisher selbst war mit einem der Ansiedler nur mit genauer Noth entkommen, und von Chinchusa und mehrern Indianern eine weite Strecke durch die Wälder verfolgt worden; sein Gefährte strauchelte unglücklicherweise, indem er über einen umgestürzten Baum sprang, wurde von den Indianern eingeholt und ermordet.

Ganz Micford kam sogleich in geschäftige Bewegung, und einmüthig wurde Fisher gewählt, Alles was er zur Vertheidigung dienlich erachte, anzuordnen. Jedermann legte nun Hand an, die Niederlassung, so gut es ging, und die Kürze der Zeit es erlaubte, zu befestigen. Um die Annäherung ihrer schlauen Feinde früher wahrzunehmen, ließ Fisher vor allen Dingen das Niederholz, das sich von Micford bis an den Saum eines nahen Waldes erstreckte, sorgfältig wegschaffen, und eine Schildwache auf einer hohen Ulme, die innerhalb der Niederlassung stand, die Gegend überspähen. Dann wurde die einzige Straße, die der Ort hatte, verbollwerkt und die Häuser außerhalb des Pfahlwerkes der Niederlassung abgebrochen. Obgleich die ganze Bevölkerung vom ersten Strahl des Tages an zu arbeiten begonnen hatte, in der Hoffnung, noch vor Einbruch der Dunkelheit, wo man auf einen Angriff gefaßt seyn mußte, fertig zu werden; so war doch die Sonne bereits untergegangen, ohne daß sie die nöthigsten Befestigungen vollends zu Stande gebracht hatten. Fisher hatte sich für die Nacht die Wache auf dem Baume vorbehalten, und schon konnte sein Blick kaum mehr die finstere Nacht durchdringen, die sich über die Gegend lagerte. Sorgenvoll war sein Auge eine Zeit lang über Micford hin und her gestreift, als er an den ostwärts gelegenen Befestigungen ein Licht flimmern sah. Da er es aber Anfangs für die Laterne der Schildwache hielt, die dort aufgestellt war, so wurde er dadurch nicht sogleich beunruhigt, bis er bemerkte, daß es zu einer kleinen Flamme anwuchs. Bevor Fisher auf den Baum gestiegen war, hatte er streng befohlen, daß alle Feuer ausgelöscht werden sollten, und er glaubte nun keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen, den Einwohnern das Allarmzeichen zu geben. Er schoß daher seine Büchse ab, und stieg eiligst vom Baume herab.

Als er den Boden erreicht hatte, begegneten ihm mehrere Einwohner, denen er ihm zu folgen befahl; sie rannten nach dem Orte, wo er das Licht gesehen hatte, und fanden, daß die Pallisaden in Brand gesteckt waren. Anfangs argwöhnten sie noch nicht, daß es von den Indianern geschehen sey, als sich aber Einer der Stelle näherte, um den Schaden zu untersuchen, fiel aus dem Walde ein Schuß, der ihn tödtlich verwundete. Da es indeß nöthig war, die Flamme zu dämpfen, so befahl Fisher einigen beherzten Männern, die dem Feuer zunächststehenden Pfähle auszureißen, um es nicht weiter um sich greifen zu lassen, und dann einige Baumstämme vor die Oeffnung zu wälzen. Während man damit beschäftigt war, machten die Indianer auf einer entgegengesetzten Seite einen wüthenden Angriff, den man nur mit genauer Noth zurückschlug. Zum Glücke trat in diesem Augenblicke der Mond hinter dem dunkeln Gewölke hervor, das ihn verdeckt hatte, und die Amerikaner, die bis jetzt nicht gewußt hatten, wohin sie hauptsächlich ihre Gegenwehr richten sollten, sahen deutlich ihre Feinde vor sich. Die

Indianer verloren dabei den großen Vortheil, die Ansiedler bei dem Scheine des Feuers zu sehen und auf sie zu schießen, ohne selbst gesehen zu werden. Die Einwohner, Fisher an ihrer Spitze, machten nun durch die entstandene Oeffnung des Pfahlwerkes einen Ausfall und stürzten sich auf die Indianer, die eines so schnellen Angriffes nicht gewärtig, eine Strecke weit zurückgetrieben wurden. Chinchusa sammelte jedoch seine Indianer wieder, und führte sie von Neuem in den Kampf, wodurch nun ihrerseits die Ansiedler, an Zahl schwächer als ihre Feinde, genöthigt wurden, sich hinter ihre Befestigungen zurückzuziehen. Da indeß die Indianer bei diesem Gefechte Viel gelitten hatten, so verfolgten sie ihren Vortheil nicht weiter und ließen ihren Gegnern Zeit, die schadhaft gewordenen Befestigungen wieder auszubessern.

So sehr die größere Anzahl der Einwohnerschaft ihr ganzes Vertrauen auf Fishers Anordnungen gesetzt hatte, so gab es in der Niederlassung doch auch Leute, die jede Gelegenheit ergriffen, seinen Planen entgegenzuhandeln. Unter diesen befand sich insbesondere ein junger Mann, Namens Dirson, der, wie man sagte, Fisher um die Stelle des Anführers beneidete. Sein unkluges Benehmen war ihm sowohl von dem Jäger, als von den ältern Leuten der Niederlassung ernstlich verwiesen worden; allein er entschuldigte sich, indem er sagte, er sehe nirgends eine Gefahr, und wolle sich nicht länger innerhalb der Niederlassung einsperren lassen. Fisher hatte nämlich die Ansiedler ersucht, sich nicht über die Befestigungen hinauszuwagen. Fisher erwiderte ihm, wenn er durchaus darauf bestehe, hinauszugehen, so könne er ihm nicht verwehren, Dieß auf seine Gefahr zu thun; indeß warnte er ihn vor Chinchusa, der, wenn auch in seinem ersten Angriff zurückgeschlagen, doch sicherlich in der Nähe auf jeden Ansiedler laure, den er einzeln treffen könne.

Dirson machte sich am nächsten Morgen nach dem Wald auf, hatte aber kaum den Saum desselben betreten, als er in vollem Laufe wieder erschien, verfolgt von Chinchusa, den man von den übrigen Indianern leicht an dem hohen Federbusch unterschied, den er auf dem Haupte trug. Chinchusa flog windschnell hinter ihm drein; allein schon war Dirson auf Schußweite an die Pallisaden herangekommen, und die Ansiedler schöpften Hoffnung, daß es ihm noch zu entkommen gelingen werde, als sein Verfolger seine Flinte anlegte und ihn niederschoß. Fisher, der mit gespanntem Blick jede Bewegung Beider beobachtet hatte, fuhr rasch mit der Flinte auf, feuerte und schoß Chinchusa, der sich wieder dem Walde zugewendet hatte, eine Feder vom Kopf. Als die Indianer, die im Walde verborgen lagen, Dieß sahen, stießen sie ein furchtbares Geheul aus, und stürzten, den wüthenden Chinchusa an ihrer Spitze, auf die Verschanzungen los, die sie zu ersteigen suchten, wurden aber tapfer zurückgeschlagen.

Mehr als Alles fürchteten übrigens die Ansiedler Hungersnoth, und Fishers Sinnen und Denken war nun darauf gerichtet, ihr zuvorzukommen. Da Micford an dem Ufer des Tontoo lag, der den westlich gelegenen Theil der Ansiedlung bespülte, so schlug er den Einwohnern vor, den Fluß hinabzufahren, und in einer tiefer gelegenen Niederlassung Vorräthe und Verstärkung zu holen. Da Niemand dagegen eine Einwendung zu machen hatte, so bestieg Fisher Abends ein Boot, und fuhr in möglichster Eile und Stille den Fluß hinab, ohne, wie er glaubte, vom Feinde bemerkt worden zu seyn. Nachdem er die ganze Nacht gefahren war, und am Morgen den Ort erreicht hatte, wo er landen mußte, so lenkte er nach einer kleinen Bucht, die von Bäumen verdeckt war, und band sein Boot unter Gebüschen, die es dem Auge entzogen, an einen Baumstamm. Dann nahm er seine Waffen zu sich, und schickte sich an, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, als er auf dem Fluß mehrere Stimmen hörte. Leise schlich er sich nach dem Rande der Einfahrt, und sah zwei Kanoes mit Indianern eiligst den Strom herabkommen. Da er die indianische Sprache verstand, so entnahm er aus ihren Gesprächen, daß in der Nacht ein Scheinangriff auf Micford gemacht worden sey, um die Entfernung dieser Truppe zu verbergen. Dann schlug Einer vor, sich am Ufer in Hinterhalt zu legen, worauf sie genau dem Gebüsche zuruderten, wo Fishers Kahn verborgen lag. Da er einsah, daß er keine Zeit zu verlieren übrig habe; so versteckte er sich in einen Sumpf, wo er von dem Röhricht vollkommen verborgen wurde. Kaum hatte er sich hier verkrochen, als er seine Feinde ein Geschrei des Staunens ausstoßen hörte, als sie das Boot fanden, und deutlich konnte er vernehmen, welche Muthmaßungen sie über den Weg anstellten, den er genommen haben konnte; die Einen waren der Meinung, er sey nach Kaford, die Anderen, er sey nach Moark gegangen. Nach einiger Berathung theilten sie sich in zwei Truppen, von denen jede nach einer der benannten Niederlassungen sich auf den Weg machte.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Man kann sich nichts Sanfteres, Leutseligeres denken als die Gesichter und den Ton dieser Chinesen. Ich rauchte einige Pfeifen mit ihnen, wodurch sie sich sehr geschmeichelt fanden, denn diese Lazaronis sind aus den niedrigsten Volksklassen und man mischt sich nur selten in ihre Gesellschaft. Sie fragten uns, ob wir Ziani seyen, diesen Namen geben sie den Europäern. Wir antworteten, wir seyen Chundi, was auf Mongolisch „Rothköpfe" heißt, eine Benennung, mit der man in China die Engländer bezeichnet. Zufällig hatten zwei Personen unsrer Gesellschaft etwas hochblonde Haare, man glaubte uns also aufs Wort; ich hingegen, dessen Kleidung und Aussprache mehr einen Sibirier verriethen, galt für einen russischen Bedienten, der die Chundi als Dolmetscher begleitete. Diese Herren trugen schottische Mäntel, die einiges Aufsehen machten, sonst aber zogen wir die Neugierde der Nikani nicht besonders auf uns. Ein Einziger nur befühlte unsere Kleider und fragte beständig: „Was kostet das? Wie viel Rubel begehrt man dafür?" Er wollte einen unsrer Mäntel kaufen, denn es sey Dieß, wie er sagte, ein recht hübsches Kleidungsstück.

Da wo die beiden Hauptstraßen von Maimatschin sich kreuzen, steht ein hölzerner Thurm, dessen Untermauern ein Viereck mit vier Thoren bilden, durch welche beide Straßen gehen. Auf diesem Würfel ruht ein achteckiger Thurm mit chinesischem Dach, wie man es oft auf den Pavillons unsrer Gärten sieht. Da wo die Untermauer aufhört, ist eine Geländereinfassung, von der herab die

Lamas, wie ich glaube, den Untergang der Sonne und das Aufgehen des Mondes verkünden, und von der Spitze des Daches bis zum Geländer herab, laufen lange Seile mit papierenen Laternen und bunten Flaggen. Jede der acht Seiten des Thurmes ist mit einem Götzenbild von abenteuerlicher Gestalt bemalt, mit grünen, rothen, gelben oder blauen Thiergesichtern, Teufelskrallen u. s. w., welche an die mexikanischen Götzen erinnern, die in dem Tempel Montezumas gefunden wurden. Uebrigens ist dieser Thurm kein Tempel und die Götzenbilder dienen bloß zur Verzierung. Auf den Kreuzstraßen findet man kleine Kapellen mit offenen Eingängen, in deren Innern einer der mongolischen Götter oder irgend einer ihrer zahllosen Heiligen, mit den gewöhnlichen kleinen Schalen voll geweihten Wassers, aufgestellt ist. Abends werden auf dem Altar rothe Kerzen und eine eigene Art, wie Bleistifte geformte Räucherkerzen angezündet, die, wie mir scheint, aus Spänen von Cedernoder anderm wohlriechendem Holz verfertigt werden und wie die unsrigen sich selbst verzehren; doch enthalten sie keinen Salpeter und knistern während des Brennens nicht. Diese mongolischen Kapellen sind für die untern Volksklassen und für die mongolischen Kameltreiber bestimmt, die aus dem Innern des Landes Theesendungen überbringen. Die Mandschus, die nach Maimatschin kommen, die Regierungsbeamten z. B. und die großen Kaufleute, finden ebenfalls Tempel ihrer Religion. An festlichen Tagen, wie der gegenwärtige, mischt sich der Geruch des chinesischen Pulvers mit dem der erwähnten Räucherkerzen, denn jeden Augenblick werden in den Höfen der Häuser kleine Raketen losgelassen. Ueber den wesentlichen Bestandtheil der Wohlgerüche des Landes weiß ich leider nichts Näheres; es herrscht aber hier ein ganz eigener Nationalgeruch (wie Napoleon von Corsika bemerkte und wie alle Fremde die nach Rußland kommen, wahrzunehmen Gelegenheit haben) und das ist der der Chinesen selbst. Wenn ich in Kiachta zu Kaufleuten kam, so wußte ich auf der Stelle, und ohne mir Rechenschaft geben zu können warum, ob vor einiger Zeit Chinesen von Maimatschin bei ihnen gewesen waren oder nicht. Die Russen fanden meine Bemerkung sehr richtig und schrieben diesen Geruch dem Genuß der Zwiebeln zu, die von den Chinesen sehr gern gegessen werden.

Vom Untergang der Sonne wird man durch den Schall der Pauken und durch Pistolenschüsse, die in den Höfen der Häuser losgebrannt werden, in Kenntniß gesetzt. Dann ist für Europäer kein Bleiben mehr in Maimatschin und die Russen dürfen nur an gewissen Festtagen die Abende dort zubringen. Ich sprach noch einige Vorübergehende an, erhielt aber, jedoch mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, keine andere Antwort als: „Paschol“ (Geht eures Wegs), wobei sie mit der Hand nach dem Thore hinzeigten, wo man China verläßt.

Am 18 Februar nahmen die Feste von Maimatschin eigentlich ihren Anfang und an diesem Tage gab der Sargutschei große Tafel. Nach russischer Rangstufenleiter gehörte der Sargutschei etwa zur siebenten Klasse, hier aber ist er eine höchst wichtige Person. Seine Gewalt in Maimatschin ist fast unumschränkt; er entscheidet alle Prozesse und urtheilt alle Verbrechen ab, mit Ausnahme derjenigen, die mit dem Tode bestraft werden, über die er Bericht nach Urga zu erstatten hat, eine 180 Werste von Maimatschin, auf der Straße nach Peking gelegene Stadt, die der Sitz eines Generalgouverneurs ist. Die Organisation der chinesischen Regierung ist vollkommen dieselbe, wie in Rußland. Die Handelsverträge werden zwischen dem Gouverneur von Irkutsk und dem von Urga abgeschlossen, und gerade während unserer Anwesenheit waren einige russische Beamte nach Urga gesandt worden, die eine große Depesche in Mandschu-Sprache mit nach Irkutsk zurückbrachten. Wie gern hätte ich sie begleitet, um in China einige astronomische Beobachtungen anstellen zu können, allein jeder Versuch der Art wäre vergebens gewesen. Nur zwei Dolmetscher dürfen, wie dieß gewöhnlich durch besondere Verträge ausdrücklich bestimmt wird, die russischen Beamten begleiten, und wissenschaftliche Reisen werden in China so ungern gesehen, daß, als Kawaleuski die Gesandten nach Urga als Dolmetscher begleitete, die chinesischen Soldaten der Bedeckung zwar höflich, aber auf das Bestimmteste das Schreiben unterwegs verboten, so daß er seine Bemerkungen nur bei Nacht niederschreiben konnte. Kawaleuski ist ein Gelehrter von Kasan, der in Irkutsk die mongolische Sprache studirt. Wenn man die Schwierigkeiten einer Reise in diesem Lande kennt, so findet man erklärlich, warum der Pater Hyacinth und Timkowski ihren so werthvollen Beschreibungen von China auch nicht eine einzige Berechnung beifügten, denn ein Reisender darf sich sehr glücklich schätzen, wenn ihm die Chinesen nur den Gebrauch seiner Augen gestatten. Beide Beschreibungen sind das Ergebniß der letzten kirchlichen Mission nach China, die durch einen seltsamen Umstand veranlaßt wurde. Zwei tausend mongolische Chinesen hatten nämlich im Jahr 1680 ein russisches Gränzdorf mit ungefähr hundert Einwohnern angegriffen, die letztern, die wahrscheinlich die Feindseligkeiten veranlaßt hatten, durch Hunger gezwungen, sich gefangen zu geben, und sie nach Peking geführt. Die Nachkommen derselben machten sich im Lande seßhaft, und der Wunsch sie bei dem christlichen Glauben zu erhalten, war die offizielle Veranlassung der russischen Missionen, die nun von zehn bis zehn Jahren sich erneuern, und Gelegenheit geben, China binnen kurzer Zeit vollständig kennen zu lernen. Timkowski's Werk ist in alle europäische Sprachen übersetzt worden; ob dem Pater Hyazinth dieselbe Ehre widerfuhr, ist mir unbekannt *) und doch ist sein Werk das wichtigere, aus dem Timkowski Vieles ausgeschrieben hat.

*) Hr. Klaproth hat eine französische Uebersetzung seines Werkes herausgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Jeremias Bentham.

(Nekrolog.)

Jeremias Bentham starb am 6 Juni. Die Welt verlor in ihm einen der größten Lehrer seiner Zeit, einen Mann, der unter allen Menschen, die bis zu seinem Todestage lebten, auf das Glück und die Wohlfahrt seines Vaterlandes nicht minder ausgedehnten und ausdauernden Einfluß übte, als auf das menschliche Geschlecht überhaupt, und der, ohne je an der Spitze der Verwaltung zu stehen, durch die Richtung, die er seinen Zeitgenossen gab, in gewisser Hinsicht selbst jetzt noch auf unmittelbare Weise die Angelegenheiten seines Landes leitet. Es wurde ihm das glückliche Loos, das nur wenig Sterblichen zu Theil wird, am Ende seiner langen und ehrenvoll zurückgelegten Lebensbahn noch Vieles von Dem, was er gesäet, zur Reife gelangt zu sehen, und mit der Ueberzeugung zu sterben, daß das Uebrige in kurzer Zeit zu voller Entwicklung gelangen werde.

Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, den vollen Kreis seiner Wirksam-

keit zu ermessen, und die Resultate seiner Thätigkeit nach ihrem ganzen Umfange würdigen zu können. Der Werth eines solchen Lebens für die Menschheit, der eben erst recht bemerkbar zu werden anfängt, wenn es endigt, wird immer fühlbarer werden, je fähiger die Menschen werden, die Hand, die sie leitet, anzuerkennen. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen, daran zu erinnern, was auch die Philosophie ihm verdankt, wenn Alles, was seit zehn Jahren in englischer Politik und Gesetzgebung geschehen ist, und Alles, was in weitern zwanzig Jahren noch geschehen wird, seinen Namen und seine Verdienste mit lauter Stimme Allen verkünden wird, die den Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Ereignisse und den eines großen Geistes auf die öffentliche Meinung zu beurtheilen wissen. Einige Bemerkungen hierüber dürften um so mehr an ihrer Stelle seyn, als sie dazu beitragen, Benthams Wirken in das gehörige Licht zu stellen.

Zuvörderst muß man erwägen, in welchem Zustande sich Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und Philosophie der Jurisprudenz und Gesetzgebung befanden, als Bentham seine Laufbahn begann. Alle damals in der Welt bestehenden Gesetzsysteme, vor Allem aber jenes, unter dem er auferwachsen war, glichen einem dichten Walde, durch den noch kein Pfad gehauen war; es waren unförmliche Massen, in deren Zusammensetzung die Vernunft nur wenig zu thun gehabt hatte; eine Anschwemmung zahlloser rechtlicher Bedenken und vererbter Rechtsformen, ohne Sinn und innern Zusammenhang, gegründet auf die rauhen Sitten eines Zeitalters, das rücksichtlich der Gesetzgebung noch weit barbarischer war als in mancher andern Hinsicht; eine unendliche Menge größeren und kleineren Flickwerkes, womit man die schadhaft gewordenen Stellen überklebt hatte, bis endlich ein ungeheurer Klumpen daraus wurde, den zuletzt der schärfste Verstand und das eisernste Gedächtniß nicht mehr zu fassen vermochte. So war das Gesetz in der Praxis beschaffen; nicht besser stand es um die Theorie. Und wie konnte es auch anders seyn; denn diese Theorie bestand entweder aus nichts als technischen Prinzipien, die man aus den bestehenden Systemen, die größtentheils ohne alle logische Verbindung zusammengesetzt und nur in der Absicht aufgestellt waren, um einzelnen, durchaus heterogenen Materialien doch einen Anschein von Zusammenhang zu geben, abgeleitet hatte, oder aus weitschweifigen, dunkeln und unbestimmten Gemeinplätzen, die willkürlich a priori aufgestellt, und Naturrecht oder Prinzipien des Naturrechts genannt wurden.

In diesem Zustande befand sich die Rechtswissenschaft, und daß sie so war, befremdet in der That weit weniger, als das abergläubische Vorurtheil, mit dem man sie, troz ihrer Mängel, aufrecht hielt und verehrte. Das englische Volk hatte sich selbst und auch einen großen Theil der übrigen Welt überredet, daß die englischen Gesetze, so wie Bentham sie vorfand, der Triumph des menschlichen Verstandes seyen. Daß Dieß keineswegs der Fall sey, war eine politische Keyerei, die Niemand kühn genug war auszusprechen; selbst an die englische Konstitution durfte sich, wenn es mit Bescheidenheit geschah, der Tadel wagen, aber ja nicht an die englischen Gesetze; über diese und die Gerichtshöfe stimmten Whighs, Tories und Demokraten, wann immer die Rede darauf kam, in unbedingter Bewunderung überein, und an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln, wäre für eine weit größere Abgeschmacktheit gehalten worden, als die Lehre von dem Gesetz der Schwerkraft zu bestreiten.

Dieses Vorurtheil hatte seinen Scheitelpunkt erreicht, als Bentham sich mit dem Studium der englischen Gesetze beschäftigte, um als praktischer Rechtsgelehrter seinen Unterhalt zu verdienen. Allein er fand bald, daß er die gewählte Bahn nur dann mit Ehren betreten könne, wenn er zu einer gänzlichen Umgestaltung dieser Gesetze Hand anlege. Es ist ungemein merkwürdig, jezt, am Ende seines Lebens, einen Blick auf seine erste, vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienene Schrift: „Fragmente über Verwaltung“ (Fragment on government) zu werfen, in der schon damals, ebenso wie in seinem lezten Werke, die volle, feste Ueberzeugung ausgesprochen wurde, daß der blinde Glaube an die Vortrefflichkeit der englischen Gesetze eine entwürdigende Abgötterei sey; daß dieselben, weit entfernt, für ein Meisterstück des Scharfsinns gelten zu können, vielmehr den menschlichen Verstand erröthen machten, und daß es eine, jedes weisen und edlen Mannes würdige Lebensaufgabe sey, sie mit der Wurzel ausrotten zu helfen. Dieß war nun das Werk, dem Bentham sein Leben widmete, und würdig hat er es vollendet. Das Ungeheuer hat von ihm die Todeswunde erhalten. Vieler seiner Glieder beraubt, schleppt es sich noch fort, und wird sich vielleicht noch einige Jahre hinschleppen, aber nie wird es wieder erstehen; schnell geht es seinem Grab entgegen.

Bentham hat nun fast sechzig Jahre diesen Kampf gekämpft, und zwar den größten Theil dieser Zeit hindurch ohne Unterstüzung eines andern Menschen, die etwa ausgenommen, die Dumont ihm dadurch leistete, daß er seine Ideen ins Französische übersezte; und selbst ohne eine lange Zeit hindurch irgend ein menschliches Wesen für seine Meinung gewinnen zu können. Er versuchte jede nur mögliche Angriffsweise; er bekämpfte den Feind mit allen Waffen und auf allen Punkten; bald griff er das Ganze, bald die einzelnen Säze an, bald bekämpfte er das Uebel, indem er es in seiner ganzen Blöße zeigte, bald dadurch, daß er es mit dem Guten in Vergleich stellte. Sein Muth und seine Ausdauer trugen endlich den Sieg davon. Einige der einflußreichsten Männer an der Spize der öffentlichen Angelegenheiten wurden überzeugt und überzeugten wieder Andere, bis endlich die englischen Geseze als systematisches Ganzes allgemein aufgegeben wurden, und alle denkenden Köpfe, selbst unter den Advokaten, einstimmig sich dahin vereinigten, daß man sie in ihrer Urverfassung weder beibehalten, noch selbst bei Begründung neuer Geseze sich der alten Materialien bedienen könne. Hier sind jedoch nur die alten technischen Ausdrücke und Distinctionen verstanden; denn die wesentlichen Bestandtheile des einen oder andern Gesezsystems müssen, so fern sie nüzliche und unverwerfliche Verordnungen enthalten, nothwendig bestehen bleiben.

Bentham war bei dieser wichtigen Umwälzung der eigentliche Hebel; er gab den Impuls, der alle übrigen in Bewegung sezte. Doch Bentham war nicht bloß Zerstörer. Gleich Allen, die ein falsches System nicht von den bloßen Resultaten, sondern in den Grundprinzipien angreifen, legte er auch, indem er das alte Gebäude niederriß, den Grund zu einem neuen. Es galt ihm als unerläßliche Pflicht, nur dann erst das Bestehende anzugreifen, wenn man vollkommen darüber im Klaren sey, was an seine Stelle gesezt werden müsse. Diesem positiven Werthe seiner Spekulationen über die Philosophie der Gesezgebung im Allgemeinen, dankt er hauptsächlich den größten Theil seines Ruhms, denn nur durch sie ist er seinen Lesern außerhalb England, also der größern Anzahl, bekannt, und von diesen auch weit mehr, als selbst in seinem Vaterlande gewürdigt worden. Mehrere der wichtigsten Zweige der Rechtswissenschaft, die in dem Augenblicke, wo er sich ihrer Bearbeitung unterzog, in einem eben so zerrütteten Zustande waren, als fast alle übrigen, sind von ihm so erschöpft worden, daß es fast scheint, als habe er künftigen Forschungen nichts mehr zu thun übrig gelassen. Dieß ist vorzüglich in Bezug auf die einzelnen Fächer der Prozedur, das Beweisverfahren, die Begründung des richterlichen Urtheils rc., der Fall; was für Verbesserung der Straftheorie noch zu thun war, hat er ebenfalls gethan. Für die Civilgesezgebung, die Grundlage aller übrigen Geseze, ist indeß von ihm zwar nur weniges geschehen, und er hat hierin noch Vieles zu thun übrig gelassen; allein seine Verdienste in dieser Hinsicht sind dennoch von unschäzbarem Werthe, weil er die äußersten und unmittelbaren Gränzen des bürgerlichen Gesezes schärfer, als es bisher geschehen war, bestimmte, die Vorzüge der geschriebenen und systematischen Geseze entwickelte, das Mangelhafte der gewöhnlichen juristischen Sprache in der englischen Jurisprudenz erwies, die angehenden Rechtsgelehrten vor dem Doppelsinn warnte, der oft in ihr liegt, und sie an eine bestimmtere, logisch geordnete Nomenklatur gewöhnte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In den Bevölkerungstabellen der Vereinigten Staaten, die von dem Staatssekretär des Innern bekannt gemacht worden sind, findet man die Bevölkerung in drei Klassen getheilt: Sklaven, farbige freie Menschen und weiße Menschen. So bestände denn selbst in diesen demokratischen Staaten eine Aristokratie und noch dazu die wunderlichste, die es wohl je gegeben hat — die Aristokratie der Haut!

*

In Ancona hat man die päpstliche Exkommunikationsbulle an einem Ballon, auf welchem die Worte standen: „Rendiamo al cielo quel che è del cielo,“ befestigt, eine Luftfahrt machen lassen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 220. 7 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Die Bekanntschaft mit Herrn Golechowski, Zolldirektor zu Troizko-Sawsko, verhalf uns zu der besondern Auszeichnung zu der Tafel des Sargutschei geladen zu werden. Gegen 11 Uhr langten die vornehmsten russischen Zollbeamten, von zwei Dolmetschern begleitet, in Kiachta an, und wir drei Ziani waren ebenfalls, und zwar in großer Galla, von der Gesellschaft. Zuerst wurden einige Besuche bei den vornehmsten russischen Kaufleuten abgestattet, und dann verfügte man sich zu Fuß nach Maimatschin und in die Wohnung des Sargutschei. Als wir uns dem Hause näherten, trafen wir auf der Straße eine Gesellschaft vermummter Personen, die mit musikalischen Instrumenten einen heillosen Lärm machten. Dieß war die Schauspielertruppe von Maimatschin. Bei diesem entsetzlichen Orchester sahen wir eine hölzerne Trommel in Gestalt eines Fasses, Cymbeln, Stücke Holz, die als Kastagnetten dienten, und mehrere der auch bei uns unter dem Namen Tamtam bekannten metallnen Scheiben, die mit einem Stabe geschlagen werden. Viele von den Schauspielern waren als Frauen verkleidet, in Maimatschin gibt es nämlich keine Weiber, und führten ihre Rolle wirklich recht gut durch; ihr Kopfputz bestand aus Perücken und langen Haarflechten von schwarzer Seide und um die Täuschung noch größer zu machen, hatten sie die Stirn mit Locken, unsern altmodischen glatt tapirten Seitenwuckeln ähnlich, bedeckt. Sie trugen keine Larven, waren aber im Gesicht auf groteske Weise mit weißen, schwarzen und rothen Streifen geschminkt; einige hatten sich Brillen und Knebelbärte und einer sogar eine Sonne auf das Gesicht gemalt, von der sein Mund den Mittelpunkt bildete. Ueberdieß trug dieser leztere noch eine Feder auf dem Kopf, im chinesischen Schauspiel das Abzeichen eines Geistes oder Gespenstes; ein anderer war mit einem goldenen Helm geschmückt, genug um in ihm einen Krieger zu erkennen, und andere hieben sich beständig mit einem Stock nach den Beinen, was in der Kunstsprache des chinesischen Theaters bedeutet, daß sie Reiter vorstellten. Diese Allegorien wurden mir von den Russen erklärt, die hänglich in dieselben eingeweiht waren, da sie bei jeder Feierlichkeit solche Verkleidungen und Schauspiele sahen, die bei chinesischen Festen niemals fehlen dürfen. Maimatschin hat seine stehende Schauspielergesellschaft, deren Mitglieder bloß ihrer Kunst leben. In Shakespeares Sommernachtstraum enthalten sich die Künstler, die sich dem Theater widmen, des Knoblauchs, allein hier zu Lande essen die Schauspieler viel Knoblauch und bleiben dennoch Künstler; Dieß wurde ich empfindlich gewahr, als ich mich einer der Pseudodamen näherte, um ihr durch Zeichensprache ein wenig den Hof zu machen. Ich improvisirte auf diese Weise eine Rolle im Stück, und hatte alle Ursache zu glauben, daß den Zuschauern eine solche Freiheit gestattet sey; denn die Schöne wollte mich auf der Stelle umarmen und von diesem Augenblick an war der arme Ziani, mit seiner Brille auf der Nase, das Stichblatt der Schauspieler. Zur Hälfte wenigstens war ich, da die Brille bei einer solchen Mummerei eine Hauptrolle spielt, ebenfalls maskirt und die Reiter kamen meinen Gläsern, so oft sie an mir vorüber galopirten, mit ihren Stöcken ziemlich nahe. Ich konnte aus dem Sinn der Pantomime, die ich vorstellen sah, nicht klug werden, vielleicht hatte sie auch gar keinen, was aber immer wiederholt wurde, war Folgendes. Die ganze Truppe ging in Einer Reihe, mit langsamen, gemessenen Schritten im Kreis herum, indem sie mit ihren Instrumenten ein Tutti staccato machte und nach jeder Note und jedem Schritt, im Chor eine Sylbe eines Rezitativs sprach. Nach mehreren Rundgängen dieser Art folgte dem Adagio der Musik ein wildlärmendes Allegro, unter dessen Begleitung die ganze Gesellschaft auf den Fußspitzen im Kreis herumsprang; nur einige Schauspieler ließen sich in der Mitte des Kreises nieder und führten Gauklerkünste und Kraftstücke auf. Endlich beschlossen die Schauspieler ihren Tanz und stellten sich an die Spitze der kleinen Versammlung, um uns unter der Musik ihrer hölzernen Instrumente nach der Wohnung des Sargutschei zu begleiten, wo sie unter dem großen Thor des Palastes stehen blieben und während der Mahlzeit Tafelmusik machten. Wir drängten uns nun durch eine Menge Chinesen, die uns zum Gruß die Hand drückten und gelangten endlich in den Festsaal, wo wir von unserm Wirth empfangen wurden.

Das Vestibüle des Palastes ist mit einem flachen hölzernen Dach bedeckt, das von drei Säulenreihen getragen wird. Die Thüre des Vorgemaches führt unmittelbar in das Vestibüle, und aus dem Vorgemache gelangt man in den Speisesaal. Die Mauern des Gebäudes sind von Holz, da zwischen Rußland und China ein Vertrag besteht, der jeden Bau von Steinen auf den Gränzen beider Reiche untersagt. Indeß wird in Kiachta dennoch ein Bazar von Steinen gebaut; ich weiß nicht ob Dieß eine Freiheit

ist, die man sich herausnimmt, oder ob es Ausnahmsweise unter besonderer Uebereinkunft statt findet. Die Fenster dieses Palastes laufen von der Thür des Vorzimmers an, bis zur Hälfte des Speisesaals, der ein rechtwinkliges Viereck bildet, ohne Unterbrechung fort; auch an zwei andern Stellen der Mauer sind Fenster angebracht und dennoch sind die Gemächer düster, weil das platte Dach des Vorhauses stark vorspringt und das Licht benimmt. Die Fensterscheiben bestehen, wie die der russischen Bauern, aus Frauenglas; in den Häusern der Kaufleute hingegen wird ihre Stelle durch viereckige Stücke Papier ersetzt, in deren Mitte sich eine kleine, runde, durchsichtige Scheibe von Frauenglas befindet. Diese papiernen Fenster sind durch diagonal laufende Querleisten befestigt und von Rahmen umgeben, die, wie alles chinesische Hausgeräthe, sehr zierlich gearbeitet sind. Der Sargutschei saß dem Eingang des Saales gegenüber, auf einem an der Wand stehenden Sopha und ich nahm sogleich von dem ihm zunächst stehenden Armsessel Besitz, um mit ihm plaudern zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

2. Der Indianer und der Jäger.

(Schluß.)

Fisher wartete, bis sie sich entfernt hatten, und nachdem es ihm gelungen war, den Sumpf zu durchwaten, eilte er in gerader Richtung nach Moark, um dort vor seinen Feinden anzulangen, die den gewöhnlichen Weg eingeschlagen hatten. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als er die Niederlassung erreichte. Die Einwohner hatten kaum seinen Bericht vernommen, als sie einstimmig sich bereit erklärten, dem bedrängten Micford zu Hülfe zu eilen. Es wurde beschlossen, noch diesen Abend aufzubrechen, sobald Fisher etwas ausgerastet. Dieser machte indeß die Ansiedler von Moark auch mit dem Plane der Indianer bekannt und schlug vor, man solle sie zu überfallen und sich ihrer Boote zu bemächtigen suchen, die zur Fortschaffung der Lebensmittel benützt werden könnten. In dieser Absicht schlug man die gewöhnliche Straße ein, in der Hoffnung, den Indianern zu begegnen; allein diese hatten auf dem Wege keine Spur von Fisher gefunden, und waren zurückgekehrt, ohne weiter gegen Moark vorzurücken. Als man dem Landungsplatze näher kam, schlich Fisher sich bis zur Stelle, wo er am Morgen im Verstecke gelegen war, um zu erspähen, ob sie bereits wieder aufgebrochen, oder ob die andere Streifpartie von Kaford schon zurückgekehrt sey. Zu seiner größten Freude konnte er bemerken, daß sich beide Abtheilungen noch nicht vereinigt hatten. Auf Händen und Füßen kroch er vorsichtig zu seinen Gefährten zurück, berichtete, was er gesehen, und theilte ihnen seine Meinung mit, wie der Angriff zu bewerkstelligen sey. Während ein Theil die Indianer zu Lande angriff, sollten diejenigen Ansiedler, die gut schwimmen konnten, den Fluß herabschwimmen bis zur Bucht, wo die Kanots lagen, sich derselben bemächtigen, und den Wilden so die Flucht unmöglich machen. Diesem Vorschlage wurde von Allen beigestimmt; sie warfen ihre Bündel ab, und Fisher führte sie bis an den Saum des Röhrichts, von wo aus er geradezu auf die Indianer losging, nachdem er Denen, die sich der Kanots bemächtigen sollten, gemessenen Befehl gegeben, nicht eher zum Vorscheine zu kommen, bis sie den Kampf begonnen hörten.

Kaum waren diese Vorkehrungen getroffen, als man schon das Geschrei der Indianer vernahm, die den Feind entdeckten und sich zur Gegenwehre anschickten. Diejenigen, die den Fluß hinabzuschwimmen beauftragt waren, sprangen sogleich ins Wasser, und Fisher befahl der einen Hälfte seiner Leute, ihm zu folgen, der andern aber durch das Niederholz fortzukriechen, und nicht eher Feuer zu geben, bis sie ihre Kameraden im Begriffe sehen würden, sich der Kanots zu bemächtigen; hiedurch würden jene wahrscheinlich in den Stand gesetzt werden, die Kanots unangefochten aus dem Bereiche der Indianer zu bringen, während er versuchen wolle, die Aufmerksamkeit derselben von dort abzulenken.

Durch das Röhricht und die Gebüsche stürzte er nun mit seinen Leuten auf die Indianer los, und in wenigen Augenblicken standen sie nur einige Schritte weit von ihren Feinden, die ein unaufhörliches Feuer unterhalten hatten, was jedoch wenig Schaden anrichtete, da die Amerikaner durch die Bäume gedeckt wurden. Einige Indianer eilten jedoch nach den Kanots, um diese in Verwahrung zu halten; als sie aber einige der herbeigeschwommenen Ansiedler schon in denselben erblickten, während andere im Begriffe waren, sich hineinzuschwingen, geriethen sie fast vor Wuth in Wahnsinn, und stießen ein gellendes Geschrei aus, indem sie zugleich ihre Tomahawks nach ihren Feinden schlenderten; allein in ihrer wilden Hast zielten sie so unsicher, daß diese furchtbaren Würfe entweder über die Köpfe ihrer Gegner hinausschwirrten, oder in die Kanots fuhren, aus denen die Amerikaner, die zu ihrer Vertheidigung nichts als die Ruder und ihre Messer hatten, diese Waffen eiligst loszureißen bemüht waren. Dieser ungleiche Kampf würde indeß nicht von langer Dauer gewesen seyn, wenn nicht in diesem Augenblicke das Feuer aus den Gebüschen einige der Angreifer zu Boden gestreckt hätte, wodurch der Muth Derer, die in den Kanots waren, so gesteigert wurde, daß sie sich auf ihre Feinde stürzten, und sie von den Booten zurückschlugen, die sofort unverzüglich vom Ufer abgestoßen wurden. Einige Indianer sprangen dessen ungeachtet noch in den Fluß, und versuchten die Kanots umzustürzen, wurden aber meist mit den schweren Ruderstreichen niedergeschlagen. Nur Ein Boot war von einem Indianer ergriffen und augenblicklich umgestürzt worden, wodurch Alle, die sich darin befanden, kopfüber ins Wasser fielen; und kaum waren sie wieder auf der Oberfläche zum Vorscheine gekommen, als sie von ihren, in Raserei versetzten Feinden mit furchtbarem Grimm angefallen wurden. Indeß hatten die Amerikaner, die hinter den Gebüschen im Verstecke lagen, wieder geladen, und gaben ihren Feinden eine neue Ladung, wodurch beide Theile ungefähr an Zahl gleich wurden.

Während Dieses vorging, hatten Fisher und seine Leute einen verzweifelten Kampf zu bestehen; sie waren genöthigt worden, zu ihrer Vertheidigung sich der Kolben ihrer losgebrannten Gewehre zu bedienen, während ihre weit vortheilhafter bewaffneten Feinde noch durch jene Verstärkung erhielten, die von dem Flusse zurückgetrieben worden waren; und schon begannen die Amerikaner zurückgedrängt zu werden, als auch ihre Kameraden aus dem Hinterhalte hervorrückten, die Indianer umringten, und da sie sich nicht gefangen geben wollten, Alle bis auf den letzten Mann niedermachten.

Nachdem so die eine Abtheilung ihrer Feinde aufgerieben war, beschloß man hier sich in Hinterhalt zu legen, und die Rückkehr der Uebrigen zu erwarten. Kaum war man mit der Wegräumung der Leichen fertig geworden, und in die umliegenden Gebüsche versteckt, als die andern Indianer von ihrem Streifzuge gegen Kaford zurückkamen. Ohne die mindeste Gefahr zu ahnen, waren sie dem Hinterhalt auf Schußweite nahe gekommen, als ein mörderisches Feuer von allen Seiten losbrach, und sie bestürzt über Hals und Kopf nach den Wäldern zurückflohen. Die Amerikaner luden nun ihre Bündel in die Kanots, und kamen glücklich am folgenden Morgen zu Miсford an, wo sie von den, beinahe schon an Fishers Rückkehr verzweifeinden Einwohnern mit Jubel empfangen wurden. Die Ansiedler hatten inzwischen bei den unablässigen Angriffen Chinchusas bedeutend gelitten; da sie aber jetzt durch die aus Moark erhaltene Verstärkung ihren Feinden an Zahl beinahe gleich waren, so beschlossen sie, nicht länger sich angreifen zu lassen, sondern, sobald Chinchusa aus den Wäldern hervorkomme, einen Ausfall zu machen, und ihm wo möglich den Rückzug dahin abzuschneiden. Nachdem man sich hierüber verständigt hatte, warteten Alle mit Ungeduld auf einen neuen Angriff Chinchusas, der auch gegen Mittag erfolgte, wobei die Indianer sich wie gewöhnlich mit größter Wuth auf die Verschanzungen stürzten. Sogleich rückte eine Schaar der Belagerten auf einer entgegengesetzten Seite der Niederlassung ins Feld, und indem sie einen weiten Umweg machte, gelang es ihr beinahe, Chinchusa von den Wäldern abzuschneiden. Zeitig genug bemerkte dieser die Gefahr, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und rannte mit den Indianern, die zunächst um ihn waren, nach dem Walde zurück, wohin ihm auch zu entkommen gelang, während jene von seinen Leuten, die sich abgeschnitten und keinen Ausweg sahen, in Verzweiflung auf ihre Feinde losstürzten, um wenigstens nicht ungerächt zu fallen. Die Ansiedler, statt sich damit zu begnügen, sie aus der Ferne niederzuschießen, eilten in der Hitze ihrer Kampfbegier ihnen entgegen, um mit ihnen handgemein zu werden. Vergebens hatte Fisher sie zurückzuhalten gesucht; allein, da er sah, daß sie nicht mehr zu bändigen waren, so strengte er nun auch alle Kräfte an, den kühnen Angriff so nachdrücklich als möglich zu machen, indem er den Ansiedlern zurief, nirgends die kleinste Lücke zu lassen, durch die Einer von ihren Feinden entrinnen könnte, vor Allem aber mit den Indianern sich nicht in einen so nahen Kampf einzulassen, wo Körperkraft und Gewandtheit entscheidet, denn hierin sowohl, als in Führung des Messers und Tomahawks, waren Letztere den Europäern bei Weitem überlegen. Allein Einige mißachteten seinen Rath, warfen ihre Gewehre weg, zogen ihre Messer und waren augenblicklich mit ihren verzweifelten Feinden im nahesten Handgemenge, wurden aber eben so schnell zu Boden geworfen, und büßten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Die Uebrigen, hiedurch gewarnt, bedienten sich mit Erfolg ihrer Gewehrkolben, und schlugen Alles zu Boden, was sich ihnen entgegenstellte. Einige der Indianer wußten jedoch durch geschickte Wendungen den Streichen auszuweichen, unterliefen ihre Gegner, und blieben dann meistentheils Sieger. Fisher, der bis jetzt Alles vor sich niedergeworfen hatte, führte einen gewaltigen Kolbenschlag nach einem Indianer, mit dem er zu fechten kam; dieser sprang beiseite, der Streich ging daneben, und die Flinte flog ihm aus der Hand. Sogleich war ihm sein Gegner auf dem Leibe, und kaum hatte er so viel Zeit, mit einer Hand den Indianer zu packen und mit der andern sein Messer zu ziehen. Beide rangen nun miteinander und fielen zu Boden, wo sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte im Grimme der Verzweiflung sich wälzten. Endlich gelang es dem Indianer, seinen Gegner unter sich zu bringen, und schon würgte er ihn mit eiserner Faust an der Kehle, und schwang sein Messer, um ihm den Gnadenstoß zu geben, als Fishers Messer mit furchtbarer Gewalt unter der Achsel des Indianers eindrang, der einen Schrei des Schmerzens ausstieß, noch eine Bewegung machte, seinen Feind zu ermorden, dann aber entseelt zurückstürzte. Die wenigen Indianer, die noch übrig, durch Anstrengung erschöpft und von der Mehrzahl ihrer Gegner übermannt, ergaben sich endlich der Gnade der Sieger und wurden entwaffnet nach Micford in Gewahrsam gebracht.

Die siegreichen Ansiedler machten sich nun zur Verfolgung Chinchusas und der übrigen Indianer auf, und drangen unter Fishers Anführung in die Wälder ein. Nachdem sie eine Strecke weit in großer Eile vorgerückt waren, ohne irgend Etwas zu gewahren, wodurch sie auf die Nähe ihrer Feinde hätten schließen können, stieß einer von ihnen plötzlich ein Geschrei aus, und rief, daß er einen Indianer kaum zehn oder zwanzig Schritte von ihnen im Dickicht habe verschwinden sehen. Fisher befahl nun Einigen, ihre Gewehre in das Gebüsch abzufeuern; worauf sie eine Zeit lang warteten, ob nicht etwa Einer ihrer Feinde zu fliehen versuchen werde; allein da sie Niemand zum Vorschein kommen sahen, so rückten sie wieder vor; als plötzlich ein Schuß fiel, dessen Kugel Fishers Gewehr traf. Kaum hatten sie sich von der Ueberraschung erholt, als eine Menge Schüsse auf sie abgefeuert wurden, und Einer der Ansiedler todt zu Boden stürzte. Die Amerikaner wendeten sich nach der Seite, woher das Feuer kam und sahen ihre Feinde eben in voller Flucht nach dem tieferen Dickicht des Waldes. Nun säumten aber auch sie nicht, ihnen eine Ladung nachzusenden, wodurch zwei Indianer getödtet und mehrere verwundet wurden, was sie aus den Blutspuren abnehmen konnten, die sie am Boden sahen. Gewarnt durch diesen unvermutheten Angriff, ließ Fisher nun einige seiner Truppe einzeln vorangehen, um nicht abermals in einen Hinterhalt zu fallen. Je weiter sie vorrückten, desto deutlicher zeigten sich die Blutspuren an den umgestürzten Baumstämmen, so daß sie jeden Augenblick mit ihren Feinden zusammen zu treffen gefaßt seyn mußten. Plötzlich aber hörten diese Spuren auf und man sah sich verlegen um, wohin man nun die Verfolgung richten sollte, als Fisher an der Rinde einiger nahe stehender Bäume Blutflecken sah und da er in die Höhe blickte, bemerkte er in den Zweigen mehrere Indianer, die ruhig auf ihn und seine Gefährten angeschlagen hatten. Sogleich sprang er hinter einen Baum und rief auch seinen Kameraden zu, ein Gleiches zu thun; Einige derselben aber verstanden ihn nicht sogleich, schauten noch umher und wurden auf der Stelle von den Bäumen herab niedergeschossen. Allein nun begannen die Amerikaner ein Feuer, durch das Einer um den Anderen aus den Zweigen herabgeschossen wurde. Indeß hatten sie noch nicht wieder geladen, um ihren Streifzug fortzusetzen, als ungefähr zwölf Indianer aus dem Dickicht hervorsprangen, auf eine Entfernung von wenigen Schritten ihre Gewehre abschossen, wodurch mehr als die Hälfte der Ansiedler kampfunfähig gemacht wurde, und

dann auf die übrigen mit ihren Tomahawks losstürzten. Einchusa griff mit einem Geheul der Wuth Fisher an, der sich mit seinem Flintenkolben zu vertheidigen suchte, bald aber von seinem verzweifelten Gegner mehrere Wunden erhielt; indeß glitt der Häuptling bei einem wüthenden Streich, den er nach dem Kopfe seines Gegners führte, aus und wurde von Fisher durch einen Kolbenschlag zu Boden gestreckt. Als die andern Indianer ihren Häuptling fallen sahen, rannten sie mit der Schnelligkeit der Hirsche in den Wald hinein; allein nur wenige entkamen, um zu ihren Wigwams die Nachricht der Niederlage zu bringen, die sie an den Ufern des Tontoo erlitten hatten.

Vermischte Nachrichten.

Oporto, wo Don Pedro Portugals Boden betrat, ist nächst Lissabon, die wichtigste und größte Seestadt von Portugal. Die Römer nannten sie Portus Gallorum. Sie liegt vier Meilen von der Mündung des Douro und 174 engl. Meilen nordöstlich von Lissabon. Oporto ist der Sitz eines Bischofs, hat 5 bis 6000 Häuser und 30,000 Einwohner. Es zählt sieben Kirchen, zwölf Klöster und neun Hospitäler, von denen eines 900 Waisen nährt. Ferner gibt es hier ansehnliche Seiden-, Töpferwaaren- und Hutmanufakturen. Der Hafen ist sehr geräumig und sicher, und die Einfahrt nur bei gewissen Winden, wegen der vielen Scheeren und der hochgehenden See gefährlich. Das Kastell von St. Joao de Foz vertheidigt ihn. Es lauf[en] jährlich mehr als 500 Schiffe ein, von denen die meisten fremde Handelsschiffe sind. Der Handel war daher hier sehr bedeutend, nicht bloß mit den vormaligen portugiesischen Kolonien, sondern auch mit England, Holland und andern Seestaaten. Die Ausfuhr bestand meist in brasilianischen Waaren, Weinessig, Branntwein und Weinen. Der Handel mit ersterem hat, seit Brasilien sich unabhängig erklärte, ziemlich abgenommen; die berühmten Portweine aber machen noch immer einen bedeutenden Handelszweig aus, obgleich nicht die Hälfte der Weine, die man gewöhnlich so nennt, Oporto gesehen hat. Die Einfuhr schätzte man auf 600,000 Pf. Sterling. Die Ausfuhr auf mehr als 800,000. England war bei diesen Handel am meisten betheiligt; doch litt derselbe unter Don Miguels Tyrannei bedeutend. Villa Nova liegt Oporto gegenüber, am Douro, über den eine Brücke dahin führt; es ist eigentlich eine Vorstadt von Oporto und zählt 2000 Einwohner.

•

Herr Michael Chevalier, Vorsteher des saintsimonistischen Kultus, gibt in französischen Blättern die Beschreibung eines saintsimonistischen Leichenbegängnisses, bei welcher Gelegenheit „die Familie“ zum erstenmale ihren Berg, d. h. ihre Wohnung auf Ménil-montant, verließ. Es war der saintsimonistische Apostel Talabot, ein junger Mann von angesehener Familie, der von der Cholera hinweggerafft, und von ihnen zur Erde bestattet wurde. Die Leiche war den Tag vor dem Begräbnisse in einem Saal ihrer Wohnung, in ihrem Apostelkostüme, auf einem Paradebette ausgestellt worden; wobei in einem anstoßenden Gemach ein Sängerchor von Saintsimonisten, hinter einem Gazvorhange, von Zeit zu Zeit Gesänge und Gebete vernehmen ließ. Am folgenden Morgen wurde der Todte unter einem Sargtuche, worauf sein Name geschrieben stand, im Garten ausgestellt. Nachmittags vier Uhr wurde die Leiche von den Saintsimonisten auf den Leichenwagen gehoben, auf dem sich die symbolische Weste der Gesellschaft und ihre Fahne, mit den Worten: „Talabot apôtre,“ befanden. Hinter dem Wagen folgten vier Gläubige (Fidèles) aus Paris. Dann kamen zwei von den Aposteln, die Talabot am meisten liebte, von Eichthal und Lambert, von denen der Eine den Gürtel, der Andere die Filzmütze (la toque) des Verblichenen trug. Vier Saintsimonisten mit Hacke und Schaufel folgten; denn sie wollten das Grab selbst graben, um zu beweisen, „daß sie alle Arbeiten, selbst die widerlichsten, mit eigenen Händen verrichten.“ Hierauf kam die ganze saintsimonistische Familie, die Neophyten, voran; dann der Vater Enfantin von mehreren Oberen der Gesellschaft umgeben, zuletzt einige fünfzig saintsimonistische Frauen, denen sich ein Zug von Saintsimonisten aus Paris angeschlossen hatte. Alle trugen den kurzen blauen Ueberrock, die weiße, hinten zugeknöpfte Weste (diese Weste ist für sie das Symbol der Association, weil man sie nicht ohne fremde Beihülfe anlegen kann!!) und das weiße Beinkleid. Alle trugen lange Bärte, Kopf und Hals entblößt. Der Zug bewegte sich in großer Ordnung, unter Zulauf einer großen Volksmenge, nach dem Leichenacker. Am Grabe angelangt, stellte sich die saintsimonistische Familie in zwei Gruppen zur Rechten und Linken des Vaters Enfantin auf, und der saintsimonistische Prediger Barrault hielt die Leichenrede, worin er eine kurze Lebensgeschichte des Verblichenen gab, der früher Substitut des Staatsprokurators zu Dreux gewesen war; er rühmte seinen warmen und ritterlichen Charakter, den großen Einfluß, den er auf die Bekehrung der Schüler der polytechnischen Schule übte u. s. w. Diese Rede wurde an mehreren Stellen von religiösen Gesängen der Saintsimonisten unterbrochen. Vater Enfantin besonders zog durch seine Statur sowohl, als durch seine langen schwarzen Haare, und seinen dichten Bart Aller Augen auf sich. Nachdem die Saintsimonisten das Grab wieder geebnet hatten, zogen sie, wie sie gekommen waren, nach Ménil-montant unter Absingung des sogenannten „Appel,“ zurück.

•

Die Auflagen, die in England auf der Literatur lasten, sind außerordentlich drückend, und zugleich eben so unpolitisch als ungerecht. Es wird durch sie die Volksbildung gehindert, und oft verschlingen sie den ganzen Gewinn einer achtbaren Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie überhaupt nicht im Verhältnisse mit den Artikeln stehen, von denen sie erhoben werden. Einer neuerlich, in einer der ersten Buchhandlungen von London angestellten Untersuchung zufolge, fand sich, daß von hundert dreißig Werken, die herausgekommen waren, fünfzig nicht die Kosten gedeckt hatten; von achtzig Werken, welche die Kosten deckten, erlebten nur dreizehn eine zweite Auflage; aber bei den meisten derselben warf dieselbe nicht den mindesten Gewinn ab. Im Durchschnitte läßt sich annehmen, daß unter einer gegebenen Anzahl von Werken ein Viertheil nicht die Kosten deckt, und daß von acht bis zehn Büchern nur eines mit Gewinn wieder aufgelegt werden kann. Was die Flugschriften und Broschüren betrifft, so ist es gewiß, daß nicht eine derselben unter fünfzig die Kosten deckt. Die zwölf Exemplare, welche von jedem neu erscheinenden Werke an die Staatsbibliotheken abgegeben werden müssen, sind für alle Werke überhaupt eine Last; insbesondere aber für Prachtwerke, die mit Zeichnungen, Karten, Kupferstichen u. s. w. ausgestattet sind, ein wahres Verderben. Ueberdieß sind die Bibliotheken, an welche diese zwölf Exemplare abgeliefert werden müssen, nicht einmal alle öffentlich; mit Ausnahme des britischen Museums *) sind es bloße Privatanstalten, die gewissen Körperschaften oder Anstalten gehören, und nur den Mitgliedern offen stehen. Man verlangt von dem Schriftsteller oder Verleger, daß er ein Exemplar seines Buches den Mitgliedern der Advokateninnung von Edinburg, ein Anderes den Mitgliedern der Advokateninnung in Dublin, ein anderes jeder Universität verabfolgen lasse! In jedem andern Lande ist in dieser Beziehung die Gesetzgebung dem Buchhandel günstiger. In Amerika, Preußen, Sachsen, Bayern wird bloß ein Exemplar von jedem erscheinenden Werke für die Staatsbibliotheken gefordert; in Frankreich und Oesterreich zwei, in den Niederlanden drei.

•

Herr Sylvestre de Sacy ist an Saint Martins Stelle, zum Inspektor der orientalischen Druckerei ernannt worden, was er schon im Jahre 1814 gewesen war.

---

*) Das britische Museum in London ist der große Nationalschatz von Alterthümern und Merkwürdigkeiten. Dieses im Jahre 1753, durch eine Parlamentsakte ins Leben gerufene Institut, enthält gegenwärtig reiche und zahlreiche Sammlungen von Handschriften, Druckwerken, Skulpturen, Kunstgegenständen, Naturseltenheiten u. s. w. Die Manuskriptensammlung ist vielleicht die zahlreichste und kostbarste von Europa, und kann sich mit der vatikanischen und jener der königlichen Bibliothek in Paris messen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 221. 8 August 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

9. Yauri. — Arglist des Sultans. — Noth der Reisenden. — Rückkehr nach Bussa.

Yauri ist ein großes, blühendes, und wohl in sich abgeschlossenes Königreich. Es wird gegen Osten von Haussa, gegen Westen von Borgu, gegen Norden von Cubbie, gegen Süden durch das Königreich Nuffie begränzt. Die Herrschaft ist erblich und rein despotisch. Indeß wurde der vorige Sultan wegen seiner allzugrausamen Gewaltthätigkeiten von seinen Unterthanen vertrieben, und der gegenwärtige Beherrscher regiert schon neun und dreißig Jahre. Der Sultan von Yauri hat ein starkes Heer auf den Beinen, das schon einigemal die Angriffe der Felatahs mit Erfolg zurückgeschlagen haben soll, und bei Ankunft der Lander beschäftigt war, die Bewohner von Engarski, einer Provinz von Yauri, zum Gehorsam zurückzuführen, da dieselben, durch strenge Maßregeln des Sultans aufgebracht, die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten verweigerten. Die Stadt Yauri ist von einem erstaunlichen Umfange, und so volkreich, als irgend eine dieses Kontinents, oder wenigstens des Theiles desselben, den die arabischen Kaufleute zu besuchen pflegen. Der Wall derselben, obgleich nur aus Lehm, ist vortrefflich, und mag gegen zwanzig oder dreißig englische Meilen im Umfange haben. Acht große, und nach Art des Landes stark befestigte Thore führen in die Stadt. Die Einwohner verfertigen eine grobe Sorte Schießpulver, die jedoch die beste, und wahrscheinlich auch die einzige ist, die in diesem Lande zubereitet wird. Außerdem verfertigen sie sehr zierliche Sättel, Baumwollentuch u. s. w., und bauen Indigo, Tabak, Zwiebeln, Weizen und verschiedene andere Getreidearten, so wie eine ungeheure Menge Reiß von vorzüglicher Güte. Deßgleichen treiben sie Viehzucht, und besitzen Pferde, Rinder, Ziegen u. s. w. Allein ungeachtet dieser Industrie gehen sie dennoch sehr dürftig gekleidet, haben wenig Geld, und klagen stets über ihre Noth. Unter bequemen Schirmdächern wird täglich ein unbedeutender Markt gehalten, wo die obengenannten Erzeugnisse zum Verkauf ausgestellt sind.

Die wohlhabenden Weiber, die Geld und Zeit genug zum Putze haben, tragen ihr Haar sehr kunstreich geflochten, und mit Indigo blau gefärbt; auch ihre Lippen sind mit gelber oder blauer Farbe geschminkt, was ihnen bei ihren schwarzen Gesichtern ein abscheuliches Aussehen gibt. Des Hennah bedient man sich zu Yauri wie überall, und die reichsten Weiber wenden diese prächtige Farbe in verschwenderischem Uebermaß an. Die gestoßenen Blätter dieser Pflanze werden zur Färbung der Zähne, der Finger- und Zehennägel gebraucht; für letztere bereitet man davon eine Art Pflaster, das man die Nacht über auflegt, und am Morgen abnimmt. Die ärmeren Weiber machen von diesem Putze, zur Erhöhung ihrer natürlichen Reize, keinen Gebrauch, wahrscheinlich jedoch mehr aus Dürftigkeit als aus Abneigung, und schmücken sich nur mit einigen Tatuirungen.

Das Wohngebäude des Sultans, wie die Häuser der meisten wohlhabenden Einwohner ist zweistöckig, und plumpe finstere Stiegen von Lehm führen in das obere Stockwerk hinauf, das meist hoch, und wie das Erdgeschoß mit Thüren versehen ist, durch die man bequem, ohne sich bücken zu müssen, eintreten kann. Das Hauptgebäude ist in Gestalt der Cuzie rund, doch haben die Einwohner auch viereckige Häuser. Sonderbar mag es vielleicht scheinen, daß die Einwohner von West- und Mittelafrika, und vielleicht auch die des nördlichen, den Fußboden und die Wände ihrer Hütten mit einer Auflösung von Kuhmist in Wasser zwei- bis dreimal des Tages, oder so oft sie es zur Hand haben, befeuchten. Allein so unangenehm dieß den Geruchsnerven der Europäer ist, so erhält dieß Verfahren das Innere der Wohnungen doch eben so kühl, als sie dunkel sind. Zwischen den einzelnen Häusergruppen von Yauri sind bedeutend große Felderstrecken als Zwischenräume gelassen, auf denen das Vieh weidet, oder Garten- und Feldfrüchte gebaut werden. Eben so sieht man innerhalb des Walles eine Menge Palmen, Micabanen, Dattelbäume u. s. w.; letztere jedoch, obgleich von sehr üppigem Wachsthume, tragen keine Früchte. Der Palmbaum bildet überhaupt eine Hauptzierde des Nigerufers, und nimmt an Menge zu, je weiter man den Fluß aufwärts steigt.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft begaben sich die Lander nach der Wohnung des Sultans, die in einem großen Gebäude oder vielmehr aus einer Gruppe von mehreren Gebäuden besteht, die von einem hohen Wall eingeschlossen sind. Durch einen niedern Gang, der aus Pfeilern gebildet und so dunkel wie eine unterirdische Höhle war, gelangten sie in einen großen viereckigen Hof, wo sie aus der Menge hin und her rennender Diener auf die Nähe des Sultans schließen konnten. Nachdem sie hier lange hatten warten müssen, wurden sie endlich in einen zweiten viereckigen Hof eingeführt, wo sie den Beherrscher von Yauri auf einem einfachen Teppiche, unter jedem Arme einen Polster, und vor ihm eine schöne messingene Pfanne

aufgestellt, erblickten. Sein Aussehen war nicht nur armselig, sondern auch ungemein schmutzig. Es war ein dicker, ziemlich bejahrter und jovialer Mann, der zwar in seinem Gesicht einen Ausdruck von herrischer Strenge hatte, aber doch die ganze Unterredung über ein gutmüthiges Lächeln blicken ließ. Nur zuletzt schien er darüber etwas ungehalten zu werden, daß Lander bei seiner ersten Reise, auf der Rückkehr von Sakkatu nach der Küste, ihm nicht seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Lander suchte sich zu entschuldigen, indem er vorgab, seine Waarenvorräthe seyen damals so erschöpft gewesen, daß er sich dem größten Fürsten dieses Landes nicht zu nähern gewagt habe, aus Furcht, ihm keine würdigen Geschenke überreichen zu können. Allein der Sultan runzelte die Stirne und sagte, auch ohne Geschenke bringen zu können, hätte es die erste Pflicht und Sorge der Fremden seyn müssen, ihm ihre Ehrfurcht in Yauri zu bezeigen. Indeß schien der ganze Zorn des Sultans nur angenommen, um seine Verlegenheit zu verbergen, in die er sichtlich gerieth, als ihn Lander fragte, warum er die dem Kapitän Clapperton zugesagten Papiere Mungo Park's, die, wie er vorgegeben hatte, in seinem Besitze seyen, nicht ausgeliefert habe. Park hatte übrigens Yauri gar nicht besucht, sondern unterhalb der Stadt bei einem Dorfe des Nigerufers angelegt, von wo aus er dem Sultan einige Geschenke, unter Anderm einen Säbel und eine Doppelflinte übersandt hatte, die jetzt Lander gegen ein Jagdgewehr eintauschte. Der Sultan hatte sich aber gegen Clapperton das Ansehen gegeben, als seyen Bücher und Schriften des verunglückten Reisenden in seinen Händen, um von ihm größere Geschenke herauszulocken, und dieselbe List beobachtete er auch gegen die Lander, die jedoch mit solchem Ernst in ihn drangen, daß er endlich durch einen alten Araber, der bei ihm die Stelle eines Premierministers vertrat, wenn man es so nennen kann, auf das Feierlichste betheuern ließ, daß er nie im Besitze von Schriften der weißen Männer gewesen sey, die bei Bussa umgekommen.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Der Sargutschei zählt ungefähr 50 Jahr, ist groß und hager, und sieht sehr alt aus; er war mit einer Aermelweste und einem Oberkleid von grauem, durchwirkten Seidenzeug bekleidet. Obschon im Zimmer, trug er doch, wie alle Chinesen, seinen schwarzen Winterfilzhut mit rothen Quasten und einem weißen Stein auf der Spitze, als Zeichen seines Rangs. Am Daumen seiner rechten Hand hatte er einen Ring mit einem zollgroßen Chalcedon, das Unterscheidungszeichen der Mandschus. Seine Nägel waren nur einen halben Zoll lang, denn er war schon zu alt und zu ernst, um noch den Stutzer zu spielen.

Man nahm jetzt auf Bänken an den vier kleinen, viereckigen Tafeln Platz; die Russen auf der einen, die Chinesen auf der andern Seite. Der russisch-mongolische Dolmetscher stand hinter dem Sitz des Zolldirektors und zwei Offiziere des Sargutschei übersetzten diesem das Mongolische in Mandschusprache, da er nur diese versteht. Die Unterhaltung gerieth nie ins Stocken, und das gewöhnliche Höflichkeitsceremoniel wurde, wie Dieß bei Leuten, die sich alle Jahre nur Einmal sehen, nicht anders seyn konnte, von beiden Seiten gewissenhaft beobachtet. Auf jedem Tische befand sich eine runde, pappene Schachtel mit einem Deckel, der abgenommen wurde, sobald Jedermann sich niedergelassen hatte. Diese Schachteln waren in mehrere Fächer abgetheilt, mit einer großen Auswahl von getrockneten Früchten gefüllt und glichen ganz unsern Präsentirtellern, die wir bekanntlich der chinesischen Erfindung verdanken. Die Gäste kosteten so lange sie nur konnten von allen diesen Früchten, weil in China Jeder, der auf guten Ton Anspruch macht, von allen Gerichten essen muß. Mit diesen Früchten ward auch Thee herumgegeben, und für die Europäer befand sich auf der Mitte des Präsentirtellers Zucker. Dann wurde das Zuckerwerk abgetragen und Jedem, als Serviette, ein Blatt weißes Papier, nebst kleinen runden, elfenbeinernen Stäbchen, von der Größe eines Bleistifts vorgelegt, deren man sich als Gabeln bedient. Jeder Gast erhält zwei, man hält beide mit Einer Hand, und führt mit ihnen die Speisen zum Munde, was für einen Fremden mühsam genug ist. Die Tische waren ganz mit einer Menge kleiner porzellanener Schalen bedeckt, von denen jede ein anderes Gericht enthielt, das in sehr feine Stücke geschnitten war, um es desto leichter mit den elfenbeinernen Stäbchen auffassen zu können; der Inhalt aller dieser Schalen war uns ein Räthsel, das nur die mehrjährige Erfahrung unserer russischen Freunde uns einigermaßen lösen konnte. Man kostete sehr schnell von allen diesen Gerichten, keines derselben aber wurde wieder abgetragen, sondern auf die erste Tracht wurden die verschiedenen Porzellanschalen der folgenden pyramidenförmig aufeinander gestellt, und boten uns alle Herrlichkeiten der chinesischen Gastronomie. Sämmtliche Speisen waren sehr fett und jeder Bissen wurde in eine Schale schlechten Weinessigs getaucht, die nie von der Tafel kommt. Nach den ersten Trachten, die aus mehr als hundert Schüsseln bestanden, wurden Pfeifen und chinesischer Rhum herumgereicht, der jedoch nichts weniger als gut ist; man bot uns zugleich, als besonders köstliche Herzstärkung, sibirischen Branntwein der schlechtesten Gattung, den alle anwesenden Chinesen dem Rhum vorzogen. Als man aufgehört hatte, zu rauchen, trug man Suppen von allen möglichen Arten in kleinen porzellanenen Gefäßen auf; dann griff man wieder zur Pfeife und endlich ward die Mahlzeit auf ganz eigene Weise beschlossen, indem man auf jede Tafel dampfende Theekessel, mit glühenden Kohlen darunter, stellte, die aber nicht Thee, sondern Schtschi, die russische Kohlsuppe, enthielten.

Nach der Mahlzeit führte uns der Sargutschei in die seinem Palast zunächst gelegenen beiden mandschu'schen Haupttempel. Im ersten erblickte man im Hintergrund des Heiligthums vier oder fünf menschengroße Götzenbilder, mit den grellsten und schreiendsten Farben bemalt; sie standen auf einer Estrade, und zu ihren Füßen lagen Opfergaben aufgehäuft, als ganze Schafe, Geflügel jeder Art u. dergl. Auf einer besondern Tafel, die am Thor des Tempels, nach der Straßenseite zu stand, waren die Gaben der Gläubigen so aufgeschichtet, daß sie eine Mauer bildeten, die den Eingang versperrte. Eine solche Verschanzung von Eßwaaren hat eine Höhe von fünf bis sechs Fuß und die Zwischenräume sind sorgfältig mit eingemachten Früchten, allen Arten Kuchen und tausend andern Lecke-

reien ausgefüllt, nach denen oft den Priestern nicht wenig der Zahn wässern mag.

Der zweite Tempel hängt mit dem ersten zusammen, seine innere Einrichtung ist dieselbe, nur sind die aufgestellten Götzenbilder von anderer Art. Der erste ist dem Gott des Reichthumes und dem Gott der Pferde geweiht, und im zweiten verehrt man den Gott des Feuers und den Gott der Kühe. Hinter den Statuen dieser Götzen stehen andere, die, wie man uns sagte, ihre Diener vorstellen, von denen Einer ein kleines Pferd und ein Anderer eine Kuh in der rechten Hand hält. Es ist gewiß sehr sinnreich ausgedacht, daß der Gott des Feuers ein brennendrothes Gesicht hat und, um die Durchsichtigkeit der Flamme anzudeuten, in der Mitte des Leibes eine kleine Glasscheibe. Der Gott des Reichthums gleicht dem Priap der Römer, nur ist er mit Zierrathen in chinesischem Geschmacke überladen.

Als wir den Tempel verließen, wandelten wir, von dem Sargutschei geführt, in den Straßen von Maimatschin umher, um die vornehmsten chinesischen Kaufleute zu besuchen. Unser Wirth war von einigen Polizeisoldaten, die mit bogenförmig gekrümmten Stöcken bewaffnet waren, und seinen beiden jungen Dolmetschern begleitet; letztere waren Leute von großem Gewichte, wie man uns sagte; ihr Anzug war sehr ausgesuchter Art und von der Spitze ihrer Hüte hingen lange Zobelschwänze herab, was ihnen höchst lächerlich stand. Als es Nacht wurde, leuchteten uns vier Laternenträger vor, deren buntgestreifte, mit transparenten Inschriften versehene Laternen das Seltsame unsers Zugs noch erhöhten. Diese Laternen, die an langen Stangen getragen wurden, bestanden aus Würfeln, von denen jede Seite anderthalb Fuß im Durchmesser hatte. Voraus gingen die Laternenträger, dann folgten unsre Schauspieler und Musiker, die, da sie vom Morgen an bis jetzt in den Straßen unaufhörlich gesungen und getanzt hatten, ziemlich müde und heiser seyn mußten, und endlich kam der Sargutschei von seinen beiden Dolmetschern begleitet und von den Europäern gefolgt.

Bei allen Kaufleuten, die wir besuchten, wurden ähnliche Mahlzeiten, wie bei dem Sargutschei aufgetragen. Zum Glück verschwanden die Fleischspeisen nach und nach und endlich fanden wir nichts mehr als getrocknete Früchte und Thee auf den Tafeln. Wir machten wenigstens ein Dutzend solcher Besuche; überall verfolgte uns der ewige Refrain: Picha, Picha (trinke, trinke) und so mußten wir denn trinken, weil jeder Kaufmann uns Thee aus seiner Handlung vorsetzte, den wir ohne den Wirth zu beleidigen, nicht ausschlagen durften. Man zählt jetzt mehr als 700 chinesische Familien, deren Namen auf den Ballen, die sie in den russischen Handel liefern, geschrieben stehen, und die Theesorte bezeichnen, die aus ihren Magazinen kommt. Die Kaufleute von Einer Familie verpflichten sich, unter ihrem Namen nur Eine gewisse Qualität von Waare zu liefern, wobei sie sich jedoch nicht für die mehr oder weniger günstigen Ergebnisse der Ernten verantwortlich machen. Diese Familiennamen sind im Handel eine sichere Bürgschaft, denn die chinesischen Kaufleute beobachten, wie die Russen versichern, eine große Redlichkeit. Man studirt diese Namen in Kiachta mit demselben Fleiß, wie wir den Sanskrit; sie werden mit beigefügter russischer Uebersetzung in eigenen Verzeichnissen gesammelt und man lehrt schon die Kinder, sie zu entziffern.

(Fortsetzung folgt.)

Jeremias Bentham.

(Nekrolog.)

(Schluß.)

Benthams Bemühungen beschränkten sich indeß nicht allein auf das Feld der Jurisprudenz oder auf Politik im Allgemeinen, in der sein Name unter den radikalen Philosophen den ersten Rang einnimmt. Seine Arbeiten umfaßten auch die Moral, wenn gleich, in seinen erschienenen Werken wenigstens, nicht mit besonderer Ausführlichkeit; indeß wird er auch hier, so wie in Allem, was er schrieb, mit Nutzen gelesen werden. Mehrere seiner Bewunderer wollten auf den Grund hin, daß er der Erste gewesen sey, der den Grundsatz der Gemeinnützlichkeit als die philosophische Basis der Moralität und der Gesetze aufstellte, Bentham als den Begründer der moralischen sowohl, als der legislativen Wissenschaften angesehen wissen; allein seine Originalität bedarf eines solchen Schmuckes nicht. Ueberdieß bekennt er selbst, die Lehre von der Gemeinnützlichkeit, als Grundlage der Tugend, von Hume entlehnt zu haben, und er wendete sie nur gleichförmiger und in größerer Ausdehnung an, als sein Vorgänger; die Idee selbst aber ist so alt, als die älteste griechische Philosophie. Benthams eigentliches Verdienst, rücksichtlich der Grundlage der Moral, besteht darin, daß er sie mehr als irgend einer seiner Vorgänger von dem Wust vorgeblicher Naturgesetze, Naturrechte und dergleichen reinigte, wodurch die Menschen verleitet wurden, Alles, was mit ihren Neigungen und Gefühlen übereinstimmte, ohne sich sonst weitere Rechenschaft darüber geben zu können, als Vorschrift der Moral anzunehmen.

Die hervorstechendsten moralischen Züge in Benthams Charakter sind: Gerechtigkeitsliebe und Haß gegen jede Art des Truges; und seine merkwürdigsten intellektuellen Vorzüge, ein durchdringender Scharfblick, Klarheit und Bestimmtheit in seiner wissenschaftlichen Sprache, und die Gabe, einen Gegenstand in allen seinen Einzelnheiten zu entwickeln. Nur Wenige kommen ihm an Originalität gleich; er mag wohl in metaphysischer Analysis, an Umfang und Vielseitigkeit der Kenntnisse übertroffen worden seyn, denn er betrachtet einen Gegenstand oft nur von einer oder einigen Seiten, aber er dringt bei dieser einseitigen Beleuchtung meist tiefer in die Sache ein, als Alle, die sie vor ihm von allen Seiten beleuchteten. Allerdings muß indeß diese Halbheit seiner Ansichten bei der sonstigen Genauigkeit, die überall in seinen Werken vorherrscht, auffallen. Eine vorzügliche Ursache dieser Einseitigkeit, in die er zuweilen verfiel, war wohl, daß er sich keiner fremden Hülfsmittel bediente; denn indem er seine eigenen Ideen verfolgte, gab er sich nicht damit ab, die Anderer zu studiren. Bei Jedem andern würde Dieß ein Fehler gewesen seyn; bei ihm jedoch kann man nur sagen, daß er ohne denselben ein um so größerer Mann gewesen seyn würde.

Benthams Styl ist vielfach getadelt worden, und ohne Zweifel macht auch der sehr verwickelte Periodenbau in seinen letzten Schriften es schwer, sie leicht und geläufig lesen zu können, wenn man nicht schon mit ihm vertrauter geworden ist. Allein seine früheren Schriften, unter denen mehrere seiner werthvollsten Werke sind, sind nicht allein gänzlich frei von diesem Fehler, sondern sie können auch in Fluß und Zierlichkeit den besten englischen Schriften an die Seite gestellt werden. Glücklich gewählte Ausdrücke finden sich selbst in seinen schwer verständlichen Werken im Ueberfluß, und man könnte sowohl aus seinen frühern, als auch aus seinen spätern Schriften Bände mit ausgewählten Stellen füllen, die in Witz und Beredtsamkeit wohl selten übertroffen werden dürften.

Nur wenigen Menschen fiel ein so glänzendes und beneidenswerthes Loos, als ihm. Während eines Lebensalters, das weit die gewöhnlichen Gränzen überschritt, genoß er einer fast ungetrübten Gesundheit; bei gemächlichem Auskommen war er im Stande, seine ganze Zeit und alle seine Kräfte auf seine Lieblingsarbeiten zu verwenden, denen er auch seine höchsten moralischen und intellektuellen Fähigkeiten widmete, und die für ihn eine reiche Fundgrube der edelsten Genüsse wurden. Seine eingezogene Lebensweise hielt Ueberlästige fern, und brachte ihn nur mit Jenen in Berührung, die seine Bekanntschaft suchten, weil sie ihren Werth zu schätzen wußten. Nur wenige Menschen hatten wärmere Bewunderer, als er, und wenn die Taglohnschriftsteller seiner Zeit, und selbst Einige, die doch eines Bessern hätten überzeugt seyn sollen, mit Spott oder Geringschätzung von ihm sprachen, so hatte er ein treffliches Mittel, sich ungeachtet dergleichen Ausfälle seine Ruhe ungestört zu erhalten: er las sie nämlich nie.

Bei seiner Neigung zu den abstraktesten Studien und dem lebendigen Interesse, das er an öffentlichen Angelegenheiten nahm, bewahrte er sich stets jene kindliche Frische und Elastizität, für die auch der geringfügigste Anlaß eine Quelle des Frohsinns wird, und die ihm bis ins höchste Alter jene Geselligkeit, Heiterkeit und Lebenslust lieh, die man sonst nur bei jungen Leuten findet. In Gesellschaft seiner Freunde war er außerordentlich aufgeweckt und voll muntern Scherzes; Dieß waren seine Erholungsstunden, und selten nur berührte er bei solchen geselligen Unterhaltungen seine gelehrten Beschäftigungen.

Seine vorzüglichsten Werke sind: „Introduction to the Principles of Moral and Legislation," das schon erwähnte „Fragment on Government," das „Rationale of Judicial Evidence," in fünf Bänden, worin auch eine umfassende Untersuchung des Verfahrens der englischen Gerichtshöfe enthalten ist; ferner das „Book of Fallacies," der „Plan of a Judicial Etablissement," eine seiner vollendetsten Schriften, die im Jahre 1792 gedruckt wurde, aber nicht regelmäßig im Buchhandel erschien; seine „Defensy of Usury," und das „Panopticon," ein treffliches Werk über die Zuchtgefängnisse, und viele andere, außer den von Dumont in französischer Sprache, aus obigen Werken und vielen noch ungedruckten Manuscripten, herausgegebenen Abhandlungen, in denen alle seine wichtigsten Lehrsätze, gehörig begründet und erläutert, enthalten sind, aber mit wenig von jenen beißenden Bemerkungen über bestehende Institutionen gewürzt, die seinen eigenen Schriften ein so originelles Gepräge geben.

Bentham war der Sohn von Jeremias Bentham, und ward auf dem Landsitze seines Vaters, bei Aldgate Church, geboren. Sein Geist verrieth schon frühzeitig große Reife; schon in einem Alter von drei Jahren las er Rapin's Geschichte von England zu seinem Vergnügen. Mit sieben Jahren las er den Telemach französisch; im achten spielte er Violine, auf der er es in spätern Jahren zu großer Fertigkeit brachte. Einer der ausgezeichnetsten Zöglinge der Westminsterschule, bezog er im dreizehnten Jahre seines Alters schon die Universität Oxford.

Nachstehende, mit Benthams eigenen Worten erzählte Anekdote zeugt von der frühzeitigen Entwicklung seiner scharfen Auffassungsgabe und seines moralischen Charakters, der sich in der Folge noch kräftiger ausbildete:

„Ich war noch nicht lange Mitglied der Universität Oxford, als fünf Studenten, die man als Methodisten angegeben und der Ketzerei und des Besuchs von Konventikeln beschuldigt hatte, durch ein Dekret des Vizekanzlers des Universitätsgerichts relegirt wurden. Man verstand unter Konventikel einen Versammlungsplatz; allein diese Konventikel waren nichts als die kleinen Zimmer dieser sehr armen Studenten, und den Zusammenkünften, die hier gehalten wurden, wohnte sonst Niemand bei, als dieselben fünf, nur zu frommen, armen jungen Leute und zuweilen eine alte Frau. Das ihnen Schuld gegebene Vergehen bestand in nichts weiter, als daß sie die Bibel mit einander lasen und über das Gelesene sprachen. Die Anklage der Ketzerei war nicht besser begründet; man hatte nämlich Leute abgeschickt, um sie über die 39 Artikel der englischen Kirche zu prüfen, und der Sinn, den sie diesen Artikeln unterlegten, wich in einigen Punkten von dem ab, den die Examinatoren hineingelegt wissen wollten." Bentham spricht sich hier sehr stark gegen die Ungerechtigkeit des erlassenen Urtheils aus und fährt dann fort: „Alle Achtung vor der englischen Kirche; allein das Urtheil, durch welches jene armen Bibelleser von der Universität verwiesen wurden, erkaltete in mir den redlichen Eifer, der meine jugendliche Brust bei meiner Aufnahme durchglüht hatte. Ich las die Kontroverse, ich studirte sie; allein so sehr ich mich auch sträubte, meine Gefühle blieben dieselben. Nicht lange nachher (denn bei meiner Aufnahme hatte man mich, meiner zarten Jugend wegen, noch mit einer Unterzeichnung der 39 Artikel verschont und mir so einen Meineid erspart) kam die Zeit, wo ich meine Unterschrift unter jene Artikel setzen sollte. Da ich nun wohl wußte, daß ich durch diese Unterschrift feierlich und auf mein Gewissen erklärte, daß ich alle in jenen Artikeln enthaltenen Glaubenssätze für vollkommen mit meiner Ueberzeugung übereinstimmend halte, so schien es mir unerläßliche Pflicht zu seyn, sie genau zu untersuchen, um zu sehen, ob Dieß wirklich der Fall sey. Meine Bemühung war von ungünstigem Erfolg; in einigen konnte ich durchaus keinen Sinn finden, und in andern nur einen solchen, der, meiner Ueberzeugung nach, sich weder mit der Vernunft noch mit der heiligen Schrift in Einklang bringen ließ. Ich vertraute meinen Kummer einigen meiner Mitschüler und fand Theilnahme. Bei genauerer Nachfrage fand sich ein Lehrer am Kollegium, der nächst seinen Berufsarbeiten auch noch den besondern Auftrag hatte, bei solchen Gewissensfragen mit Rath an die Hand zu gehen. Mit Furcht und Zittern begaben wir uns zu ihm; seine Antwort war kalt und der wesentliche Inhalt derselben, daß es so unterrichteten jungen Leuten, wie wir, nicht zukomme, unsere Privaturtheile gegen allgemein anerkannte, durch die heiligsten, besten und weisesten Männer, die jemals gelebt hätten, aufgestellten Glaubenssätze zu erheben. Als Christus aus der Menge seiner Anhänger zwölf Apostel wählte, erklärten die Schriftgelehrten, er sey vom Teufel besessen, und seine eigenen Freunde hielten ihn für wahnsinnig. Gleiches Schicksal stand mir bevor, als ich gewissenhafter seyn wollte, als der Casuist, dem ich mich anvertraut hatte. Christus hatte einen allmächtigen Tröster an seinem himmlischen Vater vor Augen; vor meinen schwachen Augen stand kein solcher. In meinem Vater, der mir vielleicht bei jeder andern Gelegenheit ein Tröster gewesen seyn würde, durfte ich hier nur einen Zuchtmeister zu finden hoffen, denn durch meine unzeitige Gewissenhaftigkeit und das allgemeine Verdammungsurtheil, das sie mir zugezogen hätte, wären alle Hoffnungen, die er auf mich baute, vernichtet, und Alles, was er auf meine Erziehung gewendet hatte, nutzlos vergeudet gewesen. Ihm durfte ich meine Bedenklichkeiten nicht vertrauen; ich unterschrieb also, allein die Umstände, die mich dazu nöthigten, machten einen Eindruck auf mich, der nur mit meinem Leben verlöschen wird."

Mehrere Züge aus seinem früheren Leben deuten auf seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den großen Männern des vergangenen Jahrhunderts. Mit innigem Vergnügen erzählte er oft, wie er in seinem Knabenalter zu Hogarth, von dessen Werken er ein großer Verehrer war, zum Thee eingeladen wurde. Bentham hatte noch den Vorlesungen beigewohnt, die Sir William Blackstone zu Oxford hielt, und so jung er auch damals war, so regten ihn doch die Vorträge des Professors bis ins Tiefste seiner Seele auf. Als Student der Rechte machte sich Bentham Auszüge aus den Reden Lord Mansfields und war Mitglied des von Johnson geleiteten Klubbs; doch liebte er diesen Gelehrten nicht, weil er ihn für einen finstern Menschenfeind hielt. Im Jahre 1772 widmete er sich, auf Befehl seines Vaters, der Rechtspraxis, und erschien zum ersten Mal vor den Schranken; gab sie jedoch, der mannichfachen Schikanen und wegen seines Widerwillens gegen das damals bestehende gerichtliche Verfahren auf, sobald er nur die Erlaubniß seines Vaters erhalten konnte.

Im Jahre 1826 ging er seiner Gesundheit wegen nach Frankreich, und ward dort mit all der Achtung und dem Enthusiasmus empfangen, mit dem die Franzosen ausgezeichnete Männer aufzunehmen pflegen. Seine juristischen Werke waren in Frankreich sehr verbreitet und hatten auf die dortigen Rechtsgelehrten großen Eindruck gemacht, obschon die französischen Advokaten, vielleicht mehr noch als die englischen, unter dem Einfluß jener Mißbräuche zu leiden haben, die Bentham in seinen Schriften bekämpfte. Bei seiner Anwesenheit in Paris besuchte er einen der höchsten Gerichtshöfe, wo er bei seinem Eintritte alsbald erkannt wurde; die sämmtlichen anwesenden Rechtsgelehrten gingen ihm sogleich entgegen, bewiesen ihm die größte Achtung und führten ihn zu dem Ehrensitz. Bentham stand mit fast allen ausgezeichneten Staatsmännern seiner Zeit in schriftlichem Verkehr. Seinen ganzen Briefwechsel und einen großen Theil seiner Selbstbiographie hinterließ er dem Dr. Bowring, seinem Testamentsvollstrecker, dem er auch seine sämmtlichen Manuscripte mit dem Auftrag übergab, eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Werke zu veranstalten.

Einkünfte der französischen Theater.

Die Einnahmen der französischen Theater im letzten Monat Junius waren: in der Port St. Martin 57,750 Fr., Academie Royal de Musique, 36,560 Fr.; Vaudeville, 36,249 Fr.; Theater Français 26,243 Fr.; Palais Royal, 23,743 Fr.; Gymnase, 19,984 Fr.; Varietes, 19,750 Fr.; Gaité, 18,302 Fr.; Ambigu, 15,080 Fr.; Folies Dramatiques 7895 Fr.; Pantheon 5975 Fr.; zusammen 555,412 Fr. 42.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 222. 9 August 1832.

König Georgs-Sund.

5) Lebensart, Sitten und Gebräuche.

Wenn im Vorausgegangenen die verschiedenen Nahrungsmittel der Bewohner von König Georgs-Sund ausführlich beschrieben wurden, so geschah es hauptsächlich, weil die Beschaffenheit derselben auf die Sitten und Gebräuche der im Zustande der Wildheit lebenden Menschen einen ganz besondern Einfluß übt. Die Eingebornen von König Georgs-Sund leben von den ärmlichen Erzeugnissen des Bodens, wie die Jahreszeit oder der Bezirk, in dem sie sich eben befinden, sie ihnen oft kärglich genug bieten, und sind daher gezwungen ein Nomadenleben zu führen. Deßhalb ist auch die Bevölkerung nicht zahlreich, und nach der Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die sie in dem Bezirke findet, in ihrem Aeußern und ihren Gewohnheiten verschieden. Aus dieser Ursache lebt sie auch in eine Menge von Stämmen und kleiner Genossenschaften vertheilt, und nur durch sehr schwache Bande verbunden. Die verschiedenen Horden sind schwer von einander zu unterscheiden, da sie alle denselben Namen führen. Wenn sie im Frieden leben, vereinigen sie sich selten zu einer größern Gesellschaft, und ihre Kriege scheinen mehr Kriege zwischen Individuen und Familien als zwischen Stämmen oder Bezirken zu seyn. Sie haben weder ein gemeinschaftliches Lager, noch einen gemeinschaftlichen Sammelplatz, noch erkennen sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt an, sondern sie vereinigen sich und gehen wieder auseinander, wie eben die Jahreszeit oder das Bedürfniß sie dazu veranlaßt. In wie fern sie im Innern des Landes in größeren Genossenschaften beisammen wohnen, weiß ich nicht zu sagen; sie sind vielleicht zuweilen sehr ansehnlich, allein ich glaube, daß sie im Winter, wo die Küstenbewohner sich nach dem Innern begeben, ihre Reise in kleinen, sehr zerstreuten Horden antreten, und von gestreiften Kangurus, Opossum und den gemeinen Kangurus leben. Im September oder October kehren sie nach dem Strande zurück und nähren sich während dieser Zeit größtentheils von Wurzeln, gehen jedoch auch, wenn das Meer ruhig ist, auf den Fischfang aus. So wie die Jahreszeit weiter vorrückt, machen sie Jagd auf kleine Vögel, nehmen Nester aus u. s. w.; dann wird ihre Anzahl durch neu ankommende Familien verstärkt. Gegen Weihnachten beginnen die großen Feuer-Jagden und die während des Winters zerstreuten Familien schließen sich näher an einander. Am zahlreichsten leben sie im Herbste (Purner) zusammen, wo der Fischfang am ergiebigsten ist. Gegen Ende dieser Jahreszeit nehmen die Kangurusjagden, auf die beschriebene Art des Umstellens, ihren Anfang. Während der trockenen Jahreszeit werden sehr große Landstriche, wegen Mangels an Wasser verlassen. Ich hörte viel von der Gewohnheit dieser Wilden reden, daß sie auf Bäume klettern, um sich den Durst zu löschen; ob Dieß geschieht, um in den Höhlungen befindliches Wasser aufzusuchen, oder um den Saft der Bäume abzuzapfen, ist mir jedoch nicht bekannt. Ich glaube indeß, daß sie mit ihren Hämmern ein Loch in den Baum machen, um zu trinken, oder vielmehr um den Saft in ihren Mänteln aufzufangen, und daß sie dann die gemachte Oeffnung sorgfältig wieder verstopfen. Aus diesem Mangel an eßbaren Gegenständen entspringen noch andere seltsame und charakteristische Gebräuche. Männer und Weiber gehen in abgesonderten Truppen, zwei oder drei miteinander, gewöhnlich Morgens sehr früh, an ihre verschiedenen Verrichtungen; die Weiber um Wurzeln zu graben oder um zu krebsen, und die Männer, mit ihrer Lanze bewaffnet, entweder auf die Jagd oder auf den Fischfang. Die Weiber sind mit einem Uang, oder langen, gespitzten Stock versehen, mit dem sie die Wurzeln ausgraben, und der auch zuweilen die Stelle einer Waffe vertritt. Auf dem Rücken haben sie einen Coleh, oder Sack von Kangurufell, in dem sie ihre Ausbeute sammeln; auch tragen sie einen Feuerbrand mit sich, um Einen Theil der Wurzeln, oder was sie sonst finden, sogleich zu kochen und zu verzehren; das Uebrige heben sie für ihre Männer und Kinder auf. Die ganze Horde kocht und speis't gemeinschaftlich. Auch die Männer gehen, gewöhnlich zu zweien oder dreien, mit einander. Sie sind meist am Ufer mit Fischen oder in den Wäldern mit Aufsuchen von Nestern oder mit der Jagd beschäftigt. Sind sie glücklich, so wird auf der Stelle Feuer angezündet und ein Theil der Beute verzehrt; einen andern nehmen die verheiratheten Männer für ihre Weiber mit nach Hause. Jeder hütet seinen Antheil von Lebensmitteln mit neidischem Auge, versteckt und verzehrt ihn ins Geheim; sind indeß Mehrere gegenwärtig, so theilt er diesen davon ein kleines Stück mit. Auch die Männer krebsen zuweilen und graben Wurzeln aus, überlassen jedoch gewöhnlich die Arbeit ihren Weibern. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß die beiden, Ernienung und Taa-man genannten Horden, sich abgesonderter halten, als die übrigen.

Eigene abergläubische Meinungen beobachten die Bewohner von König Georgs-Sund hinsichtlich der Nahrungsmittel, insofern diese nach

gewissem Alter oder Geschlecht genossen werden dürfen oder nicht. Mädchen über eilf oder zwölf Jahre essen nur selten von dem gestreiften Kanguru, weil sie glauben, das Fleisch dieser Thiere sey der Fruchtbarkeit nachtheilig. Junge Männer versagen sich den Genuß des Malloits oder Uartits (schwarzen Adlers), weil dieser, ihrer Meinung nach, das Wachsthum ihres Bartes hindern und auch einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Jagdglück üben soll. Nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre ist es, wie ich glaube, gestattet Alles ohne Unterschied zu essen. Wachteln (Purriock oder Purrha) sind die Nahrung der alten Leute. Reichlich genossenes Kangurufleisch verleiht ihrer Meinung nach den Weibern Fruchtbarkeit.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

9. Yauri. — Arglist des Sultans. — Noth der Reisenden. — Rückkehr nach Bussa.

(Schluß.)

Da es dem Sultan mißlungen war, die Fremden auf diese Art länger hinzuhalten, so suchte er ihrer Abreise bald dieses, bald jenes Hinderniß in den Weg zu legen, wahrscheinlich um durch den verlängerten Aufenthalt sie zu zwingen, ihre Geschenke zu wiederholen und zu verdoppeln. Zu diesem Ende suchte er die wunderlichsten Vorwände hervor; er hatte den Brüdern einige Straußfedern, die einem lebendigen Vogel ausgerupft worden waren, zustellen lassen, um sie als ein Geschenk des Sultans dem Könige von England zu überbringen; zugleich aber ließ er ihnen sagen, um dieß Geschenk ansehnlicher zu machen, werde es nöthig seyn, daß sie so lange warteten, bis dem Strauß einige neue Federn gewachsen seyen, die man den vorigen beilegen könne; es sey jetzt zu kalt, fügte er hinzu, den Vogel aller seiner Federn auf ein Mal zu berauben; übrigens habe er bereits Befehl gegeben, für zwei tausend Kauris Butter (ungefähr zwölf Pfund) zu kaufen, und den Vogel damit einzureiben, um das Wachsthum der Federn zu beschleunigen. Auch der Krieg in Engarsii und die Kämpfe der Felatahs in Nuffie mit den Eingebornen gaben ihm tausend Ausflüchte an die Hand, die Abreise der Fremden von einem Tag auf den andern zu verzögern.

Es lag Anfangs im Plane Landers, von Yauri aus über Kulfu oder Guari zu Lande bis Funda zu gehen, und von dort erst den Niger bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Da aber der Sultan sich stellte, als könne er sie wegen der vielen Gefahren, die ihnen auf jenem Wege drohten, nicht ziehen lassen, so ergriffen die Reisenden diese Gelegenheit, die sich nicht besser hätte an die Hand geben können, um nach Bussa zurückzukehren, und wo möglich von dort aus schon den Niger hinabzuschiffen. Die Lander sendeten daher einen ihrer Leute an den König von Bussa, und ließen ihm vorstellen: „ihre Waaren seyen so zusammengeschmolzen, daß sie aus Mangel an Geschenken für die Könige, deren Gebiet sie betreten müßten, ihren Weg über Guari nach Bornu nicht fortzusetzen im Stande seyen; weßhalb sie nach der Küste zurückkehren müßten, um neue Vorräthe zu holen. Der König von Badagry habe sie aber so übel behandelt, daß er sie sicherlich ihr Leben lang gefangen halten würde, wenn sie auf demselben Wege zurückkehrten. Deßhalb wünschten sie einen kürzern und minder gefahrvollen Weg nach der Seeküste einzuschlagen, und nach Funda zu gehen, was aber der Streifzüge der räuberischen Felatahs wegen zu Lande nicht wohl möglich sey, weßhalb sie dem Könige von Bussa unendlich verbunden seyn würden, wenn er ihnen bis Funda ein Boot leihen oder zu kaufen geben wollte."

Indeß mußten die Reisenden, bis Antwort von dort zurückkam, in Yauri bleiben, wo ihr Aufenthalt alle Unannehmlichkeit einer Gefangenschaft hatte.

„Da wir, sagt hierüber das Tagebuch, wegen der unaufhörlichen Regen und des fast in einen Sumpf verwandelten Bodens nicht ausgehen konnten, so war die baufällige Hütte, die wir bewohnten, für uns so gut als ein Gefängniß. Die ersten Tage und Nächte nach unsrer Ankunft verstrichen noch so ziemlich erträglich; seitdem aber ein boshafter Wind einen Schwarm Moskitos in unsre Wohnung getrieben, haben wir Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Und als wäre es an dieser Plage nicht genug, werden wir auch noch von Myriaden Schnaken, Kakerlaken, schwarzen Ameisen u. s. w., gepeinigt, während eine Menge von Fledermäusen uns umschwirrt und nicht wenig Belästigung verursacht. Es ist daher unmöglich zu schlafen, und wir bringen die Nächte meist bei Lampenlicht unter Gesprächen oder mit Lesen erbaulicher Bücher zu. Sobald das Tageslicht unsere nächtlichen Quälgeister verscheucht, und wir nun ein wenig Ruhe genießen könnten, fangen die Besuche der Eingebornen an, die uns, nicht weniger als die Moskitos, mit ihrem albernen Geschwätze lästig fallen."

Diese Besuche hatten vorzüglich zum Zwecke, von den Fremden Arzneimittel zu erhalten, da die Neger in dem Glauben stehen, daß die weißen Menschen alle Krankheiten unter der Sonne zu heilen vermögen. Manche junge Frau klagte da den Brüdern ihre Noth, und bat sie um ein Mittel gegen eine unerklärliche Unfruchtbarkeit, aber auch noch unsinnigere Begehren wurden an die vermeintlichen Wundermänner gestellt, und eine ehrliche alte Negerin ließ die Brüder in ihren zahnlosen Mund sehen, und flehte gar beweglich, ihr doch nur wenigstens zwei oder drei gute Zähne wachsen zu lassen. Da sie durch keine Zureden sich abweisen ließ, wurde Lander so unwillig über ihre Zudringlichkeit, daß ihm die Galle stieg und er sie anfuhr: „sie solle zum Grobschmied gehen, und sich ein Paar Zähne einnieten lassen," worauf die Alte, unter großem Verdrusse zankend davonging. Häufig wurden die Reisenden auch von den zahlreichen Töchtern des Sultans besucht, deren Gunst sie sich durch allerlei kleine Geschenke, insbesondere durch Knöpfe, erworben hatten. Bisweilen brachten diese schwarzen Prinzessinnen auch eine Art berauschenden Bieres, Buhsa genannt, mit sich, wovon sie ihren Freunden zu trinken boten. Meist aber gingen sie selbst schweren Kopfes und mit unsichern Schritten wieder. Aber auch diese Damen wurden den Reisenden am Ende so überlästig, daß sie gezwungen waren, sie mit vorgehaltenen Pistolen wegzuscheuchen. Eines Tages wurden sie von dem ältesten Sohne des Königs besucht, als der früher schon erwähnte alte Araber hereintrat und kaum den Prinzen erblickte, als er ihm, sehr aufgebracht, wie es schien, auf der Stelle sich zu entfernen befahl. Der junge Mann gehorchte ohne Widerrede. Als die Lander nachher den Araber um die Ursache einer so gebieterischen Strenge befragten, erwiderte er, er habe es ge=

thun, um den Prinzen zu verhindern, sich von ihnen Gift geben zu lassen, das er gegen das Leben seines Vaters anwenden könnte.

Inzwischen hatten die Lander fast alle ihre Muschelmünze ausgegeben, und der Sultan verweigerte unter allerlei Vorwänden, die ihnen abgekauften Artikel, wie z. B. rothes Tuch, Knöpfe u. s. w. zu bezahlen, wodurch es so weit kam, daß die Reisenden über vierzehn Tage lang bloß von der Jagd leben mußten. Zum Glück gab es in der Umgegend von Yauri Perlhühner, deren Fleisch von köstlichem Geschmacke war, und große Tauben in Menge; deßgleichen eine große Gattung Wildenten, Gänse, Kraniche, Pfeilenten, Reiher und andere Wasservögel, womit die Flinte ihres Dieners Pascoe ihren Tisch reichlich versorgte. Zwar hatten die Lander noch einen guten Vorrath von Nadeln, mit denen sie sonst ihre Lastträger bezahlten, Lebensmittel für ihr Gefolge kauften u. s. w. Allein seit Clappertons Reise in diese Gegenden war dieser sonst so gesuchte Artikel so häufig geworden, daß er fast keinen Werth mehr hatte. Nach keiner Sache, die die Lander noch besaßen, waren die Eingebornen so lüstern, als nach Knöpfen, von denen man das Stück mit drei- bis vierhundert Kauris bezahlte, wenn sie versilbert, und den doppelten Preis, wenn sie vergoldet waren, während sie für einen guten Spiegel kaum dreihundert Kauris erhielten. Die Reisenden waren aber bereits von diesen Kostbarkeiten so entblößt, daß sie keinen einzigen Knopf mehr auf ihren Röcken hatten, und nur noch einige verrostete Soldatenknöpfe besaßen, die sie mit großer Mühe erst putzen und glänzend machen mußten. In dieser unangenehmen Lage dachten die Reisenden schon daran, heimlich aus Yauri zu entweichen, als ihr Bote von Bussa zurückkehrte und die erfreuliche Nachricht brachte, daß der König eingewilligt habe, sie wegen der Gefahren einer Landreise, bis Funda den Niger hinabschiffen zu lassen. Der nachdrücklichen Verwendung des Königs verdankten es die Reisenden auch, daß endlich der Sultan sich entschloß, sie ziehen zu lassen.

Um von dem Sultan Abschied zu nehmen, wurden die Lander in ein großes dunkles Gemach geführt, wo er gewöhnlich seine vornehmern Besuche empfing. An dem Gebälke der Stubendecke hingen mehrere Schwalbennester, deren zwitschernde Einwohner von den ungehindert ein- und ausfliegenden Vögeln geätzt wurden und nicht wenig zur Unreinlichkeit des nie gesäuberten Zimmers beitrugen. In der Mitte desselben, dem Eingange gegenüber, saß der Beherrscher von Yauri auf einer Erhöhung, die mit abgeschossenem Damast bekleidet war, und rauchte aus einer ungeheuren Pfeife. Zu seinen beiden Seiten befanden sich dicke Polster, und hinter ihm war ein großes Stück buntfarbigen Seidenzeuges, von sehr alterthümlichem Aussehen, aufgehangen. Dieser einst glänzende und werthvolle Stoff war von dem berühmten Mosser *) gekommen, von welchem die Eingebornen, wie von einer Fernstadt, in den fabelhaftesten Uebertreibungen zu sprechen pflegen. Man nahm gegenseitig Abschied, wobei man sich jedoch nicht die Hände schüttelte, da die Reisenden vorher gewarnt worden waren, Dieß zu unterlassen, weil es von dem Sultan, mit dem seine Unterthanen nie anders als auf den Knieen zu sprechen pflegten, als eine zu große Vertraulichkeit übel ausgelegt werden könnte.

Noch wenige Augenblicke vor ihrer Abreise wurden sie von den Söhnen und Töchtern des Königs und einer Menge anderer Einwohner von Yauri um Arzneien bestürmt, und die Lander nahmen an dem alten Araber, der ihnen bei seinem Herrn manchen schlimmen Dienst geleistet, an dem Sultan, und dem ganzen königlichen Hause die unschädliche Rache, daß sie ihnen insgesammt zum Abschiede tüchtige Dosen von Jalappe zurückließen.

„Es ist kein geringes Vergnügen, so schließt hier das Tagbuch am zweiten August, nach einer fünfwöchentlichen Gefangenschaft in einer engen, finstern und ungesunden Kammer und jeder Art von Plage und Sorge ausgesetzt, wieder seine Freiheit zu erlangen; zu wissen und zu fühlen, daß man frei ist; die Schönheit von Gottes Schöpfung wieder zu genießen, und den bei benden Hauch der frischen Luft wieder zu athmen. Nur in voller Gesundheit kann man ein so wohlthätiges Gefühl ganz empfinden. Der Kranke betrachtet die lieblichsten Gegenstände mit Gleichgültigkeit. Wir hatten Yauri krank betreten, und dort viel gelitten, aber wir verließen es in voller Gesundheit. Während unsers Aufenthaltes war das Wachsthum der Pflanzen erstaunlich gewesen; die Gegend bot einen ganz umgewandelten und verschönerten Anblick, Bäume und Gesträuche prangten in frischerem Grün; die Gräser waren zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß aufgeschossen, und Getreide und Reiß in nicht geringerem Gedeihen."

Das Thermometer (Fahrenheit) wechselte während des Aufenthaltes der Lander in Yauri zwischen 75° und 94°.

---

*) Unter Mosser oder wie die Araber es aussprechen Mesr wird das Kairo der Europäer verstanden.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die mit jedem Jahre anwachsende Zahl der Findelkinder in Frankreich enthält der Temps einen Artikel, der ein trauriges Bild von dem moralischen Zustande des Volkes gibt. Die für Pflege und Erziehung dieser Kinder nothwendig gewordenen Summen vermehren nicht nur die Departementallasten ungemein, sondern drohen sogar, wenn dieses steigende Verhältniß länger fortbestehen würde, das ganze Budget der Departements zu verschlingen. Die Hauptquelle des Uebels wird hauptsächlich in den übervielen leichtsinnig geschlossenen Heirathen und unlegitimen Verbindungen gesucht. So lange Frankreich mit den übrigen Mächten Europa's im Kampfe lag, wurden die schlimmen Folgen jener zahllosen Ehen nicht so sehr gefühlt, da der Krieg alle Jahre „den Luxus der Bevölkerung," wie man sich damals im Senate vernehmen ließ, wieder aufräumte. Und doch war schon damals das Uebel so groß geworden, daß im Jahre 1810 zu Paris 55,000 Kinder von öffentlicher Wohlthätigkeit erhalten wurden. In den letzten fünfzehn Friedensjahren ist jedoch die Bevölkerung immer dichter und der Erwerb hiedurch mehr erschwert worden; und die untern Volksklassen, „die, wie „der Temps" sagt, nur ihrer Leidenschaft Gehör schenken, fahren fort, Kindern das Leben zu geben, die sie nicht ernähren können, wodurch sie sich allmählich gewöhnten, dieselben der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Ernährung zu überlassen." Wenn hiedurch eine höchst beklagenswerthe moralische Verwilderung der niedern Volksklassen angedeutet wird; so ist nicht viel besser, was der „Temps" von den höheren Ständen rühmend erwähnt, wenn er sagt: „daß diese über ihre wahren Interessen aufgeklärt den Grundsatz im Auge behielten: es sey nicht genug Kinder zu erzeugen, sondern man müsse sie auch ernähren können." Es scheint, daß bei den höheren Klassen, die doch am meisten im Stande sind, Kinder zu ernähren, die von vielen Seiten her schon oft gerügte Abneigung gegen den Ehestand, in andern Ursachen, als in der bloßen Klugheit zu suchen ist, und gleichfalls auf eine große moralische Verdorbenheit

hinweist. Als ein anderer Grund der vielen ehelichen und außerehelichen Verbindungen, und der daraus entspringenden Ueberzahl von Geburten, können auch die auf allen Punkten Frankreichs errichteten Findelhäuser angesehen werden. Nicht bloß die Dürftigkeit machte davon Gebrauch, sondern auch die Ausschweifung und selbst die Gewinnsucht haben damit argen Mißbrauch getrieben. In ganz Elsaß, französisch Flandern, in Artois, der Franche Comté und in einigen andern Theilen von Frankreich ist das Kindergebären zu einer Art einträglichen Erwerbes geworden. Die Hausammen, in den Provinzen unter dem Namen der filles-mères bekannt, entledigen sich ihrer Kinder im Fin[..]hause, und begeben sich dann in die Städte, um dort als Säugammen in wohlhabenden Häusern eine Unterkunft zu finden!! Andere treiben dadurch Unterschleif, daß sie ihre Kinder ins Findelhaus geben, dann wieder abholen und sich dafür als Ammen bezahlen lassen. In dem einzigen Departement Loiret stiegen die Ausgaben für die Findelkinder von 84,782 Fr. im Jahre 1822 bis zu 122,005 Fr. im Jahre 1831, und nahmen in dieser zehnjährigen Periode jährlich um ein Zwanzigtheil zu. In den folgenden Departements stellt sich das jährliche Verhältniß der Findelkinder zu der übrigen Bevölkerung in Folgendem heraus:

Departements	Bevölkerung	Zahl der Findelkinder	Verhältnißzahl zu den Einwohnern
Loiret . . .	290,000	1575	1 auf 191
Nièvre . .	257,000	508	— — 857
Ille u. Villaine	550,000	1020	— — 559
Meurthe . .	380,000	1880	— — 207
Pas de Calais .	655,215	1580	— — 414
Gironde . .	525,000	5417	— — 155
Vendée . .	318,000	515	— — 619
Puy-de-Dôme .	555,000	1429	— — 386
Aisne . . .	460,000	1560	— — 290
Haute Garonne	592,000	1194	— — 528
Manche . .	592,000	4695	— — 495
Rhone . . .	596,000	10,220	— — 88

•

Die Negerkolonie von Liberia ist fortwährend im gedeihlichsten Aufblühen begriffen; und ihre Begründer, die Nordamerikaner, rühmen sich, daß diese Niederlassung das wichtigste Ereigniß sey, das seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten sich begeben habe. Ein Nordamerikaner, der vor unlängst Monrovia besuchte, gibt von dieser Stadt folgende Beschreibung: „Alle Kolonisten scheinen der besten Gesundheit zu genießen; alle meine Erwartungen hinsichtlich der Gesundheit, Ordnung, Einigkeit, Industrie und des allgemeinen Wohlstandes der Ansiedler wurden bei weitem übertroffen. Man zählt jetzt in der Stadt Monrovia über zweihundert Häuser, die längs dem Cap Mesurado erbaut sind. Die meisten derselben sind schöne und solide Gebäude, die ersten Stockwerke meist von Stein, und einige von ihnen sehr geräumig, bemalt und mit venetianischen Fensterläden versehen. Nichts überraschte mich so sehr, als zu sehen, wie außerordentlich die Einwohner von Monrovia ihren farbigen Brüdern in Amerika in Intelligenz, Sitte, Unterhaltung und guten Anstand überlegen sind. Ich kenne keinen Ort, wo der Sabbath so heilig gehalten wird, als hier. Viele farbige freie Menschen und Schwarze sind aus den Vereinigten Staaten neuerdings in Liberia eingewandert, und Alles scheint anzudeuten, daß von diesem Punkte aus eine neue Aera für die afrikanischen Völker beginnen werde.“

•

Zu Boston erschien gegen Ende des verflossenen Jahres ein kleines Buch unter dem Titel: „Chahta Yba Isht Taloa“ — Hymnenbuch der Ebectaw — (Boston, Crocker und Brewster. 18mo. 84 Seiten). Ein Werk, in der Sprache eines Indianerstammes geschrieben, der noch vor wenigen Jahren ohne Ahnung einer Schriftsprache lebte, muß nothwendig von großem Interesse seyn. Es wurde von den Missionären zum Gebrauche der christlich erzogenen Indianer abgefaßt. Man bediente sich, so fern es die indianischen Sprachlaute gestatteten, des lateinischen Alphabetes, wie es auch auf den Sandwichinseln und überall, wo Missionen unter Leitung der amerikanischen Missionsanstalt bestehen, eingeführt worden ist. Folgendes sind die Namen und Aussprache der Buchstaben, wie sie zu Anfang der Hymnen stehen:

		Aussprache.
A	a	Ah
Ā	ā (eigener Buchst.)	Av
B	b	bi
E	e	ae
F	f	fi
H	h	hi (scharf aspirirt)
J	i	i
K	k	ki
L	l	li
M	m	mi
N	n	ni
O	o	o
P	p	pi
S	s	si
T	t	ti
U	u	u
V	v	uh (kurz)
W	w	wi
Y	y	yi
Ch	ch	tschi
Sh	sh	schi

Nasenlaute.		Aussprache.
A̱	a̱	ang
A̱	a̱ (eigener Buchst.)	avng
J̱	i̱	ihng
O̱	o̱	oung
U̱	u̱	uhng
V̱	v̱	ong

Diphthongen.		Aussprache.
Ai	ai	ai
Au	au	au

Man zählt gegenwärtig an 10,000 Ctwctawindianer, die das Christenthum angenommen haben, und mehrere Hundert lernen nach dem neuen Alphabete lesen und schreiben. Gegen 200 Erwachsene und Kinder lernen Englisch. Folgenden englischen Brief eines Choctaw-Mädchens von neun Jahren, das drei Jahre englisch lernte, theilen die „American Annals of Education and Instruction for the Year 1831. (Vol. I. S. 558)“ — ein uns vorliegendes Werk, das durch seine Abhandlungen und Mittheilungen über den Unterricht in der alten und neuen Welt von höchstem Interesse ist — unverbessert, wie er aus der Hand der Schreiberin kam, mit:

Goshen School.

Mr. Wright!

My dear friend J now sit down this afternoon to write to you J want to see you very much The hoys and girls are all well we want to learn Very much. We hope that you will come back into the Choctaw-Nation before we go over the river do go with us because when we go over the river there will be no school here and we want to learn very much before we go over the river. We expect that you want to see us we have not seen Mrs. Wright this long time and we want to see Mrs. Wright very much. This is all J wish to say to you. *)

Mary Gardner.

Es ist unsern Lesern bereits bekannt, daß ein Cherokese und seine Tochter durch unermüdliche Anstrengung von selbst ein cherokesisches Alphabet erfunden haben (s. Ausland vor. Jahrg. S. 1348); ein, wie uns dünkt, seit Kadmus Zeiten nicht mehr erhörtes Beispiel.

---

*) Schule zu Gosen.

Herr Wright!

Mein theurer Freund. Ich setze jetzt diesen Nachmittag mich nieder, um Ihnen zu schreiben. Ich sehne mich sehr, Sie zu sehen. Die Knaben und die Mädchen wollen Alle recht viel lernen. Wir hoffen, daß Sie zur Choktaw-Nation zurückkehren, bevor wir über den Fluß gehen, weil, wenn wir über dem Flusse sind, es dort keine Schulen geben wird, und wir doch recht viel lernen möchten, bevor wir über den Fluß gehen. Wir hoffen, daß Sie uns auch zu sehen wünschen. Wir haben Madame Wright so lange Zeit nicht gesehen, und wünschen sehr, sie zu sehen. Dieß ist Alles, was ich Ihnen sagen wollte.

Marie Gardner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 223. 10 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung eines Kaufmanns ist weit eleganter als die des Sargutschei; gewöhnlich dient sie zugleich als Magazin, und dann stehen an den Wänden niedliche Schränke, in denen die Waaren in schönster Ordnung aufbewahrt liegen. Die Chinesen heitzen diese Gemächer auf ganz eigene Weise; in der Mitte des Magazins steht eine große Gluthpfanne von gegossenem Metall, auf der der Thee bereitet wird, und an der Wand befindet sich eine Art Ofen von Backsteinen, dessen oberer Theil von Holz ist und der mit Teppichen und Polstern belegt, zugleich als Bett und als Sopha benützt wird. Bei der großen Anzahl von Kaufleuten die ich besuchte, sah ich durchgehends diese Einrichtung.

Als wir aus dem Haus eines dieser chinesischen Kaufleute heraustraten, ging eben ein Mongole vorüber, der das Unglück hatte, an den Sargutschei anzustoßen, worüber der stolze Mandschu sich dermaßen entrüstete, daß er den ihn begleitenden Polizeisoldaten befahl, den Schuldigen zu greifen. Ich blieb zurück, um zu sehen, wie sie bei Ausführung dieses Befehls zu Werke gingen; die beiden Soldaten drückten den armen Mongolen, der vor Furcht an allen Gliedern zitterte, an die Mauer, legten ihm eine eiserne Kette um den Hals und als er sich zu entschuldigen versuchte, brachten sie ihn mit gewaltigen Ohrfeigen zum Schweigen. Der arme Sünder war bald von einem Haufen Leute umgeben, die auf ihn hineinredeten und ihm warscheinlich kräftige Verweise ertheilten, denn Alle schlossen ihre Ermahnungen, indem sie ihm die Faust unter die Nase hielten; endlich schleppte ihn einer der Soldaten an der Kette fort und führte ihn ins Gefängniß. Um ein chinesisches Gefängniß ist es eine ganz eigene Sache; man stelle sich ein Brett mit zwei Löchern vor, in die beide Hände des Gefangenen mit Gewalt und zwar so eingezwängt werden, daß er die Arme immer über dem Kopf halten muß. In dieser Stellung und unter freiem Himmel wird er gewöhnlich durch eine strenge Diät bestraft. Doch wehe Dem, der sich übler Nachreden gegen den Sargutschei schuldig macht; er kömmt nicht so gelind davon. Unter dem Vorgänger unsers Wirths, der der Verwaltung von Maimatschin erst seit einigen Jahren vorsteht, hatte ein Mongole sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht. Der Verbrecher wurde nicht zum Fasten verurtheilt, im Gegentheile schüttete man ihm langsam mit Wasser verdünnten Menschenkoth in den Mund. Diese Thatsache ward mir von den russischen Zollbeamten verbürgt, die übrigens, vielleicht aus Furcht vor der Strafe der Verläumder, nichts als Gutes von dem Sargutschei sagten.

Als alle unsere Besuche abgethan, nahmen wir Abschied von unserm Mandschu-Wirth, der uns, bevor wir schieden, noch seinen Namen sagte; er hieß ganz einfach, U. — An diesem Tag sah man in Maimatschin noch weit mehr buntes, mit Inschriften verziertes Papier, als gewöhnlich; alle Hausthüren und Straßenecken waren damit bedeckt. Ich bemerkte, daß der Name eines jeden Kaufmannes, nebst einigen Worten von guter Vorbedeutung als: „Freude, Gedeihen, Klugheit", u. s. w. über den Thüren geschrieben stand. Alle diese Inschriften sind in Mandschu-Sprache. Am andern Morgen kehrte ich nach Maimatschin zurück um in den Magazinen, die den Namen Phusi führen, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Ich besuchte einen Tempel, der ganz denen ähnlich war, die der Sargutschei uns gezeigt hatte, nur bemerkte ich auf der Erhöhung, wo gewöhnlich die Götzenbilder stehen, und hinter einem Vorhang, der das ganze Gebäude in zwei Hälften theilte, die Statue eines Gottes, oder eines Mannes, in goldener Ritterrüstung. Ich hatte den Tag vorher keine ähnliche gesehen, da indeß unsere Besuche so schnell abgemacht wurden, daß wir uns nicht Zeit nahmen, hinter die Vorhänge zu blicken, so befanden sich in den andern Tempeln wahrscheinlich eben solche Bilder. Wie man mir sagte, gibt es einen Tempel, wo eine solche Figur den regierenden Kaiser vorstellt; die übrigen dieser Art sind also wahrscheinlich Bildsäulen chinesischer Helden, die als Götter verehrt werden. In dem Tempel, wo dem Kaiser göttliche Ehre erwiesen wird, schließt die religiöse Ceremonie mit einer Phrase, die von den Russen übersetzt wird: „Möge der Sohn des Himmels Tausend und aber Tausend Jahre leben."

An diesem Tage sah ich lange Karawanen von Kamelen mit Thee beladen, von Peking angekommen. Jedem dieser Thiere war der Nasenknorpel mit einem Knochen durchbohrt, an dem sie geleitet wurden, indeß zogen sie, eines hinter dem andern und ohne Führer in die Stadt. Sie vertheilten sich in den Höfen der Handlungshäuser, wo die Theeballen, die sie auf ihren Saumsätteln trugen, abgeladen wurden, und dann trieb man sie auf die Steppen außerhalb der Stadt auf die Weide.

Von Kiachta reisten wir zu Wagen bis nach Ust-Kiachta und hier nahmen wir Schlitten, um unsern Rückweg über die Selenga

bis zur Post Monachonowa vor Selenginsk fortzusetzen. Westlich von Monachonowa dehnt sich eine wüste, von vulkanischen Bergen umgränzte Steppe aus, die, so wie die ganze Straße von Werchne-Udinsk bis Kiachta, von Buräten bevölkert ist, und hier wohnt das Oberhaupt der Religion des Lama oder des Gottes Tschigemune, mitten unter seinen Schülern. Die Bekenner des Tschigemune fangen ihr Jahr, wie die Chinesen, mit dem Neumond an, und die Buräten des Landes, die ich durchreiste, halten um diese Zeit in ihrem Haupttempel eine große religiöse Feierlichkeit. Dieser Tempel liegt mitten in der Wüste, nächst der Wohnung des Chamba-Lama und ist mit 15 bis 20 kleinen Kapellen umgeben. Der Chamba-Lama war auf unsern Besuch vorbereitet und wir fanden daher in Monachonowa einen Kosaken von Seleginsk, der uns als Dolmetscher dienen sollte, und vier Lamas, die abgeordnet waren, uns von Seite ihres Oberhauptes zu begrüßen und uns zu ihm zu geleiten. Die Zahl der Lamas oder burätischen Priester ist ungeheuer, denn jede Familie zählt mindestens einen unter ihren Mitgliedern. Die uns entgegengeschickten Lamas sahen in ihren reichen Scharlachgewändern und ihren großen hellgelben Hüten recht gut aus. Man hatte in Monachonowa zwei Telejen für uns bereit gehalten, denn nicht eine Spur von Schnee ist in diesem Lande zu sehen, und man kann nur auf der Selenga im Schlitten fahren. Ich setzte mich jedoch nicht in das für uns bestimmte Fuhrwerk, sondern zog es vor, die 30 Werste bis zur Wohnung des Chamba-Lama zu Pferde zurückzulegen. Wir reisten bei herrlichem Wetter ab; ich bestieg eines der hurtigen Pferde, die hier auf den Steppen herumspringen und sich da, Sommer und Winter ihre Nahrung suchen. Ich ritt in Bekleidung eines russischen Bauers, der die Pferde von unserm Fuhrwerk zurückführen sollte, eines der vier Lamas und des tungusischen Fürsten Gentimur, unsers Dolmetschers, der Unteroffizier unter den Kosaken war, und jener alten tungusischen Familie angehörte, deren Abkömmlinge Peter der Große als Prinzen von kaiserlichem Geblüt anerkannt hatte. Die burätischen Priester sind sehr gut zu Pferde und der uns begleitete, war immer unsrem kleinen Zuge voraus. Nach einem schnellen Ritt von 21 Wersten, deutete der heilige Mann mit der Hand gegen Westen und Gentimur sagte uns, um diese Gebärde zu erklären, daß dort die Wohnung des Chamba-Lama liege. Wir legten die letzte Werste im Paradegalopp zurück, und nun hatten wir auf Einmal die malerischste Scene vor uns, die man sich nur denken kann. Von der Thür der Wohnung des Chamba-Laman an bis in die Ebene waren eine Menge von Priestern in bunten Gewändern, in zwei Reihen aufgestellt, über deren Häuptern Wimpel und Flaggen von allen Farben im Winde flatterten. Nie werde ich die Pracht dieses wunderbaren Gemäldes vergessen, dessen reicher Farbenschimmer auf dem weißen Hintergrund der schneebedeckten Berge und dem Aetherblau des daurischen Himmels noch mehr hervorgehoben wurde. Auf unserem Wege durch diese Gasse von Lamas wurden wir mit der betäubendsten Musik begrüßt, die ich noch je in meinem Leben gehört habe. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wenn man weiß, daß ihre Instrumente aus ungeheuren Pauken auf vierräderigen Wägen, zehn Fuß langen kupfernen Hörnern, deren jedes von zwei Männern getragen wurde, aus Tamtams von den verschiedensten Formen, einer Menge von Cymbeln, Kastagnetten, chinesischen hölzernen Trommeln u. s. w. bestanden. Die Hörner und Pauken führten ein Adagio aus, dem in gemessenen Pausen ein rauschendes Allegro von allen Instrumenten folgte; dann erschallten die Cymbeln, Trommeln und Kastagnetten unter den Schlägen der Priester und bildeten die seltsamste Harmonie. Zwischen den Reihen der Priester sahen wir jetzt den künftigen Nachfolger des Chamba-Lama, mit seinem Dolmetscher auf uns zukommen; er entschuldigte seine Heiligkeit, daß sie nicht selbst uns empfange, woran sie durch Alter und Schwäche gehindert sey. Nun wurden wir in das hölzerne Haus des Chamba-Lama geführt, der uns an der Treppe erwartete; bei seinem Anblick konnten wir nicht umhin seine Entschuldigung gegründet zu finden, denn er war ohne Zweifel der dickste Mann in ganz Sibirien. Es fehlte seinen Zügen indeß nicht an Adel und seiner Wohlbeleibtheit ungeachtet, hatte sein Gang jene ungezwungene Haltung, die einen vornehmen Mann verräth.

(Schluß folgt.)

König Georgs-Sund.

5) Lebensart, Sitten und Gebräuche.

(Schluß.)

Ihre Kinder scheinen sie sehr zu lieben, und nur selten werden diese gezüchtigt; die Weiber hingegen erfreuen sich nicht immer der zartesten Behandlung, denn viele tragen an ihren Beinen oder Schenkeln Wunden von den Sagayen ihrer Männer. Die Weiber sind ihren Männern sehr nützlich, nicht nur beim Aufsuchen der Nahrungsmittel, sondern sie verfertigen auch die Mäntel, bauen die Hütten, und verrichten alle häuslichen Arbeiten. Ihr weniges Hausgeräthe ist sehr plump gearbeitet; ein Stück weicher, an beiden Enden zusammengebundener Baumrinde vertritt die Stelle eines Bechers, eine Kanguruklaue dient als Nähnadel, und mit einem Binsenrohre oder dem Flügelknochen eines Vogels saugen sie das Wasser von Stellen auf, die sie mit dem Munde nicht erreichen können. Die Vielweiberei ist allgemeine Sitte, und ein Mann hat zuweilen mehrere Frauen; allein die in dieser Hinsicht bestehenden Gebräuche sind so seltsam und so mannigfaltiger und widersprechender Art, daß man darüber noch keine zuverlässigen Berichte geben kann. Die ganze Bevölkerung theilt sich in zwei Klassen, nämlich in die Ernienng und in die Tem oder Taaman. Beide Klassen müssen sich untereinander verheirathen, und Jeder, der gegen diese Verordnung verstößt, wird Yenredendscher genannt, und streng bestraft. Die Kinder erhalten immer den Namen der Mutter; hat z. B. ein Mann, der ein Ernieung ist, alle seine Kinder Taaman genannt, so erhalten dagegen die Kinder seiner Schwester den Namen Ernieung. Diese Sitte besteht bei allen Stämmen der Nachbarschaft, mit Ausnahme der Meurram. Die Töchter sind, wie es scheint, ganz der willkürlichen Verfügung des Vaters überlassen, und werden als Kinder, ja sogar noch vor ihrer Geburt, verlobt. In einigen Fällen findet eine gegenseitige Versprechung der Kinder statt. Nicht selten geschieht es, daß der Mann, mit dem ein Mädchen verlobt wird, von mittlerem oder schon vorgerücktem Alter ist,

und bereits mehrere Weiber hat. Ein anderer Gebrauch, Cotertie genannt, der sich nur auf die Knaben bezieht, läßt sich mit den Pflichten, die ein Pathe übernimmt, vergleichen, und scheint in dem Versprechen zu bestehen, dem jungen Menschen beizustehen, ihn zu beschützen, und als Schwiegersohn anzunehmen. Es scheint nicht, daß die Eingebornen von König Georgs-Sund besondere Hochzeitsgebräuche beobachten. In einem noch zarten Alter wird das Mädchen ihrem künftigen Manne zugeführt, und man bezeigt ihrem Vater weit mehr Achtung, und macht ihm mehr Geschenke als der Braut selbst; denn die Kleinigkeiten, die diese erhält, werden meist ihm zugestellt. Diese Gaben bestehen vorzüglich in Wildpret und andern Nahrungsmitteln, und der Vater erhält etwa einen Mantel, Sagayen und andere Gegenstände. In einem Alter von eilf oder zwölf Jahren wird das Mädchen dem Manne ganz überlassen. Jene Männer, welche ihre Frauen entführen, was sehr häufig vorkommt, sind verpflichtet, ihnen größere Aufmerksamkeit zu beweisen. Bei solchen Entführungen wird zuweilen Gewalt angewendet, und das Mädchen gegen ihren Willen geraubt; indeß ist die Entführte gewöhnlich die Gattin eines alten Mannes, und die jungen Leute thun diesen Schritt aus gegenseitiger Neigung; auch sind die Stämme zuweilen mit dem Unternehmen einverstanden. Die Flüchtlinge halten sich eine Zeit lang verborgen, entfernen sich so weit sie nur immer kommen können, und wechseln beständig ihren Aufenthalt, um den Nachstellungen der Freunde des beleidigten Gatten zu entgehen, der Alles aufbietet, die Entflohene wieder in seine Gewalt zu bekommen, und die ihm widerfahrene Schmach zu rächen. Sind die Flüchtlinge so glücklich, so lange unentdeckt beisammen zu leben, bis die Frau schwanger wird, so treten die Freunde beider Parteien als Vermittler auf; dem beleidigten Gatten werden Geschenke gebracht, und die frühere Verbindung der Frau gelöst; eine solche Entführung einer Frau wird Marr in colata genannt. Nicht selten wird indeß die Schuldige wieder eingefangen, und dann mit einer derben Tracht Schläge gezüchtigt, oder noch häufiger mit der Sagaye in die Schenkel verwundet. Eheliche Untreue ist keineswegs selten; indeß hütet der Mann seine Frau mit eifersüchtigen Augen, und prügelt sie bei dem geringsten Verdachte unbarmherzig. Die meisten Männer bleiben bis zum dreißigsten Jahre unverheirathet, einige auch noch länger. Alte Männer haben mehrere Weiber von jedem Alter. Die unverheiratheten Männer entschädigen sich zum Theil durch den Tarra manaccarack; so wird nämlich die Sitte genannt, einer Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes den Hof zu machen, wobei jedoch beide Parteien übereinkommen, daß der Liebhaber das Weib heirathet, sobald sie Witwe geworden ist. Bei solchen Gelegenheiten erhält sowohl der Mann als auch die Frau von dem Cicisbeo Geschenke, die sie gewöhnlich mit ihrem Gemahl theilt. Dieses Verhältniß besteht ganz unverhohlen und ist erlaubt, doch muß Alles so anständig zugehen, daß die einverstandenen Paare kein Aergerniß und dem rechtmäßigen Manne keinen Anlaß zu Eifersucht geben. Nach dem Tode eines Mannes wohnen seine jüngsten Weiber, während der Trauerzeit, meist bei dem Stamme ihrer Väter. Die Männer, denen sie künftig angehören sollen, beweisen ihnen dann wenige Aufmerksamkeit, und wollten die Weiber sogleich mit diesen leben, so würden sie hart gestraft werden. Sehr oft steht eine Frau im Verhältniß mit den nächsten Verwandten ihres Mannes, jedoch nur mit seiner Einwilligung, was, selbst während dieser noch am Leben ist, nicht geheim gehalten zu werden braucht.

So wie bei andern wilden Völkern haben auch die Weiber von König Georgs-Sund bei ihrer Niederkunft nur wenig von Wehen zu leiden, und gehen schon am nächsten Tage wieder ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach. Während der ersten Wochen wird das Kind in einer Falte des Mantels auf dem Arme getragen, später aber auf die Schulter genommen, und erhält nicht eher eine Bedeckung, als bis es laufen kann. Gebärt ein Weib Zwillinge, so wird eines der beiden Kinder getödtet, und sind sie von verschiedenem Geschlechte, so trifft dieses Loos den Knaben. Zur Entschuldigung dieses grausamen Gebrauches führen sie an, daß das Weib nicht Milch genug habe, um beide Kinder zu säugen, und daß sie nicht beide tragen und zugleich ihren Verrichtungen nachgehen könne. Sie säugen ihre Kinder bis zu einem Alter von vier bis fünf Jahren, und lange zuvor, ehe sie entwöhnt werden, lernen sie schon einen Theil ihrer Nahrung selbst suchen. Ein Mädchen von neun Jahren hat die Aufsicht über alle kleinen Kinder, die bereits gehen können, und führt sie, jedes mit einem Stock zum Ausgraben der Wurzeln versehen, in die Umgebung des Lagers. Stößt den kleinen Wurzelgräbern ein Fremder auf, so verbergen sie sich, gleich den Hasen zusammengeduckt, im Grase.

Die Tänze werden meist mit ganz nacktem Leibe aufgeführt, allein in unsrer Gegenwart hatten sie ihre Mäntel um die Hüften befestigt, so daß nur der Oberkörper nackt blieb. Das Gesicht war roth geschminkt, auf Körper und Arm aber hatten sie mit weißer Farbe verschiedene Figuren gemalt. Letztere Farbe ist sonst das Zeichen der Trauer, allein bei ihren Tänzen wählen sie sie deßhalb, weil sie während der Nacht am besten sichtbar ist. Ihre Meulgarradocks (Aerzte) und Greise tanzen niemals. Es wird an einem wohlgelegenen Orte ein Feuer angezündet, hinter dem ein Greis sich niedersetzt, und vor demselben, gleichsam gegen den Alten hin, wird nun der Tanz ausgeführt. Die Tänzer machen alle den nämlichen Schritt, der von Zeit zu Zeit wechselt. Unter den seltsamsten Leibesverdrehungen, die sie dabei vornehmen, scheinen sie zuweilen ihre Jagden und das Verscheiden der Thiere vorstellen zu wollen. Während des Tanzes halten sie grüne Zweige in den Händen, die Jeder, so wie die Reihe ihn trifft, vor dem Greis, hinter dem Feuer, niederlegt. Einige dieser Tänze werden mit Sagayen aufgeführt, wobei sie unter anderm sich anstellen, als wollten sie einen Mann aus ihrer Reihe tödten; dann werden die Sagayen eben so wie die Zweige vor dem Alten niedergelegt, der die ganze Zeit über auf der Erde sitzt, sein ernstes Wesen behauptet, und den Kopf nach allen Seiten wendet, als ob er die Tänzer beaufsichtige, oder ihnen Befehle ertheile, wobei er abwechselnd mit einer seiner Hände seinen Bart zieht oder streicht. Sie entwickeln bei diesen Tänzen, die sehr bizarr und vielleicht symbolisch sind, weder Grazie noch Lebendigkeit. Die Weiber tanzen nicht mit den Männern, und ich zweifle, ob sie dieser Belustigung überhaupt pflegen. Das Getöse, das sie während des Tanzes machen, kann man unmöglich für Musik halten. Jeder Einzelne wiederholt bei jedem Sprunge die Worte: Uau, Uau. Wenn sie mit Stöcken an das Gebüsch schlagen und ein Geschrei erheben, um das Wild herauszujagen, so nennen sie Dieß Uau-i-niatenr, wobei sie das Wort Uau auf die Weise wie beim Tanze ausrufen.

Die Schützen von Kentucky. *)

(Aus Audubons Ornithological Biography.)

Die Bewohner von Kentucky bedienen sich des Karabiners mit einer Geschicklichkeit, die in Erstaunen versezt, und es ist nicht leicht möglich tüchtigere Schützen zu finden, als sie.

Einen Nagel mit einer Kugel in die Wand zu schlagen, einen wilden Vogel auf eine Entfernung von hundert Metres in den Kopf zu treffen, sind für sie eine Kleinigkeit. Die Einen, wenn es ihnen Vergnügen macht, haben in kürzester Zeit eine Unzahl Eichhörnchen zusammengeschossen; Andere putzen mit der Kugel ihres Karabiners ein Licht, ohne es auszulöschen, und Dieß auf eine Entfernung von mehr als fünfzig Mètres. Man hat Beispiele von Kentuckern, deren Kaltblütigkeit ihrer Geschicklichkeit im Schießen glich, daß sie das Auge ihres Feindes zum Voraus, und noch dazu auf bedeutende Entfernungen, als das Ziel ihrer Kugel bezeichneten, und wenn der Kampf vorüber war, und man den Kopf des gebliebenen Gegners untersuchte; so fand sich die tödtliche Wunde genau an der von ihnen vorher angegebenen Stelle. Da ich mehrere Jahre in Kentucky verweilte, und Gelegenheit hatte ihren Schießübungen mit dem Karabiner öfters beizuwohnen, so will ich hier einige meiner dabei angestellten Beobachtungen mittheilen, aus denen man die Geschicklichkeit dieser Schützen bemessen kann.

Mehrere geschickte Schützen vereinigen sich öfters zu ihrer Lieblingsunterhaltung: dem Karabinerschießen. Der Einsatz ist gewöhnlich ein unbedeutendes Stück Geld. In die Mitte einer Scheibe wird ein Nagel von mittelmäßiger Größe, auf zwei Drittheile seiner Länge eingeschlagen. Die Entfernung des Standes ist meist vierzig Schritte. Dann reinigt jeder Schütze den Lauf seines Karabiners mit der größten Sorgfalt; legt eine Kugel in seine hohle Hand und schüttet aus seinem Pulverhorn so viel Pulver darauf, als nöthig ist, um die Kugel zu bedecken. So viel Kraut und Loth reicht auf eine Entfernung von hundert Mètres aus. Man gilt für einen ungeschickten Schützen, wenn man den Nagel fehlt; oft streift die Kugel ihn an der Seite, und krümmt ihn; zu einem Kernschuß aber verlangt man nicht mehr und nicht minder, als daß der Nagel dergestalt auf den Kopf getroffen wird, daß er in gerader Linie in das Brett eindringt. Gewöhnlich trifft unter drei Schüssen einer den Nagel und wenn zwölf Schützen beisammen sind, so muß dreimal ein frischer Nagel aufgesteckt werden, wenn Jeder zum Schusse kommen soll. Wenn Mehrere den Nagel getroffen haben, so rittern sie mit einander. Diese Belustigung nennt man das „Driving the nail“ — das Nageleinschlagen.

Die Jagd auf Eichhörnchen oder das „Barking off squirrels“ d. h. das Abschälen der Rinde des Zweiges, auf dem das Eichhörnchen seine Sprünge macht, ist gleichfalls eine Lieblingsunterhaltung der Kentucker und erfordert große Geschicklichkeit. Ich war Augenzeuge der eigenen Art, wie man in Kentucky die Eichhörnchen erlegt. Während meines Aufenthaltes in der Stadt Francfort (Hauptstadt von Kentucky) begleitete mich auf meinen Ausflügen der berühmte Jäger Daniel Boon. Wir wanderten zusammen die jähen Ufer des Kentucky entlang, bis wir in eine Ebene kamen, die mit Eichen, Buchen, Nußbäumen und andern Bäumen der Hochwaldungen bedeckt war. Da gerade die Bucheicheln hier zeitig waren; so sah man eine Menge Eichhörnchen auf allen Zweigen ihre Sprünge machen. Mein Gefährte, ungeachtet seines Alters, voll Gesundheit, Kraft und Feuer, in seiner groben Jägertracht, mit nackten Schienbeinen, an denen er nur Mokassins trug, hatte einen langen und schweren Karabiner auf der Schulter, den er nun zu laden anfing, indem er mir sagte, daß er noch nie einen Fehlschuß gethan, und daß er auch jezt, wo es ihm darum zu thun sey, mir eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben, der edlen Waidmannskunst Ehre zu machen gedenke. Daniel säuberte den Lauf seines Gewehres, nahm das gewöhnliche Pulvermaß, wickelte die Kugel in ein Stückchen sehr feiner Leinwand und sezte die Ladung mit dem Ladstocke so fest auf, als er konnte. Boon zeigte mir dann ein Eichhörnchen, das in einer Entfernung von fünfzig Schritten auf einem Zweige saß, und bat mich, genau Acht zu geben, wo die Kugel aufschlagen werde. Nun fuhr er auf, zielte einen Augenblick und berührte den Drücker und das Echo der Wälder und Berge umher hallte tausendstimmig den Schuß nach. Man denke sich meine Ueberraschung, als ich sah, daß die Kugel den Zweig gerade da, wo das Eichhörnchen saß, getroffen, und ihn in mehrere Stücke zersplittert hatte. Die prellende Erschütterung, die daraus erfolgte, hatte das kleine Thier getödtet, und es flog in die Höhe und überschlug sich in der Luft, als wäre unter ihm eine Pulvermine losgegangen. Boon lud sogleich wieder und erlegte in kurzer Zeit auf dieselbe Art eine Menge dieser Thiere; denn die Kentucker brauchen zum Laden ihres Karabiners nur einen Augenblick, und man kann mehrere Stunden aus einem solchen Gewehre schießen, wenn man die Vorsicht gebraucht, es immer gehörig auszuputzen. Nach diesem Kunststück des alten Boon konnte ich später noch mehrere andere Kentucker wegen ihrer nicht geringeren Geschicklichkeit auf der Eichhörnchenjagd bewundern.

Das „Snuffing of a candle“ — das Lichtputzen mit einer Kugel, ist gleichfalls eine Uebung, die sicherlich nicht weniger schwierig ist, als die bereits erwähnten. Ich hatte zum erstenmal am grünen Fluß (Green-River) Gelegenheit, dieser sonderbaren Unterhaltung beizuwohnen. Bei einem Ausflug, den ich mit Einbruch der Nacht begonnen hatte, hörte ich jeden Augenblick, unfern von mir, Flintenschüsse und nahm daher meinen Weg in jener Richtung, um u sehen, was es da gebe. Als ich an Ort und Stelle kam, fand ich ein Dutzend Leute von riesenhaftem Wuchse, die mir sagten, daß sie hier zusammen gekommen seyen, um sich im Lichterschießen zu üben, wodurch sie es dahin zu bringen suchten, des Nachts Schaufelhirsche oder Wölfe bloß auf das Funkeln der Augen dieser Thiere zu erlegen. Neben diesen Jägern war ein großes Feuer angezündet, dessen Rauch sich in Wirbeln durch das dichte Laubwerk hinaufschlängelte: und auf eine Entfernung von fünfzig Mètres war eine brennende Kerze aufgesteckt, deren Licht auf diese Entfernung kaum sichtbar war. Einige Schritte seitwärts von ihr war ein Mann aufgestellt, der die Wirkung eines jeden Schusses anzugeben, das Licht, wenn es ausgelöscht wurde, wieder anzuzünden, oder eine frische Kerze aufzustecken hatte, wenn eine solche entzwei geschossen wurde. Es wurde nach der Reihe herum geschossen. Einige fehlten nie den Docht oder die Kerze, und jeder ihrer Schüsse wurde mit einem lang anhaltenden Gelächter belohnt; andere putzten wirklich das Licht ohne es auszulöschen, worauf dann stets ein lautes Bravo aus den rauhen Kehlen der Jäger erscholl. Einer von ihnen, ein besonders geschickter Schütze, war so glücklich, unter sieben Schüssen, das Licht dreimal zu putzen, und jedes andere Mal löschte er es aus, oder schoß die Kerze einen halben Zoll unter der Flamme ab.

Ich könnte noch eine Menge anderer eigenthümlicher Spiele der Kentucker anführen; allein es ist hier der Ort nicht dazu. Ueberall, wo in diesem Staate die Bevölkerung noch nicht besonders zahlreich ist, begegnet man selten einem Manne, der nicht seinen Karabiner und seinen Tomahawk bei sich trägt. Es wird aus dem voraus Erwähnten leicht zu ermessen seyn, daß der Kentucker sich mit erstaunlicher Leichtigkeit Wildpret verschaffen, oder auch eines Feindes sich entledigen kann, vorzüglich wenn man weiß, daß er sich dieser Waffe von dem Augenblicke an bedient, wo er seine Schulter stark genug fühlt sie zu tragen, bis sie ihm der Tod aus der Hand schlägt. Der Karabiner versorgt den Kentucker auf seinen langen Märschen durch unermeßliche Waldungen mit dem nöthigen Lebensbedarf; bildet für ihn aber auch zugleich eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügungen und Zeitvertreib.

*) Diese Provinz der Vereinigten Staaten wurde 1754 entdeckt, im Jahre 1773, auf die unsern Lesern (s. Murat's Skizzen aus Nordamerika) schon bekannte Art den Indianern abgekauft und 1792 unter die nordamerikanischen Freistaaten aufgenommen. Kentucky enthält gegenwärtig an 600,000 Einwohner und ist sehr feuchtbar.

Preisschrift gegen die Saintsimonisten.

Die „Societé de la morale chrétienne,“ in Frankreich hatte einen Preis von 500 Fr. ausgesezt: „für die beste Widerlegung der saint-simonistischen Lehre, in Betracht Dessen, was sie der christlichen Moral Zuwiderlaufendes enthält.“ Dieser Preis wurde Herrn Poupot, Professor am Kollegium von Sorèze, zu Theil. Es waren eilf Abhandlungen eingerichtet worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 224. 11 August 1832.

König Georgs-Sund.

6. Die Meulgarradocks und die Krankheiten der Eingebornen.

Das größte Ansehen unter den Bewohnern von König Georgs-Sund genießen die Meulgarradocks oder Gaukler, die je nach ihrer größern oder geringern Geschicklichkeit in verschiedene Grade eingetheilt werden; so wie bei andern wilden Völkerstämmen wird auch hier das Treiben dieser Leute einer übernatürlichen Einwirkung zugeschrieben. Einem Meulgarradock wird die Macht beigemessen, dem Wind oder Regen nach Willkür gebieten zu können, und Jemand den er oder ein Anderer haßt, durch Blitz oder Krankheit tödten zu lassen. Will er ein Gewitter besänftigen, so stellt er sich unter freien Himmel, ficht mit den Armen, schüttelt seine Kleider von Kangurufellen, und fährt mit diesen heftigen Bewegungen, die er in Zwischenräumen wiederholt, so lange fort, bis er seinen Zweck erreicht hat. Ein ähnliches Verfahren findet statt, wenn er Krankheiten heilen will, nur geht der Gaukler dann weniger geräuschvoll zu Werke, indem er den Kranken mit zwei Stücken von grünem Holz reibt, die vorher am Feuer gewärmt wurden; der Kranke wird hiebei von ihm öfters angeblasen, was die Schmerzen lindern soll. Der Hand des Meulgarradock wird auch die Kraft zugeschrieben, Stärke und Gewandtheit mittheilen zu können. Dieses Wunder wird von ihm auf höchst einfache Art verrichtet: der Gaukler streicht den Arm Dessen, der mit so großen Vorzügen begnadigt werden soll, von der Schulter bis zu den Fingerspitzen herab stark mit der Hand und zieht ihn dann so lang, bis die Gelenke krachen.*) Bei Krankheiten beschränkt sich indeß seine Behandlungsweise nicht bloß auf Reibungen; bei Durchfällen z. B., einer auf König Georgs-Sund häufigen Krankheit, verordnet er dem Kranken das Harz der Xanthorrhöa, und zuweilen auch die grünen Stängel der Mirns, der bereits erwähnten rothen Wurzel. Die Eingebornen haben außer diesen wahrscheinlich noch mehrere Heilmittel, auf die sie ein besonderes Vertrauen zu setzen scheinen, denn man sieht sie oft die eckelerregendsten Getränke verschlucken. Die Krankheiten, denen sie am meisten unterworfen sind, bestehen in solchen, die ihre Ursache in Erkältung haben, als Halsweh und Koliken, die, bei Kindern besonders, häufig mit dem Tode enden. Ein junger Mensch, der einst an meinem Feuer stand, und ganz gesund zu seyn schien, fiel plötzlich unter konvulsivischen Zuckungen des Gesichts, des Halses und der Arme bewußtlos um. Ich hob ihn auf, und als er nach einigen Minuten wieder zu sich gekommen war, bat er mich ihm Arznei zu geben; man versicherte mich, daß solche Anfälle bei ihnen sehr häufig seyen. Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Meulgarradocks ist auf Heilung der mit Sagayen zugefügten Wunden beschränkt; sie wissen die Waffe mit vieler Geschicklichkeit auszuziehen, streuen dann ein Pulver auf die Wunde, dem ähnlich, was sie zu ihrer Schminke verwenden, und legen einen sehr festen Verband von weicher Baumrinde an. Die Zeit der Genesung des Kranken ist in mehrere Perioden eingetheilt, während deren er eine verschiedenartige Diät zu beobachten hat; anfänglich erhält er nichts als Wurzeln, dann Eidechsen, später Fische u. s. w. Mißgestaltete Menschen werden unter den Eingebornen nicht gefunden; man trifft weder Taube noch Blinde. Ohnmachten werden bei ihnen nicht beachtet. Einst sahen die Eingebornen einige unserer Leute so stark betrunken, daß Einer von ihnen nicht aufrecht stehen konnte; hierüber sehr beunruhigt, kamen sie zu mir und meinten, dieser Mann werde wohl den nächsten Tag nicht erleben, denn auch die schwarzen Männer würden zuweilen von derselben Krankheit befallen, und müßten dann immer sterben. Auf nähere Erkundigung nach der Krankheit, von der sie sprachen, schloß ich aus ihren Angaben, daß Dieß der sogenannte Sonnenstich seyn müsse. Das Verfahren bei Schlangenbissen ist sehr einfach und zweckmäßig; sie unterbinden den verletzten Theil mit Binsen, erweitern die Wunde mit einem Kangurunagel oder der Spitze einer Sagaye, und saugen sie dann aus, waschen aber nachher dieselbe wie den Mund mit kaltem Wasser aus. Ist letzteres nicht bei der Hand, so halten sie das Aussaugen der Wunde für gefährlich. Einer der Eingebornen, Namens Uunua, der von einer Schlange in den Finger gebissen wurde, war zwei bis drei Tage krank, und hatte eine Zeit lang ein kränkliches, abgemagertes Aussehen.

* * *

7. Die Stämme, ihre Fehden und Leichenbegängnisse.

Die Abtheilung und Unterabtheilung der verschiedenen Stämme ist so verwickelter Art, daß es wohl noch geraume Zeit anstehen dürfte, bis man hierüber die nöthige Aufklärung erhalten wird. Die Klassen der Erniennung und der Tem sind die einzigen in der

*) Die Aehnlichkeit in diesem Anblasen, Bestreichen u. s. w. mit unsern magnetischen Kuren braucht kaum bemerkt zu werden.
Anm. d. R.

Nachbarschaft des Sundes, allein diese Benennung ist eine allgemeine, und bezeichnet keineswegs besondere Stämme; eine andere ebenfalls fast allgemeine Eintheilung ist die in Moncalon und in Torndirrep; indeß gehören einige Individuen weder zu der einen noch zu der andern. Man kann sie kaum Stämme nennen, da beide zu sehr mit einander vermischt sind. Die Moncalon sind indeß östlich, und die Torndirrep westlich von der Kolonie zahlreicher. Unter diesen Stämmen finden gegenseitige Heirathen statt; jeder Stamm hat wieder Unterabtheilungen; solche sind die Opperheip, die Cambien, die Mahnour u. s. w. Wahrscheinlich erhalten diese Stämme zum Theil ihren Namen von dem Wilde oder den Nahrungsmitteln, die in ihrem Bezirke am häufigsten sind. Die Bewohner in der Umgegend des Sundes werden Mirnangher genannt, wahrscheinlich von Mirn, die bereits erwähnte rothe Wurzel, und angher (essen.) Hier wird auch wirklich der Mirn am häufigsten gefunden; allein die entfernteren Stämme essen ihn nicht, und klagen darüber, daß der Boden zu sehr mit Gesträuch *) bedeckt ist, das ihnen die Füße zersticht. Die großen Kangurus sind hier selten, die kleinere Gattung hingegen, und die Xanthorrhöa und Banksia werden häufig gefunden; auch an Fischen ist zu gewissen Zeiten kein Mangel. Die Eingebornen, welche die rechte Seite des Landes bis an die Küste des Kap Nordwest bewohnen, werden Merram genannt. Dieser Bezirk soll fruchtbarer als der vorerwähnte seyn und verschiedene Gattungen eßbarer Wurzeln hervorbringen; auch gibt es hier viele Teiche, mehr wildes Geflügel und mehr Emius. Die Eintheilung in Ernienung und Tem gilt also nicht für alle Stämme. Ihnen zunächst, im Innern des Landes, wohnen die Yobberore, in einer Gegend, die gebirgiger und mehr bewaldet zu seyn scheint als das erstere; allein wir hatten mit ihren Bewohnern nur wenig Verkehr. Dann kommt das Gebiet der Uill oder Ueil, ein schönes Land, das seinen Namen vielleicht von dem Worte Uill oder Ueil (Ameisenei) führt. Die Eingebornen berichteten uns, es werde von einem breiten und tiefen Fluß durchströmt, dessen Lauf ihnen, seiner ganzen Ausdehnung nach, nicht bekannt sey, und den man nur an einer einzigen Stelle, mittelst eines großen Baumes überschreiten könne, der von einem Ufer des Flusses zum andern gefallen sey. An das Gebiet der Ueil stößt das der Uarrangre, von Uarri (Känguru) so genannt, das von derselben Beschaffenheit wie das von Ueil zu seyn scheint, nämlich ein offenes, waldiges Land mit kurzem Pflanzenwuchse, von Kangurus, Opossums und andern Säugethieren, so wie auch von Vögeln bewohnt, wie man sie längs der Küste nicht findet. Das Gebiet von Coraine hat seinen Namen vielleicht von Qunur, die Benennung des kleinen, im Gesträuch lebenden Kangurus; der Aussage der Eingebornen zufolge ist dieses Land sehr flach und gänzlich von Waldungen entblößt; es enthält mehrere Salzwasserseen, und ist mit Farrenkraut bedeckt. Jenseits dieses Bezirks strömt ein Fluß, der sich durchwaten läßt, und ins Meer ergießt.

*) Aus dieser Aeußerung ließe sich schließen, daß das Land im Innern offener und fruchtbarer ist, weil nur dürrer Boden mit niederm Gesträuch bedeckt zu seyn pflegt, und weder zur Weide noch zum Anbau sich eignet.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Schluß.)

Der Chamba-Lama führte uns in sein Zimmer, wir nahmen Platz, und nun begann mit Hülfe Gentimur's, der uns als Dolmetscher diente, eine höchst interessante Unterredung. Ich fragte den Chamba-Lama, ob die Annahme, daß seine Sekte dem Buddhismus angehöre, wie in Hassel's Statistik behauptet wird, gegründet sey. „Ja, erwiderte er, denn der Buddha der Indier ist ganz derselbe Gott wie unser Tschigemune. Allein Tschigemune ist nicht der Fo der Mandschu. Die Mutter des Tschigemune, fügte er hinzu, wird in großen Ehren gehalten.“ Ich wollte gern erfahren, ob in diesen letzten Worten nicht eine allegorische Bedeutung liege und fragte ihn deßhalb um ihren Sinn, allein vergebens, wir konnten uns einander nicht verständlich machen. Der Chamba-Lama sagte mir, daß die Buräten an einen einzigen Gott glauben und verglich die Menge von Burchanen, Götzenbildern, die man in den Tempeln der Lamas findet, mit den Heiligenbildern der griechischen Kirche. Ich sprach mit ihm über Confuzius; „Ich kenne ihn nicht, war die Antwort; allein wir haben viele, ganz andere Philosophen als ihn.“ Unter Anderm belehrte er mich auch, daß die Lamas nicht in einer besondern Schule erzogen werden; die Kinder, die von ihren Vätern zum Priesterstande bestimmt sind, werden einem Lama übergeben, der seine Jurte mit ihnen theilt, und sie in den heiligen Schriften unterrichtet. Die Hierarchie der Priester zerfällt in eine unendliche Menge von Stufen, und nur dem Chamba ist gestattet, alle heiligen Bücher ohne Ausnahme zu lesen. Die Lamas verheirathen sich nicht und müssen ein durchaus ascetisches Leben führen. Ich wollte gegen Se. Heiligkeit über das Unbequeme des Cölibats einen Scherz anbringen, aber er gab dem Gespräch ziemlich barsch eine andere Wendung und brach über diesen Gegenstand kurz ab. Dieß hieß aber auch im Hause des Gehenkten vom Stricke reden, denn der heilige Mann war selbst heimlich verheirathet gewesen. Der Chamba-Lama stirbt, gleich dem Dalai-Lama, seinem Oberhaupte, niemals; noch bei seinem Leben wird ihm ein Nachfolger bestimmt, der aber bei ihm wohnen muß, und die Buräten glauben, daß während dieses Beisammenwohnens und noch ehe das materielle Leben des Lama erlischt, seine Seele allmählich in den Körper seines Nachfolgers übergehe, der immer aus seinen nächsten Verwandten gewählt wird. Der unsers Chamba-Lama war, wie man uns sagte, sein Neffe; böse Zungen wollten indeß behaupten, er sey eine Frucht jener heimlichen Ehe, und in der That, wenn man die Anlage zur Wohlbeleibtheit, die sich an dem jungen Manne verrieth, in Betracht zog, so mußte man bekennen, daß hier die Seelenwanderung auch eine überraschende körperliche Aehnlichkeit hervorgebracht hatte. — Die Lamas haben ihre heiligen Bücher von Tübet erhalten, woher überhaupt alle ihre religiösen Lehren und Gebräuche stammen; sie sind in der Tangu-Sprache (russisch Tangusky, die man nicht mit dem Tungusky verwechseln darf) geschrieben. Diese Sprache weicht so gänzlich vom Mongolischen der Buräten ab, daß kein Laie jene heiligen Bücher versteht; die Lamas hingegen lesen das Tangu geläufig. Einer ihrer Glaubensartikel sagt, daß es mehrere Sündfluthen gegeben habe, und daß noch eine eintreten werde. Wir gedachten gegen den Chamba

des Deukalion und Noah; allein er gab uns zur Antwort, daß diese Namen in den heiligen Büchern nicht vorkommen. Ich bemerkte, daß man Fische auf den Gebirgen gefunden habe, was für die Richtigkeit der lama'schen Traditionen zu sprechen scheine; allein er erwiderte ziemlich übel gelaunt, er habe dergleichen nie gesehn, und seine Bücher sagten nichts davon. Als er hörte, daß wir uns mit astronomischen Untersuchungen beschäftigten, wollte er etwas von unsrer Kosmographie wissen; ich bemühte mich ihm das „ponderibus librata suis“ und das „e pur si move“ begreiflich zu machen. „Das ist Alles wohl möglich, sagte der Greis, aber unsre tangusischen Bücher sagen: Ein Elephant trägt die Erde, und die Sterne stehen unbeweglich hinter durchsichtigen beweglichen Wassern, die sie auf ihrer Fläche abspiegeln, und uns dadurch glauben machen, daß die Sterne sich bewegen.“ So scheint auch bei der oben beschriebenen Ceremonie der Wasserweihe das Bild des Burchanen oder Götzen sich im Spiegel zu bewegen, wenn der Priester das Wasser darüber gießt.

Nach dieser Unterredung begaben wir uns in den Haupttempel, der fast an die Wohnung des Chamba-Lama stieß. Dieser Tempel ist ganz wie eine gothische Kirche gebaut und mit einer Vorhalle versehen. Das Schiff ist höher als die Seitengänge, von denen es durch zwei hölzerne Säulenreihen getrennt wird, über denen sich in der Mitte des Tempels, der Länge nach, eine hohe Kuppel wölbt, wie man sie bei den in Kreuzesform gebauten gothischen Kirchen sieht. Längs den Säulen sind Bänke angebracht, auf denen die Priester Platz nehmen und zwar so, daß die von niederm Rang auf die Seitenbänke, die von höherm Range hingegen, auf die Bänke an den Säulen in der Mitte zu sitzen kommen. Jeder der Priester, mit einem musikalischen Instrumente versehen, spielte seine Stimme in einem noch weit seltsameren Orchester, als jenes, das uns auf der Ebene bewillkommt hatte. Hier sah man nicht allein jene Hörner von zehn Fuß Länge, Tamtams (ein chinesisches Wort das wahrscheinlich von den pariser Musikern erfunden wurde, denn hier zu Lande kennt man es durchaus nicht), Cymbeln, Kastagnetten und Pauken, sondern auch lange spiralförmige Instrumente und ein Glockenspiel, das eine höchst seltsame Wirkung machte. In der Nähe des Altars, im Hintergrunde des Tempels, saßen einige Lamas höhern Grads auf Lehnsesseln; diese hatten keine Instrumente, aber sie psalmodirten Gebete, die von dem Orchester der zweihundert Lamas, abwechselnd bald mit einem Andante, bald mit einem Allegro begleitet wurden. War der Gesang der Priester langsam und ernst, so begleiteten ihn die tiefsten Instrumente, wie Hörner und erzene Pauken, und am Ende jeder Strophe gingen Stimmen und Orchester wieder in ein Allegro über; alle Lamas sangen und spielten zugleich, so daß auf jede Sylbe des Recitativs eine Note des Orchesters folgte. Während einer Pause lief einer der auf den höhern Bänken sitzenden Priester schnell durch den Tempel, und gab jedem Lama eine Handvoll Getreide, die er aus einem großen Becken nahm; dann fing die Musik wieder an, und Alle warfen während des Gesanges das erhaltene Getreide in die Luft. Vor dem großen Altar, auf dem die Bilder des Tschigemnne und mehrere Burchanen aufgestellt waren, standen, wie gewöhnlich, Becher mit Wasser gefüllt und ein großes Becken voll Getreide. Die Lamas gingen in Prozession durch den Tempel, einer nach dem andern neigte sich vor dem Becken, dessen Rand sie mit der Stirne berührten, und traten dann zu einem der höhern Priester, der jedem abermals eine Handvoll Getreide gab. Hat diese Ceremonie nicht einige Aehnlichkeit mit dem Abendmahl der Christen? Für mich wurde diese Erinnerung um so stärker, weil man während der Prozession ein Andante sang, das einem alten Kirchengesang sehr ähnlich war.

Die Gläubigen nahmen keinen Theil an dieser Ceremonie; sie stehen mit gefalteten Händen längs der Mauer am Eingang des Tempels. Die Weiber sind in blauen Seidenzeug gekleidet und mit reichen, mit Malachit, Korallen und Perlenmutter besetzten Stirnbinden geschmückt. Die Lamas der höhern Bänke tragen Mützen von gelbem Stoff, in Gestalt eines Helms, wodurch sie sich vor den übrigen auszeichnen, deren Kopfbedeckung der spitze Hut der Mongolen ist. Diese Helme hingen während des Gottesdienstes an den Säulen hinter ihren Sitzen, wurden aber gegen Ende desselben aufgesetzt und dann die Ceremonie bedeckten Hauptes mit einem Gesang geschlossen.

Hinter einem Vorhange, der den Hauptaltar von der Mauer scheidet, liegen die heiligen Bücher, in der Tangusprache, und Handschriften aufgeschichtet, deren Blätter je zwischen zwei Brettern aufbewahrt und in Stoff von verschiedener Farbe eingewickelt sind. Der Tempel ist überreich mit Pfauenfedern, Tiger- und Leopardenfellen, Elephantenzähnen und andern Seltenheiten Mittelasiens ausgeschmückt. Ich bemerkte noch einige andere Verzierungen, über die man mir jedoch keinen genügenden Aufschluß geben konnte; es waren Dieß Stücke Holz, welche Menschenköpfe vorstellten, und die zu Hunderten am Dom des Tempels hingen. Diese Köpfe waren bizarr bemalt, hatten chinesische Augen, Hundeschnauzen und mitten auf der Stirn einen runden schwarzen Fleck, der wahrscheinlich ein drittes Auge oder ein Stigma vorstellen sollte. Diese letztere Vermuthung scheint mir um so gegründeter, weil die Pupille rund und ohne Augenlied war, und ich überdieß später erfahren habe, daß auch die mongolische Mythologie ihre Cyklopen hat. Vom Kinne jedes dieser Köpfe hingen statt des Bartes eine Menge Bänder herab. Als ich die Vorhalle des Tempels betrat, fiel mir ein großer papierner Cylinder auf, der, mit tangusischen Gebeten beschrieben und mit bunten Bändern geschmückt, sich um eine Achse bewegte. So oft er umgedreht wurde, schlugen zwei am obern Ende angebrachte Schwängel auf Glocken, die zur Seite aufgehangen waren. Jene Gläubigen, die nicht lesen können, drehen, wenn sie aus dem Tempel gehen, diesen Cylinder um, und Dieß vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets; es ist Dieß der Rosenkranz, Ave Maria u. s. w. der Christen. Die auf dem Hauptaltar brennenden Kerzen bestehen aus Butter, und ihre Dochte aus Baumwolle; die Butter dient auch überdieß noch zur Bereitung mehrerer Opfergaben, in Gestalt von Blumen u. s. w.

Von den vielen Kapellen in der Umgebung des Tempels besuchten wir nur Eine, und zwar die, in welcher der Wagen aufbewahrt wird, in dem man bei gewissen Feierlichkeiten das Standbild der Mutter des Tschigemnne um den Tempel fährt. Man erblickt an diesem Wagen sieben neben einander gespannte Pferde, die grün bemalt und sehr sauber gearbeitet sind, das mittlere derselben ist von Lebensgröße, die übrigen, zu beiden Seiten befindlichen aber werden immer kleiner, so daß die beiden letzten nur den vierten Theil so groß sind, als das mittlere. Es ist Dieß ein russisches Ge-

spann, bei dem sogar die Glocke nicht vergessen ist, durch die die sibirischen Postfuhren bezeichnet sind. Die Mutter des Tschigemune hat also ihre Poderoschna bezahlt. Als wir von dem Chamba-Lama Abschied nahmen, bat er uns, dem russischen Kaiser zu sagen, daß die Buräten zu Gott mit so vielem Eifer für ihn beten, als sie es nur vermöchten. Seine eigenen Worte. Der heilige Mann hatte von Alexander schon eine goldene Medaille erhalten, und vielleicht trug er Verlangen nach einer zweiten. — Wir stiegen nun zu Pferde, und Prinz Gentimur und ich sprengten in gestrecktem Galopp nach Monachonowa zurück.

Vermischte Nachrichten.

Vor sechzig oder siebzig Jahren, hielt man in England viel auf gut gemalte Wirthshausschilde. Man trieb damit selbst bis nach Amerika Handel, und viele der damaligen Künstler ersten Ranges schämten sich nicht, mit dergleichen Arbeiten ein Stück Geld zu verdienen. Seit der Zeit nahm der Künstlerstolz zu, und der Geschmack an schönen Wirthshausschilden ab, und die Wirthe begnügten sich mit Bildern von geringerm Kunstwerthe. In einer New-Yorker Zeitung wird erzählt, daß unlängst der Kopf eines Bullenbeißers, eine der frühesten Arbeiten West's, der über siebzig Jahre als Schild einer Schenke gedient hatte, von einem reisenden Engländer für die königliche Akademie gekauft worden sey. So soll „der gestiefelte Geißbock" zu Little-Chelsea von Georg Morland, der gern ein wenig tief in's Glas guckte, in einer seiner rosenfarbenen Stunden gemalt worden seyn, und der „Kopf der Königin," den man früher zu Epsom als Wirthshausschild sah, war von Harlow, und hatte die besondere Eigenthümlichkeit, daß der Künstler in einer seiner launigen Anwandlungen das Gesicht auf die eine und den Hinterkopf auf die andere Seite gemalt hatte. Harlow, der damals mit Lawrence nicht auf bestem Fuße stand, setzte unter dieses Bierzeichen T. L. Greekstreet, wodurch dieser sich nicht wenig gekränkt fühlte.

*

„Unter den Personen, die ich in Paris kennen lernte," sagt Depping in seinen Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris; „befand sich auch Llorente, der so verfolgte Geschichtschreiber der spanischen Inquisition. Ich besuchte ihn oft und fand in ihm einen sehr vielseitig gebildeten Gelehrten. Eines Morgens begegnete ich ihm sehr früh auf der Straße, und als ich ihn fragte, woher er komme, antwortete er: „Ich hatte mich verwichene Nacht verdingt, bei einer Leiche Wache zu halten. Wie wenig ließ ich mir träumen, als ich Kanonikus von Toledo und geheimer Rath in Madrid war, daß ich einst mein tägliches Brod durch Nachtwachen bei einem todten Pariser werde verdienen müssen!" Bald darauf erhielt er auf Peyronnets Befehl die Weisung, Frankreich zu verlassen; denn dieß war der Wille und Befehl der Jesuiten des Hofes. Der arme Llorent mußte gehorchen und kam nothdürftig wieder in seine Heimath, wo er bald darauf im tiefsten Elend starb."

*

Die „India Gazette" enthält ein Schreiben aus Basra vom 24 August v. J., worin es heißt: „Fast jeder Landstrich dieser Gegenden ist von furchtbaren Plagen heimgesucht; Bagdad und die umliegenden Ortschaften sind durch die Pest verödet worden, und nun treffen aus Hamadan, dem alten Ekbatana, Nachrichten von einer bisher unerhörten Geißel ein, von der die dortigen Einwohner befallen worden sind. Eine Gattung furchtbar giftiger Schlangen soll nämlich die Stadt überschwemmt haben, und ihr Biß furchtbaren Wahnsinn erzeugen, der nur mit dem Tode endigt. Die Straßen sind von Leichen angefüllt, mit denen sich Hunde und Schakals mästen; die Einwohner voll Schrecken und Bestürzung wissen kaum, wohin sie sich retten sollen."

*

Das „Edinburgh Review" gibt über das arabische Kameel folgende neue Bemerkungen: „Das Pferd dient in Arabien nur zum Schaugepränge und ist nur im Kriege von eigentlicher Nutzbarkeit. Der eigentliche Gefährte des Arabers, das Thier, das seine Arbeiten und Mühseligkeiten theilt, ist das Kameel. Nedscheb, der Landstrich, den vorzüglich Beduinenstämme bewohnen, scheint das Geburtsland dieses unschätzbaren Thieres zu seyn; man nennt ihn daher auch: „Die Mutter der Kameele." Die besondere Eigenschaft des Kameeles lange Zeit Durst leiden zu können, macht es ganz geeignet für den Boden, wo es geboren wird. In Aegypten, wo es täglich in den Gewässern des Nils seinen Durst löschen kann, ist es nicht im Stande, länger als einen Tag des Wassers zu entbehren. In den Ebenen Anatoliens, die zwar sehr hoch gelegen sind, aber gewöhnlich noch ziemlich Wasser haben, kann es zwei Tage dürsten; während es in Arabien gemeiniglich vier Tage ohne Tränke aushalten kann. In der großen Wüste, die Aegypten von Senaar trennt, muß das Kameel neun Tage ohne Wasser bleiben, und dennoch langen die meisten dieser Thiere, welche die Karawanen bilden, wohlbehalten am Ort ihrer Bestimmung an. Der Reisende Burckhardt widerlegt in Bezug hierauf die gewöhnliche Meinung, daß das Kameel oft an der großen Menge Wassers, die es im Magen aufbewahre, umkomme. Der bei ihm vorgefundene Vorrath ist im Gegentheil nie sehr groß. Dagegen scheint auch der Höcker für das Kameel eine Art Vorrathskammer zu seyn, von der es zehrt, oder wie die Araber sagen, aus der es während seiner langen Märsche Nahrung schöpft. Wirklich erhebt sich auch der Höcker, wenn das Thier, so viel es braucht, Futter zu sich genommen, zu einer wohlausgefüllten Pyramide, die den vierten Theil der ganzen Größe des Thieres ausmacht. In der Wüste jedoch schwindet diese Erhöhung so zusammen, daß sie am Ende gar nicht mehr sichtbar ist, und dann ist das Thier so erschöpft, daß es nicht mehr weiter gehen, und Ruhe und Lebensmittel nicht länger entbehren kann."

*

Das Echo ist unter den Eisbergen von Grönland so stark, daß jeder Schall am Fuße derselben sich augenblicklich bis zu ihrer Spitze fortpflanzt, und wenn diese abgemorscht oder sonst locker geworden ist, so reicht oft ein Wort hin, sie herabstürzen zu machen. Ein Boot mit sieben Eingebornen fuhr einmal durch die Höhlenwölbung eines Eisberges, als ein Knabe mit einem Stück Holz auf ein über das Kanot gespanntes Fell schlug. Der Schall war in wenig Augenblicken bis zur Höhe der Wölbung gelangt, ein donnerähnliches Krachen erfolgte, und die Höhle wurde plötzlich stockfinster; denn das Gewölbe war eingestürzt, und hatte die unglücklichen Grönländer unter den Wellen begraben. Die Diskobay ist ein wegen ergiebigen Fischfanges viel berühmter Platz. Zu gewissen Jahreszeiten versammelt sich dort eine große Menge Volks, die Fischer verkaufen, und die fernhergekommenen Bewohner kaufen. Es ist eine Art Jahrmarkt, aber einer der gefährlichsten Art. Jeder Eisberg droht sie zu zerschmettern, und doch treibt sich Alles mit einer Sorglosigkeit durcheinander, als wenn nicht die mindeste Gefahr vorhanden wäre. (Carne's Lives of Eminent Missionaries. London 1832.)

*

Nachrichten aus Kanada von Mitte Junius geben eine traurige Schilderung von den Verwüstungen, welche die Cholera in Quebec und Montreal, vorzüglich aber unter Eingewanderten aus Irland und England, angerichtet. Die Krankheit hatte meist einen äußerst schnellen tödtlichen Verlauf von wenigen Stunden. Ein Brief aus Montreal vom 17 Junius sagt: „Eine große Anzahl von Menschen, die man gestern noch in den Straßen umherwandeln sah, sind heute in der Ewigkeit." Die Krankheit blieb nicht bloß auf solche Menschen beschränkt, die durch Armuth, Unreinlichkeit oder ungeregelte Lebensart für sie besonders empfänglich seyn sollen, sondern ergriff Leute von allen Ständen. In Quebec hatten sich bis zu jener Zeit 2500 Krankheitsfälle ereignet und in neun Tagen waren 800 Menschen gestorben. Montreal zählte damals noch nicht so viele Kranke und Todte; indeß waren doch in sieben Tagen 500 Personen weggerafft worden. Alles was aus beiden Städten entfliehen konnte, hat sie verlassen. Die Geschäfte haben daher völlig aufgehört.

*

Zu Paris wurde ein Torfverkäufer wegen eines Uhrendiebstahles verhaftet. Man fand in seiner Wohnung 200 Uhren; der gute Mann wird jetzt so ziemlich wissen, wie viel es geschlagen hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 225. 12 August 1832.

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung v. S. 871.)

Mit Tages Anbruch machten wir uns am folgenden Morgen in einer Art Gigg, mit einem Pferde an der Deichsel, und einem andern, das auf den Fall der Noth als Aushelfer dienen sollte, daneben, auf den Weg. Drei berittene Neger, jeder mit einem ledigen Pferde an der Hand und zwei Saumrosse folgten uns. Am Abende langten wir auf der Pflanzung an, die unter Hrn. Fyall's Aufsicht stand, nachdem wir kurz zuvor einem Truppe Maroons begegnet waren. Kaum sah ich noch irgendwo solche schöne, große und handfeste Leute, ganz wie es das Klima fordert, in weite Hosen von Segeltuch gekleidet, mit einem gleichfalls segeltuchenen Hemde darüber, das um die Lenden von einem breiten ledernen Gürtel zusammengehalten wurde, in welchem auf der einen Seite ein kurzer Säbel stak, auf der andern eine lederne Tasche für die Kugeln hing. An einem Riemen über der einen Schulter hing auf der andern Hüfte ein groses Pulverhorn und ein Schnappsack. Dieß sammt einem Strohhut und einer kurzen Büchse mit einem Tragbande, um sie auf dem Marsch über die Schulter hängen zu können, vollendete den Anzug dieser Negersoldaten. Jedenfalls ist derselbe für dieses Land und diese Sonne zweckmäßiger ausgedacht, als die dickgefütterten Röcke, die schweren Filzhüte, das kreuzweise auf die Brust drückende Riemenwerk und die schweren Musketen der englischen Truppen in Jamaika. Als wir vor dem Thore der Pflanzung anlangten, erhob Hr. Fyall ein gellendes Geschrei: „Jungen! Jungen!“ rief er mit einer Stimme, die ziemlich einem Hundgebell ähnlich war. Alle Bedienten in Westindien, und wären sie so alt wie Methusalem, werden „Jungen“ genannt. In diesem Augenblick stürzte ein halb Dutzend schwarzer Bursche heraus, die unser Gepäck abluden und der weiteren Befehle „Massa's“ harrten. Der Herr Oberaufseher zeigte dem Hausmeister der Pflanzung ein so mürrisches Gesicht, als wenn er Wunder welch ein Unheil angerichtet, und mit wenigen mürrischen Worten verlangte er das Mittagessen. „Hört ihr?“ setzte er hinzu.

Das Mahl bestand aus Allem, was die Speisekammern der Pflanzungen haben: gesalzene Fische, Pisangs, Yam und ein Stück Bock-Hammel. Wenn ich sage „Bock-Hammel;“ so will ich damit nur darauf anspielen, daß ein europäischer Hammel, nach einem ein- oder zweijährigen Aufenthalte in Jamaika zwar sich in keinen Ziegenbock verwandelt, aber doch seine dicke warme Wolle ablegt und fortan lange Haare trägt; seine Nachkommen, wenn sie in den heißen Ebenen aufgezogen werden, nehmen nie wieder die Wolle an. Hr. Fyall und ich setzten uns eben zu Tische, als vier stöckige junge Bursche hereintraten, die nicht überaus schmuck angethan waren und deren Gesichter zur Farbe von Ziegelmehl verbrannt waren. Man hieß sie die Buchhalter, warum, weiß ich nicht; denn so viel ist gewiß, daß sie nie ein Buch mit einem Auge sehen, und ihr Geschäft beschränkt sich darauf, über die Feldarbeiten der Neger und in den Zuckersiedereien und Rhumbrennereien Aufsicht zu führen. Der Eine von ihnen, der Hauptbuchführer, wie man ihn nannte, schien von der Sonne geröstet, und zwar buchstäblich genommen. „Wie geht es Baldy?“ — fragte der Oberaufseher. „Heute besser, Sir. Ich wusch ihn mit Fischthran und Schwefel.“ — „Ei, zum Henker, dacht' ich! Armer Baldy!“ — „Und Mary und Karoline?“ — „Mit der Einen ist es hoch an der Zeit und die Andere habe ich statt Peter abthun lassen, dem man übrigens das Gnadenbrod schon allzu lange gibt, da er lahm und blind ist.“ — Fast fiel mir Messer und Gabel aus der Hand vor Schrecken: da ich nicht anders dachte, daß hier von Sklaven und Sklavinnen die Rede sey, denn wenn man früher die Nachrichten von den Behandlungen der armen Schwarzen in Westindien gelesen hatte, so mußte man nothwendig zuerst diesen Gedanken fassen. Bald darauf erfuhr ich jedoch zu meiner Beruhigung, daß der Mann, der hier befragt wurde, der Kuhhirte oder der Schäfer der Pflanzung war, und über seine Ochsen, jungen Kühe und Maulthiere Bericht erstattete.

Später trat ein großer, hagerer Mann ins Zimmer, der einen Rock von ganz eigenem Schnitte trug. Es war der sonderbarst gebaute Mensch, der mir noch vorgekommen; er hatte so zu sagen gar keinen Unterleib und man hätte denken mögen, der Magen sitze ihm zwischen den Schultern; doch was ihm am Rumpfe abging, dafür war unten an den Beinen überflüssig Ersatz gegeben; er glich in der That einem aufgesperrten Zirkel, auf dem ein gelbes Gesicht von zwei Handlängen saß, über dessen beide Ohren eine Art Strohdach von sandfarbigen Haaren auf die Schultern herabhing. Fyall nannte ihn Buckskin (Bockhaut), was mich nebst andern Umständen auf die Muthmaßung brachte, daß er nichts mehr und nichts minder als ein amerikanischer Schmuggler sey. Nach dem Essen wurde für Jeden ein Glas Punsch gefüllt; dann

pochte der Oberaufseher mit den Fingerknöcheln auf den Tisch, und die Buchhalter flogen zur Thüre hinaus, wie aus einer Büchse geschossen und ließen Hrn. Fyall, den Amerikaner, den Hausmeister oder *Buscha*, um ihn mit seinem Jamaikanamen zu nennen, und mich allein zurück. Ich war sehr ermüdet und wäre herzlich gern zu Bette gegangen. Allein daran war noch nicht zu denken. Fyall befahl einem Neger — Namens Jupiter — aus der Seitentasche seines Giggs ein Paar Flaschen zu holen, die Kapitalrhum enthielten, und ein neues Gebräue von Punsch qualmte auf. Es mochte um die Zeit seyn, wo der Heerwagen seine Deichsel abwärts kehrt, als es auch mit unsrem Verstande bergab zu gehen anfing. Besonders schien Fyall es auf den Amerikaner gemünzt zu haben, dem er auch dergestalt zusetzte, daß der langspältige Mensch keine seiner Gliedmaßen mehr rühren konnte, deren Handhabung, bei ihrer unvernünftigen Länge, ohnehin selbst für eine nüchterne Seele ein schönes Stück Arbeit blieb. Der Yankee schien jetzt dem Oberaufseher gar gekocht in der Hexenküche seines höllischen Planes. Auf seinen Wink wurde ein großer Zuber mit Wasser unter einen Balken der Stubendecke gestellt und von den Schwarzen, die mit Herrn Fyalls Teufeleien schon bekannt vor Vergnügen grinseten, ein Sack und ein drei Zoll dicker Strick hereingebracht. Nun steckte man zuvörderst Bucklin's lange Beine in den Sack, dessen Oeffnung um den Hals des zum Martyrthum geweihten Amerikaners zugebunden wurde. Hierauf befestigte man ihm das Seil unter seinen Armen um den Leib, doch so, daß es sich nicht zusammenschnüren konnte. Endlich wurde das Ende des Seiles durch den Balken der Stubendecke gezogen und Alles war fertig. Auf ein Zeichen Fyalls wurde der eingesackte Amerikaner von den Schwarzen aufgehißt und in den Wasserzuber hinabgetaucht; dann aber eben so schnell wieder zur Stubendecke hinaufgezogen und das Seil um den Leib des Buscha gebunden, der nicht weniger betrunken als der Yankee, auf seinem Stuhle eingeschlafen war. Ins kalte Bad getaucht und dann so zum Trocknen in die Luft hineingehängt und nüchtern zu werden, war bei dem Amerikaner das Werk eines Augenblicks. Da aber seine Arme mit im Sacke staken, so war er so unbehülflich wie ein Kind im Mutterleibe und konnte nichts thun, als fluchen, drohen und schwören, wobei er vor Wuth in seinem Sack zu tanzen anfing und mit jedem Ruck das Seil enger um den Dickbauch des Buscha zusammenzog, der sich wie behext vorkam, als er sich von einer unerklärlichen Gewalt sammt seinem Stuhle, auf den man ihn festgebunden hatte, am Boden hingeschleift fühlte. Zuletzt wurde der Hausmeister, der weniger schnell als der Amerikaner in seinem kalten Bade seine fünf Sinnen zusammenzuklauben im Stande war, durch das wüthende Toben seines Gegengewichtes sammt dem Stuhl einige Fuß hoch vom Boden in die Höhe geschnellt, und beide kamen endlich so ziemlich miteinander in gleiche Schwebe. Die Wuth, in die sich indeß der Yankee hineingearbeitet hatte, gab Fyall und mir den klugen Gedanken ein, die Lichter auszulöschen und uns nach unsern Zimmern zu flüchten, wo wir uns verbollwerkten, und den Negern zuriefen, sie möchten die beiden armen Teufel aus ihrer Noth so gut es gehe, erlösen und aus dem Hause lassen.

Als wäre es nicht genug gewesen an dem tollen Abenteuer dieses Abends, wurde ich aus meinem ersten Schlafe durch ein äußerst seltsames Tap Tap auf dem Boden meines Schlafzimmers aufgeweckt, als spazierte darin eine Katze mit Nußschalen an den Füßen auf und ab. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, dem nächtlichen Ruhestörer die Thüre zu weisen, aber in demselben Augenblick wurde auch meine große Zehe, wie von einer Schmiedszange eingeklemmt. Erschrocken fuhr ich ins Bett zurück, aber die Zange auch und als ich mit der Hand hinabfühlen wollte, wurde auch mein Daumen neben dem schon eingeklammerten Gliede festgekneipt. Nun verlor ich den Kopf und schrie Mord und Zeter, bis ein Neger mit einem Licht hereinstürzte, und siehe da, Daume und Zehe befand sich in den Scheeren eines Landkrebses.

(Fortsetzung folgt.)

König Georgs-Sund.

6. Die Meulgarradocks und die Krankheiten der Eingebornen.

(Fortsetzung.)

Obschon Diejenigen der Eingebornen, mit Denen wir verkehrten, uns immer zuerst den Namen ihres Stammes und Bezirkes sagten, so konnten wir, aller Mühe ungeachtet, diese verschiedenen Angaben doch nicht hinlänglich ordnen, und uns eine klare Uebersicht der verschiedenen Stämme verschaffen. Der Sohn ist von der Mutter aus entweder Erulenng oder Tem und vom Vater aus entweder Torndirrep oder Monealon; ein Mehreres konnten wir hierüber nicht mit Gewißheit erfahren, denn der Halbbrüder sind wahrscheinlich in Folge der sich so mannichfach durchkreuzenden Heirathen zu viele und zu verschiedene. Aus der nämlichen Ursache sind auch ihre Verwandtschaftsgrade sehr zahlreich. *Eitscher*, Mutter; *Cuinker*, Vater; *Murert*, Bruder oder Schwester; *Konk*, Oheim u. s. w. Was die Ehen betrifft, so sind die Heirathslustigen hinsichtlich ihrer Wahl nicht auf diesen oder jenen Stamm beschränkt; man hält jedoch für vortheilhaft, sich eine Frau so weit als nur möglich herzuholen, weil die Söhne das Recht haben, in der Heimath ihrer Mutter zu jagen.

Das Land ist in mehrere, Familien oder einzelnen Personen gehörige Bezirke getheilt, und Jeder hütet sein Eigenthum sorgfältig gegen fremden Eingriff. Zu gewissen Jahreszeiten statten die jungen Leute in Gesellschaft Besuche bei ihren Nachbarn ab, und legen zu diesem Zweck oft 40 bis 50 Meilen zurück. Ihr Aufenthalt ist gewöhnlich nur von kurzer Dauer, und wird mit Festen und Vergnügungen hingebracht. Solche Besuche werden natürlich nur zwischen befreundeten Horden gewechselt, sind aber dennoch immer von Friedensceremonien begleitet; man trifft bei seinen Freunden gewöhnlich vor oder gleich nach Mittag ein. Als wir eines Tages mit einem der Eingebornen, Namens *Macorrie*, und fünf oder sechs Männern seines Stammes auf der Jagd waren, hörten wir den Ruf „*cu uhie, cu uhie-ea-ea*“; sogleich blieben unsere Begleiter stehen und sagten, es näherten sich fremde Schwarze, und zwar wie Macorrie versicherte, keine befreundeten, weßhalb er mich bat, seine Leute bei einem etwaigen Angriffe zu unterstützen. Als jedoch die vermeinten Feinde näher kamen, erkannte er Freunde in ihnen,

denen sie sogleich entgegen gingen; es waren sechs Männer vom Stamm der Merram, die tanzend auf uns zukamen. Einer von ihnen trug ihre sämmtlichen Sagayen und Mearas oder Wurfstöcke, und die Uebrigen gingen unbewaffnet. Alle waren bemalt und mit Fett eingerieben; und Jeder hatte eine Schnur um den Kopf, an der Blätter der Xanthorrhöa über das Gesicht herabhingen, und einen grünen Zweig in der Hand. Als beide Parteien einander nahe gekommen waren, tanzten sie um einander herum, und dann umarmte Jeder seinen Freund, indem er ihn um die Mitte des Leibes faßte, vom Boden aufhob, und ihm die Hände küßte, was Jeder, der auf diese Art begrüßt wurde, genau erwiderte. Dann wurde der Tanz wiederholt und in Zwischenräumen fortgesetzt, worauf ich sie verließ. Grüne Zweige scheinen stets ein Sinnbild des Friedens zu seyn, und werden, wie bereits erwähnt, auch bei ihren Tänzen häufig in der Hand getragen.

Haben Einzelne Streit miteinander, so nehmen ihre Familien Antheil am Zwist. Wird Einer getödtet, so sucht sein Stamm ihn sogleich zu rächen, wobei weniger darauf gesehen wird, daß die Rache den Schuldigen, sondern daß sie nur eine Person seiner Horde trifft. Die rächende Wiedervergeltung wird indeß auf eine noch viel ausgedehntere Weise angewendet; denn wenn Einer der Ihrigen durch Zufall, wie durch einen fallenden Baum, oder im Wasser, oder auf irgend eine andere Weise umkömmt, so legen seine Freunde sein Unglück irgend einem Menlgarradock eines feindlichen Stammes zur Last und tödten Jeden, der diesem angehört. Eben so suchen auch gefährliche Kranke, die nicht mehr zu genesen glauben, noch irgend Jemand umzubringen, in der Hoffnung, durch dieses Mittel wieder gesund zu werden.

Bei Zweikämpfen bedienen sie sich ihrer Hämmer, oder werfen mit Stöcken und Tauks auf einander; solche Streiche könnten leicht gefährlich werden, wenn sie mit gehöriger Kraft geführt würden, allein hierin verrathen diese Wilden eine weibische Schwäche. Schilde führen sie nicht, doch wissen sie der Sagaye sehr geschickt auszuweichen. Die Streitigkeiten entspinnen sich meist wegen Weibern; bei Gebietsverletzungen oder wegen geringfügiger Ursachen begnügen sie sich, ihre Gegner mit der Sagaye in die Beine und Schenkel zu verwunden, suchen sie aber nicht zu tödten. Sobald Einer der beiden Parteien verwundet ist, hat der Kampf ein Ende.

In einigen Gegenden Australiens wird vor den Gefechten ein ordentlicher Kriegsrath gehalten, allein in König Georgs-Sund ist Dieß nicht der Fall. Wollen die Eingebornen ihren Angriff vorzüglich furchtbar machen; so führen sie nächtliche Ueberfälle aus. Von ihren gewöhnlichen Schlachten waren wir mehr als Einmal Zeuge; sobald der Feind sich naht, wird ein großes Geschrei erhoben; die ganze mit Sagayen bewaffnete Mannschaft stürzt ihm mit großem Lärm entgegen, wobei Jeder seinen Bart in den Mund nimmt und so gräßliche Gesichter schneidet, daß man Wahnsinnige zu sehen glaubt. Von jeder der feindlichen Parteien kämpfen selten mehr als ein oder zwei Mann mit einander, die übrigen aber suchen die Fechtenden von einander zu trennen, wobei natürlich viele Bewegung und viel Hin- und Herlaufen stattfindet. Die Kämpfenden werfen aus einer Entfernung von mehreren Schritten ihre Sagayen aufeinander, wobei die Gewandtheit, mit der sie dem Wurf, ohne ihre Stelle zu verlassen, auszuweichen wissen, wirklich bewundernswerth ist, und so werden denn auch oft sehr viele Sagayen geworfen, bis Einer der beiden Parteien verwundet wird.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

(Aus der nordischen Biene.)

I.

Derbent, 1 (12) Sept. 1831.

Ehe ich, meine lieben Freunde, etwas Näheres über den Zustand der Dinge hier sage, muß ich euch nothwendig mit dem Kriegsschauplatz in Dagestan bekannt machen. Nehmt eine Karte des Kaukasus vor euch, die Flüsse Ssamburg, russisch Ssamura und Koißu, der sich an seiner Mündung in zwei Arme, Agrachan und Ssulack theilt, strömen vom Gebirge herab; der erstere nach Südosten, der andere nach Nordwesten, und bilden ein ungeheueres unregelmäßiges Dreieck, das durch den, mit dem Ufer des caspischen Meeres parallellaufenden Gebirgsrücken Ssalataw und seine Fortsetzung gerade durchschnitten wird. Die Fläche dieses Dreiecks wird von lesghischen Stämmen bewohnt, die unter dem allgemeinen Namen Taulinzen (von Tau, d. h. Berg) bekannt sind; das vom Meer bespülte Trapez haben Kumyken, Dschengatayer, Karakaidachen und Tabassaranen inne. [illegible] dem Gebirge selbst, von Süden her, leben freie Tabassaranen, hinter ihnen Akuschinen, in den Bergen Avaren, hinter diesen in gerader Linie und sehr nahe liegt Tiflis. Jetzt ist der Verwaltung wegen der bakinische Kreis mit dem dagestanischen vereinigt, so daß die Gränze von Dagestan, d. h. des Berglandes, jetzt an Schirwan stößt. Die Städte Tarki, Derbent und Kuba sind die drei Achsen, um welche sich alle unsere Bewegungen drehen. Jermoloff's eingedenk, wagten die Bergvölker auch in den traurigen Jahren 1826 und 1827 nicht, gegen die Russen sich zu erheben, als die Heere Abbas Mirza's bis an die Ssambura vordrangen, und alle transssamurischen Stämme sich mit ihm vereinigten. Hiezu wirkte freilich auch die Glaubensverschiedenheit mit, denn die Perser sind Schiiten und alle Bergvölker Sunniten, die einander tödtlich hassen. Später, als sie die glücklichen Raubzüge ihrer Nachbarn, der Tschetschenzen und Tscherkessen sahen, kamen auch die in Kachetien wohnenden Lesghier in Bewegung. Die Erbauung der Feste Sakatal in den Bergen kostete viel Arbeit und Blut; allmählich drang der Geist der Empörung auch in dieß ziemlich ruhige Land, nach Dagestan. Die Erscheinung des kühnen Propheten, Kasi-Mullah, gab dem Aufstand einen Mittelpunkt und einen religiösen Charakter, obgleich Raubsucht immer der Hauptbeweggrund blieb. Es verlohnt sich der Mühe, Einiges über diesen außerordentlichen Mann zu sagen, der mit dem Ruhme seiner Thaten oder seiner witzigen Einfälle alle Städte des Kaukasus erfüllte, den die Frauen besangen, und mit dem die Kinder einander schreckten. Kasi-Mullah, von Geschlecht ein Koißu-Buline, ist aus dem Flecken Unssukul. Man sagt, sein Großvater sey wahrscheinlich ein entlaufener russischer Soldat gewesen. Seine Jugend brachte er in Gimri zu, in einem, auf dem südlichen Abfall des Ssalataw gelegenen Flecken, Erpilei gerade gegenüber. Arm, wie alle seine Landsleute, führte er auf einem Esel Weintrauben zum Austausch gegen Weizen in die schamchalischen Dörfer. Dieß nomadische Leben gab ihm die genaueste Ortskenntniß, die er nachher so meisterlich gegen uns benützte. Später begab er sich zu einem Mullah in Birikei, (an der Mündung des Bugam), um bei ihm lesen zu lernen. Dieser Mullah bemerkte bei Kasi-Mohammed einen ungewöhnlichen Fleiß und Verstand, und sandte ihn zu dem, durch seine Gelehrsamkeit berühmten Kadi-Mohammed in dem Gebiete Aslan-Chans, eines Häuptlings der Kumyken. Bei ihm lernte er arabisch und sog den Geist muselmännischen Aberglaubens und Unduldsamkeit ein. Bald hielt Kasi sich, oder gab sich für einen Gottbegeisterten aus, und fing an, Haß und Aufstand gegen die Ungläubigen zu predigen. Aslan Chan, ein Mann, eben so herrschsüchtig, als von Fanatismus entfernt, billigte dieß Treiben in seinem Gebiete nicht, und verjagte den Lehrer und den Lehrling, indem er sagte, die Muselmänner hätten an Einem Mohammed genug. Dieß ereignete sich im Jahre 1821. Von dieser Zeit an schwieg Kasi, und in ihm schwiegen

auch, wie es scheint, die Hoffnungen auf Ruhm. Die Umstände jedoch verliehen demselben Flügel. Im Jahre 1830 begannen die westlichen Bergvölker ihre Einfälle; Einer suchte den Andern zu übertreffen, aber in Dagestan, wo Kasi-Mullah gerade anfing, durch Briefe, geheimes Anstiften, Aufforderungen und Versprechungen sich thätig zu bezeigen, fiel nichts Wichtiges vor; der Fluß toste und schäumte, trat aber noch nicht über seine Ufer. Ueber den Dagestanern schwebte, wie in einer Wolke, ein starkes Korps, Anfangs unter dem Kommando des Generallieutenants Fürsten Eristoff, nachher unter Generallieutenant Rosen II. Nur die Einwohner von Temir-chan-schura, Unterthanen von Schamchal, verließen ihre Häuser, und beunruhigten gelegentlich in der Nacht das in der Nähe ihrer Dörfer gelegene Lager. Die Truppen rekognoszirten bloß in den gimrinischen Bergen, übernachteten auf dem Schnee, und benahmen sich gegen die in den koisubulinischen Schluchten zerstreuten Dörfer auf eine freundschaftliche Weise; die Schützen wechselten manchmal einige Kugeln mit den wachthabenden Bergbewohnern; die Artillerie warf Versuchs halber einige Granaten; diese zersprangen aber alle in der Luft, denn die Höhe und Tiefe der Risse machen jedes gerade Schießen unmöglich. Die Truppen kehrten nach Schura ins Lager zurück, die vierzehnte Division im Herbste nach der Stadt, und die Kurinen und Apscheronen begaben sich nach ihrem Hauptquartier. Im Winter blieb Alles ruhig, die Posten gingen von Kuba bis Kyslar ganz sicher, Reisende machten sich allein auf den Weg, aber als die Zeit des grünen Futters herankam, dieses Elements der Partigänger, kündigten alle am Meeresufer wohnenden Stämme den Gehorsam auf. Da und dort wurden Mordthaten begangen, die Bewegung wurde immer stärker; endlich floh Naurus-Beck, einer der alten dagestanischen Parteigänger, der lange ein Freund der Russen gewesen, jezt aber wegen schlechter Verwaltung der ihm anvertrauten Dörfer in Untersuchung sich befand, mit seinen verwegenen Söhnen aus Derbent, sammelte eine Schaar, überfiel die im Walde zerstreuten Schnitter des kurinischen Regiments, und tödtete viele davon verrätherischer Weise. In kurzer Zeit erhoben sich auch die Karakaitachen, denn die Bewohner vieler Dörfer nahmen an diesem Raubzuge Antheil. Kasi-Mullah erschien fast zu derselben Zeit mit einem starken Heere Taulinzen und Tschetschenzen in Dagestan; das Gebiet Schamchals erhob die Waffen. Man kann sich kaum vorstellen, wie leicht Asiaten in Aufstand gerathen. Die abgeschmacktesten Gerüchte, die unsichersten Hoffnungen, die unerfüllbarsten Versprechungen gelten bei ihnen für reines Gold. Und wie seltsam! Leute, für die es kein gestern und kein morgen gibt, und darum auch weder Erfahrung aus der Vergangenheit, noch Berechnung der Zukunft, Leute, die auch das Gegenwärtige nicht sehen, wie es ist, und noch weniger, wie es seyn sollte; Leute, denen Gott genug Vernunft gab, bei denen aber die Umstände wenig Verstand entwickelten, vertauschen sehr leicht das Sichere gegen das Unsichere, lieben mehr das Gewehr, als den Spaten, und ertragen lieber Elend, als eine harte Arbeit. Die Wahrheit zu sagen, hat der Asiate auch wenig zu verlieren. Ist seine Hütte ohne Dach, so deckt er sie mit Rohr; ist die Hälfte seiner Fruchtfelder und Wiesen niedergetreten, so verkauft er den Rest auf dem Markte, ist satt und Alles ist gut. Ein Kriegslied vor sich hinsingend, reinigt er sein Gewehr vor den Augen des russischen einquartierten Soldaten. Uebrigens ist in jedem Asiaten ein unverwüstlicher Zerstörungsinstinkt; ihm ist ein Feind nöthiger, als ein Freund, und er sucht allenthalben nach dem ersteren. Er haßt den Russen nicht besonders; er findet nur, daß es bequemer ist, einen Russen zu hassen, als einen Nachbar, und dafür scheinen ihm alle Vorwände gut. Es versteht sich, daß listige Empörer diese Neigung benützen, und kleinliche Leidenschaften mit der Heiligenfahne zu decken und zu verbinden wissen. Beizufügen ist, daß der Krieg mit den Polen auch in diesen Gebiegen widerhallte, und den Bergvölkern, wenn auch nicht Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, doch Gewißheit einer langen Straflosigkeit gab. Der Kaukasus kam in Bewegung, und ihm stieg der Gedanke auf, unsere Riesen von seinem Haupte abzuschütteln. Im Jahre 1831 erhielten die Haufen Kasi-Mullahs mehr und mehr ein furchtbares Ansehen. Eine kleine Schaar Russen fiel unter Kiasir-Kumyk zweimal aus dem Lager, und es gelang ihr, die Haufen der empörten Einwohner zu zerstreuen. In der Mitte Mai's drang Generalmajor Taube in die Gebiegsschluchten bis Atly-Buiny, bestand ein hitziges Gefecht mit Kasi-Mullah, kehrte aber ohne Erfolg in die Linie zurück. Nun kamen gleich Bergströmen die Lesghier gegen Tarki heran und überschwemmten die ganze Umgegend. Einige Hundert Tapfere vertheidigten die weitläufige Festung Burnaja, die über Tarki herhängt; aber sie waren abgeschnitten vom Meere und von den Bergen. Die Schaar des Generalmajors Kochanoff verbrannte inzwischen die Dörfer der Verräther, aber zwischen ihnen und Tarki brausten die Wogen des Verrathes. Mittheilung war unmöglich. Die Einwohner von Tarki schworen wie gewöhnlich der gesetzlichen Herrschaft treu zu bleiben, und brachen wie gewöhnlich ihren Eid. In der Nacht auf den 26 Mai rückte Kasi-Mullah in aller Stille mit seinen Truppen in die Stadt; mit Tagesanbruch rollten die Einwohner unter dem Vorwande, dem annähernden Feinde zu entgehen, Wagen von der Bergseite her gegen die Festung. Unter dem Schutze dieser Wagen*) rückten die Feinde gegen die Mauern an, und nahmen, ohne auf das Feuer aus den Blockhäusern zu achten, in einem Augenblicke die Schießscharten ein. Sie legten in jede derselben fünf Mann, die jeden niederstreckten, der sich nähern wollte; auf Bajonnettstöße antworteten sie mit Dolchstichen, und nicht selten riß man sich die Gewehre aus der Hand. Zu bemerken ist, daß in der Festung selbst sich keine Quelle befindet, und daß das Wasser in einem bedeckten, in den steilen Berg gehauenen Weg durch Ochsen hinaufgeführt wird. Dieser Weg ist durch eine Mauer mit Zacken geschützt. Zwei kleine Thürme dienen ihm zur Seitenvertheidigung. Ein wenig höher, bei einer Wendung des Weges, steht ein Pulverthurm; dahin drängten sich die Aufrührer in dichten Schaaren, um die Garnison mit Einem Schlage des Wassers und der Munition zu berauben. Ihre Unternehmung gelang. Durch die Mauer selbst vor dem Feuer aus den Kanonen geschützt, rissen sie solche nieder, schlugen die Thüren des Pulverthurms ein, und mit Siegesgeschrei begannen sie hier die Austheilung der Patronen, andere, vom Glück berauscht, klommen gleich Schlangen höher hinauf, — das Schicksal Burnaja's hing an einem Haare, als plötzlich eine geschickt geworfene Granate in der Thüre des Pulverthurmes zersprang. Dieser Augenblick war schrecklich! Der Fels zitterte, wie ein Blatt, ein Donnerschlag zerriß das Ohr und eine schwarze Säule, von Flammen durchfurcht, flog in die Luft. Steine und Leichname drehten sich schrecklich geschwärzt im Widerscheine der Flamme in einem Rauchwirbel umher; plötzlich dehnte sich diese Säule weit aus, und ergoß, gleich einem höllischen Springbrunnen, die zerstückten und verbrannten Trümmer auf die Erde. Noch zitterte, toste und dröhnte Alles rings umher; die Steine rollten von selbst herum, Glas wurde in Staub zermalmt, die eisernen Riegel dröhnten, und der Aschenregen, untermengt mit blutigen Gliedern, fiel aus der Luft herab. Der Schrecken, der Alles ergriff, dauerte für die Russen nur eine Minute. Der tapfere Major Feodosieff, Kommandant in Burnaja, hatte schon vorher zwei kühne, jedoch verderbliche Ausfälle unternommen, um die Straße wieder zu gewinnen; jezt sandte er einen dritten hinaus, als der Rauch noch nicht gefallen war. Unsere Soldaten warfen sich unter die betäubten Feinde, und stießen sie ohne Schonung nieder, aber die unsinnigen Bergbewohner stürzten vorwärts und kamen um unter den Bajonnetten, oder den scharfen Steinen, die von dem jähen Berg herab gegen sie geschleudert wurden. Dieß Ereigniß ermuthigte die Belagerten und zähmte auf eine Zeit lang die Belagerer. Die Nacht kam, unterbrach aber das Gewehrfeuer nicht. Die Bergbewohner nahmen die Höhen ein, welche die Festung beherrschen und schossen nach Gefallen über die Schießscharten hinweg. Die Kugeln flogen bis in die Häuser, so daß die Verwundeten in ihren Betten nicht sicher waren. (Schluß folgt.)

Anekdote.

Ein Deputirter sagte einst zu Ludwig XVIII: „Es wäre wünschenswerth, Sire, wenn Sie einige vielgelesene Zeitungen, wie z. B. den Constitutionnel oder Courrier Français, kauften, und sie in royalistischem Sinne schreiben ließen. Einige Millionen würden hier gut angewendet seyn.“ — Ludwig XVIII der nicht auf den Kopf gefallen war, erwiderte: „Sehr wohl, mein Herr, aber können Sie eben so gut die Leser als die Zeitungen kaufen?“

*) Arba, eine im Astrachanischen gebräuchliche Art Wagen mit sehr hohen Rädern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 226. 13 August 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

Als die Lander zum zweitenmale in Bussa eintrafen, wurden sie vor ihrer früheren Wohnung, dem Hause der eitlen Trommelschlägerin, von der Midiki, im Namen des Königs, auf den Knien willkommen geheißen, erhielten aber, wie schon früher erwähnt, eine andere Wohnung angewiesen. Auch von Seite des Königs fanden sie eine, wo möglich, noch herzlichere Aufnahme, als bei ihrem ersten Aufenthalte, und die bestimmtesten Zusicherungen eines Bootes und der Erlaubniß, den Niger hinabschiffen zu dürfen. Nur zeigte er sich wegen der Felatahs, die auf beiden Seiten der Ufer des Flusses herumschwärmten, für seine weißen Freunde nicht wenig besorgt, und er glaubte vorerst, den Becken ronah oder das „schwarze Wasser," wie man den Niger nennt, befragen zu müssen, ob es sicher und gerathen sey, die Fremden ziehen zu lassen. Die Antwort des Flusses fiel günstig aus und verhieß: „daß er die Reisenden glücklich bis zu seinem Ende bringen werde." Um sich den guten Willen des Königs noch mehr zu gewinnen, überreichten sie ihm eine jener schöngeprägten silbernen Medaillen, die während des amerikanischen Krieges geschlagen worden waren, um unter die indianischen Häuptlinge, die der englischen Sache anhängig waren, vertheilt zu werden. Dieses in den Augen des Königs unschätzbare Geschenk hing an einer schönen silbernen Kette, worüber er in eine wahrhaft kindische Freude ausbrach. Auch in der Gunst der Königin befestigten sie sich noch mehr durch allerlei kleine Geschenke, wofür sie ihnen täglich zweimal einen Napf gestampften und in Wasser gekochten Korns, Tuah genannt, für ihre Leute, und etwas Reiß und getrocknete Fische, die mit Pfeffer, Salz und Palmöl zubereitet waren, für die Lander selbst, zuschickte. Sie mußten Dieß mit um so größerem Dank anerkennen, da ihre Leute mit einer unersättlichen Verdauungskraft ausgerüstet waren, und sie selbst öfters wegen Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel in Verlegenheit geriethen. Wildes Geflügel, womit früher ihre Küche reichlich versehen war, konnten sie sich wegen der heftigen Regen nur höchst mühsam verschaffen, und ihre Waarenvorräthe waren bereits gewaltig geschmolzen oder in Unwerth gekommen. Die Nachfrage nach Knöpfen war schon weit geringer, da es deren in Bussa jetzt die Menge gab, und die zuletzt verkauften und nur schlecht übergoldeten anfingen, ihren Glanz zu verlieren und abscheulich schwarz auszusehen. Nadeln waren von gar keinem Werth mehr, und die Lander hatten alle Stückchen rothes Tuch, Theebüchsen, Pulverkisten und was nur immer verkaufbar war, weggegeben, so daß ihnen nur noch wenige Sachen von höherem Werthe übrig blieben, die sie zu Geschenken für die Häuptlinge am Niger abwärts bestimmt hatten. Unter anderen Kleinigkeiten, die sie zu Markte schickten, befanden sich auch einige zinnerne Büchsen, in denen Suppentafeln enthalten waren, und die sie nun in Stücke zerschnitten. So werthlos diese Zinnblättchen waren, so stachen sie, blank gescheuert, doch den Negern in die Augen, und zu großer Ergötzlichkeit der Reisenden sahen sie einen Mann, der nicht wenig gespreizt einherging, und auf vier Seiten seines Kopfes Zinnblatten trug, mit der Aufschrift: „Concentred Gravy" — (konzentrirte Fleischbrühe). Aufgeblasen von Stolz über seinen Schmuck lächelte er, wo er ging und stand, dumm vergnügt in sich hinein.

Es schien dem Könige viel daran gelegen, daß die Fremden auch den König von Uouou (Wowow) besuchten, dessen Boote er ihnen weit vorzüglicher schilderte als die seinigen, die aus zwei Hälften zusammengesetzt waren, während jene aus einem einzigen Baumstamme gezimmert wurden. Ueberdieß war der König von Uouou der Bruder der Midiki, und die Reisenden erklärten sich also bereit, dem Wunsche des Königs zu folgen. Obgleich Uouou nur anderthalb Tagreisen von Bussa entfernt liegt, so war der Weg dahin doch mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden: „er war voll von Löchern, sagt das Tagbuch vom 11 August, und mit Gras überwachsen, das so hoch war, daß es weit über unsere Köpfe hinausragte, und uns mit einem fortwährenden Regen übersprengte. Dorngebüsch zerriß unsere Kleider und unsere Haut, und die Zweige der umgestürzten Bäume machten den Pfad fast ungangbar, während kleine Waldströme hier und dort hervorstürzten, und durch ihre schroffen und fast senkrechten Ufer den Weg gefährlich und manchmal furchtbar machten."

Sobald die Fremden zu Uouou vor der Wohnung des Königs angelangt waren, trat er aus derselben hervor, um seine Gäste zu sehen, sprach aber kein Wort mit ihnen, da der Bote, der sie aus Bussa herbegleitet hatte, noch nicht angekommen war, und es in diesen Ländern allerwärts Sitte ist, daß ein Fremder sich dem Häuptlinge nicht nahen darf, wenn ihn nicht der Gesandte eines andern Häuptlings vorführt. Als der König erschien, ging ein

Zug wohlgekleideter Mollams, und ein Mann, der ein schweres Schwert auf der Schulter trug, vor ihm einher; eine große Schaar seiner Weiber und Kinder folgte ihm auf dem Fuße, und kauerte sich im Hintergrunde auf den Boden, wodurch der ganze Thorweg ausgefüllt wurde. Der König stellte sich in eine große Nische, die in der Stadtmauer angebracht war, die Arme unter seinem Ueberwurfe auf der Brust ineinandergeschlagen, und blieb so, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen, vollkommen einem schwarzen Marmorbilde ähnlich, stehen, bis der Bote von Bussa anlangte. Die Reisenden hatten sich ungefähr zwölf Schritte davon unter dem Schatten eines Baumes gelagert, und ließen ihre Pferde grasen, während die Mollams zwischen ihnen und dem Könige sich auf die Erde niederließen, und in ehrerbietiger Entfernung Gruppen von Einwohnern zu beiden Seiten versammelt standen, um ihre Neugier zu befriedigen. Inzwischen trat ein Weib hervor, die vor dem Könige einen Gesang erhob, der aber nichts weniger als wohllautend und im Gegentheil so unangenehm und schrillend war, daß die Vögel umher von den Bäumen verscheucht wurden. Zuletzt fiel sie auf ihre Knie nieder, und warf zu verschiedenen Malen Hände voll Erde über die linke Schulter ihren Rücken hinab. Endlich erschien der längst erwartete Bote und der Zauber, der Alles versteinert zu haben schien, wurde auf einen Schlag gelöst. Alles kam in Bewegung und die Fremden wurden dem Könige vorgestellt, der sie nach einem Hause führen ließ, das früher schon auch dem Kapitän Clapperton zum Aufenthalte gedient hatte.

Der König von Uouou, ein gutmüthiger alter Mann, war sehr erfreut über die Ankunft seiner neuen Gäste und zeigte sich sehr aufgebracht gegen den Häuptling von Kiama, daß er sie auf einem andern Wege, als über Uouou durch eine völlige Wüste nach Bussa gesendet habe, in der sie leicht ihren Untergang hätten finden können. Sobald die Regenzeit vorüber sey, sagte er, werde er die ihm hiedurch von dem König von Kiama zugefügte Beleidigung auf empfindliche Weise rächen. Die Geschenke, die ihm die Reisenden überreichten, und die in einem Paar silbernen Armbändern, einem Stücke groben Musselins, das für ein Paar Turbane ausreichte, einer Tabackspfeife, zwei Rasiermessern, einem vergoldeten Knopf, zwei Scheeren und zwei Kämmen bestanden, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der König versprach ihnen das beste Boot, das er zu Inguazhilligie, einer Stadt und Ueberfahrt am Niger, habe. Vorzüglich freute ihn der Besuch der Reisenden, weil hiedurch seine Nachbarn überzeugt würden, daß die weißen Männer ihn nicht verachteten. „Ich bin unendlich glücklich," fügte er hinzu, „denn gewiß, ich hätte nicht ruhig sterben können, wenn ihr aus dem Land gezogen wäret, ohne den alten König von Uouou zu besuchen." Nachdem der König sie verlassen hatte, wurden sie auch von seinen Töchtern und seinem Bruder und Freunde besucht und nach Landessitte begrüßt. Der Avoikin Sulikih — des Königs Freund — ist in Borgu, wie in andern Gegenden dieses Theiles von Afrika, eine sehr wichtige Person, und nach dem König der erste Mann des Landes. Wenn der König abgehalten ist, die öffentlichen Geschäfte zu verwalten; so besorgt sie sein Freund für ihn.

In der Umgegend von Uouou wird die Yamswurzel in größerer Menge gebaut, als vielleicht in ganz Borgu überhaupt. Wenn die Eingebornen einem Fremden begegnen, so ist ihre gewöhnliche Frage: „Geht ihr nach Uouou, um Yams zu essen?" und der König von Bussa bemerkte im Scherze gegen die Lander: „Wenn sie die Yams seines Schwagers gekostet, würden sie wohl länger in Uouou verweilen, als sie verhätten, so verlockend sey ihr Genuß." Auch Reiß und Korn werden hier in ungeheurer Ausdehnung angebaut, deßgleichen zwei Gattungen Bohnen, so daß an vegetabilischer Nahrung der größte Ueberfluß herrscht; auch Indigo und Baumwolle wächst die Fülle. Als etwas ganz Ungewöhnliches fiel es den Reisenden auf, daß der König von Uouou neue Straßen anlegen und die alten sorgfältig verbessern und erweitern ließ. „Auf unserer ganzen Reise von Badagry bis Yauri, bemerkt hier das Tagbuch, war Dieß das einzige Mal, wo wir einen Fürsten des Landes auf die öffentlichen Straßen einigen Bedacht nehmen sahen. Die Gründe, die den Beherrscher von Uouou bestimmten, auf diesen so allgemein vernachlässigten Gegenstand sein Augenmerk zu richten, sind sonderbar, aber nicht ohne Fug und gesunden Verstand: „Wenn ein Feind gegen die Thore meiner Stadt anrückt," sagte er, „und die Straßen zerrissen oder mit Gras überwachsen sähe, würde er dann nicht sprechen: O dieser König von Uouou ist ein sorgloser, fauler und feigherziger Fürst; seine Stadt enthält nur wenige Einwohner, denn siehe, der Weg ist mit Gras bewachsen und unbetreten von menschlichen Füßen; laßt uns hinziehen und ihn angreifen, denn leicht wird er in unsre Hände fallen. Aber wenn sie," fuhr er fort, „die Wege breit und eben und ohne Gras finden, werden sie sogleich sprechen: dieser Weg ist von den Füßen vieles Volkes betreten; die Stadt muß volkreich, stark und blühend seyn, und ihr König wachsam und tapfer; wenn wir einen Angriff machen, so müssen wir fürchten, überwältigt und geschlagen zu werden. Darum ist es besser für uns Alle, umzukehren, bevor wir wahrgenommen und angegriffen werden, auf daß uns nicht Schlimmes begegne, wenn wir uns zurückziehen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

(Aus Lerminier's Briefen an einen Berliner. *)

2. Cousin und der Eklektizismus.

Man kann sich die Entwicklung eines philosophischen Systems nicht besser erläutern, als wenn man bis zu seiner Quelle zurückgeht und den Schöpfer desselben ins Auge faßt. Ich begreife Descartes, wenn ich ihn, nachdem er sich aus dem Geräusche der Vergnügungen in die Einsiedelei der Studirstube zurückgezogen, von Holland nach Deutschland, von Böhmen und Ungarn nach der äußersten Gränze von Polen, von der Schweiz nach Italien, Venedig und Rom, wandern sehe; wenn ich mir ihn aus dem unstäten Treiben des Soldatenlebens eingekehrt denke in seine streng abgeschlossene Einsamkeit, wo er mit Schmerz aus seiner Brust den Zweifel ausrottet, den furchtbaren Zweifel, der sie zerriß, um darin einen schöpferischen Dogmatismus wurzeln zu lassen. Kant wird mir in seinem Gedanken, Alles aus sich abzuleiten, faßlich; und dieser Philosoph, eben so unwandelbar an den Stuhl seines Schreibtisches gebannt, als sein Vorgänger Nomade war, wird uns

*) S. Der erste Artikel Royer Collard. S. 555 dieses Jahrgangs.

klar und verständlich, wenn man ihn den menschlichen Geist gegen die Autorität der scholastischen wie der theologischen Ueberlieferungen vertreten sieht. Bei jedem Manne, der seinem Zeitalter ein philosophisches System darstellte, muß man daher, um würdigen zu können, was er geleistet, zuvörderst fragen, was er von Anfang an zu leisten gewillt war.

Als Cousin den Lehrstuhl Royer Collard's bestieg, schien er sich keine andere Aufgabe gestellt zu haben, als die Geschichte der philosophischen Systeme zu entwickeln. Ein literarischer Geist wendete er sich der Literatur der Philosophie zu; mit einer leicht anregbaren Einbildungskraft begabt, tauschte er eine schöne Theorie leicht gegen eine andere um, die er noch schöner fand; und mit der Wärme seines Wortes weckte er in den Gemüthern das Verständniß und die Begeisterung der Wissenschaft. So war Cousin: seine Eigenthümlichkeit bestand darin, die philosophische Realität nie finden und empfinden zu können; sie mußte für ihn schon erfunden, in ein System gebracht, übersetzt seyn; dann verstand und entwickelte er sie. Diese Behauptung führt nothwendig zu der weiteren, daß Cousin im eigentlichen Sinne des Wortes kein Philosoph ist, und ich weiß sehr wohl, wie oft man in Deutschland den Mund zu einem Lächeln verzog, wenn ein Franzose von seinem gelehrten Landsmann als von einem unzweifelhaften Metaphysiker sprach. Allein man kann doch einen so ausgezeichneten Mann, wie der Uebersetzer des Plato ist, nicht gleich vorn herein als unzulässig mit seinen Einreden abweisen, zumal er selbst auf die Eigenschaft, die man ihm in Deutschland abstreiten zu müssen glaubt, Ansprüche macht; wenigstens erheischt es die Gerechtigkeit, diese Ansprüche eines Schriftstellers zu wägen, der, wie ich glaube, sich stets von den kleinlichen Schlichen und Kunstgriffen der Scharlatanerie frei erhalten hat.

Vor Allem müssen denn sogleich Anfangs die unbestreitbaren Dienste hervor und beiseite gestellt werden, die Cousin der Geschichte der Philosophie geleistet hat, um die er sich ein ganz eigenes Verdienst erworben, selbst wenn man unter seinen Händen das Band zerreißen sieht, durch das er sie systemastisch zu ordnen versuchte. So wird, was aus ihm selbst hervorgegangen, eben sowohl seinen nachgeahmten Eklektizismus als seinen erborgten Idealismus überleben. Es wird ihm stets das Verdienst bleiben, im Jahre 1820 die Herausgabe der Manuscripte des Proclus begonnen, und im Jahre 1824 eine neue Auflage von Descartes veranstaltet zu haben; wobei er über diesen Philosophen eine wichtige Arbeit ankündigte, die jedoch Publikum und Buchhändler noch bis jetzt erwarten; endlich wird er als Uebersetzer des Plato immer empfehlungswerth bleiben. Man kann ihm hierin ein unbedingtes Lob zuerkennen, sowohl wegen seiner treuen Eleganz, als wegen seiner oft glücklichen Geduld, mit der er alte Uebersetzungen zu erneuern, als wegen seines philosophischen Verständnisses, mit dem er die gleichzeitigen Arbeiten eines Ast und Schleiermacher zu benützen wußte; aber später erst wird es möglich werden, dieses Werk Cousin's mit mehr Tiefe zu würdigen, wenn er es vollendet und die tiefsten und dunkelsten Dialoge übersetzt, wenn er über Plato eine ähnliche Abhandlung geschrieben haben wird, wie er sie über Descartes versprochen hat; dann erst wird ihm die Kritik seine Stelle als Philologe und Geschichtschreiber der Philosophie anweisen können. In ersterer Beziehung werden dann die einzig kompetenten Richter Hellenisten wie Hase, Boissonnade, Letronne u. s. w. seyn; in letzterer, was das Verständniß und die Darstellung Plato's betrifft, so wie die Ausscheidung Dessen, was von ihm Aegypten angehört, das Champollion vom Tode weggerafft nur halb entschleiert läßt, muß man abwarten, bis Cousin seinen Versuch über Plato herausgegeben hat. Cousin hat in seinen Ansichten oft gewechselt: und vom Phädon bis zum Alcibiades lassen sich darin große Veränderungen und Fortschritte bemerken. Mit der Uebersetzung des Erstern beschäftigt, war er für den Rationalismus mit Bewunderung erfüllt; später näherte er sich mehr dem Idealismus und Mystizismus, und neuerdings endlich legte er Hand an den politischen Theil Plato's, durchaus beherrscht von der Vorliebe zum Eklektizismus, was ihn in dem Verständniß der platonischen Auffassung irre werden ließ. Indeß wird Cousin, je weiter er in seiner Arbeit vorrückt, in seinen frühern Ansichten verbessern können, was ihm seine spätern Studien als Fehlgriffe und mangelhaft zeigen werden; und wenn er Alles übersetzt haben wird, wird er endlich seines Stoffes, seiner Gedanken Meister, und ein vollständiges Bild Plato's aufzustellen vermögen. Unter den geschichtlichen Arbeiten Cousin's dürfen übrigens auch nicht zwei Abhandlungen über Xenophanes und Zenon von Eléa mit Stillschweigen übergangen werden; eben so wenig seine zwölf ersten Vorlesungen im Jahre 1829, in denen er eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie von den Indiern bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entwarf. (Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

I.

(Schluß.)

Indeß entzündete der Mangel an Wasser den heftigsten Durst. Das Jammern der Weiber und das klagende Brüllen der Thiere goß Beklemmung auch ins unerschrockenste Gemüth. Trommeln, Drohgeschrei und gleichzeitiges Gewehrfeuer hallten um die Festung her, als geschähe es der Muthlosigkeit, die darin herrschte, zum Hohn. Der Kommandant war unermüdlich, die Garnison entschlossen; aber was vermochte diese Handvoll Leute gegen die unaufhörlich wachsenden Tausende. Kaum noch der fünfte Theil der Schießscharten war von den Russen besetzt. Zum Glück übernahm es ein Tatar, der dem in der Festung sich verborgen haltenden Schamchal ergeben war, dem General Kochanoff Kunde von der Belagerung der Festung zu bringen. Morgens früh sprang er von der Mauer herab, indem er sich das Ansehen gab, als wolle er aus der Festung entfliehen, man sandte ihm einige blinde Schüsse nach; er entfernte und verbarg sich endlich im Gesträuch, dann in den Reihen der Feinde. Das Herz jedes Soldaten schlug von Furcht und Erwartung. Wird er durchkommen? Wird er hingelangen? Wird er nicht auch ein Verräther seyn? Soll man ihm trauen? Der Tag verfloß unter Gewehrfeuer: kein Schlaf schloß die Augen der Belagerten. Am dritten Morgen sah man aus der Festung, daß die Bergbewohner, erbittert durch das unaufhörliche Feuer aus dem unterhalb am Wasserweg stehenden Thurme, der völlig von aller Hülfe abgeschnitten war, Holz auf die Decke warfen, Reisig umher aufhäuften, und Anstalt machten, die darin eingeschlossenen zwölf Mann, welche entschlossen waren, lieber umzukommen als sich zu ergeben, lebendig zu verbrennen. Das Loos, das dieser Unglücklichen wartete, war schrecklich; ihre Gefährten sahen ihre Noth und konnten ihnen keine Hülfe leisten. Einige aufs Dach geworfene Feuerbrände zündeten; ein wildes Freudengejauchze erhob sich unter dem Haufen der Belagerer; — aber die eisernen Thüren flogen plötzlich auf, und die kleine Besatzung stürzte auf dem Wege hinab nach dem Wasserthurm, wo eine zweite Schaar Tapferer durch die unaufhörlichen Anfälle ermattet war, und bereits ihren Offizier verloren hatte. Einen Todten und drei Verwundete kostete diese glückliche Uebersiedlung; denn die Uebrigen entrannen dem Märtyrertod um so sicherer, als sie bereits nicht ein Korn Pulver mehr hatten. Wäre Kasi-Mullah erfahrner und seine Krieger entschlossener gewesen, so hätte Burnaja trotz des Löwenmuthes der Besatzung nicht widerstehen können. Auf der Seite nach den Bergen waren die Mauern so niedrig, daß die Feinde sie von den Schultern ihrer Genossen hätten ersteigen können, und zugleich so ausgedehnt, daß wenn sie den Angriff auf allen Façen begonnen hätten, die

schwache Besatzung nicht gewußt hätte, wohin sie sich zur Abwehr hätte wenden sollen. Aber entweder erstyten die Blockhäuser die Bastionen und schreckten die Bergbewohner, oder machten sie von der Ostseite her darum ihren Angriff, weil sie von der Stadt aus näher hatten; wie zum Hohn griffen sie auf der unersteiglichsten Seite an, versuchten mehrmals, die Thore einzuhauen, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen, und auf ihrem Rückzuge mit Flintenkugeln und Kartätschen begleitet. Aber die Sonne neigte sich zum Untergang, und mit ihr ging die Hoffnung der Belagerten unter. Keine Truppe ließ sich sehen! keine Rettung! Ueberläufer brachten die Nachricht, daß auf den folgenden Morgen Kasi-Mullah den entscheidenden Angriff festgesetzt habe, daß die Lesghier Faschinen und Leitern zurichteten. Die Russen bereiteten sich, die Waffen nicht zu strecken, sondern zu sterben, und in diesem Augenblicke vernahm man Gewehrfeuer, das vom Echo der Berge fortgepflanzt wurde. Diesen Uebergang von Verzweiflung zu Freude kann man sich nur vorstellen, nicht beschreiben! Es war noch Nacht, als eine russische Granate niederfiel und zersprang, ein Stern der Rettung. Kanonendonner und Hurrah empfing die Brüder. Freunde und Feinde brachten die Nacht unter den Waffen zu. Das Schicksal schüttelte die Loose der Schlacht und des Todes in der geheimnißvollen Urne. Blutig ging die Sonne auf, wie ein Kriegszeichen; Alle erblickten ihren Aufgang: wie vielen war es bestimmt, ihr Hinabrollen nicht mehr zu sehen. Ich habe die Schlacht von Tarki bereits beschrieben.*) Ihr könnt euch die Gefühle vorstellen, welche die Belagerten bewegten, als wir die schwache Schaar sahen, die in ungleichen, bedenklichen Kampf mit einem durch die Mauern gedeckten und fünffach stärkern Feinde ging. Aber was unternehmen Russen nicht? Der geschlagene Kasi-Mullah floh bei Nacht zu Fuße. Aber auch er ward nicht gebeugt. Bald erfuhren wir, daß er nach acht Tagen in Tschetschna die Festung Wnesapnaja belagerte, und er hätte sie sicher durch Durst bezwungen, wenn nicht zu rechter Zeit noch General Bekowitsch sie entsetzt hätte. Am 19 Juni schlug General Kochanoff bei Tarki noch einmal die Aufrührer. Die Mersawen ließen sich beigehen, die Russen am hellen Tage und fast in offenem Felde anzugreifen. Man umging sie, wie gewöhnlich, ließ sie auf halbe Kartätschenschußweite herankommen, und sie stäubten auseinander. Am meisten litten hier die Mechtulinen, Unterthanen Achmet Chans, die noch in der Schlacht bei Tarki auf unserer Seite gefochten hatten, und dann sich mit den Aufrührern vereinigt hatten. Am 28 August war das Treffen bei Kasanischtsche, das schon aus meinen frühern Briefen bekannt ist. In der Zwischenzeit verbrannte das Korps die Dörfer; später stand es im Lager bei Gubden. Dieß ist der merkwürdigste Punkt; hier ist das Bergthor, und von hier ist es gleichweit nach Tarki und Derbent, nach beiden zwei starke Tagmärsche. Ich befand mich damals in Derbent. Inzwischen brachen die Funken des Aufruhrs, von Kasi-Mullah angefacht, in dem freien Tabasarane in helle Flammen aus. Gleich nach diesem erhob sich auch das Gebiet Ibrahim Begs von Kartschach, des Nachfolgers der Maisum's (Fürsten) von Tabasarane, eines den Russen seit langer Zeit ergebenen Mannes. Dieß nöthigte den Generaladjutanten Pankratieff, Gouverneur der kaukasischen Lande, bei der Abreise des Grafen Paskewitsch-Eriwanski nach der Hauptstadt, 2 Bataillone des 42sten Jägerregiments mit einigen Hundert schirwanischen Reitern zur Beruhigung Tabasaranes abzufertigen. Dieses Detaschement wurde dem tapfern Obersten Miklaschawski übergeben, demselben, der im Jahre 1828 mit einer Abtheilung Schützen die Türken aus dem Kirchhofe von Topdaz herausschlug, sie in die Thore von Kars hineintrieb, mit ihnen zugleich hineindrang und einen Hauptantheil an der unerwarteten Einnahme dieser Festung hatte. Er machte sich rasch nach Tabasarane auf den Weg, durch unwegsame Wälder und Abgründe, hatte Gefechte am Berge Gaebaturane, bei Karul-Guja, bei Netarin-Girwso, verbrannte neun Orte, beruhigte den neuen Magal (Distrikt), ließ die Oberhäupter der Uebrigen Treue schwören; — aber plötzlich ward er nach Schirwan zurückgerufen und verließ Dagestan.**) Seine Expedition dauerte fünfzehn Tage; aber lange, lange wird man sich in den Bergen an den schwarzen Obersten erinnern, — so nannten ihn die Bergvölker. Zu derselben Zeit stiegen die Gerüchte von dem Entschlusse Kasi-Mullah's, Derbent anzugeeifen, zur Gewißheit. An den Abenden drängten sich die Tataren auf den Kreuzstraßen und Marktplätzen in Gruppen zusammen; die Frauen, wenn sie sich auf den Straßen begegneten, riefen einander zu: „Waksei dschin dschgowan, wa war na olur!" (gib Acht, Frauchen, was man spricht, was es geben wird), und nicht selten, wenn sie an den kleinen Thüren saßen, vergaßen sie vor den Vorübergehenden das Gesicht zu verhüllen. Einmal in der Nacht tanzten kleine Knaben umher, und sangen: „Kasi-Mullah gelsadi" (kommt). Im Geheimen und offen schafften sie Kanonen und Munition herbei. Die russischen Regimentsweiber (Gevatterinnen, nennt man sie gewöhnlich) schleppten, wie die Ameisen ihr Hausgeräthe nach der Festung. Mir schien alles Dieß sehr belustigend: ist das Leben so vieler Sorgen werth? dachte ich und zündete ruhig mit einer Lunte meine Pfeife an. Da ich indessen die Meinung der Derbenter, an deren Anhänglichkeit ich, die Wahrheit zu sagen, wenig glaubte, kennen lernen wollte, so zog ich manchmal tatarische Kleidung an, mischte mich unter die Haufen und horchte auf die Volksgespräche. „Dieser Hundssohn soll hierher kommen!" sagten einige alte Männer, und strichen sich mit Stolz die schönen Bärte; „kann er sich kein Beispiel nehmen an dem russischen Sardar (Befehlshaber) Kysyl-Ajach *) — der lag einen ganzen Winter vor der Stadt. Von dieser Seite Batterien, von jener Seite Batterien, da war es, als sie zu feuern anfingen, als ob die Erde das Fieber bekommen hätte; und die Bomben, die Bomben! eine nach der andern zersprang in der Luft, andere fielen zu Boden, in der großen Moschee lagen fünf Stücke plattgedrückt, wie ein Teller. Und doch, wenn nicht wir selbst den Chan hätten verjagen wollen, so hätten die Russen die Stadt nicht bekommen. Um von alter Zeit nichts zu erwähnen; wie oft haben hier die Bergbewohner, die Indier, die aus der Krimm angegriffen, — es ist ihnen schlecht bekommen!" — „Ich will das Grab der Väter und Vorfahren dieser Omarsbrut zerstören!" sagte ein zweiter; „siehst du, was er Willens ist! Allen, die schon alt sind, — Kopf ab, die Jüngern in die Gefangenschaft und unsere Weiber verkauft! Sie sagen, er habe an seine Leute schon den Befehl gegeben, alles Gold von den Halsbändern der Weiber ihm zu bringen, wenn sie Derbent plündern; das Uebrige soll gehören, wem es zufällt.**) Verfluchter Ungläubiger, er will uns nicht mehr für Muselmänner achten, sie sind schlechter, als die Gauner, spricht er." „Ich spucke diesem Tasi Mullah ***), seinen Freunden und Raubgesellen in den Bart!" schrie ein Dritter, und faßte den glänzend damaszirten Dolch im Gürtel; „Die elenden Lesghier sollen nur die Nase sehen lassen, dann sollen sie uns kennen lernen!" Unter diesen Prahlereien erhob sich aber auch die Stimme der Bedenklichkeit, um nicht zu sagen des Schreckens. Die Kaufleute, welche unter der langen friedlichen Herrschaft der Russen längst der Waffen entwöhnt waren, wandten sich um und besprachen sich unter einander, daß ungemein wenig Russen hier seyen, daß die Mikelljaren †) in der Stadt mit Kasi-Mullah in Verbindung ständen, daß sie ihn gerne bei Nacht einlassen würden, daß die Stadtmauern einen Umkreis von sechs Werste hätten, daß nicht für den achten Theil dieser Ausdehnung Volk und nicht für die Hälfte der Erwachsenen Gewehre vorhanden seyen. Einige deuteten sogar an, daß man mit der Reiterei durch das Meer setzen, die Mauern umgehen und von der offenen Seite angreifen könne. „Alle Bergvölker sind gegen uns in Bewegung," sagten die Furchtsamsten. „Abdursach-Kadi, Issa-Beg, Schamardan-Beg und andere benachbarte Häuptlinge, sinnen schon lange auf Verrath, schon lange haben sie Kasi-Mullah herberufen, und jetzt schließen sie sich offenbar an ihn an. Von General Kochanoff sind wir abgeschnitten, der schwarze Oberst ist nach Schirwan gezogen. Dessen nicht zu gedenken, daß Aslan-Chan mit unsern Feinden vereinigt ist. Man sagt, auch Akuscha und Awarien seyen in Bewegung!" In diesen Worten war viel Wahres.

*) S. Ausland S. 479.

**) Der Grund hievon war das Zusammenziehen türkischer Truppen an der Gränze.

*) Goldfuß, so nennen die Dagestaner den Grafen Valerian Suboff. Sie wollen durchaus nicht glauben, daß politische Veränderungen in Rußland, in Folge deren Suboff nach der Hauptstadt berufen wurde und durchaus nicht die Tapferkeit der Derbenter Ursache war, weßhalb die Russen 20 Werste von der Stadt überwinterten. Im Frühjahr ergab sich die Stadt, als kaum die ersten Batterien erbaut waren. Dieß geschah im Jahre 1796.

**) Das ist die Wahrheit. Mit solchen Versprechungen wurden meistens die Bergbewohner gelockt.

***) Ein Wortspiel, Tasi heißt ein Hund.

†) So nennt man die sunnitischen Derbenter. Die Schiiten verläumden solche aus Haß.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 227. 14 August 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

2. Cousin und der Eklektizismus.

(Fortsetzung.)

Bevor wir jedoch auf die Ideen selbst übergehen, die Cousin als ein ihm eigenthümliches System dem Publikum übergeben hat, darf man die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft nicht außer Augen lassen. Der junge Professor begann seine Laufbahn mit einem begeisterten Kommentar der schottischen Schule, deren Zutagsförderung sein Vorgänger Royer Collard auf ihn übertragen hatte; in der Folge ging er nach Deutschland, eignete sich hier in der Eile die Hauptzüge der kantischen Moralphilosophie an und wurde Kantianer; beredte Erörterungen über den Stoizismus, die Pflicht und die Freiheit waren die Frucht davon. Während der Jahre 1819 und 1820 versammelten Cousin's Vorträge die Jugend um ihn, und es schien, als wollte er sie zu den Kämpfen der politischen Opposition vorbereiten; als daher die Gegenrevolution die Gewalt erlangte, wurde sein Lehrsaal geschlossen, und der Professor in die Einsamkeit seiner Studirstube verbannt. Nun wandte sich Cousin der reinen Gelehrsamkeit zu und faßte eine Begeisterung für die alexandrinische Schule, die er im Proclus personifizirte. Diese philosophische Sekte, die es unternommen hatte, gegen das Christenthum anzukämpfen und es zu verdrängen, erschien Cousin als ein glanzvolles Symbol der Philosophie und der Freiheit; er sprach sich über sie in folgenden Worten aus: „Dieß war jene letzte Sekte griechischer Philosophie, die fast zu gleicher Zeit mit dem Christenthum entstanden, so lange ruhmvoll sich erhielt, als noch einige Freiheit auf der Erde bestand; aber schon um das vierte Jahrhundert war sie von Alexandrien nach Athen geflüchtet und hatte so zwar ihren Wohnsitz, aber nicht ihr Wesen geändert." *) Diese Schule däuchte ihm die reich begabteste und wichtigste des ganzen Alterthums, sie war ihm „der Ausdruck der Philosophie und der großen Geister des ganzen Alterthums," *) und ihr Studium schien ihm nicht bloß der Gelehrsamkeit, sondern dem Fortschritte der neuern Philosophie selbst, nützlich zu seyn. Später findet man, daß Cousin die alexandrinische Weisheit nicht mehr so hoch anschlug; hier, wie er sie im Jahre 1829 bezeichnete: „Das einbekannte Streben der alexandrinischen Schule ist ohne Zweifel der Eklektizismus. Die alexandrinischen Philosophen wollten alle Dinge, alle philosophischen Systeme Griechenlands, die Philosophie und die Religion, Griechenland und Asien vereinigen. Man wirft ihnen vor, daß sie mit einem Synkretismus geendigt, oder mit andern Worten: den edlen Versuch einer aussöhnenden Verschmelzung in eine beklagenswerthe Verwirrung haben ausarten lassen. Man hätte ihnen füglicher den entgegengesetzten Vorwurf machen können. Die alexandrinische Schule, weit entfernt, sich in eine haltlose Verflachung und Unordnung verirrt zu haben, wozu oft eine kraftlose Unparteilichkeit verleitet, trägt vielmehr den scharfgezeichneten und glänzenden Charakter einer abgeschlossenen Schule an sich; und sie hat so wenig Synkretismus, daß sie nicht einmal viel Eklektizismus besitzt; denn was sie vorzüglich bezeichnet, ist die vorherrschende eigenthümliche Ansicht der Dinge und des Denkens." **) So hat also diese Schule, die Cousin Anfangs als das Urbild des Eklektizismus aufgestellt hatte, jetzt in seinen Augen nicht einmal viel Eklektizismus; er tadelt an ihr einen ausschließlichen Mystizismus, und nimmt sie eben so scharf über ihre Ontologie, wie über ihre Theodicee her. Proclus selbst, obgleich er ihm stets noch als ein Geist erster Größe gilt, ist nicht mehr jener Pfeiler der Philosophie und der Freiheit; der Professor von 1829 stellt ihn uns dar, wie er mit mystischen Hymnen endigt, „die das Gepräge einer tiefen Melancholie tragen, in der man ihn an der Erde verzweifeln sieht; er überläßt diese den Barbaren und dem neuen Glauben und flüchtet sich im Geist einen Augenblick in das ehrwürdige Alterthum, bevor er sich auf immer in den Schooß der ewigen Einheit versenkt, das höchste Ziel seines Strebens und seines Denkens." Und woher diese Veränderung in den Ansichten des Herausgebers des Proclus, fragt man? Daher, daß in den neun Jahren, von 1820 bis 1829, eine Menge neuer Eindrücke

*) Haec fuit scilicet ultima illa Graeciae philosophiae secta, quae iisdem fere quibus christiana religio temporibus nata, tamdiu magna cum laude stetit, quamdiu aliqua super in orbe fuit ingeniorum libertas, quartum vero jam circa saeculum, non mutata ratione sed mutato domicilio, exul ab Alexandria Athenas confugit. Praefatio generalis p. 13. 14. Procli opera. T. I.

*) Totius vero antiquitatis philosophicas doctrinas atque ingenia in se exprimit.

**) Cours de l'histoire de la philosophie. 1829 T. I. p. 317, 318.

sich ihm eingeprägt. Nachdem er unbedingt dem Rationalismus Kant's zugethan gewesen und von Fichte's Idealismus den Schaum genossen, fing Cousin an zu ahnen und zu erkennen, daß diese zwei Philosophen zwei neuen Systemen gewichen waren, die Schelling und Hegel ihren Ursprung verdankten; hievon gelangte Etwas zu ihm aus der Ferne, theils durch briefliche Mittheilungen, theils durch Besuche von Fremden. Im Jahre 1824 unternahm er eine Reise nach Deutschland, während der er, des Carbonarismus und demagogischer Umtriebe verdächtig, zu Dresden aufgehoben und nach Berlin gebracht wurde. Cousin erhielt hier Beweise der edelmüthigsten Theilnahme; man verwendete sich für seine Befreiung, und während seiner Haft erhielt er täglich in seinem Gefängnisse Besuche. Durch einen glücklichen Zufall konnte er seine Gefangenschaft nützlich anwenden; er trat in einen täglichen Verkehr mit Hegel's Schule; Gans und Michelet entwickelten ihm in langen Unterhaltungen das System ihres Meisters und verwischten aus seinem Geiste den Kantismus und einige Anklänge von Fichte, um ihm dafür einen eklektischen, optimistischen Realismus zu geben, der sich damit brüstete, Alles zu erklären, Alles zu umfassen und Alles in sich aufzunehmen. Cousin wendete sich dieser Philosophie mit der ihm eigenen schnellen Empfänglichkeit zu; er begriff sogleich, wie von Grund aus hiedurch die Stellung der Philosophie verändert wurde, und wie der Philosoph nicht mehr auf der Seite der Opposition, als Revolutionär von der Gewalt mit Besorgniß angeblickt, dazustehen brauche; sondern als Weiser, der alle Parteien, alle Systeme beherrsche, und durch seine unerschöpfliche Unparteilichkeit der argwöhnigsten Regierung Vertrauen einflößen müsse. Cousin's Freunde zu Paris, welche die metaphysischen Ursachen, die während seines Aufenthaltes in Berlin auf ihn eingewirkt hatten, nicht kannten, mußten über einige Veränderungen an ihm erstaunen und ein royalistisches Journal jener Zeit der „Drapeau Blanc" konnte schreiben: „Hr. Cousin habe sattsam Proben gegeben, daß er sich in keinem Stücke zu den revolutionären Doktrinen bekenne." Ich glaube, Cousin hat seitdem noch unzweifelhaftere Proben davon abgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Fortsetzung.)

Auch in Uouou ist es der neuen mohammedanischen Lehre noch nicht gelungen, das Heidenthum, das noch vor kurzer Zeit im Lande herrschte, ganz zu verdrängen; im Gegentheil scheinen beide sich nicht nur neben einander gut zu vertragen, sondern nach und nach in einander überzugehen; so daß der mohammedanische Glaube hier nur aus dem alten Fetischdienste, mit arabischen Ueberlieferungen und Fabeln vermischt, besteht. Die Reisenden sahen eines Tages eine große und glänzende Prozession von Weibern, die noch ganz dem Götzendienste ihrer Vorfahren anhingen, durch die Stadt ziehen, wobei sie abwechselnd gingen und tanzten, und große Baumzweige in den Händen trugen. Die Oberpriesterin wurde von Einer der Andächtigen auf den Schultern getragen, und von zwei andern Frauen unterstützt, welche die furchtbar zuckenden Arme und Hände der Priesterin hielten, die gerade das Fetischwasser getrunken hatte. Ihr ganzer Leib wurde von Krämpfen erschüttert, und ihre Gesichtszüge waren scheußlich verzerrt, indem sie wild und sinnlos die Gegenstände um sich her anstarrte. In diesem Zustande hielt man die Priesterin von einem Dämon besessen. Auch ein jüngeres Weib wurde gleichfalls auf den Schultern einer ihrer Freundinnen getragen, und war auch von Zuckungen befallen, die jedoch nicht so heftiger und furchtbarer Art waren, als die der Oberpriesterin, die ihr vorausgetragen wurde. Der ganze Zug mochte aus neunzig bis hundert Weibern bestehen, die in ihren besten Festkleidern sich Paar und Paar nach dem Schalle von Trommeln und Pfeifen bewegten, und diese Musik mit schrillendem Geschrei begleiteten, wozu sie ihre Zweige in den Lüften schwenkten. Auch an einem der folgenden Tage verrichteten diese Weiber gewisse Mysterien, nach denen sie abermals ihren Umzug hielten. Die Oberpriesterin selbst, sammt einigen ihrer Begleiterinnen, machten nach dem Ende desselben dem jüngeren Lander — der ältere war krank nach Bussa zurückgekehrt — einen Besuch, wobei Trommeln, Flöten und Guitarren gespielt wurden, und eine Menge kleiner Knaben und Mädchen ihr Gefolge ausmachten. „Unter allerhand sonderbaren Windungen des Leibes, bemerkt hiebei das Tagebuch, und ihre großen Augen im Kopfe umherrollend, stieß sie einen gellenden Schrei aus, der wenig von dem Geheul eines Hundes in der Mitternachtsstunde verschieden war, und mich Anfangs mit Entsetzen durchschauerte. Aber es war nicht übel gemeint; die arme Verrückte fiel auf ihre Knie nieder, sah mich mit Thränen in den Augen an, und streckte mir, zum Unterpfande ihrer Freundschaft, mit einem zärtlichen Blicke die Hand entgegen, segnete mich, stand auf und ging hinweg, um ihren Begleiterinnen Platz zu machen, die auf gleiche Weise schrien und mir die Hand boten. Unser Bote aus Bussa und andere von unsern Leuten, die während dieser Ceremonie hereinkamen, erhielten gleichfalls den Segen der Priesterin, der auf folgende sonderbare Weise ertheilt wurde: zuerst mußte sich der Mann, der den Segen verlangte, bücken, und die Priesterin drehte ihm seinen linken Arm, und riß ihn mit aller Gewalt über den Rücken; dann ließ sie ihn fahren, zu nicht geringer Erleichterung Dessen, der die Weihe auszustehen hatte, drückte dann mit aller Kraft seine Schultern mit ihren Händen nieder und murmelte ein Gebet zwischen ihren Zähnen, das aber so leise gesprochen wurde, daß die Umstehenden Nichts davon vernahmen."

Selbst die Töchter des Königs sind in die Mysterien dieses Götzendienstes eingeweiht, und beobachten genau die abergläubischen Gebräuche und Vorschriften desselben; die Oberpriesterin ist sogar eine Tochter des Königs. Sie glauben an einen Gott und an einen Himmel, den er bewohnt, und wo er die Geschicke der Menschen leitet, die Bösen straft und die Guten belohnt. Die Seelen guter Menschen werden in eine stille, glückliche und schöne Gegend versetzt, worin sich nur ein einziger Affe aufhalten darf, und wo sie ewig verweilen; während die Bösen, bevor sie dieses Glückes theilhaftig werden, Sorgen, Pein und Strafen ausstehen müssen; diese bestehen in verschiedenen Qualen, Geißelungen u. s. w., die so lange dauern, bis sie für ihre Missethaten hinlänglich gezüchtigt scheinen, worauf

sie in das Land der Seligen versetzt werden. Andere, die zwischen der mohammedanischen Lehre und dem alten Glauben schwanken, haben die Ueberzeugung, daß am Ende der Welt aus dem Himmel eine Stimme ertönen werde, die alle schwarzen Menschen zur Seligkeit einladet; da aber diese zu gleichgültig und träge seyn werden, dem Rufe zu folgen, so wird eine zweite Stimme die weißen Menschen einladen, die eilig und mit Freuden aufspringen, und mit Büchern in den Händen in die himmlischen Gefilde eingehen werden. — Wenn etwas Wahres an dieser Sache ist, so sollte es uns sehr wundernehmen, wenn diese ewige Glückseligkeit nicht insbesondere uns Deutschen zugedacht wäre.

Es herrscht unter ihnen auch der Glaube, daß ursprünglich zwei Menschen geschaffen wurden, ein schwarzer und ein weißer, von denen das menschliche Geschlecht abstamme. Sonderbar ist es, daß in Haussa unter dem Volke eine Sage besteht, die den Stammvater der Menschen Adam nennt. Da Adam bedeutet in derselben Sprache einen Gegenstand, der von ferne gesehen, einem Menschen gleicht. Die Mutter des menschlichen Geschlechtes wird in der Haussasprache Aminatu genannt. Die Anhänger des alten Glaubens opfern ihren Gottheiten Ochsen, Schafe und schwarze Ziegen, schauderten aber nur bei dem Gedanken eines Menschenopfers. Das Ende der Welt wird, ihrem Glauben nach, nicht durch Feuer herbeigeführt werden, sondern ihr Schöpfer wird sie wie eine Pergamentrolle aufwickeln, und für eine künftige Gelegenheit beiseite stellen.

Die Heirathen unter freien Menschen gehen höchst einfach vor sich und sind nur mit wenig Festlichkeiten und Freudenbezeigungen verbunden. Der künftige Gatte hat bei der Sache, obgleich sie ihn sehr nahe angeht, eigentlich gar nichts zu thun, eben so wenig die Anverwandten des Mädchens. Wenn beide einverstanden sind, sich zu verbinden, so geht der weibliche Theil unverzüglich zur Großmutter und sucht von ihr die Erlaubniß herauszuschmeicheln, mit ihrem Liebhaber leben zu dürfen; denn die Großmutter allein hat das Recht, das Mädchen zu vergeben, das vollkommen seinen freien Willen hat, wenn die Großmutter nicht mehr lebt. Man läßt der alten Frau immer einige Tage Zeit, die Sache zu überlegen, und diese Zwischenzeit benützt der Mann, ihr einige kleine Geschenke zu machen und sie durch andere Gefälligkeiten für sich zu gewinnen. Wenn ein freier Mann sich in eine Sklavin verliebt und reich genug ist, sie zu kaufen, so geht er zu ihrem Herrn, eröffnet ihm seinen Wunsch, sie zu heirathen, wenn er die Erlaubniß dazu geben will. Willigt der Herr ein, so zahlt ihm der Brautwerber zwanzigtausend Kauris, manchmal jedoch auch eine kleinere Summe, und der Gegenstand seiner Zärtlichkeit wird von diesem Augenblick an seine Frau. Die in einer solchen Ehe erzeugten Kinder bleiben jedoch immer noch Eigenthum des vorigen Herrn des Weibes, der sie, sobald sie laufen können, als sein Eigenthum fordert. Die Vereinigung unter Sklaven hängt bloß von dem Willen ihrer Herrn ab. Es steht dem Manne frei, seine Frau zu jeder Zeit ihren Anverwandten zurück zu schicken, ohne dabei einen Grund für sein Mißfallen angeben zu dürfen. Wenn Dieß seine Absicht ist, so behandelt er seine Frau bloß mit Geringschätzung, worauf sie, die sogleich versteht, was Dieß zu bedeuten hat, freiwillig zu ihren Freunden zurückkehrt. Diese erscheinen sodann miteinander im Hause des Mannes, und fragen, ob es sein Wille sey, daß seine Frau fürder bei ihnen leben solle; bejaht er Dieß, so ist die Verbindung aufgelöst, und das Weib wird als unverheirathet betrachtet. Die Kinder dürfen nicht der Mutter folgen, sondern bleiben bei dem Vater zurück, der sie der Sorge seiner andern Weiber übergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Siebold's Nippen-Archiv.

Unter dem Titel: „Nippon-Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern Jezo mit den südlichen Kurilen, Krafto, Koorai und den Liukiu-Inseln; nach japanischen und europäischen Schriften und eigenen Beobachtungen" — wird Herr Dr. Ph. Fr. von Siebold das Resultat seines siebenjährigen Aufenthaltes in Japan der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist bekannt, welche Beobachtungen und Forschungen Herr Dr. von Siebold während dieser Zeit in Japan angestellt hat, und mit welchen reichen Materialien zur Förderung der Kenntniß dieses merkwürdigen Landes er von dort zurückgekehrt ist. Durch die Unterstützung von Seite Sr. Majestät des Königs der Niederlande wurde der Reisende in den Stand gesetzt, sich mit dem Ordnen seiner Arbeiten zu beschäftigen, die gegenwärtig so weit gediehen sind, daß die Erscheinung der ersten Lieferung in kurzer Frist statt finden wird. Herr Dr. von Siebold stand den Japanesen so nahe, als vielleicht noch nie ein europäischer Gelehrter, und hatte Gelegenheit, mit dem religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben dieses so streng in sich abgeschlossenen Volkes auf das Genaueste vertraut zu werden. Es läßt sich demnach von diesem Werke unzweifelhaft interessanten und ganz neuen Aufschlüssen über dieses merkwürdige Land und Volk entgegen sehen.

Das unter dem angeführten Titel, in deutscher und holländischer Sprache und 20 bis 25 Heften, (jedes zu 6 bis 8 Bogen) erscheinende Werk wird reichlich mit lithographischen Tafeln (jede Lieferung mit zwanzig Blättern) ausgestattet seyn, die unter den Augen des Herrn von Siebold ausgeführt werden, ein großer Theil davon nach japanischen Originalzeichnungen. Der literarische Theil erhält noch einen besondern Werth dadurch, daß die japanischen und chinesischen Schrifttafeln von einem bei Herrn Dr. von Siebold lebenden gelehrten Chinesen in Stein geschrieben wurden.

Zur vorläufigen Uebersicht des Inhaltes dieses interessanten Werkes mögen hier die Hauptabtheilungen des Archives zusammengestellt werden: Mathematische und physische Geographie von Japan, Jezo u. s. w. mit einem Atlas geographischen, hydrographischen und geologischen Karten, Planen, Ansichten und Uebersichtstafeln, u. s. w. — Volk und Staat. Beschreibung der Bewohner von Japan, ihrer Sitten und Gebräuche, Staatsverfassung und Verwaltung. Mit Bildnissen, Abbildungen der Trachten, der Feste und Feierbräuche, Waffen, Wappen, u. s. w. und Tabellen. — Unter diesen beiden Abtheilungen werden die Land- und Seereisen des Verfassers ihre Stelle finden. — Mythologie, Geschichte, Archäologie und Numismatik, mit chronologischen Karten, Abbildungen merkwürdiger Gegenstände und Tabellen. — Künste und Wissenschaften besonders Sprache und Literatur von Japan, durch Proben aus originalen Schriften, von Zeichnungen und Kunstwerken beleuchtet. — Religion, unter dem Titel „Nippon-Pantheon." Dieses enthält Abbildungen und kurze Beschreibungen der vorzüglichsten Gottheiten, vergötterten Regenten, u. dgl., der Tempel und Klöster, Priester, Mönche und Nonnen von verschiedenen Sekten, gottesdienstlicher Denkmäler, Geräthe und Trachten u. s. w. aus dem Sintoo- und Buddoo-Dienste auf Japan. — Landwirthschaft, Kunstfleiß und Handel, nebst Beschreibung der merkwürdigsten, darauf bezüglichen Naturerzeugnisse, und Abbildungen ökonomischer Gewächse, nützlicher Thiere, Maschinen, Geräthe u. dgl. — Die Neben- und Schutzländer von Japan: Jezo mit den südlichen Kurilen Krafto, Koorai und die Liukiu-Inseln. Beiträge zur Land- und Völkerkunde dieser wenig bekannten Länder, größtentheils nach Originalschriften japanischer Reisender. — Auszüge in Uebersetzung oder im Originaltexte

alter und wenig bekannter Schriftsteller über Japan, Jezo u. s. w.; nebst sachdienlicher Erläuterung; mit Karten und Abbildungen.*) —

*) Die Herausgabe geschieht auf Subscription, und diese bleibt bis zur Erscheinung des 6ten Heftes offen. Man subscribirt beim Verfasser, oder bei den Buchhändlern J. Müller und Comp. in Amsterdam und C. C. van der Hôck in Leyden, so wie im Allgemeinen bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vermischte Nachrichten.

Die französische Staatsschuld hat sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in folgendem Maßstabe vermehrt:

		Franken.
Im Jahre	1562 unter Karl IX betrug sie . . .	17.000,000
	1589 hinterließ Heinrich III eine Schuld von	339.649,000
	1595 unter Heinrich IV während Sully's Ministerium	96,900,000
	1660 unter Ludwig XIV, Ministerium Colbert	785.400,000
	1698 — — Ministerium Pelletier	1.301.690,000
	1710 — — Ministerium Chamillard	1.586.318,750
	1788 unter Ludwig XVI, Ministerium Necker	1.245.750.000
	1807 unter Napoleon	1.912,500,000
	1821 unter Ludwig XVIII	3,466,000,000
	1829 unter Karl X	4.200,000.000
	1831 unter Ludwig Philipp	5.185,438.457
	1832 im Junius	5.417.495.017

In dem leztern Betrag der französischen Staatsschuld im Jahre 1832 muß noch das neueste Anlehen von 150.000,000 Fr. gerechnet werden. Die „beste Republik" ist nicht die wohlfeilste.

•

Folgende Statistik der Geisteskranken in Belgien entnehmen wir belgischen Blättern: Man rechnet in Belgien 1 Geisteskranken auf 1000 Einwohner. In Ostflandern zählt man deren 749, wovon sich 527 in Gent befinden; in Westflandern 538, in Brabant 635, in der Provinz Antwerpen 588, in Luxemburg 216, in der Provinz Lüttich 304, in der Grafschaft Hennegau 407, in der Provinz Namur 154. Unter dieser Anzahl sind die Geisteskranken sowohl in als außer den Irrenanstalten begriffen. Ueberall gehörte die Mehrzahl derselben dem weiblichen Geschlechte an. Am Ende des Jahres 1831 befanden sich in der Irrenanstalt zu Gent 327 Geisteskranke, hierunter 150 Männer und 177 Weiber. Von 1809 bis 1825 wurden in Belgien in den verschiedenen öffentlichen Anstalten für Geisteskranke 795 Individuen männlichen Geschlechtes und 959 weiblichen Geschlechtes aufgenommen. In Holland zählt man 2157 Männer und 2365 Weiber. In der Irrenanstalt zu Gent machte sich eine Zunahme der Geisteskranken bemerkbar. Von 1808 bis 1825 belief sich die größte Zahl der darin aufgenommenen Individuen jährlich auf 59 Individuen; während 1831 stieg sie allmählich bis 101. Man schreibt diese Zunahme der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt zu, so wie den in diesen Instituten eingeführten Verbesserungen, wodurch mehrere Familien, als sonst, geisteskranke Mitglieder dort unterbringen lassen.

•

Old-Sarum, der verrottete Flecken, der in den englischen Parlamentsverhandlungen der lezten vierzig Jahre so oft zur Sprache gekommen ist, wurde von dem Gouverneur Pitt, als er aus Ostindien zurückkehrte, um 2000 Pf. gekauft, und sein Erbe, der verstorbene Lord Camelford, verkaufte ihn wieder um 40.000 Pf. Lord Caledon gab dafür 70.000 Pf. Die Einkünfte dieses Gutes betragen des Jahres ungefähr 700 Pf. Der Flecken Old-Sarum jedoch besteht nur noch dem Namen nach. Man sieht davon nichts mehr als die Spur eines einzigen Hauses. Der verstorbene Lord Camelford drohte einmal, seinen Bedienten statt seiner in's Parlament zu schicken, um der Welt zu beweisen, was für ein schamloser Betrug bei dem Boroughsystem getrieben werde. Der Repräsentant von Old-Sarum hat, buchstäblich genommen, nichts als einen Dornbusch zu vertreten, denn außer diesem befinden sich an diesem Ort weder Häuser, noch Menschen, noch sonst Etwas.

•

Auf einer Haide zwischen Knoktopher und Ballyhale in Irland wurde jüngst eine Volksversammlung gehalten, der mehr als 900.000 Menschen beiwohnten, die auf zwanzig Meilen in der Runde herbeiströmten. Obrist Buttler führte dabei den Vorsiz. Es wurde der Vorschlag gemacht und angenommen, von dem Parlament eine völlige Reform des Zehentwesens zu verlangen. Auf den bei solchen Volksversammlungen gebräuchlichen Fahnen sah man verschiedene Bilder in gutem irischen Humor ausgeführt; so auf einer zwei von Hunger und Elend ausgemergelte Bauern, die einen fetten Prälaten auf den Schultern trugen; auf einer andern war die Versteigerung einer wegen Zehentverweigerung weggenommenen Kuh zu sehen, wobei der Teufel den Ausrufer machte. Zwei Kirchspiele hatten sich sogar vereinigt, um einen feierlichen Leichenzug zu halten, wobei man einen ungeheuren Sarg trug, worauf zu lesen stand: „Zehent, furchtbare Quelle des Elendes und Blutvergießens. Gestorben an dem denkwürdigen 14 Dezember 1831. Requiescat in pace. Amen." Siebenhundert Personen zu Pferde bildeten das Geleite dieses Leichenzuges.

•

Ueber die im Gouvernement Moskau, (S. Ausl. S. 800) auf dem Schnee gefundene gelbliche Substanz, bemerkt ein englisches Blatt: „Dieses Phänomen ist nicht so selten, als man sich vielleicht denkt; denn man findet Schnee der beschriebenen Art auf den Höhen des St. Bernhard, Col de la Seigne und Bonhomme. Gewöhnlich begleiten ihn starke West- oder Südwestwinde. Am häufigsten ist er im Verlauf des Sommers. Das Merkwürdigste an dem zu Kurtschianof gefundenen ist, daß er im März fiel, da er selten vor der Mitte Junius vorkommt. Pescher, der sich dergleichen Schnee vom St. Bernhard kommen ließ, fand ihn von erdigem Aussehen, und rostgelber Farbe. Es gibt auch noch eine andere Art Schnee, die wie vegetabilische Erde aussieht, und Moose u. s. w. enthält. Er ist von röthlicher Farbe, die er von einer kryptogamen Pflanze erhält. Dieser Schnee ist jedoch selten und wird nur in kleinen Flecken gefunden. Wenn man ihn stark erhizt, gibt er einen vegetabilischen Rauch von sich, und von einem hundert Theile geben vierzig Theile verloren. Der Niederschlag ist von glänzender Violetfarbe. Man fand diesen Schnee alaun- und eisenoxydhaltig.

•

Das am 9 März d. J. zu Smyrna verspürte Erdbeben war auf einigen Punkten im Innern Anatoliens und einige Tagreisen südöstlich von genannter Stadt, weit heftiger als in dieser selbst. Zu Bullagda, einer Stadt vier Lieues von Smyrna, wurden vier Minarets und einige zwanzig Häuser eingestürzt. Das kleine Dorf Eldirek, das eine Stunde von Bullagda gelegen, aus vierzig oder fünfzig Häusern bestand, ist gänzlich zerstört worden. Unter seinen Trümmern ist plözlich eine Quelle aus der Erde entsprungen. Ein ansehnlicheres Dorf Jenidsche, wo man zwei- bis dreihundert Häuser zählt, hat nebst zwei andern Dörfern, alle drei zwei Stunden von Bullagda gelegen, bedeutend gelitten. Zu Denigzlu, das fünf oder sechs Lieues davon entfernt ist, wurde die Hälfte der Häuser und die Mauern des alten Schlosses in Ruinen verwandelt. Der hiedurch angerichtete Schaden ist noch nicht genau ermittelt worden. Das Schreiben aus dem diese Nachrichten, genommen sind, gibt auch keine Zahl der umgekommenen Menschen an; indeß ist kein Zweifel, daß mehrere das Opfer dieses traurigen Ereignisses geworden sind. Denigzlu, das nahe bei den Ruinen des alten Laodicea erbaut ist, wurde schon durch das Erdbeben von 1715, worin mehr als 12,000 seiner Einwohner das Leben verloren, schwer betroffen.

•

Zu Chartres wurde in den lezten Tagen des Julius ein sonderbares Phänomen beobachtet. Man sah plözlich über einigen Häusern eine dichte Rauchsäule aufsteigen, so daß man glaubte, es sey Feuer ausgekommen, und schon lief man nach der Kathedrale, um die Sturmglocke ziehen zu lassen, als es sich auswies, daß die vermeintliche Rauchsäule aus einer Wolke geflügelter Insekten bestand, die sich auf einige Hausdächer niederließen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 228. 15 August 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

2. Ein Fest bei Mohammed Ali Khan.

Es waren erst einige Wochen seit meiner Ankunft in Bombay verstrichen, als ich zu einem Fest eingeladen wurde, das ein vornehmer Perser, Namens Mohammed Ali, gab. Mein würdiger Freund Mohammed konnte eben so viel Englisch, als ich Persisch; allein wir unterhielten uns doch so ziemlich gut, bloß mit Hülfe eines Rauchapparates, den man Killian zu nennen pflegt, und der sich in Nichts von der Huka unterscheidet, die von den Reisenden im Oriente so oft schon beschrieben worden ist. Die Zauberkraft, mit der diese köstliche Pfeifenvarietät unwiderstehlich auf Beruhigung des Gemüthes und Einschläferung jeder allzu lebendigen Seelenthätigkeit einwirkt, besteht meiner Meinung nach eben so sehr in dem anmuthigen Gurgeln, das der Rauch verursacht, indem er durch das Wasser zieht, als in dem göttlichen Halbrausche, der von dem Dampfe des Tabaks und anderer wohlriechender Kräuter hervorgebracht wird. Es ist mir nicht unbekannt, daß alle Damen ihre Stimmen vereinigen, um über den häßlichen Tabaksrauch den Stab zu brechen; aber überläßt nicht das schöne Geschlecht selbst sich dort und da diesem köstlichen Genusse? Wenn man die sanfte Verzückung und die ungetrübte Zufriedenheit einer Irländerin gesehen hat, die vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, auf dem Platze des Covent Garden in London aus einer halbfingerslangen Pfeife schmaucht, die so schwarz wie ihre Hand ist, wenn man Dieß gesehen hat, sag' ich, so wird man überzeugt seyn, daß selbst das schöne Geschlecht keinen süßern Genuß finden könne.

So groß die Seligkeit ist, die im Rebensaft und andern edeln Getränken verborgen liegt, so lassen sie uns doch größtentheils das genossene Glück theuer genug durch Kopfschmerzen, Tollheiten, Herzklopfen, Duelle, und mit der Zeit durch Zipperlein, Verdauungsschwäche, und Wer weiß, durch wie viele andere Uebel noch bezahlen, die die Folge davon sind, so daß ich zweifeln möchte, ob irgend ein Mensch lebt, der ohne Beimischung irgend einer bittern Erinnerung an jene Zeit zurückdenken kann, wo er in dem Vergnügen schwelgte, sich Gegenwart und Zukunft und die Flügel seiner Psyche mit dem flüssigen Gold zu übergolden. Ein ganz anderes Ding ist es um den tugendhaften Tabak. Ich selbst könnte in chronologischer Ordnung die Geschichte aller kölnischen Pfeifen, Meerschaumköpfe, Huka's, Killians und Zigarren schreiben, die ich seit meinem ersten Seeausfluge geraucht habe, ohne auch nur auf die leiseste, unangenehme Rückerinnerung zu stoßen. Wer könnte Dieß, frage ich, eben so von allen Gläsern sagen, die er geleert hat? Wenn ich aus dem blauen Duftgewölke der Pfeife, das sich vor den halbgeschlossenen Augen meiner träumerischen Einbildungskraft hinzieht, meine Erinnerungen als Raucher hervortreten lasse, so finde ich darunter hundertweise freundliche Stunden einer so vollkommenen Glückseligkeit, als sie je unsre arme Natur genießen kann. In diesen Fata Morgana der Pfeife sehe ich lang entfernte Freunde, die in weite Länder oder schon in die andere Welt hinübergereist sind, und sie treten vor mein Gedächtniß ganz so wie sie waren. Bei den Rauchwirbeln des Killian oder der Huka ist mir, als sehe ich die Gruppen beturbanter Köpfe, die Thürme der Pagoden, die üppigen Kokoswälder, die schlanken Minarets und die Tempel von Wer weiß wie vielen Religionen, wie durch einen leichten Gazeschleier hindurchschimmern. Es ist mir, als hörte ich noch die Gurgellaute des Arabers, den sanfteren Stimmenschmelz des Malaien, dieses Italieners des Orientes, und die schrillende Schärfe des heitern Chinesen. Welch köstliches Aroma berauscht von Neuem alle meine Sinne bei der einzigen Erinnerung dieser Havanna-Zigarren, die von den Spaniern mit so großem Recht puros genannt werden! Bei jedem Duftringel, der mir in meinen Gedanken aus dem Munde qualmt, däucht mir, es begrüße mich einer jener feierlichen Hidalgo's, die unbestritten die anmuthigsten Gesellschafter der Welt sind, auf den Straßen von Corogna, oder auf den glühendheißen Plätzen von Lima, dieser Stadt von Königen mit silbernen Thoren, oder weiter davon in dem berühmten Hafen von Acapulco, jenem Eldorado der Seeleute, an dessen Name unwillkürlich der Gedanke an die piasterbeladenen Gallionen sich knüpft, die wir leider nicht mehr kapern werden! — Es ist nichts leichter und gewöhnlicher, als ein Vergnügen zu tadeln, das man aus Geschmack, oder durch Alter, Rang, Geschlecht oder Vermögensumstände abgehalten, nicht genießen kann. Wenn ich Leute das Gesicht verziehen und hüsteln sehe, wenn sie einem Trupp ehrlicher Irländer begegnen, von denen jeder einen kleinen Vulkan im Mundwinkel trägt, oder wenn ich einen ausgedörrten Sittenprediger sein Entsetzen über den Zigarro schmauchenden Dandy eines Jachtklubs aussprechen höre, so sage ich mir, daß diese heiligen Splitterrichter wahrscheinlich sich insgeheim mit ihrem Egoismus oder ih-

rem zarten Gewissen wegen kleiner Seitensprünge ihrer Moral abzufinden wissen werden, während sie diejenigen verdammen, die nicht gleichen Versuchungen wie sie unterworfen sind. Freilich kann die Gewohnheit zu rauchen so weit getrieben werden, daß ein Mensch in einen lebendigen Schornstein verwandelt wird. In der Kajüte der Midschipmen — dieser unerschöpflichen Quelle von Kraftausdrücken und Kernwitzen — nennt man dergleichen unauslöschliche Dampfvulkane „Belzebubs" — der Name für jene furchtbaren Brander, die hauptsächlich aus Schwefel und Pulver bereitet werden. Allein wenn man mit Maß und ohne die Schranken der guten Gesellschaft zu überschreiten raucht, so bleibt der Tabak ein treffliches Mittel, viele mühselige oder langweilige Stunden zu versüßen, literarische Begeisterung zu wecken, die dunkeln Wege der Wissenschaft zu beleuchten, heftige Aufwallungen zu beschwichtigen, eine Gesellschaft von Freunden aufzuheitern, und Kälte und Langeweile daraus zu verbannen. Ich erinnre mich sogar an eine Versammlung, wo man jeden Augenblick die wilde Zwietracht in Feuer und Flammen ausbrechen zu sehen befürchtete, und wo Alles in Liebe und Freundschaft sich schlichtete, als man Zigarren bester Qualität unter Kenner vertheilte, die über das unverhoffte Glück ächte Havannas zu finden, allen Hader und Unfrieden vergaßen. Man mache einem Menschen von Zartgefühl ein Anerbieten von gemünztem Gold oder Silber, und er wird es mit Unwillen zurückweisen; während das geschickt angebrachte Geschenk einer Kleinigkeit ihm eine bessere Stimmung beibringt, als es ein noch so kostbarer Dienst vermöchte. Deßhalb ist aber auch die Zauberkraft des Tabakrauchens von allen Völkern anerkannt, von den dümmsten Wilden unter den Rothhäuten des Arkansas und Misuri, bis zu den verfeinertsten Asiaten. Auch bin ich in der That überzeugt, daß man auf den Protokollkonferenzen unserer europäischen Diplomatik zu einem weit friedlicheren Ende gelangen würde, wenn alle diese Versammlungen damit anfingen, sich einen guten Vorrath von Meerschaumköpfen und Zigarren anzuschaffen. Sieht man doch bereits, daß sie sich statt meines vorgeschlagenen Wundermittels einstweilen dadurch behelfen müssen, daß sie Protokolle und Tabaksdosen wechseln.

Wenn der geneigte Leser diese Abschweifung in das blaue Feenland der Tabakswolken einem alten Raucher zu gut halten will; so wird er gern glauben, daß ich keine Einwendung zu machen hatte gegen den Killian meines Freundes Mohammed, als ich mich auf dem dreifach übereinander geschlagenen Teppich und der Matte seines Fußbodens in Bombay sitzen sah, damals wo die Schwäche meines Kopfes und Magens mich noch nicht, sehr gegen meinen Willen, gezwungen hatte, dem Tabak und vielen anderen guten Dingen, bis auf die indische Diät von Reiß in Wasser gekocht, Lebewohl zu sagen. Bei meinem Freunde Mohammed gab es keine Stühle; wohl aber hier und dort eine Menge elastischer, reich gestickter Polster von allen erdenklichen Formen. Die Chinesen sind, wie ich glaube, die einzige Nation des Orients, die sich der Stühle, Tische und Sofa's gleich uns europäischen Christenmenschen bedient. Uebrigens muß ich auch sagen, daß es zwar Anfangs höchst vergnüglich ist, sich auf dem Stubenboden auf weichen Matten zu wälzen, oder auf elastischen Polstern zu schaukeln; allein am Ende wird es doch ziemlich überlästig. Die Perser knieen gewöhnlich mit dicht aneinander geschlossenen Beinen und sitzen auf den Fersen, wobei sie die Fußsohlen fast ganz flach aufwärts richten. Diese Stellung wollen Leute, die sich mit einiger Zeit daran gewöhnt haben, sehr bequem finden; aber den Europäern kommt sie Anfangs unerträglich vor, woran vielleicht ihre, gegen die asiatischen Gewänder verhältnißmäßig viel zu engen Kleider Schuld sind. Ich bemerkte bei Mohammed, daß die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der Engländer, die Schuhe oder Pantoffeln vor der Thür stehen ließ, und es befremdete mich, daß man nicht auch uns der Landessitte zu gehorchen zwang. Allein unser Wirth stellte Dieß nicht einmal in Frage und ließ uns vielmehr sogar unsre Hüte abnehmen, obgleich er und seine übrige asiatische Gesellschaft die Turbane aufbehielt.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Fortsetzung.)

Lander erfuhr zu Uouou, daß weder dieser Staat noch Bussa eigentlich zum Reiche von Borgu gerechnet, sondern als besondere Staaten betrachtet werden, in denen eine ganz verschiedene Sprache gesprochen wird, und andere Sitten herrschen. Nur der größere Theil von Kiama wird von den Eingebornen noch zu Borgu gezählt, allein durch den vieljährigen Verkehr mit Bussa ist dort die ursprüngliche Borgusprache durch die von Bussa und Uouou verdrängt, und die Sitten und Vergnügungen der letztern Staaten einheimisch geworden, so daß man sie fast nicht mehr von einander unterscheiden kann. Indeß entgeht dem Fremden doch kaum der auffallende Unterschied in dem Charakter der angesehenern Einwohner der drei Städte. Die zu Kiama sind kühn, stolz, wild und raubsüchtig, letztere sanft, bescheiden und gelassen; erstere werden von den Kaufleuten für nicht viel besser als eine Bande Räuber gehalten, letztere werden überall wegen ihrer Ehrlichkeit geschätzt. Kiama zahlte früher an den Sultan von Niki Tribut, hat aber gegenwärtig die Oberherrlichkeit der Felatahs anerkannt. Das ausgedehnte Reich von Borgu wird aus folgenden acht Staaten gebildet: Niki, Buoy, Kiama, Sandero, Kingka, Koroku, Lugu, Pundi. Der Beherrscher von Niki führt den ausschließlichen Namen König oder Sultan von Borgu. Niki, der Hauptstaat, zahlt dem Könige von Bussa, als Zeichen der Oberherrlichkeit, einen kleinen Tribut, Uouou gleichfalls, „weil, wie ein einsichtsvoller Mann dieser Stadt Lander sagte, im Beginne der Welt, der Allmächtige die Vorfahrer des Königs von Bussa zu Herrn von ganz Westafrika bestimmte." Unsere Staatsrechtslehrer des Königthums von Gottes Gnaden finden somit hier eine schwarze Autorität mehr, auf die sie sich berufen können. Niki liegt sieben Tagreisen westlich von Uouou, und ist nördlich von Buoy, östlich von Kiama, südlich von Sandero, westlich von Kingka umgeben; jeder dieser Staaten ist ungefähr drei Tagreisen weit von ihm. Koroku liegt sechzehn Tagreisen westlich von Uouou; Lugu in südwestlicher zwanzig, und Pundi eben so weit in westlicher Richtung entfernt.

Nifi ist der größte und mächtigste unter den Staaten von Borgu. Seine Hauptstadt, gleiches Namens, hat keine Mauern, ist aber von erstaunlichem Umfang, und soll so groß wie Yauri seyn. Der König von Nifi hat tausend Pferde, die alle sein Privateigenthum sind, und ist auch sonst noch reich. Seine Soldaten, die einen guten Theil der Bevölkerung der Hauptstadt bilden, werden als kühn und unternehmend geschildert. Das Fußvolk trägt die eine Hälfte des Korfes geschoren, um sich von den übrigen Einwohnern zu unterscheiden. Nifi ist der einzige Staat des westlichen Afrikas, gegen den die Felatahs „noch nicht den Speer zu erheben wagten.“ Es sollen nicht weniger als siebenzig ansehnliche Städte von Nifi abhängig seyn, und diese wieder mehrere kleine Ortschaften und Dörfer unter sich haben. Die Häuptlinge dieser größeren Städte sind gehalten, ihrem Beherrscher, einmal in ihrem Leben, ein junges und schönes Mädchen zu stellen, wodurch sein Harem stets voll erhalten wird. Wenn jedoch dieses Mädchen dem Sultan nicht gefällt, oder wenn er an ihr, nachdem er sie zum Weibe genommen, einen Fehler entdeckt, so wird sie wieder zurückgeschickt, und der Häuptling muß ein anderes Mädchen liefern. Dieser sonderbare Tribut stammt schon aus alter Zeit her, und ist für die Bevölkerung der siebzig Städte, die weiter keine andere Abgabe entrichten, gewiß nicht sehr drückend.

Endlich kam des Königs Bote von Inguazhilligi zurück, und brachte die erfreuliche Nachricht, daß dort ein ganz neu gezimmertes Kanot für die Fremden bereit liege, und den Niger aufwärts nach Bussa gebracht werden könne, sobald die Midiki den Kaufpreis dafür entrichtet haben würde, wie sie es durchaus thun wollte. John Lander wollte deßhalb auch nicht länger in Uenou die Zeit verlieren, und bat den König, ihn nach Bussa zurückkehren zu lassen. Doch es war von dem alten redseligen Manne nicht so leicht loszukommen. Sein weißer Gast mußte ihm in die Länge und Breite von England, seinen Reichthümern, Schiffen, Soldaten u. s. w., vorerzählen, wobei der König mit Entzücken und schweigendem Erstaunen zuhörte. Endlich fragte er Pasloe, der bei der Unterredung zugegen war, ob Dieß Alles möglich sey? „Es ist so, erwiderte der Neger, denn mit meinen eigenen Augen habe ich Alles gesehen.“ „Wundersames, höchst wundersames Volk!“ rief jetzt der König, der sich vor Verwunderung nicht zu lassen wußte. Als endlich doch die Stunde des Abschiedes kam, drückte er gegen seinen Gast noch einmal seine volle Bewunderung der Europäer aus, die, wie er sagte, so weit gütiger, so weit besser, so weit in Allem vortrefflicher als die Araber seyen. „Er liebe die weißen Männer des Westen, fügte er hinzu, weil stets Heil und Glück ihren Fußtapfen folge, alle Länder, die sie noch besucht, seyen durch sie gesegnet worden.“ Der gute Alte war offenbar schlecht bewandert in der Geschichte der europäischen Niederlassungen in fremden Welttheilen!

(Schluß folgt.)

Der ireländische Wundarzt vor vierzig Jahren. *)

Tom White, der Koppelführer von Blandsfort, war mit seinen Hunden so hitzig hinter einem Hasen her, daß er mit seinen vierbeinigen Jagdgesellen in eine Sandgrube fiel, und des Aufstehens vergaß, während die Hunde schnell wieder auf den Beinen waren, aber nicht sowohl deßwegen, weil sie vier Beine hatten und Tom nur zwei, als weil er, wie man sich auszudrücken pflegte, das Kreuz gebrochen hatte. Man hatte bereits den armen Mann verloren gegeben, als man den Wundarzt von Blandsfort, der für Vieh und Menschen Rath wußte, holen ließ. Herr Butler, so hieß der Hippokrates des Ortes, zog vor allen Dingen Tom das Hemd über den Kopf und ließ ihn in gestreckter Länge, das Gesicht abwärts, auf die große Anricht der Küche legen. Ungeachtet des Schreiens und Zappelns des Patienten gelang es dem Roßarzte dennoch, die vier Extremitäten Tom White's an die vier Tischfüße festzubinden, so daß derselbe ein förmliches Andreaskreuz bildete. Dann warf er über die untern Theile des Kranken ein grobes Tischtuch, dessen vier Zipfel er unter der Anricht zusammenband. Nachdem Herr Butler so seines Patienten völlig Meister war, so daß dieser nicht einen Zoll breit weichen noch rücken konnte, ging er seelenvergnügt, mit einer Art Triumph, rings um den Tisch, rieb sich die Hände, zog dort und hier einen Knoten fester, und sagte: „Ganz gut, ganz gut! Nun halte Dich ruhig, Tom.“

Da Tom's Rücken bloß lag, wie eine flache Hand, so fuhr der Doktor mit seinem ungeheuren Daumen vom Genicke bis zum Ende des Rückgrates herab, wobei er eben nicht leise aufdrückte, und wo der Koppelführer am lautesten schrie, dort bezeichnete Herr Butler den Fleck mit einem Stück Kreide. Nachdem er so die schwächsten oder vielmehr schadhaftesten Stellen auf Tom's Rücken ausfindig gemacht hatte, knetete er sie aus allen Leibeskräften, um, wie er sagte, die Gelenke, wieder in einander zu treiben. Die Vorarbeit war nun geschehen, und der Doktor schritt nun zur eigentlichen Operation. Zuerst zog er mit Kreide Tom's Rücken herab Parallellinien, auf jeder Seite des Rückgrates eine; an gewissen Stellen machte er Querstriche und an den eigentlich schadhaften Stellen zwei, so daß auf Toms Rücken ein vollkommenes Gitterwerk zu sehen war.

Nun versah sich Herr Butler mit zwei glühenden Eisen, von der Art, wie man sie bei gelähmten Pferden anzuwenden pflegt, und begann nun mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit, Tom nach Vorschrift der Ars veterinaria zu brennen. Das Geheul des armen Teufels, während sein Rücken so geschmort wurde, war so Mark und Bein durchdringender Art, daß alle Leute, die es hörten, hoch und theuer versicherten, seit dem Gemetzel von Mullymart, sey kein ähnliches in dieser Landesart gehört worden. Dieser Theil der Operation wurde aber auch keineswegs nur oberflächlich und geschwind vollzogen; sondern Herr Butler, als ein Mann von großer Bedachtsamkeit und reiflicher Erwägung, v e r b e s s e r t e die Brandstriche und gab ihnen allen gleiche Tiefe und Farbe; fast nicht viel anders, als wie ein Schulmeister in dem Schreibhefte seiner Kinder den nicht ganz fehlerfrei ausgefallenen Buchstaben nachhilft; und da die Eisen den vorgezeichneten Strichen mit größter Genauigkeit gefolgt, und die Brandwunden zu gut geröstet waren, als daß Blut darnach hätte gehen sollen, so sah Tom's Rücken in dieser Art Tatuirung nicht ganz übel aus. Auch schien Herr Butler mit seiner Arbeit sehr zufrieden, nur ging er noch mehrmals rund um die Tafel, die glühenden Eisen in der Hand, indem er wo Etwas noch nicht ganz gleich war, sorgfältig nachhalf. Während dem war der Koppelführer ziemlich heiser geworden, und sein erstes Gebrüll ging in eine sanftere Tonart über, etwa wie ein Opernsänger gelegentlich in sein Falsett verfällt. „Halt's Maul,“ sagte der Doktor, dem endlich Tom's unaufhörliches Gewimmer lästig wurde, „Halt's Maul, oder ich will Euch an dieses Ding da riechen lassen, wie Ihr den braunen Jack daran riechen ließet, als ich ihm das Ueberbein ausbrannte; Ihr seyd ein größeres Vieh als Braun-Jack selbst.“ Herr Butler schwang bei diesen Worten sein Eisen so nahe an Tom's Gesicht, daß dieser den Wink vollkommen verstand, und sich nun mit etwas größerer Geduld in sein Schicksal ergab.

Nun begann der zweite Theil der Operation, nämlich die Auflegung der kalten Ueberschläge, wie man es zu nennen pflegt. Dießmal ging

*) Personal Sketches of His Own Times. By Sir Jonah Barrington. 3 vols. London 183[illegible]. — Ein Werk des Geschichtschreibers der irländischen Union, das eben so interessant ist durch seinen körnigen Humor, als durch eine Menge der originellsten Züge aus dem gesellschaftlichen Leben der „smaragdenen Insel“ gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts. Wir werden Gelegenheit nehmen, noch öfters auf dieses ungemein ergötzliche Buch zurückzukommen. Anm. d. Red.

jedoch der Doktor von der gewöhnlichen Kurmethode etwas ab, und die kalten Ueberschläge waren so ziemlich siedheiß, als sie auf des Koppelführers Rücken zu liegen kamen. Ich sah die Tortur in einer großen eisernen Pfanne kochen, und ich will ihre Ingredienzen hersetzen, damit man erfahre, daß Pflaster jener Zeit von kernhafterer Natur waren, als heut zutage unsre Milch- und Wasserüberschläge: burgundisches Pech, schwarzes Pech, Diaconum, gelbes Wachs, weißes Wachs, Senf, schwarzes Harz, weißes Harz, Ammoniaksalz, gekochter Schierling, Kampher, spanische Fliegen und Origanumöl, Alles zusammen mit Terpenthin, Zwiebelsaft und einem Glas Branntwein aufgekocht. Man ließ es gelinde aufwallen, bis es eine vorschriftsmäßige Dichtigkeit erlangt hatte, und strich es dann mit einem Tünicherpinsel auf lange Leinwandstreifen. Vier solche mächtige Pflaster legte der Roßarzt über, eines nach dem andern, sobald eines sich etwas abgekühlt hatte. Allein bei der Auflegung des ersten konnte selbst der Gedanke an das angedrohte eiserne Riechfläschchen Tom White nicht von einem entsetzlichen Geschrei zurückhalten.

Sobald es sich jedoch in die Hautritzen eingefugt hatte, schien der Patient völlig ruhig zu werden, oder vielmehr er versank in eine gänzliche Fühllosigkeit, die dem Doktor erlaubte, mit seiner Arbeit ungestört zu Ende zu kommen. Auf das erste Pflaster breitete er nun eine dicke Lage Schafwolle und über diese den dritten Ueberschlag, hierauf wieder Schafwolle und das vierte Pflaster, so daß Tom's Rücken ziemlich Aehnlichkeit mit einem Sattel hatte, bevor er überledert ist. Zu guter letzt wurde ein dünnes Brett von Eschenholz von dem Schreiner ganz sauber auf Tom's Rücken mit einigen kurzen Nägeln befestigt, die sicherlich nicht bis auf die Haut gingen, da der Ueberschlag gut seine anderthalb Zoll dick war. Tom wurde nun losgebunden, und auf die Beine gestellt; dann sein schafwollenes Schildkrötengehäuse mit Wickelbändern um den ganzen Leib befestigt, und nun die Operation, die kaum drei Viertelstunden gedauert hatte, für beendigt erklärt.

Nun fingen erst die andern Bedienten ihre Scherze mit Tom an. Der Eine fragte ihn, wie das Fegfeuer schmecke? Ein Anderer, wie ihm der neue Rock gerecht sey? u. s. w. Doktor Butler sprach, als ein gesetzter Mann, nur wenig, und verordnete, daß der Koppelführer sieben Tage und sieben Nächte, kerzengerade r u h i g aufrecht sitzen solle, bis die S a l b e n auf ihm trocken geworden; dann möge er sich legen, wenn er k ö n n e." Allein des armen Tom's ärgste Qualen waren noch nicht überstanden. Als die Ueberschläge kalt und steif wurden, und auf die Kerben und Brandschwielen seines Rückens drückten, kam er fast von Sinnen, so daß man ihn mit Stricken an die Bettstätte festbinden mußte, um ihn r u h i g aufrecht zu halten, ja es wurde sogar manchmal nöthig, ihm einen Knebel in den Mund zu legen, um durch sein Geschrei die Gesellschaft im Visitenzimmer nicht stören zu lassen. Als endlich die Schmerzen des gefolterten Koppelführers etwas nachgelassen hatten, und die Wickelbänder abgenommen werden konnten, sah er so kläglich darein, wie ein Mensch, dem ein Pfahl durch den Leib geschlagen worden; und es dauerte volle vier Monate, bevor der Doktor Butler anfing, seinem Patienten Oel zwischen den Ueberschlägen und dem Rücken hinablaufen zu lassen, was er tagtäglich wieder einen Monat lang ungefähr fortsetzte, bis sich endlich das Pflasterwerk ablöste, und der kreuzbrüchige Tom für geheilt erklärt wurde; und wirklich glaube ich nicht, daß er später noch Nachwehen von seinem gefährlichen Fall verspürte.

V e r m i s c h t e N a c h r i c h t e n.

Ein deutscher Schauspieler, der bei uns vorzüglich durch seinen Doppel-Moor bekannt geworden ist, Herr J e r m a n n, macht gegenwärtig zu Paris auf dem Theater Français großes Aufsehen. Die französischen Journale stimmen in seinem Lob überein. Man muß gestehen, daß nur eine Leidenschaft, wie sie Herrn Jermann für seine Kunst beseelt, einen so kühnen Gedanken eingeben konnte. Wenn man den Stolz der Franzosen auf ihre Künstler, ihre Abneigung gegen fremdes Verdienst, ihr kitzliches Ohr in Bezug auf ihre Sprache, und die Schwierigkeit erwägt, die Herr Jermann zu überwinden haben mußte, so kann man dem Muthe, wie dem Fleiß und der Ausdauer des deutschen Schauspielers nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. In der Rolle des Diego im Cid, sagt der Figaro, stellte er sich den guten französischen Schauspielern gleich. Vorzüglich aber erwarb Herr Jermann sich in Corneille's Horaziern, in der Rolle des jungen Horatius, einen glänzenden Beifall; namentlich bei der berühmten Stelle: „Qu'il mourut!" und in der letzten Scene des fünften Aktes, wo das Publikum dem Künstler wiederholt die ehrenvollste Anerkennung bewies. Jedenfalls ist Herrn Jermanns Wagstück einzig in seiner Art und in der Geschichte der Bühne ohne Beispiel, und wir glauben es gern, wenn der Figaro sagt: „Zu einer andern Zeit würde das Auftreten dieses deutschen Schauspielers zu Paris ein E v e n e m e n t gewesen seyn." Indeß wird an ihm doch auch getadelt, was früher in Deutschland gleichfalls nicht der Kritik entging. „Herr Jermann," sagt der Courrier français, ist nicht frei von den gewöhnlichen Fehlern der deutschen Schauspieler: wir meinen die Verschwendung des Gebärdenspieles und die Gewohnheit übermäßig zu schreien. In der Sucht zu viel markiren und Effekt machen zu wollen, läuft man Gefahr unverständlich und gemein zu werden." Ein Wort, das sich allerdings ein guter Theil unserer Schauspieler gesagt seyn lassen dürfte. „Uebrigens," fügt der Courrier hinzu, „ist Herr Jermann immerhin ein Schauspieler von Talent und noch dazu von ziemlich originellem Talente."

*

Das „London Medical and Surgical Journal" gibt folgenden Bericht von einem seltsamen Wahnsinn: „Es lebt hier gegenwärtig ein Mann, der sich einbildet, seit der Schlacht bei Austerlitz, in der er eine gefährliche Wunde erhielt, gestorben zu seyn. Seine fixe Idee besteht darin, daß er seinen Körper nicht mehr anerkennen will. Wenn man ihn fragt, wie es ihm geht, so antwortet er: „Sie fragen, wie es P è r e Lambert geht, aber er ist todt; er ist in der Schlacht von Austerlitz umgekommen. Was Sie von ihm sehen, ist nicht e r, sondern eine Maschine, die nach ihm gemacht wurde, und noch dazu sehr schlecht gemacht wurde." Dieser Mann fällt häufig in einen Zustand völliger Unbeweglichkeit und Fühllosigkeit, die oft mehrere Tage anhält. Weder Sinapismen noch Blasenpflaster verursachen ihm den geringsten Schmerz. Oft schon hat man seine Haut gezwickt und mit Nadeln gestochen, ohne daß er davon etwas fühlte. Ist dieser Unglückliche nicht ein merkwürdiges Beispiel von Wahnsinn, der in dem Mangel der Sensibilität der Haut begründet ist?"

*

Ein Engländer besuchte zu Dumfries die Witwe des schottischen Dichters Robert Burns, und bat sie dringend, ihm doch zur Erinnerung an den schottischen Barden, wie er sich ausdrückte, einen Papierstreifen mit einigen Worten von der Hand ihres verstorbenen Gatten, oder was es sonst irgend sey, zu geben. Mistreß Burns erwiderte, daß sie Alles, was sie der Art besessen, schon an Freunde und Verehrer des Dichters ausgetheilt, und durchaus nichts habe, womit sie seinem Wunsch entsprechen könne. Da indeß der autographensüchtige Gentleman sich hiedurch nicht abweisen ließ, so sagte endlich die Wittwe des Dichters: „In der That, mein Herr, wenn Sie mich nicht nehmen wollen, so kenne ich weiter keine andere Reliquie von meinem seeligen Mann, die ich Ihnen geben könnte." Diese Antwort machte der Unterhaltung ein Ende.

*

In einer öffentlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu Petersburg am 25 Mai d. J. wurde der von Demidow gestiftete Preis vertheilt. Es waren dreizehn Schriften, die sich um denselben bewarben, eingesandt worden. Der Preis (5000 Rubel) wurde einer „Meteorologie Rußland's und seiner deutschen Provinzen," von Dr. Pancker, Professor der Mathematik und Astronomie am Gymnasium zu Mietau, zugesprochen, indeß erhält er die bestimmte Summe nur, wenn er sein Werk ins Russische übersetzen und in Druck geben läßt. In diesem Fall hat er, zu Bestreitung der Druckkosten, noch auf 5000 Rubel, und wenn diese nicht hinreichen, auf fernere Schadloshaltung Anspruch.

*

Das Collége de France und die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat nach Cuvier's und Abel Remusat's Tod, einen neuen Verlust durch das Hinscheiden François T h u r o t's erlitten. Thurot ist als gelehrter Hellenist und Uebersetzer der Moral und Politik des Aristoteles bekannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. L a u t e n b a c h e r.

M ü n c h e n, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 229. 16 August 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

2. Ein Fest bei Mohammed Ali Khan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nachdem wir gegenseitig einige Rauchwolken ausgepufft hatten, reichte man eine kleine Tasse Mola herum, die höchstens zwei Fingerhüte voll des köstlichen Saftes enthielt, aber wohl hinreichend genug Stoff für zwei bis drei Tassen des verwässerten Kaffee's unsrer kümmerlich verzwickten Haushaltungskunst. Der Kaffee Mohammeds war schwarz wie Dinte und so voll gewürzhaften Aroma's, daß der ganze Saal davon durchduftet war. Es lag aber in diesem Dufte der eigene Zauber, daß er die Einbildungskraft entzündete, die sich mit Einem Schlage in ähnliche Gesellschaften, wie sie in den arabischen Erzählungen vorkommen, verzückt sah. Es fehlte wenig, um diese Täuschung vollkommen zu machen; denn Alles um uns her stand mit jenen Gemälden im Einklange, die so gut ausgeführt sind und sich unsrem Geiste von Jugend auf so tief eingeprägt haben, daß die Wirklichkeit sie nur noch mehr verschönt. Man kann diese Schilderungen mit den Landschaften eines guten Malers vergleichen, die nicht in einer knechtisch gedankenlosen Nachäffung der einzelnen Formen der verschiedenen Gegenstände, oder im ängstlichen Aufhaschen zufälliger Lichter und Tinten bestehen, sondern aus großartig aufgefaßten und mit Geschmack zusammengestellten Massen, deren Färbung auf eine Art ausgeführt ist, daß das Gemeine der lokalen Wahrheit verschwindet, ohne daß das Ganze etwas von der ihm wesentlichen malerischen Eigenthümlichkeit verliert. Die wunderbaren Erzählungen, die wie hier meinen, werden in unserer Einbildungskraft zu solchen Gemälden, und wenn wir diese vor unsern Augen verwirklicht sehen, so glauben wir selbst nur wieder ein wundersames Bild zu erblicken. Mir für meinen Theil wenigstens wurde von dieser Illusion oder poetischen Luftspiegelung so arg mitgespielt, daß ich selbst nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Indien noch Mühe genug habe, jedes Ding an seine gehörige Stelle zu setzen. Ich konnte in keinem Bazar spazieren gehen oder eine indische Wohnung besuchen, ohne daß mir eine der Erzählungen der unerschöpflichen Scheherezade einfiel; und dieser oder jener von ihr erzählte Vorfall schien jeden Augenblick in dieser Bude oder in jenem Hause sich begeben zu müssen. So konnte ich lange nicht an der Thüre eines Hindu vorbeigehen, vor der der bronzefärbige Sohn des Orientes die Töpferscheibe trat, ohne an jene schönen Erzählungen der heiligen Schrift erinnert zu werden, deren erster Eindruck nie in der Seele erlischt. Ich habe bereits erwähnt, wie ich das Bett des Gichtbrüchigen im Evangelium fand. Ich hatte ein ander Mal das Glück, einen Töpfer zu sehen, der zufällig das Gefäß, das er mit großer Mühe geformt hatte, zerbrach. Sogleich las er die Stücke zusammen, feuchtete und knetete den Thon von Neuem und begann mit der Emsigkeit einer Ameise, das Gefäß wieder auf seiner Scheibe zu drehen. Da mich dieser Anblick an ein Bild erinnerte, das mir an einer Stelle des alten Testamentes aufgefallen war, so schlug ich nach und fand zu meinem großen Vergnügen die ganze Stelle, die ich hier wörtlich anführe: „Dieß ist das Wort, das geschah vom Herrn zu Jeremia, und sprach: Mache dich auf und gehe hinab in des Töpfers Haus, daselbst will ich dich meine Worte hören lassen. Und ich ging hinab in des Töpfers Haus, und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe. Und der Topf, den er aus dem Thon machte, mißrieth ihm unter den Händen. Da machte er wiederum einen andern Topf, wie es ihm gefiel. Da geschah des Herrn Wort zu mir und sprach: Kann ich nicht also mit euch umgehen, ihr vom Hause Israel, wie dieser Töpfer? Siehe, wie der Thon ist in des Töpfers Hand, also seyd auch ihr vom Hause Israel in meiner Hand."

Die bei Mohammed Ali Khan gegebene Gesellschaft war ein Notsch, ein Ball, nur mit dem Unterschiede von den Bällen in Europa, daß die eingeladenen Gäste am Tanze keinen Theil nehmen. Statt uns tanzen zu lassen, nahm man sich die Mühe, es für uns zu thun, und überdieß gab man uns zugleich auch Gesang zum Besten. Alles wurde jedoch nur von einer und derselben Person verrichtet. Es war eine berühmte, im westlichen Theile Indiens allgemein bekannte Bajadere, die durch ihren Reichthum und ihre Talente als Tänzerin ausgezeichnet war; wiewohl diese Talente himmelweit von denen verschieden waren, die wir an den Tänzerinnen auf unserer Halbkugel bewundern. Erstens war diese Künstlerin mit einem Schwulste von Gewändern beladen, die wegen ihrer reichen Gold- und Silberstickereien so steif und schwerfällig waren, daß alle Falten von der Hüfte bis zu den Knöcheln, die fast ganz bedeckt wurden, in rechten Winkeln herabfielen. Die Schultern und der Hals der Tänzerin waren gleichfalls von um und um gewundenen Binden aus golddurchwirkten Stoffen völlig verhüllt, so daß man kaum begriff, wie sie sich unter einer solchen Bürde von Kleidern bewegen konnte. Ich weiß nicht mehr, wie

ihr Kopfputz beschaffen war, aber ich erinnere mich noch sehr gut, daß sie in ihrer Nase einen ungeheuern Ring von Gold trug, und daß ihr Gesicht und ihre Haare mit Kokosöl eingesalbt, wie ein blanker Thaler glänzten. Ihre Füße waren nackt, sie trug keine Handschuhe, und ihre Vorderarme verschwanden wie ihre Knöchel unter einer Menge von Metallbändern. Wenn ich nicht irre, hatte sie Schellen an ihren Beinen, was ich jedoch wegen der schweren und weitläuftigen Röcke nicht gewiß zu sagen weiß. Nur war der Klang, der jeden Schritt und jeden Sprung der Tänzerin begleitete, von der Art, daß die Metallbänder ihn nicht wohl allein hervorbringen konnten.

Der Tanz bestand hauptsächlich in Gebärden und Körperverdrehungen, die alle indischen Zuschauer höchlich zu bewundern schienen. Die am öftesten wiederholte Bewegung wurde mit flachausgestreckten oder vielmehr so in einander verflochtenen Händen ausgeführt, daß man glauben konnte, alle Gliedergelenke seyen aus ihren Fugen gekommen. Die abwechselnden Verschlingungen der Arme und Beine in eine komische Verdrehung des Körpers vollendeten diese Pantomime, die mehr bizarr als anmuthig war. Das Geklingel der Schellen, oder was sie sonst an den Beinen trug, ließ uns Anfangs glauben, daß sie unter ihrem Gewänderschwall eine orientalische Handtrommel verborgen habe und mit den Knien schlage. Zuweilen kauerte sie auf dem Boden, wo sie in dieser Stellung einige Augenblicke sang, oder vielmehr in einer Fistelstimme schrie und dazu mit dem Gesicht eine Grimasse schnitt, die ohne Zweifel ein schmachtendes Lächeln vorstellen sollte. Da sie sich aber aus dieser Stellung nicht immer leicht genug erheben konnte, so begnügte sie sich später bloß damit, ein Knie zu beugen, um das herum sie dann mit dem Fuße des andern Beines einen Kreis beschrieb. Hiebei vereinigte sie ihre Stimme mit den spitzigen Stimmen zweier kleiner hübscher Mädchen, die sich auf einem Paar ziemlich schreienden Instrumenten von Haarsaiten begleiteten. Wenn man das Einerlei dieses immer wiederkehrenden Gliederzwanges eine oder zwei Stunden lang mit angesehen hat, so wird es wohl erlaubt seyn, es am Ende höchst langweilig zu finden, und ich glaube, daß Dieß sogar der Fall von Seiten der Hindu war, obgleich ein solches Schauspiel ganz für jene Stunde geeignet ist, wo sie stillschweigend ihre Pfeifen schmauchen und kühlen Sorbet schlürfen. Ich sah späterhin noch mehrere dergleichen indische Bälle, und obgleich dabei manchmal Tänzerinnen zu viel natürliche Anmuth besaßen, als daß sie selbst durch Kunst entstellt werden konnte, und in ihren Pantomimen so einfach waren, daß der schlechte Geschmack unmöglich daran Gefallen finden konnte, so läßt sich für einen Europäer doch nicht leicht eine weniger angenehme Unterhaltung denken. Als allgemeine Bemerkung möchte ich noch beifügen, daß jede Art des Tanzes in allen Ländern, wo die Verstandesbildung nicht eine sehr hohe Stufe erlangt hat, nicht bloß anmuthlos und langweilig, sondern auch widerwärtig, oft unanständig und dem guten Geschmack, wie den guten Sitten zuwiderlaufend bleibt.

Ueberhaupt muß man die beseelte wie die leblose Natur des Orients nur außer dem Hause sehen wollen, um ihren vollen Zauber ungetrübt zu genießen. Der innere Haushalt der Einwohner ist so grundverschieden von dem unsrigen in Allem, was die Annehmlichkeiten und das Zartgefühl der gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, daß man öfter durch die Unanständigkeit ihres häuslichen Lebens angeekelt, als durch die Neuheit in ihren Sitten gereizt wird. Daher kommt es, daß die in Indien verweilenden Europäer sich gleichsam scheuen, die häuslichen Einrichtungen und Gewohnheiten der Hindus näher kennen zu lernen. Allerdings machen einige Europäer eine Ausnahme von dieser Regel, aber Alles was ich von diesen duldsameren Wißbegierigen erfahren, und mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit hatte, trieb mich öfters hinaus, Indien unter freiem Himmel zu sehen, mit dem festen Entschlusse, nie mehr die Schwelle eines Hauses zu betreten. Aber mit desto größerem Vergnügen mischte ich mich dann auch in die wogende Volksmenge, die sich jederzeit am Tage des Vollmondes versammelt, um der jährlichen Ceremonie beizuwohnen, wo die Kokosnuß ins Wasser geworfen wird. Der südöstliche Passatwind herrscht ziemlich regelmäßig auf der Westküste Indiens, vom Junius bis Ende Septembers. Es ist Dieß die Regenzeit jener Meerstürme, deren die kühnen Seeleute unter andern Breiten freilich lachen würden, die aber bei den weichlichen Asiaten hinreichen, die Küstenfahrt zu unterbrechen. Der Tag des Vollmondes wird von den Einwohnern dieses Küstenlandes von Indien stets als heilig betrachtet, weil die Zeit des schlechten Wetters aufhört, und Schifffahrt und Handel wieder aufleben. Man kann sich dann, wie man glaubt, die Götter des Windes und Meeres leichter geneigt machen, als zu einer andern Zeit.

Die ganze Bevölkerung der Insel hatte sich am Meeresufer zwischen dem Point Malabar und dem Fort versammelt. Alle waren in ihre besten Gewänder gekleidet, deren weiße Falten im Winde flatterten. Die Braminen, denen an einem solchen Tage natürlich der Vortritt gebührte, standen in zahlreichen Gruppen am Gestade versammelt, um den Priesterdienst zu verrichten und das Oberhaupt der Kaste hatte sich in der Mitte seiner Familie an den äußersten Rand des Ufers begeben, wo er die Gebete sprach, die von den übrigen Braminen im Chor wiederholt wurden. Das Oberhaupt der Braminen warf zuerst Früchte und Blumen in die Luft, dann streute er solche auf die Oberfläche des Wassers. Die Blumen, die der Wind nach dem Ufer zurücktrieb, wurden von der gläubigen Menge gierig aufzuhaschen gesucht. Hierauf wurden verschiedene Dinge, die in Indien am werthvollsten geachtet sind, wie Erzeugnisse des Kunstfleißes oder die Früchte von Handelsunternehmungen, gleichfalls in die Meereswogen geworfen, so Reiß, Salz, Gewürze und vorzüglich Zimmtrinde von Ceylan, das einige Seetagreisen von Bombay liegt, Muskat- und Betelnüsse, Gewürznelken von Penang und den Molukken, endlich zuletzt, wenn man die Gottheiten durch die vorausgegangenen Feierlichkeiten hinlänglich besänftigt und gewonnen glaubte, Kokosnüsse. Längs der Bay harrten Tausende von Hindu mit gespanntester Erwartung des Endes der Ceremonie, und nun gab es ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, mit welchem Eifer man sich einiger der von den Braminen geweihten Nüsse zu bemächtigen suchte. Am Ende des Ufers beginnt die Esplanade des Forts, eine schöne, mit üppigem Rasenteppich überkleidete Ebene, die mit Palisaden umschlossen, einen Raum von einer halben Meile umfaßt. Diese Esplanade bot den Blicken ein seltsames Gemisch des größten Theils der verschiedenen Bewohner der Erde, von denen Jeder sein eigenthümliches Gewand trug, seine besondere Sprache redete, einen

nationalen Gebräuchen folgte. Nach allen Richtungen hin rollten europäische Karossen, Barutschen, Kabriolets, Giggs und Fuhrwerke aller Art, vom Pulverwagen bis zum Schubkarren. Elephanten mit Thürmen auf dem Rücken wandelten neben Kamelen und arabischen Rossen, die erst kürzlich aus Schiffen, die vom rothen Meer oder dem persischen Meerbusen angelangt, ans Land gesetzt worden waren. Allerwärts sah man auch unzählige Palankine, Halaries und andere Arten von Tragsesseln, deren Namen ich damals noch nicht kannte und noch bis auf diese Stunde nicht weiß. Wie überall in der Welt so auch hier ging indeß der größte Theil der Menschen, die dem Fest beigewohnt hatten, zu Fuße. Ich war betäubt von Erstaunen, wenn ich durch ihre dicht gedrängten Reihen mich hindurch arbeitete und ihre verschiedenen Bewegungen, Gebärden und Sprachen beobachtete. Kaum vermochte ich den Ruf der Verwunderung zu unterdrücken, wenn ich von diesem glänzenden und neuen Schauspiele bezaubert, die mancherlei seltsamen politischen Verhältnisse erwägte, die zusammentreffen mußten, um aus allen Winkeln des Erdkreises eine so buntgemischte Menschenmenge zu versammeln, die hier durcheinander wogte, um fremde Götter anzubeten, glücklich und frei zu leben, und in aller Sicherheit ihres Wohlstandes oder ihres Reichthums zu genießen, unter dem Schutze einer englischen Festung.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uonou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Schluß.)

Der Rückweg nach Bussa war besonders der versengenden Hitze wegen sehr mühsam. Als der Tag sich neigte, machte Lander mit seinem Gefolge unter einem schattigen Baume vor einem Dorfe Halt, um, erschöpft von des Tages Mühen, hier über Nacht zu bleiben. Die Einwohner dieses abseits der Straße gelegenen Dorfes, wohin selten ein Fremder sich verirrt, bestehen aus Negern, die wegen der Bürgerkriege aus Nuffie ausgewandert, und hier sich niedergelassen. Ein kleiner fischreicher Fluß, der an diesem Dorfe vorbeifließt, gewährt den Einwohnern Nahrung und Unterhaltung. Sie sind aber nicht bloß geschickte Fischer, sondern bauen auch Getreide, Bohnen, Indigo und Yams im Ueberflusse. Außerdem haben sie auch Geflügel die Menge, und Heerden von Schafen und Ziegen, so daß sie Alles besitzen, was zu einem vergnüglichen Leben in diesem Lande gehört. Man irrt sehr, wenn man diese Völker für stumpfsinnige und zur Knechtschaft geborne Barbaren hält, wie ihre weißen Brüder, nicht sehr zur Ehre des civilisirten Verstandes, weiland in weitläuftigen Abhandlungen zu beweisen gesucht haben. Der jüngere Lander entwirft von diesem Dorf und seinen Bewohnern eine Schilderung, die wir hier mit den eigenen Worten des Reisenden wiedergeben wollen, weil er nirgends in seinem Tagbuch ein so charakteristisches Bild von dem Leben des Negerlandvolkes gibt, als hier:

„Abends, als die Sonne unterging, und die Vögel sich von der drückenden Schwüle des Tages erholt hatten und in der Kühle ihre Stimmen zu erheben begannen, versammelten sich die ältern Leute des Dorfes unter dem breiten Laubdach eines majestätischen Baumes, um, wie gewöhnlich, eine oder zwei Stunden in vertraulichem Gespräche zu verplaudern. Um die Unterhaltung und den Frohsinn zu beleben, wurden große Kalabaschen mit starkem inländischen Biere neben ihnen aufgestellt. Nachdem Jeder zwei oder drei tüchtige Züge aus seiner Flasche gethan, rückten die alten Leute näher zusammen, und Einer der ältesten von ihnen, der das Geschichtenbuch des Dorfes vorstellte, begann mit leiser Stimme seine Erzählung von den weißen Menschen des Westen, von ihren scheußlichen menschenfresserischen Gelüsten, ihren Zauberkräften, und besonders von ihrer Gier nach dem Blute der Schwarzen. Das Gespräch wurde immer lebhafter und ernster, je nachdem das Bier seine Wirkung zu thun anfing, und als die Abenddämmerung hereinbrach, rückten sie noch näher zusammen, und während sie vorher mit ausgestreckten Beinen wohlbehaglich sich gelagert hatten, zogen sie jetzt die Füße an sich und kauerten beisammen, und warfen dann und wann einen verdächtigen Blick über die Schultern zu mir hinüber, denn ich war unfern von ihnen, was sie nur mit größerer Furcht zu erfüllen schien. Um diese Zeit kamen auch die jüngeren Leute des Dorfes von ihren Feldarbeiten oder dem Fischfange zurück, und blieben stehen, um den Gesprächen der Alten zu lauschen. Letztere waren fast ganz nackt, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts ohne die geringste Bedeckung, eben so wenig, als die Knaben und Mädchen, die herbeikamen, um den furchtbaren Erzählungen ihrer Großväter zuzuhorchen. Einer unserer Leute hatte die ganze Zeit über im Kreise der Alten von ihrem Biere mitgetrunken, und versuchte nun, als es Zeit wurde, auseinanderzugehen, ihre Vorurtheile gegen die weißen Männer zu berichtigen, und diese gegen den Vorwurf so unmenschlicher Gelüste zu rechtfertigen. Allein ihre Liebe für das Wunderbare konnte nicht so leicht zufrieden gestellt werden, und sie hörten ihn nur kopfschüttelnd und ungläubig an. Die Kinder mieden meine Hütte wie das Lager einer giftigen Schlange, und einige, die zufällig mir begegneten, blickten mich Anfangs mit stummem Schrecken an, schrien dann laut auf und rannten davon.

„Die älteren Dorfbewohner verrichten keinerlei Art von Arbeit, und überlassen sie ihren Kindern und Enkeln," die ohne Widerrede für sie arbeiten, während die Greise den Rest ihrer Tage meist unter dem erwähnten großen Baume zubringen, wo man sie bei schönem Wetter zu jeder Stunde in einer Gruppe beisammensitzen sehen kann, das Bild der Zufriedenheit und des wohlbehaglichen Müßigganges. Ohne Sorgen, ohne Beunruhigung, leben sie in seliger Gedankenlosigkeit dahin, als wenn sie ewig leben sollten. Wie heiter und ruhig fließt ihr Leben dahin! Wie vergnügt und sanft lenkt sich ihr Schritt dem Grabe zu!"

Am nächsten Morgen verließ Lander das Dorf. Sein Gefolge bestand aus vier Männern, die ihm der König von Uonou als Begleiter mitgegeben hatte, und drei andern Individuen, unter Denen sich des Königs Bruder befand, die mit nach Bussa gingen, um sich dort Augenwasser zu holen, das ihnen die Reisenden auf ihre zudringlichen Bitten versprochen hatten. Ein anderer Neger trug ein Geschenk des Königs von Uonou für seine Schwester, die Midiki von Bussa; es bestand aus sieben oder acht Yams, die ungefähr den Werth von doppelt so vielen Kartoffeln in England haben mochten. So setzte die kleine Karawane ihren Weg fort, und langte glücklich in Bussa an, wo der jüngere Lander seinen Bruder eifrigst beschäftigt fand, alle Vorbereitungen zur Reise auf dem Niger zu treffen.

Vermischte Nachrichten.

Die für eine neue Reise auf dem Niger eigens erbauten und ausgerüsteten zwei Dampfschiffe: der „Quorra“ und „Elburka,“ von der Kohlenbrigg „Columbine,“ die 170 Tonnen führt, begleitet, werden bereits in die See gegangen seyn. Wenigstens waren sie gegen Ende des vorigen Monats von Liverpool nach Milford gegangen, wo sie eine Woche verweilen sollten, um unverwerfliche Gesundheitszeugnisse zu erhalten, und Richard Lander zu erwarten, der die Expedition als Generaldirektor begleiten und somit seine dritte afrikanische Reise unternehmen wird. Obgleich diese Schiffe hauptsächlich Handelsspekulationen zum Zwecke haben, so werden sie doch auch dazu beitragen, eine genauere Kenntniß des so lange verschlossenen Afrika's zu fördern. Die Schiffe, welche alle zu einer Fahrt auf dem Niger erforderlichen Eigenschaften besitzen, sollen bis Bussa hinaufgehen, und von dort aus auf Booten oder zu Lande weitere, zweckdienlich erachtete Reisen unternommen werden. Die Ladung besteht meist in Artikeln, die nach Lander's Bericht von den dortigen Einwohnern vorzüglich gesucht werden. Die Unternehmer versprechen sich natürlich einen sehr vortheilhaften Umsatz derselben gegen afrikanische Produkte. Obgleich ein Lieutenant der königlichen Marine, William Allen, die Expedition begleitet, so ist nach Versicherung der englischen Blätter die Regierung doch nicht bei der Unternehmung mit im Spiele. Lieutenant Allen besitzt eine große wissenschaftliche Bildung, und man verspricht sich daher von ihm, so wie von Dr. Harris, einem vorzüglichen Botaniker, der als Arzt die Expedition begleitet, interessante Beobachtungen. Die Reisenden führen unter Anderm eine große Menge in arabischer Sprache abgefaßter Proklamationen bei sich, die von Herrn Salamé verfertigt worden und bestimmt sind, den eingebornen Königen und Häuptlingen den Zweck dieser Expedition klar zu machen. Diese Proklamationen sind auf alle Arten von farbigem Papier gedruckt, und enthalten auch eine Abbildung der beiden Dampfboote, so daß sie nicht bloß als öffentliche Kundmachungen dienen, sondern auch als eine Art Geschenke vertheilt werden können.

•

Der Aeronaut Dupuis-Delcourt, der eine Abhandlung über eine in der Luft lenkbare Maschine geschrieben hat, fuhr im Jahre 1831, bei der Feier der drei Juliustage, zu Paris auf, und hielt eine dreitägige Luftschiffahrt, indem er im Bicêtre, zu Bourg la Reine, Sceaux, Montlery und Arpajon sich herabließ und wieder aufstieg. Von dieser Reise hat er nun eine Beschreibung herausgegeben, die nicht ohne Interesse zu lesen ist. Als er über Arpajon, dem Ziel seiner Fahrt, in einer Höhe von 1580 Toisen, schwebte, erhob sich eine kleine weiße Wolke aus der tiefern Luftgeschichte, die den Ballon in der Seite faßte und einige Augenblicke hin und her stieß. „Wir verloren einen Moment,“ sagt der Luftschiffer in der malerischen Beschreibung seiner Reise, den Anblick der Erde (in seiner Gesellschaft befand sich der älteste Sohn des Aeronauten Robertson) und wir fühlten eine sehr empfindliche Kälte. Allein bald genoß ich aus dieser Höhe der Uebersicht der Gegenden, die sich unter mir entfalteten. Städte, Dörfer, Wälder, Flüsse und Straßen zeichneten sich mit bewunderungswürdiger Niedlichkeit auf diesem großen Rundgemälde, das die Sonne von Neuem beleuchtete. Ein leichter Dunst, der von der Erde aufstieg, umzog mit einem fantastisch sonderbaren Horizont das ungeheure Plateau, das ich mit einem Blicke überschauen konnte. Es war einem Plan in Relief zu vergleichen, und der Mensch der sich in der Lage befindet, eines solchen Anblicks zu genießen, muß seinen ganzen Verstand zusammennehmen, um sich zu überzeugen, daß Das, was er vor Augen sieht, wirklich dieselbe Erde ist, die er kurz vorher verlassen hat. Oft schon wurde ich bei meinen Luftschiffahrten von der Aehnlichkeit der Erde mit einer gut kolorirten Landkarte in großem Maßstabe überrascht, wenn der Aeronaut auf sie aus einer Höhe von 12 bis 1500 Toisen herabblickt.“

•

Ein englisches Blatt empfiehlt den Aerzten zum Versuch gegen die Cholera die Anwendung des Naphtha von Barbadoes, weil es mehr als irgend ein bekannter Körper aufgelöste Kohle enthält. „Letztere,“ wird hiebei bemerkt, „hat eine außerordentliche Wirkung auf animalische Körper in jedem Grade der Fäulniß, und nach den Beobachtungen Davy's und anderer Aerzte scheint mit Gewißheit dargethan, daß die von Cholerakranken ausgeathmete Luft einen großen Mangel des zur Gesundheit nöthigen Kohlenstoffes verräth. Naphtha von Barbadoes sey aber vorzüglich geeignet, durch innere Anwendung den schädlichen Miasmen entgegenzuwirken, die den Kohlenstoff in dem Respirationssysteme der Kranken zerstören. Eine Drachme oder ein Theelöffel voll dieser Naphtha enthalte 50 Gran aufgelöster Kohle, die in 24 Stunden allmählich zu 1000 Gran vermehrt werden könne.“

•

Dem General Joubert ist in seinem Geburtsorte, der Stadt Pont-de-Vaux ein Denkmal von weißem Marmor errichtet worden, das aus der sieben Fuß hohen Statue dieses tapfern Generals besteht. Joubert ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er vor der Schlacht bei Rivoli, dem General Berthier, auf die Frage, wo er seine Schlachtlinie bilden werde, antwortete: „Hier General,“ indem er seinen Hut auf den Boden warf. In seinen Mantel eingewickelt, hält er in der rechten Hand den Degen; sein Hut liegt zu seinen Füßen.

•

Der „Papagai,“ ein englisches Blatt, bemerkt: „Wir wissen Etwas, was Niemand weiß, was vielleicht Niemand glaubt, und was dennoch wahr ist; nämlich, daß ein Schuh des Fürsten Talleyrand nicht weniger als sechzig Guineen kostet. — Ja, sechzig Guineen! Fürst Talleyrand hat einen Klumpfuß und für diesen Klumpfuß einen eigens geformten Leisten, und über diesem Leisten wird ein Schuh verfertigt, der ein Meisterstück in seiner Art ist. Sechzig Guineen für einen Schuh! Ein halb Dutzend Dandies könnten aus diesem Schuh sich einen vollständigen Anzug schneidern lassen.“

•

Nach den von einigen ausgezeichneten französischen Ingenieurs gemachten Berechnungen würden die Kosten für einen tiefen Kanal, der den arabischen Meerbusen mit dem Nil und dem mittelländischen Meere verbände, Afrika in eine Insel verwandelte, und die Reisen von Marseille nach Bombay um die Hälfte abkürzte; nicht mehr als 700,000 Pf. St. kosten, — eine Summe, die bei Weitem unbedeutender ist, als die auf einzelne Arbeiten dieser Art in England verwendeten Kosten.

•

Die englischen Kaufleute in Aleppo erhielten während des verflossenen Jahrhunderts von der Ankunft britischer Schiffe in Scanderoon gewöhnlich durch Brieftauben Nachricht. Man schrieb in wenigen Worten, was man berichten wollte, auf einen Papierstreifen, den man dem gefiederten Boten unter den Flügel band. Zu diesem Zwecke wurden stets Tauben von Aleppo nach Scanderoon geschickt, um im Hafen in Bereitschaft zu seyn. Der französische Konsul in Aegypten, Maillet, erzählt, daß ein Kaufmann von Aleppo, der zufällig eine solche Taube getödtet hatte, durch die bei ihr gefundene Schrift erfuhr, daß in England Mangel an Galle sey, worauf er schnell Lieferungen abschloß, und auf diese Weise 100,000 Kronen gewann.

•

Der französische Naturforscher Duvernoy, der viele Zeit auf die Untersuchung der Natur der giftigen Schlangen verwendet hat, ist durch eine Menge von Versuchen zur Gewißheit gelangt, daß diese Thiere außer ihren vordern Giftzähnen im Hintertheile ihres Kiefers noch größere und mit noch stärkerem Gift gefüllte Zähne haben. Eben so ist er geneigt, die bei den giftigen Schlangen bemerkten Thränensäcke nicht für bestimmt zu halten, ihr Auge zu befeuchten, sondern die Verschlingung ihres Fraßes zu befördern.

•

Washington Irving ist bei seiner Rückkehr nach Amerika von seinen Landsleuten zu New-York auf eine glänzende Art empfangen worden. Irving soll im Begriffe stehen, eine ausgedehnte Reise durch die Vereinigten Staaten und die englischen Besitzungen in Nordamerika anzutreten, die dem Skizzenbuche dieses genialen Zeichners gewiß eine reiche Ausbeute liefern, und die Welt mit einem neuen Werke erfreuen wird.

•

Ein junger Naturforscher in Neapel, Namens Leopold Pilla, kündigt ein Journal an, das sich bloß mit dem Vesuv und den von Zeit zu Zeit an ihm beobachteten Erscheinungen beschäftigen soll.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 230. 17 August 1832.

Marokko.*)

(Hiezu die beiliegende Karte.)

Die vorzüglichsten Städte von Marokko, so wie die Sitten und Gebräuche seiner Bevölkerung, sind schon oft beschrieben worden; dagegen besaß man über die Geographie dieses großen afrikanischen Reiches, über die Lage seiner verschiedenen Städte, die Umrisse seiner Küsten, den Lauf seiner Flüsse, die Höhen seiner Berge und Ebenen, und seine geologische Beschaffenheit, bisher eine nur höchst unvollkommene Kenntniß. Diese Lücke auszufüllen, war dem englischen Marinelieutenant, Hrn. Washington, aufbehalten, der einen Aufenthalt von mehreren Monaten in der Hauptstadt von Marokko und eine Reise in die vorzüglichsten Städte und nach dem Atlas, während des Winters 1829/30, benützte, um die folgende Skizze und Karte zu entwerfen, die von der geographischen Gesellschaft in London in ihren Denkschriften bekannt gemacht wurde. Eine etwas verkürzte Uebersetzung dieser, für die Geographie von Afrika höchst wichtigen Arbeit wird von jedem Freunde der Erdbeschreibung hier mit Interesse gelesen werden. (Eine kurze Erwähnung derselben ist bereits S. 74 des laufenden Jahrgangs zu finden.)

1. Tandscher.

Die Personen, welche die englische Gesandtschaft nach Marokko bilden sollten, vereinigten sich im November 1829 im britischen Konsulate zu Tandscher, einer Stadt, die unter 35° 47′ 54″ nördlicher Breite, und 5° 48′ westlicher Länge (Merid. v. Greenwich), an einem steilen Abhange am Meeresufer liegt, ihre malerische Ostseite einer Bucht zugewendet, die ungefähr drei Meilen breit ist, und östlich das Kap Spartel, westlich das von Ceuta hat. Tandscher ist von verfallenen Mauern umgeben, die alle sechzig Schritte von runden und viereckigen Thürmen unterbrochen sind, und hat drei befestigte Thore. Es wird gegen das Meer zu von zwei Batterien, eine ober der andern, vertheidigt. Die Geschütze derselben liegen auf plumpen, maurischen Gestellen, und würden das Feuer europäischer Artillerie kaum zehn Minuten erwidern können. Als Krone des Ganzen erhebt sich gegen Norden ein altes weitläufiges Schloß, die Kassauba oder Kassbah genannt, das dem Statthalter oder Pascha, dessen Gebiet sich 25 Meilen weit gegen Mittag erstreckt, als Wohnung angewiesen ist. Von der Landseite wird die Stadt nur von zerfallenen Mauern und einem Graben geschützt. Die Thore werden mit Sonnenuntergang geschlossen und die Nacht über Schildwachen ausgestellt. Die Hauptmoschee von Tandscher ist groß und ziemlich schön. Der Thurm derselben ist hoch, und mit farbiger eingelegter Arbeit überkleidet, deßgleichen der Fußboden dieses Tempels, den ein Säulengang von niedern Pfeilern, mit einem Springbrunnen in der Mitte, umgibt.

Die Straßen, mit Ausnahme der Hauptstraße, die die Stadt unregelmäßig vom Seethore bis zum Landthore durchschneidet, sind eng und winkelig; die durchaus einstöckigen Häuser sind niedrig, und haben flache Dächer. Nur die Gebäude, die von den europäischen Konsuln bewohnt werden, haben ein besseres Ansehen. Die Mauern sind größtentheils von Außen geweißt. Die Fußböden bestehen bloß aus gestampfter Erde. Ungefähr in der Mitte der Hauptstraße ist ein offener Raum, wohin Früchte und Gemüse zu Markte gebracht werden. Der Hauptmarkt wird indeß am Sonntag außerhalb der Stadt, nahe am östlichen Thore gehalten; man findet auf ihm Geflügel, Wildpret, Gemüse, Datteln, Früchte u. s. w. im Ueberflusse. Das Fleisch ist gut und wohlfeil. Außerhalb der Stadt liegen auch einige wohlangebaute Gärten, die den verschiedenen Konsuln gehören. Letztere bilden eine ziemlich angenehme Gesellschaft. Von einer Terrasse im Garten des schwedischen Konsuls genießt man eine ungemein malerische und ausgebreitete Ansicht von Tand-

---

*) Indem wir durch die beigefügte Karte von Marokko und den damit verbundenen Plan der Hauptstadt dieses Reiches unsern Lesern ein ganz neues geographisches Dokument vorlegen, geben wir hier zugleich die zu dem Stadtplane gehörigen Erklärungen:

Stadtthore: 1) Bab el Hhamise. 2) Bab Aitan. 3) B. Debagh. 4) B. el Hhamay. 5) B. el Hhamar. 6) B. Erle. 7) B. el Kassbah. 8) B. e' Tobul. 9) B. e' Rrum. 10) B. el Hhaddar. 11) B. Ducaila.

a) Dschamaa oder Moschee El Kutubia oder Ema el Fanarb (220 engl. Fuß hoch). b) Dschamaa Sidi abd'lah Mul el Ksar. c) Dsch. El Moazin. d) Dsch. Beni Jusef. e) Dsch. Elsnab (in Ruinen). f) Dsch. El 'Hennah. g) Dsch. Sursa Saidia. h) Dsch. Muley Ali Scherif. i) Dsch. Dert da Baschie. j) Dsch. de' Bab Debagh. k) Dsch. Bel Abbas (Moschee und Spital). l) Dsch. Sidi Maimoni. m) Dsch. Muley Abd' lah Rraswani. n) Dsch. de Bab Ducaila. o) Dscha Embrasa del emschia (1. Begräbniß der Sultane: 2. Kollegium.) p) Al Kaisseria. q) Schöner Springbrunnen. Schrob u schouf, d. h. trinken und sehen. r) Soke el Kamise, oder großer Marktplatz. s) Getreidespeicher. t) Palast des Sultans. u) Dschenan el Afia (Garten der Glückseligkeit). v) Dschenan el Nile (Garten des Nils). w) Modar del Meschoar (Audienzhof). x) Sebt el Mahmunia (Wohnung der britischen Gesandtschaft im Jahre 1830). y) Haus des Venders (des Premierministers). z) Haus Muley abd Salam's (des Oheims des Sultans).

scher und der Bai an seinem Fuße. Man erblickt gegen Süden die fernen Gipfel des kleinen Atlas, während gegen Norden, jenseits dem azurblauen Wasserstreif der Meerenge, sich die Küste Spaniens vom Kap Trafalgar bis zu den Felsen Gibraltars gewahren läßt. Der Ankerplatz in der Bai von Tandscher ist ziemlich gut; ausgenommen, wenn starke Nordwestwinde wehen. Wenn der Molo, dessen Ueberreste man noch unter dem Wasser erblickt, wieder hergestellt wäre, so würde er von der Landseite her vollkommen sicher seyn. Die Ruinen des alten Tandscher, im Alterthume Tingis genannt, und eine Römerbrücke, sind noch auf der südlichen Seite der Bucht sichtbar. Vier kleine Batterien, jede mit sechs Kanonen besetzt, bestreichen die Sanddünen am Gestade. Die Bevölkerung von Tandscher beläuft sich auf 7 bis 8000 Einwohner, mit Inbegriff von 1500 Juden, in deren Händen sich fast der ganze Handel befindet. Juden und Mauren leben in Tandscher ungesondert von einander, was man in der Berberei selten findet.

Noch eine Stimme über den General Skrzynezki.

Sehr erfreulich ist es, endlich in öffentlichen Blättern ein Wort zu vernehmen, das zur Rechtfertigung eines Namens in die Schranken tritt; gegen den alle Bewunderer des polnischen Kampfes nur mit Schmerz eine so schwere Anklage erhoben sehen mußten, wie sie von dem Polen Adam Gurowski in diesen Blättern *) zur Oeffentlichkeit gebracht wurde. Da wir dort schon unsre Bereitwilligkeit erklärten, jeder Beleuchtung eines so wichtigen Gegenstandes unsrer Zeitgeschichte die Spalten dieser Blätter zu öffnen, so beeilen wir uns hier, die Erklärung des polnischen Reichstagsabgeordneten, Theodor Morawski, wiederzugeben, die in einem französischen Blatte, dem „Cabinet de Lecture,“ erschien, und uns mit einigen Randbemerkungen von ehrenwerther Hand mitgetheilt wurde; indem wir den aufrichtigen Wunsch aussprechen, die in öffentliche Anregung gekommene Frage von einem in die Verhältnisse eingeweihten Manne, mit richterlicher Unparteilichkeit, ohne Gunst noch Haß, leidenschaftsloser als es bisher geschehen, erörtert, und von jedem Schatten des Verdachtes einen Namen gereinigt zu sehen, dem die civilisirte Welt so gern den schönsten Lorbeer zusprechen möchte. Unsere Zeit ist wahrlich nicht so überreich an großen Männern, als daß man gern die wenigen Gestirne verdunkelt sehen sollte, die unter unsern Zeitgenossen aufgegangen sind.

Folgendes ist das Schreiben des Herrn Theodor Morawski an die Redaktion des oben erwähnten Blattes:

„In Polen würde ich den in Ihrem Blatte zur Oeffentlichkeit gekommenen Artikel wohl ohne Antwort gelassen haben. Um dessen Gehalt zu würdigen, reicht der Name des Verfassers hin, unter dem er erschienen ist, und ich würde es auch hier zu thun überhoben seyn, wenn ich mir die Mühe geben wollte, die Lebensgeschichte des Herrn Adam Gurowski kund zu geben. Allein es scheint mir der kürzere Weg zu seyn, einfach die Thatsachen, wie sie sind, hinzustellen. Beleidigungen gelten nur bei gewissen Menschen als Gründe. Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Kommission, die in das Lager von Bolimow abgefertigt wurde, um dort die Lage des Heeres zu untersuchen, führte ich bei den Berathungen der erwähnten Kommission die Feder, und zeichnete ihre Verhandlungen und Beschlüsse auf. Dieß ist Alles, was der Artikel über Skrzynezki in Bezug auf mich Wahres enthält, alles Uebrige ist falsch.

„So ist es nicht wahr, daß der Obristlieutenant Zaliwski vor mir erklärt habe, „„er verlange die Verhaftung Skrzynezki's und einiger andern Generale;““ eben so wenig ist es wahr, daß er vor mir den Generalissimus des Hochverraths angeklagt habe. *) Wenn ich diese Umstände in meinem Berichte, den ich der Reichsversammlung erstattete, mit Stillschweigen übergangen hätte, so würde die Kommission und ich offenbar, wie auch Herr Gurowski diese Folgerung zieht, den Reichstag trügerischerweise in Irrthum zu führen gesucht haben, um bei ihm den General Skrzynezki zu unterstützen. Hat aber der loyale Geschichtschreiber vergessen, daß am 12 und 22 August, wo ich meinen Bericht an die Reichsversammlung erstattete, die Zurückberufung des Generals bereits ausgesprochen war, und es folglich nicht mehr Zeit war, ihn zu unterstützen? Hat er vergessen, daß diese Zurückberufung schon am 10 August fast einstimmig beschlossen war, und zwar von eben der Kommission selbst, die er der Parteilichkeit für Skrzynezki anschuldigt? Und glaubt er nicht seiner Loyalität zu nahe zu treten, wenn er nach allen diesen Thatsachen zu behaupten wagt, daß die Kommission sich versammelt habe „„eher der Form wegen, als um ein Resultat herbeizuführen?““ Dieß reicht wohl hin, jede Verläumdung dieser Art niederzuschlagen. Jedermann wird leicht begreifen, daß mein Bericht an die Reichsversammlung, was auch Herr Gurowski dagegen behaupten möge, nur die Rechtfertigung einer Maßregel der Strenge war, und daß ich mich deßhalb nicht „„in gränzenlose Lobsprüche und Danksagungen für einen General ergossen haben könne,““ der seines Kommando's entsetzt war. Allerdings war mein Bericht voller Mäßigung, und ich rechne mir Dieß zur Ehre an; die Sprache der Leidenschaft geziemt sich nur für faktiöse Menschen. Doch ich irre mich, ich sprach auch darin zum Lobe Skrzynezki's; er hatte sich erboten, unter dem von uns ernannten neuen Generalissimus zu dienen, und ich ließ dieser edlen Hingebung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

„Zur völligen Widerlegung der erhobenen Anschuldigung ist, meiner Meinung nach, nichts weiter nöthig, als dieser einfache Thatbestand. Was soll man aber zu den übrigen, hier unten an-

---

*) S. Ausland dieses Jahrgangs S. 517 u. d. f.

*) Wenn die Geschichte mit dem Briefe wahr wäre, so würde der Obrist Zaliwski denselben sicherlich auch dem General Krukowiezki zugestellt haben, der, um sich an Skrzynezki zu rächen, jeden Grund, denselben vor ein Kriegsgericht zu bringen, benützt hätte. Er würde davon Erwähnung gemacht haben, als er hörte, daß der General mit den Trümmern des Korps von Rozycki sich nach Gallizien geflüchtet habe; denn stets war er ein Todfeind Skrzynezki's, behauptete, er sey ein Verräther, und müsse als solcher behandelt werden u. s. w., brachte aber nie einen Beweis zum Vorschein. Wäre der erwähnte Brief vorhanden gewesen, so würde Krukowiezki sicherlich nicht ermangelt haben, durch denselben seine Anklagen zu unterstützen. Doch nein, der Brief war nicht vorhanden, er war eine Erdichtung oder gefälscht. Der Charakter Skrzynezkis, seine Redlichkeit, seine Loyalität, seine Patriotismus, erheben ihn über jede Anklage eines so feigen Verrathes.

Anmerkung des Einsenders.

gebeuteten Stellen des fraglichen Artikels sagen? *) Ist es Unwissenheit, Böswilligkeit oder Haß, der die Feder des Angreifers führte? Ohne mich als Richter in meiner eigenen Sache hinstellen zu wollen, glaube ich doch folgende Andeutungen über diese Sache nicht zurückhalten zu dürfen.

„Hr. Gurowski scheint einen Theil seiner Beweise aus einer, in deutscher Sprache erschienenen Flugschrift: „Die Nacht des fünfzehnten August" gezogen zu haben, deren Verfasser, Herr Czynski, mit großer Bestimmtheit behauptet, daß der Obristlieutenant Zaliwski der Kommission von Bolimow Beweise für den Hochverrath des Generals Skrzynezki vorgelegt habe, und daß diese Beweisstücke nachher aus dem Protokolle verschwunden seyen; Hr. Czynski führt sogar die Seite des Blattes an, wo sie verzeichnet gestanden haben sollen; es war, wie er sagt, Seite 72. Unglücklicherweise für diese Behauptung sind die Protokolle noch vorhanden; sie werden in Druck erscheinen und enthalten nicht mehr als **zehn Blätter**. Die obenerwähnte Flugschrift wurde ins Französische übertragen; allein der Uebersetzer, der meine Anwesenheit in Paris kannte, hielt es für klug, die fragliche Stelle zu unterdrücken. Dieß allein reicht, meines Bedünkens, hin, das Werk und den Verfasser zu bezeichnen. Doch die Sache verdient, daß ich hiezu den Schlüssel gebe.

„Am Morgen nach der schrecklichen Nacht des 15ten Augusts wendete sich Hr. Czynski, wie er in seiner Broschüre selbst erzählt, an mich, um mich zu bestimmen, einen von ihm gefertigten Entwurf zu einer Reform der Regierung dem Reichstage vorzulegen. Hr. Czynski war Vicepräsident des sogenannten patriotischen Klubs und von der öffentlichen Meinung beschuldigt, die Vorfälle der verhängnißvollen Nacht herbeigeführt zu haben. Nachdem ich ihn mit strengen Blicken gemessen — Dieß sind die eigenen Worte des Verfassers der Flugschrift — erlaubte ich mir, ihm zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber vor aller Reform ist es meine Pflicht, Gerechtigkeit zu fordern für ein Attentat, das die reinste und legitimste aller Revolutionen befleckt hat." Hr. Czynski, der an die Stelle dieser Worte andere gesetzt hat, deren Sinn jedoch derselbe ist, fand es übrigens für gut, von unserm weitern Gespräche zu schweigen. Ich, der ich nicht dieselben Gründe habe, die Wahrheit zurückzuhalten, will mir die Freiheit nehmen, es zu ergänzen. „Wie," erwiderte er mir, „so nennen Sie die vom Volke vollzogene Gerechtigkeit ein Attentat?" — „Ja, mein Herr," erwiderte ich. „Ich kenne keine Gerechtigkeit als die der Gerichtshöfe und der Geschichte." — Mit diesen Worten ließ ich Czynski stehen, als ein anderes Mitglied des Klubs, das ich nicht besser als Herrn Czynski kannte, mir an der Treppe in den Weg trat und mich mit folgenden Worten anredete: „Wie, mein Herr, so hätten wir uns also in Ihnen getäuscht, indem wir sie auf unsre Liste der künftigen Regierung stellten?" — „Allerdings," entgegnete ich, Sie haben sich sehr getäuscht, die Henker können mir wohl den Strick um den Hals legen, aber nie sollen sie mich zwingen, ihr Geschäft und ihre Ehre zu theilen" — Inde irae — Hr. Gurowski, Czynski und sein Uebersetzer Hr. Ordynice sind vertraute Freunde und Mitglieder des warschauer Klubs, den sie den patriotischen nennen. Genehmigen Sie u. s. w.

„Theodor Morawski."

Briefe aus dem Kaukasus.

II.

Endlich am 19 August begannen 15 Werste von der Stadt die Anhänger Kasi-Mullah's ein Geplänkel über das Flüßchen hin mit den Reiterpatrouillen aus Derbent. Der Feind drängte, die Derbenter zogen sich zurück. Am Abend verließ das dritte Bataillon des kurinischen Fußregiments seine zwei Werste von der Stadt entfernten Kasernen, die auf den Höhen von Kephara erbaut waren, marschirte unter Trommelschlag nach Derbent hinein und besetzte die ans Meer stoßenden Mauern. Die Festung Narynkale wurde von dem grusinischen Linienbataillon Nr. 10, unter dem Kommando des Majors Pirjatinski, besetzt. Die Mauern der Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung wurden dem Schutze der Einwohner übergeben. Der als Kommandant von Derbent fungirende Platzmajor Wassiljeff traf bei Zeiten alle nöthigen Anstalten. Die Stellen zum Gefecht an den Façen wurden bestimmt, so wie die Sammelpunkte im Fall eines Angriffes; die halbzerstörten Mauern wurden schnell mit einer Brustwehr aus bretternen Schanzkörben und Reisig versehen. Die Nacht verging in Erwartung. Und siehe, am Morgen des 29 August erhob sich Rauch auf dem Wege von Tarki her; sie verbrannten die Heuschober. Boten sprengten hin und her; die Dächer waren mit Neugierigen erfüllt; die Weiber liefen schreiend von einem Haus ins andere; allenthalben blinkten Bajonnette und Säbel; auf den Ecken der Festung sah man in der Höhe Artilleristen stehen, die ihre Stücke luden, Trommeln wirbelten; die Stadt, welche seit 50 Jahren keinen Feind gesehen hatte, war auf Einmal in ein Kriegslager umgewandelt. Um sieben Uhr fingen die kurinischen Kasernen auf dem Kephara

---

*) Was soll man z. B. von den 140 von Skrzynezki geschaffenen Generalen sagen, da man deren nicht mehr als 20 aufzählen kann? Was von den 150 Adjutanten? Er hatte nicht mehr als 24, was ohnehin schon genug ist. — **Ein gewisser Mycielski** u. s. w. Dieß ist der Kommandant des zweiten Ulanenregimentes, mit dem er den berühmten Angriff von Domanice machte, auf den Murat und Lasalle stolz seyn würden. Mycielski verlor während der Revolution drei Brüder. — **Der unfähige Uminski.** Derselbe General, der bei dem Sturm auf Warschau nicht eine Schanze, nicht eine Redoute verlor — **Plater, ein alter Diener des Czaaren** u. s. w. und von ihm unterzeichnete Aktenstücke bezeichneten zu Paris jeden Tag mit unerbittlicher Strenge die Grausamkeiten des Kaisers Nikolaus —. **Ostrowski, ein revolutionärer Mystifikator.** Ostrowski war der Reichstags-Marschall, dessen Namen auf die späteste Nachwelt übergehen wird. Zehn Monate an der Spitze einer zahlreichen Versammlung, wußte er unter fortwährenden Krisen die Ordnung und Freiheit der Berathungen dergestalt zu wahren, daß nie in einer Sitzung eine Reclamation, ein Ruf zur Ordnung oder ein Tadel vernommen wurde. Dreimal von seinen Kollegen einstimmig gewählt, wurde er auf ihren Armen auf den Präsidentenstuhl getragen. Am 7ten September war Krukowiezki, von den Ministern verlassen, gezwungen einen General in die Versammlung zu schicken, um sie von der Nothwendigkeit einer Kapitulation Warschau's zu überzeugen. Die Worte des Generals waren um so überzeugender, als sein Ruf als Patriot nirgends im Verdacht stand. Das Feuer von sechshundert Kanonen, das ununterbrochen donnerte, war ein anderes furchtbares Argument. In diesem Augenblicke verlangte ein muthiger Landbote (Niemoiewski), daß dem General, der weder Minister noch Deputirter sey, das Wort nicht gegeben werde. Einige feige Menschen, die während des Reichstages nie den Mund aufgethan hatten, erhoben sich jetzt, um sich dieser Motion Niemoiewski's zu widersetzen, da sie in einem solchen Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stehe, ungeeignet sey. Der Grund schien annehmbar. Da erhob sich Ostrowski und sagte: „Meine Herren, ich lege den Marschallstab (das Zeichen der Präsidentenwürde) nieder, wenn der General das Wort zu nehmen wagt." Sogleich stellte sich die Ruhe wieder her und die Kapitulation wurde unter dem Rufe: Es lebe das Vaterland! Es lebe die Nationalehre! verworfen.

A. d. V.

an zu brennen, und Wirbel schwarzen Rauchs, wie die Federn eines riesigen Helms, beschatteten das gegenüberliegende Gebirg. Zuerst sprengte gegen den an der Ecke des Berges stehenden ehemaligen Wachtthurm ein stattlicher Tscherkesse durch das schwarze Rauchfeld und schien mit dem Rauche zu verschwinden; ihm folgte ein zweiter, ein dritter... Die derbentische Reiterei flog brausend, wie eine Heerde Drosseln, auf die Thore zu; die zerstreuten Schaaren des feindlichen Fußvolks zeigten sich auf allen Wegen und in allen Gärten, und ließen weiße Fähnchen wehen. Die Kanonen fingen an aus der Festung zu donnern, eine Kugel schlug unter die Feinde, und Kriegsgeschrei von beiden Seiten erfüllte die Luft. Es muß bemerkt werden, daß Derbent auf der Nordseite über einer Felskluft steht, welche von Westen die Festung Naryn-Kale umfaßt und sich dann in die Berge hinein erstreckt. Der steile Rand dieser Kluft war mit zwei Thürmen gekrönt, die sonst als Wachtthürme dienten, jetzt aber verlassen waren. Diese Thürme waren in einem Augenblick von den Empörern besetzt, die hinter ihnen hervor ein Gewehrfeuer gegen die Mauern, in die Straßen und in die Fenster der Häuser unterhielten, und aus Steinen eine Tranchee zu machen anfingen. Vier Einwohner von Derbent erregten meine Verwunderung und mein Gelächter. Sie lagen am Berge hinter Steinen, nur auf Pistolenschußweite vom Feinde entfernt, drei geschlagene Stunden lang, wagten aber nie aus ihrer Schutzmauer die Nase hervorzustrecken, um ihre sichern Schüsse zu versenden: das nenne ich Entschlossenheit. Indessen wuchsen die Trancheen; die Lesghier schleiften wie die Ameisen Steine herbei, legten sich sogleich dahinter und sandten uns Schimpfworte und Kugeln zu. In zwei Stunden waren beide Thürme durch eine kleine Mauer verbunden, und an den Flügeln Schulterwehren aufgeführt. Das Feuer schwieg nicht. Die Einwohner sparten in der Hitze das Pulver nicht, Jeder wollte seinen Muth und seine Entschlossenheit zeigen. Die Kanonenschüsse schlugen den Takt in dieser Ouvertüre... Der Anblick war einzig. Auf dem Fundamente des zerstörten Thurms am Meere war das leichte Geschütz aufgestellt; wir schauen hin: eine Schaar feindlicher Reiter zieht heran, um sich im Meere zu baden. „Aha! ihr Faulen, ihr braucht eine blutige Wäsche für eure Keckheit. — Feuerwerker! geht die Kugel bis dahin?“ Der Feuerwerker meint, sie reiche nicht hin. „Wir wollen doch einmal in Gottes Namen eine Kugel absenden.“ Der Kapitän, bei dem ich mich befand, setzte sich auf die Laffette und richtete den Laffettenriegel. Feuer! Die Kugel plätscherte auf der Sandbank wie eine Ente, ein Satz, noch einer, und mitten in den dicksten Haufen hinein. Es war artig anzusehen, wie die Badenden auseinander fuhren. — „Aha, Freunde, wie bekömmt euch unsere eiserne Seife? — Fertig! Feuer!“ Und abermals regte die dahinfliegende Kugel den Staub auf dem Felde auf; einen jungen Burschen traf sie mitten am Pferde, und er drehte sich mit seinem Bucephalus wie eine Windmühle in der Luft. Inzwischen führte man in die Nähe der untern Bazars zwei Einhörner, um die Trancheen an den Thürmen von der Seite zu beschießen. Die Granaten zersprangen am Berge, und regten im Widerschein der untergehenden Sonne Rauch und Staub auf. Jeder glückliche Schuß erregte bei unsern Asiaten ein wildes Freudengeschrei. Hohngelächter beantwortete dagegen aus den verdeckt stehenden Haufen der Belagerer jeden Fehlschuß. Seltener und seltener wurden indeß Drohungen und Kugeln gewechselt; der sinkende Abend machte dem Feuer ein Ende. Im Laufe dieses Tags hatte der Feind die Stadt umringt, auf der Bergseite den Kamm der Hügel, von der kubinischen Seite die Gärten besetzt. Ich war zum ersten Male in einer belagerten Stadt, und besuchte deßhalb mit der größten Neugierde die Mauern. Das Schauspiel der Nacht war prachtvoll. Die auf den Hügeln zerstreuten feindlichen Wachtfeuer ließen den gezackten Kamm derselben wie schwarze und rothe Teufel erscheinen. Fern und nah loderten die Soldatenhütten, die Heuschuppen und die aufgehäuften Holzstöße in Flammen auf. Man konnte die Mordbrenner herumlaufen und die Feuerbrände schwingen sehen. Das Feuer nahm kein Ende; denn die Lesghier schlichen sich an die Mauern heran, theils um das Wasser abzuschneiden, theils um die Thore zu verbrennen, indem sie Reisbündel darunter warfen. Die Stadt selbst war düster, hinter ihren alten Mauern tief in Schatten gehüllt; aber die vom Brande erleuchtete Festung hob hoch und trotzig ihre weiße Stirne hervor. Manchmal schien es, als fahre eine Zornröthe an ihr auf. Die ehernen Schlünde donnerten, die Felsen verdoppelten murrend den Klang des Todes, während das unglückweissagende Pfeifen der Kugel die Luft durchriß. Ein wilder Chor von Derbentern schrie: „chabardar, oi chabardar“ (nimm dich in Acht!) und wie zur Antwort tönte das ewige Lied der Anhänger Kasi-Mullah's herüber: „la illah ill' allah!“ (es ist nur ein Gott!) An der Mündung des Flusses zischte die Flamme zweier Holzstöße empor... So verging die erste Nacht. Die Sonne ging auf, und der Feind kam in Bewegung. Reiterei und Fußvolk lief nach dem Meere zu, wahrscheinlich um zu versuchen, von der offenen Seite in die Stadt zu dringen. Die Kanonen fingen an ihre Stimme zu erheben, sowohl aus der Festung, als aus zwei neuen, in der Nacht auf den schwachen Stadtmauern errichteten Batterien. Da kam zu uns auf die Mauer Ibrahim, Beg von Kartschach, hielt eine Rede an die Derbenter, und forderte sie auf, seine Nukers (Diener) bei einem Ausfalle zu unterstützen. Wir gehen; zwei anwesende Russen, ein Stabskapitän und ich warteten die Oeffnung des Thors nicht ab, sondern sprangen von der Mauer. Vierzig kühne Nukers von Ibrahim gingen mit vorwärts; ein Hagel von Kugeln kam uns von den Wachtthürmen entgegen, ein Kugelhagel in die Seite aus den an dem Felsabhange errichteten Trancheen. „Jugiur! jugiur!“ (sie schlagen) schrien die Tataren von der Mauer; wir eilen, springen auf die Felsen, die Kugeln schwirren über uns hin, wie Vorläufer des Verderbens. „Chotschtschaklar!“ (Jungen!) schrie ich den Tataren zu, „wer noch einen Schuß aus seinem Gewehre thut, allagyn duschmen dy (ist ein Feind Gottes); Sigerma klyntsch girrek (wir wollen sie besser mit dem Säbel treffen!)“ Mit diesen Worten stürzten wir uns mit diesem Säbel in die Trancheen. Hurrah! sie sind genommen, die Kugeln gehen über den Kopf, die Thürme sind unser, die Fahnen unser, — nun geht das Schlachten an. Die Nucker Ibrahims schneiden nach ihrer Gewohnheit die Köpfe ab; wir verfolgen den Feind, der sich unter fortwährendem Feuer in die Gärten, Berge und Schluchten zerstreut; wir nehmen Pferde weg und machen Gefangene. Aber der Feind kehrt von Kephara zurück mit überlegenen Kräften. Die Schaaren der Lesghier bemühten sich unter Klaggeschrei uns zurückzudrängen, und wir weichen langsam und stolz zurück, lassen Blut und Leichen hinter uns, und zerstören die feindlichen Trancheen. Eines muß ich bemerken; mit Asiaten kann man zuversichtlich vorwärts gehen, aber dafür hat man große Noth mit ihnen zurückzuweichen; sie laufen auf den Bergen wie Gemsen und sehen nicht gern rückwärts. Wer nicht leicht auf den Beinen ist, der fährt im Gefecht übel mit ihnen. Am 22sten fielen wir noch einmal mit den Tataren aus auf der kubinischen Seite. Der Muth der Einwohner stieg mit jedem glücklichen Streiche. Die Thüre des Kommandanten war von Derbentern belagert, die sich bewaffnen wollten. Man gab ihnen alle überflüssigen Gewehre des zehnten Linienbataillons. Jung und alt, wer es nur vermochte, bewaffnete sich. Allenthalben schliff man Dolche und schmiedete Lanzen zum Kampfe von der Mauer herab, im Fall eines Sturms.

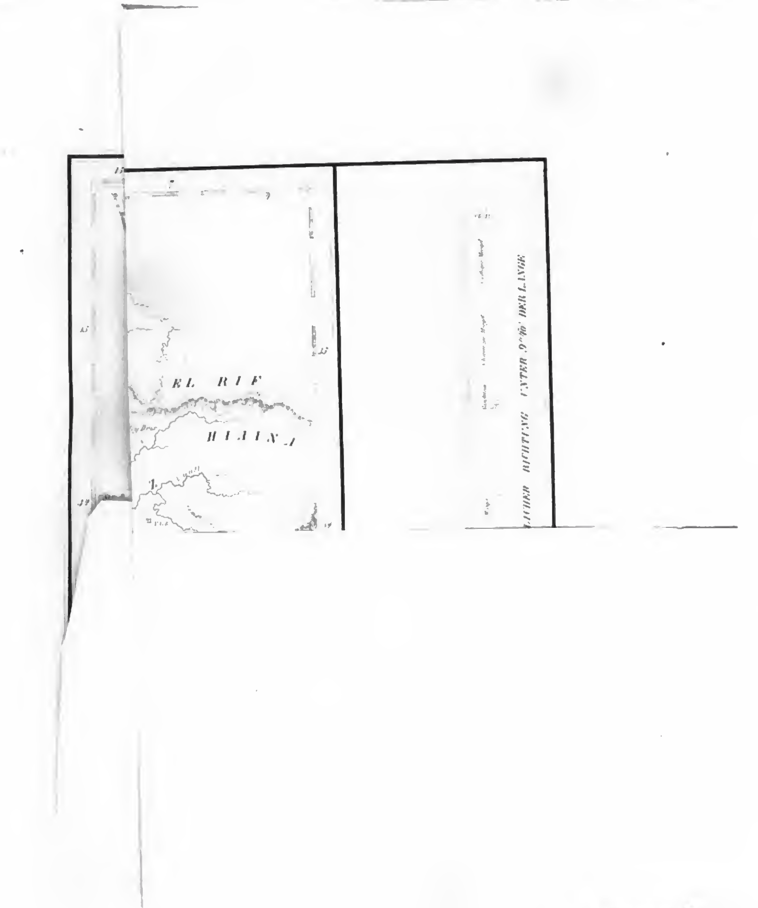
(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vermöge Beschluß der Anklagekammer der Cour royale von Paris werden Enfantin, Olinde Rodrigues, Barrault und Chevalier als Häupter der saintsimonistischen Sekte, demnächst vor Gericht gestellt werden, unter der Anklage in den Jahren 1830, 1831 und 1832 ohne Erlaubniß der Regierung eine politische, religiöse und literarische Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen gebildet zu haben. Enfantin und Rodrigues sind überdieß angeklagt, unter trügerischen Vorwänden Geldanleihen versuche; ferner Enfantin insbesondere im November 1831 in einer Versammlung Reden gehalten und nachher in Druck gegeben zu haben, die die öffentliche Moral verletzten. Unter gleicher Anschuldigung wird auch Duveyrier, und Michel Chevalier, als Herausgeber der Zeitung, worin diese unsittlichen Artikel erschienen, vor Gericht gestellt werden. Es geht aus den Entscheidungsgründen der Anklagekammer hervor, daß die Häupter der Saintsimonisten in der Zeit, wo sie ein Anleihen von 500.000 Fr. machen wollten, bereits eine Schuld von 185,957 Fr. 18 C. hatten.

Zu Conventry lebt gegenwärtig ein deutscher Jude, Namens Isaak Cohen, in seinem hundert und vierten Jahre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.


EL RIF

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 231. 18 August 1832.

Marokko.

1. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

Die englische Gesandtschaft, die aus britischen Offizieren, einem Dolmetscher und einem Gemische von Mauren, Arabern und Juden bestand, denen sich die Maulthiertreiber und Bedienten anschlossen, wurde von einer Schaar maurischer Reiter ins Geleite genommen, und von dem Pascha der Provinz und allen europäischen Konsuln begleitet, als sie Tandscher auf einer Straße verließ, die über einen sandigen Boden zwischen den Fruchtgärten, welche die Stadt umgeben, hinausführte. Später wurde das Land wellenförmig und der Weg ging über Schieferhügel, die hie und da mit Rasen bekleidet waren. Die Karawane kam von Zeit zu Zeit an arabischen Dörfern vorbei, die aus einigen Hütten bestanden, welche von Aloen- oder indischen Feigenhecken umzäunt waren; Alles was man außerdem von Vegetation antraf, bestand in einigen Getreidefeldern, die man hier und dort dazwischen gestreut fand. Die erste Nacht schlug man die Zelte in einem Thale auf, das von Hügeln eingeschlossen war, die sich südöstlich nach dem Kap Negro hinzogen. Es war der 9 November 1829.

Am zweiten Tage folgte man dem waldbewachsenen Hügelzug des Dahr Acclan, der mit dem nördlichen Arme des kleinen Atlas verzweigt ist, und von dem aus man den Felsen von Gibraltar, und im Norden Kap Spartel erblickte, während man am Fuß dieser Hügelkette in einer Ebene zwei kleine Flüsse sich hinwinden sah, die drei Meilen östlich davon sich in den atlantischen Ozean ergossen. Am dritten Tage zog man längs einer Kette hoher Berge hin, Djebbel Habib (das geliebte Gebirg) genannt und 2500 englische Fuß über der Meeresfläche. Man traf nur wenig angebautes Land und kam durch vier arabische Dörfer, so wie nahe an drei Condbas oder Gräbern von Heiligen vorbei und schlug am Eingang eines Myrthenthales Lager, nachdem man einen Weg von zehn Meilen zurückgelegt hatte. *) Am vierten Tage nahm die Karawane ihren Weg durch ein enges Thal, der Kamelhals genannt, nachdem sie die Stadt Arzille, zehn Stunden von Tandscher am Meere gelegen, einst eines der Hauptbollwerke des Reiches, zu ihrer Rechten gelassen hatte. Am Ausgang des Kamelhalses setzte man die Reise durch eine Ebene und ein Gehölz von Korkeichen fort, das die östliche Spitze des Waldes von El Araisch oder El Araiche, oder Larache oder Lucos bildete, einer Stadt, die unter 35° 12′ 50″ nördlicher Breite und 6° 9′ östlicher Länge liegt und in deren Nähe König Sebastian von Portugal im Jahre 1578, in einem Treffen mit den Mauren, das Leben einbüßte.

Am fünften Tage ging der Zug durch arabische Dörfer. Von einer Anhöhe aus erblickte man eine andere Stadt, Namens Al Kasar oder Kibir, in einer Ebene, die mit Gehölz bewachsen und fruchtbar schien und von dem L'Kos oder Lucos, einem seichten, viel gewundnen und reißenden Bergstrom, bewässert, und gegen Südost von schönen Bergen begränzt wird, von denen einer nach seiner Gestalt den Namen des Pik von Sarsar führt; an seinem Fuß liegt die Stadt Wazen. Al Kasar selbst, auch Al Ksar oder Al Kasalt genannt, liegt am nördlichen Ufer des Kos, der bei El Araisch oder Larasche in den atlantischen Ozean fällt, und ist von Baumgärten, Orangenbäumen und herrlichen Palmen umgeben. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts von einem Sohne Almansor's, d. h. des Siegreichen, erbaut, gewahrt man an ihr noch immer Ueberreste von Befestigungen. Al Kasar zählt vierzehn Moscheen, seine Straßen sind gepflastert, eng und an den meisten Orten, in gewissen Zwischenräumen, von überwölbten Gängen durchschnitten. Die Häuser sind wegen ihrer Ziegeldächer merkwürdig, die die einzigen ihrer Art in der Berberei sind. Die Bevölkerung beträgt 8000 Einwohner, unter denen man 500 Juden zählt. *) Den sechsten und siebenten Tag wurde die Reise über das Gebirg fortgesetzt, von dessen Höhe aus man den atlantischen Ozean erblicken konnte. Am achten Tage kam der Karawane ein Süßwassersee zu Gesicht, der sich von Norden nach Süden in einer

*) Die Mauren, sagt Lemprière, zählen die Entfernungen nach Stunden, und da ihre Maulthiere stets eine Stunde brauchen, um drei Meilen zurückzulegen; so kann man auf diese Weise die Länge einer Reise ziemlich genau bestimmen.

*) Die anmuthigen Krümmungen des Flusses L'Kos oder Lucos, sagt Lamprière, die Massen von Datteln und allen Arten von Bäumen, bieten zu El Arasch, wo die Natur, noch unentstellt, sich in ihrer ganzen Schönheit entfalten konnte, den malerischsten Anblick. Die Schiffe können zu El Araisch ausgebessert werden; allein der Hafen hat keine Bassins. Der Fluß ist tief genug, um die Schiffe des Kaisers von Marokko den Winter über in Sicherheit zu bringen; es ist der einzige Hafen, wo sie gegen schlechtes Wetter Schutz finden.

Länge von dreißig Meilen und in einer Breite von anderthalb erstreckte, Murja Ras el Domra genannt; er war von wildem Geflügel überdeckt. Sein westliches Ufer ist nur anderthalb Meilen vom atlantischen Meer entfernt und von diesem durch eine, ungefähr 250 Fuß hohe Kette von Sandhügeln getrennt, auf denen einige gewöhnliche Pflanzen wachsen. Zwei kleine Flüsse oder Bergströme ergießen sich auf seiner Ostseite in denselben, der eine zu äußerst von Nordost her, der andere von Südost. Die Straße führte zum Theile durch den Wald El Ciagh hin, dann an einigen Sendbas, Duars oder Lagerplätzen, einzelnen Baumgruppen und Schafheerden vorüber. Auch am neunten Tage noch wurde die Reise längs den Ufern des Sees fortgesetzt, auf dem man einige Inseln erblickte. Auch einige Gräber heiliger Männer lagen am Wege. Oestlich vom See selbst läuft eine Bergreihe hin, welche die Ebene von Mscharrah Humella begränzt.

(Fortsetzung folgt.)

König Georgs-Sund.

7. Die Stämme, ihre Fehden und Leichenbegängnisse.

(Schluß.)

In Kriegszeiten verlassen die Eingebornen von König Georgs-Sund ihr Gebiet, um Weiber und Kinder nach entlegenen Gegenden in Sicherheit zu bringen, oder sie versammeln sich in großer Anzahl, um sich gegenseitig zu vertheidigen. Während solcher Zeiten zünden sie nicht mehr Feuer an, als zu Bereitung ihrer Nahrungsmittel nöthig ist, wechseln ihre Lagerplätze, so oft es sich nur thun läßt, und wenden alle mögliche Vorsicht an, um sich verborgen zu halten. Die unverheiratheten Männer sind gewöhnlich Krieger oder Vorkämpfer; sie ziehen in kleinen Abtheilungen von je drei oder vier zusammen aus, und wenden alle mögliche Vorsicht an, daß man ihre Spur nicht entdecke, weßhalb sie auch die betretenen Pfade vermeiden, aus Furcht, man möchte hier ihre Fußtapfen erkennen, die sie, gleich allen Wilden, mit einem bewundernswerthen Scharfblick zu unterscheiden wissen. Haben sie so das Lager ihrer Feinde ausgekundschaftet, so warten sie den Einbruch der Nacht ab, nähern sich auf Händen und Füßen kriechend, bis sie das Opfer das sie suchen erreicht haben, und durchbohren es dann auf der Stelle mit ihren Sagayen. Die auf solche Weise überfallene Partei ergreift sogleich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, die Flucht, weil es bei der Dunkelheit der Nacht nicht möglich wäre, Freund von Feind zu unterscheiden, und Feuer unterhalten sie nicht, weil der Schein desselben sie den Streichen der Angreifenden nur um so sicherer bloßstellen würde. Auch Weiber und Kinder werden bei solchen Gelegenheiten getödtet, doch hört man nur selten, daß bei einem Angriff mehr als eine Person ums Leben gekommen. Indeß sind diese Stämme so unaufhörlich in Kriege verwickelt, daß die Bevölkerung sich bedeutend vermindert haben muß. So bald Einer fällt, findet er unter seinen Freunden sogleich einen Rächer. Nach Beerdigung des Todten wird das Lager abgebrochen und der Bezirk auf eine gewisse Zeit geräumt, während der man sich hütet, den Namen des Verstorbenen auszusprechen. Wird das Ereigniß erzählt, so erwähnt man nur der noch Lebenden, und dadurch daß man den Getödteten mit Stillschweigen übergeht, gibt man zu verstehen, was ihm begegnet ist. Diese Sitte wird beobachtet, weil man fürchtet beim Aussprechen des Namens des Verstorbenen seinen Gnoii (Geist) zu sehen.

Die Leichenbegängnisse werden unter einem sehr lärmenden Klaggeschrei gehalten; man gräbt ein Grab von vier Fuß Länge und drei Fuß Breite und Tiefe, dessen ausgeworfene Erde auf der einen Seite in Gestalt eines Halbmondes aufgehäuft wird; den Boden des Grabes belegt man mit Baumrinde und grünen Zweigen, auf welche die Leiche in einen Mantel gewickelt, die Knie gegen die Brust aufwärts gebogen, und mit gekreuzten Armen niedergelegt wird; über dieselbe breitet man abermals Zweige, und bedeckt sie dann mit Erde. Ueber den Grabhügel werden gleichfalls grüne Zweige gebreitet; die Sagayen des Verstorbenen darauf gepflanzt, und sein Messer, Hammer, Schmuck, Wurfstock und Taul auf das Grab gelegt; die beiden letztern Gegenstände auf beide Seiten desselben. Dann schneiden seine Freunde in die Rinde der in der Nähe des Grabs stehenden Bäume, sechs oder sieben Fuß hoch von der Erde, Kreise ein, und zünden zuletzt vor dem Grab ein kleines Feuer an. Das Gesicht haben sie bei solchen Gelegenheiten über die Stirn, um die Schläfe und längs der Backenknochen mit schwarzen oder weißen Querstreifen bemalt und diese Trauerzeichen tragen sie lange Zeit hindurch. Auch pflegen sie sich die Nasenspitze aufzuschlitzen, und die Wunde zu kratzen um sich Thränen zu erpressen; während der Trauerzeit tragen sie weder Federn noch irgend einen andern Schmuck. Wenn von zwei Personen welche einen und denselben Namen führen, die eine stirbt, so nimmt die übrig bleibende für eine gewisse Zeit einen andern Namen an, damit der Verstorbene nicht genannt werde. Einer Frau wird ebenfalls Alles was ihr gehörte mit ins Grab gegeben. Dieser Gebrauch läßt vermuthen, daß sie an eine Fortdauer nach dem Tode glauben. Es herrscht unter ihnen der Glaube, daß sie nach dem Tode den Mond bewohnen werden, allein wahrscheinlich ist diese Meinung ihnen nicht ursprünglich eigen; denn so oft man sie in dieser Hinsicht befragte, deuteten sie nach Westen. Einige von ihnen behaupten, Geister gesehen zu haben. Ich zeigte einst einem jungen Menschen die Abbildung eines menschlichen Skeletts und sogleich schrie er, das sey ein Geist; Andere, denen der Kupferstich schon einmal zu Gesicht gekommen war, weigerten sich ihn zum zweitenmal anzusehen. Hinsichtlich der sogenannten Ahnungen sind sie ebenfalls sehr abergläubisch; so glauben sie z. B. das nächtliche Geschrei des Kukuks bedeute Tod.

* * *

8. Sprache.

Von der Sprache der Einwohner von König Georgs-Sund haben wir bis jetzt nur wenig Kenntniß; das nachstehende Wörterverzeichniß beweist, daß sie reich an Vokalen und keineswegs ohne Wohllaut ist. Sie ist gänzlich von der Sprache der Eingebornen der östlichen Küste verschieden, und selbst die Mundarten benachbarter Stämme weichen so sehr von einander ab, daß ich glaube, eine Person, die sich zweihundert Stunden von ihrer Heimath entfernt, würde nicht mehr verstanden werden. Sie reden meist sehr geschwind, und wenn sie bei ihren Unterhaltungen die Erzählung eines Ereignisses geben, das sie gerade interessirt, so geschieht Dieß auf eine dem Gesang ähnliche Weise. Auch haben sie Gesänge und Lieder, die sie wahrscheinlich improvisiren. Die Weiber singen oft

wenn sie unter sich sind und ihre Lieder sind eben nicht immer sehr sittlicher Art. Die Männer sind gleichfalls Freunde vom Gesang, der jedoch meist spöttischen Inhaltes ist. Ein Lager dieser Wilden ist daher meist sehr geräuschvoll; nur wenn ein Fremder naht, wird es so lange still, bis man weiß, wer er ist. Rind fand sie sehr munter und aufgeräumt; sie überhäuften ihn mit Schmeicheleien und Liebkosungen; begingen jedoch an ihm Anfangs kleine Diebstähle, endlich aber auch größere. Indeß wurden viele der entwendeten Sachen ihm wieder zurückgestellt; vorzüglich wenn sie von Fremden gestohlen werden waren, die sich bei der Horde aufhielten.

* * *

Kaat, Kopf.
Meal, Augen.
Tschenghelet, Nase.
Taa, Mund.
Orlock, Zähne.
Tarlin, Zunge.
Uurt, Schlund.
Tuank, Ohr.
Narnak, Bart.
Pip, Brust.
Corpeul, Bauch.
Marr, Hand.
Maat oder Tschen, Fuß.
Taul, Schenkel.
Tschau, Haar.
Map, Haut.
Maierr, Leber.
Yarlin, Körper oder Fleisch.
Quiit, Knochen.
Taamil, Geruch.
Tschireung, Fett.
Hoo, Ky, Quaco, ja.
Purt, nein.
Eun uamb, ich kann nicht.
Eun burloc, ich will fortgehen.
Ca, komm.
Ca ua, eu alla, komm daher.
Bulloco, geh fort.
Neuneloc, euer.
Eun, ich oder mein.
Eun eurelip, ich habe Hunger.
Eun murert, ich bin satt.
Eun ghi, ich habe nöthig.
Kaip eun aan, Wasser zum Trinken.
Angher taa, essen.
Quannert oder Marrin, Brod.
Kioc, Reiß.
Yoke, Pataten.
Bocun, abwesend, entfernt.
Bocunulla, oder Uatula, gehen wir fort.
Maat, Fußpfad.
Uurie, lang.
Korert, kurz.
Orpern, viel oder groß.
Nelip, nehbiteur, wenig.
E naau, was sagst du.
Combiac, Nachtguckuk.
Norne, Docat, Schlangen.
Yuern, kurze Eidechse.
Uandy, Eidechse mit langem Schweif.
Mirne, Teubec, Tschocket, Comeck, eßbare Wurzeln.

Paat, Binse.
Tschallep, Gras.
Puyeh, Eier.
Puyioreh, eine legende Henne.
Naank, weiblicher } Vogel.
Naam, männlicher } Vogel.
Mai, Vögelgeschrei.
Barlard, Seehund.
Mammang, Wallfisch.
Martiat, Haifisch.
Uallah, Fisch.
Puriock, Wachtel.
Uanker, Yangher, schreiend, brummend.
Mennem, ernst.
Peurteup, Falschheit.
Bereuck, Schlag oder Wunde.
Mendeck, übel.
Turtuk, gut.
Cauker, Reiß.
Uinberner, munter, scherzhaft.
Mai ä Pule, Schwäger.
Tnank-ä-tut, taub.
Pit, Flechsen.
Kipieuc tschaanec, todt und begraben.
Carlo, Feuer.
Tokenor, gekocht.
Uockeun, schlecht, nicht gut zu essen.
Guaup, gut.
Näh, dieses hier.
Guoypeul, stehlen.
Guoypeungheur, Dieb.
Kartiac, Nacht.
Ben, Bennan, Tag.
Tschindy, Stern.
Meuc, Mond.
Tschaat, Sonne.
Condernore, Donner.
Yerdivernan, Blitz.
Manis, der Morgen.
Maniana, morgen.
Kartiac kain, gestern.
Purdel, sogleich.
Yibbal, im Augenblick.
Corram, vor einiger Zeit.
Corram quatschet, vor langer Zeit.
Corramellon, Abend.
Meulgan, kalt.
Eureler, warmes Wetter.
Inieung, tuting, jung.
Copil, schlafen.
Copil nahleuc, zusammen schlafen.
Yuccan, hören.

Purne, Holz.
Moncat, ein Schlingstrauch.
Paaleuc, Xanthorrhöa.
Perin, Harz dieses Baumes.
Murileh, Laub.
Yahl, Erde.
Til, Sand.
Uit, oder Uith teutsch, großer Ameisenhaufe.
Puoy, Stein.
Mammord, Meer.
Pirlo, Fluß.
Pengher, See.
Pol, Tockil, Curder, Feuerstein.
Herdit, Federn.
Herd, Vogel.
Nurlark, der Macao, oder langgeschweifte Papagei.
Heuraak, der schwarze } Papagei.
Meunnit, der weiße } Papagei.
Murhait, die bronzefarbene Taube.
Uait, der Kasuar.
Uarreh, das weibliche } Kanguruh.
Yeungheur, das männliche } Kanguruh.
Nailoit, Uahl, Tameur, Quakeur, Abarten dieser Thiere.
Quuernit, das gestreifte Kanguruh.
Turt, Hund.
Comal, Opossum.
Nuorra, Opossum mit geringeltem Schweif.
Uackerren oder Uainern, Ente.
Hotscheh, Bisam-Ente.
Marlie, schwarzer Schwan.
Uarlit, Adler.

Tiadschep, Bernanore, Touern, Tir, Papageienarten.
Corriore, Falke.
Carloc, warm.
Carle nent, im Ueberfluß.
Yaccan turt, wilder Hund.
Noit, Geist oder Gespenst.
Yeungheur, Mann oder auch ein männlicher Känguruh.
Yock, Weib.
Yock prindy, jung und hübsch.
Narnaccarack, Greis.
Narnacpul, Mann mittleren Alters, der seinen vollen Bart hat.
Narnac to u aller, junger Mann mit keimendem Bart.
Narnac purt, Jüngling ohne Bart.
Culon, Knabe.
Uainerneung, Mädchen.
Pip engher, säugendes Kind.
Corpeullel, eine Schwangere.
Yock ä dock, verheuratheter Mann.
Mandschaly, ein Unverheuratheter.
Moheurn, Neger.
Torndalleru, Mopern nerran, nerran, Weiße.
Coinkeur, Vater.
Itscher, Mutter.
Itscher puleh, Mutter mehrerer Kinder.
Itscher purt, Padschi uerneung, unfruchtbares Weib.
Meuc cong, Mondschein.
Coppern, Vollmond.

Die Jahreszeiten fangen mit Juni und Juli oder dem Winter an, und haben folgende Namen: Makeur, Mirningal, Manghernon, Berouc, Mirtilleuc, Purner.

Winde: Bernang, Südwest. Tschirieung, Nord. Yerlimber, Ost. Mirnan, Süd. Uurtit, Nordwest.

Zahlen: Kain 1, Codschine 2, Taan 3, Orre 4, Pule 5, Kain kain, eine kleine Anzahl. Pule oder Orpern, Mehrere.

Namen der Stämme: Mirn engher, Meurram, Yobberore, Uarrangle, Ueil, Corine.

Briefe aus dem Kaukasus.

II.

(Schluß.)

Am 23sten Morgens machten die Russen einen Ausfall in die Gärten am Meere, und schlugen den Feind aus den Vorstädten, die er zu verbrennen suchte. Um sechs Uhr Abends schlief ich, von langer Schlaflosigkeit überwältigt, an der Mauer ein, als plötzliches Geschrei mich weckte.... Sollte das Sturm seyn? Ich sehe hin: Tataren und eine russische Kompagnie machen einen Ausfall vom Meere her, und aus dem kislarischen Thore gegen den Kirchhof Kyrchlar, wo die Aufrührer sich verstärkt und gesammelt hatten, um auf dem Grabe von vierzig sehr geachteten, aber von den Sunniten sehr wenig gekannten Märtyrern zu beten. Die Fahne Kasi-Mullah's wehte schon den ganzen Tag auf einer der über den Gräbern errichteten Kapellen, und reizte die Russen. Sie gehen, nähern sich; auch in mir erwachte der Eifer; ich hätte hinfliegen mögen, aber mich fesselte die Pflicht an meinen Posten, und so mußte ich bloßer Zuschauer des Kampfes bleiben, der unter unsern Augen verging. Die Tataren, unter Anführung Fregol-Begs, schlichen aus den Gärten hervor, die Russen, ungefähr 100 Mann stark, zogen aus dem kislarischen Thore; von der linken Seite kam ihnen eine Schaar ausgezeichneter Einwohner von Derbent entgegen. Im

deß kamen unaufhörlich Lesghier von den Bergen herab, den Ihrigen zu Hülfe, und zogen unter Kugeln und Kartätschen durch das Feld. Als das Gewehrfeuer heftiger wurde, griffen die Russen zum Bajonnett; aber die Reihen der aufrechtstehenden Grabsteine brachen die Ordnung; ein mörderisches Feuer aus zwei Kapellen und der langen Moschee brachte zuerst die Derbenter, dann auch die Russen zum Stehen. Die ersten kehrten um, die zweiten stellten sich. Dieser Augenblick des Zögerns war für die Zuschauer schrecklich. Es war der Mühe werth, die Mauern und Dächer von Derbent zu sehen, die mit Leuten jedes Geschlechts und Alters besetzt waren, ohne auf die Gefahr zu achten. Geschrei der Zufriedenheit und Ermunterungen tönten hinter den Unsrigen her; als aber der Strom inne hielt, herrschte ein tödtliches Schweigen auf den Mauern. Derbenter und Lesghier sprangen aus den Brustwehren hervor, aber keiner schoß auf den andern; alle Blicke waren auf den Ausgang des Kampfes gerichtet; — er entschied sich. Man sah, wie der die Kompagnie kommandirende Kapitän vorsprang und den Säbel schwang, eine Kanone ward herangeführt und sprühte Kartätschen aus; das Gewehrfeuer aus dem Kirchhofe verdoppelte sich, aber das russische Hurrah übertäubte es. Die Kurinen stürzten sich gegen die Grabsteine und griffen, gereizt durch das Feuer, zum Bajonnett; der Feind wankte, floh. Die Lesghier sprangen aus den Fenstern der Moschee und kamen unter den Bajonnetten um. Die Kugeln erreichten die Flüchtlinge auf dem Felde. Der Kampf schwieg, aber noch flatterte das weiße Banner auf der Kapelle: einige Verzweifelte vertheidigten die enge Treppe an der Mauer der Kapelle; wir sahen eben, wie ein Soldat sich hinaufschwang, den letzten Feind niederstieß, ihn herunter warf und das Banner abriß. Wir klatschten, wie die homerischen Trojaner, von der Mauer aus den Siegern zu. Es wäre zu langweilig, wenn ich alle Ausfälle und was Tag für Tag bei der Blokade vorfiel, beschreiben wollte. Ich sage nur noch, daß am 24sten der Feind, geführt von Terchemenen, welche die Oertlichkeit genau kannten, uns das Wasser abschnitt, so daß in der ganzen Stadt nur zwei Quellen blieben; daß die Belagerer mehreremale in dichten Haufen die Mauern stürmten, aber zurückgeschlagen wurden und sich aufs Gewehrfeuer beschränkten. Die Garnison war nicht zu ermüden; am Tage schlugen sich die Soldaten, und in der Nacht stellten sie die Mauern her, errichteten Brustwehren und bauten Traversen: die Anführer gingen selbst mit dem Beispiele der Kühnheit und Thätigkeit voran. Die Muselmänner wetteiferten mit den Russen. Die Aufrührer, welche durch den Durst nach Beute verlockt worden waren, ließen inzwischen, als diese Hoffnung fehl schlug, ihren Zorn durch Zerstörungen aus. Alles, was durch Feuer und Eisen zu zerstören war, zerstörten sie. Branntweinbrennereien, so wie die Häuschen in den Vorstädten, gingen in Rauch auf; Fruchtbäume fielen unter der Axt, Weinreben wurden ausgehauen, oder mit der Wurzel ausgerissen. Kasi-Mullah selbst hatte gelobt den Ort zu zerstören. — Die Gefangenen sagten von ihm eine Menge Wunder aus, wie er, nachdem er sich gesalbt, auf seinem Mantel nach Mekka fliege, wie er, von einem einzigen Diener begleitet, unsichtbar sich den Mauern Derbents genähert, und eine Schaar unserer Leute vor ihm die Flucht ergriffen habe. – „Er wird unfehlbar eure Stadt einnehmen,“ sagten sie; „erst heute noch begab er sich ans Meer, um daselbst zu beten, und Allah befahl ihm, noch drei Tage mit dem Sturme zu warten, wegen unserer Sünden; aber dann wird er uns gewiß den Sieg geben.“ — Welchen inbrünstigen Glauben an seine Heiligkeit wußte Kasi-Mullah einzuflößen! Genaues war aus solchen Angaben sehr wenig auszuziehen. Kasi-Mullah ist von mittlerer Statur, nicht schön und hat Pockennarben im Gesicht; sein Bart ist schwach, seine Augen grau, aber glänzend und durchdringend. Er spricht wenig, aber ausdrucksvoll, ist düster, schreibt viel und betet oft. Am Kampfe nimmt er nicht persönlich Antheil, ermuntert aber die Seinigen durch Unerschrockenheit und durch Ermahnungen. Er läßt Niemand sich in die Nähe beikommen, und niemals bei Nacht. Wenn Jemand, auch wenn er kein Fremder ist, sich ihm nähert, so liegen stets zwei Wachen mit dem Gewehr im Anschlage und viele nackte Säbel sind bereit, Jeden in Stücke zu hauen auf den geringsten Wink des Oberhauptes, ein Manöuvre, das Kasi-Mullah nicht selten auszuführen beliebt, zu nicht geringer Erbauung und Vergnügen seiner Umgebung. Da er nur durch Ueberredung auf leichtgläubige Gemüther wirkt, so scheint er auch abergläubische Mittel nicht zu verschmähen. Man denke sich welchen Streich er während der Belagerung gern gespielt hätte. In den Gärten fielen einige Knaben in seine Gefangenschaft, welche sich in die Weingärten geschlichen hatten. Er behandelte einige davon sehr freundlich, und gab ihnen Proklamationen an die Einwohner, worin sie aufgefordert wurden, sich mit den Muselmännern, seinen Anhängern, zur Vertilgung der Gauren zu vereinigen, und sandte sie zurück in die Stadt. Diese Blätter befahl er ihnen heimlich in die Taschen der Erwachsenen zu stecken, wenn sie Abends bei der Quelle, um Wasser zu holen, sich vereinigten, damit die Einfältigern glauben sollten, Mohammed selbst habe ihnen diese Botschaft in die Taschen geschoben. Das Wunder ging indeß, sehr gegen seinen Willen, nicht in Erfüllung. Die jungen Bursche erzählten ihren Eltern, welchen Auftrag ihnen Kasi-Mullah gegeben; diese brachten die Proklamationen dem Kommandanten, und so wurde die Sache bekannt. Doch Dieß ist noch wenig; am fünften Tage der Belagerung kam in der Nacht ein Reiter mit gebundenen Händen ans Thor. Man erkannte in ihm einen Einwohner von Derbent, der nach Kuba gegangen war. Er versicherte, Kasi-Mullah wolle ihn nicht berauben und sende ihn nach Derbent zurück; seine volle Rüstung aber und vieles Geld in den Taschen erregte Verdacht. Man ließ ihn genau durchsuchen, und fand endlich eine Menge Zettel aus der Druckerei Kasi-Mullah's. Man nahm ihn ins Verhör; er versprach sich, kam endlich in Verwirrung und gestand, diese Zettel hätte er Denjenigen überliefern sollen, welche sich entschlossen hätten, mit den Belagerern in Uebereinstimmung zu handeln. Sie mochten wohl als Paß durch das Heer Kasi-Mullah's und zum Schutze im Fall einer Plünderung dienen. Zum Glück zeigten sich, wenigstens öffentlich, keine solchen böswilligen Leute. Die Einwohner aber behaupteten, es gebe dergleichen, und sie sännen auf Verrath. Der fünfte, der sechste Tag verging, und nirgendwoher kam die geringste Nachricht. Der Kommandant ließ, um die Gemüther aufzurichten, oft das Gerücht verbreiten, daß das Korps Miklaschewski's oder General Kochanoff's sich nähere; das konnte aber nicht lange helfen. Die Tataren lieben mich sehr, weil ich mich in ihre Sitten füge, ihre Sprache spreche, und weil jedesmal, wenn ich auf die Mauern gehe, um die Feinde zu necken und zu schimpfen, die Pfeife mir zwischen den Zähnen steckt, und ein Haufe Derbenter mich umgibt. Ich brachte ihnen immer Taschen voll Feuersteine und Patronen, und noch dreimal mehr Neuigkeiten; spricht man mit ihnen rund herum dummes Zeug, so sind sie wieder auf einige Stunden ruhig, und dann gibt es neue Gespräche und neue Hoffnungen. Aber mit dem Einen wie mit dem Andern war ich im Verlauf der Woche manchmal auf dem Trockenen. In der Stadt war wenig Getreide und fast kein Heu; das Hornvieh fing an zu fallen, die Pferde hungerten, die Einwohner ermatteten bei den unaufhörlichen Wachen, und die Nachricht, daß Kasi-Mullah Leitern und Faschinen zum baldigen Sturme rüste, war nur zu gewiß. Es fanden Unterredungen statt an einigen Orten, aber in dunkler Nacht; man schlich sich an die Mauern heran, machte Oeffnungen hinein, aber nicht zu einem Ueberfall, sondern zum Verkehr mit den Gleichgesinnten in der Stadt, wozu man die Sunniten rechnete. Dieser Sache mußte man sich versichern. Ich bat, mich die Sache untersuchen zu lassen, und ließ mich, unter dem feindlichen Feuer an einem Stricke die Mauer hinab. Am Morgen des 27 August mußte ich meinen gefährlichen Weg machen; aber die Morgenröthe zeigte die Flucht Kasi-Mullah's und seines ganzen Heeres. Katschty, katschty! (er ist fort!) hallte es von den Mauern. Ein Pferd! ein Pferd! Ich sprang in den Sattel, und sprengte durch das kaum geöffnete Thor. Angenehm ist es, die freie Luft einzuathmen, erfreulich auf dem Felde umherzustreifen nach unfreiwilliger Einsperrung. Ich treibe mein Pferd in vollem Laufe nach den Bergen; die Holzhaufen in den feindlichen Trancheen erlöschen. Hier floß vor kurzem Blut, dort sind frische Grabhügel, die Knochen vom Mahle liegen noch in der Asche, zurückgelassene Trümmer auf dem Wege, hingeworfene Säcke, zerbrochene Wagen, abgetriebene Pferde, matte Ochsen und im Sande die flüchtigen Spuren von den Schuhen der Bergbewohner, das ist Alles, was von den zahlreichen Schaaren des verwegenen Kasi-Mullah übrig blieb. Er ist fort, wie der Wind. Ich sprenge weit hinein in die Berge, schaue mich um, vor mir und hinter mir keine Seele; aber dort kann jeder Busch, jeder Felsen den Feind verbergen. Ich kehre zurück.... Horch! — was ist Das, ist Das Donner der Schlacht? Nein, das sind die Signalschüsse von dem Korps des Generals Kochanoff. Gott sey Dank! die Belagerung ist zu Ende

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 232. 19 August 1832

Die Pestkranken in Jaffa *)

Schwere Sorgen lasteten auf Bonaparte während seines kurzen Aufenthaltes in Jaffa. Der Keimder Pest, der in dieser St adt zurückgelassen worden war, hatte sich mit furchtbarer Heftigkeit entwickelt. Aerzte, Krankenwärter, Alles war ihr unterlegen, und bei Ankunft der Belagerungstruppen zählte man noch hundert und siebenzig Kranke im Spitale. Am folgenden Tag war diese Zahl durch die Pestkranken, die zu Lande von Saint-Jean d'Acre und zur See von Tanturah hinzukamen, auf zweihundert und fünfzig gestiegen. Bevor man Jaffa verließ, mußte man rücksichtlich dieser Unglücklichen einen Entschluß fassen und der Obergeneral gab hiezu die nöthige Weisung. Wir kommen hier auf ein Ereigniß zu sprechen, das viele Leidenschaften aufgeregt und eine Menge streitiger Erörterungen veranlaßt hat. Vielleicht wäre es weniger wichtig geworden, wenn man weniger darauf bestanden hätte; aber unter dem Gesichtspunkte, von dem aus es betrachtet wurde, hat es die höchste Wichtigkeit gewonnen, und es ist jetzt an der Geschichte, indem sie diese kitzliche Frage berührt, darzuthun, wie sich die Sache verhält und ganz wie sie sich verhält.

Zuerst müssen wir mitten unter den vielen widersprechenden Behauptungen die offiziellen Beweismittel sprechen lassen, um dann auf einzelne Ansichten überzugehen. Es war Bonaparte's erste Sorge bei seiner Ankunft vor Jaffa, den Ordonnateur en Chef, d'Aurekommen zu lassen, um mit ihm die Mittel zur Räumung der Stadt in Berathung zu ziehen. Die Fortschaffung von ungefähr zweitausend Verwundeten oder Pestkranken war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Es standen hiezu zwei Wege offen; der eine zur See über Damiette, der andere zu Lande über El Arysch; allein zuvörderst mußte ermittelt werden, ob die hiezu nöthigen Schiffe, Tragbahren, Pferde, Lebensmittel, Wagen, Arzneimittel und Aerzte vorhanden waren. D'Aure entledigte sich mit Eifer und Muth eines Auftrages, der nicht ohne große Gefahr war. Mit dem Generaladjutanten Leturq, den der Chef des Generalstabes, Berthier, ihm beigegeben hatte, zur Seite und unterstützt von den Kriegskomissären Signoret und Villard, nahm der Ordonnateur en Chef Alles selbst in Augenschein; er besuchte die Lazarethe, überzeugte sich von der Anzahl der Kranken oder Verwundeten, die den Transport aushalten konnten und traf die vorläufigen Anstalten zur zweifachen Räumung. Die eine, die nach Damiette zur See stattfinden sollte, war mit sieben kleinen Fahrzeugen, die sich im Hafen von Jaffa befanden, und von dem Contreadmiral Gantheaume dem Heere zur Verfügung gelassen worden waren, zu bewerkstelligen. Diese Schiffe, die von Offizieren der französischen Marine befehligt wurden, bestanden aus der Schebeke „La Fortune“,“ der Schaluppe „Helena“ und den Djermen Nummer 3, 4, 5 und 6 und wurden auf sechs Tage mit Lebensmitteln ver-

*) Die von dem Engländer Robert Wilson gegen Bonaparte erhobene Beschuldigung, daß er seine pestkranken Soldaten in Jaffa habe vergiften lassen, ist, mehrfach dagegen erhobener Zweifel ungeachtet, noch bis auf diese Stunde nicht genügend widerlegt worden. Selbst die Veteranen der Armee von Aegypten beantworten sie nur mit einem Achselzucken; obgleich der Kaiser auf St. Helena die ganze Geschichte als eine böswillige Erfindung entschieden in Abrede stellte. Las Cases war so der Erste, der in seinem „Memorial,“ diese gehässige Anklage durch einige Gegenbeweise zu entkräften versuchte. In der neuesten Zeit wollte man sie wieder begründen, andere Geschichtschreiber ließen sie unentschieden und selbst Thiers in seiner schönen Geschichte der französischen Revolution widersprach ihr bloß, ohne nähere Beleuchtung. Endlich aber ist die ganze Grundlosigkeit der Beschuldigung in einer Stelle des unten angeführten Werkes außer Zweifel gesetzt worden. Diese Entscheidung gründet sich nicht mehr auf die Meinung eines Einzelnen, sondern ist so zu sagen der feierliche Ausspruch eines Geschwornengerichtes von Männern, die durch ihre Stellung bei dem ägyptischen Heere die Wahrheit genau wissen konnten, und deren Glaubwürdigkeit nicht dem mindesten Zweifel unterliegt. Das hochwichtige Dokument, worin diese Frage verhandelt wird, ist dem Werke: „Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte ancienne et moderne, depuis les Pharaons jusqu'aux successeurs d'Ali-Bey, et suivie du récit des événemens survenus en ce pays depuis le départ des Français et sous le règne de Mohammed Ali,“ entnommen, wovon bereits 14 Lieferungen erschienen sind. Feldherren und Gelehrte des ägyptischen Heeres vereinigten sich, das ewig denkwürdige Ereigniß der französischen Expedition nach Aegypten in seinem ganzen großartigen Umfang und mit seltener Gründlichkeit darzustellen. Rampon, Belliard, Poussielgue öffneten den reichen Schatz ihrer Tagbücher; Larrey, Desgenettes, Daure statteten es mit dem ganzen Reichthum ihrer Erfahrungen aus; Geoffroy Saint-Hilaire bearbeitete den naturgeschichtlichen Theil, Marcel das Gemälde der Sitten und Gebräuche jenes alten Wunderlandes; Gourgaud fügte die militärische Darstellung des Feldzuges nach dem auf St. Helena aus Napoleons Mund niedergeschriebenen und von ihm eigenhändig verbesserten Manuscripte bei. Saintine, Marcel und Louis Reybaud endlich übernahmen die Anordnung des ganzen Werkes.

sehen. Die Ration war auf acht Unzen Zwieback, sechs Unzen Reiß, ein Viertelpfund Fleisch und zwei Unzen Oel berechnet. Auch die wenigen Arzneimittel, die noch übrig waren, wurden an Bord gebracht. Was die Aerzte betrifft, so haben wir schon gesehen, daß in dem Spitale von Jaffa keiner mehr am Leben war; Alle waren an der Pest gestorben. Larrey und Desgenettes bestimmten daher die Aerzte Rosel, André, Lagier, Javanat, Leclerc, Gleize und Morangers, die insgesammt zu den Ambulancen und zum Armeekorps gehörten, auf die einzelnen Schiffe vertheilt zu werden. Nachdem diese Voranstalten getroffen waren, machten sich die Schiffe, unter Leitung des Kriegskommissärs, Alphons Colbert, zu Jaffa segelfertig. Der Transport zu Lande fand unter den Befehlen des Generaladjutanten Boyer und unter Bedeckung des zweiten Bataillons der neun und sechszigsten Halbbrigade statt. Der Kriegskommissär Grobert war mit der ökonomischen Leitung dieses Zuges beauftragt, der ohne Unfall den Ort seiner Bestimmung erreichte. Fünfhundert Verwundete oder Kranke wurden auf ersterem Wege, die übrigen auf dem letzteren abgeführt. Wenn man die Dokumente, welche die Anzahl der auf beiden Transporten befindlichen Soldaten enthalten, vor Augen hat, so ist leicht zu sehen, daß von den zweihundert fünfzig Pestkranken, die in dem Spitale von Jaffa lagen, Alles, was nicht die letzte Periode der Krankheit erreicht hatte, Alles, was sich nicht in durchaus hoffnungslosem Zustande befand, auf beide Transporte vertheilt worden seyn konnte und mußte.

Nachdem die Verloosung vorgenommen war, und sich zweihundert, mehr oder minder heftig von der Seuche befallene, Kranke auf dem Wege befanden, blieben noch ungefähr fünfzig übrig, die bereits in den letzten Zügen lagen, von denen von Stunde zu Stunde einige starben, und deren Zustand keine Hoffnung mehr ließ.

Bonaparte befand sich in großer Verlegenheit. Schon bei einer ähnlichen Gelegenheit, bevor er die Mauern von Saint-Jean d'Acre verließ, hatte er mit dem Oberarzte en Chef, Desgenettes, eine vertrauliche Unterredung, deren Erfolg ihm verbieten mußte, demselben abermalige Eröffnungen zu machen, selbst wenn er die ihm Schuld gegebene Absicht gehabt hätte. Damals wie jetzt handelte es sich darum, zu wissen, ob es nicht im Interesse der größern Zahl nützlich, ja sogar moralisch sey, einige Soldaten zu opfern; ob die Verantwortlichkeit, das Heer fortwährend von der furchtbaren Seuche dezimiren zu lassen, nicht größer sey, als die, mit Einem Schlage durch ein für Alle dargebrachtes Opfer dem Uebel nicht ein Ende gemacht zu haben. Im Laufe dieser Unterredung ging Bonaparte allerdings so weit, die Frage der Vergiftung zu berühren. „An ihrer Stelle," sagte er zu Desgenettes, „würde ich den Leiden unserer Pestkranken mit Einem Mal ein Ende machen und die Gefahr heben, mit der sie uns bedrohen, indem ich ihnen Opium gäbe." — „General," erwiderte der Arzt, „meine Pflicht ist nicht zu tödten, sondern zu erhalten." Auf diese Antwort ließ Bonaparte die Sache fallen und fügte nur noch mit einer Mischung von Ironie und gutmüthigem Scherz hinzu: „Ich habe mir eine ganz andere Idee von Ihren philosophischen Ansichten gemacht, Doktor, und sehe, daß ich mich getäuscht habe. Uebrigens, fügte er hinzu, will ich Sie gar nicht von ihrer Weigerung zurückführen; sondern was ich für Andere rathe, würde ich in gleichem Fall für mich verlangen." Diese Unterredung schloß jede fernere Eröffnung dieser Art aus und so war sie auch die einzige und erhielt nur durch die später daraus abgeleiteten Folgerungen eine Bedeutung.

Der Ordonnateur en Chef, d'Aure, erstattete dem General Bericht über den Vollzug seiner gefährlichen Sendung; indem er ihm die Verlegenheiten vorstellte, in die er sich durch die fünfzig Pestkranken, die nicht fortgeschaft werden konnten, versetzt sehe; er sprach davon, sie der Menschlichkeit Sir Sidney Smith's zu überlassen, und einen Parlamentär an ihn zu schicken, um für sie eine Schutzwache zu verlangen. Bonaparte verwarf diesen Vorschlag; sein Groll gegen den Commodore war noch zu lebhaft und frisch, als daß er sich hätte herablassen sollen, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten; übrigens, wäre er auch dieses Widerwillens Herr geworden, so lag die englische Flotte zu weit entfernt, um auf diesem Wege die Verlegenheit so schnell, als es nöthig war, gehoben zu sehen. Unter diesen Erwägungen schmelz die Zahl der todtkranken Soldaten immer mehr zusammen, und seit dem 8 Prairial (26 Mai) waren nur noch fünf und zwanzig bis dreißig am Leben. Aber was wurde aus diesen? — Hier gewinnt die Frage eine andere Gestalt. Die Beschuldigung der Engländer ist in ihr Nichts zerfallen; die Ungereimtheit der von ihnen angegebenen Zahl und die Haltlosigkeit der noch ungereimteren Nebenumstände liegt am Tage. Allein wenn wir die ausländische Verläumdung widerlegt haben, so stoßen wir jetzt auf die Anschuldigungen unserer eigenen Landsleute. Diese, man muß es gestehen, sind viel gewichtiger, viel bestimmter. Unter den Zelten Aegyptens vor Bonapartes Abreise entstanden, erhob sich diese Anklage Anfangs nur scheu und schüchtern; als er aber die Küste von Afrika verlassen hatte, wuchs sie von jedem Grolle, von jedem bis daher noch zurückgehaltenen Verdruß über getäuschte Hoffnungen; sie gewann Glauben, Bestand und zuletzt als unbestrittene Wahrheit Umlauf. Fünfzehn Jahre später ging sie aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen in die Tagblätter, Flugschriften, geschichtlichen Darstellungen über und wusch ihren ursprünglichen Charakter in dieser neuen Taufe der Oeffentlichkeit ab.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

2. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Am zehnten Tage sah die Karawane den Ausfluß des Sees, der sich in einen sumpfigen Bach ergoß. Das Land wurde bergig und erhob sich zu Hügeln von 500 Fuß Höhe; der Boden war sandig oder steinig und mit einigen gemeinen Pflanzen bewachsen. Dann gelangte man an den Sebu oder Seibus, einen Fluß, der sich durch eine reiche und abwechslungsvolle Gegend schlängelt; sein Bett ist 400 Ruthen breit, aber sehr seicht. Auf seinem südlichen Ufer, eine Meile vom Meere liegt die Stadt Mehedia, die zur Zeit der Portugiesen ein wichtiger Platz war, wovon noch die Trümmer einiger schönen Springbrunnen, Brückenbögen und Kirchen Zeugniß geben; auch seine Befestigungen waren von ansehnlichem Umfange; gegenwärtig bilden acht Kanonen seine ganze Vertheidigung. Die Stadt hat nicht mehr als drei

bis vierhundert Einwohner, meist Fischer, die von dem Fang des Shebbel leben, eines trefflichen Fisches, der dem Salm gleicht. Es besteht zwischen dieser Stadt und Fez, der Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, eine natürliche Wasserverbindung, die jedoch nicht benützt wird.*) Am zwölften Tage führte der Weg durch eine enge und tiefe Thalschlucht; zur Rechten, d. h. nach der Seite des Meeres zu, gewahrte man einen See von drei Meilen in der Länge, von Norden nach Süden, und auf demselben Wasservögel, die dem Schwane glichen. Unter einer steten Abwechslung von Hügeln und Thälern ließ man gegen Osten den großen Wald von Mamora liegen, der achtzig Meilen des Landes bedecken soll und von Löwen und Ebern bewohnt ist. Man langte zu Slaa, oder Sala oder Salle an, einer Stadt, die einst durch ihre weit und breit gefürchteten Seeräuber der Schrecken der Meere war, und mehr als Einmal selbst die Küstenländer der christlichen Staaten bedrohte. Einst der Schauplatz von Empörungen, Ränken und großer Bewegung, liegt sie jetzt in Trümmern, und ist still und wie ausgestorben; die Folgen der Unwissenheit, des Despotismus und des mohammedanischen Glaubens. Das gegenwärtige Slaa liegt auf einer sandigen Landspitze, die sich ins Meer erstreckt und bildet nordöstlich einen Theil des Ufers des Burugreb oder Bu-Regred, und hat anderthalb Meilen in der Länge und eine viertel Meile in der Breite. Es ist von dreißig Fuß hohen Mauern und alle fünfzig Schritt weit mit Thürmen umgeben. Seine Vertheidigungsmittel bestehen in einer langen Batterie von zwanzig Kanonen, die nach dem Meere zugerichtet sind, in einem runden Fort an der Mündung des Flusses und aus einem oder zwei Geschützen von kleinem Kaliber über jedem Thore. Die Moscheen haben schöne Bildhauerarbeiten von hohem Alterthum; die Straßen sind eng und die Häuser sehr düster, wie in allen maurischen Städten. Die Bevölkerung besteht aus ungefähr 10,000 Einwohnern, unter denen sich 500 Juden befinden. Der Fluß Bu-Regred, der aus dem Zusammenflusse des Beru und Burugred besteht, hat hier, wenn sein Bett voll ist, eine Breite von ungefähr 500 Ruthen. Die Schlamm- und Sandbänke der Barre sind eine achtel Meile von der Mündung, laufen unter drei bis vier Fuß Wasser, zur Zeit des niederen Wasserstandes, in westsüdwestlicher Richtung fast quer über den Fluß, und lassen zu beiden Seiten Kanäle; die Mauren bedienen sich des östlich gelegenen, der bei der Fluth neun bis zehn Fuß Wasser hat; der Hafen innerhalb der Barre ist ziemlich sicher und enthält Wasser genug selbst für eine Fregatte. Die Stadt Rabbat oder Rabat, auf dem südwestlichen Ufer des Flusses, bietet mit den Gruppen ihrer Minarets, ihren alten Moscheen, Palmen und dem alten Schlosse oder der Kassba, von der es beherrscht wird, einen malerischen Anblick. Beide Städte, Rabat und Sala, hatten einst zur Seeräuberei gemeinsame Sache gemacht, und man verwechselte oft beide mit einander. Auch Rabat ist mit einer dreißig Fuß hohen Mauer und viereckigen Thürmen umgeben, und hat eine Länge von drei Viertel Meilen und einer drittel Meile Breite. Mit ihren mauernumgebenen Gärten zieht sie sich längs dem Flusse hin, bis zu einem Punkte, wo die Ruinen einer Moschee

*) Fez liegt unter 34° 6′ N. B. und 4° 55′ 15″ O. L. gegen den Atlas zu.

und ein 150 Fuß hoher Thurm liegen, der von den Mauern Sma Hassan genannt wird, und von Meere aus noch eher als das Gestade, auf eine Entfernung von sechs oder sieben Lieues, wahrgenommen werden muß. Rabat hat ein Dutzend Moscheen und das Mausoleum eines Sultans und das des Helden des maurischen Afrikas, des mächtigen Almansors. Die Hauptstraße der Stadt, die mit dem Flusse parallel läuft, hat ziemlich schöne Buden. Die Märkte werden im Ueberflusse mit Gemüsen und herrlichen Früchten versehen; in der Umgegend gibt es Gärten von Orangen, Wein- und Baumwollen-Pflanzungen.*) Die maurische Bevölkerung kann auf 18,000 Seelen geschätzt werden, die jüdische auf 3000; erstere scheint reich und wenn letztere nicht gleichfalls, so wagt sie nicht, es zu scheinen. Die jüdischen Frauen von Rabat sind unbestritten die schönsten des Kaiserthums. Eine Meile von der Stadt liegen die Ruinen der römischen oder karthaginiensischen Stadt Schella oder Sala, die nach d'Anville die äußerste Station der Römer an dieser Küste war. Der gegenwärtig Bu-Regreb genannte Fluß bildete die Gränze des alten Mauritaniens.

Nachdem die Karawane Rabat verlassen hatte, verfolgte sie den zwölften und dreizehnten Tag ihrer Reise eine westsüdwestliche Richtung, auf der sie an den Ruinen eines Dorfes und dem Thurme Tomara vorüber kam, die drei Meilen von der Küste landeinwärts liegen. Weiterhin sah sie noch zwei arabische Dörfer und schlug endlich eine Meile vom Meere, unter den Mauern der verlassenen Stadt El Mansoria ihr Lager, deren Moschee einen Thurm von achtzig Fuß Höhe hat. Man mußte von Rabat bis El Mansoria sieben bis acht kleine Ströme überschreiten, die sich unfern des Wegs in den atlantischen Ozean ergießen. Der Weg des vierzehnten Tages führte in südwestlicher Richtung, sechs Meilen von El Mansoria an der fast verödeten Stadt Fidallah vorbei, die am Rand einer schönen, mit Getreidefeldern bedeckten Ebene, drei viertel Meilen vom Meere liegt, und vor Erbauung der Stadt Magadore zur Vorrathskammer des hier gebauten Getreides bestimmt war. Man bemerkte dort noch eine ziemlich schöne Moschee, die Ueberreste einiger europäischen Kaufmannshäuser und ein arabisches Lager. Die Bevölkerung besteht aus 300 Mauren, Arabern und Juden, die insgesammt in elenden Hütten leben. Eine halbe Meile weiter östlich springt eine felsige Halbinsel eine Meile weit ins Meer und bildet eine sandige Bucht von anderthalb Meilen landeinwärts, die kleinen Handelsschiffen einen bequemen und sichern Ankerplatz bietet.

(Schluß folgt.)

*) Die köstlichen Melonen und Granaten, die man auf dem Wege von Rabat nach Mogadore findet, sagt Lemprière, entschädigen für die Langweile des Weges.

Der Trappist.

In dem Kloster von La Trappe lebt gegenwärtig ein Mönch, dessen Lebensgeschichte, die in französischen Blättern erzählt wird, einen der abenteuerlichsten Romane bildet, die noch eine Leihbibliothek geziert haben. Pater Joseph, so heißt dieser Mönch, der unter seinen stummen Brüdern eben so sehr durch Heiligkeit und strenge Bußfertigkeit des Lebenswandels glänzt, als er vor einigen zwanzig Jahren in der ersten Gesellschaft von London und Paris durch seinen prächtigen Schnauzbart und riesenmäßige Sporen Aufmerksamkeit erregte, war lange Zeit unter dem Namen des Barons Geramb selbst zu London, als Sonderling bekannt, und man sagte ihm hier

sogar nach, daß er einer der königlichen Prinzessinnen Heirathsanträge gemacht habe. Ein ungerischer Edelmann von Geburt, hatte er bei seinem ersten Austritt in der Welt am wiener Hofe die Ehre, sich mit einem englischen Obrist schlagen zu müssen, der wahrscheinlich nicht minder überspannt als sein Gegner, zur Bedingung machte, daß der Zweikampf am Rande des Kraters des Aetna vor sich gehen und der im Kampf Getödtete oder Verwundete von dem Sieger in den Flammenschlund hinabgestürzt werden solle. Das furchtbare Loos mit dem Empedokles zu theilen, ohne mit ihm den Ruhm davon zu haben, traf den Baron Geramb; er wurde verwundet und sah sich noch überdieß in der Gefahr, mit den Cyklopen Bekanntschaft machen zu müssen; allein sein Gegner verzichtete großmüthig auf sein Recht. Nach dem Frieden von Amiens hatte Baron Geramb einen zweiten Duell mit einem jungen französischen Offizier wegen einiger geringschätzigen Aeußerungen gegen das französische Heer. Sein Gegner war dießmal Valabrègue, späterhin Gemahl der berühmten Catalani; der Zweikampf ging zwar dießmal nicht am Rande des Höllenschlundes eines Vesuvs vor sich; allein der Baron wurde abermals gefährlich verwundet und entging kaum einer schweren Gefängnißstrafe. In Betracht seines langen Krankenlagers ließ man ihm jedoch Gnade für Recht widerfahren, und sein Gegner Valabrègue wurde auf Ansuchen des damaligen französischen Gesandten, Champigny, gegenwärtig Herzog von Cadore, auf freien Fuß gestellt. Geramb errichtete später ein Kavallerieregiment und machte den spanischen Feldzug mit. Nach demselben ging er nach England, wo er eine Zeit lang großes Aufsehen machte, allerlei Waffen- und andere Abenteuer bestand, endlich aber durch die Frembenbill aus dem Lande verwiesen wurde, worauf er nach Hamburg ging. Da es unter den friedlichen Handelsleuten dieser Stadt nichts zu fechten gab, so vertrieb sich der Baron die Zeit damit, gegen die napoleonsche Regierung zu schreiben, worauf er sich durch die vieläugige und noch vielärmigere französische Polizei, wie durch einen Zauberschlag, in die Gefängnisse des Schlosses von Vincennes versetzt sah, wo er eingesperrt blieb, bis die verbündeten Heere nach Paris kamen, um ihn zu befreien. Während seiner Haft schwebte er in beständiger Gefahr erschossen zu werden, und legte das Gelübde ab, wenn er die Freiheit wieder erlange, Trappist zu werden. Dieß Gelübde wurde treulich gehalten, und Pater Joseph soll jetzt, wie es heißt von seinem Orden zu einer Sendung nach Palästina bestimmt seyn, und man glaubt zuversichtlich, daß er von dort zurückgekehrt, Hoffnung zur Kardinalswürde haben wird. Und ließe sich nicht als würdige Entwicklung dieses wundersamen Lebens denken, daß er einst mit der dreifachen Krone auf dem Haupte es beschlösse? — Die Aufmerksamkeit auf den längst verschollenen und vergessenen Baron Geramb und vielleicht künftigen Pabst, wurde in der neuesten Zeit durch ein Schreiben desselben an Herrn Valabrègue wieder geweckt, das er am 25 Jänner 1829 aus Mont des Olives de Notre Dame de la Trappe (Depart. Haut-Rhin) ergehen ließ, und worin es heißt:

„Es ist der größte Zufall, daß ich den Brief erhalte, den Sie an mich zu schreiben die Güte hatten, da ich über hundert Stunden entfernt von dem Orte wohne, wohin Sie ihn gerichtet hatten, und er überdieß nicht postfrei war, während unser Kloster wegen seiner Armuth nur frankirte Briefe annehmen kann. Seit vierzehn Jahren in das Dienstgewand Jesu Christi gekleidet, und öffentlicher Büßer, beweine ich ein Leben, das ich in Vergessenheit aller meiner Pflichten zugebracht, und werfe mich zu Ihren Füßen, um Sie demüthig um Vergebung zu bitten wegen alles Aergernisses, das ich Ihnen gegeben, wegen alles Schadens, den ich Ihnen zugefügt haben mag; indem ich Sie beschwöre, den Allmächtigen zu bitten, daß auch er mir Barmherzigkeit widerfahren lasse. Ich will Ihnen nichts von unserer Lebensweise, die Sie kennen werden, oder unserm Orden sagen, der einem beständigen Stillschweigen und der Arbeit geweiht ist. Den größten Theil des Tages und der Nacht singen wir das Lob des Herrn. Niemals genießen wir Fleisch, Fische, Butter oder Eier; unsere gewöhnliche Nahrung besteht aus Gemüse, das in Wasser und Salz gekocht ist, und den größeren Theil des Jahres essen wir nur einmal des Tages; dabei sind wir so arm, daß wir Alles bis auf das Brod betteln müssen. Ich trage grobe Holzschuhe; mein ganzer Anzug ist keine fünf Franken werth, und in diesem Winter, wo es so bitterlich kalt ist, habe ich kein Hemde.

„Was meine Familie betrifft, mein lieber guter Freund, so ist sie mir seit den vierzehn Jahren, wo ich das Glück habe, in unsrem Orden zu leben, fast fremd geworden; und wie können Sie glauben, Sie, der so viel Geist und Weltkenntniß besitzt, daß sie Etwas für mich thun würde? Wenn sie Etwas hätte thun wollen, oder besser zu sagen, wenn sie im Stande wäre, Etwas zu thun, hätte sie nicht vor Allem an so viele Unglückliche denken müssen, denen ich Unrecht zugefügt und von denen sich Einige im Elende befinden. Mein Vermögen, das ohnehin zerrüttet war, ist während meiner Gefangenschaft in dem Kerker von Vincennes, vollends zu Grunde gegangen. Mein ältester Sohn ist Kapitän unter den Jägern der russischen Kaisergarde; ein anderer Kapitän in einem Regimente österreichischer Jäger. Der Kaiser Alexander verlieh dem Aeltern einen Gnadengehalt, den ihm Kaiser Nikolaus fortbezahlt.

„Europa, wenn ich so sagen darf, kennt meine Verhältnisse und nur Sie allein, mein theurer Graf, sind es, der noch einen Blick der Theilnahme auf den armen Bruder Maria Joseph Geramb wirft. Ach warum kann ich Ihnen nicht mit meinem Blute es lohnen! In wenigen Augenblicken sollte kein Tropfen desselben mehr in meinen Adern rollen. Es bleibt mir nichts übrig, als den Allmächtigen anzuflehen, daß er Ihnen hundertfältig in diesem und jenem Leben wieder vergelte, was ich Ihnen schuldig bin, und was Sie mir mit so viel Zartgefühl und dem Ihnen eigenen Edelmuthe dargeliehen haben; darum flehe ich, die Stirne auf dem Boden, Tag und Nacht unaufhörlich.

„Als Sie im Duell mein Blut vergossen, Wer hätte mir damals sagen können, daß ich Ihnen eines Tages von La Trappe aus schreiben würde? Alles, mein edelmüthiger Freund, wechselt auf dieser Welt und unter den Menschen. Dieß ist das allgemeine Gesetz; nur ihr edles Herz und meine Dankbarkeit und Liebe für Sie nicht. Ich bin im Herzen Jesu und Mariä, mein theurer Freund, Ihr gehorsamster und demüthigster Diener

Bruder Joseph Maria
aus dem Orden von La Trappe."

Vermischte Nachrichten.

Zu London ist kürzlich für die ostindische Kompagnie ein Dampfboot von 125 Fuß Länge, 24 Fuß Breite, und zwischen dem Verdecke von 11 Fuß Höhe, ganz aus Eisen zusammengesetzt, fertig geworden. Nur das Verdeck besteht aus Planken. Dieses Dampfboot hat die Bestimmung, die Schiffe im Ganges zu bugsiren. Die großen Eisenplatten, aus denen es besteht, sind einen halben Zoll dick und durch 50.000 Nieten kunstreich zusammengefügt. Die Dampfmaschine hat sechzig Pferde Kraft. Es scheint, daß ein Wurm, der in den Gewässern des Ganges allen hölzernen Dampfschiffen verderblich wird, zu diesem neuen Versuche geführt hat. Die Kosten dieses eisernen Schiffes belaufen sich auf 20.000 Pf. St.

*

Gegenwärtig macht eine Sängerin aus Preußen, Dlle. Unger, großes Aufsehen auf der italienischen Bühne. Wenn man den von ihr entzückten italienischen Zeitungen glauben darf, so wird diese preußische Sirene die Lücke wieder ausfüllen, die durch das Verschwinden der vergötterten Sonntag unter den Sternbildern des Gesanges verursacht wurde. In einer ihrer letzten Partien auf der Bühne zu Padua wurde der Sängerin zu Ehren das Theater glänzend beleuchtet und ihre Büste, mit Gedichten wie mit Votivtafeln behangen, von den Mitgliedern der Gesellschaft „Armonia," öffentlich bekränzt. Dlle. Unger ist für den künftigen Karneval für das „Theatro della Pergola" in Florenz engagirt und wird in einer neuen von Donizetti für sie komponirten Oper auftreten.

*

Die Kettenbrücken werden in Frankreich immer häufiger. Im Rhonethal allein findet man einige dreißig Stunden von Lyon abwärts neun solcher Brücken, wie zu Arles, Vienne, Tournon, Beaucaire u. s. w. Die Brücke von Beaucaire hat eine Länge von 700 Fuß. Ueber die Loire führen vier bis fünf Hängbrücken, über die Saone drei u. s. w.

Berichtigung.

N. 226. S. 904. Sp. 1. Z. 4. v. unten. Topday.
N. 227. S. 908. Sp. 2. Z. 4. v. oben. 90,000 statt 900,000. l.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 233. 20 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland. *)

Fast in gerader Richtung südwärts von St. Helena und südwestlich vom Kap der guten Hoffnung liegt eine Gruppe von drei kleinen felsigen Eilanden, die nur selten von jemand Andrem besucht werden, als von wagehälsigen Wallfischfängern der Südsee. Aber selbst diese sind in der neuesten Zeit durch die furchtbaren Gefahren, die an dem Felsengestade dieser Inseln die Seefahrer mit fast unvermeidlichem Untergange bedrohen, von diesen menschenleeren Klippen zurückgeschreckt worden. Auch ist der Anblick dieser Inseln ganz geeignet, die kühnste Seele mit Schrecken zu erfüllen: die See bricht sich mit furchtbarem Ungestüm an unzähligen Klippen, die kaum über dem Wasser emporragen, und das ganze Ufer ist von der Brandung mit einem Schaumgürtel eingefaßt. Wenn der Wind heftiger bläst, was häufig der Fall ist, so steigt das Getöse der kämpfenden Elemente zu einem sinnbetäubenden Getümmel. Die Ufer sowohl, als die zunächst emporragenden Felsen, die insgesammt aus schwarzer Lava bestehen, werden dann mit schneeweißem Wogen-Schaum bedeckt, was durch den seltsamen Kontrast einen Anblick von fast übernatürlicher Wirkung bildet. Es war in neuester Zeit das Loos des englischen Malers, August Earle, mehrere Monate lang auf dieser unwirthbaren Felseneinöde zubringen zu müssen. Von Jugend auf zum Künstler erzogen, fühlte Earle stets eine unüberwindliche Lust zum Reisen in ferne Länder, die in späterer Zeit in ihm zu einer wahren Leidenschaft wurde. Nachdem er es bei der englischen Admiralität dahin zu bringen gewußt hatte, zu mehreren Fahrten im mittelländischen Meere, an der Küste von Afrika, Malta, Sizilien und Spanien verwendet zu werden, ging er nach Nordamerika, wo er zwei Jahre lang die Gebirge, Steppen, Urwälder, Städte und Ansiedelungen durchwanderte. Späterhin besuchte er Brasilien, Chili und Peru, wo er mit großem Fleiß und Vortheil seine Kunst zu üben Gelegenheit fand, und zuletzt den Entschluß faßte nach Ostindien zu gehen. Zu diesem Zwecke kehrte er nach Rio de Janeiro zurück und schiffte sich hier im Februar 1824 auf einem altersmürben, fast nicht mehr seehaltigen Schoner ein, der mit einer Ladung von Kartoffeln nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter Segel zu gehen bereit lag. Die Fahrt war von so ungestümem Wetter beunruhigt, daß der gebrechliche Bau des Fahrzeuges endlich nicht länger die Stöße der Winde und Wellen auszuhalten vermochte und der Kapitän sich genöthigt sah, der furchtbaren Brandung zum Troz, auf dem Felseneiland Tristan d'Acunha eine Zuflucht zu suchen. Da der Kapitän bei der kleinen Niederlassung, von der weiter unten die Rede seyn wird, gute Vorräthe von Kartoffeln fand, so beschloß er bis zum Eintritte günstigen Wetters hier zu verweilen und indeß seine Ladung zu vermehren. Seit einigen Wochen von den Wellen umhergeworfen, ermattet und seekrank, benützte Earle die willkommene Gelegenheit, einige Tage ans Land zu gehen. Die Insel wurde so wohl zum Erstenmale von einem Künstler besucht, und Earle durfte hoffen, manche interessante Ausbeute für sein Skizzenbuch zu finden. Mit seiner Mappe, einer Flinte, einem Bootsmantel versehen und in Begleitung seines Hundes nahm er seinen Weg nach einem kleinen Dorfe, das aus einem halben Dutzend Häusern bestand, die er zu seinem großen Erstaunen und zu noch größerem Vergnügen, ungemein reinlich und wohnlich fand. Die größte Freude aber machte es ihm, die Ansiedler seine Muttersprache reden zu hören, da sie insgesammt britische Unterthanen waren, die Alles aufboten, sich ihrem Gaste gefällig zu erweisen. Nachdem der Künstler hier drei Tage zugebracht hatte, während denen er zwischen den Felsen herumgeklettert war und sein Skizzenbuch mit einigen Zeichnungen bereichert hatte, machte er sich auf den Weg, zu seinem Schoner zurückzukehren und stand bereits im Boote, als er das Schiff weit außen in der See erblickte. In der Meinung, daß der Schoner sich nur von den gefährlichen Klippen entfernen wolle, wartete Earle mehrer Stunden am Ufer; allein das Schiff verschwand endlich aus seinen Augen und wurde nie mehr von ihm wieder gesehen.

Earle sah sich so (am 29 März) mit einem Matrosen des Schoners auf der Insel zurückgelassen, ohne alle andere Kleidung, als die sie auf dem Leibe trugen, und mit wenig Hoffnung, so bald wieder eines Schiffes ansichtig zu werden, da der Winter vor der Thüre war. Es blieb nichts übrig, als sich geduldig in das Schicksal zu fügen, und der Freundschaft der Ansiedler sich zu versichern, deren Gouverneur, wie man ihn nannte, Glaß hieß, ein Schotte von Geburt und ehemaliger Artilleriekorporal auf dem Kap

*) Aus A Narrative of a Nine Months' Residence in New Zealand, in 1827; together with a Journal of a Residence in Tristan d'Acunha, an Island situated between South America and the Cape of Good Hope. Py Augustus Earle, Draughtman to his Majesty's Surveying-Ship „The Beagle." 8vo. London 1832.

der guten Hoffnung; übrigens ein seelenguter Mann. Seine drei Gefährten oder Unterthanen waren Matrosen, die sich entschlossen hatten, auf dieser Felseneinöde zurückzubleiben, und ihren Unterhalt durch Fett von See-Elephanten und anderen Thieren zu erwerben, das sie sammelten, und an die manchmal bei ihrem Pathmos anlegenden Schiffe verhandelten. Es waren ehrliche, rauhe, britische Theerhäute, und da sie, wie Carle's Tagbuch bemerkt, gewohnt waren, in ihrem Wallfischboote der furchtbarsten Brandung zu trotzen, die man sich denken kann, oder mit Blut und Fett beschmiert Seethiere, die sich um die Insel sammelten, zu tödten und auszuweiden beschäftigt waren; so läßt sich wohl denken, daß ihr Aeußeres keinen sonderlichen Schliff der Verfeinerung haben konnte. Glaß war verheirathet und hatte eine zahlreiche heranwachsende Familie. Auch ein Zweiter von den Ansiedlern, Namens White, hatte den Trost, in der Person einer halbbürtigen Portugiesin aus Bombay, eine ehliche Genossin an der Seite zu haben. Beide waren musterhafte Hausfrauen, die alle ihre Sorge ihren Familien zuwendeten.

So furchtbar es scheinen mag, in die Verlassenheit dieser kahlen Basaltfelsen verbannt zu seyn; so glauben wir doch gern Carle's Versicherung, daß das Leben unter seinen derben Schicksalsgefährten, in der phantastischen Einsamkeit der düsteren Insel, von unendlichem Reiz gewesen seyn muß. Auch die persönliche Geschichte der Ansiedler war nicht ohne Interesse. Glaß gehörte zu der Garnison, welche die britische Regierung einige Jahre früher vom Kap nach Tristan d'Acunha geschickt hatte. Der Gedanke, hier eine Besatzung zu halten, wurde indeß bald wieder aufgegeben und nur Glaß und seine Frau begehrten und erhielten die Erlaubniß, auf der Insel zurückzubleiben. Als die Garnison landete, traf sie auf Tristan d'Acunha, Niemand als einen alten Italiener, Namens Thomas, und einen portugiesischen Blendling, dessen Aeußeres das Gepräge der Verworfenheit trug. Beide waren, ihrer Aussage nach, allein von einer Anzahl Amerikaner übrig geblieben, die sich unter Lambat — ein Name, der in der Geschichte unglücklicher Seefahrer nicht unbekannt ist — hier niedergelassen hätten; sie gaben ferner vor, ihre Gefährten seyen insgesammt ums Leben gekommen, als sie in einem Boote nach einem nahgelegenen Eiland übersetzen wollten; allein die beiden Menschen sahen so verdächtig aus, daß zu vermuthen stand, sie könnten sich ihrer Kameraden auf irgend eine unsaubere Art vom Halse geschafft haben. Der Portugiese machte sich auf einem der Schiffe davon, welche die Garnison nach Tristan d'Acunha gebracht hatten; der alte Italiener aber blieb zurück und schien im Besitz einer großen Geldsumme, die ihm erlaubte, sich tagtäglich in der Feldschenke der Besatzung zu betrinken. In diesem Zustande ließ er oft dunkle Anspielungen auf das Schicksal Lambat's fallen, woraus sich entnehmen ließ, daß er mehr über diesen Gegenstand wissen mußte, als er in seinen nüchternen Stunden davon zu kennen vorgab. Jedermann aber sagte er, daß er einen großen Schatz besitze, den er irgendwo an einem Orte, der nur ihm bekannt sey, vergraben habe. Hiedurch erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, da er Einigen, die sich ihm gefällig bezeigten, mit der Hoffnung schmeichelte, sie in seinem letzten Willen zu bedenken. Eines Tages aber, wo der alte Trunkenbold einer größern Unmäßigkeit als gewöhnlich gefröhnt hatte, wurde er unversehens vom Tode weggerafft, ohne Jemand vertrauen zu können, wo er seinen Hort verborgen habe. „Eine allgemeine Suchung, bemerkt Carle, wurde nach dem Tode des Italieners angestellt; doch weder Geld noch Papiere wurden gefunden; ich selbst pflegte in Stunden, wo ich nichts Besseres zu thun wußte, jede Felsenritze und Höhle in der Nähe der Wohnungen zu durchstöbern, in der Hoffnung, des alten Thomas Schatz zu finden; denn Glaß behauptete, er müsse nahe bei den Häusern seyn, da der Italiener, wenn er seinen Hort besuchte, nur kurze Zeit auszubleiben pflegte. Einsmal glaubte ich schon den Fund gemacht zu haben; in einer Felsenkluft fand ich nämlich einen alten Kessel, der mit Lumpen ausgefüllt war, leider aber mit keinem andern Schatze. Glaß erinnerte sich aus dem Umstande, daß der Kessel einen hölzernen Boden hatte, sehr gut, daß er Thomas zugehörte. Glaß Gründe, auf der Insel zu bleiben, nachdem die Garnison zurückgerufen worden, waren ganz in dem praktischen Sinne, der seine Landsleute bezeichnet. „Was blieb mir übrig, pflegte er zu sagen, wenn ich aus dem Dienste entlassen, mein Vaterland wieder erreichte? Ich kann kein Handwerk und bin zu alt, eines zu erlernen. Ich habe ein junges Weib und die Sorge für den Unterhalt einer zahlreichen Familie, was konnte ich also Besseres thun, als hier zurückbleiben?“ Die Offiziere der Garnison gaben ihm Alles, was sie ersparen konnten, unter Anderm einen Stier, eine Kuh, und einige Schafe und mit gehöriger Sparsamkeit und Sorgfalt hoffte er, sich bald als Eigenthümer von zahlreichen Heerden zu sehen. Der zweite im Rang nach ihm war Einer Namens Taylor, der früher unter dem am Kap stationirten Geschwader gedient hatte, von dem die Garnison, während sie auf Tristan d'Acunha stand, einen Besuch erhielt und bei dieser Gelegenheit faßte er den Entschluß, bei Glaß zurückzubleiben, wozu er auch die Erlaubniß der Admiralität erhielt. Der dritte dieser winzigen Inselbevölkerung war einer Namens White, der sich aus dem Schiffbruche eines ostindischen Schiffes, das in der Nähe von Tristan d'Acunha scheiterte, an die Insel gerettet hatte. Er hatte auf dem Schiffe zu einer der Mägde eine zärtliche Neigung gewonnen, und glücklicherweise befand sich auch diese unter den aus dem Schiffbruche geretteten Personen. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, sie noch enger aneinander zu knüpfen und „beide lebten jetzt glücklicher, als es nur irgend Jemand in der Welt vermag.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pestkranken in Jaffa.

(Fortsetzung.)

Die Beschuldigungen, die man hinsichtlich der Vergiftung der Pestkranken erhoben hat, bestehen, ohne etwas hinzuthun oder davon hinwegnehmen zu wollen, in folgenden. Man erzählte, Bonaparte habe bis zur letzten Stunde seines Aufenthaltes in Jaffa nicht gewußt, welchen Entschluß er in Betreff der fünf und zwanzig Unglücklichen fassen sollte, die in den letzten Zügen lagen. Endlich, um sie entweder den barbarischen Muselmännern zu entreißen, oder um keine lebendigen Franzosen den Händen der Feinde zu überlassen, ließ der General, so hieß es weiter, den Apotheker en Chef,

Royer, denselben Mann, der früher wegen des Verbrechens der Kassenbestehlung erschossen werden sollte, zu sich rufen und ertheilte ihm den gemessenen Befehl, den Kranken Opium zu geben. Dieses Opium wurde, fügt man hinzu, von einem türkischen Arzte, Mustapha Hadschi, hergegeben, der seit der Besetzung von Jaffa in dieser Stadt gefangen war und ungefähr sechs Litres sydenhamisches Laudanum von Konstantinopel, in zwei Flaschen, mit sich gebracht hatte. Royer nahm es und ließ die dem Tode geweihten Opfer davon trinken. Fünfzehn ungefähr kamen um; auf die Andern aber machte das Gift die sonderbare Wirkung, daß es eine Krise hervorbrachte, durch die sie gerettet wurden. Mehrere Augenzeugen versichern, später zu El Areysch zwei oder drei dieser wie durch ein Wunder dem Tod entronnenen Pestkranken gesehen zu haben. Völlig hergestellt, war ihnen nur noch in den Gliedern jenes Nervenzucken geblieben, das stets die Folge von einer starken Gabe Opium ist.

So lief die Sage unter den gemeinen Soldaten, und so erhielt sie sich, man kann es nicht läugnen, bis auf diese Stunde als die verbürgteste und wahrscheinlichste Darstellung dieses Verfalls. Wenn man diese äußerste Maßregel vertheidigen müßte, so würde es für sie, so wie man sie dargestellt hat, nicht an Entschuldigungsgründen fehlen. Bevor man eine solche Handlung mit der ganzen Strenge der Moral beurtheilt, müßte man sich erst in die damalige Lage des Heeres zurückversetzen, die damaligen Eindrücke wieder erwecken, die drängende Noth jenes Augenblicks sich vergegenwärtigen. Man müßte sich in die Nähe jener scheußlichen Körper denken, die kein Soldat berühren wollte, die auf dem Marsche doch umkommen mußten, und durch die nur der Keim eines Uebels, das seine gefährlichste Höhe erreicht hatte, im Gefolge des Heeres mit geschleppt wurde. Man müßte sich die Schwierigkeit des Transportes, die grausame Lage der Unglücklichen, wenn sie erfuhren, daß man im Sinne habe, sie im Stiche zu lassen, die Scenen der Verzweiflung beim Ausbruche des Heeres, ihr Schicksal bei Ankunft der Türken wieder vormalen, und sich dann fragen, ob man an der Stelle Bonaparte's, als ein verantwortlicher Feldherr, anders gehandelt haben würde? Uebrigens war ein solches Ereigniß in den Annalen der Kriegszüge nicht unerhört. Ohne weit in die Geschichte des Alterthums zurückgehen zu müssen, dürfte man bloß die vierzig Jahre lang von unsern Soldaten durchzogenen Schlachtfelder befragen, sie würden von weit schrecklicheren und minder zu rechtfertigenden Aufopferungen von Menschenleben zu erzählen wissen. Doch wir brauchen hierzu nicht unsere Zuflucht zu nehmen. Unsere Ansicht gestaltet sich ganz anders. Die Bonaparte zugeschriebene That bedarf keiner Entschuldigung, da diese That nie vollstreckt wurde. Der an Royer ertheilte Befehl, das von dem türkischen Aerzte herbeigeschaffte Opium, die durch ein Wunder genesenen Kranken, alles Dieß bestand nur in der leichtgläubigen und leicht empfänglichen Einbildungskraft oder auf böswilligen Zungen. Berufen, über diesen streitigen Punkt unsere Meinung zu sagen, umgaben wir uns mit allen schriftlichen Beweisstücken, durchgingen wir alle offiziellen Dokumente, stellten wir alle Meinungen und Zeugnisse zusammen; kurz drangen wir bis ins Mark dieser wichtigen geschichtlichen Frage ein; und so müssen wir jetzt, mitten unter den widersprechenden Behauptungen, die Hand auf dem Herzen, wie Geschworne sprechen: Nein, es fand in dem Spital von Jaffa keine Vergiftung statt. — Nein, Bonaparte hat nicht den Befehl gegeben, den man ihm zur Schuld legt.

Es bleibt uns noch übrig, die Gründe etwas näher zu bezeichnen, auf die sich unsere Ueberzeugung stützt. Das Spital von Jaffa, schon lange Zeit der Krankenwärter und Aerzte beraubt, war bei der Rückkehr des Expeditionsheeres so zu sagen ein mit einem Fluch belegter Ort, eine verpestete Höhle geworden, in der die Soldaten hülflos und verlassen dahin starben. Mehrere Tage lang schon hatte jede Art des Spitaldienstes aufgehört und verwesende Leichen lagen dicht an der Seite von Kranken oder Sterbenden. Fast unfehlbarer Tod drohte Jedem, der menschenfreundlich oder kühn genug war, in diese Mauern einzudringen, deren Räume mit einem Qualm giftiger Dünste, ansteckendem Eiter und Gestank der Verwesung angefüllt waren. Bei der Ankunft Bonaparte's war der Anblick dieses Ortes so scheußlich geworden, daß Alle, die ihm noch zu entkommen vermochten, hinauskrochen und sich dem Chirurgen en Chef zu Füßen warfen und ihn um Mitleid anflehten. Larrey sprach ihnen Muth ein, verhieß ihnen Hülfe, und da auf dem Boden leinene Binden umherlagen, die man vom Verbande der Verwundeten abgenommen hatte, so überließ er ihnen dieselben, indem er ihnen rieth, sich die Arme oder Beine damit zu umwickeln. Dieß thaten sie, und da man sie nun für Verwundete hielt, so fanden sie bei den Soldaten, die mit ihrer Fortschaffung beauftragt waren, weniger Abscheu und Egoismus.

(Schluß folgt.)

Ueber den Opiumhandel der ostindischen Kompagnie.

Nach der neuesten Zählung beläuft sich die Bevölkerung der Prinz Wales Insel und der dazu gehörigen Besitzungen auf 35.127 Seelen, worunter ungefähr 19.000 Malaien, 9000 Chinesen, 6000 Choualins, 1500 Bengalen, 1000 eingeborne Christen, und nur 400 Europäer. Merkwürdig ist es, welch ungeheure Ausgabe diese einzige kleine Abtheilung der großen indischen Bevölkerung bestreitet, um das den Orientalen so dringende Bedürfniß des Opiums zu befriedigen, durch dessen unmäßigen Genuß sie sich in wollüstige Träume wiegen, durch die sie sich den Sorgen oder der Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens entrücken, aber in einen Zustand von Dummheit und Stumpfsinn herabsinken, von dem selbst der unmäßigste Genuß unserer geistigen Getränke nur ein schwaches Bild gibt. Von allen Monopolien, die ein spekulativer Finanzmann ersinnen konnte, ist der ausschließliche Handel mit Opium, den die ostindische Kompagnie sich vorbehielt, nicht nur in finanzieller, sondern auch in moralischer Hinsicht eines der tadellosesten, weil dadurch die verderbliche Verbreitung des Verbrauchs dieses Artikels, die zuletzt alle Gränzen überschreiten würde, gehemmt ist. Wir sprechen hier von dem Opium als Gegenstand des entbehrlichsten und zugleich verabscheuungswürdigsten und gefährlichsten Genusses; denn rücksichtlich seiner Heilkräfte ist sein Verbrauch gegen die Quantität, die zum Essen und Rauchen verwendet wird, nur unbedeutend. In Penang werden jährlich 28 Kisten für den Bedarf der Malaien und Chinesen eingeführt, und jede Kiste enthält 40 Kistchen. Nach seiner Ankunft wird das Opium einer einfachen Operation unterworfen, wodurch man eine erste und zweite Qualität, Tschardu genannt, erhält. Es ist zu bedauern, daß wir die Quantität, die nach einer solchen Ausscheidung von einer ganzen Kiste noch übrig bleibt, nicht genau angeben können; indeß genügt zu wissen, daß die Kompagnie monatlich 3 bis 4000 spanische Piaster (36 bis 48000 Dollars jährlich) von den Spekulanten bezieht, die durch Pacht das Recht an sich bringen, diese Spezerei im Kleinen verkaufen zu dürfen. Der zum Rauchen bereitete Extrakt wird

von diesen Krämern zu einem Preise wieder verkauft, daß sie aus einer Kiste 8000 Dollars im Lande und auf der Queda gegenüber liegenden Küste 9600 Dollars lösen, was, den Dollar zu 2 Rupien gerechnet, für die jährlich eingeführten 28 Kisten eine Summe von 560,000 Rupien ausmacht. Rechnet man hiezu noch den Pachtschilling, so hat man eine Summe von 656,000 Rupien, die allein vom Opium, und zwar den Verkaufspreis ungerechnet, gewonnen wird, der über 4000 Rupien für die Küste beträgt. Diese leztere Summe mit 28 multiplicirt gibt 112,000 Rupien, die, zu den obigen 650,000 gerechnet, eine Totalsumme von 768,000 Rupien oder 383,000 Dollars oder ungefähr 2 Millionen Franken jährlich ausmachen, die für einen kleinen Theil der ganzen Masse bezahlt werden, die von der großen Menge von Opiumfressern verzehrt wird. Und diese ungeheure Ausgabe wird nicht einmal von allen Bewohnern dieser kleinen Insel, sondern nur von den Malaien und Chinesen, also etwa von der Hälfte der Bevölkerung bestritten, von der überdieß viele genöthigt sind, ihre lezte Rupie einem ausschweifenden Genuß zu opfern, der sie zulezt zum Thiere herabwürdigt. Ein merkwürdiger Umstand ist das Mißverhältniß des Ankaufpreises mit dem, zu welchem dieser Artikel im Kleinen wieder verkauft wird. Aus der Geschichte des indischen Archipels von Crawford erhellt, daß der Kompagnie eine Kiste Opium in Bengalen nicht höher als auf ungefähr 112 Rupien zu stehen kommt, folglich bezahlt der Konsument der seinen Bedarf im Kleinen kauft, nicht weniger als 24 bis 25,000 Prozent über den Einkaufspreis. Man muß indeß bekennen, daß es ein Glück ist, daß er nicht weniger bezahlen darf; diese Geißel würde sonst weit größere Verwüstungen anrichten.

Vermischte Nachrichten.

In dem Augenblicke, wo ganz Europa mit gespannter Erwartung der Lösung der portugiesischen Frage entgegensieht, wird ein geschichtlicher Ueberblick der politischen Ereignisse in Portugal vom Jahre 1820 bis zur Landung Don Pedro's nicht am unrechten Orte seyn: Am 24 August 1820 brach zu Oporto unter Leitung des Senhor M. Tomaz, die erste Revolution aus. — Am 1 Oktober 1822 wird die von den Kortes entworfene Verfassung von König Johann VI beschworen. — Am 10 März 1823 erheben General de Silveira, später Marquis von Chaves und der Graf von Villa Real in der Provinz Tras os Montes die Fahne der Empörung, um die absolute Gewalt des Königs wieder herzustellen, werden aber aus dem portugiesischen Gebiete vertrieben. — Am 27 Mai 1823 verläßt Obrist Sampaio, später Vicomte von Santa Martha, Lissabon mit seinem Regiment und zieht nach Santarem. Don Miguel vereinigt sich mit ihm und proklamirt die Abschaffung der Kortesverfassung. — Am 31 Mai 1823 entsagt König Johann VI feierlich der unumschränkten Gewalt und verspricht eine freisinnige Verfassung. — Am 2 Junius 1823 gehen die Kortes auseinander; nachdem sie eine Protestation gegen jede Veränderung der Konstitution von 1822 unterzeichnet haben. — Am 5 Junius 1823 hält König Johann VI seinen Einzug in Lissabon. — Am 18 Junius 1823 wird eine Junta von vierzehn Mitgliedern errichtet, um eine neue Verfassung zu entwerfen. — Am 30 April 1824 stellt sich Don Miguel an die Spize des Heeres, um seinen Vater des Thrones zu entsezen und die Liberalen nieder zu mezeln. Sein Vorhaben mißlingt, und Don Miguel wird gezwungen, den Oberbefehl des Heeres niederzulegen und nach Oesterreich zu gehen. — Am 15 November 1825 unterzeichnet Johann VI zu Lissabon den Vertrag, durch den die Unabhängigkeit von Brasilien ausgesprochen wird. — Am 10 März 1826 stirbt König Johann VI zu Lissabon. An demselben Tag wird Don Pedro IV zum König von Portugal und Algarbien ausgerufen. — Am 29 April 1826 gibt Don Pedro den Portugiesen eine konstitutionelle Verfassung. — Am 8 Julius 1826 kommt Sir Charles Stuart mit dieser Verfassung aus Brasilien in Portugal an, und übergibt sie der Infantin Donna Isabella Maria, Don Pedro's ältester Schwester. General Saldanha läßt sofort die Konstitution in Oporto ausrufen. — Am 31 Julius 1826 wird die Verfassung beschworen und von dem portugiesischen Volke angenommen, und General Saldanha zum Kriegsminister ernannt. — Am 3 Mai 1827 langt Don Miguel aus Oesterreich in Portugal an, legt den Eid auf die Verfassung ab und wird in Folge dessen, von Don Pedro als Generallieutenant des Königreiches, während der Minderjährigkeit der Donna Maria da Gloria, ernannt. Don Miguel bricht aber seinen Eid, reißt die absolute Gewalt an sich und versammelt die sogenannten Kortes von Lamego. — Am 25 Julius 1827 legt General Saldanha seine Stelle als Kriegsminister nieder. — Am 16 Mai 1828 erheben sich die Einwohner von Oporto gegen Don Miguels Usurpation. — Am 6 Julius 1828 wird die konstitutionelle Armee unter Quevedo Pizarro gezwungen, sich auf spanisches Gebiet zurückzuziehen. — Am 11 Julius 1828 wird Don Miguel von den Kortes von Lamego zum König ausgerufen. — Am 12 Oktober 1828 leisten die ausgewanderten Portugiesen der Königin Donna Maria II den Eid der Treue. — Am 16 Januar 1829 wird durch den Grafen von Villa Flor und den Marquis von Palmella auf der Insel Terceira, im Namen der Königin Maria eine Regentschaft errichtet. Graf Saldanha wird durch Commodore Walpole, den Befehlshaber des britischen Geschwaders, nach Wellington's und des Earls von Aberdeen Weisung, verhindert, mit andern ausgewanderten Portugiesen in Terceira zu landen; es wird auf die Schiffe der Konstitutionellen gefeuert und ihnen gedroht, sie in Grund zu bohren, wenn sie zu landen versuchen sollten. Saldanha unterzeichnet an diesem Tage eine feierliche Protestation gegen diesen ungerechten Angriff einer neutralen Macht. — Am 15 Januar 1832 kommt Don Pedro, nachdem er zu Gunsten seines Sohnes die Krone von Brasilien niedergelegt hat, in Paris an und erläßt an den General Saldanha ein Schreiben, worin er bedauert ihn bei der Expedition, die nach Terceira zu gehen bereit ist, nicht anstellen zu können, da ihm Dieß durch die Diplomatie untersagt sey. — Am 29 Januar 1832 reist Don Pedro mit Palmella and einem großen Stabe von Paris ab, um zur Expedition von Belle Isle zu stoßen, und läßt die junge Königin und die Herzogin von Braganza unter dem Schuze Ludwig Philipps zurück. — Am 2 Februar langt Don Pedro in Belle Isle an, und wird von Admiral Sartorius und der ganzen Expedition mit großem Enthusiasmus empfangen. An demselben Tage erläßt er sein Manifest, und die Truppen schwören der Donna Maria den Eid der Treue. Am 10 Februar geht Don Pedro mit der Expedition nach Terceira unter Segel, wird aber durch widrige Winde am 26 auf der Insel St. Miguel zu landen genöthigt. Einige Tage später geht er nach Terceira unter Segel, wo er von der Bevölkerung mit dem größten Jubel aufgenommen wird. — Am 16 Junius geht die Expedition von St. Miguel nach der Küste von Portugal ab, wird aber durch widrige Winde zurückzukehren gezwungen. — Am 8 Julius endlich erreicht die Expedition die nördliche Küste von Portugal, die Truppen landen ohne Widerstand und am 9 Julius zieht Don Pedro an der Spize seiner Truppen in Oporto ein, wo Donna Maria als Königin ausgerufen wird. Die Truppen Don Miguels ziehen sich über Villa Nova auf der Straße von Coimbra nach Lissabon zurück.

•

Zur schnellern Beförderung der Briefpost ist in England, der früher auch schon von Hofrath Schultes in Dinglers polytechnischem Journal (1829) zur Sprache gebrachte, Vorschlag gemacht worden, längs der Straßen hölzerne Pfeiler zu errichten, die durch Eisendrathe mit einander verbunden werden sollen. Die Briefe, in Cylinder eingeschlossen, die in Ringen an den Dräthen fortlaufen, werden an bestimmten Punkten von dazu aufgestellten Personen untersucht, die dieser Station gehörigen herausgenommen, und die übrigen wieder weiter befördert. Auf diese Weise würde ein Brief in der kürzesten Zeitfrist von einem Ende des Landes bis zum andern befördert werden — ein Brief von London nach York z. B. höchstens in einer oder zwei Stunden — während jezt die Briefpakete, die gewöhnlich hundert Pfund schwer sind, in tausendmal schwereren Maschinen von vier Pferden fortgezogen, und durch die Reisenden, die zugleich mit ihnen den Weg machen, in der schnelleren Förderung gehindert werden. Man gedenkt statt der Pfeiler, wo es thunlich ist, sich der Kirchthürme zu bedienen. (Babbage Economy on the of Machinery and Manufactures.)

•

Vom 5 Jänner 1831 bis 5 April 1832 wurden in den drei großbritannischen Reichen 76,968 Pf. St. Einfuhrabgaben von Olivenöl entrichtet. Die in diesem Zeitraum eingeführte Quantität von Olivenöl belief sich auf 2.296,629 Gallonen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 234. 21 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer." *)

(The Heidenmauer, a legend of the Rhine, by F. Cooper. Paris 1832.)

Einleitung.

Einer lang bestehenden Gewohnheit entgegen, war ein Sommer inner den Ringmauern einer großen Stadt zugebracht worden; allein der Augenblick der Befreiung kam, und kein Vogel verläßt freudiger seinen Käfig, als jetzt Postpferde bestellt wurden. Es waren unserer Vier in einer leichten Reisekalesche, die tüchtige Normänner lustig ihrer Geburtslandschaft zuführten. So verließen wir denn für eine Zeit lang Paris, die Königin der modernen Städte, mit ihren Aufläufen und ihrer Ordnung; ihren Palästen und Gäßchen; ihrer Eleganz und ihrem Schmutze; ihren rastlosen Bewohnern, ihren unverrückbaren Politikern; ihren Theorien und praktischen Ausführungen; ihrem Reichthum und ihrer Armuth: ihren Fröhlichen und Bekümmerten; ihren Rentnern und Patrioten; ihren jungen Liberalen und alten Illiberalen; ihren drei Ständen und ihrer Gleichheit; ihrer Geschmeidigkeit der Sprache und Kraft im Handeln; ihrer vom Volk aufgerichteten Regierung, und ihrem nimmer zu regierenden Volke; ihren Bajonnetten und ihrer geistigen Stärke; ihrem Wissen und ihrer Unwissenheit, ihren Vergnügungen und Staatsumwälzungen; ihrem Widerstande, der rückwärts geht und ihrer Bewegung die still steht; mit ihren Putzmacherinnen und Philosophen, ihren Operntänzerinnen und Dichtern, ihren Geigern und Bankiers, und — Köchen. Wenn gleich so lange in seinen Barrieren wie ein Gefangener eingesperrt, war es doch nicht leicht, Paris ganz ohne Bedauern zu verlassen — Paris, das jeder Fremde tadelt und aufsucht, das Sittenprediger verabscheuen und nachahmen, über das der Greis den Kopf schüttelt, und dem Jüngling das Herz pocht — Paris, der Mittelpunkt von so viel Trefflichem und von so Vielem, dem man keinen Namen geben mag!

Schon legten wir eine Nacht unsere Häupter auf ländlichem Pfühl, fern von der Hauptstadt Frankreichs, schlafen. Den folgenden Tag sogen wir die Seeluft ein. Durch Artois und französisch Flandern eilend betraten wir, über die geschichtlichen und ehrwürdigen Städte Douay, Tournay und Ath kommend, am fünften Morgen das neue Königreich Belgien. Mit jedem Schritte stießen wir auf das Banner, das über den Tuilerien flattert und erkannten die zuversichtliche Miene und die leichte Stellung, den gewandten Gang französischer Krieger. Sie hatten eben den wankenden Thron des Hauses Koburg stützen helfen müssen. Uns schienen sie so heimisch sich zu fühlen, als wenn sie auf dem Quai d'Orsay hinschlenderten.

In Brüssel sah man noch zahllose Spuren von der hitzigen Natur des Volkskampfes, der die Holländer verjagt hatte. Sechsundvierzig Sprengkugeln stacken noch in der Wand eines Hauses von nicht großem Umfange und dreiundneunzig Kartätschenkugeln hatten sich in einem seiner Pfeiler begraben! Auch in unsern Zimmern waren furchtbare Denkzeichen von Kampf und Zerstörung. Die Spiegel waren zertrümmert, die Wände von Traubenschüssen zerrissen, das Holzwerk von Kugeln durchlöchert, und das Zimmergeräth übel zugerichtet. Die Bäume im Park waren an tausend Stellen hart beschädigt und einer der kleinen Liebesgötter, den wir vor drei Jahren über dem Hauptthor holdselig lächelnd verlassen hatten, war verstümmelt und schaute ganz schwermüthig drein, während sein Gefährte gar auf den Fittichen einer Kanonenkugel davon geflogen war. Obschon gerade mitten unter so vielen vom Feinde zurückgelassenen Gedenkzeichen wohnend, blieben wir doch glücklich mit dem Anblick von Menschenblut verschont; denn wie uns der gefällige Schweizer, der dem Gasthof vorsteht, erzählte, so waren seine, zu allen Zeiten wohlberühmten, Keller während der Belagerung mehr als gewöhnlich heimgesucht worden. Das Geschehene ließ uns übrigens mit Grund schließen, daß die Belgier für ihre Emanzipation wacker gekämpft hatten — ein Zeichen wenigstens, daß sie frei zu seyn verdienten.

Unser Weg führte uns über Löwen, Tirlemont, Lüttich, Aachen, Jülich an den Rhein. Die erstgenannte Stadt war die Woche zuvor der Schauplatz eines Gefechts zwischen den zwei feindlichen Heeren gewesen. Da man die Holländer ungewöhnlicher Ausschweifungen bei ihrem Vorrücken beschuldigt hatte, so sahen wir uns nach denselben um. Wie viele davon bereits wieder verwischt worden waren — darüber konnten wir Nichts mit Zuverlässigkeit erfahren,

*) Wir wählen aus diesem kürzlich erschienenen Roman Cooper's vorläufig die „Einleitung," da sie auf anziehende Weise seine Entstehung und zugleich einen Landstrich Deutschlands — Rheinbayern — schildert, dem vielleicht gerade des gefeierten Amerikaners Besuch und Lob zu einer Berühmtheit verhilft, die seine reizenden Landschaftsbilder, bisher von den Reisenden viel zu wenig beachtet, lange schon und wohl mehr als manche hochgepriesene sogenannte „schöne Gegend," verdient haben. D. Ue.

allein die, welche noch sichtbar waren, berechtigten uns zu dem Glauben, daß die Angreifer keineswegs all' den Schimpf verdienten, den man auf sie geworfen hatte. Jede Stunde mehr im Leben zeigt mir, wie eigensinnig und gemein die von einer Zeitung ausgetheilte Unsterblichkeit ist.

Es wäre unrecht bei dem uralten Bisthume Lüttich seiner reizenden Landschaft nicht zu erwähnen. Die Gegend besitzt fast jedes Erforderniß zur sanfteren und ländlicheren Art solcher Naturgemälde: — einzeln stehende zahllose Bauernhöfe, Heerden auf den Feldern, lebendige Hecken, ein wellenförmiger Boden und ein Grün, mit dem Smaragd wetteifernd. Durch ein glückliches Ungefähr läuft die Heerstraße meilenlang auf einer hügelartigen Erhöhung hin, und setzt dadurch den Reisenden in den Stand, diese Schönheiten mit aller Gemächlichkeit betrachten zu können.

In Aachen badeten wir, besuchten die Reliquien, besahen den Schauplatz so vieler Kaiserkrönungen, setzten uns auf Karls des Großen Stuhl und fuhren unseres Weges weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pestkranken in Jaffa.

(Schluß.)

So hatte Alles, was im Innern des Spitales zurückgeblieben war, die höchste kritische Periode der Krankheit erreicht. Die Pest hauchte dort aus jedem Munde, dünstete aus allen Poren, eiterte aus allen Beulen; es war kein Krankenhaus mehr, sondern eine Grabeshöhle. Und doch will man, daß sich ein Mensch gefunden habe, der so kühn gewesen sey, der augenscheinlichen Todesgefahr zum Trotz, in diese verpesteten Gemächer einzudringen, und nicht bloß durch sie hindurchzuwandeln, sondern darin einen langen und empörenden Auftrag zu vollziehen, bei jedem Lager von dreißig Kranken, von denen die Einen in Betäubung, die Andern in Wahnsinn des Todeskampfes oder in fürchterlichen Krämpfen lagen, längere Zeit zu verweilen, da er doch Jedem seinen Trank zutheilen, und mit Gewalt den Mund Derer öffnen mußte, die im Zustande der Bewußtlosigkeit nichts mehr zu sich nehmen konnten, um sie freiwillig oder gezwungen den Tod trinken zu lassen. Einer eben so furchtbaren als gefährlichen Rolle war sicherlich nicht Jedermann gewachsen, und lange hätte man nach Jemand suchen dürfen, der tollkühn genug gewesen wäre, sie zu übernehmen. Man nennt als solchen Royer, denn zu einem solchen Geschäfte bedurfte man einen dessen würdigen Mann. Allein Royer war, wie bei dem ganzen Heere bekannt, nur eine elende Memme, eben so feig als habsüchtig, die noch mehr am Leben, als am Gelde hing. Royer würde seit dem Tage, wo ihn das Mitleid der übrigen Aerzte der wohlverdienten Strafe entrissen hatte, nicht mehr gewagt haben vor dem Obergeneral zu erscheinen, noch tausendmal weniger aber in seiner Gegenwart den Mund aufzuthun, eine Meinung zu äußern, ein Verbrechen anzurathen, er selbst ein begnadigter Verbrecher; übrigens verachtete Bonaparte diesen Menschen zu sehr, als daß er sich seines Dienstes, selbst bei einer schlechten Handlung würde bedient haben. Seit dem Augenblicke, wo die Pest in den Spitälern ausgebrochen war, setzte Royer keinen Fuß mehr über ihre Schwelle. Nur für seine eigene Haut besorgt, hatte er seinen Aufenthalt im Bereiche der Feldschenken genommen und lebte in Gesellschaft der Lebensmittelverkäufer und Lagerlieferanten, mit denen er seinen Handel forttrieb. Als das Heer vor Jaffa anlangte, blieb Royer seiner angenommenen Gewohnheit treu, und kam nicht einmal mehr in die Stadt. Und diesen Mann stellt man voran, ihn will man mit aller Gewalt zum Vampyr, zum Helden dieser Tragödie machen. Sicherlich wäre eben dieser Royer bei dem ersten Wort eines so gefahrvollen Ansinnens vor Schrecken tief in die Wüste geflohen.

Wenn diese Unmöglichkeit in der Hauptsache nicht hinreichte, das Gewebe der eingebildeten Vergiftung zu zerstören; so könnte man fragen, wie sich die sechs Litres Laudanum Sydenhami so ganz wie gerufen, in der Tasche eines Osmanliarztes finden konnten, während alle Aerzte schon seit zwei Monaten über den Mangel an Arzneimitteln klagten; während namentlich Saint-Ours, der unter Andern zu Jaffa zurückgelassen worden war, in seinem Briefwechsel mit Desgenettes wiederholt über diesen Mangel Klage führt. Wie kam es ferner, daß sich das Opium des muselmännischen Arztes in flüssigem Zustande befand, während die Türken sich seiner nur unaufgelöst bedienen? Man könnte überdieß noch darthun, daß die Geschichte von Soldaten, die man zu El Arysch genesen, aber mit Nervenzuckungen behaftet getroffen habe, zum Mindesten eine gewagte Behauptung sey; da bei wiederholter Besichtigung des ganzen Heeres durch den Chirurgen en Chef nirgends ein Fall von einem solchen Leiden vorkam. Wenn so die Sage ihrem Hauptgehalte nach schon in ihre Nichtigkeit zusammenfiel, so ist sie eben so wenig in ihren Nebenumständen probehaltig.

Wir gehen nun von der Prüfung des materiellen Theiles, die schon entschieden genug gesprochen haben mag, zur Betrachtung der moralischen Seite über, die ein noch gewichtigeres Zeugniß geben wird. Vor Allem muß man Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man ihn in den vierzehn Jahren seiner Allmacht stets mit Grausamkeiten, und vorzüglich mit unnützen Grausamkeiten geizen fand. Ein logisches Genie, wie er war, wollte er, daß jede seiner Handlungen, gute oder schlechte, einen Gedanken zum Grunde und ein endliches Ziel haben sollte. Welchen Zweck, welchen Beweggrund konnte aber diese Vergiftung haben? Man spricht einstimmig davon, daß die Kranken in einem verzweifelten Zustande, daß sie nicht fortzuschaffen, daß sie in den letzten Zügen begriffen waren. Welchen Vortheil gewährte es dann, halbtodte Menschen umzubringen! Hoffte Bonaparte sich dadurch die Pest vom Halse zu schaffen? Waren doch andere Pestkranke bereits unterwegs; man fand welche zu Ghazah, El Arysch, Kathieh, Salahieh, kurz auf dem ganzen Marsche. Uebrigens gesetzt auch, die fünf und zwanzig Kranken in Jaffa wären die einzigen von der Pest befallenen gewesen, entledigte man sich der Seuche nicht eben so gut, indem man sie dem Feinde zurückließ? Man gewann ja hiebei noch, indem man auf ihn den Keim der Ansteckung vererbte.

Napoleon hat indeß bei verschiedenen Gelegenheiten die Vergiftungsgeschichte in Abrede gestellt, und gegenwärtig, wo dieses Riesendaseyn geendigt hat, verdienen seine Worte wohl, daß man sie zu den angeführten Gründen in die Wagschale lege. Wiederholt und in Gegenwart von Fremden, wie im Kreise seiner vertrautesten Freunde, hat er hierüber oft seine Gedanken geäußert, auf der Insel Elba ei-

nem englischen Lord, der ihn besuchte *); auf St. Helena dem Doktor O'Meara **), und dem Grafen Las Cases ***). Unterstützt von seinem scharfen und bewunderungswürdigen Gedächtnisse, legte Bonaparte diesen Vorfall mit den kleinsten Nebenumständen dar. Seiner Aussage nach waren im Spitale von Jaffa nur noch sieben Pestkranke übrig geblieben, die Alle bis auf Einen oder Zwei, welche später von Sir Sidney Smith aufgenommen wurden, umkamen. Uebrigens, behauptete er, daß die Vergiftung in dem Zustande, worin sich diese Unglücklichen befanden, für sie eine Wohlthat, ein Dienst der Menschlichkeit gewesen wäre, den er für seinen eigenen Sohn angerathen haben würde: „allein," fügte er hinzu, „die Umstände machten einen solchen Schritt nicht nöthig, und wäre er nöthig gewesen, so würde ich ihn sicherlich nicht auf eigenen Antrieb gethan haben. Ein Kriegsrath würde berufen worden seyn, und wäre die Ansicht von der Nothwendigkeit eines solchen Opfers durchgegangen, so würde ich, weit entfernt, daraus ein Geheimniß zu machen oder ein Geflüster werden zu lassen, es dem Heere durch Tagsbefehl bekannt gemacht haben."

Bei allem Dem bleibt nur eine Sache unerklärlich: wie nämlich ein so offenbar falsches Gerücht, das aller Beweise entbehrte, und so leicht zu widerlegen war, dennoch im Heere Glauben finden, wie es Wurzel fassen und noch bis auf diese Stunde der unerschütterliche Glaube von Vielen bleiben konnte. Dieses Räthsel findet in Folgendem seine Lösung. Einige Monate nach dem Feldzug in Syrien, als Bonaparte Aegyptens Boden verlassen hatte, wurde großes Gemurmel gegen den General laut, der so schnell das Spiel verloren gegeben habe; der Zorn war noch frisch, die Erbitterung lebendig, der Haß triumphirend. Damals war es, wo eine Spaltung eintrat, deren Anzeichen sich bis dahin nur verstohlens hatten blicken lassen; das Heer theilte sich in zwei Parteien; die eine der Kolonisten, die andere der Antikolonisten; die erstern, der Kern der alten italienischen Armee und Bonaparte auch in seiner Abwesenheit ergeben, letztere der Ueberrest der Rheinarmee, Anhänger seines Nachfolgers Kleber. Royer gesellte sich letzterer bei, und da er sich in ihren Augen einige Wichtigkeit geben wollte, so kam er auf den Gedanken, mit einem Verbrechen zu prahlen, indem er die in Umlauf gekommenen Gerüchte und Einiges, was er aus Hörensagen von der Unterredung des Obergenerals mit Desgenettes wußte, nach seiner Art einkleidete, und zuletzt sich als das Werkzeug der Vergiftung erklärte, deren Anstifter Bonaparte gewesen sey. Auf diese Weise rächte er sich an dem Manne, der ihn zum Tode verurtheilt hatte und gab sich zugleich einen gewissen Nimbus nach seinem Geschmack. Auf der andern Seite weckten diese Gerüchte, nachdem sie bei den Soldaten Eingang gefunden hatten, bei den Kranken, die damals genesen waren, Erinnerungen an das Vergangene, und sie machten darüber, nach dem Eindrucke, den diese Neuigkeit bei ihnen hervorbrachte, ihre Bemerkungen. Sie erzählten ihren Kameraden, daß auch sie vergiftet gewesen und nur wie ein Wunder der Wirkung sonderbar bitterer Tränke entgangen seyen. Wirklich konnten auch die Aerzte, von allen Arzneimitteln entblößt, im ganzen Verlaufe des Feldzuges ihren Kranken keine andern Getränke als Theriak mit Dekokten von einheimischen Bäumen und Gewächsen geben. Es war freilich ein sehr unschuldiges Gebräu; aber sein bitterer Geschmack und sein fürchterliches Aussehen hatte auf die Soldaten lebhaften Eindruck gemacht. Kaum ließ man das Wort Gift fallen, als man es überall sehen wollte, auch genesen und völlig wohl auf behauptete ein Jeder, vergiftet gewesen zu seyn. So brachen auf der einen Seite Haß, auf der andern Leichtgläubigkeit der Anschuldigung Bahn, und sie machte reißendschnelle Fortschritte; denn es ist dem menschlichen Geiste wie angeboren, daß er leichter das Schlechte als das Gute glaubt, und daß eine tadelnswerthe Handlung, wenn sie anders dramatischer Natur ist, ihn mehr ergreift, ihm stärkere Eindrücke hinterläßt, als eine gute That, die stets geringfügig und farblos erscheint.

So wurde das Mährchen der Vergiftung ausgebildet; zuerst von bösem Willen ausgeheckt, von Müßiggängern verbreitet, von der leichtgläubigen Masse aufgenommen, erlangte es das Gewicht einer bewiesenen Thatsache.

*) British Mercury 1821.

**) Voice from St.-Helena.

***) Mémorial de Sainte Hélène.

Die Bevölkerung von Großbritannien.

Ein englischer Statistiker, Herr Rickman, hat vergleichende Tabellen über die Bevölkerung Großbritanniens in den Jahren 1801, 1811, 1821 und 1831 herausgegeben. Dieses Buch, das mehr als 400 Folioseiten enthält, wurde auf Befehl des Parlaments gedruckt, und ist die umfassendste, vollständigste und bestgeordnete offizielle Arbeit, die noch je von einer Regierung dem Druck übergeben wurde. Diese unermeßliche Sammlung von Zahlen, die gar sehr an die ägyptischen Hieroglyphen erinnert, enthält eine Reihe, für Geschichte, Politik, Agrikultur und Industrie, sehr wichtiger Angaben. Wir heben hier einige der allgemeinen Resultate aus, nach denen man sich einen Begriff von dem Werke des Herrn Rickman bilden kann.

Die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens war während der ersten dreißig Jahre dieses Jahrhunderts folgende:

Jahre.	England.	Wallis.	Schottland.	Armee u. Marine.	Summe.
1801	8.331,434	541,546	1,599,068	470,598	10.942,646
1811	9,551,888	611,788	1,805,688	640,500	12,609,864
1821	11,261,437	717,438	2,093,456	319,300	14,391,631
1831	13,089,338	805,236	2,365,807	277,917	16,537,397

Während jeder der hier angenommenen zehnjährigen Perioden betrug also die Zunahme der Bevölkerung auf je hundert Einwohner:

Jahre.	England.	Wallis.	Schottland.	Summe.
1801 bis 1811	14	13	14	15
1811 — 1821	17	17	16	14
1821 — 1831	16	12	13	15

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Bevölkerung Englands in einem weit größeren Verhältniß zunimmt, als die der übrigen Theile Großbritanniens, denn die Einwohnerzahl, die es im Anfang dieses Jahrhunderts hatte, hat sich, der 15 Kriegsjahre ungeachtet, bis jetzt um mehr als die Hälfte vermehrt. Bemerkenswerth ist die Zunahme der Bevölkerung von Wallis, die von 1811 bis 1821 mit der schnellen Vermehrung der Einwohnerzahl in den englischen Provinzen fast gleichen Schritt hält, dann still steht und dann bis zum Minimum der Bevölkerungszunahme der britischen Inseln herabsinkt. Ein Gleiches, doch in minder auffallender Weise, bemerkt man in Schottland. Im Ganzen hat die Bevölkerung Großbritanniens seit dem Jahre 1801 um mehr als 5½ Millionen zugenommen, was in fernern 30 Jahren eine Vermehrung um die Hälfte, also eine Bevölkerung von 24 Millionen ausmachen würde, wofern nämlich diese Progression im Laufe der Zeit sich nicht vermindert. In den

Städten war, wie die folgende Tabelle beweist, die Vermehrung der Einwohnerzahl stärker als auf dem Lande:

	1801	1832	Zunahme
London . .	864.845	1.474,069	609,224
Edinburg . .	82,560	162,403	79,064
Manchester .	94,876	237,832	142,956
Glasgow . .	77,385	202,426	125,041
Birmingham	73,670	142,251	68,581
Liverpool . .	79,722	189,244	109,522
Bristol . .	63,645	103,886	40,241

Die Einwohnerzahl von Bristol hat sich also in 30 Jahren um zwei Drittheile, und die von London um drei Viertheile vermehrt; in Manchester, Glasgow und Liverpool stieg sie vom Doppelten bis auf's Dreifache, und in Edinburg und Birmingham ist die Bevölkerung gegenwärtig noch einmal so stark als im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Vermischte Nachrichten.

Sehr vernünftigerweise werden in England nicht den armen betrogenen Ehemännern Hörner aufgesetzt, als müßte das Sprüchwort, wer den Schaden hat, hat den Spott, überall unerbittlich in Anwendung gebracht werden; sondern man krönt dort mit dem bei uns so gefürchteten Schmuck die Stirne Jener, die allen kirchlichen Douanen zum Troz, in das gelobte Land des Ehestandes ihren heillosen Schmuggel treiben. Dieß ist jedoch nicht bildlicherweise, sondern buchstäblich zu verstehen. Neulich erst genoß ein großer Theil von London das erbauliche Schauspiel einer solchen Hörnerkrönung. Ein Haufe Kohlenträger, in ihrem besten Sonntagsstaate, durchzog die Straßen der Hauptstadt, voran vier derselben mit einer Leiter, auf der einer ihrer Zunftgenossen, ein großer vierschrötiger Bursche, getragen wurde, mit einem paar stattlichen Bockshörnern auf dem Kopf, wozu er auch in der That ein wahres Bocksgesicht schnitt, das er hinter den dichten Rauchwolken seiner fingerslangen Pfeife zu verschleiern suchte. Der Ehemann, auf dessen schönere Hälfte der schwarze Korsar Jagd gemacht, hatte ihm diese Hörner aufgesetzt. Auf frischer That ergriffen war er vor einen Ausschuß der Kohlenträger gestellt und von diesem, nach einem seit unvordenklichen Zeiten herkömmlichen Brauch, verurtheilt worden, in dem Kopfputz, dessen sich in älterer Zeit selbst ein Jupiter nicht schämte, vor allen Häusern, denen er gewöhnlich Kohlen verkauft, im Triumph aufgeführt zu werden. Die Kohlenverkäufer bemerkten, daß seit den letzten fünfzig Jahren Dieß der erste Fall sey, wo ein Ehebette ihrer Genossenschaft von einem so schwarzen Eingriff befleckt worden.

*

Southey in seiner Geschichte von Brasilien erzählt in Bezug auf den Zustand, in welchem die ersten Missionäre die Einwohner von Südamerika trafen, Folgendes: „Ein Jesuit fand eines Tags eine ungemein alte Frau, die in ihren letzten Zügen lag. Nachdem er ihr, wie er glaubte einen hinlänglichen Begriff vom Christenthum beigebracht hatte, fragte er sie, ob sie nicht vielleicht Lust nach einer Speise habe. „Großmutter," sagte er, denn so redete man höflicher Weise die alten Weiber an, möchtest Du nicht ein Stückchen Zucker oder sonst etwas von den köstlichen Dingen, die wir über die See herüber kommen lassen?" „Ach, mein Enkel, erwiderte die alte Neubekehrte, mein Magen verträgt Nichts mehr. Nur Etwas möchte ich noch vor meinem Ende kosten. Wenn ich den Kopf eines kleinen zarten Tabujaknaben haben könnte; so möchte ich mich wohl noch daran machen, ihn abzuzausen. Aber ach, ich habe Niemand, der hinginge mir Einen zu schießen!"

*

Eine florentiner Zeitung enthält Folgendes: „Ein Geistlicher, Namens Moccia, der gegenwärtig in seinem fünfzigsten Jahre steht, und durch seine Kenntniß der klassischen Literatur ausgezeichnet ist, besitzt in einem außerordentlichen Grade die Eigenschaft, im Wasser nicht unterzusinken. Man mag ihn in den reißendsten Strom, in die stürmischste See oder in die schreckbarsten Wasserwirbel stürzen, stets würde er wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen. Bei schwülem Wetter sieht man ihn oft mit untergeschlagenen Armen auf den Wogen ruhen und in Schlaf versunken, wobei er sich wie auf einem Bett von Eiderdunen bald auf die eine, bald auf die andere Seite legt. Das Geheimniß dieser Schwimmfähigkeit erklärt sich dadurch, daß der Körper dreißig Pfund weniger wiegt als ein demselben gleiches Volumen Wasser.

*

Man hat jüngst zu Spithead, wo im Jahre 1795 der Boyne, ein Kriegsschiff von 98 Kanonen durch Zufall in Brand gerieth und in die Luft flog, an einer Stelle der See, in der der Wrack bei Ebbe in einer Tiefe von zwei bis drei Faden liegt, Versuche mit dem neuen Taucherapparate angestellt. Der Taucher stieg auf einer Leiter, die von einem Schiffe oben bis in jene Tiefe reichte, hinab, befestigte einige vier und zwanzig Pfünder an Seilen, an denen sie hinaufgezogen wurden, und wiederholte seine Besuche bei dem Wrack fast täglich. Zuletzt stieß er auf den Weinkeller des Kapitäns, aus dem er einige Dutzend Flaschen Portweine heraufholte, die also 37 Jahre in Salzwasser gelegen waren. An diesen Flaschen fand man es besonders merkwürdig, daß sie ganz mit Austern bedeckt waren, die sich daran festgesetzt hatten.

*

Kürzlich wurde in London am frühen Morgen ein gewisser James Lawn, ein bekannter Crackmann, d. h. ein Mitglied jener freien Kunst in die Häuser einzubrechen, den die Polizei recht gut kannte, in der Straße von der Cholera ergriffen. Er wurde sogleich in ein Haus gebracht, und mehrere Aerzte boten Alles auf, ein so kostbares Leben zu retten, jedoch ohne Erfolg. Lawn war häufig im Gefängnis gewesen, und soll in den letzten Jahren, auf eine oder die andere Weise fast bei allen großen Einbrüchen, die in der Hauptstadt begangen wurden, betheiligt gewesen seyn. Als seine Zunftgenossen seinen Tod erfuhren, wurde von ihnen eine Subscription eröffnet, um ihn zu begraben, und der Leichenzug fand am 30 Julius statt. Der Hauptleidtragende war ein Mensch Namens Ned Nix, und der Leiche folgten nach dem Begräbnißplatze über 500 der berüchtigtsten Diebe und Vagabunden der Hauptstadt, von denen viele Thränen der tiefsten Rührung vergossen.

*

Sir Johnah Barrington erzählt in seinen Memoiren Folgendes: „O'Connor, ein wohlbeleibter, rundbackiger und gutmüthig aussehender Schulmeister, aus der Grafschaft Kildare, war der erste Rebell, der wegen Hochverrathes hingerichtet wurde. Der Urtheilsspruch lautete, daß er „um den Hals gehangen werden sollte, aber nicht bis er todt sey; um ihm nachher noch lebendig die Eingeweide ausreißen zu können, worauf sein Leib geviertheilt werden sollte u. s. w." Der Verurtheilte hörte den grausamen Spruch mit fester, jedoch sanfter Resignation an, machte am Schlusse desselben eine tiefe Verbeugung, dankte dem Richter für seine Unpartheilichkeit, und indem er sich umwendete, sagte er: „Gottes Wille geschehe! Es ist gut, daß es nicht schlimmer ist!" — Jedermann war darüber erstaunt und fragte den armen Kerl, der sich keiner blutigen That schuldig gemacht hatte, was er damit meine? — „Was ich damit meine," sagte er, „ich fürchtete Seine Herrlichkeit würden mich peitschen lassen." Alle Rebellen zogen auch den Tod der Strafe mit der sogenannten „neunschwänzigen Katze" (cat-o'nine-tails, der noch bei dem englischen Heere üblichen Zuchtgeißel) vor. O'Conner's Kopf war nachher noch einige Jahre auf der Spitze des Stadtgefängnisses zu sehen."

*

Das „Athenäum," ein englisches Wochenblatt für Literatur und Kunst, hat bei dem obersten Kanzleigerichtshofe gegen einige englische Journale, die ohne es zu nennen, aus ihm Artikel entnehmen, Klage gestellt und eine Entscheidung zugeschlossen erhalten, durch die ihm die Befugniß zuerkannt wird, gegen diese Nachdrucker, als „against thiefs" — wie gegen Diebe, die gerichtliche Einschreitung anzurufen.

*

Ein Russe hat eine „Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Mundarten" herausgegeben. Man findet in diesem Werke in Allem 937 asiatische, 587 europäische, 226 afrikanische und 1264 amerikanische Sprachen und Dialekte aufgeführt. Die Bibel ist in 139 Sprachen übersetzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 235. 22 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heldenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Der Rhein war mir ein alter Bekannter. Einige Jahre früher war ich bei Katwyck auf dem Sandufer gestanden und hatte neugierig seinen periodischen Einfluß in die Nordsee betrachtet, der durch Schleußen, die unter der kurzen Regierung des guten Königs Ludwig angelegt wurden, vor sich geht, und im nämlichen Sommer hatte ich ihn als einen murmelnden Bach an den Eisschlünden des Gotthard überschritten. Jetzt waren wir da, um seine Schönheiten in seinem schönsten Theile zu beschauen und sie, so viel die Vorliebe für das Heimathland es erlauben mochte, mit den wohlbegründeten Ansprüchen unseres Hudson zu vergleichen.

Wir verließen Köln mit seinem herrlichen, aber unvollendeten Dome und dem Krahnen, den man schon fünf Jahrhunderte an seinen unausgebauten Thürmen lastend hängen läßt; mit seinen Erinnerungen an Rubens und seine königlichen Schutzheiligen, und reisten an dem Strom hinauf mit so viel Muße, daß wir Alles, was sich uns darbot, genau betrachten konnten, und doch wieder so rasch, daß wir eine mögliche Uebersättigung vermieden. Hier trafen wir preußische Soldaten, die sich im Scheinkriegsdienst für die ernsthaften Pflichten ihres Berufs vorbereiteten. Truppweise sprengten Lanzenträger über das Blachfeld, Vedetten waren, das gespannte Pistol in der Hand, an jedem Heuschober aufgestellt, während Eilboten, dem Gaule die Sporen in die Seiten gedrückt, von einem Punkt zum andern flogen, als wenn der große Kampf, der sich so drohend vorbereitet und früher oder später ausbrechen muß, bereits begonnen hätte. Da jetzt ganz Europa ein Lager, so warf man kaum einen Blick nach dergleichen Erscheinungen hinüber; suchten wir ja doch weit anziehendere, wie sie die Natur in glücklicherer Laune hervorruft.

Da gab es Dutzende von zertrümmerten Schlössern, graue Vesten, Abteien, einige verlassen, andere noch bewohnt, Dörfer und Städte, die sieben Berge, Felsen und Weinhügel. Bei jedem Schritte fühlten wir mehr, wie innig die Poesie der Natur und die der Kunst mit einander verwebt sind; wie der Berghang mit seinen in Trümmer fallenden Thürmen und das geistige Gefühl, das ihnen eben das Anziehende verleiht, so ganz zusammengehören. Hier eine Insel, die keine besondern Schönheiten bot, doch die Mauern eines mittelalterlichen Klosters zerbröckeln auf ihrem Boden; dort ein nackter Fels, ohne eigentliche Erhabenheit und ohne jenen Farbenduft, den ein milderer Himmel gibt — doch auf seinem Gipfel wankt, Einsturz drohend, ein freiherrliches Raubnest. Hier führte Cäsar seine Legionen an den Strom, und dort warf Napoleon seine Armeekorps auf das feindliche Ufer hinüber; hier steht Hoche's Denkmal, und von diesem Erdwalle aus leitete der große Adolph seine Schlachtreihen. Die Zeit muß erst noch dem Anblick unserer eigenen geschichtlichen Gegenden eine ältere tiefere Färbung geben, denn das Mitgefühl, das allein durch die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen sich bildet und zusammendrängt, hat jene noch nicht mit den zauberhaft wirkenden Farben ferner Zeiten und einer gläubigen Uebereinkunft bekleidet.

In einer Stimmung, wie sie wohl durch eine Fluth derartiger Erinnerungen erzeugt werden mag, setzten wir unsere Reise südwärts längs den Gestaden dieser großen Pulsader Mitteleuropa's fort. Wie bewunderten die mächtigen Festungstrümmer des Rheinfels, beschauten bewundernd den köstlichen Juwel der zerfallenen Kirche in Bacharach, sahen staunend an der schwindelnden Felsenwand hinauf, auf der eben jetzt, in der adlergleichen Erhabenheit und Sicherheit der alten Zeiten, ein preußischer Prinz wohnt. Als wir am Abend des zweiten Tages Mainz erreichten, ward das eben Gesehene wohlbedächtig und — wie wir hoffen wollen — unparteiisch mit Dem verglichen, was noch immer frisch in zärtlicher Erinnerung vor uns stand.

Von Kindheit auf war ich mit dem Hudson vertraut. Die allgemeine Fahrstraße aller Derjenigen, welche aus dem Innern des Staats nach der See reisen — mußte er mir natürlich früh schon mit seinen Windungen, seinen Vorgebirgen, seinen Inseln, seinen Städten und Dörfern bekannt werden. Seine verborgenen Stromrinnen selbst waren im Berufswege untersucht worden, und es gab eine Zeit, wo kein unbekannter Landsitz und kein Dorf an seinen Ufern unbesucht blieb. Hier war also die Macht tief [illegible]pfangener Eindrücke dem Einflusse noch sichtbarer Gegenstände gegenüber zu stellen.

Mir ist es eine ausgemachte Sache, daß der Rhein zwar häufig, innerhalb einer gegebenen Anzahl von Meilen, mehr von dieser oder jener Art der Landschaft, als der Hudson, aber keine von solcher Herrlichkeit besitzt. Ihm mangelt die Mannichfaltigkeit,

die erhabene Schönheit, die mächtige Größe des amerikanischen Stroms. Der letztere ist innerhalb der gleichen Stromlänge, welche beim Rheine die allgemein anerkannt schönsten Gegenden in sich faßt, Beides — ein breiter und ein schmaler Fluß; er hat seine Buchten, seine engen Durchfahrten zwischen Wiesengeländ, seine dräuenden Strudel und seine den italienischen Seen gleichenden „Strecken;" *) während das Höchste, was man von seinem europäischen Nebenbuhler sagen kann, ist — daß alle diese wunderbaren Eigenthümlichkeiten schwach nachgeahmt sind. Zehn Breitengrade weiter hinab — geben üppigere Farbentöne, hellere Uebergänge von Licht und Schatten und herrliche Veränderungen des Dunstkreises, wie sie eben unsern westlichen Himmelsstrich verschönen. Auch hinsichtlich der Inseln hat der Hudson den Vorzug, denn während die im Rheine an Zahl weit überwiegen, sind die des ersteren Stroms kühner und besser angebracht und treten in jedem Zug der Natur bedeutsamer hervor.

Dehnt man dagegen die Vergleichung zwischen diesen gefeierten Strömen auch auf ihre durch die Kunst hervorgebrachten Umgebungen aus, so wird das Ergebniß zweifelhafter. Die Bauwerke der älteren Städte und Dörfer Europa's scheinen, von ferne gesehen, eigens für den Effekt zusammengestellt, wenn gleich Sicherheit der wahre Grund war; wogegen man die geräumigen, niedlichen, freundlichen Dörfer Amerika's gemeiniglich erst betreten muß, wenn man sie gehörig würdigen soll. Auf der andern Halbkugel geben die Irrgewinde von Dächern, die Kirchthürme, die unregelmäßigen Vorderseiten der Gebäude und häufig das im Hintergrunde zum Spitzthurm oben zusammenlaufende Schloß, einer Stadt das Ansehen irgend eines ungeheuern und veralteten Baues, der da für einen bestimmten Zweck oder Gegenstand aufgerichtet wurde. Die Dorfschaften am Rheine haben vielleicht weniger von der malerischen oder landschaftlichen Wirkung, als die Dörfer in Frankreich oder Italien — denn die Deutschen sind sparsamer mit dem Raum als ihre Nachbarn, doch sind sie immer noch weit weniger alltäglich, als die lachenden und wohlhäbigen kleinen Marktflecken, mit denen die Ufer des Hudson besäet sind. Zu diesem Vortheil muß man nach den weiteren zählen, den zahllose Ruinen und die Masse von Erinnerungen in die Wagschale legen. Hier hört aber auch die Ueberlegenheit der künstlichen Hülfsschönheiten des Rheins auf, und die seines Nebenbuhlers gewinnen wieder die Oberhand. In modernen Wohnhäusern, in Villen, ja selbst in Landsitzen — fürstliche allein ausgenommen — haben die Ufer des Hudson kaum ihresgleichen in irgend einer Weltgegend. Es gibt freilich schönere und edlere Gebäude am Ufer der Brenta, allein mir ist kein Strom bekannt, der so viele das Auge ergötzende und anziehende hätte. Führt man die Vergleichung auch in Bezug auf bewegliche Gegenstände fort, so erscheint hier ein gewichtiger Zug, worin der Hudson vielleicht ohne Nebenbuhler unter allen Strömen bleiben möchte, welche auf einen malerischen Charakter Anspruch machen dürfen. In der Menge und Mannichfaltigkeit der Takelage, in der Schönheit der Form, in der Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Führung und in der allgemeinen Anmuth und Art der Bewegung ihrer Fahrzeuge reiht sich wohl diese außerordentliche Wasserstraße unter die ersten der Welt. Hoch und leicht streben die Maste und Stangen der großen Schiffe zwischen den Felsen und Wäldern der Hochlande empor, während man die Schaluppe und den Schoner, das glänzende Dampfboot mit seinem Baldachin und die Yacht, die Periagua und das Kanoe in zahlloser Menge seine Gewässer bedecken sieht. Zeichnungen und Kupferstiche von dem Rhein helfen gar oft mit ihren gewöhnlichen Vortheilen nach, indem sie Gegenstände — die in der Wirklichkeit gesehen, nichts auffallend Anziehendes darbieten — weicher und schöner darzustellen wissen, während jeder ähnliche Versuch einer Darstellung des Hudson ihn sogleich auf den ersten Blick dem Auge als des Originals unwerth erscheinen läßt.

Die Natur weiß überall reizende Effekte in Fülle hervorzubringen, und es ist ein großer Fehler, ihre Gaben, auf unserer Wanderung durch das Leben, um irgend eines eingebildeten Vorzugs in dieser oder jener Gegend in der Welt willen, ungenossen zu lassen. Wir schieden deßhalb mit Bedauern von dem Rhein, denn einen lieblicheren Strom in seiner Art kann man wohl schwerlich finden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Reaches — so nennt man den geraden Lauf eines Flusses zwischen zwei Krümmungen, z. B. die Chelsea — reach in der Themse, die long - reach im Ohio. A. d. Ue.

Marokko.

2. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

(Schluß.)

Immer längs der Küste hinziehend, erreichte die Karawane am fünfzehnten Tage Dar el Beida, eine kleine, mit Mauern eingefaßte Stadt, von einer halben Meile im Gevierte, am Ufer des Meeres, auf einer Landspitze, die eine halbe Meile weit sich in die See erstreckt, und eine drei viertel Meile tiefe Bucht bildet, die gegen die Westwinde geschützt ist, und von einigen Geschützen bestrichen wird. Auch diese Stadt wurde zum Behuf der Getreideausfuhr erbaut und blieb lange Zeit im Besitze der Portugiesen. Die Minarets dreier Moscheen und einige europäische Gebäude ragen über die Mauern hervor, die von vielen Palmen und zahlreichen Gärten umgeben sind. Die Stadt ist reichlich mit Wasser versehen und hat mit Inbegriff einiger Juden eine Bevölkerung von 700 Einwohnern. Die Bucht von Dar el Beida, das von Lamprière Darbeyda genannt wird, könnte leicht größere Schiffe aufnehmen, wenn die heftigen Nordwestwinde nicht wehten. Die sechzehnte und siebzehnte Tagreise ging in westsüdwestlicher Richtung, durch ein wellenförmig hingezogenes Land, über einen Boden von guter Thonerde, zwischen vielen Gärten und einem kleinen Walde von Arbutus hin, aus dessen Körnern ein schlechtes Lampenöl bereitet wird. Man stieß überall auf Spuren fleißigen Anbaues, und begegnete einer Menge hiezu in Bewegung gesetzter Karren.

Der Weg führte auch an große Hhennapflanzungen (lawsonia inermis), einigen Quellen, Heerden von Ziegen und Schafen, arabischen Lagern und Heiligengräbern vorüber. Man sah in vielgekrümmten Windungen den Fluß Oum Erbegh oder Omm-er-

Begh *) (die Mutter der Kräuter) dahinschleichen; er kommt vom Atlas herab und scheidet die Provinzen Fez und Tedla, so wie er auch die Gränze zwischen denen von Temsena und Ducalla bildet; er strömt über Bänke von Sand und sandigem Thon; die Breite seines Bettes beträgt 150 Schritte. An seinem südwestlichen Ufer, anderthalb Meilen von seiner Mündung in das atlantische Meer, dehnt sich die Stadt Azamor oder Azamore aus, die anderthalb Meilen im Umfange hat, und von halbverfallenen Mauern und einigen Kanonen, die gegen den Ozean zu gerichtet sind, vertheidigt wird. Besser ist sie gegen alle Angriffe durch eine Sandbarre geschützt, die an der Einfahrt des Flusses befindlich ist, und bei niederm Wasserstande fast trocken liegt. Azamor ist eine traurige und leblose Stadt, ihre Gassen sind eng und schmutzig; ihre Bewohner leben von Fischen, Gemüsen und Früchten, die es im Ueberfluß gibt. Die Juden mit eingerechnet, zählt sie ungefähr 3000 Einwohner. Die umliegende Gegend ist flach, ohne Gehölze, aber gut angebaut und mit Gärten bedeckt. Am achtzehnten Tage erblickten die Reisenden auf ihrem Wege durch eine gebirgige Gegend, wo man Spuren großer Kultur fand, und an einigen Quellen, zehn arabischen Lagern und zwei Dörfern vorüberkam, in der Ferne die Stadt Mazagan, die auf einer Landspitze sich ins Meer hinein erstreckt, und die westliche Einfassung einer sandigen Bucht, von anderthalb Meilen Breite, bildet, wo Schiffe einen guten Ankerplatz finden. Die Stadt wurde von den Portugiesen gebaut, die sie im Jahre 1770 verließen; sie ist gegen die Seeseite zu von Redouten gedeckt. Mazagan hat einen kleinen Handel, vortreffliches Wasser und bei einer Bevölkerung von 2000 Seelen Ueberfluß an Lebensmitteln. Drei Meilen südwestlich von dieser Stadt, an der Küste, erblickt man die Trümmer von Tett (ein Wort, das in der arabischen Sprache Titus bedeutet). Man glaubt, daß es von den Karthaginiensern gegründet wurde. Die Reisenden lagerten in einem Thale, am Rücken des Vorgebirgs Kap Blanc, das unter 35° 8' N. B. und 8° 40' O. L. liegt.

Am neunzehnten Tage verließ die Karawane die Küste und schlug in südwestsüdlicher Richtung einen Weg ein, der über Hochebenen und Flachland, das sich bis an den Fuß des Atlas erstreckt, nach der Hauptstadt führt. Man betrat nun die Provinz Ducaila, die durch ihre schöne Pferderace und ihre Verarbeitung der Wolle zu Teppichen berühmt ist. Der Boden ist fruchtbar und wohl angebaut; statt aller Bäume sieht man nur hie und da einige Palmen. Zwischen Granitfelsen führte der Weg zu einer Hochebene hinauf, deren Horizont gegen Südwest durch einen einzeln stehenden Hügel, Djibbel Khabar (grüner Berg) genannt, geschlossen wird. Der Djibbel Khabar gleicht sehr dem Soracte, der die römische Campagna beherrscht. Den zwanzigsten und einundzwanzigsten Tag führte der Weg über eine freie unebene Bodenfläche. Man sah Heerden von Schafen, zehn arabische Lager und sieben Gräber von Heiligen. Hier erblickten die Reisenden das erstemal die Schneegipfel des Atlas, die in den Strahlen der untergehenden Sonne in aller ihrer Herrlichkeit erglänzten. Die Ebene vor ihnen dehnte sich nach allen Seiten hin ununterbrochen aus, und erstreckte sich wahrscheinlich bis an den Fuß des Gebirges, deren prachtvolle Eis- und Schneemassen in einer Entfernung von einigen hundert Meilen emporstiegen. Am zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Tage ging der Weg in südöstlicher Richtung, immer in einer Ebene fort, von der das Auge kein Ende erspähen konnte. Nirgends ein Baum oder ein Haus, nur einzelne Heiligengräber unterbrachen hier und dort die Einförmigkeit der unabsehbaren Fläche. An sumpfigen Stellen wuchsen einzelne Zwergpalmen und von Zeit zu Zeit erblickte man schönen Rasen, Büsche von Paradieskörnern, und arabische Lager, deren Zelte jetzt die Gestalt von Bienenkörben annahmen, und gewöhnlich mit Stroh gedeckt waren. Mitten in der Ebene, unter freiem Himmel, trafen die Reisenden einen Markt, wohin man Kamele, Pferde, Maulthiere, Esel, Hausgeräthschaften, Wollenprodukte, Gemüse, Getreide, Datteln, Mandeln, Hhenna u. s. w. zum Verkaufe brachte. Die Schneegipfel des Atlas strahlten ihnen von der Sonne, die in ihrem Meridian stand, beschienen, wie blendendes Silber entgegen. Auf einem Hügel erblickten sie die Trümmer eines Forts oder Thurmes, der, von kreisrunder Form, fünfzig Fuß hoch und zwanzig im Durchmesser, den Namen Gherando führt. Am vier und fünfundzwanzigsten Tage führte der Weg, immer noch in südöstlicher Richtung, allmählich aufwärts, durch eine hügelige Gegend bis auf die Ebene von Smira, die zwölf Meilen lang ist; von ihr gelangte man auf eine zweite noch höher gelegene Ebene, Peira genannt. Der Boden mit einer Unterlage von Thonschiefer zeigte sich bald sandig, bald schieferhaltig; man fand Quarzstücke und Feuersteine, Achatschichten mit krystallisirtem Quarz u. s. w. Von Bäumen sah man nur Zwergpalmen, und stachlichte Bäume von ungefähr zwanzig Fuß Höhe, die Beeren von dunkelgelber Farbe trugen und Sidra Rebach (Rhamnus infectorius) genannt werden. Auf dem Wege durch diese beiden Ebenen erblickte das Auge nirgends eine Hütte; nur Heerden von Gazellen und wilden Ebern durchstreiften sie. Die sechsundzwanzigste Tagreise führte über Hügel von Glimmerschiefer und durch das ausgetrocknete Bett eines Bergstromes, das mit spanischem Ginster, Sidra Rebach und Akazien bewachsen war. Der Weg war steinig, man fand Spuren von Eisen, Kiesel u. s. w. Sobald man dieses steinige Gefilde im Rücken hat, erblickt man vor sich die Kaiserstadt, mit ihren Palästen, Moscheen, Minarets und ihren hohen Thürmen, in einer unermeßlichen Ebene, mitten in einem Palmenwalde, hinter dem die ewigen Schneekuppen des Atlas emporsteigen, und in einer Höhe von 11,000 Fuß über der Meeresfläche auf dem tiefblauen Himmel herrlich sich abgränzen. Während die europäischen Reisenden in den Anblick dieses prachtvollen Gemäldes versunken waren, hielt ihr maurischer Führer, beim ersten Blick von Marokko an, und richtete für das Heil des Sultans und ein glückliches Ende ihrer Reise Gebete zum Himmel. Man brachte die Nacht unter Palmen zu, die an das heiße Klima der Tropenländer erinnerten, während die Schneeberge, im schroffen Gegensatze dazu, mit dem Azur des Himmels in einander flossen, und an einen ganz andern Himmelsstrich gemahnten. Nach Untergang der Sonne sah man noch einzelne Bergkuppen des Atlas beleuchtet, während die tiefer gelegenen schon in Nacht und Dunkel versunken waren. Endlich am siebenundzwanzigsten Tage der Reise ging man zu Al-Kantra, auf einer Brücke von dreißig Bogen, über den Fluß Tensift, der sich

*) Lemprière nennt ihn Morbeya.

zwischen Mogador und Kap Cantin in den atlantischen Ozean ergießt. Von der Leibwache des Sultans, die ganz in weiße Uniformen gekleidet ist, eingeholt, zog die Karawane, unter dem Zusammenströmen von mehr als 40,000 Menschen und unter dem Abfeuern von Flinten und Petarden, einer barbarischen Musik und dem gellenden Geschrei der Weiber, kurz unter allen möglichen Ehrenbezeugungen, in Marokko ein.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

1) Pen and pencil sketches; a journal of a tour in India. By Cpt. Mundy, late aide-de-camp to Lord Cobermere. 2 Vols. London, 1832.

2) Excursions in India: including an Account of a Voyage of 1200 Miles up the Ganges; of a Visit to Merut, Cawnpore, the City of Delhi and other Places in Hindostan; and of a Walk over the Himalaya-Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges. By Captain Skinner. 2 Vols. 8vo. London, 1832.

Der Verfasser des erstgenannten Werkes, der gegen Ende des Jahres 1827 den Oberbefehlshaber der englisch-ostindischen Truppen, Lord Combermere, auf einer Inspektionsreise von Calcutta nach den obern Provinzen begleitete, gibt darin eine sehr anziehende Schilderung der mannichfachen Abenteuer, die ihm aufstießen, wie über Land, Volk und Sitte des, so vielen Beschreibungen ungeachtet, noch immer neuen und unerschöpften Landes. Ueberall zu Hause, weiß er selbst Unfällen eine komische Seite abzugewinnen, und gibt, als leidenschaftlicher Jäger, neben den Schilderungen der indischen Sitten und Gebräuche manch interessantes Jagdabenteuer zum Besten, wobei er in seiner trocknen Laune weder sein noch seiner Freunde weidmännisches Mißgeschick verschweigt. Es läßt sich indeß vermuthen, daß der Verfasser, wäre ihm die Unzahl von Schriften, die in den letzten Jahren über Indien erschien, bekannt gewesen, manche Schilderung bereits besprochener Gegenstände unterdrückt und sein Werk vielleicht auf Einen Band beschränkt haben würde, wodurch es unstreitig an Werth gewonnen hätte. Am glücklichsten ist er in seinen Beschreibungen der Gegenden und den Erzählungen seiner Reiseabenteuer, von denen wir hier einige ausheben, und zwar zuerst die Schilderung eines Gebirgspfades nach einer, auf einer steilen Anhöhe gelegenen Militärstation:

„Die Entfernung vom Fuße des Berges nach Llandower, der höchsten von beiden Stationen, beträgt acht Meilen, und der Weg (der zum Heile der Hälse und geraden Glieder Aller, die ihn künftig zu betreten haben, jetzt verbessert wird) windet sich bald um den Rand der Felsen, bald läuft er zikzak auf dem Rücken des Berges hin, führt dann wieder in die dunkle Tiefe einer Schlucht, oder kriecht über die schwindelnde Höhe einer nackten Felsenspitze. In seinem jetzigen unvollendeten Zustande beträgt seine größte Breite nicht mehr als drei Fuß, und an vielen Stellen schrumpft sie bis auf einen Fuß, ja sogar bis auf sechs Zoll zusammen. Diese Reise ist für einen Anfänger allerdings eine starke Aufgabe; denn obschon wir die Alpen durchklettert haben, so zogen wir doch vor, uns lieber unserer eigenen Füße zu bedienen, als zu reiten. Die eigensinnigen kleinen Ghunts gehen immer am äußersten Rande des Pfades, so daß der Reiter, der sein Auge auf die Schultern seines Thieres gerichtet hat, zwischen sich und dem unabsehbaren Abgrund nichts erblickt, als etwa die kleinen Steine und die Erde, die vom Tritte des Thieres abgelöst in die Tiefe hinabrollen. Wir setzten unsern Weg eben so unverdrossen fort, als die armen geduldigen Maulthiere, die uns von dem entschlossensten unserer Diener an langen Halftern nachgeführt wurden. Mehrere haarbreite Stellen des Pfades hatten wir glücklich zurückgelegt, als wir auf Einmal durch ein plötzliches Hinderniß, eine ungeheure Bresche in unserm Weg, aufgehalten wurden, die uns im ersten Augenblick ein non plus ultra zu seyn schien. An einem spitzigen Vorsprung des Pfades, der hier über sich eine jähe Wand und unter sich einen fast senkrechten Abgrund hatte, zog sich quer über unsern Weg eine Felsenmasse, die jenseits dieser Sperre um drei Fuß sich senkte. Mein Maulthier kroch, ohne sich zu besinnen, wie eine Katze hinüber, Dawkins Maulthier legte den Weg nach langer, hartnäckiger Weigerung zurück, und dann kam die Reihe an den Klepper meines Freundes, der als ein Zögling der Ebene zwar muthig und schnell, aber im Klettern noch nicht sehr geschickt war. Die Stelle, an der wir standen, würde uns Fußgängern Schwindel erregt haben, wäre der Abgrund vor uns nicht mit Bäumen und Sträuchen verschleiert gewesen, die das Auge nicht mit Einem Blick in die gähnende Tiefe dringen ließen, aus der das Getöse eines Waldbaches zu uns heraufbrauste. Der muntere Braune machte, als er an die halsbrecherische Stelle geführt wurde, einen gewaltigen Satz über den Felsen und gewann den äußersten Rand des jenseitigen Pfades; allein die lockere Erde wich unter seinen Füßen, er taumelte, arbeitete einen Augenblick heftig, um sich aufzuraffen, und stürzte dann kopfüber in den Abgrund. Glücklicherweise wurde er ungefähr zwanzig Fuß tief unterhalb des Pfades von einem starken Baum aufgehalten, wo wir ihn zwar unbeschädigt, aber so schwach von dem ausgestandenen Schrecken fanden, daß wir ihn kaum auf die Beine bringen konnten. Die Werkzeuge, die wir immer mit uns führten, kamen uns hier gut zu statten, und mit unendlicher Mühe lichteten wir einen Pfad durch das Niederholz; der Braune hatte während unserer Arbeit Zeit gehabt, sich zu erholen, und wir führten ihn nun auf den Staffeln, die wir in den Boden gegraben hatten, aufwärts nach der Straße. Schon hatte ich, das Thier am Kopfe haltend, den Weg wieder erreicht, wobei Dawkins von hinten nachhalf, als es seine Vorderfüße auf einen großen vorragenden Stein setzte, der, ohnehin locker, unter dem Gewicht des armen Braunen, der sich bemühte festen Fuß zu fassen, wich, und mit dem armen Thiere hinabstürzte, das fast seinen Herrn mit sich hinabgerissen hätte. Wir hörten den armen Klepper sammt seinem plumpen Gefährten, dem losgerissenen Stein, krachend durch die brechenden Zweige der Bäume hinabrollen, und den letzteren in den dreihundert Fuß tief unter uns brausenden Strom stürzen. An einer zweiten Rettung fast verzweifelnd, kletterten wir doch zum Beistand des armen Braunen hinab, den wir aber in einer fast noch gefährlichern Lage als zuvor fanden. Ein mitleidiger Baum hatte sich abermals seiner erbarmt; er lag, von einer Sykomore gehalten, auf dem Rücken, deren gewaltige Wurzeln aber nur schwach am Rand eines vorspringenden Felsens zu haften schienen. Wir sahen, daß eine Bewegung des Thieres es unfehlbar über einen Abhang von ungefähr 50 Fuß senkrechter Höhe hinabstürzen mußte; es rührte sich, und nun hörten wir es mit den losgerissenen Steinen hinabrollen. Ungefähr 50 Fuß unterhalb sahen wir unsern Braunen jetzt in einer Vertiefung, die glücklicherweise ganz mit abgefallenem Laub ausgefüllt war, und also ziemlich weich gebettet liegen. Als wir uns genau umgesehen hatten, entdeckten wir einen ziemlich bequemen Pfad, der durch einen Umweg nach der Straße hinauf führte, und auf dem wir unsern Braunen, der durch seine nichts weniger als bequeme Hinabfahrt so gar nichts gelitten hatte, daß er sogleich zu grasen anfing, als er wieder in Sicherheit war, ohne weiteren Unfall aufwärts führten!“

(Fortsetzung folgt.)

Humboldt's Sonnenuhr in Cumana.

Als Herr von Humboldt im Jahre 1800 zu Cumana war, sagt Lavaysse, verfertigte er dort eine sehr schöne Sonnenuhr. So oft ein Fremder mit einem Cumanesen an ihr vorübergeht, wird er stets letzteren sagen hören: „Diese Sonnenuhr verdanken wir dem weisen Baron von Humboldt;“ denn das Wort „Sabio,“ das sie hiebei gebrauchen, bedeutet in dem Munde eines Kreolen der spanischen Kolonien zugleich einen Weisen und Gelehrten. Nie hörte ich den Namen des berühmten Reisenden aussprechen, ohne dieses Beiwort voranzusetzen, und stets geben sie dabei ihre Verehrung und Bewunderung gegen ihn zu erkennen. Mit Vergnügen erzählten sie die Gefälligkeit, mit der er ihnen seine astronomischen Instrumente zeigte und deren Gebrauch erklärte. Alle, die von ihm Briefe oder sonst Schriftzüge von seiner Hand besitzen, heben dieselben als heiliges Andenken auf. Es wird für eine hohe Ehre geachtet, mit ihm in Briefwechsel gestanden zu seyn. Diese Gefühle sind eben so ehrenvoll für den Charakter der Cumanesen, als für den berühmten Mann, dem sie gelten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 236. 23 August 1832.

Marokko.

5. Die Hauptstadt.

Die Ebene, in der Marokko liegt, erstreckt sich von Morgen nach Abend, zwischen einer niedern Kette Schieferhügel gegen Norden und dem hohen Atlas gegen Süden, und fast in ganz gleicher Bodenfläche, bis an den Fuß des Gebirges. Diese Ebene, deren Gränzen gegen Osten und Westen dem Auge entschwinden, ist ungefähr 1500 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Der Boden besteht aus einem leichten, sandigen Mergel, der mit einer Menge Quarzkrystall, Stücken von Achat, Feuersteinen, Porphyr, Carneol und grünen Kieseln vermischt ist. Größtentheils ist er mit Stachelgewächsen bedeckt, die in der Landessprache Sidra nebach genannt werden. Die Ufer der Bäche sind mit Oleandern von großer Schönheit geschmückt, und nördlich von der Stadt liegt ein Wald von Palmen und Oliven. Der Tensift, der von dem Gebirge gegen Norden herkommt, wo er vierzig Meilen weiter östlich entspringt, läuft längs der Basis dieser Ebene, ungefähr vier Meilen nördlich von Marokko hin, nimmt einige Bäche, die aus dem Atlas kommen, in sich auf, und ergießt sich fünfzehn Meilen südlich von Saffy, *) fast hundert Meilen von Marokko, ins atlantische Meer. Der Tensift ist nicht sehr tief, aber reißend; seine Breite in der Nähe von Marokko ist ungefähr dreihundert Ruthen; man kann ihn aber, die Frühlingszeit ausgenommen, das ganze Jahr durchwaten.

Im nördlichen Theile dieser reichen Ebene liegt die Stadt Marokko — mogredinisch: Marrakesch — von einem starken, dreißig Fuß hohen Machicoulis-Walle von Tapiaholz, mit steinernen Grundmauern, umgeben. Alle fünfzig Schritte erheben sich viereckige Thürme. Nach dieser Mauereinfassung gemessen, hat die Stadt einen Umfang von sechs (engl.) Meilen, und man gelangt in dieselbe durch zwölf doppelte Thore; indeß ist der innere Raum bei weitem nicht ganz mit Gebäuden bedeckt, und enthält weitläufige Gärten und offene Felder von zwanzig bis dreißig Morgen Ausdehnung. **)

Der Palast des Sultans liegt außerhalb der Ringmauern der Stadt, gegen Mittag und im Angesichte des Atlas; auch er ist mit einem gleichstarken Walle umgeben. Der Flächenraum, den er einnimmt, beträgt ungefähr fünfzehn hundert Ruthen in der Länge und sechshundert in der Breite. Dieser Raum ist in viereckige Gärten abgetheilt, um die herum sich abgesonderte Pavillons befinden, welche die kaiserliche Residenz bilden. Die Fußböden der Gemächer sind mit verschiedenfarbigen Ziegeln belegt, übrigens ganz einfach: eine Matte, ein kleiner Teppich und einige Polster bilden das ganze Zimmergeräthe.

Man zählt in der Stadt neunzehn Moscheen, zwei Emdrasas oder Kollegien und ein Spital. Die Hauptmoschee, El Kutubia genannt, erhebt sich ganz isolirt auf einem freien Platze von zwanzig bis dreißig Morgen. Merkwürdig ist an ihr besonders ihr viereckiger Thurm, von 250 Fuß Höhe, und der an der Spitze so breit ist, wie an seinen Grundmauern und einen seltsamen Anblick gewährt. Er besteht aus sieben Abtheilungen, und seine Höhe beträgt das Siebenfache seines Durchmessers. Dieser Thurm, der mit dem von Rabat und der Giralda von Sevilla Aehnlichkeit hat, soll gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erbaut worden seyn. Auf seiner obersten Galerie befindet sich ein laternenartiges Thürmchen, daher er den Namen Sma el Fanar führt. Die Moschee selbst ist ein unregelmäßiges Gebäude, und im Verhältnisse zu der Höhe ihres Thurmes unbedeutend. Die Moschee Beni Jusef, der Höhe und dem Alter nach, die zweite, ist im modernen Geschmacke bemalt, und hat ein Kollegium von Talebs oder Studenten. — El Moazin, die für die älteste gilt, ist sehr groß und hat sieben Höfe, von denen Einer in den Andern geht. Seine Bögen oder Gewölbe in maurischer Hufeisenform, sorgfältig mit dem Meißel gearbeitet, machen eine sehr schöne Wirkung. Die Thore dieser Moschee sollen die von Sevilla seyn, die den Triumph des mächtigen Al Mansor verherrlichten. — Bel Abbas, der Name eines Heiligen, und des Schutzpatrons der Stadt, ist zugleich ein Mausoleum, eine Moschee und ein Spital für fünfzehnhundert Kranke. Es besteht aus einem Pavillon, auf dem sich eine Kuppel erhebt, die mit grünlackirten Ziegeln bedeckt

*) Saffy oder Saffi liegt unter 32° 18′ 15″ N. B., und 9° 12′ O. L.

**) Ali Bey el Abassi schätzt in seiner Reise durch Afrika und Asien, in den Jahren 1803 bis 1807, die Bevölkerung von Marokko, die einst 700,000 Einwohner zählte, und zur Zeit jener Größe dem Landbau, den Künsten und dem Handel des Landes Leben mittheilte, gegenwärtig (1803) auf kaum 30.000 Seelen, ein Drittheil der Angabe von Washington, wie sich weiter unten zeigen wird. Ali Bey gibt den Umfang der Stadt auf drei Lieues an.

ist. — Embrasa del Emshia ist ein Kollegium und eine Moschee in der Nähe der Stadtmauer, im südlichen Theile der Stadt, und enthält mehrere Gräber der Sultane, auf denen sich vormals Statuen oder Büsten erhoben, die jedoch der Eifer des strenggläubigen Kaisers insgesammt hinwegschaffen ließ. Die Brunnen der Stadt bieten mehrere Reste schöner Bildhauerarbeiten, besonders die zunächst der Moschee El Moazin gelegene Fontaine Schrub u Schouf (Trink und schau, oder bewundere), die ein Karnies von weißem Marmor hat.

Von den Thoren Marokko's ist das zum Palaste hinausführende ein schönes Werk maurischer Baukunst; sein Gewölbe in Hufeisenform enthält reiche, in Stein gehauene Arabesken. Sein Name Bab e' Rrum sollte fast eine Anspielung auf die Römerzeit vermuthen lassen. Die Straßen von Marokko sind eng und unregelmäßig, selten breiter als die Seitengäßchen europäischer Städte, an vielen Stellen von Bogen und Thoren durchschnitten, die wahrscheinlich auf die Vertheidigung bei einem Angriffe berechnet sind. Mehrere haben offene Plätze, die als Märkte dienen. Die Häuser sind größtentheils nur ein Stockwerk hoch und haben terrassenförmige Dächer. Die nach der Straße zugekehrte Seite derselben ist reinlich und weißgetüncht; hie und da sieht man eine Oeffnung, die kaum den Namen eines Fensters verdient, und von denen keine mit Gläsern versehen ist. Die innere Einrichtung ist fast ganz wie in Spanien. Die Gemächer öffnen sich auf einen Hof; viele dieser Höfe sind von Säulengängen umgeben, und haben in der Mitte einen Springbrunnen. Mehrere Pforten an den Häusern sind von Cedernholz, das mit kunstreichem Schnitzwerk bedeckt ist. Die Gemächer selbst sind eng und lang, wahrscheinlich wegen Mangel an Holz. Nirgends ist ein Fenster, ein Herd, ein Hausgeräthe zu sehen, wenn man nicht eine Matte und einen oder zwei Polster so nennen will. *) Der Bazar El Kaisseeia bietet eine lange Reihe von Buden, die gegen das Wetter geschützt und in kleine Gemächer getheilt sind. Man verkauft darin Seide, Shawls, Tücher, die aus der Stadt Fetz kommen; Teppiche aus der Provinz Ducaila; Kleider, Leinwand, Waffen, Thee, Zucker von London, Weintrauben, Mandeln, Hhenna von Sus oder Suze, schönes Getreide, Heu aus der Provinz Scheagna, sehr süße Datteln von Tafilet, eine Menge Stiefel, Pantoffeln, Sättel, grobes Thongeschirr, Matten, Seile und sehr schöne Stickereien in Gold und Silber. Es gibt in der Stadt zwei oder drei Märkte, von denen der größte Sob El Khamise heißt, und jeden Sonnabend nahe bei dem nördlichen Stadtthore gehalten wird; man findet auf ihm in Ueberfluß die Gegenstände inländischen Gewerbfleißes. Außer dem Thore ist der Markt für Kamele, Pferde, Maulthiere, Hornvieh u. s. w. Diese Märkte gehen ziemlich geräuschlos vor sich; nur bei dem Pferdeverkauf findet etwas mehr Lärm statt, da derselbe mittelst Versteigerung geschieht. Der Ausrufer läßt das feilgebotene Pferd schnell hin und her reiten und schreit dazu das letzt geschlagene Aufgebot. Uebrigens sind die Plätze und Märkte, so wie die Straßen weder gepflastert noch mit Kies bedeckt, was sie wegen des Kothes bei Regenwetter, und wegen des Staubes in der heißen Jahreszeit, höchst unbequem macht.

(Schluß folgt.)

*) Mehrere Häuser, sagt Ali Bey, sind von Steinen, die meisten aber nur aus einer Art Mörtel, der aus Erde, Sand und Kalk zusammengesetzt ist, den man zwischen zwei Brettern einfüllt, welche die Außenseiten der Wände bilden. Man nennt diese Bauart Tabbi.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Die Insel ist voll wilder Katzen, und hatte früher auch Ueberfluß an Federvieh, von dem die verschiedenen Arten, wegen der außerordentlichen Schnelligkeit, mit der es sich vermehrte, gleichfalls wild wurden. Indeß haben die Katzen seine Anzahl ziemlich vermindert. An den Abhängen der Berge findet man auch wilde Ziegen, die aber so scheu und schnellfüßig sind, daß man sie nur selten zum Schusse bringt. Die Berge, die den größten Theil der Insel einnehmen, bestehen fast ganz aus senkrechten Felsenwänden. Das einzige fruchtbare Land ist ein schmaler Streif, der sich an ihrem Fuße gegen die See hinzieht, und drei viertel Meilen in der Breite und fünf oder sechs englische Meilen in der Länge hat. Wo der Boden von dem Niederholz gesäubert wurde, kann er mit allen Arten von Gewächsen angebaut werden; vorzüglich günstig aber ist er dem Wachsthum der Kartoffeln, die nach Earle's Aussage die besten sind, die er je gekostet. „Von dem Pik in der Mitte der Insel nach dem Seegestade zu, fügt er bei, ist das Land von Schluchten durchschnitten, offenbar durch wilde Gebirgsströme. Die in der ebenen Niederung sind vorzüglich tief, und gehen in gerader Richtung nach der See. Zwei derselben, in der Nähe unserer Behausungen, sind an fünfzig Fuß breit, und eben so tief, und mit ungeheuern Stücken schwarzer Lava ausgefüllt. Alle Felsen der Insel sind von der gleichen traurigen Farbe, was der ganzen Landschaft eine höchst melancholische Düsterheit gibt. Die Gefahren an der Küste werden hauptsächlich durch die furchtbaren und plötzlichen Deiningen der See verursacht, die sich, ohne daß man eine Veranlassung dazu wahrnimmt, in ungeheuren rollenden Wogen auf das Gestade stürzen. Diese Roller (Rollers), wie man sie zu nennen pflegt, gehen gewöhnlich einem Sturme voran. Die Schiffer kommen auch oft dadurch in Gefahr, daß sie unversehens von einem Windstoß gefaßt werden, der sie, mögen sie nun darauf vorbereitet seyn oder nicht, weit in die See hineinschleudert. Die Frau des Gouverneurs war einmal am Bord eines Schiffes zum Besuche gegangen, als ein solcher Bö das Schiff nöthigte, in die hohe See zu gehen, und zehen Tage verflossen, bevor sie zu ihrem trostlosen Gemahl zurückkehren konnte. Ein gleicher Unfall stieß auch dem Weibe White's zu.

Der Verfasser entwirft von seiner Lage und Beschäftigung gegen Ende Mai's folgende Schilderung:

„Unser Haus — und alle übrigen sind ungefähr nach seinem Muster gebaut — trägt ganz das Gepräge der Nationalität eines Engländers und seiner Vorliebe für eine „comfortable" Wohnung. Obgleich man hier unter einer gemäßigten Breite liegt, so hat doch jedes Gemach seinen trefflichen Kamin, und in dem Gebäude, das wir das „Gouvernementhaus" nennen, und wo wir

jeden Abend zusammenkommen, sitzen wir rund um ein großes angenehmes Feuer; Jeder erzählt seine Geschichte und seine Abenteuer oder singt sein Lied, und so vertreiben wir uns die Zeit vergnüglich genug. Wenn ich aber aus meiner Wohnstube einen Blick in's Freie werfe, so läßt sich in der Welt keine einsamere und schauerlichere Gegend denken, vorzüglich bei einer stürmischen Nacht. Das Gebrüll der See ist dann betäubend, und der Wind, der an den senkrechten Wänden der nahe an neunhundert Fuß hohen Berge wüthend hernieder fährt, hat eine ungewöhnliche und fast übernatürliche Gewalt. Kaum senkt sich das Dunkel nieder, so wird die Luft mit Nachtvögeln erfüllt, deren wehklagendes Gekreische die Seele mit traurigen Bildern erfüllt, und dann kommt der schmerzliche Gedanke, daß ich so viele tausend Stunden fern von menschenbewohnten Ländern und von meinen Freunden und Verwandten geschieden bin, die weder wissen, wo ich mich befinde, noch was aus mir geworden ist. Doch ich kämpfe mit Gewalt diese düstern Gedanken nieder, um meinen Gefährten, die Alles aufbieten, was in ihren Kräften steht, mich zu trösten, nicht ahnen zu lassen, wie sehr ich leide. So nehme ich denn gleichfalls meinen Sitz am Kamin und erzähle meine Geschichte, wenn die Reihe an mich kömmt. Auch muß ich gestehen, daß ich an meinen Gefährten nie ein trauriges oder mißvergnügtes Gesicht sah; und obgleich wir weder Wein, noch Grog, noch sonst ein starkes Getränke haben, so fehlt es doch keiner unserer Abendgesellschaften an Munterkeit und Laune. Glücklicherweise habe ich, als ich an's Ufer ging, meine Zeichnungsgeräthschaften aus dem Schiffe mitgenommen, die mir jetzt in meiner Einsamkeit manches Vergnügen gewähren, und die trübe Langeweile verscheuchen helfen.

„Am 20 Mai. Die letzten zehn Tage hatten wir unaufhörlich nasses, kaltes, unfreundliches Wetter, das mich größtentheils in die Stube gebannt hielt; doch stets blicke ich mit ängstlich forschendem Auge hinaus nach der stürmischen See, ob sich kein Segel gewahren läßt; allein da es Winter ist, so fürchte ich, daß kaum ein so glücklicher Stern mir leuchten wird; und selbst wenn ich eines erblickte, würde es wegen der hochgehenden Wogen sich der Insel nicht nähern können. Vor einigen Tagen, wo ein starker Ostwind blies, gingen Glaß und ich nach dem östlichen Ende der Insel, um das Niederholz und Gras zu verbrennen, und hiedurch Weide für das Vieh zu gewinnen. Dieses Gras wächst erstaunlich schnell und wenn man es nicht von Zeit zu Zeit verbrennte, so würde es bald Alles bedecken. Es wird acht bis zehn Fuß hoch und so dicht, daß man sich kaum hindurcharbeiten kann. Wir legten an verschiedenen Stellen Feuer an, und da der Wind tüchtig die Flamme anfachte, so verbreitete sie sich mit einer furchtbaren Schnelligkeit, und lief die Berghänge hinauf mit einem Geprassel wie Kleingewehrfeuer; der ungeheure Qualm und Feuerstrudel machte es zu einem wahrhaft erhabenen Anblick.

„Am 28. Da gestern ein schöner Morgen war, so entschloß ich mich, mit zweien der Insulaner die Berge zu besteigen. Da sie schon zu wiederholten Malen oben gewesen waren, so hatte sich eine Art Fußsteig gebildet; allein es gehörte ein schwindelloses Gehirn dazu, ihn zu beschreiten. Die Seitenwände der Berge sind fast senkrecht; aber wenn man ungefähr 200 Fuß hoch hinaufgekommen ist, sind sie ganz mit Gehölz bedeckt, so daß man mit mehr Sicherheit Fuß fassen kann; aber bis man das Gehölze erreicht, ist der Weg so gefahrvoll, daß ich jetzt noch zittere, wenn ich daran denke. Glatte graue Felsen, und viele derselben so verwittert, daß ganze Stücke, an die man sich halten wollte, losrissen, und mit furchtbarem Gepolter in die Tiefe hinabstürzten; dort und hier ein Grasbüschel waren unsere einzigen Haltpunkte im Hinaufklettern, was mit der größten Vorsicht geschehen mußte, da ein einziger Fehltritt oder ein Schwanken, uns an den Felsen in der Tiefe zerschmettert haben würde. Stets den Blick aufwärts gerichtet, zogen wir uns, indem wir diese Grasbüschel faßten, in die Höhe und gelangten nach einer Stunde der mühevollsten Anstrengung auf den Gipfel, wo wir uns auf einer mehrere Stunden langen Ebene befanden, an deren Ende der Pik emporsteigt, der aus dunkelgrauer Lava besteht und ganz kahl ist. Indem wir auf ihn zu wanderten, fanden wir, daß die Fläche allmählich sich hob; allein der Weg war außerdem höchst ermüdend, da er durch starkes Gras und mehrere Fuß hohes Farrenkraut führte, unter dem sich Vertiefungen befanden, in die man aller angewandten Vorsicht ungeachtet dann und wann hinabstürzte und völlig verschwand, zu großem Gelächter der übrigen; allein nicht selten geschah es, daß der lachende Schadenfroh selbst im nächsten Augenblicke in eine Grube fiel."

(Fortsetzung folgt.)

Der griechische Barbier.

Auf einer weichen Rasenbank, unter den duftigen und breiten Zweigen eines Zitronenbaums gelagert, schmauchte ich das köstliche Kraut der Levante und blickte von Zeit zu Zeit aus den Blättern von Tausend und Einer Nacht in die weit ausgebreitete Landschaft um Damala hinein, als ich durch den Trommelwirbel unsers nahen Lagers aus meinen Träumen geweckt wurde. Ich sprang auf und eilte zur Aufstellung, wo uns endlich unsere Marschroute bekannt gemacht wurde. Wir sollten uns noch denselben Abend nach Mitochi einschiffen, einem kleinen Gehöfte in der Nachbarschaft eines Haufens alter und neuer Ruinen, welche die Stelle bezeichnen, wo das berühmte Megara gestanden. Da ich der getümmelvollen Unruhe einer Einschiffung mich entziehen wollte, so ließ ich mich nach Poros übersetzen. Die Mittel für unsre Toilette zu sorgen, waren in der Lage, in der wir uns damals befanden, sehr beschränkt, und da ich die reichlich mit blanken Tüchern und kühn blitzenden Messern ausgestattete Bude eines jener Künstler zu Gesicht bekam, die man im gewöhnlichen Leben Barbier nennt, so trat ich ein und gab den Wunsch zu erkennen, mein Haar schneiden und andere derartige Verschönerungen meines Hauptes vornehmen zu lassen. Ich setzte mich auf die Bank, die rund in der Bude umherlief und schlug die Beine mit so viel Anmuth unter, als ich es mir durch lange Uebung angeeignet hatte. Da der Herr der Bude bemerkte, daß ich ein Franke sey, und die Franken gemeiniglich besser bezahlen, als die Eingebornen, so kam er mir mit besonderer Rücksicht entgegen. Es war ein Grieche mit großer Gutmüthigkeit im Gesicht und in einem ungemein niedlichen und schmucken Anzug. Er trug sein karmoisinrothes Phesi kühn auf die eine Seite geschoben, so daß ein guter Theil des glatt geschornen Kopfes zu sehen war. Seine Augenbraunen waren zu schönen Bogen gekrümmt; sein Schnurrbart, obgleich sehr groß und dick, war auf ein Haar ins gleichmäßigste Verhältniß gebracht, und man konnte sagen, daß sein Eigenthümer die beste Empfehlung seiner Kunst in seinem Gesicht als Aushängeschild trug. Von der Hüfte hing ein breiter Lederstreifen hinab, und sein Gürtel war mit mehreren Schermessern von seltsamer Form gespickt; alle von sehr schmalen Klingen, die in starken hölzernen Griffen befestigt waren. „Arist e Effendi, ti theleis?" — Was befehlen Sie, bester Herr — redete er mich an. Ich drückte ihm mein Begehren aus. „Ef thelsi" — Sogleich — war die Antwort, und nun faßte und spannte er den Lederstreif, der an seinem Gürtel hing, mit der linken Hand, strich mit der Rechten sanft daran hinab und machte dann mit dem doppelten Riemen zwei oder

drei Klatsche, die wie der starke Knall einer Peitsche zu vernehmen waren. Die Kunst, diese Klapse hervorzubringen, ist den Barbieren des Morgenlandes so eigen, als der Peitschenknall französischen oder deutschen Postknechten. Nachdem er eines der Scheermesser abgezogen hatte, nahm er mir die Kappe vom Kopf, und nun dünkte es mir hohe Zeit, meine Verwahrung einzulegen, indem ich sagte, ich sey nicht gewillt, mir den Kopf rasiren, sondern bloß die Haare schneiden zu lassen. „Ich verstand Sie schon,“ war die Antwort, „und bin es im Begriff“ — „Allein doch nicht mit einem Scheermesser?“ unterbrach ich ihn. — „Haben Sie nicht eine“ — hier machte ich mit zwei Fingern die Zwickbewegung einer Scheere. „Seyn Sie unbesorgt,“ entgegnete er mit einem verächtlichen Lächeln, das um seine Lippen spielte, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, setzte er sein Scheermesser an mein ihm verfallenes Haupt, und schnitt einige ansehnliche Haarbüschel weg. „So, sagte er endlich; allein wenn Sie noch nicht zufrieden sind, so will ich bei meinem Oheim Theodori, dem Schneider, eine Scheere holen lassen.“ — In dem schrecklichen Gedanken, bei jedem Schnitt von dieser verwünschten Schur skalpirt zu werden, hatte ich ausgehalten; allein als er die Operation für beendigt erklärte, fand ich mein Haar sehr anständig geschnitten und mich selbst bei heiler Haut.

Nun brachte er ein zinnernes Becken mit einem großen Einschnitt, um den Hals darein einzupassen, herbei, schob es mir unter das Kinn und begann dieses wie meine Backen zu waschen und mit einem Stück harter Seife einzureiben. Dann stellte er das Becken beiseite, stemmte seinen Fuß auf die Bank und legte meinen Kopf sänftiglich auf sein Knie. Nun begann das Schaben, wobei er nicht, wie unsre Barbiere thun, mit dem Messer gegen sich zustrich, sondern in entgegengesetzter Richtung hin, indem er mit den Fingern der andern Hand die Haut in Falten gekneipt, aufwärts zog. Dieß Verfahren war für mich eben so widerwärtig, als martervoll, obgleich ich hinwieder auch zu seiner Ehre gestehen muß, daß auf diese Weise die Bartschur ungemein vollkommen vor sich ging, das Gesicht wird äußerst glatt und bleibt zwei bis drei Tage lang bartlos. Die griechischen Barbiere scheinen acht und vierzig Stunden tief unter der Haut den Haarwuchs abzumähen. Nachdem Dieß geschehen war, stellte er einige Fragen an mich, deren Sinn und Zweck ich nicht recht begriff; aber da ich glaubte, daß von anderweitigen Handleistungen die Rede sey, die als zur Vollständigkeit des Verfahrens gehörig sich von selbst verstånden, so nickte ich statt aller Antwort mit dem Kopf. Nun breitete er um meinen Nacken und Rücken mehrere Tücher und gab mir ein anderes zinnernes Becken, von derselben Gestalt als das erste, aber nur von weit größerem Umfange, zu halten. Schon früher hatte ich einen hölzernen Arm bemerkt, der wie eine Art alter Schnappgalgen anzusehen, ober meinem Kopfe aus der Wand hervorragte, ohne daß ich jedoch seinen Zweck errathen hätte. An diesen Haken hing er einen zinnernen Eimer, der mit einem Hahnen versehen war. Dann brachte er eine große hölzerne Schüssel zum Vorschein, in der sich Seife befand, die er mit einem Stück Rohseide zu einem Schaume anrieb, der hingereicht hätte, die ganze Bevölkerung der Insel einzuseifen. Diese Schüssel und das Schaummeer stellte er neben sich auf die Bank und stülpte nun die Hemdärmel bis über die Ellenbogen hinauf. Allen diesen Vorbereitungen sah ich mit einer kleinen Angst zu; aber halb aus Neugier, halb aus Verlegenheit ließ ich ihn gewähren, so daß ich mich ganz in seiner Gewalt befand. Und als wollte er alle etwaigen Einwendungen von meiner Seite kurz am Munde mir abschneiden, drehte er den Hahn über meinem Kopf und schnell wie der Gedanke schoß ein Strom brühheißen Wassers auf mich herab. Ich hätte einen Schrei des Entsetzens ausstoßen mögen, aber ich konnte den Mund nicht öffnen. Gern hätte ich ihm das Becken an den Kopf geworfen, aber dann lief ich Gefahr, meinen ganzen Leib in diese verwünschte Traufe zu bringen. Es blieb also nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Endlich hörte die Sündfluth auf. Jetzt, dachte ich, jetzt schändlicher Barbier, will ich mich an Dir rächen! In Deine eigene Lauge will ich Dich einweichen und wie eine eingeseifte Serviette zum Trocknen in die Luft hängen, zum warnenden Beispiel Deiner ruchlosen Zunft, künftig ihre teuflischen Künste an arglosen Franken zu lassen! Doch ach, kaum schlug ich die Augen auf, die Funken der Wuth sprühen mußten, als sie sich auch schon mit Thränen füllten. O Seife! Seife! — In einem Augenblick waren Mund, Nase, Augen und Ohren von Seifenwasser und Schaum bedeckt. Nichts als Seifenschaum und heißes Wasser; ich sah, ich hörte, ich schmeckte, ich roch nichts mehr, als Seifenschaum und heißes Wasser. Dreimal wurde ich so überschwemmt von Seifenschaum und heißem Wasser. Endlich nahm er von der Backofenwölbung eines Gestelles, das mit Servietten behangen in der Mitte der Barstube über einem Becken mit brennenden Steinkohlen stand, ein heißgewärmtes Handtuch, das er wie einen Turban mir um den Kopf flocht, und trocknete dann meine gesottene Physiognomie so gut er konnte. Ich befand mich in einem halbohnmächtigen Zustande: die Sinne fingen an mir zu schwinden, und er hätte mich in die Nase zwicken können, ohne daß ich etwas davon verspürt hätte. Doch noch nicht zu Ende waren die Qualen, die das Ungeheuer gegen mich ausgesonnen hatte. Er nahm meine Hand in eine der seinigen und legte die andere auf meine Schulter; dann zog er mit einem einzigen Ruck meinen Arm aus, daß alle Gelenke knackten. Dann den andern Arm — doch ich eile über diesen Theil meiner Folter hinweg; die Erinnerung daran ist zu schmerzlich, als daß ich länger dabei verweilen könnte. Auch meines Kopfes bemächtigte sich endlich der Unmensch, den er wie einen Ball aus einer Hand in die andere warf, indem er ihm auf der einen Seite einen Schneller gab, daß es mir im Ohr wie die Posaune des jüngsten Gerichts erklang. Ich glaubte, die ganze Wirbelsäule sey aus den Fugen gerissen. Nun stellte er mich aufrecht mit dem Rücken an die Wand, trat drei oder vier Schritte zurück, streckte die Arme aus und rannte mit beiden Handflächen mit solcher Gewalt wider meinen Brustkasten, daß ihm unwillkührlich ein lautes Ha! entfuhr. Das Maaß der Missethaten schien endlich gefüllt; er rief nach dem Tschibuk und einer Tasse Kaffee, bot sie mir mit der dienstfertigsten Höflichkeit, und hatte noch die Unverschämtheit, mir gute Gesundheit und langes Leben zu wünschen. Mechanisch schmauchte ich den Tabak und schlürfte meine Tasse aus, Vieles im Geiste erwägend, wie ich meinen heißen Ingrimm an dem heillosen Bartkratzer kühlen sollte. Inzwischen sah ich einen Griechen eintreten und sich auf die Folterbank setzen. Ich sah seinen Kopf entblößen, die fatale Gießkanne am hölzernen Wandarme aufhängen, einen Baderlehrling die Aermel hinaufstreifen und an dem Unglücklichen nach der Reihe alle Martern verrichten, die ich bestanden hatte — und noch dazu einen Lehrling in dieser teuflischen Kunst! – Allein der Mann, der sich dieser Operation unterwarf, schien höchlich erfreut über die an ihm begangenen Grausamkeiten, und ergab sich fügsam in Alles, was seinem Henker die Arbeit erleichtern mochte. Unter den Wölfen muß man mit heulen, dachte ich endlich, und machte Miene zu bezahlen. Sogleich näherte sich mir ein kleiner mißgeschaffener Wechselbalg, der in der einen Hand einen runden, in Ebenholz und Perlemmutter gefaßten Spiegel hielt, in der andern eine Flasche wohlriechenden Wassers, mit dem er mir Gesicht und Kleidung besprengte. Nachdem er mir Zeit genug gelassen hatte, an meinem Ebenbilde zu sehen, wie ich aus der Künstlerhand seines Meisters hervorgegangen, hielt er mir die Rückseite des Spiegels hin, auf der ich zwanzig Paras und noch einige fünf oder sechs für ihn selbst hinzählte, was das kleine Ungethüm so rührte, daß es meine Hand ergriff und einen schmatzenden Kuß darauf drückte. Unter tiefen Bücklingen wurde ich von dem Bader und seinen Gesellen zur Bude hinausbegleitet, höchlich bedankt und gepriesen für meine Freigebigkeit, und kam gerade noch zu rechter Zeit in Damala an, um zu hören, daß die Marschroute nach Methana abgeändert worden sey. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß einige Zeit später mein höchster Luxus in Griechenland in der beschriebenen Kopfwäsche bestand; jedoch verbat ich mir stets das Gelenkkrachen, wogegen ich einen unüberwindlichen Widerwillen behielt, obgleich jederzeit zu großer Verwunderung der griechischen Barbiere.

Kunstnotiz.

Der Herzog von Devonshire ist im Besitze des Rosenkranzes, den Heinrich VIII von England führte. Auf vier Seiten jeder Paternosterkugel desselben sind Figuren geschnitten, die verschiedene Stellen aus der Bibel versinnlichen. Die Schönheit dieses Schnitzwerkes ist unvergleichlich; jede Figur ist ungeachtet ihrer Winzigkeit, vollkommen ausgearbeitet und das Ganze ist nach den Zeichnungen Holbein's ausgeführt, der den König selbst mit diesem Rosenkranze in der Hand malte. Der Rosenkranz ist vollkommen gut erhalten, und kann, da er in einer Glasglocke hängt, von allen Seiten besehen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 237. 24 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

„Eine Grabesstille herrscht auf diesen Höhen; unsre Stimmen hatten für meine Ohren einen sonderbaren und unnatürlichen Schall; auch unsre Glieder erschienen in gigantischen Verhältnissen, während in der Luft eine schneidende Kälte herrschte. Die Fernsicht war erhaben und füllte die Seele mit Grauen. Auf der einen Seite ein endloser Horizont, an dessen äusserstem Rande silberglänzende Wolken sich aufthürmten, während zunächst um uns dunkles Gewölk sich ausbreitete, das uns auf Augenblicke mit seinen Dünsten umschleierte, aber schnell dahinflog und Blicke auf die Landschaft zu unsern Füßen eröffnete; auf der andern Seite gewährte der kahle aschgraue Pik, mit seinem ehrwürdigen, zum Theil in Wolken verhüllten Haupte, und mit großen Flecken rother Asche oder Lava zwischen schwarzen Felsen bedeckt, einen seltsamen und fast unheimlichen Anblick. Um die Erhabenheit der Scene zu verstärken, schien er in diesem Augenblicke noch Dampf auszustoßen. Der plumpe Albatros schien hier keinen Ueberfall oder Feind zu befürchten; denn seine Jungen saßen ganz unbedeckt auf dem Boden und die Alten sorglos daneben. Dieser Vogel ist der größte unter den Seevögeln und sein Gefieder köstlich weiß, bis auf den Rücken, und die Flügelspitzen, welche grau sind; sie legen bloß ein Ei auf den Boden, wo sie eine Art Nest bauen, indem sie rund herum Erde scharren. Wenn das Junge ausgebrütet ist, so bleibt es noch ein ganzes Jahr, bis es fliegen kann; es ist ganz weiß und mit einem wolligen sehr schönen Flaume bedeckt. Als wir uns ihnen näherten, klapperten sie sehr schnell mit den Schnäbeln, was einen großen Lärm gab. Dieß und das Ausspeien ihres Mageninhaltes waren, wie es schien, ihre einzigen Vertheidigungs- und Angriffs-Waffen. Meine Gefährten richteten unter den Alten, die wegen ihrer Federn sehr werthvoll sind, eine furchtbare Niederlage an, indem sie alle, die sie erreichen konnten, vor die Köpfe schlugen. Diese Vögel sind zu Lande äußerst unbehülflich, da sie die große Länge ihrer Schwingen hindert hoch zu fliegen, wenn sie nicht einen steilen Abhang gewinnen können. Auf ebenem Boden waren sie ganz unsrer Gnade anheim gegeben, deren sie sich jedoch wenig zu erfreuen hatten, und in kurzer Zeit war die Erde von Erschlagenen bedeckt, da ein einziger Streich auf den Kopf hinreichte, sie augenblicklich zu tödten."

Die eigentliche Absicht dieser Bergfahrt aber war, einige wilde Ziegen zu erlegen, was ihnen auch gelang. Earle fühlte sich für die bestandenen Gefahren und Beschwerlichkeiten hinlänglich entschädigt durch den Genuß der prachtvollen Aussicht. An einem der folgenden Tage hatte er den Schmerz, eine Brigg an dem Eilande vorbeisegeln zu sehen, ohne daß sie, ungeachtet des ruhigen Wetters, beilegen konnte; da das Schiff, in dem Augenblicke, wo es ihnen zu Gesicht kam, einen so heftigen Windstoß erhielt, daß es vergebens war, durch Zeichen seine Aufmerksamkeit zu erregen. Es war noch Winterszeit, wo die Winde sehr veränderlich und heftig wehten. Oft konnten sie Wochen lang keinen Fuß vor die Thüre setzen, da ein Sturm dem anderen mit unablässigem Wüthen folgte. Um diese Zeit, wo das Ufer der Insel den Schiffen ganz unzugänglich wird, findet man auf demselben die See-Elephanten, die dort viele Tage lang regungslos liegen bleiben. Es sind höchst ungefüge Geschöpfe. „Ihr Kopf hat in rohen Umrissen einige Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gesichte; ihr Auge ist schwarz, groß und lebhaft. Außer zwei sehr kleinen Floßen oder Pfoten an der Schulter verdünnt sich der ganze Körper zu einem Fischschwanze; ihre Farbe ist ein zartes Mausgrau; ihr Fell ist sehr fein, aber zu ölgetränkt, um daraus etwas Anderes als Mokasins für die Insulaner zu verfertigen. Das Männchen der See-Elephanten ist von ungeheurer Größe und mag so schwer wiegen als sein Namensvetter auf dem Lande; und darin besteht vielleicht die einzige Aehnlichkeit zwischen beiden; denn es gibt wohl kaum zwei unähnlichere Thiere. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, wie sie so viele Wochen lang am Ufer aushalten können, denn von dem Augenblick an, wo sie ans Land gestiegen sind, gehen sie nicht mehr in die See und liegen Monate lang an dem stürmischen Gestade, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Es scheint, daß sie in diesem Zustande nur von ihrem Fette zehren, denn sie magern allmählich ab; weßhalb man, da dieses thranige Fett die einzige Ursache ist, warum man ihnen nachstellt, gleich bei ihrer Ankunft gegen sie zu Felde zieht. Ich untersuchte den Magen eines frischgetödteten Thieres, konnte aber nicht unterscheiden, woraus sein Inhalt bestand; es war eine Materie von sehr hellgrüner Farbe. Die See-Elephanten haben sehr viele Feinde, selbst im Wasser. Einer, der Tödter genannt, eine Gattung von Nordkaper (Delphinus orca), richtet unter ihnen furchtbare Verheerungen an und ist so gierig darnach, daß er einen schon getödteten See-Elephanten einem Boote vor der Nase wegschnappen würde. Immerhin bleibt jedoch der Mensch ihr gefährlichster

Feind und richtet unter ihnen die größten Niederlagen an; er verfolgt sie bis in alle Winkel der Erde hinein, und da er die Zeit ihrer Begattung kennt, die immer zu Lande vor sich geht, so lauert er ihnen hier auf und macht sie ohne Gnade nieder. Indeß ist dieser Krieg nicht ohne Gefahr, nicht sowohl von Seite der Thiere, die unfähig sind, den geringsten Widerstand zu leisten, als weil man sich um diese Zeit den Ufern nur mit der größten Gefahr nähern kann. Boote und Bootsleute gehen dabei unaufhörlich zu Grunde; allein der Werth des Thranes, wenn sie glücklich sind, verlockt immer wieder neue Waghälse, und keine Gefahr schreckt sie zurück, den See-Elephanten zu verfolgen, bis sein Stamm endlich ganz ausgerottet seyn wird."

„Unter den übrigen Thieren, die häufig ans Ufer dieser Insel kommen, befindet sich auch jenes seltsam amphibische Geschöpf, das halb Fisch, halb Vogel ist, der Pinguin oder die Fettgans, die von der Größe einer gewöhnlichen Ente, aber weit schöner ist. Rücken und Kopf sind glänzend schwarz, während Bauch, Nacken und ein Theil der Beine mit hellweißem Gefieder bedeckt sind. Gerade über den Augen hängt ein Büschel hellgelber Federn zu beiden Seiten des Kopfes herab, was diesen Thieren sehr niedlich steht. Die Augen sind feurig, groß und rund. Die Fettgans hat zwei kleine Klappen, die ihr im Wasser als Floßen und am Ufer zum Laufen dienen. Der Schnabel ist groß und stark. Sie sind sehr fett, aber zu thranig, als daß man sie anders, als im höchsten Nothfalle, essen könnte. Dagegen sind ihre Eier ein köstlicher Leckerbissen; oft findet man dieselben in den Sand gelegt; häufiger aber unter dem dichten hohen Grase, das die Abhänge der Niederungen bedeckt, wo sie ein ordentliches Genisste bauen. Der Grund, den sie hiezu wählen, hat wenigstens eine Stunde im Umfang und ist mit Gras und Riet bedeckt, das über Mannshöhe hinauswächst. Auf all den großen grauen Felsen, die hier und dort über dem Gras sich erheben, sieht man Schaaren dieser seltsam aussehenden Vögel zu hunderten und tausenden. Der Lärm, den sie dabei machen, ist über alle Beschreibung toll, und hat viel Aehnlichkeit mit einem Geschrei von Menschenstimmen. Sie sitzen in wohl geordneten Reihen hintereinander, und so regelmäßig geht bei ihnen Alles vor sich, daß sie den Schnabel alle auf Einmal zu öffnen scheinen. Die Matrosen pflegen zu sagen, daß die Pinguins die Worte „cover 'em up, cover 'em up" (brüte sie, brüte sie) rufen. Und wirklich hörte ich auch diese Worte so deutlich und von so vielerlei Stimmen wiederholen, daß ich oftmals auffuhr und neben mir einen meiner Gefährten zu hören glaubte. Obgleich die Fettgänse in so großen Gesellschaften beisammenleben, so sind sie doch nicht im Mindesten unter sich selbst gesellschaftlich. Wenn eine das Gelüste anwandelt, ihre Eier zu verlassen und sich ins Meer zu tauchen, so muß sie durch die langen Reihen der übrigen bis ans Seeufer hinab, eine Art Spießruthen laufen, da alle mit ihren Schnäbeln auf sie loshauen. Die Eier der Pinguins bildeten ein sehr leckeres Nebengericht in der Küche der Ansiedler, deren Nahrung überhaupt aus den einfachsten Speisen bestand, die man sich denken kann. Brod kam nie über ihren Mund, Milch und Kartoffeln waren unsre stehenden Gerichte; Fische hatten wir, wenn wir welche fingen, und Fleisch, wenn wir auf den Bergen eine Ziege erlegen konnten. Frühzeitig schon brach ich jeden Tag auf, um Jagd darauf zu machen, und die Anstrengungen dabei ließen mich gern schon um acht Uhr Abends das Lager suchen, wo ich des gesündesten Schlafes genoß; und obgleich ich hier wenig hatte, um mich aufzuheitern, im Gegentheil Vieles, um niedergeschlagen zu werden — wie die Sorge um meine fernen Freunde, die Nichts von meinem Schicksal und meiner Verstoßung aus der Welt wissen — so erfreute ich mich, ungeachtet aller dieser Bekümmernisse, doch einer Heiterkeit und eines Gleichmuthes der Seele, wie ich nie vorher empfand, was wahrscheinlich meiner enthaltsamen Lebensart und Leibesanstrengung beizumessen war. In diesen letzten vier Monaten hat Erfahrung mich mehr von dem unschätzbaren Werthe der Mäßigkeit überzeugt, als alle Bücher jemals es vermochten. Ich fange nun an zu begreifen, daß das Leben eines Einsiedlers nicht so elend seyn möchte, als es sich gewöhnlich die Weltmenschen vorzustellen pflegen, und daß seine stillen Vergnügungen und heitern Nächte wohl ihren abgestumpften Gelüsten und fieberhaften Schlummern die Wage halten."

Der Kummer und die Besorgnisse, die das Gemüth des auf diese wüste Insel verstoßenen Künstlers beängstigten, schildert er mit lebhaften Farben in seinem Tagbuche am 27sten Junius, wo im Wetter eine ziemlich vortheilhafte Veränderung eingetreten war, obgleich die See noch immer in furchtbaren Deiningen aufwogte: „Um zehn Uhr Morgens erblickten wir ein Schiff, das landwärts zu steuern schien; es wurde Alles aufgeboten, ihm durch Feuer Signale zu geben. Wirklich hielt es sich auch leewärts der Insel und zeigte offenbar den Wunsch, sich mit uns zu verständigen; allein da der Wind seewärts blies, so durften wir uns in unsern Booten nicht hinauswagen, und nachdem das Schiff ungefähr vier Stunden vor der Insel gekreuzt hatte, spannte es die Segel aus und setzte seinen Weg fort. Dieß ist die zweite schmerzliche Täuschung, die mir widerfuhr. Heute kam das Schiff so nahe heran, daß wir seine Verdecke voll gedrängt von Menschen sehen konnten; wir hielten es für ein Botany-Bay-Schiff, und wahrscheinlich nahm es dann seinen Weg nach dem Kap, wohin ich mit allen meinen Wünschen verlangte. Wenn irgend etwas den Kummer, als Gefangener auf Tristan d'Acunha eingesperrt zu seyn, zu erhöhen vermag, so ist es die bittere Kränkung, so mancherlei Möglichkeiten zu entkommen vor Augen und stets wieder sie von einem verhöhnenden Mißgeschick entführt zu sehen. Nur Wer je so seine Hoffnungen zu Wasser werden sehen mußte, kann meine Leiden beurtheilen; nichts, was mir früher begegnete, konnte mich ganz niederschlagen; nun aber fühle ich mich ergriffen von dem kränklichen Gefühle getäuschter Hoffnungen. Von einer Woche zur andern stehe ich auf den Felsen und ermüde mein Auge, um am Horizont ein Segel zu erspähen, oft werde ich getäuscht durch ein Luftgebilde, endlich aber erschallt wirklich der freudige Ruf: Ein Segel! ein Segel! und setzt alle Hände in Bewegung, da die ganze kleine Bevölkerung mit jedem Schiffe, das vorüberkommt, zu verkehren sich sehnt; wir bemerken, daß sie unsere Signalfeuer wahrnehmen — sie legen an — aber eine unübersteigliche Kluft trennt uns — alle Versuche mit dem Boot in die See zu gehen, sind vergeblich — endlich gleitet das Schiff auf seinem spurlosen Wege weiter, der Horizont wird wieder leer und mit vermehrter Schwermuth und Verzweiflung kehre ich in meine Wohnung zurück."

Was muß erst jener große Mann auf dem benachbarten basalt-schwarzen Eilande gelitten haben „von jenem kränklichen Gefühle getäuschter Hoffnungen," in welchem sein, einer Riesenthätigkeit gewohnter Geist unter englischen Zuchtmeistern hinschmachtete? Scheint doch fast das Schicksal den beredten Verfasser dieses Tagbuches auf den öden Felsen von Tristan d'Acunha geworfen zu haben, um seinen harthörigen Landsleuten in ihrer eigenen Sprache die ganze Trostlosigkeit eines solchen Lebens von immer neuen Hoffnungen und Enttäuschungen zuzurufen, die sie aus dem fremden Munde nicht verstanden zu haben schienen. Earle glücklicher, als der große Eremit von St. Helena, dessen Loos eine Zeitlang zu dulden ihm die Ehre wurde, fand endlich Erlösung aus dieser kummervollen Gefangenschaft. Am 29sten November kam das Schiff „der Admiral Cockburn" der Insel so nahe, daß es Earle gelang, seinen Bord zu erreichen. Es war nach Van Diemens Land unter Segel, wo es auch glücklich anlangte. Von hier ging der reiselustige Künstler nach Neu-Süd-Wales, wo er mit einem gewissen Shand bekannt wurde, der ihn überredete, ihn auf einer Fahrt nach Neu-Seeland zu begleiten. Der wilde Charakter der Bewohner dieses Landes, weit entfernt, ihn von einem Besuche desselben abzuschrecken, reizte vielmehr Earle, der unersättlich war, neue Landschaften und Sitten zu sehen, einen Ausflug unter eine Bevölkerung zu unternehmen, von der er in Sidney schon mehrere gesehen hatte, deren rüstige Körperkraft ihn mit Staunen erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

5. Die Hauptstadt.

(Schluß.)

Das Millah oder die Judenstadt ist mit Mauern eingefaßt, hat einen Umfang von anderthalb Meilen und liegt am südöstlichen Ende der Stadt; sie ist sehr volkreich, aber auch sehr schmutzig. Alle Juden bezahlen dem Sultan eine Kopfsteuer und sind sehr verachtet. Man kann von dem intoleranten Islamismus nicht verlangen, daß er mit diesem armen Volke minder schonungslos umgehen sollte, als das tolerante Christenthum. Auch hier sind die Folgen dieses unbarmherzigen Druckes nicht ausgeblieben: man findet bei den Juden den gleichen Knechtsinn, den gleichen Wuchergeist, dieselbe feindselige Abgeschlossenheit wie in den christlichen Staaten. Die Bevölkerung der Stadt, die nicht 100,000 Seelen übersteigt, aber vielleicht auch nicht über 80,000 Einwohner zählt, enthält 5000 Juden. Die Weiber zeigen sich nur selten auf der Straße, und ihre Anzahl läßt sich deßhalb nicht genau angeben *). Mehrere Theile der Stadt sind seit einigen Jahren, wo Marokko von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht wurde, völlig verlassen. Das Gras, das dort in den Straßen wächst und die verfallenden Mauern gewähren einen traurigen Anblick.

Ungeheure unterirdische Wasserleitungen befinden sich in der Umgebung der Stadt. Einige haben zehn bis zwölf Fuß Tiefe, aber sie liegen größtentheils in Ruinen; sie durchschneiden die Ebene und führen das Wasser vom Fuße des Atlas her, einige auf eine Entfernung von zwanzig Meilen. Außerhalb der Stadt liegen gegen Norden und Süden mehrere Leichenäcker; einer gegen Osten hat hundert Morgen im Umfang.

Der Sultan besitzt innerhalb der Stadt drei ziemlich große Gärten, von ungefähr fünfzig Morgen Umfang, und zwei, einige Meilen außer den Mauern entlegene, von denen jeder einen Flächeninhalt von zwanzig Morgen hat. Einer der drei ersteren Gärten wurde der englischen Gesandtschaft, während ihres einmonatlichen Aufenthaltes in Marokko, als Wohnung angewiesen. Dieser Garten heißt Sebt El Mahmonia, und hat einen Umfang von fünfzehn Morgen Landes; er ist in einem höchst wunderlichen Geschmack angelegt, und mit Oliven-, Orangen-, Zitronen-, Aepfel-, Maulbeer-, Pfirsich-, Birn- und Nußbäumen, Weinstöcken u. s. w. bepflanzt; deßgleichen mit Zedern, Pappeln, Akazien, Lorbeerrosen, Myrthen und Jasmin, die ein reiches und dichtes Laubgewölbe bilden, in das sich die majestätische Zeder und die hohe Palme mischen. Zwischen dieselben hindurch erblickte man die Schneegipfel des Atlas und den Riesenthurm der Hauptmoschee, die eine Viertelmeile davon liegt. Nichts unterbrach die Stille dieses köstlichen Ortes, als der Sprung der leichtfüßigen Gazhele und das Geräusch der in allen Richtungen strömenden Gewässer. Man hatte hier Alles, was man in einem heißen Klima verlangen konnte: Stille, Schatten, kühles Grün und eine balsamische Luft. Von dem Terrassendache des Hauses genoß man eine unermeßliche Aussicht auf die Ebene gegen Osten und Westen und hatte den ganzen Gürtel des Atlas vor sich, der die Gegend von Südwest nach Nordost mit einem silbernen Schneebande umschloß. Die Gestaltung dieser Berge neigt sich mehr zu Kuppen als zu den Alpennadeln hin. Der höchste dieser Gipfel, den man von der Stadt aus gewahrt, liegt ostsüdöstlich, in einer Entfernung von 37 Meilen; zwei andere zuckerhutförmige Massen erheben sich südöstlich und werden von den Mauren Glani genannt. Bemerkenswerth ist es, daß weder die Mauren, noch die Araber den Namen Atlas kennen. Man bezeichnet das Gebirge mit Djibbel Telj oder Schneeberge; oft gibt man ihm seinen Namen von einem anstoßenden Bezirke und nennt ihn Djibbel Tedla, Djibbel Misfywa u. s. w. Das Wort Atlas ist unbekannt. Sollte es vielleicht die griechische Verstümmlung des Libyer- oder Berberwortes: addrar, athrear seyn, was Berg bedeutet?

Mehrere dieser Gipfel wurden auf einer Basis von sieben Meilen trigonometrisch gemessen; der höchste derselben wird von den Mauren Miltsin genannt, und erstreckt sich in die Provinz Misfywa hinein, unter 31° 12′ N. B. sieben und zwanzig Meilen von

*) Die jüdischen Weiber, sagt dagegen Ali Bey, gehen auf der Straße mit entblößtem Gesichte; ich sah welche von blendender Schönheit; sie sind in der Regel blond. Ihre aus Rosen und Jasmin gemischten Gesichter würden Europäer entzücken. Nichts läßt sich mit der Feinheit ihrer Züge, der Schönheit ihrer Augen, dem Ausdruck ihres Gesichtes, den Reizen und der Anmuth vergleichen, die über ihren ganzen Leib ausgegossen sind. Und doch sind diese Ideale von Schönheit, die Alles vereinigen, was wir an den griechischen Bildwerken bewundern, der Gegenstand der erniedrigendsten Verachtung: sie gehen baarfuß und müssen sich zu den Füßen reich gekleideter und abscheulicher Negerinnen niederwerfen, welche die brutale Liebe oder das Vertrauen ihrer muselmännischen Gebieter genießen.

Marokko. Man fand ihn 11,400 Fuß über der Meeresfläche; also unter der von Herrn von Humboldt angegebenen Schneelinie; und doch hat man diese Berghöhe in einem Zeitraum von zwanzig Jahren nur ein einziges Mal von Schnee entblößt gesehen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß Dieß noch nicht die höchsten Gipfel des Atlas sind und daß man in der Provinz Tedla, gegen die Quelle der zwei beträchtlichen Flüsse Oum Erbegh und Mulwia hin, noch einige höhere trifft.

Die Länge von Marokko ist nach astronomischen Beobachtungen 7° 36′ westlich von Greenwich, die Breite 31° 37′ 20″ nördlich.

Ebenfalls bemerkenswerth ist die Ruhe der Luft in der Ebene von Marokko. Morgens und Abends herrscht größtentheils völlige Windstille; über Tags rühren sich leise Lüftchen; Regen gibt es nur wenige oder gar keine, und nur im Dezember oder Jänner; die Atmosphäre ist durchaus klar und heiter. Die mittlere Höhe des Barometers, an zwei auf die mittlere Temperatur von 50° Fahrenheit reduzirten Barometern beobachtet, war 28 Zoll 410, und zeigte eine Höhe von 1450 engl. Fuß über der Meeresfläche. Die größte Höhe war am 26 Dezember 1829, bei schönem Wetter und Nordostwind, 28 Zoll 590, die geringste bei Regenwetter, Südwind und Blitzen in Südwest, am 20 Dezember, mit 28 Zoll 250.

Die mittlere Temperatur nach Fahrenheit war im Schatten, zwischen sechs Uhr Morgens und sechs Uhr Abends 56° und ein halber; am höchsten stand das Thermometer am 21 Dezember 1829 mit 64°, bei Südwestwind; am niedrigsten am 27 Dezember, bei Nordostwind mit 40°. Der höchste Thermometerstand in der Sonne war am 18 Dezember, Nachmittags zwei Uhr, bei Windstille, mit 118°.

Vermischte Nachrichten.

Zu Saint Flour, dem Hauptorte des Departements Cantal, wurde unlängst eine Hinrichtung vollzogen, die von Gräßlichkeiten begleitet war, wie sie vielleicht nur während der Schreckenszeit in Paris an den Schlachtopfern verübt wurden. Ein gewisser Gabriel Mique sollte am 26 Julius Vormittags zwölf Uhr, zu Saint-Flour durch die Guillotine enthauptet werden. Alles war dazu bereit, nur der Gefangene nicht, den man so nachlässig gefesselt hatte, daß es ihm gelungen war, sich seiner Ketten zu entledigen, und die Arme frei zu machen. Als die Henker sich ihm näherten, um ihn wegzuführen, warf er sich mit einem Steine bewaffnet, auf sie und schlug sie in die Flucht. Ein Gleiches widerfuhr dem Geistlichen und den Gefängnißwärtern. Mique verbollwerkte sich hierauf im Gefängnißhofe, riß einen Theil des Pflasters auf und drohte Jedem, der sich nähern würde, mit dem Tode. Alle Mittel sich des Gefangenen zu bemächtigen, waren vergebens, und der Staatsprokurator fand zuletzt keinen andern Ausweg, als den Gendarmen zu befehlen, auf den Verurtheilten Feuer zu geben, ihn jedoch nur in die Beine zu verwunden, damit der Spruch der Gerechtigkeit noch an ihm vollzogen werden könne. Dieser Befehl wurde buchstäblich befolgt, und Gabriel Mique durch eine Kugel in den rechten Schenkel und in den Fußknöchel des linken Beines getroffen, sank ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande bemächtigte man sich seiner, lud ihn auf den Karren und führte ihn zum Richtplatze, der in der Nähe des Gefängnisses war. Diese blutige Geschichte dauerte länger als zwei Stunden, und es war ein Viertel nach Ein Uhr, als der Kopf des Verurtheilten fiel.

•

Zu London wurden am verflossenen Monate Versuche mit einer neuen Maschine angestellt, die von einem Herrn Brown erfunden und von ihm „Gas Vacuum Engine“ genannt wurde. Diese Erfindung verspricht die der Dampfmaschinen weit zu übertreffen, und besteht darin, daß man sich zur Bewegkraft statt der Wasserdämpfe, des Wasserstoffgases bedient. Die hiezu bestimmte Maschine besteht aus einem Cylinder, in dem das Wasserstoffgas, das sich sehr leicht und wohlfeil bereiten läßt, geleitet wird. Hier hebt es den Pumpenstock, der mit einer Kurbel in Verbindung steht. Hat derselbe die gehörige Höhe erreicht, so entzündet sich das Gas, wie der Dampf bei den bisher gebräuchlichen Maschinen sich verdichtet, und der leere Raum stellt sich her; worauf der Pumpenstock durch den atmosphärischen Druck sogleich wieder fällt. Eine neue Gaseinströmung treibt ihn sodann wieder aufwärts, so daß also die bei den Dampfmaschinen in Gang gebrachte Bewegung vollkommen erreicht wird. Bei den damit angestellten Versuchen wurde eine Pumpe von vier Fuß 8½ Zoll Durchmesser in Bewegung gesetzt und überraschte alle anwesenden Kunstverständigen durch ihre außerordentliche Thätigkeit. Der Pumpenstock stieg fünf- bis sechsmal in einer Minute und hob mit erstaunlicher Kraft jedesmal 750 Gallonen Wasser, so daß ein Wasserbehälter von 23 Pipen in einer dreiviertels Minute gefüllt war. Diese Maschine gewährt außerdem noch den Vortheil, daß sie die zu ihrer Unterhaltung nöthigen Kosten nicht allein deckt, sondern auch noch nebenbei Gewinn abwirft, da die entschwefelte Kohle und der Theer, der aus der Steinkohle, wenn das Gas aus ihr entwickelt ist, gewonnen wird, zum Verkaufe übrig bleibt. Eine dieser Maschinen Brown's wurde im verflossenen Jahre zu Croydon angewendet, wozu 417 Chaldrons (das Chaldron zu 2000 Pf.) Steinkohle erforderlich waren, woraus man 592 Chaldrons entschwefelte Kohle und 4800 Gallonen Theer gewann. Alle Kosten zusammengerechnet beliefen sich die Ausgaben für die Maschine auf 666 Pf. St. 14 Sch.; während aus der entschwefelten Kohle und dem Theer 769 Pf. St. 12 Sch. erlöst wurden; so daß noch ein reiner Gewinn von 102 Pf. St. 18 Sch. blieb, den Werth der Arbeit der Maschine ungerechnet. Nach den von Brown angestellten Proben geben 14 Scheffel gewöhnlicher Steinkohle 21 Scheffel entschwefelte Kohle und erzeugen 2100 Kubikfuß Gas, den Theer ungerechnet.

•

Die Zeitung von Peking berichtet die Ehrenzeichen, die von dem Beherrscher des himmlischen Reiches der neunten Tochter eines Tatarenfürsten zuerkannt worden sind. Der Kaiser der die Familienangelegenheiten des ganzen kaiserlichen Stammes in Ordnung zu bringen pflegt, hatte sie dem Lin-tschi, dem Sohne eines Offiziers der Leibwache der gelben Fahne, zur Gemahlin bestimmt; allein elf Monate vor ihrer Vermählung starb der Bräutigam, und Kih-Kih, so ist der Name der tatarischen Fürstentochter, beschloß auf die Nachricht von diesem Unglück, ihr Haar abzuschneiden, sich zur Familie ihres verstorbenen Bräutigams zu begeben, und ihr Leben in stäter Jungfrauschaft zu beschließen. Dieser zärtliche Entschluß erreichte das Ohr des Kaisers, und er erkannte ihr eine Ehrentafel vor der Thüre ihres Zimmers zu, und legte ihr einen Namen bei, der den Werth ihrer Tugend ausspricht.

•

Die Dampfschifffahrt macht in England und vorzüglich in den Vereinigten Staaten einen riesenhaften Fortgang. Jeder Tag sieht dort neue Gesellschaften zu Erbauung von Dampfschiffen entstehen, durch die der Verkehr eine nie gesehene Lebendigkeit erhält und die Kompagnien ungeheure Vortheile gewinnen. Einem an den Kongreß erstatteten Berichte zu Folge, befinden sich auf dem Mississippi 200 Dampfschiffe, die auf ihm und seinen Nebenflüssen, deren 22 gezählt werden, eine Strecke von 8440 engl. Meilen befahren; nämlich: 2256 Meilen auf dem Mississippi, 1500 auf dem Missouri, 1050 auf dem Ohio, 800 auf dem Arkansas, 420 auf dem Wabash, 300 auf dem Tenessee, 290 auf dem Cumberland, 280 auf dem Alleghany, 200 auf dem Illinois, 250 auf dem weißen Flusse, 120 auf dem grünen Flusse u. s. w. Die Schiffe führen 58,500 Tonnen Last; ihr jährlicher Holzverbrauch beläuft sich auf 880,000 Klaftern. Außerdem gibt es noch 4000 andere Schiffe, die auf diesen Flüssen jährlich bis Neuorleans herabfahren, und ungefähr 160,000 Tonnen führen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 238. 25 August 1832.

Die Schlacht von La Tablada.

Eine Episode aus den bürgerlichen Kriegen von Buenos Ayres.*)

Mitten unter den gewaltigern und näher liegenden Bewegungen, die in Europa sich drängen, ging der Kampf zwischen den Unitariern und Föderalisten, der sich um die Macht in der argentinischen Republik erhoben hatte, und jetzt zum Ende zu neigen scheint, fast unbemerkt vorüber. Kaum daß er einen Augenblick die Aufmerksamkeit Jener zu fesseln vermochte, die vom Anbeginn der Emanzipation der spanischen Kolonien die Begebenheiten im Innern derselben mit einiger Theilnahme zu verfolgen pflegten. Auch muß man gestehen, daß die Zerwürfnisse ohne Ende, von denen die neuen Republiken sich auf ihren unsichern Grundlagen erschüttert sahen, so kleinlich und von eigennützigen Absichten befleckt, so wie in den Beweggründen, welche die Häupter dieser zerrütteten Staaten und die Ereignisse leiteten, dergestalt verworren wurden, daß fast der größte Theil der Zeitung lesenden Welt weniger als nichts davon mehr begriff, und sich mit Widerwillen von einem Lande abwendete, das so viele großartige Hoffnungen täuschte. Die Gefilde von Ayacucho, die das letzte spanische Blut tranken, waren bestimmt, auch der letzte Schauplatz des unseligen Kampfes zu seyn, wo Bürger gegen einander die Waffen kehrten. Aber noch hundert andere Orte sahen amerikanisches Blut, von Amerikanern vergossen, fließen, und das Waffengeräusch jener fernen Kämpfe klang so oft zu uns herüber, daß unsere Ohren daran gewöhnt, endlich sich nicht mehr die Mühe geben wollten, die Namen jener unheilvollen Tage zu behalten. Ihr Andenken stirbt mit der Zeitung, die in ihren Spalten derselben im Vorbeigehen erwähnt. Einer von diesen Namen ist es, den der Verfasser dieses Berichtes aus der Vergessenheit hervorgräbt, nicht um ein Blatt zur Geschichte jener Bürgerkriege zu liefern, die noch zu erwarten steht, sondern nur um einen neuen Beitrag zu liefern zu jenen von mehreren Seiten her begonnenen Skizzen des amerikanischen Lebens, indem er versuchen will auf dem Schlachtfelde jene halbwilden Gauchos zu zeichnen, die seit einiger Zeit die europäische Neugier so sehr angesprochen haben. Der Verfasser hat lange genug unter ihnen gelebt, um mit jedem Zuge ihres abenteuerlichen Lebens hinlänglich vertraut zu seyn: er hatte Gelegenheit sie zu beobachten, eben so wohl auf ihren tagelangen Ritten in den Pampas, wie in ihren Nachtlagern unter freiem Himmel am halberlöschten Wachtfeuer.

*) Auszug aus dem Tagebuch einer Reise in Südamerika.

Eine flüchtige Uebersicht der Lage der argentinischen Republik im Monat Junius 1829, die Zeit, wo die Schlacht von La Tablada geliefert wurde, und der Ereignisse, die sie herbeiführten, müssen hier vorausgeschickt werden.

Der Krieg mit Brasilien war seit den letzten Monaten des vorhergegangenen Jahres geendigt, die Unabhängigkeit der Banda Oriental durch den Friedensvertrag feierlich anerkannt worden und die Fahne des neuen Staates, der matte Nachschimmer des Panners der Vereinigten Staaten, wehte von den Mauern von Montevideo.*) Dieß war der glorreiche Erfolg eines dreijährigen Krieges, dessen Last ganz allein auf der von Brasilien angegriffenen Provinz und auf Buenos Ayres gelegen war; denn die innern Provinzen hatten wenig Theil an diesem Nationalkampf genommen, in welchem es sich um die Ehre und den Fortbestand der Republik handelte. Die Einen waren zu weit entfernt, als daß sie sich um die Unabhängigkeit von Montevideo sonderlich hätten kümmern sollen, die Andern zu arm an Hülfsquellen und Bevölkerung, um thätigen Antheil an dem Kampfe nehmen zu können; fast Alle aber, von alt eingewurzeltem Hasse gegen Buenos Ayres erbittert, betrachteten wenigstens mit Gleichgültigkeit die Vortheile, die aus dem Siege hervorgehen mußten, und dessen Früchte diese Republik allein ernten sollte. Dieser unrühmlichen Eifersucht lagen mehrere Ursachen zum Grunde, vor Allem jenes, Spanien selbst anklebende Erbübel, durch das es so zu sagen in eben so viele Nationen getheilt wird, als es Provinzen besitzt, durch das der Catalonier, der Andalusier, der Galizier sich gegenseitig als Fremde erscheinen. Eine zweite Ursache war die von alter Zeit her befolgte Politik des Mutterlandes, das weit entfernt, seine unermeßlichen Kolonien durch gemeinschaftliche Interessen und gegenseitige Neigung in ein Ganzes zu verschmelzen, Alles aufbot, sie von einander gesondert zu erhalten, um die Herrschaft über alle desto leichter zu behaupten. Vielleicht nicht ohne Grund wurde endlich Buenos Ayres der Vorwurf gemacht, Alles zu seinem Vortheile centralisiren zu wollen, indem es seine Lage an der Küste und die Initiative, die es seit der

*) Diese Fahne besteht aus abwechselnden Querstreifen von Roth und Weiß, mit einem rothen Viereck, das mit Sternen bedeckt ist und sich in einem Winkel der Fahne befindet.

Erklärung der Unabhängigkeit und seit der Vereinigung der aufgeklärten Männer, die in seiner Mitte sich zusammengefunden hatten, ergriffen zu diesem Zwecke zu benützen suchte. Im Innern des Landes würde deßhalb die Benennung eines Porteño schwerlich Jemand, den man damit bezeichnete, eine besonders wohlwollende Aufnahme bereitet haben, und mehr als ein Mund, der dieses Wort aussprach, von einem spöttischen Lächeln verzogen worden seyn, das unverhohlen den Haß aussprach, den man gegen die Bewohner der Provinz von Buenos Ayres hegte. *) Indeß würde man doch nur auf der Oberfläche der Erscheinung verweilen, wenn man sie bloß den angeführten feindseligen Gesinnungen zuschreiben wollte. Im Grunde war es eigentlich der Kampf der alt eingewurzelten Landessitten, der lokalen Gewohnheiten, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt hatten, gegen die moderne Civilisation, die sich in Amerika einzudrängen sucht, mit ihren unbeugsamen Doktrinen, mit ihrem unbarmherzigen Richtscheit der Abgleichung alles Dessen, woran Sinn und Herz des Einzelnen sich hängt. Die mittelalterliche Dämmerung, die mit all ihrer Poesie und all ihren Gebrechen noch über Spanien verbreitet liegt, trug mehr zum Sturze der Revolution von 1820 bei, als die bourbonischen Waffen. Diese Denk- und Sinnesart, schon von den ersten Conquistadores nach Amerika verpflanzt, ist dort noch mächtig genug, die Völker unwillkürlich auf der von ihren Vätern betretenen Bahn zu erhalten. Man darf sich hierüber keiner Täuschung hingeben: das spanische Amerika, obgleich von hundert Revolutionen bis in seine tiefsten Grundfesten umgewühlt, ist immerhin noch keine tabula rasa geworden, auf die der nächste beste Gesetzgeber, das Schwert der Eroberung oder den Palmzweig des Friedens in der Hand, mit der Spitze seines Degens oder dem Blitz der Dekrete Gesetze einzugraben vermöchte, wie er sie am meisten mit den gegenwärtig weitläufig gewordenen Ideen in Einklang zu finden glaubt. Die Kraft der Trägheit, welche die Völker in ähnlichen Fällen der Aufnöthigung neuer Ideen entgegensetzen, ist hier so mächtig als wohl nirgendwo anders, und alle jene Erklärungen der Menschenrechte, jene über Nacht aus dem Stegreif aufgeschossenen Konstitutionen, mit denen die zwanzig amerikanischen Kongresse so freigebig waren, als die französischen Nationalversammlungen, gewannen nirgends Bestand als auf dem Papier. Kaum vor der Thüre der legislativen Versammlungen, deren Ausgeburt sie waren, in Vollzug gesetzt, kamen sie bereits entseelt in den Provinzen an, deren Glück sie zu machen bestimmt waren, da es an einem Volk fehlte, sie bereitwillig aufzunehmen und liebend zu pflegen.

So stellten demnach die zwei Parteien der Unitarier und Föderalisten genau, jene die Civilisation dar, wie sie in Frankreich an's Licht getreten, diese die Civilisation, wie sie in Spanien herrscht; und durch eine seltsame Aehnlichkeit befanden sie sich, hinsichtlich der Zahl, der Talente ihrer Mitglieder und ihres Einflusses auf das Land, in demselben Verhältnisse wie die Liberalen und Absolutisten des Mutterlandes während der konstitutionellen Regierung. Die Unitarier hatten an ihrer Spitze Rivadavia, die erste politische Kapazität Amerika's; sie befanden sich in dem Augenblicke, wo der Krieg mit Brasilien ausbrach, im Besitze der Gewalt und zählten in ihren Reihen die erleuchtetsten Männer der Republik. Sie wollten mit aller Gewalt die europäische Civilisation, mit ihren Wissenschaften und Künsten und verfeinerten Lebensgenüssen in ihrem Vaterlande einheimisch machen; sie suchten in treuherzigem Glauben die Ideen und Lehren der bekanntesten neueren Publizisten, mit deren Schriften sie innig vertraut waren, in's Leben treten zu lassen. Die zahlreichen Fremden, die sich im Lande aufhielten, fanden bei ihnen sichern Schutz und wurden auf jede Weise begünstigt. Die Föderalisten erkannten gewissermaßen als ihr Oberhaupt einen Mann an, der die öffentliche Macht nur berührte, um an ihr sich den Tod zu holen, einen Mann, dessen tragisches Ende seine Irrthümer vergessen läßt, den unglücklichen Dorrego. Minder zahlreich als ihre Gegner in Buenos Ayres selbst besaßen sie um so größeren Einfluß auf dem Lande und in den Provinzen des Innern. Mehr dem alten Herkommen des Landes zugethan und unverhohlenen Hasses gegen die Fremden, hatten sie sich hiedurch, wie überhaupt durch ihr volksthümliches Wesen, die Liebe der Gauchos erworben, an denen als ein ganz eigenthümlicher Zug der scharf ausgesprochene Widerwillen gegen Alles, was kein „Landeskind" oder Hijo del pais ist, wie sie in ihrer körnigen Sprache sich auszudrücken pflegen, hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

2. Cousin und der Eklektizismus.

(Fortsetzung und Schluß v. S. 906.)

Der Aufenthalt Cousin's in Berlin trug seine Früchte; im Jahre 1826 machte er in dem „Journal des Savans" und dem „Archives philosophiques" eine Reihe von Artikeln bekannt, von denen vielleicht die meisten nicht der Wiederauferstehung werth sind, und die sogar weit unter der ihnen vorangesendeten Vorrede stehen. In der Einleitung zu den „Fragmens philosophiques" gab Cousin einen Ueberblick seines Systemes, an dem er seit 1818 gebildet zu haben versicherte. Diese Vorrede wurde bei ihrem Erscheinen wenig verstanden. Die Dunkelheit einer unvollständigen Metaphysik, die mit sich selbst noch nicht im Klaren und eben so wenig noch ihrer Sprache mächtig war, überraschte, ohne zu belehren. Erst als Cousin im Jahre 1829 seinen Lehrstuhl wieder erhielt, konnte er in Muße seine dort niedergelegten Andeutungen weiter entwickeln, und erregte Staunen und Bewunderung. In seiner beredten Einleitung von dreizehn Vorlesungen erläuterte er mit der Wärme seiner künstlerischen Einbildungskraft und seinem Rednertalente einige Prinzipien des Hegel'schen Systemes, die aus seinem eigenen Haupte geboren, und ihm selbst anzugehören schienen. Von der Höhe eines Dogmatismus aus, zu dem er damals allein den Schlüssel hatte, überschaute er die Geschichte, die Philosophen, die großen Männer, den Krieg und seine Gesetze, die Vorsehung und ihre Rathschlüsse. Er bekannte sich zur Legitimität eines universellen Optimismus und sprach im Namen der Philosophie über die

---

*) Man nannte die Bewohner der Provinz Buenos Ayres und insbesondere der Stadt dieses Namens Porteños von Puerto, der Hafen.

Geschichte die Sündenvergebung aus. Freilich theilte man in Berlin nicht den Enthusiasmus, mit dem die Franzosen diese Vorlesungen aufnahmen; man begriff dort nicht, wie man eine Lehre verkündigen könne, ohne ihren Urheber zu nennen; Hegel scherzte ein wenig spöttisch darüber, und aus manchem Munde erging sogar das furchtbare Wort Plagiat. Es ist nicht wohl zu denken, daß Cousin sich Etwas zueignen wollte, was nicht sein Eigenthum war; sondern von seiner lebhaften Einbildungskraft fortgerissen, glaubte er vielleicht selbst gefunden zu haben, was man ihn gelehrt hatte. In seinen Improvisationen vergaß er, was er entliehen, und mit der größten Ehrlichkeit von der Welt gewann er die Ueberzeugung, daß er etwas Eigenthümliches geschaffen, indem er eine Mischung von Kant und Hegel vornahm. Allein Cousin senkte sich aus seiner metaphysischen Himmelfahrt und Verklärung bald wieder zur Erde nieder. Sey es, daß er in so kurzer Zeit seinen Dogmatismus erschöpft hatte, oder weil er fürchtete, daß man ihm in seinen exotischen Ausflügen nicht folgen werde, genug er kehrte zur Geschichte zurück, bekannte, daß keine Philosophie mehr zu schaffen möglich, weil sie schon fertig und geschaffen sey; daß es sich jetzt nur darum handle, sie zu sammeln; daß sie sich in vier Hauptsysteme theilen lasse: den Sensualism, Idealism, Skeptizism und Mysticism; und daß man, wenn das Wahre, das in jeder dieser abgeschlossenen Formen der Realität enthalten sey, herausgezogen werde, die reine und vollständige Realität gefunden habe. Das heißt doch wohl ein Eklektizismus, bei dem es sich der Mühe verlohnt! — Cousin war also nach einander Anhänger der schottischen Schule, Kantianer, Alexandriner, Hegelianer, Eklektiker. Es bleibt uns noch die Frage zu beantworten übrig, so war also dieser Eklektizismus, zu dem endlich der Herausgeber des Descartes gelangte, völlig wurzellos und ohne Erfolg? Wenn Wahrheit allein in der Vergangenheit läge, wenn eine ungeheure Bibliothek der neue Brunnen wäre, aus dem man sie schöpfen könnte; wenn man sie auf einer Wanderung durch Athen, Alexandrien, München und Berlin mit sich nehmen und nach Paris bringen könnte; freilich wäre Dieß dann eine kostbare Entdeckung und verlohnte sich wohl der Mühe, mit Geduld dieser Arbeit obzuliegen. Allein unglücklicherweise hat man diesen rückwärts gewendeten Schritt zweimal schon in der Geschichte des menschlichen Geistes straucheln gesehen; auch die Philosophie der alexandrinischen Schule und die scholastische lehrten, daß alle Wahrheit in der Vergangenheit und dem von der Zeit aufgehäuften Schrifttext liege; aber weder Alexandria noch Aristoteles konnten der Invasion des Christenthums und des Descartes widerstehen. Es liegt im Individuum wie in der Masse eine unbezwingliche Abneigung, auf dem Geschehenen auszuruhen, sich den unwiderstehlichen Anlockungen der Zukunft zu verschließen. Allerdings ist es gut, in sich das Bewußtseyn der Geschichte zu tragen; allerdings muß man an dem Vergangenen anknüpfen; aber nur in der Absicht es weiter auszubilden und umzugestalten. Für Wen das menschliche Wissen nur in einer abgenützten Gelehrsamkeit besteht, Wer nicht selbst Etwas dem alten Vorrath beizulegen vermag, von dem wird die Gesellschaft, die er nicht befriedigen kann, kalt und gleichgültig sich abwenden. Ich für meinen Theil möchte stets der Philosophie, die ihren Geist im Staube der Gräber sucht, zurufen:

„Laßt das Vergangne vergangen seyn."

Es war ein sonderbarer Gedanke, in dem Franzosenthume den Geist des alexandrinischen Griechenthumes wieder wecken zu wollen. Die reinen Abstraktionen bewegen sich in einen Kreis gebannt, über den sie nicht hinauskommen zu können scheinen; so sind Aristoteles und Plato auf dem Felde der Metaphysik noch nicht überholt worden und alle neueren Systeme sind mehr oder minder geniale Variationen der griechischen Philosophie. Will man dagegen Jemand, der einer neuen Bewegung der Welt den Anstoß gibt? Jener einfache Mann aus Nazareth, der mit dem klaren lichtvollen Geiste, ohne Metaphysik, zu Allen spricht, zertrümmert das stolze Heidenthum. Wenn Europa's Wiedergeburt im sechzehnten Jahrhunderte begonnen wurde, so hat Luther sie veranlaßt, der mit seinem gesunden Verstande die Welt gegen das mächtige Rom und gegen Aristoteles aufregte. Die französische Revolution hat zweimal im Jahre 1789 und 1830 das Problem der Sozialität zu lösen versucht und hiedurch die Theorien der Griechen, wie die Abstraktionen der Deutschen, hinter sich gelassen. Cousin hat daher auch ganz Frankreich's Genius verkannt, und wenn man ihn, nach tausend Umwegen und Abschweifungen, sagen hört, daß in der Charte des Jahres 1814 „alle Elemente der Geschichte, des Denkens und der Dinge" zu finden seyen, so kann man keine bessere Probe von der Mißgeburt des Eklektizismus verlangen. Deßhalb glaube ich auch mit Recht den Schluß ziehen zu dürfen, daß das systematische Band, mit welchem Cousin seine Arbeiten coordiniren wollte, seiner Hand entfiel, und daß er bei seinem Entwurfe, die Geschichte der Philosophie durch ein System zu beleuchten und dieses System durch die ganze Geschichte der Philosophie zu beweisen, nicht vom Systeme, sondern bloß von Materialien, die der Gelehrsamkeit nützlich seyn können, ausgegangen ist.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Auch von einer jener optischen Täuschung, die man oft in den wärmeren Gegenden des Orients sieht, war der Verfasser an einem Tage Zeuge, an dem es, wie er sagt, „bitterlich kalt" war. Das Thermometer zeigte 52°.

„Ich sah hier eine der außerordentlichsten Wirkungen der Luftspiegelung, wie sie mir noch nie vorgekommen war. Diese optische Täuschung, die von den Arabern Suhrab (Wasser der Wüste) genannt wird, ist in den Ebenen Indiens sehr häufig; allein ich wußte nicht, daß auch Gebirgsgegenden dazu geeignet sind. Ein tiefes, von steilen Felsen umschlossenes Thal zu unsern Füßen, auf dessen Grund ich am Morgen einige elende Dörfer gesehen hatte, glich am Abend einem schönen See; die Dünste, welche das Wasser vorstellten, stiegen fast bis zur Hälfte der Berge empor, und in ihrer glänzenden Oberfläche spiegelten Bäume und Felsen sich deutlich wider. Noch nicht lange hatte ich diese Erscheinung betrachtet, als ein Sturmwind sich erhob, der den Wolkenschleier zerriß und ihn über die Szene hintrieb.

Der Raum gestattet nicht, einige der etwas langen Schilderungen der Jagden in Indien auszuheben; wir führen daher nur folgende Jagdabenteuer an:

„Ein Löwe hatte den Elephanten meines Freundes angegriffen; dieser hatte seinen Gegner bereits verwundet und war eben im Begriff sich vorwärts zu neigen, um einen zweiten Schuß abzufeuern, als der Elephant plötzlich den Kopf senkte, wodurch mein Freund herab und dem wüthenden Thiere so zu sagen in den Rachen fiel. Der Löwe, obschon schwer verwundet, bemächtigte sich sogleich des Unglücklichen und würde dem Kampf

ohne Zweifel ein trauriges Ende gemacht haben, wäre nicht der Elephant von dem Mahaut getrieben, vorwärts geschritten, worauf er mit seinem Rüssel einen jungen Baum ausriß, und damit den Löwen so gewaltig um die Lenden schlug, daß das geängstete Thier seine Beute fahren ließ. Das Leben meines Freundes war zwar gerettet, aber sein Arm an zwei Stellen gebrochen und Brust und Schultern überdieß von den Klauen des Thieres schwer verlezt. Der Löwe ward später von einem andern Jäger, der auf ihn stieß, erlegt."

Hier die Beschreibung einer Tigerjagd in der Nähe von Hurdar: „Eine halbe Stunde lang rückten wir in unterbrochener Linie vorwärts und ich begann schon zu gähnen vor Langweile und Mißvergnügen über unser Jagdunglück, als mein Elephant plözlich seinen Rüssel erhob und mehrmals trompetete, wie mir mein Mahaut versicherte, ein sicheres Zeichen, daß zwischen uns und dem Winde irgendwo ein Tiger sey. Die furchtbare Schlachtlinie von dreißig Elephanten machte also linke Schulter vor, und rückte langsam gegen die Windseite an. Wir waren ungefähr dreihundert Ruthen weit in dieser Richtung vorwärts und in einen sumpfigen Theil der Dschongel gekommen, als endlich das langersehnte Halloh! ertönte und ein Schuß des Kapitäns M— des Jägers „Eureka" (Εὕρηκα) verkündete. Der Tiger erwiderte mit einem lauten Geheul und ging beherzt auf die Reihe der Elephanten los. Nun ereignete sich die lächerlichste aber auch die ärgerlichste Szene, die man sich denken kann. Alle Elephanten, mit Ausnahme dessen, den Lord Combermere ritt, kehrten dem Feind die Schwänze und rissen aller Schläge und Flüche der Mahauts zum Troze aus. Einer von ihnen, der nicht so flink auf den Füßen war als die übrigen, wurde von dem Tiger eingeholt und erhielt einen tüchtigen Fang in das Hinterbein, während man einen Andern pfeilschnell über die Ebene hinrennen und endlich am Horizont hinuntersinken sah. Indeß ging der Tiger auf den Elephanten Sr. Herrlichkeit los; allein da er schon durch Kapitän M—'s Schuß in die Lenden verwundet war, so versagte ihm der Sprung und er schlich sich nach dem Röhricht zurück. Mein Elephant war einer der ersten unter den Ausreißern, die ins Treffen zurückkehrten, und als ich Lord Combermere an die Seite hinanritt, dessen Elephant wie ein Thurm stehen geblieben war, fand ich ihn ganz hors du combat, da er sich völlig verschossen hatte. Ich reichte ihm eine Büchse, und wir gaben dem Tiger eine neue Ladung aus vier Läufen, worauf er noch ein Mal angreifen wollte, aber von Schwäche übermannt zu Boden sank. Er erhielt noch mehrere Schüsse, bevor er verendete; hierauf ließen wir ein fröhliches Hup! Hup! erschallen und luden ihn auf einen Elephanten. Da Lord Combermere einige Minuten lang allein den Angriff des Tigers — eines drei Viertel ausgewachsenen Männchens — bestanden hatte, so wurden ihm wie billig die spolia opima zu Theil.

„Nachdem wir wieder geladen und unsere Linie gebildet hatten, ging es abermals vorwärts, und nach einem halbstündigen Triebe sah ich einige hundert Ruthen mir gegenüber das Gras leicht hin und her schwanken; gleich darauf erhob auch ein großer Tiger Kopf und Schultern über die Dschongels, als wollte er uns rekognosziren. Ich stieß das Halloh aus und die ganze Linie schwenkte. Als man an Ort und Stelle kam, brachen zwei Tiger aus dem Dickicht und schritten bedächtlich einem freien Grunde zu. Mehrere Schüsse fielen, und einer derselben streifte leicht den größeren Tiger, der sogleich umkehrte und mit wüthendem Geheul und seine Weichen mit dem Schweife geißelnd, in Sprüngen auf uns losstürzte. Allein offenbar in Schrecken gesezt durch die furchtbare Elephantenlinie, hielt er plözlich inne und eilte wieder in die Dschongel, wohin wir ihm in vollem Trabe folgten. Im Trotte stößt aber die Bewegung eines Elephanten so sehr, daß der Tiger, ungeachtet ihm noch eine volle Ladung nachgesendet wurde, unverlezt seinen Rückzug vollbrachte. Jene, die die schnellsten Elephanten ritten, waren jezt am besten zur Jagd geschickt, und als der Tiger zum Angriff zurückkehrte, waren unserer nur drei beisammen. Sobald er uns das Gesicht zeigte, versuchte er einen Sprung auf Kapitän M—'s Elephanten, erhielt aber einen Schuß in die Brust. Noch zwei oder drei Schüsse brachten ihn auf die Kniee, und das edle Thier fiel in einer lezten Aufraffung seiner Kräfte zu einem nochmaligen Angriff, todt zu Boden. Es war ein ganz ausgewachsener Tiger und ein sehr schönes Thier. Nahe dem Orte, wo wir ihn aufstöberten, fanden wir das wohlabgenagte Gebein eines Büffels.

„In der Zwischenzeit hatte ein Anderer der Jagdgesellschaft den kleineren Tiger im Aug behalten, und wir rückten nun auf die Stelle los, wo er vermerkt worden war. Es war ein dicht mit Röhricht bewachsener, sumpfiger Ort, und wir hatten ihn zweimal schon durchgetrieben und wollten eben die fernere Jagd einstellen, da es schon zu dunkeln anfing, als Kapitän P—'s Elephant, der hintennach wackelte, plözlich ein gellendes Geschrei ausstieß und aus dem Sumpfe hinausstürzte, während der Tiger sich mit seinen Zähnen in dem Obertheile des Schwanzes am Elephanten eingebissen hatte. Kapitän P—'s Lage war kritisch genug, da sein Thier die wüthendsten Anstrengungen machte, um sich des seinen Rücken grimmig zerfleischenden Feindes zu entledigen. Der Kapitän selbst konnte sich seiner Büchse nicht bedienen, aus Furcht, den armen Kulik (Elephantentreiber) zu treffen, der vor Furcht den Kopf verloren hatte, und hinter dem Hauda mit seinen Füßen im Schwanzriemen stand, kaum sechs Zoll von des Tigers Rachen entfernt. Wir eilten sogleich zur Hülfe herbei und schossen mit großer Bequemlichkeit auf den Tiger, der aber erst von acht Kugeln durchbohrt werden mußte, bevor er Zähne und Klauen losließ, und zulezt mausetodt von dem verstümmelten Schwanz des Elephanten herabstürzte. Der Elephant lebte nur noch zehn Tage; allein man hatte Grund zu glauben, daß die tödtlicheren Wunden ihm von einigen Jägern beigebracht wurden, die sich allzu sehr von ihrem Eifer fortreißen ließen, das arme Thier von seinem grimmigen Anhängsel zu befreien."

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man liest im „Corsaire": Es hat sich Jemand das Vergnügen gemacht, in den Blättern des Moniteurs die seit der Restauration vertheilten Ehrenlegionskreuze zusammen zu zählen, und gefunden, daß vertheilt wurden:

Von Ludwig XVIII (1814) in zehn Monaten	1,761
Von Napoleon (während der hundert Tage)	114
Unter Ludwig XVIII (nach seiner Rückkehr)	4.276
Unter Ludwig Philipp bis zum 20 Juli 1832	14.556
	20.707

•

Die Zeitung von Peking berichtet, daß der Kaiser von China in jüngster Zeit „die gesegnete Stätte besucht, die einst seinen heiligen Leib aufzunehmen bestimmt ist," und seine volle Zufriedenheit darüber zu erkennen gegeben habe. Er legte seinem künftigen Begräbnißorte den Namen Lung-tsenen-yuh bei, d. h. „des Drachen Frühlingsthal." Die Gebäude, die über dieser Stätte errichtet werden, sollen auf Befehl des Kaisers so einfach und unkostspielig als möglich, im Geschmack seiner Vorliebe für Prunklosigkeit, ausgeführt werden.

•

William Penn und Thomas Story, erzählt das „Imperial Magazine," wurden auf einer Wanderung durch Virginien von einem Regenschauer überfallen, und suchten in dem Hause einer Tabakspflanzung Schuz. Der Eigenthümer desselben fuhr die Fremden sehr grob an und sagte: „Ihr seyd sehr unverschämt, hier Euch einzudrängen, ohne mich zu fragen. Wißt Ihr, wer ich bin?" — Als sie mit Nein antworteten, sagte er sehr hochmüthig: „Ich bin der Friedensrichter." — „Und mein Freund hier, erwiderte Thomas Story, macht solche Dinge, wie Du bist, zu Duzenden. Er ist bee Gouverneur von Pensylvanien." Es läßt sich denken, daß der große Friedknsrichter nun sein Pfauenrad fallen ließ.

•

In der Nähe von Aylesbury in Buckinghamshire geht man bei Sprengung von Felsen auf folgende Weise, wobei kein Schießpulver angewendet wird, zu Werke. Der Fels wird ungefähr drei Fuß in der Länge unterhöhlt, und ein kleiner Bündel Reisig, Ginster oder Stroh in dieser Höhlung angezündet. Sobald er in Feuer geräth, zersprengt die Expansivkraft der im Gesteine eingeschlossenen Luft den Felsen in tausend Trümmer.

•

In dem Garten des Earls von Powis zu Walcot wurde eine Melone reif, die $35\frac{3}{4}$ Pfund wog, 59 Zoll im Umfang und $21\frac{1}{4}$ Zoll in der Länge hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 239. 26 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Eine neuntägige Seereise brachte Earle und seinen Freund, der sich zu der wesleianischen Missionsanstalt auf Neu-Seeland begeben wollte, an den Ort ihrer Bestimmung. Die Landung an der größern Insel ging in der Mündung des Flusses E-o-Keanga vor sich, der, seine Sandbarre abgerechnet, einen der herrlichsten Häfen der Welt bildet. Ist man über diese Andämmung in den Fluß gelangt, so stellt sich kein weiteres Hinderniß in den Weg, und der Schiffer segelt langsam den schönen Strom hinauf, verliert bald die See aus dem Gesichte und findet, je weiter er aufwärts kömmt, ein immer breiteres Wasserbecken, das von prachtvollen, bis zu ihrem Gipfel mit Waldungen bedeckten Anhöhen umgeben ist. Der Blick begegnet stromaufwärts schauend verschiedenen vorspringenden Bergen, die sich ins Strombette hineinerstrecken und allmählich seine Breite wieder verengen, bis sie endlich in blauer duftiger Ferne sich verlieren und mit dem Azur des Horizontes verschwimmen.

Schon zu Sidney war Earle von dem kraftvollen und schönen Körperbau einiger Neuseeländer überrascht worden, und hier in ihrer Heimath fand er, mit dem kritischen Blicke des Künstlerauges betrachtet, eine Nation, der er in ihren Körperverhältnissen weit den Vorzug über seine eigenen Landsleute einräumen mußte: „Die Eingebornen, von mittlerer Größe, waren breitschulterig und muskulös, und ihre Gliedmaßen waren so sehnig, als ob sie ihr ganzes Leben in schwerer Arbeit zugebracht hätten. Bei lichterer Hautfarbe als die der amerikanischen Indianer, sind ihre Gesichtszüge schmal und regelmäßig; ihr Haar fällt in reicher Lockenfülle herab; das der Indianer ist straff. Die Sinnesart der Neuseeländer scheint voll guter Laune und Fröhlichkeit, während der Indianer düster, scheu und argwöhnisch ist.“ Earle hält sie für eine von den amerikanischen Indianern verschiedene Race und findet sich in seiner Meinung auch durch ihre weit größere Neigung zur Industrie bestärkt; außerdem haben sie im Ganzen eine große Abneigung gegen geistige Getränke, obgleich sie den Tabak sehr lieben. Fast Alle gehen mit Flinten bewaffnet und tragen Taschen mit Patronen gefüllt im Gürtel. Das Verdeck des neuangekommenen Schiffes war bald gedrängt voll von den Eingebornen, die die Fremden nach ihrer Landessitte mit einem wilden stampfenden Tanze bewillkommten, wozu sie sich vorher ganz nackt ausgezogen hatten. Ihre gewöhnliche Kleidung bestand aus einer Art Matte, die sie Kakahuhs nennen. Ihre Dörfer bestehen aus Gruppen von rohgearbeiteten Hütten, die unregelmäßig neben einander hingebaut sind und meist nicht über vier Fuß Höhe haben. Die Thüre ist kaum halb so hoch. In der schönen Jahreszeit leben die Eingebornen fast größtentheils unter freiem Himmel. Earle überzeugte sich wiederholt mit eigenen Augen von dem noch immer auf Neuseeland einheimischen Kannibalismus. Ein Herr trägt kein Bedenken, seinen Sklaven bei dem geringsten Vergehen zu erschlagen und die Leiche desselben zu zerstücken, zu braten und mit seiner Familie zu verzehren. Indeß haben sie sich ihres alten Hanges zu Diebereien ziemlich entschlagen, und sie finden denselben ihrem Verkehre mit den fremden Schiffen so hinderlich, daß Jedem, den man des Diebstahls überweisen kann, auf der Stelle der Kopf abgeschlagen wird. Mit den meisten Südseeinseln haben sie auch noch den Gebrauch des Tabu gemeinschaftlich. Die Neuseeländer verrathen in ihren Holzschnitzwerken viel Geschicklichkeit und Geschmack, und haben es darin so weit gebracht, an ein'gen Orten Gruppen von Figuren in Lebensgröße darzustellen. Earle fand viele derselben ganz so gut, als manche ägyptische Bildwerke aus früheren Kunstepochen. Die Eingebornen zeigen große Vorliebe für Skulpturen und Malerei, jedes Haus ist damit verziert und die Kanoes mit sorgfältigst ausgearbeitetem Schnitzwerk überdeckt.

Einige unternehmende Kaufleute haben aus Port Jackson flußaufwärts eine Schiffswerfte und einige Sägmühlen angelegt, wo bereits ein Schiff gebaut, vom Stapel gelassen und in die See geschickt wurde. Ein andres von hundert fünfzig Tonnen befand sich gerade auf der Werfte. „Als wir,“ sagt der Verfasser, „zu E-o-Naky, oder wie es die Engländer nennen, Deptford, landeten, wurde ich höchlich erfreut über den Anblick von Ordnung, Bewegung und Industrie. Man sah hier Magazine, Wohngebäude und verschiedene Werkstätten für die Handwerksleute, und alle Abtheilungen schienen so gut besetzt, wie es nur immer in einem civilisirten Lande möglich ist. Am merkwürdigsten für mich war die große Freude und Theilnahme der Eingebornen, die sie an dem Fortgange der Arbeiten zu nehmen schienen. Alle waren bereit Hand anzulegen, wo man es brauchen konnte, und schienen sogar sich etwas darauf zu Gute zu thun, wenn man sie etwas verrichten ließ. Dieser Anblick bestärkte mich in dem Gedanken, daß dieser Weg

der einzig fördersame sey, auf die Bildung der Wilden einzuwirken. Nichts kann übrigens die Wichtigkeit nützlicher Künste so anschaulich machen, als eine Schiffswerfte. Fast alle Handwerke sind dabei geschäftig, und so wird dem lernbegierigen und aufgeweckten Sinne der Neuseeländer eine praktische Encyklopädie nützlicher Künste vorgehalten."

Allerdings möchte hiedurch unter den wilden Völkerstämmen die Neigung zum civilisirten Leben mächtiger angesprochen werden, als durch Missionen, die dem beschränkten Geistesvermögen dieser armen Menschen einen Gesichtskreis öffnen wollen, dem ihr kindisch blödes Auge nicht gewachsen ist; zumal wenn das Missionswesen noch betrieben wird, wie es Earle weiter unten schildert. Alle Fortschritte, die in den Verhältnissen der Neuseeländer sich wahrnehmen lassen, schreibt auch er, wie verschiedene andere Reisende, die diese Missionen in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, hauptsächlich dem häufigen Verkehre der Eingebornen mit den Wallfischfängern und Handelsschiffen zu. „Was immer die Missionaire sich davon als Verdienst beilegen oder ihren Unterstützern in England glauben machen möchten, sagt der Verfasser hierüber, Jedermann, der diese Gegenden besucht hat und seine Meinung frei und ohne Vorurtheil aussprechen will, muß bekennen, daß sie zu einer besseren Sinnesweise der Eingebornen wenig oder nichts beigetragen haben." Und an einer andern Stelle fügt er hinzu; „Ich besuchte mehrere Missionen der römischkatholischen Kirche und muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie ein ganz anderes Verfahren beobachten, als die englischen; sie sind freundlich und liebreich gegen die Wilden und höflich und theilnahmvoll gegen ihre europäischen Brüder; sie wußten sich die Zuneigung Derer zu erwerben, die sie zu bekehren abgesendet wurden und haben unter ihnen ihre eigene Sprache eingeführt, wodurch die Neubekehrten mit Fremden zu verkehren in Stand gesetzt sind. Wenn gleich in religiösen Ansichten mit ihnen verschiedener Meinung, muß ich doch ihren glücklichen Erfolgen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie brachten fast die ganze indianische Bevölkerung von Südamerika in den Schoß ihrer Kirche, und ihre Bekehrten bilden den größten Theil des Volkes. Ungeachtet der vielen Missionaire aber, die von der englischen Kirche und den dortigen Sekten ausgehen, traf ich doch nie einen Indianer, der von ihnen bekehrt worden wäre. Ich wohnte in einem Indianerdorfe der Messe bei, die ein eingeborner Priester las, und die ganze Gemeinde bestand mit Ausnahme von mir aus Menschen seines Stammes und seiner Farbe; so ist es auch merkwürdig, daß in ganz Peru und den volkreichsten Provinzen fast kaum ein Heide mehr zu finden ist."

Noch weiter den Fluß hinauf liegt eine andere kleinere Niederlassung von einigen wenigen Engländern, die sich mit dem Schlagen von Bauholz, Bretterſägen und der Verfertigung von Rudern für den Markt von Sidney beschäftigen. In ihrer Nachbarschaft befindet sich die wesleianische Missionsanstalt, und da die Umgegend sehr bevölkert ist, so hatte das Ganze den Anschein einer civilisirten Kolonie. Von hier aus setzte Earle mit seinem Begleiter seine Reise in's Innere des Landes fort, um jenseits nach der Inselnbay zu gelangen. Ihr Weg führte durch dichte Wälder und über unzählige kleinere Gewässer, einzelne über dieselben geworfene Baumstämme bildeten die Brücken. „Die ganze Gegend war gebirgig, und das Hinauf- und Hinabklettern an manchen Stellen wahrhaft schaudererregend; oft erblickte man nicht eine Handbreit Himmel; Alles war eine Masse gigantischer Bäume, die ihre weitausgebreiteten Zweige über den Häuptern der Wanderer zu einem undurchdringlichen Laubgewölbe verschlangen und eine endlose Dunkelheit erhielten." Mehrere Eingeborne begleiteten sie, und ließen von Zeit zu Zeit einen Gesang oder vielmehr eine Art Antiphon hören, in den die übrigen im Chor einstimmten. Von Zeit zu Zeit begegneten sie einem und dem andern Trupp von Eingebornen, die unter schweren Bürden einherkeuchten und zum Gruße ihre eigenthümlichen Gesänge anstimmten. Plötzlich sahen sie die Niederlassung der Missionsanstalt vor sich, die die größte Aehnlichkeit mit einem englischen Dorfe hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Die Geistlichkeit, deren Macht Rivadavia einen tödtlichen Stoß beigebracht hatte, raffte Alles, was ihr noch davon übrig geblieben war, zusammen, um Dorrego's Partei zu unterstützen. Nur Wenige des Klerus traten auf die andere Seite über. Außerdem sahen die Gouverneurs der Provinzen, die sich größtentheils durch eine mehr oder minder heimliche Gewaltanmaßung zu ihren Stellen emporgeschwungen hatten, ihren Sturz voraus, wenn die Centralisation *) durchdringen sollte; sie suchten dieselbe daher durch Mittel zu hintertreiben, die oft bis zur Empörung gegen den Kongreß gingen, der damals über eine definitive Regierungsform der Republik berieth. Der Krieg mit Brasilien loderte zu jener Zeit gerade in vollen Flammen, und die legislative Versammlung konnte von dem Orte aus, wo sie ihre Sitzungen hielt, die Kanonen des brasilianischen Geschwaders hören, das die Rhede blokirte und dessen Schiffe unablässig am Horizonte kreuzten. Nach langen und stürmischen Berathungen siegten endlich die Unitarier mit einer ziemlich starken Majorität, und die neue Konstitution kam zu Tage; ihrem Hauptinhalte nach sprach sie einen permanenten Kongreß aus, in dessen Händen die vollziehende Gewalt und die Vollmacht, die Gouverneurs der Provinzen zu ernennen, ruhen sollte; dann für jede der Provinzen selbst bestimmte sie eine Kammer von Volksvertretern, die sich mit der Entwerfung der rein lokal nothwendigen Gesetze beschäftigen sollten.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als der gegebenen Verfassung in den Provinzen Anerkennung zu verschaffen; allein hier lag auch die größte Schwierigkeit; denn während man an dem Werke der Konstitution arbeitete, hatte die föderalistische Presse es unablässig mit dem heftigsten Ungestüm angegriffen, und die Presse war im In-

*) Das Wort Centralisation ist hier nicht als eine Lage der Dinge zu verstehen, unter deren traurigen Folgen gegenwärtig Frankreich leidet. Die Provinz von Buenos Ayres hatte nicht im Sinne, wie Paris, bei den Angelegenheiten aller andern bis zur letzten Hütte und zum Flurschützen herab, die Hand im Spiele zu haben. Sie wollte bloß der Republik eine Einheit geben, die ihr fehlte.

nern des Landes allmächtig. *) Man glaubte dieses Hinderniß am besten beseitigen zu können, wenn man an die Gouverneurs des Bundesstaates einige Deputirte des Kongresses senden würde, um die Verfassung zu überbringen, und sie dadurch zum Beitritte zu vermögen, daß man ihnen vorstellte, wie nothwendig bei einem Kriege nach Außen innere Eintracht sey. Diese Abgeordneten kehrten zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben: die meisten derselben waren gar nicht offiziell angenommen oder mit offenem Spotte empfangen worden; einige schickte man zurück, ohne sie auch nur angehört zu haben. Dieß begab sich im Monat Junius 1827. Fast um dieselbe Zeit kehrte der bevollmächtigte Gesandte, der unter Mitwirkung Englands, zu Rio Janeiro den Frieden unterhandeln sollte, von dort mit den vorläufigen Friedensbedingungen zurück, die so schmachvoll und erniedrigend waren, daß die öffentliche Meinung darüber empört, sie einstimmig verwarf. Die Föderalisten beschuldigten die Regierung laut, sie verrathe das Vaterland. Nun gab Rivadavia, der sich nicht mehr halten konnte, seine Entlassung, und mit ihm wurden die Unitarier aus dem Besitze der Gewalt verdrängt, deren sich die Föderalisten bemächtigten. Der Kongreß wurde aufgelöst, eine Versammlung von Repräsentanten der Provinz zusammengerufen und Dorrego zum Gouverneur ernannt. Sein Antritt der Regierung fand keinen Widerstand; das Heer war damals noch auf brasilianischem Gebiete und hatte an diesem Wechsel der Regierung keinen Theil genommen. So blieb die Lage der Dinge bis gegen Ende des Jahres 1828, wo Brasilien zu einem glorreichen Frieden gezwungen und die Unabhängigkeit der Provinz Montevideo ausgesprochen wurde. Das Heer kehrte unter General Lavalle nach Buenos Ayres zurück, stürzte aber auch schon wenige Tage nach seiner Ankunft die Regierung um. Diese Revolution die den Namen: „Bewegung des ersten Dezembers“ erhielt, gab das Zeichen zu einem Bürgerkriege, der für die Unitarier unter glücklichen Vorbedeutungen zu beginnen schien, später aber ihren Untergang herbeizuführen bestimmt war. Lavalle, der zum Gouverneur ernannt wurde, mußte einige Tage später gegen Dorrego in's Feld rücken, der auf das Land geflüchtet war, wo er mit Hülfe eines Mannes, der einen unbeschränkten Einfluß über die Gauchos übte, des Joseph Manuel Rosas, gegenwärtig Gouverneur von Buenos Ayres, seine Anhänger versammelt hatte. Dorrego wurde im ersten Gefechte geschlagen, gefangen, ohne alles gerichtliches Verfahren zum Tode verurtheilt und erschossen. Rosas nahm seine Stelle ein und setzte die Feindseligkeiten fort. Lopez, Gouverneur von Santa Fe, vereinigte sich mit ihm und beide, in einer Unzahl kleiner Gefechte bald Sieger bald besiegt, drangen bis an die Thore von Buenos Ayres vor. Bevor sie noch eine so drohende Stellung eingenommen hatten, waren von Lavalle ungefähr 2500 Mann unter Befehl des Generals Paz, eines Mannes von einigem militärischen Rufe und gemäßigter Gesinnung, entsendet worden, um die föderalistischen Gouverneurs der innern Provinzen zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um jene Zeit erschienen in Buenos Ayres eilf Tag- und Wochenblätter, unter ihnen zwei in englischer und eines in französischer Sprache; der größte Theil derselben beschäftigte sich ausschließlich mit Politik und bekriegte sich mit derselben Bitterkeit, wie jetzt die französischen Journale. Außerdem gab es noch mehrere Provinzialblätter.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Ein Mahrattenfest ist einer Reise werth, wäre es auch nur um zu sehen, wie verschieden die wichtige Materie des Essens von den Menschen behandelt wird.

„Die Schüsseln wurden nicht mitten auf die Tafel gesetzt, sondern von einer Menge flinker Aufwärter an den Rand der unbesetzten Seite des Tisches gestellt; schnell hintereinander reichte Jeder seine dampfende Bürde herum, wobei er mit der Beredsamkeit des Ausrufers einer Versteigerung ihre vortrefflichen Eigenschaften anpries, und die Gäste in den beweglichsten Ausdrücken ermahnte, zuzulangen. Da sich keiner abweisen ließ, so erhob sich binnen wenigen Minuten auf meinem Teller ein Gebirg der verschiedenartigsten Gerichte und Gerüche, ein wahres Küchenchaos. Unsere indischen Wirthe mußten uns für die muntersten und lachlustigsten Leute von der Welt halten; denn wir erstickten fast vor Lachen über die Hitze, mit der einige der Aufwärter die Vorzüge ihrer verschiedenen Fleischgerichte herausstrichen. Einer faßte einen großen Fisch mit den Fingern beim Schweif, hielt ihn empor und schloß seine Lobrede damit, daß er ihn auf meinen Teller warf, den sein Vorgänger bereits mit einer Art geschlagener Kreme gefüllt hatte. Ein anderer hielt einen ungeheuern Kapaun am Bein über unsere Köpfe, indem er ihn zwischen dem Daumen und Zeigefinger drehte, um die riesenhaften Verhältnisse desselben in gehöriges Licht zu stellen; wirklich glich er auch mit seinen vom Leibe hängenden quabbeligen Gliedmaßen ziemlich einem jungen, auf dem Roste gebratenen Hindu. Keine Schüssel erschien zum zweitenmal, jede verschwand, sobald die Gäste von ihrem Inhalt genommen hatten; Tracht auf Tracht folgte, und ich glaube, wir äßen noch heute, hätte Se. Herrlichkeit nicht ihr Unvermögen erklärt, als man eben das fünfzigste Gericht auftragen wollte. So endete das erste und einzige Fest, zu dem ich jemals von den Jüngern Brama's geladen wurde, und wenn es auch den moslemitischen Tafeln, zu denen ich während unserer Reise gezogen ward, rücksichtlich gastronomischer Vortrefflichkeit um Vieles nachstand, so war es doch bei Weitem unterhaltender.“

Den Einzug Lord Combermeres in Lucknau beschreibt der Verfasser folgendermaßen:

„Ungefähr zwei Meilen vor der Stadt trafen wir den König von Aud, von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge umgeben. Der König und der Oberbefehlshaber setzten nach einer brüderlichen Umarmung ihren Weg in demselben Haudah fort. Unser Zug war durch die erhaltene Verstärkung bedeutend vergrößert worden, und mußte bei unserm Eintritt in die Stadt der zahllosen Menge von Zuschauern ein imposantes Schauspiel bieten. Der König Nusihr-ud-Dihn-Heider ist ein einfacher, ganz gemein aussehender Mann von ungefähr 26 Jahren, fünf Fuß neun Zoll Größe und ungewöhnlich dunkler Hautfarbe. Die Geistesgaben, Bildung und Unterhaltungen Seiner Majestät sind nichts weniger als ausgezeichnet und würdevoll; was ihm in dieser Hinsicht fehlt, ersetzt die Gewandtheit und Schlauheit seines Ministers, der jedoch ein Erzgauner ist und in seinem Gesichte die ausgesprochensten Züge von Lavaters skeptischem Freigeiste trägt. Seinen königlichen Herrn ausgenommen, dessen unumschränktes Vertrauen er besitzt, wird er auch von allen Klassen verabscheut. Ich bemerkte, daß sein Diener, der in dem Haudah hinter ihm saß, das Band von dem Degen seines Herrn um die Finger geschlungen hatte, als fürchte er, es könnte irgend einer der Zuschauer auf den Dächern oder in den Fenstern der vorspringenden Häuser so verwegen seyn, ihn aus der Scheide zu ziehen und seine Schärfe an dem Halse des Eigenthümers zu erproben, womit, beiläufig gesagt, dem Staate kein so schlimmer Dienst geschähe. Die Straßen von Lucknau sind nämlich so außerordentlich eng, daß an manchen Stellen nur Ein Elephant hinter dem andern durchkommen kann. Die Häuser, deren Fenster mit Seidenstoff und Teppichen behangen waren, waren eben so wie die Straßen ganz mit Zuschauern angefüllt, von denen mehrere ihren Herrscher mit einem demüthigen „Salam“ begrüßten; die Mehrzahl bestand indeß aus dürftig aussehenden Bettlern, die um Allmosen flehend dem Zuge folgten und sich gierig um die Hand voll Rupien balgten, die von Zeit zu Zeit von dem Könige, dem Oberbefehlshaber und dem Residenten unter das Volk aus-

geworfen wurden. Es war merkwürdig zu sehen, wie die Elephanten sich sorgfältig in Acht nahmen, einen dieser armen Teufel zu treten oder zu beschädigen, die ohne alle Furcht die ausgestreute Gabe unter den Füßen dieser Thiere zusammenlasen, deren leisester Tritt hingereicht hätte, einen Arm oder einen Fuß zu zerquetschen. Diejenigen der ausgeworfenen Münzen, die auf die Dächer der Häuser fielen, veranlaßten zuweilen ein höchst ergötzliches Getümmel, und ich sah mehr als ein Mal die darnach Haschenden in die Straße herab, auf die Köpfe der gaffenden Menge stürzen. An einigen der engeren Stellen entstand ein furchtbares Getöse und Gedränge; die Elephanten brüllten, Gerüste und Leitern brachen zusammen, und hie und da wich ein vorspringendes Dach, oder die Veranda eines Hauses der unwiderstehlichen Kraft der gewaltigen Thiere. Die stärksten Elephanten und die entschlossensten Mahauts befanden sich an der Spitze des Zuges bei dem König, dem Oberbefehlshaber und dem Residenten. Die königlichen Prinzen wurden oft ohne alle Umstände tüchtig herumgestoßen und der Minister befand sich meist außer der Reihe .....“

„Unter den verschiedenen Vergnügungen, die zu Ehren des Oberbefehlshabers veranstaltet wurden, ließ der König auch eine Thierhetze geben, und da diese Spiele, des großen Maßstabs halber, nach denen sie in Lucknau aufgeführt werden, sehr berühmt sind, so waren wir nicht wenig neugierig darauf. Die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der Frauen, bestieg am andern Morgen fünf Elephanten und begab sich nach dem geheimen Thor des königlichen Palastes, wo der Oberbefehlshaber sammt seiner Begleitung vom König empfangen, und in einen Palast des Parks geführt wurde, in einem von dessen Höfen sich der Kampfplatz befand. In der Mitte desselben stand ein kolossaler Käfig von starkem Bambus, der ungefähr 50 Fuß Höhe und eben so viel im Durchmesser hatte, und mit einem Netz von starken Seilen gedeckt war. Mehrere kleine Zellen, die durch Fallthüren mit dem Schauplatze in Verbindung standen, hatten alle Gattungen der wildesten Bewohner des Waldes inne. In dem großen Käfig drängte sich eine Gruppe von Büffeln zusammen, die breiten, rauhen, gehörnten Stirnen zu einer furchtbaren Fronte vereinigt, und die Rückseite gegen die Bambuswand gelehnt, kühn den Angriff erwartend. Die Fallthüren wurden geöffnet, zwei Tiger und eben so viele Bären und Leoparden stürzten heraus. Die Büffel eröffneten sogleich die Feindseligkeiten und spielten förmlich Fangball mit den Bären, die endlich entschlüpften, indem sie an den Bambusstäben hoch genug emporklimmten, daß ihre gehörnten Gegner sie nicht mehr erreichen konnten. Den Tigern, von denen einer ein sehr schönes Thier war, ging es nicht viel besser; denn da fünf Büffel waren, so hatten sie gegen Uebermacht zu kämpfen. Indeß schienen sie auch Mann gegen Mann ihren gewaltigen Feinden nicht gewachsen, und zeigten wenig Lust zum Angriff. Der größere Tiger erhielt einen tüchtigen Hornstoß vor den Kopf, riß zur Vergeltung seinem Gegner ein Stück aus der Wampe, ward aber endlich durch die Weichen gebohrt und zu Boden gestreckt. Die Leoparden hielten sich während des ganzen Kampfes neutral, und nahmen sich wohl in Acht, den Frieden zu brechen. Ein Rhinozeros wurde jetzt in den Raum gelassen, und die Wärter bemühten sich es zum Angriffe auf einen Tiger zu reizen, der an einen eisernen Ring gekettet war. Das Rhinozeros schien indeß den Kampf mit einem gefesselten Gegner unter seiner Würde zu halten; es näherte sich ihm, betrachtete ihn ruhig, wie er sich, den Angriff erwartend, krümmte und knurrte, kehrte dann plötzlich um und trabte tölpisch dem Hofthore zu, wo es einen Palankin umwarf, in dem eben eine Dame weggebracht werden sollte, die des unzarten Schauspiels müde war. Nun traten ein Büffel und ein Tiger auf den Kampfplatz, ein wüthender Angriff entspann sich von beiden Seiten; der Tiger sprang beim ersten Anfall auf den Kopf seines Gegners und zerfleischte dessen Genick, wurde aber bald so gewaltig abgeworfen, daß er fast den Rückgrat brach und zum fernern Kampf untüchtig ward. Ein kleiner Elephant wurde jetzt auf einen Leoparden losgelassen; der Kampf war kurz und entscheidend; der erstere ließ sich auf die Kniee nieder und durchstieß seinen Gegner mit seinen stumpfen Fangzähnen. Als wir von der Thierhetze zurückkamen, wartete unserer ein Frühstück im königlichen Palaste; das weiße Tafeltuch wurde abgenommen, und auf das darunter befindliche grüne Tuch eigens abgerichtete Wachteln gesetzt, die man nach Art der englischen Hähne mit einander fechten ließ. Diese Belustigung ist unter den vornehmern Eingebornen sehr üblich, und bei solchen Gelegenheiten werden große Summen verwettet, während die Eigenthümer der Vögel und die Zuschauer müßig umherstehen, und ihre Huka's schmauchen. Ende gut, Alles gut. Als Schlußscene dieses kampfesheißen Tages wurden Elephantenkämpfe angekündigt. Die Zuschauer nahmen in einer langen Veranda Platz. Der Fluß Gumty strömt in einem engen Bett dicht unter den Mauern des Palastes und am jenseitigen Ufer bot ein großer, offener, sandiger Platz einen angemessenen Raum für die Darstellungen dieser gigantischen Athleten. Die für diese Kämpfe aufgezogenen Elephanten sind große, starke Männchen, die, dadurch daß man sie mit starkem Gewürz füttert, in einem beständigen Zustande von Wuth erhalten werden. Auf der weiten Ebene vor uns sahen wir mehrere dieser Thiere einzeln und grimmig hin und herschreiten, jeder seinen Mahaut auf dem mit einem starken Flechtwerke bedeckten Rücken, an das der Treiber sich während des Kampfes einklammert. Jedem Elephanten gehen zwei oder drei mit langen Lanzen bewaffnete Männer zur Seite, eine Waffe, vor der dieses Thier große Furcht hat. Wir sahen bald zwei Kämpfer von den entgegengesetzten Seiten der Ebene langsam auf einander losgehen; je näher sie sich kamen, desto schneller wurden ihre Schritte, bis sie endlich mit einem gewaltigen Stoß zusammenrannten, ihre Rüssel in einander schlangen und sich so hin und herstießen, bis der Eine sich überwunden fühlte, mit guter Manier umkehrte und den Stoß seines Gegners mit dem Rücken auffing. Dieser war so gewaltig, daß der Mahaut des fliehenden Elephanten herabstürzte, zum Glück aber weit aus dem Wege des Verfolgers flog und so mit einigen Beulen davon kam. Fünf oder sechs Paare fochten auf diese Weise, zeigten aber wenig Kampfgier; denn diese klugen Thiere erkennen die Ueberlegenheit ihres Gegners auf der Stelle. Ich hatte nun die weitberühmten Thierkämpfe von Lucknau, auf die ich so lange schon begierig gewesen war, gesehen, und zwar bei einer Gelegenheit, wie sie nur selten Jemand geboten wird; allein ich muß gestehen, meine Erwartung wurde nicht befriedigt. Ehe die Gesellschaft den Palast verließ, trug Se. Majestät großes Verlangen nach einer Huka, die Einem vom Stab gehörte, und die auf eine ganz neue Art gearbeitet war. Der König war von der neuen Erfindung so bezaubert, daß er den Wunsch, sie zu kaufen, nicht unterdrücken konnte, und auf der Stelle mit seiner köstlichen Erwerbung davon eilte, um sie den 550 liebenswürdigen Bewohnern seines Zihnanah zu zeigen. Am Abend unterhielt uns ein piemontesischer Taschenspieler im Dienste des Nababs, mit seinen gewandten Kunststücken; er war ganz der Mann, einem stumpfsinnigen orientalischen Despoten die Zeit zu vertreiben.“

Die vorzüglichen Eigenschaften eines Elephanten, wie sie ein Käufer verlangt, lernte der Verfasser auf dem Markte zu Hurdwar kennen, wohin er gegangen war, um sich ein Maulthier für die Gebirgsreise zu kaufen. „Der Preis war 80 Rupien, eine Summe, für die man ein schönes Kamel hätte kaufen können. Wir nahmen einen eingebornen Mäkler mit uns, und die Art, wie Käufer und Verkäufer ihren Handel abschlossen, belustigte mich sehr. Beide reichten sich nämlich unter einem Tuche die Hände und die verschiedenen Gebote wurden durch gewisse Fingerbewegungen ausgedrückt. Der ganze Handel war in wenigen Minuten abgemacht, und dabei wohl viele Händedrücke, aber nicht ein einziges Wort gewechselt. Wir besichtigten demnächst einige zum Verkaufe ausgestellte Elephanten, deren Eigenthümer die Vorzüge ihrer Thiere so herausstrichen, wie ein Roßkamm die Eigenschaften seiner Pferde. An einem Elephanten rühmt man großen Kopf und Ohren, gewölbten Rücken, breite Füße, herabhängende Weichen, langen Rüssel, kurze Schenkel und stark nach vorn gebogene Fangzähne. Auf einen breiten Haarbüschel an der Spitze des Schweifes wird ebenfalls gesehen.“ (Fortsetzung folgt.)

Temperatur der Neger.

Donville hat auf seiner Reise in das Innere von Afrika wiederholte Beobachtungen über das Verhältniß der Körperwärme zwischen Weißen und Negern, nach Geschlecht, Alter u. s. w. angestellt und gefunden, daß die Temperatur eines Negers weit größer ist, als die eines Weißen; daß die Hitze bei Negerinnen größer ist, als bei fünfzehnjährigen Negern, dann aber geringer, aber immer noch größer, als bei den Weißen; daß die Neger, je älter sie werden, desto mehr an ihrer natürlichen Wärme einbüßen, und endlich, daß den alten Negern immer noch eine höhere Temperatur eigen ist, als den Weißen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 240. 27 August 1832.

Marokko.

1. Die Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Marokko kann in sechs Klassen eingetheilt werden: in Mauren, Araber, Schelluhs, Berbern, Juden und Neger. — Die Mauren, das entartete Geschlecht großer Vorfahren, stammen von jenen, die aus Spanien vertrieben wurden, nachdem die Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabella und die Flucht Boabdil's El Chico der maurischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel ein Ende gemacht hatten. Die Mauren bewohnen hauptsächlich die Städte, haben die höheren Stellen der Verwaltung inne und bilden das Heer; ihre Sprache ist das Mogreb oder Arabische des Abendlandes, mit spanischen Worten vermischt. — Die Araber, die Abkömmlinge der Wüste, leben auf den Ebenen zerstreut, unter Zelten, die größtentheils im Kreise angelegt sind, daher man sie Duars oder Lager nennt, und führen ein Hirtenleben. Wird der Boden unfruchtbar, das Gras spärlich oder sind die Zelte dergestalt mit Flöhen und anderem Ungeziefer überfüllt, daß es kein Mensch darin mehr aushalten kann, so brechen die Araber ihr Lager ab und suchen einen andern Ort, den sie vorzugsweise in der Nähe einer Quelle oder eines Heiligengrabes wählen. Sie sind gastfreundlich und haben sie ihr Wort gegeben, so kann man zuverlässig darauf zählen, was sie jedoch nicht abhält, große Diebe zu seyn. Abgehärteter Natur, sind sie von kleinem Wuchs, unter Mittelgröße. Die Mädchen sind in ihren ersten Jahren sehr schön, die Frauen hingegen furchtbar häßlich, da sie viel der freien Luft ausgesetzt sind, und die härtesten Arbeiten, besonders alle häuslichen, verrichten müssen. Die Sprache der Araber ist das Koreisch, oder Arabische des Koran, wiewohl sehr entstellt. — Die Berbern und die Schelluhs oder Chelluhs bewohnen die Gebirge des Atlas; und zwar erstere den nordöstlichen Theil bis zur Provinz Tedla; letztere von dieser Provinz gegen Südwest hin. Sie leben größtentheils in Dörfern, deren Häuser aus Steinen und Lehm erbaut und mit Schiefer gedeckt sind, manchmal aber auch unter Zelten und sogar in Höhlen. Wahrscheinlich sind sie die Ureingebornen des Landes, Ham's Abkömmlinge in gerader Linie, die durch die Einbrüche der Araber und Mauren nach den Gebirgen zurückgedrängt wurden. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist die Jagd; sie treiben jedoch auch Feldbau und besonders viele Bienenzucht. Durch ihre Lebensart werden sie weit kräftiger und rüstiger als ihre Nachbarn in der Ebene. Die Sprache der Schelluhs hat keine Aehnlichkeit mit dem Arabischen, obgleich sie sich vieler arabischer Worte bedienen. Schon langher suchte man die Frage zu lösen: ob die Sprache der Berbern und der Schelluhs nicht eine und dieselbe sey? Unverkennbar sind es zwei, jedoch nicht sehr von einander verschiedene Sprachen, die eine große Anzahl Worte gemeinschaftlich haben; man möchte sogar behaupten, daß sie nur zwei Mundarten derselben Ursprache, d. h. der Sprache seyen, die auf der ganzen hohen Bergkette des Atlas gesprochen wird und von Bahireh, am Ufer des Nils, bis an's Kap Nun am atlantischen Ozean, in einer Länderstrecke von mehr als 2000 Stunden verbreitet ist. Man hat übrigens Grund genug zu glauben, daß die Berbersprache das ursprüngliche Idiom des ganzen nördlichen Afrika's war; es ist die Sprache der Mozabies, der Wadragans, Wurgelans, Tuariks, wie es an den Grenzen von Aegypten und Abyssinien gesprochen wird. *) — Die Juden sind auch in diesem Theile des Kaiserthumes von Marokko wie anderswo der lebendige Beweis von jener, vor mehr als dreitausend Jahren ausgesprochenen Prophezeyung, daß sie in steter Absonderung, mit keinem andern Volke vermischt, leben würden. Die Mauren haben diese Vorhersagung, wahrscheinlich ohne sie zu ken-

*) Washington gibt folgendes Verzeichniß von Worten, um die Verschiedenheit derselben von dem Arabischen und die Aehnlichkeit der Berber- und Schelluh-Sprache zu bezeichnen.

	Arabisch	Berber	Schelluh
Brod	El Khobs	Aghroum	Aghruhm.
Wasser	Elma	Aman	Aman.
Kamel	Elmmel	Araam	Arume
Rufen	Tsata	Kerar (Imp.)	Ir-kerat.
Datteln	Tamur	Tene icayn	Tihne icayn.
Mittagessen	El istor	Imquilli	Imkelli.
Essen	Akal	En-nitsch	Ai-nisch.
Augen	Ayun	Allen	Alen.
Nase	Anf	Thinzarth	Tinzah
Füße	Rylaln	Etarran	Idarn
Honig	Asel	Tament	Tamint
Mensch	Rajel	Ergbaz	Argaz
Berg	Dsibel	Adrar	Adderar.
Morgen	S'bagh	Zik	Zik.
Sklave	El Abd	Issimgam	Issemg'h.
Sultan	Sultan	Aghullid	Aglid.
Dorf	Dschar	Thaddert	Thaddert h.
Frau	Murrah	Temthout	Tamtut.
Jahr	Sanat	Esougas	Aesugaz.

nen, nach ihrem ganzen Buchstaben erfüllt, indem sie die Juden zwangen, in besonderen Quartieren zu wohnen. Die Juden bilden ein zahlreiches und arbeitsames Völkchen; sie sind Handwerker, Dolmetscher u. s. w.; so gehen auch alle Handelsgeschäfte mit den Europäern durch ihre Hand. Man zwingt sie, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten und Bediente, Lastträger, Gassenkehrer u. s. w. abzugeben. Von den Mauren, die sie auf jede Art betrügen, verachtet und mißhandelt, haben sie gegen keine Beleidigung einen andern Schutz, als ihre Geduld, und selbst von maurischen Kindern müssen sie sich Unbilden gefallen lassen. Wenn ein Jude es waate, gegen eines nur die Hand aufzuheben, so würde es ihm das Leben kosten. Wenn er an einer Moschee vorübergeht, muß er die Schuhe ausziehen. Begegnet er Jemand vom Hofstaate des Kaisers, und wären es auch die alten Negerinnen des kaiserlichen Harems, so muß er gleichfalls die Schuhe ausziehen und aufrecht an der Mauer stehen bleiben, bis sie vorüber sind. So tief herabgewürdigt ist dieses Volk, aus dessen Mitte die europäischen Nationen ihre Dolmetscher und Handelskonsuln wählen müssen. Wenn dem Kaiser eine Botschaft, in Worten abgefaßt, wie sich ihrer eine Staatsgewalt zur andern bedient, oder eine etwas kräftige Erklärung zu überbringen wäre; so würde ein Jude kaum dazu sich hergeben, da auf der Stelle Tod sein Loos werden würde. *) — Die Neger, deren Zahl gering ist, sind Sklaven, und hier, wie in civilisirten Staaten, ein Gegenstand des Handels. Es gibt jedoch unter ihnen Einige, die sich einen gewissen Einfluß und hiedurch ihre Freiheit zu verschaffen wissen. Die Neger sind wegen ihrer Treue berühmt, und die Leibwache des Sultans, das einzige stehende Heer des Landes, das nicht über 5000 Mann zählt, besteht daher größtentheils aus Schwarzen.

Die Regierung von Marokko ist rein despotisch. Der Sultan ist das Oberhaupt der Kirche und des Staates, die hier beide unzertrennlich sind. Die mohammedanische Religion ist allein erlaubt und die Mauren sind in den kleinsten Verrichtungen, die durch sie vorgeschrieben sind, ängstlich gewissenhaft. Die Christen werden von ihnen als Menschen betrachtet, die gar keine Religion haben. — Die Gesetze sind Nichts als der Wille des Despoten, der in der Hauptstadt die Rechtspflege selbst verwaltet. In den Provinzen ist der Kalif oder Pascha das reine Abbild seines kaiserlichen Herrn. Indeß ist die Gerechtigkeit schnell bei der Hand und streng; der Grundsatz, nach welchem regiert wird, heißt: „Erhalte das Volk in Armuth, so wird ihm nicht die Lust zur Empörung kommen.“ — Die Heeresmacht besteht aus einer Art Landwehr, die sich auf Gebot des Kaisers erhebt; sie erhält keinen Sold, aber jedem Soldaten gibt man ein Pferd, und wenn die Milizen der Provinzen in die Hauptstadt kommen, erhalten sie ein kleines Geschenk. Die einzige stehende Truppe ist die schon erwähnte Leibwache des Sultans, deren Soldaten alle lange Musketen führen, mit denen sie sehr gewandt umzugehen wissen. Selbst im Galop feuern sie mit Sicherheit. Sie sind abgehärtet, schlafen auf dem bloßen Boden ohne alle Bedeckung, selbst in den kalten und feuchten Nächten; scheinen aber sonst nicht sehr furchtbar, da sie keinen Begriff von den Vortheilen einer Bewegung in Masse haben. Wenn ihr erster Angriff fehlschlägt, so können sie leicht in verworrene Flucht gebracht werden. Größtentheils sind sie gute Schützen; Niemand aber versteht sich auf die Bedienung des groben Geschützes. *)

Die Erziehung der Mauren beschränkt sich darauf, in den Schulen den Koran auswendig zu lernen und mit dem Pferde und den Feuerwaffen umgehen zu können. Die Musik ist den Mauren so gut wie unbekannt; eine Pfeife und eine Trommel, eine schlechter als die andere, bilden die einzigen Instrumente, denen man jedoch keine Harmonie zu entlocken versteht. Nur die Schelluhs haben ländliche Lieder von schwermüthigen und interessanten Melodien.

Die Mauren haben im Ganzen einen schönen Körperbau und sind von mittlerer Größe, obgleich ihre weiten, faltenreichen Gewänder sie auf den ersten Blick weit größer erscheinen lassen. Im reiferen Alter werden Männer wie Frauen wohlbeleibt, eine Folge ihres unthätigen Lebens. Sie haben sehr schöne Zähne, und ihre Hautfarbe ist wegen der mannichfaltigen Vermischung mit Negern von allen Schattirungen; jedoch bemerkt man, daß die Männer, je mehr sich ihre Farbe dem Schwarzen nähert, desto schöner und von desto entschlossenerem Wesen sind. Die Weiber, die in der Jugend schön sind, schwärzen sich Augenwimpern und Brauen mit Bleierz und färben sich die Fingerspitzen mit Hhenna, einer Pflanze, deren tiefes Orangegelb sehr wenig beiträgt, ihre Schönheit zu vermehren. Auch einige Männer, die Stutzer dieses Landes, ahmen diesen Gebrauch nach.

(Schluß folgt.)

*) Die Juden, sagt Ali Bey, sind die einzigen Goldschmiede, Blechschmiede und Schneider, die Marokko besitzt. Die Mauren sind bloß Seiler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Weber der Haiks, eines Stoffes, aus dem man Mäntel und weitärmelige Kaftans, die von oben bis unten vorn zugeknöpft sind, verfertigt.

*) Die Kouriere des Kaisers sind einfache Fußgänger, die vier Stunden in einer Meile machen, und den Weg von Marokko nach Tandscher, eine Entfernung von 110 Lieues, in sechs Tagen zurücklegen.

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichen Provinzen der argentinischen Republik waren damals in ihrer Stimmung für oder gegen Buenos Ayres so getheilt: Entro Rios, Corrientes und Missiones beobachteten eine Art Neutralität, bereit sich der stärkeren Partei anzuschließen. Santa Fe, Cordoba und La Rioja waren föderalistisch gesinnt und wurden von San Luis und Mendoza unterstützt. Tucuman und Santiago del Estero hatten die Partei der Unitarier ergriffen, und dieselbe Gesinnung herrschte auch, wiewohl nur schwach, in San Juan und Catamarca vor. Die Provinzen Salta und Jujuy lagen dem Schauplatz der Begebenheiten so ferne, daß sie dabei gar nicht betheiligt schienen. Uebrigens war es weniger die Gesinnung der Bevölkerungen, als die der Einzelnen, welche der Zufall an ihre Spitze geworfen hatte, welche die Provinzen zu dieser oder jener Partei hinüberrissen. Unter diesen Oberhäuptern der Provinzen verdienen nur zwei, die der föderalistischen Partei angehörten, einer beson-

dern Erwähnung. Der Eine war Bustos, Gouverneur von Cordoba, einer der reichsten und volkreichsten Provinzen nach der von Buenos Ayres. Schon mehrere Jahre her war er im Besitze der Macht und hatte sich darin mehr durch seine Geschicklichkeit im Ränkemachen, als durch offene Gewalt zu erhalten gewußt; Lust am Blutvergießen konnte man ihm nicht vorwerfen. Alle Verschwörungen gegen seine Person wurden von ihm an den Schuldigen mit Geldbußen gestraft und kamen so seiner Geldgier sehr zu statten, die zu befriedigen er kein Mittel scheute. Das Schattenbild einer Volksvertretung, das er beizubehalten für gut fand, gab jedem Geheiße von ihm dienstwillig seine Zustimmung und trug dazu bei, seine Gewalt zu befestigen. Die Wichtigkeit der von ihm beherrschten Provinz erhob ihn, ungeachtet seines geringen kriegerischen Talentes, an die Spitze der föderalistischen Partei im Innern des Landes, deren Gegner es daher vorzüglich auf seinen Sturz abgesehen hatten. Das zweite Oberhaupt des Föderalismus war Quiroga. Ganz von Bustos verschieden, war er eine jener finsteren und entschlossenen Seelen, deren undeugsamer Wille rücksichtslos durch Blut und Verbrechen seinem Ziele zuschreitet. Die allgemeine Sage bezüchtigte ihn zahlloser Unthaten, von denen viele schon seine früheste Jugend befleckt haben sollten, und durch die er sich den Namen des Tigers von La Rioja erworben hatte. Diese unglückliche Provinz seufzte unter seiner eisernen Hand, die den leisesten Versuch seine Gewalt anzutasten, mit dem Tode strafte. Seine Stärke, seine Geschicklichkeit zu Pferde und in allen Leibesübungen, seine Kühnheit und der Schrecken, den er einzuflößen wußte, hatten ihm eine unbeschränkte Macht über die Gauchos erworben, die stets bereit sind, dem Rufe des ersten besten unerschrockenen Führers zu folgen, der sie um sich versammeln will. Ich hatte Gelegenheit den Tiger von La Rioja in der Nähe zu sehen; nie malten sich tragischere Leidenschaften auf edleren Gesichtszügen.

Paz legte mit seinem schwachen Heere, ohne einen Widerstand zu finden, die hundert fünf und siebzig Stunden zurück, die Buenos Ayres von Cordoba scheiden. Bustos verrieth bei Annäherung der Gefahr alle Unentschlossenheit seines Charakters und seine volle militärische Unfähigkeit. Bis zum letzten Augenblicke schwankte er zwischen den zwei Wegen, die ihm offen standen: sollte er dem anrückenden Feind entgegengehen, oder ihn ohne Widerstand aufnehmen; denn wahrscheinlich hoffte er als Lohn einer freiwilligen Unterwerfung seine Gewalt anerkannt zu sehen. Erst als Paz schon vor den Thoren von Cordoba stand, faßte er einen Entschluß und rückte dem Feinde mit einer schwachen Truppe entgegen, die von den ersten Kanonenschüssen aus einander gesprengt wurde. Bustos selbst verdankte sein Heil nur der Schnelligkeit seines Pferdes und verlor auf seiner übereilten Flucht alle Papiere, die er bei sich führte. Er gewann La Rioja und Paz zog ohne Widerstand in die Stadt ein, die sein Gegner so schlecht vertheidigt hatte. Nachdem er in die Verwaltungsstellen neue Beamte eingesetzt hatte, war seine erste Sorge dahin gerichtet, die Milizen zu organisiren und von der befreundeten Provinz Tucuman Verstärkung zu fordern, da er mit Recht vermuthete, daß Quiroga bei dem Sturze seines Verbündeten kein müßiger Zuschauer bleiben würde. Auch zögerte der ungestüme Gouverneur von La Rioja nicht, einen Aufruf an seine Gauchos ergehen zu lassen, und nachdem er sie um sich versammelt hatte, nahm er den Titel „eines Obergenerals der Armee der freien Menschen und der Vertheidiger der Religion" an. Weniger unwissenden Menschen würde die letztere Eigenschaft, in der er auftrat, ein bitterer Hohn geschienen haben; allein man nahm sie buchstäblich und die Skapuliere, die er an seine Truppen austheilte, wurden mit begeisterter Andacht aufgenommen, ohne daß man die Hand beachtete, die sie vertheilte. In den Augen der Gauchos waren die Unitarier ketzerische Feinde der Religion, die sie umzustürzen suchten, um an ihrer Stelle die gottlosen Lehren Europa's einzuführen. Quiroga brach mit seinem Heere auf und kam bis an den Fuß jener Gebirgskette, die auf den Karten mit dem Namen Sierra de Champanchin bezeichnet zu finden ist, zog aber längs derselben hin, anstatt sie zu übersteigen und in gerader Richtung auf Cordoba loszugehen. Die Straße von dieser Stadt nach San Luis zieht sich nahe am äußersten Abhange dieser Gebirgskette hin, und indem der föderalistische General von dort aus sich auf Cordoba stürzen wollte, vermied er es auf die Tucumanos zu stoßen, von denen er wußte, daß sie unterwegs seyen, um sich mit dem Heere der Unitarier zu vereinigen. Ueberall zwang er auf seinem Wege die Einwohner, sich mit ihm zu vereinigen, und als er die Straße von San Luis, Ende Mai's 1829, erreichte, war seine Heeresmacht zu 4500 Mann angewachsen, eine schwache Armee in unsern Augen, die wir gewohnt sind, Massen auf das Schlachtfeld zu führen, aber beträchtlich genug, wenn man die dünn gesäete Bevölkerung Amerika's in Anschlag bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von dem berühmten Gebirgspaß, Schattul-Paß genannt, dessen Ersteigung mit vielen Gefahren verbunden war, gibt der Verfasser folgende Beschreibung:

„Nachmittags erstieg Obrist Dawkins den Rücken des Passes und überblickte das Thal. Er schilderte die Aussicht als höchst düster und wild; der Sudledschfluß war seiner hohen felsigen Ufer und der großen Entfernung wegen kaum sichtbar; im Hintergrund thürmte sich noch eine andere, mit Schnee bedeckte Gebirgskette auf, von der einige Gipfel alle anderen des Erdballs an Höhe übertreffen; die höchste Spitze des Dewalgiri ist 26,000 Fuß hoch. Der Schattulpaß hat eine Höhe von 15,560 Fuß, und der unersteigliche Fels, der sich auf seiner rechten Seite in die Wolken erhebt, wird auf 27,055 Fuß berechnet. Der Schattulpaß behauptet folglich rücksichtlich der Höhe fast gleichen Rang mit dem Montblanc, der sich 15,630 Fuß über die Meeresfläche erhebt."

Besonders beachtenswerth sind die Bemerkungen des Verfassers über den gegenwärtigen Zustand des Mahrattenstaates:

„Am westlichen Ufer des Chumbul, sagt Kapitän Mundy, begegneten wir dem Major Fielding, der dem Residenten am Hof Scindia's beigegeben war, von mehreren angesehenen Chefs begleitet, unter denen sich unter andern der Oberbefehlshaber der Kavallerie und der Minister des auswärtigen Angelegenheiten befanden. Sie hatten eine Bedeckung von tausend Pferden bei sich nebst einem Haufen Lumpengesindel, wie ich es je sah, und das man mit dem Namen Soldaten beehrte. Daß ihre Ausrüstung schlecht ist und schlecht gehalten wird, darf nicht befremden, wenn man weiß, daß die Truppen meist jahrelang auf ihren Sold warten müssen. Alle zwei oder drei Jahre zetteln sie eine Meuterei an, und dann zahlt Scindia aus, wobei immer zwei Drittel des Rückstandes für Führung der Rechnung, Papier, Dinte, Schreiber u. s. w. abgezogen werden, ein genügender Beweis, wie es um Mannszucht, Treu und Glauben bei den

Mahratien steht. Es muß auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, daß Soldaten in einem Dienst aushalten, in dem sie so schlecht behandelt werden; sie ziehen ihn sogar dem englischen vor, und zwar aus leicht einzusehenden Gründen. Die englische Mannezucht ist streng, die ihre dagegen sehr nachsichtig; die englischen Sipoys erhalten ihren guten Sold regelmäßig, aber außerdem nichts, wogegen die mahrattischen Truppen, wenn die Bezahlung ausbleibt, dem wehrlosen Reiot mit Gewalt Alles nehmen können, was ihnen nur ansteht, ohne deßhalb zur Rechenschaft gezogen zu werden. Major Fielding erzählte uns, daß unser Besuch in diesem Lande den Truppen eine höchst willkommene Veranlassung zu einer jener periodischen Verschwörungen gegeben habe, und daß sie sich einstimmig geweigert hätten, während der Anwesenheit des britischen Oberbefehlshabers auszurücken, wenn man nicht ihre Rückstände bezahle. Der Maha-Radschah war also, wohl oder übel, genöthigt gewesen, seinen Schatz um nicht weniger als fünf Laks Rupien zu diesem Zweck ärmer zu machen. Das Aussehen der Mahratten ist schlecht und nimmt nicht für sie ein; sie haben weder den schönen Wuchs noch die edle Haltung der Moslimen, noch die feinen Züge und die zierliche Gestalt der südlichen Hindus. Uns erschienen sie überdieß noch in einem um so ungünstigern Lichte, da wir gerade aus einer Gegend kamen, die von zwei der schönsten Menschenschläge Indiens, von den Seikhs und Rohillas, bewohnt wird. Da sie indeß anerkannt tapfere und erfahrene Soldaten sind, so ersetzt Dieß den Mangel an persönlichen Vollkommenheiten hinlänglich. Nachmittags besuchten die beiden Minister Scindia's den englischen Oberbefehlshaber und stellten ihm ungefähr vierzig Chefs des Landes vor; ein roher, ungeschlachter Haufe, von eisenfresserischem, martialischem Aussehen, bis an die Zähne mit Schilden, Dolchen von allen möglichen Formen und mit ungeheuern Schwertern bewaffnet. Als jeder Einzelne vortrat, um seinen Nuzzar darzubringen, benahmen sie sich auf eine höchst nachlässige, übermüthige Weise, die von den meisten wahrscheinlich eigens für diese Gelegenheit eingelernt worden war. Ein Offizier unsers Stabs fragte Einen von ihnen, ob er persisch verstehe, und erhielt die trotzige Antwort: „Wir sind Soldaten wie ihr, und verstehen wenig mehr als fechten.“ Am Abend hielt der Oberbefehlshaber ein Durbar, um den Prinzen Hindu Rao, den nächsten männlichen Verwandten der Beyi Sahib, oder Königin-Regentin, während der Minderjährigkeit des Maha-Radschah, zu empfangen. Seine Ankunft ward zuerst von athemlosen, mit Lanzen bewaffneten Hurkaras verkündet, bald darauf aber von dem fernen Geklingel von Glocken und den mißlautenden Tönen von Trompeten und Schalmeien, und endlich von den flimmernden Spitzen der langen Lanzen seines aus tausend Reitern und dreißig der vornehmsten Anführer bestehenden Gefolges außer Zweifel gesetzt. Die Art, wie Se. Hoheit reiste, war uns gänzlich neu, und schien mehr einem rauhen Krieger, als einem weichlichen orientalischen Herrscher angemessen. Statt des gewöhnlichen, mit Silber beschlagenen und zur Hälfte mit weichen Polstern angefüllten Haudah, war sein ungeheuer großer, schöner Elephant mit einer Art doppelten Sattel versehen, der sich hoch über den Rücken des Thieres erhob und mit köstlichen Decken belegt war. Der Prinz saß rittlings auf dem vordern Theil des Sattels, die Füße in silbernen Steigbügeln, und leitete sein Thier mit einem langen silbernen Ancus; den Rücksitz aber nahm auf gleiche Weise ein vollständig bewaffneter Lieblingsdiener ein. Hindu Rao ist ein Mann von starkem, gedrungenem Körperbau, mit einem muthigen, fast wilden Gesicht; sein Benehmen gegen den britischen Oberbefehlshaber war kalt, stolz und bis zur Beleidigung nachlässig. Es befremdete mich nicht, von seinen eigenen Leuten zu hören, daß er ein hochmüthiger, herrschsüchtiger Fürst und für seine unmittelbare Umgebung ein grausamer, tyrannischer Herr sey. Sein Anzug zeigte eine Mischung von gesuchter Pracht und Nachlässigkeit; er trug einen Turban von rothem Musselin, sehr geziert auf das eine Ohr geschoben, und auf mahrattische Weise mit einem grünseidenen, mit Silber durchwirkten Band unter dem Kinn gebunden. Die Mitte des Leibes war mit einer gelbseidenen Binde gegürtet, die ein langes gerades Schwert in einer Scheide von gelbem Sammet und mit einem langen, grünseidenen mit silbernen Franzen besetzten Ortband versehen, festhielt; Ober- und Unterarm waren mit schweren goldenen Armbändern, und sein dicker, muskulöser Hals mit ungefähr vierzig Schnüren gelber Perlen umgeben. Unter all diesem, in die Augen fallenden Gepränge trug er indeß statt des zierlichen Kihmeab der übrigen Chefs, ein einfaches, grobes Unterkleid von weißem Kattun, das nur deßhalb nicht am Hals befestigt zu seyn schien, um zu zeigen, wie wenig er sich aus der Kälte mache und das daher den vollen Anblick seiner breiten braunen Brust gestattete. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten nahm Hindu Rao auf eine nicht viel freundlichere Weise Abschied, und machte sich auf den Rückweg. Seine üble Laune wurde wahrscheinlich dadurch noch mehr gereizt, daß unser Oberbefehlshaber den Wunsch der Regentin, daß er und sein Gefolge baarfuß vor dem kleinen Radschah erscheinen möchten, abgeschlagen hatte. Diese Vorschrift der Etikette wurde nach einigen Debatten erlassen, und wir gehen nun als Soldaten, gestiefelt und gespornt, nach Hofe.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der tödtliche politische Haß, der die Parteien in Frankreich entflammt, hat sich wieder in einem neuerlichen Ereignisse zu Mamers, Departement der Sarthe, kund gegeben. Dem dortigen Maire und dem Generalsekretär der Präfektur wurden Kistchen zugeschickt, und durch beigelegte Briefe bedeutet, daß dieselben Papiere von großer Wichtigkeit enthielten, aber auf eigene geheimnißvolle Art verschlossen seyen, und nur geöffnet werden könnten, wenn man mit einem Hammer stark auf die Nägel an den vier Ecken schlage. Diese Umstände erregten natürlich Verdacht; man öffnete die Kisten mit großer Vorsicht, und fand darin vier eiserne Pistolenläufe, die mit gehacktem Blei geladen, über das Kreuz gelegt und mit eisernen Nägeln an einander befestigt waren. An der Pulverkammer dieser Läufe waren Zündhütchen angebracht, die durch die angezeigten Schläge losgehen und die Explosion dieser kleinen Höllenmaschine bewirken sollten. Der Maire, so wie der Sekretär der Präfektur sind als Anhänger der neuen Regierung und große Gegner der Karlisten bekannt.

*

Coimbra ist gleich Oporto in der Geschichte Portugals stets als der Sitz der Freiheit betrachtet worden, und seine Einwohner büßten zu verschiedenen Zeiten mit ihrem Blute als die Schlachtopfer des Despotismus. Auf dem öffentlichen Platze dieser Stadt war es, wo Don Miguel so viele Studenten der Universität, der ersten des Königreichs, hinrichten ließ. Coimbra ist die Hauptstadt der Provinz Beira, und liegt sehr malerisch an beiden Ufern des Mondego, 92 englische Meilen südlich von Braga, 64 südlich von Oporto und 100 nordöstlich von Lissabon. Es zählt 5000 Häuser, 11,600 Einwohner, besitzt eine berühmte Universität, ein Spital, einige Leinwand- und Tuchmanufakturen u. s. w. Auch eine große Menge irdener Waaren wird hier verfertigt, deßgleichen sehr niedliche Arbeiten von Horn und Bein, die durch das ganze Königreich versendet werden. Mit der Universität, die an 2000 Studenten zählen soll, ist eine gute Sternwarte, ein schöner botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches Theater und ein Naturalienkabinet verbunden. Coimbra war früher die Residenz der Könige von Portugal, nachdem Guimarens es gewesen war. Es ist der Sitz eines Bischofs, des Suffragans des Erzbischofs von Braga, und war früher auch der eines Inquisitionsgerichtes, außer dem es im Königreiche nur noch zwei gab. Der Mondego theilt die Stadt in zwei Hälften, die durch eine schöne steinerne Brücke verbunden sind. Die Häuser sind niedlich und sauber, die Straßen gut gepflastert. Es schien, daß Don Pedro von dieser Stadt aus seinen eigentlichen Angriff auf Lissabon zu machen vorhatte.

•

Zu Lausanne sah man am 1 August, gegen Mittag, auf dem Platze La Palud, nahe bei dem Brunnen, mitten aus dem Pflaster eine anderthalb Fuß hohe Flamme aus dem Boden schlagen. Dieser Erscheinung folgte ein schwarzer Dampf, der nach Theer roch. Die angestellten Untersuchungen haben zu keiner Erklärung geführt. Der mehrere Fuß tief aufgegrabene Boden wurde hart und fest befunden. Mehrere Leute versicherten, schon am Morgen dasselbe Phänomen einige Schritte weiter davon bemerkt zu haben.

•

Zu Paris verkauft man gegenwärtig in den Straßen vergoldete Austern. Man bedient sich hiezu einer Auflösung Braunstein-Hydrochlorat, in einer gleichen Quantität von Wasser, worin die Austern einige Tage liegen gelassen werden, worauf sie wie vergoldet aussehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 241. 28 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Bei Mainz setzten wir auf das rechte Rheinufer über und kamen durch das Nassanische und Hessendarmstädtische in das Großherzogthum Baden, nach Heidelberg. Hier setzten wir uns auf das große Faß, betrachteten das Schloß und durchstreiften die Laubgänge des sehenswerthen Gartens. Von da fuhren wir, unser Angesicht noch einmal der Hauptstadt Frankreichs zukehrend, nach Mannheim. Das Unwohlseyn eines unserer Reisegefährten nöthigte uns, einige Stunden in letzterer Stadt zu verweilen, die übrigens wenig Stoff zu Betrachtungen gab, außer etwa zu der, daß sie, wie eine oder zwei andere Städte, die wir unlängst gesehen hatten, die Ueberzeugung in uns befestigte, wie gerade die Symmetrie und Regelmäßigkeit, die große Städte prachtvoll machen, dergleichen kleinere kahl und unbedeutend erscheinen lassen.

Es war ein freundlicher Herbsttag, als wir, auf unserem Wege nach Paris, auf das linke Rheinufer zurückkehrten. Die Wünsche des Kranken schienen die Wiederkehr seiner Kräfte anzuzeigen und so hofften wir denn das Gebirge, das die Rheinpfalz an ihrer südwestlichen Seite begränzt, zurückzulegen und Kaiserslantern auf der großen napoleonischen Heerstraße vor der Raststunde zu erreichen. Der Hauptzweck unserer Reise war erfüllt, und wie bei Allen, die ihre Absicht erreicht haben, ging auch unser Verlangen jetzt vorzugsweise darauf hin, möglichst bald nach Hause zu kommen. Wenige Poststationen überzeugten uns jedoch, wie nothwendig dem Kranken immer noch Ruhe nöthig sey. Diese Ueberzeugung kam uns — zum Unglück freilich, wie ich damals glaubte — zu spät, denn wir hatten bereits die Ebene der Rheinpfalz hinter uns und fuhren eben der erwähnten Bergkette zu — einem Zweig der Vogesen und in der Gegend unter dem Namen der Haardt bekannt. Einen solchen Fall hatten wie nicht vorausberechnet und frühere Erfahrungen uns Mißtrauen gegen die Wirthshäuser dieses vereinzelten Theiles des Königreichs Bayern eingeflößt. Ich bedauerte eben noch unsere übereilte Fahrt bitterlich, als uns der Kirchthurm von Dürkheim aus den Weingärten entgegenschaute; denn, wenn man dem Fuße der Berge näher kommt, so schwillt der Boden immer mehr sanft an, und die Rebgelände werden immer häufiger. Das Dorf oder Städtchen schien uns, als wir näher kamen, nicht viel zu versprechen, allein der Postillion versicherte uns hoch und theuer, das Posthaus sey ein Gasthof für einen König und was den Wein anbelange — nun, dessen Lob wußte er nicht besser zu preisen, als mit einem tüchtigen Knall seiner Peitsche, eine gar beredte Freudensbezeugung für einen Deutschen seines Standes. Wir verhandelten die Frage, ob weiter zu fahren, ob zu halten sey, mit einem guten Theil Bedenklichkeiten bis zu dem Augenblicke, wo der Wagen vor dem Schilde zum schwarzen Ochsen anfuhr. Ein recht wohlhäbig aussehender Bürger kam heraus, um uns zu empfangen. Für eine gute Bewirthung bürgte uns offenbar die umfangreiche Entwicklung seiner Person, die in dem Schildzeichen gar keine üble Versinnbildlichung fand, und die frische Herzlichkeit in der Art seiner Gastfreundschaft entfernte jeden Argwohn hinsichtlich der künftigen Rechnung. Gewinnt auch Der, welcher viel reist, an Menschenkunde, so verliert er dagegen wieder an den Annehmlichkeiten, die das Leben versüßen. Ein beständiger Verkehr mit Menschen, die unaufhörlich gewohnt sind, fremde Gesichter zu sehen, die mit ihren Diensten nur solchen Leuten zu Gebot stehen, die sie wohl nicht wieder brauchen werden, und die der meisten Verantwortlichkeiten und Verknüpfungen eines dauernderen Verkehrs überhoben sind, läßt den selbstsüchtigen Hang unserer Natur in seiner mindest anziehenden Gestalt erscheinen. Geschliffenheit mag sich wohl eine scheinbare Freundlichkeit zu geben wissen, unter der sie ihr gewöhnliches Spekuliren auf des Reisenden Tasche verbirgt, allein es liegt in der Natur der Dinge, daß eben ein solches Spekuliren vorhanden ist. Die Gewinnsucht wächst, gleich allen andern Leidenschaften, je mehr man ihr fröhnt und darum finden wir denn auch Die, welche an vielbesuchten Straßen wohnen, weit habgieriger, als die, in welchen die Begierde, weil sie keine Nahrung findet, noch verborgen ruht.

Das ehrliche Gesicht, das biedere Wesen und offene Benehmen unseres Dürkheimers Wirths waren uns Bürge, daß man bei ihm keine von den Beutelschneidereien zu befürchten hatte, wie dergleichen bei einem andern Theile seiner Gewerbsgenossen üblich sind, die sich dafür, daß sie an wenig von Reisenden besuchte Orte gebannt sind, dadurch an dem Schicksal zu rächen suchen, daß sie jede Postchaise als eine besondere Gottesgabe ansehen. Er hatte auch einen Garten, in welchem er uns, während die Pferde gewechselt wurden, zu verweilen einlud und Dieß auf eine Art, aus der man

sah, daß es ihm bloß darum zu thun war, uns ein Vergnügen zu machen, und daß ihm wenig daran lag, ob wir nur eine Stunde oder eine ganze Woche blieben. Mit einem Wort, sein Benehmen war so schlichter, freundlicher, natürlicher und gewinnender Art, daß es uns auf's Lebhafteste an die Heimath erinnerte und zugleich ein wohlthuendes Vertrauen begründete, das von einer unschätzbaren moralischen Wirkung ist. Besaßen wir auch zu viel Erfahrung, um blindhin auf Hörensagen Eigenschaften zu vertrauen, die man dieser oder jener Nation beizulegen pflegt, so sprach uns doch sein ächtdeutsches treuherziges Aussehen an, und — was uns am meisten gefiel — war die deutsche Reinlichkeit und behagliche Einrichtung, die wir hier im reichlichen Maße und ohne die ärgerliche Zuthat jener windmachenden und aufdringlichen Anmaaßlichkeit vorfanden, welche Einem dieselben Vorzüge an gar zu abgeschliffenen Leuten verleidet. Das Haus war keine Bier trinkende und schmauchende Allerweltseinkehr, wie so viele Gasthöfe in diesem Theile der Welt, sondern hatte abgesondert gelegene Sommerhäuschen in dem Garten, wo der ermüdete Reisende auch wirklich der Ruhe pflegen konnte. Bei solchen lockenden Aussichten, beschlossen wir zu bleiben und säumten nicht, den ehrsamen Bürger von dieser unserer Willensmeinung in Kenntniß zu setzen. Unsere Erklärung wurde mit großer Höflichkeit aufgenommen und nicht in gleichem Falle mit dem unsterblichen Fallstaff sah ich schon zum Voraus, daß ich „mir's in meiner Herberge würde wohl seyn lassen dürfen," ohne ausgebeutelt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während sich Dieß im Innern des Landes begab, waren die Unitarier in Buenos Ayres selbst durch Lopez und Rosa, die die Stadt mit zwölftausend Mann eingeschlossen hielten, hart bedrängt; Banden, die kaum irgend eines Befehls achteten, durchzogen die umliegende Gegend und suchten sie mit Raub und Verwüstung heim; um das Maaß des Unglückes voll zu machen, benützten die Indianer diese innere Entzweiung und drangen bis ins Herz der Republik vor, indem sie ihrer Gewohnheit zufolge Alles ermordeten, was in ihre Hände fiel, die Heerden hinwegtrieben und die Gebäude in Brand steckten. Mehrere Niederlassungen auf der Straße von Buenos Ayres nach Cordoba waren auf diese Weise von Grund aus zerstört worden, und schon verwüsteten sie die Umgegend der kleinen Stadt San Luis, die wehrlos mitten in den Pampas lag und ihren Angriffen am meisten ausgesetzt war. Dreihundert Mann, die Blüthe der Bevölkerung dieser Provinz, die nicht mehr als fünfzehnhundert Einwohner zählt, waren im Monate Januar gegen diese mordgierigen Indianerbanden ausgezogen, um sie in ihre Wildnissen zurückzutreiben, aber bis auf den letzten Mann umgekommen. So schienen sich überall, wohin das Auge sich wendete, Indianer, Anarchie, Bürgerkrieg und alle Uebel, die in seinem Gefolge sind, zum völligen Untergange dieses unglücklichen Landes verschworen zu haben.

Ich befand mich damals auf dem Wege von Chili nach Buenos Ayres, in Gesellschaft dreier Franzosen, die durch Handelsgeschäfte in die Südsee geführt worden waren, aber zu ihrer Rückkehr nach Europa diesen Weg statt der gefürchteten Fahrt um das Kap Horn gewählt hatten. Es war ein nicht wenig abenteuerlicher Gedanke, mitten unter den Schrecknissen des Bürgerkrieges quer durch den amerikanischen Kontinent gehen zu wollen, und bei jedem unsrer Schritte schienen sich neue Hindernisse aufzuthürmen, um unsre Weiterreise aufzuhalten. Die schreckhaftesten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, und die Einwohner der Orte, durch die wir kamen, baten uns oft flehentlich, nicht weiter zu gehen. Wenn man sie hörte, so liefen wir unvermeidliche Gefahr, wenige Stunden davon von Banden ermordet zu werden, die in der Umgegend umherschweiften und die am Abend vorher an diesem oder jenem Orte gesehen worden seyn sollten. Die Behörden selbst weigerten sich manchmal, uns Pässe zu geben, um nicht den unfehlbaren Tod auf ihr Gewissen zu laden, dem wir entgegengingen. In Mendoza waren wir so einen ganzen Monat zurückgehalten worden. Zu San Luis sahen wir uns durch die Indianer, die die Stadt eingeschlossen hielten, gezwungen, vierzehn Tage liegen zu bleiben, wobei wir uns mit den Waffen in der Hand den angesehensten Einwohnern anschlossen, die das Haus des Gouverneurs besetzt hielten, dessen Bauart gegen einen plötzlichen Ueberfall Sicherheit verhieß. Endlich nachdem sich die Indianerhorden mit ihrer Beute zurückgezogen hatten, ließ man uns abreisen; aber da wir dem Heere Quiroga's ausweichen wollten, das unserer Berechnung nach um diese Zeit die Straße von Cordoba erreicht haben mußte, entschlossen wir uns geradezu die Sierra de Champanchin zu übersteigen. Dieser Entschluß wäre uns beinahe verderblich geworden, da Quiroga nicht so schnell marschirt war, als wir berechnet hatten, und wir kamen nur drei Stunden nach seiner Hinterhut zu Piedra Blanca an, einem kleinen Dorfe, das am Fuße der Sierra liegt. In wenigen Tagen hatten wir dieselbe überstiegen und kamen am ersten Junius zu Cordoba an.

Cordoba ist eine von jenen wenigen Städten in Amerika, die Erinnerungen an eine bedeutsamere menschliche Thätigkeit erweckt. Die übrigen bieten größtentheils nichts als Spuren alter oder neuer Kriege, und vergebens sucht der Reisende in dem langen Schlummer, in dem sie seit ihrer Gründung begraben lagen, nach irgend einem Ereignisse von höherem Werthe. Zur Zeit, als in diesen Gegenden die Jesuiten noch allmächtig waren, als sie — welche Vorwürfe und Anschuldigungen man gegenwärtig auch auf ihren Namen häufen mag — dort die Künste und Wissenschaften Europa's verbreiteten, war Cordoba von ihnen zum Mittelpunkte ihrer geistigen Heerschaft gewählt worden. Sie hatten hier eine Hochschule gegründet, auf der die Studenten von Oberperu, Chili und Buenos Ayres zusammenströmten. Noch bis auf diesen Tag stehen ihre Gebäude, ihre Kirchen und die übrigen Denkmäler die von ihrem unternehmenden Geiste zeugen. Aber die innern Räume sind verödet und ein kleineres Kollegium, das einer neueren Zeit angehört, vereint einige junge Leute, die größtentheils der Stadt selbst angehören. Cordoba ist nichts mehr geblieben, als die Erinnerung Dessen, was es war und jener unerklärliche Zauber, der allen spanischen Städten eigen ist. Wer durchwandeete die Kolonien dieser einst so großen Nation, mit Augen um zu sehen

und einer Seele um zu fühlen, und hätte nicht unter den farblosen Himmel seiner europäischen Heimath einige jener Erinnerungen mit zurück gebracht, die alle Erschütterungen unsres morschen Staatenlebens nicht zu verwischen im Stande sind? Wer gedächte nicht jener im hellsten Sonnenglanz ausgebreiteten Städte mit ihren Terrassen; jener weißen Häuser mit ihren dreifachen Höfen; jener Straßen, die alle in rechten Winkeln sich kreuzen und in der Mittagsstunde wie ausgestorben sind; jener Gebäude, deren maurische Architektur sich mit der Baukunst des Mittelalters mischt; jener Sitten, die von einem Anhauch orientalischen Lebens gefärbt sind; jener Frauen mit ihren anmuthvollen Bewegungen, die den Tag über klösterlich verschlossen in den ersten Stunden der Nacht schaarenweise zum Vorscheine kommen? Alles Dieß findet man zu Cordoba, wie zu Lima, Santiago und Buenos Ayres. Selbst seine Umgebung bildet einen passenden Hintergrund zu jenen Erinnerungen an arabische Civilisation. Am Saume einer unabsehbaren sandigen und versengten Gegend gelegen, die vom Fuße der Andes nach allen Richtungen hin sich ausbreitet, gewahrt man von den Terrassendächern seiner Gebäude nichts als niedere Sandhügel, mit Gesträuchen bedeckt, wie sie Afrika eigen sind, und dazwischen Kaktus, Aloen und andere von jenen derben Gewächsen, wie sie nur auf kiesigem Grunde fortkommen. Hie und da geben grüne Triften der Landschaft einige Abwechslung, während sich am westlichen Horizont in geringer Entfernung die Sierra erhebt, deren schwarze Kette gegen Norden sich in die Gebirge von Tucuman verliert. Der Rio Primero hat dort seinen Ursprung, und nachdem er die Stadt, die an seinem Ufer liegt, bespült hat, nimmt er seinen Lauf gen Morgen, wo er sich in den Lagunen der Pampas verliert. Hiezu denke man sich einen Himmel, dessen Klarheit das ganze Jahr hindurch in unveränderlichem Azure strahlt und allein schon das Leben wünschenswerth machen kann, und man wird kaum des Glaubens sich erwehren können, diese Stadt, diese Gegend, dieser Himmel seyen durch einen Zauberstab aus dem Vaterlande der Mauren in die Ebenen Amerika's versetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Kapitän Mundy sagt von der Audienz bei dem Knabenkönige Rao Scindia: „Die Scene war selbst für uns, die wir doch so viele orientalische Höfe gesehen hatten, neu und interessant, die Ceremonie überraschend, der Ort der Zusammenkunft ganz geeignet, Prunk zur Schau zu legen. Die Zusammenkunft fand nämlich auf einer ziemlich großen, zur Hälfte mit amphitheatralisch aufsteigenden Anhöhen umgebenen Ebene statt, wo die Aussicht durch die auf vorragenden Felsen liegende, düstere Festung Gwalior begränzt wurde. Die ganze Ebene war von der Reiterei des Mahrattenfürsten bedeckt, deren glänzende Lanzen und flatternde Fahnen wir bis zum Fuß des Felsen unterscheiden konnten, und jede Erhöhung des Bodens war mit Zuschauern überfüllt. Die Elephanten und die Ausrüstung der nächsten Umgebung des Radschah waren mit Allem überladen, was barbarische Pracht nur zu ersinnen vermag. Der Elephant Hindu Rao's, das schönste Thier dieser Art, das ich noch je gesehen, war auf das Prächtigste geschmückt; den ganzen Kopf und Rüssel mit den reichsten Farben bemalt, trug er ein hohes Stirnband von starkem Silber in durchbrochener Arbeit, und jeder seiner gewaltigen Fangzähne stak in einer silbernen Scheide, reich mit erhobener Arbeit geziert. Seine Schenkel, deren jeder den Umfang einer vierzigjährigen Stechpalme hatte, umschlangen schwere silberne Ketten, Glocken von dem nämlichen Metall hingen an beiden Seiten herab, seine Ohren waren mit ungefähr sechs Fuß langen silbernen Ohrringen geschmückt und seine Decken, deren Franzen fast bis auf den Boden herabreichten, waren von Gold und Silber gesticktem Sammet. Die Elephanten der Mahratten — jene wenigstens, die für den Suwarrih bestimmt sind — haben einen ganz eigenen Gang und eine ihnen eigenthümliche Haltung. Die Chefs sind sehr stolz auf ihre Thiere, und finden ein Vergnügen daran, sie allerhand Künste zu lehren. Als der Zug an einem Höfling vorbei kam, der auf einem kleinen Elephanten ritt, so ließ er ihn niederknien, mit dem Rüssel grüßen und immer auf den Knien dem Zuge noch eine ziemliche Strecke folgen. Sobald Scindia bis auf ungefähr hundert Schritte heran gekommen war, hielt er seinen Elephanten an, und nachdem der Ceremonienmeister wenigstens zwanzigmal zwischen beiden hohen Häuptern hin und hergegangen war, wurde ein Platz von den gemeinen neugierigen Mahratten gesäubert, die eben so wie jeder andere Pöbel gern zu gaffen schienen. Beide Parteien stiegen zugleich aus ihren Haudahs und betrachteten sich gegenseitig mit Blicken, die eher erbitterte Feinde, die zum Kampfe bereit sind, als Freunde zu verkünden schienen, die sich in Friede und Eintracht zu besuchen gekommen waren. Der alte Kommandant mit seinem dreieckigen Pilzbubengesicht, schritt endlich nebst dem Residenten voran und hinter ihm paar und paar die Stabsoffiziere, die dem Maha-Radschah vorgestellt wurden, der — wahrscheinlich zuvor gut in die Lehre genommen — unsern Gruß kalt und nachlässig erwiderte. Maha Radschah Mukub Rao Scindia, der Sprößling von Peischwa's Pantoffelträger, ist ungefähr zwölf Jahre alt, und für einen Mahratten ein recht wohlgewachsener, gut aussehender Knabe, doch von ungewöhnlich dunkler Hautfarbe. Er trug einen einfachen karmoisinrothen Turban mit diamantener Agraffe und seine kleine Person war verschwenderisch mit Perlen, Smaragden und Diamanten geschmückt. Sobald die Vorstellung des englischen Stabs vorüber war, wurden die Mahrattenhöflinge, vierzig an der Zahl, dem britischen Oberbefehlshaber auf gleiche Weise vorgeführt; einige von ihnen waren sehr reich, andere aber sehr ärmlich, ja sogar unsauber gekleidet. Jetzt fand die brüderliche Umarmung zwischen Sr. Herrlichkeit und dem Knabenkönige statt; nach dieser Ceremonie bestiegen wir sämmtlich unsre Elephanten, und nachdem wir Sr. Majestät einen Vorsprung von einer Viertelstunde gelassen hatten, damit er den Palast vor uns erreiche, folgten wir ihm nach dem „Mahrattenlager." Die amphitheatralischen Hügel rings um uns waren mit einer wogenden Masse von Zuschauern bedeckt, die sich alle bis auf die Erde neigten, wenn der kleine Despot vorüberkam. Eine Batterie von ungefähr dreißig Stücken Kameelartillerie trennte beide Züge und machte ein gewaltiges Feuer. Nachdem wir einen Engpaß der Hügelkette zurückgelegt hatten, breitete sich plötzlich in einem ziemlich fruchtbaren, waldbewachsenen Thale das Mahrattenlager vor unsern Blicken aus, das indeß einem Lager nicht im Geringsten ähnlich war. Statt der Zelte blickten überall schöne, schneeweiße Minarets, Tempel und Paläste zwischen den Bäumen hervor, und wir befanden uns bald in einer eben so langen und fast eben so reichlich mit Läden versehenen Straße, als die Tschandih Tschauk in Delhi."

„Ich muß, sagt der Verfasser schließlich, diesem Volk die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß meine Bekanntschaft mit ihm, so vorübergehend sie auch war, mir eine weit bessere Meinung von ihm beibrachte, als ich zuvor von ihm hatte. Diese wandernde, zügellose Horde von Freibeutern, die so viele Jahre lang die fruchtbaren Provinzen Indiens gleich einem Heuschreckenschwarme verwüstete, hat sich endlich unter einer regelmäßigen Regierung vereinigt, begnügt sich mit den Einkünften ihres Gebiets und sucht ihre Nachbarn nicht mehr mit räuberischen Einfällen heim. Sie verdanken diese Verbesserung ihres Zustandes vielleicht mehr der Furcht vor der britischen Macht, als dem eigenen Hang zum Bessern; wie Dem aber auch sey, die Wirkung ist immer ersprießlich. Das Eigenthum wird jetzt unter den Mahratten geachtet, Gastfreundschaft und Treu und Glauben gegen Fremde geübt, und die Köpfe stehen jetzt so ziemlich sicher auf ihren Schultern."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich gibt es in Portugal eine Sekte, welche glaubt, daß der König Sebastian, der im Jahre 1578 in Afrika umkam, nicht gestorben sey, sondern einst als Befreier des portugiesischen Volkes wieder kehren werde, ein Glaube, dessen Aehnlichkeit mit unserer Volkssage vom Rothbart im Kiffhäuser in die Augen fällt. Diesen seltsamen Wahn stützen sie auf eine Menge Visionen, Prophezeinngen, Kometen und andere schreckliche Vorzeichen. Die Anhänger dieser Sekte sind sonderbarer Weise vorzüglich in Brasilien zahlreich geworden, und sollen sich auf mehr als 2000 Köpfe belaufen. Walsh in seinen Notizen über Brasilien erzählt in Bezug hierauf Folgendes: „Ich wurde einem dieser Visionäre im Kloster San Antonio vorgestellt. Es war ein Greis von einigen sechzig Jahren, kräftigem Körperbau und sanftem Aeußern. Anfangs sprach er viel über allgemeine Gegenstände, endlich aber brachte ich ihn auch auf den König Sebastian Nun begann er, als wenn ich eine Saite berührt hätte, die alle seine Gefühle in Schwingung versetzte, eine Rede voll Feuer und Leben; indem er eine lange Reihe von Prophezeiungen mit unermüdlicher Geläufigkeit, zur Begründung seines Glaubens vorbrachte. Jede revolutionäre Bewegung der neueren Zeit galt ihm seiner festen Ueberzeugung nach als ein zuverlässiges Vorzeichen der Rückkehr des verlorenen Königs. Ich sah einen andern solchen Schwärmer, der Eisenhändler in der großen Straße von Rio war; er verkaufte mehrere Gegenstände an verschiedene Personen, die ihm den doppelten Preis gleich nach der Ankunft des Königs Sebastian zu bezahlen versprachen und er machte sich anheischig, seinen Schuldnern bis dahin nichts abzufordern."

Die Tochter Lord Byrons, Augusta Ada Noel Byron, hat jetzt ihr siebzehntes Jahr erreicht, und ist durch Schönheit wie durch Geist ausgezeichnet. Sie wird die Erbin des großen Vermögens ihres Großvaters, des Sir Ralph Milbanke Noel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 242. 29 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Bald war der Wagen untergebracht und das Gepäck in den Zimmern. Die Leute vom Hause sprachen zuversichtlich, dabei aber immer bescheidenlich, von dem Zustande der Speisekammer, allein es fehlten bis zur Zeit des Mittagsessens nach unsrer Gewohnheit noch einige Stunden und wenn wir schon ziemlich oft Gelegenheit zu der Bemerkung gefunden hatten, daß in Deutschland eine Mahlzeit eigentlich nie zur Unzeit kommt; so wurde dennoch, ohne die Winke, welche, dem Anschein nach mehr aus Menschenfreundlichkeit als in gewinnsüchtiger Absicht gegeben wurden, zu beachten, unsere gewohnte Essensstunde genannt, und um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte ich: „War es mir doch, als hätte ich einige Ruinen auf dem nahe gelegenen Berge bemerkt, als wir zum Dorfe hereinfuhren?" — „Wir nennen, Dürkheim eine Stadt mein Herr," versetzte unser Wirth zum schwarzen Ochsen; „es ist freilich keine von den größten, indessen war sie doch, zu ihrer Zeit, einmal sogar eine Hauptstadt." Hier biß der ehrsame Bürger mit einem kichernden Lachen in die Mundspitze seiner Pfeife, denn es war ein Mann der von dergleichen Orten, wie London, und Paris, und Peking, und Neapel, und St. Petersburg oder wohl gar von der Bundesstadt *) auch ein Wort gehört hatte. — „Eine Hauptstadt! — vermuthlich der Wohnort eines Ihrer kleineren Fürsten; aus welchem Hause war denn Ihr Landesherr?" — „So ist's, mein Herr. Vor der französischen Revolution war Dürkheim eine Residenz" (so nennt man nämlich in Deutschland die Hauptstädte, wo der Landesfürst seinen Hof hält) „und gehörte den Fürsten von Leiningen, die hier ein Schloß hatten, das im Revolutions-Kriege verbrannt wurde. Nach den letzten Reichskriegen wurde der regierende Herr mediatisirt und bekam eine Länderentschädigung auf drüben über dem Rhein."

Da wir für den Ausdruck mediatisirt kein gleichlautendes Wort in unserer Sprache haben, so dürfte eine Erläuterung seiner Bedeutung nicht überflüssig seyn. Deutschland sowohl, wie der größte Theil von Europa, war früher in zahllose kleine Bundesherrschaften getheilt, die ihre Entstehung und Gewalt dem Lehenwesen verdankten. Je nachdem nun der Zufall, oder überwiegende Fähigkeiten, oder Familienverbindungen oder Verrätherei den Interessen der stärkeren dieser Fürsten förderlich waren, verschwanden allmählich ihre schwächeren Nachbarn ganz und gar oder erhielten neue und untergeordnete Stellungen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. In dieser Weise hat sich Frankreich aus einem ursprünglichen, aber vergleichsweise unbedeutenden, Königreiche durch die Hinzuschlagung der Bretagne, Burgunds, Navarra's, der Dauphiné, der Provence und Normandie und vieler anderer Landschaften zu seiner jetzigen Staatengröße herangebildet; und auf gleiche Weise verschmolzen die sieben Herrschaften in England zu einem Reiche. Das Bundessystem Deutschlands hat diese Lehnseinrichtungen mehr oder weniger bis zu unseren Zeiten fortgeführt und forterhalten. Die Gebietsgestaltung und Erweiterung Oestreichs und Preußens hat übrigens viele dieser kleinen Fürstenthümer verschlungen und die durch Napoleon's Staatskunst herbeigeführten Wechselfälle gaben allen in der Nähe des Rheins gelegenen ohne Unterschied den Todesstreich. Unter dieser letztern Zahl waren auch die Fürsten von Leiningen, deren Besitzungen Anfangs der französischen Republik beigeschlagen wurden, dann zum Kaiserreiche gehörten und seitdem unter die Herrschaft des Königs von Bayern übergingen, der, als der legitime Erbe des Herzogthums Zweibrücken, in diesem Theile Deutschlands einen Länderkern von hinlänglicher Größe besaß, um den Wiener Kongreß zu veranlassen, seinem Reiche noch weitere Gebietstheile zuzuscheiden, und dadurch einer künftigen Vergrößerung Frankreichs eine haltbare Schranke vorzuschieben. Da die entsetzten Souveraine ihren hergebrachten Rang beibehalten dürfen, und dabei nöthigenfalls die verschiedenen regierenden Häuser mit Gemahlinnen und Gatten versehen, so ist der Ausdruck mediatisirt gar nicht unpassend für ihre Stellung gewählt.

„Der junge Fürst war erst die letztverwichene Woche hier," fuhr unser Gastgeber fort; „er logirte dort in dem Pavillon und hielt sich einige Tage auf. Wie Sie wissen, ist er der Sohn der Frau Herzogin von Kent und der Stiefbruder der jungen Prinzessin, die wahrscheinlich einmal Königin von England wird." — „Hat er noch Besitzungen hier oder steht er sonst in Beziehungen zu Ihrer Regierung?" — „Alles was man ihm gegeben hat, bestand in baarem Gelde oder liegt drüben über dem Rhein. Er kam bloß hierher, um die Ruinen seiner alten Stammburg zu besu-

*) Washington d. Ue.

chen." — „So waren es also die Ruinen der Burg Leiningen, die ich auf dem Berge sah, als wir hereinfuhren?" — „Sie verzeihen, mein Herr. Sie haben die Ruinen der Abtei Limburg gesehen; die von der Hartenburg — so hieß die Burg — liegen tiefer hinten im Gebirg." — „Was! eine zerfallene Abtei und eine zerfallene Burg dazu? — Da ist ja Beschäftigung genug für den Rest des Tags. Eine Abtei und eine Burg!" — „Und die Heidenmauer und der Teufelsstein." — „Wie! Heidenmauer. . . . Teufelsstein. . . . ! Sie sind ja reich an Sehenswürdigkeiten!" — Der Wirth fuhr mit philosophischem Ernst zu rauchen fort — „Haben Sie einen Wegweiser, der mich auf dem kürzesten Wege nach diesen Orten bringen kann?" — „Das kann jedes Kind." — „Ja, ich wünsche aber Jemand, der französisch sprechen kann — denn mein Deutsch ist nicht eben klassisch." Der ehrsame Gasthalter nickte mit dem Kopfe. — „Es ist ein gewisser Christian Kinzel hier," hob er nach augenblicklichem Besinnen wieder an, „ein Schneider; er hat nicht viel Kundschaft und war eine Zeit lang in Frankreich; er kann Sie auf Ihrem Ausflug begleiten."

Ich gab zu verstehen, daß es für einen Schneider recht zuträglich seyn dürfte, seine Kniee einmal zu strecken. Dem Wirth zum schwarzen Ochsen gefiel der Einfall, er that die Pfeife ganz aus dem Munde und lachte sich tüchtig aus. Seine Lustigkeit kam so recht vom Herzen, wie bei einem Manne ohne List und Trug. Die Sache war bald ins Reine gebracht. Es wurde nach Christian Kinzel geschickt und ich ging inzwischen, meinen kleinen Reisegefährten bei der Hand nehmend, langsam voraus, in Erwartung des nachkommenden Führers. Da indessen der Leser viel mit dem, gleich zu beschreibenden Orte zu thun haben wird, *) so dürfte es ihm lieb seyn, eine genaue Kenntniß der Ortsgelegenheit zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem Roman selbst nämlich. D. Ue.

M a r o k k o.

4. Die Bevölkerung.

(Schluß.)

Die Tracht der Mauren ist schön und malerisch; sie besteht in einem weitärmeligen Hemde und sehr umfangreichen Pluderhosen von weißer Leinwand, über die die Meisten einen hellgelben oder blaßblauen Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die bis an die Handwurzel zugeknöpft sind. Viele fügen dazu noch einen bunten Gürtel; über das Ganze aber wird ein Haik geworfen, ein Mantel von Schaf- oder Baumwolle oder Seide, der wie eine römische Toga getragen wird. Manchmal fügt man hiezu noch eine Art Ueberwurf mit Kapuze, Sulham genannt, meist von weißem Kasimir. Dieser gleichfalls sehr weite Mantel, der bis auf den Boden reicht, wird jedoch nur bei kaltem oder regnerischem Wetter getragen. Die Kopfbedeckung besteht in einer rothen Mütze, um die ein Bund von weißem Musselin, in Gestalt eines Turbans geschlagen wird; eigentlich aber ist der Turban nur jenen Mauren zu tragen gestattet, die eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. Die Füße sind mit Pantoffeln oder Stiefeln von gelbem Marokinleder bedeckt. Der Haik wird ebensowohl von den Frauen als von den Männern getragen; manchmal ist er auch nur das einzige Kleidungsstück und oft von so feinem Stoffe, daß er durchsichtig ist. Die Weiber tragen stets rothe Pantoffeln, aber weder Männer noch Frauen Strümpfe. *) Das gemeine Volk bedient sich als Kleidung einer Art Sack von grober Wolle, durch den oben und an beiden Seiten Löcher eingeschnitten sind, um Kopf und Arme durchzustecken. Dieses Sackkleid nennt man Dschellabia. Den Juden sind farbige Kleidungsstücke untersagt. Ein schwarzer Burnu, eine Kappe und Schuhe von gleicher Farbe sind das Zeichen ihrer Erniedrigung.

Die gewöhnliche Nahrung der Mauren besteht aus Kuskasu oder Kuskassu, oder Kuskussu, ein Gericht, das aus Hammelfleisch und Geflügel, mit Gemüse aufgekocht, besteht und in einer groben irdenen Schüssel, die bis zum Ueberlaufen angefüllt ist, aufgetragen wird, aber eben so schmackhaft als nahrhaft ist. Ein solches Gericht wird auf den Boden gestellt, und zehn oder zwölf Personen setzen sich mit untergeschlagenen Beinen um dasselbe herum. Stühle, Tische, Messer, Gabeln, Löffel, Teller sind den Marokkanern unbekannte Dinge. Kaffee wird nicht getrunken, wohl aber Thee, den man einem Besuche zu jeder Stunde des Tages vorsetzt. Dieß ist außer dem Wasser das einzige Getränke der Mauren; Wein und andere geistige Getränke sind durch den Koran verboten, indeß gibt es nicht selten Beispiele, daß man das Gesetz überschreitet. Die Mauren rauchen keinen Tabak, aber schnupfen sehr stark; manchmal rauchen sie jedoch auch Hanfblätter, die gleich dem Opium berauschende Kraft besitzen. Auch der Körner einer Pflanze, Kihf genannt, welche gleiche Eigenschaft zu haben scheint, bedienen sie sich hiezu.

Die hervorstehendsten Züge des maurischen Charakters sind Trägheit, Stolz, Unwissenheit und Sinnlichkeit. Obgleich in einem Zustande der kläglichsten Unwissenheit, verachten die Mauren doch alle andern Völker, die sie nur als Barbaren betrachten. Eben so geht ihre Bigotterie über alle Begriffe. Auf dem Wege von Tandscher nach Marokko sagten fast alle Reisenden, die der Karawane der Europäer und Mauren begegneten, zu dem Anführer der letztern: „Behüt' Euch Gott vor der Berührung der Kaffers." Die Sinnlichkeit der Mauren kennt keine Gränzen; selbst die Gesetze der Natur werden von ihr mißachtet. Wenn die körperliche Kraft erschöpft ist, sucht man ihr durch künstliche Mittel nachzuhelfen. Man hört oft abgelebte Greise sagen, sie würden die Hälfte ihres

*) Beide Geschlechter, sagt Lemprière, tragen gern am Gürtel eine Art Rosenkranz. Die reichen Leute bedienen sich seiner als eine Art Spielwerk, mit dem sie tändeln. Auch Uhren führen sie gern, aber nur zum Staate, es ist ihnen gleichviel, ob sie gut oder schlecht sind. „Die Frauen, fügt er hinzu, dürfen nur mit verhülltem Gesicht ausgehen, und durch ihre ganze Erziehung sind sie darauf hingewiesen, kein anderes Gesetz als den Willen ihres Haustyrannen anzuerkennen. Dennoch kommt Untreue unter ihnen nicht selten vor. Während der Abwesenheit ihres Mannes geben sie oft Liebhabern, die als Weiber verkleidet sind, ein Stelldichein. Kommt der Mann zurück, so sieht er vor der Thüre die Pantoffeln einer Nachbarin, die bei seiner Frau auf Besuch ist, und hütet sich wohl ihn durch seinen Eintritt zu stören.

Vermögens für einige Stunden von Jugendkraft geben. Die Mauren bringen den größten Theil des Tages damit zu, herumzuschlendern und in halbwachem Zustande hinzudämmern. Sie haben eine so große Abneigung vor dem Gehen und Stehen, daß wenn zwei oder drei Personen sich begegnen und nur einen Augenblick miteinander plaudern wollen, sie sich am nächsten besten Ort niedersetzen, um ihrer Unterhaltung zu pflegen. Mit Ausnahme ihrer kriegerischen Uebungen zu Pferde, Lab el Barod genannt, die darin bestehen, im Galop zu laden, zu feuern, mitten im Fluge anzuhalten u. s. w., erheben sie sich nur selten aus ihrem lethargischen Zustande von Unthätigkeit und Sorglosigkeit. Bei allen diesen moralischen Fehlern sind sie jedoch gastfrei und mit einer großen Ergebung im Unglück gewaffnet. „Allah bra," Gott hat es gewollt, ist ihr Trost in allen Anfechtungen. Das Volk ist größtentheils von starkem Körperbau, genießt einer dauerhaften Gesundheit und lebt lange. Das Klima trägt dazu unstreitig viel bei; indeß sind im Lande Aussatz, Augenkrankheiten, Elephantiasis, Wasserbrüche und Syphilis nicht unbekannt. Ihre Arzneimittel sind höchst einfach und bestehen aus einigen Pflanzen. Eine furchtbare Landplage, die Pest, sucht sie alle zwanzig Jahre heim, dennoch ergreifen sie gegen dieselbe keine Sicherheitsmaßregeln. Die Heuschrecken, die in Zeiten großer Dürre sich zeigen, richten gleichfalls große Verwüstungen an, fressen oft den ganzen Pflanzenwuchs auf und lassen eine vollkommene Wüste hinter sich. Eine nicht minder große Plage sind die wilden Thiere, von denen es im Atlas, vorzüglich im südlichen Theile desselben wimmelt und die in die Ebene herabkommen, wenn sie der Hunger treibt.

Das maurische Pferd ist meistentheils von großer Schönheit; es ist stärker auf den Knochen als das andalusische, was wahrscheinlich der besseren Weide zuzuschreiben ist. Auch in Bewegung und Bau ist es von ihm ziemlich verschieden; es hebt den Fuß nicht so hoch auf und greift besser aus; auch ist es breiter gestellt. Es schläft nicht stehend, wie das spanische Pferd und hat einen sehr sichern Tritt, selbst im Galop auf unebenem Boden. Die maurischen Pferde sind vierzehn bis fünfzehn Faust hoch und von allen Farben; sie haben eine wallende Mähne und einen starken Schweif, den man nie stutzt, doch schneidet man ihn in der Jugend den Thieren manchmal mit dem Scheermesser, um ihm eine bizarre Gestalt zu geben. Die Mähne eines schönen Rosses ist zwei und einen halben Fuß lang, und der Schweif streift die Erde. Es wird selten vor dem vierten Jahre geritten. Stuten reiten die Mauren gar nicht. Im Innern des Landes kostet ein gutes Pferd hundert spanische Dollars, ungefähr 500 Fr.; keines darf aber ohne besondere Erlaubniß des Kaisers außer Landes geführt werden. Das Pferd der Berberei wird auf der Reise unter Tags nicht gefüttert; erst am Ende des Weges bindet man es an, zäumt es ab, nimmt ihm aber nicht den Sattel ab; dann gibt man ihm so viel Wasser als es trinken kann, dann Haber und Häckerling, das man, soweit es mit seinem Halse reichen kann, um dasselbe herstreut. Auf diese Weise legt es sich selten, oder man darf vielmehr sagen, gar nicht nieder, schläft sehr wenig, bleibt jedoch sehr munter. Herzschlächtige Pferde sind selten. Das Pferd wird übrigens für zu edel gehalten, als daß es die Juden reiten dürften; es ist ihnen nur auf Maulthieren zu reiten gestattet. Der Zügel der Pferde ist so lang, daß man sich seiner auch als Peitsche bedienen kann. Man kann Personen, denen man auf dem Wege zu Pferde oder zu Fuß begegnet, keine größere Ehre erweisen, als wenn man in gestrecktem Galop auf sie ansprengt, als wollte man sie über den Haufen reiten, dann aber plötzlich anhält und ihnen eine Muskete unter der Nase abfeuert. Die Schnelligkeit der maurischen Pferde ist sehr groß, die des Dromedars hingegen benimmt den Athem: es macht in vier Tagen mehr als dreihundert Stunden.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke des Kapitäns Skinner, das zwar nicht so umständliche Beschreibungen mohammedanischer Sitten und Gebräuche enthält, als das der Frau Mihr Hassan;*) dagegen aber reich an neuen, trefflich gezeichneten Skizzen aller Art ist. Der Verfasser eröffnet seine Schilderungen mit einer Beschreibung seiner Reise durch die Sunderbunds nach Dinapur, auf welcher er in einem Budscherau (Transportfahrzeug) eine Flotte begleitete, die eine bedeutende Truppenzahl an Bord hatte. Aus dieser Fahrt auf dem Ganges, zwischen von Tigern bewohnten Wäldern, deren Bäume an manchen Stellen so tief in das Wasser herabhängen, daß sie oft die Schiffe beschädigen und ihren Lauf hemmen, heben wir folgende Stelle aus:

„Bald nachdem wir Comercolly, den Sitz einer großen Faktorei, verlassen hatten, überfiel uns der erste jener Nordweststürme, die hier im Monate März herrschen, und die wir vierzehn Tage hindurch jeden Abend zu bestehen hatten, so daß bereits der 10 März herangekommen war, ohne daß wir noch den Ganges erblickten. Diese Orkane bieten, sowohl bei ihrer Annäherung, als auch bei ihrem Abzuge ein prachtvolles Schauspiel, nur sind sie während ihrer Dauer sehr lästig. Die erste Nacht hindurch, wo uns ein solcher Sturm befiel, waren unsre Boote unter einem hohen Ufer von lockerm Sand, das jeden Augenblick auf uns herabzustürzen drohte, von allen Seiten, wo sich nur ein Tau anbringen ließ, neben einander befestigt. Der Himmel hatte sich schon seit einiger Zeit verfinstert; wir waren also auf den Ausbruch des Sturmes gefaßt. Wolken von Staub verkündeten jetzt sein Herannahen, und bedeckten unsre Budscherans und Boote, die auf und nieder wogten, als wären sie auf offener See, und mit gewaltigem Krachen gegen einander schlugen. Die Bootsleute und Schiffsknechte waren eben, an nichts Arges denkend, mit Bereitung ihres Essens beschäftigt, als der Sturm ausbrach; bald waren ihre Feuer ausgelöscht, die Töpfe umgestürzt, ihre Turbane und Kleider fuhren im Winde dahin; Jeder eilte so schnell als möglich an Bord zu kommen. Es stürmte furchtbar, und ein starker Hagelschauer begleitete den Orkan, dessen haselnußgroße Steine so gewaltig auf dem Dache meines Budscherau rasselten, daß ich fürchtete, sie würden es durchschlagen. Heftiger Regen, von brüllendem Donner begleitet, stürzte herab, und die schnell auf einander folgenden Blitze schwebten so unausgesetzt über unsern vor Anker liegenden Booten, daß sie in Feuer zu stehen schienen. Es war stockfinster, aber die von allen Seiten herabschießenden Feuerstrahlen beleuchteten die Scene hinlänglich. Der Blitz schien nicht von Einer Seite des Himmels herzukommen, das ganze Firmament war eine einzige Flamme und öffnete sich jeden Augenblick, um ein Feuermeer auszuströmen. Viele unsrer Leute konnten ihre Boote nicht mehr erreichen, und wir sahen, wie sie sich verzweiflungsvoll da anklammerten, wo sie sich befanden. Hie und da barst ein Tau, Boote rissen sich los und vermehrten die Verwirrung; mehrere wurden gegen die Mitte des Stromes getrieben, deren Bemannung um Hülfe schrie, die man aber nicht leisten konnte, da Niemand genau anzugeben wußte, nach welcher Richtung hin sie geworfen worden waren; Gegenstände aller Art: Hüte, Turbane, Stroh, zerbrochene Töpfe, Feuerbrände, ja sogar Trümmer der bereiteten Speisen flogen durch die Luft, kurz es war eine höchst tragikomische Scene. Ein solcher Orkan wüthete gewöhnlich ungefähr eine halbe Stunde lang, dann nahm er allmählich ab, und nur die Blitze flackerten in matten blauen Flammen noch eine Zeit lang auf den Masten der schaukelnden Boote."

„Im Monat April, sagt Kapitän Skinner ferner, fühlten wir die Wirkung der heißen Winde, und da wir Neulinge im Orient waren, so hatten wir keine Vorkehrungen getroffen, um uns gegen sie zu schützen. Es ist fast unmöglich, sich eine Vorstellung von ihrer drückenden Schwüle zu machen; sie stellten sich gewöhnlich gegen 10 Uhr Vormittags ein, und wehten zuweilen so heftig, daß wir nicht weiter fahren konnten, sondern genöthigt waren, unsere Fahrzeuge an einem niedern Ufer von weißem

---

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 72 u. f.

Sand anzulegen. Die Hitze war dann so drückend, daß selbst die geringste Bewegung eine unerträgliche Last wurde, und dennoch wogten die Budscherans so heftig auf und nieder, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick ruhig zu bleiben. Wolken von Sand wurden aufgejagt und drangen durch alle Ritzen unserer Kajüten. Die armen Eingebornen saßen außerhalb, ganz zu Boden gedrückt von der Hitze, und wurden von den vorüberfliegenden Staubwolken eingepudert; Alles sah weiß aus, die Erde war ausgedorrt, die Bäume versengt, alle natürliche Feuchtigkeit war ausgetrocknet, und die Menschen, eingestäubt wie büßende Fakirs, schienen ganz leblos zu seyn, gleich den bezauberten Bewohnern jener Stadt an der indischen Küste in Tausend und Einer Nacht."

Die folgende Schilderung von Delhi übertrifft alle, die wir bereits über diese, so wie über andere Städte des Orients kennen:

„Die Straßen aller orientalischen Städte sind gewöhnlich nicht viel mehr als düstere Durchgänge. Stößt man in Groß-Kairo unglücklicherweise auf einen Zug verschleierter Schönheiten, auf Mauleseln sitzend, so muß man entweder schnell umkehren, oder sich, wagt man es, von Neugierde getrieben, stehen zu bleiben, der Gefahr aussetzen, an der Mauer zu einer Mumie zusammengedrückt zu werden. Die Tschandy-Tschoke in Delhi macht jedoch von dieser Regel eine Ausnahme; denn sie ist vielleicht die breiteste Straße, die irgend eine Stadt des Orients aufzuweisen hat. Die Häuser derselben sind größtentheils nach vorn heraus mit Balkonen versehen, auf denen die Männer, leicht mit weißem Musselin bekleidet, ihre Huka's schmauchend, und auch zuweilen Frauen sitzen, die, der Sittsamkeit zum Trotz, unverschleiert sich einem ähnlichen Genuß überlassen. Der Lärm in dieser so volkreichen Stadt ist sehr groß; denn jedes Haus scheint so überfüllt mit Menschen zu seyn, wie ein Bienenstock. Die Bevölkerung beträgt fast 200.000 Seelen auf einem Raume von sieben (englischen) Meilen, denn so viel haben die Mauern des neuen Delhi im Umfange. Was sie vor andern orientalischen Städten auszeichnet, ist, daß hier Alles öffentlich verhandelt wird; die Menschen sprechen so laut sie nur können, und selbst bei Gesprächen über die gleichgültigsten Dinge glaubt man sie im heftigsten Zanke begriffen; hiezu das Wiehern der Pferde, das Geläute der Heerden, das Rasseln der Karren und das Klopfen der Klempner und Grobschmiede (denn alle Handwerke werden in einem vordern offenen Raume jedes Hauses betrieben); dann das trompetenartige Gebrüll der Elephanten, nebst dem Brummen der Kamele, das zuweilen von dem Geheul eines Leoparden oder einer Pantherkatze (die hier mit einer Kappe verhüllt auf den Straßen zur Jagd verkauft werden) unterbrochen wird; ferner das unaufhörliche Getöse der Tam-Tams, die schrillenden Töne einer Pfeife und das Gekreisch einer Violine, von den schlechten Stimmen der Sänger begleitet. Alles Dieß reicht hin, um selbst einen eben nicht schwachnervigen Menschen in Verzweiflung zu bringen. Unter den Einwohnern mohammedanischer Städte scheint eine solche Geselligkeit zu herrschen, daß man sich bald heimisch fühlt. Betritt ein Fremder die Stadt, und findet mehrere in einer Unterhaltung begriffen, so darf er sich unbedenklich anschließen und mit, so vielem Interesse theilnehmen, als ob er mit jedem Einzelnen schon von Jugend auf bekannt wäre; dann mag er Einem der Gesellschaft seine Pfeife bieten, oder sie wird ihm von Einem angeboten (ein sicheres Zeichen der Gastfreundschaft), sich niedersetzen und seine Begebenheiten zutraulich erzählen, als wäre er unter Brüdern. Die Häuser sind meist von unregelmäßiger Bauart und nicht selten mit höchst seltsamen Verzierungen aufgestutzt. Verschiedenfarbige Vorhänge hängen vor den Thüren, mit buntscheckigen Feldern bemalte Schirme dienen als Fensterläden und die Gewohnheit, Tücher, besonders Schärpen von allen Farben, blaßrothe, blaue, gelbe, grüne und weiße auf den Giebeln der Häuser aufzuhängen, gibt diesen das lustige Aussehen eines Schiffs, das an einem Gallatage mit allen seinen Flaggen geschmückt ist. Die von den zahlreichen Fuhrwerken aufgeregten Staubwolken und die Insekten, welche die Läden der Pastetenbäcker umschwärmen, sind die lästigste Plage. Der ranzige Geruch der häßlichen Gebräue, die man hier fortwährend unter seinen Augen bereiten sieht, und der Gestank, der die ganze Stadt durchzieht, lassen vermuthen, daß nur selten eine Moschuskarawane von Kolen hier durchkommt. In Tausend und Einer Nacht ist, wenn ich mich recht entsinne, eine Geschichte von einer Prinzessin, die einem Zuckerbäcker droht, ihn enthaupten zu lassen, wenn er seine Torten nicht pfeffere. So despotisch diese Dame auch scheinen mag, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß dieser Ausspruch eine Satyre auf das orientalische Backwerk sey; denn das einzige Mittel, es genießbar zu machen, ist, es dergestalt zu würzen, daß es seinen ursprünglichen Geschmack verliert. Der Zuckerbäcker, dem diese Anmuthung gemacht wurde, fiel, wie ich glaube, als Märtyrer für die Ehre seines Gewerbes; denn er wollte sich nichts vorschreiben lassen, und ich bin der Meinung, daß nichts in der Welt seine heutigen Zunftgenossen vermögen könnte, ihr Gebäck auf irgend eine Weise zu verbessern.

„Durch die Stadt zu reiten, erfordert viele Vorsicht und eine gewisse Geschicklichkeit. Man muß den ganzen Weg über ohne Aufhören rufen, drängen und um sich stoßen, um die in den Straßen wogende Menge zu warnen. Bald muß man sich durch eine Karawane beladener Kamele durchdrängen, bald einem Zug Elephanten ausweichen, und wenn das Pferd sich, was häufig der Fall ist, vor den letztern scheut, so gehört viele Gewandtheit dazu, nicht in die siedenden Kessel zu stürzen, die zu beiden Seiten der Straße reihenweise vor den Buden der Garköche aufgepflanzt stehen. Oft ergreift die Furcht beide Theile, und man kann leicht denken, welche Verwirrung die Elephanten dann in der Straße anrichten, wenn sie einem herankommenden Reiter zu entfliehen suchen. Auf einem meiner Spazierritte durch die Stadt überfiel mich eine Art Samum, den eine vornehme Person veranlaßte, die mit großem Gefolge durch die staubige Stadt ihren Einzug hielt. Wird man von einem solchen Sturm überfallen, so braucht es lange Zeit, bis man wieder zu sich selbst kömmt und unterscheiden kann, wo man sich befindet. Die unbedeutende Veranlassung zu diesem Tumulte lag ruhig in einem glänzenden, gelben, mit vergoldetem Schnitzwerk überladenen Palankin. Voraus ging ein langer Zug seltsam aussehender, höchst phantastisch gekleideter Menschen auf Pferden und Dromedaren reitend. Die Thiere waren mit goldbortirten Scharlachdecken behangen, ihr Geschirr mit Schellen an Schellen besetzt, und außerdem trugen sie noch silberne oder goldene Halsbänder, von denen kleine Glöckchen herabhingen, die taktmäßig nach dem Trott der Thiere erklangen. Die Reiter waren in weite tuchene Kaftans gekleidet, die vom Hals bis auf die Knöchel herabreichten, um die Mitte des Leibes mit einem weißen oder grünen baumwollenen, in Falten gelegten Shawl gegürtet, und des bequemen Reitens halber auf beiden Seiten von der Hüfte abwärts offen waren. Jeder war mit einem Säbel bewaffnet und trug eine Flinte mit Luntenschloß auf der rechten Schulter; ein Helm, bei einigen von Stahl, bei andern von Zinn, in Gestalt einem Schüsseldeckel nicht unähnlich, schmückte den Kopf; eng anliegende, bis zum Knie reichende Reiterstiefel, über denen die weiten Pluderhosen zusammengesackt waren und den Beinen ein wassersüchtiges Aussehen gaben, und ein Paar Sporen, verrosteten Wetterhähnen ähnlich, vollendeten die Ausrüstung dieses stattlichen Gefolges. Nach diesen kam ein Troß von Dienern zu Fuß, einige ganz nackt, andere bekleidet, aber in bloßen Füßen; sie trugen Schwerter in der Scheide in den Händen und riefen in verschiedenen Zwischenräumen, während des Zuges durch die Stadt, die Titel ihres Herrn aus; dann folgte der Marstall; jedes Pferd prächtig aufgezäumt und von einem Stallknechte geführt; hierauf die Elephanten mit ihrem glänzenden Geschirr, goldenen Haudahs und Sonnenschirmen von Gold- und Silberstoff. Endlich erschien der Palankin, der den Herrn dieses bunten Zuges trug, und den Schluß machte eine ähnliche Leibwache, wie die, welche den Zug eröffnete. Von ferne betrachtet, hatte dieser Aufzug ein ziemlich großartiges Ansehen, besonders die Elephanten mit ihren Thürmen; allein in der Nähe erschien er als leerer Flitterstaat und eitles Gepränge. Die Reiter gaben durch die Schwenkungen ihrer Pferde und ihrer Reiterkünste, die sie auf dem Zuge ausführten, der Szene das meiste Interesse; einige fochten mit ihren Lanzen gegen einander, andere verfolgten die Flüchtlinge mit gezogenen Schwertern und diese jagten dann ihre Verfolger wieder in ihre Reihen zurück. Im Reiten und dem Gebrauch der Lanze sind die Eingebornen größtentheils sehr geschickt, und besonders unter der irregulären Reiterei des Landes findet man mehrere, die es in diesen Uebungen zu einer fast unglaublichen Fertigkeit gebracht haben. In gestrecktem Gallop spalten sie mit der Spitze ihrer Lanze einen im Boden steckenden Zeltpflock, ohne den Lauf des Pferdes nur im Geringsten aufzuhalten, und ich habe einen Trupp Männer, einen nach dem andern, im schnellsten Vorüberjagen eine Flasche mit einer Kugel aus ihren Luntenflinten treffen sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 243. 30 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

„Die Täuschung war vollkommen; man konnte sich wie durch einen Zauber wieder nach der Heimath versetzt glauben. Weiße Rauchsäulen wirbelten aus den Schlöten der niedlichen Häuser, die nach der Wetterseite zu mit einer Bretterverkleidung geschützt waren. Die gläsernen Fenster glühten feuerroth in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne und eine Heerde von Hornvieh wandelte von den nahen Hügeln herab und lenkte brüllend die Schritte ihren Ställen zu. Es ist mir nicht möglich, meine Gefühle bei einem Anblick zu beschreiben, der so lebendig an das theure Vaterland erinnerte. Der Landessitte gemäß feuerten wir einigemal unsre Flinten ab, um die Einwohner von unserer Annäherung zu benachrichtigen; dann brachten wir, so gut es ging, unsre Kleider in Ordnung, und wanderten dem Dorfe zu. Kaum waren dort unsre Flintenschüsse vernommen worden, als eine Schaar seltsamer Geschöpfe, von denen sich kaum eine Beschreibung geben läßt, uns entgegen stürzte. Anfangs wußten wir kaum, was wir aus ihnen machen sollten, näher gekommen aber, sahen wir, daß es junge Neuseeländer waren, die sich neben den Missionären angesiedelt hatten und in das wunderlichste Gewand, das sich denken läßt, gekleidet waren. Die frommen Männer der Mission scheinen nicht sonderlich viel Geschmack und Sinn für das Malerische zu haben; sonst würden sie nicht die schönsten menschlichen Formen in die abenteuerlichste Vermummung gesteckt haben. Knaben, von nicht mehr als fünfzehn Jahren, trugen Matrosenjacken, die ihnen bis an's Knie reichten und bis unter das Kinn mit großen schwarzbeinernen Knöpfen zugeknöpft waren, ein grobes gewürfeltes Hemde bedeckte mit seinem Kragen das Gesicht zur Hälfte und das üppige schöne Haar war wie bei Züchtlingen, dicht an der Haut abgeschoren und der Kopf in eine schottische Zipfelhaube eingehüllt. Diese halbbekehrten oder vielmehr halbbekleideten jungen Leute rieben zum Gruß mit unsern Führern Nase an Nase und führten uns unter stetem Geplauder in die Wohnung ihrer Lehrer. Da ich ein Empfehlungsschreiben von einem Mitgliede der Missionsanstalt hatte; so zweifelte ich nicht im Mindesten an einer freundschaftlichen Aufnahme und wanderte getrosten Muthes nach der Wohnung des Missionärs, an den der Brief gerichtet war. Man wies uns in ein Haus, wo die höchste Reinlichkeit, Behaglichkeit, Ordnung, Stille und Ungastlichkeit herrschte. Ein ungemein ernsthaft aussehender Mann nahm das Schreiben in Empfang, das sich aber erst in einem anstoßenden Gemach einer genauen Prüfung unterwerfen mußte, worauf wir eingeladen wurden," uns nieder zu lassen und mit einer Tasse Thee vorlieb zu nehmen." Alles was ein reiches Pachtgehöft und ein wohlversehener englischer Spezereiladen bieten können, stand in kurzer Zeit vor uns. Jedes Mitglied der Mission, das während wir Tafel hielten, herbeikam, wurde beiseite gerufen, und mein Brief von Neuem gelesen und besprochen, wie ich ganz deutlich vernehmen konnte. Es war mir unmöglich, mich des Gedankens zu erwehren: Wird man so von seinen Landsleuten bei den Antipoden aufgenommen! Kein Lächeln erheiterte diese finsteren Gesichter; keine Frage nach Neuigkeiten aus der Heimath verrieth eine Theilnahme, wie wir andern Weltkinder sie empfunden haben würden, wenn wir einen Landsmann unter unserm Dache in einer so wilden Gegend zu beherbergen gehabt hätten. Die rothbackigen Kinder, die aus allen Winkeln uns entgegen pipsten und die Wohlbeleibtheit ihrer Aeltern verriethen handgreiflich, daß das Missionsgeschäft nicht mit gar so schweren Entbehrungen und Anstrengungen verbunden seyn mußte, als man vielleicht sich vorstellen möchte. Eine kalte Einladung, die Nacht über zu bleiben, verleidete uns die Lust dazu, um so mehr, als unsre Begleiter davon ausgeschlossen bleiben sollten: wir baten sie daher, uns ihr Boot zu leihen, um uns in demselben vollends nach der Inselbay zu begeben, die noch fünf und zwanzig englische Meilen entfernt lag, was man uns auch gern zu bewilligen schien. Da die Nacht stockfinster und stürmisch wurde und das Boot mit Eingebornen überladen war, so fanden wir unsre Fahrt den Kiddy-Kiddy hinab sehr beschwerlich und gefahrvoll. Der Fluß war voller Felsen, einige unter, andere über dem Wasser, so daß wir nöthig hatten, wohl auf unsrer Hut zu seyn. Nachdem wir manchen Schrecken ausgestanden hatten, langten wir zu Koraradika-Strand gegen Mitternacht an, wo uns ein Engländer, Namens Johnstone, in seiner Hütte Obdach gab.

„Einige Tage nach meiner Ankunft in der Bay ließ ich mich nach der entgegengesetzten Seite überfahren, um die dortige Missionsniederlassung zu besuchen und gleichfalls ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Hier an dem prächtigen Ufer, mit einem köstlichen Strande und die Oeffnung der Bucht vor sich, deren blauer klarer Wasserspiegel mit fruchtbaren Eilanden besäet ist, haben die

Lehrer des Evangeliums in aller Wohlbehaglichkeit ihre Wohnungen aufzuschlagen und dieser Gegend den Namen Marsden-Vale*) beigelegt. Sie gaben uns bald zu verstehen, daß sie nicht sehr wünschten, unsre Bekanntschaft zu machen und ich muß gestehen, daß ihre Kälte und Ungastlichkeit mir den bittersten Unmuth gegen sie einflößte. Der Zweck der Mission, wie er Anfangs gestellt war, hätte erreicht werden und von höchst wohlthätigen Folgen für die Neuseeländer seyn können; allein auf dem Wege, den man eingeschlagen hat, läßt sich kein gedeihlicher Erfolg hoffen. Jedermann, der gesunden Menschenverstand hat, wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß für einen Wilden wenig Nutzbares daraus erwachsen wird, wenn man ihm die abstrakten Dogmen des Evangeliums vorpredigt, bevor noch sein Geist dazu aufgeschlossen ist. Und diesen verkehrten Plan befolgt man hier jetzt, und Nichts wird die überspannten Köpfe zur Einsicht bringen, daß er verkehrt ist und gegen ein vernunftgemäßeres Verfahren aufgegeben werden müsse. Auf meine Nachfrage Wer und woher diese Männer seyen, erfuhr ich, daß der größte Theil von ihnen rauhe Handwerksleute, keineswegs aber wohl unterrichtete Geistliche seyen, die das englische Volk in aller Gutmüthigkeit und der besten Absicht ausgesendet, um die Eingebornen mit der Wichtigkeit der verschiedenen Gewerke bekannt zu machen — ein sehr vernünftiger Weg, der bei Begründung aller Missionen einzuschlagen wäre. Denn könnte es einen erfreulicheren Anblick geben, als Gruppen dieser athletischen Wilden am Amboß oder mit der Säge beschäftigt zu sehen, um sich selbst dauerhafte Wohnungen zu bauen, indem man sie allmählich die Genüsse kennen und schätzen lehrte, die aus friedlichen, arbeitsamen und nützlichen Beschäftigungen entspringen? Dann erst, wenn sie aufrichtigen Dank empfänden für die ihnen erwiesenen Wohlthaten, sollten die Missionäre versuchen, in Mußestunden und zu gewissen Tagen, in einem so viel möglich einfachen Vortrage, sie mit den Lehren der geoffenbarten Religion bekannt zu machen. Der zur Heidenbekehrung ausgesendete Handwerker von Neuseeland beginnt sein Geschäft erst dann, wenn er sich möglichst behaglich behauset und eingerichtet sieht: ist seine Wohnung fertig, der Garten eingezäunt und sein ganzes Gehöfte mit einem starken Pfahlwerk eingeschlossen, um „die heidnischen Wilden" abzuhalten; so fängt er das bei Weitem leichtere Werk des Predigens an. Dann versammeln sie einige ungeschlachte Jungen um sich, lehren sie in ihrer Muttersprache ein wenig lesen und schreiben — das Englische ist verboten — und wenn diese jungen Insulaner zu ihren Aeltern zurückkehren, so werden sie als verweichlicht und unbrauchbar verachtet. Ich sah eines Tages einen handfesten Grobschmied, einen Mann in den besten Jahren, mitten unter einer Schaar von Wilden sitzen, denen er das Geheimniß unsrer Erlösung auseinander zu setzen bemüht war, wobei er das Gehirn seiner Schüler, wie das seinige, mit den unfaßlichsten und abgeschmacktesten Meinungen verwirrte. Wie viel besser wäre es gewesen, hätte er sie ein Stück Eisen hämmern oder einen Nagel schmieden gelehrt."

*) Marsden-Thal. Marsden ist ein bekannter Missionär und einer der ersten, die Neuseeland betraten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während des langen Kampfes der argentinischen Republik um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande war nach Cordoba nur von ferne das Geräusch der Waffen aus Ober-Peru und Tucuman herüber erklungen, wo hauptsächlich der Krieg seine eisernen Loose schüttelte. In seiner Lage zwischen den nördlichen Provinzen und Buenos Ayres bereicherte es sich durch den Verkehr dieser beiden entlegenen Theile des Landes. Als daher jetzt der Bürgerkrieg seine Hand nach ihm ausstreckte, sah man es in eine Verwirrung und Bestürzung gerathen, wie einen Menschen, der unversehens aus seinem Schlafe aufgeweckt wird. Der erste Anblick, der sich unseren Augen beim Eintritt in die Stadt bot, war ein Haufe Gauchos, die ein Offizier in der Handhabung der Waffen abrichtete; diese neuen Soldaten schienen ihrem Lehrmeister nicht wenig Mühe zu kosten, denn es ist ein Jammer, einen Gauchos zu sehen, mit dem es dahin gekommen ist, Gebrauch von seinen Füßen machen zu müssen. Von seinem Pferde getrennt ist er nur ein halber Mensch, und geräth auf dem ungewohnten Boden in eine bare Unbehülflichkeit. Die Fonda, in der wir abstiegen, war voll von jungen Offizieren, in glänzenden Uniformen, sie umringten uns, um von uns Neuigkeiten über den Marsch des föderalistischen Heeres zu vernehmen. Kaum hatten wir Zeit gefunden, ihre Neugierde zu befriedigen, als ein Adjutant erschien, der uns zum Gouverneur beschied; wir folgten ihm und sahen auf der Plaza, über die unser Weg ging, alle Vorbereitungen zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Dieser Platz bildet wie in allen spanischen Städten ein Viereck und an jedem Winkel desselben mündeten zwei Straßen ineinander, die nothwendige Folge des schachbrettwürflichen Planes, in dem sie erbaut sind. Ein tiefer Graben, innen mit Pallisaden verzäunt, vertheidigte den Zugang und in jeder Straße war ein Geschütz aufgestellt, um sie im Fall eines Angriffes zu bestreichen. Der Gouverneur nahm uns freundlich auf, verweigerte uns aber Pässe nach Buenos Ayres. Dieser neue Querstrich, dessen Ende wir nicht vorauszusehen vermochten, gab uns den Entschluß ein, in der Stadt eine Wohnung zu miethen und für den billigen Preis von acht Piastern des Monats räumte man uns das ganze erste Stockwerk eines mächtiggroßen Gebäudes ein, das an der Hauptstraße lag, an deren äußerstem Ende der Rio Primero vorbeiströmt. Von der Höhe unserer Terrasse aus konnten wir die ganze Stadt überschauen, deren Häuser meist nur ein Erdgeschoß haben, und unsre Aussicht erstreckte sich noch weit in die Ebene hinein. Die Leute, an die man uns empfohlen hatte, versahen uns eilfertig mit allen Geräthschaften, die uns nöthig waren, um die Oede unsrer neuen Wohnung zu füllen und so harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Das erste Begebniß, von dem wir Augenzeugen wurden, war die Ankunft der Tucumanos, die man seit einiger Zeit von einem Tag auf den andern erwartete. Ihr Einzug war für die ganze Stadt ein Fest; als sie einrückten, von der Menschenmenge umwogt, die ihnen entgegengegangen war, wurden sie von tausendstimmigem Zuruf begrüßt, vorzüglich von den Weibern, die sich an die vergitterten Fenster der Häuser drängten und ihre weißen Sacktü-

cher schwenkten. In den Kirchen wurde ein feierliches Te deum abgehalten und eine lange Prozession zog auf der Plaza umher unter Kirchengesängen, der Musik des Heeres und dem Donner des Geschützes. In dem feierlichen Zuge bemerkte man die Studenten der Universität im faltigen Fakultätsgewande mit Barett und Schärpe, wie sie einst vor einigen hundert Jahren die Schüler der Hochschulen trugen; denn die Zeit, die anderwärts die Erziehung so von Grund aus umschuf, hat zu Cordoba weder in der alten Studententracht, noch in der Philosophie des Aristoteles und der scholastischen Philosophie des Mittelalters eine Veränderung bewirkt. Die Tucumanos zogen nur durch die Stadt und schlossen sich dem Heere an, das anderthalb Stunden davon an dem Ufer des Rio Primero im Lager stand und durch diese Verstärkung zu etwas mehr als dreitausend Mann anwuchs, von denen die meisten unter den Waffen ergraut und so eben aus dem brasilianischen Feldzuge zurückgekehrt waren. Unter diesen befand sich ein Kürassierregiment, dessen Haltung mit jeder europäischen Truppe dieser Waffengattung sich messen konnte, und ein anderes von Negern, das alle Feldzüge des Unabhängigkeitskrieges mitgemacht und sein Blut auf hundert Schlachtfeldern vom Aequator bis Buenos Ayres vergossen hatte. Indeß näherte sich Quiroga der Stadt und war kaum mehr zwanzig Stunden davon entfernt. Am 13 Junius brach Paz auf, um dem Feinde entgegenzurücken und die Stille einer ängstlichen Erwartung herrschte nun in der Stadt, indem man der Schlacht entgegensah, die ihr Schicksal entscheiden sollte. Mehrere Tage verstreichen, ohne daß eine Neuigkeit anlangte.

Am 10 Junius Abends bot Cordoba den Anblick aller spanischen Städte zur Zeit der Dämmerung. In den Straßen, wo die Bewegung durch die Hitze des Tages unterbrochen war, begann es wieder lebendig zu werden und die Kirchen füllten sich mit Frauen, die die Glocke zur Abendandacht rief. Plötzlich wurde die feierliche Stille durch einige Flintenschüsse und das Geläute der Glocken des Dominikanerklosters unterbrochen, das in unserer Nähe lag. Paz hat gesiegt! war unser erster Gedanke und wir stürzten ans Fenster, um zu sehen, was weiter vorging; allein statt des erwarteten öffentlichen Jubels sahen wir Gauchos von allen Seiten hereinsprengen und die Einwohner in voller Verwirrung in ihre Häuser flüchten. Eine Gruppe der ersteren hatte am Eingang einer der Straßen Halt gemacht, die von dem Geschütz bestrichen wurden, als stutzten sie vor dem Feuerschlunde, der ihnen am andern Ende der Straße entgegengähnte. In derselben Straße, der unsrigen fast gerade gegenüber, wohnte eine der ersten Familien der Stadt, die uns mit der den spanischen Kreolen eigenthümlichen Gastlichkeit aufgenommen hatte. Sie bestand aus vier Damen, von denen eine einen Franzosen geheirathet hatte, aus einem jungen Mann, der in der Miliz eingereiht war und aus ihrer Mutter. Da wir uns den Schrecken vorstellen konnten, in dem diese Familie schweben mußte, so verließen wir unsre Wohnung, um uns zu ihr zu begeben. „Kann man passiren?“ fragten wir die am Eingange der Straße aufgestellten Gauchos. „Passirt!“ erwiderte uns Einer von ihnen. „Die Leute Quiroga's thun Niemand etwas zu Leide.“ Diese Worte machten unserer Ungewißheit ein Ende: der Tiger von Rioja stand also vor Cordoba's Thoren. Ein unerwartetes Schauspiel erwartete uns im Hause der Senora Velez. Das Haus war voll von Frauen jedes Alters, die erschrocken durcheinander schrieen, Thränen vergossen und alle Heiligen des spanischen Kalenders anriefen. Unser Anblick schien sie ein wenig zu beruhigen, vorzüglich als wir uns erboten, eines der Fräulein des Hauses zu suchen, das sich zur Abendandacht in die Kathedrale begeben hatte und nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war. Unter dem immermehr anwachsenden Tumult der Stadt begaben wir uns dahin; allein Wer könnte den Auftritt beschreiben, von dem wir dort Zeuge seyn mußten. Mehrere hundert Weiber, die mitten in ihrer Andacht von dem Einbruch des Feindes überrascht worden waren, liefen in der wildesten Verwirrung durcheinander, riefen sich mit lautem Geschrei bei den Namen und glaubten schon, ihr letztes Stündlein sey gekommen. Da sah man alle Wirkungen des Schreckens, mannichfaltig wie sie sich bei einer Jeden nach ihrem besondern Charakter äußerten; die Einen wie wahnsinnig umherrennend, die Andern von Furcht gelähmt und sprachlos, Alle von Todesblässe übergossen. An der Pforte drängte sich eine Menge von Weibern heulend und schreiend um einen Mann, der auf den Stufen der Kirche von einer Kugel tödtlich getroffen worden, und dem man die letzten Tröstungen der Religion zu geben bemüht war. Tiefer in der Kirche war eine alte Frau durch den Schrecken vom Schlage gerührt worden, und vergeblich suchte man sie wieder in's Leben zu rufen. Nach vielem Suchen gelang es uns endlich das vermißte Fräulein zu finden, das wir halbohnmächtig nach Hause brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Kapitän Skinner gibt nun zunächst eine Beschreibung jener Festlichkeit, wo die Eingebornen kleine, mit Blumen und Lichtern gezierte Schiffe auf den Fluß setzen, die wir hier übergehen, weil wir sie bereits aus den Schilderungen der Frau Mihr Hassan kennen (Ausland v. d. J. Nr. 85) und dafür folgende Stelle ausheben:

„Das Mittagessen war vorüber, und während die strengern Rechtsgläubigen ihre Abwaschungen in eben den malerischen Gruppirungen vornahmen, die sie während der Mahlzeit bildeten, waren die Uebrigen, nachdem sie ihren Appetit gestillt hatten, damit beschäftigt, den ihrer Sorgfalt anvertrauten Thieren das Futter zu geben. Die Kameele kamen eben zurück mit Zweigen des Peepul (vielleicht Peplus, eine Art Euphorbie) beladen, die zu ihrer Nahrung dienen, und die Elephanten, die man zusammengerufen hatte, eilten so schnell es ihnen möglich war, einer etwas entfernten Stelle zu, wo man gut ausgebackene Kuchen von Mehl für sie auf den Boden gelegt hatte. Jeder erhält seine gemessene Anzahl solcher Kuchen, von denen ein Viertheil dem Kubly, oder Gehülfen des Mahauts oder Treibers, gehört, dessen Geschäft es ist, die Kuchen zu backen und ihre Vertheilung zu besorgen, ein keineswegs leichtes Geschäft. Der Kubly muß nämlich jedem Elephanten das Futter mit der Hand in den Rachen stecken und geduldig neben ihm stehen bleiben, bis ein Mundvoll hinabgeschluckt ist, um sogleich eine andere Portion nachzuschieben. Den für ihn selbst bestimmten Antheil zeigt er zuerst dem Thier, als wollte er es um seine Einwilligung bitten, und legt ihn dann bei Seite; der Scharfsinn des Elephanten ist so groß, daß man behaupten möchte, er verstehe, was damit gesagt werden will. Einer der eigenthümlichsten Züge der Ostindier ist der gewissermaßen andächtige Eifer, mit dem Jeder das ihm obliegende Geschäft betreibt. Dieß hat seinen Grund ohne Zweifel in der Eintheilung in Kasten, die den Glauben von der Nothwendigkeit erblicher Beschäftigungen erzeugte und unterhielt. Die Mohammedaner selbst, obgleich durch ihre Religion von solchen Beschränkungen ausgenommen, sind von diesem Glauben nicht ganz frei und nicht selten hört man von einer Person der niedern Klasse das Vorrecht ihrer Kaste geltend machen, wenn ihr Etwas aufgetragen wird, was sie zu

thun nicht geneigt ist. Alle Leute der zahlreichen Klasse hingegen, die aus Brahmahs Fuß entsprang, d. h. die Handwerker, leben mit Leib und Seele ihrem Gewerbe, das von ihren Voraltern auf sie vererbt wird. Die Wärter der Thiere sind mit allen Gewohnheiten derselben so vertraut, daß sie an gar nichts anderes zu denken scheinen, und ihre Pflegbefohlenen, die Elephanten besonders, verstehen sie so vollkommen, daß man glauben sollte, sie nähmen Theil an den Gesprächen ihrer Aufseher. Einige der Mahauts wissen sich eine solche Gewalt über ihre Thiere zu verschaffen, daß der Abergläubische leicht vermuthen könnte, es müsse hier Zauberei im Spiele seyn. So hatte unter andern der Treiber eines zu meinem Regimente gehörigen Bagage-Elephanten sich eines Vergehens schuldig gemacht und wurde entlassen. Das gut abgerichtete Thier wollte jetzt keinen andern Wärter in seine Nähe kommen lassen; viele, mit den besten Zeugnissen ihrer Geschicklichkeit versehen, wurden nach einander aufgenommen, aber Alles umsonst; das sonst so sanfte Thier war plötzlich ganz unlenksam geworden. So war ein Monat vergangen, als man endlich den fortgejagten Mahaut wieder in Dienst nahm; der Elephant bezeugte die lebhafteste Freude, als er ihn wieder sah, und ließ sich nun ohne Anstand wieder zu seiner Arbeit verwenden. Aehnliche Vorfälle habe ich mit Pferden erlebt, die, wenn man sie von einem eingebornen Roßkamm kauft, außerordentlich an ihren Knechten hängen, weil diese ihre Thiere nicht selbst fressen lassen, sondern sie mit der Hand füttern. Da es eine eigene Liebhaberei der Eingebornen ist, recht speckrunde Pferde mit glatter, glänzender Haut zu haben, so stopfen sie sie dreimal des Tags mit einem eckelhaft aussehenden Gemengsel von Oel und Mehl, das mit verschiedenen Gewürzen durchknetet und in kleine Kugeln geformt wird. Diese Fütterung wird mit den Fingern verrichtet, und die armen Thiere zeigen dabei so wenig Eßlust, als ein gesättigter Epikuräer, der seinen Gaumen noch kitzelt, wenn auch der Magen schon gefüllt ist."

Von der Messe zu Hurdwar, ein durch Erinnerungen aus der orientalischen Mythologie und wegen religiöser Ceremonien geheiligter Ort, wo der Ganges zuerst die Gebirge verläßt, um seinen 1200 Meilen langen Lauf nach dem Meere fortzusetzen, sagt der Verfasser:

„Es ist nicht leicht eine Schilderung von dem Anblick zu entwerfen, den die Messe zu Hurdwar bietet, wo die Hindu's sich in zahlloser Menge einfinden, um, was sie immer so gut zu vereinigen wissen, weltliche und geistliche Geschäfte zugleich abzumachen. Mehrere Meilen vor der Stadt stießen wir schon auf tausende von Menschen, von jedem Alter, allen Trachten und Farben, die in Fuhrwerken aller Art dem Markte zueilten. Kein Ort in der Welt kann eine solche Versammlung der verschiedensten Menschenracen bieten, und es wäre unmöglich, alle die verschiedenen Artikel, die hier in den Straßen ausgeboten wurden, oder auch nur die Gegenden zu nennen, wo sie erzeugt werden. Die Kaufleute preisen, jeder in seiner Landessprache, ihre Vorzüge an, und Dieß gibt eine Sprachverwirrung, die selbst einen gelehrten Punditen in Verlegenheit setzen würde, aus der aber ein Europäer sich gar nicht herauszufinden vermag. Da sieht man Pferde aus allen Theilen der Welt, Elephanten, Kameele, Büffel, Kühe und Schaafe von allen Gattungen in dichten Schaaren; Hunde, Katzen, Affen, Leoparden, Bären und Pantherthiere, zuweilen auch die junge Brut eines Tigers, und überall, vom Elenthier bis zur Maus, jede Gattung der verschiedenen Thierarten. Shawls von Caschemir und englische Wollentücher liegen auf demselben Stand nebeneinander; Korallen vom rothen Meer, Bernstein von Guzzerat, Edelsteine aus Ceylan, Gummi und Gewürze aus Arabien, Asafötida und Rosenwasser aus Persien, Alles von den Eingebornen jedes Landes zu Markte gebracht, sieht man da neben französischen Uhren, chinesischem Pökelfleisch, englischem Senf und Parfüm der Bond-street und aus der Rue St. Honoré. Ich habe französische Schminke, Henna für orientalische Finger und Gesichter, Antimonium, um ein indisches Auge schmachtend zu machen, und alle Schönheitsmittel europäischer Toiletten neben einander verkaufen sehen. Höchst belustigend sind die verschiedenen Kunstgriffe der orientalischen Pferdehändler; hier stolzirt Einer auf einem prächtig aufgezäumten, mit Halsbändern von Silber und Perlen geschmückten Pferde und läßt seinen schulgerechten Schritt sehen; dort sprengt ein Anderer im stärksten Galopp, um zu zeigen, wie herrlich sein Thier auf den Hanken zu setzen verstehe, während ein Dritter sein Pferd ganz frei laufen läßt, und es mit einer Pfeife lockt, um seine Gelehrigkeit zu zeigen. Daneben zeigen Elephanten und Kameele ebenfalls ihre verschiedenen Künste, und dort steht ein Perser mit einer ganzen Brut der schönen Katzen seines Vaterlandes, und sucht mit seinen Quadrupeden Jemand anzulocken, der kein größeres Thier in Kauf nehmen kann. Alle Verkäufer fordern zehnmal mehr, als sie eigentlich zu erhalten hoffen dürfen, und es geschieht nicht selten, daß ein Pferdehändler binnen wenigen Minuten in seiner Forderung von zehntausend bis auf tausend Rupien herabgeht. Haben Käufer und Verkäufer sich so ziemlich genähert, so reichen sie sich die Hände, breiten ein Tuch über dieselben und nun wird der Handel auf die bereits oben beschriebene Weise völlig abgeschlossen. Bei all der großen Achtsamkeit auf weltliche Gegenstände setzen die Meßbesuchenden doch nie den wichtigen Zweck ihrer Reise nach Hurdwar aus den Augen; Massen auf Massen von Andächtigen wogen täglich nach dem Ghaut, und nicht eine Minute der vier und zwanzig Stunden des Tages vergeht, die nicht von einer Ceremonie, wie der Gottesdienst des Gunga sie vorschreibt, bezeichnet wäre. Die andächtigen Badenden beiderlei Geschlechts versammeln sich zu Tausenden und verrichten ihre Abwaschungen mit so vielem Eifer und so vollkommener Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung, daß es fast scheint, als wüßten sie nicht einmal, ob sie bekleidet oder nackt sind. Der Ghaut bietet dann einen eben so seltsamen und bunten Anblick, als der Markt selbst; Europäer lungern auf den Rücken ihrer Elephanten und sehen dem Baden zu; Brahminen sammeln eifrig ihren Tribut von den Gläubigen ein, Bettelmönche erschöpfen sich in den unanständigsten Körperverdrehungen und christliche Geistliche vertheilen mit unermüdlichem Eifer unter die Pilger heilige Schriften, in die verschiedenen Sprachen der Empfänger übersetzt. Einige dieser würdigen Geistlichen, die sich durch keine Schwierigkeit von ihrem lobenswerthen Unternehmen zurückschrecken lassen, sitzen mit Körben voll solcher Schriften unter den Säulen am Eingange des Tempels und vertheilen sie an alle Eintretenden. Man hört wenig von Bekehrungen der Hindu's, und wer nicht Gelegenheit hatte, sich von dem unermüdlichen Eifer der Missionärs zu überzeugen, der sollte glauben, sie schliefen auf ihren Posten. Sie gehen indeß still ihren Weg, und wenn man auch nicht Vieles von ihren Erfolgen hört, so sind ihre Bemühungen doch nicht immer nutzlos. Es würde indeß eine lange Erzählung erfordern, wollte man all das Ungemach und die Widerwärtigkeiten anführen, die ein Hindu auszustehen hat, bevor er seine Religion ändern kann."

„In den Wäldern dieses Theils von Indien leben sehr viele Elephanten; doch sind sie nicht so geschätzt, als jene aus wärmeren Breitegraden. Es kamen uns keine zu Gesicht, obschon sie häufig genug umherschwärmen und selbst herbeikommen, um ihre gezähmten Brüder anzugreifen. Trifft man ganze Heerden dieser Thiere, so hat man nicht leicht etwas zu befürchten; ein einzeln umherstreifender aber, der vielleicht irgend eines Vergehens wegen von seinen Gefährten verstoßen wurde, ist oft gefährlich. Es macht allerdings auch den Beherztesten zittern, wenn man, ohne auf ihr Herannahen vorbereitet zu seyn, das Krachen der Bäume hört, durch die eine wilde Heerde Elephanten daherrennt. Auf meiner Reise durch Assam erfuhr ich, daß solche Erscheinungen dort nicht selten sind; und im Innern von Ceylan habe ich dieses entsetzliche Getös selbst gehört. Die Elephanten zeigen bei ihren Angriffen oft viele gute Laune: nachdem sie die Menschen, die gewöhnlich ihr Gepäck im Stich lassen, verjagt haben, belustigen sie sich damit, es aufs Genaueste zu untersuchen und zu zertrümmern. Ein Engpaß im Königreich Kandy war lange Zeit von einem Elephanten bewacht, der Niemand, der nicht einen Tribut entrichtete, den Durchgang gestattete. Bei seinem ersten Erscheinen hatte er einen Kuly erschreckt, der eine Ladung Tschaggeay (ein Präparat aus Zucker) trug; der Bursche warf seine Ladung ab und entfloh. Der Elephant kostete davon, fand die Speise herrlich und beschloß, nun allen künftigen Reisenden ein ähnliches Weggeld aufzulegen. Da der Paß an einer der Hauptstraßen von Kandy lag, so hätte er keine bessere Stellung zu seinem Zwecke wählen können, und wenn gleich über dem Eingang, der zu diesem Riesenzöllner führte, nicht geschrieben stand; „Umfahren des Zolles ist bei so und so viel verboten," so wußten Dieß doch alle Reisenden nur zu gut. Die Sache ward bald ruchbar, und kein Kuly wagte sich mehr des Wegs, ohne für den Cerberus, der ihn bewachte, einen guten Bissen in Bereitschaft zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 244. 31 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig Hülfe und Unterstützung fand Earle bei den frommen Heidenbekehrern in einem Unfalle, der ihn später betraf und ihm Gelegenheit gab, eine der sonderbarsten und unedelsten Gewohnheiten der barbarischen Neuseeländer kennen zu lernen. Earle und sein Gefährte hatten sich zwei ziemlich wohnliche Häuser gebaut, als die Narpuhs, ein benachbarter feindlicher Stamm, die Gegend, wo er sich niedergelassen hatte, überfielen und die Hütten der Einwohner plünderten und verbrannten. Die Wohnungen Earle's und seines Freundes theilten dasselbe Loos.

„Dieses Unglück, fährt hier das Tagbuch des Verfassers fort, ließ uns eine höchst barbarische Gewohnheit der Neuseeländer kennen lernen, die darin besteht, daß, sobald ein Einzelner oder eine ganze Gemeinde von einem Unfalle betroffen worden ist, Jedermann, selbst die Freunde desselben Stammes, über ihn herfallen, und ihm Alles nehmen, was ihm noch das Mißgeschick gelassen hat. Wie ein Fisch, wenn er vom Harpun getroffen ist, sogleich von seiner Genossenschaft angefallen und verschlungen wird, so plündern in Neuseeland die Freunde eines Häuptlings, sobald er gestorben ist, dessen Wittwe und Kinder, und diese selbst mißhandeln und tödten dann aus Verdruß darüber ihre eigenen Sklaven, so daß also ein solches Unglück zu einer langen Reihe von Grausamkeiten Anlaß gibt. *) Unsre Freunde und Verbündeten bewiesen sich während des Brandes als die geschicktesten und thätigsten Diebe, die man sich denken kann; während uns früher nicht das Mindeste abhanden gekommen war, obgleich alle unsre Sachen stets unverschlossen geblieben waren. Als wir sie nach unserm Eigenthum fragten, gestanden sie ganz unumwunden, wo sie dasselbe hingebracht hatten, und nach einigen Schwierigkeiten erhielten wir gegen ein gewisses Lösegeld Alles wieder, was die Narpuhs nicht fortgeschleppt hatten. Ueber die Grausamkeit dieser Sitte enthalte ich mich jeder Bemerkung, wahrscheinlich aber wäre mir dieses barbarische Gesetz unbekannt geblieben, hätte mich nicht der obenerwähnte Unfall betroffen. Obgleich wir nun zwar durch Loskauf unsre Bücher, Portefeuilles, Kleider u. s. w. wieder erhalten hatten, so blieben uns doch alle kleinen Geräthe, die zu einem behaglichen Haushalte nothwendig sind, unwiederbringlich verloren. Als der Brand vorüber war, erhielten wir einen Besuch von Einem der Missionäre, der uns mit Kälte seinen Beistand anbot. Wir nahmen etwas Thee, Zucker und einige irdene Geschirre an; obgleich die Missionäre wußten, daß wir obdachlos geworden waren und ein, uns ihre Behausung anzubieten. Ich bin überzeugt, daß wir, hätte sie dasselbe Unglück betroffen, auf der Stelle unsre Hütte angeboten und Alles, was wir besaßen, mit ihnen getheilt haben würden. Es war hier eine Gelegenheit, den Heiden — wie die Missionäre die Neuseeländer zu nennen pflegen — praktisch die große Lehre des Christenthumes: „Andern zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thun sollen," zu zeigen. Ich muß gestehen, daß ich mich schmerzlich gekränkt fühlte, als ich und drei meiner Gefährten aufeinander gepreßt in einer mit Schmutz und aller Art von Ungeziefer überfüllten neuseeländischen Hütte schlafen mußten, während kaum zwei Stunden von uns ein niedliches Dorf stand, das mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen war, die man nur in einem englischen finden kann."

Eine freundlichere Aufnahme, als bei seinen Landsleuten, fand Earle sogar bei den Neuseeländern. In Folgendem beschreibt er seinen Besuch in einem neuseeländischen Dorfe, das einem Sohne des Häuptlings Pationi gehörte:

Da das Dorf jenseits des Ufers lag, auf dem wir angekommen waren; so lagerten wir uns einstweilen unter dem Schatten eines großen Baumes, um die Landschaft zu betrachten und den Neuseeländern Zeit zu lassen, Anstalt zu unserer Ueberfahrt zu machen, während dem ich eine Skizze zeichnete. Der rothe Glanz der untergehenden Sonne, der jetzt gerade nur die höchsten Punkte der Gegenstände übergoldete, lieh der Landschaft eine wundervolle Beleuchtung; die Strahlen drangen selbst in die tiefen Schatten der Wälder im Hintergrunde, deren Stämme in Brand zu stehen

*) Diesen bis jetzt unsres Wissens noch nirgends erwähnten Zug im Charakter der Neuseeländer, dessen hier Earle erwähnt, fanden die ersten Missionäre, wie sich unsre Leser aus diesen Blättern (S. 50 dieses Jahrgangs) zu erinnern wissen werden, auch bei den Ureinwohnern der philippinischen Inseln. „Befindet sich, heißt es dort, eine Völkerschaft durch Räubereien, Hungersnoth oder Pest im Elende, so wird sie von den Uebrigen, selbst von den Befreundeten, so oft überfallen, bis sie gänzlich vernichtet ist." Dort geschieht des auch bei uns einheimisch gewesenen Strandrechtes Erwähnung, das mit der Barbarei auf Neuseeland, den Verunglückten zu plündern, große Aehnlichkeit hat. A. d. R.

schienen, während ein schöner Regenbogen ein zauberhaftes Licht über die Gegend ausgoß. Sobald die Bewohner des Dorfes uns bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei, um uns zu begrüßen, und Alles stürzte ans Ufer zu unsrem Empfange. Sie trugen uns auf ihren Schultern durch das Wasser, führten uns zu ihren Hütten und setzten sich dann um uns her, um uns zu betrachten und zu bewundern. Da wir auf unserem ermüdenden Weg sehr hungrig geworden waren; so mußten wir unser Gepäcke auspacken, wobei wir denn nicht umhin konnten, eines oder das andere werthvolle oder glänzende Stück sehen zu lassen, was die Aufmerksamkeit unsrer wilden Zuschauer erregte, die bei jedem neuen Ding, was ihnen zu Gesichte kam, laute und lange Ausrufe der Verwunderung hören ließen. Da ich damals noch neuangekommen im Lande und mit ihren Eigenthümlichkeiten nicht bekannt war, so stiegen mir über dieses Geschrei keine kleinen Besorgnisse auf; allein bei näherer Bekanntschaft mit ihnen fand ich, daß diese Furcht grundlos war. Hier sahen wir den Sohn Patieni's mit einem Gefolge von dreißig oder vierzig jungen Wilden, die sich rund um uns her gelagert hatten. Alle waren sehr schöne Leute, ungeachtet ihres abenteuerlichen Aufzuges und der Wildheit ihrer Blicke. Der Leser denke sich diese Gruppe von Wilden, die Alles was sie sahen in die Hand nahmen; Jeder bewaffnet mit einer Flinte, um die Hüfte eine Patrontasche geschnallt, in der Hand einen steinernen Patu-Patu oder Streithammer, und den Nacken zum Schmucke mit Menschengebeinen behangen; man denke sich Dieß und meine Lage, und man wird es begreiflich finden, wenn der junge Reisende sich ... mit heiler Haut in seine Heimath [illegible] nachdem sie Alles beschaut und bewundert hatten, was wir bei uns führten — vorzüglich aber unsre Jagdgewehre, die sehr schön waren — baten sie uns um weiter Nichts, als um ein wenig Tabak; entfernten sich dann von der Hütte, die man uns eingeräumt hatte, um uns ungestört unsre Mahlzeit nehmen zu lassen und brachten endlich, um uns aller Sorge zu entheben, unser ganzes Gepäcke in die Hütte. Es war eine regnerische ungestüme Nacht, und wir befanden uns in einer kleinen rauchigen Hütte zusammengedrängt, in deren Mitte ein Feuer angezündet war: die Wilden, um in unsrer Gesellschaft so lang als möglich zu seyn, hatten die Hütte buchstäblich voll gestopft. So lästig Dieses auch war, so hielt uns dafür doch das neue und malerische Schauspiel schadlos, das sich unsern Blicken bot. Salvator Rosa hätte kein herrlicheres Studium für eines seiner schrecklichen Bilder finden können. Ein Dutzend Männer, von den mächtigsten athletischen Formen, hatten ihre Kakabuhs oder Matten abgelegt und streckten ihre gewaltigen Gliedmaßen im rothen Scheine des Feuers aus; ihre Gesichter, durch die Tatuirungen furchtbar entstellt, erhielten vom Feuer bestrahlt eine fast hellblaue Farbe; ihre Augen, die wegen ihres Blitzes merkwürdig sind, waren alle auf uns geheftet, aber mit einem Blick, in welchem sich Gutmüthigkeit und gespannteste Neugier mischte. Alle meine Besorgnisse waren indeß verschwunden, und da ich meiner völlig Herr geworden war, so hatte ich Zeit genug, diese furchtbar prächtige Scene ruhig zu betrachten; wir schmauchten eine Pfeife miteinander, denn sie lieben den Tabak leidenschaftlich, und dann streckte ich mich mitten unter ihrem Geplauder und ihren Dampfwolken auf den Boden aus, um zu schlafen. Allein umsonst; ich wurde nun von Legionen Ungeziefers jeder Art angefallen: Flöhe, Moskitos u. s. w. fielen über mich her und machten dazu ein solches Getöse, das selbst das Geplauder der Wilden übertönte; nicht der Rauch des Feuers noch unserer Pfeifen war im Stande sie zu verscheuchen. Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, nahmen wir Abschied von unsern Wirthen und setzten unsre Reise weiter fort."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Dürkheim liegt in dem sogenannten bairischen Rheinkreise. Die Einwohnerzahl in diesem abgesonderten Theile der königlich baierischen Staaten, der sich einerseits vom Rhein aus nach der preußischen Rheinprovinz hinüber, anderseits vom Darmstädtischen aufwärts gegen Frankreich hin dehnt, mag etwas weniger als 500,000 betragen. Man braucht einen vollen Tag und ein tüchtiges Zufahren mit der Post, wenn man Rheinbaiern von einem Ende zum andern in irgend einer Richtung durchreisen will, woraus ich schließen möchte, daß seine Bodenfläche ungefähr zu zwei Drittheilen derjenigen von Connecticut gleich kommt. Eine Bergkette, die den kleineren Auszweigungen der Alleghanis gleicht, verschiedene örtliche Namen führt, aber nichts weiter, als ein Zweig der Vogesen ist, läuft in der Richtung von Süden nach Norden, beinahe mitten durch das Land. Diese Berge hören plötzlich nach ihrer Ostseite auf und lassen zwischen sich und dem Strom ein weitgedehntes Flachland von der Art, die man in Amerika „Flats oder Bottom land"*) nennt. Diese Ebene, ein Theil der alten Pfalz, breitet sich gleichermaßen auf der andern Seite des Rheins aus und schließt eben so plötzlich an ihrer westlichen als an ihrer östlichen Begränzung. Die gerade Entfernung zwischen Heidelberg und Dürkheim, welche beide Orte diesseits und jenseits des Rheins, und gleich weit entfernt von diesem, an den äußersten Enden der Ebene einander entgegen liegen, mag etwas über zehn Stunden betragen. Einer keineswegs verwerflichen Erklärungsart zufolge, soll die Ebene der Pfalz vor Zeiten ein See gewesen seyn, der die Gewässer des Rheins aufnahm und sie dann wieder durch einen unterirdischen Ausweg abführte, bis die Zeit oder eine Erderschütterung die Scheidewand von Bergen bei Bingen durchbrach, die Gewässer ableitete und die fruchtbare Niederung zurückließ. Unregelmäßige Sandhügel zeigten sich, als wir uns Dürkheim näherten, eine Erscheinung, die zur Bestätigung jener Vermuthung dienen dürfte, denn die vorherrschende Macht der Nordwinde möchte von dergleichen leichtem Sand wohl mehr auf das südwestliche als auf das gegenüberliegende Ufer angetrieben haben. Fügen wir noch bei, daß die Ostseite des Gebirgs (oder die der Ebene zugewandte Seite) sich, bei aller scharfen und bestimmten Abgränzung, so weit unterbrochen und

---

*) Flats — Niederungen; Bottom land — reiche Ländereien an Flüssen, Uferländer. D. Ue.

unregelmäßig darstellt, als zur landschaftlichen Schönheit erforderlich ist, so haben wir wohl genug gesagt, um beim Fortgange der Erzählung verstanden werden zu können.

Allem Anschein nach nimmt einer der Gebirgspässe, der seit undeutlichen Zeiten den Verbindungsweg zwischen dem Rhein und dem westwärts gelegenen Landstrich bildete, seine Ausmündung auf die Ebene durch die Thalschlucht bei Dürkheim. Den Mündungen der Thäler folgend läuft die Poststraße, sanft ansteigend, bis auf den obersten Kamm des Gebirgs hinauf und senkt sich dann dem Gefäll der in die Mosel sich ergießenden Gewässer folgend, fast eben so allmählich in das jenseit der Bergkette gelegene Zweibrückensche hinab. Der Besitz dieses Passes mußte daher in den Zeiten der Gesetzlosigkeit und Gewaltthat an und für sich schon einen Anspruch auf Auszeichnung und Macht geben, da ja Alle, die durch ihn reisten, mehr oder weniger in der Hand des Herrn des Passes waren. So wie wir die Stadt hinter uns hatten, traten wir, mein kleiner Reisegefährte und ich, unmittelbar in die Schlucht. Der Paß selbst war eng, doch bald that sich ein Thal, bis zur Weite einer halben Stunde etwa auf, aus welchem zwei oder drei Engwege außer dem, welchen wir betreten hatten, führten, von denen übrigens nur einer seinen eigenthümlichen Charakter beibehielt. Der Anfang des Thals oder Beckens — denn das letztere muß es gewesen seyn, als die Ebene der Rheinpfalz noch ein See war — ist durch einen sich inselartig erhebenden Berg sehr verkürzt, der mit seiner Basis ein Viertheil des Flächenraumes einnimmt, gerade mitten im Thale steht und zweifelsohne eine Insel bildete, als das Thal eine abgeschlossene Bucht war. Der Gipfel dieses Bergs oder Inselbergs ist eben, von unregelmäßig eirunder Form, und enthält sechs bis acht Morgen Land. Hier standen die Trümmer der Limburg, der nächste Gegenstand unseres Besuchs.

Es ging mehrere hundert Fuß hoch, ausnehmend steil bergan; röthliche Quadersteine blickten überall zwischen der magern Sanderde durch, die Sonne brannte glühend auf dem Gestein und ich fing eben an, die Vortheile und Nachtheile des Weitersteigens abzuwägen, als der Schneider, zu neuem Muthe begeisternd, erschien. „Voici Christian Kinzel!“ rief . . . . ., für den alles Neue stets einen anfeuernden Reiz hatte und der in seinen jungen Jahren, kühn und eifrig bereits die Alpen und Apenninen, den Jura und Calabriens Berge, Thürme, Ehrensäulen und Dome oder was sonst dazu dienlich war, ihn in die Luft zu erheben, bestiegen hatte: „Allons — grimpons!“ „Frisch auf — zugeklettert!“

So kletterten wir denn rüstig bergan, und erreichten — an und zwischen Terrassen hin, auf denen die Reben fröhlich gediehen — bald die von der Natur gebildete Platform. Die Aussicht oben war herrlich — ihre Beschreibung soll an einem gelegenern Orte folgen. Die ganze Oberfläche des Berges zeugte von der großen Ausdehnung der Abtei, indem eine Mauer den ganzen Platz umschlossen hatte; die Hauptgebäude waren indessen, wo sie noch standen, mehr gegen die Mitte, der Länge nach hart am Rande des östlichen Absturzes hingebaut worden. Es stand noch genug von dem ganzen Bau, um seine ehemalige Pracht darzuthun. Den meisten der Ruinen, welche am Rhein hin liegen, unähnlich — war das Mauerwerk von sorgfältig bearbeiteter Art, denn die Mauern waren nicht bloß massiv, sondern auch von hübschbehauenen Sandsteinen aufgesetzt, eine Steinart, von der sich ungeheure Brüche in der ganzen Gegend vorfinden. Ich besah mir die noch ziemlich erhaltene Kapelle, das Refektorium, diesen stets wirksamen Tröster mönchischer Abgeschiedenheit, verschiedene, dem Anschein nach, zu Schlafsälen eingerichtet gewesene Gebäude und einige Spuren von den Kreuzgängen. Auch ein schwindelndhoher Thurm von kirchenartiger Form ist noch vorhanden, der ganz geeignet ist, der Ruine ein eigenthümliches Gepräge zu erhalten. Er war verschlossen, um müßiges Volk abzuhalten, die gebrechlichen Treppen zu besteigen und sich dadurch thöricht in Lebensgefahr zu stürzen; daß er aber früher für die geweihten Glocken bestimmt war, sah man an Allem. Auch ein herrlicher Schwibbogen steht noch in der Nähe, von dem jedoch mehrere Steine aus ihren Fugen gerissen sind, und der drohend über dem Haupte Dessen hängt, der sich unter ihn wagt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Die Diebe unsrer großen Städte, so verschlagen sie auch seyn mögen, können doch von ihren Zunftgenossen in Hindustan noch lernen. Die folgende Scene hat viele Aehnlichkeit mit jener im Don Quixote, wo Sancho's Esel ihm unter dem Leibe weggestohlen wird:

„Ich habe von den Streichen dieser Gauner so Vieles gehört, daß ich über nichts dieser Art mehr in Verwunderung gerathen konnte. Ein Reisender, der bisher nur in Europa bestohlen wurde, würde es wohl kaum für möglich halten, daß ihm das Betttuch unter dem Leibe weggenommen werden konnte, ohne daß er es bemerkt, und doch ist Dieß einem hindu'schen Dieb ein Kinderspiel. Ganz nackt, schlüpft er gleich einer Schlange in das Zimmer, setzt sich zu den Füßen des Bettes auf den Boden und wartet seine Gelegenheit ab. Glaubt er den Schläfer fest genug eingeschlafen, so zieht er an dem Leintuch und kriecht unter das Bett. Der aus seinem Schlaf gestörte Mann sieht nichts, gähnt, legt sich auf die andere Seite und schläft wieder ein. Dieß ist ganz natürlich, und hierauf rechnet der Dieb, wiederholt zwei- oder dreimal dieselbe Operation, gelangt so in Besitz des Leintuches und macht sich dann davon.“

Abendgesellschaften gibt es, wie wir aus dem Folgenden sehen, in allen Theilen der Welt:

„Einladungskarten werden von dem Nabab an alle Regierungsbeamte in der Nähe seines Palastes ausgeschickt, von denen die nachstehende, an mich selbst gerichtete, als Probe dienen möge:

„Sehr geneigter Herr; Wonne deiner Freunde:

Heil sey mit dir!

Das dringende Verlangen, das ich fühle, dich zu sehen, übersteigt allen schriftlichen Ausdruck. Der Wunsch meines Herzens ist, daß du am nächsten Freitag Abend, im Monat Sufur Muhsufur, in das Schloß kommen und an der Unterhaltung und dem Abendessen Theil nehmen mögest, das ich zu geben Willens bin. Mögest du glücklich seyn!

Mögen deine Hoffnungen stets erfüllt werden!“

„Diese Einladung war auf schön geglättetes, mit goldenen Sternen besäetes und wohl mit Rosenöl parfümirtes Papier geschrieben. Ich ging am Morgen den Fluß hinauf und beschaute mir in der Stadt die Zubereitungen zum Fest. — ein Blick hinter den Vorhang, den man bei orientalischen Festlichkeiten am besten unterläßt. Bei Nacht und, da Alles auf den Effekt berechnet ist, in der Ferne betrachtet, gewähren solche Scenen einen imposanten Anblick, und wer sie mit ansehen kann, ohne an Feen und Genien zu denken, dem muß es gänzlich an Phantasie fehlen. Ich glaubte mich zu einem Fest in den schönsten Tagen von Bagdad und Damaskus versetzt; die Pfeifen, die Teppiche, die Ottomanen, die tanzenden Mädchen, Alles vereinigte sich, um die Täuschung zu unterhalten.“

Die Monate Mai und Juni benützte Capitän Skinner um, in Gesellschaft seines Bruders, und von mehreren Kuhly's begleitet, die Quellen des Dschumnah zu besuchen.

„Als wir zum Rücken der Budraj=Gebirgskette emporkletterten, sagt unser Reisender, blieb einer der Hindus, der bereits den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich stehen, und rief so laut er konnte: „Dschumuhna, Dschumunah!“ Jeder klimmte nun auf diesen Zuruf schnell empor, um sein Auge an dem Silberglanz des zwischen den Bergen sich durchwindenden Dschumnah zu weiden. Die Kuhly's warfen ihr Gepäck, die Knechte ihre Kochtöpfe ab, und Alle dachten an nichts als an den schönen Fluß, der sich unter uns um den Fuß der hochgipfligen Hügel schnellströmend dahinschlängelte. Dieser Anblick gab meinen Begleitern den Muth und die Kräfte wieder, die viele von ihnen schon verloren hatten.“

Von diesem Punkt aus, den der Verfasser am 4 Mai erreichte, war bis zu den eigentlichen Quellen des Dschumna, noch eine beschwerliche Reise von 25 Tagen zurückzulegen, auf der Kapitän Skinner Stoff zu vielen interessanten Schilderungen der Naturschönheiten, und der Bewohner dieser gelegenen, selten besuchten Gebirgsgegenden fand, wovon wir Nachstehendes ausheben:

„Wir glaubten,“ sagt der Verfasser, bei Gelegenheit seiner Reise durch einen herrlichen Wald von Pinien und den mannichfaltigsten Fruchtbäumen, „einen Zaubergarten zu betreten, in dem die Produkte aller Theile der Erde aufgehäuft waren. Aepfel=, Birnen=, Granaten=, Pisang=, Feigen=, Aprikosen=, Linden=, Wallnuß= und Maulbeerbäume wuchsen in großer Menge und prangten im üppigsten Grün. Brombeeren und Himbeeren hingen lockend aus den Ritzen der steilen Felsen herab, und der Weg zu unsern Füßen war mit Erdbeeren besäet. Ueberall erblickte das Auge blühende Heide, Jasmin, Veilchen und in voller Blüthe stehende Rosengesträuche. Es war ein herrlicher Tag, Vögel sangen in den Zweigen, die gemeine Taube und die Kokila (die Nachtigall der hindu'schen Dichter) girrten im Gebüsch, und zum erstenmal wieder, seit langer Zeit, hörte ich den Schlag der Amsel.“

„Wir kamen,“ sagt der Verfasser an einer andern Stelle, „plötzlich an einen freien, vollkommen ebenen, mit dem reichsten Farbenschmelz einfacher Blumen prangenden Platz, als: Maßlieben, Himmelsschlüssel, Primeln, Veilchen und Krokus von allen Farben, der mit einem natürlich Gehäge von blassem Rhododendron umgeben war; bis jetzt hatten wir diese Pflanze immer noch als großen Baum gesehen, hier aber war sie bis zum Strauch zusammengeschrumpft. Hinter dieser Hecke erhob sich eine Wand von rauhen Felsen mit Schnee funkelnden Gipfeln, der an vielen Stellen sogar bis zum Saum der Wiese herabreichte. Noch nirgend sahen wir die Natur in dieser üppigen Fülle; alle Jahreszeiten schienen sich hier zu einem gemeinschaftlichen Feste eingefunden zu haben. Hier sah man den Winter in seinem Schneekleide, dort ruhte der Sommer auf einem Erdbeerbeet, oder lachte von den Zweigen eines Aprikosenbaumes, der Frühling spielte in den Glöckchen der Himmelsschlüssel, und an den Herbst mahnte uns das Laub, das von den mitten im Schnee stehenden Bäumen fiel. Mit meinem Fernglas umherspähend, sah ich an der einen Seite der Gebirge noch ganz grüne Getreidefelder; auf der andern Seite war bereits geschnitten und die Rebhühner tummelten sich in den Stoppeln. Ich hätte viel darum gegeben einige Tage hier bleiben zu dürfen; allein es gab kein Wasser, und ich konnte meine Begleiter nicht überreden, daß Schnee eben so gute Dienste leiste; sie zitterten schon bei dem bloßen Gedanken an dessen Genuß, und versicherten er würde sie tödten. Wir konnten uns, in der einen Hand Schnee, mit der andern Erdbeeren pflückend, das herrlichste Erdbeergefrorene bereiten, allein sie waren zu solchen Genüssen durchaus nicht zu bringen, und fühllos für die sie umgebende Pracht. Um sie von der Unschädlichkeit des Schnees zu überzeugen, verschlang ich so viel davon, daß ich fast selbst zu Gefrorenem wurde, aber Alles vergebens, sie waren nicht zu überreden. Der Gipfel des Bunderpuch, der wie ein Fels von Alabaster sich vor uns aufthürmte, war ganz unzugänglich, ein Bergrücken trennte uns von ihm; einen andern hatte ich überschritten, auf dem der Schnee sehr tief zu seyn schien. Der Himmel war klar und blau wie in Italien und nicht ein Fleck war auf dem schneeweißen Berg zu sehen. Ein Adler schwebte über ihm, andere hatten wir schon aufgescheucht, denn wir waren bis zu ihren Horsten emporgedrungen. Sie flogen schußgerecht um uns, aber ich dachte an den Ausspruch des „alten Seemanns,“ daß es schlecht sey, das Leben eines Gegend auszurotten, und ließ sie im Frieden ziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die öffentliche Sitzung, die von der französischen Akademie jährlich gehalten wird, um die von Herrn von Montyon gestifteten Preise zu vertheilen, — diese Sitzung, die unter der Restauration am 24 August, als dem Tage des heiligen Ludwig, statt fand, ist in der jüngsten Zeit auf den 9 August verlegt worden, an welchem dem neuen Bürgerkönigthum der Eid der Treue geleistet wurde. Bekanntlich theilen sich die Preise Montyons in solche für wissenschaftliche Arbeiten und in die für tugendhafte Handlungen. Die für 1832 ausgeschriebene Preisaufgabe für Beredsamkeit: „der Bürger Muth“ wurde nicht vertheilt, da keine der eingegangenen Bewerbungen von der Akademie eines Preises würdig befunden wurde. Dagegen erhielt Herr Matter aus Straßburg für seine Schrift: „Ueber den Einfluß der Gesetze auf die Sitten und der Sitten auf die Gesetze“ — eine Preisfrage, die schon 1827 für 1830 gegeben, aber auf 1832 verschoben worden war — den Preis von 10,000 Franken. Ein anderer Preis, gleichfalls von Montyon für Schriften gestiftet, die den Sitten am nützlichsten sind, wurde Herrn Ernst von Blosseville, Verfasser der „Geschichte der englischen Strafkolonien in Australien,“ zu Theil. — Der wichtigste Gegenstand der Sitzung, der auch gewöhnlich die größte Menge von Zuschauern herbeizieht, war die Vertheilung der Preise für tugendhafte Handlungen. Es wurden ein Preis von 5000, zwei Preise von 3000 und einer von 2000 und noch zwölf andere von 600 Franken vertheilt. Der Preis von 2000 Franken wurde der Wittwe Vignon zuerkannt, die eine alte kränkliche Wittwe eines vormaligen Offiziers zur Freundin hatte, welche aber in den dürftigsten Umständen lebte. Nur eine Reise nach Paris schien ihr eine Verbesserung ihres Looses zu versprechen. Allein wie Dieß bewerkstelligen? Die Wittwe Vignon verkauft Alles, was sie hat, schafft davon einen kleinen Karren an, setzt ihre kranke Freundin darauf und spannt sich selbst vor. So von Anstrengung und Entbehrungen erschöpft, gelangt sie bis Angoulême, wo vielleicht ihre Kräfte unterlegen wären, wenn nicht eine wohlthätige Hand sich ihrer angenommen hätte. Den Preis von 5000 Fr. erhielt Eustach Belin, ein Neger, der im Jahre 1773 zu Domingo geboren und im Jahre 1796 von seinem Herrn, Belin de Villeneuve, freigelassen wurde. Das Leben dieses ehrlichen Schwarzen, das der Akademie in einer Denkschrift vorgelegt wurde, die von einer Dame in St. Domingo verfaßt seyn soll, ist eine Reihe der edelmüthigsten Handlungen und rührendsten Aufopferungen, durch die er auch mehrere Male seinem Herrn Leben und Vermögen rettete.

Nachrichten vom Kap der guten Hoffnung bringen folgende Handelsberichte vom Jahre 1831. Die Einfuhren beliefen sich auf 352,327 Pf. St. und waren um 69,992 Pf. geringer, als im Jahre 1830, die Ausfuhren betrugen 176,618 Pf., mit einem Minderbetrage von 54,146 Pf. Diese Verringerung in der Ausfuhr wird der merklichen Abnahme des Weinhandels nach dem Auslande zugeschrieben, der im Jahre 1830 10,483 Pipen betrug, und im Jahre 1831 nur 6,108. Der in den verschiedenen Häfen der Kolonie eingelaufenen Schiffe zählte man 181 mit 59,264 Tonnen Last, während im Jahre 1830 235 Schiffe mit 69,382 Tonnen ausliefen. Das Komité der Kolonien empfiehlt zur Verhütung des gänzlichen Unterganges des Weinhandels die Aufhebung der Kolonialabgaben und eine größere Begünstigung der Einfuhr in England.

Die Ipsarioten=Brigg „Buona Speranza,“ das erste griechische Schiff, welches das baltische Meer durchsegelte, ist zu Kronstadt mit zwei ägyptischen Sphynxen eingelaufen, die aber nicht, wie einige Blätter melderen, dem Kaiser von Rußland von dem Pascha von Aegypten zum Geschenk gemacht, sondern von dem Agenten des russischen Kaisers, Herrn Rosetti, in Alexandrien einem Griechen, Namens Jarri, dem der Pascha die Aufsuchung von ägyptischen Alterthümern bewilligt hat, um 55,000 Franken für Petersburg gekauft worden sind.

Von dem Geschwornengerichte zu Leicester wurden die Einwohner von Broxtowe auf Klage des Herzogs von Newcastle, wegen der an seinem Schlosse Nottingham verübten Verheerungen, zu einem Schadenersatz von 21,000 Pf. Sterling verurtheilt. Der Herzog hatte seinen Verlust auf 40,000 Pf. angeschlagen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 245. 1 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von dem gesellschaftlichen Zustande in den Vereinigten Staaten bilden will; so darf man nicht die fremde, d. h. die auf einer steten Einwanderung begriffene Bevölkerung des Landes außer Acht lassen, das schon so viele Jahre her das Asyl der mißvergnügten, unglücklichen oder unternehmenden Verbannten aus allen Winkeln der Erde war. Während das neue Rom zu jeder Zeit verunglückte Fürsten in seinem Schooße aufnahm, scheinen die Vereinigten Staaten bestimmt, den unterdrückten Unterthanen einen Zufluchtsort zu öffnen. Der Flüchtling von Scio, der feurige Neapolitaner, der stolze Spanier, der konstitutionelle Portugiese, und der durch Hunger und Elend aus Erin's grüner Insel vertriebene Irländer mit gebrochenem Herzen — Alle treffen hier zusammen, um in düsterem Gram über gescheiterte Entwürfe hinzubrüten oder auf neue Unternehmungen zu finnen. Da ist auch der verwegene Sklavenhändler zu sehen, der Freibeuter und Pirat von Cuba und dem spanischen Festlande, der schlaue Jude aus Polen, der noch schlauere Schotte vom Clyde, der gespreizte Komödiant und der unverschämte Zeitungsschreiber aus London, — Türken endlich, Westindier, Chinesen, Neger und Hindus füllen die Hauptpartien dieses Gemäldes aus, auf welchem der geborne Amerikaner nur in den Hintergrund zu stehen kommt.

Diese buntzusammengewürfelte Masse von Menschen aus allen Ständen und Nationen ist vorzüglich in Charleston, dem Hauptorte, obgleich nicht der Hauptstadt von Süd-Carolina, sichtbar. Es sind schon einige Jahre her, als ich zu Charleston ankam; allein ich erinnere mich des Tages, wo ich landete, noch so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen. Das gelbe Fieber wüthete damals dort und als wir die Bucht entlang segelten und uns der Werfte näherten, blieb Alles öde und schweigend — nirgendswo ein herzlicher Gruß, ein Willkommen nach der Reise, keine Boote zum Ueberschlagen voll von Leuten, die sich nach nordischen Neuigkeiten und nordischen Freunden (denn wir waren von New-York gekommen) herbeidrängten — Alles war in Schweigen und düstern Kummer versunken. Am Ufer sah man eine Menge Leute in Trauerkleidern stehen, welche Fragen vermeiden zu wollen schienen, deren Beantwortung ihnen nur schmerzlich fallen konnte. Wir kamen uns wie eine Lieferung Verbrecher vor, die gleich den römischen Verurtheilten in die pontinischen Sümpfe geschickt worden, um dort umzukommen. Selbst die Neger vergaßen, in ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit um Leben und Tod, in sich hinein zu lachen, wenn sie warnend sagten: „Massa sich in Acht nehmen vor gelben Fieber.“ Ich ging von der Werfte über die schöne Bay-Straße, die Broad-Street entlang in die King-Street, d. h. durch den Haupttheil der Stadt und begegnete keiner lebenden Seele, weder Mensch noch Vieh. Kaum war dort oder da ein Kaufladen offen und alle Gebäude schienen von ihren Einwohnern verlassen. Der Gastwirth, bei dem ich abstieg, gab mir gleich beim Eintritt die tröstliche Nachricht, in der vorigen Woche seyen zwei seiner Kinder ein Opfer der Pest geworden und ein anderer Mann sagte mir mit dem Ausdruck stumpfsinniger Gleichgültigkeit auf dem Gesichte, daß diesen Morgen sein Vater gestorben sey. Später fand ich in eben diesem Manne, dessen brutaler Stumpfsinn mich empörte, einen sehr gutherzigen und achtungswerthen Menschen; allein der stete Anblick von Leiden und Tod hatte seine bessern Gefühle verhärtet, die kindliche Liebe erstickt und ihn kalt und fühllos gemacht. Man gab mir den Rath, mich in Zeiten nach einer Wärterin umzusehen, da es kaum zu hoffen sey, daß ich, als ein noch nicht an das Klima gewohnter Fremdling, verschont bleiben würde. Alles Dieß war schrecklich genug und ich wünschte von Grund der Seele, mein guter Genius hätte mich der verpesteten Stadt fern gehalten. Unglücklicherweise hatte ich auch Boccaccio, de Foe und Wilson gelesen. Meine Einbildungskraft war daher überflüssig mit Vorrath zu trübseligen Gedanken versehen. So sahen wir also, daß man uns über den Gesundheitszustand von Charleston falsch berichtet hatte, als man uns versicherte, starke Fröste hätten die Luft gereinigt und der Seuche ein Ende gemacht, was erst einige Tage nach unsrer Ankunft wirklich der Fall wurde. Dann aber trat auch in Allem um uns her ein plötzlicher Wechsel ein. Die Häuser auf Sullivan's Eiland — ein langer Uferstreif von weißem Sand, der von aller Vegetation entblößt, auf der der Stadt gegenüber stehenden Seite des Hafens liegt — wurden sogleich verlassen; hunderte von langen Booten mit Hausgeräthe und Negern beladen, durchkreuzten eilfertig die Bay in allen Richtungen; die Straßen waren bald von einer geschäftigen Bevölkerung von allen Farben belebt und je mehr die Gemüther erst kurz noch niedergedrückt waren, desto höher stieg jetzt die allgemeine Freude, von dem Uebel erlöst zu seyn.

Ein Fremder, der Charleston das erste Mal im Mondlicht erblickte, würde von der romantischen Stille und Einsamkeit sehr überrascht werden. Die Neger werden alle um zehn Uhr Abends eingesperrt und die Stadtwache durchschreitet lautlos die Straßen. Die schöne alte Kirche von St. Michael, die Börse und das Postgebäude am Fuße der Broad = Street und die Patrizierpaläste, welche die herrliche Bay überblicken, geben Charleston Aehnlichkeit mit einer alten, halb verödeten Stadt in Italien, während ihr glänzender Südhimmel gar wohl diesen Vergleich mit der klarsten und mildesten Atmosphäre aushalten kann, die dem Land der Liebe, der Malerei und der Dichtkunst einen so unwiderstehlichen Zauber leiht.

Charleston scheint von der Revolution wenig Früchte geerntet zu haben. Es findet sich dort kaum irgend ein Gebäude von Umfang und Bedeutung, das nicht unter der alten Regierung aufgeführt worden wäre. Es war der Lieblingsaufenthalt der britischen Gouverneurs von Süd-Carolina und blühte unter ihrer Herrschaft auf. Seitdem ist sein früherer Glanz ziemlich verblichen. Der Indigo- und Tabakshandel ist zu Grunde gegangen: noch steht in der Kingstreet ein großes halbverfallenes Gebäude, das Tabakslagerhaus genannt, als Beweis, in welchem ausgedehntem Umfang einst dieser Handel betrieben wurde. Gegenwärtig sind nur noch Reiß und Baumwolle die Stapelwaaren seines Handels, der meist in den Händen der Kaufleute des Nordens ist, die nur den Winter oder die Geschäftszeit in Charleston zubringen und im Sommer zurückkehren, um die Früchte ihrer Industrie 7 oder 500 Meilen weit von dem Orte, wo sie dieselben geerntet, zu genießen. Jedermann, der kein Kaufmann in den Vereinigten Staaten ist, wird zwei oder drei solche Reisen in einem Jahre als etwas Ungeheures ansehen; allein ein Amerikaner mißt die Entfernungen mit einem ganz andern Maßstabe und eine Reise zu Wasser oder Land von New-York oder Boston nach Savannah oder Charleston ist ihm eine Kleinigkeit. So gewinnt eigentlich Charleston selbst von dem Handel, der in seinen Mauern getrieben wird, am wenigsten. Früher wurde von Charleston aus ein beträchtlicher Sklavenhandel getrieben, vorzüglich aber von Fremden. Seit dieser scheußliche Handel jedoch gesetzlich verboten ist, fand man kein Beispiel von einem Versuch, ihn fortzusetzen. Es war unter dem gemeinen Volk zum Sprichwort geworden: „Daß Gottes Fluch auf allen Sklavenhändlern und ihren Kindern liege, die nie ein glückliches Ende genommen hätten.“ Nur eine Ausnahme war davon in Charleston zu finden, aber wie man mir sagte, auch nur die einzige: es war ein sehr liebenswürdiger und reicher Mann, der Sohn eines Sklavenhändlers. Allein während meines Aufenthaltes in Süd-Carolina zeigte sich, daß auch diese Ausnahme nicht Bestand haben sollte; seine Geschäfte schlugen fehl, sein Haus machte bankerott und so traf auch ihn zuletzt „der Fluch.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer.“

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Ich wandte mich von den Ruinen ab, und warf einen Blick auf das untenliegende Thal. Man konnte nichts Sansteres und Lieblicheres sehen, als was sich hier in der Nähe bot. Jene Art von innerem Drang, der uns irgend eine karg zugemessene Gabe pflegen und werth halten heißt, hatte die Bewohner angetrieben, jeden Fuß Grund auf die möglich beste Art zu benützen. Keine Schweizer-Alpe hätte so glatt gemäht seyn können, als die Wiesen zu meinen Füßen, und die zwei oder drei Bergbäche, die sich zwischen ihnen hinschlängelten, waren ebenso aufs Vortheilhafteste benützt. Der Damm einer ländlichen Mühle staute das Wasser in einen Miniatursee zurück und einige eifrige Verehrer Neptuns hatten an seinem Ufer ein Bierhaus angelegt, das mit dem Schilde des „Ankers“ beehrt war. Allein der anziehendste Gegenstand der Ansicht in das Thal hinein, waren die Trümmer einer Burg, die auf einer natürlichen Erderhöhung oder vielmehr einem Felsenvorsprung an der Vorderseite eines der nächsten Berge standen. Die Straße führte hart unter ihren Mauern, kaum in Bogenschußweite an den Zinnen vorbei — eine Lage, die augenscheinlich dazu gewählt und am besten geeignet war, um den gewöhnlichen Weg des Reisenden zu beherrschen. Der Wegweiser brauchte mir nicht erst zu sagen, daß ich die Hartenburg vor mir sah. Sie war noch ein mächtigerer Steinbau als die Ueberbleibsel der Abtei, von derselben Steinart und, dem Anschein nach, in verschiedenen Jahrhunderten gebaut; denn während ein Theil unregelmäßig und roh war, wie die meisten derartigen Bauwerke des Mittelalters, zeigten sich dagegen wieder hervorspringende Thürme mit Schießscharten zum Gebrauch des Geschützes. Einer von ihren Feuerschlünden, hoch genug gerichtet, hätte wohl seinen Schuß bis auf die Platform des Abtei-Berges hinüberschleudern können, indessen freilich nicht eben mit großer Gefahr — selbst für die zerfallenden Mauern.

Nachdem ich die mancherlei Gegenstände in diesem neuen und reizenden Landschaftsgemälde wohl eine Stunde lang aufmerksam beschaut hatte, ließ ich mir von unserem Wegweiser einige Auskunft über die Heidenmauer und den Teufelsstein geben. Beide befanden sich auf dem Berge, der jenseit des kleinen Gewässers, das sich das Aussehen eines Sees geben wollte, emporstieg — einen guten Büchsenschuß von der Abtei entfernt. Man konnte selbst einen Theil der ersteren von unserm gegenwärtigen Standpunkte aus sehen und der etwas verworrene Bericht des Schneiders machte uns nur um so begieriger, mehr zu sehen. Wir hatten uns für diesen Ausflug mit einer hinlänglichen Anzahl von Reisehandbüchern und Karten versehen. Eines von jenen trug ich zufällig bei mir in der Tasche; wir hatten aber so wenig Außergewöhnliches auf dieser selten besuchten Straße zu finden erwartet, daß ich es bis jetzt noch nicht aufgeschlagen hatte. Als ich es jetzt zu Rathe zog, fand ich zu meiner angenehmen Ueberraschung, daß Dürkheim und seine Alterthümer einer besondern Achtung des Reisenden nicht unwerth gehalten waren. Nach der hier gegebenen Nachricht war die Hei-

denmauer der Ort, wo Attila den Winter vor seinem Rheinübergang auf seinem Heereszug gegen die damalige Hauptstadt der civilisirten Welt, zubrachte, ihre Errichtung jedoch seinen Feinden zugeschrieben. Man hielt sie — mit einem Wort — für die Ueberbleibsel eines römischen Lagers, eines jener festen Plätze des römischen Reichs, durch welche die Barbaren in Schach gehalten wurden und deßen sich dann die Hunnen auf ihrem Zuge gegen Süden gelegentlich und klüglich zu ihrem Vortheile bedient haben. Der Teufelsstein war als ein natürlicher Fels, in der Nähe des Lagerplatzes, geschildert, den die Heiden als Opferstätte benützten. Die gemietheten Beine des Wegweisers wurden demnach in Requisition gesetzt, um uns an einen Ort zu führen, der solche Sehenswürdigkeiten, die selbst die Kraftanstrengungen eines Schneiders verdienten, enthielt.

Als wir den Berg, auf dem die Limburg steht, herabstiegen, verkürzte uns unser Christian Kinzel den Weg mit der Erzählung der Meinungen, die hier in der Gegend in Bezug auf die Orte, die wir besucht hatten und nun noch besuchen wollten, im Schwange waren. Nach diesen Sagen sollten die frommen Mönche, als sie mit dem Bau ihres Klosters umgingen, einen Pakt mit dem Satanas dahin abgeschlossen haben, ihnen die Steine für so einen ausgedehnten Bau zu brechen und sie den steilen Berghang hinaufzuschaffen. Als Mittel, den bösen Feind zur Ausführung eines Werks dieser Art zu bewegen, brauchte man den Vorwand, als sollte es ein Wirthshaus geben, in dem, wie nicht zu bezweifeln stand, eine ungebührliche Menge Rheinwein verschluckt werden mußte, die den Leuten den Kopf umnebelte und die unbewachte Seele den gewöhnlichen Versuchungen leichter Preis gab. Wie uns die rheinischen Sagen und Legenden erzählen, glückte es den Mönchen nicht selten, den Erzfeind bei einem derartigen Pakt zu überlisten, allein mit so auffallendem Erfolg, wie in dem fraglichen Handel, war es wohl noch nie geschehen. Vollständig durch die Pfiffe der Männer Gottes getäuscht, machte sich der Vater der Sünde mit solchem Eifer an das Werk, daß die Abtei sammt Zubehör in unglaublich kurzer Zeit fertig da stand; ein Umstand, den seine Werkherren nach ihrer Weise gar trefflich zu benützen wußten, indem sie ihn einem Mirakel von edlerem Ursprung zuschrieben. Nach allen Berichten war die Täuschung so gut angelegt und durchgeführt, daß der Teufel, ungeachtet seiner zum Sprüchwort gewordenen List, die wahre Bestimmung des Gebäudes nicht kennen lernte, als bis die Abteiglocke zum Gebete läutete. Dann freilich kannte sein Grimm keine Gränzen; er fuhr deßhalb nach dem fraglichen Felsen hinüber mit dem schauderhaften Vorsatze, ihn in der Luft gerade über die Kapelle zu tragen, auf diese niederfallen zu lassen und so die Mönche sammt ihrem Altare seiner Rache zu opfern. Allein der Stein war so fest eingewachsen, daß der Teufel selbst ihn nicht von der Stelle bringen konnte und zuletzt, durch die Gebete der gottseligen Brüderschaft, die jetzt, nach ihrer Fechtweise, trefflich im Felde stand, genöthigt wurde, diesen Theil des Landes mit Schimpf und Schande zu räumen. Noch zeigt man den Neugierigen gewisse Merkzeichen und Eindrücke an dem Gestein, die von den gewaltsamen Anstrengungen des Teufels bei jener Gelegenheit zeugen, und namentlich unter andern die Abdrücke seiner Gestalt, die, als er von seiner vergeblichen Kraftanstrengung ermüdet sich auf den Stein setzte, darin zurückblieben. Besonders tiefforschende und geschickte Leute wissen sogar in einer Art Rinne oder Fuge den Fleck herauszubringen, wo der Schwanz des geprellten Höllengeists lag, als er so auf seinem harten Sitzplatze seinen Aerger wiederkäuete.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von Luckwarie, einem artigen Dorf mit steinernen Häusern, sagt Kapitän Skinner:

„Den Weibern liegt ob, die Ernte einzuheimsen; Dieß nebst dem Heebeischaffen des Wassers scheint ihre gewöhnliche Beschäftigung zu seyn. Sie sind hübsch, von kleinem und kräftigem aber niedlichem Wuchs. Ihre Kleidung besteht aus einem um die Hüften befestigten Rock von grobem Linnen nebst einer kleinen Jacke und ihr Schmuck aus einer Menge von Ringen, die von der Nase bis zu den Zehen herab vertheilt sind. Ihre Art die Haare zu flechten ist sehr malerisch; sie lassen sie sehr lang wachsen und durchflechten sie mit roth gefärbter Wolle. Reicht ein solcher Zopf bis auf den Boden, so flechten sie in das Ende desselben eine große Quaste ein und tragen ihn dann entweder frei herabhängend oder wickeln ihn um den Kopf, wo dann die Quaste auf den Wirbel zu stehen kommt, und die Stelle eines Turbans vertritt. In diesem Dorf habe ich die hübschesten Weiber gesehen, die mir im Orient noch vorgekommen sind; ihre Reize werden indeß von den Galanen des Himalaya nicht besonders gewürdigt, da ein Weib meist das Eigenthum einer ganzen Familie von Brüdern ist. Vier scheint in der Ehe die mystische Zahl zu seyn, denn Alle, die ich darüber befragte, gaben mir zur Antwort: „Wir sind unser vier und haben Ein Weib.“ Diese Sitte ist übrigens in andern Theilen des Orients, namentlich bei einigen Stämmen an der malabarischen Küste und in Ceylan noch allgemein üblich. In diesem Dorf befindet sich ein Tempel, der erste, den wir auf unserm Wege trafen; er ist von Holz gebaut, und den Pagoden der Ebene ähnlich. Seine Thüren waren mit messingenen Platten beschlagen, und die auf dieselben eingegrabenen Figuren hinduscher Mythologie waren von zu guter Arbeit, als daß man sie für das Werk eines Künstlers aus dem Gebirg hätte halten können. Einige Vögel und andere Thiere, die am Portal als Votivgaben hingen, waren augenscheinlich Arbeiten eines rohen Meisels. Ein alter Mann, mit dem ich mich unterhielt, fand sich einigermaßen beleidigt, als ich über ein seltsam gestaltetes Thier lachte, das einen Elephanten vorstellen sollte; er bemerkte, es sey für einen Mann der noch nie einen gesehen habe, sehr gut gearbeitet. Ich konnte die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht leugnen.“

Von Nonano, einem andern Dorf, sagt der Verfasser:

„Wir wanderten zwischen einer großen Menge von Feigen-, Pisang- und andern Obstbäumen, und einer Unzahl von weißen Himbeersträuchen. So oft ich in ein Dorf kam, ging ich gewöhnlich gleich dem Brunnen zu, was für die Weiber ein Zeichen ist, mit ihren Krügen herbeizukommen, und suchte, während mein Zelt aufgeschlagen wurde, unter den Bäumen Schutz, von denen die Quelle umgeben ist, wobei ich zugleich immer einen Theil der Neuigkeiten des Dorfs erfuhr. So hörte ich denn auch hier, daß wir die ersten weißen Männer — „Sahib logueh“ — seyen, die Nonano beherbergte. Wir waren der Gegenstand großer Neugier, und da wir diese nicht zurückscheuchten, so bildeten die Weiber, die zuerst herbeigelaufen waren, bald einen Kreis um uns. Ich fragte ein hübsches junges Weib von ungefähr 18 Jahren, die uns eine Schüssel mit Himbeeren überreichte, wie viele Männer sie habe: „Nur vier“ war die Antwort. „Und alle am Leben?“ — „Warum nicht?“ — Sie fragte mich nun, wo mein Vaterland liege, und als ich ihr sagte, daß eine Reise von mehreren Monaten bis dahin sey, erhob sich ringsum ein ungläubiges Murmeln; „Es ist nicht möglich,“ war die allgemeine Antwort. „Und wo ist denn deine Frau?“ war die nächste Frage. Auf meine Erklärung, daß ich keine habe, bewies mir der allgemeine Ausruf: „Bah, bah! Dschuht, Dschuht!“ (eine Lüge! eine Lüge!) wie wenig man mir glaube. Da unverheirathete Personen beiderlei Ge-

schlechts, die bereits das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr zurückgelegt haben, bei ihnen nicht vorkommen, so durfte ich mich über ihren Unglauben nicht wundern. Es gelang mir durchaus nicht, sie von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, und ich sank, wie ich fürchte, ein wenig in der Achtung meiner Gebirgsfreunde, indem ich die ihnen so auffallende Ungereimtheit, es könne einen unbeweibten Mann geben, behauptete."

„Wir kamen nun," fährt Kapitän Skinner fort, in die Provinz Rewaihn, wo mir Dörfer und Einwohner etwas vorzüglicher zu seyn schienen; die letztern sind von höherm Wuchs und haben eine etwas tatarische Gesichtsbildung. Unsern Bedürfnissen wurde in diesem Thal ohne große Schwierigkeit abgeholfen; Lebensmittel waren indeß nicht das Einzige, was diesen Leuten feil war, denn wäre ich ein Türke gewesen, so hätte ich hier mindestens zwei ansehnliche Erwerbungen für meinen Harem machen können. Ein alter Mann, den ich bald nach meiner Abreise von Tullie traf, bot mir die schönste seiner Töchter für 60 Rupien an, und schien sehr gekränkt, als ich den Handel ausschlug. Ein anderer kam eines Morgens aus einem entlegenen Dorfe in gleicher Absicht zu mir: „Ich habe etwas zu verkaufen," sagte er, indem er mich geheimnißvoll bei Seite nahm; — Dieß ist, beiläufig gesagt, ihre Art so, denn sie verbergen kleine Gegenstände, als ob sie sich des Handels schämten unter dem Kleid, und ein Topf mit Honig wird mit derselben Vorsicht zum Verkauf gebracht, mit der ein Krämer geschmuggelte Waaren ausbietet. — „Ich habe etwas zu verkaufen," sagte er, „und da ich ein armer Mann bin, so hoffe ich Du wirst kaufen: recht wohlfeil, ein kleines Mädchen, so groß (hier hielt er die Hand ungefähr vier Fuß hoch über den Boden) und für nur 80 Rupien. Meine Tochter ist's, mein einziges Kind." — „Wie," unterbrach ich ihn, „Du willst Dein einziges Kind verkaufen?" — „Ich muß leben," war seine kaltblütige Antwort. „Sie ist das hübscheste Mädchen im Dorf," fuhr er, auf den Kauf dringend, fort, „und da ich sie nicht verheirathen kann, so muß ich sie verkaufen." Es sey so Sitte, sagte er zu seiner Entschuldigung, und sie hätten so viele Weiber in ihren Dörfern, daß sie nicht wüßten was damit anfangen. Meine Diener wollten eines von den Lämmern kaufen, die sie umherspringen sahen, aber es wurde ihnen abgeschlagen. „Das Schaf gibt uns Kleidung," sagten sie, „und die Weiber zerreißen diese," setzte ich hinzu. „Sabsch hat" (wohl wahr) war die Antwort. Das weibliche Geschlecht wird hier in der That sehr gering, oder vielmehr zu hoch geschätzt, denn jeder Frau stehen vier Männer zu Gebot, obschon der Galan, dem sie ein Viertel ihres Herzens schenkt, eben nicht stolz auf seine Eroberung seyn kann. Man darf sich also über diesen Ueberfluß an unverheiratheten Weibern nicht wundern. Daß indeß die Kosten ihres Unterhalts Ursache der Vielmännerei seyn sollten, scheint mir nicht glaublich, denn ich sah selbst, daß die Weiber nachdem sie ihren Herren das Essen bereitet hatten, sich gelassen bei Seite setzten, bis der Appetit ihrer Männer gestillt war, und sich dann mit den Ueberbleibseln begnügten, die oft sehr schmal ausfielen. Ihre Kleidungsstücke, obgleich von höchst phantastischem Schnitt, sind viel zu gering, um bequem seyn zu können, und genügen kaum den Forderungen der Schamhaftigkeit. Ohne sie je zu waschen oder auszubessern, tragen sie sie so lange, bis sie ihnen, buchstäblich, vom Leibe fallen, sie bestehen folglich aus nichts als Lumpen und Fetzen. Wüßte man nicht, daß sie sie nie ablegen, so wäre man in der That in Verlegenheit, wenn man sagen sollte, wie sie sie anziehen; sie hängen so verworren und abenteuerlich drapirt am Leibe, daß es in der That leichter wäre aus einem Netz einen Mantel oder einen Unterrock zu machen. Ein orientalischer Sultan tadelte einst seine Tochter, die in vierzigfach über einander liegendem Musselin von Dacca gekleidet war, wegen ihres unsittlichen Anzugs; was würde er erst gesagt haben, hätte seine Herrschaft sich auch über Rewaihn erstreckt? Um wieder auf den Vater zurückzukommen, so hatte dieser seine Tochter nicht weit von dem Ort der Zusammenkunft im Hinterhalt, und da seine Beredtsamkeit nicht so wirksam war, als er geglaubt hatte, so ließ er, um mich mit einem Theaterstreich zu fangen, sein schamhaftes Töchterchen vor mir erscheinen. So höflich als möglich bat ich sie, mich zu entschuldigen, sagte ihr, daß ich von Herzen wünsche, sie möge recht bald unter den jungen Leuten ihres Dorfs ein halbes Dutzend Männer finden, die geeigneter seyen, als ich, sie zu beglücken, und sagte dem Kaufmann, der sein Blut gegen Gold verschachern wollte, und dem Mädchen, das, die Wahrheit zu sagen, von dieser Unterredung so wenig betroffen schien, daß es lächelnd davon ging, ohne auch nur einen verdrüßlichen Blick zurückzuwerfen, Lebewohl."

„Als ich," fährt der Verfasser fort, „todtmüde nach Tulli kam, und von einem Hügel in das Dorf herabblickte, war ich sehr erstaunt zu sehen, daß alle Einwohner, die sich versammelt, um uns anzugaffen, umhersprangen und hüpften, sich auf mehrere Stellen ihres Körpers schlugen und so seltsame Possen trieben, daß ich auf die Vermuthung gerieth, sie führten zur Feier unserer Ankunft einen Nationaltanz auf, denn ich konnte nicht glauben, daß eine herumschweifende Schaar tanzender Derwische sich bis in diesen entlegenen Winkel verirrt haben sollte. Als ich indeß ins Dorf kam, fand ich, daß nicht nur unsere Begleiter, sondern auch mein Bruder und ich selbst genöthigt waren, trotz unsrer Ermüdung, wider Willen wie besessen diesen Veitstanz mitzumachen und uns selbst recht derb zu schlagen. Mir fielen die elektrischen Aale einiger Flüsse in Afrika ein und schon glaubte ich, Tulli sey von einer ähnlichen Erscheinung heimgesucht, als sich uns das Räthsel löste; wir hatten nämlich das Gebiet des kleinsten giftigsten Insektes betreten, das ich noch je gesehen. Es ist eine sehr kleine Wespe mit grünem Leib und einem Paar Zangen, mit denen sie verwundet. Es war uns unmöglich ruhig zu bleiben, und die Wirkung, die der Biß auf die Einwohner macht, bietet ein höchst lächerliches Schauspiel. Sie unterbrechen plötzlich jede Arbeit, mit der sie eben beschäftigt sind, springen herum und schlagen sich selbst, kehren dann zu ihrem Geschäft zurück, lassen es aber bald wieder liegen, um von neuem mit allen Vieren um sich zu schlagen. Alle, und ich selbst nicht minder, waren mit schwarzen Flecken bedeckt, denn der Biß dieser kleinen Insekten läßt stets eine Spur zurück. Wir befanden uns am Abhang eines von Pinien umgebenen Hügels, und dieser Umstand war, wie mir scheint, Ursache an dem Daseyn so vieler Insekten; denn die Hitze war eben nicht groß; das Thermometer zeigte nur 74°."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der gelehrtesten Ornithologen von Europa, der Fürst Maximilian von Neuwied, bekannt durch seine Reisen in Brasilien und mehrere gute zoologische Werke, hat sich abermals nach Nordamerika eingeschifft, um über die Thierwelt jener Gegenden Untersuchungen anzustellen und die Sitten der Indianer näher zu beobachten. Ueber den Plan seiner Reise spricht der Prinz sich selbst in einem, im verflossenen April geschriebenen Brief an Herrn August von St. Hilaire aus: „Die Reise, die ich gegenwärtig zu unternehmen im Begriff stehe, wird ungefähr zwei Jahre dauern. Ich hoffe, daß es mir möglich werden wird, mit der Karawane, die im Frühjahr von St. Louis, am Zusammenfluß des Missouri und Missisipi abgeht, nach Santa-Fe zu gelangen. Zuvor aber werde ich die großen Seen, den Fall des Niagara und die indianischen Nationen besuchen, zu denen ich gelangen kann. Ein junger, sehr geschickter Maler wird mich begleiten, und ich bin überzeugt, daß er mit höchst interessanten Zeichnungen zurückkehren wird. Ich werde auch Pflanzensammlungen mitzubringen suchen, wiewohl ich fürchte, daß dieser Theil meiner Sammlungen nicht so reich ausfallen wird, als die der Vögel, Reptilien und Säugethiere."

•

Der Tempel zu Dschagernath, dieses große Heiligthum der Hindu, wurde von dem Radschah Anund Bhim Deo erbaut und im Jahre 1198 vollendet. Das ganze Land auf zwanzig Meilen in die Runde wird für heilig geachtet. Das heiligste Stück des Bodens ist aber von den Mauern selbst umfangen, die ungefähr 24 Fuß Höhe haben und einen Platz von 676 Fuß Länge und 660 Fuß Breite umschließen. Diesen Raum nehmen fünfzig Tempel ein. Das Merkwürdigste an denselben ist ein zweihundert Fuß hoher Thurm, dessen Inneres 24 Quadratfuß enthält; zwei steinerne Gebäude mit pyramidenförmigen Dächern stoßen daran. Wenigstens 3000 Familien von Priestern und andern Menschen, die zum Dienste des Gottes bestimmt sind, leben hier beisammen, und außerdem 400 Familien von Köchen, die die heilige Speise, Mahaprasad genannt, bereiten müssen. Der Tempel unterhält mehr als 120 Tänzerinnen. Die christlichen Missionäre haben sich bis jetzt vergeblich bemüht, unter den zahllosen Pilgrimen, die alljährlich diesen Tempel besuchen, Proselyten zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 246. 2 September 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Wir standen gerade am Fuße des zweiten Berges, als Christian Kinzel mit seiner Legende zu Ende war.

„Das wäre also eure Dürkheimer Sage über den Teufelstein?" fragte ich und maß die Höhe, die wir zu ersteigen hatten, mit den Augen.

„So erzählt man's in der Gegend, mein Herr," versetzte der Schneider; „'s gibt indessen Leute hierherum, die nicht daran glauben wollen." Mein kleiner Reisegesellschafter lachte, und tanzend flogen seine Augen vor Erwartung umher. „Allons, grimpons!" rief er abermals — „Allons voir ce Teufelstein!"

Bald standen wir in dem Heidenlager. Es befand sich auf einem stark vorgetretenen Ausläufer des Gebirgs, einer Art von hervorspringender natürlicher Bastei, und war auf jeder, mit Ausnahme der Seite, auf welcher es mit dem Hauptberge zusammenhing, vollkommen und zwar durch so jähe Abhänge gedeckt, daß man nur mit ziemlicher Mühe hinabzugelangen vermochte. Man sah noch die Trümmer einer, etwa eine halbe Stunde im Umfang betragenden, rund herum geführten Mauer, wobei die Steine unordentlich aufgehäuft überall nach außen zu herumlagen, und viele Spuren von Fundamenten und Durchschnittsmauern innerhalb. Die ganze Bodenfläche war mit einem jungen Schlag dunkler schwermüthiger Cedern bedeckt. An der dem anstoßenden Berg ausgesetzten Seite ließ sich noch ein, zu weiterem Schutze angelegter Graben erkennen. Der Teufelsstein lag etwa 1000 Fuß vom Lager entfernt. Es ist ein vom Wetter ausgeriebener Felsen, der sein kahles Haupt hoch unter den vorderen Bergreihen zeigt. Ich setzte mich auf seiner höchsten Spitze nieder, und auf einen Augenblick war die Mühe des Steigens vergessen. — Vor mir lag, so weit das Auge reichte, die üppige Ebene der Rhein-Pfalz. Da und dort blitzten die Silberspiegel des Rheins und Neckars zwischen dem Grün der Fluren auf, und die Thürme der Städte und Städtchen, von Mannheim, Speier, Worms, zahlloser Dörfer und deutscher Residenzen drängten sich auf dem Gemälde in solcher Fülle, wie die Grabmäler an der appischen Straße. Ein Dutzend grauer Burgtrümmer hing an den Bergen Badens und Darmstadts, während das Heidelberger Schloß, in seinem romantischen Thale, düster, hofprächtig und stattlich herüberwinkte. Die Landschaft war deutsch und in ihren, durch die Kunst geschaffenen Theilen ein Anflug von Gothischem; es fehlten ihr freilich die warme Farben-Glut, die wunderlichen Umrisse und die verführerische Schönheit Italiens, so wie die Großartigkeit der Thäler und Gletscher der Schweiz, dafür zeigte sie aber das vollkommene Bild der Fruchtbarkeit und des Fleißes, verschönert durch eine Menge von nützlichen Gegenständen.

Für Einen, der auf dieser Stelle stand, war es ein Leichtes, sich eben so viele beredte Gedenkbücher des Fortschritts der Gesittung, der Schwächen und der festen Kräftigung, des Gedeihens und des ehrsüchtigen Strebens des menschlichen Verstandes und Herzens, um sich her aufgeschlagen zu denken. Der Fels rief die Zeiten des Aberglaubens und der zum Schlechten mißbrauchten Unwissenheit zurück — die Zeit, wo die ganze Gegend noch ein Wald war, wo der Jäger, mit dem Thiere um die Herrschaft über sein wildes Gebiet kämpfend, nach Lust und Laune umherstreifte. Immer aber trug doch das herrliche Geschöpf Gottes Bild an sich; und bisweilen drang ein begabter Geist durch die Schatten und haschte einen Lichtblitz jener ewigen, Alles durchdringenden Wahrheit. Dann folgte der Römer mit seinen Göttern und ihren sinnvollen Attributen, seiner scharfsinnigen und blendenden Philosophie, seiner zusammengehäuften und geborgten Kunst, seiner überdachten und Alles überwältigenden Thatkraft, seiner Prachtliebe, so groß in ihren Wirkungen, und doch so schmutzig und ungerecht in ihren Mitteln, und — das Letzte und Ergreifendste von Allem! — mit seiner leuchtthurmgleichen Ehrsucht, die seine Hoffnungen auf dem Ozean seiner eigenen ungeheuren Größe zum Scheitern brachte, und die in seinem Untergang die Trüglichkeit seines Herrschgebäudes zeigte. Das Denkmal vor mir war ein sprechender Beweis der Mittel, durch die er seine Macht gewann und verlor. In der bittern Schule der Erfahrung hatte der Barbar gelernt, seine Rechte wieder zu erkämpfen, und in der Begeisterung des Augenblicks war es nicht schwer, sich im Geiste die Hunnenschwärme zu vergegenwärtigen wie sie in das Lager stürmten, und den möglich günstigen Erfolg nach den Spuren, die sie hier von der Erfindungsgabe und den Hülfsmitteln ihrer Feinde vorfanden, vorausberechneten. Die undeutlichen Nebelgebilde der Einbildungskraft, die jetzt folgten, waren ein passendes Sinnbild des nächsten Zeitalters. Aus diesem Dunkel erhob sich, nach der langen und glorreichen Herrschaft Karls des

Großen, das Ritterschloß mit seiner lehnsherrlichen Machtgewalt und seiner lang fortgeerbten Reihe von Ungerechtigkeiten. Dann kam das Mönchsstift, ein Auswuchs jener Religion der Sanftmuth und Duldung, die dem Sonnenstrahl gleich auf Erden erschien und den nachgefälschten Schimmer eines Bühnenglanzes verscheuchte, von der das natürliche Licht um eines Surrogats von unächter und trügerischer Eigenschaft willen ausgeschlossen worden war. Hier entspann sich nun jener lange und selbstsüchtige Kampf einander feindselig entgegenstehender Prinzipien, der bis heute noch nicht aufgehört hat. Es war der gewaltige Streit zwischen der Macht des Gedankens und der rohen Stärke. Die erstere, weder rein noch vollkommen, nahm ihre Zuflucht zu allerlei Nothbehelf und Betrug, während die letztere zwischen der Furcht vor unbekannten Dingen und der Liebe zum Herrschen schwankte. Mönch und Ritter stießen hart zusammen; der eine dem Glauben, den er bekannte, mißtrauend, und der andere ob den Folgen des Streiches zitternd, den sein Schwert versetzt hatte; bei jenem die Früchte von zu vielem Wissen — bei diesem von zu wenigem; beide zugleich ein Raub jener unablässigen und unveränderlichen Feinde des Menschengeschlechts, der gierigen Leidenschaften.

(Schluß folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Die Sklaven in Charleston sind hier wie überall dieselben fröhlichen und sorglos in den Tag hineinlebenden Geschöpfe und werden größtentheils gut behandelt; wenigstens sah ich während meines zweijährigen Aufenthaltes unter ihnen keinen mißhandelt oder gepeitscht werden. So wenig Dieß einen Beweis gibt, daß nicht auch grausam mit ihnen umgegangen werden kann, so zeigt es doch wenigstens, daß Dieß nicht häufig der Fall ist. Da diese unglücklichen Wesen selbst kein Eigenthum besitzen, so ist es sehr natürlich, daß sie auch für das Eigenthum Andrer keine Achtung besitzen. Verschwörungen und Aufstände sind häufig, und während der Winter von 1825 bis 1827 wurde die Bevölkerung von Charleston durch die Versuche der Schwarzen, die Stadt in Brand zu stecken, in beständiger Furcht gehalten. Viele dieser Versuche glückten nur allzugut, und viel werthvolles Eigenthum ging in Feuer auf, vorzüglich in der Kingstreet, die sehr eng und lang, viele feuergefährliche Häuser zählte. Die Hälfte der Stadtmiliz, in der alle waffenfähigen weißen Männer, ohne Unterschied des Ranges und der Nation, eingereiht werden, ist fortwährend auf der Feuerwache, oder muß sich bereit halten, in Feuersgefahr zum Schutze der Einwohner und ihres Eigenthums gegen die Neger herbeizueilen; so geschah es, daß ich den Winter über zwanzig bis dreißig Nächte in diesem Dienste schlaflos zubrachte. Die Schwarzen müssen an den Feuerspritzen arbeiten und das Feuer, das sie angelegt haben, löschen, während von den Lippen ihrer erzürnten Herrn manch hartes Drohwort von Strafe und Rache erschallt. Das obenerwähnte Feuer in der Kingsstreet war eines der furchtbarsten, das ich noch erlebte. Die Häuser und Waarenlager zu beiden Seiten der Straße wurden nahe eine Viertelstunde in der Länge in Asche gelegt. In manchen Kaufläden befanden sich Tonnen mit Schießpulver, die von Zeit zu Zeit mit furchtbarem Krachen in die Luft flogen. Es läßt sich keine Beschreibung von der Bestürzung und Aufregung geben, die dieser Brand in Charleston hervorbrachte. Jedermann war überzeugt, daß die Neger unablässig auf die Vernichtung der weißen Bevölkerung sinnen, und daß die Brandstiftung nur das Vorspiel sey. Um die Verwirrung noch zu vermehren, brach auch noch in andern Theilen der Stadt Feuer aus, das jedoch glücklicherweise bald gelöscht wurde. In einer dieser schauerlichen Nächte, wo das Feuer in seiner vollen Wuth tobte, und mit schrecklichem Getöse Giebel auf Giebel einstürzte, war ich mit einem alten Manne, der gleich mir eine Zeit lang im Wachdienste gestanden war, im Gespräche begriffen. Mit großer Gelassenheit erörterte er die Möglichkeit, ob diese Straße wieder gebaut werden würde, woran er bei dem sinkenden Handel Charleston's sehr zu zweifeln schien. Als ich ihn näher ins Auge faßte, erkannte ich in ihm den Eigenthümer eines der größten Häuser, die im Brande standen, den reichsten Juden von Charleston. Ich konnte nicht umhin, der männlichen Fassung, mit der er sein Unglück trug, meine gerechte Bewunderung zu bezeigen. „O," erwiderte er, „ich habe lange genug in der Welt gelebt, um die Dinge, selbst in einer so heißen Nacht, mit kaltem Blute zu betrachten." Es war ein Pole, der schon einige vierzig Jahre in Charleston ansässig war. Als er Amerika's Gestade betrat, war er in der äußersten Dürftigkeit und borgte bei einem Landsmanne, dem er begegnete, einen Dollar. Der Alte erlebte es, daß dieser sein erster Wohlthäter in späterer Zeit selbst an den Bettelstab kam und unterstützte ihn in dankbarer Erinnerung nun auch, so viel er vermochte. Als Joseph Bonaparte's Wohnung zu Bordentown bis auf den Grund abbrannte, wurde ihr Eigenthümer höchlich wegen der philosophischen Ruhe gepriesen, die er während jenes Unglückes bewies. Es war zwischen seiner und meines alten polnischen Juden Resignation nur der kleine Unterschied, daß König Josephs Palast — assekurirt war.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der das gegenseitige Verhältniß der beiden Menschenracen in den südlichen Staaten einigermaßen näher zu beleuchten geeignet ist. Man fand nirgends hinreichende Spuren, die einen Neger als Brandstifter bezeichneten, obgleich das Feuer augenscheinlich gelegt war. Allein man hielt es für nöthig, irgend Einen, ob schuldig oder nicht, aufzugreifen und ihn zum allgemeinen Schrecken abzustrafen. Zu diesem löblichen Zwecke wurde ein Mulatte festgenommen und auf sehr schwankende Beweise hin zum Stricke verurtheilt. Zwei Hausbesitzer und ein Beamter bildeten das Gericht und der arme Teufel, der bestimmt war, zum Nutzen und Frommen der Welt ein abschreckendes Beispiel zu geben, vernahm sein Urtheil in bester Form Rechtens. Die halbe Negerbevölkerung von Charleston war in der zur Hinrichtung anberaumten Stunde auf den Beinen, um den Spaß anzusehen; denn als solcher wurde dieses Schauspiel von allen Schwarzen angesehen, wenn man so aus der Lustigkeit schließen darf, von der sie bei dieser Gelegenheit beseelt schienen. Die Straßen schallten von dem Gelächter der Negergruppen wider. Mein eigener Bedienter, natürlich gleichfalls ein Schwarzer, bat mich

um die Erlaubniß, auch hinausgehen zu dürfen, um Copenhagen hängen zu sehen, mit dem er, wie er sagte, in eines Küfers Bude aufgewachsen sey, und den er deßhalb gar zu gern henken sehen möchte. Gegen solche Gründe ließ sich nichts einwenden, und er folgte den Uebrigen. Indeß weigerte sich der Scherif und seine Beigeordneten, den Henkerdienst zu verrichten, indem sie die offenkundige Unschuld des armen Burschen und ihr Gewissen, das ihnen verbiete hier Hand anzulegen, als Entschuldigung vorbrachten, indeß boten sie Jedem, der für sie den Dienst verrichten wolle, eine Belohnung. Allein Niemand fand sich, und nachdem man mit der Hinrichtung bis Mittags zwölf Uhr gewartet hatte, wurde Copenhagen vom Galgen herabgenommen, auf dem er die ganze Zeit greinend und plaudernd gesessen war, und von Tausenden seiner jubelnden Mitbrüder begleitet nach der Werfte geführt, wo man ihn auf einer Schaluppe einschiffte, um ihn nach Neu-Orleans zu bringen.

Es gibt in Charleston zwei Synagogen und mehrere sehr reiche und angesehene Juden. Das Osterfest wird von ihnen mit großer Pracht und Freude begangen, und die weibliche Jugend erscheint dann, mit ihren langen weißen Schleiern, auf den öffentlichen Spaziergängen in sehr stattlichem und romantischem Anzuge. Die jungen Jüdinnen von Süd-Carolina sind unstreitig die schönsten Frauen, die ich jemals sah. Die älteren sind freilich gerade das Gegentheil. Die Vorliebe für Juwelen und Schmuck, der die hebräische Nation in allen Theilen der Welt auszeichnet, ist vorzüglich in Charleston recht sichtbar. Während das Aeußere ihrer Wohnungen größtentheils schmutzig und vernachlässigt aussieht, fand ich, sehr im Widerspruche damit, das Innere derselben stets mit einer überschwänglichen Pracht ausgestattet. Ein jüdischer Gentleman trägt gewöhnlich einen Vorrath von Ringen, Uhrgehängen und Pettschaften, um ein halb Dutzend londoner Dandies damit zu versehen. Ueberhaupt verrathen die Amerikaner unter allen civilisirten Nationen die größte Vorliebe für äußern Schmuck; allein selbst in den Vereinigten Staaten fallen in Prunksucht noch die Juden auf.

Die aus St. Domingo geflüchteten Franzosen bilden unter den Flüchtlingen aller Nationen, die die bunte Bevölkerung dieser sonderbaren Stadt ausmachen, eine eigene Klasse. Es können von diesen unglücklichen Leuten gegenwärtig nur wenige noch übrig seyn, obgleich es zu einer Zeit von ihnen in Charleston wimmelte. Sie waren größtentheils sehr arm und waren früher sehr reich gewesen. Eine kleine Gesellschaft von ihnen kam alle Morgen sehr frühe schon in der Hinterstube einer Barbierbude zusammen, wo sie miteinander französischen Kaffee tranken und von alten Zeiten sprachen. Nachher begaben sie sich auf den Markt, wo man sie, sobald die Läden geöffnet wurden, ihren frugalen Speisevorrath einkaufen sehen konnte. Unter diesen alten Herren zog mich besonders Einer an. Früher im Besitz großer Reichthümer in Westindien hatte er in der Voraussicht des Negeraufruhrs, große Summen bei seinen Landsleuten in den Vereinigten Staaten niedergelegt und glücklicherweise auch eine kleinere Summe bei einem amerikanischen Kaufmann. Ungeachtet seiner Vorsicht wurde er zuletzt doch überrascht und kam nur mit genauer Noth mit dem Leben davon. Bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten fand er, daß die seinen Landsleuten anvertrauten Gelder durch Zahlungsunfähigkeit oder Spitzbüberei nicht flüssig gemacht werden konnten, und endlich mußte er sein ganzes Vermögen auf 4000 Pf. Sterl. zusammengeschmolzen sehen, die er bei dem ehrlichen Yankee niedergelegt hatte. Indeß hätte er von den Interessen dieser Summe noch immer anständig leben können; allein er konnte nie dahin gebracht werden, sein Geld auf irgend eine Art anzulegen, und lebte von dem Kapital so lange, bis es fast erschöpft war, als er glücklicherweise starb. Er führte keine Rechnung, sondern war fest entschlossen, auf die erste Zurückweisung seiner Bankscheine sich das Leben zu nehmen. Hinzufügen muß ich noch, daß die Bankdirektoren in Betracht der ansehnlichen Summe, die er gegen zwanzig Jahre in der Bank liegen ließ, Befehl gegeben hatten, stets die mäßigen Bezüge, die der alte Mann machen sollte, fort zu bezahlen, so daß er nie in den Fall kommen konnte, seinen schrecklichen Vorsatz auszuführen. Es war aber bei ihm nicht bloß leere Drohung; denn als eines Tags zufällig sein Wechsel zurückgewiesen wurde, nahm er die Pistolen aus einem Wandschranke und lud sie; zum guten Glück kam ein Bankdiener athemlos herbei geeilt, und erschien eben noch zeitig genug, um das Mißverständniß aufzuklären und den alten Franzosen am Selbstmorde zu hindern. Ich glaube er war unter seinen Landsleuten der Einzige, der eine solche Gleichgültigkeit gegen das Leben hegte und entschlossen war, es gelegenheitlich auf gewaltsame Weise zu endigen; die nationale Heiterkeit des Geistes herrschte bei allen übrigen dieser gutmüthigen Vertriebenen vor, unter denen ich manche vergnügte Stunde verlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Rechtsfälle.

Klage eines Grafen auf Kuppelpelz.

Ein Prozeß, der jüngst zu Paris vor dem Civilgerichte erster Instanz verhandelt wurde, hat dort um so mehr Aufsehen erregt, als bei demselben mehrere Personen von der höchsten Gesellschaft ins Spiel kamen; während der Kläger, bevor er zu dem äußersten Schritte einer gerichtlichen Verfolgung seine Zuflucht nahm, Himmel und Erde in Bewegung setzte, und selbst die Vermittelung eines auswärtigen Königs anrief, um ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Der ganze Verlauf der Sache aber enthält für uns einen sprechenden Beweis von der schönen Abkältung der sogenannten großen Welt, die glänzend, schroff und kalt, gleich den Bergaipfeln über der Schneelinie, in ihrer unzugänglichen Abgeschlossenheit stehen und es den Bewohnern der tief unter ihnen liegenden Gründe überlassen, die altväterischen Gewächse von Liebe und Neigung zu pflegen.

Es war vor ungefähr zwei Jahren, so viel aus den vorliegenden gerichtlichen Verhandlungen in der „Gazette des Tribunaux" erhellt, als Herr Trubert und Madame Royer, die Vormünder einer schönen und reichen Erbin, es endlich an der Zeit hielten, ihre Pflegbefohlene unter die Haube zu bringen. Für Mademoiselle Zenaide Clary — ein Name romantisch genug, um ein besseres Loos zu verdienen, als auf die nachfolgende Weise verhandelt zu werden — sollte ein würdiger Gemahl gefunden werden. Es scheint aber, daß beide Vormünder durch ihre Stellung nicht geeignet waren, ihre Mündel in jene höhern Regionen einzuführen, wo sich allein eine ebenbürtige Hand finden ließ, um Fräulein Zenaide durch das Leben zu geleiten. In dieser Verlegenheit kam Herrn Trubert sehr zu gelegener Zeit ein Graf Saur in den Wurf, der die Sache ins Reine zu bringen übernahm, wobei er jedoch, der Alle glücklich machen sollte, billigerweise nicht selbst ganz leer ausgehen konnte. Die Forderungen von Seite der Vormünder waren sehr bescheiden, wie man sehen wird; sie verlangten nicht einmal für den künftigen Gemahl ihres Mündels, was der ärmste Bürger von seinem Schwiegersohne verlangt: gutes Herz, gesunden

Menschenverstand und gerade Glieder: die ehrlichen Vormünder wünschten bloß einen französischen Pair, oder Sohn eines Pairs — die Erblichkeit der Pairie wär damals noch nicht durch Gesetz aufgehoben — der jedoch zwischen zwanzig und dreißig Jahre zählen sollte; ferner ein Einkommen desselben von wenigstens 100.000 Franken. Im Nothfall erklärten sie jedoch auch mit einem Herzog, Marquis, ja selbst mit einem Grafen vorlieb zu nehmen; nur müßte dann in dem Verhältniß, als er auf den hölzernen Rangstufen des Stammbaumes tiefer stehe, um so höher auf der goldenen Himmelsleiter des Reichthums stehen. Dem gräflichen Unterhändler ward für den Fall, daß die jährlichen Einkünfte des gelieferten Bräutigams die verlangten 100.000 Fr. betragen würden, ein Prozent der Mitgift zugesichert; wenn sich jedoch diese Revenüen nur auf 60 oder 80.000 Fr. beliefen, sollte der Graf als Kuppelpelz bloß ein werthvolles Geschenk, als Andenken für die geleisteten Dienste, erhalten, außerdem Vergütung dabei erlaufener Kosten u. s. w.

Nachdem diese Grundsteine des Vertrages gelegt waren, ging der Graf unverzüglich ans Werk. Allein es fand sich, daß er ein schweres Stück Arbeit auf seine Schultern geladen. Für Zenaiden und reiche Erbinnen bricht man einen Mann nicht so leicht vom Zaun. Fräulein Clary aber war „difficile," um darüber den Verstand zu verlieren, der zum Glück bei dem Grafen fest genug saß, um nicht durch „unablässige diplomatische Negoziationen von zwei Jahren," wie es im Prozeß heißt, aus den Fugen zu kommen. In dieser Zeit hatte er nicht weniger als fünf heirathsfähige Pairs, unter ihnen zwei Herzoge, und zwei andere junge Männer, die zwar nicht Herzogshüte und Pairsmäntel trugen, aber unermeßlich reich waren, zur Beschau geliefert. Alles umsonst: Fräulein Zenaide hatte jederzeit ihre Einwendungen in Bereitschaft. Wo Reichthum die Fülle war, fehlte es am Titel, und wo Titel in einer Ueberschwenglichkeit vorhanden waren, um damit die nackte Geburt von einem Dutzend ungeborner Menschen zu übergolden, fand sich wenig anderes Gold, als das punktirte im Wappenschilde. In diesem kritischen Augenblick, wo schon die Geduldsfäden des edlen Unterhändlers reißen wollten, lief ihm, wie ein Himmelsbote, das Gerücht in den Weg: „die Fürstin von Wagram suche für ihren Sohn eine reiche Partie." Und hier fragt Herr Villacrose, der beredte Anwalt des Grafen Saur, dessen Einklagungsrede wir bisher gefolgt sind, mit einem wahrhaft naiven Pathos: „Ist Mademoiselle Clary nicht für ihn wie geschaffen? Alter, Vermögen, Rang, spricht nicht Alles für eine solche Verbindung? Mademoiselle Clary ist durch zwei Muhmen, von väterlicher Seite her, die Nichte zweier Könige: der Eine, der den Thron von Spanien verlor, der Andere, der noch auf dem Thron von Schweden sitzt. Der junge Prinz ist durch seinen Vater, Berthier, mit der Familie Napoleons und durch seine Mutter, eine Prinzessin von Bayern, mit allen Souverainen Deutschlands verwandt."

Freilich ist das Blut der Mademoiselle Clary von väterlicher Seite her nicht so rein, als das der Montmorency, da ihr Großvater Oelhändler in Marseille war; aber auch der junge Prinz von Wagram hat das Unglück, einen Zettelträger von Versailles als seinen Großvater anerkennen zu müssen. Dieß hob sich also gegeneinander auf, und da das Vermögen Zenaidens nicht mehr als acht und das des Prinzen nicht weniger als sieben Millionen betrug, so war es für Graf Saur ein Kinderspiel, die Sache ins Reine zu bringen. Denn waren so, um uns der beredten Worte des Anwaltes zu bedienen, nicht Beide — oder wenigstens ihre Millionen — wie geschaffen für einander? Kurz der Handel wurde richtig, die Liebenden wurden ohne Hülfe einer Fee, bloß durch die Einleitungen des Grafen vereinigt, und Eltern und Vormünder konnten ihr Haupt ruhig zu Grabe legen; denn war das Glück ihrer Kinder nicht gemacht? Es blieb nichts mehr übrig, als den Grafen mit dem sauer verdienten Ehren- und Kuppelpelz zu bekleiden. „Allein, wie der beredte Anwalt gleichfalls sagt, der Dienst endigte, und folglich begann die Undankbarkeit." Dieser einfache und naive Folgesatz enthält ein Buch voll guter Lehren, will aber nur so viel sagen, daß die Fürstin von Wagram keinen Anspruch irgend einer Art auf die Mitgift ihrer Schwiegertochter anerkennen wollte, und die beiden Vormünder ihre schönen Hände ohne viele Umstände in Unschuld wuschen, wie folgender Brief an den übel angefahrenen Grafen beurkundet:

„Wenn ich, mein Herr, auf Ihr letztes Schreiben so lange zu erwidern verschob, so war die Ursache davon, daß ich Ihnen nichts Angenehmes melden konnte. Der Familienrath konnte Ihre Forderung nicht anerkennen. Da mich die ganze Angelegenheit nicht persönlich angeht und ich keinen Einfluß bei Jenen besitze, bei denen man die Sache vielleicht auf freundschaftlichem Wege und mit einer, freilich weit geringern Summe ausgleichen könnte, so bitte ich Sie, mein Herr, mich künftig dabei aus dem Spiele zu lassen. Ich brauche Sie kaum zu erinnern, daß Sie von mir nie einen ausdrücklichen Auftrag erhielten, mein Mündel zu verheirathen. Ich hörte bloß Ihre Vorschläge, die ich der Großmutter meiner Pflegbefohlenen mittheilte, von deren Einwilligung allein Alles abhing. Ich war weit entfernt zu glauben, daß Sie bei dem Namen und Titel, den Sie führen, durch einen andern Beweggrund geleitet wurden, als durch den, Jenen nützlich zu werden, von denen Sie mir sprachen.

Argenteuil, 14 Juni 1831. Trubert."

Allein ein Graf, der zwei Jahre Geduld genug hatte, eine eigensinnige reiche Erbin an Mann zu bringen, war nicht so leicht abzuweisen. Nachdem er alle Mittel und Wege der Güte versucht hatte, seinen bedungenen Ehrensold zu erlangen, wendete er sich endlich an den König von Schweden, den Oheim der schönen Zenaide, um seine Vermittlung anzurufen. Allein Se. Majestät ließ dem armen Grafen durch seinen Sekretär, den Grafen von Löwenhielm, bedeuten, wie unendlich leid es ihm sey, daß sich der Graf in eine „so falsche Stellung" gebracht habe, und wie unendlich es ihm Vergnügen machen würde, ihn aus derselben zu ziehen, „wäre es nicht durchaus eine reine Unmöglichkeit." Allein nun riß auch dem Grafen die Geduld, und er richtete folgende merkwürdige Zeilen an die undankbare Zenaide, die jetzige Fürstin von Wagram:

„Wenn Leute sich verheirathen wollen, ohne dafür zu bezahlen, so machen sie der Welt den Hof, suchen sich Liebe zu erwerben, und heirathen ohne Rücksicht auf Vermögen; allein wenn sie Dieß nicht thun wollen, theils wegen „Convenancen," in die sie gewisser Verhältnisse wegen nicht gelangen können, theils auch um Millionen zu erheirathen, was noch weit schwieriger ist, so ist nicht mehr als billig, Den zu belohnen, der beauftragt worden ist, sie in der Welt einzuführen."

So standen die Sachen, als der bitter enttäuschte Graf seine Klage auf Entschädigung vor Gericht brachte, das hartherzig genug war, den Kläger mit seiner Klage abzuweisen. Es steht nun zu erwarten, ob die höhern Gerichte die Ansprüche des Grafen nicht besser würdigen werden.

Mineralien im Birmanenreiche.

Der Major Burney, britischer Resident am Hof von Awa, hat der asiatischen Gesellschaft in Calcutta mehrere Erzstufen übersendet, unter denen sich auch Platina mit folgender beigefügter Bemerkung befand: „Ich hörte, daß ein großer Theil Platina von einigen Bergwassern, die aus dem östlich gelegenen Gebirge herkommen und sich in der Nähe der Stadt Kanni in den Kayenduin ergießen, herabgeschwemmt wird; man sammelt den metallhaltigen Sand auf eine so sonderbare Weise, daß ich kaum dem Berichte davon Glauben beimessen kann. Es gibt in diesem Lande eine wilde Kuh, T'suin genannt, vielleicht die nämliche, die in Indien Nylagao heißt, deren Hörner, bevor sie zwei bis drei Jahre alt geworden, mit einer sammtartigen Haut überzogen sind. Man nimmt nun eine Anzahl dieser Hörner und steckt sie in den Grund des Bettes, in welchem die kleinen Bergwasser fließen. Wenn die Gewässer nach der Regenzeit sich verlaufen, nimmt man die Hörner heraus und wickelt sie mit dem Sande, der sich daran angehängt hat, in leinene Tücher. Es scheint, daß sich eine beträchtliche Menge Goldstaub, den das Wasser mit sich führt, an die Hörner ansetzt und daß sich darunter auch Körner von Platina befinden. Die Birmanen, die hauptsächlich Goldstaub suchen, sammeln ihn und bringen gewöhnlich nur ihn nach Awa. Vergeblich hat man bis jetzt die Leute, die mit diesem Goldstaub handeln, ersucht, Alles, was sich an den Hörnern anhängt, zu sammeln. Die erwähnten Hörner werden das Stück zu zwölf bis dreizehn Tikals verkauft; manchmal nimmt man statt ihrer auch Hirschgeweihe. Die Birmanen nennen die Platina Chinthan; man findet auch unter dem Goldstaub, der in den kleinen Flüssen gesammelt wird, welche von Norden her in den Irawadi fallen, beträchtlich viel von diesem Metalle.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 247. 3 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Eine der merkwürdigsten und unterhaltendsten Scenen in der Welt kann man bei einem Pferderennen in Charleston sehen. Ich erinnere mich, einem solchen zwischen zwei Pferden aus Virginien und einem aus Süd-Carolina beigewohnt zu haben. Das erste Rennen fiel zu Gunsten der beiden virginischen Pferde aus, das letzte entschied sich für das Lieblingsroß von Süd-Carolina, dessen Name, wenn ich mich recht erinnere, Bertram war. Das Interesse, das ein gutes Pferderennen stets erweckt, wurde noch erhöht durch das Gefühl der Eifersucht, das alle Staaten der Union gegenseitig beseelt und bei solchen Gelegenheiten in seiner ganzen Stärke hervorbricht. Da sah man manche Hand am Säbelgriff und hitzige Drohworte fielen. Endlich trug das Pferd von Süd-Carolina den Sieg davon und die Scenen, die nun vorfielen, riefen mir Gibbon's Erzählung von den Faktionen der Blauen und Grünen in Konstantinopel, zur Zeit als der Triumph einer politischen Partei von der Schnelligkeit eines Pferdes abhing, mit aller Lebendigkeit ins Gedächtniß. Die Pferderennen in England erschienen mir, dagegen gehalten, nur als ein höchst zahmes Vergnügen. Zu New-York befand ich mich gerade zur Zeit eines Wettrennens zwischen „Henry" und „Eclypse," zwischen dem Norden und Süden, wobei ein Geist der Eifersucht zum Ausbruche kam, der dem künftigen Bestande der Union, in Vieler Augen, keineswegs eine glückliche Zukunft verspricht.

Man darf behaupten, daß man den Kern der guten Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, in Charleston trifft. Die meisten Leute von Bildung in der Nachbarschaft oder die Pflanzer sind in Europa gereist, und viele haben außer Landes eine besondere Erziehung genossen. Sie sind sehr unterrichtet, gastfreundschaftlich und artig. Der englische Schauspieler Kean gab während des Winters 1825 und 1826 in Charleston zwölf Vorstellungen. Das Theater ist klein aber sehr hübsch, und der Preis für Parterre und Logen gleich. Wenn man Kean in London und anderen englischen Städten spielen gesehen hatte, so konnte man nicht umhin zu gestehen, daß man in Charleston mehr wahres Gefühl für die Schönheiten des Dichters und eine gerechtere Würdigung des Schauspielers an den Tag legen sah, als irgendwo von einem Publikum bei Aufführung shakespeare'scher Stücke. Dieß war namentlich der Fall in Hamlet und Macbeth. Ich zweifle, ob sich noch je eine so große Anzahl gebildeter Männer auf einem so engen Raume zusammenfand, als bei Kean's Vorstellungen auf der Bühne von Charleston, und so viel ich weiß, war der große Künstler selbst überrascht durch das gesunde Urtheil, den guten Geschmack und das tiefe Verständniß Shakespeare's, das dieß ausgesuchte Publikum entwickelte.

In Charleston findet man alle Arten von Glaubensbekenntnissen und die Geistlichkeit von jedem Kultus genießt einer hohen Verehrung. Während meines dortigen Aufenthaltes betrachtete man den römisch-katholischen Bischof, Dr. England, sowohl wegen seiner Talente als der Energie seines Charakters, als einen der ausgezeichnetsten Männer. Er war Einer der vorzüglichsten Kanzelredner, die man hören konnte, und seine Nachmittagspredigten wurden stets vor einer dichtgedrängten Versammlung gehalten, die größtentheils aus den reichsten und gebildetsten Protestanten bestand. Seine eigentliche Gemeinde war sehr arm, und er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein geringes Einkommen durch eine Schule, die er hielt, etwas zu vermehren. So oft ich große Einkünfte und großen Grundbesitz als das Mittel rühmen höre, der europäischen Geistlichkeit in den Augen der Laien Würde und Ansehen zu verschaffen, denke ich an den hochbegabten Bischof von Charleston, der sich die Liebe und Verehrung seiner Heerde und die allgemeine Achtung der Stadt bloß durch die einfache Ausübung seiner christlichen Tugenden und ohne allen bischöflichen Prunk, in so hohem Grade zu erwerben und zu erhalten wußte.

Die Verfechter des Papiergeldes sollten Charleston besuchen, um ihre Lieblingstheorie in vollem Umfange ausgeführt zu sehen. Da können sie Banknoten von jedem Betrag in Umlauf sehen, von tausend Dollars bis herab zu 6¼ Cents. Die Bankscheine für die Bruchtheile eines Dollars — viereckige Papierstreifen, noch einmal so groß als ein Zollschein — sind den Negern zu Gefallen, die nicht lesen können, mit Thiergestalten, wie Ochsen, Schafe u. s. w. bezeichnet, und es klingt ungemein belustigend, einen Neger in dieser sonderbaren Münze seine Rechnung machen zu hören. Nur Wer durch die rheinischen Provinzen eine Reise von Holland nach der Schweiz gemacht hat, kann sich einen Begriff von der babylonischen Verwirrung machen, die durch die beständige Veränderung der Münze in den verschiedenen Staaten von Nordamerika entsteht. In Neu-England gilt der Dollar sechs Schilling, in New-York

acht, in Pensylvanien sieben Schilling sechs Pence, in Süd-Carolina vier Schilling acht Pence. Eine Menge Versuche sind schon gemacht worden, eine gleichmäßige Rechnung in der Union einzuführen; allein der alte Münzfuß, obgleich ihm das Denkzeichen der vormaligen Kolonialknechtschaft aufgeprägt ist, hat sich dessen ungeachtet noch erhalten, ein Beweis unter tausenden, daß Gewohnheit stärker ist als Gesetz, denn der Dezimalfuß, der so schön und zweckmäßig ist, wurde schon lange her in den öffentlichen Verwaltungsstellen und Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten als der einzig gültige angenommen.

In Charleston, wie überhaupt in allen Städten der Union, pflegen Leute von jedem Range in großen Gasthäusern zusammen zu speisen. Die große Verschiedenheit von Menschen, die ein Fremder hier zu sehen bekömmt, entschädigt ihn einigermaßen für die große Unbequemlichkeit, die damit verbunden ist. Ein Reisender kann an der Wirthstafel besser als irgend anderswo, einen Blick in den Charakter des Volkes werfen, unter dem er eine Zeit lang zu verweilen gedenkt. Vorzüglich kann man die Amerikaner in ihrem natürlichen und ungezwungenen Wesen am besten in ihren Gasthäusern sehen, und der oft wiederholten entgegengesetzten Meinung ungeachtet, getraue ich mir zu behaupten, daß Höflichkeit und gute Laune fast durchgehends das Benehmen der Gäste bezeichnet; natürlich spreche ich hier nur von den gebildeten Ständen, und wenn gewisse Ladies und Gentlemen mit rohem und ungeschliffenem Volk umzugehen und Gasthäuser dritten Ranges zu besuchen keinen Anstand nehmen, so sollten sie doch wenigstens scheuen, in ihren Schriften die Sitten und Lebensart ihrer Bekanntschaft als die Sitten und Lebensart der ganzen Nation zu schildern. Diese Erwähnung der amerikanischen Gasthäuser erinnert mich an ein Mittagessen in „Planter's Hotel" in Charleston, wo sich eine ganz eigene Gesellschaft zusammenfand. Mir gegenüber saß der Schauspieler Conway, ihm zur Rechten der damalige Prinz und jetzt regierende Herzog von Sachsen-Weimar, dem zur Linken sich ein Yankee-Richter aus Connecticut befand; letzterer verband mit den Pflichten eines Richters auch das Geschäft eines Hutmachers und hielt einen Laden seiner Waare in Charleston. Der Tisch ist in diesen Gasthäusern gewöhnlich mit großem Ueberfluß bestellt. Schildkröten- und Terrapin-Suppen, Fische, Wildpret, wilde Truthühner und Fleisch jeder Art sind die gewöhnlichen Gerichte. Man trinkt wenig Wein und vielleicht ein wenig zu viel Branntwein. Der Wein ist meistens Madeira, der durch das Klima an Güte gewinnt. Man zahlt für einen solchen Tisch wöchentlich zwei Guineen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die ganze weiße waffenfähige Bevölkerung gezwungen ist, Soldatendienst zu verrichten; wiewohl die Franzosen durch Vertrag ausdrücklich davon befreit sind und die Engländer und übrigen Ausländer durch das allgemein beobachtete Völkerrecht. Allein Verträge und Gesetze werden in den südlichen Staaten beiseitegesetzt, so oft es sich darum handelt, die schwarze Bevölkerung im Zaume zu halten. Wenn die Miliz von Süd-Carolina zur Feuerwache oder eine Empörung zu unterdrücken aufgerufen wird, zeigt sie Vorsicht, Muth und Entschlossenheit; auch ist ihr Dienst in weitem Umfange ganz dazu geeignet, jene Eigenschaften an ihr zu entwickeln. Bei andern Gelegenheiten aber, bei öffentlichen Aufzügen, Revuen u. dgl. ist die Hintansetzung aller Mannszucht wahrhaft lächerlich. Die verschiedenen Kompagnien wählen ihre Offiziere durch Ballotage, und der Hauptmann, unter dessen tapferm Degen ich eine Zeit lang zu dienen die Ehre hatte, war ein komischer alter Holländer, auf den ausdrücklich deßhalb die Wahl fiel, weil es unmöglich war, irgend ein Wort von ihm zu verstehen. Ein schallendes Gelächter brach in den Gliedern aus, so oft er das Kommandowort zu geben versuchte. Wenn wir von oder nach dem Exercierplatze durch die Straßen zogen, machte ein Glied meiner tapfern Waffengenossen sich und den Zuschauern den Spaß, insgesammt das rechte Auge zuzudrücken, das Glied hinter uns drückte dafür das linke zu, ein anderes trug das Gewehr geschultert, den Kolben aufwärts, ein anderes ließ an der Spitze des Bajonnettes die Patrontasche an den Kuppeln schaukeln. Die ganze Milizenverfassung der Vereinigten Staaten ist durch und durch fehlerhaft. Die Ernennung der Offiziere durch die Gemeinen reicht allein hin, alle Mannszucht aufzuheben. In den Städten auf dem Lande werden dazu meist Schenkwirthe gewählt, weil sie durch ihr Geschäft am leichtesten ihre Mannschaft zusammenzurufen im Stande sind. Die Uniformen der Kompagnien sind ungemein kostspielig und prunkvoll; und die häufigen Aufzüge dienen mehr die Leute zu demoralisiren als zu disziplinіren. Häufig sah ich an Revuetagen die größere Anzahl der Soldaten so betrunken, daß sie nicht Reihe und Glied halten konnten. Bei großen Gelegenheiten ist es üblich, daß der Kommandant des Korps, bevor er die Truppen auseinander gehen läßt, ein paar schmeichelhafte Worte an sie richtet, und ich hörte einmal einen Obrist von Connecticut seine sehr übertriebene Rede mit den Worten schließen, daß sich Alle an diesem großen Tage wie Offiziere benommen hätten — wahrscheinlich wollte er damit sagen, daß die Gemeinen so betrunken gewesen seyen wie ihre Offiziere. Zweimal wohnte ich Revuen bei, wo ganze Divisionen in Aufruhr kamen und auseinander gingen, weil man ihnen nicht den Ehrenplatz angewiesen hatte. Man spricht wohl von Kriegsgerichten u. s. w.; allein die Ungehorsamen behandeln dergleichen Drohungen, wie sich denken läßt, mit gebührender Verachtung. Dieser schmähliche Unfug ist jedoch nur die Schuld des Systemes, nicht des Volkes; denn die Amerikaner können unter gehöriger Mannszucht tüchtige und ungemein tapfere Soldaten seyn, wie sie schon bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Schluß.)

Ein Gelächter meines jungen Freundes zog meine Blicke nach dem Fuße des Felsens. Er und Christian Kinzel hatten eben, zu ihrer wechselseitigen Zufriedenheit, genau die Stelle ausgemittelt, und bestimmt, welche des Teufels Schwanz eingenommen gehabt hatte. Ein bezeichnenderes Emblem seines Vaterlandes, als diesen Knaben, hätte man auf seiner ganzen weiten Oberfläche nicht finden können. Neben dem englischen oder sächsischen Hauptelement floß französisches, schwedisches und holländisches Blut, in fast gleichen

Strömen, in seinen Adern. Er brauchte nicht weit zu suchen, um unter seinen Vorfahren den friedsamen Gefährten Penn's, den Hugenotten, den Kavalier, den Presbyterianer, den Jünger Luther's und Calvin's zu finden. Der Zufall hatte selbst die Aehnlichkeit noch weiter geführt, denn — ein Wanderer von früher Kindheit auf — mengte er jetzt alle Sprachen in seinen lustigen Kommentaren über die neue Entdeckung untereinander. Eine reiche Folge von Gedanken mußte sich Einem, bei seinem Anblick, unwillkürlich aufdringen: Die lange und geheimnißvolle Verborgenheit, in der ein so ungeheurer Theil der Erde, wie Amerika, dem gesitteten Menschen unbekannt geblieben war; seine Entdeckung und Ansiedelung, die Art, wie gewaltsame Rechtsverletzung und Verfolgung, Bürgerkrieg, Bedrückung und Ungerechtigkeit Menschen aller Nationen an seine Küsten geworfen hatte; die Wirkungen dieses Zusammenstoßes von Sitten und Meinungen, die durch keine Gewohnheiten und Gesetze selbstsüchtigen Ursprunges in Fesseln gehalten wurden; die Freiheit des Glaubens und die bürgerliche Freiheit, die darauf folgte; das neue, aber unwiderlegbare Princip, auf das seine Staatsverfassung gegründet ward; das stille Wirken seines Beispiels in den beiden Erdhälften, von denen die eine bereits die Staatseinrichtungen nachgeahmt hat, denen sich die andere, mit aller Macht ringend, anzunähern strebt, und alle die unermeßlichen Ergebnisse, die an diese unerforschliche und große, durch die Vorsehung verhängte Bewegung sich knüpfen — meine Gedanken würden sich — glaube ich — am Ende gar ins Erhabene verstiegen haben, hätte nicht Christian Kinzel ihren Flug damit gehemmt, daß er uns auf die Stelle aufmerksam machte, wo der Teufel im Zorn mit dem Fuß auf den Felsen gestampft hatte.

Wir stiegen nun wieder von der Felsenplatte herunter und schlugen den Rückweg nach Dürkheim ein. Auf dem Herunterwege hatte der Schneider gar viele philosophische Bemerkungen, zumal über die Lage eines Mannes zu machen, der viel zu arbeiten und wenig zu essen hat. Nach seiner Ansicht war der Arbeitslohn zu nieder und Wein und Kartoffeln zu hoch im Preise. Wie weit zuletzt noch dergleichen Betrachtungen, die auf so natürliche Prinzipien gebaut wurden, von ihm hätten getrieben werden können, läßt sich unmöglich sagen, hätte nicht der Knabe einige Bedenklichkeiten in Bezug auf die angenommene Länge des Schwanzes des Teufels erhoben. Er hatte den Jardin des Plantes zu Paris besucht, die Kangaruhs in dem zoologischen Garten zu London gesehen, und war mit den Bewohnern einer bunten Menge von wandernden Menagerien, die er in Rom, Neapel, Dresden und andern großen Städten begegnet hatte, genau bekannt; mit den Bären zu Bern war er wirklich auf dem recht vertraulichen Fuße einer freundschaftlichen Besuchsbekanntschaft gestanden. Da er zudem einen dunkeln Begriff von Analogien der Dinge hatte, so versuchte er, freilich umsonst, sich irgend eine Bestie ins Gedächtniß zu rufen, die so reichlich mit einer solchen Verlängerung des Rückenbeins versehen war, als man aus Christian Kinzels Rinne im Teufelssteine annehmen mußte. Mitten in den Verhandlungen über diesen verwickelten Gegenstand erreichten wir das Wirthshaus. In keinem Stücke hatten wir uns in unsrem Ochsenwirthe getäuscht. Die Speisen waren vortrefflich und reichlich bis zur Verschwendung. Die Flasche alten Dürkheimers hätte recht gut in London und New-York für Johannisberger, oder für das noch weit köstlichere Naß — Steinberger — gelten können; und die schlichte aufrichtige und doch höfliche Weise, mit der man uns bediente, gab Allem noch die eigentliche Würze.

Es würde ein eigensüchtiges Gemüth verrathen haben, nach einer so mehrstündigen Fußwanderung in der scharfen Berglust die eigene Natur zu erquicken, ohne dabei unseres Schneiders zu gedenken. Auch er bekam sein Glas und seinen Teller voll, und als nun Beide, der Reisende und der Wegweiser, durch diese natürlichen Stärkungsmittel wieder aufgefrischt waren, hielten wir einen Rath, zu welchem auch der ehrsame Posthalter beigezogen wurde.

Die nachfolgenden Seiten sind denn das Ergebniß der in dem Wirthszimmer des Gasthauses zum schwarzen Ochsen gehaltenen Berathung. Sollte nun etwa ein schimmeliger deutscher Alterthümler einen unwesentlichen Anachronismus, einen in der Reihenfolge der Ereignisse nicht am rechten Ort angebrachten Namen oder einen zu frühzeitig aus dem Fegfeuer abgerufenen Mönch entdecken, so wolle er gefälligst seinen kritischen Unwillen an dem Schneidermeister Kinzel auslassen, dessen Leib und Seele St. Benedikt von Limburg vor allen Kunstrichtern bewahren möge für Zeit und Ewigkeit.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von einer ähnlichen Plage, wie die giftigen Wespen in Tulli, sagt der Verfasser an einer andern Stelle:

„Die gewöhnlichen Begleiter der Hitze, eine Unzahl von Fliegen, erklärten mir täglich den Krieg und diese unaufhörliche Stacheltortur brachte uns fast bis zum Wahnsinn. Diese Insekten sind größer als eine Wespe, sie fliegen zu hunderten beisammen, und sind deßhalb noch peinigender als jene kleinen Ungethüme, weil man sie deutlich vor sich sieht, ohne sich ihrer erwehren zu können, und sich also zu dem Biß selbst auch noch die immerwährende Furcht gesellt, gebissen zu werden.“

Doch um wieder zu den Menschen zurückzukehren: „In Rana und Tulli wird viel Tuch verfertigt. Diese Arbeit ist indeß nicht das Geschäft der Weiber, sondern jeder Mann verarbeitet die Wolle seiner Schafe auf die einfachste Weise vor der Thür seines Hauses. Ein Dorfbewohner geht nie aus ohne seinen Rocken und einen kleinen Korb mit Wolle am Arm; im Gehen, selbst wenn er Lasten trägt, spinnt er seinen Faden, und ist folglich nie müßig. Es ist ein seltsamer Anblick in diesen wilden Gegenden Männern von herkulischer Gestalt mit dem Rocken und einem Arbeitskörbchen am Arm zu begegnen.“

„Ich habe mich oft über die Ungereimtheit der Indier, vorzüglich in Oberindien gewundert, die einem Thier die höchste Verehrung bezeigen, und es zugleich mit der größten Unmenschlichkeit mißhandeln. Wenn es mir durch die Seelenwanderung bestimmt wäre, eine Kuh zu werden, und ich mein Loos wählen dürfte; so muß ich gestehen, daß ich lieber im profanen Lande der Roastbeefesser leben, als hier angebetet, aber jammervoll geprügelt zu werden. Zwar läßt sich nicht hoffen, daß das Vieh durch einen vielfältigeren Verkehr mit den Ebenen eine merkliche Verbesserung in seinem Zustande erfahren werde: allein die neuerlich in den Gebirgen begründeten Niederlassungen und der immer mehr in Aufnahme kommende Geschmack das Hochland zu bereisen, muß nothwendig zur Civilisation der Bergbewohner beitragen. Gegenwärtig stehen sie noch auf der Stufe der tiefsten Erniedrigung und, die Sprache ausgenommen, nicht viel höher als die Affen in ihren Wäldern. Ihre Religion, wenn

man so sagen darf, besteht in nichts, als daß sie dem Gemurmel eines eben so zerlumpten und unwissenden Menschen als sie selbst sind, und den sie Brahmin nennen, zuhören; daß sie Flüsse und Quellen anbeten, weil sie nicht wissen, wo sie entspringen; daß sie Naturerscheinungen, die sie nicht erklären können, für heilig halten; daß sie einen Berg abgöttisch verehren, weil er einem Büffel ähnlich sieht, und vor einer Felsenhöhle sich niederwerfen, weil sie sich einbilden, sie gleiche einem Kuhmaul. Von geselliger Verbindung und Anhänglichkeit können sie keinen Begriff haben; ihre Heirathen sind entwürdigend, und der Vater bietet sein eignes Kind zum Verkauf aus. In Unsauberkeit werden die Männer nur von den Weibern, wie bereits erwähnt, übertroffen, und ob es gleich eine ihrer hauptsächlichsten Verrichtungen ist, Wasser für den Hausbedarf herbeizuschaffen, so gehen sie hiebei doch mit so viel Sparsamkeit zu Werke, daß sie auch nicht einen Tropfen auf ihren Körper verwenden. Ist ihre Arbeit gethan, so besteht ihre Erholung darin, sich in mannichfaltigen Gruppen in die Sonne zu legen, sich gegenseitig ihre verworrenen Haare zu durchsuchen und die erhaschte Beute sorgfältig bei Seite zu legen. Der Boden, auf dem ihre Dörfer stehen, wimmelt buchstäblich von Ungeziefer und ihre Wohnungen haben ein so schmutziges Aussehen, daß ich ihre Schwelle nicht überschreiten mochte. Die Kinder sind nicht ganz so schmutzig als die Eltern, vielleicht nur deßhalb, weil sie noch nicht so alt sind, geben aber alle Hoffnung ihnen gleich zu kommen, denn sie nehmen an Unreinlichkeit wie an Jahren zu. Vom Kastenunterschied weiß man im Himmalaya wenig; Müßiggang ist indeß auch hier das große Vorrecht der Priester. Sie arbeiten nichts für sich, prügeln aber ihre Weiber unbarmherzig, und miethen zur Erntezeit aus den benachbarten Dörfern so viele Gehülfen als sie bedürfen. Da keiner von ihnen in diesem Dorf lesen oder schreiben konnte, so erhielt ich nur wenig Aufschluß über ihre religiösen Ceremonien. „Ach, sagte der Brahmine mit dem ich sprach, wir haben keine besondere Weise zu beten; wir stellen etwas Ghie an's Feuer, gehen rund um dasselbe herum, und wiederholen einige Worte so lange bis es verzehrt ist: „bus,“ das ist Alles.“

Die folgende, die Cholera betreffende Stelle, dürfte jetzt, wo auch wir die nähere Bekanntschaft dieses Uebels gemacht haben, nicht ohne Interesse seyn.

„Ehe wir Monghyr erreichten, wo wir am 20 April ankamen, brach die Cholera auf unserer Flotte aus, und decimirte die Mannschaft gewaltig. Europäer unterlagen ihr eben so wohl als Eingeborne und kein Abend ging ohne Leichenbegängniß vorüber. Unsere nußbraunen Ruderknechte wurden entweder über Bord geworfen, oder, den Geiern und Schakals zur Beute am Ufer abgesetzt, unsre Leute dagegen auf etwas anständigere Weise in Gräbern beerdigt, die man schnell im Sand aufwarf. Gegen Ende Aprils nahm die Krankheit einen beunruhigenderen Charakter an, denn fast in jeder Stunde wurde Jemand befallen. Jeder Offizier ward nun mit einer, größtentheils aus Laudanum und Branntwein bestehenden Mixtur versehen und, um mit der Absendung nach den Hospitalbooten nicht zu viele Zeit zu verlieren, jedes Fahrzeug angewiesen, den Erkrankten auf der Stelle nach dem nächsten Budscherau zu schaffen, um dort eine Dosis jener Choleramixtur zu nehmen. Es war ein trauriger Anblick, oft fünf oder sechs Boote zugleich aus der Reihe brechen und schnell dem nächsten Offizier ihrer Abtheilung zurudern zu sehen. Sobald der Trank genommen war, schien die Krankheit gewissermaßen still zu stehen, und nun schwamm das Boot gemächlich dem Hospitalschiffe zu. Die Krankheit wurde nie für ansteckend gehalten, daher auch keinerlei Vorkehrung getroffen, um die Befallenen von den Gesunden zu trennen, und es ergab sich kein Beispiel, daß die Mannschaft eines Schiffes bloß deßhalb ergriffen worden wäre, weil sie einen Kranken an Bord hatte; die Seuche verbreitete sich ohne Unterschied auf der ganzen Flotte. Ein Eingeborner am Bord meines Budscheraus starb binnen einigen Stunden an der Cholera, und obschon er unter der übrigen Mannschaft lag, so wurde doch auch nicht Einer befallen. So viel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, beschränkte sie sich stets auf gewisse Orte; so wurden im Monat Oktober, während unsers Aufenthalts im Fort William, nur Jene befallen, die den äußersten, niedrig gelegenen Theil der Barraken bewohnten, während alle übrigen Abtheilungen gesund blieben. Jenen Theil des Gebäudes hatte man ausgebessert und nicht gehörig gedielt, die obern Gemächer waren getäfelt. Dieser Umstand beweist, daß die Krankheit durchaus lokal war, denn die verschiedenen Abtheilungen blieben in stetem Verkehr und dennoch wurde sie in keinen andern Theil des Gebäudes eingeschleppt. Später, bei Eintritt der Regenzeit, verbreitete sie sich freilich, wie Dieß immer geschieht, im ganzen Fort. — Ein Regiment britischer Soldaten machte auf seinem Marsch von Berhampur nach Calcutta eines Morgens in der Nähe eines Morastes Halt, und nach Verlauf einiger Stunden wurden mehrere von der besonders in solchen Gegenden heimischen Cholera befallen. Der befehligende Offizier ließ sogleich das Lager abbrechen und ungefähr sieben Meilen weiter marschiren; hier war der Boden trockner und reiner; die Kranken genaßen, und kein weiterer Anfall zeigte sich. Ich kenne die Ansichten der orientalischen Aerzte von diesem Uebel nicht, da aber durchaus keine Vorkehrungen gegen Ansteckung getroffen werden, so scheint es, daß man diese nicht für nöthig hält. Nie werde ich jenen Nachmittag vergessen, an dem wir in Patnat ankamen; die Cholera hatte dort eine Zeit lang unter den Eingebornen gewüthet, und man hatte, wie es schien, sämmtliche Leichen außerhalb der Stadt, unter den Mauern des Palastes irgend eines reichen Mannes, in's freie Feld geworfen. Der warme Wind wehte heftig, und wir hielten diesem Platze lange gegenüber ohne ihn erreichen zu können; das Wasser war sehr seicht und mehrere Leichname, die der Fluß vom Ufer herabgespült hatte, waren an den sandigen Stellen in der Mitte liegen geblieben. Es war der erste Mai, die Verwesung hatte schnell um sich gegriffen, und jeder Hauch des Sirocco wehte uns Gift zu. Der Anblick war über alle Beschreibung; Leichname trieben zuweilen gegen unsere Boote, die fest auf dem Grund saßen, und blieben oft eine Stunde lang unter dem Bug, während andere, mit Schaaren von Vögeln bedeckt, den Strom entlang schwammen; man hörte nichts als das Gekrächz der Geier, die mit ihren Schnäbeln die Leichen zerfleischten und das heisere Geschrei der Krähen, die sich um die abfallenden Bissen stritten. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir endlich das Ufer, konnten aber nicht weiter kommen, als bis zum Begräbnißplatz, an dessen Rand wir genöthigt waren vor Anker zu gehen. Er war mit Menschenschädeln und Knochen besäet, und die Luft verpestet; die Schakals und wilden Hunde schlichen sich bei unserer Ankunft von den benagten Gliedern, die Geier flogen von den halbverzehrten Leichnamen auf, umkreisten sie, gleich bösen Geistern, einige Augenblicke, und stießen dann wieder herab, um ihre gräßliche Mahlzeit zu vollenden. Ein großer Schwarm von Hargilas — eine Art großer Störche, wegen ihres gemessenen Schrittes in Indien Adjutanten genannt — stelzte ebenfalls hier herum; diese Vögel sind stets treue Begleiter der Europäer, und waren von Dinapur herbeigekommen, um an dem Mahle Theil zu nehmen, das ihnen der Tod hier aufgetischt hatte. Ihr Stelzenschritt scheint ganz für den Kirchhof geeignet, auf dem sie, Nahrung suchend, gleich Gespenstern umhersteigen. Im Zwielicht, oder Mondesschimmer hat der Anblick dieser Riesenvögel wahrhaft etwas grauenvolles, besonders wenn man, so wie wir, wußte, wohin sie so hastig schritten. Die ganze Nacht hindurch heulten die Schakals fürchterlich, und selbst die zahllosen Feuer, die von unsern Leuten unterhalten wurden, verscheuchten sie nicht; sie mußten sich zu Tausenden hier versammelt haben. Eine so wilde, entsetzliche und alle Sinne empörende Scene sah ich noch nie, möchte sie auch nie wieder sehen. Unter einer so großen Bevölkerung wie die in Patnat, muß jede Seuche, besonders aber die Cholera, gegen die, wie es scheint, menschliche Hülfe so wenig vermag, furchtbare Verwüstungen anrichten. Mit Tagesanbruch, am 2 Mai, segelten wir durch Patnat, gerade als das Volk am Ghaut zum Bade versammelt war. Ein indisches Bad, mit Menschen und Thieren aller Art bedeckt, bietet den belebtesten Anblick, den man sich denken kann; da sah man Hornvieh, Pferde und Elephanten; die letztern auf der Seite liegend, während ihre Wärter sie von allen Seiten abrieben. Nachmittags waren wir endlich so glücklich unsre Reise auf dem Ganges zu enden.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 248. 4 September 1832

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Earle sucht fast überall, wo er von den Eingebornen spricht, sie in ein günstiges Licht zu stellen; obgleich die unbändige Wildheit dieser Stämme, ihr System von Sklaverei, ihre empörende Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, ihr Kannibalismus und der Mangel an jeder Religion nicht sehr zu ihren Gunsten sprechen. „Es gibt unter ihnen, bemerkt Earle, nur zwei Klassen von Volk — Häuptlinge und Sklaven; der älteste Sohn einer Familie, der die größte Anzahl von Kriegern ins Feld stellen kann, wird als der Häuptling des Bezirkes oder Stammes betrachtet, und da er von seinem zahlreicheren Gefolge unterstützt, die größte Anzahl von Sklaven machen kann; so wird er hiedurch der Beherrscher der übrigen. Jeder andere Mann des Stammes dünkt sich aber deßhalb in keinem Stücke geringer als der Häuptling, ausgenommen, daß er ihm Gehorsam zeigt und in die Schlacht folgt. Jeder ist in seiner Familie unabhängig und hat über alle Mitglieder derselben unumschränkte Gewalt. Die Jugend wächst in völlig ungebundener Freiheit auf, bis die Mädchen mannbar und die Knaben stark genug geworden sind, in den Krieg zu gehen. Die Neuseeländer sind gutherzig und gegen Fremde gastfreundlich; sie lieben ihre Kinder mit der größten Zärtlichkeit. Auf einer Reise sieht man häufiger den Vater als die Mutter das Kind tragen, und mit der zärtlichsten Sorgfalt und in der besten Laune verrichtet er alle die kleinen Dienste einer Amme. Oft suchte ich vergebens nach einem Grunde der so auffallenden Verschiedenheit zwischen ihnen und den Eingebornen von Neuholland. In ihrer geographischen Lage ist ein so geringer Unterschied; ihr Klima ist sich so ähnlich; beide sind dem großen Festlande so lange unbekannt und so ausgeschlossen von allem Verkehre mit der übrigen Welt geblieben, daß man denken sollte, es müßte zwischen beiden die größte Aehnlichkeit herrschen. Und doch stehen die Einwohner von Neuholland auf der niedrigsten Stufe und scheinen in der Kette der menschlichen Geschöpfe den letzten Ring zu bilden, der den Uebergang zum Affen macht. Ihre Glieder sind lang, schmal und flach, mit großen Knie- und Ellenbogenknochen, vorstehenden Stirnen und Hängbäuchen. Die geistigen Fähigkeiten scheinen mit diesen gemeinen körperlichen Eigenschaften auf gleicher Stufe zu stehen; sie besitzen weder Energie, Untersuchungsgeist, noch Industrie; ihre Neugier vermag kaum durch irgend Etwas angeregt zu werden. Wenn es hie und da unter ihnen Ausnahmen gibt, so kann das Gesagte doch als Regel gelten. Dagegen sind die Einwohner von Neuseeland mit dem Gepräge der vollendetsten Körperformen aus der Hand der Natur hervorgegangen; die Kinder sind so schön und kräftig, daß jedes als Modell zu einem Herkules-Knaben dienen könnte; nichts kommt dem bildschönen und athletischen Gliederbau der Männer gleich oder den runden Formen der jüngeren Weiber. Letztere haben schöne und ausdrucksvolle Augen und lange, seidenweiche, gelockte Haare. So scheinen auch die geistigen Fähigkeiten beider Geschlechter höherer Art: Alle sind voll Lebendigkeit und Wißbegier und besitzen verschiedene Künste und eine weiter ausgebildete Industrie, als irgendwo Wilde, die mit ihnen auf gleicher Stufe stehen."

„Die Sklaverei erscheint in Neuseeland in ihrer furchtbarsten Gestalt. Bei den Ueberfällen feindlicher Stämme werden alle Gefangene zu Sklaven gemacht; nur die Häuptlinge nicht, die sich entweder bis zum letzten Athemzuge vertheidigen, oder wenn sie entwaffnet sind, erschlagen werden. Die Köpfe derselben werden auf eine eigene Art unverweslich gemacht *) und als die kostbarste Siegstrophäe aufbewahrt. Vorzüglich sucht man sich der Kinder zu bemächtigen, die dann ihr ganzes Leben in Sklaverei zubringen müssen. Der Fremde, der ein neuseeländisches Dorf betritt, kann auf den ersten Blick die Sklaven von den übrigen Einwohnern unterscheiden, obgleich jene weder in der Tracht noch in ihren Gesichtszügen von letzteren verschieden sind. Der freie Neuseeländer ist voll Munterkeit und Frohsinn, sein Gang ist stolz und edel, er lacht und plaudert ohne Unterlaß. Der Sklave dagegen sieht traurig und niedergeschlagen aus, man erblickt auf seinem Gesichte keinen Zug von Fröhlichkeit oder Zufriedenheit. Eine der größten Schönheiten der Neuseeländer sind ihre Zähne und Haare, auf letztere sind sie vorzüglich eitel und pflegen sie mit der größten Sorgfalt; die Sklaven hingegen tragen den Kopf ganz glatt geschoren. Der männliche Sklave darf nicht heirathen, und muß jeden vertrautern Umgang mit einem Weibe durch die furchtbarsten Strafen büßen. Man kennt keine Klasse von Menschen in der Welt, die so ganz wie diese Unglücklichen von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind. Es gibt für sie keinen Augenblick der Ruhe

*) S. Ausland. S. 44 d. J.

und der Tod schwebt stets über ihrem Haupte; die Laune ihres Herrn, der Befehl eines Häuptlings kann ihnen jeden Augenblick das Leben rauben. Wenn ein Sklave einem gütigern Herrn zugefallen ist, so kann ein Unglück, das diesen oder seine Familie betrifft, ihm gleichfalls verderblich werden; da die Neuseeländer bei dem Tode ihrer Häuptlinge Sklaven zu schlachten pflegen. Diese unglücklichen Menschen haben durchaus keine Hoffnung, mit der Zeit ihr Loos verbessert zu sehen. Weder tadellose Aufführung, noch Treue, noch lange Dienste, oder Anhänglichkeit an ihren Herrn und seine Familie bringt einen Wechsel in ihrem schrecklichen Loose zuwege. Wenn ein Sklave entflieht und in seine Heimath zu gelangen das Glück hat; so wird er dort von Jedermann mit Verachtung behandelt; und stirbt er anders eines natürlichen Todes; so wird seine Leiche zum Dorfe hinausgeschleppt, wo er den Kindern zum Spiele und den Hunden und Geiern zur Nahrung dient. Das gewöhnliche Schicksal der Sklaven besteht darin, daß sie von ihrem Herrn in einem Anfalle des Zornes, dem diese Wilden mit einer furchtbaren Heftigkeit unterworfen sind, erschlagen und dann von dem Häuptling verzehrt werden. Die weiblichen Sklaven, die manchmal, wenn sie schön sind, von ihrem Herrn zum Weibe genommen werden, genießen darum keines bessern Schicksales und ihr Leben hängt gleichfalls von der Willkür ihrer Männer ab. Ich hatte nach unserer Ankunft in Neuseeland kaum den Fuß ans Land gesetzt und war etwas in der wunderschönen Gegend umhergestrichen, als ich auf einen Anblick stieß, der mir furchtbar ins Gedächtniß rief, daß ich im Lande einer wilden Nation sey. Ich sah nämlich Ueberreste eines menschlichen Leibes, die geröstet waren und an denen Schweine und Hunde nagten. Mehr von Abscheu ergriffen, als überrascht, denn schon lange vor meiner Ankunft waren mir die Sitten der Neuseeländer hinlänglich bekannt, eilte ich in die Wohnung des Herrn Buttler zurück, von dem ich vernahm, daß der Häuptling des Distriktes in der Nacht, wo unser Schiff vor Anker gegangen war, einem seiner Kulles oder Sklaven, aufgetragen habe, ein mit Kumera oder süßen Kartoffeln bebautes Feld zu hüten und die Schweine davon abzuwehren. Der arme Mensch war voll Vergnügen über den Anblick unsres Schiffes und hatte mehr darauf Acht gegeben, wie es sich vor Anker legte, als auf das Eigenthum seines Herrn, in das eine Heerde von Schweinen einbrach und darin eine schreckliche Verheerung anrichtete. In diesem Augenblicke kam der Herr dazu und das Schicksal des Unglücklichen war entschieden. Ohne alle weitern Umstände wurde die Vernachlässigung mit dem tödtlichen Streich eines steinernen Streithammers bestraft und die Leiche des Erschlagenen zu einem Feuer geschleppt, gebraten und gefressen."

„Eben so war ich Zeuge, mit wie wenig Schonung und Umständlichkeit die beleidigten Männer gegen ihre Weiber verfahren. Ein Häuptling, der in unsrem Dorfe wohnte, hatte Beweise von der Untreue seiner Frau erhalten und da er sich hinlänglich von ihrer Schuld überzeugt hielt, nahm er seinen Patu-Patu zur Hand und begab sich nach der Hütte, wo die Unglückliche mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war. Ohne ihr die Ursache seines Argwohnes vorzuhalten oder sie darüber zu Rede zu stellen, versetzte er ihr einen Schlag vor den Kopf, der sie augenblicklich todt zu Boden streckte; und da sie eine Sklavin war, so schleppte er die Leiche vor das Dorf hinaus, wo sie den Hunden zur Beute wurde. Die Erzählung dieses Vorganges drang uns bald zu Ohren und wir begaben uns an Ort und Stelle und baten um die Erlaubniß, die Leiche begraben zu dürfen, was uns auch ohne Widerrede gewährt wurde. Mit Hülfe von ein Paar Sklaven trugen wir die Leiche ans Ufer hinab, wo wir sie zur Erde bestatteten. Dieß war die zweite Mordthat, von der ich seit meiner Ankunft beinahe Augenzeuge war, und die Gleichgültigkeit, mit der man von der Sache sprach, ließ mich glauben, daß dergleichen Grausamkeiten öfters vorfallen. Und doch scheinen Männer und Weiber voll Liebe und Güte gegeneinander, allein Untreue wird nie vergeben und wenn man des Buhlen habhaft werden kann, so ist auch sein Loos der Tod. Indeß muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß die Weiber, dieser furchtbaren Beispiele ungeachtet, wo es Gelegenheit gibt, kein verliebtes Abenteuer von der Hand weisen."

Die merkwürdigsten Neuseeländer, mit denen Earle Bekanntschaft machte, waren einige alte ehrwürdige Männer, die, wie er bemerkt, jedem Lande und jeder Religion Ehre machen würden. Ihr ganzes Leben brachten sie damit zu, von dem Wohnort eines Häuptlings zu dem eines andern zu wandern, um gegenseitige Beleidigungen auszugleichen, Entschuldigungen zu überbringen und den Frieden zwischen den einzelnen Stämmen zu erhalten. Diese Friedensherolde werden überall mit der größten Ehrfurcht behandelt. Es gibt übrigens unter den Neuseeländern keine Art von Götzendienst oder Priestern. Die vielen geschnitzten Bildwerke, die man für Götzenbilder halten könnte, dienen bloß als Verzierungen. Indeß glauben sie doch an das Daseyn eines großen und unsichtbaren Geistes, den sie Atna nennen, doch fürchten sie mehr seinen Zorn, als daß sie seine guten Eigenschaften lieben. Statt der Priester haben sie Leute, die sich dadurch in Ansehen zu setzen wußten, daß sie die Zukunft voraussehen zu können vorgeben. Das Volk hält öffentliche Versammlungen bei wichtigen Angelegenheiten, wobei die Beredsamkeit keine kleine Rolle spielt. Jeder Redner wird mit großer Aufmerksamkeit angehört. Gewöhnlich erhebt sich ein solcher von seinem Sitz am Boden und tritt in einen länglich viereckigen Raum, der in der Mitte der Versammlung leer gelassen ist. In demselben geht er nun hin und her, schwingt seinen Streithammer und stößt die Worte hastig hintereinander aus. Bevor er aufsteht, wirft er gewöhnlich seine Matte über die Schultern, und weiß dieselbe, während der übrige Theil seines Körpers entblößt bleibt, so gut zu drapiren, daß man, wie Earle sagt, an die schönsten Modelle des Alterthums erinnert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit war die Nacht hereingebrochen und mit ihr hatte die Verwirrung auf allen Seiten zugenommen. Die Flintenschüsse, Anfangs vereinzelt und in der Ferne, folgten sich ohne Unterbrechung und näherten sich mit jedem Augenblicke der Plaza, die offenbar der Hauptpunkt war, auf den der Feind seinen Angriff richtete. Einige hundert Milizianos hatten sich über Hals

und Kopf in dieselbe geworfen und vertheidigten sie. In das Knattern des Flintenfeuers mischte sich von Zeit zu Zeit der brummende Donner der Kanonen, deren rascher aufeinander folgende Schüsse die verdoppelte Anstrengung des Feindes verkündigten, durch die Straßen, die von Geschütz vertheidigt wurden, einzudringen. Nach dem immer mehr anwachsenden Lärm der Trommeln und Zinken zu urtheilen, die mitten aus dem verworrenen Geschrei bisweilen hervortönten und dann wieder übertäubt wurden, mußte sich die Zahl der Angreifenden mit jedem Augenblicke vermehrt haben. Ueber Alles hinaus heulte die Sturmglocke und noch lauter als sie das wilde Geschrei, das die Indianer im Kampfe erheben, und das sich Anfangs nur abgebrochen und kurz ausgestoßen vernehmen läßt, zuletzt aber ein lang gedehntes Geheul wird, das durch Mark und Bein schneidet. Um Mitternacht hatten diese Scenen des Schreckens ihre höchste Furchtbarkeit erreicht. Die farbigen Menschen, die den niedrigsten Theil der Bevölkerung von Cordoba bilden, hatten sich mit Quiroga's Banden vereinigt und plünderten die Magazine und einige Häuser, deren Eigenthümer man ihnen als Unitarier bezeichnete. Die Gauchos, die sich von der Artillerie zurückgetrieben sahen, schritten nun zu einer andern Angriffsweise, um des Platzes Meister zu werden. Sie erbrachen an den Gebäuden, die dem Geschütze zunächst standen, die Thüren, um von den Terrassen derselben aus auf die Milizianos zu feuern, die zur Bedeckung der Artillerie aufgestellt waren. Doch die Unerschrockenheit derselben, obgleich es meist junge Leute waren, die zum erstenmal die Kugeln pfeifen hörten, machte auch diesen neuen Angriff fruchtlos. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht machten die Föderalisten noch eine letzte Anstrengung, um die Pallisaden zu erstürmen und mehrere Gauchos, die mit dem Beile in der Hand in den Graben sprangen, um die Pfähle auszuhauen, wurden fast mit dem Flintenlauf auf den Kopf erschossen. Zurückgeschlagen wie das erstemal gaben sie endlich ihre fruchtlosen Versuche auf, und bald darauf ließ sich das Gewehrfeuer schwächer vernehmen. Mit Anbruch des Tages hörte es ganz auf und vollkommene Stille herschte in der Stadt. Der Feind war verschwunden und man sah nur noch einige Nachzügler, die im Galop davonsprengten. Einige wenige, die sich in den Pulperias, die sie geplündert hatten, von den Anstrengungen der Nacht zu erholen suchten, sah man taumelnd auf die Pferde sich schwingen und ihren Kameraden nacheilen. Diese Gruppen gingen alle, eine nach der andern über den Rio Primero und bald war nicht ein einziger mehr von ihnen in der Stadt.

Bald nach diesem nächtlichen Gefechte durchwanderte ich mit einem meiner Reisegefährten die Straßen und wir erstaunten nicht wenig, keinen einzigen Todten in denselben zu finden; nur zwei oder drei Leichen lagen zunächst der Pallisaden und doch mußten die Feinde bei der hartnäckigen Gegenwehr in den wiederholten Angriffen bedeutenden Verlust erlitten haben. Bald jedoch klärte sich Dieß auf; man fand im Verlauf des Tages einige sechzig Leichname in einer Vertiefung des Bodens. Die Gauchos hatten mit ihren Lasos, die sie stets am Sattelbogen führen, alle ihre Gefallenen aufgehoben und mit sich fortgeschleppt, um ihren Verlust zu verbergen. Die Milizianos hatten nur wenige Leute verloren, aber ihren Befehlshaber zu beklagen, der sich unerschrocken dem heftigsten Feuer ausgesetzt hatte und dem der Schenkel von zwei Kugeln zerschmettert worden war; er starb einige Tage darauf in Folge der Amputation. Nachher besuchten wir auch die vom Feinde geplünderten Häuser; vorzüglich erbittert hatte sich dieser gegen die Wohnung des Gouverneurs bewiesen, wo man nichts mehr als Möbeltrümmer in den Gemächern sah; selbst die Fenstergitter hatte man ausgerissen. Später erfuhren wir, daß es nicht bloß die Vorhut der föderalistischen Truppen gewesen war, die die Stadt angegriffen hatte; sondern das Heer selbst und daß Quiroga selbst den Angriff geleitet hatte; man zeigte uns die Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, an welchem er gestanden war, während auf seinen Befehl seine Leute die der Plaza zunächst gelegenen Häuser erstiegen. Sein unerwartetes Erscheinen vor Cordoba verdankte er einer geschickten Bewegung, mittelst deren er Paz zu entkommen wußte, auf den er am Rio Segundo gestoßen war. Indem er sich stellte, als wolle er die Schlacht annehmen, die ihm der General des unitarischen Heeres anbot, hatte er durch Scharmützel, die er bis zum Anbruch der Nacht fortsetzte, seinen Gegner in diesem Gedanken gelassen und die tiefe Dunkelheit benützt, um die zwölf Lieues, die er von Cordoba entfernt war, zurückzulegen. Paz, durch seine Artillerie aufgehalten, hatte ihn nicht mehr einholen können; allein es war zuverlässig, daß er ihm auf dem Fuße folgte und mit Ungeduld sah man dem Augenblick entgegen, wo das befreundete Heer erscheinen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines londoner Polizeidieners.

Alle politischen und literarischen Journale von London unterhalten gegenwärtig ihre Leser mit Zügen aus dem Leben eines Polizeidieners, der im vergangenen Monat Juli zu London starb und in keinem geringern, wenn gleich bei weitem unbefleckteren Rufe stand, als Vidocq in Paris. Dieser Mann ist John Townsend, der sich nicht nur durch Klugheit und Scharfsinn in seinem Dienste auszeichnete, sondern auch durch seine Gewandtheit im Umgang mit den Großen und seine Sonderlingsnatur einen Reichthum und eine Stellung im Leben errang, wie sie wohl noch kein Mann von seinem Stande je errungen hat oder auch je erringen wird. Townsend bildete gewissermaßen den ständigen Begleiter der königlichen Familie, und war zu seiner Zeit der erste Mann des Tages. Man sah ihn mit allen Prinzen des königlichen Hauses auf ganz vertrautem Fuß leben, und oft ließ König Georg IV seinen Wagen halten, um mit Townsend einige Worte zu sprechen. Es war seit dem Mordversuche der Margaretha Nicholson gegen Georg III, daß Townsend sich stets in der nächsten Umgebung des Königs, der königlichen Familie und des Hofes befand. Allerlei verrücktes Volk drang oft in die königlichen Paläste ein, und einem dieser tollen Geschöpfe gelang es sogar bis in die Gemächer der Prinzessin von Homburg zu kommen. Drei Thürsteher wurden hierauf aus dem Dienste entlassen, und Townsend wurde bestimmt, stets in der Nähe des Hofes zu bleiben, jedoch nur im Bereiche von London. Bald nachher erschien er bei allen Levers, wo man nicht selten seines Scharfblickes bedurfte. Eines Tages bemerkte ein edler Herzog bei einer solchen Gelegenheit, daß der Hosenbandorden von seiner Brust verschwunden war. Man benachrichtigte sogleich Townsend davon, der sich am Fuß einer Treppe aufstellte, über die der ganze Hof herabkommen mußte. Endlich kam an ihm eine Person vorüber, die ihm nicht zum Hofe zu gehören schien; allein die englische Hoftracht bei Aufwartungen entstellt so sehr, daß man nicht leicht Jemand zu erkennen vermag. Indeß folgte Townsend seinem Mann einige Schritte, faßte ihn schärfer ins Auge und erkannte nun einen berüchtigten Dieb, der sich eingeschlichen hatte. Man verhaftete ihn und fand bei Durchsuchung seiner Taschen den diamantenen Orden.

Townsend war im Jahre 1789 beauftragt worden, den ersten Transport Verurtheilter, der nach Botany-Bay ging, zu führen. Uebrigens

herrschte lange Zeit die Meinung, Townsend sey früher ein Mitglied jener londoner Diebszünfte gewesen, denen er mit soviel Klugheit und Muth nachspürte und die ihn als einen ihrer gefährlichsten Feinde fürchteten. Allein er bekannte sich nie zu jener freien Kunst der Taschenspielerei in fremden Taschen, und war auf Kosten einer wohlthätigen Anstalt erzogen, zu der er auch, frühzeitig selbstständig geworden, ununterbrochen seinen Beitrag steuerte, ohne jedoch etwas Anderes als seinen Namen anzugeben. Nach Verlauf von vielen Jahren erhielt er plötzlich einen Brief mit der Aufschrift: „John Townsend Esquire,“ *) worin ihm gemeldet wurde, daß er, als der älteste Subscribent der Gesellschaft, zu ihrem Vorsteher auf Lebenszeit ernannt worden sey. Niemand ließ sich wohl beifallen, daß John Townsend Polizeidiener in der Bowstreet **) war. Townsend selbst pflegte scherzweise zu sagen: „Wer hätte denken sollen, daß John Townsend's Guineen für zwei oder drei arme Kinder gethan haben, was man früher in einer mildthätigen Anstalt für ihn gethan hat?“

Townsend war ein treuer Anhänger der alten Schule, und nie pflegte er von Georg IV zu sprechen, ohne beizusetzen: „Gott habe ihn seelig! Das war noch ein König! Kaum drei oder vier Personen durften sich diesem Monarchen nähern; „allein der neue König, fügte er hinzu, indem er von Wilhelm IV sprach, ist nicht einmal die Hälfte von einem König; er zeigt sich überall und jeder Mensch kann ihn sehen und sprechen.“ So hegte Townsend auch die tiefste Verehrung für die Aristokratie, und in ihrer Nähe schien auch von ihren Grundsätzen ein guter Theil auf ihn übergegangen zu seyn. Stets griff es ihn schmerzlich an, wenn er einen reichen, aber titellosen Mann in Aufwand und Pracht mit dem alten Adel wetteifern sah. Wenn er auf das Kingstheater und die Emporkömmlinge oder „Upstarts,“ wie er sie nannte, zu sprechen kam, so sagte er oft enfzend zu seinen Freunden: „Ach, ich habe die Oper vor fünfzig Jahren gesehen! Damals war sie noch würdig, das Königstheater ***) zu heißen; denn die Noblesse allein hatte dort Logen; allein heut zu Tage sieht man eine edle Herzogin auf der einen und eine Käsehändlerin auf der andern Seite!“ — „Ich erinnere mich der Zeit, fuhr er dann gelegentlich fort, wo die prächtigen maskirten Bälle im Opernhause waren. Der König (damals war er noch Prinz von Wales) machte bei solchen Gelegenheiten denn auch tolle Jugendstreiche mit. Ich näherte mich ihm oft, zupfte ihn am Domino im Augenblick, wo er eintrat, und sagte zu ihm: Ich würde Eurer königlichen Hoheit rathen, wenn Sie Geld bei sich haben, mir es aufheben zu lassen. Da zog er seine Börse, die fünfzig oder sechzig Guineen enthalten mochte, und gab mir sie in die Hand, indem er sagte: „Aber Townsend, Du wirst mich doch Etwas verzehren lassen?“ Dann pflegte ich ihm gewöhnlich fünf oder sechs Guineen herauszugeben, und das Uebrige steckte ich samt seiner Uhr in meine Tasche, wo wenig Leute sie gesucht haben würden.“

Indeß fehlte es Townsend bei aller Ehrfurcht gegen die Aristokratie doch nicht an Freimüthigkeit, und er erwiderte eines Mals einem Lord, der ihm in der St. James-Street begegnete und höhnisch fragte: ob es wahr sey, daß er, wie man sage, Kohlengräber gewesen sey? „Allerdings, Mylord, der Gentleman, der Dieß Eurer Herrlichkeit sagte, hat Ihnen ganz die Wahrheit berichtet; aber erlauben mir Eure Herrlichkeit zu bemerken, daß wenn Sie als Kohlengräber erzogen worden wären, Sie es auch Ihr Lebtage geblieben seyn würden.“

*) Esquire ist bekanntlich eine Benennung, die im Range gleich nach dem Knight oder Ritter stehe, und in der Anrede den Titel Sie verleiht. Im Mittelalter befand sich der Esquire, Ecuyer oder Stallmeister im Gefolge des Ritters; gegenwärtig nennt man Jedermann Esquire, der von seinen Renten lebt.

**) Die Bowstreet-Polizei steht unter den londoner Polizeibehörden oben an; sie hat drei Beamten, sechs Constables und 150 Patrouillen zu Fuß und zu Pferd, die in den Straßen der Hauptstadt und auf allen Straßen auf zehn englische Meilen in die Runde für die Sicherheit zu wachen haben.

***) Das Kings-Theater, oder Italian Opera House, wo ausschließlich die italienische Oper und die Ballete aufgeführt werden, kommt an Umfang dem Theater de la Scala in Mailand gleich; und hat 172 Logen, die gegen 900 Personen fassen; außerdem noch eine Gallerie von 42 Fuß Tiefe und 62 Breite, das Parterre nicht gerechnet.

Vor einigen Jahren begegnete Townsend im Park von St. James dem jetzigen König, der damals Herzog von Clarence war. „He da, Townsend! rief der Prinz, woher des Wegs?“ — „Ich komme von Ihrem königlichen Bruder, dem Herzog von York, erwiderte Townsend; Seine königliche Hoheit haben mir das beste Glas Wein gegeben, das ich noch in meinem Leben gekostet.“ — „Ei, Townsend, antwortete der Herzog von Clarence, besuchen Sie auch mich, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen einen so guten Wein haben, als bei meinem Bruder, dem Herzog von York.“ — „Ei ja, sagte Townsend lachend, Das ist noch nicht Alles; als ich den Wein nach Gebühr lobte, schellte Seine königliche Hoheit Ihr Herr Bruder dem Kellermeister, und befahl zwei Bouteillen zu bringen, die er mich für Mistreß Townsend mitzunehmen bat, und hier sind sie“ — und mit diesen Worten zog er zwei Flaschen aus seinen Rocktaschen und zeigte sie dem Herzog.

Ueberhaupt bewies der Herzog von York stets viele Güte gegen Townsend. Der Prinz besuchte oft in seinen jüngern Jahren mit ihm, beide verkleidet, öffentliche Häuser und übelberüchtigte Orte, die der Sammelplatz der Diebe und Vagabunden von London waren, um sich von der Sittenverdorbenheit dieser Klasse von Menschen mit eigenen Augen zu überzeugen. Gewöhnlich gingen sie dann als Bauern verkleidet, mit einem Strohband um den Hut.

Jemand fragte Townsend, warum er keine Memoiren herausgebe? „Es wäre mir leicht, erwiderte er, damit einige Guineen aus den Taschen der Buchhändler zu locken; allein ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich für diesen und jenen von meinen Verwandten eine gute Stelle erlangt habe, und ich würde daher ein Thor seyn, wenn ich mit meinen eigenen Händen die Mauer einreißen wollte, die ich aufgebaut. Würde ich meine Memoiren schreiben, wie Sie wollen, so würde ich manche Person, die sich mit Güte gegen mich benommen, verletzen müssen; und John Townsend ist nicht der Mann dazu, Fehler und Dummheiten von Leuten ans Licht zu ziehen, die sich ihn verbindlich gemacht haben.“

Townsend starb kinderlos, aber sehr reich, an der Cholera, nachdem er einige Tage zuvor noch bei dem Lever des Königs, wie gewöhnlich, zugegen gewesen war, und voll guter Laune in seiner Art mit dem Marquis von Wellesley und dem Marquis von Salisbury, die ihm zu seinem guten Aussehen im Alter Glück wünschten, mit aller Munterkeit geplaudert hatte.

Vermischte Nachrichten.

Ein junger und unternehmender Reisender, der Engländer Coulthurst, ist auf einer Reise, die er ins Innere von Afrika unternehmen wollte, von einer Krankheit weggerafft worden, und setzte so seinen Namen auf das lange Verzeichniß talentvoller und muthiger Männer, die als Opfer ihres Enthusiasmus für Entdeckungen im afrikanischen Kontinente gefallen sind. Coulthurst war vom alten Calebar vierzehn Tagereisen ins Innere des Landes vorgedrungen, als er, man weiß nicht aus welcher Ursache, wieder zurückkehrte und sich nach Fernando-Po einschiffte. Auf der Ueberfahrt nach dieser Insel erkrankte und starb er am 15 April. Coulthurst ist aus einer angesehenen Familie, die in Cheshire begütert ist, und der er noch am 22 März die befriedigendsten Nachrichten von seiner Gesundheit hatte zukommen lassen.

•

In der Nähe von Lewes, Sussexshire, starb unlängst in einem Zelte auf freiem Feld ein alter Zigeuner, der „Zigeunerkönig“ genannt, der fünfzig Kinder und Enkel seines Stammes hinterläßt. Seine Leute gaben ihm ein Alter von 74 Jahren; man muthmaßt jedoch, daß er viel älter geworden sey. Bei seinem Begräbnisse in einem Kirchhofe waren Tausende von Zuschauern gegenwärtig, aber nur zehn seiner Anverwandten, da die übrigen gerade auf Jahrmärkten, Pferderennen u. s. w. in ihren gewohnten Geschäften abwesend waren.

•

Basra, der große Markt der orientalischen Waaren, die nach dem osmanischen Reiche gebracht werden, zählt 60,000 Einwohner, von denen die Cholera in einem Zeitraume von vierzehn Tagen 15 bis 18,000 hinraffte. Von Basra wurde die Krankheit durch Fahrzeuge auf dem Tigris bis Bagdad gebracht, wo sie ein Drittheil der Bevölkerung aufrieb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 249. 5 September 1832.

Die pariser Grisettes,

von Ernst Desprez.

Aus dem jüngst erschienenen sechsten Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Vorzeiten nannte man Grisette das einfache Kleid von granem Stoffe, das die Weiber aus der untern Volksklasse trugen. Bald mischte sich die Rhetorik in die Sache und man nannte die Weiber wie ihr Kleid, nach der Redefigur Continens pro contento. Die Grisettes lassen sich wahrscheinlich wenig davon träumen, daß ihr Name eine Metonymie ist. Doch was wird nicht mit der Zeit aus Metonymien und Grisettes! Die Grisette teägt sich nicht mehr grau. Ihr Kleid ist im Sommer rosenfarb, im Wintee blau, im Sommer Perkaline, im Winter Merinos. Die Grisette ist nicht mehr ausschließlich ein Weib aus der Volksklasse. Es gibt Grisettes, die von guter Familie sind. Wenigstens versichern sie es so, ohne daß man zu sagen weiß, was der Grund davon ist: vielleicht die Romanenlektüre. Soviel ist gewiß, daß die Grisette, wenn sie aus der Peovinz gebürtig ist, doet den Sohn des Unterpräfekten ihrer kleinen Stadt heieathen sollte, manchmål sogar den Maire. War Paeis ihre Wiege, so hatte sie einen alten Kapitån auf halbem Sold zum Vater; sie war bereits auf der Mairie des zwölften Arrondissements ausgerufen; ihr Zukünftiger war Unterlieutenant oder Verfasser von Melodramen; ein Quiproquo machte die Heirath rückgängig. Kurz die Grisette hatte Unglück über Unglück; Familienunglück, meist aber Unglück in dee Liebe.

Man erkennt eine Grisette am Gange, an iheem Geschäfte, an ihren Liebschaften, an ihrem Alter und endlich an ihrer Art sich zu kleiden. Ich spreche zuerst von ihrem Gange. Die Grisette geht auf den Zehen, sie wiegt sich in der Hüfte, zieht den Unterleib ein, senkt die Augen, schwankt sanft mit dem Köpfchen und geht nur des Abends aus, um ihre schönen weißen Strümpfe zu beschmutzen. Die Grisette ist Policerin, Strickerin, Journalfalzerin, Näherin, Büglerin, Stickeein, Wäscheein, Handschuhmacherin, Posamentirerin, Schönfärberin, Tapeziererin, Kleinhändlerin, Spielzeugverfertigerin, Westennäherin, Leinwandhändlerin, Blumenmädchen; sie näht Häubchen, schneidet Hutfutter, färbt Oblaten, kolorirt die Etiketten der Köllnischwasserverkäufer, stickt in Gold, in Silber, in Seide, besäumt Schuhe, knöppelt Hosenträger, reinigt Shawls, spult Baumwolle, knault sie auf, zackt Bänder aus, macht Blumen aus Wachs oder Fischbein, fädelt Strickperlen auf, reinigt Silberstoffe, putzt Flecken aus den Kleidern; sie führt die Nadel, die Scheere, das Stickerhäckchen, die Glättfeile, den Waschbläuel, das Falzbein, den Pinsel, den Blutstein, kurz die arme Grisette verblüht unter einer Unzahl kaum dem Namen nach bekannter Arbeiten, und verdient sich ungefähr dreißig Sous des Tags, oder das Jahr 547 Fr. 50 Centimes. Mit dieser Summe von fünfhundert sieben und vierzig Franken, zehn Sous muß sie, wenn sie glücklicherweise noch Möbeln hat, bezahlen:

Wohnung	90	Fr.	
Kost	247	—	50 Cent.
Nebenauslagen, hierunter begriffen Lichter, Steinkohlen, Knüttelholz, Wasser, Pommade, Inteeessen ins Pfandhaus, Wichse u. s. w. .	400	—	
Bier, Coco u. dgl.	15	—	
Schauspiele	—	—	
Gesammtausgaben	752	Fr.	50 Cent.
Einnahmen	547	—	50 Cent.
Defizit	205	Fr.	— Cent.

Im möglichen Falle, wenn die Geisette nicht ein Muster von Ordnung und Spaesamkeit ist, kann sich das Defizit auf das Zwei- und Dreifache der 205 Franken erheben, aber zum Glück für sie fällt das Defizit, wie hoch es sich auch belaufen möge, auf den Freund, den ich den Vernunftfreund heißen möchte. Es ist der „Monsieur," der die Schulden bezahlt. Sie achtet ihn wegen seines Alters und wegen seines Benehmens. Der Vernunftfeeund hat fünfzig Jahee auf dem Rücken und ist nicht eifersüchtig. Er war Spezereihändler oder auch Tuchhändler en Gros. Ich muß noch Jemand nennen, der für die Grisette zahlt; er bestreitet ihren Luxus, es ist der Sonntagsfreund, der „Jeune homme." Die Geisette betet mit Recht alle Wochen einmal an. Seine Funktionen, die sich bisweilen bis Montag in der Frühe erstrecken, lassen sich in zwei Worte fassen: er muß für das Vergnügen der Geisette sorgen. Ihm ist es vorbehalten, sie zum Diner über Land zu führen, odet zum Tanz nach der Chaumière und auf den Ball von Saumon, er sorgt auch für das Theaterbillet. Der Sonntagsfreund zählt achtzehn bis dreißig Jahre. Er ist Porträt- oder Zimmermaler, Student der Rechte, der Arzneikunde, der Phar-

mazie oder Musiklehrling, Statist im Vaudeville, Kommis oder Schreiber bei einem Advokaten, blond oder braun, vorzugsweise braun; denn die Grisette ist häufig blond. Sie liebt die Kontraste oder betet (adore) sie an, um uns ihres eigenen Ausdruckes zu bedienen.

Ich weiß nicht, ist es in Folge dieser Liebe zu den Gegensätzen, daß ihr dritter Freund eben so tölpisch an Händen und Füßen wie am Kopf ist. Es ist Dieß Niemand anders als der Herzensfreund, oder sagen wir vielmehr der Alltagsfreund mit Ausnahme des Sonntags und jener Stunden, welche die Geisette dem Vernunftfreund geweiht hat. Uebrigens genießt der Herzensfreund das seltene Vorrecht, sie von dem Laden oder Magazine, in dem sie beschäftigt ist, nach Haus begleiten zu dürfen. Er ist Ouvrier wie sie, hat wenige Fehler, legt einen Nothpfenning in der Sparkasse an und erlaubt sich nicht die geringste Vertraulichkeit; höchstens darf er ihr zum Abschied die Wange küssen; das ist Alles. Der Herzensfreund hat ein blindes Vertrauen auf sie und zwar aus keinem andern Grund, als weil er sie von Zeit zu Zeit Abends bis an ihre Thüre begleiten darf. Endlich am Sonntag in der Frühe sagt sie zu ihm, mit einem tiefen Seufzer: „Guguste, sey nicht böse, ich muß heute bei meiner todtkranken Tante zubringen." Nun ist aber wohl zu merken, daß diese Tante alle Sonntage auf dem Tode liegt. Noch schlimmer ist es, daß die arme Frau so lange leiden muß, ohne sterben zu können. Die angebliche Nichte bedarf einer ewigen Agonie, um Guguste einen blauen Dunst vorzumachen. Uebrigens liebt die Geisette ihren „Guguste" aufrichtig und täuscht ihn nur weil es nöthig ist; denn Guguste ist weder reich genug, um das Defizit zu decken und noch weniger geschaffen, um sie auf das Land, ins Theater oder auf den Ball zu führen. Von diesen drei Freunden hat der Herzensfreund allein nicht das Recht des Geliebten; sie betrachtet ihn als ihren Mann.

Die Grisette hat auch ihr bestimmtes Alter, d. h. eine Grisette darf nicht unter sechzehn und nicht über dreißig Jahre zählen. Vor sechzehn Jahren ist sie noch ein kleines Mädchen, nach dem dreißigsten ist sie eine Frau. Der Name Grisette ist nur auf die Jahre zwischen diesen beiden Lebensaltern anwendbar. Ist einmal das dreißigste Jahr gekommen, so sinkt sie, sie, die vierzehn Jahre Grisette war und vierzehn Jahre als solche behandelt wurde, von der Zeit ihres Ranges entsetzt, zur bloßen Arbeiterin herab. Was hilft dann noch der Gang auf den Zehen, die Hüfte, die noch zu wiegen versucht, das gesenkte Auge, der weiße Strumpf, der feine Schuh, die seidene Schürze? Vergebens ermüdet sie Nadel, Polirbürste und Pinsel, vergebens illuminirt sie die Etiketten des Theehändlers, vergebens gewinnt unter ihrer Hand der Amethyst neuen Glanz, oder ein Hemdkragen seine zierliche Fassung. Ihr Reich ist zu Ende. Adieu Grisette!

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Nordwärts von Cordoba dehnt sich eine beträchtliche Ebene aus, deren Oberfläche theils mit Sand, theils mit Triften bedeckt, und von Hügeln und Gräben durchschnitten ist; man nennt sie La Tablada. Der Rio Primero, über den sie sich einige Fuß hoch erhebt, bildet ihre Einfassung und je näher sie sich zur Stadt heranzieht, schwillt sie zu einigen Erhöhungen an, die sich mit den Hügeln vereinigen, von denen die Stadt umgeben ist. Nur von den höchsten Terrassendächern der Stadt, unter denen sich auch das unsrige befand, konnte man den größern Theil des Umkreises der Ebene übersehen. Gegen Mittag zeigte sich die Spitze einer Kolonne, am Eingang der Defileen und nahm ihre Richtung nach der Stadt zu. Anfangs unbeträchtlich, nahm sie unvermerkt an Ausdehnung zu und ihre vordersten Reiter setzten über den Rio Primero, als ihre letzten Reihen noch hinter den Anhöhen verborgen waren. Die Kolonne rückte in die Stadt ein und stellte sich in unserer Straße, die sie ihrer ganzen Länge nach einnahm, in Schlachtordnung. Quiroga und Bustos standen an ihrer Spitze. Der Anblick dieser beiden Männer, deren Namen schon so lange und so oft in unsern Ohren erklungen war, erregte unsere Neugier im höchsten Grade und ein unbedeutender Umstand verschaffte uns das Glück, sie in der Nähe sehen zu können. Einer von uns beobachtete mit einem Fernrohr die Bewegungen des Heeres, als Einer, der seiner Haltung und seiner Bewaffnung nach zu urtheilen, ein Offizier war, aus der Gruppe hervortrat, welche um die beiden föderalistischen Feldherrn im Kreise stand, und sich zu uns auf die Terrasse begab, wo er uns den Befehl ertheilte, unser Instrument Quiroga zu bringen, der es sehen und versuchen wolle. Willig gehorchte wir einem Befehle, der im Namen eines so gefürchteten Mannes ertheilt wurde; allein der Eigenthümer des Fernrohres, der nicht Lust hatte, es einzubüßen, nahm unvermerkt eines der Mittelgläser heraus, so daß es völlig unbrauchbar wurde. Quiroga war eben vom Pferde gestiegen, als wir bei ihm anlangten; er nahm, ohne ein Wort zu sagen, das Fernrohr und während er es an's Auge hielt, konnten wir ihn ganz in der Nähe aufmerksam betrachten. Sein Anblick ließ den Schrecken nicht ungegründet erscheinen, der von seinem Namen ausging. Sein Körperbau von mittlerer Größe aber wohl gebaut, und seine gedrungenen muskulösen Glieder verriethen Kraft und Kühnheit; seine Gesichtszüge konnten durch ihre antike Regelmäßigkeit Bewunderung einflößen, wenn seine Augen, in denen ein düsteres Feuer brannte, und die er während des Sprechens stets auf den Boden geheftet hielt, nicht ein geheimes Grauen erregt hätten. Ein dichter Bart, der die Hälfte seines Gesichtes verhüllte, vollendete den unheimlichen Eindruck. Ein Strohhut von Guayaquil, ein lichter gestreifter indianischer Poncho, chilesische Stiefel, die bis über das Knie hinaufreichten und massiv silberne Sporen, bildeten seinen Anzug. Uebrigens trug er nichts, was ihn von den übrigen vornehmeren Offizieren unterschieden hätte. Neben ihm stand Bustos, mit sorgenvoll nachdenklichem Gesicht, ein wenig seitwärts abgewendet, als scheue er selbst seinen furchtbaren Waffengenossen. Das Heer, eine unordentlich aufgeraffte Masse von Menschen, die durch Aussicht auf Plünderung, wie durch Furcht und den unruhigen Geist, der bei den Gauchos so sehr auffällt, zusammengetrieben war, bot eben so vielerlei Anzüge, als es Köpfe zählte. Das den Indianern entliehene malerische Gewand des Poncho, das die unteren Volksklassen der spanischen Kolonien noch immer treulich beibehalten ha-

ben, während die höheren Stände sich in Nichts von der in unsren Städten üblichen Tracht unterscheiden, ist so oft schon beschrieben worden, daß wir der Mühe überhoben sind, es zu thun. Ein Theil des Heeres war mit regelmäßigen Waffen versehen, die übrigen aber hatten Nichts, als was ihnen der Zufall in die Hände gegeben hatte: die Einen führten einen Säbel, Andere Pistolen, und Einige nur ein an einer Stange befestigtes Messer, als Lanze. Quiroga hatte auf seinem Marsche dergestalt die Bevölkerung vor sich her aufgerollt, daß selbst Knaben, die kaum das Jünglingsalter erreicht hatten, ihm zu folgen gezwungen worden waren.

Schweigend gab er uns das Fernrohr zurück, nachdem er vergeblich sich seiner zu bedienen versucht hatte und da wir keinen Wink erhielten, uns zu entfernen, so blieben wir in seiner Nähe, um den weiteren Verlauf der Sache abzuwarten. Ein Adjutant, der an die in der Plaza eingeschlossenen Milizianos eine Kapitulation überbracht hatte — wenn man anders den Befehl, sich zu ergeben, so nennen kann — kehrte mit der Antwort zurück, worin man Bedenkzeit verlangte. Quiroga nahm das Papier, las es mit einem Lächeln der Verachtung und reichte es über seine Schulter weg Bustos; dann nahm er es diesem wieder aus der Hand, ergriff eine Feder, durchstrich den ganzen Inhalt und gab das Blatt dem Adjutanten, um es den Belagerten mit der Drohung zu überbringen, daß er stürmen lassen werde, wenn sie nicht augenblicklich die Waffen streckten. Die Milizianos, die den Abend zuvor, wo sie die Zahl ihrer Feinde nicht gekannt hatten, so tapfere Gegenwehr geleistet, gehorchten und gingen auseinander. Nun rückte Quiroga mit einer Abtheilung seines Heeres in die Plaza ein, begab sich nach dem Cabildo, ernannte zum provisorischen Gouverneur der Stadt den Schwager des Bustos und zog dann ab, um auf der Ebene von La Tablada seine Stellung wieder einzunehmen, die er am Morgen inne gehabt hatte; in der Stadt ließ er zur Vertheidigung fünfhundert Mann zurück. Alles Dieß war eine Geschichte von drei Stunden; aber Quiroga konnte nichts thun, ohne Blut zu vergießen und der erste Befehl, den der neue Gouverneur von ihm erhielt, gebot ihm, zehn Personen erschießen zu lassen; unter diesen befand sich der unitarische Gouverneur, seine Minister und der Rektor der Universität. Letzterer, ein großer ausgedörrter Mann mit eingefallenen Wangen und leichenfarbigem Gesichte, erzählte mir später, wie er nur durch ein Wunder — so nannte er es — dem Tode entgangen war. Er hatte es Anfangs nicht unter seiner Würde gehalten, sich als Weib zu verkleiden, und in den Glockenthurm des alten Jesuiterkollegiums zu verstecken; nachher kam ihm der Gedanke, es könnte den Feinden einfallen, Sturm zu läuten und er hatte sich in ein Haus geflüchtet, das die Föderalisten geplündert hatten, ohne ihn in seinem Verstecke zu entdecken, wo die größte Marter des frommen Mannes, wie er mir sagte, darin bestand, die ganze Nacht hindurch die frechen Reden des unsaubern Gesindels anhören zu müssen. Das ganze Verbrechen des guten Rektors bestand darin, daß er in seiner politischen Meinung etwas geschwankt hatte. So lange Bustos Gouverneur war, hatte er Quiroga als einen Pfeiler der Kirche, als einen neuen Matathias gepriesen; nachher als sich Paz der Stadt bemächtigt hatte, schalt er auf den Gegenstand seiner früheren Bewunderung mit dem Namen des Tigers von La Rioja. Allein der Tiger verzieh dergleichen Glaubensänderungen nicht, die sonst so gerne nachgesehen werden.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Das folgende lustige Abenteuer auf dem Ganges, verdient ebenfalls angeführt zu werden.

„Während unsrer Fahrt auf dem Ganges fügte es sich einst, daß mein Boot beim Anlanden, neben einen großen Budscherau zu liegen kam, in dem irgend ein vornehmer gallsüchtiger Mann ruhte. All sein Schiffsvolk und seine Diener, wenigstens 25 bis 30 an der Zahl, schliefen, in ihre weißen Shawls gewickelt, auf dem Dach der Kajüte, die sich über das Verdeck erhob, und in der jener Mann lag. Es war eine herrliche Nacht, und wir befanden uns gerade in der Nähe von Colgong, auf einer der romantisch schönsten Stellen des Ganges. Ich saß noch auf dem Verdeck, als Mitternacht schon vorüber war, und weidete mich an der herrlichen Scenerie, als ich plötzlich durch ein ganz ungewöhnliches Getöse im Wasser in meinen Betrachtungen gestört wurde. Ich wendete mich nach der Richtung, und sah die armen Teufel von ihrem Lager auf dem Dach der Kajüte aufspringen, und in den Fluß hinabplumpen, während mein heftiger Nachbar wie ein Wahnsinniger auf dem Verdeck stand, und einen Stock über seinem Haupte schwang. Die Scene war zum Malen: der Mond beleuchtete seinen kahlen Schädel, denn er hatte in der Wuth einem seiner Leute die Nachtmütze an den Kopf geworfen, weil er ihn mit dem Stock nicht erreichen konnte; wie er so dastand im Getümmel, im bloßen Hemd und die Schläfer aufjagte, hätte ich viel darum gegeben mit Smollets Feder den Auftritt verewigen zu können. Die Schiffleute, in der Regel gute Schwimmer, schienen durch den schnellen Uebergang aus dem Trocknen ins Nasse die Geistesgegenwart nicht verloren zu haben; sie erreichten bald das Ufer, und gafften nun gleich mir das Schauspiel an, in dem sie selbst, sehr unverhoffter Weise, Hauptrollen gespielt hatten. Ich glaubte nun nicht anders, als irgend eine schreckliche Beleidigung müsse meinen Nachbar so in Harnisch gebracht haben, daß er Alles vom Bord jagte, wurde aber bald eines Bessern belehrt. Der Sieger stolzirte noch einigemal über das behauptete Schlachtfeld, wendete sich dann zu dem geschlagenen Feind, der sich am Ufer gesammelt hatte, drohte mit dem Stock und schrie auf hindustanisch hinüber: „Ich will euch lehren so zu schnarchen, ihr Schlingel!“ Diese lächerliche Aufklärung des Geheimnisses belustigte mich und die Schiffleute dergestalt, daß wir in ein lautes Gelächter ausbrachen. So viel Lärmen um Nichts, schien den Letztern so abgeschmackt, daß sie den Zorn ihres Herrn nicht weiter beachteten; sondern in der besten Laune und um nicht etwa zum zweitenmale so unsanft aufgeweckt zu werden, am Ufer ein Feuer anzündeten, sich um dasselbe lagerten, und ihre Pfeifen schmauchend, den Vorfall belachten, bis es Zeit war weiter zu fahren. Es läßt sich denken, daß ein so reizbarer Reisender, der sich so leicht zu Mißhandlungen gegen seine Umgebung hinreißen ließ, bei dem Volke unter dem er reiste, eben nicht gern gesehen war. Armer Mann! wenn ich an dein Schicksal denke, so möchte ich mir fast Vorwürfe darüber machen, daß ich obige Anekdote niederschrieb. Er ward bald nachher, auf seiner Weiterreise nach Cawnpur, am Ufer des Flusses ermordet. Ohne Begleitung anderer Schiffe hatte er eines Abends an der zum Königreich Aud gehörenden Seite des Ufers angelegt, und wurde bei Nacht von einer Abtheilung Decoits (Räuber) überfallen. Ohne Widerstand drangen sie in seine Kajüte, denn seine Diener, mit Ausnahme eines einzigen, hatten ihn verlassen, und sein Schiffsvolk sich verlaufen. Man fand am andern Morgen keine Spur von seinem Leichnam, allein die Unordnung in seiner Kajüte zeigte, was vorgegangen war. Der zurückgebliebene Diener hatte Lärm, und bald darauf einen Fall ins Wasser gehört; einige Zeit nachher sah man, ein wenig unterhalb der Stelle wo der Ueberfall geschehen war, Geier den Leichnam eines weißen Mannes zerfleischen, und Alles war nun am Tage. Die Mörder wurden indeß nicht entdeckt, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Dieß je geschehen werde.“

Den bereits ausgehobenen Gebirgsaussichten fügen wir noch die nachstehende bei:

„Ich kletterte zum Gipfel des hohen Gebirgsrückens empor, über den der Pfad führte, und genoß nun von hier aus einer Aussicht, von der auch die kühnste Phantasie nicht vermöchte sich ein Bild zu entwerfen. Da mein Weg, ungefähr eine Meile weit, über 4 bis 5 Fuß tiefen Schnee führte, der jedoch fest genug war, um mich nicht zu tief einsinken zu lassen, so war ich um so mehr erfreut, mich für die überstandenen Beschwerden so reich belohnt zu sehen. Andächtige Eingeborne hatten auf dieser Höhe eine Art Altar errichtet, der aus einem Haufen von Steinen besteht, in deren Mitte sich ein großes Felsenstück erhebt, dem Jeder meiner Begleiter, so wie er ihn erreichte, seinen Salam brachte und der Gottheit, auf deren Schutz er besonders vertraute, dankte, ihn glücklich auf diese Höhe geführt zu haben. Hinter mir gegen Nordwest, erhoben sich die schneebedeckten Gipfel des Bunderputsch und des Duhtin, an deren Fuß der Dschumnah fließt, und östlich von da ragten, gleich weißen Wolken, die hohen Spitzen des Rudruh Himaleh, des Kedar Nath und des Badri Nath, diese gigantischen Gegenstände hindu'scher Verehrung, empor, in deren Schoß die Quelle des heiligen Flusses, des Ganges, entspringt. Ihre Umrisse verschmolzen mit dem Horizont, und als ich so dastand, versunken im Anstaunen dieser, alle Berge ringsumher überragenden Gipfel, ward ich fast versucht, sie für eine optische Täuschung zu halten, und zu zweifeln, ob hier noch ein Raum zwischen Himmel und Erde sey. Wenn ich dann dachte, daß ich am 10 Mai, keine zehn Grade vom Wendekreis entfernt, auf einem mit Schnee bedeckten Berge stand, und daß die vor mir emporragenden Gipfel, von hier aus selbst, noch viel höher waren als der Montblanc von der Ebene und der Aetna vom Meere aus, so fühlte die Brust sich athemlos vor dem Gedanken des Ungeheuren. Die Alpen, die Apenninen, die Pyrenäen und der Po, obgleich reich an mannichfachen Schönheiten, deren Reiz noch durch die Civilisation erhöht wird, die sich über die Landschaft verbreitet, die man dort überschaut, müssen doch in Größe und Erhabenheit den schneebedeckten Imaus und den mystischen Flüssen weichen, die in ihrem Schoß entspringen, und von dem Aberglauben mit einem heiligen Schauer umgeben sind, dessen selbst Jener sich nicht erwehren kann, der nicht von denselben gläubigen Ansichten beherrscht wird. Vor mir, gegen Süden, hatte ich einen, zwar minder großartigen, aber um so abwechselndern Anblick: etwas weiter abwärts von dem Fuß des Berges, auf dem ich stand, begränzten gelbe, terrassenförmige Felder, bewaldete Bergrücken und Kuppen, deren Spitzen mit Pinien, die Abhänge aber mit blühendem Flieder und Rhododendron bekleidet waren, die Ufer eines sich in zahllosen Krümmungen dahin windenden Flusses. So weit das Auge reichte, sah es nichts als Berge, unendliche Berge von jeder Gestalt und Farbe, deren Klüfte und Abhänge zum Theil mit Massen von Schnee bedeckt waren, der durch das Laub der Bäume hindurch schimmerte; rauhe, zackige Felsen, die durch ihre Nacktheit die zwischen ihnen liegenden, sanft abgerundeten, üppig, wie von Menschenhänden bepflanzten Hügel noch mehr heraushoben; dunkle undurchdringliche Wälder, in denen Waldströme brausen, und kleine Gruppen von Fruchtbäumen, in deren Zweigen sich singende Vögel wiegen."

Von dem Wunderglauben der Eingebornen berichtet der Verfasser Folgendes:

„Der Kedar Nath hat, wie sie sich einbilden, einige Aehnlichkeit mit einem Büffel, und daher mag sich, wie ich glaube, der Ruf der Heiligkeit schreiben, in dem er steht. Er war einst ein belebtes Wesen, bekam aber unglücklicher Weise Streit mit einem mächtigen Riesen Namens Bhihm Singh. Um sich an diesem zu rächen, nahm er die Gestalt eines ungeheuren Büffels an, und rannte mit der größten Gewalt gegen seinen Feind. Der gewahrsame Bhihm Singh hingegen stellte sich gleich dem Koloß mit ausgespreiteten Beinen auf zwei neben einander liegende Berge, suchte das Thier zwischen seine Knie zu fassen, und klemmte es dann dergestalt, daß es in zwei Hälften gespalten wurde. Aus Kopf und Schultern wurde nun der Kedar Nath, der Hintertheil aber kam ins Königreich Nepal, wo er jetzt einer der höchsten Berge ist. So viel von Gebirgslegenden. Gewiß ist, daß es leicht seyn mußte ein Volk zu beherrschen, das eine so plump ersonnene Fabel wie diese glauben konnte.

„Ich will indeß nicht entscheiden, ob die auf Krischna sich beziehenden Sagen abgeschmackter sind, als jene klassischen, deren Held Apollo ist. An einem Calambac, oder Paradiesholzbaum am Ufer des Dschumnah in der Nähe von Bunderbunb, sieht man noch den Eindruck vom Rücken Krischna's, der hier lehnte, wenn er vor den Milchmädchen, mit denen er seine Zeit so lustig zubrachte, die Flöte blies, und eine von ihnen Namens Tuhlsi (eine zweite Daphne) ward, als sie ihm zu entfliehen versuchte, in die Pflanze verwandelt, die noch jetzt nach ihr Tuhlsi, heiliger Basilikum, genannt wird. In der Nähe dieses geheiligten Platzes liegt ein ebenfalls geheiligter Hügel, der zuweilen beleuchtet wird, und dem Andächtige von nah und fern zuströmen. Zur Zeit einer Hungersnoth wendete sich das Volk an Krischna und erhielt von diesem die Weisung, dem Gott dieses Berges Goverdhana Opfer zu bringen, um ihn zu versöhnen. Sie gehorchten; und er selbst erschien nun, unter anderer Gestalt, auf der Höhe des Hügels sitzend, und nahm die Opfergaben in Empfang, die aus Lebensmitteln bestanden haben müssen, denn er wurde plötzlich so gewaltig schwer, daß der Hügel unter ihm einsank, und bis auf den heutigen Tag die Gestalt behalten hat, die das Gewicht des Gottes ihm damals gab. — Die Fakirs, unter denen es redliche und gelehrte Männer gibt, stehen bei den Eingebornen in großem Ansehen. Gleich einem Schwarm von Heuschrecken durchziehen sie, Alles verzehrend, die Dörfer. Sie zu beleidigen ist hoch verpönt, und ihnen Nahrung verweigern, wird für eine Gottlosigkeit gehalten. Ein Brahmine versicherte mich, es seyen einst 10,000 an einem Tage nach Sirinagur gekommen, und hätten zu essen verlangt. Obgleich diese Anzahl übertrieben scheint, so mögen ihrer doch genug gewesen seyn, um, wie der Brahmine behauptete, eine Hungersnoth befürchten zu lassen. Der Radschah, der besorgte, seine Vorräthe möchten verschlungen werden, aber doch Bedenken trug sie weiter zu schicken, bot jedem eine gewisse Gabe von Getreide, wenn sie sich in den Gebirgen zerstreuen, und nicht in einem so furchtbaren Zuge weiter wandern wollten. Die Fakirs schlugen aber das Anerbieten aus, bestanden darauf, mit so viel versehen zu werden, als ihnen genüge, und zogen in Masse in die Stadt. Nun untersagt ihnen aber ihr Gelübde jedes weltliche Vergnügen und gebietet ihnen Aug und Ohr jedem Sinnenreiz zu verschließen. Hierauf gründete der Radscha seinen Plan; er erklärte sie dulden zu wollen, ließ aber, während sie beim Essen saßen, alle Musikanten und Tänzerinnen herbeiholen, die nur aufzutreiben waren, und den Sinnen der heiligen Männer dergestalt von allen Seiten zusetzen, daß sie, wenn auch von Musik und Tanz in ihren Grundsätzen nicht wanken gemacht, doch voll Aergernisses über diesen Auftritt und aus Furcht, der Ruf ihrer Frömmigkeit möchte darunter leiden, sich eilig auf die Flucht begaben, und die Stadt verließen. Einige dieser Fakirs sollen Wunder gewirkt haben; „allein ich glaube nicht sehr daran" fuhr mein Brahmine fort, der, beiläufig gesagt, einer der stärksten Geschichtenkrämer war, der mir noch vorgekommen ist, und so lange in meinem Zelt saß, als es mir gefiel mich von ihm erbauen zu lassen. „Ich glaube nicht sehr daran, denn nur einmal in meinem Leben stieß mir ein Mann auf, der ein Wunder wirkte. Ein nackter Fakir kam in das Dorf, in dem ich geboren bin, und bat mich sein Führer bis Gungautri zu seyn. Er schlug alle Nahrung, die man ihm bot aus, denn er könne, wie er sagte, sich selbst speisen so oft er Hunger fühle. „Nimm Deinen Stock," fuhr er fort, „und für das Uebrige laß mich sorgen." — „Dich?" antwortete ich, „Du bist ein Bettler, was kannst Du mir geben?" — Er hatte nichts bei sich als eine Kürbisschale, mit der er Wasser schöpfte. Auf diese Worte blickte er mich zornig an und sagte: „Ram, ram!" und drang in mich zu gehen. Als wir nach Bairo Ghati gekommen waren, hieß er mich am Tempel warten bis er gebadet habe, und als er zurückkam, fragte er mich, ob ich hungrig sey, und was ich zu essen wünsche. „Ein paar Kuchen von Weizenmehl," erwiderte ich, und kaum hatte er sein Gebet geendet, so lagen auch schon solche Kuchen auf dem Boden. Dasselbe Wunder vollbrachte er auch in Gungautri. Ich lüge nicht, denn ich sah es mit meinen eigenen Augen und aß von den Kuchen, die noch dazu recht gut waren." —

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 250. 6 September 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

Landers Aufenthalt in Bussa, nach seiner Rückkehr von Youou, verzögerte sich länger, als er vermuthet hatte. Die Unterhandlungen wegen Ankauf eines Kanoes wollten nicht zu Ende kommen und machten die Sendung einer Menge von Botschaften nothwendig. Die Midiki vermittelte endlich die Sache dahin, daß die Reisenden dem Könige von Youou ihre beiden Pferde für ein Boot überlassen und von ihm eine Summe Kauris herausbezahlt erhalten sollten; als aber das Boot ankam, fanden sie es so klein, daß es für sie völlig unbrauchbar war. Die Pferde, große und schöne Thiere, waren zum Mindesten sechzig Guineen werth, das Boot kaum so viele Pfennige und doch veranlaßte der Ankauf desselben, wie das Tagbuch bemerkt, so viele Schwierigkeiten und Unterhandlungen, als kaum die Gränzbestimmung eines ganzen Reiches auf einem europäischen Friedenskongresse.

Gern wäre Lander selbst nach Youou gegangen, wohin ihn der alte König dringend eingeladen hatte, um bei ihm die Tage eines großen mohammedanischen Festes, das bevorstand, zuzubringen. Allein die Schwester des Königs war durchaus dagegen und entblödete sich sogar nicht, ihren Bruder mit den gehässigsten Nachreden zu verschwärzen, um den Reisenden einen Besuch bei demselben zu verleiden. „Ueberhaupt, bemerkt hier Lander, ist das häßliche Laster der Verläumdung in ganz Afrika allgemein herrschend; Eines spricht vom Andern Böses, vom Könige an bis zum gemeinsten Sklaven herab.“ Es blieb daher, wollten die Reisenden anders die Königin bei gutem Willen erhalten, nichts übrig, als in Bussa selbst die Festtage abzuwarten.

„Schon am Vorabende derselben, erzählt Lander, stellten sich die Einwohner der umliegenden Ortschaften und Dörfer zu Bussa ein. Freude strahlte von allen Gesichtern und im Vorgenuß des Vergnügens der folgenden Tage waren ihre Gemüther so heiter und selig gestimmt, daß sie viel gutherziger geworden schienen. Selbst die Hunde, die sonst sehr übel behandelt werden, sprangen fröhlich und wohlgemuth umher und wedelten, als hätten sie gewußt, daß sie an diesen Tagen allgemeiner Fröhlichkeit Prügel und Fußtritte weniger zu fürchten hatten. Männer und Weiber, von dem Gedanken an die Lust der kommenden Tage begeistert, sangen und tanzten, plauderten und lachten an allen Orten und Enden, während fadennackte Kinder, so fröhlich wie ihre Aeltern, gleich Hirschkälbern umhersprangen oder sich auf dem grünen Rasen wälzten.“ Indeß erlitt diese allgemeine Fröhlichkeit eine kleine unangenehme Störung, durch einen Vorfall, der des Königs Gemüth mit dem heftigsten Zorn und Verdruß erfüllte. Der Trommelschläger, mit dessen eitler Gemahlin unsre Leser schon Bekanntschaft gemacht haben, hielt sich schon seit einiger Zeit in einer nahe bei Bussa gelegenen kleineren Stadt auf, deren Gouverneur der älteste Sohn des Königs war. Dort hatte er, man weiß nicht ob durch den Zauber seines Instruments oder durch welche andere Künste, sich dergestalt in die Gunst der Gemahlin des schwarzen Prinzen einzuschmeicheln gewußt, daß die böse Welt, die im Vorbeigehen gesagt, im Mohrenlande so bös ist, als anderswo, allerlei verdächtige Blicke nach der Stirne des jungen Fürsten warf und sich in die Ohren zischelte, die Trommelschläger hätten ihr einen Schmuck zugedacht, ehe noch das königliche Diadem darauf gesetzt würde. Indeß nahm man sich doch wohl in Acht lauter von der Sache zu sprechen als eben nöthig, da die schwarzen Höflinge so gut zu wissen schienen, wie die weißen, daß Mancher schon sein Auge verlor, der es einem Fürsten lieh, um zu sehen, was dieser selbst nicht sehen wollte oder konnte. Allein das Glück ist redseliger Natur und geheimes Glück drückt so schwer als geheimes Leid; kurz der Trommelschläger war so unvorsichtig mit seiner Eroberung zu prahlen und brachte dadurch die ganze weibliche Bevölkerung von Bussa gegen sich in Harnisch. Geschah es, um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten, oder um an der leichtfertigen Zunge des Trommelschlägers ein Exempel zu statuiren, genug die älteren Frauen lauerten dem armen Musikanten auf und gerbten ihn mit ihren schönen Händen mehr als nur je er selbst sein Trommelfell. Nun gerieth aber auch der Prinz in Wuth, und eilte in die Stadt, um seine so frech angetastete Ehre in dem Blute des Trommelschlägers rein zu waschen. Der unglückliche Künstler hatte sich eben von der bereits erstandenen Züchtigung wieder etwas erholt und saß vor der Thüre des Königs, ganz vertieft in die Töne seines Instrumentes, auf dem er wahrscheinlich die erhaltene Lektion wiederholte, als er die Augen aufschlug und den Prinzen vor sich sah. Schneller, als wäre er auf einer giftigen Schlange gesessen, sprang er auf und rannte über Hals und Kopf zur Stadt hinaus und den Kornfeldern zu; allein die verwünschte Trommel hing ihm wie angehext am Halse; hinderte ihn

in der Flucht und verrieth ihn endlich seinen Feinden, den Sklaven des Königs, die mit Prügeln bewaffnet, ihn verfolgten, aus seinem Verstecke hervorzogen und ihn dergestalt bearbeiteten, daß er für todt liegen blieb und von mitleidigen Menschen, die des Weges kamen, mit Blut bedeckt, an allen Gliedern zerbläut und gerädert, und keinem menschlichen Geschöpf, geschweige einem königlichen Trommelschläger mehr gleichend, in die Stadt getragen wurde. Der König wurde über diese seinem ersten Höflinge widerfahrene Mißhandlung so empört, daß er seinen Dienern befahl, den Prinzen aufzusuchen und ihm ohne Verzug das Haupt abzuschlagen. Nur die unablässigen Bitten der angesehensten Einwohner und aller Frauen der Stadt, die Trommelschlägerin selbst nicht ausgenommen, die wie aus Einem Munde betheuerten, dem naseweißen Trommelschläger sey noch viel zu wenig geschehen, konnten endlich den König bewegen, seinen blutigen Befehl zurückzunehmen. Der zerprügelte Künstler wollte jedoch seine blutrünstigen Glieder nicht so wohlfeil in den Kauf geben und konnte am Ende nur durch einen schönen Rock, den ihm der König zum Geschenke machte, zufrieden gestellt werden. So wurde diese Sache, die ganz Buffa in Aufruhr gebracht hatte, beigelegt und Jedermann, der nicht so übel daran war, als der arme Künstler, sprang und tanzte wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Schluß.)

Cordoba duldete schweigend das neue Joch, das ihm der Tiger von Rioja auflegte. Noch war nicht Alles verloren, so lange Paz mit seinem Heere nicht geschlagen war. Am folgenden Tage glänzte die Sonne in ihrem vollen Schimmer und Aller Augen waren nach der Gegend gerichtet, wo sie aufging, weil von dort her die unitarische Armee anrücken mußte. Lange harrte man vergebens, endlich stiegen auf den Höhen Staubwolken auf, aus denen man hier und dort einen rothen Poncho hervorleuchten sah; es waren die Tucumanos, die den Vortrab der Armee bildeten. Bald vergrößerte sich ihre Anzahl und endlich sah man das ganze Heer in eilendem Anzuge. Je mehr es sich aber näherte, desto angstvoller schlugen alle Herzen. Es breitete sich in der Ebene La Tablada im Angesichte der föderalistischen Armee aus, die bis jetzt in ihren Stellungen vom vorigen Abend unbeweglich geblieben war. Nach langen Manövern, die wir zum Theil wegen der Unebenheiten des Bodens nicht sehen konnten und während deren unsre ungeduldige Erwartung mit jedem Augenblicke stieg, wie es wohl einst bei dem Volke der Fall war, das die Gladiatoren des Circus erwartete, blitzten endlich lange Reihen in der Ebene und das Krachen des Gewehrfeuers mit dem Donner der Artillerie vermischt, ließ sich vernehmen. Nicht wie bei unsern Schlachten entscheiden diese beiden Waffen in den südamerikanischen Kriegen gewöhnlich den Sieg. Das Fußvolk spielt bei diesen Gefechten nur eine untergeordnete Rolle. Die Gauchos von Jugend auf an den Kampf mit dem Messer gewöhnt, mit dem sie alle ihre Streitigkeiten ausfechten, gehen der blanken Waffe mit der größten Unerschrockenheit entgegen, haben aber eine mechanische Furcht vor dem Feuer. Beide Heere standen uns so nahe, daß wir mit dem Fernrohr jeden einzelnen Mann unterscheiden konnten. Das Gewehrfeuer hörte allmählich auf und in den Rauchwolken, die sich langsam über die Ebene hinschleppten, sah man die Reitergeschwader mit aller Wuth sich angreifen. Quiroga hatte Paz Kürassieren seine besten Reiter gegenübergestellt und siebenmal brachen sich ihre Angriffe an dieser dichtgeschlossenen Masse, indem sie jedesmal die Erde mit Todten bedeckten. Sobald einem Reitergeschwader der Angriff mißglückte, zog es sich in Unordnung hinter die Schlachtordnung zurück und ein anderes nahm seine Stelle ein. Das übrige Heer griff mit gleichem Ungestüm die Tucumanos an, die weniger kriegsgeübt bald Terrain gewannen, bald in Verwirrung zurückwichen, sich aber wieder sammelten und noch einmal zum Angriff zurückkehrten. Dieser blutige Kampf dauerte schon seit zwei Stunden und Nichts hatte sich noch entschieden. Die Nacht brach herein ohne die Kämpfenden zu trennen. Wir verloren uns in Muthmaßungen über den Ausgang des Treffens, endlich gegen zwei Uhr des Morgens in der dichtesten Finsterniß hörten wir den Eilschritt einer Truppenmasse, die sich nach der Plaza begab; bald aber von dort zahlreicher, wie es schien, zurückkehrte und wie man an dem Gerassel der Räder hören konnte, mit Artillerie; es war ein Theil der föderalistischen Armee, der geschlagen war, sich in der Stadt wieder gesammelt und das Geschütz abgeholt hatte, das die Plaza vertheidigte. Mit Anbruch des Tages weckte uns ein Kanonenschuß und ein Kleingewehrfeuer, das noch lebhafter war, als den Abend zuvor. Der Kampf erneuerte sich auf allen Punkten. Bald fing das dürre Gras in den Ebenen Feuer und dichte Rauchwirbel qualmten auf und hüllten beide Heere ein. Nach zwei Stunden, während welchen wir nichts mehr sehen konnten, erschienen endlich einzelne Gauchos keuchend und mit Blut bedeckt und stoben in Unordnung nach der Stadt, durch die sie ohne Aufenthalt hindurchsprengten und dort und dahin auseinanderstoben. Fast in demselben Augenblicke folgten Andere und bald sahen wir das ganze föderalistische Heer nach allen Richtungen über die Ebene hin zerstreut fliehen. Der größere Theil der Flüchtlinge eilte der Sierra zu und wir verloren sie bald aus dem Auge. Die andern kehrten in kleinen Truppen nach der Stadt zurück.

Während ein Theil des unitarischen Heeres die Flüchtlinge verfolgte, zog Paz in Cordoba ein, indem er die Trümmer der Gauchosschaaren vor sich hertrieb, die plänkelnd sich zurückzogen. In derselben Straße, wo Quiroga Halt gemacht hatte, angekommen, schickte er einen seiner Adjutanten an die Föderalisten in der Plaza, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Dieser Offizier Namens Tezedor, einer der schönsten Männer des Heeres, war von Mendoza und hatte sich in dem Feldzuge gegen Brasilien ausgezeichnet. Eine junge Dame von Cordoba, deren Neigung er gewonnen hatte, sollte sich in kurzer Zeit mit ihm verbinden. Als er sich dem Platze näherte, gaben vier Menschen von der Terrasse eines anstoßenden Hauses Feuer auf ihn und der Unglückliche sank todt vom Pferde. Seine Ordonnanz sprengte zu Paz zurück, um ihm den schändlichen Verrath zu melden. Paz übte bei dieser Gelegenheit nicht das Recht der Wiedervergeltung aus, obgleich seine Truppen die Plaza zu stürmen verlangten, wobei wahrscheinlich keiner von Denen, die darin lagen, mit dem Leben davon gekommen

seyn würde. Gleich darauf ergaben sich die Föderalisten und die vier Mörder, die nicht entfliehen konnten, büßten ihr Verbrechen mit dem Leben. Der Eigenthümer des Hauses, wo sie sich in Hinterhalt gelegt hatten, war als Föderalist bekannt und wurde zu einer Strafe von viertausend Piastern verurtheilt, die er auch zur Stunde erlegte. Der Tod Tejedor's war nicht der einzige Verlust, den die Unitarier zu beklagen hatten. Ein anderer junger Mann kam fast zu gleicher Zeit mit ihm um. Von seinem Muthe fortgerissen war er bloß an der Spitze von fünf Mann mit den Gauchos in die Stadt gedrungen; diese aber hatten kaum die kleine vereinzelte Truppe bemerkt, als sie von allen Seiten über sie herfielen. Alle fünf erlagen, aber nur nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten. Ihre eben so schrecklich als boshaft verstümmelten Leichen wurden gerade auf die Plaza gebracht, als das Heer unter dem Zuruf des Volkes einzog. Vergebens wäre es gewesen, Ordnung in den Reihen zu erhalten; jeder Offizier, jeder Soldat von einem Bruder, einem Freund, einem Unbekannten umarmt, theilte die allgemeine Freude. Zuschauer dieser rührenden Scene, konnten wir uns nicht den Umarmungen des guten Rektors entziehen, der bleich, lachend und weinend zugleich, mit ausgebreiteten Armen auf Alles losstürzte, was ihm in den Weg kam.

Am folgenden Tage stiegen wir zu Pferde, um das Schlachtfeld zu besehen, es herrschte Todtenstille auf demselben und die Raubvögel waren bereits an ihrer Arbeit; nur einige Karren bewegten sich, mit Leichen beladen, langsam über die Ebene nach tiefen Gruben hin, in die Sieger und Besiegte geworfen wurden. Später hörten wir von dem Polizeidirektor der Stadt selbst, daß tausend sechzehn Todte beerdigt worden waren, ein ungeheurer Verlust für so kleine Heere, der sich aber aus der Erbitterung der beiden Parteien und den Waffen, der sie sich zu bedienen pflegen, erklären läßt. Verwundete zählte man nur wenige; denn bei den Gauchos ist Jeder, der fällt, ein verlorner Mann; bei uns streckt der Soldat im Handgemenge seinen Gegner zu Boden und läßt ihn liegen; allein der Gauchos wüthet noch gegen seinen niedergemachten Feind, wenn dieser längst schon zu athmen und zu fühlen aufgehört hat.

Vierzehn Tage nach der Schlacht traf aus Buenos Ayres die Nachricht ein, daß zwischen den Unitariern und den Föderalisten, welche die Stadt belagerten, ein Waffenstillstand geschlossen worden sey. Beide Parteien waren übereingekommen, allgemeine Wahlversammlungen zu veranstalten, um entscheiden zu lassen, welche Regierungsform angenommen werden sollte. Wir verließen Cordoba und kamen zwei Tage vor den Wahlen an; die Neuigkeit, die wir mitbrachten, änderte den Erfolg derselben, der sich wahrscheinlich zu Gunsten der Föderalisten entschieden haben würde. Die Unitarier siegten; allein ihre Gegner, die die Gewalt in Händen hatten, wollten sich der öffentlichen Meinung, die sie als Schiedsrichter aufgerufen hatten, nicht unterwerfen und wenige Tage nach unsrer Ankunft, nahmen sie Besitz von der Stadt und wählten ihren General Rosas zum Gouverneur. So war mit einem Male durch eine Ironie des Schicksals, das so gern mit Nationen, wie mit Einzelnen seinen Spott zu treiben scheint, der Mittelpunkt der Unitarierpartei von Buenos Ayres nach Cordoba verlegt, wie umgekehrt der Sitz der Föderalisten von Cordoba nach Buenos Ayres.

Was Quiroga betrifft, so war er nach seiner Niederlage nach Rioja geflohen, aber auch der Tod war dort an seiner Seite eingezogen. Durch eine teuflische List hatte er durch einige seiner Leute, die er vorausschickte, aussprengen lassen, er sey im Treffen gefallen. Die unglücklichen Einwohner überließen sich laut ihrer Freude, als er mitten unter ihnen erschien. Sieben und zwanzig Einwohner von La Rioja, und unter denselben einige Fremde, ließ er festnehmen und erschießen. Der Tiger von La Rioja und seine Partei haben seitdem im ganzen Bereiche der Republik gesiegt und die heutzutage vergessene Schlacht von La Tablada ist nur noch einer jener Namen, den man der langen Reihe unheilvoller Tage beizählen muß, in denen amerikanisches Bürgerblut vergossen wurde.

Ein Blick auf Antwerpen.

Die Befestigungsarbeiten in Antwerpen, ausgeführt nach dem umfassenden Plane des Generals Evain, nahen sich jetzt ihrem Ende und sind ganz geeignet, sowohl die Antwerpner über das Schicksal ihrer Stadt zu beruhigen, als auch den Holländern die Lust zu einem zweiten Bombardement zu benehmen. Der Quai längs der Schelde wird jetzt durch einen Wall geschützt, der jede Landung hindert; diese Verschanzungslinie, die sich vom Entrepot bis zum großen Bassin erstreckt, ist in gemessenen Zwischenräumen von furchtbaren Batterien durchschnitten, die theils auf die Flotille, theils auf die Tete de Flandre gerichtet und überdieß durch zahlreiche Schulterwehren geschützt sind, damit sie von dem Feuer der Citadelle nicht bestrichen werden können. Vom Schlickthor bis zum Fort du Nord dehnt sich ebenfalls eine ununterbrochene Reihe von Batterien aus, deren Bestimmung ist, die holländische Flotte zu hindern, den Fluß aufwärts zu fahren. Diese Batterien werden von der Landseite durch einen Wall geschützt, der eben im Bau begriffen ist; auch kann das Terrain vor denselben nöthigenfalls unter Wasser gesetzt werden. Auf dieser ganzen, mit zahlreichen, zur Kasernirung der Truppen bestimmten Barraken besetzten Linie wird der Dienst mit außerordentlicher Wachsamkeit versehen; bei der geringsten Bewegung der holländischen Flotte werden die Kanonen geladen und in Batterien gestellt; überdieß ist auch nach Sonnenuntergang dem Publikum der Zutritt zu den Quais untersagt. Von der Seite der Esplanade hat die Stadt gegen die Citadelle keine andere Schutzwehr, als die Barrikaden der dem Entrepot zunächst gelegenen Straßen; am Thor de Malines aber ist eine große Anzahl von Mörsern gegen die Festung aufgepropt. Man arbeitet daran, das Fort Montebello, wo bereits mehrere Stücke gegen die Wälle der Citadelle in Batterien aufgestellt sind, in einen eben so furchtbaren Vertheidigungszustand zu setzen. Das der Citadelle zunächst gelegene Thor der Beguinen ist schon längst geblendet, und die durch dasselbe führende Straße gesperrt. Außer der großen Menge von Positionsgeschütz, mit der die Wälle von Antwerpen bespickt sind, steht noch auf dem Glacis des rothen Thors ein Park von acht Feldstücken, deren Beweglichkeit es leicht macht, sie schnell auf jeden Punkt zu richten, der etwa einer Unterstützung bedürfte. Der bis jetzt in Batterien aufgestellten Kanonen von Paixhans Erfindung sind nur vier; man verfertigt deren aber noch mehrere. Die unter den Befehl des Militärgouverneurs von Antwerpen gestellten Streitkräfte bestehen aus dem fünften und sechsten Linienregiment und den Bürgergarden von Mons, Tournay, Charleroi, Ath und Louvain; im Ganzen aus dreizehn Bataillonen. Das fünfte Regiment versieht die Wache im Innern der Stadt; das sechste, das die äußern Zugänge vertheidigt, hält auf beiden Ufern der Schelde Berchem, Kiel, Burcht und alle Punkte besetzt, die einem Ausfall aus der Citadelle oder einem Landungsversuche der Flotille bloßgestellt sind. Den Bürgergarden sind die Vorposten der Esplanade anvertraut, wo sie nur durch einfache Schranken von Brettern von den holländischen Vedetten getrennt sind. Eine militärisch organisirte Kompagnie von Seeleuten versieht den Hafendienst, und eine bedeutende Anzahl von Patrioten, die sich schon bei der Einnahme von Antwerpen im Jahre 1830 auszeichneten, haben den König wiederholt um Erlaubniß gebeten, zu Vertheidigung der Stadt ein eigenes Korps bilden zu

dürfen. Ueberdieß stehen auch noch mehrere Gränzposten, die den Befehl haben, die nach Antwerpen führenden Straßen zu beaufsichtigen, unter dem Kommando des Militärgouverneurs von Antwerpen; diese Vorposten sind gegenwärtig von der Bürgergarde von Charleroi besetzt.

Der vor der Stadt liegenden holländischen Kanonierschaluppen sind zwölf, von denen eine den großen Durchlaß besetzt hält und eine zweite vor der Tete de Flandre vor Anker liegt; die zehn übrigen stehen in zwei Linien auf der Höhe der Citadelle in Schlachtordnung. Diese Schiffe, kleiner als die belgischen Brigantinen, haben jedes einen Vierundzwanzigpfünder am Vordertheil, zwei Karonaden an beiden Seiten und zwei Sechspfünder am Spiegel; einige haben sogar nur drei Kanonen und am Vordertheil ein sehr kleines, auf Zapfen ruhendes Geschütz von Kupfer. Zwei Kanonierboote, die der Flotille die Befehlssignale zu geben haben, sind am Mast mit einer gelb und weißen Wimpel versehen, auf der sich ein lateinisches Kreuz befindet. Der Kommandant der Kanonierboote, Herr Kroyman, läßt übrigens ohne alle Schwierigkeit die mit Bomben, Pulver und Kartätschen beladenen Fahrzeuge, die von Tournay nach Antwerpen gehen, und selbst Schaluppen, theils mit Infanterieoffizieren, die sich von Antwerpen nach Burcht begeben, theils mit Seeoffizieren der belgischen Marine an Bord, die nach dem Fort St. Margaritha zurückkehren, mitten durch seine Flotille segeln. Was die übrigen in der Schelde befindlichen Kriegsschiffe betrifft, so sieht man in der Ferne ganz deutlich die Fregatte Euridice, die Bombarden Komet und Meduse und den schönen, von Obrist Ryk befehligten Zweidecker Zeeuw, der erst im Jahr 1825 vom Stapel gelassen wurde, das einzige Kriegsschiff der Holländer, das nach dem neuen englischen System mit rundem Vordertheil erbaut wurde.

Ungeachtet aller dieser furchtbaren Zurüstungen und ungeachtet sogar vor der Kirche Notre-Dame ein Gerüste zum Schirmdach derselben errichtet wurde, um, wie der Küster sagt, Rubens Meisterwerke vor einem Bombardement zu schützen, kann man sagen, daß Antwerpen am Fuß der Citadelle eben so ruhig schläft, als Neapel am Fuß des Vesuvs, und der stärkste Beweis, daß man sich sicher glaubt, ist, daß während von allen Seiten furchtbare Batterien sich erheben, selbst in der Klosterstraße, zweihundert Schritte von der Citadelle, an einer großen Anzahl von Häusern gebaut wird.

Ein Prophet in Mittel-Indien.

Malwa und die Thalgründe des Nerbedda waren vier Monate lang schon durch die Cholera verödet worden, die Tausende von Einwohnern hinweggraffte, als sich plötzlich in den letztvergangenen Monaten März und April im Lande eine Prophezeiung verbreitete, die um so schneller in Umlauf kam, als ein Schreiben, das sie enthielt, bei Fluch und schwerer Strafe gebot, sie ohne Verzug abzuschreiben, und dem nächstgelegenen Dorfe mitzutheilen. Diese Prophezeiung verkündigte, daß am 5ten des Maghbend 1988 (1832) das Setlyoug oder tausendjährige Reich beginnen würde: dann würden die Menschen hundert fünf und zwanzig Jahre alt werden, die Gottlosen zu Grunde gehen, ein neues Radsch oder Königreich, so wie ein neuer Radschah sich erheben; zuvor aber Erdbeben, Pest, Krankheiten, Kriege und andere unglückliche Ereignisse die Völker erschrecken bis zum Magh 1888. Eine Stimme vom Himmel herab sollte diese Weissagungen in einem Tempel zu Benares verkündigt haben. Zu gleicher Zeit stand ein Prophet auf, Namens Lallapatel, ein Ahir oder Gualla von Neltherry, der mit übernatürlichen Kräften begabt zu seyn, die Cholera heilen, Todte wieder aufwecken zu können vorgab. Auch versichert man, er habe wirklich Tausende von Menschen geheilt; die Leichen derjenigen aber, die gestorben, beiseite zu schaffen gewußt, und ihre Familien überredet, daß sie nach diesem oder jenem berühmten Tempel gewallfahrtet seyen, um den Göttern für ihre Genesung zu danken. So ließ er auch Leute, mit denen er es zuvor verabredet hatte, als Todte in Leichentüchern gehüllt, zu ihm bringen, und befahl ihnen dann aufzustehen. Diese Gaukeleien überredeten eine zahllose Menge, an seine Wunder zu glauben. Durch das große Ansehen, das er hiedurch zu gewinnen wußte, gelang es ihm, ein Heer von einigen Tausend Mann Reiterei und Fußvolk zusammenzubringen und sich ein monatliches Einkommen von 50,000 Rupien zu verschaffen. Nun verkündigte er, nach dem Dossera (15 Oktober) würde sein Reich beginnen, Holkar und Scindiah, so wie andere Birmanenfürsten, ihm Tribut bezahlen, die Engländer ihm sechs Annas von der Rupie entrichten müssen, oder aus dem Lande vertrieben werden u. s. w. Zugleich verbot er die ihnen schuldigen Gelder zu bezahlen, und dieser Befehl wurde, wie sich denken läßt, in den Pergannahs oder benachbarten Bezirken mit größter Bereitwilligkeit vollzogen

Sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, ließ der britische Resident in Malwa Truppen gegen diesen Schwärmer oder Betrüger aufbrechen. Ein englischer Offizier, an der Spitze einer Abtheilung Sipais und von zwei Kanonen unterstützt, brach nach Nelthera auf. Bald sah man das Lager Lallapatel's vor sich, das sich auf einem Raum von mehreren Meilen ausdehnte: die Trommelschläger rührten ihre Trommeln, Fahnen wurden entfaltet, und außer den Bewaffneten, Reitern und Fußgängern des Propheten erschien eine zahllose Menge von Männern, Weibern und Kindern im Felde. Alle schienen mit gespannter Erwartung irgend ein Wunderzeichen vom Himmel zu erwarten, da ihr Prophet versichert hatte, bei jedem Schwunge seiner Lanze würden Hunderttausende seiner Feinde todt zu Boden stürzen, die Schwerter derselben aber die Schärfe verlieren und ihre Feuergewehre keine Kugel zu entsenden vermögen. Die verführte Menge war daher von einem solchen muthigen Vertrauen erfüllt, daß Jung und Alt dem Feinde beherzt entgegen ging, und Jeder sich für unverwundbar und unbezwinglich hielt. Man sah sich gezwungen, das Geschütz abzufeuern. Glücklicherweise traf der erste Schuß Lallapatel selbst, der ein prächtiges Pferd bestiegen hatte und in einem rothen Rocke prangte, wodurch er vor Allen sichtbar wurde. Als die Truppen nochmals Feuer gaben, stäubte die ganze Volksmenge auseinander; nur einige wenige Menschen wurden getödtet oder verwundet, in dem Lager aber ansehnliche Beute gemacht. Die Gefangennehmung des Sohnes des Propheten beendigte den ganzen Feldzug.

Vermischte Nachrichten.

Eine Gesellschaft hat von der englischen Regierung die Erlaubniß erhalten, in Australien, auf einem Landstriche zwischen 30 und 32° südlicher Breite und 132 und 141° östlicher Länge mit allen in der Nähe liegenden Inseln, Niederlassungen anzulegen. Nach dem Innern des Landes, d. h. gegen Norden zu, ist diesem Unternehmen keine Gränze gezogen. Der Generalgouverneur wird von der Regierung ernannt, die industrielle Verwaltung aber bleibt ganz den Händen der Gesellschaft überlassen. Das Kapital derselben beläuft sich auf 12 Millionen Pf. St. Ein Viertheil dieser Summe wird für das abgetretene Land an die Regierung entrichtet; ein zweites Viertheil wird verwendet, um den Ansiedlern zu ihren Einrichtungen Vorschüsse zu machen; von dem Uebrigen sollen Brücken, Kanäle, Straßen, öffentliche Gebäude u. s. w. in den neuen Kolonien errichtet werden. Die Kolonie wird vollkommene Handelsfreiheit bis zum Jahre 1885 genießen. Auch Befreiung von allen Staats- und Militärlasten des Mutterlandes ist ihr zugesichert. Wenn die männliche und erwachsene Bevölkerung zehn Millionen Seelen stark geworden ist, wird die finanzielle und legislative Verwaltung der Kolonien einer eigenen, aus den Ansiedlern gewählten Repräsentation unterstellt werden. Die zum Hauptorte der Niederlassung gewählte Stelle, wo auch der beständige Sitz der Regierung seyn wird, ist das Fort Lincoln, am Golf Spencer. Dieser Golf besteht eigentlich in einer tiefen Bucht, die einige dreißig Lieues tief ins Land einschneidet und ein prachtvolles Wasserbecken bildet, in welchem die Schiffe bei allen Winden, die unter dieser Breite herrschen, einlaufen können und Sicherheit finden. Die schöne und fruchtbare Kangaruhinsel deckt die Bai gegen den großen Austral-Ozean. Der Boden ist fruchtbar, tief, hinlänglich bewässert und mit schönen Wäldern bedeckt, das Klima mild, gleichmäßig und gesund.

Auch die Insel Mauritius hat ihr Journal, die „Revue africaine.“ Eine Nummer derselben, vom 14 Februar d. J., enthält einen Bericht über die Zuckerausfuhr dieser kleinen Insel vom 1 Januar 1812 bis zum 11 Februar 1832. In dieser zwanzigjährigen Periode hat der Anbau des Zuckerrohrs eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen. Die Ausfuhr, die im Jahre 1812 nicht mehr als 696,264 Pfund betrug, erhob sich im Jahre 1822 auf 25,405,644 Pfund, und im Jahre 1852 auf mehr als 79 Millionen Pfund.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 251. 7 September 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Fortsetzung.)

Der Tag neigte sich zu Ende, als der König aus seiner Wohnung hervortrat, um sich dem Volke zu zeigen. „Er durchwandelte — wir folgen hier dem Bericht des Tagbuches — von einer Schaar der vornehmsten Einwohner umgeben, die ganze Stadt und begab sich zuletzt durch das Thor hinaus auf das freie Feld, wo er einige kurze Gebete zu den Göttern seiner Väter verrichtete; denn er ist noch Heide, obgleich er auch die mohammedanischen Priester für sein Wohlergehen nach ihrer Weise beten läßt. Einige Musikanten mit Trommeln, Pfeifen und langen arabischen Trompeten von Messing, gingen dem Zuge voran, den eine Schaar wie zum Kampfe bewaffneter Krieger zu Pferde schloß, während ein Schwarm seltsam gekleideter Menschen neben herlief. Als der König an uns vorbeikam, grüßten wir ihn und er sendete uns eine Gura-Nuß, die bei solchen Gelegenheiten als ein Beweis großer königlicher Gunst betrachtet wird. Wenigstens zehn Minuten ließ er den Zug uns gegenüber halten, um uns seine ganze Herrlichkeit anstaunen zu lassen, indem er lächelnd unsre Verwunderung betrachtete und höchlich geschmeichelt schien, durch die Verehrung, die wir ihnen bewiesen, indem wir unsre Pistolen abfeuerten. Der König saß auf einem schönen Grauschimmel, der prachtvoll angeschirrt war; er selbst eine edle und gebieterische Figur, war sehr geschmackvoll gekleidet, er trug eine rothe Kappe und einen Turban von gleicher Farbe, ein weites Gewand von grünem und karmoisinrothem Seidendamast, rothe weite Beinkleider und arabische Stiefel. Gruppen wohlgekleideter Neger saßen unter jedem Baum, mit Lanzen, langen Bogen, pfeilgefüllten Köchern und verzierten Kuhschwänzen in der Hand, die sie in der Luft schwangen, dazu sangen und tanzten und ihre Glieder dergestalt herumwarfen, daß man sie für besessen hätte halten mögen. Alles war voll Fröhlichkeit und Bewegung, Reiter und Fußgänger, Weiber und Kinder. Selbst die Musikanten, nicht zufrieden, Bussa von einem Ende bis zum andern mit den grausamsten und schrillendsten Tönen zu erfüllen, die nur je ein menschliches Ohr zerrissen, sangen oder schrien vielmehr und tanzten und schnitten Gesichter, und verdrehten die Glieder, daß man jeden Augenblick glaubte, sie würden sie aus den Fugen renken; kurz es war ein so seltsam abenteuerliches Schauspiel, daß die wildeste Phantasie oder der tollste Traum eines Europäers nicht etwas Aehnliches zu ersinnen vermöchte. Die Begleitung des Königs feuerte zuweilen ihre Gewehre ab und vermehrte dadurch den Lärm, den das Volk auf tausenderlei Weise hervorbrachte. Nie sahen wir noch den König in einer so glücklichen Stimmung; er schien ganz zufrieden, lächelte Jedermann huldreich an und warf uns manchen forschenden und bedeutsamen Blick zu, als wollte er uns fragen: Hat wohl euer König sich einer gleichen Pracht und Herrlichkeit zu erfreuen?

„Die Feier dauerte lang und mußte den König ungemein ermüden, denn obgleich er von zwei mächtiggroßen Sonnenschirmen überschattet war, und beständig einige Männer mit Fächern neben ihm hergingen; so standen doch dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne und er schien einer völligen Erschöpfung nahe. Als er unsre Neugierde hinlänglich befriedigt halten mochte, ritt er weiter, indem ihm seine singenden und tanzenden Weiber, seine Musikanten, Bogenschützen und Lanzenträger vorausgingen. Gleich darauf begann das Pferderennen, das aber nur von kurzer Dauer war und sich in keinem Stück mit jenem zu Kiama vergleichen ließ. Der König selbst ist ein stattlicher und kühner Reiter, und zeigte die Anmuth und Gewandtheit seiner Kunst in ihrem ganzen Lichte, indem er die Rennbahn auf und ab galopirte. Die Sonne ging unter und sogleich wurden alle Vergnügungen eingestellt. Das Volk, fremdes wie einheimisches, versammelte sich nun vor der Wohnung des Königs, um eine Rede von ihm zu hören, wie sie einer alt hergebrachten Sitte zufolge von dem König von Bussa alljährlich an diesem Tage gehalten wird. Der jetzige König ist zum Wenigsten einen Kopf größer als die größten seiner Unterthanen, daher er auch über Jeden in der Versammlung emporragte und von Allen gesehen wurde. Der Anfang seiner Rede war — wenn ein solcher Vergleich erlaubt ist — jener ähnlich, mit welcher der König von England das Parlament zu eröffnen pflegt. Der König von Bussa begann damit, daß er seinem Volke die Versicherung von der innern Ruhe des Landes und seinem gutem Einverständnisse mit den auswärtigen Mächten ertheilte. Dann ermahnte er seine Zuhörer sorgsam den Boden anzubauen, fleißig zu arbeiten und mäßig zu leben, und schloß, indem er ihnen nachdrücklich ans Herz legte, im Genusse des Bieres mäßig zu seyn; denn allzugroßer Hang zum Trunke sey schon die Quelle vieles

Elendes gewesen und die Ursache der meisten Zerwürfnisse und Unruhen in der Stadt. „Geht," sagte der König, „und seyd nüchtern und verträglich, wenn ihr euren Nachbarn mit gutem Beispiel voranleuchten und den Beifall der Menschen gewinnen wollt." Diese Rede des Königs dauerte gegen dreiviertel Stunden, er sprach mit vielem Nachdruck und Feuer; seine Worte waren kraftvoll und beredt und seine Bewegungen gebieterisch und der Sprache angemessen; zuletzt entließ er die Versammlung mit edler und anmuthvoller Würde. Statt des Scepters hielt der Monarch die Quaste eines Löwenschwanzes in der Hand."

Wie aber der böse Feind nie unterläßt sein Unkraut unter den Weizen zu säen, so konnte er auch hier die Rede des ehrlichen Königs von Bussa nicht ungeschoren lassen. Während dieser Fürst seinen geliebten Unterthanen so erbauliche Lehren gab und Alles in tiefer Stille aufhorchte, begab es sich nämlich, daß zwei von Lander's Leuten, von denen Einer betrunken war, sich in die Haare geriethen und zum Aergerniß aller gutgesinnten Unterthanen der schwarzen Majestät ein solches Spektakel anrichteten, daß die ganze Versammlung in Aufruhr gerieth. Lander, der sie auseinander bringen wollte, erhielt von ihnen zum Lohn einige derbe Stöße auf die Brust und selbst der König begab sich zu drei verschiedenen Malen an den Ort, wo die Rasenden im Handgemenge lagen, um sie zur Ruhe zu bringen; allein vergeblich. Mit großer Mühe gelang es endlich den übrigen Dienern Lander's, den Einen von ihnen, der wie besessen um sich schlug, zu Boden zu werfen und zu fesseln.

Der erste Tag des Festes (1 September) war eigentlich nur den Belustigungen zu Pferde geweiht, der zweite aber durchaus Tänzen und Gesängen, an denen das ganze Volk von jedem Alter und Geschlecht Antheil nahm. Das Tagbuch gibt davon folgende Beschreibung: „Schon in früher Morgenstunde versammelten sich die Einwohner mit ihren Musikanten und durchzogen in großen Schaaren den ganzen Tag über die Stadt. Bis vier Uhr Nachmittags dauerten Tänze und Gesänge in allen Straßen ohne Unterlaß fort. Man kann sich keinen Begriff von der allgemeinen Fröhlichkeit und guten Laune machen, die während dieses Tages unter dem Volke herrschte. Die Gesichter aller Menschen strahlten von Lust und Freude. Es war nicht eine der gewöhnlichen Volksbelustigungen, wie man sie anderwärts zu sehen pflegt; die Einwohner, ohnehin von heißem Blute und heftigen Gemüthsbewegungen, überließen sich dem Vergnügen mit einer Gluth, die sich in den seltsamsten Geberden, Fratzen und Bewegungen kundgab. Es war ein Festtag für Alle, vom König an bis zum gemeinsten seiner Unterthanen herab. Die getümmelvollen Vergnügungen erlitten nur dadurch eine kurze Unterbrechung, daß man sich vor der Wohnung des Königs versammelte, dessen Gegenwart noch bei dem Feste vermißt wurde. Es war ein eigenthümlich grotesker Anblick, sie hier beisammen zu sehen. Eine Gruppe von sechzig bis siebzig Felatahs, Männer, Weiber und Kinder saßen oder standen der Thüre gegenüber, die in das Innere des Gebäudes führte. Ihre Gewänder waren bewunderungswürdig sauber, niedlich und bunt: das lange schwarze Haar der Weiber war kunstreich geflochten und unter Netzen und Hauben zusammengefaßt; ihre weiten, faltigen Kleider von gestreiftem Kattun breiteten sich über den Boden hin aus. Die Männer trugen rothe Kappen, weite weiße Röcke und Pluderhosen, und selbst die Kinder waren, so gut es die Aeltern vermochten, herausgeputzt. Diese Felatahs bildeten den interessantesten und schönsten Theil der Versammlung; auch zeigten sie in ihren Blicken und Bewegungen mehr Lebhaftigkeit als die übrigen. Zur Rechten von ihnen saß in einer Einfassung von Lehm, die Königin von Bussa, etwas nachlässig aber doch geschmackvoll in reiche englische Seidenstoffe gekleidet, als Zuschauerin der Belustigungen, die jetzt angehen sollten; hinter ihr befanden sich die übrigen Frauen des Königs und ihre zahlreichen Sklavinnen. Von allen Seiten umgab die Felatahs eine Menge andrer Zuschauer, die theils auf dem Rasen standen, theils mit dem Rücken gegen Bäume gelehnt, umhersaßen. Die meisten Männer waren in mohammedanische Tracht gekleidet, die Weiber in saubere inländische Stoffe, die sie nachlässig über die Schulter geworfen trugen, wobei die rechte Schulter und der Arm und auch ein Theil des rechten Beines unbedeckt blieb. Einige waren jedoch auch in gemeine englische Kattune gekleidet, die jedoch weit unter ihren selbst verfertigten Zeugen standen. Obgleich der König noch nicht erschienen war; so begann man doch sogleich wieder mit erneuter Lebhaftigkeit die Belustigungen. Die Tänzer, weit entfernt ermüdet zu seyn, schienen vielmehr frische Kraft gesammelt zu haben, während acht Trommelschläger, jeder mit einem Pfeifer zur Seite, unablässig aufspielten.

„Zuerst sprang ein Mann mit einem Büschel Binsen, der einem Besen glich, aus der Volksmenge hervor und schwang ihn mit unglaublicher Gewandtheit um den Kopf. Nachdem er eine Zeit lang getanzt hatte, gesellten sich ihm zwei Felatahsweiber zu, die alle seine Bewegungen nachahmten. Eine derselben hatte ein kleines Mädchen an der Hand, und diese vier Individuen, der Mann, die beiden Weiber und das Mädchen fuhren so lange fort zu tanzen, bis sie völlig erschöpft waren, worauf vier andere an ihre Stelle traten und so fort, so daß in dem Tanze nicht einen Augenblick eine Unterbrechung eintrat. Die Bewegungen richteten sich ziemlich genau nach dem Takte der Musik und des Gesanges, waren aber nicht so lebhaft, als man sie bei andern Gelegenheiten sieht; sondern die Tänzer bewegten sich mit langsamen und gemessenen Schritten einher, wobei Alles mit größter Anständigkeit zuging. In Ermangelung eines ordentlichen Fächers bedienten sich die Frauen eines runden buntfarbigen Binsengeflechtes und es gewährte uns nicht wenig Unterhaltung zu sehen, wie sie dahinter ihr Gesicht zu verstecken wußten, wenn sie unbemerkt nach etwas hinschielen oder ihr Lachen bergen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Grisettes.

(Fortsetzung.)

Es bleibt mir noch von all' den Sorgen, Qualen und Mühseligkeiten zu reden übrig, die es kostet um eine Grisette zu erobern oder wie man sich in Paris auszudrücken pflegt: „pour faire une grisette" — ein Wort, das wohl nicht im Wörterbuche der französischen Akademie zu finden seyn wird, aber doch eben so gut französisch ist, als ob ihm die Vierzig ihren Stempel aufgedrückt hät-

ten; ein Wort, das treffend die Leichtfertigkeit der Sitten und die Verirrungen einer gewissen Gattung von Leuten in Paris bezeichnet. „Faire une grisette!" wie die kleinen Diebe zu sagen pflegen: „faire une montre," wenn sie sagen wollen: eine Uhr stehlen, oder die Söhne einer Familie: „faire cinq cents francs," wenn sie ein Billet von fünfhundert Franken ihren Alten aus den Händen spielen. Es wäre übrigens eine reine Unmöglichkeit, den jungen reichen oder armen Leuten, die das Glück haben wollen, eine Grisette zu erobern, in allen ihren Schlichen und Pfiffen zu folgen. Nichts wird dabei gespart, nicht Lügen, nicht Geld, nicht Blumensträuße, nicht Blicke, Verkleidungen, Briefe, nicht stumme Sprache durch die Glasthüren der Bude hinein, nicht mündliche Schmeichelei und Schwüre bei einem Tête à Tête Abends auf der Straße. Und doch schlägt oft Alles Dieses fehl.

Wer insbesondere der Grisette in den Boulevarttheatern nachstellt, darf mehr als jeder Andere darauf zählen, daß er Geld und Mühe verliert. Wahrscheinlich hat er einen Logenplatz genommen, weil er alle Plätze vom Parterre bis zur letzten Gallerie hinauf, überspähen, weil er mit allen Grisetten anknüpfen will, von jener an, die im Zwischenakt im Paradiese Bier trinkt, bis zu dieser, die mit den Musikanten des Orchesters eine Orange theilt. Allein vergeblich sucht er das Gespräch anzuknüpfen, indem er den Stoff dazu von dem jungen Tollkopfe hernimmt, der wegen Ruhestörung eben hinausgeschafft wird, oder von einer neuen Dekoration, oder von der schrecklichen Scene, wo der edle Vater in seinem Sohne seinen Nebenbuhler erdolcht; vergebens will er dramatischen Schrecken zu Gunsten seiner Leidenschaft benützen: die Grisette bleibt gefühllos und wenn sie bisweilen ein Kompliment, das er ihr über ihre schönen Augen oder ihren herrlichen Wuchs zuflüstert, mit einem Lächeln erwidert, so geschieht es nur, um den zunächst sitzenden Frauen merken zu lassen, daß das Kompliment nur ihr gelte. Uebrigens erwidert sie Fadheiten mit Kälte, Schmeicheleien mit Gefühllosigkeit; denn in der Nähe befindet sich ihre Mutter, ihre Tante, ihre gute Freundin oder ihr Liebhaber.

Das Theater ist zu Ende, das Volk drängt sich hinaus; er stürzt hinzu, um ihr den Arm zu bieten — vergebene Mühe! Die Grisette wirft dem Zudringlichen entweder einen verächtlichen Blick zu oder lacht hell auf und läuft spornstreichs bis in die Rue du Temple; man folge ihr, wenn man ein Kabriolet hat. Die Grisette liebt die Herren, die ein Kabriolet haben; und vielleicht Deinem Pferde, Deinem Groom zu Liebe wirft Du sie mit dem Lichte in der Hand an einem der Treppenfenster, die bis zum fünften Stockwerke hinauf führen, wo sie wohnt, den Kopf wenden sehen. Und das ist Alles. Es ist ohne Beispiel, daß die Eroberung einer Grisette im Theater gemacht wurde. Die Ursache ist so einfach, daß ich mich fast schäme, sie zu sagen. Die Grisette geht nämlich nie allein in's Theater.

Derselbe Grund ist auch ein mächtiges Hinderniß, eine Grisette zu erobern, wenn eine andre sie begleitet. Von jener, an die man seine Huldigungen richtet, mag man ohne Zweifel für liebenswürdig gehalten werden; allein die andere, die man nothwendigerweise vernachlässigen muß, der man wegen ihrer Häßlichkeit nichts sagen mag, läßt sogleich jenes Donnerwort erschallen: „Gehen Sie Ihres Weges!" — Das Blut gerinnt zu Eis und indeß verdoppelt sie ihren Schritt, schleppt das arme Mädchen hinweg und flüstert ihm in's Ohr: „Welch' langweiliger Mensch! Welche dumme Zudringlichkeit! Fanny, schau' nicht um, oder ich sage es der Mutter."

Aber man versuche es, allen Beiden etwas Schönes zu sagen — nur um so schlimmer; man wird dann nur beiden mißfallen; man wird eine zweifache Eigenliebe verletzt haben. Das einzige Mittel, was noch übrig bleibt, besteht darin, die Grisette allein auf dem Wege zu erlauern; und auch hier darf man sich auf zahllose Abfertigungen gefaßt machen; sey es, daß sie ganz naiv sagt: „Ich mache keine Bekanntschaften auf der Straße" — oder noch naiver: „Wie kann ich mit einem Herren sprechen, den ich nicht kenne?" — „Ei nun, man macht Bekanntschaft, Mademoiselle." — „Ach, mein Herr, . . Jemand, den man das erstemal sieht. . ."

Es war an einem schönen Frühlingsabende, als ich in der großen Straße von Saint Denis, in Gedanken versunken hinwandelte, so daß ich nicht wenig zusammenfuhr, als ich auf den Fuß eines Menschen trat, in welchem ich, als ich überrascht aufblickte, meinen Freund Eugen erkannte. „Du hier?" — „Und Du?" — „Sehr wohl, ich danke Dir" — „Was machst Du hier?" — „Ich bin entzückt, Dich" — „Wo gehst Du hin?" — „Ich gehe spazieren." — „Eugen, sagte ich endlich, bin ich Dir ungelegen gekommen; so sag' es ohne Umstände und ich setze meinen Spatziergang fort." — „Im Gegentheil," erwiderte er, aber mit einem Tone und mit einer Zerstreuung im Auge, die mich errathen ließen, daß er Jemand oder vielmehr eine Jemand erwartete und laut lachend wollte ich davon gehen. Verliebte bringen mich stets zum Lachen: ich erinnere mich immer an die Zeit, wo ich ihnen glich. „Offenherzig gestanden, sagte er, indem er mich noch bei der Hand hielt — ich erwarte ein kleines allerliebstes Mädchen." — „Offenherzig gestanden, erwiderte ich, das überrascht mich nicht; alle kleinen Mädchen die man erwartet, sind allerliebst. Aber gestehe mir nur, die allerliebste Kleine ist eine Grisette?" — „Woher weißt Du das?" — Ich zog meine Uhr heraus und indem ich mit dem Finger auf den Zeiger deutete, der acht Uhr weniger fünf Minuten wies, sagte ich: „Wenn ein junger Mensch um acht Uhr Abends seiner Liebe in der Rue St. Denis aufpaßt; so sey versichert, daß diese Liebe eine Grisette ist." — „Aber setzte ich hinzu, die Zeit drängt noch nicht so sehr, wir können noch ein wenig plaudern. Ich setze Dir mein Wort zum Pfande, daß Deine süße Buhle noch vor einer guten halben Stunde nicht vorüberkommen wird." — „Meine Buhle, sagst Du? Ach mein Freund denke Dir nur nicht etwas Schlimmes! Sie ist ein Kind, Ein Engel!" — „Ein Engel wie eine Grisette. Wie alt ist sie?" — „Siebzehn Jahre ungefähr" — „Blond oder Braun?" — „Blond" — „Ganz richtig; und Du bist noch immer nicht weiter mit ihr gekommen?" — „Nicht einmal nach Hause führen durft' ich sie. Sie will mich nicht einmal sprechen." — „Teufel! und Du liebst sie?" — „Wie rasend!" — „Gut, Du sollst sie haben." — „Wie, treibst Du deinen Scherz mit mir?" — „Keineswegs. Wenn Du meinem Rathe folgst, so wirst Du noch ehe vierzehn Tage in's Land gehen, der beglückte Geliebte Deiner Grisette seyn, vorausgesetzt, daß es eine wahre Grisette ist; denn es gibt auch falsche und vor denen hüte Dich nur." — „Ach, mein Freund, eine wahre Grisette! ich schwöre es Dir, Augen,

einen Wuchs, ein Gesichtchen" — „Was Alles nichts beweist. Wie ist sie angezogen? Wie lebt sie? Welche Beschäftigung treibt sie?"

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Schluß.)

Von den Pilgerzügen die unserm Reisenden aufstießen, erzählt er:

„Scherben von Kochtöpfen, und vom Feuer geschwärzte Steine, ließen uns die Spur eines Pilgerzugs erkennen. Wir trafen viele die von Gungautri zurückkehrten, aber nur einen einzigen auf dem Wege dorthin; viele kamen von weither, und trugen das heilige Wasser von der Quelle des Flusses in ihre Heimath, selbst bis nach Benares und Dschaggernat. Unter ihnen befand sich ein Weib von etwa 18 bis 20 Jahren, die von Mhou kam, in Dschummautri und Gungautri gewesen war, und nun auch noch den Kedar Nath besuchen wollte. Sie hatte den längsten, aber bequemsten Weg gewählt, und zu Barahat den Dschumna verlassen, um sich auf dem Ganges einzuschiffen. Nicht lange zuvor hatte sie ihren Mann verloren, und machte nun für seine Seelenruhe die Pilgerfahrt nach diesen heiligen Orten. Die Buße, die sie zu diesem Ende sich auferlegt hatte, war schwer genug, denn sie ging halb nackt, und ihre Füße bluteten, von spitzigen Steinen zerrissen. Sie hatte, wie ich glaube, diese Kasteiung, auf die sie sich viel zu Gute that, dem Sutti vorgezogen; über ihre Geschichte konnte ich indeß nichts Näheres erfahren. Ihr ganzes Gepäck sammt Kochgeschirr und Nahrung trug sie in einem Bündel auf dem Kopf. Ein schelmisch genug aussehender Brahmine, der der Wittwe von Mhou in ihrer schweren Bußübung durch Trost und Ermunterung beizuspringen schien, ihr aber, wie ich glaube, mit etwas mehr als väterlicher Zärtlichkeit zugethan war, machte ihren Begleiter."

Von ernsterer Art war die Buße eines Fakirs:

„In Gungautri sind mehrere Schupfen aufgerichtet, die den Pilgrimen zum Obdach dienen, und da es schon spät am Abend und ein Wetter im Anzug war, so trat ich in einen derselben. Es war ein langes schmales Gebäude, dessen innerer Raum in Dunkel gehüllt war, so daß es einige Zeit brauchte, ehe ich etwas unterscheiden konnte. Ein dumpfes Gemurmel erregte meine Aufmerksamkeit, ich ging also der Stelle zu, von der es herkam; und sah hier einen armseligen Menschen, der eben einige Stücke Holz ins Feuer warf, und als die Flamme sein Gesicht beleuchtete, prallte ich zurück, und mußte alle Standhaftigkeit zusammen raffen, um wieder zu ihm hintreten zu können. Seine Augen standen weit aus ihren Höhlungen, die Knochen waren durch die Haut sichtbar, die Zähne klapperten, die ganze Gestalt wurde vom Frost geschüttelt, und nie sah ich längere und verworrenere Haare als die seinigen. Ich redete ihn an, allein vergebens, er würdigte mich nicht einmal eines Blicks, und machte keine andere Bewegung, als daß er die erlöschenden Kohlen zur Flamme anblies, deren Schein ein Gerippe beleuchtete, das mich glauben machte, einen Grabbewohner zu sehen. Ich fand endlich, daß er nach Gungautri gekommen sey, um sein Leben durch Hunger zu enden, eine Todesart die schon mehrere Fakirs versuchten, die dann viele Tage am Ufer hingeschmachtet haben. Der Brahmine versicherte mich indeß, daß an einem so heiligen Orte Niemand sterben könne, und daß die Bewohner der benachbarten Dörfer, um dem Boden den Ruf, daß kein Todesfall ihn entweihe, zu bewahren, solche Büßer mit Gewalt forttrügen, und ihnen zu essen oder wenn sie durchaus nicht mehr leben wollen, die Erlaubniß geben, anderswo zu sterben. Ein kleiner Tempel bezeichnet die Quelle des heiligen Flusses und gegenüber ist die Stelle wo die Rechtgläubigen sich baden, und ihre Krüge füllen, die dann durch ein Siegel, das der Brahmin als Ring am Finger trägt, und auf dem die Worte eingegraben stehen: „Wasser des Bhagiratti, Gungautri," den Stempel der Aechtheit erhalten. Ohne dieses Siegel würde das Wasser von den Leuten der Ebene für unächt gehalten und nicht gekauft werden."

Zum Schlusse noch einige Worte von den Affen, über die der Verfasser Folgendes zu berichten findet.

Als ich durch einen Landstrich reiste, wo das Getreide reif genug zur Ernte schien, war ich erstaunt über die Thätigkeit, die auf diesen Feldern herrschte. Fast bei jedem Halme sah ich Jemand stehen, beschäftigt die Körner auszuhülsen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was eine so außerordentliche Arbeit veranlaßt haben könnte; fand aber, als ich durch mein Fernglas sah, daß das ganze Feld voller Affen war, die, auf den Hinterfüßen stehend, sich sehr geschäftig zeigten. Ich wußte zu wohl, wie viele Mühe der Anbau von Getreide kostet, als daß ich ihrer Plünderung nicht ein Ende gemacht hätte. Ich feuerte einige Kugeln über ihre Köpfe hin, wodurch sie so in Furcht geriethen, daß sie kletternd und springend sich auf die benachbarten Bäume flüchteten, die über einen kleinen Bach herabhingen, den ich zu durchwaten hatte. Sie waren noch auf den Zweigen und klapperten mit den Zähnen, als ich ihr Gebiet durchschritt. Einige sahen mich scheel an, als wüßten sie, daß ich sie verscheucht hätte, schwangen sich auf die über den Weg hängenden Zweige, schüttelten sie über meinem Kopfe und grinsten mich durch das Laub an. Einige der ältern, welche Jungen zu beschützen hatten, waren noch kühner, und näherten sich mir noch mehr, als wollten sie versuchen, wie weit sie wohl heranzukommen wagen dürften. Es war nöthig auf der Hut zu seyn, denn ihre Bewegungen wurden sehr drohend. Obschon die Grimassen und Luftsprünge der Affen, von fern angesehen, sehr unterhaltend sind, so kann es doch nichts Unbequemeres geben, als von einigen hunderten dieser Thiere umringt zu seyn, besonders wenn man, wie dieß bei mir der Fall war, etwas auf dem Gewissen hat, und vermuthen muß, daß sie dem eingedrungenen Fremdlinge nicht sehr hold sind. Ich habe wohl Leute sich rühmen hören, wie sie auf diese Thiere geschossen, und hiebei viele Unterhaltung gefunden; allein ich kann die Gefühle solcher Menschen nicht theilen. Der Blick eines geängsteten Affen ist so ergreifend, und sein Geschrei so Mitleid erregend, daß, die Aehnlichkeit mit dem Menschen nicht einmal in Anschlag gebracht, nur ein fühlloses Herz eine Unterhaltung daran finden kann. Ich erinnere mich eine Anekdote gehört zu haben, wo ein solcher Mensch auf einen großen Affen schoß, und ihn verwundete, worauf einer der kühnsten von der Heerde sogleich auf den Schützen lossprang, seine Flinte ergriff, und ihn zu entwaffnen versuchte. Ein Kampf entspann sich, in dem der Sohn des Waldes Sieger blieb und seine Trophäe davon trug. Die Affen hatten sich gemerkt, wie man losschießt, und suchten es nachzuahmen. Es gelang endlich einem das Gewehr anzuschlagen; der Jäger, der nicht bemerkte, daß er sich gerade in der Schußlinie befand, wollte eben seinen Rückzug antreten, als der zweite Lauf der Flinte losging. Die Rekruten, über den Lärm, den sie selbst gemacht hatten, höchlich erschrocken, warfen die Flinte weg, und flüchteten auf die Bäume, während der beinahe vom Schuß getroffene Jäger abziehen, und seine Vogelflinte den Waldbewohnern zu fernerer Unterhaltung zurücklassen mußte. Nirgends im Gebirge werden die Affen von den Eingebornen verehrt; aber dennoch sind sie so feist und glatt als die heiligen Schaaren derselben, die man in den Ebenen trifft."

Vermischte Nachrichten.

Auch H. Heine's Reisebilder werden gegenwärtig zu Paris von Dr. Kaufmann, unter den Augen des Verfassers, in's Französische übersetzt. Bruchstücke die von dieser Uebersetzung in der „Revue de Paris" mitgetheilt werden, lassen dieselbe als sehr gelungen erscheinen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Heine's leichter und anmuthiger Humor die Franzosen besser ansprechen wird, als Börne's bitterböser Ingrimm, der in Paris weniger Anklang fand, als der Verfasser der Briefe aus Paris sich versprochen haben mochte.

*

Bonaparte's Sekretär, Herr von Bourrienne, der Verfasser der vielbändigen Memoiren, die so viel Aufsehen erregten, befindet sich gegenwärtig geisteskrank in dem Irrenhause Bon-Sauveur in Caen. Seine Geisteskrankheit wurde nur dadurch verrathen, daß er zuweilen, wenn er lange gesprochen hatte, in allerlei verwirrte Redensarten verfiel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 252. 8 September 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Der den Neu-Seeländern vorgeworfene Kannibalismus wurde einige Zeit in Abrede gestellt, ist aber durch unwidersprechliche Beweise dargethan und namentlich durch Earle, der als Augenzeuge Folgendes davon erzählt, außer Zweifel gesetzt geworden:

„Als ich eines Morgens, gegen eilf Uhr, von einem langen Spaziergange nach Hause zurückkam, erzählte mir Kapitän Duke, er habe aus sehr guter Quelle gehört, was aber die Eingebornen so viel als möglich geheim gehalten wissen wollten, daß in dem benachbarten Dorfe eine Sklavin, Namens Matowe, erschlagen worden sey, und daß die Einwohner des Dorfes gerade im Begriffe ständen, das Fleisch der Leiche zur Mahlzeit herzurichten. Zu gleicher Zeit erinnerte er mich an einen Umstand, der den Abend zuvor sich ereignet hatte. Atoi stattete uns einen Besuch ab und als er ging, erblickte er ein Mädchen, das wie er sagte eine ihm entlaufene Sklavin sey, die er sofort ergriff und einigen seiner Leute in Verwahrung gab. Das Mädchen hatte uns mit Holz- und Wassertragen gedient und es war uns, als Atoi seine Ansprüche auf sie geltend machte, nicht eingefallen, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe und jetzt vernahm ich zu meinem großen Schrecken, daß es eben dieses Mädchen sey, das von den Eingebornen gefressen werden sollte. Kapitän Duke und ich waren entschlossen, uns mit eigenen Augen von diesem scheußlichen Vorfalle zu überzeugen. Da wir wußten, daß sie Alles läugnen würden, wenn wir den Wunsch blicken ließen, die Zubereitungen des schrecklichen Mahles zu sehen; so ließen wir uns nicht im Mindesten merken, daß wir von dem Vorgefallenen unterrichtet seyen und begaben uns an Ort und Stelle, indem wir einen grossen Umweg nach dem Dorfe nahmen, und da wir mit der Gelegenheit des Ortes genau bekannt waren, so überraschten wir sie mitten in ihrer gräßlichen Arbeit. Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe sahen wir einen Mann, der einen Ofen errichtete, welcher auf Neuseeland in einer Grube besteht, die mit glühenden Steinen ausgefüllt und wenn die Speise, die gekocht werden soll, hineingelegt ist, genau wieder verschlossen wird. Als wir näher kamen, erblickten wir deutlich genug überall Spuren des verübten Mordes; hie und dort auf dem Boden blutbefleckte Fetzen von Matten und ein Knabe, der dabei stand, deutete lachend mit dem Finger an seinen Kopf und dann nach einem nahen Gebüsche. Ich näherte mich der bezeichneten Stelle und fand hier einen blutigen Menschenkopf. Man kann sich meine Gefühle denken, als ich die Züge des unglücklichen Mädchens erkannte, die am vorigen Abende aus unserm Dorfe weggeführt worden war. Wir gingen zu dem Feuer, das bereits in der Grube brannte, um die Steine glühend zu machen, und sahen den Mann mit einer Arbeit beschäftigt, die wohl nicht Jedermann zu sehen wünschen möchte: er richtete die vier Viertel eines menschlichen Körpers zum braten her. Die großen Knochen waren herausgenommen und bei Seite geworfen worden und nachdem er das Fleisch zusammengeballt hatte, machte er Anstalt, es in den Ofen zu legen. Während wir vor Entsetzen über diesen scheußlichen Anblick wie versteinert dastanden, richtete sich ein großer Hund, der am Feuer lag, auf, faßte den von blutigem Schmutz fast unkenntlich gewordenen Kopf mit den Zähnen und schleppte ihn nach einem nahen Gebüsche, wahrscheinlich um sich denselben für einen künftigen Fraß aufzubewahren. Der Mann, der diese Höllenküche besorgte, verrichtete sein Geschäft mit der größten Gemüthsruhe und sagte uns: es werde wohl einige Stunden hergehen, bis das Fleisch gekocht sey. So wurden denn Kapitän Duke und ich Zeugen einer Thatsache, die schon von vielen Reisenden wiederholt erzählt, aber niemals in ihrer ganzen Schrecklichkeit für wahr gehalten worden war. Nicht das Fleisch eines feindlichen Kriegers war es, das verschlungen werden sollte; nicht das Blut eines todtverhaßten Gegners, das man aufschlürfte, um sich in Wuth zu versetzen. Es war nicht Rache, nicht thierische Wildheit der Leidenschaft, die durch Wunden und Schlachtgetümmel aufgestachelt, die Zähne in das Fleisch des Feindes einzuschlagen brannte; es konnte nicht als Entschuldigung vorgeschützt werden, daß sie ihre Feinde fräßen, um ihren Triumph vollständig zu machen. Es war die reine Gier nach Menschenfleisch, nicht zu entschuldigende Menschenfresserei. Der Häuptling Atoi, der diesen abscheulichen Schmaus angeordnet hatte, verkaufte uns Tags zuvor vier Schweine für einige Pfund Pulver, es war also nicht Mangel an Lebensmitteln, was ihn dazu trieb.

Nachdem wir uns mit einander berathen hatten, gingen wir in das Dorf, mit dem Entschlusse, Atoi gerade seine Abscheulichkeit vorzuhalten. Der Häuptling empfing uns in seiner gewöhnlichen Weise und nimmermehr hätte sein schönes offenes Antlitz das wilde Ungeheuer verrathen, als das er sich offenbar bewiesen hatte. Ich schauderte, als ich die Menge Kartoffeln sah, die seine Sklaven zu-

bereiteten, und die wahrscheinlich zu dieser teuflischen Mahlzeit gehörten. Wir sprachen ruhig mit ihm über die Sache; denn da wir nicht alle vorausgegangenen Umstände kannten, so wollten wir erst Alles genau erfahren, wie es zugegangen war. Atoi stellte sich Anfangs, als wisse er nicht darum und er versicherte uns, es sey bloß ein Gericht für seine Sklaven; allein wir waren überzeugt, daß es für ihn und seine besten Freunde bestimmt war. Nachdem er vergeblich allerlei Ausflüchte gesucht hatte, gestand er endlich unverhohlen, er habe nur gewartet, bis das Fleisch gekocht sey, um davon zu essen. Da die Eingebornen wüßten wie groß der Abscheu der Europäer gegen dergleichen Mahlzeiten sey, so seyen sie stets darauf bedacht, dieselben zu verheimlichen; auch sey es ihnen sehr verdrüßlich, daß uns etwas davon zu Ohren gekommen sey; da wir aber einmal die Sache wüßten, so wolle er auch kein weiteres Geheimniß daraus machen. Nun sagte er uns, daß Menschenfleisch länger gekocht werden müsse als anderes bis es gar werde; wenn es nicht hinlänglich gekocht werde, sey es sehr zäh, aber gehörig zubereitet, zart wie Papier; bei diesen Worten riß er ein Stück Papier, das er in der Hand hielt entzwei, um uns besser begreiflich zu machen, wie er es meine. Das Fleisch fuhr er fort, das man jetzt zubereitet, werde wahrscheinlich erst morgen in der Frühe fertig werden; allein eine von den Schwestern des Häuptlings flüsterte uns nachher in's Ohr, ihr Bruder wolle uns hintergehen, da sie nach Sonnenuntergang ihre Mahlzeit zu halten gesonnen seyen. Nun fragten wir ihn, wie und warum er das arme Mädchen erschlagen habe. Atoi erwiderte, er habe keinen andern Grund dazu gehabt, als weil sie ihm entlaufen und zu ihren Verwandten zurückgekehrt sey. Dann führte er uns zum Dorf hinaus und zeigte uns den Pfahl, an den er sie angebunden habe, und indem er darüber lachte, wie er sie hintergangen habe, fügte er hinzu: „ich sagte ihr, ich wolle sie bloß peitschen, aber ich schoß sie durch das Herz.“ Mein Blut gerann vor Entsetzen bei diesen Worten und ich sah mit tiefem Grauen den Wilden an, während er Dieß erzählte. Wird man mir wohl glauben, wenn ich sage, daß Atoi nicht bloß ein schöner Mann war, sondern auch sanfter und stiller Gemüthsart? Oft hatten wir ihn zu unserm Tisch gezogen; wir Alle liebten ihn, und das Opfer seines grimmigen Blutdurstes war ein Mädchen von erst sechzehn Jahren! Als wir diese gräßlichen Thatumstände hörten, fühlten wir uns bis zur Ohnmacht unwohl. Wir verließen Atoi und begaben uns noch einmal nach dem Orte, wo das furchtbare Mahl zubereitet wurde. Kein einziger Neuseeländer war in der Nähe zu sehen; ein heißer häßlicher Dampf stieg von Zeit zu Zeit aus der qualmenden Grube und der Hund, den wir das erstemal schon gesehen hatten, kroch aus dem Gebüsche hervor und schlich dem Dorfe zu: um die Unheimlichkeit dieser schauerlichen Scene noch zu vermehren, schwang sich an dem Orte, wo der Leichnam des Mädchens zerstückt worden war, kreischend ein großer Geier auf. Mein Freund und ich starrten stieren Blickes in die Gegend hinaus; es war ein trüber ungestümer Tag und der Wind, der um den Hügel auf dem wir standen, in den Gebüschen heulte, schien im Einklang mit unsern Gefühlen. Nachdem wir noch einige Augenblicke an der gräuelvollen Stätte verweilt hatten, indem wir einen Ausruf des Abscheues nach dem andern ausstießen, entschlossen wir uns endlich, die beabsichtigte Mahlzeit auf keine Weise vor sich gehen zu lassen und sogleich eilte ich nach dem Ufer zu unserm Dorfe, während Duke zurückblieb, um Wache zu halten. Sobald ich zu Hause angekommen war, rief ich alle weißen Männer zusammen, erzählte ihnen, was vorgefallen war und fragte sie, ob sie uns beistehen wollten, den Ofen zu zerstören und die Ueberreste der Leiche des Mädchens zu begraben. Alle willigten ein und nachdem sich jeder mit einer Schaufel oder Hacke bewaffnet hatte, begaben wir uns insgesamt nach dem Hügel von Atoi's Dorfe. Dieser und seine Freunde waren nicht sobald von unserm Vorhaben unterrichtet worden, als sie gleichfalls herbeieilten, um uns daran zu hindern. Atoi stieß die heftigsten Drohungen aus, um uns zu schrecken, und schien höchst entrüstet; da aber keiner seiner Gefährten Lust zeigte, es zu Schlägen kommen zu lassen, vielleicht weil sie doch eine Art Beschämung anwandelte, so fanden wir weiter kein Hinderniß unsern Vorsatz auszuführen. Eine tiefe Grube wurde gegraben und dann wohlgemuth Hand an den Ofen gelegt. Bis wir die Erde und die Blätter beiseite geschafft hatten, bot sich uns der Abscheu erregende Anblick vier halbgerösteter Stücke eines menschlichen Körpers. Ein dichter Qualm umhüllte uns während dieser Arbeit und es war uns fast nicht mehr möglich, vor Eckel auszuhalten. Wir sammelten nun alle Fleischstücke — das Herz war eigens beiseite gelegt und schien als der schmackhafteste Bissen für den Häuptling selbst bestimmt — in der aufgeworfenen Grube, bedeckten sie mit Erde, so gut wir konnten und eilten dann von diesem Orte des Schreckens hinweg.

(Schluß folgt.)

Die pariser Grisette.

(Fortsetzung.)

Nun erzählte er mir, das Mädchen trage ein Kleid von feinem Kattun, ein Häubchen von Perkal, eine schwarzseidene Schürze, schwarze Schuhe, weiße Strümpfe und ein rosenrothes Brusttuch. „Dann,“ fügte Eugen hinzu, „ist sie Näherin in einer Boutique. Ich sah sie durch die Thürfenster des Ladens, es mag nun einen Monat her seyn. Den größten Theil des Tages brachte ich zu, indem ich die Straßen Saint Martin und Saint Denis auf- und ablief, alle Fenster im Erdgeschosse lorgnettirte, nach acht Uhr allen Mädchen nachrannte, die ich mit einem Körbchen am Arme gehen sah. Kurz ich fing schon an, meiner kläglichen Rolle müde zu werden, als ich das wunderbare Glück hatte, vor einem Laden stehen zu bleiben, wo eine kleine Blonde, schön wie ein Engel, mit dem Fältein eines —“ „Gut, das Uebrige weiß ich beiläufig. Sie hat dich angeblickt, du hast sie angeblickt. Sie ist endlich fortgegangen und du bist ihr gefolgt, und das ist Alles —“ „Am ersten Abend, ja. Allein am folgenden Tage habe ich sie angesprochen —“ „Und was hat sie dir geantwortet?“ — „Sie hat mir gar nichts geantwortet.“ Der arme Eugen stieß einen Seufzer aus. — „Wo wohnt sie?“ fragte ich. „Im Faubourg St. Denis, vierte Thüre rechts; wo man in die Allee tritt. Das ist Alles, was ich von ihr weiß. Um sieben Uhr des Morgens geht sie aus und kommt präcis zwei Uhr wieder nach Hause.“ — „Alle Tage?“ — Alle Tage.“ — „Gut, mein Lieber, du hast hier, ohne es zu wissen, einen der

zahlreichsten und interessantesten Typus von einer Grisette gefunden: eine, die bei ihren Aeltern wohnt, bei ihren Aeltern speist, bei ihren Aeltern schläft, die ihren Aeltern Alles, was sie verdient, überläßt." — „Liebes, liebes Mädchen," seufzte Eugen. „Ich will dir jetzt den ganzen Lebenslauf des holden Kindes beschreiben. Von den zehn Franken, die sie sich wöchentlich durch Arbeit verdient, gibt sie ihrer Familie sieben, und diese ihr dafür Wohnung und Kost. Für ihren übrigen Unterhalt muß sie selbst sorgen." — „Wie! so läßt man ihr also nicht mehr als drei Franken die Woche, um ihre Toilette zu bestreiten?" — Nicht mehr." Allein du kannst dir wohl denken, daß ihre Aeltern, wenn sie einen oder zwei Franken zu einem paar Strümpfe, oder einem Halstuche braucht, ihr diese kleine Summe nie verweigern; ziehen sie ja doch die sieben schönen Franken die Woche. Daß sie bei ihnen wohnt, vermehrt ihre Ausgaben nicht; sie schläft gemeinschaftlich mit der Familie und ist den größten Theil des Tages außer dem Hause. Was die Kost betrifft, so ist dieselbe so geringfügig, daß ich mich fast davon zu reden schäme. Morgens bevor sie ausgeht, erhält sie von ihrer Mutter zwei Sous, und hievon bestreitet sie in Gemeinschaft mit ihren kleinen Boutiquegefährtinnen ein Frühstück. Um zwei Uhr kömmt sie nach Hause, um bei ihrer Mutter das Mittagsmahl einzunehmen, das aus einem Stückchen harten Rindfleisch mit Salat besteht, und wenn der Salat fehlt, aus der bloßen Essigtunke, oder wenn auch der Essig fehlt, aus einem Schüsselchen Sauerkraut. Die ganze Familie nimmt daran Theil. Manchmal wird der Salat für das Abendessen um neun aufgehoben, wo die Grisette ihr Tagewerk vollbracht hat. Die Mutter trinkt Wein und auch der Vater, wenn es einen im Hause gibt. Der Vater ist in der Verwandtschaft der Grisettes ein Luxusartikel. Viele Familien behelfen sich ohne einen "—

Bei diesen Worten hätte mich Eugen fast durch einen Stoß auf die Brust über den Haufen geworfen, indem er seine Arme wie ein Stoßvogel seine Flügel ausbreitete; und dahin eilte er. Seine Grisette war kaum zwanzig Schritte an uns vorübergekommen, und nahe schon an der Porte Saint Denis. Der Unglückliche hatte sie nicht vorbeikommen sehen. Ich begriff, warum er so stürmisch davonflog. Je mehr er sich aber ihr näherte, desto langsamer wurde sein Schritt. Sie drehte eben das Köpfchen um.

Ich sah sie einige Augenblicke neben einander gehen; es schien, als wage Eugen nicht, sie anzureden. Einige Minuten nachher, blieb er etwas zurück und ging nun gesenkten Kopfes hinter ihr her. Bald darauf ließen das Rollen der Wagen und die Tritte der Fußgänger nicht mehr das Geräusch von Eugen's Schritten vernehmen, und die Grisette warf einen flüchtigen Blick über die Schultern zurück, als wollte sie sich überzeugen, ob der zudringliche junge Mensch noch da sey. Manche mögen vielleicht glauben, sie habe dadurch verrathen, daß ihr Eugen nicht gleichgültig sey. Ein Thor, wer sich durch so was täuschen läßt! Ein Weib kann es gern sehen, daß man ihr nachläuft, ohne daß sie Den gern sieht, der ihr nachläuft.

Die Grisette verschwand bald darauf hinter ihrer Thüre, während Eugen in Verzückung, mit offenem Munde die schmale Schwelle anstarrte, über die sein Glück entschlüpft war. Ich brachte ihn wieder zu sich. „Eugen," sagte ich zu ihm, „so verliebt und schüchtern, wie du bist, wirst du noch manchen Tag nutzlos verschwenden. Ich habe Mitleid mit deiner Unerfahrenheit. Höre auf mich: Was beabsichtigst du? Willst du sie sprechen?" — Freilich! „Sprechen, ohne daß sie darüber verdrießlich wird?" — „Allerdings." — „Sie ganz sänftiglich dahin bringen, daß sie dir die Arme reicht?" — „Wie würde ich glücklich seyn!" — „Sie von ihrem Magazine nach Hause begleiten?" — „O mein Freund!" — „Zu allem diesem aber ist eine entschuldigende Veranlassung nöthig" — „Du hast recht, ich will ihr schreiben." — „Welcher Unsinn! Sie kann nicht lesen." — „Glaubst du?" — „Ich weiß es gewiß" — Also vielleicht ein Geschenk, ein paar Ohrringe oder sonst dergleichen" — „Sie würde Mißtrauen in deine Absichten setzen und Alles wäre verloren." — „Was also thun? Soll ich sie entführen?" — „Pfui, man entführt Niemand mehr, nicht einmal eine Grisette!" — „So soll ich ihr eine alte Hexe auf den Hals schicken?" — „Ein sauberes Mittel!" — „Oder ihr Theaterbillete schicken, sie zu einer Landpartie einladen, sie auf den Ball führen, mich verkleiden, sie durch die Polizei arretiren, ihr ein Unglück zustoßen lassen! Sprich, was soll ich thun? Ich bin zu Allem entschlossen. So rede nur!" — „Nichts von Allem dem, um eine Grisette zu erobern, kenne ich nur ein einziges Mittel, aber ein unfehlbares." — „Und dieses wäre?" — „Ich will es dir sagen: Kaufe einen Regenschirm." Eugen starrte mich an, wie aus den Wolken gefallen." „Ist Dieß dein Ernst," fragte er nach einer Weile — „Mein voller Ernst" — „Einen Regenschirm soll ich ihr kaufen?" — „Nein, dir sollst du einen kaufen, Eugen." — Er sah mich noch verdutzter an. „Geh," sagte er endlich, „du willst mich zum Besten haben. Was soll mir ein Parapluie, um die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen?" — „Wenn es Winter wäre," entgegnete ich, „so würde ich dir nicht diesen Rath geben. Aber bei dem schönen Wetter, das wir haben, ist ein Parapluie dringend nothwendig. Kaufe ein Parapluie!" — In dieser schönen Frühlingszeit, wo der Himmel so klar und die Sonne so herrlich scheint? — „Eben deßwegen und gerade in dieser schönen Frühlingszeit, wo der Himmel so klar und die Sonne so herrlich scheint. Wozu sollte dir ein Parapluie bei Regenwetter dienen?" Eugen fing an mich für einen vollständig ausgewachsenen Narren zu halten; bis es mir endlich gelang, ihm die Sache klar zu machen. Nun umarmte er mich voller Freude, nannte mich seinen Freund, seinen Schutzgeist und rannte fort, um ein Parapluie zu kaufen. Nie schien der Himmel so glockenklar. „Hast du mich verstanden?" rief ich ihm nach. „Fein, ein Parapluie für eine einzige Person!" — „Ja, ja," antwortete er, indem er davon lief: „das schmalste Parapluie, das sich auftreiben läßt. Adieu! Zähle auf meine ewige Dankbarkeit."

Ich überließ ihn seinem glücklichen Schicksal.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Revue Encyclopédique" zählt folgende berühmte Männer und Frauen auf, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahres in den verschiedenen Ländern Europa's durch den Tod abgerufen wurden:

In England: Der Dichter Crabbe, in seinem 78sten Jahre; der Schauspieler Joel Munden, in seinem 74sten; der Doktor Andreas Bell, geb. 1755 zu Saint Andrew in Schottland, der das sogenannte Madras System in Europa einführte, das von ihm verbessert, nachher den Namen des Bell-Lancasterschen erhielt; der Komponist Muzio Clementi, 80 Jahre alt; John Taylor, Journalist und bekannt als Verfasser kleiner Lieder, vorzüglich dramatischer Kleinigkeiten voll Originalität und Witz, eben so wie durch seine geistreichen Kritiken; Mistreß Musters, die als Miß Chaworth Lord Byron zu so herrlichen Versen begeisterte; sie starb in Folge der Erkältung und des Schreckens in ihrem sechsundvierzigsten Jahre, als der empörte Pöbel von Nottingham im Oktober vorigen Jahres ihre Wohnung zu Colwick Hall plünderte. Bentham in seinem fünfundachtzigsten Jahre und Sir James Mackintosh, eine Zierde des englischen Unterhauses und einer der ausgezeichnetsten Redakteurs der Edinburgh Review. — In Schweden: L. Ornin, ein ausgezeichneter Schriftsteller, der sich auf seinem Gute, sechs Meilen von Stockholm, durch Kohlendampf tödtete. — In Italien: Der Graf von Saurau, österreichischer Gesandter am Hofe in Toscana; der Kardinal Pacca; der Prinz Camillo Borghese; der Abbate Angelo Cesaris, erster Astronom des Observatoriums in Mailand, Direktor des kaiserl. königl. Institutes der Wissenschaften und schönen Künste, viele Jahre hindurch der Herausgeber der astronomischen Ephemeriden von Mailand. — In Frankreich: Die Deputirten: Casimir Perier, der General Lamarque, Herr von Martignac, Minister des Justemilieu unter Karl X u. s. w.; von der Pairskammer der Abbé Montesquiou, Minister Ludwigs XVIII, Mitglied der Akademie, gest. am 1 Februar auf dem Schlosse Cirey; der General Graf Belliard, zu Brüssel; der Baron Boissel de Monoille, Verfasser der geodesischen Arbeiten, u. s. w. Von den Gelehrten: Georg Cuvier; Jean François Champollion, Abel Remusat, Saint-Martin, Georg Simon Serullas, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Chemiker; August Duvau, ein ausgezeichneter Botaniker; Bergasse, der Gegner Beaumarchais in einem berühmten Prozeß und später bekannt durch seine antirevolutionären Ansichten; Farges de Taschereau, Gelehrter und vormaliger Gesandter in Spanien; Delaistre, Bildhauer, in seinem sechsundachtzigsten Jahre zu Paris gestorben: von ihm ist eine Statue des Phocion im Museum zu Bordeaux und eine Gruppe Amor und Psyche im Luxemburg, deßgleichen verschiedene Basreliefs der Vendomesäule; Manuel Garcia, Sänger und Compositeur, Vater der Madame Malibran, Lehrer Adolph Nourrit's und anderer Künstler. — Von den Fremden die in Paris starben, sind zu nennen: der spanische General Ballesteros; der italienische Dichter Balochi und der Fürst Castelcicalca, neapolitanischer Gesandter.

•

Schon seit einiger Zeit dauert in Nordamerika, am westlichen Ufer des Michigan-See's der Kampf mit den Indianern fort. Nachstehendes ist das Neueste und Interessanteste darüber; es ist aus der „Montréal-Gazette" gezogen: Sir Winfield Scott, Generalmajor in der Armee der Vereinigten Staaten, ist zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die gegen die Indianer bestimmt sind. In einer von Detroit datirten Generalordre ernennt er seine Stabsoffiziere für den Feldzug. Die Artilleriekompagnien der Vereinigten Staaten und andere reguläre Truppen, ungefähr 800 an der Zahl, sollten sich am 15 Juli bei Chicago (im Staate Illinois, am Ufer des Michigan) vereinigen und dort zu der schon versammelten Miliz stoßen. Das Lager des indianischen Häuptlings, der schwarze Falke, ist ungefähr 90 (englische) Meilen am See Coshquoneng, nahe am Ursprung (?) des Rock rivers. Die Stellung gilt für sehr stark, und die Annäherung ist wegen der großen umherliegenden Sümpfe schwierig. Die Macht der Indianer soll nicht über 700 Krieger betragen; aber ihr Anführer hat in seiner doppelten Eigenschaft, als Prophet und Krieger, sie mit dem unerschütterlichsten Vertrauen erfüllt; er steht zwischen den Truppen der Generale Scott und Atkinson. Es ist ein günstiger Umstand, daß der Befehl über die gegen die feindlichen Indianer bestimmte Expedition dem General Scott anvertraut ist; denn seine bloße Gegenwart wird hoffentlich dem unmenschlichen System von Schlächterei ein Ende machen, das bis jetzt in den Scharmützeln mit den Kriegern des schwarzen Falken befolgt wurde. Wir haben in den amerikanischen Blättern mit dem größten Abscheu den Bericht eines Generals Dodge von einem „ruhmvollen Siege" gelesen. Dieser hatte mit 29 berittenen Leuten 11 Indianer überfallen, nach einem kurzen Gefechte getödtet und sämmtlich skalpirt; eine „blutige Schlacht" wurde von einem Kapitän Stephenson geliefert, der mit einigen Dutzend Leuten eine gleiche Anzahl Indianer verfolgte, und sie entweder skalpirte oder ihnen den Hals abschnitt. Wir glaubten, solche Barbareien würden nur von den rothen Menschen der Wälder verübt; hier aber sind die Leute, die sich solcher schändlichen Barbareien schuldig machen, keine Indianer, sondern großsprecherische Miliz-Generale und halbwilde Kapitäns der irregulären Truppen, die in ihrem offiziellen Berichte ganz ruhig von Handlungen sprechen, über welche die Menschheit schaudert, und welche, wie es scheint, nur beweisen sollen, wie weit sie ihre barbarischen Feinde an Wildheit und Grausamkeit übertreffen.

•

Der Werth der Ladungen an Pelzwerk auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen, die Rocky Mountains mit eingeschlossen, wird in dem Zeitraum von 1825 bis 1830 von Th. Dougherty, dem indianischen Agenten, auf 3.750.000 Dollars, und der reine Profit auf 1.650.000 Dollars geschätzt. Die Zahl der Felle war folgende: 190.000 Büffel, 60.000 Ottern, 180.000 Waschbären, 2.250.000 Rehe und 562.000 Moschusratten. Der größere Theil des Handels ward von der amerikanischen Pelzhandelkompagnie geführt. Eine Mittheilung von J. J. Astor an den Kriegssekretär vom 25 November 1831 gibt den Betrag des von der Kompagnie hiezu verwendeten Kapitals auf mehr als 1 Million Dollars und den jährlichen Belauf von Waaren auf 500.000 Dollars an. In den Jahren 1829, 1830 und 1831 wurden von der Kompagnie jährlich im Durchschnitt nachstehende Felle erhandelt: 17.509 Biber, 381.581 Moschusratten, 2609 kleine dto., 112.669 Waschbären, 4966 Kaninchen, 25.555 Büffel, 687 behaarte Rehhäute, 15.932 abgehaarte, 28.491 rothe, 17.115 graue, 119 Elenthiere, 1688 rothe Füchse, 57 Kreuzfüchse, 2161 graue, 5 Silber-, 227 Prairie-Füchse, 3965 Bären, 1711 junge Bären, 9215 Otterfelle, 3566 Fischottern, 19.198 Marder, 16.266 Minks (Stinkthiere ?), 1126 Luchse, 3132 wilde Katzen, 800 Wölfe, 1 Vielfräße, 13 Panther, 161 Dachse, 26 Iltisse, 11 Eichhörnchen, 16 Beutelthiere, 53 Schwäne und 179 Pfund Bibergeil.

•

Wenn es auf der Erde ein mit unermeßlichen und unbenützten Schätzen ausgestattetes Land gibt, so ist es das Königreich Siam, schreibt ein Engländer, der dort längere Zeit verweilte. Der Thee wächst dort in eben so großer Menge als in China, nur mit dem Unterschiede, daß ihn die Bewohner von Siam aus Faulheit wild wachsen lassen, während in China auf den Anbau dieser Pflanze die größte Sorgfalt gewendet wird; dessen ungeachtet steht der siamesische Thee dem chinesischen an Güte nicht nach; um wie viel erst würde er ihn übertreffen, wenn er fleißig in Acht genommen würde. Die höchste Seligkeit des Buddhisten besteht in der Versenkung des Geistes in das ewige All, und er bedient sich vorläufig als Surrogat dafür des Schlafes. Der Thee muß also wachsen, so gut er kann. Ein Gleiches ist es mit dem Seidenwurme und dem Maulbeerbaume, die aus demselben Grund oder auch aus Ursachen, die von der Regierung ausgehen, wild gedeihen. — Der muthmaßliche Erbe von Siam ist gegenwärtig zwanzig Jahre alt und unermeßlich reich an Gold, Edelsteinen und anderem Schmuck. — Ohne Zweifel gibt es in diesem Lande Gold- und Silberadern; von letzterm Metalle ist es ganz gewiß; denn die Einwohner sagen, daß man nach der Regenzeit Stücke Silber in der Größe eines Tikals (siamesische Münze, von der zwei auf drei schwere spanische Piaster gehen) findet. Indigo und Kaffee wachsen im Ueberfluß und obgleich ebenfalls wild, sind sie wie alle andern Früchte in weit größerer Menge und Güte, als irgend anderswo, vorhanden. Es gibt dreißigerlei Arten köstlicher Mangobeeren, Mangustans, Orangen und andere Früchte, alle in großer Menge und wild wachsend. Baumwolle wächst im Ueberfluß und von einer Feinheit wie Seide; allein die Einwohner wissen sie nicht besser zu verwenden, als daß sie Matratzen und Polster damit ausstopfen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 253. 9 September 1832.

Die pariser Grisettes.

(Schluß.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Einer von meinen Lesern, im letztverflossenen Monate Mai in der Nähe der Rue St. Denis einen großen jungen Menschen mit Kastorhut und weißen Beinkleidern, acht Tage hinter einander, mit einem nagelneuen Regenschirm herumwandeln gesehen hat. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Einer diesem Fashionable, dessen Parapluie, stets bereit sich aufzuspannen den Himmel zu einem Sturm herauszufordern, unter die Nase gelacht hat. Armer Eugen! Mit welcher Sehnsucht harrte er auf schlechtes Wetter.

Ich hatte ihm ausdrücklich verboten, sich vor dem günstigen Augenblicke dem Mädchen zu zeigen. Dieser günstige Augenblick war ein Platzregen; ein Platzregen präcis acht Uhr Abends. Eugen konnte vielleicht ein, zwei Monate warten müssen. Dieser Gedanke allein trübte ihm den Vorgenuß seines gewissen Glückes. Wer weiß, sagte er zu sich, wenn es dem Himmel einmal beliebt zu regnen! Und wird sie wohl, um einen Andern zu lieben, um mich zu vergessen, einen Sturm abwarten.

Eine Woche später trübte sich gegen bald acht Uhr Abends zufällig der Himmel, große schwarze Wolken waren im Anzug. Gegen dreiviertel auf acht Uhr fielen einige schwere dicke Tropfen, um acht Uhr war ein herrlicher Regen fertig. Wer schildert Eugen's Freude. Sein weites weißes Pantalon klebte ihm auf den Beinen, sein Kastorhut troff von Wasser, Alles Dieß machte Eugen zum näßesten, aber glücklichsten Menschen. Seine einzige Furcht war, der Regen möchte plötzlich aufhören, oder das Mädchen vielleicht bei so schlechtem Wetter ihr Magazin nicht verlassen. Aber die Arbeit ist zu Ende, die Stunde zu gehen gekommen; wohl blickt man einen Augenblick durch die Ladenscheiben zum Himmel hinauf: man zögert, „warten wir noch einen Augenblick!" heißt es. Endlich scheint sich der Himmel aufzuklären, der Regen ist nicht mehr so stark, man denkt, der Weg ist nicht weit, man schürzt sein Kleid hinauf und macht sich auf die Sohlen.

Da kommt sie nun! Auf den Fußspitzen hüpft sie auf den weiß gewaschenen Pflastersteinen hin; ihre Hände sind unter dem Schürzchen versteckt, das Taschentuch flattert über dem Häubchen, und der Kopf ist auf die Brust herabgesenkt, aus Furcht, das Gesicht nicht naß werden zu lassen. Doch der Regen beginnt von Neuem. Eugen stürzt herbei. „Darf ich vielleicht Mademoiselle meinen Schirm" — „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich wohne gleich hier in der Vorstadt." Diese paar Worte sagte sie, ohne den Kopf zu erheben. Eugen, der an ihrer Seite einherschreitet, nimmt sich wohl in Acht, durch einen Fehlschritt ihre weißen Strümpfe zu bespritzen. Alles wäre dann verloren, so hatte ich ihm gesagt. Er streckt den Arm aus, um den Regenschirm aufzuspannen; fährt aber immer fort, mit der größten Vorsicht und in der gehörigen Entfernung zu gehen. — „Aber, Mademoiselle, das Wetter ist abscheulich; Sie können unmöglich ausschlagen." —

Nun erhebt sie die Augen und erkennt ihn. Ein leichtes Lächeln blüht auf ihren Lippen auf. Sie läßt Eugen den Regenschirm über sie halten. „Es ist aber auch wahr," sagt sie nach einem Augenblick Stillschweigen, in dieser Jahreszeit sieht man sich nie vor. Wenn es Winter wäre, würde ich meinen Regenschirm nicht zu Hause gelassen haben." — „Und ich würde nicht so glücklich seyn, Ihnen eine kleine Gefälligkeit zu erweisen," sagt Eugen. „Wie froh bin ich, daß es nicht Winter ist." — „Mein Gott, wie viele Mühe mache ich Ihnen! Sie werden ja durch und durch naß."

„Mein Parapluie ist so enge" murmelt Eugen.

„Es ist ein Parapluie nur für eine Person," bemerkt die Grisette.

„Ja, Mademoiselle."

„Der Herr lebt also noch für sich, wie ich sehe."

„Nicht anders," seufzt Eugen.

„Ich habe Dieß nur an ihrem Parapluie errathen," sagt sie lächelnd.

Eugen segnete mich zehnmal im Geiste. „Ach," dachte er, „was steckt nicht Alles in einem Parapluie!"

Der Platzregen wollte nicht aufhören. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, Eugen zu sehen. Die Grisette warf ihm einen schmelzenden Blick zu.

„Nein, mein Herr, ich mißbrauche wirklich ihre Güte," sagt sie einige Schritte weiter. „Ach, wie Sie naß werden!" —

„Mein Parapluie ist so enge," wiederholt Eugen.

„Es ist doch wahrlich nicht der Mühe werth, daß Sie wegen einer Person naß werden, die Sie nicht kennen."

„Die ich nicht kenne, Mademoiselle!"

Hier verlor sich Eugens Stimme in einen bebenden Ton der Liebe, den das Mädchen nicht ohne Rührung hörte.

„Wenn Ihr Parapluie nur etwas größer wäre," sagte sie einige Sekunden später, „so könnten Sie sich doch auch schützen."

„Dann müßten Sie mir freilich da unten etwas Platz einräumen wollen," fügte er mit bittender Stimme hinzu, und da er in den lachenden Augen des Mädchens seine Antwort las, so rückte er ihr etwas näher. „Ich werde Sie geniren," sagte Eugen. „Wir haben niemals beide darunter Platz . . . Ei, sehen Sie nur, Ihr Kleid ist schon ganz naß auf der einen Seite!"

„Was ist aber nur zu thun?" fragte das arme Kind.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir Ihren Arm zu geben . . wir würden dann weniger Platz brauchen. Ich bitte Sie, reichen Sie mir ihn," sagte Eugen schon etwas kühner, „oder ich lasse Ihnen den Schirm allein. Ich will lieber allein naß werden."

Sie zögert noch einen Augenblick, dann schiebt sie ihren Arm unter den nassen Arm des jungen Menschen. Ich wollte wetten, sie merkte kaum, daß er vom Wasser troff. Ihr Köpfchen träumte von Liebe; Eugen war in ihren Gedanken bereits ihr Geliebter. Eugen hatte die Grisette erobert.

Eines Morgens trat Eugen in mein Zimmer. Ein Kummer trübte sein Gesicht. „Solltest du wohl glauben, daß Josephine mich getäuscht hat," sagte er. — „Wie, ist es möglich?" — „Sie war nicht mehr so sittsam, wie ich mir sie gedacht hatte!" — „Wirklich?" — „Vor mir hatte sie schon Bekanntschaft mit einem Kleinen aus der polytechnischen Schule."

Ich konnte das Lachen nicht mehr bergen. „Hat sie dir sonst kein Geständniß gemacht?" fragte ich ihn. „Sie sagte mir auch, daß sie mit fünfzehn Jahren" — „Einen Ouvrier zum Geliebten hatte?" — „Wie, du weißt es also schon?" — „Es bleibt mir darüber kein Zweifel." Der Erste, der sie liebte, war natürlich ein Junge von ihrem Alter und ihrem Stande. „Wir andern kommen immer zu spät, mein Lieber, so gut wir es auch anfangen. Immer ist uns Einer zuvorgekommen, der vielleicht weder ein Kleiner aus der polytechnischen Schule ist, noch du." — „Allein warum kommen wir stets, wenn der Fehler begangen ist?" — „Weil der Fehler stets begangen ist, bevor wir kommen." — „Ich will keinen Scherz, sondern Gründe." — „Gründe! Hier hast du einen trefflichen: die Sympathie des Alters und des Standes. Die erste Liebe eines Mädchens aus der untern Volksklasse wird nie einen jungen Menschen zu ihrem Vertrauten machen, der nicht einen groben Kittel und rauhe Hände hat." — „Wenn man dich hört, so gäbe es also gar keine sittsame Grisette?" — „Verzeih', es gibt solche, aber erst nach dem ersten Fehltritt. Tugendhaft ist jene Grisette, die nur Einen Geliebten hat."

„Ach," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer: „hättest du mir nur von dieser schlimmen Geschichte mit dem Ouvrier gesagt, hättest du mich doch mit deiner Theorie des ersten Besten früher bekannt gemacht, so würde ich mir alle diese Mühe nicht gegeben haben, um einer Grisette zu gefallen."

Eugen verließ mich, und ich bewunderte die Demoralisation des Jahrhunderts, in diesem braven Menschen unter den bravsten, den ich untröstlich sah, weil er nicht der Erste gewesen, der das Herz eines armen unschuldigen Mädchens aus dem Volke auf dem schlüpfrigen Pfade des Leichtsinns verführt hatte.

Am andern Morgen fand man den entzauberten Eugen beschäftigt — sein Parapluie zu verbrennen.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen besuchte uns unser alter Freund, König Georg, dem wir den Vorfall erzählten. Er tadelte unser Verfahren als höchst unvorsichtig; „Erstens, sagte er, hätte es euch das Leben kosten können, und dann ist Alles, was ihr gethan habt, doch vergeblich gewesen; denn da ihr das Fleisch nur in der Nähe verscharrtet, so waret ihr kaum hinweggegangen, als sie es wieder ausgruben und bis auf den letzten Bissen verzehrten." Ich überzeugte mich nachher, daß Dieß wirklich geschehen war, als ich die Grube untersuchte und sie leer fand. „Es ist eine alte Gewohnheit, fügte König Georg bei, die sich von ihren Vätern her schon auf sie vererbte: und es stand euch gar nicht zu, euch in Gebräuche zu mischen. Ich selbst habe dem Menschenfleisch nur aus Gefälligkeit gegen euch weiße Männer entsagt, aber ihr habt kein Recht, dieselbe Gefälligkeit auch von allen andern Häuptlingen zu fordern. Was für Strafen habt ihr in England gegen Diebe und entlaufene Diener oder Soldaten?" — „Wir ziehen sie vor Gericht, erwiderten wir, und strafen sie nach Urtheil und Recht mit Peitschenhieben oder dem Galgen." — „Dann, antwortete er, ist der einzige Unterschied zwischen unsern und euern Gesetzen nicht groß: ihr peitscht und hängt, wir erschießen und essen die Uebelthäter." Nachdem er uns diesen Verweis ertheilt hatte, wurde König Georg über den Kannibalismus seiner Landsleute sehr gesprächig; er erinnere sich der Zeit, sagte er, wo die ersten Schweine und Kartoffeln auf der Insel eingeführt worden seyen — eine Epoche, die für Neu-Seeland von höchster Wichtigkeit ist. — Er selbst, fügte er hinzu, sey im Innern des Landes geboren und erzogen worden, wo ihre frühere Nahrung nur aus Farrnkrautwurzeln und Kumera bestanden habe; Fische seyen ihnen etwas ganz Unbekanntes und das einzige Fleisch, das sie genossen, Menschenfleisch gewesen."

Indem wir hier unsre Auszüge aus Earle's Tagbuch beschließen, fügen wir nur noch seine Schilderung eines neuseeländischen Künstlers bei:

„Die Kunst zu Tatuiren ist auf Neuseeland zu einer Vollkommenheit gediehen, daß wir nie einen Wilden, dessen Haut tatuirt war, sehen konnten, ohne die kunstreiche Arbeit daran zu bewundern. Es schien uns gewissermaßen die Stelle der Kleidung zu vertreten. Wenn ein Häupling seine Matte auseinanderschlägt, scheint er so stolz darauf, die schönen Verzierungen seiner Haut augenfällig zu machen, als ein Hofherr, der das erste Mal in einem Kleide nach dem neuesten Geschmack erscheint. Die Tatuirung gehört wesentlich zu den Vorbereitungen zu einem Kriege. Der ganze Bezirk von Korroradika rüstete sich eben zum Kriege. Die Kanoes, Flinten, Kugeln und Schießpulver wurden mit jedem Tage vermehrt, und ein sehr geschickter Künstler, Narzens Aranghie, langte an, um die wichtige Arbeit an allen mächtigen Häupt-

lingen in der Nachbarschaft, Mann für Mann, vorzunehmen. Da die Kunst Aranghie's eine Wandnachbarin von der meinigen war, so besuchte ich ihn öfters in seinem Atelier und er that Dieß gleichfalls, so oft er nur einen Augenblick Zeit fand. Seine Landsleute betrachteten ihn als einen vollendeten Meister seiner Kunst, und Männer von höchstem Range und Ansehen pflegten weite Tagreisen zu machen, um ihre Haut seinen geschickten Händen zur Bearbeitung zu übergeben, und so hoch standen seine Zeichnungen im Werthe, daß viele derselben so gar noch nach dem Tode Derer, an denen er sie ausgeführt hatte, aufbewahrt wurden. Einer der Häuptlinge in unsrer Gegend hatte vor einiger Zeit einen berühmten Krieger, der von Aranghie tatuirt war, im Kampfe erlegt und schund sogleich auch die Schenkelhaut des Getödteten ab, mit der er seine Patrontasche überzog. Wirklich war ich auch über die Kühnheit und Genauigkeit erstaunt, mit der Aranghie seine Zeichnungen auf den Häuten ausführte; kein Lineal und kein Zirkel war im Stande Linien und Kreise in größerer Reinheit zu zeichnen, als er aus freier Hand. Aranghie ist aber auch so einzig in seiner Kunst, daß ein von ihm schön tatuirter Kopf eines Häuptlings in Neu-Seeland in so hohem Preise steht, als ein Porträt von Sir Thomas Lawrence in England. Es war wahrhaft erfreulich, zu sehen, welche Achtung diese Wilden gegen die schönen Künste hegten. Aranghie war bloß ein Kuki oder Sklave, schwang sich aber durch Geschicklichkeit und Fleiß zu einem der größten Männer des Landes auf, und da jeder Häuptling, den er tatuirt hatte, ihm jederzeit ein schönes Geschenk machte, so wurde er bald ein steinreicher Mann und war stets von so wichtigen Männern wie Pungo Pungo, Rukiruki, Kivikivi, Aranaghy Tuker u. s. w. umgeben. Unser Freund Schulitia (König Georg) schickte ihm alle Tage die ausgesuchtesten Gerichte von seinem eigenen Tische. Obgleich Aranghie so im vollen Sonnenglanze der Hofgunst stand, so wurde der Künstler, wie jeder wahrhafte Genius, keineswegs davon aufgebläht, und ließ sich herab fast alle Abende zu mir zu kommen und mit mir Thee zu trinken. Meine Zeichnungen entzückten ihn, vorzüglich als ich sein eigenes Porträt entwarf. Er kopirte so gut und schien dem geringen Unterricht, den ich ihm im Malen gab, mit solchem Interesse zu folgen, daß ich ihn, ginge ich von hier geraden Wegs wieder nach England zurück, sicherlich mitnehmen würde, da ich ihn für einen Menschen von großem Genie halte. Einer von den angesehenen Männern des Landes, die aus weiter Entfernung herkamen, um sich Aranghie's Operationen zu unterwerfen, war ein Mister Rukiruki — er that sich etwas zu gute darauf, sich stets Mister nennen zu lassen; er hatte vier seiner Weiber bei sich; sechs andere waren noch zu Hause gelassen worden; Vielweiberei ist in Neuseeland in vollem Umfange erlaubt. Eines von den Weibern dieses Mannes war ein kleines Mädchen von nicht mehr als zehn Jahren und erregte bei uns einiges Interesse, was der Häuptling kaum bemerkte, als er sehr eifrig darauf aus war, sie Einem von uns zu geben: er drang unaufhörlich in uns, sagte, sie sey eine Sklavin und wollte sie durchaus gegen eine Flinte vertauschen."

Die Bewohner Aegyptens.

Herr Lieder, Missionär der englischen Kirche, theilt über den religiösen und sittlichen Zustand der Bevölkerung Aegyptens im „Missionary-Register" folgenden Bericht mit:

Den Mahomedanern der Städte kann man im Ganzen mehr vertrauen als den Christen, und da sie die herrschende Partei ausmachen, so findet man auch minder knechtischen Sinn und weniger Neigung zu Betrug und Hinterlist bei ihnen. Man kann sie in Gelehrte, Kaufleute, Krämer, Handwerker und die dienende Klasse eintheilen. Die Bauern bestellen das Land und sind die Armseligsten, Vernachlässigtsten und Unwissendsten unter dem Volk.

Die Beduinen sind ein wohlgestalter, hagerer, hochgewachsener, gut aussehender Menschenschlag, der meist der besten Gesundheit genießt, und sich mit dem Wenigen begnügt, was die Kamels, Schaaf- und Ziegenheerden abwerfen. Bei ihrer nomadischen Lebensart wandern sie zu verschiedenen Zeiten des Jahres von Ort zu Ort, um Weide für ihre zahlreichen Heerden zu suchen. Freiheit ziehen sie selbst dem bequemsten Leben ohne dieselbe vor, und nur nach vielen Versuchen gelang es dem Pascha, eine große Anzahl von ihnen zu bewegen, sich in Dörfern anzusiedeln, das Land zu bebauen und ihm zum Theil als Gränzwächter zu dienen, wofür er ihnen eine Menge von Vorrechten zugestand, deren die übrigen Aegyptier sich nicht erfreuen. Sie haben den ächten arabischen Charakter unter sich erhalten.

Die verschiedenen christlichen Sekten führen verschiedene Lebensweisen. Die Kopten, oder der Ueberrest der alten Aegypter, betrachten sich fast ausschließend als die Schreiber und Rechnungsführer des Pascha. Sie sind dumm, treulos und schmutzig. Der Branntwein ist ihr Abgott, und selbst ihre Priester sind mehr oder minder dem Trunk ergeben.

Die Syrier, meist griechische Katholiken, sind Kaufleute, Rechnungsführer und Handwerker. Einige von ihnen verjehen hohe Aemter im Dienste des Pascha, und haben deßhalb großen Einfluß unter den verschiedenen christlichen Sekten. Sie sind im Ganzen von feinen Sitten, wollüstig, leichtsinnig, weniger treulos, aber desto verschlagener; — die Franzosen des Orients.

Die Griechen sind Künstler, Architekten, Krämer, Kaffeesieder und Handwerker. In ihren Sitten gleichen sie den Syriern; nur haben sie eine etwas bessere Erziehung.

Die Armenier sind die geachtetsten und wohlhabendsten unter den orientalischen Christen Aegyptens. Sie sind nebst den Juden die Banquiers des Landes; ernst, stolz, von feinen Sitten, aber, nicht minder als die Griechen, unnatürlichen Lastern ergeben.

Die Europäer, die sich aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und besonders aus Malta hierher gewendet haben, sind, leider muß man es sagen, was Sittlichkeit betrifft, der Abschaum und die Schande Europa's in Aegypten. Die Juden sind an Charakter und Lebensweise ganz dieselben, wie in Europa.

Von dem religiösen Zustand kann man sich von dem bereits Gesagten einen Begriff machen; die religiöse Eintheilung begreift zwei Klassen, Mahomedaner und Christen, Kopten, die Abkömmlinge und Repräsentanten der christlichen Urbevölkerung Aegyptens, rechnet man unter einer Einwohnerzahl von 4 bis 5 Millionen nur 200.000.

Die Mahomedaner des Landes haben sich von den Vorschriften des Korans eben so sehr entfernt, als die orientalischen Christen und die römischen Katholiken von dem wahren und reinen Evangelium; beide haben die Basis ihrer Religion verloren, und sich in einem Labyrinthe von Fabeln und Traditionen verirrt. Wahre Mahomedaner gibt es daher in Aegypten nicht. Die hier lebenden lassen sich in folgende Klassen theilen, nämlich erstens: in strenge Mahomedaner, die in der Furcht Gottes leben, so weit sie ihn aus den Vorschriften ihrer Religion kennen, die sie mit ausgezeichneter Strenge befolgen und sowohl hierin, als auch in Treue und Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel die Christen übertreffen. Ja es gibt einige wenige unter ihnen, deren exemplarischen Lebenswandel, möge sein Motiv übrigens seyn, welches es wolle, selbst der ächte Christ bewundert. Diese darf man jedoch nicht unter den Kaufleuten und Krämern suchen; auch unter den Bauern und Beduinen findet man deren, jedoch nur in sehr kleiner Anzahl. Zweitens: in unwissende und nachlässige Mahomedaner. Diese findet man meist unter den niedern Klassen der Städte, unter den

Bauern, Beduinen, Berbern und Nubiern. Sie sind meist ohne allen religiösen Unterricht, wissen kaum einige wenige Gebete und die erste Sura oder den Schlüssel des Korans auswendig, und verstehen selbst von diesen nicht einmal den Sinn der Worte. Sie halten sich an ihre Scheiks, ihre religiösen Führer, die Organe ihrer Religion, und wenn sie einige äußere Gebräuche beobachten, dann und wann ihre Gebete verrichten und ihre Scheiks ihnen auf dem Sterbebette einige Kapitel des Korans vorlesen, so glauben sie genug gethan zu haben, um ihren Theil der Freuden des Paradieses genießen zu können; „denn, sagen sie, Gott ist groß und gnädig." Sie schmeicheln, wenigstens dem Schein nach, einem Jeden und thun Alles für Mahomedaner, Juden oder Christen, wenn sie nur Geld zu verdienen wissen, um ihre Bedürfnisse befriedigen, oder ihr ärmliches Leben durch sinnliche Genüsse erheitern zu können. Drittens: in skeptische und abtrünnige Mahomedaner. Zu diesen gehören die höhern Klassen, als z. B. der Pascha selbst und die Gelehrten. Obschon diese, aus Furcht vor dem Volk, bei dem sie die Ceremonien ihrer Religion mit aller Strenge aufrecht halten, die äußern Gebräuche beobachten, so leben sie doch, öffentlich oder heimlich, in vollkommener Abtrünnigkeit. Ich bemerkte, daß viele der Berbern und Nubier, die nach Aegypten und besonders nach Kairo und Alexandria kommen, um in den Häusern der Europäer zu dienen, in ihrer Religion höchst skeptisch und nachlässig sind; ja ich hörte einige von ihnen sagen, daß sie sich sehr wenig um Mahomed und seine Religion, die ihnen mit dem Säbel aufgedrungen worden sey, kümmerten.

Die Mahomedaner erhalten den religiösen Unterricht in ihren Schulen; er besteht bei den niedern Klassen in nichts als dem Auswendiglernen einiger Gebete und der ersten Surá des Korans, einigen Sittensprüchen und den verschiedenen Stellungen des Körpers beim Gebet. Diesen Letztern wird alle nur mögliche Aufmerksamkeit gewidmet. Der Fatalismus ist unter der ersten und zweiten Klasse des Volks noch sehr herrschend. So nachtheilig dieses System auch in vieler Hinsicht für Moral und Religion seyn mag, so ist es doch erfreulich zu sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie während der ansteckendsten und verheerendsten Seuche nicht nur ihre Freunde, sondern auch alle ihre Glaubensgenossen überhaupt behandeln, während so viele Christen in solchen Fällen ihren Freunden lieblos den Rücken wenden und sie aus Mangel an geeigneter Pflege umkommen lassen. Was die Christen der ersten Jahrhunderte während des Ausbruchs ansteckender Krankheiten, mit ächt christlicher Liebe, zum Erstaunen der sie umgebenden Heiden thaten, das thun jetzt in gewisser Hinsicht die Mahomedaner vom Fatalismus getrieben.

Unter all den verschiedenen Sekten orientalischer Christen, als: Griechen, Armenier, Maroniten, griechische Katholiken, armenische Katholiken, römische Katholiken, Syrier und Kopten, haben wir noch nicht Einen wahrhaft Bekehrten getroffen. Man kann sie in drei Klassen theilen, nämlich: in Strenggläubige, Skeptiker und Ungläubige. Ich will mich bei diesen verschiedenen Sekten nicht aufhalten, sondern nur noch der Kopten gedenken, da diese den römischen Katholiken in Europa sehr ähnlich sind, mit dem Unterschied jedoch, daß sie auf einer niederern Bildungsstufe stehen und auch in religiösen Grundsätzen weniger unterrichtet sind. Die Kopten machen den größern Theil der Christen in Aegypten aus und leben, durch das ganze Land zerstreut, in Städten und Dörfern. Es gibt, mit wenigen Ausnahmen, keine Skeptiker unter ihnen, aber sie sind meist höchst abergläubisch, unwissend und nachlässig. Erziehung und besonders religiöse Erziehung findet man unter ihnen nicht, und deßhalb leben sie auch ohne alle religiösen Grundsätze. So wie man in Europa von den Juden sagt, daß es unter ihnen nicht für Sünde gehalten wird, einen Christen zu betrügen, so beschuldigt man auch im Oriente die Kopten, daß sie sich einen Betrug gegen Jemand, der nicht ihrer Sekte angehört, keineswegs als ein Vergehen anrechnen. Ich hörte einst einen Kopten sagen, daß, da sie die Urbesitzer von Aegypten wären, es keine Sünde sey, etwas von Dem, was man ihnen abgenommen habe, zurückzunehmen. Sie haben viel Aehnliches mit den Juden. Die Beschneidung, nicht nur des männlichen, sondern auch des weiblichen Geschlechts, ist bei ihnen noch üblich. Ihre Fasten überhaupt und besonders die von Aschermittwoch bis Ostern halten sie sehr streng. Viele würden lieber sterben, als etwas Verbotenes, oder irgend etwas essen, das in einem zu gewöhnlichen Speisen bestimmten Geschirr zubereitet wurde, und sind sie krank, so geben sie eher den Arzt auf, als daß sie irgend eine Vorschrift befolgten, die den Regeln ihrer Fasten entgegen wäre; Branntwein, den sie nicht kaufen, weil Jeder ihn selbst bereitet, ist jedoch zu allen Zeiten gestattet.

Einen Vorzug haben die Kopten vor andern orientalischen Christen darin, daß ihnen erlaubt ist, die heiligen Schriften zu lesen; doch haben bis jetzt nur sehr Wenige von diesem Vorrecht einigen Vortheil gezogen; denn welchen Nutzen kann das Lesen der heiligen Schrift mit einer Flasche Branntwein zur Seite gewähren? In ihren Schulen wird kein anderer religiöser Unterricht ertheilt, als daß man einige koptische Gebete, welche die Schüler nicht verstehen, einige Stellen der Schrift und die Namen der Feste auswendig lernen läßt.

Unter den übrigen christlichen Sekten fand ich fünf Frauen, die lesen konnten, und ich gab ihnen daher Bibeln, um auch die übrigen Frauen zum Lesen anzueifern; unter den Kopten aber fand ich auch nicht Eine. So wie die alten Heiden für jedes Bedürfniß eine eigene Gottheit hatten, so haben die Kopten zu gleichem Zweck einen Heiligen. St. Antonius z. B. ist der Patron der Fruchtbarkeit bei Menschen und Vieh; wünscht sich also ein Weib ein Kind, oder möchte ein Mann, daß seine Eselin ihm ein Fohlen brächte, so wendet man sich an den Heiligen. Der Patron des Nilwassers ist der Engel Gabriel. Jede Kirche steht unter dem Schutz eines eigenen Heiligen, vor dessen Bildniß Tag und Nacht ein Licht brennt. Wünscht Jemand die besondere Gunst eines Heiligen zu erlangen, so unterhält er Tag und Nacht eine brennende Kerze vor seinem Bild. Wird ein Kopte krank, so schickt er nach dem Priester, der dann mit den vier Evangelisten in der einen und mit einer Wage in der andern Hand erscheint. In die eine Wagschale legt er nun die vier Evangelisten, die im Manuscripte und folglich ziemlich schwer sind, in die andere aber ein Gefäß mit Wasser, und nun muß der Kranke eine dem Gewicht des Evangeliums entsprechende Menge Wasser trinken, um zu genesen.

Ihre Kirchen sind, gewissermaßen dem Zustand ihres Geistes und ihrer Religion angemessen, sehr finster. Der Gottesdienst besteht in dem Absingen einiger Psalmen und dem Lesen einiger Stellen des Evangeliums in arabischer Sprache; Predigten kennt man nicht; auch würden ihre Priester hiezu nicht fähig seyn. Die erste Ursache dieses traurigen Zustandes der koptischen Kirche ist die entsetzliche Unwissenheit ihrer Priester; und ihre Sitten, nebst den eigenen Ansichten, die sie vom Priesterstand haben, machen es gänzlich unmöglich, irgend etwas für ihre Umbildung zu thun.

Braucht man einen Priester, so wird ein Mann ausgewählt, der lesen kann und eine erträgliche Erziehung erhalten hat. Ist ein solcher gefunden, so reißt man ihn mit Gewalt aus seinem Haus oder Laden, prügelt ihn, wenn er sich widersetzt, auf die Straße hinaus und bringt ihn vor den Patriarchen; legt dieser dann seine Hände auf das Haupt des Mannes, so ist dieser von Stunde an gezwungen, Priester zu seyn. Ist er nun Priester, so hat er keine Zeit mehr, sich den Studien zu widmen, denn er ist ein Bettler, der, wenn ihn der Gottesdienst nicht beschäftigt, in den Häusern seiner Glaubensgenossen umher gehen muß, um Kleidung und Geld für sich und seine Familie zu betteln. Die gemeinen Priester sind meist verheirathet, bevor sie noch zum Priesterstand gewählt werden, und sterben ihre Weiber, so dürfen sie nicht zum zweitenmal heirathen. Ein gemeiner Priester kann, selbst wenn sein Weib noch lebt, den höhern Posten eines Kumus erhalten; stirbt sie aber, so kann er Bischof, aber nie Patriarch werden; denn für die höchsten und einflußreichsten Bisthümer und das Patriarchat werden nur Mönche gewählt, die nie verheirathet waren und aus einem der beiden Klöster der ägyptischen Wüste am rothen Meer kommen, Mar (Sankt) Antonius und Mar Boulos genannt, wo sie gewissermaßen erzogen worden. Auf dieselbe Weise, wie man die Priester preßt, werden auch die Patriarchen gewählt. Stirbt ein Patriarch, so wird ein anderer geeigneter Mann an seine Stelle ernannt, der jedoch gewöhnlich den erhaltenen Ruf ablehnt. Dann geht man zuweilen zum Pascha, dem man vorstellt, daß ein Patriarch fehle, und daß man einen gewählt habe, der aber nicht erscheinen wolle, worauf der Pascha einige Janitscharen ausschickt, um ihn einzufangen. Wird er gebracht, so weigert er sich noch immer die Stelle anzunehmen, und zuweilen muß er einige Tage in Ketten gelegt, wohl auch geprügelt werden, ehe er sich fügt; geschieht Dieß endlich, so wird er mit allen Ehrenbezeugungen in sein Patriarchat eingeführt und mit seiner hohen Würde bekleidet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 254. 10 September 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

Es war kurze Zeit nach meiner Ankunft in Indien, als sich in den nordwestlichen Theilen von Hindustan die Anzeichen einer großen Hungersnoth verspüren ließen. Es ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, daß die Reißernten größtentheils, wenn nicht gänzlich, von der Menge des Wassers abhängen, das während der Regenzeit fällt; so zwar, daß wenn die Regen sich nicht stromweise ergossen haben, ein Unglück, das zu gewissen Zeiten sich wiederholt, nicht bloß Theurung, sondern vollkommene Hungersnoth einreißt. Die Einwohner jener Gegenden, die von großen Flüssen, wie von dem Ganges und Cavery, durchströmt werden, können diese furchtbare Landplage allein durch künstliche Bewässerung von sich abwehren. Allein selbst in diesen Ländern kann man nur längs der Ufer der Ströme die dem Wachsthume des Reißes nöthige Feuchtigkeit erhalten; so daß nur ein sehr schmaler Streif grüner Saat bleibt, wenn man ihn mit der weitausgedehnten Ländeerstrecke vergleicht, die verdorrt und unfruchtbar liegt, wenn der Himmel ihr während der Regenzeit nicht reichliche Bewässerung gönnt.

Bombay ist fast der einzige Bezirk Indiens, wo man einer allgemeinen und völligen Sicherheit gegen diese Geißel genießt, weßhalb sich auch auf seinem Gebiete, im Verlaufe von wenigen Jahren, eine reiche und beträchtliche Bevölkerung zusammengezogen hat. So zählte die Präsidentschaft im Jahre 1812 mehr als hundert sechzig tausend Einwohner und zu gewissen Zeiten, wie bei den öffentlichen Festen oder großen Märkten, stieg diese Zahl auf mehr als zweimal hunderttausend Köpfe; als eine Merkwürdigkeit kann angeführt werden, daß es keinen Ort in der Welt gibt, wo die Lebensmittel wohlfeiler, mannichfaltiger und in größerem Ueberflusse vorhanden wären; obgleich alle Bodenerzeugnisse der Insel kaum hinreichen dürften, ihre gewöhnliche Bevölkerung länger als eine Woche zu ernähren. Es ist nicht nöthig, hierüber nähere Erörterungen anzustellen, allein die Vorfälle während der furchtbaren Hungersnoth, die in den Jahren 1812 und 1813 in Guzerat und den benachbarten Gegenden herrschte, machen einige Vorbemerkungen nöthig. Da die Produkte der Insel weit unter ihren Bedürfnissen stehen, so muß Bombay nothwendig, all sein Getreide von Außen kommen lassen, und die Getreidehändler bilden daher natürlich eine ansehnliche Klasse der Bevölkerung von Bombay. Ihren Reiß beziehen sie von der Küste von Malabar, ihr Getreide, ihren Mais und andere Kornfrüchte aus den höher gelegenen Mahrattengegenden. Es liegt im Interesse dieser Kaufleute, stets einen Fruchtvorrath in Händen zu haben, von dem die Bevölkerung länger als ein Jahr leben könnte, und im Jahre 1812 lag auf ihren Speichern Reiß für fünfzehn Monate aufgeschüttet, selbst für den Fall, daß in der Zwischenzeit keine neuen Einfuhren hätten anlangen können. Diese Verhältnisse brachten mehrere wichtige Fragen der politischen Oekonomie in Anregung.

In diesem Theile von Indien sind es die südwestlichen Passatwinde, die vom Monate Mai bis zum Monate September die Regenzeit herbeiführen; allein schon stand man in der Mitte Augusts, und noch war kein Regen gefallen, und die Güsse, die so verspätet hinter drein kamen, konnten die Reißernte nicht mehr retten; da außerdem noch von einem Einbruche der Heuschrecken im nördlichen Indien Gerüchte in Umlauf kamen, so begannen Leute, die sich darauf verstanden, eine Hungersnoth in Kotsch und Guzerat zu prophezeien. Bei solchen Gelegenheiten gibt es vielleicht kein Barometer, das in seinen Anzeichen zuverlässiger wäre, als das des Hungers, und bald erfuhr man, daß alle Schiffe, welche die Verbindung zwischen der Insel Bombay und dem Festlande unterhielten, sich mit halbverhungerten Menschen füllten, die von allen Seiten nach dieser kleinen Insel eilten, die, wie gesagt, kaum in Einem Jahre auf ihrer Bodenfläche den fünfzigsten Theil der zur Unterhaltung ihrer Bevölkerung nothwendigen Lebensbedürfnisse ernten konnte. *) Die Präsidentschaft Bombay erstreckt sich in einem Flächenraum von achtzehn Quadratmeilen bei einer Breite von zwei oder drei, so daß man, die gewöhnliche Bevölkerung als Durchschnittszahl genommen, ungefähr 9000 Einwohner auf jede Quadratmeile zählen kann; während man zur Zeit der Pest oder Hungersnoth in den benachbarten Ländern auf demselben Flächenraume 15,000 Seelen rechnen darf. Bombay selbst zählt 20,000

*) Die Bevölkerung, die damals auf Bombay lebte, bestand in folgenden Zahlen: Hindus 103,786, Muselmänner 27,811, Parsen, 13,156, Juden 781, eingeborne Christen 14,454 — Gesammtzahl der eingebornen Bevölkerung 159,998; europäische Residenten und Truppen 1700; indische Truppen, die von Engländern befehligt wurden 5060; die schwebende Bevölkerung von Kaufleuten 52,012; Fremde, die vor der Hungersnoth nach Bombay flüchteten 20,000 — im Ganzen 238,700 Seelen.

Häuser, und häufig findet man dort fünfzig, sechzig, ja sogar hundert Personen unter einem und demselben Dache wohnen; ich erinnere mich, daß man mir ein Gebäude zeigte, wo nicht weniger als dreihundert Personen aufeinander gepreßt hausten.

Im Fall einer bevorstehenden Hungersnoth weiß Niemand als ein Kornhändler so wunderbarlich genau voraus zu berechnen, wie weit die Nachfrage gehen wird. Im Jahre 1812 bemerkte man daher, daß der Preis des Getreides mit jeder Stunde, wo kein Regen fiel, stieg. Allein obgleich so der Preis in kurzer Zeit ungemein hoch stand, so blieb er doch noch weit unter den Preisen, mit denen man im Norden, zu Guzerat und überall, wo man die Hungersnoth als gewiß ansah, sich zum Kaufe drängte. Die Kornhändler von Bombay beeilten sich daher, ihren Reiß auszuführen. Diese Ausfuhr trieb aber zu Bombay den Preis noch mehr in die Höhe, während mit jedem Tage neue Schaaren ausgehungerter Hindus anlangten, und die Zahl der Konsumenten vermehrten.

Die Lage wurde immer bedenklicher und merkwürdiger. „Was ist zu thun, fragten einige Mitglieder der Regierung, in gerechter Bestürzung; „wollen wir plötzlich unsern Hafen schließen, um die Ausfuhr zu hindern, und da wir auf ein Jahr lang Vorräthe in Händen haben, auf jeden Fall, wenigstens für diese Zeit, unsre Existenz sichern? Es ist so ziemlich gewiß, daß noch vor Ablauf des Jahres aus Bengalen und andern Orten, wo die Ernte nie mißräth, neue Vorräthe anlangen. Der Preis der Getreidefrüchte wird jedenfalls auf dem Bazar von Bombay immer höher steigen, und das größte Elend entstehen, vorzüglich für die unglücklichen Fremden, die sich wie Meereswogen auf uns stürzen. Allein die eigene Erhaltung ist das erste Naturgesetz, und da wir Lebensmittel in Händen haben, so wird es nicht besser gethan seyn, sie zu behalten, indem wir uns der Gefahr preis geben, selbst nichts mehr zu haben, und uns dem reinen Zufall überlassen, daß vielleicht mehr eingeführt werden kann, als wir weggeben? Unser Getreide ist für die Gegenden, wo die Hungersnoth herrscht, kaum ein Mund voll und wir sollten uns dessen nicht berauben, mit der Gefahr eines sichern Todes zu sterben." — Andere Mitglieder des Konseils dagegen behaupteten, den Hafen von Bombay schließen, um die Ausfuhr zu hindern, sey gerade das Mittel, die so gefürchtete Landplage herbeizuziehen: „Wenn ihr den Hafen schließt," sagten sie, „so lehrt die Erfahrung, daß die Getreidefrüchte, augenblicklich bis zur Theurung einer Hungersnoth steigen werden, und da die Kornspeicher hiedurch der nahrungslosen Menge, die in der ziemlich wohl begründeten Hoffnung, hier Reichthum und Ueberfluß zu finden, herbeigeströmt ist, sich verschließen werden, so werden wir unsre neuen Gäste zu Tausenden unter uns dahin sterben sehen. Es hilft uns nicht im Mindesten, mit unserm Vorrath sparsam zu seyn; wir würden dennoch die ganze Bevölkerung kaum einige Monate lang ernähren können; denn wie sollte man, unter unsern eigenen Mitbürgern und den Fremden, die die Hungersnoth nach Bombay treibt, eine Ausscheidung treffen! Eben so vergeblich würde es seyn, öffentlich bekannt zu machen, daß auch bei uns Hungersnoth herrsche; die Einwohner der benachbarten Länder sind allzusehr von der Unerschöpflichkeit unserer Vorräthe überzeugt, als daß sie einer solchen Versicherung Glauben beimessen würden, und wir mögen sagen oder thun was wir wollen, sie werden immer Mittel und Wege finden, wie ein Schwarm wilder Vögel auf uns hereinzubrechen. Das einzige Mittel, einen Theil des Unglücks wieder gut zu machen, und im eigentlichen Sinn des Wortes unsern Einfluß und Popularität möglichst weit auszudehnen, indem wir uns gegen alle Einwohner Indiens ohne Unterschied wohlgesinnt und wohlthätig erweisen, besteht darin, muthig zu erklären, daß der Hafen von Bombay nach wie vor geöffnet bleiben wird. Laßt uns bekannt machen, daß die Getreidehändler, entstehe auch daraus was wolle, die Freiheit behalten werden, wie immer ihr Getreide auszuführen, wohin es ihnen gut dünkt. Zu gleicher Zeit aber wollen wir nichts versäumen, um unsre Noth in den Ländern, wo die Ernte glücklich war, bekannt werden zu lassen, eine übrigens fast unnöthige Vorsicht, da die Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden Hungersnoth schon bis in die entferntesten Länder der Halbinsel bekannt geworden ist und in diesem Augenblick wahrscheinlich Hunderte von Schiffen für diese Küste mit Getreide befrachtet werden. Da sich nun Bombay nahe der südlichen Gränze der von der Hungersnoth am meisten bedrängten Länder befindet, so wird jedes Schiff, das nach dem Golfe von Kambodscha und Kotsch unterwegs ist, durch unsern Hafen gehen, während man es durch einen unklugen Schritt der Legislatur zurückwiese. Unser Hafen ist so leicht zugänglich, so bequem, und die Tonnen-Gelder so gering, und vor allen Dingen liegt er so genau auf dem Wege der Schiffe, die nach den Ländern gehen, wo die Hungersnoth am meisten wüthet, daß die Kaufleute in der Erwägung, daß sie noch zwei hundert Meilen zu machen haben, bis sie dort ankommen, natürlicherweise lieber zu Bombay ihre Reise beendigen werden, wenn sie es mit Vortheil können, als eine neue und so entfernte Reise antreten. Laßt uns daher getrosten Muthes in ganz Indien bekannt machen, daß die freie Ausfuhr unsres Getreides keine Beschränkung erleiden wird."

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Fortsetzung.)

„Inzwischen harrte man des Königs mit der gespanntesten Erwartung und Ungeduld; aber erst gegen vier Uhr Nachmittags zeigte er sich vor einer seiner Hütten. Seine Ankunft wurde durch ein gesteigertes Getöse der Trommeln begrüßt, worauf er sich auf einem Stuhle zwischen dem Sitze der Königin und den Felatahs niederließ, und da er uns unter der Volksmenge erblickte, so lud er uns ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Neben und hinter ihm stand ein zahlreiches Gefolge, das eine Art Leibwache zu bilden schien. Einer davon trug zwei große Bündel Lanzen, deren Spitzen unter einer Art Kappe von glänzendem Messing verwahrt waren, und er selbst war mit einem Hut von Binsen- oder Grasgeflecht bedeckt, dessen Ränder zu beiden Seiten, wie zwei Schilde, bis auf den Boden hinabreichten und seinen ganzen Leib bedeckten. Andere hielten offene Bündel von Lanzen, Fächer, Pfeile und die

schon oben erwähnten großen arabischen Trompeten in den Händen. Niemand aber von Allen, die Theil an diesem Feste nahmen, schien so ganz von Vergnügen durchdrungen, als der König selbst, dessen Gesicht unaufhörlich ein heiteres Lächeln umspielte, indem er mit Worten und Gebärden den Tänzern und Sängern seine Zufriedenheit zu erkennen gab.

„Eine schon etwas ältliche Frau tanzte allein vor dem König und gewährte uns durch ihre sonderbaren Augenverdrehungen und komischen Körperwendungen ein höchst ergötzliches Schauspiel. Es war eine große, unbehülfliche, mehr einem Mann als einer Frau gleichsehende Figur, die sich so ernst und doch zugleich so leichtfertig anzustellen bemühte und mit so schelmischen, Liebe verheißenden Blicken nach ihrem Monarchen spielte und ihrem Körper eine so ganz von allen andern verschiedene Bewegung zu geben wußte, daß sie allgemeinen Beifall erntete. Sobald sie aber zu tanzen aufhörte, erhob sich der König und trat in den Kreis, um seine eigene Kunstfertigkeit zu zeigen. Jedermann stand sogleich auf; entweder aus Ehrfurcht, oder um seinen Beherrscher besser sehen und bewundern zu können. Der König bewegte sich mit einer vornehmen Steifheit, die uns nicht sonderlich anmuthvoll schien; aber das Volk wußte sich vor Bewunderung nicht zu lassen und gab seine Freude durch lautes Geschrei zu erkennen. Uns kam seine Tanzkunst bei weitem nicht so bezaubernd vor; denn obgleich von ausnehmend stattlicher Gestalt und im Reiten wie im Gehen von herrlicher Haltung, war der Fürst von Bussa doch keineswegs zum Tänzer geschaffen, so wenig auch gerade die Negertänze große Schmiegsamkeit des Körpers erforderten. Sein Fuß konnte an Größe mit dem eines Dromedars verglichen werden und seine Zehe war im Mindesten nicht „leicht und fantastisch." Als sein erster Tanz, der sich von dem des Volkes in Nichts unterschied, zu Ende war, begann der König einen zweiten, worin er den kurzen Galop eines Pferdes, das zum Kampfe geht, darzustellen versuchte. Wie abgeschmackt und lächerlich dieses Kunststück ausfiel, läßt sich denken; auch dauerte es nicht lange und der König entzog sich den Blicken der Zuschauer, indem er in eine seiner Hütten hineingalopirte, während ihm ein tausendstimmiges Geschrei der Bewunderung und des Beifalles folgte.

„Die Sonne neigte sich jetzt zum Untergang und sobald der König sich entfernt hatte, hörten für diesen Abend Tanz und Gesang auf; dennoch blieb das Volk geduldig beisammen, um die Rückkehr des Fürsten zu erwarten. Diese erfolgte auch bald darauf und der König erschien mit einem Knaben zur Seite, der zwei Kalabaschen voll Kauris trug, die unter das Volk vertheilt zu werden bestimmt waren. Zuerst aber wurden alle Sänger und Musikanten, die soviel zur Belustigung des Tages beigetragen hatten, jeder mit einer guten Handvoll gelohnt; auch die alte Frau, an deren wunderlichen Sprüngen wir uns so ergötzt hatten, wurde nicht vergessen und erhielt zwei Händevoll der Muschelmünze. Hierauf warf er die übrigen Kauris eigenhändig unter das Volk aus, das darüber mit einer solchen Hast und Gier herfiel, daß ein Getümmel, eine Verwirrung sondergleichen entstand. Aeltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Freunde und Fremde kollerten über und unter einander, während die Hände in einen Knäuel verschlungen auf dem Boden umherwühlten und mehr Stöße und Püffe als Kauris ausgetheilt und erhalten wurden. Dieser tolle Wirrwarr dauerte ungefähr zehn Minuten, worauf das Volk vor der Wohnung des Königs aufzubrechen sich anschickte. Allein der Monarch wollte wie es schien, seine geliebten Unterthanen nicht auseinander gehen lassen, ohne ihnen zu guter Letzt noch eine kleine Unterhaltung zu machen und tanzte eben so steif und gezwungen, als die beiden ersten Male, die halbe Rennbahn auf und ab, eine Huld, über die das Volk vor Freuden fast außer sich gerieth. Der Lärm und das Geschrei wollte kein Ende mehr nehmen und erst spät in der Nacht stellte sich endlich die Stille her und das Volk verlief sich nach seinen Wohnungen. Dieß war der letzte von den Festtagen und somit wurden denn auch die öffentlichen Belustigungen geschlossen." *)

*) Die Lander vernahmen später, daß der König von Uouen, ungeachtet seines hohen Alters für einen der besten Tänzer des Landes, von Bussa bis an's Meer, gelte und den Tanz, als eine seiner Lieblingsunterhaltungen, jeden Freitag, mit der Munterkeit eines jungen Menschen treibe. Wahrscheinlich waren sie auch deßhalb so dringend eingeladen worden, die Feiertage bei ihm zuzubringen, um sie seine Geschicklichkeit bewundern zu lassen.

(Schluß folgt.)

Walter Scott

(Mit dessen Porträt.)

In „Peter's Letters to his Kinsfolk" (Peter's Briefe an seine Verwandtschaft) wird von Walter Scott folgendes Bild entworfen, das in dem Augenblicke, wo dieser große Genius sich seinem Erlöschen naht, ein doppeltes Interesse gewinnt: „Ich wurde Walter Scott in seiner Bibliothek vorgestellt. Man kann sich nichts Liebevolleres denken, als die Art, wie er mich empfing, und so einfach und anspruchslos war sein Benehmen, daß ich ganz überrascht war, im Verlaufe von wenigen Minuten mich in der Gesellschaft eines Mannes, dem ich mich mit ganz andern Gefühlen genähert hatte, als ein Mensch von meinem Alter und meiner Erfahrung gegen gewöhnliche Fremde empfindet, ganz wie zu Hause fand. Es war große Tischgesellschaft, denn das Haus war voll Gäste, und rings um mich her war Alles in der anmuthigsten und heitersten Unterhaltung begriffen; allein man wird sich nicht wundern, wenn ich wenig Zeit fand, auf etwas Anderes zu sehen und zu hören, als auf meinen Wirth. Was zuvörderst seine Person betrifft, so war sie für mich völlig neu, obgleich ich einige Dutzend Abbildungen Walter Scotts gesehen haben mußte, bevor ich nach Schottland kam. Nie wurde vielleicht noch ein Gesicht von den Porträtmalern mit strengerer Genauigkeit behandelt, und doch muß ich gestehen, daß seine Physiognomie von der Art ist, daß sie kaum in das Gebiet ihrer Kunst fällt. Nie sah ich ein Gesicht, das in mir eine Täuschung weniger zerstörte, als ich mit ihm ganz bekannt wurde, und doch sah ich auf den ersten Blick, nur die schlechten Kupferstiche ausgenommen, weniger, als ich erwartet hatte; auch glaube ich gern, daß Wer ihn mit uneingeweihten, schädelunkundigen Augen betrachtet, von einem Gefühle ergriffen werden muß, das wenig von völliger Enttäuschung verschieden ist. Nicht als ob in irgend einem Theile seines Gesichts ein Mangel an Ausdruck wäre; allein der Ausdruck der besonders vorherrscht, ist nicht von der Art, wie ihn Jemand, der Scott nur aus seinen Werken kennt, würde erwartet haben. Alle seine Züge sprechen jede Art der Verstandesschärfe und der Beurtheilungskraft aus, so wie die höchste Kraft und Entschiedenheit des Charakters. Er lächelt häufig und nie sah ich ein Lächeln, das so beredt die Vereinigung einer derben guten Laune und der schärfsten Auffassung des Lächerlichen ausdrückte; allein alles Dieß würde kaum hinreichen, Jemand mit des Dichters Physiognomie zufrieden zu stellen. Selbst äußerst mäßig — wozu ihn seine Kränklichkeit zwingt — ließ er seine Weine schneller herumgeben, als mir lieb war; allein ich kann versichern, daß wir Alle zu gut beschäftigt waren, um unsere Becher genau zu messen. Indeß darf man nicht denken, daß Walter Scott in der Unterhaltung einen gewissen Glanz zu entwickeln oder die Leitung des Gespräches zu führen versuchte. Im Gegentheil schien Jedermann um so mehr zu

sprechen, als er hier war, um zu hören; und seine Gegenwart reichte hin, Jedermann zum Entzücken gut sprechen zu machen; als hätte irgend ein herrlicher Meister alle Saiten gestimmt. Uebrigens ist seine Unterhaltung größtentheils von der Art, daß Jedermann ein wenig darein reden kann, obgleich ich noch Niemand traf, der sich in dieser Gabe mit ihm messen könnte. Nie schien ihm auch nur einen Augenblick der Vorrath von Dem auszugehen, was seine Haupteigenthümlichkeit und seinen Hauptreiz ausmacht — nämlich die schärfste Auffassung, das treueste Gedächtniß, und die glanzvollste Einbildungskraft, da er sein geschäftiges Leben hindurch darauf ausging, seinen Geist mit einem Schatz individueller Züge und Anekdoten, ernster und komischer, individueller und nationaler Art, zu füllen, so daß wahrscheinlich kein Mann von origineller Kraft noch einen solchen Reichthum davon besaß, um damit seinem schöpferischen Genius dienstbereit an die Hand zu gehen. Nicht wenig war ich auch über seine Reiterfertigkeit erstaunt; ungeachtet seines lahmen Fußes bändigt er sein Roß mit vollendeter Meisterhaftigkeit und scheint im Sattel so gut zu Hause, als es nur irgend Einer seiner Wildfang reitenden Deloraines oder Lochinvars. Auch verräth sein ganzer Körperbau die tüchtigste Mannskraft, und die Breite und Gedrungenheit seiner eisernen Muskeln scheint ganz ein Abguß jener Formen der alten Wats von Harden."

Bemerkungen über den industriellen und kommerziellen Verkehr verschiedener Länder, während des Jahres 1831.

England. In den Häfen der drei Königreiche liefen während des Jahres 1831 folgende Schiffe ein: 14,488 aus dem Auslande und den britischen Kolonien kommende englische Schiffe mit 2,367,522 Tonnen und 151,637 Mann Besatzung; 6,085 fremde Schiffe mit 874,605 Tonnen und 47,455 Mann Besatzung.

Aus den nämlichen Häfen liefen aus: 15,791 englische Schiffe mit 2,300,731 Tonnen und 152,004 Mann Besatzung; 5,927 fremde Schiffe mit 896,051 Tonnen und 47,009 Mann Besatzung. Die lebhaftesten Verbindungen wurden mit den englisch-amerikanischen Kolonien, Rußland, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, Preußen, Deutschland und Frankreich unterhalten. Aus Frankreich kamen: 1,512 englische Schiffe, mit 97,057 Tonnen und 9,450 Mann Besatzung. 975 Schiffe, sowohl französische als andere, mit 75,159 Tonnen, und 7,747 Mann Besatzung.

Die dem Haus der Gemeinen kürzlich vorgelegten Papiere beweisen, daß im Jahre 1831 vom vereinigten Königreich an gewebter und gesponnener Baumwolle ein- und wieder ausgeführt wurde: An Wolle und Baumwolle:

Einfuhr 288,709,455 Pfund; Ausfuhr 22,508,555 Pfund.

Werth der gewebten Baumwolle: 55,905,108 Pf. St.

Werth der ausgeführten gesponnenen Baumwolle 5,674,616 Pf. St.

Der Werth der gedruckten Kattune ist in obiger Zahl mit 11,456,925 Pf. St. begriffen.

Schweden. Aus Stockholm wurden in den Jahren 1830 und 1831 ausgeführt:

Jahr	Menge	Einheit	Ware
1830	220,547	Schiffpfund (153 Kilogramme oder 3 Ctnr.)	Eisen in Barren
	15,857	—	verarbeit. Eisen
	6,692	—	Stahl
	5,768	—	Kupfer.
1831	248,643	Schiffpfund	Eisen in Barren
	18,755	—	verarbeitetes Eisen
	7,728	—	Stahl
	4,112	—	Kupfer.

Diese Ausfuhr war größtentheils für Rechnung der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Englands, Portugals und der Hansestädte.

Im Jahre 1830 war der Durchschnittspreis des Eisens an Bord geliefert, 27 Fr. 20 Cent. für 100 Kilogramme; im Jahre 1831 fiel er bis auf 25 Fr. 89 Cent.

Die Schifffahrt des Hafens von Gothenburg mit dem Auslande, während des Jahres 1831 zeigt folgende Resultate: Eingelaufen: 342 Schiffe mit 50,648 Tonnen; ausgelaufen, 506 Schiffe mit 55,329 Tonnen. Die bei dieser Schifffahrt hauptsächlich betheiligten Staaten sind: England, die Vereinigten Staaten, die Hansestädte, Dänemark, die Niederlande und Frankreich; der Handel von Gothenburg mit Frankreich im Jahre 1831 wird auf 121,900 Fr. geschätzt, an Einfuhr von Branntwein, Früchten, Salz, Zucker und Weinen; und auf 99,600 Fr. an Ausfuhr von Holz, Kupfer, Eisen und Stahl.

Dänemark. Während des Jahres 1831 haben 12,986 Schiffe den Sund passirt; 6,480 kamen aus der Nordsee, von denen 5,054 beladen waren; 6,506 kamen aus dem baltischen Meere, und unter diesen 6,521 mit Ladung. Von diesen Schiffen war die größere Anzahl englische und schwedische; 56 französische Schiffe, worunter 19 beladene, gingen aus der Nordsee kommend, durch den Sund. Eine gleiche Anzahl, sämmtlich beladen, kam aus dem baltischen Meer. Unter den bei ihrer Durchfahrt durch den Sund signalisirten Schiffen befanden sich 242, von denen 184 beladen waren, die aus Frankreich kamen; und 214, worunter 215 mit Ladung, waren dorthin bestimmt.

Belgien. Während des Jahres 1831 kamen nach Antwerpen 588 fremde Schiffe mit 51,849 Tonnen; 240 Schiffe mit 52,458 Tonnen liefen von dort aus. Die bei dieser Schifffahrt vorzüglich betheiligten Staaten sind: England, Schweden, die Vereinigten Staaten, Rußland, Brasilien und Frankreich. Zum Handelsverkehre mit diesem letzteren wurden verwendet 26 einlaufende Schiffe mit 2,518 Tonnen, worunter 15 mit 1113 Tonnen, die unter französischer Flagge segelten. Ausgelaufen sind, 28 Schiffe mit 3,012 Tonnen, worunter 14 mit 1,545 Tonnen unter französischer Flagge. Antwerpen hat während des nämlichen Jahres für 46,887,400 Fr. an Waaren eingeführt, worunter vorzüglich Kaffee, Zucker, Häute, Getreide, Farbwaaren, Tabak, Potasche, Baumwolle und Holz. Die Einfuhr von Frankreich nach Antwerpen wird auf 2,281,500 Fr. angeschlagen, worunter für 580,800 Fr. Wein und Branntwein, 584,500 Fr. Zucker, 502,100 Fr. Häute, 262,000 Fr. Potasche, 146,500 Droguerien, 115,900 Fr. Früchte, 75,200 Fr. Kaffee, 65,109 Fr. Oel, und für das Uebrige Gewürze, Thee, Farbwaaren u. s. w.

Ueber die Ausfuhr Antwerpens hat man keine Nachweisungen. 585 fremde Schiffe mit 65,555 Tonnen liefen im Jahre 1831 in Ostende ein, und 675 Schiffe mit 50,679 Tonnen aus. England, Schweden, die Vereinigten Staaten und Frankreich unterhielten den belebtesten Handel mit Ostende. 41 Schiffe mit 5,451 Tonnen kamen aus Frankreich nach Ostende, und 15 von diesen, mit 885 Tonnen unter französischer Flagge. 59 Schiffe mit 5,160 Tonnen wurden von Ostende nach Frankreich abgefertigt; 31 von diesen mit einer Ladung von ungefähr 2,594 Tonnen unter französischer Flagge. Die Einfuhr dieses Hafens im Jahr 1831 wird auf 56,296,500 Fr. und die Ausfuhr auf 10,189,500 Fr. angegeben. Unter den eingeführten Artikeln bemerkt man hauptsächlich Schnittwaaren, Tabak, Zucker, Indigo, Kaffee, Baumwolle, Wolle, Salz, Farbehölzer, rohe Häute und Elephantenzähne. Die vorzüglichen Ausfuhrartikel sind: Rinden, Lein, Leinewand, Indigo, Elephantenzähne und Farbehölzer.

Hansestädte. Die Einfuhr französischer Weine in Hamburg betrug in den Jahren 1830 und 1831.

		1830.	1831.
Bordeaux Weine	Barriques	20,864	15,517
	Piecen	888	1,050
Champagner u. Burgunder,	Barrique	1,400	1,849
Languedoc, Beaune u. s. w.	—	4,309	5,096

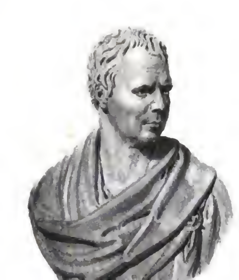
Während dieser zwei Jahre wurden ungefähr 4000 Barriques, Kisten oder Piecen französischer Weine von Hamburg aus nach Holstein, Meklenburg, Hannover und das Innere Deutschland versendet.

Nach Bremen wurden im Jahre 1831 aus Frankreich folgende Weine versendet: Bordeaux 10,815 Barriques und 58 Piecen; Marseiller Weine, 4,247 Barriques; Languedoc, 4,217 Piecen und Bearn Weine 146 Barriques, also bedeutend weniger als in frühern Jahren. Bremen versendet jährlich 12 bis 15,000 Barriques französische Weine nach dem Kurfürstenthum Hessen, Hannover und ins Innere von Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage; Das Porträt von Walter Scott.)



Die finanziel

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 255. 11 September 1832.

Die finanzielle Reform in England.

Wir theilen hier aus dem „Monthly Magazine“ einen unter obigem Titel erschienenen Aufsatz mit, der in mancher Beziehung merkwürdig ist. Fürs Erste zeigt er deutlich, warum die Aristokratie sich der Reform mit so groser Hartnäckigkeit widersetzte, zweitens, wie unendlich schwer die aus den Revolutionskriegen sich herschreibenden Schulden auf dem Lande lasten, und endlich, zu welchen beinahe revolutionären Mitteln die Reformer entschlossen sind. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Reformen in England erst begonnen, daß erst die Theorie der Reform so zu sagen festgesetzt, und das Praktische derselben erst erkämpft werden muß, so daß es sehr die Frage ist, ob nicht schon im nächsten Jahre andere Minister ans Ruder kommen, welche, gedrängt durch das demokratische Element, viel weiter gehen müssen, als ihre Vorgänger, die alle noch der Aristokratie angehören, und zum Theil sehr entschiedene Aristokraten, und nicht gerade im besten Sinne des Wortes sind. Der Leser mag selbst urtheilen, ob die jetzigen Minister mit ihrer Schüchternheit gegenüber den eingewurzelten Mißbräuchen auch nur den zehnten Theil dessen ins Werk zu setzen geneigt seyn können, was in den nachstehenden Blättern gefordert wird. Bemerkenswerth ist noch, daß dieser Artikel in einem Journal ans Licht tritt, das von dem Dichter Edward Littow Bulwer Esq., dem Bruder des Parlamentsmitgliedes gleichen Namens, redigirt wird.

„Wir theilen die Freude, welche das Land über die glückliche Beendigung des grosen Werkes der Reform fühlt, und wir wünschen, daß ein neues System nicht bloß dem Worte, sondern der That und der Wahrheit nach eingeführt werde; darum wollen wir unsern Lesern neue Ansichten über die finanziellen Angelegenheiten des britischen Reichs eröffnen. Die Abschaffung des Systemes der Flecken und die Ausdehnung des Wahlrechts sind nur die Schatten einer Reform. Das Wesen dieser glorreichen Maßregel besteht in der Verminderung der Nationalschuld, in der Verringerung unseres ungeheuern Marine- und Militär-Wesens, in der Abschaffung der Korngesetze, und aller ungerechter Beschränkungen, welche auf unserm Handel liegen, endlich in einer gerechtern Vertheilung der Lasten der Nation durch eine Auflage auf das Grundeigenthum. Erwägen wir zuerst die Nationalschuld. Der Druck dieser bergähnlichen Last, welche die Kraftentwicklung der Nation niederhält, kann in einer einzigen Session eines kraftvollen reformirten Parlaments beträchtlich erleichtert werden, und zwar nicht durch ungerechte und unredliche Mittel, sondern durch eine kluge Verwendung des Nationaleigenthums, von welchem ungeheure Massen jeden Augenblick in Umlauf gesetzt werden können. Manche Leser werden erschrecken bei den Vorschlägen, die wir hier machen; aber dieselben Personen würden vor zwei Jahren bei dem bloßen Gedanken, 56 Wahlflecken mit einem Schlage zu vernichten, in ein Gelächter ausgebrochen seyn.

Zuerst bieten sich die Kronländereien dar. Diese sind längst von den Königen Großbritanniens gegen eine jährliche Civilliste aufgegeben, und seit einem Jahrhunderte von den verschiedenen Ministerparteien auf eine so unverantwortliche Weise vertheilt und geplündert worden, daß man noch jetzt jeden noch lebenden Premierminister, welcher das Recht Pachtungen zu bewilligen in Anspruch nahm, vor dem Parlament anklagen könnte. Die Kronländereien sollten alle verkauft und das Departement der Forsten und Wälder abgeschafft werden. Ihr Werth beträgt erwiesener Maßen über 17 Millionen.

Ferner schlagen wir vor, alle Korporationen der Königreiche Großbritannien und Irland abzuschaffen; diese Korporationen wurden errichtet, um die jungen Städte gegen die Angriffe von Räubern und benachbarten Baronen zu schützen. Dieser Zustand der Gesellschaft ist vorüber; diese Korporationen sind entartet, zu einer Wahldienstmannschaft für den boroughmäklerischen Adel herabgesunken, und allenthalben betrachtet sie das Volk als verhaßte Unterdrücker. Ihr Eigenthum sollte jetzt ohne Unterschied zur Ablösung der Nationalschuld verkauft, und alle ihre Vorrechte, Zölle und Einkünfte abgeschafft werden. Eine Polizei unter der Leitung von Kommissarien, welche von den Hauseigenthümern gewählt werden, ist die einzige Regierungsweise, welche in unserer Zeit für die verschiedenen Städte des Königreichs nothwendig ist. Der Verkauf des Eigenthums aller dieser Korporationen Englands, Schottlands und Irlands, mit Einschluß des bodenlosen Abgrundes von Mißbräuchen, jener Besitzungen der City und der Korporationen von London kann wohl 106 Millionen Pfund abwerfen.

Die Kirche sollte jetzt das Eigenthum der Armen aufgeben: die ursprüngliche Vertheilung des Zehnten in drei Theile ist von Allen anerkannt, welche mit der alten Kirchengeschichte bekannt sind, Ein Drittheil der Kircheneinkünfte war das unzweifelhafte Eigenthum der Armen, und Rückgabe dieses dritten Theiles sollte daher jetzt statt finden. Wegen den Kosten der Verwaltung ist es passender den Betrag zur unmittelbaren Abzahlung der Nationalschuld zu verwenden, da das Publikum fortwährend die Armen durch die

Armentare unterstützt. Das ganze Besitzthum der Kirche an Zehnten und Landeigenthum hat einen Kapitalwerth von 178,450,000 Pf. St. und die ausgedehnten Pachtungen, welche demnächst an das Bisthum London zurückfallen, bringen den Betrag auf 180 Millionen; ein Drittheil hievon, nämlich 60 Millionen Pf. ist deßhalb die Summe, welche der Staat völlig berechtigt ist, von der Kirche zu verlangen.

Sodann schlagen wir den alsbaldigen Verkauf der verfallenen Mildthätigkeitsanstalten vor. Der Bericht der Parlamentskommissäre deckt eine unglaubliche Masse von Unterschleifen auf, und eine unermeßliche Menge von Eigenthum, das in die Hände unrechtmäßiger Besitzer übergegangen ist. Ein reformirtes Parlament kann, wenn es kraftvoll nach diesem Berichte verfährt, zur Abzahlung der Nationalschuld eine Summe von 25 Millionen erlangen. Das Greenwich-Hospital kann mit Vortheil abgeschafft werden. Diese Anstalt ist jetzt kein Hospital für verstümmelte Seeleute, sondern für ministerielle Kreaturen. Auf seinem Landeigenthume lasten 30,000 Pf. Verwaltungskosten für ganze Schaaren übermäßig bezahlter Kommissäre, Aufseher, Einnehmer, u. dgl. Es erhält den Sold aller Deserteure und verstorbenen Seeleute, nebst einem jährlichen Zuschusse von 250,000 Pf., die von dem Parlament verwilligt sind. Die wahren aus diesem ungeheuren Einkommen hervorgehenden Vortheile sind ungemein gering; jeder in dem Hospital selbst unterhaltene Pensionär kostet 200 Pf. St. Die Renten des dem Hospital gehörenden Landeigenthums betragen 110,000 Pf. jährlich, und sind weit unter ihrem Werthe verpachtet. Würde der Pacht an die Meistbietenden gegeben, so würde man 150,000 Pf. erhalten. Denn die Ländereien sind im höchsten Grade kultivirt und haben die günstigste Lage. Ausgedehnte Strecken wüsten Landes enthalten reiche Blei- und Kohlen-Minen. Verkauft man alles dieß Eigenthum, so wird man ganzer Schaaren ministerieller Kreaturen los; man würde die Lage der Pensionäre verbessern, und eine große Summe für die Bezahlung der Nationalschuld erhalten, eine Summe, welche, die Gebäude und den Park von Greenwich mit eingerechnet, 20 Millionen betrüge. Chelsea-Hospital ist eine andere Nationallast, welcher man sich entledigen sollte. Wir zahlen jährlich 1,325,000 Pf. St. für diese Anstalt in der Nachbarschaft einer schon übervölkerten Hauptstadt, während man die Pensionäre, welche meist irische und schottische Soldaten sind, in ihre Heimath entlassen sollte; dann würde diese ungeheure jährlich bewilligte Summe vertheilt und in den entferntesten und ärmsten Distrikten des Landes ausgegeben, und nicht in London, welches schon eine allzugroße Masse von Staatseinkommen verschlingt. Durch die Aufhebung des Chelsea-Hospitals und die Entlassung der Pensionäre mit ihrer vollen Pension in die Heimath könnte vielleicht die Hälfte der jährlich bewilligten Summe erspart werden, denn die Anstalt ist mit Sinekuristen und unnützen Beamten vollgepfropft, und der Verkauf der Häuser und des dazu gehörigen Grundes und Bodens würde eine starke Summe abwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Schluß.)

Es war den Reisenden nicht vergönnt, nach einem so geräuschvollen Tage lange der Ruhe zu genießen. Gegen zehn Uhr in der Nacht wurden sie durch ein jammervolles Geschrei und ein furchtbar rasselndes und schmetterndes Getöse, das die Nacht noch schrecklicher machte, aus dem ersten Schlummer geweckt. Bevor sie sich noch von ihrer Ueberraschung erholt hatten, stürzte ihr Diener, der alte Pascoe, athemlos herein und berichtete mit zitternder Stimme, „daß die Sonne den Mond durch den Himmel schleife." Nur halb angekleidet eilten sie aus ihrer Hütte, um zu sehen, was der arme, vor Furcht halbverrückte Mensch meine, und fanden, daß der Mond ganz verfinstert war. „In unserm Hofe, erzählt Lander, hatte sich eine Menge Volks zusammengedrängt, das in der höchsten Todesangst jeden Augenblick dem Ende der Welt entgegensah. Es wurde uns gesagt, daß die mohamedanischen Priester, die sich in Bussa aufhalten, dem Könige und den Bewohnern die Meinung beigebracht, die Verfinsterung des Mondes sey eine Folge seines Ungehorsams gegen die Sonne. Schon langeher, versicherten sie, sey der Mond unzufrieden mit dem Wege, den er nächtlicher Weile am Himmel machen müsse, da derselbe mit Disteln und Dornen bewachsen und höchst beschwerlich zu gehen sey; diesen Abend habe er nun einen günstigen Augenblick erlauert und sey auf die Bahn der Sonne hinüber gelaufen; jedoch auf diesem Wege nicht lange aufwärts gestiegen als er von der Sonne bemerkt worden, die voll Aergers ihm nachgelaufen, ihn bei den Haaren gefaßt, auf seinen alten Weg zurückgeschleppt und nun zur Strafe in Finsterniß verhüllt und der Erde zu leuchten verboten habe. Dieses Mährchen wurde von dem König, der Königin und dem größten Theil ihres Volkes mit aller Gläubigkeit hingenommen und der höllenmäßige Lärm, der noch immer fortwährte und mit der größten Heftigkeit erneuert wurde, war deßhalb angestellt worden, um die Sonne wegzuschrecken und den Mond nach wie vor leuchten zu lassen. Während man uns diese tiefsinnigen astronomischen Hypothesen mittheilte, kam ein Bote von dem Könige, der uns zu sich entbieten ließ. Wir schloffen daher vollends in unsre Kleider und folgten dem Manne nach der Wohnung des Königs, von welcher der größte Lärm uns entgegen schallte. Der König und seine Gemahlin saßen auf dem Boden; ihr gewöhnlicher Frohsinn war durch Angst und Schrecken verscheucht und beide zitterten an allen Gliedern. Gleich allen ihren Unterthanen waren sie nur halbangekleidet, und getrauten sich kaum die verstörten Blicke nach dem Himmel aufzuschlagen, wo das Schreckliche vorging. Es gelang uns bald, ihre Furcht zu vermindern und der König sagte uns dann, daß er und seine ältesten Unterthanen sich nur einer einzigen ähnlichen Verfinsterung des Mondes zu erinnern wüßten; dieselbe habe sich zur Zeit ereignet, wo die Felatahs ins Land gekommen; und so seyen ihnen durch jene Erscheinung alle Kriege und Trübsale, die später erfolgten, vorausverkündigt worden.

Wir setzten uns dem König und der Königin gegenüber, so

daß wir sowohl ihn als die Leute umher im Auge behielten und Alles, was vorging, bemerken konnten. Wenn das königliche Paar vor Schrecken bebte, weil der Mond verfinstert war, so bemeisterte sich unsrer ein ähnliches Gefühl, wenn wir wenige Schritte von uns die wilden Gebärden der Neger sahen und ihr furchtbares Mark und Bein durchdringendes Geschrei vernahmen. Vor dem Hause des Königs stehen nämlich einige prachtvolle Baumwollenbäume, um die herum die Erde vom Gras gesäubert worden war, um die Belustigungen des vergangenen Tages darauf zu feiern. Hier hatte sich das erschrockene Volk versammelt, mit allen Instrumenten versehen, mit denen man einen Lärm hervorbringen konnte und die in der Stadt aufzutreiben waren. Alle hatten einen großen dreifachen Ring gebildet und rannten nun in Einem fort mit erstaunlicher Schnelligkeit im Kreise herum, indem sie dazu aus allen Leibeskräften schrieen und heulten; zugleich warfen sie die Köpfe hin und her, krümmten sich in den furchtbarsten krampfhaften Windungen, sprangen hoch in die Luft, stampften mit den Füßen die Erde und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Kleine Knaben und Mädchen rannten außer dem Kreise hin und her, schlugen leere Kalabaschen aneinander, indem sie dazu weinten. Eine Gruppe von Männern blies auf Trompeten, denen sie die herzbrechendsten Töne abquälte; andere schlugen auf alten Tremmeln herum oder stießen in Büffelhörner und die Pausen füllte der Schall eines eisernen Rohres aus, der mißtöniger als alles Uebrige von Kettengerassel begleitet wurde. Das dämmernde Licht, das der nun ganz verfinsterte Mond noch übrig ließ, reichte eben noch hin, die einzelnen Gruppen unterscheiden zu lassen und vermehrte noch das Grauenvolle dieser Scene. Wenn ein Europäer plötzlich unter dieß vor Schrecken halb wahnsinnige Volk versetzt worden wäre, so würde er sicherlich eine Legion Dämonen zu sehen geglaubt haben, die über einen gefallenen Engel ihren Jubel feierten; so gespenstig, wild und furchtbar war der Anblick dieser tanzenden Gruppen und der Lärm, den sie verursachten. Glücklicherweise hatten wir einen Kalender zur Hand, in dem die Mondesfinsterniß angegeben stand; und ob wir gleich vergessen hatten, sie dem Könige vorauszusagen, so konnten wir ihm doch jetzt genau bestimmen, wann sie zu Ende seyn würde. Dieß verminderte einigermaßen ihre Furcht und trug wahrscheinlich nicht wenig bei, uns in Ansehen zu setzen. „Ach, sagte der König, diese Nacht wird Kummer und Geschrei seyn von Uenon bis Yauri. Das Volk wird Niemand haben, der es tröstet und sie werden sich einbilden, diese Finsterniß sey der Vorbote irgend eines furchtbaren Unglückes und sie werden in Sorge und Betrübniß seyn, bis der Mond sein Licht wieder erlangt hat. Es war nahe an Ein Uhr, als wir den König verließen, um uns in unsre Hütte zu begeben; es wurde endlich stille und wir legten uns wieder zur Ruhe.

Die englischen Steuern.

Wenn man die Freiheit Englands, seine Institutionen, seine immer steigende Industrie und seinen immer weiter verbreiteten Handel mit gerechter Bewunderung von allen Seiten her preisen hört; fühlt man sich nur allzu sehr versucht, von dem britischen Reichthum und der Vertheilung desselben auf die Bevölkerung von Großbritannien die übertriebensten Vorstellungen zu fassen. Folgende Bemerkungen, die der „Revue Britannique“ entnommen sind, mögen hierüber einige nähere Andeutungen geben.

Während des Kontinentalkriegs nahmen die Auflagen 75% vom Einkommen des Grundeigenthumes in Anspruch; nehmen wir nun auch an, daß sie während der letzten 15 Jahre des Friedens bis auf 60% herabgesetzt wurden, wie bedeutend schmelzen selbst dann noch die Einkünfte jener Lords, deren Vermögen man so sehr überschätzt, anderer Ausgaben nicht zu gedenken, die oft mehr durch gebieterische Nothwendigkeit, als durch wahre Großmuth veranlaßt werden. Wir wollen hier nicht mit Smith und Ricardo untersuchen, ob die Steuern dem Konsumenten oder dem, der sie direkt bezahlt, zur Last fallen, unsere Absicht ist nur, zu beweisen, daß jene Reichthümer, die größtentheils in Ertrag von Grundeigenthum bestehen, auf die Hälfte reduzirt werden müssen, um zu einer richtigen Schätzung ihres wahren Werthes zu gelangen.

Man muß gestehen, daß die Statistik mit ihrem sonderbaren Verfahren den Betrag der Steuern auf die Einwohnerzahl zu vertheilen, nicht wenig dazu beigetragen hat, das Publikum über diesen wichtigen Gegenstand im Irrthum zu erhalten; Doktor Marshall wenigstens geht in der neuen Ausgabe seiner „Statistical Illustrations“ auf diese Weise zu Werke. Nachdem er eine Tabelle der nach und nach steigenden Einnahme Englands vorgelegt hat, die wir theils ihrer Merkwürdigkeit halber, theils auch weil sie als Beleg für unsern Beweis dient, hier wieder geben, vertheilt er, wie bereits erwähnt, die Summe der Steuern auf die Einwohnerzahl, und so findet sich denn, daß der glückliche Bewohner Großbritanniens im Jahre 1830, im Durchschnitt nur 2 Pf. St. Steuern für den Kopf bezahlt. Hier die Tabelle:

Jahr.	Regierung.	Betrag der Einnahme.	
		Pf. St.	Franken.
1603	Jakob I. . .	600.000	15.000.000
1625	Karl I. . .	896.819	22.420.475
1648	Republik . .	1.515.247	35.451.175
1660	Karl II. . .	1.800.000	45.000.000
1685	Jakob II. . .	2.200.000	55.000.000
1688	Wilhelm III. .	2.001.855	50.046.376
1701	Anna . . .	3.895.905	97.397.625
1714	Georg I. . .	5.691.805	142.295.750
1727	Georg II. . .	6.762.643	169.066.750
1760	Georg III. . .	8.523.540	213.088.500
1820	Georg IV. . .	46.132.654	1.128.158.500
1830	Wilhelm IV. .	47.139.875	1.178.496.825

Nehmen wir an, daß diese Angaben streng richtig sind, was indeß noch zu bezweifeln steht, so sieht man auf den ersten Blick, daß die englischen Auflagen sich fortwährend vermehren, und es ist sehr in Zweifel zu ziehen, ob diese Vermehrung mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Nationalreichthum in richtigem Verhältniß steht. Ueberdieß sind in jenen Zahlenreihen, wie Herr Marshall, unter der Rubrik „Bemerkungen.“ Dieß selbst sagt, weder jene tausend Auflagen, die unter verschiedenen Titeln von Eigenthum erhoben werden, noch die Armentaxe, die sich im Jahre 1830 auf 8.161.280 Pf. St. belief, noch der Zehnte der Geistlichkeit, den man auf nicht weniger als 9.000.000 Pf. St. anschlagen kann, noch die Taxen der Grafschaften, Städte und Kirchspiele aufgeführt, deren Betrag Niemand anzugeben weiß. Dieß ist aber noch nicht Alles; jene zehn bis zwölf Millionen Proletarier, die von einem Tag auf den andern, theils von unzureichender Arbeit, theils von Almosen leben, dürfen Jenen, welche direkte Steuern zahlen, nicht beigezählt werden. Ferner muß man noch die kleinen Eigenthümer abrechnen, deren Einkünfte kaum hinreichen, um die Kulturkosten, die Interessen für ein aufgenommenes Kapital und den Unterhalt ihrer Familien zu bestreiten. Was bleibt also übrig? Höchstens 3 bis 400.000 reiche Eigenthümer, die allein drei Viertheile der Abgaben vom Grundeigenthum zu tragen haben.

Wir wollen als fernern Beleg noch den Betrag einiger Luxussteuern aus dem Rechnungsauszuge des Annual Register's von 1830, anführen:

	Titel der Steuer.	Betrag.	
		Pf. St.	Franken.
1.	Thür und Fenster . . .	1,185,478	29,636,950
2.	Wohnhäuser	1,365,825	34,045,625
3.	Bedienten	395,122	9,878,050
4.	Bedachung	397,634	9,940,850
5.	Luxuspferde	424,606	10,016,150
6.	Hunde	186,124	4,666,310
7.	Haarpuder	15,947	398,675
8.	Wappen *)	54,745	1,368,625
9.	Abgabe v. Thiergefechten	142,158	3,555,950
10.	Abgabe von Compositions-metallen.	28,093	702,325

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse zu erfahren, nach welchen Grundsätzen einige der bedeutendsten dieser Taxen in London erhoben werden. 1 und 2. Jedes Haus von acht Fenstern ist mit 16 Schilling 6 Pence besteuert, allein diese Abgabe steigt je nach der Zahl der Fenster. Ein Haus mit 16 Fenstern zahlt 3 Pf. St. 18 Sch. 6 P. und mit 32 Fenstern 10 Pf. St. 13 Sch. 3 P. Die Häuser entrichten überdieß auch noch eine Steuer von ihrem Miethertrag, die von 1 Sch. 6 P. bis 2 Sch. 10 P. vom Pfund Sterling steigt, je nach dem größern oder geringern Betrage der Miethe, was nach der ersten Norm eine Abgabe von 7½% und nach der zweiten von 14% ergibt. 4. Die Steuer für die Wägen ist auf folgende Weise festgesetzt: 6 Pf. für einen Wagen mit 4 Rädern und 3 Pf. 5 Schilling für ein Kabriolet oder jedes andere zweiräderige Fuhrwerk. 5. Der Eigenthümer eines Luxuspferdes bezahlt 1 Pf. 8 Sch. 9 P. jährlich; hält er deren zehn: 31 Pf. 15 Sch.; hält er 20, 66 Pf. St. jährlich. 6. Die Hundesteuer beträgt, 1 Pf. St. für einen Solofänger, und 14 Sch. für jede andere Gattung. Reiche Privatleute, die eine Meute besitzen, unterliegen einer jährlichen Abgabe von 55 Pf. St., wofür sie Hunde halten können, so viel ihnen beliebt. 7. Jeder der eine gepuderte Perücke trägt, oder sonst Haarpuder verwendet, bezahlt eine jährliche Taxe von 1 Pf. St. 5 Sch. 6 P., die indeß der neuern Moden halber von Jahr zu Jahr abnimmt. Wenn die Advokaten, die bis jetzt noch, nicht ohne eine ungeheure gepuderte Perücke vor Gericht erscheinen dürfen, keine Aenderung in dieser Sitte eintreten lassen, so steht zu vermuthen, daß binnen wenigen Jahren sie noch die einzigen seyn werden, die jene Taxe bezahlen. 8. Die Wappensteuer richtet sich nach dem gesellschaftlichen Rang eines Jeden. Das Maximum ist 2 Pf. St. 8 Sch. und das Minimum 12 Sch. Die Abgabe von den Thiergefechten ist auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft vertheilt.

Vermischte Nachrichten.

Ein Reisender, der Franzose Dr. Correy, der sich gegenwärtig auf der Rückkehr nach seinem Vaterlande befindet, nachdem er Neu-Orleans, Havana, Guatemala, Yucatan, Coban, Pecan und die Provinz Nicaragua durchwandert hat, gibt über die Ruinen von Palenque im Bulletin der geographischen Gesellschaft folgenden Bericht: „Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte an Ort und Stelle kann ich sagen, daß Palenque eine kleine Stadt von 3 bis 4000 Seelen, im Staate von Las Chiapas ist. Die Weißen des Landes, von ungefähr 300 an der Zahl, stammen bloß von zwei Familien ab. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Indianern; es gibt nur wenige andere farbige Menschen. Die neue Stadt, deren Gründung vor etwa hundert fünfzig Jahren vor sich ging, wurde durch die Bemühungen eines Franziskaner Mönches bevölkert, der Missionär bei den Lacandons-Indianern war; es gelang ihm sieben Familien derselben zusammen zu bringen, mit denen er an dem kleinen Flusse Mitchol, eine halbe Stunde von den Ruinen der alten Stadt Palenque, eine Art Weiler anlegte. Allein die ungeheure Anzahl von Fledermäusen, die in diesen Ruinen haust, zwang die Ansiedler ihre Niederlassung zwei Stunden weiter davon, wo die kleine Stadt gegenwärtig steht, zu verlegen. Der Palast, das Schloß, oder der Tempel, denn man ist ungewiß, wofür man es halten soll, den man zuerst unter den Ruinen erblickt, liegt auf einer Anhöhe, die von Menschenhand zu seyn scheint. Man muß sich bei Ersteigung der kleinen steilen Treppe, die hinaufführt, an den daneben wachsenden Bäumen halten. Von unten bemerkt man fast gar nichts; allein oben wird man vollkommen entschädigt und weiß sich vor Erstaunen nicht mehr zu fassen. Dieser Palast besteht aus fünf Gebäuden, deren jedes ungefähr einen Umfang von tausend Schritten hat. Man könnte noch jetzt zehn tausend Menschen darin unterbringen. Man findet hier Souterraines von wenigstens vierhundert Fuß Länge, die sehr gut erhalten sind und in denen man steinerne Basreliefs erblickt. Auch ein großer Thurm ist noch zu sehen, der jedoch größtentheils eingestürzt ist. Es stehen davon noch fünf bis sechs Stockwerke Stufen, die man hinaufsteigen kann; der Gipfel dieses Thurms, so wie die Dächer der Gebäude, die aus behauenen Steinen bestehen, sind mit sehr großen Bäumen bewachsen. Alle diese Baudenkmäler sind von behauenen Steinen und bewunderungswürdiger Symmetrie. Man findet im Innern der Ruinen keine reißenden oder gefährlichen Thiere, nur wilde Truthühner und kleine Vögel von lieblichem Gesang halten sich darin auf. Man erblickt auch kolossale Figuren von zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe in Stein gehauen. Am Aeußeren des Palastes ist ein langes Peristyl mit fünf Eingängen, zwischen dem gleichfalls gigantische Gestalten und Weiber, die ihre Kinder säugen, in Stein gehauen zu sehen sind. Unter dem Palaste fließt ein kleiner unterirdischer Bach weg. Die Gestalt mit der Anbetung des Kreuzes, wovon einige Reisende berichten, ist merkwürdig zu sehen In Betreff der Nachgrabungen auf der ungeheuren Strecke, unter der Palenque begraben liegt, erwartet man die ausdrückliche Erlaubniß des Staates Las Chiapas, ohne die man nicht das Geringste unternehmen dürfte. Das Klima von Palenque ist sehr gesund und eines der besten in Amerika. Nur Wechselfieber und Entzündungskrankheiten, die sich die Indianer durch den allzu starken Genuß von Branntwein zuziehen, herrschen hier bisweilen. Die Produkte bestehen nur in Hornvieh und Pferden; Handel gibt es keinen. Das Land ist daher arm; könnte aber eine unerschöpfliche Menge von Lebensbedürfnissen erzeugen: wie Getreide, Wein, Kakao, Zuckerrohr u. s. w., die hier in der größten Fülle wachsen würden. Die Ananas wachsen in so großer Menge, daß ein Forst eine halbe Stunde von Palenque davon erfüllt ist. Ein fetter Ochs kostet höchstens 15 Piaster; ein fünfjähriger Stier 8 bis 10 Piaster, und wenn man eine Pflanzung kauft, erhält man alles Vieh, Stück für Stück um 6 Piaster dazu. Der Absatz und die Kommunikation würden sehr erleichtert werden, durch den Fluß Chacamas, anderthalb Stunden von Palenque und einen guten Weg nach Las Playas de Catasaja, einen großen Süßwassersee, der Goeletten von 60 Tonnen trägt, und in den Fluß Usimasinte ausmündet, der an der Barre von Talasco, zu Santo Pedro, und an der Isla del Carmen schiffbar wird.

•

Zu Schiras, der Hauptstadt von Persien, ist eine lithographische Anstalt errichtet worden. Ein Perser, Namens Mirza Ahmed, der eine Zeit lang zu Bombay in einer solchen Anstalt arbeitete, hat diese wichtige Erfindung in seinem Vaterlande eingeführt. Bereits hat er einige der kleineren Elementarbücher gedruckt, deren man sich in den Schulen bedient, und nun den Druck des Korans begonnen. Die Buchstaben des Probedrucks sind ungemein scharf und schön ausgeführt, und die Blätter mit einer blauen und goldenen Einfassung verziert, die selbst dem Geschmack eines europäischen Künstlers Ehre machen würde. Als Beweis, in welchem Sinne das Werk ausgeführt wird, darf man bloß anführen, daß einer der berühmtesten Schreiber Persiens mit 500 Tomans oder 5500 Rupien dabei angestellt ist. Die Einführung der Lithographie in Persien, die überhaupt für orientalische Buchstabenschrift geeigneter seyn dürfte, als die Druckereien mit beweglichen Lettern, bildet jeden Falls ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit in der Geschichte dieses Landes. „Welche lange Reihe der größten Erscheinungen und Begebenheiten können sich daran knüpfen!“ ruft hier die Zeitung von Bombay aus, die Dieß berichtet. „Der Schah von Persien mag sich einstweilen nur nach einem handfesten Censor umsehen.“

*) Für jedes auf den Schlag einer Kutsche z. B. angemalte Wappen muß eine Steuer entrichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 256. 12 September 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise entschieden sich endlich der Gouverneur und der Konsul für die letztere Maßregel; allein die Erörterungen, die im Konseil geschlossen waren, begannen nun außerhalb desselben. Der Schritt der Regierung erweckte verschiedene Widersprüche von Seite der Eingebornen, die dem Staatssekretär Francis Warden die lebhaftesten Vorstellungen machten. Zuvor hatten sie einige Kaufleute befragt, die unter der Hand ihre Besorgnisse noch mehr aufregten, weil sie wußten, daß ein Ausfuhrverbot für sie als Spekulanten vom größten Vortheil seyn würde. Allein selbst eine augenblickliche Steigerung des Preises, die alle Befürchtungen zu rechtfertigen schien, machte die Regierung nicht irre und eine Woche später gab ihr die Ankunft zahlreicher Schiffe gewonnene Sache und Bombay war gegen jede Gefahr einer Hungersnoth gedeckt. Kaum waren die Besorgnisse und Zweifel gehoben, so fielen auch die Preise und die Präsidentschaft wurde buchstäblich der Getreidespeicher und die Vorrathskammer dieser ganzen Länderstrecke von Indien.

Gewissermaßen waren wir Augenzeugen von den Wirkungen der Hungersnoth, die alle benachbarten Länder verwüstete und während wir auf unserer Insel in Frieden und Ueberfluß lebten, waren die nördlichen Gegenden ein Raub der furchtbarsten Noth und blutiger Unordnungen, welche die Folge davon waren. Mit jedem Tage wanderten neue Schaaren unglücklicher Menschen ein, die kaum den Schrecknissen entronnen waren, die ihre Heimath verwüsteten. Die ganze ostwärts gelegene Küste von Bombay war mit Leichen oder sterbenden Menschen bedeckt. Was mich am meisten in Erstaunen setzte und ich darf wohl sagen den schmerzlichsten Eindruck auf mich machte, war die bewunderungswürdige Geduld, oder wie wir es in Europa nennen würden: die christliche Hingebung dieser Schlachtopfer einer Geißel, von der wir hier so zu sagen nur den Widerschein hatten. Alle Tage sah ich diese armen Hindus in jeder Art des schrecklichsten Elendes; aber nie hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, nie überraschte ich sie auf einer Gebärde der Ungeduld. Das außerordentlichste Schauspiel aber war es, zahllose Gruppen dieser vor Hunger halbtodten Menschen um ein Feuer sitzen zu sehen, auf welchem der für sie bestimmte Reiß kochte. Mit unerschütterlicher Ruhe erwarteten sie die Abmessung und Vertheilung der verschiedenen Portionen, was oft länger als eine Stunde dauerte, während dem die Speise zwei bis drei Schritte weit von ihnen entfernt standen, oder sie nur die Hand auszustrecken brauchten, um sie zu erreichen. Noch mehr; im ganzen Verlauf dieser Hungersnoth ließ man auf den Plätzen und an anderen unverschlossenen Orten der Stadt ungeheure Reißvorräthe, Tag und Nacht, ohne alle Wache liegen, und man hörte nie, daß auch nur ein einziger Sack geöffnet oder gestohlen worden sey. Nicht mit Stillschweigen darf es übergangen werden, daß zur Unterstützung der leidenden Menge beträchtliche Subscriptionen statt fanden. Die reichen Inländer, die Banyanen und die Parsen insbesondere, schossen große Summen zusammen und kauften mehrere tausend Säcke Reiß, mehr als eine Woche früher, als die englischen Einwohner ihrem schönen Beispiele nachahmten. Nur ein früher erlebtes Verhängniß der Art, wie es uns jetzt bedrohte, war wohl der Grund, daß die heidnische Wohlthätigkeit dießmal der christlichen Milde den Vorsprung abgewann, bald aber wetteiferten Eingeborne und Europäer in diesem guten Werke mit einander. Ungeheure Kessel wurden, eine halbe Stunde vom Fort, unter einem malerischen Kokoswäldchen aufgestellt; und da im Allgemeinen ein Hindu, wäre es auch um sein Leben zu retten, nicht einen Bissen anrühren würde, der von Jemand Andrem, als einem seiner Kaste zubereitet wäre; so hatte man Vorsorge getroffen, daß Köche zur Hand waren, deren Stirnen die gehörigen rothen oder gelben Zeichen trugen. Mehr als Einen dieser Unglücklichen sah ich, von Hunger bis zur Ohnmacht erschöpft, angebotene Speisen zurückweisen, weil er Bedenken gegen die Hand trug, die sie ihm reichte. Freilich fanden einige Ausnahmen statt, wie ich weiter unten anführen werde, wenn ich auf die schreckliche Lage des Landes zu sprechen komme, wo sich Hungersnoth und Pest vereinigten, um ganze Stämme aufzureiben. Gesetze, Gebräuche, alte Vorurtheile und alte Sitten wurden da mit Füßen getreten. Hunger und Verzweiflung rissen zu Uebertretungen fort, vor denen der Einzelne in gewöhnlichen Zeiten, auch nur bei dem bloßen Gedanken daran, zurückgeschaudert seyn würde; zu Bombay ging Alles in erbaulichster Ordnung vor sich. Ein einziges Ereigniß, das ich hier erzählen will, machte um diese Zeit viel Lärm. Zwölf Hindus, die zu einer der gewissenhaft ängstlichsten Kaste gehörten, wanderten auf ihrem Wege von Kotsch nach Bombay durch Guzerat. Als sie bei einem Dorfe von Bhaunagur ankamen, waren die meisten von ihnen von Hunger, Krank-

heit und Ermüdung auf das Aeußerste erschöpft und sahen sich ihrem Ende nahe, als sie auf eine Kuh stießen. Von dem unwiderstehlichen Triebe der Selbsterhaltung überwältigt, schlachteten sie das Thier und verschlangen gierig das rohe Fleisch. Dieß wird europäischen Lesern ganz natürlich vorkommen; allein man muß wissen, daß die Kuh in ganz Hindustan ein heilig geachtetes Thier ist; eine Kuh schlachten und essen ist eine unerhörte Gottlosigkeit, die nur der Tod der zwölf Missethäter sühnen konnte. Der Thakur oder Häuptling des Dorfes, gab Befehl, daß sie alle zwölf auf der Stelle, wo sie das Verbrechen begangen, hingerichtet werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Die finanzielle Reform in England.

(Fortsetzung.)

„Eben so schlagen wir den Verkauf der schottischen Krone und Kronschätze vor, welche jetzt in einem Kasten in Holyrood liegen, nur um daselbst einmal gestohlen oder verbrannt zu werden. Bei der eingetretenen Aenderung in der Nationalgesinnung der Schotten, würde die Maßregel keinen Widerstand erregen, denn die feudalistischen Beweggründe, weßhalb man die Embleme der Souverainetät so lange aufbewahrt hat, sind lange vergessen, und unsere Politik ist es jetzt nicht, die Vorurtheile einiger hochländischer Häuptlinge zu beachten, sondern verhungerten Webern Brod zu verschaffen. Holyrood-House selbst könnte nebst vielen unbewohnten Palästen und königlichen Schlössern in verschiedenen Theilen des Königreichs verkauft werden.

Stellt man nun diese Summen zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Kronländereien	17,000,000 Pf.
Eigenthum der Korporationen .	100,000,000 Pf.
Kircheneigenthum . . .	60,000,000 Pf.
Verfallene Mildthätigkeitsanstalten	25,000,000 Pf.
Greenwich-Hospital . . .	20,000,000 Pf.
Chelsea-Hospital, schottischer Kronschatz, Holyrood-House u. s. w.	10,000,000 Pf.
	232,000,000 Pf.

„So könnte eine einzige Parlamentssession uns ein Drittheil der Nationalschuld vom Halse nehmen, wenn man nur ein wenig kraftvoll aufträte, und es ist wohl zu bemerken, daß kleinliche Maßregeln und klippkrämerische Ersparnisse der Nation nicht mehr genügen werden.

Wir wollen nun die verschiedenen Abtheilungen des öffentlichen Dienstes durchgehen, um zu beweisen, daß viele Millionen jährlich unter einem reformirten System erspart werden könnten.

In der Marine würden wir zuerst alle Seesoldaten entlassen: man votirt jährlich 9000 derselben für den Seedienst, ohne daß man einen einzigen nöthig hätte, und diese bilden den kostbarsten Ballast. Man errichtete die Seesoldaten zu zweierlei Zwecken, erstens wegen des Gewehrfeuers bei Gefechten, und noch mehr als Vertheidigung gegen die Matrosen im Fall eines Aufstandes. Aber mit der bessern Behandlung der Matrosen und dem Verschwinden des alten Geschlechts brutaler Befehlshaber auf den Kriegsschiffen sind auch die Aufstände verschwunden, und es kann nicht mehr nöthig seyn 9000 Seesoldaten im Frieden zu halten. Warum bleiben aber die Schiffe selbst immer müßig? England, das handeltreibende England, besitzt 600 schöne Schiffe, welche nutzlos in den Häfen verfaulen. Es ist gar kein Grund vorhanden, weßhalb man diese Schiffe nicht zum Handel verwenden sollte, denn die Schiffe im Dienste der ostindischen Kompagnie werden gewöhnlich als Fregatten von 50 Kanonen geschätzt, und jedes bringt 10,000 Kisten Thee aus China. Schon jetzt gestattet man den Befehlshabern unserer Kriegsschiffe Gold- und Silberbarren zu transportiren, und sich dadurch großes Vermögen zu erwerben; Gold und Silber sollten aber nicht länger die einzigen Frachtartikel seyn. Wir nehmen durch das Postamt Briefporto ein, warum sollten wir nicht auch Millionen einnehmen für das Fortschaffen von Baumwollenballen und Eisenwaaren? Wir schlagen deßhalb vor, unsere Kriegsschiffe nach dem gewöhnlichen Fuße für die Kosten der Fracht auf ein oder mehrere Jahre an Kompagnien von Kaufleuten zu vermiethen, ihre Herstellung fortwährend auf den königlichen Werften vornehmen, ihnen aber nur ein Viertheil ihrer Kanonen zu lassen. Eine Fregatte von 36 Kanonen würde demnach deren 9 führen; und rechnet man für jede Kanone 6 Mann, so hat eine solche Fregatte 54 Mann Equipage, was für alle Handelszwecke vollkommen hinreicht. So könnte das Schiff nach dem jetzigen Systeme fortdienen, nur im Solde und in den Kosten des Dienstes würden einige Aenderungen eintreten. Die ganze Marine würde auf diese Weise in Thätigkeit versetzt, und unermeßliche Summen am halben Solde der Offiziere erspart. Diese Schiffe werden jedem Kauffahrteischiffe vorgezogen werden, weil sie besser ausgerüstet und geleitet sind. Da sie weniger von Feinden und Unfällen zur See zu fürchten haben, so wird man geringere Assekurationen dafür zu zahlen haben. In Kriegszeiten können sie ihre sämmtlichen Kanonen aufnehmen, und auch dann noch wird die halbe Ladung wegen des doppelten Frachtpreises ein gleiches Einkommen gewähren. Durch eine solche Verwendung der Kriegsschiffe wird Englands Marine dahin gelangen, sich selbst zu erhalten; eine Ersparung von 6 Millionen könnte erreicht und die Disciplin bei der fortdauernden Verwendung der Offiziere und Mannschaft besser erhalten werden. Man wird einwenden wollen, das Interesse der Schiffseigenthümer werde darunter leiden, wenn die Kriegsschiffe zum Handelsdienst verwendet würden. Hierauf antworten wir, daß die Klagen über Beeinträchtigung individueller Interessen, schon allzu lange zu dem weit größeren Schaden der allgemeinen Nationalinteressen erklungen sind. Uebrigens kann das Interesse der Schiffseigenthümer keinen weitern Nachtheil mehr erleiden, denn alle Handelsschiffe Englands segeln sich zu Grunde nach dem Lande des wohlthätigen Handels, wie es Hr. Huskisson verheißen hat, welcher die Schiffseigenthümer durch sein Reciprocitätssystem mit der rechten Hand erhob, und indem er für das Verbot der Verausgabung von 1 Pf.-Noten stimmte, die Banquiers mit der linken niederdrückte, denn dieser Staatsmann wußte nicht, daß der Manufakturist den Schiffer, daß der Banquier sie beide unterstützt, und eine Papiercirkulation das Leben des Banquiergeschäftes ist. Darum rathen wir den Schiffern, die alten Hafenzölle, den Sold der Matrosen und andere Ausgaben jetzt nicht zu bezahlen, sondern ihre Schiffe liegen zu lassen, bis

dem Banquier seine Rechte zurückgegeben sind, und der Handel nach Ostindien geöffnet ist, wo sie dann alle Beschäftigung haben werden. Da Handelsfahrzeuge in fremde Länder verkauft, oder an Fremde überlassen werden können, um in andern Theilen der Welt den Transporthandel zu führen, so können unsere Kriegsschiffe, welche wegen ihrer Größe und Sicherheit mit geringern Kosten Transporte besorgen, für das eigene Land verwendet werden, zur Verminderung der allgemeinen Lasten der Nation. Man wird sagen, die Schiffe gehören dem Könige, Könige können sich nicht herablassen, Kaufleute zu werden, die Fremden werden uns eine Krämernation nennen. Hierauf antworten wir, daß eine Krämernation besser ist, als eine Nation von habsüchtigen Lords und hungernden Sklaven; daß die Schiffe dem Könige nicht gehören, wenn man gleich kürzlich dem Könige von Preußen eine Fregatte schenkte, welche 40,000 Pf. werth war, und daß, wenn die furchtbare Last der Abgaben nicht einigermaßen der Nation abgenommen wird, das englische Volk bald dem belgischen de Potter beipflichten könnte, daß unter einer monarchischen Regierung keine Sparsamkeit möglich sey.

Das Heer ist sodann das nächste, was einer Revision bedarf; es ist das erste Resultat der Parlamentsreform, daß dieß Land nicht länger durch das Bajonnett beherrscht werden soll, und darum wird das englische Volk eine Verminderung des stehenden Heeres bis auf diejenige Zahl, welche zur Besetzung der Festungen des Königreichs nothwendig ist, verlangen. Zu dem Ende reichen in einem kleinen Lande 10,000 Mann im Frieden vollkommen hin; in den Vereinigten Staaten von Amerika besteht die ganze stehende Armee aus nicht mehr als 5000 Mann, denn in diesem aufgeklärten und freien Lande kommt es keinem Menschen in den Sinn, daß Soldaten erhalten werden sollen, um auf das Volk zu feuern, welches sie bekleidet und bezahlt. Bei unsrer insularischen Lage, sicher vor Anfällen barbarischer Nationen des Nordens, brauchen wir wenig militärische Anstalten: der Kanal von Dover bildet eine hinreichende stehende Armee. Auch haben wir keinen Grund wegen des eingebildeten europäischen Gleichgewichtssystems besorgt zu seyn. Das Uebergewicht Rußlands ist eine Chimäre für uns; die benachbarten Nationen, deren Interesse, Freiheit und politische Existenz auf dem Spiele steht, werden das Gleichgewicht reguliren ohne uns; eine neutrale und würdige Politik ziemt diesem Land allein. Unsere Anlehen und unser übergroßer Reichthum sichern uns einen größern Einfluß als all unser Kriegsruhm, und da Geld der Nerv des Krieges ist, so ist die Handelsbilanz das wahre Gleichgewicht der Macht. Zu Hause ist eine wohlregulirte Polizei gewiß der einzige Zwang, welchen künftig das Volk Englands dulden wird. Darum schlagen wir vor, unsere ganze Reiterei mit einem Male zu entlassen, denn dieser Theil des Dienstes ist doppelt drückend in einem Lande, welches nicht im Stande ist, 20,000 müßige Paradepferde zu unterhalten. Die Truppen in unsern Kolonien müssen durch die Lokalregierungen bezahlt werden, wie die Schweizer Soldknechte von denen, welchen sie auswärts dienen, und alle Kolonien, welche nicht im Stande sind, die Kosten ihrer innern Regierung zu tragen, sind der Beibehaltung nicht werth und sollten bei der gedrückten Lage unseres Landes als todte Lasten von der Krone Englands getrennt werden. Reduzirt man also die Stärke unserer Armee auf 10,000 Mann Fußvolk, rechnet man dazu die entsprechenden Reduktionen beim Stabe, beim Kriegsamte und andern militärischen Anstalten, so kann eine jährliche Ersparung von 6 Millionen erzielt werden.

(Schluß folgt.)

Die Magier der neuern Zeit im Orient.

(Aus dem Metropolitan.)

Als der eben so muth- als geistvolle und forschbegierige Reisende R— vor einigen Jahren Aegypten besuchte, wurde in ihm durch die Erzählung einer Menge wunderbarer Abenteuer, die mit Magie und Zauberern in Verbindung, seine Neugier dergestalt angeregt, daß er seiner christlichen Erziehung ungeachtet, leidenschaftlich für die geheimen Wissenschaften eingenommen, bei den berühmtesten Meistern ihrer Kunst Unterricht nahm. Herr R— hatte bereits in dieser Schule überirdischer Geheimnisse einige Fortschritte gemacht, als er zufällig mit einem Italiener zusammentraf, der in dem Rufe eines vollendeten Meisters in jeder Art der Magie stand. Dieser Italiener machte Herrn R— auf sein eingefallenes und entfleischtes Gesicht, auf seinen abgemagerten Körper aufmerksam und beschwor ihn hoch und theuer, von den gefährlichen Wissenschaften abzustehen, denen er sich seit einiger Zeit ergeben; wenn er anders Lebensglück und Frieden bewahren und seine Nächte nicht in qualvoller Schlaflosigkeit zubringen wolle. Die feierlichen Worte dieses Mannes, oder vielmehr dieses Gerippes ergriffen Herrn R— so sehr, daß er dem Rathe folgte, und die Erlernung der geheimen Wissenschaften mit einem Male aufgab.

Einige Zeit nachher befand sich R— mit seinem Freunde S— in Alexandrien, wo beide in dem Hause des englischen Konsuls in dieser Stadt wohnten. S—, nicht weniger ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse als R—, verlor einige silberne Bestecke, und kam auf den Gedanken einen Zauberer darüber zu befragen, sey es um den Schuldigen unter seinen Dienern durch die Furcht zum Geständnisse zu bewegen, oder — was noch wahrscheinlicher ist — um sich und seinem Freunde, dessen Neugier in solchen Dingen er kannte, eine Unterhaltung zu verschaffen. S— ließ daher einen berühmten Wahrsager kommen, von dem man damals in ganz Alexandrien sprach, und der erst neulich tief aus dem Innern von Afrika gekommen seyn sollte. Der Zauberer verlangte, als man ihn befragte, einen Knaben, der noch nicht das zehnte Jahr erreicht habe, ein noch unberührtes Mädchen oder ein schwangeres Weib zu seinem Kunststücke. Da der erste von den drei verlangten Personen am leichtesten zu haben war, so nahm man dazu einen Knaben, der in einem Nachbarhause wohnte, und von dem begangenen Diebstahle nichts wußte. Da dem Wahrsager die Jugend des Kindes nicht sichere Bürgschaft genug für seine Unschuld schien, so stellte er mit ihm allerlei magische Versuche an, durch die er sich endlich überzeugte, daß der Knabe rein von jeder Sünde sey. Hierauf murmelte der alte Afrikaner seine Zaubersprüche, zog einen Kreis auf der Erde, in den er den Knaben treten ließ; sprach dann wieder allerlei geheimnißvolle Worte aus, schüttete dann eine dintenschwarze Flüssigkeit in die hohle Hand des Kindes, verbrannte ein Pulver, das wie Weihrauch, aber nur noch stärker roch, und einen dichtern Rauch von sich gab, endlich hieß er den Knaben in seine Hand sehen und sagen, was er erblicke. Der Knabe that, wie ihm befohlen, sagte aber, er sehe Nichts. Der Zauberer gebot ihm, noch einmal hinein zu blicken, und nun schrack das Kind zusammen und sagte, es sehe in seiner Hand einen Mann, der einen Bündel trage.

„Blicke noch einmal hin," sagte der Magier, „und sage mir, was sich in dem Bündel befindet."

„Ich kann es nicht sehen," erwiderte der Knabe, indem er wieder in seine Hand blickte. In einigen Augenblicken aber setzte er hinzu: „Das Tuch hat ein Loch, und ich sehe einige silberne Löffel hervorgucken."

„Sieh' noch einmal hin," wiederholte der Wahrsager, „und sage mir, was Du siehst."

„Er läuft zwischen meinen Fingern hinweg," antwortete das Kind.

„Bevor er geht, beschreibe seinen Anzug, seine Gestalt, sein Gesicht."

Der Knabe sah nun abermals in die Hand, und als S—, der mehr als halb ernst und höchst begierig geworden war, zu erfahren, wer seine silbernen Löffel gestohlen, dazwischen rief: „Ja, sage uns, wie er aussieht.“ Der Knabe sah sogleich um, und sagte: er ist fort.“ — „Freilich ist er fort,“ sagte der Negromant verdrießlich, der christliche Herr hat den ganzen Zauber zerstört; sag' uns also nur, wie er gekleidet war.“ — „Der Mann mit dem Bündel, sagte der Knabe, ohne sich zu besinnen, trug einen Rock und Hut wie ein Franke.“ Hiemit war es auch mit seinen Offenbarungen zu Ende.

S— obgleich ärgerlich, durch seine Unterbrechung das Verfahren des Afrikaners gestört zu haben, fühlte sich wenigstens dadurch einigermaßen zufrieden gestellt, daß seine Löffel von keinem ungläubigen Aegyptier oder Türken, sondern von einem Franken und Christen gestohlen worden waren; so wie dadurch, daß er und sein Freund N— die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß bei dem seltsamen Vorgange, bei dem sie Augenzeuge gewesen, keine Verabredung zwischen dem Wahrsager und dem Knaben hatte statt finden können; da das Kind den Negromanten nicht eher gesehen hatte, als bis es ins englische Konsulat gerufen wurde, um aus seiner Hand einen Spiegel zu machen.

Man erzählt sich auch eine Geschichte von Bonaparte und den ägyptischen Magiern, als dieser außerordentliche Mann sich in Aegypten befand, und obgleich mit der schönen Josephine vermählt, doch noch so in sie verliebt war, daß er einen Wahrsager um sie befragte, von dem er aber eine Antwort erhalten habe, die den Sieger bei den Pyramiden vor Eifersucht erblassen machte. Es ist aber eher zu glauben, daß dieses Mährchen aus nachfolgender Geschichte entstand, zu deren Helden die böse Welt Napoleon machen wollte.

Ein angesehener neapolitanischer Kaufmann, der einige Monate auf der afrikanischen Küste in der Gegend von Tunis und in Aegypten verweilte, bekam auf Einmal Lust etwas von seiner hübschen jungen Frau zu vernehmen, die er in Torre del Greco, in der Nähe von Neapel, zurückgelassen hatte; man rieth ihm einen Wahrsager darum zu befragen. Dieß that er denn nun auch: ein unschuldiger Knabe wurde wie gewöhnlich herbeigeschafft, der Zauber wurde gesprochen und das Kind sagte: es sehe eine Frau in einem blauen Mieder, reich mit goldenen Borden besetzt, in einem gelben faltenreichen Rocke, mit einem Halsgehänge von Korallen um den Nacken, ungeheuren Ringen in den Ohren und durch ihre auf dem Scheitel zusammengewundenen Haare einen silbernen Pfeil gesteckt; kurz er beschrieb haarklein den Sonntagsstaat der Cara sposa des Neapolitaners, und eben so ihr Gesicht bis auf das Grübchen in der Wange. Sie kniete, nach Aussage des Knaben, in jenem Augenblicke vor einem großen Kasten, in welchem ein schwarzgekleideter Mann schlief. Der Neapolitaner merkte sogleich, daß der junge Heide einen Beichtstuhl gesehen habe. Als man dem Knaben befahl, abermals zu sehen, so sagte er, nun stehe ein seltsames Gebäude vor ihm, wie er nie eines gesehen, es sey voller Leute, und das Aug erblinde fast von dem Glanz der Wachslichter und der Vergoldung. Der Neapolitaner erkannte sogleich in dieser Beschreibung das Theater von San Carlo, das Paradies seiner Landsleute; aber er konnte nicht denken, daß seine Frau in seiner Abwesenheit sich dort einfinden sollte. Allein es war doch so, denn der Knabe sagte gleich darauf: „Und hier sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und neben ihr ein Mann im rothen Rocke, der ihr in die Ohren flüstert.“ — „Teufel!“ dachte der Neapolitaner.

„Siehe noch einmal hin, und sage mir, was Du siehst,“ sagte der Magier.

„Ich kann es kaum beschreiben, erwiderte der Knabe, indem er seine hohle Hand ganz nahe vor's Gesicht hielt. „Es ist so finster, doch jetzt sehe ich eine lange lange Straße, und ein großes Gebäude mit eisernen Gittern und an einer Ecke desselben sind mehr als ein Dutzend Köpfe aufgesteckt und ein wenig weiter davon sehe ich ein großes Thor und außerhalb demselben eine große Straße, und nun sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und den Mann im rothen Rocke, die die zweite Straße links mit einander hinabgehen, und ein altes Weib öffnet — —“

„Ich will nichts mehr hören,“ schrie der Neapolitaner, der nur zu deutlich eine der verrufensten Straßen von Neapel hatte schildern hören, und nun so in Wuth gerieth, daß er dem Knaben einen Schlag auf die Hand gab, und so den ganzen Zauber zu nichte machte. Allein die Sache war und blieb, wie sie das Kind gesehen hatte; denn als bald nachher der Neapolitaner nach Torre del Greco zurückgekommen war, hörte er, daß seine Frau mit einem Korporal der königlichen Garde davon gegangen sey.

Diese abergläubischen Gebräuche sind überall in Nubien, Aegypten, Palästina und der Türkei sehr häufig. Zu Konstantinopel sind die Wahrsager und Magier durchgängig Mogrebinen oder Aegyptier, oder wenigstens Leute, die in Aegypten — das seit Mosis und Pharao's Zeiten bis auf unsere Tage das Monopol der Magie behalten hat — in die Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht wurden. Diese Schwarzkünstler, die sich in der Hauptstadt des türkischen Reiches aufhalten, oder vielmehr nur auf ihren Wanderungen besuchen, erkennt man größtentheils an ihrer seltsamen maurischen Tracht und an einem gewissen träumerischen Wesen, worin sie sogar die wandernden opiumtrunkenen Derwische übertreffen. Von Türken und Rajahs werden sie mit einem gewissen abergläubischen Schauer verehrt; und obgleich die heiligen Schriften beider, der Koran wie die Bibel, ausdrücklich den Gläubigen die Gemeinschaft mit Magiern, Zauberern und Astrologen untersagen, so werden diese geheimnißvollen Menschen doch von allen um die Wette zu Rathe gezogen, und ihre Weissagungen unbedingt geglaubt. Da begibt es sich nicht selten, daß der Turban des türkischen Pascha und der Kolpak des armenischen Seraff's sich auf der Schwelle des Wundermannes begegnen; oder wenn er mit seinen gelben Pantoffeln im Staube schlarfend, das Haupt aber in die Sterne vertieft, durch die Straßen steuert; so ist es wohl möglich, daß ihn auf der einen Seite das verschleierte Weib eines Osmanlis an dem weit herabhängenden Aermel seines Rockes zupft und auf der andern Seite die unverschleierte Griechin, jede voll Ungeduld, von dem weisen Manne zuerst gehört zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor einigen Jahren fielen zwischen der Mannschaft eines Wallfischfängers, „der Alfred“ genannt, und den Bewohnern der Insel Malante in der Nähe der neuen Hebriden, Streitigkeiten vor, die mit der Ermordung des Kapitäns und seiner Leute endigten. Nur ein junger Matrose wurde von den Wilden verschont und gefangen auf die Insel mitgenommen, ohne daß man erfahren konnte, was ferner aus ihm geworden. Dieser Mann nun, Namens Mathews, erfand ein sehr sinnreiches Mittel, den europäischen Schiffen, die in die Südsee kommen, von seinem Schicksal Kunde zu geben; er schnitt nämlich seinen Namen und die Erzählung seiner Gefangenschaft und von dem unglücklichen Loose seiner Gefährten auf ein Stück Bambus und gab es den Wilden von Malanta, um es an die Europäer zu verkaufen. Die Insulaner die die eingeschnittenen Zeichen nicht kannten, vertauschten den Bambus an einen Wallfischfänger, dessen Kapitän auf diese Weise von der traurigen Lage des Unglücklichen Nachricht erhielt, und nun seine Befreiung zu bewerkstelligen suchen wird. Ein anderes Schiff erhielt durch eine Kokosnuß, welche die Eingebornen zum Verkaufe brachten und worauf er gleichfalls seine Geschichte eingegraben hatte, von ihm Kunde.

*

Am 22 Oktober vor. J. wurde Manilla und die anstoßenden Provinzen Tondo und La Lajuna von einem furchtbaren Typhon heimgesucht, durch den vier Fünftheile der Häuser und Hütten eingestürzt und gegen 100.000 Menschen obdachlos wurden. Die malerischen Gruppen von Bambus, Mangos, Palmen, Bananen und andern zahllosen Fruchtbäumen, von denen die Dörfer überschattet und geschmückt wurden, sind größtentheils entwurzelt, oder so entblättert, daß sie wie die Bäume in einer europäischen Winterlandschaft aussehen. Das Barometer, das bei veränderlichem Wetter auf 29° 90 steht, fiel in der Nacht des Sturmes auf 28° 55; so daß man in Sorge stand, es möchte auch noch ein anderes furchtbares Naturereigniß, wie ein Erdbeben dazukommen. Die See stieg an einigen Theilen der Küste ungewöhnlich hoch und überfluthete die Felder, auch wurde von dem Orkane so viel Meerwasser landeinwärts geschleudert, daß manche Gegenden vom Salze wie mit Schnee bedeckt sind. Mehrere Schiffe auf der Rhede verunglückten, und man zählte 147 Leichen von Ertrunkenen, die am Ufer gefunden wurden. In Manilla wurden 55 Menschen durch den Einsturz der Häuser erschlagen, und 227 verwundet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 257. 13 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

„— des vastes bruyères, des sables, des routes partout négligés, remplissent d'abord l'ame de tristesse; et ce n'est qu'à la longue qu'on découvre ce qui peut attacher à ce séjour.

Mme de Staël.

1. Die Puszta's.

Es war ein herrlicher Morgen, als ich von Pesth Abschied nahm, um meine Reise durch jene öden, unwirthbaren Puszta's fortzusetzen, die schon wenige Meilen außerhalb der Stadt ihren Anfang nehmen. Nur der Eingeborne wird durch diese Sandwüsten, wo sich hundert Wege kreuzen, den rechten Pfad zu finden wissen; selten nur trifft man auf einzelne ärmliche Menschenwohnungen, die oft Räubern zum Aufenthalte dienen, und die man eher vorsichtig meidet, als daß man es sich zu Sinne kommen läßt, dort Schutz oder einen gastlichen Herd zu suchen.

Ein Gefährte wird hier jedem Reisenden sehr willkommen seyn. Ich war so glücklich mit einem jungen Franzosen zusammen zu treffen, der eine Reise nach Bucharest zum Ziele hatte und wir beschlossen, uns bis dahin nicht mehr zu trennen. Ein freundlicher Zufall führte uns noch einen jungen Ungar zu, der seine Aeltern im Banat besuchte, und der uns als Dolmetscher die ersprießlichsten Dienste leistete. Auch gesellte sich ein herrschaftlicher Beamter zu uns, den Geschäfte eine bedeutende Strecke denselben Weg mit uns führten. Schon des Morgens um 5 Uhr verließen wir Pesth, um noch vor Anbruch der Nacht in Keszkemét einzutreffen, das uns, als ein bedeutend großer Ort, ein sicheres Nachtlager versprach. Die große Haide vor Keszkemét, die wir zu passiren hatten, bietet ein Bild im Kleinen von der traurigen Einförmigkeit der afrikanischen Wüsten, und wie selten eine Karawane jene Wüsten durchzieht, ohne irgend eine Schreckensscene zu erleben, so mußten auch wir hier Zeuge eines Jammerauftritts werden. Wir waren beinahe schon den ganzen Tag gefahren, und hatten bereits die letzte Poststation vor Keskemét erreicht. Hier begann die beschwerlichste Strecke unsers Weges. Der feine Sand, der unabsehbar die Ebene bedeckt, und beim Glanze der Sonne die Augen blendet, — war hier an einigen Stellen so dicht angehäuft, daß wir öfters unsern Wagen verlassen mußten, damit die drei Pferde denselben nur von der Stelle brachten. Dieß machte unsern Kutscher ungeduldig, und er begann unmenschlich auf die Thiere loszuhauen, was wir ihm dagegen auch sagen mochten. Plötzlich erhebt er ein schmerzliches Geschrei. — eines der Pferde hatte durch einen Hufschlag ihm den Fuß zerquetscht, und zwar den einen gesunden Fuß, der andere war ihm schon seit Jahren untauglich. Unser Schrecken war nicht gering, und unsere Lage in der That sehr kritisch. Die Sonne stand schon tief; ringsum war kein Haus, ja kein Baum zu erblicken, kein Tropfen Wasser in dieser Oede zu finden, um dem Unglücklichen den brennenden Schmerz zu lindern, den seine Wunde ihm verursachte. Es kamen einige Bauern des Weges, die wir um Beistand ansprachen; doch gefühllos, wie die Thiere vor ihrem Wagen, sahen sie auf die jammernden Gebärden des unglücklichen Menschen, und fahren an uns vorüber, ohne das Gesicht zu verziehen, oder nur ein Wort uns zu erwidern. Wir brachten endlich den Unglücklichen in unsern Wagen; der junge Ungar leitete die Pferde, und so suchten wir in möglichster Eile unser Nachtlager zu erreichen. Wir kamen nach Keszkemét, als es schon dunkel geworden, und hier erst konnte dem Verwundeten ersprießliche Hülfe geleistet werden. —

Wir fanden in Keszkemét ein besseres Nachtquartier, als wir erwartet hatten. Der Ort ist groß und ausgedehnt, und soll über 58,000 Einwohner zählen. Nicht zu wundern ist es übrigens, in diesen Gegenden sehr volkreiche Ortschaften zu finden, da man wieder Tage lang reisen kann, ohne eine Spur menschlicher Gesellschaft zu treffen. Große unabsehbare Strecken des besten Landes liegen in Ungarn noch ohne Kultur und unbenützt, worauf ein paar Millionen fleißiger Kolonisten reichen Unterhalt finden würden.

Auffallend ist es, daß der eigentliche Stamm der Magyaren nur in 23 Komitaten des Königreichs die Hauptmasse ausmacht; in allen übrigen stehen sie in Minderzahl und bilden überhaupt nur ungefähr das Drittel der Gesammtbevölkerung von Ungarn. Einige wollen behaupten, daß es sogar Komitate gebe, wo nicht ein Einziger Ungar zu finden ist.

Keszkemét gab uns das Bild einer ächten magyarischen Gemeinde. Hier vernahm mein Ohr nicht mehr die gewohnten deutschen Laute, — so wie mein Auge überall nur die ächt charakteristische Nationaltracht der Ungarn fand, die sich zu diesen ernsten Physiognomien nicht passender gedacht werden könnte. Einen eigenthümlichen Anblick gewähret eine Gruppe Männer, wenn sie sämmtlich in große Schafspelze gehüllt beisammen stehen. Dieser Schafspelz (bunda) spielt bei dem ungarischen Bauer eine große Rolle, und dient ihm sowohl zum Feiertagskleide, als zum

Schutze gegen das schlechteste Wetter. Beim schlechten Wetter nämlich wird die zottige Seite desselben auswärts gekehrt, zum Feiertagskleide aber, oder bei schönem Wetter, die glatte Lederseite, welche oben am Kragen mit einem schwarzen Lammsfell geziert ist, das ganz in seiner natürlichen Form über den Rücken herabhängt. Die Näthe dieser Bunda sind gewöhnlich mit verschiedenen Zierrathen künstlich überkleidet.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr verließen wir Keszkemét und sahen nun bald wieder nichts als den Himmel und die grüne Fläche. Hier und da erblickten wir in der Ferne die Heerden der Csikos *), die hier im Sommer wie im Winter unter freiem Himmel leben, oder es begegnete uns ein Juhász **) mit einigen tausend Schafen, die langsam diese unermeßlichen Flächen durchziehen, um die besten Weideplätze aufzusuchen. Ich hätte es nicht rathen wollen, einen jener Csikos, wie ärmlich er auch erschien, oder einen dieser Schäfer in durchlöcherter Bunda, auf irgend eine Weise zu beschimpfen, denn leicht wäre es möglich gewesen, daß ein Edelmann in dieser Hülle steckte, — und dann wehe dem Beleidiger! Dieser adelige Schäfer oder Pferdehirt hat in Ungarn nicht mindere Rechte, als der prunkende Magnat, — und ist sich derselben nicht weniger bewußt.

Bei unserem Mittagsmahle, das wir auf einer einsamen Csárda zu nehmen gezwungen waren, mußten wir es empfindlich bereuen, uns in Keszkemét nicht mit Lebensmitteln auf den Weg versorgt zu haben, denn wir fanden nichts als Eier, schwarzes Brod und schlechtes Wasser. Wir kamen denselben Tag bis Kis-Telek, ein nicht unbedeutendes Dorf im Tschongrader Komitate. Obwohl die Sonne noch hoch stand, hielten wir es doch für rathsamer, hier zu bleiben, da auf dem ganzen Wege von Kis-Telek bis Szegedin nur ein einzelnes Posthaus liegt, und der Ungar selbst es scheuet, in dieser Gegend von der Nacht überrascht zu werden. Wir benützten die noch übrige Spanne des Tages, uns im Orte etwas umzusehen, und besuchten den außerhalb des Dorfes gelegenen Begräbnißplatz. Frei auf offenem Felde fanden wir hier, wie überall in Ungarn, die Hügel zerstreut, die die Gebeine der Verstorbenen decken. Nur selten umgibt diese Ruheplätze ein niederer Zaun, noch seltener wird man eine Kapelle dabei finden. Auf unserem Rückwege durch das Dorf hatten wir bei jeder Wohnung mit zwei oder drei ungeheuren Hunden zu kämpfen. Kein Eigenthümer wehrte ihnen ab, wenn er sah, daß die Bestien auf uns los kamen, wir konnten nur mit Mühe in unser Wirthshaus zurückgelangen.

Am nächsten Tage erreichten wir frühzeitig die königliche Freistadt Szegedin, die nichts weniger als das Ansehen einer Stadt hat, obwohl sie sehr ausgedehnt ist, und man darin einige hübsche Häuser bemerkt. Die ungarischen Städte haben überhaupt meistens ein so ländliches Ansehen, daß man sie in Deutschland für nichts mehr als große Dörfer halten würde, und ich muß gestehen, daß ich einigemal in diesen Irrthum gerathen bin. Szegedin ist ein merkwürdiger Ort in geschichtlicher Beziehung, merkwürdig wegen des Blutes das hier geflossen ist, da schon bei der ersten Einnahme durch die Türken 5000 Christen-Nasen von hier nach Konstantinopel geschickt wurden. — In der Mitte des großen Platzes, auf dem gewöhnlich Markt gehalten wird, ist das kleine alte Schloß gelegen, das ehemals manche hohe Personen bewirthete, gegenwärtig aber bloß Gefangene aufnimmt. Als die Türken noch das Banat im Besitze hatten, welches sie bis zum Jahre 1718 behaupteten, war Szegedin lange Zeit Gränzstadt. Hart an dem Orte strömt die Theiß vorüber, ein bedeutender Fluß, der in den Karpathen seinen Ursprung hat, und in seinem Laufe die gesegneten Gegenden von Tokai berührt. Die Alten rühmten die Theiß als so fischreich, daß sie behaupteten, sie führe nur 2/3 Wasser und ein Drittel Fische in sich. Sobald man diesen Fluß überschreitet, über welchen hier eine Schiffbrücke führt, — betritt man das Banat, und zwar jene Sümpfe, zu welchen einst die berüchtigten pontinischen Sümpfe in keine Vergleichung kamen. Vieles ist schon zur Ableitung dieser faulen stehenden Wasser gethan worden, und bedeutende Strecken sind bereits trocken gelegt, doch bleibt es immer noch eine Herkulesarbeit, diese großen ausgedehnten Moräste und die schädlichen Folgen ihrer Ausdünstungen mehr und mehr zu vermindern.

*) Pferdehirt.

**) Schäfer.

Die finanzielle Reform in England.

(Schluß.)

Zoll und Accise. Die Zölle der Seehäfen könnten mit Vortheil an Einzelne oder an Gesellschaften verpachtet werden. Die Kontrahenten schießen die Einkünfte des bevorstehenden Vierteljahrs vor, haben den freien Gebrauch der Zollhäuser und anderen Zubehör, und bezahlen Schreiber, Aufseher und andere Beamte nach ihrem Gefallen. Die Accise des benachbarten Distrikts könnte mit den Zöllen verbunden werden, und läßt man öffentliche Konkurrenz zu, so werden sich Leute finden, welche die Arbeit um 2½% der Brutto-Einnahme übernehmen, wie Hr. Hume diesen Zweig des Einkommens zu erheben sich erbot; dadurch würden mehr als drei Millionen erspart, und eine Menge Leute ohne Unterschied, und ohne daß man mit ihrer Anstellung erbärmliche Wahlumtriebe zu befördern suchte, verwendet werden.

Die Stempel erfordern jährlich weit über 1¼ Million für die Verwaltung; auch sie könnten, wie die Zölle und Accise, verpachtet werden; auch hier würden 2½ Proc. genügen und eine Million jährlich erspart werden.

Das Handelsbüreau sollte man gleichfalls abschaffen; der Zweck dieser kostbaren Anstalt ist, unsern Handel zu fesseln, zu stören und zu vernichten; ein vollständig freier Handel mit allen Nationen ist es, was jetzt das englische Volk verlangt. Dieß nutzlose Büreau mag das Schicksal aller andern Bande theilen, mit denen man die Wohlfahrt des Landes fesselte.

Die Pensionen-Liste, Civilliste, das Patentamt und andere Auswüchse des Systems sind erwiesener Maßen einer artigen Reduktion von 2 Millionen fähig. Auch gibt es noch manche andere Verwaltungszweige, z. B. den Quartiermeisterstab u. dgl., welche reduzirt, oder als nutzlos abgeschafft werden sollten. Die Regierung Englands ist tausendmal zu groß; es ist eine Maschine von 80 Pferdekraft an einem Spinnrade. Ein Einkommen von fünf

Millionen ist nach Abrechnung der Zinsen für die Nationalschuld mehr als hinreichend für den wahren Regierungszweck in dieser kleinen Insel. Denn die Königin Elisabeth erhielt mit einem Einkommen von einer halben Million aus den Kronländereien den Glanz ihres Hofes, schlug die spanische Armada und behauptete ungeschwächt den Kriegesruhm Englands. Wir wollen darum das System nach der alten Form vereinfachen, wohlfeiler machen und mit einem Mal kraftvoll die Bande abstreifen, womit eine schmutzige und willkürliche Aristokratie so lange das edelste Volk an den Boden fesselte. Nachstehendes ist das Resultat der vorgeschlagenen Veränderungen.

Verkauf der Kronländereien und andern Nationaleigenthums, die Interessen zu 3½ Proc. gerechnet	7,500,000 Pf.
Ersparte Marineausgaben durch Verwendung der Schiffe zur Frachtschifffahrt und Abschaffung der Seesoldaten . .	5,800,000 Pf.
Reducirung der Armee auf 10,000 Mann Fußvolk; Ersparniß . .	6,000,000 Pf.
Ersparniß in der Einnahme in Zoll und Accise	3,000,000 Pf.
Ersparniß beim Stempel . . .	1,000,000 Pf.
Pensionsliste, Patent-Amt und Civilliste	2,000,000 Pf.
Abschaffung des Handelsbüreau's und Reducirung anderer Aemter . .	1,500,000 Pf.
	26,800,000 Pf.

Zieht man diese Gesammtsumme von dem jetzigen Betrage der Staatsausgaben von 48,500,000 Pf. ab, so bleiben als wahre künftige Ausgaben noch 21,700,000 Pf. übrig. Diese Summe schlagen wir vor — durch die Posteinkünfte, die Stempeltaxe und eine Eigenthumstaxe zu erheben. Das ganze System von Zöllen, Accisen, Grund- und Häuser-Steuern (assessed taxes) und vermischten Einkünfte soll völlig abgeschafft werden. Die Stempel werden mit der vorgeschlagenen Reduktion in der Verwaltung ein Jahr ins andere gerechnet, betragen . . . . . 7,500,000 Pf.

Die Post ungefähr . . . . 1,500,000 Pf.

Durch eine Eigenthumstaxe muß demnach noch erhoben werden . . . . . 12,700,000 Pf.

Eine Taxe auf das Grundeigenthum ist die gleichste, gerechteste und wohlfeilste Art, dem Staat ein Einkommen zu verschaffen, und hinsichtlich der Erhebung unseren jetzigen verwickelten, inquisitorischen und kostspieligen Anstalten weit vorzuziehen. Wir schlagen deßhalb vor, eine Taxe auf das Grundeigenthum zum Betrage von 12,700,000 Pf. zu legen, und zwar den Betrag der Steuer nach klaren Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit, je nach dem Range des Besitzers zu steigern. Das Einkommen, welches auf diese Art durch eine Eigenthumstaxe erhoben werden soll, ist zur Bezahlung der Interessen der Nationalschuld bestimmt. Wir fragen nun, von wem und für wen wurde diese Schuld kontrahirt? Für die Aristokratie. Unsere letzten Kriege waren Vertheidigungskriege, unternommen, die Landhäuser, die kostbaren Möbel und das Silberzeug der Lords und des Landadels, um Blenheim, Stow und Lowther Castle, aber nicht die hungernden Millionen zu vertheidigen. In einem Lande mit aristokratischen Institutionen sollten die Lasten des Staats von den obern Klassen bezahlt werden, denn das Eigenthum häuft sich gern an, und Titel haben eine Attraktionskraft. Der Werth einer englischen Pairswürde kann bloß wegen der Leichtigkeit, reiche Heirathen zu schließen, auf 200,000 Pf. angeschlagen werden, und ein Herzogstitel ist ein Magnet, um Millionen an sich zu ziehen. In England war die alte Kopfsteuer (poll tax) bis zur Regierung Wilhelms III nach den Rangstufen eingerichtet; seitdem aber haben die boroughmäklerischen Aristokraten alle Billigkeit umgestoßen, und das Volk ward, um mit Montesquieu zu reden, in einem Mörser zerstoßen; jeder Grundsatz der Gerechtigkeit, Rückgabe des Geraubten und altes Beispiel verlangen daher, daß die Eigenthumstaxe nach den verschiedenen Titeln umgelegt werde, und wir schlagen deßhalb vor, die Ländereien eines Herzogs mit 10 Schilling per Acre, die eines Marquis mit 9, die jedes andern Pairs des Königreichs mit 8, die der Baronets, der irischen und schottischen Pairs, die keinen Sitz im Oberhause haben, mit 7, und alles übrige Landeigenthum mit 6 Schilling zu belegen. Wenn der Adel glaubt, daß diese Besteurungsscala seinen Interessen und höhern Privilegien nicht entspreche, so soll es solchen titulirten Personen gestattet seyn, ihre erblichen Titel abzulegen, der Masse des Volks gleich und demnach mit keiner höhern Taxe belegt zu werden. Die Lasten der Aristokratie würden durch die Annahme einer solchen Art von Taxation nicht sehr vermehrt werden, da der durch die Abschaffung der Accise, der Zölle und der vermischten Taxen bewirkte niederere Preis aller Lebensbedürfnisse hinreichenden Ersatz für die höhere Taxation gewähren würde. Diese Veränderung würde auch darum sehr wohlthätig, weil in Folge derselben die Verehrung des Volks für die höhern Klassen des Landes steigen würde, wogegen ohne eine solche Veränderung die öffentliche Meinung sich vermuthlich bald gegen jeden erblichen Rang und jegliches Privilegium aussprechen wird, denn für die Masse des Volks kann es keine Wohlhabenheit, kein Gedeihen geben, wenn man nicht der Tendenz unserer aristokratischen Institute, Reichthümer in den Händen Einzelner aufzuhäufen, durch irgend ein Mittel entgegentritt.

Die Magier in Aegypten.

(Fortsetzung.)

So war es wenigstens noch vor Kurzem. Allein in der neuern Zeit beschloß Sultan Mahmud, aus seiner Hauptstadt, die nun ein für alle Mal civilisirt werden sollte, Zauber und Zauberer insgesammt zu verbannen. Allerdings hatte er dabei auch seine persönlichen Gründe, da diese Leute großen Einfluß auf die Gemüther des Volkes übten, und Alles aufboten, „die guten alten Gebräuche" aufrecht zu halten, indem sie alle Neuerungen des Sultans als gottlos verschrien, und allen seinen Schritten das schwärzeste Unheil prophezeiten. Als ich daher im Jahre 1828 Nahrung für meine unersättliche Neugier suchte, fand ich, daß alle Megrebins, Aegyptier und Gaukler als gefährliche Landstreicher aus der Stadt verwiesen worden waren, nicht minder auch die fahrenden Geschichtenerzähler, die nicht wenig dazu beitrugen, Erinnerungen alter Zeiten und Gebräuche lebendig zu erhalten, und gewöhnlich große Schaaren von Zuhörern in den Kaffeehäusern um sich versammelten. Selbst der ehrliche Karaguse, der türkische Hanswurst, der unter allerlei Anspielungen und Possen, gleichsam mit dem Kopfe in des Löwen Rachen, derbe Wahrheiten sagte, und die Fehler der Regierung geißelte, war bei schweren Strafen zu ewigem Stillschweigen verurtheilt. Allein all' seiner unumschränkten Macht zum Trotze, konnte der Sultan doch nicht

die Vergangenheit in Vergessen bringen, und eben so wenig der Zunge des Volkes Schweigen gebieten. Die Ueberlieferung bewahrte sorgfältig die wunderbaren Geschichten auf, die sich mit den Nekromanten begeben hatten, die ich aber nicht wiederholen will, weil ich sie nicht aus so glaubwürdigem Munde vernahm als die folgende:

M—, ein Eingeborner von Pera, ein Mann, wie der Türke zu sagen pflegt, „der Alaun von Gerstenzucker zu unterscheiden weiß,“ wie nur je Einer, ein guter Katholik, ein gewissenhafter Dragoman, und als solcher ohnehin ein strenger Anbeter der Wahrheit, der nie eine Lüge sagte, außer im Geschäftswege, war selbst der Held oder vielmehr der Augenzeuge einer Geschichte, die er erzählte. Eines Morgens wurde er von einem europäischen Palaste zu Pera in Geschäften nach Konstantinopel abgefertigt. Er war in großer Eile, als er aber den Meytiskellesi oder Kai der Todten erreichte, und gerade im Begriffe stand, den Fuß in den Kaik zu setzen, der ihn über den Hafen des goldenen Horns führen sollte, blieb entweder sein Pantoffel an den unbehauenen Balken des hölzernen Kaik hangen, sein Kleid an einem Pfahle, oder was es sonst war, kurz der Dragoman sah sich um, und erblickte dicht hinter sich einen großen und sehr bekannten afrikanischen Magier, der sein Handwerk schon lange in der Hauptstadt trieb, und im Rufe eines der tief eingeweihtesten Meister der schwarzen Kunst stand. Der Dragoman, der es in dieser Welt wahrscheinlich nickt mit einem Manne verderben wollte, dem die Bewohner der andern so zu Gebote standen, und in der Meinung, der Zauberer warte hier am Rande des Ufers auf eine Gelegenheit, um von der Vorstadt nach Konstantinopel hinüberzufahren, bot ihm höflich seinen Kaik an. Der große Afrikaner erwiderte kein Wort, sondern gab bloß mit der Hand ein Zeichen, daß er die zugedachte Ehre ablehne. Der Dragoman stieg also in seinen Kaik, der sogleich vom Kai abstieß, und pfeilschnell durch das Gewässer des Hafens hinflog. Die Boote in Konstantinopel sind alle sehr leicht und spitzig und schießen mit erstaunlicher Schnelligkeit dahin, auch wenn sie nur von einem einzigen Paar Rudern getrieben werden. Aber Leute von solchem Range, wie ein Dragoman, führen gewöhnlich zwei Paar Ruder in ihren Kaiks, und M—, der große Eile hatte, befahl dießmal seinen Ruderern, so schnell zu fahren, als möglich. Ungefähr auf halbem Wege wendete M— den Kopf nach dem Kai zurück, wo er den großen Afrikaner starr und bewegungslos, wie eine granitene Bildsäule vor einem ägyptischen Tempel noch immer stehen sah. Das Boot des Dragomans durchschnitt indeß eiligst die Wogen; es näherte sich dem jenseitigen Ufer, kein Kaik war ihm unterwegs hinüber oder herüber zu Gesicht gekommen, und siehe da — als das Boot die Holzpfeiler des Diwan-kapi-iskellesi berührte und der Dragoman von seinem Sitze aufstand, um an das Ufer zu steigen, sah er den nämlichen afrikanischen Zauberer vor sich stehen, der ganz ruhig nach dem jenseitigen Kai hinüberschaute, wo er ihn kurze Zeit vorher erst verlassen hatte, und von wo er auf Menschen mögliche Weise nicht herübergekommen seyn konnte. Der Dragoman mochte sich die Augen reiben, so viel er wollte; es war und blieb der Moghrebin, der mit seinen großen bleiernen Augen über das Gewässer des goldenen Horns nach dem Kai der Todten hinüberstarrte, wie er es vorher nach dem Diwan-kapi-iskellesi herübergethan hatte. M— fühlte sich von einem kalten Schauer angewandelt, und blieb von dem Augenblick an, wo er den Nekromanten erblickt hatte, länger als zehn Minuten, mit einem Fuß auf dem Rand des Bootes, mit dem andern auf dem Kai, wie von einem Zauber versteinert stehen; dann erst kam er von seinem Staunen wieder zu sich, trat vollends ans Land, schlug als guter Katholik sein Kreuz, bot seinem Nachbarn als höflicher Türke sein Selam, eilte so schnell er konnte, sein Geschäft abzumachen, und nach Pera zurück zu kehren, und erzählte hier sein Abenteuer Jedermann, der es hören wollte. Niemand setzte bei der anerkannten Wahrheitsliebe des Dragomans in seiner Erzählung den geringsten Zweifel, und der Erzähler lebt noch, und erzählt sie wahrscheinlich in diesem Augenblicke wieder, denn jeder Fremde muß sie von ihm hören.

Doch meine zweite Geschichte hat nicht bloß einen, sondern tausende von unverwerflichen Zeugen, sie zu bekräftigen; sie ereignete sich nicht auf einem düstern Kai am Hofe von Konstantinopel, sondern auf einem freien Platze und bei einem öffentlichen Feste, nicht Wasserträger, Bettler oder Galeerensklaven — Leute, die gewöhnlich auf der Seite des goldenen Horns zu finden sind — spielen dabei eine Rolle, sondern Aga's und Pascha's, Kadinen und Sultaninnen, ja sogar vielleicht der Sultan selbst, der jüdischen und armenischen Wechsler und englischer und anderer christlichen Kaufleute und Diplomaten gar nicht zu gedenken. Der Vorgang begab sich an einem Benischtage, in dem schönen und volkreichen Thale hinter der Anhöhe von Pera, das man Dolma Bachschi nennt. Doch bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich sagen was ein Benisch ist. Ein Benisch ist in der Türkei ein hohes Fest, bei dem sich der Sultan in der Mitte seines ganzen Hofes zeigt, wobei ein Glanz und eine Pracht entwickelt wird, wovon man im Abendlande keinen Begriff hat; mit diesem Aufzuge sind aber auch die Djerids oder Turniere des Morgenlandes, Faustkämpfe, Thierhetzen, Seiltänze, Wahrsagereien, Taschenspielerkünste und Spiele jeder Art verbunden, die zum Theil europäisch genug, zum Theil aber auch rein türkischer und asiatischer Natur sind. Doch auch Dieß gilt Alles nur von der frühern Zeit; denn auch diese Benischfeste sind zwar nicht aufgehoben, aber der reformeifrige Sultan hat sie ihrem ganzen Wesen nach, und alle dabei vormals üblichen Vergnügungen umgeschaffen, da er statt derselben gegenwärtig bloß Heerschau über seine neuen regulären Truppen hält, und sorgfältig Alles entfernt, was die Türken an ihre alten Trachten und Gewohnheiten in den Tagen des Janitscharenthums erinnern könnte.

Das Benisch, von dem hier die Rede ist, wurde vor mehreren Jahren und nach alttürkischem Brauch gehalten. Eine gute Anzahl Köpfe war, wie es gebührt, zerschlagen, eine gehörige Anzahl Menschen, die nicht behend genug waren, einige sammt ihren Pferden, andere zu Fuß, bei dem Djeridwerfen, im Staube herumgewälzt; baumstarke bis auf den Gürtel nackte Bursche, alle tüchtig mit Oel eingerieben, hatten sich erst Mann gegen Mann, und dann Mann gegen Bär, jedoch diese mit Maulkörben versehen, weidlich herumgebalgt; die Tänzer schwangen sich in der Luft und gaukelten auf fast unsichtbaren Seilen, die von Baum zu Baum gespannt waren, und leisteten, was Seiltänzern möglich; und Zauberer und Wahrsager noch mehr als dieses, als ein kurzer dicker Türke, der sich durch ein Paar der allerweitesten Hosen in der Länge verkürzt, und in der Breite ausgedehnt hatte, mitten in die sonnenhelle Arena trat, und einige Proben seiner Kunst zu geben versprach, die Alles in Schatten stellen sollte, was seine Vorgänger geleistet. Sein Selbstvertrauen schien groß; allein Niemand kannte ihn. Seine Kunstgenossen hielten ihn für einen Pfuscher und sahen ihn mit schweigender Verachtung über die Achsel an; während viele Zuschauer, Freunde von dergleichen Unterhaltungen sich im Kreise herum, auf ihren Fersen niedersetzten, und fragten: „Wer ist er? Woher ist er?“

„Wer ich bin?“ sagte der kleine Kerl in den Pluderhosen. „Laßt mich nur meinen Oelkrug hereinbringen und thut, wie ich euch sage, und Masch allah! ich will euch bald zeigen, wer und woher ich bin.“

Inschallah! — In Gottes Namen,“ sagte Einer der Zuschauer, die immer neugieriger wurden. „Laßt ihn seinen Oelkrug bringen.“

„Baccalum,“ sagte der Andere. „Wir wollen sehen, was er kann.“ Hiedurch aufgemuntert, ging der unbekannte kleine Mann zur Arena hinaus, und erschien gleich darauf, indem er einen Oeltopf vor sich her wälzte, dicker als er selbst, ein wahres Heidelberger Faß von einem Oelkruge.

„Allah, Gott ist mächtig!“ sagte der kleine Magier in den Pluderhosen, als er seinen Oelkrug in der Mitte der Arena aufstellte. „Und nun,“ sagte er zu den umhersitzenden Zuschauern, „bitte ich um einige Sachen, um sie in diesen Topf zu legen, und dann werdet ihr sehen, was ihr sehen werdet.“

„Hältst Du uns für Oelhändler? Wir haben kein Oel da, um Dein Faß zu füllen,“ erwiderte Einer.

„Ich verlange kein Oel,“ sagte der Zauberer, „gebt mir einen Shawl, einen Turban, einen Jataghan was es ist. Chelibis, Effendis, helft mir mein Kunststück auszuführen, und ihr werdet Etwas sehen, was ihr euer Lebtag noch nicht gesehen habt.“

„Ist der Topf rein?“ fragte ein hübschgekleideter Osmanli, der dergleichen Gaukelspiel sehr liebte, aber noch mehr seine schönen Kleider.

„So rein, als ein Riechfläschchen. Komm und sieh selbst zu,“ antwortete der Zauberer. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 258. 14 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

> Vom Wege verirrt,
> Vom Sturm bedrängt,
> Vom Regen durchnäßt,
> Such' ich hier Schutz
> In dieser ländlichen Behausung.
>
> Tieck.

2. Die 3 W der Reisenden.

Wege, Wetter und Wirthe — wem haben sie noch nie die gute Laune getrübt? Doch alle drei vereint traf ich sie noch nie in so unfreundlicher Gestalt, als bei unserem Eintritt ins Banat. Nachdem wir uns in Szegedin ein paar Stunden verweilt, und mit Lebensmitteln für die Weiterreise versorgt hatten, bestiegen wir wieder fröhlichen Muths den Wagen, der uns von hier bis Temeswar zu bringen bestimmt war. Schon trübte sich der Himmel bedenklich, als wir Szegedin verließen, doch hofften wir noch zeitig genug Kis Kanisa zu erreichen. Es währte aber nicht lange, so fing es an heftig zu regnen. Wir kamen auf einen schmalen Damm, auf dem sich unsere Straße ein paar Meilen weit hinzog. Rechts von diesem Damme hatte der Theißfluß die ganze Gegend überschwemmt, und zur Linken war das wilde Wasser der Marosch aus seinen Ufern getreten, und hatte die nahen Ebenen in einen See verwandelt. So weit unser Auge reichte, sahen wir nur Wasser, das der Wind der sich mit dem Regen erhob, in schäumende Wellen schlug. Je weiter wir vorwärts kamen, desto gefährlicher wurde unser Weg. An einigen Stellen war der Damm so schmal, daß unser Wagen allein kaum mit Sicherheit darüber kommen konnte, Wenn nun Fuhrwerke uns begegneten, denen ausgewichen werden mußte, so waren wir alle Augenblicke in Gefahr, — in die schäumende Fluth geworfen zu werden. Ohne Aufhören strömte der Regen herab, schon fing es an dunkel zu werden, und noch immer konnten wir das Dorf nicht erreichen, dessen Thurm uns aus der Ferne, gleich dem Pharus einer Insel im Weltmeer, — lange schon entgegen sah.

Zum Uebermaß unsers Mißgeschicks mußten wir, — schon nahe am Ziele, auf eine Stelle treffen, wo der Damm von dem andringenden Wasser der Marosch durchbrochen war. Reißend drängten sich die Fluthen durch diese Oeffnung, und nur mit größter Gefahr konnten wir es wagen, diese Stelle zu passiren. Endlich erreichten wir das ersehnte Zöröl Kis Kanisa, ein kleines Dorf am linken Ufer der Theiß. Der Wirth hatte sich nicht vermuthet, so spät bei diesem Wetter noch Gäste zu bekommen, und da, bei aller Gastfreundschaft der edlen Magyaren die ungarischen Wirthshäuser doch das schlechteste sind, was man finden kann, — so mußten wir unsern mitgebrachten Mundvorrath in Anspruch nehmen, um ein genügendes Abendmahl zu Stande zu bringen.

Auf unsern Franzosen machte der beschwerliche Weg und die rauhe Natur den empfindlichsten Eindruck; er fand alles affreux. In diesen Gegenden, meinte er, müsse man reisen, um die Wohlthat der Civilisation, um sein gesegnetes Frankreich höher schätzen zu lernen. — Doch, kaum unterm trockenen Dache des Wirthes zu Kanisa angelangt, war er es, der die verstimmten Gemüther bald wieder anzuregen wußte. Er nahm seine Guitarre hervor, und seine munteren Lieder verwischten bald alle Bilder der gefährlichen Wege und des stürmischen Wetters aus unserer Seele. Unter Scherz und erheiternder Rede fanden wir endlich alles erträglich, — bis auf den sauren Wein unsers Wirthes.

Am nächsten Morgen verließen wir zeitig Kanisa. Wir hatten besseres Wetter, die Wege aber waren verzweifelt schlecht. In einigen Dörfern gingen die Einwohner auf Stelzen durch die Straße. Erst nachdem wir beinahe den ganzen Tag gefahren, trafen wir auch auf bessere Wege. Wir kamen in eine sehr freundliche und fruchtbare Gegend, wo wir das nächste Dorf schon wieder vor uns hatten, sobald wir das Eine verließen. Allenthalben traf man hier auf mehr Kultur und größere Wohlhabenheit. Die Dörfer waren sehr regelmäßig angelegt, ein kleiner Zwischenraum trennte stets ein Haus von dem andern, und vor jeder Wohnung waren ein paar Obstbäume gepflanzt, die zu beiden Seiten der Straße regelmäßige Linien bildeten. Je näher wir Temeswar kamen, desto angenehmer wurde die Gegend. Kleine Wäldchen unterbrachen bald die Einförmigkeit der Ebenen, die hier schon allmählich mit sanften Anhöhen wechseln. Die Ortschaften, die wir passirten, waren meistentheils von Serben bewohnt, einem slavischen Volksstamm, der sich im Banat, in ganz Slavonien und einen großen Theil von Kroatien und Dalmatien ausbreitet. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten und der Lebensweise wesentlich von den Ungarn. Man trifft unter ihnen im Allgemeinen schöne Männer, von gefälliger, vortheilhafter Gesichtsbildung und schlankem Wuchse. Sie sind tapfere Soldaten, und bewiesen bei vielen Gelegenheiten ihre Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus. In keiner Provinz

der kaiserlichen Staaten sind übrigens so verschiedenartige Einwohner zu finden, als im Banat. Nachdem es im Jahre 1718 gänzlich von den Türken befreit wurde, mischten sich unter die alten Einwohner, nämlich die Walachen, Serben, Zigeuner, Bulgaren und Ungarn, auch viele Deutsche, Franzosen, Italiener und Juden. Zu Becskerek hatte sich sogar eine Kolonie Spanier (aus Biscaja) niedergelassen. Nichts versäumte der damalige Landesgouverneur, General Mercy, um Kolonisten für die entvölkerte Provinz zu gewinnen, den Ackerbau und den Handel zu heben, und diese von der Natur so sehr begünstigten Gegenden auf den möglichsten Grad der Kultur zu bringen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hier außerordentlich, und die Beschaffenheit dieses Landes für die Viehzucht so vortheilhaft, daß in ältern Zeiten seine Meierhöfe pascua Romanorum genannt wurden.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Indeß rückte die Hungersnoth immer näher auf Bombay heran und in ihrem Gefolge die Geißeln, die sie zu begleiten pflegen. Der Gouverneur der Präsidentschaft mußte zu neuen Vorsichtsmaßregeln schreiten. Da die Pest, ihrer unwandelbaren Gewohnheit zufolge, nicht ausbleiben konnte, so wurden auf dem Grasplatze, der am Fuße des Glacis liegt, große Bretterhütten von hundert Toisen Länge aufgeschlagen. Von allen Gränzstationen wurden die Aerzte der verschiedenen Militär- und Civilstellen einberufen, um den Dienst in den schnell geschaffenen Hospitälern zu übernehmen, die übrigens bald gefüllt waren, da man es sich zur Regel gemacht hatte, Niemand, der arzeneiliche Hülfe ansprechen werde, zurückzuweisen. Ich begleitete unsere Aerzte freiwillig bei ihren Krankenbesuchen und wurde hier Zeuge herzzerreißender Auftritte. Nie werde ich ein schönes krankes Kind von fünf bis sechs Jahren vergessen, das wir fragten, wo sein Vater sey. Es zeigte mit dem Finger auf eine Matte, wo er gestorben war, und als wir das arme Mädchen fragten, wo seine Mutter sey, wies es auf eine Frau hin — die gleichfalls eine Leiche war. Die Kleine war mit ihren Aeltern wahrscheinlich aus dem nördlichen Indien gekommen; denn gewiß wußte sie es nicht zu sagen, eben so wenig konnte sie ihren Familiennamen und allem Anschein nach hatte sie keine andern Verwandten, als diesen Vater und diese Mutter, die beide eine Stunde zuvor gestorben waren. Ich weiß nicht, welches schmerzliche Interesse mich stets wieder nach den Schauplätzen des furchtbarsten menschlichen Elendes zog. Schon am frühen Morgen ging ich aus, um auf den öffentlichen Plätzen, längs der Straße und vorzüglich an den Stellen, wo gelandet wurde, die jammervollsten Scenen zu betrachten. An dem letztern Orte vorzüglich war der Boden stets mit Leichen von jedem Geschlechte und jedem Alter bedeckt, die über Nacht gestorben waren. Manche athmeten noch leise, und ich traf manches Kind, das gleich dem Mädchen im Spitale, alle seine Verwandten verloren hatte, und von Leiche zu Leiche herum suchte, ohne noch die ganze Schrecklichkeit seiner Lage zu begreifen. Es fiel mir Anfangs auf, daß die Jüngsten und Schwächsten der Familie meist zuletzt hinstarben; wahrscheinlich aber war der Grund davon, daß sich die Väter und die Mütter selbst die Nahrung vom Munde abgebrochen hatten, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen. Dieß würde, wie ich glaube, überall in der Welt der Fall seyn; um so mehr aber bei einem Volke, dessen ganzes Leben eine Reihe von persönlichen Entsagungen und Entbehrungen ist. Es war tröstlich, zu bemerken, daß alle diese hülflosen Waisen nie ihrem Schicksal überlassen blieben, sondern daß jede in der Kaste, zu der sie gehörte, einen Vater oder eine Mutter fand. Auf gleiche Weise fanden auch die Leichen von allen Denen, die über Nacht vor Hunger, Krankheit oder Ermüdung umgekommen waren, stets eine mitleidige Hand, die sie zur Erde bestattete, obgleich sie keine andere Empfehlung hatte, als das Unterscheidungszeichen, das auf ihre Stirnen gemalt stand. Alle diese Leichen, so wie die Unglücklichen, die im Spital oder bei ihren Freunden und Wirthen in Bombay gestorben waren, wurden unverzüglich über den Strand der Back-Bay hinübergeschafft, um dort, nach unvordenklichem Landesbrauch, verbrannt zu werden. Ich weiß es nicht gewiß, glaube aber, daß alle indischen Kasten ihre Todten verbrennen, und man muß gestehen, daß diese Leichenbestattung etwas Feierliches hat, das an das Alterthum erinnert und selbst zu einer europäischen Einbildungskraft spricht. Nur Wenige wissen wahrscheinlich, wie leicht und schnell ein Leichnam in Asche verwandelt wird, und daß von dieser ganzen sterblichen Hülle kaum einige Unzen weißer Asche übrig bleiben:

„Expende Annibalem: quot libras in duce summo."

Alles Uebrige verflüchtigt sich oder steigt als Dampf in die Luft auf, um eines Tags wieder zu seiner Muttererde zurückzukehren und im Pflanzen- und Thier-Leben eine neue Rolle zu übernehmen.

Gewöhnlich ging ich ganz allein hinaus, um diesen vielen Leichenbegängnissen beizuwohnen; denn nur wenige Engländer konnten begreifen, was ich für ein Vergnügen daran finden mochte, alle diese Körper von Hindus verbrennen zu sehen. Einer meiner Freunde unter Andern, den seine Forschungen über Alles, was indische Sitte betraf, zu meinem unzertrennlichen Gefährten auf diesen Spaziergängen hätte machen sollen, verließ mich stets in dem Augenblicke, wenn wir uns der Krümmung näherten, die das Gestade beschreibt. Hier erhob sich die Flamme der Holzstöße. Er bewohnte ein herrliches Haus in dem Lustwalde, der auf der Rückseite des Hügels Malabar über die Bucht hinaus angelegt war; allein obgleich dieß der Weg war, den er zu nehmen hatte, so konnte ich ihn doch nie bewegen, mir an der Seite zu bleiben; stets lenkte er sein Pferd da, wo sich die Straßen kreuzten, links hinweg und machte einen Umweg von einer Stunde, um ein Schauspiel zu vermeiden, das mich wie mit einem geheimen Zauber an sich zog.

Die Bucht Back wird von zwei Vorgebirgen gebildet, die in das Meer hinaus sich erstrecken; das eine heißt die Landspitze von Malabar, und ist hoch und mit Wald bewachsen; das andere Coloba, ist niedrig und in kleine Inseln zerstückt, die den Seeleuten sehr wohl bekannt sind, theils wegen einiger weniger Bäume, von merkwürdigem Wuchse, wodurch sie sich vom Festlande unterscheiden, theils wegen eines herrlichen Leuchtthurmes, der an ihrem äußer-

sten südlichen Ende steht. Das Ufer, das zwischen diesen beiden Vorgebirgen liegt, bildet einen halbmondförmigen Ausschnitt, dessen äußerster Rand mit einem schmalen Streife Sand eingefaßt ist, hinter dem unmittelbar ein dichter Gürtel von Kokospalmen sich erhebt. Diese Bäume stehen so dicht auf einander, daß sie die zahlreichen Hütten der Hindus, die man kaum zwischen der reichen Laubfülle von Pisang-, Feigen- und Zitronenbäumen hindurch erblickt, wie eine Wand gegen Wind und Wetter schützen. Diese Kokosbäume, so hoch sie auch sind, können sich doch keineswegs mit dem großen Palmbaume messen, dem schlankesten und vielleicht charakteristischsten Baum des Orients. Man darf sich aber seinen Stamm ja nicht als eine lange kerzengrade Stange denken, oder sich einbilden, daß ein Gehölz von solchen Bäumen einem Tannenwald oder den einförmigen wilden Pinien Amerika's gleicht. Ich erinnere mich nicht, eine einzige von diesen Palmen gesehen zu haben, die ganz gerade oder in einförmigem Wuchse vom Boden bis zu dem prächtigen Fächer, der den Stamm krönt, emporstiege. Um sich in Europa den Anblick von Kokosbäumen recht anschaulich zu denken, muß man die Zeichnungen eines Daniels oder Baillie Frasers gesehen haben, die mit bewunderungswürdiger Kunst die Physiognomie der indischen Landschaften wiedergegeben haben. Der Stamm der Kokospalme erhebt sich von der Erde aus in einer Dicke, die darauf berechnet scheint, bis zu dem Punkte von außerordentlicher Stärke zu seyn, wo die Länge des oberen Hebels ihn natürlich abbrechen müßte; hier verdünnt sich dann der neue Ansatz zu einem schmäleren Schafte, der Anfangs ein wenig nach einer Seite ausbeugt, um auf der andern desto schlanker sich zu erheben. Gegen den Gipfel zu, bevor er den dicken Früchtenbüschel berührt, der unter dem Laubwerke ruht, wird der Stamm wieder etwas breiter und verliert sich endlich in dem Grün des Fächers. Ich weiß nicht, ob man die Kokospalme an ihrem Ende aus Zweigen oder aus Blättern zusammengesetzt nennen soll, obgleich man gewöhnlich von ihren außerordentlich langen Zweigen spricht, die sich nach allen Seiten hin, wie Blätter, in einer abwechselnden Länge von zehn bis zwanzig Fuß, ausbreiten. Diese Zweige gleichen in ihrem Bau völlig einer Straußfeder. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Welche schönen Gegenstände für einen Pinsel gaben diese Leichenholzstöße von Bombay! Wie oft erinnerte ich mich an Turner's großes Gemälde, wo Rizpah bei den Todten wacht, wenn ich ganze Stunden zusah, wie Gruppen von Hindus mit den Ueberresten eines Freundes oder eines Unbekannten ihrer Kaste, den man entseelt an der Straße gefunden, oder der im Spitale gestorben, aus dem Kokoswalde hervorkamen. Während die Einen die Leiche im Meere wuschen, errichteten die Andern einen länglich viereckigen Holzstoß, von ein oder zwei Fuß Höhe und fünf oder sechs Fuß Breite, auf den der Entseelte gelegt wurde, worauf man ihn auch noch mit einigen Stücken Holz bedeckte. War das Feuer angezündet, so setzten sich die Hindus, auf der Seite, wo der Wind herkam, nahe am Holzstoß, auf den Sand nieder und beobachteten das tiefste Stillschweigen. Nie nahm ich auf einem ihrer Gesichter auch nur die geringste Spur dessen wahr, was wir Rührung nennen. Der eigenthümlichste Zug in der Physiognomie der Hindus ist die Gemüthsruhe in allen Arten von Leiden. Wenn ich das Wachsthum der Flamme genau beobachtete, so fand ich, daß nach einiger Zeit die knochigen Theile der magersten unter den Leichnamen das Feuer, das sie verzehrte, vermehrten. Wenn ein Glied sich vom Leib ablöste, so brachten sie es immer mit derselben Gleichgültigkeit oder wenigstens mit derselben Kaltblütigkeit in die eigentliche Gluth. Ich kam oft an Hunderten von solchen Scheiterhaufen vorüber; bei jedem derselben waren fünf oder sechs Menschen schweigend beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Magier der neuern Zeit im Orient.

(Schluß.)

Der Frager ging hin, und guckte in den Topf, der ein gewöhnlicher Oelkrug schien, nur von ungewöhnlicher Größe, sonst nichts mehr und nichts minder. Der Osmanli roch hinein, befühlte die innern Wände des Gefäßes mit der Hand und nachdem er sich durch die Sinne des Gesichtes, des Geruches und des Geschmacks hinlänglich überzeugt hatte, zögerte er nicht einen Augenblick länger, sondern band einen wunderschönen Shawl, den er als Turban trug, los und reichte ihn dem Zauberer, der ihn in den Topf legte. Diesem guten Beispiele folgten sogleich Andere; Jedermann beeiferte sich dem kleinen Unbekannten Etwas zu geben, der Alles in den Topf warf. Einige gaben ihre Turbane, Andere ihre Papuschen oder Pantoffel, einige Shawls, andere Säbel, andere Tabaksbeutel, der Eine Dieß, der andere Das, bald war der Topf bis zum Rande voll. Der kleine Zauberer machte die Zuschauer darauf aufmerksam, und sagte: „Schuk'r Allah! Gott sey Dank!“ und lehnte nun mit vieler Höflichkeit alle weiteren Gaben ab. Dann ging er zwei- oder dreimal, wie ein Pferd in der Tretmühle, rund um seinen Topf, und grüßte und gab den zahlreichen Zuschauern sein Selam. Dieß war zwar sehr artig, jedoch verging fast Jedermann vor Neugier, was da kommen, und wozu sie sich entturbant, entshawlt, entpantoffelt, entwaffnet u. s. w. haben sollten.

Bald sollten sie es sehen. Der kleine Hexenmeister schwang sich auf den Rand seines Topfes, der mitten in der Arena stand; und nachdem er ein Bein nach dem andern hineingezogen, und dann auch seine weiten Hosen eingesackt hatte, grub er sich unter den Habseligkeiten der Gläubigen nach und nach bis an die Hälfte des Leibes ein. Der Mann war zwar nur sehr klein, allein man wunderte sich doch, wie er noch so viel Raum finden konnte, da der Topf, wie sie Alle gesehen hatten, bis zum Rande voll war. Allein wie ein Wurm in sein Loch, kroch er immer tiefer hinein, bis zuletzt nichts mehr von ihm zu sehen war, als der Kopf, der noch in seinem schmuzig gelben Turban über dem Rande hervorragte. Einige Minuten ließ er schweigend seine schielenden Augen rund in der Versammlung umher streifen; dann sprach er: „Lasset Niemand, bei Gefahr, das schönste Kunststück, das noch in Dolma-Bachschi gesehen wurde, zu nichte zu machen, dem Topfe nahe kommen, bis ich rufe.“ Dieß waren seine letzten Worte und während sie in diesem von der Natur gebildeten Amphitheater verhallten, schloff auch der Kopf dem übrigen Leibe nach. Endlich verschwand auch die Spitze seines Turbans am Rande des Kruges, und alle Zuschauer warteten nun mit athemloser Spannung, die Augen auf den geheimnißvollen Topf gerichtet, was sich weiter begeben würde.

Man zerbrach sich nicht wenig den Kopf, worin „das schönste Kunststück, das noch in Dolma-Bachschi gesehen worden,“ bestehen würde. Einige erwarteten, der Krug werde sich mit seinem seltsamen Inhalt, allen Gesetzen der Schwere zum Trotz, auf das Seil schwingen, das über das Amphitheater ausgespannt war, und dort einen kühnen Tanz aufführen, der alle Seiltänzer beschämte; Andere von einer mehr ägyptischen Einbildungskraft erwarteten jeden Augenblick, daß der Topf einen Schwarm von Schlangen ausspeien, und dann ein Drache kommen würde, um sie alle zu verschlingen, wie sich weiland in Pharao's Palaste begeben; kurz die Einen vermutheten Dieß, die Andern Jenes. Der kleine Zauberer ließ ihnen indeß Zeit, zu vermuthen, so viel als ihnen beliebte; denn keine Stimme ließ sich aus dem Oelkrug vernehmen, den die Menge mit

einer Ungeduld anstarrte, die zuletzt fast peinlich wurde. Allein, da er sie gewarnt hatte, sich nicht dem Topfe zu nähern bis er rufe, so blieben sie noch eine geraume Zeit auf ihren Fersen sitzen. Nun fingen aber die ungeduldigern und jähzornigeren Türken an, nicht in den ehrerbietigsten Ausdrücken von der Mutter und Großmutter des Zauberers zu sprechen und auf ihre Gräber die schmutzigsten Dinge zu wünschen. Das Gemurmel nahm bald überhand, und man erboste sich über den Oelkrug immer mehr, der keinen Laut von sich gab. Endlich standen zwei oder drei Türken auf, fuhren in ihre Papuschen; die Bewegung wurde allgemein, und bald drängten sich einige hundert Menschen nach dem stummen Topfe. Als der Vorderste dem geheimnißvollen Gefäße nahe kam, das mitten in der Arena, wie ein Dreifuß in einem Tempel ernst und feierlich da stand, hielt er plötzlich still, da er glaubte, aus dem Bauch des Kruges eine Stimme vernommen zu haben. Allein es war bloß der Wind, der um die Mündung des Kruges säuselte. Kühnlich schritt also der Osmanli darauf hin, und fuhr mit seinem ganzen Kopfe in die Oeffnung des Kruges. Aber hätte er seinen Kopf aus dem Rachen eines Löwen hervorgezogen, statt aus einem Oelkruge, kaum hätte der Ausdruck der Bestürzung auf seinem Gesichte größer seyn können, als er sich zu Denen wendete, die ihm auf der Ferse standen und ausrief: „Sohn des Satans! Er ist nicht d'rin! Die Shawls sind nicht d'rin, mein Turban ist nicht d'rin! Der Oelkrug ist leer!“

„Der Oelkrug leer!“ — „Mein Shawl nicht d'rin!“ — „Mein Jataghan fort!“ — „Mein bester Tabaksbeutel hin!“ — „Nicht möglich!“ so schrie es nun mit hundert Stimmen durcheinander, und zwar nicht bloß von Denen, die sich um den Topf drängten, sondern auch von Jenen, die weniger ungeduldig auf ihren Fersen sitzen geblieben waren, doch auch zum Theil zur Füllung des Topfes beigetragen hatten. Nun schien auch ihnen der Spaß doch zu ernst gemeint, sie sprangen auf und fluchten dem Barte des schieläugigen Hexenmeisters, und dehnten ihre Verwünschungen nicht bloß auf seine Mutter und Großmutter, sondern auch auf seine Brüder und Schwestern, auf seine Väter und Großväter in jedem Grade aus. Allein Jeder wollte sich doch mit eigenen Augen von dem Unglaublichen überzeugen und Einer nach dem andern steckte seinen Kopf in den verwünschten Oelkrug, und mußte es leider bestätigt finden, daß Zauberer, Shawls, Jataghans, Tabaksbeutel, Papuschen, Alles sammt und sonders auf und davon, und der Krug leer war. Nun striegelten die Einen, auf gut Türkisch, ihre Bärte mit den Fingern, Andere spuckten den Topf an, und noch Andere stießen ihn um und sahen an seinem Boden und auf der Stelle, wo er gestanden war, nach. Einige wollten nun zwar behaupten, am Boden des Kruges ein Loch gefunden zu haben, aber nicht größer als das eines Tschibuks; Andere dagegen betheuerten der Boden des Oelkruges sey so glatt und undurchlöchert gewesen, wie ein zinnerner Pillauteller. Auf der Erde, wo der Krug gestanden war, fand sich etwas, was sich nur mit einem unsaubern Namen nennen läßt, was aber verrieth, daß an derselben Stelle der Arena vor dem Kruge des Zauberers ein Pferd sich befunden haben mußte; aber auch nicht das Mindeste sonst ließ sich entdecken, obgleich einige türkische Gelehrte die Brille auf die Nase setzten, und mit ihren Pfeifenrohren und selbst mit den Fingern den Boden aufkratzten.

Es gibt in Konstantinopel einige Leute, die bis auf diesen Augenblick noch ungewiß sind, ob sie den schieläugigen, pluderhosigen Zauberer für einen Dieb halten sollen; oder ob bloß die Ungeduld einiger voreiliger Zuschauer das ganze Kunststück verdorben habe, da er ihnen ausdrücklich verboten hatte, sich zu nähern, bevor er rufen würde, und Keiner konnte behaupten, Etwas gehört zu haben. Mag aber Dem seyn, wie ihm wolle, so viel ist ausgemacht, daß der Vorfall sich ganz so ereignete, wie er hier erzählt wurde. Tausende von Zeugen leben noch bis auf diese Stunde, und ein Reisender, der sich nach dergleichen Sachen erkundigen will, wird die türkische Hauptstadt nicht verlassen, ohne die Geschichte von dem Zauberer und seinem Oelkrug erzählen und verbürgen gehört zu haben.

Ein französisches Blatt enthält über das Bagno von Brest Folgendes: die Galeeren von Brest haben neuerdings eine Kette von 182 Galeerensträflingen erhalten; von denen 115 zu lebenslänglicher und die andern zu 11 bis 20 jährlicher Galeerenstrafe verurtheilt sind. Sobald ein solcher Zug im innern Hof des Bagno angelangt ist, müssen sich alle Sträflinge in zwei Reihen auf dem Boden niedersetzen; Ordensgeistliche reichen dann Jedem von ihnen ein Glas Wein. Die Wachen, die sie auf dem Wege begleitet haben, schreiten nun zur Entfeßlung der Gefangenen. Auf der Reise sind sie nämlich alle zusammen an eine große Kette geschlossen, und zwar mittelst kleiner Ketten, die ihnen um den Leib gehen, und in Halsringen endigen. Diese Ringe sind aber dreieckig und werden auf einer Seite, durch die der Gefangene den Hals hineingeschoben hat, statt mit einem Nagel vernietet. Um diesen jetzt herauszuziehen, bedient man sich der sogenannten „Krücke“ (béquille), eines Stück Holzes, an dem sich eine Art kleiner Ambos von Eisen befindet, in dem eine Vertiefung ist. Auf diese wird die eine Seite des Halsringes gelegt, aus der man den Nagel treiben will, und mittelst Stemmeisens und Hammers schlägt man die Vernietung durch; während der Gefangene den Kopf rückwärts gebogen hält. Während Dieß vorgenommen wurde, durchwanderten wir die Reihen dieser Unglücklichen; es waren meist Leute in der vollen Kraft ihres Alters von zwanzig bis dreißig Jahren; sogar ein junger Mensch von neunzehn Jahren befand sich darunter, der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt ist. Nur wenige schienen das Schreckliche ihres Looses zu fühlen. Fast auf allen Gesichtern sah man eine Art schamloses Lächeln und beinahe den Ausdruck der Zufriedenheit, was vielleicht auch daher kam, daß man sich freute, eine Reise zurückgelegt zu haben, die noch mühseliger ist, als der Aufenthalt im Bagno selbst. Der erste dieser Unglücklichen, der von der Kette abgelöst wurde, war ein Greis, der wohl auf immer seiner Ketten entledigt bleiben wird. Er war auf dem Wege von der Cholera befallen worden, und gab fast kein Lebenszeichen von sich. Man fragte seine Nachbarn um seinen Namen; Niemand wußte ihn und Alle verriethen die größte Gleichgültigkeit über sein Schicksal. Wie sie entfesselt waren, begaben sie sich, Einer nach dem Andern, auf eine andere Seite des Hofes, um ihre Kleider abzulegen; mehrere nahmen sich nicht die Mühe sich ordentlich zu entkleiden, sondern rissen ihr Gewand von oben bis unten in Stücke; was von den Gefängnißwärtern ganz gleichgültig angesehen wird, da alle Kleider sofort ohnedieß verbrannt werden. Dann begaben sich alle in eine Art Wagenschoppen, wo große Kufen mit warmem Wasser, mit Essig vermischt standen; alte Galeerensträflinge wuschen hier ihre neuangekommenen Leidensgefährten mit warmen Schwämmen, worauf sie in einen kleinen Saal geführt wurden, wo man sie mit Salzsäure räucherte. „Hier geht es wie in einem Serail zu,“ sagte Einer der Sträflinge, „erst badet, dann beräuchert man uns.“ Hierauf erhielten sie ihre neue Kleidung, die nach der Dauer ihrer Strafe von verschiedener Farbe war. Endlich bringt man sie in einen Saal, wo sie acht oder zehn Tage von den übrigen Sträflingen abgeschlossen gehalten werden; sie erhalten bessere Nahrung, als die übrigen, man läßt sie sich an ihren neuen Aufenthalt gewöhnen, und von den Strapazen der Reise erholen, worauf sie in die verschiedenen Säle vertheilt werden. Unter den Gefangenen zog vorzüglich der Abbé Frilay die Augen auf sich; der Geliebte der Frau eines Notars in dem Dorfe, wo er Pfarrer war, hatte er zu verschiedenen Malen den Mann derselben zu ermorden gesucht. Er verrieth große Verlegenheit, schien sehr verschämt und hatte zwei Meßbücher in der Hand, die er einem Ordensgeistlichen anbot, der sie aber nicht annehmen wollte. Auch zwei Väter bemerkte man, von denen jeder mit zwei Söhnen an der Kette angeschlossen war: sie sind wegen Mord und Mordversuch verurtheilt. Allgemeinen Abscheu flößte ein alter Bettler ein, der über fünfzig Jahre alt, an seiner eigenen, sechsjährigen Tochter gewaltsame Unzucht zu verüben versuchte! Ein junger schöner Mensch, von hohem Wuchs, schien sehr traurig, und man sah sogar Thränen über seine Wangen rollen; man sagte uns, er sey Adjutant in der Garde gewesen, und wegen Fälschung verurtheilt. Auch der berüchtigte Fossard, ein entsprungener Galeerensträfling, den man des Münzendiebstahles in der königlichen Bibliothek theilhaftig glaubt, befand sich an dieser Kette. Fast alle sind wegen Diebstahls verurtheilt und gehören den untersten Klassen der Gesellschaft an. Es erweckte ein trauriges Nachdenken, wenn man diese Unglücklichen sah, von denen noch einige ein Gefühl von Rechtlichkeit behalten hatten, aber in kurzer Zeit, in dem Bagno mit andern verstockten Verbrechern zusammengeworfen, vollends verdorben seyn werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 259. 15 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

5. Temeswar.

Am Morgen des fünften Tages unserer Reise erreichten wir Temeswar, das mir ein sehr angenehmer Aufenthalt schien. Ich war von der Niedlichkeit und hübschen Bauart dieses Städtchens in der That nicht wenig überrascht. Sein Umfang ist nicht groß, doch sind die Festungswerke sehr bedeutend, und in dem vollkommensten Zustande. Außerhalb der Stadt findet man geschmackvoll angelegte Spazlergänge, die sich bis zur Vorstadt Fabrik genannt, erstrecken, welche ungefähr eine Viertelstunde von der Festung entfernt sind. Der Name dieser Vorstadt kömmt von den ansehnlichen Werkstätten und Fabriken, welche General Mercy hier errichten ließ, und wovon noch gegenwärtig einige bestehen.

Die vielen kaiserlichen Stellen und Verwaltungen, so wie das Militär bilden in Temeswar ein reges Leben. An guten und wohleingerichteten Gast- und Kaffeehäusern fehlt es hier nicht, worunter sich besonders der Gasthof zu den 7 Kurfürsten auszeichnet. In den Kaffeehäusern fanden wir verschiedene periodische Blätter und Zeitschriften des Auslandes, worunter auch die Augsburger Allgemeine Zeitung nicht fehlte; die öffentlichen Anzeigen und Verordnungen sind meistens in lateinischer Sprache abgefaßt. Auch ein Theater hat Temeswar, und die Direktion soll gute Geschäfte machen. Wenn hier der Reisende alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens wieder findet, die er auf dem weiten und beschwerlichen Wege durch die großen Ebenen entbehren mußte, so muß ihm dieses doppelt erfreulich und überraschend seyn. Neben den gewohnten Bildern aber, die ihn an Wien und das civilisirte Deutschland erinnern, zeigt sich schon ein merklicher Uebergang in die orientalische Natur. Die Tracht der walachischen Weiber — den Kopf bis ans Kinn in feine weiße Leinwand gehüllt, die olivenbraunen Gesichter der Zigeuner, die wärmeren Strahlen der Sonne und eine üppige Vegetation, erinnern ihn, daß er der türkischen Grenze nicht mehr ferne ist.

Mit noch lebhafterem Interesse wird der Fremde diese Gegenden betreten, bei der Erinnerung, daß er hier in einem Theile des alten dacischen Reiches sich befindet, und zwar in jenem Theile, welchen die Römer Dacia riparia benannten.*) Dacia riparia, das heutige Banat, wurde nach Auflösung des großen dacischen Reiches zur römischen Provinz gemacht, und war das Vaterland der Kaiser Aurelian und Galerius. Die Römer hatten hier große Pflanzungen und feste Plätze gegründet, worunter auch Zambara, das heutige Temeswar. Noch findet man die Reste ausgedehnter Verschanzungen, welche in verschiedenen Richtungen das Land durchziehen, und gemeiniglich Römerschanzen genannt werden, von welchen man aber mit mehrerem Grunde behauptet, daß sie von den Hunnen errichtet wurden, welche später das Land in Besitz nahmen. An römischen Alterthümern haben sich im Banat reiche Schätze gefunden, worunter besonders die berühmten warmen Bäder von Mehadia, welche dem Herkules geheiligt waren, große Ausbeute lieferten.

Unter Karl Robert, der im Jahre 1511 den ungarischen Thron bestieg, war Temeswar schon eine volkreiche und feste Stadt. Merkwürdig ist ihre Geschichte und der Wechsel ihrer Schicksale in der langen Periode der Grafen von Temes. Im Jahre 1442, als schon die Türken die Provinz gefährlich bedrohten, wurde der berühmte Johann Corvin von Huniady zum beständigen Grafen von Temeswar ernannt. Dieser große Kriegsheld ließ das Schloß zu Temeswar erbauen, das man noch gegenwärtig sieht, obwohl durch die vielen Reparaturen gänzlich verändert. Auch an Paul Kinys und dem Grafen Josa von Som hatte dieses Komitat einsichtsvolle und mächtige Vertheidiger. Unter Stephan Bathori, einem Enkel des berühmten Woiwoden von Siebenbürgen, sah Temeswar die letzten blutigen Auftritte jenes denkwürdigen Bauernaufstandes, dessen Anstifter, Georg Dosa, unter den Mauern dieser Stadt sein tragisches Ende fand. — Das unglückliche Treffen von Mohacz endlich, wo König Ludwig II und die meisten ungarischen Magnaten durch das Schwert der Ottomanen fielen, — zog den Verlust des Banats nach sich. Beinahe 164 Jahre verblieb Temeswar der Sitz einer türkischen Statthalterschaft*) bis es im Jahre 1716 durch Prinz Eugen von Savoyen wieder erobert wurde. Während der darauffolgenden zwei Jahre blieb diese neue Eroberung jedoch noch vielen Gefahren ausgesetzt, bis es im Jahre 1718 den Talenten des großen Feldherrn gelang, den

*) Zum Unterschied von Dacia mediterranea, Siebenbürgen, und Dacia transalpina, die heutige Moldau und Walachei.

*) Die Statthalterschaft Temeswar war damals in folgende Sandschakate eingetheilt: 1) Syrmien. 2) Poschega. 3) Kanisa. 4) Temeswar. 5) Csanad. 6) Lippa. 7) Gyula. 8) Janowa.

türkischen Halbmond über die Donau zurückzubannen. Von jener Zeit an erst ist Temeswar, durch die besondere Sorgfalt des österreichischen Kaiserhauses, das geworden, was es gegenwärtig ist. Maria Theresia sowohl als Kaiser Joseph II, der selbst das Banat zweimal bereiste, — haben sich hier ein unsterbliches Denkmal errichtet.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

5. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Zu gewöhnlichen Zeiten kann man die Zahl der täglichen Sterbfälle in Bombay auf siebzehn anschlagen, nämlich einen Todten auf neun tausend sechshundert sieben und achtzig Personen; was im Ganzen im Jahre sechstausend zwei hundert fünf Verstorbene gibt, oder einen Todten auf sechs und zwanzig Einwohner. Während der Hungersnoth kamen zu den täglichen Sterbfällen noch fünfzehn und darüber, so daß dieselben jeden Tag zwischen dreißig und vierzig standen. Oft jedoch verdreifachte und vervierfachte sich diese Zahl, wenn zufällige Umstände veranlaßten, daß eine größere Menge von Flüchtlingen in Bombay zusammentraf. Ich begab mich zu diesem traurigen Schauspiele gewöhnlich Morgens, wenn der feuchte Landwind in Windstille überging, und des Abends wenn die köstliche Seeluft, die im Golf sich abgekühlt hatte, die Fächer der Palmen wiegte. Am Morgen war die ganze Bai, nicht bloß zwischen den beiden Vorgebirgen, sondern so weit das Auge reichte, so glatt wie eine Krystallscheibe und nicht die kleinste Welle stieß an das sandige Gestade. Die Scheiterhaufen standen am äußersten Rande des Ufers aufgeschichtet, und man sah zu gleicher Zeit ungefähr hundert Rauchsäulen, in fast gleichen Zwischenräumen von einander, und höher als die höchsten Palmen, aufsteigen. Kein Blatt an einem Baume rührte sich, und diese Ruhe und Stille, die bis in die weiteste Ferne hinaus herrschte, trug nicht wenig dazu bei, das Schauerliche des Ganzen zu vermehren. Wenn nicht bisweilen eine Leiche den Händen Derer, die sie in dem Meere wuschen, entschlüpft, oder nicht dann und wann leise Worte zwischen den Leuten gewechselt worden wären, welche die Scheiterhaufen errichteten oder unversehens ein stärkerer Luftzug zufällig die Flamme eines verlöschenden Holzstoßes wieder anfachte, so hätte man glauben mögen irgend ein wunderbares Traumgebilde vor sich zu haben. Ich ging am Gestade hin und her, fast von keinem der Hindus bemerkt und so zu sagen unsichtbar. Ueberall sah ich zwischen den Flammen und dem Qualme Köpfe, Aerme, halb verbrannte Leichen, die zum Theil schon in Kohle verwandelt waren, und jeden Holzstoß von einer Gruppe in sich gekehrter Hindus umgeben, die halb verhungert, hohläugig und mit eingefallenen Wangen da saßen und die Scheiterhaufen unterhielten.

Ein ganz eigener und materieller Umstand enthüllte mir das Unglück, von dem diese Gegenden Indiens betroffen wurden, erst recht in seiner ganzen Größe. In gewöhnlichen Zeiten, wo die täglichen Sterbfälle in Bombay höchstens auf zwanzig Individuen steigen, genügt das Holz, das jeden Tag auf den Bazar gebracht wird, für alle Leichenbegängnisse. Als aber im Jahre 1812 die Hungersnoth zu Marwar, Kotsch, Guzerat und in den übrigen Nordprovinzen ausbrach; als sich Schwärme ausgehungerter Hindus auf die Präsidentschaft stürzten — der größte Theil, um dort um's Leben zu kommen, — wurde das Brennholz ein Einfuhrartikel, der die Aufmerksamkeit der Spekulanten auf sich zog. Man sah nämlich stets, einige hundert Toisen von der Bai Back, eine lange Reihe Küstenschiffe, Angesichts dieser Holzstöße, die Tag und Nacht fort brannten, vor Anker liegen. Diese Schiffe waren bis zur Hälfte der Masthöhe mit Reisig, ausgetrockneten Scheiten und anderem Brennmaterial beladen. Allein, wie gesagt, in Bombay sahen wir nur eine kleine Episode aus dem furchtbaren Gemälde, das damals Indien dem Auge bot. In der Präsidentschaft machte man weder in seinen Geschäften noch in seiner Lebensart eine Aenderung; allein nicht so war es in Guzerat. Bevor ich jedoch in meiner Schilderung fortfahre, muß ich hier noch von einer anderen Landplage sprechen, von der Indien damals heimgesucht wurde. Man konnte bis jetzt in Europa die Heuschrecken nur aus Dem, was man von ihnen in der heiligen Schrift liest, und selbst in Indien ist man mit der Lebensart und Naturgeschichte dieser Thiere nur unvollkommen bekannt. Ich erinnere mich, einen Engländer getroffen zu haben, der fünfzehn Jahre in Indien gelebt und nur dreimal Heuschrecken gesehen hatte, und zwar Einmal im Fluge und zweimal von einem Koche in einem Curry eingemacht. Ich für meinen Theil kannte sie nur aus Museen; aber man hatte mir ihren Zug einer Wolke von Schnee (schwarzen Schnee wohl verstanden) ähnlich beschrieben, der schon weit vor sich her das Geräusch von mehreren Millionen Billionen Flügel vernehmen lassen und die Luft volle dreimal vier und zwanzig Stunden hindurch wie eine Sündfluth überschwemmt hatte. Der Kapitän Beaufort, der ein sehr interessantes Werk über Caramanien geschrieben hat, erzählte mir, daß er 1811 bei seinem Aufenthalte in Smyrna Gelegenheit gehabt habe, den Raum, den ein vom Süden nach Norden ziehendes Heuschreckenheer eingenommen hatte, beiläufig zu messen. Der Konsul mußte einen Boten an den Pascha von Sardes in Klein-Asien schicken, d. h. in einer Richtung, die mit dem Zuge der Heuschrecken einen rechten Winkel bildete. Der Abgesandte legte vierzig englische Meilen zu Pferde zurück, ohne daß er noch das Ende der in Bewegung begriffenen Heersäule dieser gefräßigen Insekten erreicht hatte. Man konnte sich mittelst eines Taschenteleskops überzeugen, daß die Höhe des Schwarmes nicht weniger als dreihundert Toisen betragen konnte und daß er in einer Stunde nicht über sieben Meilen zurücklegte. Dieser Zug dauerte drei Tage und drei Nächte ohne bemerkbare Unterbrechung fort. Da die Heuschrecken in Zwischenräumen von drei Fuß ungefähr und nur einen Fuß hoch über einander flogen, so berechnete man, daß dieser unermeßliche Schwarm aus nicht weniger als aus 168,608,563,200,000 bestehen mußte.

Vergebens würde man seinen Geist anstrengen, eine solche Zahl zu fassen, es ist gerade als wenn man sich die Entfernungen der Firsterne oder die Schnelligkeit der Sonnenstrahlen denken wollte. Wenn man sagt, daß das Licht in einer Sekunde 192,000 Meilen zurücklege, so schwindelt der Gedanke dieß zu fassen; allein wenn man hinzufügt, daß ein Sonnenstrahl in derselben Zeitkürze achtmal die Reise um die Welt machen könnte, so fangen wir an zu begreifen, wir haben einen Gegenstand gefunden, an dem wir

einen Maßstab anlegen können. Um der Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, berechnete so der Kapitän Beaufort, daß wenn man alle Heuschrecken, die er gesehen hatte, in ein Faß hätte einpacken können, dieses Faß 1030 Mal die höchste Pyramide in Umfang übertroffen haben würde, und auf die Erde in einem Streif von einer und einer achtels Meile ausgebreitet, würden sie die ganze Erdkugel zu umfassen gereicht haben.

Da ich schon geraume Zeit meine arithmetischen Studien vernachlässigt hatte, so war ich wirklich in Verlegenheit, die ungeheure Zahl, 168,608,563,200,000 in Worten auszusprechen; ich wendete mich daher an einen berühmten Londoner Mathematiker, um mir seine Belehrung zu erbitten. Hier seine Antwort: „Man geht hiebei in Frankreich und England auf verschiedene Weise zu Werke. Die Engländer stellen ihre Zahlen in Gruppen von sechs, indem sie von den Tausenden zu Millionen, Billionen, Trillionen u. s. w. aufsteigen. Die fünfzehn in Fragen stehenden Zahlen würden dann 168 Billionen 608,563 Millionen und 200,000 geben. Die Franzosen stellen ihre Zahlen in Gruppen zu drei, in der aufsteigenden Ordnung von Hunderten, Tausenden, Millionen, Billionen u. s. w.; so daß die fünfzehn Zahlen lauten würden: 168 Trillionen, 608 Billionen, 563 Millionen, 200,000 Tausend. Aber da wir gerade in die Trillionen und Billionen hinein gekommen sind, so will ich nur noch bemerken, daß diese Riesenzahl von fünfzehn Ziffern nur der vierte Theil von der Zahl der Meilen ist, welche die Lichtwellen in einer Sekunde durchlaufen, nämlich 600,000,000,000,000! —

Nun kann es aber wohl möglich seyn, daß diese Heuschrecken nur der Schweif desselben Schwarmes waren, dessen Verwüstungen in den östlicher als das gelobte Land liegenden Gegenden ich beschreiben will. Myriaden dieser verheerenden Insekten erschienen gegen Anfang des Jahres 1810 in den östlichen Provinzen von Bengalen, von wo sie eine nordwestliche Richtung einschlugen; quer durch die Länderstrecke, die man das eigentliche Hindustan zu nennen pflegt, was die oberen Provinzen Indiens, mit Ausnahme der sogenannten Halbinsel, umfaßt. Im Jahre 1811 fielen sie zuerst in die große Provinz Marval ein und zogen dann längs des Randes der westlichen Wüsten Indiens hin. Hierauf ergoß sich ihr Strom über den nordwestlichen Theil von Guzerat, der den Namen Puttihn führt, und überschwemmte dann die Provinz Kattiwar. Nachdem sie hier südwärts bis zur Stadt Baroach, am rechten Ufer des Flusses Nerbudda, der sich in den Golf von Cambodscha ergießt, vorgedrungen waren, wurden sie plötzlich von dem nun beginnenden Passatwinde des Jahres 1812 in ihrem weitern Zuge aufgehalten. Nun verschwand diese furchtbare Landplage aus den unglücklichen Gegenden, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen, oder sich verloren hatte. Vielleicht war es, wie gesagt, nur eine Abtheilung der versprengten Heersäule, die Kapitän Beaufort in Smyrna gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

III.

Lager bei Dschimikent, den 15 (27) Okt. 1831.

Während die Derbenter, befreit von der Belagerung, mit den von Kasi-Mullah in Bereitschaft gesetzten Sturmleitern und Faschinen die Oefen heizten, wandte sich dieser, gleich als wäre er der Sieger, nach Kjurek, um seine Hochzeit mit der Tochter seines Lehrers, Mullah Mahomed, zu feiern. Offenbar auf die noch unreife Blüthe der Huris im Paradiese der Rechtgläubigen nicht allzusehr bauend, nahm er als Angeld für die künftige Seligkeit eine rothwangige Bergbewohnerin, — aber weder das reichliche Gastmahl, noch die Liebkosungen seiner jungen Gattin, konnten die Thätigkeit des Fanatikers einschläfern. Jeden Tag predigte er unter dem Vorwande des Schariats, d. h. der Auslegung des Korans, Haß gegen die Russen und Unabhängigkeit von aller weltlichen Gewalt. Seine Aufrufe, voll glänzender Paradoxe, flogen wie Funken nach allen Seiten, und entzündeten den beweglichen Sinn des Bergvolkes. Um diese Zeit standen wir unter den Mauern von Derbent und versanken allmählich in Unthätigkeit. Generaladjutant Pankratieff, der nach Entfernung des Grafen Paskewitsch als Oberbefehlshaber der Truppen jenseits des Kaukasus zurückgeblieben war, hielt zu rechter Zeit ein bedeutendes Detaschement zur Dämpfung des Aufstandes in Dagestan bei Schamacha in Bereitschaft; aber die unsichere Politik Persiens und die Gerüchte von einem Einfalle der Perser gestatteten nicht die Truppen von der Gränze zu entfernen. Als er sich durch Wort und That der Friedensliebe der persischen Regierung versichert hatte, wurden die Truppen von Schamacha nach Dagestan gesendet, und vereinigten sich zu Ende Septembers mit dem Korps unter General Kochanoff. Die vereinigte Macht bestand jetzt aus zwei Bataillonen des eriwanischen Karabinier-, sechs Kompagnien des kurinischen, zwei Bataillonen des apscheronischen und zwei andern des 42sten Jägerregiments, nebst neunzehn Geschützen und vier Einhörnern für die Gebirge. Die Reiterei bestand aus dem donischen Kosakenregiment von Bassoff, aus drei muselmännischen, einem Volontärregiment und 200 kurinischen und bakuischen Reitern: das Ganze betrug 5500 Mann Infanterie und gegen 5000 Mann Kavallerie. Am 30 September kam der Mann des Kriegs und des Raths nach Derbent; lange schon ging ihm ein guter Ruf nach Dagestan voran. Seine Ankunft erfüllte die neuen Untergebenen mit Hoffnung, die alten mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Die Soldaten kamen in Bewegung, und troß des ungestümen Regens wuchsen die um die Wachtfeuer stehenden Haufen. „Wann denn? geht's bald an die Arbeit?“ hörte man allenthalben sagen. Aber Krankheit hielt den Führer auf dem Lager und Regenwetter die Truppen bei der Stadt. Indeß verlor der Befehlshaber doch seine Zeit nicht. Troß seiner Krankheit war er unablässig mit den Angelegenheiten der Gränzlinie beschäftigt, und ehe er zu den metallenen Beweggründen seine Zuflucht nahm, versuchte er alle Mittel der Ueberredung. — und er ist ihrer vollkommen Meister. Seine Proklamationen in dem blumenreichen Style des Orients geschrieben, verbreiteten sich in die Bergschluchten, wo die Aufrührer hausten. Wir warten: nach und nach kommen die Oberhäupter der nächsten Orte nach Derbent herein, um sich zu unterwerfen, und die Einwohner begeben sich aus den Höhlen nach den alten Brandstätten. Bald füllte sich ganz Terkemen mit Menschen, und Ueberfluß trat bei den Truppen an die Stelle des Mangels. Freundliches Einverständniß mit Nuzal, Chan von Awar, und seiner Mutter Pachu-Beki deckte unsre Flanke. Sie machten sich anheischig, an ihren Gränzen ein Truppencorps aufzustellen und den Aufrührern den Eintritt ins awarische Gebiet zu versagen. Langsam und still bereiteten sich wichtige Ereignisse vor.

In der Nacht auf den 2 Oktober erschallen plötzlich die Trommeln und rufen die Feldwebel zu den Adjutanten; der Befehl zum Aufbruch ist da: wohin? warum? Niemand weiß es. Was damals ein Geheimniß war, ist es jetzt nicht mehr. Unser Befehlshaber machte eine meisterhafte Anordnung. Da er wußte, daß die Tabassaranen entschlossen, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, bereit seyen, sich in Einem Augenblick an dem Orte zu versammeln, wohin der Einfall gerichtet seyn würde, theilte er seine Truppen in drei Abtheilungen, um die Stärke des Feindes zu theilen und ihn zu täuschen. Oberst Baßoff sollte eine Diversion rechts nach Madschalis machen, Obrist Fürst Dadian links nach Kutschaja; das Hauptcorps, d. h. das mittlere, bestimmt, von Weltkent aus in gerader Richtung nach Düwek zu agiren, war dem tapfern Oberst Miklaschewski anvertraut, und unter ihm rückten wir um 11 Uhr vorwärts mit zwei Bataillonen seines eigenen, des 42sten Jäger- und des ersten kurinischen Regiments, mit dem ersten und zweiten Regiment muselmännischer Reiter, nebst vier Geschützen. Die Nacht war dunkel, der Himmel löschte alle seine Lichter aus; wir wateten bis an die Knöchel im Kothe, hielten uns an den Dornbü-

schen, die mit einer undurchdringlichen Verzäunung den Wald umgaben, und waren jeden Augenblick in Gefahr, in das Flüßchen Darbach hinabzustürzen, an dessen steilem Ufer wir hinzogen. Wir marschirten dahin, wie eine Armee von Todten, die ihre Gräber verlassen haben, so still, so lautlos vorwärts auf dem verschlungenen Wege, in der doppelten Finsterniß der Nacht und der Schatten des Waldes, der über uns herein hing: die Räder knarrten, die Hufeisen klapperten nicht im Moraste, nirgends ein Laut, nirgends ein Funke. Hie und da widerhallte am Walde das Klatschen der Peitschen, oder das Klirren der Ketten an den Kanonen. Mit unglaublicher Mühe brachten wir die Kanonen der Truppe nach; endlich aber ermatteten die Pferde nicht nur unter uns, sondern auch an den Fuhrwägen; die Arrieregarde blieb zurück; Oberst Miklaschewski flog herbei wie ein Falke. „Zerschlagt die Räder, verbrennt die Wagen und das Artilleriefuhrwerk! Ist dieser Bettel es werth, daß wir deßhalb zu spät kommen? Brecht ihn zusammen: ich verantworte Alles.“ Gesagt, gethan. In fünf Minuten war der Weg rein; man legte die Wagen auseinander, spannte die Pferde an die Kanonen, die Reitpferde der Offiziere dazu; — so ging es, und wir zogen weiter; rasch, leicht und fröhlich Miklaschewski's Worte ermunterten die Soldaten mehr, als eine doppelte Razion Branntwein. In unglaublich kurzer Zeit durchzogen wir 55 Werste, und um 9 Uhr Morgens vernahmen wir vor uns ein hitziges Gewehrfeuer, unsre tatarische Reiterei unterhielt solches. Die Ladstöcke rasselten: „Grenadiere im Geschwindschritt, im Sturmschritt vorwärts!“ Die Schüsse aus dem Walde fingen an uns zu erreichen; wir merkten kaum darauf. Hätte der Feind das Gebüsch bei Zeiten besetzt, so hätten Viele von uns den Kopf nicht nach Düwek gebracht, — da ist es, ich erinnere mich lebhaft dieses Orts, der für die unersteigliche Feste von Tabaßarana gilt. Unersteiglich! närrischer Ausdruck; Gott sey Dank, er steht nicht im Wörterbuche des russischen Soldaten. Das Gefecht ward hitziger. Düwek liegt in einer Schlucht am Abhange eines großen Berges; einen halben Kanonenschuß weiter oben klebt das Dorf Chustyl. Das Flüßchen Darbach, das in einem tiefen, aber breitin Bette fließt, bildet vorwärts Düwek einen Winkel. Das rechte Ufer gegen den Ort zu bildet wegen einer Menge Quellen, die keinen Abfluß haben, einen tiefen Sumpf, rings umher liegt dichter Wald. Die Jäger vom 42sten Regimente zogen rechts durch den Sumpf, wir links durch eine steile Schlucht, in deren Tiefe ein Bach läuft, der in den Darbach fällt, und vor Düwek ein Y bildet. — Diese Bewegung ward unter einem mörderischen Feuer aus dem Wald, aus den Häusern, und aus den Schanzen vollbracht. Vor uns her zogen unsere abgesessenen Muselmänner zum Sturme, als aber der unerschrockene Mamat-Aga, der Gehülfe des Obersten fiel, als sie ihre besten Schützen verloren, wurden sie von den Kurinen überholt; diese stiegen in die Schlucht hinab, und besetzten die entgegengesetzte Höhe, — dichter und dichter flogen die Granaten über unsere Schanzen hin; hurrah! zum Bajonnet! schon ist's vollbracht, denn dem russischen Bajonnette widersteht nichts. Die Verschanzungen sind erstiegen, der Feind geschlagen, aber durch die Niederlage selbst hartnäckig gemacht, setzte er sich in den Häusern fest, und fuhr fort zu feuern: ihm that es um die reiche Habe leid, die man von allen umliegenden empörten Dörfern nach Düwek gebracht hatte, wie in eine Festung, die selbst der furchtbare Schah Nadir nicht nehmen konnte, wohin sogar Jermoloff nicht vordrang, dessen Ruhm jenseits des Kaukasus heller glänzt, als der Iskenders und Schah Nadirs. Man mußte Schritt für Schritt: ein Haus um das andere erstürmen, und das Blut floß in Strömen. Endlich nach sechsstündigem Kampfe fiel der ganze Ort in unsere Hände, aber aus dem Walde, hinter den Zäunen, hinter den Steinen des Kirchhofs vor, hörten die Feinde nicht auf, auf die Sieger zu feuern, und kaum die Kartätschen hielten sie auf einige Zeit im Zaum. Plünderung und Brand durchzogen wie zwei Vernichtungsengel Düwek von einem Ende zum andern. — Die Nacht sank herab.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der schwedische Gelehrte, Dr. Hedenborg, ein ausgezeichneter Naturforscher; ist nach einer Reise von acht Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt. Herr Hedenborg verließ Stockholm im Mai 1825, ging über Petersburg durch einen großen Theil von Rußland nach Odessa, von wo aus er sich nach Konstantinopel begab, und aus letzterer Stadt mehrere Reisen in den Orient, nach Kleinasien, Syrien und Aegypten unternahm. Auf seiner Rückkehr nach Schweden, ging er durch Ungarn, wo er Gelegenheit fand, die Cholera zu beobachten. Schweden verdankt ihm mehrere werthvolle Gegenstände aus dem Reich der Naturwissenschaft und des Alterthumes, die er auf seinen Reisen sammelte, und in die Heimath sendete. So erhielt das Museum von Stockholm von ihm im Jahre 1827 eine beträchtliche Sammlung von Insekten aus der Umgegend von Konstantinopel. Auch im Jahre 1828 sendete er dahin mehrere Häute von seltenen Vögeln, eine Menge Fische aus dem Bosporus in Weingeist, Muscheln, u. s. w., und eine Abhandlung über die Geologie des Bosporus. In den letzten Jahren schickte er aus Aegypten eine große Anzahl Alterthümer. Bemerkenswerth ist außerdem, daß der für seine Wissenschaft leidenschaftlich beseelte Gelehrte diese ganze Reise auf eigene Kosten machte, ungeachtet er seit seiner Kindheit beständig mit drückender Armuth zu kämpfen hatte. Herr Hedenborg, gegenwärtig 48 Jahre alt, ist der Sohn eines armen Soldaten in Ostgothland; allein er wußte alle Hindernisse zu besiegen, und es gelang ihm bloß durch seine unermüdliche Ausdauer, ohne Unterstützung des Staates oder auch nur eine Anstellung sein Ziel zu erreichen.

•

In der Jahressitzung der königlichen Akademie der Inschriften und schönen Künste in Paris las Herr Delaborde einen Bericht über die kleine französische Expedition vor, die im Monat März des verflossenen Jahres nach Aegypten ging, um dort die zwei Obelisken von Luxor, die sogenannten Nadeln der Kleopatra, abzuholen. Der Marine-Ingenieur Labas war mit dieser schwierigen Unternehmung beauftragt, die er mit ausgezeichneter Geschicklichkeit in so weit glücklich zu Stande brachte, daß einer der Obelisken bereit liegt nach Frankreich gebracht zu werden, das somit bald diese kostbaren Denkmäler des Alterthums in seiner Hauptstadt zu sehen hoffen darf. Beide Obelisken sind von bewunderungswürdiger Arbeit und vollkommen gut erhalten; der größere von ihnen mißt 75 pariser Fuß in der Höhe; der kleinere 72. Der Sockel, der erst aus einer tiefen Verschüttung hervorgegraben werden mußte, stellt auf seiner Südseite vier Hundsaffen vor, die auf der Brust die Inschrift Rhamesses oder Sesostris tragen, dessen Name auch auf den Obelisken zu lesen ist, deren Charaktere überhaupt das Lob und die Thaten des großen Königs enthalten. Wahrscheinlich werden diese Säulen vor dem Pantheon oder Louvre aufgestellt werden. —

•

Die holländische Marine besteht, offiziellen Berichten zufolge, gegenwärtig aus neun Linienschiffen, dreiundzwanzig Fregatten, siebzehn Korvetten, sechzehn Briggs, zwei Dampfschiffen mit zwanzig und zehn Kanonen, einem Uebungsschiff, zwei Transportschiffen und 82 Kanonierschaluppen und Booten. Von diesen Schiffen sind 114 in Thätigkeit, mit 1218 Kanonen bewaffnet und mit 8555 Matrosen bemannt. Zu bemerken ist auch noch, daß bei den Holländern, wie bei den Amerikanern die Zahl der Feuerschlünde bei den Kriegsschiffen und Fregatten stets geringer angegeben ist, als sie wirklich besteht, und das Linienschiff „der Zeeuw,“ der ein 84er genannt wird, führt so 104 Kanonen; die Fregatten, die mit 44 benannt sind, 50 bis 54 u. s. w.

•

Bei der Geburt des Königs von Rom wurden in Frankreich in den meisten Gemeinden junge Eichbäume gepflanzt, von denen jedoch nur wenige die Invasion und die fünfzehn Jahre der Restauration überlebten. Ein solcher befand sich noch zu Lure, der Hauptstadt des Departements Ober-Saone, deren Bewohner auf die Nachricht von dem Hinscheiden des Herzogs von Reichstadt an diesem 1811 gepflanzten Baume den Manen des Verblichenen eine Todtenfeier brachten. Man zog unter Trauermusik um denselben, und feuerte einigemal die Gewehre ab.

•

Wie schon in diesen Blättern erwähnt wurde, wird demnächst eine Granitsäule von 85 Fuß Höhe, und ~~1,500,000~~ Pf. Gewicht, aus einem einzigen Stücke in den finnländischen Steinbrüchen gehauen, zu Petersburg aufgerichtet werden. Es ist ein französischer Ingenieur, Herr von Montferrand, der den Gedanken zur Gewinnung und Fortschaffung dieses größten unter den bis jetzt bekannten Monolithen faßte und ausführte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 260. 16 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

4. Die Karpathen.

Das schöne Wetter, welches wir seit unserer Ankunft in Temeswar hatten, schien uns einzuladen, ungesäumt unsere Reise fortzusetzen. Eine der besten Straßen, wie man sie in Deutschland nicht trefflicher findet, führt von Temeswar bis an die Gränze von Siebenbürgen. In einem bequemen Wagen, mit muthigen Pferden bespannt, verfolgten wir rasch unsern Weg. Die Passage war außerordentlich lebhaft, weßhalb man hier in vollkommenster Sicherheit reiset. Die Ortschaften, die an dieser Straße liegen, sind größtentheils nur von Walachen bewohnt. Die ärmlichen Wohnungen und die hier gewaltig überhand nehmende Unsauberkeit bezeichnen hinlänglich den Zustand dieses Volkes, das sich im Banat und Siebenbürgen sehr zahlreich ausbreitet. Die Männer sind jedoch stark und wohlgebaut, — meistens von einem pittoresken Ansehen. Ihrer Kleidung kann man den Vorzug der Einfachheit sicher nicht absprechen. Ein Hemd mit weiten kurzen Aermeln, das nicht viel über die Lenden reicht, und lange Beinkleider von Leinwand oder grobem weißem Tuche, beides durch einen breiten Ledergürtel zusammen gehalten, in welchem sie immer ein tüchtiges Messer führen, ist das ganze Kostüme. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von grobem Filz oder Lammsfellen, und ihre Füße pflegen sie in eine Gattung Wollenzeug zu wickeln, welches mit ledernen Riemen befestigt wird. Eben so einfach, doch dem Auge gefälliger, sind die Weiber gekleidet. Ueber ein langes Hemd, das ihnen bis auf die Füße herabreicht, hängen sie vorn und rückwärts zwei Stücke Wollenzeug, die gewöhnlich von rother, blauer oder gelber Farbe sind. Ein breites wollenes Band dient ihnen zum Gürtel. Zuweilen tragen sie auch ein kurzes Korset ohne Aermel. Der Kopfputz eines Mädchens besteht bloß in langen geflochtenen Zöpfen; die Weiber aber bedecken sich mit einer feinen weißen Leinwand, die sie bis unter das Kinn zusammen ziehen. Nur an Feiertagen tragen sie Stiefelchen von rothem oder gelbem Leder, — sonst gehen sie baarfuß.

Schon hatten wir Walach Lugosch passirt, das von einem Ende bis zum andern ächt walachisch sich präsentirte. Von hier wendet sich die Straße rechts nach Karansebes und Mehadia; unser Weg aber zog sich links, nach der Gränze von Siebenbürgen, dessen Bergrücken uns aus blauer Ferne schon entgegen ragten. Mit froher Empfindung begrüßte ich diese Gegenden, ermüdet von dem einförmigen Anblicke der unabsehbaren Flächen des Ungarlandes.

Ungefähr sechs Meilen von Lugosch, — durch die anmuthigsten, abwechselndsten Umgebungen, führt die Straße an den Fuß eines hohen Berges. An einem isolirtstehenden einsamen Häuschen muß der Reisende seine Pässe vorweisen, die hier visirt werden. Hat er die Höhe dieses Berges dann erreicht, so bezeichnet ihm ein Stein mit alter verwitterter Inschrift die Gränze von Siebenbürgen. Die gute Straße verliert sich urplötzlich. Ein fürchterlicher halsbrechender Weg führt nun bergabwärts in das Land hinein, dessen freundliche Thäler und lustige Höhen in anmuthiger Abwechslung vor den Blicken des Reisenden sich ausbreiten.

Romantische, liebliche Gegenden findet man in Siebenbürgen. Die Natur ist hier nicht so großartig wie in den Alpen von Tyrol und der Schweiz; die Zweige der Karpathen, welche dieses Land durchziehen, erreichen nur eine mäßige Höhe und sind bis zum Scheitel mit Laub- und Nadelholz bedeckt, nur längs der türkischen Gränze hin gestalten sie sich zu riesigen Felsengebirgen. Bemoosste Ruinen alter Burgen, welche ernst von den Höhen steiler Felsen herunterschauen, erinnern bei jedem Schritte an die frühere denkwürdige Geschichte dieses Landes. — Die mächtigen Rauchsäulen, welche in den höhern Gegenden aus der Mitte der Wälder sich erheben, deuten auf die großen Hüttenwerke, welche die unterirdischen Schätze in reicher Fülle zu Tage fördern. Nächst den ungarischen Bergwerken sind hier die reichsten Gold- und Silbergruben von Europa, und an Salz ist Siebenbürgen wohl das reichste Land auf Erden. Seine Steinsalzgruben sind unerschöpflich, und könnten allein ganz Europa auf viele tausend Jahre mit Salz versehen. Welch ein Land, das solchen Reichthum in seinem Schoße birgt, solche liebliche Gegenden zum Aufenthalte bietet; unter einem günstigen Himmel, mit gesegneten fruchtbaren Triften! Wer möchte sich hier nicht gern Hütten bauen? — Unsere deutschen Vorfahren haben Dieß wohl empfunden, indem sie hier sich zahlreich niederließen, und durch die von ihnen gegründeten ersten sieben festen Plätze oder Burgen, septem castra, — dem Lande seinen deutschen Namen gaben. Von den Ungarn, denen es jenseits großer Wälder lag, wurde es Transilvania benannt. Seine Urgeschichte führt es als Hauptsitz des alten dacischen Reiches auf, nach dessen Auflösung es von den Römern als Dacia mediterranea bezeichnet wurde.

Mit gespanntem Interesse betraten wir diesen Boden. Die

erste Nacht brachten wir in Dobra zu, einem bedeutenden Flecken in der Hunyader Gespannschaft. Am nächsten Morgen erreichten wir frühzeitig Deva (Dacopolis), wo hoch auf steilen Felsen die Ruinen einer alten Feste stehen. Wir besuchten diese Ruinen, von wo man eine herrliche Aussicht in zwei sich fernhin ziehende Thäler genießt. In dem einen, dem Maroscher Thale, sind reiche Goldbergwerke gelegen; auch ergiebige Kupfergruben finden sich bei Deva. Ein großer Theil der Einwohner dieses bedeutenden Ortes besteht aus Bulgaren.

Am Abende desselben Tages trafen wir in Mühlenbach ein, einem alten Städtchen, bloß von Sachsen bewohnt. Ueberraschend ist es, hier mit einem Male wieder altdeutsche Bauart, deutsche Sprache und Sitte zu finden. Diese sogenannten Sachsen sind schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eingewandert, aber keineswegs alle ursprünglich aus Sachsen. Zur Zeit ihrer Niederlassung in Siebenbürgen wurde jeder Deutsche „Sachse" genannt, wie gegenwärtig in Ungarn „Schwabe" — und so blieb ihnen diese Benennung. Schon von König Geisa dem Zweiten erhielten sie eine Konstitution, auf wahre Freiheit und Gleichheit gegründet, — wodurch sie sich, mitten unter fremden Nationen, als ein unvermischtes und selbstständiges Volk zu erhalten im Stande waren. Sie sprechen unter sich eine Mundart, die von der neuern deutschen Sprache gewaltig unterschieden ist, und die sächsische Sprache genannt wird. Deutsche Sprachforscher möchten hier ein reiches Studium finden, und aus dieser altdeutschen Mundart, die sich hier seit siebenthalbhundert Jahren erhalten hat, — manche wichtige Aufklärungen über alte Sprachformen schöpfen können. Jeder Sachse spricht jedoch auch hochdeutsch, welches er von Kindheit auf zugleich mit seiner Muttersprache (dem oben erwähnten Dialekte) erlernt. Nördlich von Mühlenbach findet das Auge eine herrliche Aussicht in ein schönes und breites Thal, welches sich bis Karlsburg (alba Julia) hinzieht. In dieser Gegend war es, wo der berühmte Woiwode Stephan Batori im Jahre 1479 die Türken in einem blutigen Treffen schlug, wobei über 50,000 Feinde auf dem Platze blieben. Ueber den rohen Zustand damaliger Sitten gibt uns das Fest, durch welches dieser glänzende Sieg auf der Wahlstatt gefeiert wurde, einen merkwürdigen Beleg. Die blutigen Leichname der Türken wurden als Tische aufgehäuft, und darauf geschmaust und gezecht. Kriegslieder und Tänze machten den Beschluß, bei welchen Paul Kinys, Graf von Temeswar, ohne eine Hand zu Hülfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen von der Erde hob, und damit im Kreise herumtanzte. — Zu Mühlenbach starb im Jahre 1540 der König Johann Zapolya von Ungarn.

Am Morgen des nächsten Tages machten wir uns von diesem Städtchen zeitig auf, um unsern Weg nach Hermanstadt zu verfolgen, der sich von hier, — abwechselnd über Höhen und engbegränzte Thäler, südwärts hinzieht.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

5. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Schluß.)

Die Verheerungen, die die Heuschrecken in Guzerat angerichtet hatten, erstreckten sich fast über das ganze Land. Im Sommer des Jahres 1811 schien zwar der ganze westliche Theil der Provinz mit reichen Saatfeldern bedeckt; allein wenn man die Aehren untersuchte, so fanden sie sich wie ausgedroschen; die Heuschrecken hatten nichts als den leeren Halm stehen gelassen. Dann kam auch noch die Dürre von Marwar hinzu, die im Vereine mit der schrecklichen Geißel jener Insekten, die unglücklichen Einwohner dieses Landes wie einen ausgetretenen Strom auf das Gebiet von Guzerat hinübertrieb; allein diese stürmische Auswanderung lief dem Uebel, dem sie entfliehen wollte, geradezu in den Rachen, da im Jahre 1812 der Mangel an Regen alle Ernten in den von den Heuschreckenzügen verschonten Gegenden zu Grunde gerichtet hatte. Die Bevölkerung verdoppelte sich in dem Augenblicke, wo ihre Lebensmittel um das Zehnfache vermindert wurden. Der Kapitän Carnac hat dieses allgemeine Elend in den Verhandlungen der literarischen Gesellschaft von Bombay mit allen Nebenumständen beschrieben. Das Steigen der Getreidepreise vermehrte noch die gerechten Befürchtungen der Einwohner. Jede Familie beeilte sich, ihre Vorräthe zu verbergen, und Wucherer vermehrten noch auf künstliche Weise die Noth. Die blinde und unerklärliche Hartnäckigkeit der Flüchtlinge aus Marwar verminderte zum Theil die Sympathie, die Anfangs ihr Elend eingeflößt hatte. Mochten sie aus der Bereitwilligkeit, mit der man sie bei ihrer Ankunft in Guzerat aufgenommen und unterstützt hatte, die Meinung gefaßt haben, daß die Hand der öffentlichen Mildthätigkeit nie mehr sich schließen würde, oder war es angeborne Trägheit, oder der bei großem Unglück häufig eintretende Stumpfsinn; sie wiesen durchaus alle Mittel zu ihrem Unterhalte zurück, den man ihnen anbot, wenn sie dafür arbeiten wollten, und dennoch sahen sie den unvermeidlichen Tod vor Augen. Man sah Schaaren solcher Flüchtlinge aus Marwar, nachdem sie Guzerat heerdenweise durchirrt hatten, an den Vorstädten der großen Städte, oder auf den Landstraßen, Männer, Weiber und Kinder, eine Masse von Sterbenden und Leichen, zusammensinken, denn außer dem Hunger verfolgten sie auch noch die Blattern, die sie nun auch in die Länder mit hinüberbrachten, in welche sie die Verzweiflung einzudringen gezwungen hatte.

Herzzerreißende Scenen in diesem schrecklichen Gemälde bot der Anblick kleiner Kinder, die sich vergeblich bemühten, aus den vertrockneten Brüsten ihrer Mütter Nahrung zu saugen, die selbst vergebens nur um einen Tropfen Wasser flehten, um ihren Durst zu stillen. Das Uebermaß des Elendes führte endlich eine Art stumpfsinniger Gleichgültigkeit herbei. Alle edelmüthigen Gefühle, die ich zu Bombay als Ausdruck des Nationalcharakters bewundert hatte, erloschen hier in kurzer Zeit. Noch am längsten hielten sich die Kastenunterschiede; doch auch sie verschwanden am Ende, und man sah Braminen ihre Weiber, Schwestern, Kinder und ihre ganze Verwandtschaft um eine Kleinigkeit von zwei, drei Rupien an Jeden verkaufen, der dazu Lust hatte. Der Kapitän Carnac erzählt, daß er eine Meute ausgehungerter Hunde gesehen habe, die

ein noch lebendes Kind den Armen seiner Mutter entrissen, die so schwach geworden war, daß sie nicht mehr sprechen konnte und zusehen mußte, wie es aufgefressen wurde. Andere Kinder verfolgten die Hunde; allein diese Thiere, die so furchtbar wild geworden waren, seitdem sie Menschenfleisch gekostet, kehrten sich gegen diese unschuldigen Geschöpfe und sperrten gegen sie ihre noch vom Blute der verschlungenen Beute gerötheten Rachen auf. Ich habe oben der geduldigen Ergebung der Hindus erwähnt, als sie zu Bombay um die Kessel, worin der für sie bestimmte Reiß gekocht wurde, von Hunger abgezehrt ruhig ausharrten; allein im nördlichen Theile des Landes, wo die Hungersnoth in ihrer ganzen Furchtbarkeit wüthete, und wo die Mehrzahl des Volkes es war, die darunter litt, war die Sache ganz anderer Art. Die Einen starben in Folge der allzu großen Gier, mit der sie ihre Mägen füllten, die Andern fielen als Opfer ihrer List, indem sie sich doppelte Rationen zu verschaffen wußten, und man sah Kinder unter den Füßen ihrer Väter und Mütter zertreten werden, die sich mit wüthender Gier auf die Lebensmittel stürzten. Endlich sah man auch zu Guzerat nicht jene Leichenbegängnisse, wie sie oben beschrieben wurden. Die Leichen armer Marwaren, die während der Hungersnoth starben, ließ man unbeerdigt auf der Stelle liegen, wo sie verschieden waren, eine unheilvolle Gleichgültigkeit, welcher Kapitän Carnac nicht ohne Grund die darauf folgende Pest zuschreibt. Zu Baroda, dem Sitze der Regierung, wo tagtäglich gegen fünfhundert Menschen starben, hielt man noch einige Ordnung aufrecht, und sorgte dafür, daß die Leichen beerdigt oder verbrannt wurden. Allein zu Ahmedabad wurde die Sterblichkeit so groß, daß alle Anstalten, die man zu treffen suchte, fruchtlos blieben. Es starben dort nicht weniger als hunderttausend Menschen, also ungefähr die Hälfte der Bevölkerung dieser Stadt. Man bedurfte zur Verbrennung der Leichen eine solche Menge von Holz, daß man zuletzt sogar Häuser einriß, um aus dem Gebälke Scheiterhaufen zu errichten; allein auch Dieß reichte nicht aus, und halbverbrannte Leichen, die man dritthalb Jahre später an den Ufern des Sabbur Mutti fand, bewiesen, wozu die Hindus greifen mußten, um ihren verstorbenen Verwandten die letzte Ehre zu erweisen. Man erzählte auch, daß man Frauen zu Hülfe nehmen mußte, um die Todten wegzuschaffen und auf die Holzstöße zu legen, — eine in den Annalen dieses Volkes unerhörte Begebenheit, die indeß beweisen würde, daß Frauen bei dergleichen Gelegenheiten länger als die Männer Muth und Kraft behalten. Es wurde auch bemerkt, daß im ganzen Lande, mit Ausnahme von Ahmedabad, die mohammedanische Bevölkerung weniger von der Seuche litt, als die Hindus, was man dem bei ihr üblichen Fleischgenusse zuschrieb, zu Kaira aber starben die Europäer in größerer Anzahl als die Mohammedaner und Hindus. „Ich wüßte die Anzahl der Einwohner von Marwar, die in dieser Hungersnoth umkamen," sagt der Kapitän Carnac, „nicht mit Genauigkeit anzugeben. Zu Baroda, wo nichts gespart wurde, um sie zu retten, stieß ich manchmal in den Vorstädten auf mehr als fünfzig Leichen, welche die von der Regierung dazu bestellten Leute zu begraben nicht Zeit gefunden hatten; Alles aber, was ich gesehen und gehört habe, läßt mich glauben, daß von hundert dieser Unglücklichen höchstens ein Einziger seine Heimath wieder gesehen habe."

Briefe aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Wunderbar ergreifend war der Anblick, den diese Nacht darbot. Die Flamme wogte empor, und schlang sich um die hohen Dächer der meistens zweistöckigen Häuser. Der ganze Berg war erleuchtet, und oben erblickte man die Gestalten, hörte das Geschrei der Frauen, welche jeden Augenblick einen Angriff auf Ebustyl befürchteten. Schwarz standen unter Rauch und Feuer die Trümmer da, und aus dieser Hölle heraus schleppten Soldaten und muselmännische Reiter die mit Blut erkämpfte Beute, trugen sie die Verwundeten. Nicht weit davon gruben einige Leute das gemeinsame Grab unserer gefallenen Kameraden. Ein kurzes Soldatengebet für sein eigenes Leben und die Seele seines Landsmannes. Keine Thräne, kein Wort für die Gefallenen, aber dagegen, wie ausdrucksvoll erschienen im Widerschein des Brandes die Gesichter der Umstehenden, die theils auf die Bajonnette gelehnt waren, theils zum Himmel aufschauten. Alle warfen eine Handvoll Erde, fremde Erde auf die Leiche ihrer Brüder! Sit vobis terra levis! sagte ich zu mir selbst. Jeder von Euch liegt da, wie eine müde Schildwache nach der Ablösung — wann wird die meinige kommen. Gewehrsalven donnerten jetzt das requiem.

An Todten und Verwundeten verloren wir in diesem Treffen 4 Offiziere, und 90 Unteroffiziere und Soldaten, die Muselmänner mit eingeschlossen, die sich ausgezeichnet geschlagen hatten, und denen es gelungen war, Düwek links durch den Wald zu umgehen. An Pferden verloren wir über 60. Das Dorf war niedergebrannt, die Trümmer rauchten noch. Da befahl Oberst Miklaschewski die mächtigen Massen gefällten Holzes vor der auf dem Felde ausruhenden Schlachtordnung nach der andern Seite des Darbach zu schaffen: und sogleich ohne Furcht und ohne Lärm machten wir uns an die Arbeit, die tatarische Reiterei voraus. Ihre Pferde beugten sich und ächzten unter der schweren Last. Die Fuhrwerke wurden bis zum Brechen beladen. Die Soldaten waren vom Kampfe, vom Marsche, von Schlaflosigkeit ermattet, doch gingen sie rasch, fröhlich; der Sieg stärkt trotz allem; zudem fühlte Jeder, daß wenn der Feind in dem engen Raum heftig auf uns eindringe, wo jedes Gebüsch, jeder Klotz ihm zur Deckung dienen konnte, so würde der Verlust bedeutend seyn. Zum Glück glaubten die Einwohner von Düwek, wir würden am andern Morgen das obere Dorf stürmen; sie täuschten sich, und dachten zu spät daran, uns zu verfolgen. Unter einem leichten Gewehrfeuer zogen wir durch das Defilé, und rückten am andern Morgen wieder in unser Lager bei Welikent ein, nachdem wir in 55 Stunden zwei Märsche gemacht, und eine Schlacht geliefert hatten. Nun ging das Fest an. Die Soldaten setzten sich auf ihre bunten Teppiche, verkauften kostbare Reitzeuge, goldenen Weiberschmuck, und damascirte von Silber glänzende Gewehre. An Käufern und Käuferinnen fehlte es nicht. Hoch ward Miklaschewski gelobt. Ohne seine Entschlossenheit, seine Tapferkeit konnte der Plan des Generals Pankratieff mißglücken. Er wußte, wem er eine wichtige Arbeit anvertrauen solle. Miklaschewski verstand es, ein solches Zutrauen zu rechtfertigen.

Zu derselben Zeit zog Oberst Baßoff mit seinem Kosakenregiment, zwei Bataillonen Apscheronen, zwei Kompagnien Kurinen und 6 Geschützen gegen Madschalis, um die Karakaitachen zu hindern, dem freien Tabasarane hülfreiche Hand zu leisten. Vor der Stadt wurde er mit Flintenschüssen empfangen, aber bei raschem Nachdrücken floh der auf einen Widerstand nicht gerüstete Feind, die Aeltesten von Madschalis kamen Gnade bittend heraus, und zeigten, daß nicht sie, sondern die Baschlinen gefeuert hätten. Indeß vernahm Oberst Baßoff ein heftiges Feuer von Düwek her, und entschloß sich sogleich, gerade über den Berg dahin zu marschieren, um im Nothfalle die Abtheilung Miklaschewski's zu verstärken, als er aber auf dem Wege nach Düwek heranrückte, sah er nur noch den Widerschein des Brandes und unsern Abzug. Die Expedition war vollendet. Der Oberst Fürst Dadian drang seinerseits mit 2 Bataillonen des eriwanischen Karabinierregiments, mit 4 Geschützen und drei Einhörnern, nebst drei freiwilligen muselmännischen Reiterregimentern in die bisher unbetretenen Schluchten von Tabasarane. Ueber Abhänge, durch Thäler, in denen seit Jahrhunderten nicht das Knarren eines Rads vernommen wurde, zog er mit Kanonen unter fortwährendem Gefechte: 12 Dörfer legten die Russen auf ihrem Marsch in Asche; aus den zwei wichtigsten derselben, Kutschna und Gummedi, dem Raubnest des Verrä

thers Abdursach-Kadi, führte man beträchtliche Beute und viele Gefangene fort. Am 8 Oktober waren alle diese Expeditionen beendigt; am 11 (23) zogen wir weiter gegen Baschly.

Schon lange wetzten wir die Zähne nach diesem Hauptneste des Aufstandes. Man sagt, die Baschlinen seyen tapfer und vorzügliche Schützen, desto besser; ich habe meinen Soldaten bereits ein Handgeld gegeben für eine baschlinische Flinte. Jetzt stehen wir bei Dschimitent. Der Regen fällt in Strömen: die Wolke über unsern Häuptern gleicht einem Schwamm, die Erde zerfließt gleichsam unter unsern Füßen, oder noch besser, sie verwandelt sich in Koth, dieses fünfte Element, das Napoleon in Litthauen fand. Unsere Zelte schwimmen, wie eine Heerde Möven auf dem Moraste. Die Erdröche rufen bei Nacht unsere Wachen an, und die Frösche quacken rings umher. Kalt, feucht, Regenwetter! Das Holz brennt nicht, das Feuer wärmt nicht; man liegt da, krumm wie eine Brezel, aus Furcht, mit dem Fuße an die Zeltleinwand zu stoßen und einen Gießbach zu veranlassen; um die Ergötzlichkeit vollkommen zu machen, retten sich Feldmäuse, deren Sünden diese Sündfluth zu strafen bestimmt scheint, in meinen Mantel vor dem nassen Tode, so daß meine Taschen in unfreiwillige Mäusefallen umgewandelt sind. Liebe Freunde, wartet nur bis auf den ersten schönen Tag; bei einem solchen Wetter ist es unmöglich, eine Zeile „über die Annehmlichkeiten des Reiselebens“ zu schreiben.

Vermischte Nachrichten.

Alle Flüsse des westlichen Theiles von Tübet vereinigen sich, und bilden einen großen Strom, der den Namen Dzangbo führt. Bis jetzt hatte man von diesem Flusse nur durch die Karten der Lamas Kenntniß, die von dem chinesischen Kaiser Khang-hi nach Tübet geschickt worden waren, um eine topographische Beschreibung dieses Landes aufzunehmen. Da aber diese Reisenden, nur den obern Theil des Dzangbo gesehen hatten, den sie aufwärts bis zu seiner Quelle verfolgten, die in der Kette von Gletschern liegt, deren höchste Spitze der gigantische Cailasa oder Gangdis-ri bildet; so konnten sie den tiefer unten strömenden Theil des Flusses nur aus mündlichen Berichten kennen lernen. Allein die Tübetaner selbst schienen über den Lauf des Flusses außerhalb ihrer Gränze keine genaue Kenntniß zu haben, da der Dzangbo, nachdem er Tübet durchströmt hat, in das Land der H'iokba tritt, eines wilden menschenfresserischen Volksstammes, der von seinen Nachbarn sehr gefürchtet wird. D'Anville hatte gemuthmaßt, daß der Dzangbo der obere Theil des Irawaddy sey, der das Königreich Awa oder Birmanenreich durchströmt. Dieser Annahme folgten länger als sechzig Jahre alle Geographen Europa's, bis endlich ein in der Länderkunde nicht minder berühmter Mann als D'Anville, der Major Rennel, die Hypothese aufstellte, daß der Dzangbo der Anfang des Brahmaputra in Indien sey. Vor einigen Jahren jedoch entdeckten die Engländer, nach der Eroberung des Königreiches Assam, das der Brahmaputra durchströmt, die eigentliche Quelle dieses Flusses in den Schneegebirgen, welche Assam von Tübet scheiden. Fast zu derselben Zeit bewies Herr Klaproth durch eine Menge Stellen aus chinesischen Schriften, daß der untere Theil des Dzangbo, wo er sich China nähert, den Namen des „großen Flusses mit Goldsand“ führt, und daß dieser wirklich der obere Theil des Irawaddy im Birmanenreiche sey. Diese Entdeckungen hoben die Annahme des Majors Rennel auf, und bewiesen, daß D'Anville's Hypothese gegründet war. Aller noch übrige Zweifel aber wird durch ein neuerdings nach Europa gekommenes chinesisches Werk beseitigt, das den offiziellen Bericht des Krieges enthält, den die Chinesen im Jahre 1769 gegen die Birmanen führten. Eine Stelle darin setzt außer allen Zweifel, daß Dzangbo oder der große Fluß mit dem Goldsande und der Irawaddy einer und derselbe ist. „Die Stadt Awa,“ heißt es darin, „liegt am großen Fluß mit dem goldenen Sande. Um von Theng-yue-Tschen dahin zu gelangen, schifft man sich auf dem großen Flusse mit dem goldenen Sande ein, der in diesen Gegenden auch der Fluß Kaliseou heißt; man folgt seinem Laufe und gelangt nach Awa.“ Der chinesische General, der die Expedition gegen die Birmanen anführte, zog von Theng-yue-Tschen gerade gegen Westen, setzte mit einem Theile seines Heeres über diesen Fluß, folgte seinem östlichen Ufer, kam so in das feindliche Gebiet, und rückte gegen Awa vor. Der Fluß Kalieou aber, der auch der Fluß mit dem goldenen Sande heißt, ist derselbe, dem die Chinesen auch den Namen Pin-lang-Kiang oder „Fluß der Arekpalmen“ geben. Es ist der untere Theil des tübetanischen Dzangbo, der die südwestlich am meisten vorspringende Spitze von China berührt, und sich dann ins Land der Birmanen ergießt, wo er den Namen des Irawaddy annimmt.

*

Im Monat März 1831 brach auf der chinesischen Insel Hai-nan eine Empörung aus, die, wie es scheint, durch den Mangel an Lebensmitteln veranlaßt wurde. Der Pöbel plünderte zwei Reißmagazine und ermordete die Behörden und einen Offizier, die die Ruhe wieder herstellen wollten. Andern Nachrichten zufolge haben die Bergbewohner, Li-schin genannt, die die Mitte der Insel inne haben, und unter einem Könige stehen, einen Einfall in die Ebenen gemacht und die Einwohner derselben angegriffen, über die sie auch Anfangs durch ihre Ueberzahl den Sieg davon trugen. Bei den Chinesen herrscht allgemein der Glaube, daß die Li-schin, gleich den Affen, als Fortsetzung des Rückgrates lange Schweife haben, ganz nackt gehen und nur rohe Speisen genießen. Der offizielle Bericht des Gouverneurs von Kanton und des Lu-yuen enthält über diese Vorfälle Folgendes: „Der General, der auf der Insel befehligt, traf die Li tausend Mann stark im Gebirge, die Dörfer dieser Räuber waren verrammelt, und sie wehrten sich mit Säbeln und Bogen gegen die Truppen des Gouverneurs. Ein Kampf erfolgte, worin die Räuber geschlagen wurden. Der General traf alle Anstalten, um sich der Empörer zu bemächtigen.“ — „Welches war die Veranlassung dieses blutigen Streites?“ so schließt der Bericht. „Wurde er durch eidvergessene Chinesen, oder durch eine andere Ursache erregt? Noch herrscht darüber Dunkelheit. Obgleich die benannten Räuber Barbaren sind, die sich nur gleich den Raben auf einige Augenblicke versammeln, so wird doch, aus Besorgniß, der Kommandant und die Offiziere möchten die Sache nicht ernstlich genug angreifen, was für das Land von traurigen Folgen seyn würde, Li, der Minister Eurer Majestät, am achtundzwanzigsten Tag des gegenwärtigen Mondes (8 April) nach Kiung-Tscheou gehen und Kin-lan, den Fu von Tschaotscheou, der sich gegenwärtig in Kanton befindet, mit sich nehmen.“ Der Gouverneur Li begab sich auch wirklich auf diesem Weg nach Hainan, von wo er am 20 Junius zurückkehrte, nachdem er einen vollständigen Sieg errungen und die Häupter der Empörung mit dem Tode gestraft hatte.

*

Der Doktor Richardson, der den Kapitän Franklin auf seinen Entdeckungsreisen an den Gestaden des Polarmeeres von Amerika begleitete, hat über das Pflanzenreich dieser Gegenden seine Beobachtungen herausgegeben. Zwischen der Mündung des Mackenzie- und Coppermine-Stromes sammelte Richardson 170 Arten von Pflanzen; was ein Sechstheil der Vegetation ist, die man fünfzehn Grade tiefer gegen Süden findet. Die Grasarten, die Carex und Binsen bilden ein Sechstheil des dortigen Pflanzenreiches, allein die beiden erstern Spezies nehmen einen größeren Raum ein, als alle übrigen Gewächse. Die Kreuzpflanzen bilden auch ein Sechstheil der Vegetation, deßgleichen die Syngenesen; von Bäumen und Gesträuchen fand man in jenen Polarländern folgende: den gemeinen Wachholder, dreierlei Arten Weiden, die Birke, die Erle, den Erdbeerbaum, eine Art Johannisbeerstrauch, den Arbutus uva ursi, das Ledum palustre, das Rhododendron lapponicum, das Vaccinium uliginosum, das Empetrum nigrum. Der Rumex digynus ist gemein; die Eingebornen essen ihn, wie die Wurzeln des Polygonum viviparum, und mehrere Arten der Astragalineen, die lang, saftig und süß sind und im sandigen Boden der Küste wachsen. Kleine Gruppen der Pinus picea, hie und da von der Pinus nigra und eine Birkenart finden sich 20 bis 30 Meilen vom Meere, an gedeckten Orten, vorzüglich an den Ufern der Flüsse.

*

Zu Modon wurden am 25 Junius, Nachts $10\frac{3}{4}$ Uhr heftige Erdstöße verspürt, deren Schwingungen dreißig Sekunden dauerten. Dieselben wurden auch zu Navarin fühlbar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 261. 17 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

Die Welt, die Welt
Die große, weite Welt
Ist unser Zelt.

— — — — — —

5. Die Zigeuner.

Bei einem kleinen Dorfe unweit von Hermannstadt fanden wir eine zahlreiche Zigeuner-Familie versammelt, worunter einige ausdrucksvolle Physiognomien der Männer unsere Aufmerksamkeit anzogen. Auf ihrer Stirne, von langen glänzend schwarzen Haaren umwallt, war tiefe Melancholie zu lesen; düster blinkte das schwarze Auge unter dunkeln Wimpern hervor, und kein Zug war in diesem Gesichte, der nicht Schwermuth und dumpfes Hinbrüten zu erkennen gab. Nicht ihre Kinder, nicht die Weiber, die sie umgaben, konnten irgend eine Theilnahme in ihnen erwecken. Die ganze Schwere des traurigen Geschicks dieses ausgestoßenen Volkes schien auf ihrem Gemüthe zu lasten; ihr Anblick war geeignet das tiefste Mitleid einzuflößen. Lange konnte ich diese Gestalten nicht aus dem Sinne verlieren, und so oft uns später eine Truppe ihrer Brüder begegnete, so glaubte ich auf jedem Gesichte eine Spur jener seelenerdrückenden Traurigkeit zu finden. —

Ist das Loos dieser Unglücklichen nicht jenem der Paria's in Ostindien zu vergleichen, die von allen andern Kasten nur mit Hohn und Verachtung betrachtet werden? Selbst der rohe Walache, voll physischer und moralischer Fehler, der auf der untersten Stufe der Nationen Europa's steht, sieht noch mit Geringschätzung auf den Zigeuner herab, der in seiner Meinung tief unter ihm sich befindet. Und doch ist der Zigeuner voll natürlicher Fähigkeiten, ein Tausendkünstler, der sich in Allem versucht, zu allem Anlagen und Talente in sich trägt. — Die Bergwerke in Siebenbürgen werden vorzugsweise von Zigeunern bearbeitet, die darin besondere Geschicklichkeit besitzen. Zigeuner waren es, die in Ungarn und Siebenbürgen die ersten Schießgewehre, Kanonenkugeln und anderes Kriegsgeräthe verfertigten. Zigeuner sind in Ungarn noch jetzt die vorzüglichsten Musikanten, und unübertrefflich in der Ausführung ungarischer Nationalmusik. Und nicht nur in der Fertigkeit und Behandlung der Instrumente sind sie Meister, sondern auch selbst die phantasiereichsten Komponisten und Dichter, wenn sie auch niemals eine Note niederschrieben, ja nicht einmal eine Note kennen. Zigeuner sind es ferner, welche die Toilette der walachischen Weiber mit Ringen, Ohrgehängen, Halsketten und anderem Geschmeide aus Zinn und versilbertem Messingblech versehen. Im Schmiedehandwerk sind sie vorzüglich geschickt. Als Wahrsager kennt sie ganz Europa, und die Schönen meines deutschen Vaterlandes möchten sich wohl manchmal in einen heiligen Hain von Siebenbürgen versetzt wünschen, um die Aussprüche dieser Orakel zu vernehmen. Nicht minder tragen sie große Leidenschaft für die Heilkunde, und verrathen in all diesen Zügen und Eigenschaften etwas von dem Geblüte der alten Aegyptier, für deren Abkömmlinge sie selbst sich gern ausgeben. Bei allen Fähigkeiten aber besitzt der Zigeuner durchaus keine Neigung für den Ackerbau. Wenige nur sind im Banat und Siebenbürgen angesiedelt, die meisten folgen ihrem unwiderstehlichen Hange zum wandernden Leben, und ziehen mit ihren Zelten im Lande umher, wo sie am liebsten ungebahnte Wege und düstere Gebirgsschluchten aufsuchen. Ihre Kleidung ist jener der Walachen ähnlich, deren Sprache sie auch reden, obwohl sie unter sich wieder einen eigenthümlichen Jargon führen, in welchem gelehrte Sprachforscher eine auffallende Aehnlichkeit mit der Mundart einiger Völkerstämme an den Ufern des Indus entdecken wollen, wornach es wahrscheinlich wäre, daß die Zigeuner selbst Stammverwandte jener ostindischen Paria's seyen, deren Schicksalsverwandte sie sind. Ihre Art und Lebensweise ist übrigens ganz geeignet, den Romandichtern tausendfachen interessanten Stoff zu bieten, und ich, der ich die Romanen liebe, fühlte mich immer durch den Anblick einer Zigeunerhorde in eine lebhafte lyrische Stimmung versetzt.

* * *

6. Hermannstadt.

Am vierten Tage unserer Reise von Temeswar erreichten wir endlich jenes schöne und fruchtreiche Thal, in dessen Mitte das freundliche Hermannstadt höchst anmuthig gelegen ist. Himmelanstrebend dehnte sich die Bergkette vor uns aus, die hier eine unbezwingliche Gränzmauer bildet, zwischen der das Schloß des rothen Thurm-Passes die einzig mögliche Verbindung mit der Walachei beherrscht. Der mächtige Surul, einer der höchsten Berge Siebenbürgens, streckt sein kahles Felsenhaupt aus dunkeln Tannenwäldern empor, und war, wie beinahe alle benachbarten Gebirgsspitzen, noch mit Schnee bedeckt, während die Fluren der Ebene im frischen Grün und mit tausend Frühlingsblumen, gleich einem reichen golddurchwirkten Teppich, sich längs dieser Gebirgswand hinzogen.

Hermannstadt, als der Sitz des General-Kommando's von Siebenbürgen, hat eine bedeutende Garnison. Die vielen Wachtposten, welche in der Stadt zertheilt sind, lassen sogleich die militärische Herrschaft erkennen. Eine Menge von Kaufmannsgewölben, worunter einige sehr geschmackvoll eingerichtet sind, deuten auf einen lebhaften Verkehr, doch soll hier der Handel in früherer Zeit bei weitem beträchtlicher gewesen seyn, als gegenwärtig. Die Häuser sind im Durchschnitte hübsch und wohnlich gebaut, die Straßen regelmäßig und gut gepflastert. Einen besonders gefälligen Anblick gewährt der Hauptplatz. Man wähnt sich hier in ein altes deutsches Reichsstädtchen versetzt, — auch wohnen hier alle Nobili der sächsischen Nation. Etwas kleinstädtisch mag es mitunter wohl zugehen, und manches Original zu Kotzebue's Komödien unter diesen ehrenfesten Bürgern zu treffen seyn. Als etwas Auffallendes erzählen uns alte Historiker, daß früher die Bewohner von Hermannstadt häufig vom Zipperlein heimgesucht wurden. Ob sie sich dieser Auszeichnung noch gegenwärtig zu erfreuen haben, konnt' ich nicht mit Gewißheit erfahren. Uebrigens sind sie ein industriöses, biederes und gastfreundliches Volk, diese Sachsen. Im Allgemeinen aber gefielen mir die Landbewohner bei weitem besser als die Städter.

Bei unserer Ankunft hatten wir Mühe ein Quartier zu finden, indem man uns höchst mißtrauisch befragte, ob wir etwa aus der Kontumaz kämen. Die Furcht vor der Pest scheint die guten Hermannstädter nicht wenig zu beunruhigen. Der Wirth zum Gasthof des römischen Kaisers öffnete uns endlich gefällig seine Zimmer. Die Firma schien uns gewaltig viel zu versprechen, zudem war dieses Gasthaus als das erste in der Stadt bezeichnet, doch fanden wir unsere Erwartung schmählich betrogen. Die Zimmer waren schlecht, die Bedienung noch schlechter. Eine Bouteille Tokaier, welche wir auf das Wohl der Siebenbürger zu leeren gedachten, hatte sich im Keller dieses Wirthes zu Essig umgewandelt, und war ungenießbar. Auch seine andern Weine konnten uns keineswegs zu Exzessen verleiten. Nur die Küche der Frau Wirthin war zu loben, und die vortreffliche Rechenkunst ihres Mannes, die uns nicht wenig in Erstaunen setzte.

Das eingetretene Regenwetter verhinderte uns, die Annehmlichkeiten von Hermannstadt und seinen Umgebungen genauer kennen zu lernen. Da unsere Zeit zu kostbar war, um sie im eingeschlossenen Zimmer eines schlechten Gasthauses hinzubringen, so setzten wir schon am zweiten Tage unsere Reise weiter. Mit größter Gefälligkeit wurden uns beim General-Kommando die Pässe nach der Walachei visirt, da aber der direkte Weg über den rothen Thurm-Paß durch das Austreten der Gebirgswasser gefährlich zu passiren war, und wir auch keine erwünschte Reisegesellschaft dorthin vorfanden, — so zogen wir es vor, uns nach Kronstadt zu wenden, welches fortwährend den lebhaftesten Verkehr mit Bucharest unterhält, und als der Stapelplatz alles Handels nach der Türkei zu betrachten ist.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

Nachdem wir eine Uebersicht von dem Zustande der Wissenschaften in Piemont und der Lombardei gegeben haben, wenden wir uns jetzt zu den kleinen Staaten, die zwischen dem Po und der Tiber liegen, und beginnen mit Toscana, dessen literarisches Uebergewicht von allen seinen Nachbarstaaten anerkannt ist. In den Jahrhunderten, wo die Künste und Wissenschaften in Italien im vollsten Glanze standen, sah man zwar in allen Theilen der Halbinsel Männer von ausgezeichneten Talenten aufstehen; nirgends aber war der Boden Italiens fruchtbarer an großen Namen als in Toscana, das fast eben so viele berühmte Männer zählt, als es Dörfer hat. Als im dreizehnten Jahrhunderte Europa aus dem Dunkel der Barbarei hervorzutreten begann, machte Leonardo Fibonacci, ein Pisaner, nicht nur die indischen Zahlen in Europa einheimisch, die Gerbert und andere Gelehrte bereits von den Arabern in Spanien erlernt hatten, ohne daß jedoch ihr Gebrauch allgemeiner verbreitet worden wäre; sondern er war auch der Erste, der unter den Christen die Algebra des Morgenlandes einführte, die er noch mit mancher andern wichtigen Entdeckung bereicherte. Durchblättert man die zwei Werke Leonardo's, die noch im Staube der Bibliotheken begraben liegen, seine Geometrie und sein Buch von der Rechenkunst, so erstaunt man mit Recht über die Kraft eines Geistes, der allein unter Allen Tiefe genug besaß, um die Astrologie und die wissenschaftlichen Traumgebilde seiner mohammedanischen Lehrer zu verachten, die lange Zeit nach ihm noch in Europa so großes Ansehen zu behaupten wußten. Während Fibonacci die Pforten der Wissenschaft aufschloß, förderten Nicolo von Pisa und Cimabue mächtig die Wiedergeburt der Künste und hinterließen zu Florenz, Pisa, Assisi, Bologna dem kommenden Künstlergeschlecht ein reiches Erbe trefflicher Vorbilder.

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war am äußersten Ende Italiens eine neue Literatur aufgeblüht. Ciullo von Alcamo, ein Sicilianer, der zu Saladins Zeiten gelebt zu haben scheint, ist der erste italienische Dichter, dessen Werke auf uns gekommen sind. Es ist eine oft in Anregung gebrachte und, wie uns dünkt, noch immer nicht gelöste Frage, ob die neue italienische Sprache zuerst eine bestimmte Form in Sizilien gewann, oder ob Ciulio, Jacopo da Lentino, Ruggerone da Palermo und die andern alten sizilianischen Dichter in der gerundetern Sprache schrieben, die das Volk von Toscana redete. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß sich die italienische Poesie mit wunderbarer Schnelligkeit am Hofe von Neapel zur Blüthe entfaltete, den die häufigen Berührungen mit Griechen und Arabern zum glanzvollsten und gebildetsten unter den Höfen der Christenheit gemacht hatten. Die Fürsten aus dem Hohenstaufischen Hause pflegten mit treuer Liebe die neue Poesie, und wahrscheinlich verdankt man diesem Umstande die Erhaltung der ersten Denkmäler italienisch-sizilianischer Dichtkunst, während die ältesten Gedichte der toscanischen Sänger verloren gegangen scheinen. Indeß zeichneten sich dennoch bald darauf Cino von Pistoja, Guittone von Arezzo und Bruneti, Dante's Lehrer, alle drei aus Toscana, unter den Dichtern ihrer Zeit aus; alle aber drängte der Riese der modernen Dichtkunst, Dante, dessen Ruhm so lange als der italienische Name dauern wird, ins Dunkel der Vergessenheit zurück. Nach diesem außerordentlichen Manne drängt sich Wunder auf Wunder. Petrarca, Bocaccio und so viele

andere herrliche Männer vollenden den glänzenden Bau der italienischen Sprache. Das Genie bricht unter allen Formen hervor und strahlt in den prachtvollsten Farben auf. Alle Stände der Bevölkerung scheint die mächtige Bewegung der Geister durchdrungen zu haben. Bald ist es ein armer Hirtenknabe in der Umgegend von Florenz, der sich damit vergnügt, Schafe an die Felsen zu zeichnen und der wie durch einen Zauberschlag in jenen Giotto verwandelt dasteht, dessen Ruhm Italien erfüllte; bald ist es ein unbekannter Mensch, der in Staunen versunken, vor der Kathedrale von Florenz, die Arnolfo unvollendet gelassen hat, zu sich selbst sagt: „Diese Kuppel muß ich vollenden.“ Kurze Zeit darauf geht er mit einem seiner Freunde nach Rom, verweilt dort mehrere Jahre, lebt von seiner Hände Arbeit und entwirft Zeichnungen nach den Denkmälern des Alterthums. Endlich kehren beide in ihr Vaterland zurück; es ist Brunellesco und Donatello, jener der erste Baumeister, dieser der erste Bildhauer ihres Jahrhunderts.

Das vierzehnte Jahrhundert war für Florenz das Zeitalter der Energie, des Fortschrittes, der Originalität; das fünfzehnte war das der Gelehrsamkeit. Nachdem die Italiener die männlich-derbe Kraft eines Volkes entwickelt hatten, das die Fesseln der Barbarei zerbricht, kehrten sie zum Studium des Alterthums zurück. Die italienische Sprache wurde, ihrer Reinheit und Fülle ungeachtet, vernachlässigt und als wäre eine Sprache, in der der riesenhafte Geist eines Dante sich bewegen konnte, zu eng für die Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen, schrieben sie lateinisch. Als die Fluth der mohammedanischen Eroberungen die Trümmer hellenischer Civilisation an Italiens Gestade verschlug; wucherte Florenz mit Griechenlands geflüchteten Schätzen: die Laskaris, die Chalkondylas und andere berühmte Flüchtlinge fanden hier ein neues Vaterland. Die platonische Akademie, die zwar überschätzt worden seyn mag, trug doch wenigstens dazu bei, die griechische Sprache zu verbreiten. Noch jetzt bewundert man die schönen Ausgaben Homers und anderer griechischer Dichter, die zum ersten Male zu Florenz in Druck erschienen. An der Spitze der Gelehrten dieser Epoche glänzt Poliziano, der zu gleicher Zeit der berühmteste Dichter seines Jahrhunderts war. Hätte ihn nicht der Tod in der Blüthe seines Alters hinweggerafft, so würde er vielleicht Ariosto und Tasso die Palme der italienischen Epopöe zu erringen nicht übrig gelassen haben. Endlich darf es sich vielleicht auch Florenz zum Ruhm anrechnen, daß Columbus sich bei Toscanella über den Weg, der nach der neuen Welt einzuschlagen sey, Raths erholte — jener neuen Welt, die den Namen eines Florentiners, des Amerigo Vespucci, zu tragen bestimmt war. Doch der außerordentlichste Mann, den Toscana im fünfzehnten Jahrhunderte hervorbrachte, war Leonardo da Vinci, der als Maler Michel Angelo's und Raphaels Vorgänger war und nicht übertroffen wurde — Leonardo, ein großer Bildhauer, ein großer Baukünstler; er, der Luca Paciolo in seinen algebraischen Untersuchungen seine Beihülfe lieh; er, der Galilei in den Beobachtungen über die Schwerkraft, Porta in der Erfindung der Camera obscura, Castelli in der Entdeckung des Gesetzes der flüssigen Körper vorangegangen war; Leonardo, der vor Mößlin das aschfarbige Licht des Mondes erklärte und zweihundert Jahre vor Baco die experimentale Methode lehrte; Dichter, Soldat, Geolog, Naturforscher, Chemiker, der stärkste und schönste von seinen Zeitgenossen — kurz ein wunderbarer Mensch, der in einem kleinen Dorf in der Nähe von Florenz entsprossen, in seiner Jugend eine Art herumziehender Musikant war und zu Amboise in den Armen Franz I, des ritterlichsten Königs, starb.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Elephantenjagd auf dem Kap.

Ein junger britischer Offizier, der im Jahre 1827 zum königlichen afrikanischen Regiment versetzt wurde, fand bei seiner Ankunft die Garnison der an den malerischen Ufern des Gualana begründeten Station Friedrichsburg eifrig mit der Jagd der einzigen Feinde, die sie zu bekämpfen hatte, der Elephanten, beschäftigt. Er hatte bald Gelegenheit einer solchen Jagd und später einer zweiten beizuwohnen, von der er folgende Beschreibung macht:

Einige Tage nach jener ersten Expedition brachte mir mein Diener die Nachricht, daß sich eine bedeutende Heerde Elephanten in der Nachbarschaft unserer Station sehen lasse, und daß bereits mehrere Einwohner nebst den Offizieren der Garnison sich aufgemacht hätten, um sie zu verfolgen. Ich traf sogleich meine Anstalten und begab mich unverweilt an den bezeichneten Platz. Noch wenig darin geübt, mir einen Pfad durch das sumpfige Dickicht zu bahnen, mit dem diese Gegend bedeckt ist, gelang es mir nur nach vieler Mühe und auf die Gefahr hin wohl zwanzigmal im Schlamme stecken zu bleiben, die Spur meiner Kameraden zu finden. Kaum war ich aus dem düstern Walde, den ich unglücklicherweise eingeschlagen hatte, um eine auf dem rechten Ufer des Gualana gelegene Wiese zu erreichen, als auch schon mehrere Schüsse mir verkündeten, daß ich endlich die Jagdgesellschaft gefunden habe, und nun schwand auch das peinliche Gefühl, das mich auf meiner einsamen Wanderung begleitet hatte. Ich athmete wieder frei, bald aber entrückte der wiederholte Anruf einer unserer Schildwachten: „Acht gegeben, nicht weiter vorgeschritten!“ mich der Sicherheit, deren ich mich eben erst überlassen hatte; da ich indeß rings um mich nichts bemerkte, was mir die geringste Furcht hätte einflößen können, so traf ich durchaus keine Vorkehrungen, mich gegen eine Gefahr zu schützen, von der ich noch gar keine Ahnung hatte. Da die Schildwache aus meiner Gelassenheit schloß, daß ich die gefährliche Lage, in der ich mich befand, nicht kenne, so rief sie, um mich zu überzeugen, daß jener Anruf mir gegolten habe, wiederholt meinen Namen auf holländisch und englisch, und fügte stets die Worte bei: „Geben Sie Acht, gehen Sie nicht weiter!“ Ich zweifelte nun nicht mehr daran, daß ich mich in einer bedenklichen Lage befinde, und dachte eben an den Rückzug, als das Krachen der Zweige und ein durchdringendes, zorniges Geschrei die Annäherung unserer Feinde verkündete. Es war ein weiblicher Elephant, von zwei kleinern männlichen begleitet, die aus dem, den Gualana begränzenden Wald, den ich eben verlassen hatte, herausbrachen. Da ich kaum hundert Schritte von ihnen entfernt war und sie schnell auf mich zukamen, so blieb mir nicht viele Zeit zur Ueberlegung. Ganz allein mitten in einer offenen Ebene, sah ich wohl ein, daß ich unfehlbar unterliegen müsse, wenn ich nicht Gebrauch von meiner Flinte mache. Ich drückte also sogleich einen der Läufe ab, allein mein schlechtes Gewehr versagte. Nach diesem vergeblichen Versuche sprang ich aus der Richtung, welche die Elephanten einschlugen, entschlossen, mich meines Gewehrs bei günstigerer Gelegenheit zu bedienen, wenn es mir gelänge, mich ihren Blicken zu entziehen. Ich hatte ein Gebüsch von jungen Bäumen, das mitten auf der Wiese stand, zu meinem Versteck gewählt, befand mich aber nochmals im Nachtheile, denn als ich hinter mich blickte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Elephanten ihre erste Richtung verlassen hatten, und mit starken Schritten auf meinen Zufluchtsort zueilten. Dieß bestimmte mich, ein so unsicheres Versteck auf der Stelle zu verlassen, und ich lief nun, indem ich einen rechten Winkel beschrieb, dem Gualana zu, mit der Absicht, mich in die labyrinthischen Felsen zu verbergen, von denen sein Ufer begränzt ist, und wo ich gegen jeden Angriff gesichert zu seyn hoffte. Ich hatte nur noch wenige Schritte bis zu meinem Asyl; allein die Elephanten waren mir bereits auf der Ferse, voraus das große Weibchen mit seinen beiden Gefährten, oder vielmehr Jungen, alle unter furchtbarem Gebrüll. Außer mir und unvermögend, so furchtbare, erbitterte Verfolger zu verscheuchen, richtete ich den Lauf meiner Flinte auf den Anführer der Truppe, mehr

um ihn zu erschrecken, als in der Hoffnung ihn zu erlegen. Das feuchte Zündkraut spottete meiner Ungeduld, und während ich die Ursache der Verzögerung untersuchte, ging der Schuß los, aber die Kugel streifte nur die ungeheure Stirn des Thiers, das sich, ohne Zweifel über meine Verwegenheit aufgebracht, auf mich stürzte. Was ich von diesem Augenblick an empfand, könnte ich nicht beschreiben, und selbst jetzt habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung von den ersten Augenblicken jenes unglücklichen Vorfalls. Von Furcht überwältigt, stürzte ich zu den Füßen des Elephanten nieder, der mich durch Stöße mit seinen Fangzähnen wieder aufrichtete; zum Glück für mich hatte er nur einen einzigen, der noch dazu sehr stumpf war. Er hob mich hierauf mit seinem Rüssel auf, warf mich zwischen seine Vorderfüße, mit denen er mich bald unbarmherzig bearbeitete, bald mir die Füße auf die Brust setzte und mich dann wieder mit dem Zahn in die Weichen stieß. Die Schmerzen, die ich empfand, weckten mich aus meiner anfänglichen Betäubung; da ich aber nicht vermochte, mich der Wuth meines Gegners zu entziehen, so suchte ich mich wenigstens so gut als möglich gegen die Stöße zu schützen, die er mir versetzte. Ich hielt mich immer auf dem Boden ausgestreckt, und dieser Vorsicht, nebst dem schlammigen Boden und der Gestaltung der Füße des Elephanten habe ich es ohne Zweifel zu danken, daß ich den gewaltigen Quetschungen, die ich erlitt, nicht erlag. Die jungen Elephanten nahmen an dem Kampfe keinen thätigen Antheil, sondern gingen nur um ihre Mutter herum und machten durch Geschrei ihrer Ungeduld Luft.

Noch lag ich unter den Füßen meines Gegners und hatte unbezweifelt neue Qualen zu erwarten, als der Lieutenant Chisholm vom königlichen afrikanischen Korps und ein Hottentot, Namens Dieberick, auf dem Rücken der Felsen erschienen, in deren Mitte ich meinen Zufluchtsort gesucht hatte. Meine Lage erfüllte sie mit Schmerz; sie ließen sogleich ein Alarmgeschrei ertönen, allein die Jäger waren zu weit entfernt, als daß sie der Aufforderung hätten Folge leisten können, und nur die Schildwache, die mich gewarnt hatte, konnte zu ihnen stoßen. Meine Retter schossen jetzt mehreremale auf meinen Feind, dessen beide furchtsame Gefährten hierauf sogleich sich auf die Flucht machten und ihre Mutter durch Geschrei aufforderten ihnen zu folgen. Diese hingegen, weit muthiger, ließ sich nicht stören. Das gut unterhaltene Feuer meiner Kameraden, das Klaggeschrei der Jungen, die am Saume des Waldes Halt gemacht hatten, hauptsächlich aber eine Kugel, die mein Gegner in die rechte Schulter erhielt, bewogen ihn endlich die Flucht, wiewohl nur ungern, zu ergreifen; denn indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich ihn noch oft rückwärts blicken, um zu sehen, ob ich etwa aufstehe. Hiezu hatte ich aber weder Kraft noch Lust, und nur erst als ich meinen Feind im Walde verschwinden sah, rief ich meine Kameraden herbei. Sie kamen, fanden mich aber ganz entstellt; mein Gesicht war zerrissen, mein Körper in den Koth getreten und meine Kleider hingen, mit Schlamm und Blut bedeckt, in Stücken am Leib. Mit Hülfe einiger Aeste und ihrer Flinten huben mich meine Kameraden auf, allein ich war unvermögend, einen Schritt zu thun, so sehr hatten Schmerz und Wunden meine Kräfte erschöpft. Sie bereiteten daher sogleich eine Tragbahre und trugen mich an das Ufer des Gualana, wo der Chirurg unserer Station zu meiner Pflege herbeieilte. Ich war von meinen Freunden umgeben, das Blut, das aus meinen Wunden floß, gestillt, und der Chirurg hatte eben versichert, daß keine derselben tödtlich sey, als mein Bruder, der dießmal nicht unter den Jägern war, ganz verweint herbeikam. Ein Hottentot hatte ihm gesagt, ich sey von einem wüthenden Elephanten in Stücke gerissen worden; er trat entsetzt zurück, als er mich erblickte, allein es gelang dem Chirurgen, dem Lieutenant und mir selbst, ihn durch Zeichen und einige abgebrochene Worte, die ich bei der Beklemmung, die ich noch immer fühlte, nur stammeln konnte, zu beruhigen. Ich bemühte mich eben ihm mein Abenteuer genauer zu erzählen, als wir einen unglücklichen Soldaten unsers Regiments, von einem ungeheuern männlichen Elephanten verfolgt, aus dem Walde kommen sahen, den ich vor Kurzem verlassen hatte. Mac-Cleane (so hieß der Soldat) suchte die Felsen am Gualana zu erreichen; allein er glitt aus und fiel in einen Sumpf. Der Elephant, dicht hinter ihm, ergriff ihn mit dem Rüssel am Arm, hob ihn auf und schleppte ihn in den Wald. Herr Knigh, Offizier des 22sten Regiments, mein Bruder und alle Bewaffneten unter den um mich Versammelten, gaben sogleich Feuer auf den Elephanten; allein die Entfernung war zu groß, als daß die Schüsse hätten treffen können. Wir hatten den Schmerz, diesen braven Soldaten des grausamsten Todes sterben zu sehen. Der Elephant lehnte ihn an einen Baum und stieß ihm mehreremale die Fangzähne in den Leib, dann kehrte er ihn um und trat ihn, um ihn vollends umzubringen, unter die Füße. Während dieser Zeit waren meine Gefährten, ohne von dem Elephanten bemerkt zu werden, in die Nähe dieses gräßlichen Schauspiels gekommen; Alle gaben zugleich Feuer und hatten dießmal Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu seyn: denn das von mehreren Kugeln getroffene Thier wankte, stürzte aber nicht. Von Schmerzen zerrissen und ohne Zweifel sein nahes Ende fühlend, stöhnte es in lang gehaltenen Tönen; ein Baum, an den es sich anlehnte, gestattete ihm sich noch auf den Füßen zu halten, allein seine Unbeweglichkeit und das nicht mehr so volltönende, sondern mehr röchelnde Geschrei, das es ausstieß, zeigten zur Genüge, daß es auf dem Punkte war zu unterliegen. Die Jäger wagten indeß noch nicht näher hinzuzugehen, sondern setzten ihr Feuer aus der Ferne fort, und nun wurden wir Zeuge einer rührenden Scene, die uns bewies, welche innige gegenseitige Zuneigung unter diesen Thieren herrscht. Schon seit einigen Augenblicken hörten wir das Stöhnen des sterbenden Elephanten durch ein aus dem Walde kommendes Geschrei beantworten, und bald darauf sahen wir das Weibchen erscheinen, das mich angegriffen hatte. Sein unruhiger Blick, sein unsicherer, beschleunigter Schritt zeigten die lebhafte Theilnahme an dem Schicksal des Elephanten, der unter unsern Schüssen erlag; unsre Jäger hatten, wie es scheint, eine aus vier Gliedern, dem Männchen, dem Weibchen und den beiden Jungen bestehende Familie aufgejagt, die vom ersten Schreck auseinander gesprengt worden war. Das Weibchen stürzte sich, sobald es den Gefährten sah, unsern Kugeln entgegen und deckte ihn, der bereits erhaltenen Wunde in die Schulter ungeachtet, mit ihrem Leib. Durch zehn Minuten hielt es unser Feuer aus, wobei es bald mit bittendem Blicke zu uns herüber sah, bald den unglücklichen Gatten liebkoste, sich bemühte ihn mit seinem Rüssel zu unterstützen und ihn in den Wald zu ziehen suchte; vergebene Mühe, denn bald sahen wir ihn am Baum hinabgleiten und zusammensinken. Die Zärtlichkeit des Weibchens wich indeß auch von dem Todten nicht; es suchte ihn mit seinem Athem zu beleben, indem es die Spitze des Rüssels in seinen Mund brachte. Da jedoch alle Mühe, dem Todten neues Leben einzuhauchen vergebens und das treue Thier von vielen Wunden erschöpft war, so brach es in ein so klägliches und ausdrucksvolles Geschrei aus, daß ich mich innig ergriffen fühlte. Ich war in dieser allgemeinen Aufregung vielleicht der Einzige, der seinen Schmerz theilte; denn meine erbitterten Kameraden setzten ihr Feuer so lange fort, bis das Thier, tödtlich verwundet, an der Seite Dessen niederfiel und sein Leben aushauchte, dem es eben noch eine so innige, hingebende Zuneigung bewiesen hatte. Sobald unsre Jäger es fallen sahen, brachen sie in ein Freudengeschrei aus, ohne daran zu denken, um welchen Preis sie diesen Sieg erkauft hatten; jetzt erst näherten sie sich ohne Furcht ihren Feinden und nur mein Bruder blieb bei mir. Beide Elephanten waren von ungeheurer Größe; das Männchen war 9 Fuß und das Weibchen 8 Fuß 4 Zoll hoch; beide schienen schon sehr alt zu seyn. Man versicherte mich, daß ihre Körper von mehr als achtzig Kugeln durchbohrt waren, und ich habe seitdem mehrere gesehen, die, von einer gleichen Anzahl von Schüssen getroffen, immer noch ziemlich geschwind liefen. Es war mir immer unbegreiflich, wie diese Thiere so lange Zeit so vielen und tiefen Wunden widerstehen konnten; indeß sah ich oft, daß die Kugeln sich an ihren gewaltigen Gebeinen plattgedrückt hatten und zwischen Haut und Knochen stecken geblieben waren. Die Fanfaren der Musikbande unsers Regiments hatten bald alle Jäger herbeigelockt; allein ihre Freude wurde durch die beiden Jungen gestört, die ohne Zweifel herbeikamen, um ihrer Mutter beizustehen. Einige Flintenschüsse waren indeß hinreichend, um diese noch jungen und sehr furchtsamen Thiere zu verscheuchen. Die Hottentotten schnitten das Fleisch aus, das sie frisch oder eingesalzen essen; unsre Soldaten behielten das Fett nebst der Haut und die Fangzähne wurden im Triumph in die Wohnung des Majors Pringle gebracht, der die Jagd angeführt hatte. Dieser Offizier hatte die Aufmerksamkeit, mir am andern Morgen den Zahn des Weibchens zu schicken, von dem ich angefallen worden war und den ich heilig aufbewahre. Die Gerippe der beiden Elephanten wurden später nach England geschickt, wo sie ohne Zweifel in irgend einer anatomischen Sammlung prangen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 262. 18 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

7. Kronstadt.

Auf dem ganzen Wege von Hermannstadt bis Kronstadt hatten wir fortwährend die hohe Gebirgskette der walachischen Gränze zu unserer Rechten. Das anhaltend schlechte Wetter machte unsere Reise sehr beschwerlich, indem hier die Straße nicht überall in dem besten Zustande sich befindet. Unser erstes Nachtquartier war Fogaras, der Hauptort des ungarischen Militärgränzbezirkes gleichen Namens. Der Ort ist sehr ausgedehnt, und hat ein altes Kastell in seiner Mitte. Am zweiten Tage passirten wir, zwischen Persány und Teketehalom einen bedeutenden Wald, der gerade damals wegen einer Räuberbande übel berüchtigt war. Es begegneten uns auch mehrere Militärpatrouillen, welche zur Sicherheit der Reisenden die Gegend durchstreiften.

Am Morgen des dritten Tages gegen 10 Uhr erreichten wir Kronstadt, wo eben Wochenmarkt gehalten wurde. Die Menge der hier zusammenströmenden Landleute, die Lebhaftigkeit und das Gewühl war außerordentlich. Wir hatten Mühe uns Weg zu machen, und nur langsam bewegte sich unser Wagen durch das alterthümliche Thor. Man bekömmt die Stadt nicht eher zu Gesicht, als bis man sich hart vor ihren Mauern befindet. Ein isolirter Berg, mit einem alten Schloß auf seiner Spitze, entzieht sie den Blicken des Reisenden, der von dieser Seite kömmt. Biegt man um die Ecke dieses Berges, so findet man sich, gleichsam wie durch einen Zauberschlag, in der Mitte einer lebhaften, wohlbevölkerten Stadt. Ihre Lage ist höchst romantisch. Ein Halbzirkel bedeutend hoher Berge, die sich hart an den Mauern der Stadt emporheben, bilden den Hintergrund. Die südliche Hälfte ist steil und mit einem dichten Buchenwalde überzogen, die westliche Hälfte aber höchst malerisch mit freundlichen Gärten und Pavillons bedeckt, die den reichern Bewohnern Kronstadts zum Sommeraufenthalte dienen. Zwischen diesen Höhen und dem isolirt stehenden Schloßberge hindurch bietet sich eine liebliche Fernsicht in eine reiche von Dörfern und kleinen Wäldchen durchschnittene Ebene, deren Horizont wieder von dem violetten Streif jener Gebirgskette umzogen ist, welche die Gränze der Moldau bildet. Kronstadt selbst ist nicht groß, und rings von Mauern eingeschlossen, die Vorstädte aber dehnen sich bedeutend aus. Die stattliche Pfarrkirche, ganz in altgothischem Style erbauet, beherrschet ernst die Masse der Wohnungen, und gibt, mit den Thürmchen der Stadtthore, dem Ganzen eine alterthümliche Form. Als Gründer dieser Stadt nennt uns die Geschichte die deutschen Ordensritter Cruciferi de Hospitali S. Mariae, welche im Jahre 1199 dem König Emerich von Ungarn gegen seinen Bruder Andreas kräftigen Beistand geleistet hatten, und zum Lohne ihrer Tapferkeit einen Strich Landes an der heutigen walachischen Gränze, — das sogenannte Burzenland, zum Geschenke erhielten, wo sie im Jahre 1203 die Erbauung von Kronstadt begonnen haben sollen. Hier, im äußersten Winkel von Siebenbürgen, ja im äußersten Winkel der europäischen Civilisation fanden wir uns noch so heimisch, das bürgerliche und gesellschaftliche Leben so gemüthlich, daß wir uns gern entschlossen einige Tage zu verweilen, um den Abgang einer Karawane nach Bucharest abzuwarten, mit der wir unsere Reise in größerer Sicherheit verfolgen konnten. Die Zeit verstrich uns hier auf das angenehmste, und ein freundliches Wetter, das wir seit dem ersten Tage unserer Ankunft genossen, begünstigte unsere Ausflüge in der höchst romantischen Umgegend. Jeden Abend fanden wir auf der Promenade, welche außerhalb der Stadtthore gelegen, und mit jungen Baumanlagen geziert ist, die schöne Welt von Kronstadt versammelt. Hier sieht man geputzte Frauen und Mädchen, zierliche Uniformen der Garnison, und neben der ehrbaren, sittsamen Tracht der sächsischen Bürger, griechische und türkische Kostümes in bunter Mannichfaltigkeit. Unter den Bewohnern der Stadt nehmen die griechischen Kaufleute einen vorzüglichen Rang ein, daher hier sehr viel griechisch gesprochen wird. Nächst der ungarischen und sächsischen Sprache ist die walachische Sprache in Kronstadt die gebräuchlichste, ja die herrschende, da sie zur allgemeinen Verständigung der verschiedenen Bewohner unter sich dient. Diese Sprache ist nicht nur an und für sich angenehm, sondern auch sehr leicht zu erlernen, der Hauptgrund aber, warum sie in Kronstadt zur allgemeinen Umgangssprache geworden ist, liegt wohl darin, weil hier die Walachen sehr zahlreich, und gleichsam die unentbehrlichen beweglichen Maschinen sind, durch welche der große Handel mit der Türkei betrieben und unterhalten wird.

Wir hatten in Kronstadt Gelegenheit einige Spiele und Festlichkeiten der gemeinen Walachen kennen zu lernen. Ein sonderbares Schauspiel geben sie den Kronstädtern alljährlich durch ein scheinbares Kriegsmanöver, dessen Wiederholung gerade in die Zeit unsers dortigen Aufenthaltes fiel. Ich weiß nicht in welchem

Kopfe eines ihrer Vorfahren einst der Gedanke entsprungen war, sich mit seinen edlen Mitbrüdern gegen die Bürger von Kronstadt aufzulehnen, und einen gewaltsamen Angriff auf die Stadt zu wagen. Sie wurden zurückgeschlagen und mußten zur Strafe und Demüthigung darauf alljährlich, wie noch gegenwärtig ihre Nachkommen, das Manöver jenes unglücklichen Versuches wiederholen. Sie beschließen dieses Schauspiel mit Lustbarkeiten und Tänzen, von welchen besonders die letzteren sehr charakteristisch sind. Einige wollen in diesen Tänzen die Tänze der alten Römer erkennen. Ueberhaupt findet man in vielen Gebräuchen der Walachen untrügliche Beweise ihres römischen Ursprungs, und sie selbst pflegen sich nur Romani oder Romagnesch, d. i. Römer zu nennen. Diese Abkömmlinge römischer Kolonisten in Dacien sind gegenwärtig die ältesten Einwohner Siebenbürgens, wo ihre Vorfahren sich besonders in Silva Blacorum, dem heutigen Fogaras, zahlreich niederließen.

Mit einer Karawane dieser Romani setzten wir unsere Reise wieder weiter. Als wir von dem freundlichen Kronstadt Abschied nahmen, sagten wir auch der ganzen civilisirten Welt ein Lebewohl. Rauh und steil lag ein wilder Gebirgspfad vor uns, der uns nach tagelanger beschwerlicher Reise in jene Gegenden führen sollte, wo Bewohner und Regierung, Sitten und Lebensweise, im grellsten Gegensatze zu den übrigen Ländern Europa's stehen.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

5. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Im sechzehnten Jahrhundert erhob sich die italienische Literatur erkräftigt in dem Studium des Alterthums, aus dem sie geschöpft hatte. Die Nationalsprache kam zu Ehren, und Florenz strahlte in einem neuen Glanze. Der größte Kopf dieser Zeit ist Nicolo Machiavelli, ein tiefer Geschichtschreiber und Politiker, den man so oft mißverstanden und verlästert hat. Zuerst Anhänger der Demokratie und nachdem er vergeblich gerungen sie aufrecht zu halten und die Qualen der Folter bestanden, sah er ein, daß seine Nation für die Demokratie nicht reif und das Heil Italiens in einem andern Principe gesucht werden müsse. Machiavel rief einen Tyrannen, um sein Vaterland zu befreien. Die Tyrannen kamen in Menge, aber noch bis auf diese Stunde harrt Italien seines Befreiers.

In demselben Jahrhunderte verherrlichte Michel Angelo Florenz — ein Mann, auf den allein eine Nation stolz seyn könnte. Neben diesen Geistern erster Größe traten eine Menge ausgezeichneter Männer auf, die anderswo überall den ersten Rang hätten ansprechen dürfen. Guicciardini, Varchi, Cesalpino, Alamanni waren in der Zeit der Freiheit geboren, deren ganze Kraft nach dem Sturze von Florenz noch in ihnen fortlebte, und wendeten nun ihr ganzes Streben, das ihrem Vaterlande nicht mehr nützlich seyn konnte, den Wissenschaften zu. Am meisten aber zeugt von dem unerlöschlichen Funken des Genie's, der in Florenz immer von Neuem wieder aufstrahlte, daß es nach den Regierungen eines Alexanders und Cosmo Medicis, furchtbaren Andenkens, noch einen Galilei hervorbringen konnte, diesen großen Geist, der an der Spitze aller wissenschaftlichen Entdeckungen der neuern Zeit steht und eben so durch seine Forschungen wie durch sein Unglück berühmt geworden ist. Eine zahlreiche Schaar von Schülern bildete sich um ihn her, die seine Untersuchungen, während des siebzehnten Jahrhunderts mit eben so viel Glück als Ruhm fortsetzten. Man braucht hier nur an Torricelli, Castelli, Redi und die Akademie del Cimento zu erinnern.

Nachdem die Natur in einem Zeitraume von drei Jahrhunderten Dante, Leonardo, Michel Angelo, Machiavel und Galilei erzeugt hatte, schien sie von so großer Anstrengung ausruhen zu wollen. Im achtzehnten Jahrhunderte hat Toscana nur wenige ausgezeichnete Männer aufzuweisen; denn Magliabechi, Micheli und Salvini gehören mehr dem siebzehnten Jahrhundert als dem folgenden an. Indeß darf man doch nicht Perelli unerwähnt lassen, ein Mann von umfassendem Wissen und ein Geometer ersten Ranges, der jedoch ohne schriftlichen Nachlaß starb; Targioni, aus einer Familie, in der die Gelehrsamkeit erblich ist, schrieb mehrere wichtige Werke über Naturgeschichte; Soldani, Prior der Camaldulenser, ein ausgezeichneter Naturforscher, dessen Name an die Entdeckung der Aërolithen geknüpft ist. Allein der ausgezeichnetste Kopf, den Toscana im achtzehnten Jahrhunderte hervorbrachte, ist Cocchi, ein berühmter Arzt, großer Gelehrter und der eleganteste Schriftsteller seiner Zeit.

Gegenwärtig befindet sich Toscana in einer der Entwicklung der Künste und Wissenschaften günstigern Lage, als alle andern Staaten Italiens. Die Bevölkerung ist im Ganzen geistreich und verständig, der Elementarunterricht ziemlich ausgebreitet. Auswärtige Zeitschriften und Bücher erhalten ohne große Schwierigkeit Zutritt im Lande; die wissenschaftlichen Institute sind zahlreich, und philanthropische Bürger fanden keine besondern Hindernisse, als sie die neuern Methoden des Unterrichtes einzuführen versuchten. Man findet unter allen Klassen der Bevölkerung eine Bildung des Geistes, einen Schliff der Sitten und eine Milde des Charakters, die man vergebens in den andern Ländern Italiens sucht; und wenn man hiezu noch in Anschlag bringt, daß Toscana die einzige italienische Provinz ist, in der die Nationalsprache auch Volkssprache ist, so ist einleuchtend, daß sich dort alle Elemente einer großen geistigen Entwicklung beisammen finden. Aber eben diese Milde des Charakters, die in Toscana Verbrechen so selten macht, eben dieser leichte und anmuthig tändelnde Geist, der über die Gesellschaft einen so großen Zauber verbreitet, ist nicht zu beharrlichem Kraftaufwande geschaffen, der allein Großes vollenden kann. Sich einige oberflächliche Kenntnisse aneignen, eine kleine Stelle mit einem kleinen Einkommen suchen, eine Liebelei unterhalten, alle Tage in die Cascine und alle Abende ins Theater Pergola gehen, seine Zeit mit mittelmäßigen Vergnügungen zubringen, alle großen Geistesanstrengungen scheuen und ernste Arbeiten und überhaupt Alles, was Mühe kostet, fliehen — Dieß das gewöhnliche Leben der Florentiner.

Indeß müssen doch einige Männer genannt werden, die ungeachtet dieser allgemeinen Schläfrigkeit in Künsten und Wissenschaften sich hervorgethan haben. Nicolini, Verfasser mehrerer schönen Trauerspiele, hat sich eine verdiente Popularität erworben. Anfangs erschien er auf der Bühne mit Stücken, die dem antiken

Style seiner Vorgänger nachgebildet waren, und die Schönheit ihres Versbaues gewann ihm zwar Beifall; allein der Dichter fühlte doch selbst, daß eine andere Zeit mit andern Anforderungen angebrochen sey; er verließ die Bahn der alten Schule und schrieb seinen Foscarini, in welchem er mit den düstersten Farben die finstere Tyrannei der venetianischen Aristokratie schilderte. Dieses Trauerspiel wurde in Italien mit einer Begeisterung aufgenommen, die bis dahin ohne Gleichen war. Alle Stände wurden davon gleich lebhaft ergriffen, und man sah sogar aus der Umgegend von Florenz Landleute ankommen, die schaarenweise die Zugänge des Theaters belagerten, vor demselben mehrere Stunden zubrachten, ihre Abendmahlzeit auf den Stufen hielten, nur um den Foscarini zu sehen. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, schrieb Nicolini ein neues Trauerspiel, die sizilianische Vesper, die auf dem Grundgedanken ruhte, daß die erste Lebensbedingung eines Volkes, Befreiung vom fremden Joche ist, und daß zwischen Unterdrückern und Unterdrückten nie ein Bund bestehen kann. Es war einem Herrn de la Noue, dem Sekretär der französischen Gesandtschaft in Florenz vorbehalten, im Namen Karls X gegen die für Franzosen beleidigenden Aeußerungen Beschwerde zu führen, die der Dichter den Sizilianern in den Mund gelegt hatte. Dieser Schritt konnte natürlich nicht anders als lächerlich werden, und ein geistreicher Witz des Herrn von Bombelles, österreichischen Gesandten zu Florenz, der dem französischen Diplomaten gesagt hatte: „Vous ne voyez donc pas que, si l'adresse de cette lettre est pour vous, le contenu en est pour moi?“ — machte der ganzen Sache ein Ende. Die erste Aufführung der sizilianischen Vesper, die eines eben so enthusiastischen Beifalles als Foscarini sich zu erfreuen hatte, war mit einem für den Dichter schmerzlichen Vorfalle verbunden. Die Mutter Nicolini's, eine alte blinde Matrone, ließ sich ins Theater führen, mußte aber, von Rührung überwältigt, hinweggebracht werden und starb wenige Tage darnach. Nicolini schrieb auch einen historischen Versuch über die Ursachen, welche die sizilianische Vesper veranlaßten, und nimmt durch dieses Werk auch unter den Geschichtschreibern seines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle ein. Seit vielen Jahren schon arbeitet er an einem Leben Michel Angelo's, und wirklich verdiente der Maler des letzten Gerichts von dem Dichter des Procida geschildert zu werden. Nicolini ist übrigens nicht der einzige Dichter, den Toscana in der neuern Zeit aufzuweisen hat: Bagnoli, Borghi, Mancini verdienten gleichfalls einer besondern Erwähnung; allein ihre Gedichte sind außer Italien noch zu wenig bekannt geworden, um hier näher darauf eingehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Reise eines französischen Missionärs im südlichen Afrika.

Der Missionär Rolland, der von der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris zu den Kaffern im südlichen Afrika geschickt worden war, drang im vergangenen Jahre bis zu der Hauptstadt der Baharutzis vor, die noch ungefähr 76 Lieues nordöstlich von der Stadt Lattaku liegt, der am weitesten im Innern des Landes gelegenen, die man bis jetzt kannte. Er trat seine in mancher Hinsicht merkwürdige Reise, von der wir hier einen Auszug aus seinem Tagebuch geben, von Kuruman, im Lande der Beschuanas, aus an, wo die evangelischen Missionärs eine Station gegründet haben.

„Freitag am 27 Mai 1831. — Nachdem ich von meinen Freunden Abschied genommen hatte, machte ich mich nach Mosika, der Hauptstadt der Baharutzis auf den Weg. Unsere Karawane bestand aus acht Wagen, und ungefähr vierzig Mann. Sechs dieser Wagen gehörten englischen Kaufleuten, die nach dem Innern auf die Elephantenjagd gingen, und um Tauschhandel mit den Eingebornen zu treiben; der siebente war Eigenthum eines Offiziers der ostindischen Kompagnie, der seiner Gesundheit wegen an das Kap gekommen war, und nun vor seiner Rückkehr nach Bombay noch das Innere des Landes besuchen wollte, und der achte gehörte uns. Wir machten am ersten Tage zehn Stunden, und kamen erst um 11 Uhr Nachts nach Thorn-Fontain, nordöstlich von Kuruman, wo wir die Nacht zubrachten.

28 Mai. Nach gehaltener Morgen-Andacht setzten wir unsere Reise nach Lattaku fort, wo wir nach einem Weg von 4 Stunden, in nordöstlicher Richtung ankamen. Um Gras und Wasser für unsre Thiere in der Nähe zu haben, lagerten wir uns eine Viertelstunde von der Stadt am Fluß; auch ist es überdieß, wegen der Steine und Felsen von denen Lattaku umgeben ist, fast unmöglich zu Wagen in die Stadt zu kommen. Ich besuchte sie am Abend, und fand den größten Theil der Einwohner beschäftigt Felle von Schakals, Rehen, wilden Katzen u. drgl. zuzubereiten, Wagen zu bauen, Schuhe und Kleider zu verfertigen.

30 Mai. Nach eingenommenem Frühstück reisten wir von Lattaku ab, und brachten die Nacht eine Stunde vom kleinen Chuaie zu. Wir machten heute sieben Stunden, die erste in nordöstlicher und die übrigen in ostnordöstlicher Richtung. Wir waren ohne Wasser und Holz auf unserm Lagerplatz, und von heute an banden wir unsere Ochsen, der Löwen wegen, deren es viele in diesen Wüsten gibt, an die Räder der Wagen. Einige Monate früher war eine eben so starke Reisegesellschaft als die unsrige, die auf die Elephantenjagd ausging, am hellen Tag auf eine Anzahl Löwen gestoßen, die sich auf die Ochsen der Reisenden stürzte, und sie auseinander sprengte. Bindet man die Ochsen während der Nacht an, so läuft man weniger Gefahr. Der Boden von Kuruman bis nach Chuaie ist sandig, dürr und unfruchtbar.

31 Mai. Nach einem Weg von einer Stunde, in ostnordöstlicher Richtung, kamen wir nach Klein-Chuaie, wo wir Wasser fanden und anhielten um zu frühstücken. Die Einwohner von Lattaku haben diesen Ort zum Weideplatz gewählt und schicken alles Vieh, das sie zu Hause nicht brauchen, hierher. Um 11 Uhr machten wir uns nach dem großen Chuaie auf den Weg. Dieser Name hat seinen Ursprung von dem Wort lichnan, lichnaie, was Salz bedeutet. Wir machten noch sechs und eine halbe Stunde in derselben Richtung wie am Morgen. Eine Abtheilung unserer Jäger, die zu Pferde vorausgegangen war, um ein Thal aufzusuchen wo es Wasser gäbe, und bis zu unserer Ankunft einige Stück Wild zu erlegen, verirrte sich in der Ebene. Um ihnen die Stelle anzuzeigen, wo wir uns befanden, feuerten wir am Abend einige Flintenschüsse, aber vergebens ab, und sie stießen erst am andern Tage Abends wieder zu uns. Sie hatten die Nacht in einem Gebüsch, ihre Pferde neben sich angebunden, zugebracht. Der Boden an dieser Stelle ist sandig, aber die Ebene, die in Zwischenräumen mit der Accacia girafae besetzt, und von Hügeln durchschnitten ist, bietet einen schönen Anblick.

1 Junius. Nach einem Weg von 5 Stunden in nordöstlicher Richtung machten wir unter einem Baum Halt, um hier die Nacht zuzubringen; wir fanden zwar Holz und Gras im Ueberfluß, aber kein Wasser, und dieß bestimmte uns Morgens bei guter Zeit wieder aufzubrechen. Nachdem wir 6½ Stunde in nordöstlicher Richtung zurückgelegt hatten, kamen wir zum großen Chuaie, wo wir nur wenig Wasser fanden, und genöthigt waren den Sand aufzugraben, um unsre Ochsen zu tränken. Der Chuaie ist ein großer, flacher zirkelförmiger Thalgrund von ungefähr einer Meile im Durchmesser, der an seinen äußersten Gränzen einige Quellen mit süßem und eine mit Salzwasser hat. Die Oberfläche des Chuaie gleicht in der Ferne, wegen einer dünnen Salzkruste, welche die Sonnenstrahlen zurückwirft, einem See. Binnen einigen Jahren könnte man, wie ich glaube, hier Salz sammeln; für uns wäre dieß ein großer Vortheil, denn wir sind genöthigt, unsern Bedarf von einem Orte kommen zu lassen, der noch zwei Tagreisen wei-

ter als Campbells Dorp entfernt ist. Der Chuaie ist nur zur Regenzeit mit Wasser angefüllt, und ich glaube, daß man dann schon etwas Salz sammeln könnte. Wir sahen hier viele Spuren von Löwen, Büffeln, Giraffen, Schaufelhirschen, Zebras und verschiedenen Antilopenarten, die den Chuaie nach allen Richtungen durchkreuzt hatten, um an seinen Quellen zu trinken. Aren, einer unsrer Jäger, hatte zwei Zebras, oder Quaggas, erlegt; wir aßen von ihrem Fleisch, das uns sehr gut vorkam.

3 Junius. Wir machten heute sieben Stunden, zwei in nordnordöstlicher, eine und eine halbe in nordöstlicher und vier in ostnordöstlicher Richtung, und kamen an den Sitlagoli River. Dieser Fluß ist, wie so viele andere, die man in Afrika mit diesem Namen beehrt, nichts als ein Bach von Regenwasser, der während des Sommers gänzlich austrocknet. Da indeß hier zu Lande das Wasser zu den Seltenheiten gehört, so legt man selbst dem unbedeutendsten Bach den Namen eines Flusses bei, wenn er nur hohe Ufer, und an einigen Stellen Wasser hat. Nahe bei diesem Fluß liegt ein Dorf der Beschuanas mit drei- oder viertausend Einwohnern, die zum Stamm der Barolongs gehören.

4 Junius. Wir legten 7½ Stunden in nordöstlicher Richtung zurück, und kamen nach Tanani-Werfe oder Stadt Tananico. Unsre Wagen waren bald von ungefähr tausend der Eingebornen umgeben, die herbeikamen, uns zu begrüßen, und um Tabak, Glaskorallen u. s. w. von uns zu begehren. Nachdem wir unsere Ochsen auf die Weide getrieben hatten, begaben wir uns ins Dorf, um, wie es die Sitte heischt, den obersten Häuptling oder den König der Barolongs zu begrüßen. Er empfing uns sehr freundschaftlich, wünschte uns Glück zu unserer Ankunft und ließ uns Milch reichen. Milch ist das einzige Nahrungsmittel, das die Beschuanas immer bereit haben, und das sie Fremden anbieten. Tanani machte uns einen Gegenbesuch bei unsern Wagen, und da es eben Essenszeit war, so setzten wir ihm Reiß vor, den er herrlich fand. „Das Getreide der Europäer,“ sagte er zu mir, „ist besser als das unsere; ich wollte, ihr könntet mir eine gewisse Quantität davon überlassen, um meine Felder damit zu bestellen.“ Ich antwortete ihm, daß diese Gattung in seinem Lande nicht fortkommen würde; weil es an Wasser fehle, um die Saat zu begießen, und der Anbau folglich fruchtlos seyn würde. Dieses Gespräch über den Reiß führte uns auf einen andern, wichtigern Gegenstand; ich theilte ihm nämlich unsern Plan mit, uns bei den Baharutsis niederzulassen, und machte ihn auf den Vortheil aufmerksam, den er genießen würde, wenn er sich an den Ufern des Malopu ansiedeln, und Theil an unserm Unterricht nehmen wollte. Er drückte mir hierauf seinen Wunsch aus, Missionäre zu haben, die bei ihm wohnten, damit er und sein Volk den Unterricht in der Nähe genießen könnten.

6 Junius. Nach dem Frühstück reisten wir ab, und kamen nach einem Weg von 5½ Stunden in nordöstlicher Richtung an den Moritsani River, wo wir die Nacht zubrachten. Wir konnten am andern Tag wegen der strengen Kälte und dem Schnee, der den ganzen Morgen über fiel, nicht weiter reisen.

8 Junius. Nach dem Frühstück setzten wir unsern Weg fort und legten 6½ Stunde zurück; eine in nordöstlicher, zwei in nordwestlicher und drei und eine halbe in nordnordöstlicher Richtung. Die Nacht brachten wir in Luitakani Fontain, zu; die Kälte hatte bedeutend nachgelassen, und die Gegend kam uns weit schöner vor als jene die wir eben durchreist hatten. Wir fanden hier einen großen Wald von Accacia girafae.

9 Junius. Heute legten wir 5 Stunden zurück; eine in nordöstlicher, zwei in ostnordöstlicher und drei in nordnordöstlicher Richtung und kamen an den Fluß Malapu, der nicht weit von da entspringt, wo wir ihn durchschritten. Dieser Fluß verdankt sein Entstehen nicht dem Regen und man findet hier stets Wasser im Ueberfluß. Er nimmt seinen Lauf nach Westen. An vielen Stellen könnte man ihm, selbst mit Hülfe eines Pflugs, einen andern Lauf anweisen; seine Ufer sind von fruchtbarem Land begränzt, das sich leicht anbauen und bewässern ließe, und deßhalb scheint mir diese Gegend zu Begründung einer Missionsanstalt sehr geeignet. Holz allein ist hier selten.

10 Junius. Wir machten heute 6 Stunden in nordnordöstlicher Richtung und kamen nach Mamorie Fontain (oder Philips Fontain, nach Herrn Campbells Charte). Sie befindet sich in der Tiefe eines sehr schönen, ganz mit großen Bäumen verschiedener Art besetzten Thals. Der Boden ist hier schwarz und sandig, und der Hügel, der ihn umgibt, mit großen, losgerissenen Steinen bedeckt. Der Weg, der hieher führt, ist sehr schlecht.

11 Junius. Von Mamorie reisten wir nach eingenommenem Frühstück nach Mosika. Nachdem wir eine halbe Stunde in östlicher Richtung gegangen waren, durchschritten wir einen kleinen Fluß, Namens Maxi, dessen Ufer mit schönen Bäumen besetzt, und mit Gras im Ueberfluß bedeckt waren. Dieser Fluß ist sehr tief, und es dürfte schwer seyn, ihm einen andern Lauf anzuweisen. Wir verfolgten unsern Weg in derselben Richtung und nach zwei Stunden kamen wir in ein schönes Thal, dessen Länge von einem Bach durchschnitten wurde, der an einzelnen Stellen in kleinen Kaskaden herabfallend ein sanftes Gemurmel hören ließ. Wir glaubten keinen angenehmern Ort für unsern Aufenthalt zu Mosika finden zu können, und da wir nur fünf Minuten von der Stadt entfernt waren, so schlugen wir hier unser Lager auf, nachdem wir unsre Ochsen auf die damals noch nicht bestellten Getreidefelder getrieben hatten, mit denen das Thal bedeckt ist. Wir besuchten später den Häuptling von Mosatla, der uns sehr freundschaftlich aufnahm. Nach der Beobachtung, die ich mit meinem Kompaß anstellte, scheint mir Mosika ungefähr 76 Lieues ostnordöstlich von Kuruman zu liegen.“

Der Häuptling der Baharutsis wies dem Bruder Rolland sogleich einen zu Begründung einer Niederlassung hinreichend großen Landstrich an, und dieser Missionär, der im Julius 1831 nach Kuruman zurückkam, verließ diesen Ort im Anfang Oktobers wieder, um sich unter seinen neuen Katechumenen anzusiedeln.

Vermischte Nachrichten.

In einer amerikanischen wissenschaftlichen Zeitschrift findet sich die Beschreibung zweier merkwürdiger Meteorsteine, die in der Umgegend von Nashville gefallen sind, so wie von den Erscheinungen, die dem Falle dieser Körper vorangingen. Es war vier Uhr Nachmittags, und ziemlich heiteres Wetter, als man ein Krachen vernahm, wie von dem Schuß einer Kanone oder einem Rottenfeuer mit Trommelwirbel vermischt. Zu gleicher Zeit sah man einige kleine Wolken, hinter sich einen Streif schwarzen Rauches herziehend, am Himmel erscheinen, die der Gegend, wo sie hinzogen, eine ganz eigenthümliche Beleuchtung gaben. Während dem flog eine Anzahl Steine durch die Luft, mit einem Geräusche, wie es ein glühendes Eisen, das man in Wasser taucht, verursacht und dieses Zischen wurde auf zehn bis zwölf englische Meilen im Umkreis gehört. Einer dieser Steine fiel auf einen Papageybaum von der Dicke eines Lanzenschaftes und zerbrach ihn. Der Stein wog fünf und ein Viertel Pfund, war kalt, als man ihn fand, roch aber nach Schwefel. Eine Viertelstunde davon lag ein anderer Stein, von zwölf und einem halben Pfund; er hatte sich durch den Sturz fast einen Fuß tief in den Boden eingeschlagen. Auch noch viele andere Steine von geringerer Schwere, aber von gleichem Aussehen, wie die obenerwähnten, wurden gefunden. Alle haben eine dünne Verglasung, auf der man Punkte gewahrt, die wie Silber glänzen und mit Glaskügelchen vermischt sind, die dem Prozeß der Schmelzung unterlegen zu seyn scheinen. Die ganze Masse läßt sich rauh anfühlen, wie Lava oder trachytische Steine. Die Feile greift die vorstehenden Theilchen an, und gibt ihnen einen metallischen Eisenglanz.

•

Mehemet Salih Effendi, Kadi der Stadt Molowa in Anatolien, hat nach Konstantinopel gemeldet, daß eine ganz außerordentliche Mißgeburt in jener Stadt vorgekommen sey. Die Frau eines Mannes, Namens Jahja, kam mit einer Art von Ungeheuer nieder, das zwei Hörner am Kopf hatte, jedes ungefähr acht Zoll lang. Seine Augen waren rund und ausnehmend groß, seine Arme dünn, seine Ellenbogen und Kniee ohne Gelenke. Nach der Geburt gab dieß mißgestaltete Wesen durch einige konvulsivische Bewegungen Lebenszeichen von sich, starb aber bald darauf unter den Augen einiger Nachbarinnen, welche die Wöchnerin gepflegt hatten. (Moniteur Ottoman.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 263. 19 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

8. Der Tömöser Paß.

An einem schönen Nachmittage gegen zwei Uhr setzte sich unsere Karawane von Kronstadt aus in Bewegung. Ungefähr fünfzig Pferde mit Kaufmannsgütern beladen, an 20 Walachen und einige Kaufleute aus Bucharest bildeten den Zug, welchem wir uns anschlossen. Wir hatten 3 Pferde gemiethet, Eines für unser Gepäck und zwei zu unserem eigenen Fortkommen. Welche Vorzüge eine Reise zu Pferde auch haben mag, so war sie für uns im Anfang doch ein wenig beschwerlich. Wir hatten Mühe mit unseren Thieren vertraut zu werden, die ächt walachischer Natur waren, und wenig nach unserer Leitung fragten.

Unser Weg zog sich durch ein schmales Thal, welches zu beiden Seiten durch hohe Felsenmassen begränzt wurde. Jede Krümmung dieses Thales zeigte uns neue, wildromantische Naturscenen. Wir mochten ungefähr eine Stunde Wegs zurückgelegt haben, als wir an die kaiserliche Mauth kamen. Hier machte die Visirung unserer Papiere einen kleinen Aufenthalt, bald aber bewegte sich der Zug wieder weiter durch die Schlangenwindungen des immer mit höhern und wilderen Felsenmassen umzackten Thales. Gegen 5 Uhr erreichten wir den äussersten Gränzposten, wo sich die Kontumaz-Anstalt befindet. Hier wurden alle Pferde abgepackt und die Waaren jenseits der Quarantaine-Linie auf andere Pferde geladen, die dort zu diesem Behufe immer in grosser Anzahl in Bereitschaft stehen, um die Sendungen bis Bucharest, und von dort wieder bis hieher zu bringen. Auf diese Weise erleidet der Verkehr durch die Bestimmungen der Kontumazgesetze niemals einen Aufenthalt.

Bis die Karawane zur Weiterreise bereit war, besahen wir die Quarantaine-Einrichtungen, die hier in sehr gutem Zustande sich befinden. Durch einen großen Hof, in welchem links und rechts die Depots für Waaren angebracht sind, gelangt man zur Quarantaine der Passagiere, welche durch eine Reihe kleiner Häuschen, von Einem Erdgeschosse gebildet ist. Die Dauer der Kontumazzeit war damals auf 14 Tage festgesetzt. Keiner der hier befindlichen Personen durften wir uns auch nur auf 6 Schritte nahen. — Von hier führte uns der Aufseher in ein kleines Häuschen zurück, wo sich eine Weinschenke befand. Dieß war ein Wink, ihn für seine Gefälligkeit mit Rebensaft zu regaliren, dem er besonders geneigt schien. Wir verfehlten diesen Wink nicht, und ließen uns selbst, zum Letztenmal auf österreichischem Boden, einige Gläschen munden. Unser Mann wurde immer beredter, bemühte sich, indem er dem Glase wacker zusprach, uns Präservative und Verhaltungsregeln gegen die Pest einzuprägen, die er selbst auf seinem gefährlichen Posten seit langer Zeit bewährt gefunden hatte. Auf unsere Frage, wie er in dieser einförmigen und gefährlichen Lebensweise, wo er nicht nur wenig Freuden, sondern fortwährend die Wahrscheinlichkeit im Auge hat, das fürchterliche Pestgift einzufangen, — fröhlich und zufrieden leben könne, betheuerte er uns auf das lebhafteste daß er sich zufrieden fühle wie nur ein Mensch in der Welt, und daß die lange Gewohnheit ihn mit jeder Gefahr so vertraut gemacht habe, daß es für ihn gar keine Gefahr mehr gebe. — Aufgereizt durch das lebhafte Gespräch, welches seine Dienst- und Lebensverhältnisse berührte, ergriff er ein volles Glas, und sang mit tremulirender Stimme das österreichische Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!" — Der Ausdruck seiner Empfindung war zu herzlich, und der Ort wie die Situation zu eigenthümlich, als daß wir nicht auch an unserer Reihe ein Glas auf die Gesundheit des Kaisers hätten leeren sollen, dessen Staaten wir zu verlassen auf dem Punkte standen, und wir thaten es aus vollem Grund des Herzens, da wir nicht nur während der ganzen Tour durch seine Länder über kein Unbild uns zu beklagen hatten, sondern auch hohe Achtung und Verehrung hegten für die milde Menschenfreundlichkeit seines persönlichen Charakters. —

In diesem Augenblicke wurde uns angezeigt, daß unsere Karawane zum Ausbruch bereitet sey. Wir begaben uns alsogleich an das Thor der Kontumaz, welches nach der walachischen Seite hinüberführte. Der gefällige Aufseher wiederholte noch einmal, mit glühendem Gesicht und stammelnder Zunge all seine Verhaltungsregeln gegen die Pest. Am Thore traten der Paß-Kommandant und der Quarantaine-Direktor zu uns, um uns eine glückliche Reise zu wünschen, und nachdem wir von allen Umstehenden Abschied genommen, schritten wir munter durch das Thor. — Kaum hatten wir zehn Schritte über diese Linie gemacht, als ich nochmals umkehren wollte, um Einem der Leute ein Trinkgeld zu reichen. Man deutete mir aber an, daß Dieß nicht mehr erlaubt sey, weil ich schon einem Walachen, der dort auf uns wartete, zu nahe gekommen war. Ich mußte das Geld in der Mitte des Weges auf einen Stein legen; von jenseits trat Jemand herbei, der es mit Essig begoß, und dann erst vorsichtig mit der Hand berührte. Wir hatten die gefähr-

liche Erde bereits betreten, und wären der Quarantaine unterworfen gewesen, wenn wir hätten zurückkehren wollen.

Knarrend schloß sich nun das erste Thor hinter uns. Wir traten durch ein zweites und endlich durch ein drittes, — das äußerste und letzte Thor der kaiserlichen Kontumaz, wo wir unsere Karawane versammelt trafen. Rasch stiegen wir zu Pferde, galopirten über einen kleinen vor uns liegenden Gebirgsbach, und befanden uns auf türkischem Gebiete.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich beschäftigt man sich in Toscana mit archäologischen und historischen Untersuchungen über das alte Italien. Micali ist der Verfasser einer „Geschichte Italiens vor der römischen Herrschaft,“ die von Raoul Rochette ins Französische übersetzt wurde. Zanoni, Sekretär der Akademie della Crusca hat mit Montalvi eine sehr geschätzte Beschreibung der florentinischen Galerie herausgegeben. Man verdankt ihm auch interessante Entdeckungen über verschiedene Punkte der Archäologie, wobei er eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen entwickelte. Ciampi, ein gelehrter Hellenist, betrieb mit glücklichem Erfolg Untersuchungen in der Geschichte der toskanischen Literatur und Sestini, der Nestor der Numismatiker, gab eine Menge von Werken über die alten Münzen heraus. Der Chevalier Inghirami beschäftigte sich ausschließlich mit der Geschichte von Toscana. Seine „etruskischen Monumente“ sind Allen unentbehrlich, die mit der alten Geschichte Italiens genauer bekannt werden wollen. Die neuen Entdeckungen des Prinzen Canino, die Forschungen Niebuhr's und anderer Gelehrten geben den Ueberresten des alten Etruriens mit jedem Tage neues Interesse.

Weniger beschäftigt man sich in Toscana mit dem Studium der neuern Geschichte. Der Graf Baldelli, den seine biographischen Untersuchungen über berühmte Florentiner vortheilhaft bekannt gemacht hatten, würde sich durch sein Werk über Marco Polo einen großen Namen erworben haben, wenn nicht besondere Rücksichten ihn bestimmt hätten, dieses Werk mit etwas zu sehr veralteten Ideen zu schreiben. Indeß fangen einige jüngere Gelehrte, wie Forti und Poggi an, der neueren Geschichte ein ernstes Studium zu widmen.

Die physischen und mathematischen Wissenschaften, die in Toscana im siebzehnten Jahrhunderte sich mit großem Glanz entfaltet hatten, beginnen endlich wieder aufzuleben. Paoli und der Graf Fossombroni behaupten schon längere Zeit einen ansehnlichen Rang unter den Mathematikern. Fossombroni, der sich durch die schönen hydraulischen Arbeiten, die er in der Valdichiana ausführen ließ, einen Namen gemacht hat, gab analytische Untersuchungen über die Bewegung der Thiere heraus. Inghirami, ein geschickter Astronom, hat mit großem Eifer und außerordentlicher Thätigkeit zur Himmelskarte mitgewirkt, welche die berliner Akademie herausgibt; auch eine Karte von Toscana verdankt man ihm, durch die eine große Menge astronomischer Punkte berichtigt wurden. Der „statistische Atlas,“ den Zuccagni-Orlandini herausgibt, und ein Werk ähnlichen Inhaltes von Repetti, werden ohne Zweifel dazu beitragen, diesen schönen Theil Italiens genauer kennen zu lernen. Die eigentliche Physik erhielt einen mächtigen Aufschwung durch Nobili und Amici, die in neuerer Zeit das Herzogthum Modena verließen, um in Florenz ihren Aufenthalt zu nehmen. Nobili, aus Reggio, trat unter Napoleon in Kriegsdienste, wurde noch sehr jung zum Kapitän der Artillerie befördert und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Nach dem Sturze des Kaiserthums zog er sich in das Privatleben zurück, wo er sich ausschließlich mit Physik beschäftigte und verschiedene Schriften über den theoretischen Theil dieser Wissenschaft herausgab. Seine „Mechanik der Materie“ und seine Abhandlung über „Optik“ enthalten originelle, nur vielleicht etwas zu hypothetische Ansichten. Indeß sah er bald ein, daß er einen falschen Weg betreten hatte; er verließ die Höhen der Hypothese, um zur Beobachtung und Erfahrung zurückzukehren. Es beschäftigte ihn vorzüglich der Elektromagnetismus und es gelang ihm, einen ungemein sensibeln Galvanometer zu konstruiren. In Gemeinschaft mit dem Professor Bacelli, einem geschickten Physiker von Modena, stellte er eine Reihe von Versuchen über den durch Rotation entwickelten Magnetismus an, dessen Entdeckung man dem französischen Akademiker Arago verdankt; ihre Beobachtungen wurden jedoch von letzterem angefochten. Von allen seinen Beobachtungen aber ist die über die Färbung metallischer Flächen durch Zersetzung gewisser, mittelst der galvanischen Säule aufgelöster Salze, die wichtigste und bekannteste. Nobili wiederholte neuerdings zu Florenz mit dem Chevalier Antinori, die wichtigen Beobachtungen Faraday's über die Entwicklung der Elektrizität mittelst des Magnetes. Arago hatte vor mehreren Jahren die Entdeckung gemacht, daß Körper, die im Zustande der Ruhe nur eine höchst geringe oder gar keine magnetische Thätigkeit wahrnehmen lassen, sehr starke magnetische Eigenschaften entwickeln, wenn man sie in Bewegung setzt. Es ließ sich somit voraussehen, daß Bewegung eine nothwendige Bedingung sey, die Wirkungen des Magnetes zu verstärken; ferner, daß wenn sie durch eine Entwicklung von Elektrizität möglich seyn sollte, diese Wirkung durch Bewegung noch bemerkbarer werden müßte. Es vergingen jedoch mehrere Jahre, bevor man nähere Versuche anstellte. Faraday gebührt der Ruhm, zuerst dieselben angestellt zu haben; allein Nobili und Antinori wiederholten die Beobachtungen mit Glück und zeigten, daß man mittelst des Magnetes sogar Zuckungen in Fröschen hervorbringen könne, was Faraday vorher noch nicht gefunden hatte; zugleich konstruirten sie eine sehr einfache Maschine, um auf magnetischem Wege den elektrischen Funken zu gewinnen.

Amici's Mikroskop hat eine europäische Berühmtheit erlangt. Dieses Instrument, an dem er wiederholt Verbesserungen anbrachte, ist endlich doch zu einer Vollkommenheit erhoben worden, daß eines seiner neuesten, ein achromatisches Mikroskop, den Gegenstand sechzehn Millionen mal vergrößert, wodurch die naturwissenschaftlichen Untersuchungen ungemein erleichtert werden, und der Wissenschaft ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist. Amici hat ein Atelier gegründet, in welchem vorzügliche astronomische Instrumente verfertigt werden. Mehrere seiner Erfindungen sind noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommen; so ein künstlicher Queck-

silberhorizont unter einer Glasdecke, dessen Stellung durch einen kleinen Tropfen Alkohol bestimmt wird; deßgleichen eine achromatische Quecksilberrichtwage, die bei geodäsischen Beobachtungen sehr brauchbar ist. Uebrigens beschäftigt sich Amici nicht bloß mit Verfertigung astronomischer Instrumente, sondern weiß sich ihrer auch mit großer Geschicklichkeit zu bedienen, worin er von seinem Sohne unterstützt wird, der frühzeitig schon durch analytische Untersuchungen bekannt wurde. Amici war in neuester Zeit nach Florenz berufen worden, um als Astronom Pons zu ersetzen. — Antinori, dessen schon oben erwähnt wurde, hat den italienischen Wissenschaften durch die Herausgabe von Volta's gesammelten Schriften ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Gegenwärtig Direktor des physikalischen und naturgeschichtlichen Museums, wo ihm in diesem Institute so viele Mittel zu wichtigen Untersuchungen zu Gebote stehen, wird es ihm mit Männern wie Amici, Gazzeri, Lambruschini, Nobili, Savi u. s. w. zur Seite, möglich werden, den alten Ruhm der Akademie dei Cimento wieder zu erneuern.

Florenz ist der Sitz eines Gelehrtentribunales, das aber keineswegs in dem übrigen Italien anerkannt wird, der Akademia della Crusca. Im sechzehnten Jahrhundert durch Männer von großem Verdienste gegründet, konnte sie weder durch ihre Arbeiten, noch durch ihre Dienste, die sie der Reinheit der italienischen Sprache leistet, ihre Erbitterung gegen Tasso in Vergessenheit bringen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gaben die Akademiker der Crusca ein Wörterbuch heraus, das allen ähnlichen Werken bei andern Nationen voranging und das aller seiner Unvollkommenheiten ungeachtet für die Zeit, wo es erschien, ein erstaunenswürdiges Unternehmen bleibt. Im Laufe desselben Jahrhunderts bereicherte sich das Wörterbuch der Akademie della Crusca noch durch die Arbeiten eines Redi, Dati, Marchetti, Magalotti u. s. w. Die letzte Herausgabe desselben ist vom Jahre 1728; seitdem sind mehr als hundert Jahre verflossen, ohne daß die vielen heftigen Angriffe, die auf die Akademie gerichtet wurden, im Stande waren, den Gang ihrer Arbeiten zu beschleunigen. Im Auslande wird man sich vielleicht darüber wundern, daß man in Italien so große Wichtigkeit in die Wahl der Worte und dem Periodenbau setzt; und vielleicht schließt man daraus, daß es Leuten, die sich so viele Mühe mit Worten geben, an Gedanken fehlen dürfte. Allein eine nähere Bekanntschaft mit der italienischen Sprache läßt eine so strenge Auswahl nicht überflüssig oder lächerlich erscheinen. In Italien besitzt selbst der ungebildetste Mensch ein sehr feines und empfindsames Ohr für die Harmonie einer reichen und musikalischen Prosa und wenn man Dante, Machiavel, Galilei u. s. w. sich mit grammatikalischen Untersuchungen befassen sieht, so wird man doch schwerlich annehmen wollen, daß sie aus Mangel an Geist sich mit diesem Studium so eifrig beschäftigten. Bei den Römern finden sich hiezu schlagende Seitenstücke. Cicero versetzte durch ein wohlklingendes Wort, das er am Ende einer seiner harmonischen Perioden anzubringen wußte, dreißigtausend Zuhörer in ein Entzücken, das sich durch enthusiastisches Geschrei aussprach, und Cäsar selbst, der gewiß andere Sachen zu thun hatte, schrieb über die Grammatik und man weiß, daß er eine ganz besondere Sorgfalt auf die Wahl der Worte verwendete.

(Fortsetzung folgt.)

Tripolis.

Syrien ist in diesem Augenblick der Gegenstand eines ernsten Kampfes zwischen dem Pascha von Aegypten und dem Großherrn, dessen Ausgang noch sehr zweifelhaft erscheint. Wenn Mehemed Ali, der vielleicht besser gethan hätte, den Staaten, die er bereits beherrscht, eine gute Organisation zu geben, unterliegt, so ist es leicht möglich, daß sein Ansehen in Aegypten selbst gefährdet wird; bleibt er aber Sieger, so erhält das bereits stark erschütterte ottomanische Reich einen neuen Stoß, der auch einigen der andern großen, seiner Herrschaft unterworfenen Provinzen sich mittheilen dürfte. Bei diesen kritischen Umständen, die gar leicht die ganze gegenwärtige Gestaltung des Orients ändern könnten, dürfte es daher nicht ohne Interesse seyn, einen Blick auf die Länder zu werfen, nach denen es Mehemed Ali gelüstet.

Das Paschalik Tripolis liegt nördlich von St. Jean d'Acre, dehnt sich längs der Küste vom Nahr el Kebir bis nach Latakieh aus und ist im Osten von diesem Fluß und einer Gebirgskette begränzt, die das Bassin des Orontes beherrscht. Fast sein ganzes Gebiet ist gebirgig, und nur eine einzige, einigermaßen beträchtliche Ebene begränzt die Küste zwischen Tripolis und Latakieh. Diese Ebene ist von zahllosen Bächen bewässert, die aus dem Gebirge herabkommen, und könnte außerordentlich fruchtbar seyn, ist aber weit weniger angebaut, als die Felsen des Libanon. Die hauptsächlichsten Produkte sind Getreide, Gerste, Baumwolle, und in den Umgebungen von Latakieh beschäftigt man sich vorzüglich mit dem Anbau des Tabaks und des Oelbaums. Ein großer Theil des Libanon gehört zu diesem Paschalik, das in folgende Mekatta oder Distrikte eingetheilt ist: 1) Dschebbet Beschiraih, ein ziemlich großer Distrikt östlich von Tripolis, meist von Maroniten und griechischen Christen bewohnt, in dem die Dörfer Beschiraih, Habbet, Ban, Antura, Hatsaïd, Blausa, Hakrun, Kefer-Schab, Bosun, Kir-Kascha, Kefer-Sarun, Kanobin und Eden liegen; 2) El Zawye, ein kleiner Kanton am untern Abhange des Libanon; 3) Batrun, eine kleine Stadt mit einem kleinen Bezirke an der Küste; 4) Ell Kura, das den niedrigsten Theil des Libanon begreift und durch den Kadescha vom Kanton El Zawye getrennt ist; 5) El Fetuh, östlich von Dschebaihl; 6) Akura, kleiner Distrikt mit einem Dorfe gleiches Namens, Sitz eines maronitischen Bischofs; 7) El Dhennye, nördlich und nordwestlich von Beschiraih; 8) Dschebaihl, an der Küste, mit einer Stadt gleiches Namens; 9) Dschebbet el Meneibtre, einer der wichtigsten Kantone, dessen Hauptort Afka ist; er ist fast ganz von Motualis bewohnt, und hier entspringt der Nahr Ibrahim. Zu dieser von Niebuhr angegebenen Eintheilung gehören auch noch folgende Ergänzungen, die wir dem Reisenden Burckhardt verdanken: 10) El Hermel, am östlichen Abhange des Libanon, gegen Baalbeck; 11) El Kattaa, Gebirgsgegend östlich von Batrun; 12) El Kella und 13) El Schara, über die wir nur unzureichende Angaben besitzen; 14) El Akkar, am nördlichen Abhange des Libanon; 15) Tartus, an der Küste, mit einer Stadt gleiches Namens; 16) Szaffeibta, Gebirgsdistrikt östlich von Tortose; die ebenfalls gebirgigen Kantone der Anzaihris, und der Ismaihlis, die sich vom Nahr el Kebir bis über Latakieh hinaus erstrecken, und endlich der Distrikt Latakieh.

Vor ungefähr einem Jahrhundert waren die Motualis im Besitz der Distrikte Dschebaihl, Beschiraih, El Zawye, El Dhennye, El Meneibtere und El Hermel, die sie von den Pascha's von Tripolis zu Lehen trugen; allein sie wurden seitdem aus diesen Bezirken vertrieben, und bemeisterten sich dagegen des Distrikts Beled Baalbeck, dessen Bewohner sie verjagten. Burckhardt sagt indeß, daß man noch mehrere Familien der Motualis in den Kantonen Dschebaihl, El Dhennye, El Hermel und El Meneibtere trifft. In Beschiraih sind fast alle, und in den Distrikten Akkar, El Schara und El Kura drei Viertheile der Einwohner Christen. Der ganze Libanon ist gegenwärtig in dem von dem Emir der Drusen beherrschten Bezirke begriffen, der dem Pascha von Tripolis von den sechshundert Beuteln, die er erhebt, einhundert und dreißig als Gebirgs-Miri oder Gebirgsgrundzins entrichtet.

Tripolis, jetzt Tarabolos genannt, liegt eine und eine halbe Stunde vom Meer entfernt, auf dem Rücken der niedrigsten Anhöhen des Libanon. Die Kapitäns Irby und Mangles nennen sie die reinlichste Stadt Syriens; alle Häuser sind zierlich von Steinen erbaut und von gut unterhaltenen Gärten mit Orangen- und Zitronenbäumen umgeben, mit denen auch die

ganze Oberfläche der dreieckigen Ebene bedeckt ist, die sich von der Stadt bis an die Küste erstreckt.*) Der Fluß von Kadescha oder Nahr Abu-Ali, der die Ebene befruchtet, fließt, nachdem er vorher noch ein schönes enges Thal bewässert, mitten durch Tripolis, und ergießt sich dann an der nördlichen Seite des Triangels ins Meer; seicht und reißend an seiner Mündung ist er, selbst für Kähne, nicht schiffbar. Gegen Mittag, an der Stelle, wo der Kadescha die Stadt zuerst berührt, erhebt sich die Citadelle; sie beherrscht Stadt und Ebene, wird aber wiederum von einer, nördlich vom Fluß gelegenen, nur 75 Toisen entfernten Anhöhe beherrscht; ihre Erbauung verliert sich bis in die Zeiten der Kreuzzüge und wird den Sarazenen zugeschrieben. Der Obristlieutenant Squire hatte sie im Jahre 1802 sehr in Verfall gefunden; allein von Burckhardt erfahren wir, daß sie im Jahre 1812 vollkommen wieder hergestellt wurde. Mehrere Theile der Stadt tragen noch ganz das Gepräge der Kreuzzüge; besonders sieht man noch viele gothische Bögen über den Straßen. Gegen Osten, in geringer Entfernung von der Citadelle, in einem tiefen Thale am Kadescha, hinter einem Hain von Orangen-, Maulbeer- und andern Bäumen und Sträuchern versteckt, deren balsamischer Duft die Luft durchwürze, kurz in einer der herrlichsten, malerischsten Lagen, die man sich nur denken kann, liegt ein Kloster von Derwischen. Burckhardt schildert Tripolis als einen der reizendsten Orte Syriens; die Ebene, nebst den benachbarten Gebirgen, gewähren den Bewohnern auf einem ziemlich beschränkten Raum eine große Mannichfaltigkeit der Temperatur, und ganz unvergleichlich scheint ihm besonders das vom Kadescha bespülte Thal. Diese so sehr gepriesene Gegend ist indeß doch nicht frei von nachtheiligen Einwirkungen auf die Gesundheit: „Vom Monat Juli bis September, sagt Volney, sind ähnliche epidemische Fieber, wie in Skanderum und auf der Insel Cypern, hier sehr häufig, ein Umstand, den man der starken Bewässerung zuschreiben muß, die von den Eingebornen auf die Maulbeerpflanzungen geleitet wird, um von den Bäumen eine zweite Blättererndte zu erzielen.“ Seit einigen Jahren ist es indeß gelungen, den Gesundheitszustand der Stadt und ihrer Umgebungen durch Abzugsgräben zu verbessern. Man ließ früher auf der Ebene mehrere Pfützen stehen, die während der heißen Jahreszeit giftige Dünste verbreiteten; aus Burckhardts Reise sehen wir indeß, daß die Austrocknungen vorgeschritten und die sumpfigen Stellen in Gärten verwandelt worden sind.

Von El Mina, oder dem Hafen aus bis zur Mündung des Kadescha stehen am Meeresstrand, zur Vertheidigung des Hafens, je zehn Minuten von einander entfernt, sechs einzelne viereckige Thürme, deren Erbauung ebenfalls den Sarazenen zugeschrieben wird. Der untere Theil ihrer Mauern ist durch horizontal gelegte Säulentrümmer von grauem Granit verstärkt und in geringer Entfernung am Ufer, ja selbst bis ins Meer hinein, sieht man noch eine große Menge ähnlicher Säulen; Burckhardt zählte deren wenigstens 80 von 1½ Fuß im Durchmesser. Jeder dieser Thürme hat einen eigenen Namen; der nördlichste von ihnen heißt wegen seiner Lage am Kadescha, Burdsche Ras el Nahr, und die Namen der übrigen sind: Burdsche el Dekye, Burdsche el Sebaa, Burdsche el Kanatter, Burdsche el Derschun und Burdsche el Mogharabe. Burdsche el Sebaa, oder der Löwenthurm, hat, wie man sagt, seinen Namen von einem über der Thür ausgehauenen, mit zwei Löwen gezierten Schilde, dem Wappen des Grafen Raymund von Toulouse. Burckhardt sah in Tripolis ein Pettschaft von Blei, das diesem Prinzen gehörte, auf dem ein, dem besprochenen ganz ähnlicher Thurm gravirt war.

*) Squire gibt folgende Beschreibung dieser Stadt: „Tripolis liegt längs der Basis einer dreieckigen Ebene, die einen Flächenraum von zwei Meilen fast in gerader Richtung von Süden nach Norden einnimmt und in ein nur wenig erhabenes Vorgebirg ausläuft; unmittelbar unterhalb desselben dehnt sich die Stadt in einer Länge von drei viertel Meilen und in einer Breite von 150 Toisen aus. Die nördliche Seite des Triangels ist eine und die südliche drei viertel Meilen lang; beide werden vom Meer begränzt. Am Vorgebirge, auf dessen nördlicher Seite der Ankerplatz ist, liegt Mariana, ein Flecken, wo die Schiffe aus- und einladen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Den vom Major Burney der Gesellschaft des Land- und Gartenbaues von Bengalen übersendeten Berichten zufolge bauen die Birmanen fast in allen Theilen ihres Landes Baumwolle. Die größte Quantität derselben aber wird in dem zwischen Awa und Prome gelegenen Landstrich erzielt. Man baut sie nicht nach dem Reiß, sondern auf eigens dazu bestellten Feldern. Die Aussaat findet ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Reiß statt, nämlich im Beginne der Regenzeit, d. h. im April oder Mai, und die Erndte geht im Oktober oder November vor sich. Man säet in handvollweisen Würfen, nachdem man den Samen zuerst sorgfältig gewaschen hat, und das Feld wird dreimal gejätet, bevor die Pflanze die Höhe von drei Fuß erreicht hat. Manchmal macht man auch noch eine zweite Erndte im Februar oder März, die jedoch schlecht ist. Oefters säet man mit der Baumwolle Brindschals und andere Küchengewächse, deren Same unter die Baumwollenkörner gemischt wird. Die Birmanen kennen nur die einjährige Baumwollenstaude. Die rothe Baumwolle, oder Uani, aus der der Nankin verfertigt wird, wird oft mit der weißen auf demselben Felde gebaut, und man sorgt nicht dafür, beide Pflanzen von einander zu sondern. Die Birmanen bereiten aus der rothen Baumwolle auch eine Art Kattun, aus der ihre Weiber sich Kamisole verfertigen; sie braucht selten gewaschen zu werden, was ihr in den Augen der Birmanen einen großen Werth gibt. Die Naye-lat oder Khans des Mittellandes, das zwischen dem eigentlichen Awa und den Ufern des Sanlun liegt, bauen hauptsächlich die Baumwolle zum Nankin, und weben daraus einen Kattun, Phayenni genannt, den sie alljährlich, in Stücken von 60 Ellen Länge und 1½ Elle Breite nach Awa zum Verkaufe bringen. Jedes Stück kostet 7 Tikals (ungefähr 28 Fr.) Um die Baumwolle von den Körnern zu reinigen, bedienen sich die Birmanen derselben Maschinen, wie die Siamesen, Kayalt genannt; sie besteht aus zwei sehr nahe aneinanderlaufenden Cylindern, die in entgegengesetzter Richtung mit einer Handhabe in Bewegung gesetzt werden. Eine Person kann 10 Wiß oder 56 Pfund des Tags säubern. Der Preis der Baumwolle wechselt zwischen 10 und 15 Tikals für die rohe und zwischen 30 und 50 für die ausgekörnte. Die Baumwolle von Tenasserim oder der Provinz Martaban scheint dem Major Burney mehr Absatz zu haben, als die von Awa. Die Karians bauen die Baumwolle in der Provinz Mulmein, und säen sie stets in Alluvialland, am Ufer der Flüsse, oder auf Inseln, die während der Hochwasser überschwemmt werden.

In der Menagerie Atkins in London zog vorzüglich eine sechsjährige Tigerin von außerordentlicher Schönheit die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich; allein dieses herrliche Thier litt schon vierzehn Tage an einer Lungenentzündung und Atkins hatte das Uebel so sehr überhand nehmen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil die Kranke durch einige schreckbare Zeichen ihren Widerwillen gegen alles antiphlogistische Heilverfahren, namentlich gegen eine Aderlässe, zu erkennen gegeben hatte. Atkins suchte ihr dadurch einiges Blut zu entziehen, daß er ihr gelegentlich ein Stück am Ende ihres Schweifes abhackte; allein Dieß hob die Entzündung nicht, und es ward mit jeder Stunde sichtbarer, daß nur eine tüchtige Blutentleerung das Thier retten könne. Wirklich fand sich auch ein Wundarzt, der sich bereitwillig zeigte, die Operation, die leicht für ihn selbst eine Aderlässe hätte werden können, vorzunehmen. Auf seinen Rath wurde aus zwei starken Seilen eine Schlinge gemacht und dieselbe mitteist eines Stabes über den einen Fuß der Tigerin gestreift, um daran das Bein durch das Gitter so weit herauszuziehen, daß man eine Ader schlagen konnte. Drei Männer wurden angestellt, das angebundene Bein herauszuziehen. Nun aber erwachte die ganze Wuth der Tigerin, und obgleich krank, sprang sie doch so furchtbar umher, daß sie eines der Seile an sich riß und mit Einem Biß entzweibrach. Allein das andere Seil hielt, und das Bein wurde bis zur Schulter herausgezogen und die Aderlässe vorgenommen. Leider kam die Hülfe zu spät, und die Tigerin starb einige Tage darnach.

Eine Miß J. Wrig, die sich „Femme de lettres“ nennt, hat in den Vereinigten Staaten Vorlesungen gegen die Ehe begonnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 264. 20 September 1832.

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

Der Name Tekumseh ist den Amerikanern unserer Tage eben so bekannt als der König Phillipps (s. Ausland Nr. 36 d. J.) es vor anderthalbhundert Jahren war, obgleich ersterer bei weitem nicht den Ruf wie jener Häuptling der Pokanokets erlangte. Aber als Philipp den Versuch machte, die europäischen Ansiedler zu vernichten, oder mindestens auf einen bestimmten Raum zu beschränken, da war noch Aussicht auf einen möglichen Erfolg vorhanden, während Tekumseh's Anstrengungen völlig hoffnungslos waren; man fürchtete ihn zu wenig, um ihn gehörig zu achten.

Tekumseh gehört zu dem Kiskopoke-Stamm der Shawani's, *) einer Nation, welche als muthig, hochgesinnt und männlich geschildert wird. Sie kam, wie der Name andeutet, aus dem Süden, und die ältesten Leute aus dem Mohikan Stamme, ihren älteren Brüdern, sagten aus, sie hätten in der Nachbarschaft von Savannah in Georgien und in den Floridas gewohnt. Sie waren ein unruhiges Volk, das mit seinen Nachbarn, den Tschirokesen, Taschtaws, Krihks, Yamaßis und andern mächtigen Stämmen in ewigem Kampfe lag, so daß diese endlich ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen, um dieselben aus dem Lande zu vertreiben. Aber die Shawanis waren zu klug, als daß sie sich mit einem solchen Feinde in einen Kampf eingelassen hätten, und sie ergriffen den verständigen Ausweg, ihre Feinde um Erlaubniß zu bitten, ruhig das Land zu verlassen, und nordwärts zu ziehen. Dieß ward ihnen gewährt, ihre Hauptmasse ließ sich am Ohio nieder, einige weiter oben, wo die Franzosen nachher das Fort Duquesne, jetzt Pittsburg, bauten, andere am Ausfluß des Delaware und bis hinauf, wo jetzt Philadelphia liegt. Auch in ihrem neuen Vaterlande zeigte sich bald ihr kriegerischer Sinn. Die, welche am Ohio blieben, wurden zahlreich und mächtig, und nicht lange dauerte es, so überstiegen sie die Alleghanni-Gebirge, und überfielen eine Niederlassung des Stamms der Delawares, obgleich Dieß Volk ihr Großvater **) war. Mordthaten wurden begangen, Raub wurde weggeführt, und ein Krieg erfolgte. Kaum war dieser vorüber, so ließen sie sich in den französischen Krieg ein, welcher im Jahr 1755 gegen die Engländer ausbrach. Als dieser im Jahre 1763 beendigt wurde, und der Stolz des Stammes stieg, durch vermehrte Anzahl, so wie durch ein festes Bündniß mit den Delawares, begannen sie Feindseligkeiten mit den Tschirokesen. Im Laufe des Krieges wurden die Angreifer öfters von den letztern bis in das Gebiet der Delawares verfolgt, und so auch diese Nation aufgereizt. Eine solche Vereinigung von Streitkräften neben der schon bestehenden Feindschaft mit den 5 Nationen war zu viel für die Tschirokesen, und im Jahre 1768 baten sie um Frieden und erhielten ihn. Die Shawanis blieben nun hauptsächlich durch den Einfluß der Delawares ungewöhnlich lange, nämlich 6 Jahre, ruhig, wo sie dann in einen Krieg mit Virginien, welches damals auch Kentucky umfaßte, verwickelt wurden. Die Ermordung einiger Verwandten Logans, eines tapfern Kriegers, durch die Weißen war die Veranlassung. Das Niederbrennen einiger Dorfschaften hatte sie kaum zu einer Art von Waffenstillstand mit diesem neuen Feind bewogen, als der Revolutionskrieg ausbrach, in welchem sie sich mit den Engländern vereinigten, und trotz des Friedens von 1783 die Feindseligkeiten fortsetzten bis ins Jahr 1795, wo General Wayne sie entscheidend schlug und zum Frieden nöthigte. Es ist allgemein anerkannt worden, daß ihrem Ruf als Krieger während des langen Kampfes kein Eintrag geschehen, sie galten für die wildesten und furchtbarsten Feinde der Amerikaner.

Ein Vorfall, welcher sich im Jahre 1775 ereignete, mag einiges Licht auf ihren Charakter und spätere Ereignisse werfen. In den genannten Jahren besuchte ein berühmter Missionär, Namens Zeisberger, eine ihrer Niederlassungen in der Hoffnung, eine Mission unter ihnen errichten zu können. In einem der Dörfer traf er mit dem Oberhaupte des Stamms zusammen; dieser gab ihm die Hand und sagte: „Heute hat der große Geist befohlen, daß wir einander sehen, und von Angesicht zu Angesicht sprechen sollen.“ Sodann ging er in eine lange Darstellung der Künste der Weißen ein, beschrieb ihre Art die Indianer zu betrügen, und erklärte end-

*) Shawani heißt die Südlichen.

**) Ein Titel, welchen ungefähr 40 andere Stämme jenem alten Volk gaben; die Mohikans heißen der ältere Bruder, weil ihre Trennung vom Urstamme eine der ältesten ist, welche die Sage kennt. Nach demselben Grundsatze geben die Delawares den Wyandots den Titel Oheim und erkannten dadurch deren Alter vor allen andern Stämmen an, da sie durch die Vermittlung der Mohikans bei ihrer Ankunft in diesem Lande Friede und Schutz von ihnen begehrt hatten.

lich, sie seyen alle gleich — alle Heuchler und Schurken. Der Missionär wollte auf diese Beschuldigung etwas antworten, der Häuptling zeigte sich aber dermaßen gegen die Weißen erbittert, daß Bruder Zeisbergers Ermahnungen gar schlechten Eindruck auf ihn machten; doch gab er endlich dem Prediger Erlaubniß, die andern Orte der Shawanis zu besuchen, sagte ihm aber zum Trost beim Abschiede, „er könne sich darauf verlassen, daß er bald genug erschlagen werden würde.“

Wahrscheinlich war es im Jahre 1780, als die amerikanischen Truppen die Shawanis vom westlichen Ufer des Scioto verjagten, und ihre Dörfer hinter ihnen niederbrannten, daß der junge Held, welcher nachher durch seinen Hauch allein die Flamme des Kriegs auf der ganzen Westgränze der Vereinigten Staaten entzündete, unter den Ruinen seines Geburtslandes und dem Morde seiner Bundesgenossen jene Glut des Hasses gegen die Weißen einsog, die seinen ganzen Stamm beseelte, und den Grundton seines Lebens ausmachte.

Es ist ziemlich sicher hergestellt, daß er amUfer des Scioto in der Nähe von Chilicothe geboren wurde. Sein Vater war ein berühmter Krieger und fiel in der Schlacht bei Kenawa, als Tekumseh noch ein Knabe war; seine Mutter war eine Tschirokesin, welche in einem Kriege zwischen dieser Nation und den Shawanis gefangen und nach indianischer Sitte in eine Familie der letztern Nation, welche unter den Miamis am See wohnte, aufgenommen worden war. In vorgerücktem Alter ging sie zu den Tschirokesen zurück und starb bei diesen. Der Totem (Abzeichen) ihres Stammes soll eine Turteltaube, der des Vaters ein Tiger gewesen seyn. Schon in früher Jugend gab Tekumseh den eigenen Geist kund, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete: er war stolz auf seine Mäßigkeit und Wahrheitsliebe, behauptete einen ungewöhnlichen Ruf von Redlichkeit, und was unter seinen Landsleuten noch seltener ist, gab sich niemals Ausschweifungen im Essen und Trinken hin, heirathete erst lange nach der gewöhnlichen Periode, und als endlich seine Freunde in ihn drangen, verband er sich mit einer alten Frau, welche wahrscheinlich nicht die liebenswürdigste war, welche ihm aber nichts destoweniger ein Kind, seine einzige Nachkommenschaft, gebar.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

5. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Florenz hat ein literarisches Journal, die „Antologia,“ die so viel leistet, als unter den obwaltenden Verhältnissen sich erwarten läßt. Der Herausgeber desselben, Hr. Vieusseux, hatte mit großen Schwierigkeiten und vorzüglich mit der Arbeitsscheue des Landes zu kämpfen. Die Anatologia würde zuverlässig gewinnen, wenn die ausgezeichneten Männer des Landes thätiger mitwirkten; indeß hat Vieusseux doch einige tüchtige Mitarbeiter in Gazzeri, Montani, Forti u. s. w. gewonnen. Florenz verdankt Vieusseux auch ein sehr nützliches literarisches Institut, wo die vorzüglichsten ausländischen Zeitungen und Schriften zu finden sind. Ferner gibt er auch ein Journal für die Landwirthschaft heraus, das nützliche Kenntnisse auf dem Lande zu verbreiten bestimmt ist. Im Interesse der Volksbildung wäre es wünschenswerth, wenn dergleichen Unternehmungen eine bessere Unterstützung fänden.

Toscana, das kaum 1,200,000 Einwohner zählt, hat zwei vollständige Hochschulen zu Pisa und Sienna, und eine halbe Universität zu Florenz, was in einem Staate von so beschränkten Hülfsquellen der vollen Entwicklung dieser Institute mehr hinderlich als förderlich wird. Es ist eine Unmöglichkeit, in Toscana selbst so viele ausgezeichnete Männer zu finden, als zur Besetzung von so vielerlei Lehrstühlen nothwendig sind; und außerdem ist der Gehalt der Professoren viel zu gering, um ausländische Gelehrte berufen zu können. Eine einzige Universität zu Florenz würde hinreichend für Toscana genügen, ihre Lehrstühle würden von den ausgezeichnetsten Eingebornen zweckmäßig besetzt werden können, und die Museen und Bibliotheken der Hauptstadt große Hülfsmittel an die Hand geben. Das gewöhnliche Vorurtheil gegen Universitäten in großen Städten ist durch die Anstalten dieser Art in Paris, London, Berlin, München u. s. w. hinlänglich widerlegt worden. Ueberdieß hat Toscana in den letztverflossenen Jahren mehrere Professoren von großem Verdienste durch den Tod verloren. So wurde die Universität zu Pisa des berühmtesten italienischen Chirurgen, Vacca, beraubt. Sienna verlor Mascagni, der sich durch seine Entdeckungen im Systeme der lymphatischen Gefäße einen Namen erwarb, und Valeri, einen ausgezeichneten Publizisten. Diesen sehr fühlbaren Verlusten muß auch der des Naturforschers Radell beigezählt werden, der die entlegensten Länder der beiden Kontinente mit seltenem Talente und unermüdlichem Eifer bereiste.

Der kleine Staat von Lucca, der zwar als solcher von Toscana getrennt ist, bildet jedoch in literarischem Betrachte eine von dem Großherzogthum abhängige Provinz. Ungeachtet seines geringen Umfanges hat Lucca doch zu allen Zeiten ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Unter den noch lebenden erwähnen wir hier Lucchesini (Bruder des berühmten Diplomaten dieses Namens), ein gelehrter Hellenist, dem man die Uebersetzung des Pindars und gelehrte Untersuchungen über das ursprüngliche griechische Alphabet verdankt; Papi, Verfasser einer Reise nach Ostindien, der in der neuesten Zeit eine „Geschichte der französischen Revolution“ herausgab. Giorgini und Franchini machten sich durch verschiedene mathematische Arbeiten bekannt und Volpi, Massarosa, Cotenna u. a. m. widmen sich mit Eifer und Talent der Pflege einzelner Zweige der schönen Literatur und der Wissenschaften.

Die Staaten von Parma und Modena, obgleich ohne die Hülfsmittel, deren Toscana sich erfreut, sahen aus ihrem Schoße doch eine große Anzahl Männer erstehen, die sich in den Wissenschaften einen dauernden Namen erworben haben. Leider werden wir aber in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, mehr von Gelehrten sprechen müssen, die auf fremdem Boden in Verbannung leben, als von solchen, die noch in ihrem Vaterlande zurückbleiben durften. Wie schon erwähnt, zogen sich Romagnosi und Rasori nach Mailand zurück, und Nobili und Amici befinden sich zu Florenz. Aber noch eine Menge anderer gelehrter Männer mußten in Folge der neuern Ereignisse Parma und Modena verlassen.

An der Spitze der Literatoren Parma's muß **Pietro Giordani** genannt werden, der unbestritten der klassische Schriftsteller Italiens ist. Giordani wurde im verflossenen Jahrhunderte zu Piacenza geboren und während der französischen Herrschaft in Italien zum Sekretär der Akademie der schönen Künste in Bologna ernannt. Nach dem Sturze Napoleons und der Rückkehr des Papstes Pius VII in seine Staaten war Giordani der einzige Italiener, der damals die unberechenbaren Uebel vorauszusagen wagte, die über die Romagna hereinbrechen würden, wenn in der Verwaltung dieser Provinzen keine Verbesserung erfolgte. In einer Rede, die er in Gegenwart des Kardinallegaten hielt und die in der Geschichte Italiens als unvergängliches Denkmal der Beredsamkeit und des Bürgermuthes bleiben wird, sprach es Giordani unumwunden aus, daß die Zeit fortgeschritten sey und daß es fortan eine Unmöglichkeit sey, die Legationen mit den alten Formeln der apostolischen Kammer zu beherrschen. Der Legat beantwortete die Freimüthigkeit Giordano's, indem er ihn seiner Stelle entsetzte. Giordani schwieg und läßt nun, fünfzehn Jahre später, die Ereignisse für sich sprechen. Er flüchtete sich nach Mailand, wo er, wie schon früher erwähnt wurde, einer der ausgezeichnetsten Herausgeber der „Biblioteca italiana“ war. Gezwungen, auch die Lombardei zu verlassen, wechselte er verschiedene Male seinen Aufenthalt, und lebt gegenwärtig zu Parma. Giordani schrieb nie ein Werk von größerem Umfange, allein die Schönheit seines Styles und die außerordentliche Reinheit seiner Diction erwarben ihm einen so großen Ruf, daß das geringste Produkt seiner Feder, wie der kleinste Journalartikel u. s. w. in Italien wie ein neues Ereigniß in der vaterländischen Literatur angesehen zu werden pflegt. Ein Mann von erstaunlich umfassendem Wissen und ein tief gelehrter Hellenist, hat er in der Kenntniß der italienischen Literatur fast nicht seinesgleichen und trug mächtig dazu bei, die Reinheit der Sprache Dante's wieder zu Ehren zu bringen.

Zu Parma befinden sich zwei andre Gelehrte, die sich viel mit italienischer Philologie beschäftigten: **Colombo**, der eine Menge wichtiger Bemerkungen über die alten Schriftsteller herausgab und Pezzana, der mehrere Bände der „Denkschriften über parmesanische Schriftsteller“ schrieb, die eine Fortsetzung der Sammlung des berühmten Paters Affo zu bilden bestimmt waren. Die Bibliographie, die an sich ein sehr unfruchtbares Studium ist, wird zu einer wichtigen Wissenschaft, wenn sie auf Biographie, Geschichte und Herausgabe noch unbekannt gebliebener Schriften angewendet wird. Italien besaß zu gleicher Zeit drei Bibliographen ersten Ranges: **Morelli** zu Venedig, **Audiffredi** zu Rom und **Affo** zu Parma, die alle drei mit einer großen Kenntniß der alten und neuen Sprachen und einer fast universellen Gelehrsamkeit ausgerüstet, unschätzbare Arbeiten über die Geschichte der italienischen Literatur zu Tage förderten. Diese unermüdlichen Männer bildeten um sich her eine Schule. **Manzi** zu Rom, **Gamba** zu Venedig und **Pezzana** zu Parma sind ihre würdigen Nachfolger, und haben das Erbe ihrer Vorgänger treulich gewahrt. Die Gelehrten Italiens versprechen sich, daß Pezzana insbesondere, der schon mehrere sehr interessante und noch nicht herausgegebene Schriften ans Licht zog, die originellen Briefe Castelli's, Borelli's, Cavalieri's und anderer berühmter Männer des siebzehnten Jahrhunderts, die in der öffentlichen Bibliothek zu Parma ihrer Auferstehung entgegen harren, durch den Druck bekannt machen werde.

(Schluß folgt.)

Tripolis.

(Schluß.)

Tripolis (drei Städte) hat seinen Namen von drei Kolonien, eine von Tyrus, die andere von Sidon und die dritte von Aradus, die sich am Vorgebirge und auf dem bereits erwähnten Triangel niederließen. „Sehr wahrscheinlich, sagt Maundrell, wurde dieser Name ursprünglich drei verschiedenen, neben einander liegenden und vielleicht sogar mit einander verbundenen Städten, nicht aber einer einzigen beigelegt. Alten Nachrichten zufolge waren diese drei Städte jede 125 Schritte von einander entfernt; allein es ist Grund für die Vermuthung vorhanden, daß sie sich später durch den Anbau von Vorstädten verschmolzen. Noch jetzt unterscheidet man zwei verschiedene Städte. Die Seeseite, die den äußersten Winkel des Vorgebirges einnimmt, macht eine Stadt für sich aus und steht auf der Stelle, wo sie gegründet wurde. Tüchtige Gräben, nebst einer einfachen Mauer, quer über das Vorgebirg, von der man noch Spuren sieht, genügten zu ihrer Befestigung; sie hatte eine Dicke von 15 Fuß und scheint bei einer Belagerung umgestürzt worden zu seyn. Bei Nachgrabungen in dieser Richtung fand man Grundlagen von Mauern und Häusern, und die auf diese Weise gewonnenen Steine wurden zum Wiederaufbau von El Mina verwendet. Was die dritte Stadt betrifft, so läßt sich vermuthen, daß sie entweder auf der südlichen Seite der Ebene,*) wo Volney bedeutende Minen sah, oder höher gegen das Gebirge hin lag: wahrscheinlicher aber ist, daß man die höhere, jetzt von dem Derwischkloster eingenommene Lage vorzog.

Burckhardt schätzte die Einwohnerzahl von Tripolis im Jahre 1812 auf 15,000 Seelen, von denen ein Drittheil aus griechischen Katholiken besteht, deren geistliche Angelegenheiten von einem Bischof geleitet werden. Diese Griechen sind, wie man ihm sagte, durch einen Ferman des Großherrn ermächtigt, jedem Glaubensabtrünnigen den Zutritt und Aufenthalt in der Stadt zu verwehren. Diese Angabe ist vielleicht nicht ganz richtig; allein so viel ist gewiß, daß ein solcher, wenn man ihn entdeckt, sogleich in Ketten gelegt und mißhandelt wird, was unglaublich schiene, wäre nicht der Fanatismus der orientalischen Christen bekannt. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude gibt es nicht; der Khan der Seifensieder ist groß, ziemlich gut gebaut und in der Mitte mit einem Wasserbehälter versehen.**) Viele schöne Granitsäulen und geschmackvoll gearbeitete Kapitäle von weißem Marmor, die am Strand, im Meer und in den benachbarten Gärten zerstreut liegen, verkünden gewissermaßen die alte Pracht der Stadt; allein das wichtigste Denkmal ihrer vormaligen Größe sind die Ruinen eines prächtigen Theaters am nördlichen Thore. Die Türken, die bekanntlich nicht stark in der Alterthumskunde sind, behaupten mit asiatischer Uebertreibung, es sey vor Zeiten ein Schloß von so ungeheurer Höhe gewesen, daß, stünde es noch unverletzt, ein Reiter bei Aufgang der Sonne eine ganze Stunde weit in seinem Schatten reiten könnte. Die Trümmer dieser modernen Babel sind jetzt nur noch zwanzig Fuß hoch; die Türken haben große Theile mit Pulver gesprengt und sich so, wie man sagt, die

*) Auf der südlichen Seite der Ebene befindet sich ein Strand, wo der Sand an einigen Stellen zu Fels versteinert ist, und in vielen dieser Felsen sieht man große Cisternen. Im Hintergrunde der Bai entspringt eine Quelle von süßem Wasser, und daneben erheben sich Dünen von Flugsand, den die Westwinde vom Meeresstrand hier aufhäufen. (Burckhardt.)

**) Zur Zeit des Pococke gab es fünf oder sechs Moscheen mit viereckigen Thürmen in Tripolis, die ehemals zum christlichen Gottesdienste verwendet wurden. Die merkwürdigste unter ihnen, mit achteckigem Thurm, war dem heil. Johannes dem Täufer geweiht. Die Griechen hatten eine schöne Kathedrale und die Maroniten eine Kirche; auch sah er Klöster der Jesuiten, Karmeliter und der Mönche vom heil. Grabe; überdieß, fügt er bei, scheinen mehrere Bazars ehemals Klöster oder andere kirchliche Gebäude gewesen zu seyn.“

große Menge von Marmor verschafft, womit ihre Bäder und ihre Moschee geziert sind. Was noch von den Ruinen vorhanden ist, beschreibt einen Halbzirkel, der von einer Ecke zur andern ungefähr dreihundert Fuß mißt. In diesem Halbzirkel befanden sich siebzehn Oeffnungen oder Fenster, fast auf gleicher Höhe mit dem Boden, zwischen denen sich auf hohen Fußgestellen dicke Pfeiler als Strebepfeiler gegen die Mauer erheben, um dem Gebäude größere Dauer zu geben; jetzt sind sie fast ganz zertrümmert. Im Innern dehnte sich ein weiter Raum aus, dessen Flächeninhalt sich, der Häuser wegen, welche die Türken hinein gebaut haben, nicht genau angeben läßt. Die für die Zuschauer bestimmten Stufenbänke an der östlichen Seite sind, so wie die unter den Bänken rings um das Theater laufenden Keller oder Gewölbe noch gut erhalten. Die äußere Mauer, die bei zwölf Fuß dick ist, besteht ganz aus großen, starken Steinmassen, und es bedurfte allerdings einer so herkulischen Bauart, um dem Zahn der Zeit und den Plünderungen der Türken zu trotzen.

Von Dschebill aus, wo hauptsächlich Baumwolle gebaut wird, führt der Weg in nördlicher Richtung nach Latakieh, dem alten Laodicea ad mare, eine Tagreise von Nahr-el-Melek. Die neue Stadt liegt nordwestlich vom Kap Ziarel, eine hohe Erdzunge, die sich eine viertel Stunde weit ins Meer erstreckt. Der eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Hafen ist sehr klein, aber besser geschützt, als die übrigen Häfen dieser Küste. Im Jahre 1796 litt Latakieh, wo man herrliche Ruinen findet, sehr durch ein Erdbeben, bei dem eine große Anzahl seiner Bewohner umkam und seit jenem Unglück hat diese Stadt bedeutend an ihrer Wichtigkeit verloren. Nach Volney und Burckhardt wäre Latakieh die Gränze des Paschaliks Tripolis; Maundrell hingegen behauptet, es erstrecke sich noch zwei Tagreisen weiter auf der Straße von Aleppo bis zu einem waldigen, gebirgigen Kanton, der durch das Thal Bedome von den Bergen getrennt wird, die den Orontes östlich von Schogger beherrschen. Verfolgt man diesen Weg, so kommt man zuerst nach Scholfatia, einem ärmlichen Dorf an einem Waldstrom, der im Sommer austrocknet, zur Regenzeit aber zuweilen so stark anschwillt, daß man ihn nicht passiren kann; vier Stunden weiter ist Bellulka, die Residenz eines Aga und zum Theil von Maroniten bewohnt; eine Viertelmeile weiter, links an der Straße, liegt Elte-Galle, ganz von Maroniten bewohnt; drei Stunden von da Kaphar-Krusia, und endlich noch eine Stunde weiter Hadschar-el-Sultaneh (der Stein des Sultans); um nach dem nordöstlich gelegenen Schogger zu kommen, bedarf es noch einer ganzen Tagreise.

Einige Meilen über Hadschar-el Sultaneh hinaus stößt man in einem Thal auf eine seltsame Spalte im Boden, die außerordentlich tief, aber so schmal ist, daß man sie nicht eher gewahrt, als bis man fast an ihrem Rande steht, obschon bereits in weiter Entfernung die Aufmerksamkeit durch das Geräusch eines Waldstromes erregt wird, der sich von der Höhe herab in diese Oeffnung stürzt. „Wir schätzten ihre Tiefe, sagt Maundrell, auf wenigstens 90 Fuß; sie ist indeß so schmal, daß ein Steg von zwölf Fuß Länge hinreicht, um sie zu überschreiten. Ein Fels von fester Steinart, mit senkrechter Wand, bildet die Seiten dieses Abgrundes; gegen die Tiefe hin scheint er aber, von dem beständig herabstürzenden Wasser ausgehöhlt, eine wellenförmige Gestalt angenommen zu haben.

Von Schogger, einem großen, sehr unsauberen Nest am Orontes, braucht man noch eine ganze Tagereise, um das Dorf Kestin zu erreichen, von wo aus man in 6 bis 7 Stunden nach Aleppo kommen kann.

Es gibt einen andern Weg, der von Tripolis aus durch das Thal des Orontes nach Homs und Hamah führt, und den Burckhardt auf seiner Reise von Aleppo nach Damas einschlug. Diese Straße wendet sich östlich jenseits des Nahr-el-Kebir und führt längs dem Fuß der unter dem Namen Dschebel-Schara bekannten Gebirge, der niedrigsten und nördlichsten Verlängerung des Libanon, in eine weite Ebene, die im Westen nach dem Meere hin offen, im Norden aber von den Gebirgen von Tortose und im Osten von den Anzairis begränzt ist. Diese letztere Gebirgskette erstreckt sich, nach Volney, vom Nahr-el-Kebir bis nach Antiochien und ist noch wenig bekannt. Der gelehrte Reisende bemerkt noch, daß die Pascha's von Tripolis oft versuchten, die Anzairis und die Maroniten unter ihre Herrschaft zu bringen; daß es diesen aber immer gelang, die Türken von ihrem Gebiete abzuhalten, oder sie doch zu hindern, sich auf demselben zu behaupten, und daß diese sich mit einem geringen Tribut begnügen müssen, dessen Erhebung noch dazu einem oder mehreren Häuptlingen dieser unbezwinglichen Stämme überlassen ist.

Die englischen Journale enthalten den Eid, welchen die Weißfüße und Ribbonmen in Ireland leisten: derselbe ward der Committee des Unterhauses, welche den Zustand Irelands zu untersuchen hatte, mitgetheilt, und wir geben ihn hier in Uebersetzung, obwohl dadurch der eigenthümliche Charakterzug derselben, nämlich die irischen Provinzialismen und die seltsame Schreibart verloren gehen. I. Eid der Weißfüße: 1) Ich schwöre feierlich dieser neuen Ribbonakte treu und gehorsam zu seyn. 2) Ich schwöre, ich will nach meinen besten Kräften Könige, Königinnen und Prinzen, Herzoge, Grafen, Lords und alle solche mit Landraub und Ketzerei *) niedermachen. 3) Ich schwöre, daß ich niemals Mitleiden haben will mit dem Aechzen und Stöhnen der Sterbenden, von der Wiege bis zur Krücke (from the Cardell to the Crutch), und daß ich knietief im Blute der Oranienmänner waten will. 4) Ich schwöre, daß ich mir meinen rechten Arm abhauen lassen will, ehe ich einen Bruder, den ich als solchen kenne, beraube, verrathe oder in einem Gerichtshof verfolge. 5) Ich schwöre, ich will 10 Meilen zu Fuß und 15 Meilen zu Pferde machen, 5 Minuten nachdem man mich dazu aufgefordert hat. 6) Ich schwöre Geld geben zu wollen, um Feuerwaffen, Munition u. dgl., so wie alle andern Waffen, deren man bedarf, anzukaufen und auszubessern. 7) Ich schwöre, niemals den Namen des Mannes, der mich zum Ribbonman oder Weißfuß machte, oder deren, die dabei anwesend waren, irgend Jemand unter dem Himmelsgewölbe, auch nicht einem Priester, Bischof oder sonst Jemand in der Kirche zu nennen. 8) Ich schwöre, daß ich nicht dabei seyn will, wenn man einem Weißfuß oder Ribbonman Hölle oder Vernichtung zutrinkt (to hear hell or confusion drank to a whitefoot), ohne mich zu widersetzen oder die Gesellschaft zu verlassen. 9) Ich schwöre keinem Räuber Gesellschaft zu leisten, noch ihn zu beherbergen, es sey denn um Feuerwaffen. 10) Ich schwöre in keinem unerlaubten Verhältniß zu stehen mit eines Bruders Weib oder Schwester, wenn ich sie als solche kenne. 11) Ich schwöre, ich will nicht einen zweiten Rock oder zweiten Schilling behalten, wenn ein Bruder, den ich als solchen kenne, dessen bedarf. 12) Ich schwöre nicht anwesend seyn zu wollen, wenn einer zum Ribbonman oder Weißfuß gemacht wird, außer auf besondern Befehl unsers Hauptmanns. In Befolgung dieser geistlichen Verbindlichkeit helfe mir Gott. — Nachstehendes ist der Eid der Ribbonman's: Hier in Gegenwart Gottes und des Zeichens des Kreuzes versichere ich und schwöre auf Eid und mit Gefahr meines Lebens allen Befehlen und Anordnungen, die unter dem Herzog von Ostridge und unsrer Committee gemacht wurden, treu zu seyn. Dieser Anordnung sind 14, die mit Ausnahme der noch unbekannten zehnten nur dem Inhalte nach angegeben sind, und da sie fast durchaus mit dem obigen Eide der Weißfüße übereinstimmen, so heben wir nur die bemerkenswerthen Punkte aus: 2) Ich schwöre nie Einen zum Ribbonman zu machen ohne Einwilligung von sieben und Anwesenheit von drei Brüdern. 11) Nie Einen zum Ribbonman zu machen ohne Einwilligung dessen, von dem man selbst zum Ribbonman gemacht wurde. 14) Parole: Was bedeuten die drei L. L. L.? Antwort: Louth, Longford und Limerick. In einem frühern Eide mußte der Ribbonman versprechen, nur durch Noth gezwungen im königlichen Heere Dienste zu nehmen; ferner sollte der, der seinem Eid entgegenhandelt, möglichst bald auf die Seite geschafft werden.

---

*) And all such with Land Jobin and herrisy. Jobin, statt jobbing. Dieser Ausdruck ist einer der bezeichnendsten. Landraub drückt es nur halb aus; es bedeutet eigentlich den, der halb durch Gewalt, halb durch List und durch die Ungerechtigkeit der Gesetze dem wahren Eigenthümer sein Gut entrissen hat. Die Irländer gedenken eben so, wie die nach Afrika verwiesenen Mauren, noch recht wohl der ihnen seit mehreren Jahrhunderten entrissenen Güter.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 265. 21 September 1832.

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu vermuthen, daß die Geschichte bemerkenswerthe Thaten des jungen Kriegers in seinen ersten Schlachten aufbewahrt haben sollte: Die Shawanis erzählen, daß er in einer Schlacht mit den Truppen von Kentucky am Ufer des Mad River zum erstenmal auftrat, in der Hitze des Kampfes aber mit einem Mal rechts um kehrt euch machte, und sich in möglichster Eile vom Schlachtfelde entfernte, während sein Bruder mit den andern Indianern Stand hielt, und focht, bis er verwundet und weggebracht wurde. Es ist Dieß bekanntlich nicht das erste Beispiel, daß es einem zum Feldherrn geborenen Manne an Muth fehlte. Jener thierische Muth mangelt hie und da jenen regsamen Geistern, bis die Stärke der Seele allmählich die Schwächen des Körpers überwindet. Zur Zeit seiner ersten Schlacht war übrigens Tekumseh noch sehr jung, später sah man ihn niemals weichen, und schon vor dem Frieden von 1795, wo er wahrscheinlich erst 25 Jahre alt war, soll er sich so sehr ausgezeichnet haben, daß er für einen der kühnsten indianischen Krieger galt. Keiner war so fortwährend mit jenen schrecklichen Einfällen beschäftigt, wodurch die ersten Ansiedler von Kentucky so furchtbar litten, und wenige konnten sich rühmen, so viele Leute auf dem Ohio aufgefangen, so viele Häuser auf dem civilisirten Ufer geplündert zu haben. Er wurde oft verfolgt, nie erreicht; wenn der Feind in sein eigenes Land einrückte, so zog er sich an die Ufer des Wabash zurück, bis der Sturm vorüber war, und gerade, wenn die Ansiedler das Schwert bei Seite gelegt hatten, um Axt und Pflug schon wieder zu ergreifen, so überfiel er sie abermals. Es ist ein merkwürdiges Zeichen seiner Gesinnung, daß er von der Beute, welche bei der Menge seiner Züge sehr beträchtlich seyn mußte, selten etwas für sich behielt. Seine herrschende Leidenschaft war der Ruhm, wie Beute die seiner Anhänger, und so war die Theilung zur Zufriedenheit beider Theile stets schnell gemacht. Spätern Gelegenheiten, an die man jetzt noch im Traume nicht dachte, blieb der Beweis aufbehalten, daß sein Temperament, wie seine Geistesanlagen mehr zur Leitung von Schlachten als zum Gewühl eines kleinen Gefechtes sich eigneten.

Wir sind nun an eine Periode seines Lebens gekommen, wo es nöthig wird, seine Geschichte mit der seines Bruders, des berühmten Propheten Elskwatawa *) zu verbinden. Zwischen ihm und Tekumseh war vermuthlich schon seit früher Zeit ein Einverständniß über den großen Plan, welchen sie nachher gemeinschaftlich mit einander auszuführen strebten, nämlich den, alle westlichen Stämme zu einem Kriege gegen die Amerikaner zu vereinigen. Welchem von beiden dieser Gedanke ursprünglich gebührt, kann natürlich nicht mit Sicherheit ermittelt werden; die Wahrscheinlichkeit spricht für den hohen Geist Tekumseh's, jedenfalls aber war der Prophet viele Jahre lang seines Bruders engster Vertrauter, oft sein Rathgeber.

Das Auftreten von Propheten ist unter den Indianern nichts seltenes; indeß so groß ihr Aberglaube ist, so sehr eine kindische Furcht vor einer unbekannten verborgenen Macht sie beherrscht, so machen doch bei weitem nicht Alle, welche als Propheten auftreten, ihr Glück; einige werden troß aller Mühe, die sie sich geben, verlacht, einige erhalten nur auf kurze Zeit Glauben. Elskwatawa hingegen dehnte seinen Ruf von Stamm zu Stamm über den ganzen Westen troß aller Hindernisse aus, welche er im Laufe seiner Bemühungen fand. Man hat in Amerika mehrfach die Frage aufgeworfen, ob er ein Betrüger gewesen oder sich selbst getäuscht habe, und hat sich für das erstere entschieden, wegen der ungemeinen Fähigkeit und Schlauheit, welche er unter manchen schwierigen Verhältnissen, selbst im Verkehr mit den Beamten der Vereinigten Staaten entwickelte. Uns scheint jedoch diese Frage ungemein müßig; Elskwatawa zeigte jene seltsame Mischung von Schwärmerei und Schlauheit, die schon so manche Männer seiner Art charakterisirte, welche die Erreichung eines einzigen großen Ziels zum Zweck ihres Lebens machten, und die Masse ihres Volks für Plane benützen mußten, deren Ziel und Umfang ihrem blöden Auge entging. Für die Großartigkeit seiner Gesinnung sprechen die nicht gemeinen Mittel, wodurch er seinen Zweck verfolgte, und das einzige, was ihm fehlte, ist jene stolze Offenheit, jener unbeugsame Heldensinn, welcher seinen Bruder in so hohem Grade auszeichnete. Zuerst erklärte er, in den Sitten des rothen Volks sey eine radi-

*) Dieser Name soll bedeuten „ein Feuer, das von einem Platze zum andern getragen wird;" sein eigentlicher Name war Olliwayshila; wahrscheinlich nahm er jenen an, um den Indianerstämmen bildlich seine Thätigkeit und seine Bestimmung kund zu thun.

kale Reform nothwendig. Dieß bewies er durch eine umständliche Darstellung der Uebel, welche aus der Nachbarschaft der Weißen, aus der Nachahmung ihrer Sitten und Kleidung hervorgingen: aus dem Gebrauche der gebrannten Wasser entsprängen Krankheiten, Krieg und Streit, daher stamme die große Verminderung ihrer Unterhaltsmittel und die Beschränkung ihres Gebiets. Diese Reden wurden gelegentlich kommentirt, besonders aber viele glühende Beschreibungen des langen friedlichen und glücklichen Lebens ihrer Vorväter hinzugefügt. Nun kam es an die Lehren: kein Krieg sollte unter den Stämmen seyn, sie sind Brüder, sie sollten den Gebrauch gebrannter Wasser aufgeben, und statt Leinwand Häute tragen, wie ihre Väter; Stehlen, Zanken und andere neue schlechte Gewohnheiten sollten abgethan seyn. Anordnungen geringerer Wichtigkeit scheint der Prophet nur darum gegeben zu haben, um die Fügsamkeit seiner Anhänger zu erproben, um das forschende Auge der Zweifler irre zu leiten und eine oberflächliche Gleichheit herzustellen, wodurch die ächten Gläubigen leicht unterschieden würden. Ueber die Politik der Hauptsätze kann kein Zweifel bestehen; je strenger sie beobachtet wurden, desto entschiedener mußte die Unabhängigkeit der indianischen Nationen befördert werden, eines Theils, indem man die bisher von den Weißen bezogenen Bedürfnisse entbehren lernte, andern Theils, indem der Verkehr und die Einigkeit der indianischen Stämme unter einander stieg.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Schluß.)

Die Geschichte der Feldzüge der Italiener in Spanien vom Major Vacani hat das Lob aller Kriegsverständigen erworben. Dieß Werk, in strategischer Beziehung sehr interessant, ist von ungemeiner Bedeutung für den Ruhm der italienischen Nation. Es beweist, daß die Italiener, wenn sie nicht an Händen und Füßen geknebelt ihrem Feind überliefert oder durch die auswärtige Politik verrathen werden, den Ruhm ihrer alten Tapferkeit zu behaupten wissen. Die physikalischen Wissenschaften wurden zu Parma mit dem größten Erfolge von dem Professor Melloni betrieben, den die letzten politischen Ereignisse nöthigten Italien zu verlassen. Melloni wurde zuerst durch eine wichtige Arbeit über die Ausdehnung der Dämpfe bekannt. Er verband sich mit Nobili zur Verfertigung des Thermomultiplikators. Die Herren Oersted und Fourier hatten geglaubt, in ihren Untersuchungen über den Thermoelektricismus aufstellen zu können, daß durch Verlängerung der Bahn, welche der elektrische Strom durchlaufen mußte, man stets die allgemeine Wirkung schwäche. Nobili wiederholte ihre Versuche, und fand im Gegentheil, daß man durch Vermehrung der Zahl der Elemente die Wirkung ins Unendliche vermehren könne. Er verfertigte nach diesem Grundsatz ein sehr zartes Instrument, das die Aenderungen der Temperatur durch die Abweichungen der Magnetnadel andeutete. Die Wirkung war unfehlbar, und hatte einen großen Vortheil über die bisher bekannten Thermometer, welche stets eine mehr oder minder beträchtliche Zeit brauchen, um die Aenderungen der Temperatur anzudeuten, und die also von keinem Nutzen waren, sobald es sich um augenblickliche Phänomene handelte, wie z. B. der Kälte, die sich bildet, wenn man in der Luftpumpe eine Leere hervorbringt; diese wird durch das Instrument Nobili's auf eine sehr merkliche Weise angedeutet. Inzwischen hatte Melloni die glückliche Idee, an diesem Instrumente Nobili's einen Reflexionsspiegel anzubringen, wodurch dasselbe so verfeinert wurde, daß seine Wirkung alle Einbildungskraft übersteigt. Bringt man einen neuen Körper bis auf einige Fuß in die Nähe des Instruments, so weicht nicht nur die Nadel um viele Grade ab, sondern das Instrument zeigt auch merkliche Unterschiede der Temperatur an, wenn man es in einen großen Saal bringt, und den Spiegel nach einander auf dessen verschiedene Wände richtet. Melloni und Nobili, beide gezwungen ihr Vaterland zu verlassen, kamen im verflossenen Jahre nach Paris, und machten mit einander mit Hülfe ihrer sinnreichen Methode eine Reihe schöner Versuche über die Wärme. Kürzlich hat Melloni durch eine große Anzahl Beobachtungen eine bemerkenswerthe Eigenschaft der Sonnenwärme entdeckt. Dekomponirt man einen Büschel Sonnenstrahlen durch das Prisma, so zeigt sich die Wärme in jeder Farbe des Prisma's verschieden. Die rothen Strahlen enthalten eine sehr geringe Masse Wärme, die mit der Refraktion steigt, so daß das Maximum der Temperatur in einem dunkeln Streif ist, der jenseits der violetten Strahlen liegt, während rechts und links von diesem Streif Linien von gleichem Wärmegrade liegen, die sich je zwei und zwei entsprechen, aber gleiche Entfernungen behaupten. Nun entdeckte Hr. Melloni die wichtige Eigenschaft, daß wenn man eine durchsichtige Flüssigkeit nach und nach durch diese wärmeleitenden Strahlen laufen läßt, die Verminderung der Temperatur, welche diese Strahlen erleiden, im Verhältnisse zu den Refraktionswinkeln stehen, so daß die Strahlen, welche den rothen Streif begleiten, alle durchgehen, während die an dem letzten dunkeln Streif alle aufgefangen werden.

Unter den Professoren der Universität von Parma muß man besonders Tommasini nennen, der einer der ausgezeichnetsten Verbreiter der Lehre Rasoris war, und indem er sie zuerst zu Bologna, dann zu Parma, wo er jetzt ist, auf dem Katheder auseinandersetzte, viel zu deren Verbreitung unter den jungen Aerzten beitrug.

Obgleich das Herzogthum Modena nur geringe Ausdehnung hat, so erhielt die Wissenschaft daselbst doch einen glücklichen Impuls durch einen besondern Umstand, der eine Art von wissenschaftlichem Mittelpunkt daraus bildete. Im vergangenen Jahrhunderte faßte ein ausgezeichneter Mathematiker der Lombardei, Namens Lorgna, da er sah, daß namentlich der Mangel an einem Mittelpunkte der Entwicklung der Wissenschaft in Italien Eintrag that, die glückliche Idee, eine Gesellschaft aus 40 der ausgezeichnetsten Männer Italiens zu bilden, die durch ein gemeinsames Band unter sich verbunden wären, und mit einem selbst gewählten Präsidenten und Sekretär korrespondirten. Lorgna hinterließ eine beträchtliche Summe zum Druck der Memoiren und für die andern nothwendigen Ausgaben; aber die der Gesellschaft gehörigen Güter lagen bei der Restauration in dem Herzogthume Modena, und der Herzog wollte dieselben nur unter der Bedingung unangetastet

lassen, wenn der Mittelpunkt der „italienischen Gesellschaft" stets zu Modena bliebe. Auf diese Weise verlor die Akademie ihre Unabhängigkeit. Man hat vielleicht mit Unrecht vermuthet, sie sey das Werkzeug einer Faktion geworden, und ihr Ruf sank in der letzten Zeit. Nichtsdestoweniger hat Modena großen Vortheil davon gezogen, und die Wissenschaften wurden daselbst mit Erfolg kultivirt, als die Entfernung von Amici und Nobili ihrem Vaterlande seine schönsten Ansprüche auf Ruhm entriß.

Der Marquis Rangoni, Präsident der „italienischen Gesellschaft," ist ein sehr gelehrter Mann; man verdankt ihm Forschungen über den Probabilitätscalcul und über mehrere literarische Gegenstände. Er ermunterte und unterstützte mit seinem Vermögen eine neue Gesellschaft (die modenesische Akademie), welche interessante Memoiren herausgab. Man verdankt Hrn. Lombardi, dem Sekretär der italienischen Gesellschaft, eine Literärgeschichte Italiens im achtzehnten Jahrhunderte. Dieses sehr nützliche Werk kann als Fortsetzung Tiraboschi's betrachtet werden. Eine besondere Erwähnung verdienen der Versuch über die provençalische Poesie von Hrn. Galvani, und das Museo Lapidario von Hrn. Malmusi.

Die philosophischen und politischen Wissenschaften werden in Modena wenig betrieben, was aber nicht der Fehler der Menschen, sondern der Institutionen ist. Zum Beweise mag Professor Rossi dienen, der zu Massa geboren ist und jetzt in Genf lebt; er besitzt als Historiker und Publizist einen europäischen Ruf. Seine Abhandlung über das Strafrecht hat die Aufmerksamkeit aller Staatsrechtslehrer auf sich gezogen, und die Vorlesungen über Geschichte, welche er jeden Winter zu Genf hält, ziehen eine große Menge Fremde in jene Stadt.

Diese literarische Uebersicht der Herzogthümer Parma und Modena zeigt besser, als Alles was wir über die Lombardei, Piemont und Toscana sagten, die Wahrheit unserer Behauptung, daß in Italien die Talente nicht seltener sind als im übrigen Europa; denn wenn diese zwei kleinen Länder, welche vereinigt kaum 800,000 Einwohner zählen, und wo alle Elemente sich der Entwicklung der Aufklärung widersetzen, unter so ungünstigen Umständen Männer hervorbringen konnten, wie Amici, Giordani, Melloni, Nobili, Rasori, Romagnosi und Rossi, so muß der italienische Boden einen Keim von Geist und Kraft haben, der alle Fesseln durchbricht. Diese beinahe heimliche und ungesetzliche Entwicklung der Talente könnte beweisen, daß es unmöglich ist, den Geist in Italien zu ersticken, und daß der Versuch nur die Schande bringen kann, eine Thorheit und eine Abscheulichkeit vergeblich unternommen zu haben.

Die britischen Besitzungen in Indien.

Jetzt, wo die Reformfrage, die nicht bloß England, sondern als eine Frage der Civilisation die gesammte Menschheit interessirte, entschieden ist, und wir nun den mannichfaltigen Umwandlungen, die durch sie herbeigeführt werden, entgegen sehen, dürfte es an der Zeit seyn, einen Blick auf die Vorrechte und Privilegien der englisch ostindischen Kompagnie zu werfen, die, da deren Charte mit dem Jahre 1833 abläuft, wohl manche Modifikation erfahren möchten.

Durch zwei Jahrhunderte durften nur Schiffe der Kompagnie aus englischen Häfen nach Indien segeln. Dieses Privilegium, dessen ersprießliche Wirkungen sich gleich beim Entstehen der Kompagnie bewährten, wurde den Engländern unerträglich. Freiheit des Handels (the free trade) ward im Jahr 1815 oder 1817 dekretirt, und die Folge davon war, daß die Hungersnoth, von der Bengalen und andere Theile Indiens periodisch heimgesucht, und deren Bevölkerung decimirt wurde, seitdem aufgehört hat, oder doch ihren verderblichen Einfluß nur sehr schwach und nur in einigen Gegenden des Landes äußert. Allein die englischen Oekonomisten erlangten diese Handelsfreiheit nur mit großer Mühe; die Kompagnie hat sie durch alle ihr zu Gebot stehenden Waffen bekämpft. — Ein weit wichtigerer Schritt geschah neuerlich erst, unter der aufgeklärten Verwaltung Lord Bentinks. Den Kinderopfern, die von den Müttern jährlich zu Hunderten auf der Insel Sangor an der Mündung des Ganges gebracht wurden, ward durch ein Piket englischer Soldaten ein Ziel gesetzt; und auf einen einfachen Befehl des Gouverneurs haben die Wittwen in ganz Indien der Sitte entsagt, sich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen.

Im Jahre 1828 flammte einer der letzten Scheiterhaufen zu diesem Zwecke, und so wurden seitdem jährlich ungefähr 400 Unglückliche einem barbarischen Tode entrissen, dem sie sich nicht entziehen konnten. Und doch, sollte man es glauben, dieser schändliche Aberglaube fand selbst unter den angesehensten Mitgliedern der Kompagnie seine Vertheidiger. Ihnen zufolge sollte man die abergläubischen Gebräuche Indiens gewissenhaft achten, weil sonst die englische Macht in diesem Lande Gefahr liefe, während zu derselben Zeit Rammohun Roy und viele andere Brahminen erklärten, daß Brahma niemals weder den Müttern noch den Wittwen befohlen habe, ihre Kinder den Haifischen vorzuwerfen, oder sich auf den Leichnamen ihrer Männer zu verbrennen. Mancherlei politische Rücksichten scheinen zu Gunsten der Erhaltung der Privilegien der Kompagnie zu sprechen; viele ausgezeichnete Männer Englands räumen ihre Nothwendigkeit ein, allein sie sind auch der Meinung, daß die weise, reformirende Regierung Englands, durch das Beispiel der Vereinigten Staaten belehrt, den Direktoren der Kompagnie eine andere Bahn vorzuzeichnen wissen wird. Die Debatten über die Handelsfrage müssen durchaus darauf führen, daß die der Kompagnie bewilligten Privilegien der Entwicklung des englischen Handels hemmend im Wege stehen.

Die hauptsächlichsten Einkünfte der Kompagnie bestehen in den Abgaben von Ländereien, dem Ertrag, den sie aus der Fabrikation und dem Verkaufe des Salzes und Opiums zieht, über welche Artikel sie das Monopol hat, und endlich in dem ausschließenden Handel mit China.

Wir wollen hier nur diesen letztern einer nähern Beleuchtung unterwerfen, da er einen Artikel berührt, der für die Engländer vom höchsten Interesse ist, den Thee nämlich, der seit kaum einem Jahrhundert dem Reichen wie dem Armen zum Bedürfnisse ward. Bei jeder Erneuerung der Karte der Kompagnie war auch der Handel mit China der Gegenstand weitläufiger Erörterungen; in neuerer Zeit aber gab er durch ganz England Veranlassung zu den lebhaftesten Debatten. Liverpool, diese stolze Nebenbuhlerin Londons, die früher den Sklavenhandel so heftig vertheidigte, nimmt jetzt weit triftigere und gerechtere Gründe in Anspruch, und hat sich an die Spitze des Bundes gestellt, der das Monopol des Handels mit China angreift. Zahlreiche und umfassende Untersuchungen sind auf Befehl der Regierung vorgenommen worden; wir haben selbst die Aussagen gelesen, die von verschiedenen, im Parlament niedergesetzten Kommissionen von Gewerbsleuten, Schiffsausrüstern und Handelskapitänen aufgenommen wurden, und aus allen geht hervor, daß die Kompagnie ihre verderblichen Privilegien zum größten Nachtheil des englischen Handels ausübt.

Der Verkehr von Ausländern mit den Chinesen unterliegt bekanntlich großen Beschränkungen. Europäer wie Amerikaner wagen sich nur in Canton ans Land, und selbst hier werden Schiffe nicht zugelassen, sondern müssen 15 Meilen unterhalb, zu Wampu, vor Anker gehen. Sie dürfen nur mit den Hongkaufleuten handeln, deren zwölf an der Zahl sind, und die von der chinesischen Regierung ernannt werden, diese Honggesellschaft hat also das Monopol des ganzen Handels mit den Fremden. Der ostindischen Kompagnie steht allein das Recht zu, aus einem englischen Hafen direkt nach China Schiffe zu senden. Diese schönen und kostbaren Schiffe 8 oder 10 an der Zahl, bringen jährlich europäische Produkte und englische

Manufakturerzeugnisse nach China, und einige von ihnen lauden vorher noch in Bombay, Madras und Kalkutta um ihre Ladung voll zu machen, weil die dortigen Erzeugnisse den Bedürfnissen der Chinesen mehr zusagen, als die europäischen. Ehemals wurden die Theeeinkäufe fast nur gegen Gold oder Dollars abgeschlossen, allein die Amerikaner wußten, seit sie Theil an dem Handel mit Kanton nehmen, auch europäischen Produkten Absatz zu verschaffen, obschon die Kompagnie dieß für unmöglich erklärte, und wir haben nun diese alte Kompagnie in neuerer Zeit von ihrem Irrthum zurückkommen und starke Partieen gesponnener Baumwolle nach Kanton führen sehen, zweifeln jedoch, daß sie dabei eben so gute Rechnung gefunden habe, als die gewandten und betriebsamen Amerikaner. Die Schiffe der Kompagnie kehren mit Ladungen von Thee, die von den Agenten, die sie dort mit großen Kosten unterhält, eingekauft werden, nach Europa zurück. Mehrere von diesen Herren erhalten für eine Arbeit von einigen Monaten eine jährliche Besoldung von über 100.000 Franken und nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Dienstjahren ungeheure Pensionen. So wie der Thee in England ankommt, wird er in den Docks der ostindischen Kompagnie ein Jahr lang aufgespeichert, denn einem Artikel der Charte der Kompagnie zufolge, muß stets Vorrath auf ein Jahr vorhanden seyn, für den Fall daß es etwa, was schon mehreremale der Fall war, der chinesischen Regierung gefiele, allen Handel mit den Europäern zu verbieten.

Wir übergehen hier andere kleine Plackereien, welche die Kompagnie befugt ist, sich zu erlauben, so wie verschiedene Verkaufsrechte, die ihr zustehen, und beschränken uns nur darauf aufmerksam zu machen, daß das bereits Angeführte zur Genüge beweist, daß die Engländer den Thee in Kanton am theuersten bezahlen, daß er ihnen auf die kostspieligste Weise zugeführt wird, und daß sie nur die geringern Sorten trinken.

Da es uns an neuern Nachweisungen über die Ein- und Ausfuhr der ostindischen Kompagnie in China fehlt, so sind wir genöthigt, uns an die Berichte der Jahre 1825 und 1826 zu halten. In diesem Zeitraume führte die Kompagnie 29.345.777 Pfund Thee ein, und 4.121.504 Pfund wieder aus (ohne Zweifel nach Kanada, Jamaika und andere Besitzungen, denn nur jene Länder, die keinen andern Ausweg haben sich Thee zu verschaffen, wenden sich an die Kompagnie), es blieben folglich 25.224.473 Pf. für den Verbrauch des Landes. Diese Einfuhr, die sich, wie wir alle Ursache haben zu glauben, seitdem bedeutend vermehrte, kostete der Kompagnie im Ankauf ungefähr 50 Millionen Franken; ihr reiner Gewinn an diesem einzigen Artikel belief sich also auf 25 bis 26 Millionen Franken, wobei noch die Regierung ungefähr eben so viel an Abgaben erhebt, die ihr von der Kompagnie nach dem Verhältniß des Verbrauchs bezahlt werden. Diese leichte Art eine Auflage von 30 Millionen zu erheben, ist ohne Zweifel einer der Hauptgründe, den die Herren der Kompagnie gegen die Agenten der Schatzkammer stets geltend zu machen wußten. Aus diesem ausschließenden Privilegium des Theehandels, und den ungeheuern Abgaben, mit denen die Regierung diesen Artikel belegt hat, geht deutlich hervor, daß die Engländer ihren alten, oft verdorbenen Thee theurer als die Russen, Franzosen, Deutschen, und fast doppelt so hoch bezahlen als die Amerikaner.

Der größte Nachtheil aber, der England aus dem der Kompagnie bewilligten Privilegium erwächst, ist die Unthätigkeit, in der die englischen Schiffsausrüster gehalten werden. Für die Amerikaner dagegen ging die Zeit nicht ungenützt verloren; binnen wenigen Jahren haben sie den Schlendrian der ostindischen Kompagnie weit überflügelt. Während des Jahrs 1824 belief sich ihre Einfuhr nach Kanton schon auf 45 Millionen Franken, und gerade zu dieser Zeit erklärten die Vorsteher der Kompagnie vor dem Parlament, es sey unmöglich die Einfuhr nach China zu vermehren: ihre Agenten hätten alle Bedürfnisse, alle Absatzwege erforscht, aber überall den europäischen Produkten den Zugang versperrt, und keine Nachfrage gefunden. Zur nämlichen Zeit betrug der Werth der Ausfuhr der Amerikaner aus Kanton 44 Millionen Franken.

Die Amerikaner, die nur die Konkurrenz der Kompagnie zu bekämpfen hatten, wußten den ganzen Handel mit Pelzwerk, dessen Verbrauch in China ungeheuer ist, an sich zu ziehen. Sie bringen nach Kanton nicht nur das was ihr Land liefert, sondern auch das Pelzwerk aus Kanada, und alles was sie längs der amerikanischen Küsten, von den aleutischen Inseln bis Neukalifornien, auftreiben können. Die Amerikaner sammeln im ganzen Ocean hundert der verschiedensten Produkte, die nur in China Absatz finden, als: Sandelholz, Arekanüsse, die Nester des Alcyon, Perlmutter, Schildpatt u. s. w.; sie sind die Mäkler von ganz Europa und aller amerikanischen Staaten geworden, wohin sie mit geringen Kosten den Thee liefern, der dort verbraucht wird. Dieß ist die Schule, in der sie ihre Marine und ihre Matrosen bilden.

Die Amerikaner mit ihren kleinen Schiffen, ihrer nicht zahlreichen aber gewählten Bemannung, machen zwei Reisen nach China, während die Herren der Kompagnie mit vieler Mühe, nur eine zu Stande bringen. Sie nehmen Ladungen englischer Produkte ein, setzen sie in Südamerika gegen Dollars um, kommen gerade nach Kanton, wenn der Thee aus dem Innern des Landes zugeführt wird, erhalten von den Hongkaufleuten gute Bedingungen, weil sie gegen Baar kaufen, schließen ihre Geschäfte selbst, rasch, mit wenigen Unkosten ab, und bringen schnell frischen Thee nach Europa oder Amerika, der von den Häfen von New-York, Rotterdam, Hamburg, u. s. w. allenthalben hin versendet wird. So haben die Amerikaner, weil sie ihre Expeditionen, eine mit der andern, zu verbinden wissen, in Indien, China und im ganzen Ocean, einen ausgebreiteten, sehr einträglichen Handel an sich gebracht, während die Engländer sich kaum in jenen Gegenden blicken lassen. Diese Parallele zwischen zwei so erbitterten Nebenbuhlern als die Engländer und Amerikaner sind, dürfte hinreichenden Grund bieten, um das Monopol des chinesischen Handels aus der Charte der Kompagnie zu streichen.

Vermischte Nachrichten.

Der verstorbene Bischof von Calcutta, Reginold Heber, spricht in seiner „Reise nach Indien,“ von dem Gebrauche der Hindus, Fische durch abgerichtete Fischottern zu fangen. Eines Tags, als er mit seinem Gefolge am Ufer eines Flusses hinzog, sah er neun bis zehn Fischotter, die Halsbänder von Stroh trugen, und mit langen Stricken an Bambuspfählen angebunden waren. Die Einen von diesen Thieren schwammen im Fluß, soweit der Strick ihnen zu gehen erlaubte, andere zur Hälfte im Wasser liegend spielten, und wälzten sich auf dem Sand des Ufers. Heber ließ sich sagen, daß die meisten Fischer in der Nachbarschaft einige solche Thiere ernährten, die so zahm wie Hunde seyen, und theils dazu dienten, die Fische in's Netz zu treiben, oder mit den Zähnen ihren Herrn zubrächten. Dieser Gebrauch sich der Fischottern zum Fischfange zu bedienen ist lange schon in Europa einheimisch und üblich gewesen, selbst im grauesten Alterthume. Es ist davon in der Volsunga Saga die Rede und noch früher kannte man diese Art des Fischfanges in mehreren Theilen von Frankreich. Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Stockholm vom Jahre 1752 enthalten darüber Folgendes: „Man erzählt, daß ein Bauer in Scanin einen Fischotter hatte, der ihm alle Tage die für seine Haushaltung ausreichenden Fische lieferte.“ Auch in Stockholm sah man einen Fischotter, der von der Brücke in Kungsholm hinabsprang, und schnell nach einander jedesmal seinem Herrn einen Fisch brachte.

*

Odilon Barrot erwiderte jüngst während seiner Reise im Elsaß einer Deputation der Bürger von Bischweiler, mit einigen Worten, die treffender, als irgend Etwas vorher, die Lage Frankreichs bezeichnen. „Benjamin Constant, sagte er, starb entmuthigt; er ahnete die beklagenswerthe Reaktion, die unsere Juliusrevolution zu bestehen haben sollte. Er hatte einen Augenblick geglaubt, daß die drei Tage alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, allen Widerstand gebrochen hätten, und daß nichts mehr übrig blieb, als die Früchte zu ernten. Es war eine Täuschung, der wir uns alle nur zu bereitwillig hingaben. Das Uebel lag nicht bloß in der Persönlichkeit der gestürzten Dynastie; es lag auch in uns, in unserm Mangel an Unterricht, in dem Mangel politischer Sitten, in einer übertriebenen Centralisation und vielen andern Ursachen, die von der Person der Regierenden unabhängig waren.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 266. 22 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

9. Die erste Nacht in der Walachei.

Die Abendsonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der umliegenden Berge, als unsere Karawane einen engen Hohlweg hinauf zog. Immer höher stiegen wir empor, und bald hatten wir die Gebäude der österreichischen Quarantaine aus dem Gesichte verloren. Schauerliche Gebirgsschlünde, düstere Wälder und riesige Felsenmassen umgaben uns von allen Seiten.

„Nous voilà en Turquie!“ — rief mein jovialer Reisegefährte mir zu, indem er näher an meine Seite zu kommen suchte, um ein trauliches Gespräch mit mir anzuknüpfen. Sein starrsinniges Pferd aber wollte durchaus ihm nicht gehorchen, sondern schien auf seinem vaterländischen Boden nur noch muthvoller jeder Leitung zu trotzen. Diese Thiere, gewohnt schwere Lasten zu tragen, die ihnen zu beiden Seiten weithervorragend über den Rücken hängen, pflegen niemals neben einander zu gehen, indem sonst eines das andere von dem Wege verdrängen würde. In lang gezogener Linie folgen sie ruhig einander auf dem Fuße, und schreiten so mit Sicherheit über die steilsten Höhen und am Rande tiefer Abgründe hin. Unbesorgt kann man dem Instinkte dieser Thiere vertrauen; Zügel und Zaum würden hier nur übel angewendet seyn. Mein Freund vermochte also trotz aller Bemühung nicht, sich an meiner Seite zu halten, sondern kam immer weit an mir vorüber, wenn er sein Pferdchen antrieb, oder blieb hinter mir zurück, sobald er straff die Zügel faßte. —

Kaum hatten wir das Ende des Hohlweges erreicht, so lagen schon wieder hohe, mit Schnee und Eis bedeckte Bergkuppen vor uns, die wir noch zu überschreiten hatten. Wir mußten, um in einer morgenländischen Metapher zu reden, — uns bis an den Himmel erheben, und alle Regionen durchwandern, ehe es uns vergönnt war, den Vorhof des ottomanischen Reiches zu betreten.

Beim fahlen Scheine der Sterne verfolgten wir unsere Reise bis spät in die Nacht. Auf einer kleinen, mit Schnee bedeckten Fläche, an einem einzelnen niederen Häuschen, machten unsre Walachen endlich Halt. Dieß war aber kein niedliches Pächterhaus, — surrounded with vineyards and potagers. — wie Sterne am Berge Taurira fand, sondern die elende Hütte eines Roman, wo die alten und jungen Walachen mit den alten und jungen Schweinen in einer Stube gemeinschaftlich der Ruhe pflegten. Die Wahl war schwer, ob wir hier eintreten, oder lieber die Nacht unter freiem Himmel, auf bloßer Erde zubringen sollten. Ein schneidender Wind, der in dieser Region der Kälte unsere Glieder erstarren machte, zwang uns endlich, in der engen Behausung Schutz zu suchen.

Eine dichte Rauchwolke füllte die niedere Stube, in welche wir eintraten. Zwei weibliche Gestalten und ein halbnacktes Kind saßen an dem Feuerherd, von dem alles Licht und alle Wärme ausging. Hart an dem Herde war die Ruhestelle der vierfüßigen Bewohner dieser Hütte, die bei unserem Eintritt durch ein wiederholtes Grunzen ihr Mißvergnügen über eine so späte Störung kund zu geben schienen. Die zweifüßigen Bewohner schienen unser gar nicht zu achten, und so legten wir uns, ermüdet wie wir waren, ohne weitere Umstände zur Ruhe; die harte Bank zur Ottomane und einen Mantelsack zum Kopfpolster. Ein erquickender Schlaf senkte sich bald auf unsere Augenlieder, und „löste das Band der strengen Gedanken.“

Schon erhellte, — bei unserm Erwachen, die Sonne das grünliche Nachtquartier, so viel es nämlich die kleinen, mit Thierblasen verklebten Fensterhöhlen zuließen. Die sämmtlichen Bewohner dieser Hütte ruhten noch in traulichen Gruppen nebeneinander, als wir uns erhoben, und dem drückenden Dunstkreise dieser Stube zu entkommen suchten. Erquickend wehte die frische Morgenluft uns entgegen, sobald wir aus der niederen Thüre der Hütte traten; klar und heiter war der Himmel, und prachtvoll beleuchtete die Sonne die hohen schneebedeckten Felsenzacken, deren Glanz das Auge blendete.

* * *

10. Reise durch das Hochgebirg.

Ungeduldig erwarteten wir den Aufbruch der Karawane, aber unsere walachischen Gefährten wollten sich nicht zu früh aus ihrer Ruhe erheben. Lange währte es, bis alle Pferde bepackt waren und der ganze Zug sich wieder weiter bewegte.

Wir verfolgten den Lauf eines kleinen rauschenden Baches, der in dieser luftigen Höhe seinen Ursprung hatte, um nach und nach, je weiter wir abwärts kamen, zu einem bedeutenden Fluß sich gestaltete. Wohl zwölf bis fünfzehn Mal mußten wir, an verschiedenen Stellen, dieses Wasser passiren, um zuletzt nicht ohne Gefahr, in seinen Fluthen ein unwillkürliches Bad zu finden. Doch die immer neuen und immer wechselnden Scenen, welche diese

höchst interessante Reise uns bot, machten jede Unbequemlichkeit und Beschwerde vergessen. Bald befanden wir uns auf einer steilen felsigen Höhe, und im nächsten Augenblicke stiegen wir in ein dunkles enggeschlossenes Thal hinab; jetzt zog sich unser Weg am Rande tiefer Abgründe hin, und nun waren wir wieder in einer düstern grausigen Felsschlucht; hier umschatteten finstere Tannenwälder unsern Pfad, und dort öffnete sich uns, von der Spitze eines Berges, eine weite überraschende Aussicht. Ich hielt mich stets beim Nachtrab unserer Karawane, um des eigenthümlichen herrlichen Schauspiels zu genießen, wenn der Zug am Rande eines Abhanges bergaufwärts sich bewegte, und in langgezogener Linie alle Krümmungen des Weges verfolgte.

Von imposanter Schönheit sind die Tannen- und Fichten-Wälder, welche die höchsten Gegenden dieses Gebirges bedecken. Sie schienen beinahe die doppelte Höhe der deutschen Tannen zu übertreffen, und ragten riesig gegen den Himmel empor, oder lagen weithingestreckt auf der Erde, — denn nicht wenige Stellen trafen wir, wo eine große Anzahl dieser Bäume entwurzelt über den Abhang einer Höhe herunter hing, und sichtbar durch die Gewalt eines Sturmwindes zu Boden geschleudert war. Welch fürchterliche Orkane müssen in diesen Regionen herrschen, um solche Verheerungen anzurichten, wie wir sie hier bei jedem Schritte vor Augen hatten.

Am ersten Tage dieser Reise machten wir keinen bedeutenden Weg, doch hatten wir bei unserem Nachtlager die hohen Schneekuppen bereits hinter uns. Unsere Walachen lagerten wieder bei einer ähnlichen Hütte, wie das erstemal, doch betraten wir dieselbe nicht, sondern zogen es vor unter freiem Himmel zu schlafen.

Am zweiten Tage kamen wir allmählich in freundlichere Gegenden. Je mehr wir abwärts kamen, desto weiter und lieblicher wurden die Thäler. Wir passirten einige griechische Klöster, die höchst anmuthig gelegen waren. Am Abhange eines Berges endlich trafen wir auf die ersten Kosaken, die als Mauthner hier postirt schienen, da sie für jedes der Pferde einen Zoll forderten. Am Abend erreichten wir schon die letzten Abdachungen des Hochgebirges, und sahen bereits die Ebene vor uns. Wir lagerten auf einer schönen grünen Höhe, welche eine weite herrliche Aussicht beherrschte.

Am nächsten Morgen weckte uns mit Sonnenaufgang Trommelwirbel und Pfeifenton aus dem Schlafe. Es kam dieser kriegerische Lärm aus einem kleinen Dorfe jenseits des Flusses, wo russische Infanterie im Quartier lag, die sich zum Weitermarsche bereit machte. Auch unsere Walachen wurden dadurch in ihrer Ruhe gestört, und schickten sich an, zeitig wieder aufzubrechen. Wirklich setzte sich unsere Karawane zugleich mit dem russischen Militär in Bewegung. Hell blitzten im Sonnenglanze die Bajonnette dieser kleinen Kolonne zu uns herüber, die jenseits des Flusses in dem breiten Thale sich hinzog, während wir einen kleinen Gebirgskamm verfolgten, der allmählich in die Ebene auslief.

Beinahe gleichzeitig mit den Russen erreichten wir K i m p i n a, wo die Neugierde alle Bewohner zusammen lockte, um den Durchmarsch der russischen Kriegerschaar zu schauen, die beim Eintritte in das Ort lärmende Lieder anstimmte. In Kimpina befindet sich ein walachisches Mauthamt, bei welchem wir unsere Papiere mußten visitiren lassen. Seltsam überraschte uns die Einrichtung dieses Geschäftslokales, wo wir die Beamten, in Turban und türkischem Kostüme, nachlässig auf einer weichgepolsterten Ottomane ruhend und ihre Pfeifen schmauchend, trafen. Der Lärm der durchziehenden Truppen störte diese Ehrwürdigen nicht aus ihrem dolce far niente. Lange währte es, bis wir expedirt wurden, und auch dazu brauchten sie sich nicht aus ihrer bequemen Stellung zu verrücken, sondern kritzelten ihr Visa mit nachlässiger Hand auf unsere Pässe, welche sie auf ihren Knien vor sich liegen hatten. — Uebrigens fanden wir in Kimpina gar nichts Auffallendes, denn der große Schmutz in den Straßen war uns von den walachischen Dörfern in Siebenbürgen und dem Banat, schon ein gewohnter Anblick. Auch die Kleidung der Bewohner war dieselbe, nur daß hier und da sich ein kleiner schmaler Turban, oder vielmehr eine bloße Kopfbinde zeigte, die nächst der Nachahmung türkischer Sitten zugleich auf ein größeres Phlegma deutete.

Außerhalb Kimpina mußten wir den schon so oft passirten Fluß wieder überschreiten, und nun zog sich unsere Reise auf ebener Fläche weiter. Wir fanden überall den besten fruchtbarsten Boden, der aber nur auf sehr kleinen Strecken benützt wird, und meistens sahen wir die Weiber mit der Feldarbeit beschäftigt, während der faule walachische Schlingel zu Haus unter seiner Thüre saß.

Alles war hier grün und in lebendiger Vegetation, die Bäume in voller Blüthe, und die Luft mit dem frohen Gesange der Vögel erfüllt. Wir legten nun unsere Mäntel ab, die wir in dem Gebirge nie von der Schulter brachten, ja selbst ein leichter Ueberrock schien uns hier noch zu lästig. Statt der Tannen und Buchen trafen wir kleine Wäldchen von Aepfel- und Nuß-Bäumen, Birnen, Kirschen und andern Obstgattungen. Die ganze Gegend schien ein angenehmer Garten, den die Natur selbst, ohne Beihülfe einer Menschenhand, geschaffen hatte. Ueberall zeigte sich reiche Fülle und Harmonie; überall fühlte sich das Herz zur Heiterkeit aufgeregt — nur wo der Fuß den Wohnungen der Menschen nahte, war das schöne Bild dieser ruhigen Pflanzenwelt auf das Widrigste entstaltet. „D e r M e n s c h w ü h l t m i r W o l k e n i n d e n s i l b e r k l a r e n S t r o m," — kann man hier in Wahrheit mit H u t t e n *) sagen, — „w o d e r M e n s c h w a n d e l t, v e r s c h w i n d e t m i r d e r S c h ö p f e r." —

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

T e k u m s e h und s e i n B r u d e r E l s k w a t a w a.

(F o r t s e t z u n g.)

Anfangs waren der Convertiten, welche Elskwatawa machte, freilich nur wenig, sie bestanden zuerst aus etwa 100 Kriegern seines eigenen Stamms, welche er namentlich dadurch gewonnen hatte, daß er die Ueberlegenheit der Shawanis über alle andern Völker der Erde predigte. Diese Lehre war jedoch nicht allgemein anwendbar, und der Prophet hatte kaum den Anfang gemacht, die Zahl

---

*) In Schiller's „Menschenfeind".

seiner Anhänger aus andern Stämmen und also durch andere Gründe der Ueberredung zu vermehren, als die Hälfte seiner eigenen Stammgenossen ihn verließ: ihre Stelle wurde aber bald durch Leute von verschiedenen Orten her ersetzt. Im Junius des Jahres 1807 schrieb der Agent der Vereinigten Staaten im Fort Wayne an General Harrison, damaligen Gouverneur des Gebiets (jetzt Staats) von Indiana, daß nicht weniger als 1500 Indianer an dieser Stelle allein vorübergezogen seyen, um den Shawani Propheten zu hören. Im Laufe jenes Jahres wurden seine Ermahnungen schon so bedeutsamer Art, daß sie unter den weißen Ansiedlern an den Gränzen Besorgnisse erregten. Verdächtige Bewegungen ließen sich unter den Kickapu's und einigen Abtheilungen der Potawatamies, Tschippewas und Ottawas bemerken. Im Jahre 1809 zog der Prophet von Grenville nach Tippekanoe am oberen Wabash, und seine Schüler folgten ihm. Während des nächsten Jahres wurden die Kriegsgerüchte häufiger; der Prophet, welcher kurz vorher beinahe völlig verlassen gewesen war, hatte, wie man behauptete, abermals über 1000 Mann völlig unter seinem Befehl. Die Wyandots und viele von den Winebagoes folgten ihm, bald aber auch die kriegerischen Sacs und Foxes: Mordthaten und Räubereien sollen in der Nähe der Niederlassung des Propheten vorgefallen seyn, allgemeine Unruhe herrschte unter den Weißen in Indiana und Illinois. Der Gouverneur Harrison ergriff Maßregeln zur Vertheidigung der Gränzen, und die Aufmerksamkeit der Gesammtregierung war schon so sehr auf diese Bewegungen gerichtet, daß der Präsident den Vorschlag machte, beide, Tekumseh und seinen Bruder, gefangen zu nehmen; diese Weisung wurde bloß darum nicht ausgeführt, weil man einen letzten Versuch machen wollte, mit den feindlich gesinnten Stämmen zu einer Ausgleichung zu kommen.

Am Anfang des Jahres 1811 war die indianische Macht, welche sich zu Tippekanoe befand, stärker als der Gouverneur Harrison eine zusammenbringen konnte; die Leibwache Tekumsehs bei einem Besuche, welchen er im Julius dieses Jahrs zu Vincennes machte, bestand aus mehr als 300 Mann. Diese Zusammenkunft fand statt in Folge einer Rede, welche der Gouverneur im Junius an die Brüder in ihrem Lager am oberen Wabash gesendet hatte; er wiederholte darin seine früheren Klagen über die Beeinträchtigung amerikanischer Bürger durch die Indianer, welche unter ihrem Einfluß standen, und benachrichtete sie, daß er von ihren kürzlichen Versuchen gehört habe, die Feindseligkeiten zwischen der Union und den verschiedenen Indianerstämmen zu beschleunigen. Schließlich warnte er sie in starken Ausdrücken vor den Folgen ihres Benehmens. „Brüder! war einer seiner Ausdrücke, ich bin selbst von dem langen Messer-Feuer *); sobald sie meine Stimme hören, werden Schwärme von Männern im Jagdhemde hervorbrechen, so zahlreich, wie die Mosquitos an den Ufern des Wabash; Brüder! nehmet euch in Acht vor ihren Stacheln. Tekumseh antwortete sogleich auf diese Mittheilung durch das Versprechen, den Gouverneur in 18 Tagen zu besuchen, um „alle diese schlechten Geschichten abzuwaschen.“ Einiger Aufschub trat ein, aber am 27 Julius erschien er zu Vincennes mit 300 seiner Anhänger. Da weder der Gouverneur, noch die Einwohner diese Zusammenkunft zu verlängern wünschten, so wurde vorgeschlagen, die Verhandlung am 29 zu beginnen; Dieß lehnte Tekumseh ab, und erst am 30 erschien er an dem zu der Zusammenkunft bestimmten Baume. Auch jetzt kam Tekumseh nicht, ohne sich vorher zu erkundigen, ob der Gouverneur von Bewaffneten begleitet seyn würde; wenn dem so wäre, so würde er dasselbe beobachten. Da man Dieß seiner Wahl überließ, und ihm zu verstehen gab, daß sein Beispiel befolgt werden würde, erschien er mit ungefähr 200 Mann, einige mit Bogen und Pfeilen, andere mit Messern, Tomahawks und Kriegskeulen bewaffnet. Der Gouverneur war begleitet von einer starken Truppe Dragoner zu Fuß, jedoch mit Feuerwaffen vollständig versehen; auch wurde gleich bei Tekumseh's Ankunft die Vorsicht ergriffen, außerhalb der Stadt zwei Kompagnien Fußvolk und eine Abtheilung Reiter aufzustellen. Der Gouverneur nahm seinen Standpunkt vor den Dragonern; Tekumseh trat an die Spitze seiner rothen Schaar. Die Konferenz begann mit einer Rede des Ersteren; Tekumseh antwortete kurz. Ein heftiger Regen trat ein, und man verschob die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag, wo Tekumseh eine lange Rede hielt, seine eigenen Plane offener als je vorher darlegte, und namentlich hinsichtlich der Forderung des Gouverneurs, daß zwei Mörder aus dem Stamme der Potawatamies, welche sich zu Tippekanoe befänden, ausgeliefert werden sollten, erklärte, sie seyen nicht dort, und auch wenn sie dort wären, würde er sie nicht ausliefern, man sollte denselben eben so gut Verzeihung ertheilen, als den Weißen, welche kürzlich seine Leute in Illinois ermordet hätten. Schließlich verlangte er, man solle die Sachen in ihrer jetzigen Lage lassen, und besonders keine Ansiedelungen auf den neulich von einigen Stämmen erkauften Ländereien versuchen, bis er von seinem Besuche bei den südlichen Indianerstämmen zurück seyn würde; dann wolle er nach Washington gehen, und alle Schwierigkeiten mit dem Präsidenten ausmachen; inzwischen da alle benachbarten Stämme völlig unter seiner Leitung stünden, wolle er allenthalben hin Boten absenden, um weiteres Unheil zu verhüten. Am Ende bot er noch dem Gouverneur eine Anzahl Dorfdistrikte als eine genügende Entschädigung für die begangenen Mordthaten an; dieser gab aber eine unwillige Antwort, die Unterhandlung wurde abgebrochen und Tekumseh begann bald darauf, begleitet von wenigen seiner Anhänger, die angekündigte Reise den Wabash hinab nach dem Süden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Feuer ist hier im Sinne von Stamm, Genossenschaft, und das lange Messer bedeutet vermuthlich das Bajonnett.

Die russische Literatur.

Während die rasche physische Entwicklung des russischen Reichs die Aufmerksamkeit unserer spekulativen Staatsmänner beschäftigt, ist es in der That befremdlich, daß von den intellektuellen Fortschritten dieser nordischen Nation noch so wenig bekannt wurde. Ihre großen militärischen Hülfsquellen, ihr um sich greifender Ehrgeiz und die scythische Energie ihrer Regierung sind bis zum Ueberdruß abgehandelt worden, von ihrer Literatur dagegen wissen wir nur wenig, oder vielmehr nichts, und betrachten sie daher immer noch als die eines barbarischen Volkes, das im gewöhnlichen Geleise die Bahn seiner moralischen und physischen Entwicklung verfolgt. Es wäre ungerecht, diese Unkenntniß einem Mangel an Wißbegierde von Seite des lesenden Publikums beimessen zu wollen; sie hat ihren Grund vielmehr darin, daß es an geeigneten Quellen fehlt, aus denen sich Belehrung über diesen Gegenstand schöpfen ließe, und deßhalb

dürfte die nachstehende Skizze der Geschichte der russischen Literatur, als Versuch, einem gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, nicht ohne Interesse seyn.

Die Geburt der russischen Literatur erfolgte so plötzlich wie der Ausbruch des Tages, unter einem tropischen Himmelsstrich, durch keinen allmählichen Uebergang aus der Dunkelheit zum Lichte verkündet. Ihr Entstehen begreift zwei, sehr von einander entfernte Perioden: Die erste, welcher fast unmittelbar die Uebersetzung der Bibel in die slavonische Sprache folgte, dankt sie dem byzantinischen Reich, und den normännischen Skalden, die zweite aber ward durch das Beispiel Frankreichs, Deutschlands und Englands hervorgerufen. In die Zeit zwischen diesen beiden Perioden, fällt die tatarische Eroberung, ein Ereigniß, das für die intellektuellen Fortschritte des russischen Volkes eben so nachtheilig, als für seine Unabhängigkeit war. Die erste jener beiden Perioden fällt in das zehnte und eilfte Jahrhundert, und es läßt sich nicht bestreiten, daß Rußland zu jener Zeit, so weit es auch gegen die übrigen europäischen Länder zurückstand, diesen doch in literarischer Hinsicht voraus war. Stoff zu den interessantesten Untersuchungen böte die Frage, ob dieses nordische Reich, ungeachtet der unglücklichen Schlacht von Kalka, und der ihr folgenden Unterjochung, zu jener Zeit nicht auf der höchsten Stufe europäischer Civilisation stand. Um indeß jene erste Entwicklungsperiode gehörig würdigen zu können, müssen wir warten, bis es den russischen Gelehrten gelungen seyn wird, einige von den zehntausend Manuskripten zu Tage zu fördern, die, jeder Forschung fast unzugänglich, in ihren Klöstern begraben liegen. So sehr in Dunkelheit gehüllt, ruhen die ersten Keime dieser alten Literatur, daß nur mit Mühe der Name Boiani, „der Nachtigall der Vorzeit,“ zu uns gedrungen ist. So melodisch und feurig auch die Gesänge dieses ersten Dichters gewesen seyn mögen, sie gingen mit ihm zu Grabe, oder kamen doch nur in matten Traditionen auf die Nachwelt. Die Thaten des heiligen Wladimir und seiner Helden begeisterten eine große Anzahl von Dichtern, und die Tafelrunde dieses ersten großen christlichen Fürsten war nicht minder berühmt als die König Arthurs. Nicht alle Balladen und Romanzen jener Zeit sind indeß spurlos verschwunden, die Thaten Dobrina Nikititsch's, Tschourilo Plenkowitsch's und Anderer haben sich noch in einigen Heldengedichten, hauptsächlich aber in Volkssagen, erhalten; durch viele Generationen gingen sie von Mund zu Mund und ergötzen noch immer Millionen. Ihre kunstlosen, klagenden Melodien beleben die Schritte des Wanderers durch die öden Steppen der Ukräne und sind der Zeitvertreib der Bauern während der langen, traurigen Nächte ihres nordischen Winters. Der Muth Felipaters und Maximus, die Hochzeit der Dergnierva, der Raub von Stratigovna, die Geschichte Imogrips, des Czaren der Adorians, bilden den Stoff der Gesänge der slavonischen Troubadours, deren Saitenspiel, von den Wundern des Heidenthums begeistert, nicht gänzlich der slavischen Mythologie entbehren konnte, die in romantischer Dichtung selbst mit den herrlichen Schöpfungen wetteifert, die wir dem milden Himmelsstriche von Kleinasien und Altgriechenland verdanken.

Ein sehr artiges Gedicht aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hat sich glücklicherweise erhalten, aber der Name des Verfassers ist verloren gegangen. Es besingt das Heer Igors, und enthält einen Bericht über den Zug dieses Fürsten gegen die Polostses, die ihn gefangen nahmen, und sein Heer in die Flucht schlugen. Die Chronik, oder die Annalen Nestors, eines Mönchs des Petscherskii-Klosters zu Kiew (1056 bis 1116) gehören derselben Periode an; ihre hohe historische Wichtigkeit ungerechnet, mangelt es dieser Chronik auch nicht an literarischen Verdiensten. Die Erzählungen, von dem mächtigen Interesse des Stoffs belebt, nehmen zuweilen eine dramatische Form an, und athmen durchaus die reinsten Gesinnungen und die schwärmerischste Frömmigkeit. Sylvester, Bischof von Pereisaslavl und zwei andere anonyme Autoren, setzten sie bis zum Jahre 1203 fort.

Dieß ist Alles, was von der alten russischen Literatur, deren weiteres Fortschreiten durch den Einfall Tschingis Khan's gehemmt wurde, bis auf unsre Zeiten gekommen ist; allein diese Ueberbleibsel zeigen, wie sehr byzantinische Gelehrsamkeit in Rußland verbreitet war, und lassen zugleich mit Grund vermuthen, daß jene Ueberreste nicht die einzigen Früchte derselben waren. Zur Zeit des tatarischen Einfalls flüchteten die Wissenschaften in die Klöster, auf deren Mauern sie zwei Jahrhunderte hindurch beschränkt blieben, und diesem Zeitraum dankt man eine Reihenfolge von Annalen, die alle Lücken in der russischen Geschichte ausfüllen. Zwei Jahre nach der Schlacht von Kalka starb St. Simon, Bischof von Souzdal und hinterließ mehrere wichtige Annalen; die St. Sophienchronik und das Buch der Geschlechter (stepennaia kniga) erschienen geraume Zeit nach ihm, und in der Zwischenzeit nichts als einige Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Slavonische, einige Gebetbücher und unbedeutende Historien, die man mit dem Namen einer Geschichte beehrte. Dieß war das letzte Aufflammen einer Literatur, die unter so glänzenden Auspizien begonnen hatte; indeß bewundern wir noch aus jener barbarischen Zeit die Beredsamkeit Vassians, Erzbischofs von Rostof, Photius's, Metropolitans von Moskau und einiger andern Prälaten.

Unter der Regierung Ivans IV, Wassielewitsch, war es, wo die Wissenschaften aufs Neue am Horizont Rußlands auftauchten; die Druckerei mit der er Moskau bereicherte, trug zwar nur wenig zu ihrem Fortschreiten bei, aber er gründete mehrere Schulen, und legte den Grund zu einer glänzenden Zukunft. Den Romanows aber verdankt das russische Reich die Wiedergeburt der Wissenschaften. Ihr Wiederaufleben begann mit einigen schwachen Versuchen im Drama und zwar mit dramatisirten biblischen Geschichten, die von den jungen Seminaristen zu Kiew dargestellt wurden. Simeon von Polotsk, Prior und Lehrer Fedor Alexiewitschs (1628 — 1680) zeichnete sich besonders in dieser Dichtungsart aus, und die Prinzessin Sophie Alexiewna ließ mehrere seiner Dramas, von denen sein Nebukadnezar und der verlorne Sohn besonders berühmt sind, von jungen Edelleuten des Hofs aufführen.

Polen, dessen Sprache die Politik der russischen Regierung jetzt zu vertilgen bemüht ist, diente den russischen Schriftstellern als Muster, und in dieser Zeit fällt der Versuch einer metrischen Uebersetzung von Molieres „Arzt gegen seinen Willen“ nach prosodischen Regeln der Alten. Bald nach diesem erschien „Urik“ den Sophia sogleich aufzuführen befahl, und nun folgten mehrere Versuche französische Stücke auf heimischen Boden zu verpflanzen. Zu jener Zeit glänzte auch Dimitri, Metropolitan von Rostof (1651 — 1709), der die russische Prosa bedeutend verbesserte, und dessen Styl damals als Muster der Reinheit und Zierlichkeit galt.

Die Regierung Peters des Großen bezeichnet den Anfang der zweiten, in ihrem Entstehen schon ausgezeichneten Periode; diese neuentstandene Literatur hatte nach Verlauf eines Jahrhunderts bereits reißende Fortschritte gemacht. Der vom Czar selbst ausgehende Impuls spornte den Ehrgeiz seiner Landsleute zu einem Wetteifer mit den Ausländern an, deren Schriften er verbreitete, und russische Uebersetzung fremder, besonders französischer Werke veranstaltete. Dadurch daß er das Alphabet vereinfachte, die von der slavonischen, deren sich die Gelehrten bedienten, so verschiedene Volkssprache in Aufnahme brachte, und so der Geistlichkeit ihr bisheriges Monopol entzog, stellte er die Literatur auf eine Stufe, wo sie auch der größern Menge zugänglich war. Durch Gründung einer Akademie und mehrerer Schulen, und die Freigebigkeit, mit der er jedes aufkeimende Talent unterstützte, verbreitete er Geschmack an den Wissenschaften. In diesen Bemühungen ward er von dem Erzbischof Theophani Prokopowitsch (1681 bis 1736), den man mit Recht den Mäcenas der Regierung Peters des Großen genannt hat, kräftig unterstützt. Dichter und Prosaist, hat dieser Prälat seinen literarischen Ruf durch die Leichenrede begründet, die er nach dem Tode des Czars herausgab, eine Rede, die ihn als den Stifter der Kanzelberedsamkeit seines Vaterlandes bewährte. (Fortsetzung folgt.)

Oeffentlicher Geist in Ireland.

Einen Beweis der Denkungsart, so wie auch des gesellschaftlichen Zustandes von Ireland, gibt nachfolgende Anekdote: Ein Advokat in der Grafschaft der Königin hatte einen gewissen John Rochford, der eines politischen Mords beschuldigt war, vertheidigt. Das Volk fühlte sich theils für seine geschickte, scharfsinnige Vertheidigung, theils für seine Bemühungen während zweier Assisen so sehr gegen ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, daß mehrere hundert Personen aus der Nachbarschaft sich auf seinem Pachtgute versammelten, sein Korn schnitten und in die Scheune führten. Zu bemerken ist, daß sie einen Monat früher eben so sein Heu eingeheimst hatten, während manche Wiesenbesitzer, die sich dem Volk durch Zahlung von Zehnten u. dgl. verhaßt gemacht hatten, nicht Einen Mann finden konnten, der ihnen ihr Heu gemäht hätte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 267. 23 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung v. S. 986.)

Man war früher gewohnt, sich die amerikanischen Wahlen als Wunder von Ordnung und Friedfertigkeit zu denken und diese vermeintlichen Vorzüge der Abstimmung durch Ballotage zuzuschreiben. Allein bei näherer Besichtigung muß man gestehen, daß leider auch hierin, wie in vielen andern amerikanischen Verhältnissen, nicht Alles Gold ist, was aus der weiten Ferne herüber uns als solches blendend in die Augen sticht. Auch in Charleston sind die Wahlen mit furchtbarer Parteiwuth, Bestechung und Völlerei bezeichnet, so gut wie in England. Der irländische Theil der Bevölkerung versäumt natürlich, wie sich denken läßt, um keinen Preis eine so gute Gelegenheit, gehörigen Spektakel zu machen — „to kick up a row,“ wie sie es nennen. Ich begegnete einmal einer Rotte von solchen ehrsamen Leuten, die unter dem Geschrei „Grattan for ever!“ Alles zu Boden schlugen, was sich nicht zu Gunsten des General Geddes aussprechen wollte, welcher der demokratische Kandidat für die Gouverneursstelle war und den sie in der Wärme ihrer irländischen Erinnerungen mit Henry Gattan verglichen. Indeß haben einige zerlöcherte Hirnschädel und einige Gallonen Rum über den Durst getrunken, nicht sonderlich viel zu bedeuten. Der ernstere Theil dieser öffentlichen Verhandlungen folgt erst in Gestalt von Duellen und Familienuneinigkeiten nach, die fast unvermeidlich unter den höhern Ständen, in Folge dieser Wahlkämpfe, daraus entstehen. Da ich aber gerade auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen bin, so will ich hier andeuten, wie die Amerikaner, ungeachtet der geheimen Abstimmung, doch dahinter kommen, wie Leute ihrer Partei, deren Treue verdächtig ist, gestimmt haben. Am Tage vor der Wahl werden alle Wähler noch einmal vorgenommen und geprüft, und Jedermann seiner Zusage erinnert. Natürlich werden diese Zusagen, in Amerika eben so gut wie in England, manchmal nicht unter den reinsten Einflüssen gegeben, und dergleichen Wahlmänner sind es, auf die man ein wachsames Auge haben muß, wenn zur Abstimmung geschritten wird. Die Stimmurne ist vor dem Vorsitzer des Wahlbezirks oder Assessor aufgestellt, und wenn das Papier, das den Namen des Kandidaten enthält, überreicht wird, so untersucht er erst, bevor er es in die Urne legt, mittelst eines Druckes seiner Finger, ob der Stimmzettel nur ein einziger ist, da es sich häufig schon ereignete, daß mehr Stimmzettel als Wahlmänner vorgefunden wurden. Eine Doppelreihe der eifrigsten Wahlmänner hat sich von der Urne bis zur Thüre auf beiden Seiten aufgestellt, und der Wähler, der seine Stimme abgeben will, muß in der Mitte zwischen ihnen hindurch gehen, nachdem er zuvor beim Eintritt von eigens dazu aufgestellten Leuten einen Zettel mit dem Namen des eigentlichen Kandidaten, d. h. Dessen, den die Partei gewählt haben will, erhalten hat. Ist nun der Wähler bestochen oder auf sonst eine Weise verdächtig, so wird er aufgefordert, den Stimmzettel auf eine Art in der Hand zu tragen, daß Diejenigen, die ihn im Auge haben, genau sehen können, daß er keinen andern Zettel unterschoben hat. Weigert er sich dessen, so wird angenommen, daß er gegen seine Zusage gestimmt hat, und er als Verräther von seiner Partei ausgestoßen. Natürlich ereignen sich dergleichen Vorgänge nicht bei jeglicher Wahl, aber während eines hartnäckigen Wahlkampfes zu Hartfort, in Connecticut, verfuhr man genau auf die eben beschriebene Weise.

Ich befand mich um die Zeit, wo Jefferson mit Tod abging, in Charleston. Ein Fremder, oder Jemand, der mit der politischen Denkart der Amerikaner nicht bekannt ist, mußte zu dem Glauben verleitet werden, daß nie noch ein Staatsmann während seines Lebens so tief verehrt und nach seinem Tode so aufrichtig betrauert wurde, als Jefferson. Diese Meinung herrschte bisher auch außer Amerika allgemein, und die Schriften der Amerikaner, die seit seinem Tode sich in Lobeserhebungen über den Charakter und die Handlungen des Verstorbenen ergossen, gaben ihr noch größere Bekräftigung. Die Herausgabe seines Lebens und seiner Korrespondenz, aus der eine sehr freundschaftlich gesinnte Hand eine sorgfältige Auswahl getroffen hatte, trug noch mehr dazu bei, diese Täuschung zu verstärken und zu erhalten; und daß es eine Täuschung ist, mögen folgende, noch wenig bekannte Thatsachen beweisen: Es war kurze Zeit vor Jefferson's Ende allgemein bekannt, daß seine Vermögensumstände sich in der größten Zerrüttung befanden. Es war ein besonderer Ehrgeiz von ihm, sich in der Meinung der Europäer als Philosoph und Weltmann zu befestigen, und er empfing und bewirthete sie daher stets mit der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft und nicht minderem Aufwande. Seine Ausgaben überstiegen bei Weitem seine Einnahmen und er gerieth tief in Schulden. Seine Freunde machten daher bei dem Kongresse den Versuch, für den Urheber der Unabhängigkeitserklärung eine Dotation, in liegenden

Gründen oder baarem Gelde, auszuwirken. Dieser Versuch war nicht allein völlig fruchtlos, sondern wurde sogar mit Verachtung zurückgewiesen. Nun wendete man sich an die Regierung von Virginien, dem Staate, wo er geboren war und wo er früher, in den Tagen seines Ruhmes, als Gouverneur gedient hatte, um für ihn die Erlaubniß zu erhalten, sein Grundvermögen durch eine Lotterie ausspielen zu dürfen. Nach einem ungemein heftigen Kampfe wurde ihm Dieß, mit einer nur sehr kleinen Majorität, bewilligt. Nun schlug man eine Subskription vor, die in der ganzen Union vor sich gehen sollte, um Loose dieser Lotterie zu kaufen, oder mit anderen Worten: seine Schulden zu bezahlen. Jefferson lebte gerade lang genug, um zu sehen, daß auch dieser Plan völlig scheiterte. Die unterzeichneten Beiträge waren höchst geringfügig: ich erinnere mich, daß die Subskription zu Charleston, zur Zeit, wo ich dazu aufgefodert wurde, nicht hundert Pfund betrug. Zu Boston war die für Jefferson eingegangene Beisteuer so unbedeutend, daß die Committee sie öffentlich bekannt zu machen Anstand nahm und das Geld zurückgab; auf gleiche Weise schlug der Versuch zu Neu-York und Philadelphia um. Wie kann man daher auf die Aufrichtigkeit der Versicherungen von Liebe und Verehrung zu dem Andenken eines Mannes glauben, gegen dessen Hülferuf man auf eine so gefühllose Weise taub geblieben war. Hiebei muß man nicht außer Acht lassen, daß gerade das Jahr zuvor der Kongreß zwanzig tausend Pfund dem General Lafayette zuerkannt hatte, dessen Dienste, im Vergleiche mit denen Jeffersons, doch mehr nur in der Einbildung der Amerikaner als auf den Blättern ihrer Nationalgeschichte leben. Eben so war auch durch hinlänglich geraume Zeit jener Parteihaß verwischt, der einst gegen Jefferson entbrannt war. Es waren schon viele Jahre vorübergegangen, als der Vorsteher des Kollegiums von Newhaven ihn als einen Mann von großen Talenten, aber von größerer Verworfenheit als Karl II erklärte, während der kongregationistische Klerus in Neu-England zu beten pflegte: „Der Herr möge dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nur ein wenig gewöhnliche Ehrlichkeit verleihen.“ Allein, wie gesagt, diese Zeiten waren vorüber und es war daher billig zu vermuthen, man würde dem Manne, der eine der glänzendsten Rollen in der amerikanischen Revolution gespielt hatte, nicht in öffentlich bekannter Armuth umkommen lassen. Die Nation war, wie es sich zeigte, darin anderer Meinung.

Es gibt in Charleston eine Straße, Namens Vendue Range, in der Alles, was zum Lebensgenusse und häuslicher Bequemlichkeit nöthig ist, bis zum Negersklaven herab, auf dem Wege öffentlicher Versteigerung verkauft wird. Wenn man über eine Scene, wo Menschen von ihren Mitbrüdern an den Meistbietenden, gleich Schafen oder Ochsen, versteigert werden, im innersten Herzen sich nicht empört fühlte, so würde übrigens die Straße Vendue Range genug vergnügliche Unterhaltung gewähren. Der Werth eines Negers und dessen Preis auf dem Markte hängt nicht sowohl von seiner Körperkraft oder mechanischen Geschicklichkeit, als von dem guten Willen ab, mit dem er vermuthlicher Weise seinem Herrn dienen wird. Es ist daher vor einer Sklavenversteigerung unumgänglich nothwendig, daß der Käufer sich bei den armen unglücklichen Menschen selbst erkundigt, ob sie des Willens sind, sein Eigenthum zu werden, oder nicht. Merkt der Neger, daß er bei dem neuen Verkauf von seinem Weibe oder seinen Kindern getrennt werden wird, so säumt er nicht, sich unter allerlei Vorwänden im schlimmsten Lichte zu zeigen: bald schützt er Kränklichkeit vor, bald gesteht er, daß er ein schlechter Arbeiter und täglich betrunken sey u. s. w.; besteht der Käufer aber dennoch darauf, einen solchen Neger zu besitzen, so hört man diesen oft rufen: „Massa, wenn mich kaufen, ich will verdammt seyn, wenn ich nur so viel arbeite; nichts als essen, alle Tag betrunken seyn, nicht zehn Dollars werth seyn.“ Bei dem Kaufe eines solchen Sklaven ist das Geld so gut wie weggeworfen; er wird zweimal so viel verzehren, als er arbeitet. Ist dagegen der Käufer als ein gutherziger Mann bekannt und der Neger wünscht sein Sklave zu werden; so läßt sich wohl schwerlich eine schätzbare Eigenschaft denken, die der arme Pompejus nicht besitzen will. Seine Freude ist dann aber auch, wenn es ihm gelingt, den Klauen eines grausamen Herrn zu entkommen, unbeschreiblich. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Herr seinem Neger den Auftrag gibt, sich selbst zu verkaufen und dieser setzt dann seinen Ehrgeiz darein, den möglich höchsten Kaufschilling zu erlangen. Dann hört man ihn sich selbst ausrufen als „den besten Bucra-Mann,“ indem er bittet, ihn zu kaufen und alle seine guten Eigenschaften mit dem Geschick und Eifer eines Auktionators herausstreicht. Der Preis eines guten Negersklaven wechselt zwischen 400 bis 1000 Dollars. Ein Mulatte, der als Thürsteher in einem Versteigerungssaale angestellt war, und als treu und nüchtern galt, wurde während meines Aufenthaltes in Charleston mit 1500 Dollars bezahlt; Dieß ist der höchste Preis, von dem ich gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Dieß war das letzte Auftreten Tekumseh's vor dem Kriege, die Aufregung unter der weißen Bevölkerung stieg, Versammlungen wurden gehalten, Vorstellungen und Resolutionen an die Föderalregierung gesendet, aber ehe diese noch an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten, erhielt der Gouverneur Harrison schon Vollmacht, wenn es nöthig sey, Angriffsoperationen zu beginnen, und Truppen zu denen, welche er schon befehligte, wurden zu seiner Verfügung gestellt. „Die Banditen unter dem Propheten,“ schreibt der Staatssekretär Hr. Eustis, „müssen angegriffen und besiegt werden, vorausgesetzt, daß eine solche Maßregel unumgänglich nothwendig ist.“ Der Gouverneur sandte indianische Botschafter ab, um die verschiedenen Stämme im Lager des Propheten aufzumuntern, in ihre Heimath zurückzukehren, die gestohlenen Pferde herauszugeben und alle Mörder der Justiz zu überliefern. Auf diese erste Botschaft erschien eine freundschaftliche Deputation von dem Propheten mit Friedensversicherungen; aber neue Räubereien wurden von Seiten seiner Anhänger fast um dieselbe Zeit begangen, und im Oktober unternahmen einige Häuptlinge des Delawaren-Stammes eine zweite Botschaft, stießen aber auf eine Gegenbotschaft des Propheten, welche eine kategorische Antwort auf die

verlangten, ob sie mit ihm gegen die Vereinigten Staaten auftreten wollten oder nicht. Die Delawaren zogen nichts destoweniger weiter, besuchten des Propheten Lager, und kehrten sodann zu dem schon auf dem Marsche befindlichen Gouverneur Harrison zurück, mit dem Berichte, daß sie mißhandelt, insultirt und endlich mit verachtungsvollen Worten gegen sie selbst und den Gouverneur entlassen worden seyen. Vier und zwanzig Miamis unternahmen sodann die undankbare Arbeit einer dritten Mission; sie schienen besser behandelt worden zu seyn, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich entschlossen, den Tomahawk gegen die, welche sie gesendet hatten, zu erheben; jedenfalls ersparten sich diese dienstbeflissenen Diplomaten die Mühe der Rückkehr.

Der Gouverneur drang in das von dem Propheten besetzte, von den Vereinigten Staaten aber in Anspruch genommene Gebiet ein, und lagerte sich in der Nacht des sechsten Novembers in der Nähe der Streitmacht des Propheten. Ein Waffenstillstand wurde verabredet, bis am andern Tage eine Konferenz statt finden könne. Ob der Prophet, wie er versicherte, friedliche Vorschläge an den Gouverneur sandte, welche ihn zufällig verfehlten, oder ob er zwar Feindseligkeiten zu vermeiden wünschte, aber sich genöthigt sah, sie zu beginnen, mag unerörtert bleiben. Seine Krieger zwischen 6 und 800 Mann stark, machten am 7 früh Morgens einen heftigen Angriff auf die Amerikaner, und eines der wüthendsten Gefechte erfolgte, die man in der Geschichte der indianischen Kriege kennt. *) „Nur die Vorsicht, in Schlachtordnung zu kampiren, sagt Ramsay in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten, und die besonnene Festigkeit der Offiziere retteten die amerikanischen Truppen von einer völligen Niederlage. Der erste Sturm fiel zuerst auf eine Kompagnie regulärer Infanterie unter Kapitän Barton und auf Kapitän Geigers berittene Schützen, welche den linken Flügel der zweiten Linie bildeten. Einige Indianer durchbrachen die Linie und drangen bis ins Lager, wo sie getödtet wurden. Die so plötzlich und so heftig angegriffenen Kompagnien wurden in möglichster Schnelle verstärkt. Ein heftiges Feuer eröffnete sich nun auf dem linken Flügel der ersten Linie gegen drei reguläre Kompagnien. Ein Major Davies erhielt Befehl mit der Kavallerie anzugreifen, um die Indianer, welche wenige Schritte vor der Fronte sich in Masse zeigten, zu durchbrechen. Der Angriff mißlang, der Major erhielt eine tödtliche Wunde, und seine Leute wurden zurückgetrieben, worauf eine Kompagnie Infanterie mit aufgepflanzten Bajonnetten angriff und den Feind verjagte. Nun lösten sich die Indianer in lauter Plänkler auf, und umgaben fast die ganze Stellung der Amerikaner; mehrere Offiziere fielen todt oder tödtlich verwundet, und nur mit Mühe behaupteten die Truppen ihre Posten bis zu Tagesanbruch, wo die reguläre Reiterei einen wüthenden Angriff auf die Indianer machte und sie zurücktrieb. Dieß war das Signal ihrer Niederlage. Die Infanterie drang nach, und die berittenen Schützen verfolgten die Fliehenden, welche 40 Todte auf dem Schlachtfelde ließen, ein Zeichen, daß sie sich für besiegt erkannten. Am andern Tage jedoch wurden noch mehr Todte gefunden, und man schätzt den Verlust der Indianer auf 150 Mann sowohl Verwundete als Todte. Die Amerikaner selbst geben ihren Verlust auf 4 todte und 9 verwundete Offiziere, an Unteroffizieren und Gemeinen auf 33 Todte und 117 Verwundete an. Gouverneur Harrison plünderte und verbrannte die Stadt des Propheten, aus der er den geschlagenen Feind zu fliehen nöthigte, und zog sodann seine Truppen wieder in das angebaute Land zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zahl der amerikanischen Truppen ist nicht angegeben, wohl aber die Aufstellung; rechnet man nun für das Bataillon nur 500 Mann, für die Kompagnie nur 100, so waren sie 1000 Mann reguläre Infanterie und 150 Dragoner, 700 Milizen, 250 reitende Schützen, jedenfalls also mehr als doppelt so stark.

Die russische Literatur.

(Fortsetzung und Schluß.)

Drei Männer, welche die russische Literatur, deren große Meister sie waren, auf eine glänzende Stufe erhoben, gehören ebenfalls jener Periode an: Fürst Antiochus Kantemir (1709 — 1744), Sohn eines Hospodars der Moldau, und russischer Gesandter zu London und Paris, war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, der sich ohne Zweifel mit Ruhm bedeckt haben würde, hätte nicht ein frühzeitiger Tod seine ehrenvolle Laufbahn abgekürzt. Außer einer Menge von Uebersetzungen hinterließ er mehrere Oden, Fabeln und besonders Satyren, die ihn auf gleiche Stufe mit Horaz und Boileau stellen. Dieß war ein glänzender Anfang; allein nicht in den goldenen Hallen der Paläste, sondern unter dem niedern Dach einer Bauernhütte sollte der Schöpfer der russischen Poesie und Prosa geboren werden. Michel Wassiliewitsch Lomonossof (1711 — 1765) wurde dadurch, daß er die Sprache wieder zu jener Reinheit zurückführte, von der sie sich durch allzu sklavische Nachahmung fremder Muster entfernt hatte, durch Herausgabe einer Grammatik und einer Abhandlung über Beredsamkeit, durch Feststellung von Regeln für den Versbau und endlich dadurch, daß er seinen Landsleuten Muster, sowohl eines einfachen, korrekten, zierlichen Styls, als auch der schönsten Verse jeder Dichtungsart, vom Heldengedicht bis zur Idylle, gab, der Vater der russischen Literatur. Seine Gelehrsamkeit war für die Zeit, in der er lebte, unermeßlich, und seine Ode an den Frieden, so wie seine Uebersetzung der Psalmen Davids werden mit Recht bewundert.

Sumarokof (1718 — 1777) versuchte sich ebenfalls in mehreren Zweigen der Dichtkunst; allein dem Trauerspiel verdankt er seinen Ruhm, und mit Recht nennt man ihn den Vater des russischen Drama's. Zwar sind lange vor ihm dramatisirte biblische Geschichten, so wie deutsche und italienische Stücke auf dem Theater von Petersburg aufgeführt worden; allein bis zu seinem Erscheinen hatte man kein einziges Nationallust- oder Trauerspiel. Man kann daher denken, welches Aufsehen die erste Darstellung seines „Khoref“ auf einem Privattheater im Jahre 1750 erregte. Fedor Wolkof (1729 — 1764), Sohn eines Kaufmanns und Direktor der ersten russischen Schauspielergesellschaft, brachte dieses Schauspiel, zu dessen glänzendem Erfolge sein eigenes ausgezeichnetes Talent für die Darstellung nicht wenig beitrug, zur Aufführung. Die Kaiserin Elisabeth ließ Wolkof und seine Gesellschaft an den Hof kommen, um das Trauerspiel vor ihr aufzuführen, und war von der Darstellung so entzückt, daß sie ein Hoftheater errichtete, bei dem der Dichter als Direktor und Wolkof als erster Schauspieler angestellt wurden. Beide brachten nun nach und nach Hamlet, Sinaf und Truvor, den falschen Demetrius, Zemira und andere Tragödien nebst einigen Lustspielen Sumarokofs auf die Bühne, von denen man die besten aus Papadopulos französischer Uebersetzung kennen lernen kann. Ihm folgten Michel Matwejewitsch Tscheraschof, Nicolai Nikititsch Popofsky, Petrof und Trediakofski; der erstere (1733 bis 1807) zog lange Zeit, durch zwei epische Gedichte, die Rossiade und Wladimir und sein Trauerspiel Pojarskoi, die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich, überlebte aber seinen Ruhm. Popofsky, der Uebersetzer von Popes Versuch über den Menschen, starb sehr jung; Petrof (1736 — 1799) ist durch seine Uebersetzung der Aeneide, und seine Oden berühmt, und Trediakofski leistete der Nationalliteratur durch seine Uebersetzungen, und die Einführung des griechischen und römischen Sylbenmaßes wesentliche Dienste. Sein Telemach in Versen, ist indeß eine mißlungene Arbeit.

Waren die Regierungen Elisabeths und Anna's durch die ersten Schritte, welche die Literatur unter ihrem kaiserlichen Schutz aus dem Zustande der Kindheit that, und durch manches geniale Werk bezeichnet, so gelangte sie dagegen unter der großen Katharina zu ihrer vollen Reife. Eine Menge von Schriftstellern verherrlichten jene Epoche, und die Kaiserin, freigebig das Talent unterstützend, sah ihre Bemühungen durch den Ruhm ihres Landes gekrönt, dessen Glanz auf sie selbst zurückstrahlte. Unter ihrer Regierung erschienen die Geschichten Rußlands vom Fürsten

Khilkof und Tatischtschef; um ihrer kaiserlichen Herrin zu gefallen, verfaßten Fürst Catscherbatof, Boltine und Golikof die übrigen, kurz Katharina war es, die eine Menge von Dichtern befeuerte, deren Werke noch immer mit Bewunderung gelesen werden. Ihrer Regierung gehören noch an: Kostrof (1796), Verfasser einer Uebersetzung der Iliade in Alexandrinern und ossianischer Gedichte. Hippolit Bogdanowitsch (1743 — 1803), berühmt durch sein Gedicht Duschenka (Psyche), das in ganz Rußland ein außerordentliches Aufsehen erregte; es erlebte rasch nach einander mehrere Auflagen, und man wird nicht leicht einen Russen finden, der lesen kann, und nicht ganze Stellen der Duschenka auswendig zu sagen wüßte. Khemnister, dessen Fabeln (selbst seit dem Erscheinen derer von Krylof-Ablessimof, Verfasser des ersten nationalen Vaudevilles „Malnik" [der Müller], eine treue Skizze der Volkssitten) noch immer mit Vergnügen gelesen werden. Denis von Wessine, der eine Reihe höchst anmuthig geschriebener Volkserzählungen, und zwei Lustspiele, „das geraubte Kind" und den „Brigadier" herausgab, die ihn weit über Sumarokof stellen. Gabriel Dertschavine (1743 — 1816), vorzugsweise der russische Dichter genannt, gehört ebenfalls noch der Regierung der großen Katharina an, obschon er auch unter Alexander blühte. Selbst die höchsten Staatsämter waren nicht vermögend ihn den Musen zu entziehen, an die die Natur selbst ihn gewiesen zu haben schien, da sie ihn mit einer originellen und unerschöpflichen Einbildungskraft ausstattete. Seine berühmte Ode an die Gottheit (Oda Bog), die ins Japanische und Chinesische übersetzt wurde, athmet, wie der Uebersetzer sehr treffend bemerkt, einen hohen, erhabenen, von Gott eingehauchten Geist, ist mit einer feurigen Feder geschrieben, und strahlt gleich dem Glanze des Himmels.

Noch ausgezeichneter war die Regierung Alexanders; die Zahl der Schriftsteller vermehrte sich, und Rußland fand endlich seinen Barden und seinen Geschichtschreiber. Wladislaw Oserof (1770 — 1816) eröffnete der dramatischen Kunst in Rußland, durch seine Tragödien Dimitri Donskoi in fünf, und Fingal in drei Akten, neue Quellen. Ihm an die Seite kann Kriukofski gestellt werden, dessen Trauerspiel in Versen „Pojarskoi" eine der schönsten Zierden der russischen Bühne ist. Wassili Kopinefki (1756 — 1825), der seinen Ruf mehr dem Erfolg seines Lustspiels „Jabeda," als seinem Trauerspiel Antigonus und einer Sammlung lyrischer Gedichte dankte, die im Jahre 1806 in Petersburg erschienen. Endlich noch Fürst Schakhofskoi, außer seinem „Pelzraub," ein satyrisches Heldengedicht von seltener Schönheit, auch noch Verfasser mehrerer Trauerspiele, Opern, Lustspiele und Vaudevilles.

In lyrischer Poesie zeichneten sich ebenfalls mehrere Dichter vorzüglich aus. Nikolaus Karamsin (1756 — 1826) erwarb sich in seiner Jugend schon durch seine lyrischen Gedichte einen ausgezeichneten Ruf; als Geschichtschreiber aber machte er seinen Namen unsterblich, und gewann einen entschiedenen Einfluß auf die russische Prosa. Wassili Jankofskoi, geboren im Jahr 1785, dem jetzt die Erziehung des Erbprinzen anvertraut ist, hat mehrere nationale Stoffe, mit dem größten Erfolg behandelt. Sein „Sänger im Lager russischer Krieger," geschrieben am Vorabend der Schlacht von Valontina, ist ohne Zweifel eines der volksthümlichsten unter den neuern russischen Gedichten. Es athmet durchaus einen kriegerischen Geist und glühende Vaterlandsliebe, die zu dem Herzen des russischen Soldaten sprechen. Seine Uebersetzungen Schillers sind des höchsten Lobes würdig. Konstantin Bolinschkof und Alexander Woieikof, der erstere bekannt durch seine Elegie an Tasso, der zweite aber Uebersetzer der Gärten Delilles und des Georgikons in Hexametern.

In epischer Poesie besitzt Rußland gegenwärtig drei Dichter, die es verdienen die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln. Nikolaus Gneditsch hat durch seine Uebersetzung der Iliade in Hexametern, die von Kostrof in den Schatten gestellt. Auch in andern Arten der Dichtkunst versuchte er sich mit Glück; seine Idylle vom Fischer verdient eben so vieles Lob als seine Uebersetzungen von Shakespeare's König Lear und von Voltaires Tankred. Iwan Koslof, der Byron Rußlands, dessen Gedichte die glühendste Liebe athmen. Sein „Mönch" verräth ein ausgezeichnetes Talent und in seine Uebersetzung der „Braut von Abydos," die diesem folgte, hat er allen Geist und alle Schönheiten des Originals übertragen. Alexander Puschkin, jetzt der Lieblingsschriftsteller des russischen Publikums, würde auf einer noch höhern Stufe stehen, wenn er seine lebendige Einbildungskraft durch Nachdenken und Studium in Schranken zu halten wüßte. Sein erstes Werk war „Ruslan und Ludmilla" ein komisches Heldengedicht, zu dem er den Stoff aus den alten fabelhaften Sagen vom Hofe Wladimirs des Großen geschöpft hatte. Dieser Dichter ist jetzt kaum 30 Jahre alt, und die Ungebundenheit seines Charakters kommt ganz der seines Genies gleich.

Die Russen haben ein außerordentliches Talent für eine Dichtungsart, in welcher ihre Poesie viel mannichfachere Schätze besitzt als die irgend einer Nation. In Khemnister, Dimitrief, und besonders in Krylof würde selbst Lafontaine, wenn er noch lebte, würdige Nebenbuhler erkennen. Unter allen Schriftstellern neuerer Zeit muß aber die Palme Karamsin zuerkannt werden, dem zweiten Wiederhersteller der russischen Sprache. Seine Briefe eines russischen Reisenden haben einen mächtigen Einfluß auf die Studien seiner Zeitgenossen geübt, und seine Aufsätze im Merkur und andern Journalen viel dazu beigetragen, ihren Geschmack zu bilden und ihre Forschungen zu leiten. Seine Geschichte des russischen Reichs, an deren Vollendung der Tod ihn hinderte, ist ein unsterbliches Werk, in dem die Sprache auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit erscheint. Das Verdienst Alexander Schischkofs (1750), Präsidenten der russischen Akademie und Ministers des öffentlichen Unterrichts, ist zwar nicht so glänzend, aber dennoch nicht weniger wesentlich. Seine Abhandlung über den alten und neuen Styl hat bedeutend beigetragen, den Geschmack zu reinigen, und durch die Etymologie, der er einen großen Theil seines Lebens widmete, auch die Sprache zu verbessern. Ihm an die Seite kann man Thaddäus Bulgarin, den Walter Scott des Nordens stellen; er ward zuerst durch einige Aufsätze bekannt, die er im Vereine mit Gretsch, einem ausgezeichneten Schriftsteller, in ein Journal rücken ließ.

Die Geistlichkeit die vormals im ausschließenden Besitz der Wissenschaften war, spielt jetzt nur eine untergeordnete Rolle, doch gibt es noch ausgezeichnete Männer unter ihr, deren Talente den literarischen Ruhm ihres Vaterlandes vermehren halfen.

Zum Schlusse noch einige Worte über die russische Sprache. Sie gehört der großen Familie der slavonischen Sprachen an, die vom adriatischen Meere bis zu den Küsten von Nordamerika gesprochen werden. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Vorzeit, aber ihre Vorzüge sind mannichfach und werthvoll. Biegsam, wohllautend, erhaben, reich an Reimen und Zusammensetzungen, besitzt sie alle Erfordernisse zur Dichtkunst, und kann leicht jeder Versart angepaßt werden. Sie könnte in der That, wegen der besondern Zierlichkeit ihrer Diktion, eben so wohl die Sprache des Hofes seyn, als ihre Reichhaltigkeit und günstige Konstruktion sie für Philosophie und schöne Wissenschaften eignen. Die russische Akademie hat zwei Wörterbücher herausgegeben, ein etymologisches und alphabetisches; das letztere besteht aus sechs Bänden.

Die intellektuellen Hülfsquellen Rußlands sind im Vergleich mit denen anderer Staaten unstreitig nur gering, indeß steht dieses nordische Reich, das die langen Erfahrungen anderer, weiter vorgeschrittener Staaten zu benützen wußte, auf einer höhern Stufe der Kultur als man gewöhnlich glaubt. So finden wir in Petersburg, Moskau, Riga und Odessa die Künste, Wissenschaften, die Industrie und den Luxus der verschiedenen europäischen Länder, deren kostbarste Erzeugnisse sogar auch in Asien auf den Messen von Orenburg, Astrachan und Nischnei Novogrod feil geboten werden. — Wenn man aber auch sagen kann, daß die beiden Hauptstädte des Reichs auf gleicher Stufe mit dem Zeitgeist stehen, so muß man dagegen bekennen, daß die Civilisation auf sehr ungleichmäßige Weise über dieses große Land verbreitet ist, denn man findet sie in allen Abstufungen, von der feinen Geschliffenheit des Hofs bis zur absolutesten Barbarei in den tatarischen Steppen. Zieht man indeß die schnellen Fortschritte in Erwägung, die Rußland in so kurzer Zeit gethan hat, so lassen sich von diesem Land und für Europa bessere Hoffnungen fassen, als man, nach seiner Lage unter der jetzigen Regierung, zu hegen berechtigt seyn sollte. Theilte das Volk die Gesinnungen der Regierung, so wäre der Stern der polnischen Unabhängigkeit für immer untergegangen, so aber ist er es vielleicht nur auf kurze Zeit. Die Freiheit wächst mit der Aufklärung empor, und auch Rußland wird einst ernten was Literatur und Erziehung unter dem Volke ausgesäet haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 268. 24 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Wenn ich hier schon eines Vorfalles erwähne, der sich erst bei meiner später erfolgten Abreise ereignete, so geschieht es nicht sowohl seiner Merkwürdigkeit halber, als weil er zum Belege dienen kann, zu welchem Grade von Stumpfsinn die Sklaverei den Menschen zu entwürdigen vermag, so daß er zuletzt selbst zu einer thierischen Gleichgültigkeit gegen das Gefühl der Selbsterhaltung herabsinkt. Ich wollte auf einem Schiffe, das vier Meilen von der Stadt vor Anker lag und auf günstigen Wind wartete, nach England gehen. Obgleich ich meine Einschiffung mit möglichster Eile betrieb, so konnte ich, von Geschäften gehindert, doch erst gegen Abend mich nach dem Ankerplatze bringen lassen und miethete dazu ein Boot, das mit zwei Negern und einem Mulatten bemannt war. Es zeigte sich bald, daß das Boot auf eine Besorgen erregende Art leck war, und während der Mulatte steuerte, mußten die beiden Schwarzen in Einem fort das Wasser ausschöpfen. Es war ein warmer dunkler Abend und die Luft schwül und drückend. Aus den Fenstern der hochgelegenen Häuser des Stadttheiles, der die Batterie genannt wird und eine weite Aussicht über die Bay gewährt, flimmerten Lichter, während gegenüber an dem Ufer von Sullivans-Eiland die Glühwürmer wie Funken sprühten. Die Stille wurde nur durch die tiefen Glockenklänge unterbrochen, die von den Thürmen der St. Michaels Kirche vom Ufer aus uns nachtönten. Der Wind war stark genug, uns rasch vorwärts zu treiben; allein ein mehr mit Wind und Wogen vertrauter Mensch als ich würde den nahen Ausbruch eines Sturmes zuverlässig vorausgesehen haben. Die Neger selbst arbeiteten nur höchst saumselig und fielen zuletzt in Schlaf. Der Mulatte am Steuer, der allein die Richtung kannte, wo unser Schiff lag, war etwas betrunken, und nahm die Lichter am Ufer für die Schiffslaternen. Indem wir so in der Irre umherfuhren, begann der Wind sich zu heben und das Boot füllte sich reißend schnell mit Wasser. Die Hitze einer dumpfig schwülen Nacht von Carolina hatte auch auf mich betäubend gewirkt, und ich war in eine Art von Schlummer verfallen, und träumte halbwach ferne Erinnerungen wieder, ohne sogleich die Gefahr unserer Lage zu bemerken. Nun aber versuchte ich schnell die Schläfer zu wecken, und den Steuermann an seine Pflicht zu erinnern — allein vergebene Mühe! Sie hielten das Ertrinken für eine unbedeutende Sache und die Rettung ihres Lebens keiner sonderlichen Mühe werth. Anfangs versuchte ich sie mit weidlichen Faust- und Rippenstößen zu ermuntern: aber vergeblich; sie antworteten in ihrer Schlaftrunkenheit lachend: „Hi, Hi, Hi, Massa, wir seyn guter Ding". Endlich fand ich im Boot ein zwei Fuß langes Brett, mit dem ich ihre Rücken und Beine so lange bearbeitete, bis sie völlig wach geworden waren, und so zwang ich sie, für ihre und meine Rettung Hand anzulegen. Nach einer höchst gefahrvollen Fahrt von vier Stunden langten wir endlich bei dem Schiffe an; nie aber werde ich die furchtbare Angst vergessen, die sich meiner bemächtigte, als ich eine Zeit lang verzweifelte, die Sklaven aus ihrem viehischen Schlafe aufwecken zu können. Seltsam mag es erscheinen, daß vorzüglich der Gedanke, mit zwei Negern und einem Mulatten in der Nähe eines befreundeten Schiffes, nach so vielen glücklich bestandenen Gefahren und Mühseligkeiten, ertrinken zu müssen, mir in meiner Verzweiflung alle Energie wieder gab. Nur wer längere Zeit unter dieser versunkenen Menschenrace gelebt hat, wird dieses Gefühl begreifen, wiewohl man es, eben so wenig als ich selbst, bewundern oder rechtfertigen wird.

Die niedergelegenen Gegenden von Süd-Carolina sind den Sommer und Herbst über durch eine höchst giftige und der Gesundheit schädliche Malaria verpestet, die, wie man sagt, aus dem umgerodeten Boden der Wälder aufsteigt, den man nicht genugsam mit Abzugsgräben versehen hat. Der Bezirk in der Nachbarschaft von Charleston war in früheren Zeiten dicht mit Waldungen bewachsen, und manche schöne und reiche Wohnung erhob sich mitten in den Pinienforsten. Mehrere derselben stehen noch, aber verödet und halb verfallen. Einige Neger und ein schmutziger Hausmeister sind gewöhnlich ihre einzigen Insassen, selbst den Winter über, wo der Aufenthalt in den Niederungen bei weitem nicht so gefährlich ist; denn die Einkünfte der Eigenthümer sind so zusammengeschmolzen, daß nur die wenigsten zugleich eine Wohnung in der Stadt und auf dem Lande bestreiten können. Die prachtvollen Alleen von Eichen, Ulmen und Platanen, die zu den Thoren dieser Paläste führten, sind von Moos, Schlingpflanzen und Brombeergesträuchen umwuchert und erstickt; ihre verschrumpften und erblaßten Blätter sammelt man, um damit Matratzen, Stühle u. s. w. auszupolstern. Die dumpfe und feuchte Luft dieser Gegenden scheint nicht, gleich der römischen Malaria, den Pflanzenwuchs zu begünstigen, sondern

ihn zu ertödten. Die Magnolia allein wächst hier zu einer erstaunlichen Größe und unvergleichlichen Schönheit auf und bietet einen erfreulichen Kontrast mit der trübseligen Verödung, die rings umher die verwilderte Gegend beherrscht. Die verwelkten und abgebleichten Blätter der eben erwähnten Bäume sind Beweises genug für die Einwirkung einer höchst giftigen Luft, und der Fremde, der es wagen würde, sich ihr eine Nacht auszusetzen, würde kaum so lange leben, um die Geschichte seiner Fahrten zu Hause wieder zu erzählen. Ich kann keine medizinische Beschreibung dieses Landfiebers geben, wie man es zum Unterschied von der andern Geißel nennt, von der die südlichen Staaten heimgesucht werden — dem gelben Fieber; nur so viel weiß ich zu sagen, daß es ein Fieber ist, das, mit Uebelkeit und Erbrechen verbunden, dem Kranken in kurzer Zeit das Aussehen einer Leiche gibt, und das den Wenigen, die so glücklich waren, seine Anfälle zu überstehen, auf ihre übrige Lebenszeit eine stäte Kränklichkeit und Schwäche zurückläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Tekumseh war, als die Schlacht vorfiel, abwesend, wahrscheinlich im Süden, und erstaunte bei seiner bald darauf erfolgten Rückkehr vermuthlich nicht wenig über das Benehmen seines Bruders, der von nun an viel von seinem Einflusse verlor, während Tekumseh unabhängiger und offener handelte. Ob er schon früher ein besonderes Verständniß mit den Engländern unterhalten, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben; sein späteres Benehmen aber liegt offen da. Er schlug dem Gouverneur Harrison vor, die beabsichtigte Reise nach Washington zu machen; da aber dieser erklärte, daß er in der Eigenschaft, welche er einem Rang angemessen erachte, nicht dahin gehen könne, so wurde der Gedanke aufgegeben, und er erkannte die Nothwendigkeit, daß der Kampf entscheiden müsse. Hieraus folgte nun, was auch früher seine Stimmung gegen die britischen Behörden gewesen seyn mochte, ganz natürlich, daß er jede Gelegenheit ergreifen müsse, um sich einer Unterstützung zu versichern. Im Julius 1812 schrieb Kapitän Wells aus dem Fort Wayne an den Gouverneur Harrison, Tekumseh habe kürzlich dieses Fort passirt, auf dem Wege nach Malden, wo er von der brittischen Regierung 12 Pferdsladungen Munition in Empfang nehmen werde. Bald darauf stieß er offen zu seinen Alliirten, wurde Brigadegeneral Sr. großbritannischen Majestät, und leistete unzweifelhaft die wesentlichsten Dienste, besonders dadurch, daß er die indianische Streitmacht zusammenbrachte und zusammenhielt. Der Krieg begann. Die Amerikaner gingen zuerst von Detroit aus ins canadische Gebiet; da sie aber versäumt hatten, das auf einer Insel gelegene Fort Michillimackinak, welches die Verbindung zwischen dem Huron- und Michigan-See beherrscht, zu verstärken,*) um dadurch die umwohnenden Indianer im Respekt zu erhalten, so erhoben sich diese zu neuen Feindseligkeiten gegen die Amerikaner, und schnitten ihnen mehrfach die Zufuhr ab. Uneinigkeit und Indisziplin herrschte in ihrem Lager. Ein Detaschement von 200 Mann wurde von 40 Engländern und 70 Indianern angegriffen und halb vernichtet. Ein zweiter Versuch der Amerikaner, ihre Kommunikation herzustellen, gelang besser; es wurden 600 Mann nebst einem Stücke Geschütz abgefertigt; Tekumseh griff ihn, unterstützt von einigen regulären britischen Truppen, an, wurde jedoch nach heftigem Kampfe zum Rückzuge genöthigt. Allein auch Dieß gereichte den Amerikanern nicht zum Vortheile, da das Fortbringen der zahlreichen Verwundeten alle Bewegungen erschwerte, und die Unschlüssigkeit und Thorheit *) des Oberbefehlshabers Alles wieder vernichtete. Am 14 August versammelte der englische General Brock 300 Mann regulärer Truppen, 400 Milizen und 600 Indianer unter Tekumseh bei Malden, und griff die noch über 2000 Mann starken Amerikaner am 16 bei Detroit an. Die Feigheit und Unfähigkeit des amerikanischen Generals ging so weit, daß er die Milizen und Freiwilligen, welche anfangs hinter Pallisaden aufgestellt muthigen Widerstand leisteten, zurückrief, und auf dem Fort ohne Grund **) die weiße Fahne aufsteckte, und dasselbe mit allen Truppen unter seinen Befehlen übergab. Tekumseh hatte zu dem Erfolge dieses Feldzuges wohl verhältnißmäßig das Meiste durch Abschneiden der Zufuhr und durch unaufhörliche Angriffe auf alle Detaschements beigetragen.

Der Ausgang dieses Feldzuges erregte in den Vereinigten Staaten nicht wenig Entrüstung und Unruhe. Allenthalben bot man wieder die Miliz auf, und der Gouverneur des Gebiets Indiana, William Harrison, der sich durch die Schlacht bei Tippecanoe in den westlichen Staaten einen Namen erworben hatte, und mit den indianischen Verhältnissen durch lange Bekanntschaft völlig vertraut war, wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 8 September desselben Jahres kam er bei dem Flusse St. Mary an, wo Major Johnson mit einem Korps berittener Freiwilligen zu ihm stieß, wodurch seine Truppenzahl auf 2200 Mann stieg. Er brach sogleich nach dem Fort Wayne ***) auf, das die Indianer seit mehreren Tagen belagerten, die Belagerung aber beim Anzug der an Zahl sehr überlegenen Amerikaner aufhoben. Diese kamen am 12ten bei Fort Wayne an, und beschlossen nun, die Dörfer der Indianer zu verwüsten; diese hatten aber die umliegenden Niederlassungen verlassen, so daß die Amerikaner ihre Rache nur an den

---

*) Es befanden sich nur 57 Mann darin, die sich bei der ersten Aufforderung ergeben mußten.

*) Wie weit diese ging, davon ein Beispiel. Kapitän Heald, welcher sich mit 70 Mann und etwa 50 befreundeten Indianern in Chicago, einem Fort an der Südwestspitze des Michigan-See's, befand, erhielt Befehl, zum Hauptkorps bei Detroit zu stoßen. Er hatte einen Weg von wenigstens 70 deutschen Meilen durch Wälder und Sümpfe, in einem allenthalben von feindlichen Indianern durchschwärmten Lande zu machen. Er wurde auch in geringer Entfernung von dem Fort angegriffen, seine Schaar größtentheils niedergemacht, und nur Wenige retteten ihr Leben, indem sie sich auf Gnade und Ungnade an die Indianer ergaben.

**) Er wurde nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, von dem Präsidenten jedoch wegen seines Alters und seiner in der Revolution geleisteten Dienste begnadigt, aber kassirt.

***) Dieß liegt an der Mündung des St. Josephs-Flusses in den kleinen Miami.

leeren Hütten üben konnten. Ihre Armee vermehrte sich nun allmählich auf 5000 Mann, von denen 2000 unter General Winchester, 3000 unter Harrison standen, aber das Jahr verfloß, ohne daß irgend etwas von Bedeutung geschah, als daß die Niederlassungen einiger Indianerstämme niedergebrannt wurden. Mangel an Disciplin *), schlechtes Wetter und Uneinigkeit der Generale verhinderten Alles, und zu dem litten die Truppen den bittersten Mangel, so daß ein großer Theil der regulären Truppen aus Mangel an Kleidung umkam.

General Harrison ruhte während des Winters nicht, nahm am 10ten Januar des folgenden Jahrs ein Lager an den sogenannten Schnellströmungen (rapids) des Miami, und sandte von da am 17ten den Oberst Lewis mit 650 Mann an den Fluß Raisin, um die dortigen amerikanischen Niederlassungen zu decken. Dieß Detaschement wurde indeß bei Frenchtown von 400 Indianern und 100 kanadischen Ansiedlern angefallen, und litt bedeutend. In der Nacht des 20sten stieß General Winchester mit 500 Mann zu ihm, beide aber scheinen alle Vorsichtsmaßregeln vernachläßigt zu haben, so daß sie am 22sten Morgens von den verbündeten Engländern und Indianern überfallen und gänzlich geschlagen wurden; 290 fielen im Gefechte oder auf der Flucht, 580, darunter beide Anführer, wurden gefangen, und nur 33 entkamen ins Lager am Miami, um dort die Trauerbotschaft zu überbringen. Ob Tekumseh beim Treffen anwesend war, wird nicht angegeben, manche Umstände machen es jedoch wahrscheinlich, daß er hauptsächlich den Angriff leitete.

General Harrison zog sich auf diese Nachricht zurück, und nahm erst einige Tage später, als er Verstärkung an sich gezogen hatte, seine Stellung am Miami wieder ein, ließ solche jedoch möglichst befestigen und mit Pallisaden umgeben. Die also befestigte Stellung erhielt den Namen Fort Meigs nach dem Gouverneur von Ohio.

*) Keine Lebenmiliz kann eigensinniger gewesen seyn, als diese amerikanische. Wir wollen aus der History of the United States by D. Ramsay, continued to the Treaty of Ghent by S. S. Smith nur folgende Stelle aus der Geschichte eben dieses Feldzugs an der Nordwestgränze anführen: „Am 2ten Oktober waren 2000 Mann bei Vincennes versammelt, wo sie in 4 Regimenter gebildet, und unter den Befehl des Generalmajors Hopkins gestellt wurden. Am 10ten kam er bei Fort Harrison an, und am 14ten schlug er vor (denn bei der ganzen Expedition scheint kaum etwas wie ein Kommando oder Subordination existirt zu haben), etwas ihrer Bemühungen würdiges zu unternehmen, und die Städte der Kickapus und Pocaias zu zerstören. Die Entfernung war gering, die Schwierigkeit unbedeutend, und der Zweck verhältnißmäßig wichtig genug. Troz dessen war die Unzufriedenheit und die Insubordination unter diesem unordentlichen Haufen so groß, daß am 4ten Tage ein Major zu dem General vorritt, und ihm peremtorisch befahl, umzukehren, oder sein Bataillon marschire zurück. Die ganze Schaar schien derselben Gesinnung zu seyn, und ein Kriegsrath, den der General zusammenrief, war auch dieser Meinung. Vergebens bat der General die Truppen, ihm nur noch einen Tag zu gehorchen, vergebens stellte er sich selbst an die Spize des Zugs und befahl ihm zu folgen. Der Haufe wollte nun gar nichts mehr anhören, wandte die Pferde um, und marschirte zurück, der General hinter ihnen her.“ An der Ontario-Gränze ging es noch besser, dort ließen die Milizen ihre jenseits des Niagara, der dort die Gränze macht, fechtenden Kameraden im Stich, unter dem saubern Vorwand, die Constitution gebe ihnen das Recht, nicht außerhalb der Landesgränze verwendet zu werden. Inzwischen wurden ihre Kameraden theils niedergemacht, theils gefangen. Unter solchen Umständen ist das Mißlingen der meisten Kriegsunternehmungen der Amerikaner kein Wunder.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche der Kirgisen.

Die Kirgis-Kaisaken sind ein nomadischer Stamm, der die großen Flächen zwischen der Gränze des russischen Sibiriens, dem kaspischen Meere, dem Irtisch, dem See Balkasch und dem Syr Darja oder Jaxartes bewohnt. Dieser Stamm ist in drei große Horden abgetheilt, von denen die große zwischen 375,000 und 450,000, die mittlere fast eine Million, und die kleine ungefähr 900,000 Seelen zählt.

Hätte Rousseau einige Monate unter diesen Horden gelebt, und Gelegenheit gehabt, die Kirgisen, die in Unwissenheit, Rohheit, Trägheit und ungezügelten Leidenschaften so viele Aehnlichkeit mit seinem Naturmenschen haben, genau kennen zu lernen, so besäßen wir wahrscheinlich weder seine „Betrachtungen über die Ungleichheit des Menschengeschlechts,“ noch die „über die durch Wissenschaften verursachten Nachtheile,“ nebst so vielen schimmernden und sinnreichen Paradoxen, die sich in seinen Werken finden, noch auch das, was von den Anhängern und Widersachern des großen Mannes zu Vertheidigung oder Widerlegung seiner Sophismen geschrieben wurde. Thatsachen sind überzeugender als Theorien; kein Argument wäre stark genug gewesen, Rousseau zu dem Geständnisse seines Irrthums zu bewegen; allein ein Aufenthalt von einigen Monaten unter den Kirgisen und genaue Beobachtung ihrer Sitten und ihres Charakters hätten sicher genügt, ihn eines Andern zu belehren.

Die Kirgisen sind zwar keine Menschenfresser, man weiß kein Beispiel von Menschenopfern unter ihnen, sie finden kein Vergnügen daran, ihre Nebenmenschen zu tödten, oder sie der Gefahr Preis zu geben, von wilden Thieren zerrissen zu werden, ja sie haben sogar einige gute Eigenschaften, aber dennoch würde wohl kein civilisirter Europäer unter ihnen leben wollen; denn wer mit gesunden Sinnen möchte wohl das Loos von Menschen beneidenswerth finden, die weder sittliche Gefühle kennen, noch selbst mit den Mitteln bekannt sind, ihre physische Lage zu verbessern. In die tiefste Barbarei versenkt, sind die Kirgisen Allem abgeneigt, was ihrer ungestümen, wilden, leidenschaftlichen Gemüthsart Fesseln anlegt. Raub ist ihr eigentliches Element; sie kennen keine andern Gefühle, als solche, die aus Eigennuz entspringen, und wissen durchaus nichts von Gemeinsinn, dieser Quelle der erhabensten Tugenden, dieser wahren Grundlage allgemeiner und individueller Glückseligkeit.

Die Kirgisen kommen in Trägheit den Bewohnern des südlichen Asiens gleich. Um der Hize zu entgehen, verschlafen sie einen Theil des Sommers, und verlassen im Winter ihre Zelte nur selten, weil die Wege mit Schnee bedeckt sind. Da sie durchaus kein Gewerbe verstehen, nichts thun, als nach ihren Heerden sehen, und überdieß von ihren Weibern und Töchtern der Sorge für den Haushalt enthoben werden, so haben sie auch keine Veranlassung zu größerer Thätigkeit. Wenn man einen, oft nicht einmal wohlhabenden Kirgisen völlig unthätig, mit der ledernen Flasche voll Branntwein aus Stutenmilch zur Seite, ausgestreckt liegen sieht, so wird man an die Cyklopen in der Odyssee erinnert, die

Müßig, nicht säend und nicht erntend, leben
Von dem, was ihnen gute Götter geben.

Diese eingewurzelte Trägheit erzeugt bei den Kirgisen einen ungezügelten Hang zu Vergnügungen, zur Unmäßigkeit und eine Leidenschaft für Gelage, nebst einer ausschweifenden Neugierde. Sobald ein Fremder ein kirgisisches Aul oder Lager betritt, sammelt sich Alles um ihn, und bietet ihm statt Gastfreundschaft nur Neuigkeiten für die von ihm erfahrnen. Die Kirgisen sind größtentheils mürrisch, und lieben lärmende Vergnügungen nicht, was vielleicht den einförmigen, traurigen Steppen zuzuschreiben seyn dürfte, die sie bewohnen. Viele sind so sehr zur Melancholie geneigt, daß sie sich oft von aller Gesellschaft zurückziehen und mehrere Stunden in völliger Abgeschiedenheit zubringen. Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, in Allem was nicht unmittelbar ihr Interesse berührt, sind ebenfalls Züge, die sie mit allen im Naturzustande lebenden Stämmen gemein haben. Leichtgläubigkeit ist zwar dem Charakter der asiatischen Nationen, die unter Regierungen leben, die ihren Argwohn stets rege erhalten, im Ganzen genommen fremd; die Kirgisen hingegen sind um so weniger mißtrauisch, je weniger das Joch des Despotismus auf ihnen lastet. Merkwürdig ist indeß, daß sie mit Leichtgläubigkeit einen großen Hang zum Betruge verbinden, und ihn besonders gegen jene üben, die nicht Mohammedaner sind. Ihren Versprechungen ist deßhalb durchaus nicht zu trauen, besonders wenn sie mit der Absicht, oder in

der Hoffnung gegeben werden, etwas zu gewinnen. Haben sie einmal erlangt, was sie bezweckten, so denken sie nicht mehr an die Bedingungen, unter denen sie es erhielten, und es läßt sich daher leicht denken, daß ihnen bei diesem gänzlichen Mangel an Treu und Glauben, kein Vertrag, keine Uebereinkunft heilig ist. Man sollte glauben, daß Menschen, deren Bedürfnisse so beschränkt sind, die nichts von Luxus, und ihren Ueberfluß nicht zu verwenden wissen, gleichgültig gegen Gewinn und unbedeutenden Verlust seyn müßten; allein bei den Kirgisen zeigt sich gerade das Gegentheil, denn ihr Geiz und ihre Habsucht sind fast unglaublich. Die Theilung der geringfügigsten Gegenstände veranlaßt oft die ernstlichsten Streitigkeiten, und Personen, die als Gefangene unter den Kirgis-Kaisaken lebten, sagen einstimmig aus, daß sie, wenn sie eine Karawane plündern, bei der Theilung auch die unbedeutendsten Dinge in mehrere Stücke zerbrechen. Fällt z. B. eine Uhr in ihre Hände, so nimmt der Eine ein Rad, ein Anderer die Unruhe, ein Dritter die Zeiger oder die Feder u. s. w., und Jeder, der von einem Raubzug heimkehrt, muß dann noch seinen Antheil mit seinen Verwandten und Freunden theilen, so daß ihm für seine Beschwerde und Gefahr oft wenig genug übrig bleibt. Verschenkt oder verleiht ein Kirgise irgend etwas, so verlangt er sogleich immer den doppelten Werth entgegen, und gefällt ihm irgend etwas von dem Eigenthum seiner Verwandten oder Bekannten, so wird er nicht müde es mit der größten Unverschämtheit zu fordern.

Fragt man einen Kirgisen, zu welcher Religion er sich bekenne, so antwortet er gewöhnlich: „Ich weiß es nicht.“ Es ist auch in der That schwer zu bestimmen, ob sie Mohammedaner oder Heiden sind. Im Allgemeinen glauben die Kirgisen an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat; allein einige beten es nach den Glaubenssätzen des Korans an, andere vermischen den Islamism mit Ueberbleibseln des alten Götzendienstes, und noch Andere glauben nebst einer guten Gottheit, welche die Glückseligkeit des Menschengeschlechts befördert, und die sie Khudai *) nennen, auch noch an einen bösen Geist, Schaitan **) genannt, die Quelle alles Uebels. Die Kirgisen glauben überdieß noch an das Daseyn vieler Geister oder Genien und an Zauberer und Hexenmeister. Von allen diesen Religionen ist indeß der Islamismus die herrschende; und sind sie auch nicht so fanatisch als andere Muselmänner, so gelten ihnen doch alle, die den Propheten von Mekka nicht anerkennen, als Kafers oder Ungläubige, die sie ihrer Meinung nach, zu unterdrücken berechtigt sind, weßhalb sie es für ein heiliges, verdienstliches Werk halten, die Waffen gegen sie zu kehren. Sie üben dieses feindselige Vorurtheil nicht nur gegen Christen, gegen die Bekenner des Dalai Lama und gegen alle Andersgläubigen aus, sondern sie zählen auch, da sie Sunniten sind, die mohammedanischen Schiiten zu den Ungläubigen, ohne jedoch den eigentlichen Unterschied zwischen beiden Sekten genau angeben zu können. Vielweiberei ist eine von den Lehren des Korans, der die Kirgisen bereitwillig Folge leisten, wenn nämlich ihr Vermögen hinreicht, den durch den Gebrauch festgesetzten Kalym für ihre Weiber zu bezahlen. Fasten und Abwaschungen, die weisesten Vorschriften des Islam, werden nicht von ihnen beobachtet, da es ihnen zu beschwerlich ist, fünfmal des Tages zu beten; auch haben sie weder Moscheen noch eingeborne Mullahs. Ein bejahrter Mann liest wohl zuweilen einer um ihn her knienden Menge Gebete vor, allein größtentheils betet jeder Einzelne wann und wo es ihm genehm ist; Einige verrichten sogar durchaus keine religiösen Gebräuche. Der Islam wird unter ihnen nur von einigen Priestern, die von Khiva Bokhara und Turkestan aus zu ihnen kommen, und von den Mullahs aufrecht gehalten, die den Khans und Häuptlingen der Stämme von der russischen Regierung als Sekretäre beigegeben werden. Man wird schwerlich einen Kirgisen finden, der in Mekka gewesen wäre, da ihnen aber die Hauptstadt von Turkestan ein heiliger Ort ist, so gehen viele Kirgisen dorthin, um ihre Andacht an dem Grabe des heiligen Hadschi Ahmed zu verrichten, den sie besonders verehren. Sie hegen den Glauben, daß die Awlia oder Heiligen an jenen Orten sich aufhalten, wo ihre sterblichen Ueberreste beigesetzt sind, und daß ihre Seelen, wenn man sie anruft, auf die Gräber herabsteigen. So glauben sie auch, daß die Seelen anderer Sterblichen, je nach ihrem Wandel auf Erden, in Gesellschaft guter und böser Geister, die Sterne bewohnen, und auf die Erde herabkommen, wenn man sie in inbrünstigem Gebet anruft.

*) Das persische Khoda, Gott

**) Das arabische Schaitan, von dem hebräischen Satan.

Die Zauberer und Hexenmeister der Kirgisen sind in verschiedenen Klassen eingetheilt; die zahlreichste unter diesen ist die der Tschaurunschis, die aus dem Knochen eines Schafs wahrsagen, den sie vom Fleisch entblößen, und so lange dem Feuer aussetzen, bis er mehrere Risse bekömmt, aus denen sie dann das Vergangene und Zukünftige verkünden. Die Ramschis sind Wahrsager, deren Weissagungen sich auf die Farbe der Flamme von Schaffett gründet, das sie ins Feuer werfen; während es brennt, sagen sie Gebete her und rufen ihre dienstbaren Geister an. Die unterhaltendsten aber auch fürchterlichsten sind die Baksys, die beinahe den sibirischen Schamanen gleichen. Ihre Kleidung ist theils lang, wie die gewöhnlichen Röcke, theils kurz, besteht aber aus so zerrissenen Lumpen, daß ihr Anblick allein schon mächtig auf die Einbildungskraft der Zuschauer ihrer tragikomischen Künste wirkt, bei denen sie nicht immer auf eine und dieselbe Weise zu Werke gehen. Der Baksy, den Herr Lewshine sah, trat langsam, feierlich, mit niedergeschlagenen Augen und in Lumpen gekleidet, ins Zelt. Er ergriff ein Kobyz, eine Art schlecht gearbeiteter Geige, setzte sich auf einen Teppich und fing an zu singen und zu spielen; dann bewegte er sich langsamer hin und her und ging endlich in die mannichfaltigsten Körperverdrehungen über; seine Stimme erhob sich nach und nach immer stärker, und die Verdrehungen wurden immer rascher, häufiger und seltsamer. Er schlug um sich, bog sich, streckte sich aus, drehte und krümmte sich wie ein Besessener; sein Körper war mit Schweiß bedeckt, Schaum floß aus seinem Munde, und besudelte seine Lumpen. Dann warf er die Geige von sich, machte einen Luftsprung, überschlug sich, schüttelte heftig mit dem Kopf, stieß ein schellendes Geschrei aus, und fing an, die Geister zu beschwören, denen er bald mit der Hand winkte, bald die zurückwies, deren er nicht bedurfte. Als endlich seine Kräfte erschöpft, sein Gesicht bleich, und seine Augen mit Blut unterlaufen waren, warf er sich auf den Teppich, stieß ein wildes, fürchterliches Geschrei aus, ward dann ruhig, und streckte sich aus, wie ein Todter. Nach einigen Minuten stand er auf, blickte nach allen Seiten um sich, als wüßte er nicht wo er sey, sprach ein Gebet, und sagte nun, was ihm, seinem Vorgeben zufolge, in seiner Vision offenbart worden war.

Sieht man einen Kirgisen mit Antheil, zuweilen wohl auch mit Thränen in den Augen, der Erzählung irgend einer rührenden Begebenheit zuhören, bemerkt man, daß ihn nicht nur Kunstgegenstände oder edle Handlungen, sondern auch sogar schöne Redensarten zuweilen zu begeistern vermögen, so wird man allerdings zu glauben versucht, er sey gut und theilnehmend; allein dieser Glaube schwindet bald, wenn man seine Unempfindlichkeit gegen Unglück und gegen diejenigen seiner Landsleute sieht, die im Elend schmachten. Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und seine Achtung gegen Alte (ak Sakal oder weiße Bärte), sind noch die besten Züge seines Charakters und seine einzigen Tugenden, die einzigen Spuren von Herzensgüte, die man bei ihm findet. Diese Eigenschaften könnten allerdings gute Früchte tragen, würden sie nicht durch Unwissenheit, Rohheit und zügellose Ausschweifungen im Keim erstickt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 269. 25 September 1832.

Lord Byron.

Aus dem Tagbuche der Gräfin von Blessington geschildert.

Es war am 1sten April 1823, als ich Lord Byron zum ersten Male sah. Schon die ersten wenigen Augenblicke reichten hin, das Blid zu zerstören, das ich mir aus Porträts und Schilderungen, die ich früher gesehen und gelesen, von ihm entworfen hatte. Ich hatte mir ihn größer und von stolzerem und herrischerem Aeußern gedacht, und vergeblich sah ich mich nach der Heldengestalt um, mit der er von meiner Einbildungskraft ausgestattet worden war. Indeß besitzt er ein ungemein einnehmendes Aeußeres; sein Kopf ist sehr schön geformt und seine Stirne offen, hoch und edel; seine Augen sind grau und voll Ausdruck, eines ist jedoch sichtlich größer als das andere; die Nase ist groß und wohlgeformt, aber nur ein wenig zu dick, so daß sie sich im Profil besser ausnimmt als in der vollen Gesichtsbreite. Den merkwürdigsten Zug in diesem Gesichte bildet der Mund. Die Oberlippe ist von griechischer Kürze und die Mundwinkel senken sich abwärts; übrigens sind die Lippen voll und von sehr schönem Schnitte. Beim Sprechen werden seine Zähne sehr sichtbar; sie sind weiß und gleichmäßig; ich bemerkte, daß selbst in seinem Lächeln — und er lächelt häufig — in seinem Munde der Ausdruck einer bittern Verachtung liegt, der offenbar ihm von Natur aus eigen, und nicht, wie Einige glauben, bloß angenommen ist. Dieß stieß mir Anfangs besonders hart auf. Sein Kinn ist groß und hübsch geformt und gibt dem schönen Oval seines Gesichtes die Vollendung. Lord Byron ist sehr zart gebaut, so zwar, daß sein Aeußeres etwas Knabenhaftes hat; sein Gesicht ist von einer besonderen Blässe, doch nicht kränklich bleich, sondern von einem Teint, wie er dunkelhaarigen Personen eigen ist; sein Haar, welches sehr schnell grau zu werden anfängt, ist nämlich von einem tiefen Dunkelbraun und von Natur lockig; er pflegt es stark einzusalben, wodurch es noch dunkler erscheint. Sein Gesicht ist voll Ausdruck, der mit dem Gegenstande der Unterhaltung wechselt; je länger man dieses Antlitz betrachtet, desto mehr nimmt es für sich ein, und einen desto angenehmeren Eindruck läßt es zurück. Man könnte sagen, daß Melancholie der vorherrschende Charakter desselben sey, und ich beobachtete, daß so oft eine Bemerkung ein Lächeln auf seinen Mund rief, was oft der Fall war, da die Unterhaltung munter und lebendig war — dieses nur einen Augenblick um die Lippen spielte, die dann sogleich ihren ernsten Ausdruck wieder annahmen. Sein Ganzes verräth den Mann von Stand und Bildung, wiewohl dazu seine Toilette nicht eben viel beiträgt; sein Rock scheint sich noch von mehreren Jahren herzuschreiben, und ist viel zu weit für ihn, wie denn überhaupt alle seine Kleider den Anschein haben, als seyen sie schon fertig gekauft worden, so wenig sitzen sie ihm. In seinen Bewegungen ist etwas Linkisches, was offenbar von dem immerwährenden Gedanken an seine Lahmheit herkommt, die ihm sehr lästig zu seyn scheint; denn im Sitzen sucht er seinen Fuß zu verbergen, und im Gehen zwingt er sich zu einer nervigen Hastigkeit. Uebrigens ist seine Lahmheit und die Mißgestalt seines Fußes nur wenig bemerkbar, so daß ich bis auf diese Stunde noch nicht weiß, auf welchem Fuß er eigentlich hinkte. Seine Stimme und seine Betonung sind von einer besondern Anmuth, und obgleich der Klang der Stimme gewöhnlich eher leise als laut ist, so geht dem Ohre doch kein Wort verloren. Seine Manieren waren eben so verschieden von den mir zuvor gebildeten Vorstellungen, als seine Gestalt. Ich hatte einen ernsten, kalten, verschlossenen und stolzen Mann erwartet, jenen räthselhaften Menschen ähnlich, wie er sie in seinen Werken zu schildern liebt; allein nichts kann so verschieden davon seyn; denn wenn ich den auffallendsten Fehler Lord Byron's bezeichnen sollte, so würde ich sagen, daß er in einer gewissen Leichtfertigkeit und in einem gänzlichen Mangel jener natürlichen Selbstbeherrschung und Würde besteht, die einen Mann von Geburt und Erziehung bezeichnen sollen.

Albaro, das Dorf, in welchem die Casa Saluzzo gelegen ist, die Lord Byron bewohnte, liegt in der Nähe von Genua; dieser Wohnsitz besteht aus einem schönen alterthümlichen Schlosse, das eine weite Aussicht beherrschte, ein weitläufiges Gelaß hat, mit der Vorderseite in einen Hofraum und mit der Hinterseite in einen Garten blickt. Das Gemach, in welchem Lord Byron uns empfing, war groß und reich möblirt. Ein kleines Porträt von seiner Tochter Ada und ein Kupferstich, der ihn selbst darstellt, fielen mir ins Auge. Da er bemerkte, daß ich das seiner Tochter besonders ins Auge faßte, so nahm er es herab und schien sehr erfreut, als ich auf die unverkennliche Aehnlichkeit mit ihm aufmerksam machte. Indem er es in der Hand hielt, sagte er: „Man sagt mir, sie sey geistreich — ich hoffe es nicht; vor Allem aber hoffe ich nicht, daß sie eine poetische Natur ist; der Preis, den man für einen solchen Vorzug, wenn es anders ein Vorzug ist, bezahlen muß, ist von

der Art, daß ich den Himmel bitte, mein Kind möge damit verschont bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

In diesen tiefer gelegenen Gegenden werden die Sklaven häufig sehr unmenschlich behandelt. In welchen herabgewürdigten Verhältnissen auch ihre schwarzen Brüder in den Städten leben mögen, so ist ihr Loos doch in vielen Beziehungen weit beneidenswerther, als das der Feldneger. Das größte Unglück, das einem menschlichen Geschöpfe zustoßen kann, ist vielleicht, das Eigenthum eines kleinen Pflanzers oder Krämers im Innern der südlichen Staaten und in einiger Entfernung von einer etwas bedeutenderen Stadt zu werden. Der Herr ist gewöhnlich faul, unwissend und tyrannisch, und in diesem Verhältnisse haben auch seine Sklaven zu leiden. Freilich sagt man, daß auch die Neger dort stumpfsinnig, unbändig und unverbesserlich faul sind; allein wie wäre es anders möglich. Ich erinnere mich, daß eines Nachts ein Neger mit einer Fackel von Fichtenschleißen im Stalle leuchten sollte, während der Kutscher beschäftigt war, seine Pferde anzuschirren. Obgleich wiederholt ermahnt, die Fackel gerade aufrecht zu halten, fuhr er doch fort, sie gegen die Wand hin zu richten, die ohne Zweifel in wenigen Augenblicken in Brand gerathen seyn würde. Endlich ging dem Kutscher die Geduld aus; er ergriff den Neger bei den Haaren und stieß ihm das Gesicht mit furchtbarer Wuth wiederholt an einen vorspringenden Balken. Das Gesicht des armen Kerls war augenblicklich von Blut überströmt, indeß hielt er jetzt die Fackel gerade aufwärts. „So muß man mit den Negern umspringen," sagte der gefühllose Kutscher in brutalem Uebermuthe; und ich fand nachher, daß diese Art „mit ihnen umzuspringen" die vorherrschende in dem Innern der Niederungen war.

In jenen Bezirken jedoch, wo das Klima erträglicher ist und die Gutsherrschaften auf ihren Gütern leben, ist das Loos der Sklaven in materieller Beziehung weit besser. Ein Gentleman von Süd-Carolina, der Vermögen und Erziehung besitzt, ist mehr der gütige und nachsichtige Beschützer seiner Sklaven, als ihr roher Zuchtmeister. Eigenthümer aus dieser Klasse haben verschiedene wohlthätige Maßregeln für die Gesundheit und das Wohlergehen der schwarzen Menschen auf ihren Besitzungen getroffen. So fand ich einen Pflanzer, der seinem Verwalter alle Jahre am Christtage für jeden Neger, mit dem sich das Gut vermehrt hatte, ohne ihn zu kaufen, fünf Dollars bezahlte, wodurch er bewirkte, daß besser auf die Gesundheit der Schwarzen geachtet, und besonders auf schwangere Negerinnen und ihre Kinder sorgfältiger Rücksicht genommen wurde. Das häusliche Leben und die Sitten der Gutsbesitzer im Süden gleicht ziemlich dem der westindischen Grundeigenthümer; nur beschäftigen sich die Amerikaner mehr mit Politik, Jagden und Pferderennen. In Virginien besonders verwendet man große Sorgfalt auf Pferdezucht, und es gibt kaum ein Städtchen oder einen Flecken, wenn er nur zweitausend Einwohner zählt, die nicht ein wohl eingerichtetes Pferderennen besäßen. Die Gastfreundschaftlichkeit eines Pflanzers aus dem höhern Stande gegen Reisende von allen Nationen, die bei ihm aufgeführt sind, kennt keine Schranken; seine Wohnung, seine Hunde, Pferde, Neger, Flinten, Boote u. s. w., Alles steht dem Gast zu Gebote, so lange es ihm beliebt zu bleiben; kurz man wird nirgends so warme, freundschaftliche und gefällige Aufnahme finden. Dergleichen Pflanzer sind auch in europäischer Politik und Literatur wohl bewandert, und wenn gleich im Herzen republikanischen Prinzipien zugethan, haben sie doch zu viel Erziehung, um dem Ohr des Fremden mit den oberflächlichen Gemeinplätzen über die Mißbräuche des Königthums und den hochtrabenden Lobhudeleien amerikanischer Institutionen beschwerlich zu fallen. Nur Eine wunde Stelle gibt es, die man nicht bei ihnen berühren darf — die Abschaffung der Negersklaverei. Wie fest entschlossen man ist, diesen Fluch des Landes zu verewigen, kann aus den Gesetzen abgenommen werden, die in den letzt verflossenen Jahren von den südlichen Staaten, wo noch der abscheuliche Menschenhandel besteht, in Bezug auf die schwarze Bevölkerung gegeben wurden. Die Freilassung derselben ist, unter was immer auch für Umständen, mit der größten Strenge untersagt. Einen Neger lesen oder schreiben zu lehren, wird als ein Verbrechen bestraft. Jeder freie Schwarze, der sich in den Sklavenstaaten betreten läßt, wird zuerst ins Gefängniß geworfen, und dann, wenn er die Verpflegungskosten nicht bestreiten kann, verkauft. Selbst gegen Unterthanen fremder Staaten wird hierin keine Ausnahme gemacht, und obgleich die Union dieses Gesetz als dem Völkerrecht zuwider erklärte, indem es zugleich nur darauf berechnet sey, die Amerikaner mit auswärtigen Staaten in unangenehme Berührungen zu bringen, so besteht diese Verordnung doch noch immer in Kraft, und britische und andere Unterthanen wurden schon wiederholt ins Gefängniß geworfen und mußten unter dieser ungerechten Maßregel leiden. Man gibt sich alle erdenkliche Mühe, das Land von freien farbigen Menschen zu säubern; daher wird auch — was Jedem, der Dieß nicht weiß, ein unerklärlicher Widerspruch bleiben wird — von den südlichen Staaten die Gesellschaft zur Kolonisirung von Liberia, von der in diesen Blättern schon wiederholt die Rede war, auf alle mögliche Weise unterstützt und aufgemuntert; da sie sich wahrscheinlich den Philanthropen unendlich verbunden halten, die Amerika durch die Entfernung der freien Schwarzen von einer unerschöpflichen Quelle künftiger Unruhen und Verwirrungen befreien, die durch das gefährliche Beispiel der Freilassung der Neger in Nordamerika bei den südlichen Schwarzen hervorgebracht werden müßten. Menschlicher Scharfsinn hätte nichts erdenken können, was die Ketten der zurückgebliebenen Schwarzen fester und unzerbrechlicher zu schmieden im Stande wäre. Im Verlauf von wenigen Jahren wird sich in beiden Carolina's und Georgien nicht ein einziger freier Neger mehr vorfinden. Natürlich bleiben so alle Gründe, die man für die unveräußerlichen und ewigen Rechte des Menschen vorbringt, tauben Ohren gepredigt. Der Grundsatz, auf dem man hauptsächlich besteht, ist einfach der: Die Schwarzen müssen in äußerster Unwissenheit erhalten werden, oder wir sind verloren. Ueber alle andern Gegenstände kann man mit einem gebildeten Pflanzer in vergnüglicher und nützlicher Unterhaltung verkehren; wie man aber auf diesen hochwichtigen Punkt zu sprechen kommt, erregt man Erbitterung und Verdruß.

Amerika ist, meines Bedünkens, das einzige Land in der

Welt, wo man die gebildetsten und wohl unterrichtetsten Individuen ohne Ausnahme stets nur unter den höhern Ständen trifft. Diese Thatsache steht außer aller Frage, und leider muß man sagen, daß die einzige erträglich gute Gesellschaft in den südlichen Staaten nur unter den aristokratischen und reichen Pflanzern zu finden ist. So sehr ich geneigt bin, den Charakter der Amerikaner, wo immer es die Wahrheit erlaubt, in seiner vortheilhaftesten Färbung darzustellen, so kann ich doch von den mittlern und untern Ständen der südlichen Staaten wenig Vortheilhaftes sagen. Es ist ein rohes und sittenloses Volk, meist halb verwildert und selten gastfreundschaftlich. Auf einer Reise, von nahe an 1500 Stunden in Nord- und Süd-Karolina mußte ich im Ganzen für höchst elende Verpflegung und noch schlechtere Bedienung unerschwinglich bezahlen. Dieß war jedoch nicht immer der Fall, und insbesondere erinnere ich mich einer Gelegenheit, wo ich von einem der kleinern Pflanzer, der erst kurz zuvor zu einem beträchtlichen Vermögen gekommen war, und sich seiner Meinung nach ungemein geschmackvoll eingerichtet hatte, was er einem Fremden aus „der alten Welt" recht unter die Augen zu stellen brannte, sehr gastfreundlich aufgenommen und bewirthet. Ich war auf einer Reise nach Columbia begriffen und hielt an seinem Hause an, um mich nach der Entfernung von dieser hübschen kleinen Stadt zu erkundigen. Er stellte an mich unzählige Fragen über meine Reise u. s. w., und als ich erwähnte, daß ich diesen Tag bei einem großen Gutsbesitzer in seiner Nachbarschaft zu Mittag gespeist hatte, so fand er so viel Geschmack an meiner Gesellschaft, daß er in mich drang, die Nacht unter seinem Dache zuzubringen, worein ich endlich auch willigte, indem ich meine Weiterreise auf den andern Tag verschob. Ich wurde bald darauf der Frau vom Hause vorgestellt, in der ich zu meiner Ueberraschung ein sehr artiges und hübsches Weib fand. Sie saß nahe am Kamin des Hauptgemaches, das auf die Straße herausging, und war eben im Begriffe, ihrem Säuglinge die Brust zu reichen, worin sie sich durch meinen Eintritt keineswegs unterbrechen ließ. Der Fußboden dieses Zimmers war, gleich einer irländischen Stube, mit Lehm ausgeschlagen. Die Wände bestanden aus Holzblöcken, deren Fugen mit Moos und Thon ausgestopft waren. Statt der Fenster waren große Läden angebracht, und das einzige Geräthe, das nicht zu dieser armseligen Behausung paßte, bestand in einer schönen Wiege von Mahagoniholz, die mit feinem weißem Bettzeug gefüllt war. Mein Pferd wurde nach dem Stalle geführt, und es beleidigte fast meinen Wirth, daß ich selbst die Dienste eines Stallknechtes übernehmen wollte. Vier Neger waren beauftragt, dafür zu sorgen; allein ich hatte in diesem Punkte zu viel Erfahrung, um eines der schönsten Thiere von Süd-Carolina ihren Händen anzuvertrauen. Der Weg nach diesem Stalle schien absichtlich angelegt, um Menschen und Thieren die Beine zu brechen und bestand aus runden Hölzern, die mit schlüpfriger Thonerde bedeckt waren. Der Stall war kalt, dumpfig und voll Schmutz; nur das indianische Korn, das gefüttert wurde, war gut und das Heu grün und frisch, so daß mein Reisegefährte zwar kein behagliches Obdach, aber doch eine gute Mahlzeit fand. Bald nach meiner Ankunft im Hause begaben wir uns in das Eßzimmer, das aus einem kleinen engen Kämmerchen bestand, dessen Fußboden und Wände mit Brettern beschlagen waren. In der Mitte stand ein schöner Tisch von Mahagoni, der fast das ganze Gemach ausfüllte und gerade noch Raum für drei kleine Bänke ließ, die als Stühle dienten. Man sah weder Kamin, noch Teppiche, noch Vorhänge, noch sonst ein Hausgeräthe außer diesen Bänken und diesem Tische, der jedoch mit gebähetem Brod, Milchstrudeln, Kuchen aller Art, eingemachten Früchten, Melonen, Pfirsichen, gebackenen Hühnern, Schweinefleisch, Pöckelfleisch, Reiß und Schinken überfüllt war. Thee- und Kaffee-Kannen waren von Silber und das chinesische Porzellan sehr schön und kostbar. Die Löffel waren von Zinn, Messer und Gabel von Gußeisen. Die Baumwollenpreise und die Thaten des Generals Jackson bildeten die vorzüglichsten Gegenstände der Unterhaltung: mein Wirth versicherte mich, daß John Quintins Adam Henry Clay nicht das Wasser reiche, daß Rufus King wohl viel von Sklaverei schwätze, aber nicht so viel von der Natur der Neger verstehe, daß er selbst ein Freund von den Gentlemen aus der alten Welt sey, nur seyen ihm die „tölpischen Muskatennuß-Yankee-Hausirer" in den Tod zuwider, und endlich wollte er mit mir einen Kastorhut wetten, daß Herr Hugh Legaree von Charleston so beredt sey, wie Demosthenes, wobei er auf die letzte Sylbe dieses Wortes einen langgedehnten Nachdruck legte. Später fand ich heraus, daß er sich unter Demosthenes ein englisches Parlamentsmitglied dachte.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

1) The British Dominions in North-America. By Joseph Bouchette, Esq., Surveyor-General of Lower Canada etc. 2 vols. 4to. – 2) The Emigrant's Pocket Companion; containing what Emigration is, who should be Emigrants, where Emigrants should go; a Description of British Nord-America, especially the Canadas; and full Instructions to intending Emigrants. By Robert Mudie. 12mo. London, 1832.

Die britischen Besitzungen in Canada sind zu gut bekannt, als daß es hier einer geographischen Beschreibung derselben bedürfte. Sie sind von der Natur in ihrem Innern während der frostfreien Jahreszeit mit einer Wasserkommunikation begünstigt, die an Ausdehnung und Bequemlichkeit nicht ihres Gleichen hat, und die, selbst wenn mit dickem Eise bedeckt, noch Heerstraßen bietet, die eben so wohlfeil als bequem sind. Der Strom, der aus dem Obern- durch den Huron-See fließt, auf seinem Weg den Michigan mit Wasser versieht, durch die Seen Erie und Ontario strömt, und dann als ein bedeutender Fluß seinen Lauf durch Niedercanada bis in den atlantischen Ozean fortsetzt, bietet eine Wassermasse von einer Ausdehnung von ungefähr 2000 Meilen, die, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, die jedoch zu beseitigen wären, durchgängig selbst für schwer belastete Schiffe fahrbar ist. Bouchette gibt folgende Beschreibung vom Lac Superior:

„Der Lac Superior kann als die unerschöpfliche Quelle angesehen werden, aus der der St. Lorenz seit undenklichen Zeiten sein weites Bett füllt. Dieser unermeßliche See, dem kein Süßwassersee auf dem ganzen Erdball an Größe gleichkommt, liegt zwischen den Parallelen von 46° 25' und 49° 1' nördl. Br. und den Meridianen von 84° 54' und 92° 14' westl. Länge. Seine, auf einer krummen, durch den Mittelpunkt laufenden Linie gemessene Länge beträgt ungefähr 360 geographische Meilen; seine größte Breite 140 und sein Umfang, den Krümmungen der Küsten folgend, ungefähr 1500 Meilen. Sein Wasserspiegel liegt ungefähr 627 Fuß über der Strömung des atlantischen Ozeans; allein aus der Beschaffenheit seiner Ufer läßt sich schließen, daß sein Wasserstand in frühern Zeiten noch um 40 bis 50 Fuß höher war, als jetzt. Mehrere Untersuchungen mit dem Senkblei zeigten eine Tiefe

von 80 bis 150 Faden, seine größte Tiefe beträgt indeß wahrscheinlich mehr als 200 Faden, und somit befindet sich der Grund des See's fast 600 Fuß unterhalb dem Niveau des Ozeans. Die krystallhelle Durchsichtigkeit seines Wassers, die nicht ihres Gleichen hat, ist so groß, daß Felsen bis selbst in einer außerordentlichen Tiefe sichtbar sind; sein Grund besteht größtentheils aus einem sehr klebrigen Thon, der sich, an die Luft gebracht, schnell erhärtet und mit einer Gattung kleiner Muscheln untermischt ist, wie man sie noch jetzt im See findet. Seiner Ausdehnung nach eher ein Meer, als ein See, ist er auch all den Wechseln eines solchen unterworfen; denn der Sturm wüthet und die Wogen brechen sich auf ihm fast mit derselben Gewalt wie auf dem Ozean, dessen regelmäßig eintretende Ebbe und Fluth ihm jedoch fehlt. Seine ausgedehnte Oberfläche wird indeß von heftigen Winden heimgesucht, und wenn diese von irgend einer Himmelsgegend her mit Heftigkeit eintreten, so bewirken sie auf der entgegengesetzten Seite des See's ein merkbares Steigen des Wassers. Die unterirdischen Quellen verursachen auch zuweilen ein starkes Anschwellen des Wassers, eine Erscheinung, die man besonders nach einem strengen Winter wahrnimmt. Die Vermuthung, daß das Wasser des See's einst salzig war, ist keineswegs unwahrscheinlich, und gewinnt durch die Natur der Fische, die in ihm leben und die Meermuscheln, die man am Strande und in die Ufer eingeschichtet findet, an Bestand.

„Dieser herrliche See ist durch einen ungefähr 40 Meilen langen Arm mit dem Huronsee verbunden; zwischen beiden Seen stößt man auf den Wasserfall von St. Maria; dieser und der Umstand, daß hier eine ungeheure Wassermasse sich mit großer Gewalt durch einen sehr engen Kanal drängt, dürfte einen Durchstich von ungefähr zwei Meilen Länge nothwendig machen, um die hier unterbrochene Verbindung des Fahrwassers wieder herzustellen. Der Huronsee ist von geringerer Ausdehnung, als der See Superior. Der Eriesee ist ungefähr 265 Meilen lang, an seinem Mittelpunkte 63 Meilen breit und hat einen Umfang von 658 Meilen. In gewisser Hinsicht ist es vielleicht eine Unbequemlichkeit, daß die Gränzlinie zwischen den großbritannischen und den Besitzungen der Vereinigten Staaten fast mitten durch diese Seen und durch den ganzen Kanal des St. Lorenzflusses hinläuft. Da indeß die Canadier so bestimmt erklärt haben, mit der großen Föderation in ihrer Nachbarschaft keine andern als freundschaftlichen Verbindungen zu unterhalten, so wird diese Unbequemlichkeit nur vorübergehend seyn. Wie auch immer die Stimmführer der alten Welt zum Kriege aufreizen mögen, so sind wir der festen Meinung, daß binnen einigen Jahren dieses Wort aus dem Wörterbuche der englischen Sprache in Amerika gestrichen seyn wird; denn es wäre wahrhaft traurig, wenn der Handel des einen oder des andern Landes auf den herrlichen Wasserverbindungen, die der Eriesee und die mit ihm zusammenhängenden Kanäle und Flüsse bieten, durch Feindseligkeiten unterbrochen werden sollte.

„Diese unschätzbaren Vortheile und der lebhafte Verkehr, der durch die geographische Lage des Eriesee's und seine Verbindungen mit den ihn umgebenden schiffbaren Gewässern begünstigt, auf ihm unterhalten wird, sind in einem zu Buffalo erscheinenden Journal so treffend geschildert, daß folgender Auszug hier an seiner Stelle seyn dürfte: „Eine Uebersicht der jährlichen Zunahme des Verkehrs auf dem Eriesee zeigt die erfreulichsten Resultate. Die Seeschifffahrt nahm in diesem Frühjahre (1830) ihren Anfang viel früher als gewöhnlich, und hat bereits einen weit höheren Grad von Wichtigkeit und Lebendigkeit erreicht, als zu irgend einer frühern Periode. Außer der großen Anzahl von Schoonern, die beständig an unsern Quais liegen, um der Reihe nach Ladung einzunehmen oder zulöschen, sind auch noch mehrere ansehnliche Dampfboote eben so hinreichend als einträglich beschäftigt; jeden Morgen läuft eines dieser Boote, mit Fracht aus unserm Hafen und Passagieren nach den fruchtbaren westlichen Gegenden aus. Wenn man die fast unglaubliche Zunahme des Verkehrs auf dem Eriesee während der letzten fünf oder sechs Jahre überblickt, so ist es fast unmöglich, sich der ausschweifendsten Hoffnungen für die Zukunft zu enthalten. Die Charte des ganzen Erdballs zeigt keinen See von so ganz eigenthümlicher Lage, als der Eriesee hat, der buchstäblich alle schiffbaren Gewässer von Nordamerika beherrscht. Von Süden aus hat ein Dampfboot den Alleghany bereits bis Warren aufwärts befahren, und bei einer geringen Nachhülfe am Ausflusse des Chatanque könnten Dampfboote von Neuorleans sich dem Portlandhafen bis auf drei Meilen nähern. Aus dem Norden haben schon Schiffe des Ontariosee's die Fahrt durch den Welland-Fluß und Kanal bis in den Eriesee ausgeführt. Derselbe Unternehmungsgeist, der den Wellandkanal schuf, wird wahrscheinlich auch bald die natürlichen Hindernisse überwinden, die der Schifffahrt auf dem St. Lorenz noch im Wege stehen, und eine bequeme, ununterbrochene Straße vom Eriesee durch den Ontariosee nach Montreal und Quebek eröffnen. Wie leicht ein Kanal, geräumig genug für Dampfboote, zwischen dem Michigansee und dem schiffbaren Theile des Mississippi hergestellt werden könnte, ist bekannt. Dieses Unternehmen ist schon seit langem im Antrag und wird, wie man glaubt, bald ausgeführt werden. Doch wird Dieß nicht der einzige Verbindungskanal zwischen dem Eriesee und dem Golfe von Mexiko seyn; von den südlichen Ufern des Eriesee's, von Ohio und Pennsylvanien wird mittelst Kanälen durch den Ohiofluß eine Verbindung mit dem Mississippi eröffnet werden. Der Eriesee kann daher als ein großer Centralwasserbehälter angesehen werden, von dem aus sich die ausgedehntesten Kanäle für innere Schifffahrt verbreiten, die man nur in der Welt finden kann, von wo aus Schiffe das ganze Innere des Landes durchkreuzen, den atlantischen Ozean in nördlicher oder südlicher Richtung besuchen und Produkte und Reichthümer jedes Landes und jedes Klima's einnehmen können."

„Der Erie- und Ontario-See sind durch den Niagara verbunden, und von da an setzt der Strom seinen Weg unter dem Namen St. Lorenz in einem breiten Bette bis in den Ozean fort. Der Niagara ist, seiner Wasserfälle wegen, wie bekannt, nicht schiffbar, und deßhalb wurde mit einer Auslage von 270,000 Pf. St. der Wellandkanal gegraben; eine sehr mäßige Summe, wenn man die großen Vortheile erwägt, die durch Herstellung einer ununterbrochenen Verbindung zwischen dem Erie- und Ontario-See erlangt wurden. England hat durch den bekannten Rideaukanal, der in Kriegszeiten eine sichere Schifffahrt aus dem Ontario nach Montreal gestattet, eine ähnliche nützliche Unternehmung, jedoch mit drei- oder vierfach größeren Kosten ausgeführt. Wegen der Theilung des St. Lorenz zwischen dem Gebiete beider Nationen würde in Kriegszeiten die Schifffahrt für beide gefährlich werden, und deßhalb waren die Amerikaner ebenfalls auf einen Sicherheitskanal bedacht, der der große Eriekanal genannt wird, und eben so wie der englische ein höchst großartiges und ein Werk von unberechenbarem Nutzen ist. Ober- und Niedercanada erhielten diese Namen wahrscheinlich von der Richtung des Stroms, der sich aus dem Lac Superior in den Ozean ergießt; das erstere liegt in der Nachbarschaft des Ober- und das letztere in der Umgebung des untern Theils dieses Flusses. Bei Bestimmung der gegenwärtigen Abscheidung zwischen Ober- und Niederkanada ist man indeß von der Absicht ausgegangen, alle die alten französischen Niederlassungen und Besitzungen in Niedercanada so nahe als möglich an einander zu schließen und den brittischen Ansiedlern in Obercanada einen Landstrich zu öffnen, auf dem sie sich bequemer gelegene Ländereien zu ihrer Benützung erwerben und diesen Theil des Landes, so zu sagen, ohne Schwierigkeit englisiren können. Bei Feststellung dieser Abgränzung zwischen den alten französischen und den neuen englischen Ansiedlern fehlt es an politischer Voraussicht; bis diese Gränzlinie nicht aufgehoben ist und die Lehenrechte und bürgerliche Gesetzgebung in den beiden Canada's nicht mit einander verschmolzen werden, wird man wohl immer jene gesetzliche Eintracht zwischen beiden Ländern vermissen, die in jeder Hinsicht so wünschenswerth wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Die londoner Taschenkünstler in Brüssel.

Die londoner leichtgefingerte (light fingered) Zunft, gab kürzlich der brüsseler Polizei eine Probe ihrer Kunst in dem Handwerke Merkurs, die diese nicht leicht vergessen wird. Ein einheimischer Taschendieb ist in Brüssel fast unbekannt, und Uhren, Sacktücher u. drgl., sind an die indolenteste Sorglosigkeit gewöhnt. Am Tage von Leopolds Einzug kam eine Menge britischer Pässe in die Stadt, die am andern Tage alle wieder abmarschirten. Man achtete nicht darauf, bis die erstaunte Gensdarmerie mit Nachricht von gestohlenen Uhren überschüttet wurde. Die Plünderung ging in großem Maßstabe vor sich, und mit einer Geschicklichkeit, wie sie nur Meister in der Kunst besitzen. Nun kam man auf einmal der Sache auf die Spur, setzte die Polizei in Ostende in Kenntniß, diese hätte aber vielleicht nur noch mit einem herschel'schen Teleskopen die Bande glücklicher Abenteuer entdecken können, wie sie an den Kalkfelsen ihres stolzen Geburtslandes ausstiegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 270. 26 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung bei unserem ersten Besuche drehte sich größtentheils um unsere beiderseitigen Freunde in England; von mehreren derselben sprach er mit herzlicher Theilnahme. Von Thomas Moore, D. Kinnaire und Ellice sprach er mit besonderer Auszeichnung. Zugleich barg er aber auch nicht, wie lästig ihm die vielen reisenden Engländer fielen, die ihn mit ihren Besuchen quälten, obgleich er den größten Theil derselben früher entweder gar nicht oder nur sehr aus der Ferne gekannt, weßhalb er sich bemüßigt gefunden habe nur jene zu empfangen, die er besonders zu sehen wünsche. „Allein, fügte er lächelnd hinzu, sie rächen sich an mir, indem sie auf alle mögliche Arten Angriffe auf mich machen, und es gibt keine Geschichte, die dem Heißhunger unsrer lästerlustigen Landsleute unglaublich schiene.“ — In allen seinen Gesprächen über Lady Byron — und er kömmt auf sie häufig zu sprechen — erklärte er, daß er durchaus nicht wisse, was sie habe bewegen können, ihn zu verlassen; er argwöhnte, daß die bösartige Natur der Mistreß Charlemont sie dazu verleitet habe. Uebrigens sey von ihm kein Mittel unversucht geblieben, was zu einer Aussöhnung hätte führen können. „Der Tag wird kommen, sagte er mit Bitterkeit, wo ich werde gerächt werden. Ich fühle, daß ich nicht lange leben werde, und wenn das Grab mich deckt, was wird sie dann fühlen?“ — In der That, Alle die es mit Lady Byron gut meinen, mußten wünschen, daß sie ihren Gemahl nicht überlebe, denn indem das allversöhnende Grab die Fehler des Todten mit Vergessenheit bedeckt, läßt es die der Ueberlebenden ihren eigenen zu spät wach gewordenen Gefühlen in so düstern Farben erscheinen, daß sie für ihr übriges Leben elend werden, wodurch das wirkliche oder eingebildete Unrecht an jenen, die wir auf immer verloren haben, mehr als gerächt wird. — Als ich Lord Byron mit großem Lobe von den geistigen und persönlichen Eigenschaften der Lady Byron sprechen hörte, fragte ich ihn, wie Alles was er jetzt gesagt habe, sich mit gewissen Sarkasmen vertrüge, mit denen er in seinen Werken auf seine Gattin anspiele. Er lächelte, schüttelte den Kopf und sagte, er habe sie damit bloß quälen und kränken wollen, da er über ihre Weigerung von ihm Briefe anzunehmen, oder zu beantworten tief verwundet und gereizt gewesen; es sey mit jenen Ausfällen nicht ernstlich gemeint gewesen und es thue ihm leid, sie geschrieben zu haben. Allein ungeachtet dieser bezeigten Reue und aller seiner guten Vorsätze, diese Sünde nicht mehr begehen zu wollen, würde er doch sicherlich zu denselben Waffen greifen, um sich zu rächen, wenn er abermals gereizt würde; obgleich er einsieht, daß es kleinlich und seiner unwürdig ist.

Byron plaudert sehr gern; seine Leichtfertigkeit aber verschwindet im Gespräche unter vier Augen; er wird dann gedankenreich, läßt sich vom Gegenstande hinreißen und scheint laut zu denken, obgleich seine Sprache dabei einen Anschein von Steifheit gewinnt und völlig von dem gehaltlosen Geschwätze verschieden ist, dem er sich in großer Gesellschaft überläßt. Ich suche die Ursache davon darin, daß er so lange einsam gelebt hat, so wie daß er jetzt sich darauf verlegen will, in Prosa zu schreiben. Er affektirt den johnsonschen Ton, sieht es gerne, daß man ihm aufmerksam zuhört und scheint auf die Wirkung zu lauern, die er bei seinen Zuhörern hervorbringt. In gemischter Gesellschaft setzt er etwas darein, den Weltmann zu spielen, wobei er den leichten Ton tändelnden Scherzes oder der Persiflage anzunehmen sucht, was ihm jedoch nicht sehr anmuthig steht; immer aber geht er darauf aus, das Gespräch auf seine eigenen Angelegenheiten oder Gefühle zu leiten, über die er sich dann mit dem Ausdruck der Melancholie klagend oder mit leicht darüber hinspielendem Scherze ausspricht, je nachdem es gerade seine Gemüthsstimmung mit sich bringt.

Im Gespräche über gelehrte Frauen bemerkte Lord Byron, Frau von Staël sey gewiß die geistreichste, wenn auch nicht die angenehmste dieser Art, die er je gekannt habe. „Statt zu conversiren, dellamirte sie“, sagte er, „und hörte nur auf, um Athem zu schöpfen; fiel während dem ein Andrer in das Gespräch ein, so wartete sie nicht, bis er ausgesprochen hatte, sondern nahm den Faden ihrer Rede auf, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden.“ Diese Bemerkung Lord Byrons war lustig genug, da wir alle an ihm beinahe dasselbe, nur mit dem Unterschiede wahrgenommen hatten, daß er auf Alles, was man seinen Betrachtungen erwiderte, horchte, und es berücksichtigte. „Madame Staël“, fuhr er fort, „war sehr beredt, wenn ihre Einbildungskraft warm wurde, (und Dieß geschah sehr leicht); diese Fähigkeit war viel stärker als ihr Verstand, da sie dieselbe mehr geübt hatte; ihre Sprache war gewählt, aber weitschweifig, und wenn gleich immer blumenreich und oft glänzend, doch so dunkel, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie verstehe selbst nicht ganz, was sie Andern

verständlich zu machen suche. Sie verlor sich stets in philosophischen Erörterungen, und einmal verwickelte sie sich förmlich in die labyrinthischen Gänge der Metaphysik. Sie hatte keinen Wegweiser auf dieser Straße; ihre Imagination, welche sie in solche Schwierigkeiten verwickelte, konnte ihr nicht mehr heraushelfen; der Mangel an mathematischer Bildung, welcher ihr als Ballast hätte dienen können, und gleichsam als Lootse in den Hafen der Vernunft, blieb immer sichtbar, und troß ihrem großen Takt diesen Fehler zu verbergen, und den Rückzug zu decken, würde doch ein mittelmäßiger Logiker die Noth entdeckt haben, in welche sie gerieth. Arme, gute Frau von Stael! ich werde ihren Anblick nimmer vergessen, als eines Tags bei Tafel, in großer Gesellschaft das Blankscheit (ich glaube, die Damen nennen es so) sich den Weg durch den oberen Theil des Korsets erzwang, und nicht zurück wollte, wenn gleich die Trägerin mit beiden Händen, und blutroth im Gesichte, daran arbeitete. Nach fruchtlosen Bemühungen kehrte sie sich endlich in Verzweiflung nach dem Lakaien hinter ihrem Stuhle, und bat ihn, das Blankscheit heraus zu ziehen. Dieß konnte nur so geschehen, daß er mit der Hand über ihre Schulter fuhr, und über die Brust hin in verzweifelter Anstrengung das Blankscheit herauszog. Hätten Sie die Gesichter einiger anwesenden englischen Damen gesehen, Sie würden gleich mir, fast Krämpfe bekommen haben, denn Madame blieb in vollkommener Unwissenheit darüber, welchen Solöcismus gegen die décence anglaise sie begangen hatte. Die arme Frau v. Stael bekräftigte die Wahrheit jener Zeilen. —

„Qui de son sexe n'a pas l'esprit,
De son sexe a tout le malheur.“

Sie dachte, wie ein Mann, aber ach, sie fühlte, wie ein Weib. Als Beweis hievon mag die Episode mit Herrn Rocca dienen, (ich meine ihre Verheirathung mit ihm), die sie nicht öffentlich anzuerkennen sich getraute, weil sie eifersüchtiger auf den Ruf der Schriftstellerin, als auf den des Weibes war, und nicht den Muth hatte, die Schwäche des Herzens offen zu gestehen, welche diese Verbindung aufdecken mußte. Ein Freund von ihr und Helfershelfer bei diesem Handel, den sie für einen ihrer glühendsten Anbeter hielt, gab mir folgende Epigramme.

Sur la Grossesse de Madame de Staël.

Quel esprit! Quel talent! Quel sublime génie!
En elle tout aspire à l'immortalité;
Et jusqu'à son hydropisie,
Rien n'est perdu pour la postérité.

Portrait de Madame de Staël.

Armande a pour esprit des momens de délire,
Armande a pour vertu le mépris des appas;
Elle craint la raillerie que sans cesse elle inspire,
Elle évite l'amant, que ne la cherche pas:
Puisqu' elle n'a point l'art de cacher son visage,
Et qu' elle a la fureur de montrer son esprit,
Il faut la défier de cesser d'être sage
Et d'entendre ce qu' elle dit.“

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Schluß.)

Seine gute Frau hörte diesem interessanten Gespräche mit andächtigem Schweigen zu; auch war das einzige vernehmliche Wort, das sie den ganzen Abend über sprach, ein lautes „Amen,“ am Schlusse eines langen Gracia's, das ihr Gemahl nach dem Essen ableyerte. Indeß schien er zur Verrichtung dieses Gebetes nicht sowohl von Dankbarkeit für das enorme Nachtessen getrieben, als weil er gehört hatte, daß es so bei den großen „Wanzen“ (bugs), wie er die reichen Gutsbesitzer in seiner Nachbarschaft zu nennen beliebte — Sitte sey. Bald nach dem Abendessen wurde ich in mein Schlafgemach gewiesen, das fast so groß wie das Speisezimmer und ungefähr zwölf Fuß breit und acht Fuß hoch war. Eine große und mit sehr schönem Schnitzwerk verzierte Bettstatt von Mahagoniholz und wohl mit Weißzeug versehen, bildete buchstäblich das einzige Geräthe dieser Stube. Am folgenden Morgen fand sich die ganze Familie unter einem Vordache des Hauses nach der Landstraße zu, ein, um sich zu waschen. Hier fand ich einen großen Kübel mit Wasser und darin eine Kalabasse als Schöpfgefäß, ein grobes Handtuch und ein zinnernes Waschbecken, dessen sich Alle nach der Reihe herum bedienten. Das Frühstück war eine Wiederholung des Essens vom vergangenen Abend, nur mit der Beifügung von Whiskey und Pflaumenbranntwein, den ich jedoch ablehnte, obgleich mir die Hausfrau mit gutem Beispiele voranging, indem sie ein tüchtiges Glas voll davon auf Einen Zug leerte. Gibbon hat irgendwo die Bemerkung gemacht, daß die neuere Erfindung des Glases allein allen Luxus der römischen Kaiser aufwiege. Mein würdiger Wirth, dessen Hauseinrichtung ich so eben geschildert, schien die Geschichte des Verfalles des römischen Reiches nicht gelesen zu haben, da ich in seinem ganzen Hause auch nicht ein einziges Stückchen Glas bemerken konnte. Uebrigens nahm er von mir herzlichen Abschied und lud mich ein, ihn wieder zu besuchen; kurz ich fand in ihm eine sehr löbliche Ausnahme von allen Leuten seines Standes, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die Meinung, die ich weiter oben über den Zustand der moralischen Gefühle in dem Innern der südlichen Staaten aussprach, könnte vielleicht zu hart erscheinen, und ich will deßhalb hier einiger Thatsachen erwähnen. Im Jahre 1826 wurden in der Grafschaft Greenville, in Süd-Carolina, zwei Sklaven zur Ausstellung am Schandpfahl und zum Scheiterhaufen verurtheilt, weil sie ihren Herrn ermordet hatten. Um dieselbe Zeit wurde auch in Georgien ein Neger verbrannt, ich weiß nicht mehr, was sein Verbrechen war. Es wird fast unglaublich scheinen, daß dergleichen Gräuel im neunzehnten Jahrhundert unter Menschen, die sich zur christlichen Lehre bekennen, vorfallen können; allein die Thatsache ist unläugbar. Zu Augusta, gleichfalls in Georgien, fiel während meines dortigen Aufenthaltes ein Duell unter folgenden Umständen vor. Zwei unbesonnene junge Leute, von denen keiner noch das neunzehnte Jahr überschritten hatte, geriethen auf einem Kollegium in Connecticut mit einander in Streit, und als sie nun nach dem Süden zurückgekehrt waren, so drangen ihre Freunde

darauf, daß ihr Zwist durch einen Zweikampf ausgeglichen werden sollte. Beide begaben sich sofort nach Augusta, der Eine begleitet von seinem Vormund und Oheim, der Andere von einem Freunde, den ihm sein Vater beigegeben hatte. Nach Verlauf von vierzehn Tagen, während welcher man sich von beiden Seiten im Scheibenschießen geübt hatte, ging der Zweikampf vor sich, und der jüngere der beiden Gegner fiel auf den ersten Schuß. Der Sieger kehrte nach Charleston zurück, wo ich ihn später öfters sah. Sein Vater stand mit einem der größten Banquierhäuser der Stadt in Verbindung. Ich habe mir wiederholt sagen lassen, die jungen Leute seyen nicht ungeneigt gewesen, sich auszusöhnen, allein gerade von Denen, deren Pflicht es gewesen wäre, sie von Unbesonnenheiten zurückzuhalten, zur Rache angefeuert worden. Wenn man erwägt, daß der Zweikampf lange nach dem Streit auf dem Kollegium vor sich ging und daß Verwandte und Eltern diese Zwischenzeit benützen, um die Rachgier der jungen Leute zu schüren, so wird man sich nach einem Beispiele ähnlicher Rohheit vergeblich in den Annalen der Duelle umsehen.

Obgleich die Ansichten und Sitten der Bevölkerung in den südlichen und Sklaven haltenden Staaten der Union sehr von denen ihrer nördlichen Brüder verschieden sind, so besitzt der amerikanische Charakter überhaupt doch eine Eigenthümlichkeit, die alle gemeinsam haben: ich meine damit die rastlose Wanderlust und Liebe den Aufenthalt zu wechseln. Es besteht ein ununterbrochener Strom von Auswanderern aus Virginien und den beiden Carolinas nach den südlichen und westlichern Staaten, vorzüglich nach Alabama. Die erstaunliche Fruchtbarkeit der Baumwollenländereien in diesen Gegenden bildet für den trägen Pflanzer, der weder Fleiß noch Geld genug hat, um den minder ergiebigen Boden der atlantischen Staaten anzubauen oder zu verbessern, eine unwiderstehliche Verlockung, wobei er alles Elend und alle Mühseligkeiten einer neuen Ansiedlung in einem Lande des Fiebers, der Sümpfe, der Landstreicher und Squatters, von den glänzenden Aussichten reicher Baumwollenernten geblendet, übersieht: Hunderte von diesen getäuschten Menschen werden jährlich sammt ihren Familien unter diesem tödtlichen Himmelsstriche aufgerieben. Ich begegnete vielen dieser Auswanderer und verdankte einer Gesellschaft derselben eines Nachts gastliche Aufnahme. Ein starker Wolkenbruch hatte den Bach, der über meinen Weg lief, so angeschwellt, daß es eine Unmöglichkeit war, hinüber zu kommen. Das Dorf, wo ich zu übernachten gesonnen war, lag aber in einiger Entfernung auf der entgegengesetzten Seite, so daß ich in einige Verlegenheit kam, was nun zu thun. Indeß stieß ich bald darauf auf einen Pflanzer, der mit seiner Familie und seinen Negern durch das gleiche Hinderniß auf seinem Wege aufgehalten wurde; er lud mich ein in seiner Gesellschaft in einem Pinienwalde zu übernachten, der nahe an der Straße sich hinzog. Mit Freuden nahm ich seine Einladung an, und da der Abend warm und angenehm war, so ließ sich ein Bivouak wohl einmal versuchen. Nachdem man auf einem schmalen Pfade eine Strecke weit in den Wald eingedrungen war, gelangten wir auf eine gelichtete Stelle, die offenbar schon früher vor uns von Wandrern und Landfahrern als Lagerplatz benützt worden war. Aus den Wägen des Auswanderers war bald eine kleine Wagenburg in die Runde umher geschlossen, und in der Mitte loderte ein helles knatterndes Feuer von trockenem Fichtenholze auf. Die Neger, fünfzehn oder zwanzig an der Zahl, von jedem Alter und jedem Geschlechte, verschlangen ihre Abendmahlzeit von Speckseite und Reißbrei, unter lauter Fröhlichkeit. Die Kinder derselben, von denen einige kaum über ein Jahr alt seyn mochten, saßen um einen eisernen Kessel zusammengekauert, in dem ihr Futter dampfte. Ihr Herr war ein trockener derber Gesell mit einem rauhen Gesichte, der sehr in den Pflaumenbranntwein verliebt war. Er sprach unaufhörlich von den Baumwollenpreisen und von den Herrlichkeiten einer Pflanzung in Alabama, die er unlängst gekauft hatte, und von der er sich goldene Berge versprach. Seine arme Frau theilte offenbar seine überspannten Hoffnungen nicht und schien sehr bekümmert. Sie sagte mir, sie sey aus Massachusetts gebürtig, nahe bei dem schönen kleinen Dorfe Deerfield, und sie wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als sie fand, daß ich in diesem Theile von Amerika bekannt war. „Es gibt nichts südlich vom Potomac," sagte sie, „was dem Wiesengrund von Deerfield mit seinen schönen alten Ulmbäumen zu vergleichen wäre!" Ich trat hierin gern ihrer Meinung bei, denn so weit ich auch gereist bin, so erinnere ich mich doch nirgend eines so grünen und frischen Graswuchses, wie ich ihn dort in der Heimath der alten Indianer an den Ufern des Connecticut sah. Das arme Weib fügte hinzu, ihr Mann könne es nie länger als drei Jahre auf demselben Gute aushalten; ihre und ihrer Kinder Gesundheit sey durch den Aufenthalt in den dumpfigen, wiewohl fruchtbaren Savannen zerrüttet, und sie sey voll Kummer und Sorge über den Erfolg dieser neuen Auswanderung. Ihr Mann schenkte diesen Klagen nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und ich glaube, er hätte Kind und Kegel um einige Pfunde Baumwolle mehr auf dem Morgen Landes hingegeben. Unser Abendessen bestand aus geröstetem Brod und einem Absud von Kaffee, der, wie im Innern des Landes gewöhnlich ist, vorher nicht gebrannt wird, und daher ein sehr bitteres Getränk gibt. Außerdem hatten wir noch ein anderes Gericht, wofür ich den Leser einen Namen erfinden lassen will, wenn er weiß, daß es aus Schinken, gekochten Hühnern, Reiß, Eiern, süßen Kartoffeln und Bratwürsten besteht; allerdings eine seltsame Mischung, die aber gar nicht übel mundet, zumal wenn man seine fünfzehn Stunden durch die Waldungen geritten ist, ohne seine Fasten zu brechen.

Nach dem Abendessen kroch ich unter einen der Wägen, um mich vor dem Fallen des Thaues zu schützen, und in meinen Mantel gewickelt, hörte ich noch eine Zeit lang dem Geschwätz der redseligen Neger zu, dem einige Flüche und Hiebe ihres Herrn für die übrige Nacht ein Ende machten, und bei Tagesanbruch setzte ich meinen Weg nach dem Dorfe Lincolnton fort.

Literarische Chronik.

Rücksichtlich des Klima's der beiden Canada's macht Herr Bouchette folgende Bemerkungen:

„Amerika hat ein ganz eigenthümliches Klima; die Temperatur seiner Atmosphäre unter den verschiedenen Breitegraden, vom Aequator bis zu beiden Polen, darf nicht nach der atmosphärischen Temperatur der Länder des alten Kontinents bemessen werden, die unter gleichem Breitegrade liegen, und man würde daher sehr irren, wenn man das Klima von Quebek oder

York, den Hauptstädten von Nieder- und Obercanada, nach dem von Poitiers und Florenz beurtheilen wollte, wenn gleich diese Orte im Durchschnitt unter gleichen Breitegraden liegen. Welches die unmittelbaren oder entfernten Ursachen dieser Eigenheiten des amerikanischen Klima's sind, ist, wie wir glauben, bis jetzt noch nicht genügend nachgewiesen worden, obschon dieser Gegenstand Gelegenheit zu mancher philosophischen Spekulation gab und gewissen meteorologischen Theorien als Grundlage diente. Dort wird angenommen, daß die Pole der Erde und die isothermalen Pole keineswegs übereinstimmend sind, und daß im Gegentheil innerhalb weniger Grade von den Polen zwei verschiedene Punkte sich befinden, wo die Kälte auf beiden Hemisphären am größten ist. Diese Punkte liegen, wie Dr. Brewster glaubt, ungefähr unter der 80sten Parallele der Breite und in den Meridians von 95° östlicher und 100° westlicher Länge. Die Meridiane dieser isothermalen Pole nimmt er als in rechten Winkeln, nach den Parallelen hin liegend an, die man die meteorologische Breite nennen könnte, und die seiner Theorie zufolge eine schräge Richtung gegen den Aequator haben; also etwas dem Thierkreise Aehnliches. Der kalte Breitegürtel, der sich durch Sibirien hinzieht, wäre folglich derselbe, unter dem der kältere Theil von Canada liegt. Diese Theorie, die als sehr scharfsinnig erscheint und von Thatsachen unterstützt wird, könnte als Leitfaden dienen, um die Ursachen der allmählichen Abnahme der strengen Kälte in Südeuropa zu erklären, und führt zu dem Schlusse, daß demgemäß der kalte Meridian von Canada seinen Weg westwärts nimmt und diesem Theil von Amerika dieselbe Temperatur gewährt, welche europäische, unter entsprechenden Breitegraden gelegene Länder genießen.

„Daß die Temperatur der Luft durch den Anbau des Bodens sich ändert, kann nicht geläugnet werden, daß aber dieser Umstand allein hinreichen sollte, um jene Veränderungen hervorzubringen, die im Laufe der Zeit in Europa stattfanden — wo früher die Tiber oft zufror und Schnee in Rom nicht zu den Seltenheiten gehörte, wo der Euxinus, der Rhone und der Rhein fast jedes Jahr mit so dickem Eise belegt waren, daß Frachtwagen darüber fahren konnten — ist schwerlich mit Grund zu behaupten, und in der That sprechen meteorologische Beobachtungen in Canada, so weit diese reichen, eher gegen als für diese Behauptung. Die strenge Kälte in Nordamerika ist auch der großen Ausdehnung des Kontinents gegen den Nordpol, der hohen Lage des Landes, der unermeßlichen Höhe und dem Zusammenhange seiner Gebirge, der großen Ausdehnung seiner Wälder u. s. w. zugeschrieben worden; allein wenn auch alle diese Ursachen, als begründet angenommen, dazu beitragen mögen, die Kälte der Atmosphäre zu erhöhen, so scheinen sie doch unzulänglich zu seyn, um den großen klimatischen Unterschied zwischen entsprechenden Breiten in Europa und Amerika hervorzubringen."

Obschon, nach dem Breitegrade zu rechnen, die beiden Canada's die Temperatur von Centraleuropa haben sollten, so ist ihr Winter doch außerordentlich streng und ihr Sommer sehr heiß. Die alten Einwohner, und diese sind bei solchen Gelegenheiten die besten praktischen Philosophen, sagen, daß ihr Klima, so weit sie sich erinnern können, merklich milder geworden sey. Nicht mit Unrecht ließe sich also behaupten, daß in demselben Verhältniß, als die Wälder ausgerodet und dadurch immer größere Landstrecken der Einwirkung der Sonne ausgesetzt werden, die dann ihrerseits auch ihren Einfluß auf die Atmosphäre üben können, auch das Klima immer milder werden wird.

Herr Mudie gibt in seinem kleinen Band eine eben so richtige Schilderung des Landes überhaupt, als genauen Bericht über seine natürlichen Erzeugnisse, seine Mineralien, Pflanzen und Thiere. Die erste Stadt in Canada, dem Range und der kommerziellen Wichtigkeit nach, ist Quebek, die zweite Montreal; doch ist auch hier, wie dieß oft der Fall zu seyn pflegt, die zweite in mancher Hinsicht ein weit angenehmerer Wohnplatz als die erste. Sie liegt auf einer Insel im St. Lorenz, zählt, die Vorstädte mitgerechnet, nahe an 40,000 Einwohner, ist zum Theil sehr schön gebaut und von einer malerischen Gegend umgeben. Was das gesellige Leben betrifft, so bietet Montreal die Annehmlichkeiten und die haushälterische Eleganz einer französischen Provinzialstadt. Quebek ist ebenfalls eine schöne, herrlich gelegene Stadt. Diejenigen Staatsmänner, die nach der Eroberung von Canada mit Regulirung des englisch-nordamerikanischen Gebiets beauftragt waren, begingen unstreitig einen großen Fehler, daß sie nicht auf eine Vereinigung der britischen Ansiedler mit den Canadiern hinarbeiteten. Herr Bouchette hat aus der Schrift eines eingebornen Canadiers eine sehr lebendige Schilderung der Sitten, Gebräuche und des Charakters des canadischen Landvolkes entlehnt. Ist die nachstehende Skizze so richtig, wie Herr Bouchette es versichert, so überzeugt man sich leicht, daß eine Verschmelzung, mindestens der irländischen Auswanderer mit den Eingebornen damals nur geringe Schwierigkeiten gehabt haben würde.

„Von den verschiedenen Umständen, die mit den Sitten und Gebräuchen eines Volkes in Verbindung stehen, sind die wichtigsten: erstens, der größere oder geringere Grad von Schwierigkeiten, den es zu überwinden hat, um sich die zu seinem Unterhalte nöthigen Mittel zu verschaffen; zweitens, das Verhältniß, nach dem diese Mittel unter der ganzen Masse der Bevölkerung verbreitet sind, und drittens das Quantum dieser Mittel, das das Volk zu seiner Befriedigung für nöthig hält. Wo der Lebensunterhalt ohne drückende Sorge oder große Schwierigkeit erworben werden kann; wo der Reichthum unter der ganzen Bevölkerung so ziemlich gleichmäßig vertheilt, und der Wohlstand bedeutend ist, da kann das Loos des Volkes kein anderes als ein glückliches seyn. In dieser Lage befinden sich meine Landleute, und die Erfahrungen, die ich auf meinen Reisen in mehreren Theilen der Erde sammelte, haben mich überzeugt, daß ihr Wohlstand und ihre Glückseligkeit, die Vereinigten Staaten vielleicht ausgenommen, sonst nirgends übertroffen wird, und daß der unglückliche, an Leib und Seele herabgewürdigte Bauer in Europa ein Bild des Elends bietet, von dem auch der ärmste Bewohner am Ufer des St. Lorenz sich keinen Begriff machen könnte, und von dem sein Blick sich mit Entsetzen und Abscheu wenden würde.

„Alle Einwohner, fast ohne Ausnahme, sind Landeigenthümer, und leben von den Erzeugnissen, die ihr Fleiß dem eigenen Boden abgewinnt. Nach den Landesgesetzen wird das Besitzthum der Eltern unter alle Kinder gleichmäßig vertheilt, und des geringen Kapitals wegen, das sich noch in einigen Händen befindet, hat die Theilung des Landes sich um etwas vermindert. Unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten herrscht eine Neigung zum Umherwandern vor, die sie veranlaßt, in den noch wilden Gegenden neue Ansiedelungen zu begründen und so Civilisation über das große, noch unangesprochene Gebiet, das sie besitzen, zu verbreiten. Diese Neigung ist den Canadiern fremd; größtentheils nichts weniger als abenteuerlich gesinnt, hängen sie fest an dem Boden, auf dem sie geboren wurden, und bebauen genügsam das kleine Stück Land, das bei Vertheilung des Familieneigenthums ihnen zufiel. Ein Hauptgrund, der bei dieser Neigung zum seßhaften Leben wirksam ist, ist die Religion. In Canada, so wie in allen katholischen Ländern, sind viele der Volksbelustigungen mit den religiösen Feierlichkeiten verbunden; der Sonntag ist bei ihnen der Tag der Fröhlichkeit, an dem Freunde und Verwandte sich versammeln, und wo in der Kirche des Sprengels Alle sich zusammenfinden, die gegenseitige Geschäfte abzumachen oder Vergnügungen zu verabreden haben. Geschäfte, Liebe und Vergnügungen bringen junge und alte Männer und Frauen, mit ihren besten Kleidern angethan, ihre besten Pferde reitend und in ihren zierlichsten Kaleschen fahrend, hier zusammen. Der junge Mann, aufs zierlichste geschmückt, macht dem Mädchen, das er sich zum Gegenstande seiner Neigung ausersehen, den Hof; das Mädchen, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, hofft hier den Geliebten zu treffen; der kühne Reiter verbreitet sich ruhmredig über die herrlichen Eigenschaften seines unvergleichlichen Paßgängers, und im Winter werden die Kräfte dieser Thiere im Wettlaufe im Schlitten geprüft; kurz der Sonntag ist ein allgemeines großes Fest und der angenehmste Tag im Leben des Landbewohners; ihnen den Sonntag nehmen, hieße sie Dessen berauben, was in ihren Augen das Leben zu einem schätzenswerthen Gute macht. Das Volk ist übrigens fromm und legt großen Werth auf die Gebräuche seiner Religion. Sie in die Lage versetzen, diese gottesdienstlichen Gebräuche nicht beobachten zu können, hieße sie höchst unglücklich machen. Dieß sind die Gründe, warum der Canadier nie einzeln in einer wilden Gegend sich ansiedelt, oder irgend wohin gehen wird, wo er von seinen Glaubensbrüdern getrennt wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 271. 27 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Frau von Stael", fuhr Lord Byron fort, „gefiel sich vorzüglich darin, mit Erzählungen über die Menge ihrer Verfolgungen unter Napoleon, auf die Zuhörer Eindruck zu machen; ein gewisses Mittel, sie in Zorn zu bringen, war es, wenn man dergleichen that, als glaubte man nicht an eine so weite Ausdehnung dieser Verfolgungen, als sie wünschte daß man glauben solle. Denn sie sah Dieß als triumphirenden Beweis für ihre literarische und politische Wichtigkeit an, und gab nicht undeutlich zu verstehen, Napoleon habe von ihr einen Umsturz seiner Herrschaft gefürchtet. Dieß war eine Schwäche, jedoch eine sehr gewöhnliche. Die halbe Welt der geistreichen Menschen hält sich für gehaßt und verfolgt, die andere bildet sich ein, bewundert und geliebt zu seyn. Beide haben Unrecht, und beide Trugschlüsse heftet ihnen die Eitelkeit auf, wobei jedoch diejenige Eitelkeit stärker ist, welche an Haß und Verfolgung glaubt, da sie den Glauben an einen hohen Grad der eigenen Vortrefflichkeit voraussetzt."

Ich konnte bei diesen Bemerkungen Byrons ein kleines Lächeln nicht unterdrücken und mit der ihm eigenen Schnelligkeit zu fassen, fühlte er augenblicklich die Anwendung, die ich hievon auf ihn selbst gemacht hatte, denn er erröthete und sprach, halb im Zorn, halb lachend: „O! ich sehe, worüber sie lächeln; sie denken ich habe hier meine eigene Krankheit beschrieben, und mich selbst der Eitelkeit schuldig bekannt." Ich gestand ihm Dieß mit dem Beifügen zu, daß er mir tausendmal versichert habe, er sey in England gefürchtet und verrufen, was ich ihm nie habe zugeben können. Er versuchte mir auf verschiedene Art zu beweisen, Dieß sey nicht Eitelkeit, sondern sein Glaube auf die Kenntniß von Thatsachen gegründet, als ich aber fortfuhr zu lächeln, und ungläubig darein zu sehen, wurde er wirklich ungehalten, und sprach: „Sie haben ein so ärgerliches Gedächtniß, daß sie alle Meinungen eines Menschen sammeln können, um ihn recht sicher in die Falle zu locken." Byron bemerkte, daß er einst der Frau von Stael gesagt habe, er halte „Delphine" und „Korinna" für Bücher, die man jungen Frauenzimmern nicht ohne Gefahr in die Hand geben dürfe. Ich fragte ihn, wie sie diese sittsame Rüge aufgenommen habe, und er versetzte: „Oh! gerade so, wie all' derlei züchtige Bemerkungen aufgenommen werden; sie verzieh mir sie niemals wieder. Sie unternahm es mir zu beweisen, daß im Gegentheile, die Tendenz dieser Werke ausnehmend moralisch sey. Ich bat sie, nicht auf die „Delphine" einzugehen, da diese hors de question stehe (hier ward sie wüthend), versicherte sie aber, daß alle Welt der Meinung sey, daß ihre Art die tugendhaften Charaktere in der Korinna, als dumm, voller Gemeinplätze und widerlich darzustellen, ein sehr hinterlistiger Streich sey, den sie der Tugend versetze, und ganz darauf berechnet, die letztere in Schatten zu stellen.

„Sie wurde hier so hitzig und ungeduldig, ihrerseits diesen Vorwurf zurückzuweisen, daß ich es nur meiner schnellen Zunge verdankte, daß sie nicht zu Worte kam. Sie unterbrach mich jeden Augenblick mit Gestikulationen und Ausrufungen: „quel idée! mon Dieu! Ecoutez donc! vous m'impatientez!" — aber ich fuhr fort anzuführen, wie gefährlich es sey, den Glauben zu befördern, als könne Genie, Talent, Vorzüge, und vollendete Tugenden, wie Korinna in ihrem Werke besitze, eine Frau nicht davor bewahren, das Opfer einer unbefriedigten Leidenschaft zu werden, und daß Vernunft, Trennung vom Geliebten, und weiblicher Stolz Nichts seyen.

„Ich sagte ihr ferner, es werde Korinna wenn auch nicht von allen jungen Weibern mit warmer Einbildungskraft als eine Entschuldigung für heftige Leidenschaft angeführt, doch als solche betrachtet werden, und sie habe hier viel zu verantworten. Hätten Sie sie da gesehen! ich wundere mich noch über meinen Muth, wie ich so weit gehen konnte; allein ich war gerade bei Laune, und hatte von ihren Kommentaren über mich gehört, beschloß also, ihr mit gleicher Münze zu zahlen. Sie sagte zu mir, von allen Menschen auf der Erde sey ich der letzte, der von Moral sprechen dürfe, da Niemand mehr gethan habe, sie zu verschlimmern, als ich. Ich sah recht unschuldig d'rein, und fügte bei, daß ich mich schuldig bekennen müsse, manchmal das Laster unter zu verführerischen Formen geschildert zu haben, allein Dieß sey im Allgemeinen in der Welt dem also, und man müsse es daher so malen; nie aber hätte ich die Tugend unter den düstern und Mißfallen erregenden Gestalten der Thorheit, pedantischer Strenge und Langweile vorgestellt, und immer Sorge getragen, die Lasterhaften als selbst unglücklich, und unglückbringend für ihre Nähe aufzuführen, so daß meine Moral untadelhaft sey. Jetzt war sie in der That wüthend und zwar um so mehr, als ich ganz ruhig und ernst schien, obgleich ich sie versichere, daß es mich Mühe genug kostete, nicht gerade bei dem Gedanken in Lachen auszubrechen, daß ich, zu jener Zeit als das

größte mauvais sujet des Tags berüchtigt, der Frau von Stael eine Lektion über Moral lese; und gewiß trug Dieß letztere viel bei, ihre Wuth zu vermehren. Ich weiß auch, daß sie nie zu gestehen wagte, welche Freiheit ich mir erlaubt hatte. Sie war übrigens, ihrer kleinen Mängel ungeachtet, ein treffliches Geschöpf, mit großen Talenten, vielen edlen Eigenschaften, und von außerordentlicher Arglosigkeit. Diese letztre verführte sie, Alles zu glauben, was die Leute ihr vormachten, so daß sie immer angelogen wurde, wovon ich in London viele Beweise erlebte. Frau von Stael war es, die mir zuerst „Adolphe" lieh, der Ihnen so wohlgefällt; er ist sehr geistreich und rührend. Einer ihrer Freunde sagte mir, man halte sie für die Heldin und ich, mit meiner aimable franchise, erzählte ihr Dieß wieder, worüber sie wüthend wurde. Sie bewies mir, wie Dieß unmöglich sey, was ich schon wußte, und beklagte sich über die Bosheit der Welt, die so etwas für möglich halte."

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Kleine feindliche Abtheilungen hatten sich zu verschiedenen Zeiten in der Nähe des Lagers gezeigt; am 28 April aber erschienen ungefähr 1000 Engländer und eine gleiche Anzahl Indianer unter Tekumseh, und schlossen das Fort ein. Der Boden rund umher war Wald gewesen, aber bis auf 400 Schritte vor den Linien niedergehauen worden. Hinter den Baumstumpen hervor unterhielten indeß die Indianer ein heftiges Feuer, das den Amerikanern nicht geringen Schaden that. Am 1 Mai eröffneten die Engländer ihre Batterien, deren Feuer die Amerikaner aus Mangel an Munition nur schwach erwidern konnten. Indessen zogen 1200 Kentuckier unter General Clay heran, um das Fort zu verstärken, und Harrison beschloß einen gleichzeitigen Ausfall zu machen. Er befahl General Clay, mit 800 Mann eine kleine halbe Stunde oberhalb des Lagers auf dem linken Ufer zu landen, die britischen Batterien wegzunehmen, die Kanonen zu vernageln, und dann über den Fluß zu gehen, um in das Fort einzurücken. Die übrigen 400 Mann sollten dann auf dem rechten Ufer landen, und sich einen Weg durch die Indianer ins Fort bahnen. Inzwischen wollte Harrison ein Detaschement absenden, um die Batterien auf der Südseite zu zerstören.

Diesem Plane gemäß landete Obrist Dudley in geringer Entfernung von den britischen Batterien, die augenblicklich eingenommen wurden, weil sich nur eine geringe Anzahl Artilleristen darin befand. Statt indeß die Kanonen zu vernageln, schlenderten sie sorglos umher, und ein Theil ließ sich, mit ihrem Oberst an der Spitze, in ein unregelmäßiges und unkluges Gefecht mit einer kleinen Schaar Indianer ein. Befehle und Bitten des Generals Harrison waren vergebens; bald kamen die Engländer mit Verstärkung heran und trieben die Amerikaner in Unordnung zurück; der größte Theil derselben wurde gefangen oder auf der Flucht niedergemacht, und nur 200 entkamen in das Fort. Die andere Abtheilung stieß bei ihrer Landung auf die Indianer, und trieb diese anfangs zurück; bald aber eilte Tekumseh herbei und verjagte die Amerikaner mit großem Verluste. Nur der vom General Harrison geleitete Ausfall gelang, ward aber dennoch beim Rückzuge bis an die Verschanzungen verfolgt.

Der Entsatz des Forts war zwar vereitelt; den Engländern aber schien es allmählich auch an Munition zu fehlen, und sie hoben die Belagerung am 9 Mai auf, um so mehr, da ein Theil der Indianer, der langweiligen Belagerung müde, sie verlassen hatte.

Bis jetzt hatte Tekumseh den Krieg keineswegs mit zweifelhaftem Glück, sondern im Ganzen mit entschiedener Ueberlegenheit geführt; ohne ihn hätten die Engländer, schwach an Zahl und mit wenig besser disziplinirten Milizen als die Amerikaner, nur mit Mühe ihr eigenes Gebiet vertheidigt; nun aber schlug seine Stunde. Die Amerikaner hatten erkannt, daß alle ihre Anstrengungen auf der nordwestlichen Gränze stets an der Beschaffenheit des Landes, an dem eingewurzelten Hasse der Indianer und an der Unterstützung, welche diese von Seite der Engländer erhielten, scheitern müßten, so lange sie nicht Herren der See wurden. Deßhalb wurden in aller Eile Schiffe auf dem Eriesee gebaut, und am 10 September kam es nicht weit von dem Hafen von Malden zum Kampfe, worin sämmtliche britische Schiffe die Flagge streichen mußten. Diese entscheidende Niederlage der Engländer nöthigte auch ihre Landtruppen zum Rückzuge gegen Detroit; aber die Amerikaner, deren Armee nun durch Verstärkungen auf beinahe 5000 Mann gebracht war, drängten nach und setzten am 27 auf das canadische Gebiet über. Die ganze britische Macht bestand nur aus 700 Mann regulärer Truppen, 1000 Indianern und etlichen hundert Milizen. General Harrison ließ bei Sandwich ein starkes Detaschement stehen, um einige feindliche Indianer im Zaum zu halten, und marschirte mit 3500 Mann dem Feinde nach. Am 5 Oktober fand er das verbündete Korps der Engländer und Indianer auf einer schmalen Landzunge aufgestellt, die links durch den Themsefluß und rechts durch einen Sumpf gebildet wurden, der sich dem Flusse parallel hinzog. An diesen Sumpf gelehnt standen die Indianer unter Tekumseh an einem dichten Gehölz, die Engländer rechts, gegen den Fluß zu. Auf Seite der Amerikaner standen die regulären Truppen und die Milizen in drei Linien den Engländern, die berittenen Freiwilligen den Indianern gegenüber, mit dem Befehl, deren rechte Flanke zu umgehen. Da man aber bald bemerkte, daß das Terrain die Ausführung dieses Befehls unmöglich mache, so faßte General Harrison den Entschluß, die Reihen der Engländer durch einen Angriff der berittenen Freiwilligen zu durchbrechen. Anfangs wurden diese zwar durch das feindliche Feuer zurückgeworfen; bei dem zweiten Angriffe durchbrachen sie aber die Linie und fielen den Engländern mit solcher Heftigkeit in den Rücken, daß diese, 800 Mann stark, nach wenigen Minuten das Gewehr streckten. Nur ihr Befehlshaber, General Proktor, entkam mit einer kleinen Abtheilung Dragoner.

Inzwischen hatte sich ein hartnäckiger Kampf mit den Indianern auf dem linken Flügel entsponnen. Das zweite Bataillon der berittenen Freiwilligen, unter Obrist Johnsons unmittelbarem Befehl, wurde mit einem mörderischen Feuer empfangen und mußte weichen; da der Boden für die Bewegungen zu Pferde nicht geeignet war, so saßen sie ab und die Linie ward zu Fuß gebildet. Nun begann

ein wüthender Kampf; schon flohen einzelne Indianer — die Niederlage der Engländer beugte ihren Muth — aber Tekumseh, umgeben von seinen treuesten Anhängern, drängte sich ins dichteste Kampfgewühl, ermunterte die Indianer mit lauter Stimme und schwang seinen Tomahawk mit furchtbarer Gewalt. Gerade auf den Obrist Johnson drang er ein; aber plötzlich bemerkte man ein Schwanken in den Reihen der Indianer, die befehlende Stimme ertönte nicht mehr unter ihnen; Tekumseh war gefallen, wahrscheinlich durch einen Pistolenschuß des Obristen Johnson, der selbst in diesem Gefechte verwundet wurde. Nun wichen die Indianer vom Schlachtfelde, mit Zurücklassung von 33 Todten; viele andere wurden auf der Flucht getödtet."

Mit dieser Schlacht war das Schicksal des Krieges auf dieser Gränze entschieden. Tekumseh's Fall versetzte der Konföderation der Indianer einen Streich, von dem sie sich nie wieder erholte, und beraubte die britischen Truppen des thätigsten und mächtigsten Bundesgenossen. Die britische Regierung bewilligte seiner Wittwe und Familie eine Pension, auch der Prophet erhielt eine solche, und bezog sie von dem Ausgange des Krieges bis an seinen Tod, welcher erst vor wenigen Jahren erfolgte. Wie gewaltig Tekumseh's Einfluß auf die Stämme war, beweist der Umstand, daß gleich nach dieser Schlacht vier Stämme, die Ottawas, Tschippewas, Miamis und Potawatamies mit den Amerikanern nicht nur Frieden schlossen, sondern sich auch mit ihnen gegen die Engländer verbündeten.

Bei den Bemühungen beider Brüder, sämmtliche indianische Stämme unter ihrem Einflusse zu vereinigen, mußten sie natürlich auf die stärkste Opposition von Seite mancher Häuptlinge stoßen. Diese waren eifersüchtig auf die wachsende Macht der beiden Brüder, machten sie lächerlich und suchten ihren Bemühungen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Hier half Elskwatawa mit seinem Prophetenamte aus. Die Indianer haben allgemein den größten Abscheu vor Hexen und Hexenmeistern, man sucht sie aus dem Wege zu räumen wie man kann, und kein Alter, kein Rang, keine geleisteten Dienste schützen vor einem baldigen Tod, der jeden erwartet, den man der Hexerei beschuldigt. Der Prophet erklärte, daß ihm der große Geist die Macht verliehen habe, jeden, welcher diese teuflische Gabe besitze, sey er Mann oder Weib, alt oder jung, zu bezeichnen. Er hatte nur ein Wort zu sprechen, und das Schicksal eines jeden war unfehlbar bestimmt. Unter den Opfern, welche auf diese Art fielen, befanden sich ein gewisser Häuptling der Delawaren mit drei seiner besten Freunde. Ein anderes ausgezeichnetes Opfer war ein Häuptling der Wyandots, Namens Shateyaronrah, den die Engländer unter dem Namen Lederlippe kennen. Er war 63 Jahre alt, genoß eines unbefleckten Rufs, und war eben so sehr den Amerikanern geneigt, als gegen die Engländer feindlich gesinnt.*) Dieser letzte Umstand wirft einiges Licht auf sein Schicksal. Was immer die Anklage gegen ihn gewesen seyn mag, ein anderer einflußreicher Häuptling der Wyandots erhielt den Auftrag ihn zu tödten, und brach auch sogleich mit vier andern Indianern auf, um ihn zu suchen. Man fand ihn zu Hause und kündigte ihm das ausgesprochene Todesurtheil an: Bitten, Versprechungen, Alles war vergebens, die unerbittlichen Todesboten gruben an der Seite seines Wigwams ein Grab, er kleidete sich sodann in seine schönsten Kriegskleider, nahm schnell ein Mahl von Wildpret zu sich, und kniete dann am Rande des Grabes nieder. Sein Henker kniete mit ihm, und sprach für ihn ein Gebet an den großen Geist. Dieß war die letzte Ceremonie. Die Indianer traten einige Schritte von ihm zurück, und setzten sich um ihn her auf den Boden. „Der alte Häuptling, sagt ein Augenzeuge dieser furchtbaren Scene, stützte den Kopf auf die Hand, die Hand auf das Knie, worauf einer der jungen Indianer herbeikam, und ihm zwei Streiche mit dem Tomahawk versetzte: eine Zeit lang lag er bewußtlos am Boden, und nur ein schwaches Athmen bewies, daß er noch lebe. Die Indianer standen alle in feierlichem Schweigen umher, und da er länger noch athmete, als sie erwarteten, nahmen sie zwei anwesende Weiße zu Zeugen, wie schwer er sterbe, erklärten ihn für einen Hexenmeister, versetzten ihm noch einige Hiebe, und machten dadurch seinem Leben ein Ende; dann begruben sie den Leichnam."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hier ist nicht zu vergessen, daß diese Nachrichten durchaus nur aus amerikanischen Berichten entnommen sind, welche den Elskwatawa stets nur als einen schändlichen Betrüger darstellen; die Erbitterung aber, welche unter den jungen Leuten namentlich gegen die alten Häuptlinge herrschte, welche die vielfachen Ländereienverkäufe mit der amerikanischen Regierung abgeschlossen hatten, zeigt manches in einem andern Lichte.

Saint Simon's Apostel vor den Assisen.

(Durch Zufall verspätet.)

Paris den 28 August 1832.

Es ist noch kein so merkwürdiger Prozeß geführt worden, wie der des öffentlichen Ministeriums gegen eine Sekte, die nichts Geringeres im Schilde führt, als die völlige Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft. Die Regierung, welche Freiheit der Religionen proklamirte, wußte gar nicht, auf welchem Wege sie ihr ein gesetzliches Schild entgegenhalten sollte, um sich vor ihren gefährlichen Doktrinen zu wahren. Das System als Religion konnte man nicht anfeinden, daher suchte man die Priester der Immoralität und des Betrugs zu beschuldigen. Es währte lange, ehe man sich dazu entschloß, weil man vielleicht die Hoffnung hatte, durch die Hindernisse, die man allerwärts der Gesellschaft in den Weg legte, die Jünger zu zerstreuen, und der Verfolgung überdrüssig zu machen. Sie hielten aber wie ein Bündel Fasces zusammen, und schienen fest entschlossen, entweder Radicalreformer des Weltbürgerthums oder Märtyrer zu werden.

Nichts gleicht dem Jubel, mit welchem das pariser neugierige Volk die sonderbaren Helden bis vor die Schranken des Gerichtshofes verfolgte. Ein hundert tausend Menschen waren auf den Straßen von Menilmontant bis zum Pont neuf und der Präfektur. Sie standen auf den Buden und auf den Dächern, und schrien und lärmten, als ob die Henkersknechte ein Dutzend Verbrecher zum Schaffott des Greveplatzes führten. Die Saintsimonisten gingen allesammt zu Fuß, angethan mit ihren Ordenskleidern, die bekanntlich in einem kurzen blauen Rock mit weißer Unterweste ohne Halsbekleidung, Lendengürtel, Pantalons und Mütze bestehen. Wie gewöhnlich waren sie baarhaupt. Die Angeklagten, an deren Spitze Papst Enfantin, marschirten wie Sappeurs mit tüchtigen Bärten, voran, die Uebrigen in zwei Reihen hinterher. Alles mit gehöriger Solennität.

Die Sitzung, zu der die Plätze durch ausgegebene Billets schon um 8 Uhr besetzt waren, begann um 9 Uhr. Der Saal war übersäet mit buntgeschmückten Damen, von denen zwei hinter dem Papste auf der Bank der Angeklagten Platz nahmen. Es waren erbetene Räthe. Vertheidiger hatten sie keine, da sie ihre Sache selbst, durch ihre Rathgeber, (conseils) führen wollten, und mehrere Juristen unter sich hatten.

Das Interogatorium war eine wahrhafte Farce, und wurde als solche auch öfter vom Publikum unterbrochen. Ich bin überzeugt, daß es den Richtern und Geschwornen eine schwere Aufgabe war, sich ernst zu halten.

„Wie heißen sie?“ fragte der Präsident den ersten Angeklagten.

Er antwortete mit vieler Würde: „Barthelemy Prosper Enfantin.“

„Ihr Alter?“

„Sechsunddreißig Jahre.“

„Ihre Profession?“

„Ich predige das neue Wort.“

Eben so antworteten die übrigen vier Angeklagten: Benjamin Olinde Rodriguez, Doktor der Fakultät der Wissenschaften, Peter Casimir Emil Barrault, Michel Chevalier und Carl Honoré Duverryer, mit dem Unterschied jedoch, daß sie sich als Schüler Enfantins und auf die Frage: quel profession? als Aposteln St. Simons bezeichneten.

So oft das Wort „Apostel“ erwidert wurde, verzog der Präsident die Miene, und rührte die Ruhe gebietende Klingel.

Der Anklageakt wurde endlich verlesen, und durch den Generaladvokaten die Untersuchung eingeleitet. Man beschuldigte den Papst und seine vier Evangelisten, eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen ohne Erlaubniß der Regierung gebildet, das Gut und Vermögen anderer Leute durch List und Betrug an sich gebracht, und durch eine neue Lehre zur Entsittlichung aufgereizt und beigetragen zu haben. Als Beweise führte man an: Die Artikel in der Zeitschrift Le Globe und mehrern Broschüren, als deren Verfasser sich die Angeklagten bekennen, und ein Testament des Notars Robinet, welches die Klage als erschlichen von der Frau desselben angibt. Hundertachtundvierzig Zeugen früherer Verhöre wurden vernommen.

Nachdem die Angeklagten Dieß ruhig abgewartet, erhebt sich Enfantin. Auch er hat seine Zeugen. Da es aber meist Simonianer sind, so setzt es große Schwierigkeiten, ehe sie zugelassen werden. Der Hof muß zweimal, um zu deliberiren, abtreten, und faßt endlich, da die Zeugen nicht den gewöhnlichen freien Eid leisten wollen, den Beschluß alle abzuweisen.

Diese Debatte war höchst interessant. Es handelte sich um das Schwören vor Gott, wie die Institutionen des Landes es fordern. Und Dieß verlangten die Apostel motivirt. „Warum,“ sagten sie, „sollen wir vor einem andern Gott schwören, als dem unsrigen? St. Simon ist unser Gott, und hier ist Enfantin, sein Stellvertreter auf Erden, ohne dessen Rath und Beistand, ohne dessen Willen wir nichts thun. Er ist das lebende Gesetz, vor ihm nur können wir den Eid schwören.“

Der Gerichtshof sah sich genöthigt, eine kleine Vergleichung der Gottheiten und Menschenwerdungen anzuhören, worin es ziemlich erwiesen wurde, daß alle Religionen einen Anfang gehabt haben, wie die simonistische, und daß es in einem Lande, das Jedem zu glauben erlaubt, was er will, ganz und gar Unrecht sey, wenn man die Menschen vor den Gerichten zwingen wolle, diesem Glauben zu entsagen, und einem andern zu huldigen. Die Religion habe mit dem Gesetz der Welt nichts gemein, und es genüge vollkommen, zu schwören, oder durch einen Ausspruch zu bekräftigen, daß man die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen wolle, wie der Code schon vorschreibe. Es ist große Hoffnung vorhanden, daß dieser Prozeß eine Aenderung der Eidesformel für Frankreich herbeiführt. Man wird künftig den Himmel aus dem Spiele lassen. Für dießmal hat der Präsident nach Anhörung des Hofs erklärt, er könne den Simonisten-Gott, gemäß der Instruktion, nicht für kompetent zum Schwure halten, worauf die Zeugen abtraten.

Enfantin erhob sich nun, um uns auseinanderzusetzen, weßhalb er zwei Damen in seinem Gefolge habe. Es waren keine Päpstinnen, sondern freie Frauen (femmes libres), wie eine besondere Broschüre besagt, die die Mitglieder vertheilten. Diese ist unterschrieben: Maria, Königin. Wahrscheinlich Königin der Simonisten. Enfantin hatte sie eingeladen, um gegen die Beschuldigung der Immoralität zu protestiren. Und Dieß that dann auch wenigstens die Eine, Namens Cecilie Fournel, mit großem Ernste, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, und unter allgemeinem Gelächter feierlich Opposition einlegte. Der Generaladvokat entgegnete: „Madame, ihr Protest ist nichts weiter als ein Protest gegen den Cynismus, und die Unmoralität ihres Gottes Enfantin, der für uns nichts beweist.“

Ich hörte bei diesen Worten einen Simonianer sagen: „C'est *bien* juste, elle est revenu à la loi vivante.“ *)

Um fünf Uhr wurde die Sitzung auf den Antrag des Angeklagten Rodriguez drei Stunden ausgesetzt. Er sagte, es hungere ihn gewaltig, und er hoffe, seine Richter würden ebenfalls eine Erholung nöthig haben.

Als sich um acht Uhr der Hof wieder versammelte, wurde ein Zeuge verhört, der sich als den Schwager Rodriguez zu erkennen gab, und Advokat des königlichen Gerichtshofes ist. Er bekundete sich als ein eifriger Anhänger der Religion und bezeugte aufs bestmöglichste, daß sie gerade von allem Dem das Entgegengesetzte sey, dessen man sie anklage. Besonders bewies er, daß der Notar, der durch Testament Enfantin zum Erben einsetzte, freiwillig, und aus bloßer Verehrung sein Geld gebracht habe, und daß er Wittwer und unabhängig sey. Beides war sehr wichtig und änderte die Sache.

Um zwölf Uhr Nachts wurde die Sitzung ausgesetzt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Provinzialblatt, der Belfort Northern Whig, enthält folgende seltsame Zusammenstellung: „Unsere Leser werden sich wohl der ungeheuern Anzahl Fliegen erinnern, die im Sommer und Herbst des Jahres 1851 unsere Häuser anfüllten. Der Umstand fiel uns auf, theils weil er der Cholera voranging, theils weil man in diesem Jahre an mehrern Stellen der See nahe an unserer Küste ungeheure Massen todter Fliegen sah. Aehnliches ging öfters der Pest voraus, wie aus folgendem Auszug aus Holingshed erhellt. „1574 den 21 Februar, ereignete sich etwas Sonderbares zu Tewkesburn nach einer nicht sehr starken Fluth, welche aber doch die nahe liegenden Wiesen mit Wasser bedeckt hatte; Nachmittags kam den Severn Fluß herab eine große Menge Fliegen und Roßkäfer in großen Haufen einen Fuß dick über dem Wasser, so daß nach glaublicher Leute Urtheil auf Büchsenschußweite über 100 Scheffel von solchen Fliegen zu sehen waren. Die Mühlen in der Nähe herum wurden dadurch 4 Tage lang gedämmt, und man reinigte sie, indem man die Fliegen mit Schaufeln herausgrub.“ Auch der großen Pest in London im Jahre 1655 ging dasselbe Phänomen voraus. Ein gewisser W. Begkurst, der die besten Nachrichten von jener Pest mitgetheilt hat, bemerkt unter den Erscheinungen des vorhergehenden Jahrs: „In dem Sommer vor der Pest gab es eine solche Menge Fliegen, daß sie die innere Seite der Häuser bedeckten, und wenn ein Strick oder Faden irgend wo herabhing, so wurde er augenblicklich dick mit Fliegen besetzt, wie ein Zwiebel stark; Schwärme von Ameisen bedeckten die Straßen.“ Im Sommer 1851 hat Schreiber dieses oft die Fliegen in ungeheurer Zahl an Stricken hängen gesehen, gerade wie Dieß hier beschrieben ist.“

*

Ein launiger Geschichtsforscher hat die Flüche und Betheuerungen der Könige von England zusammengesucht. Edward der Bekenner schwur „bei Gottes Mutter;“ Wilhelm der Eroberer „bei Gottes Glanze;“ Wilhelm der Rothe „bei St. Lucas Angesicht;“ Heinrich I. „bei unsers Herrn Tod;“ Stephan „bei Gottes Geburt;“ Heinrich II. „Gottes Fluch leuchte über euch und mich;“ Johann „bei Gottes Zähnen;“ Heinrich III. „bei Gottes Haupt;“ Edward I. „bei Gottes Blut;“ Richard II. „bei St. Edward;“ Heinrich VI. dasselbe; Eduard IV. „bei Gottes gebenedeiter Frau;“ Richard III. „bei St. Paul;“ Heinrich VIII. „bei der heiligen Maria;“ wenn er zornig war „bei Gott;“ Elisabeth „bei Gott,“ oder „Gottes Tod“ oder „Gottes Wunden;“ auch Jakob I. fluchte, sein Fluch ist aber nicht bekannt; Oliver Cromwell war kein Flucher; Karl II. sagte „Gottes Fisch“ verdorben statt „Gottes Fleisch.“

*) Ganz recht. Sie ist zum lebenden Gesetz zurückgekehrt. Enfantin nennt sich „la loi vivante.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 272. 28 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Byron stellte sich, als höre er nicht gern seine Werke loben oder auch nur ihrer erwähnen; ich sage: er stellte sich so, weil ich überzeugt bin, daß ein Mensch, der wie er sich so gern in andern Dingen loben hört, unmöglich gegen das Lob Dessen gleichgültig oder unwillig seyn kann, was, wie er wohl weiß, sein eigentliches wahres Verdienst ausmacht. So rühmte er sich gern seine Geschicklichkeit im Reiten, Scheibenschießen, Schwimmen u. s. w. und hörte sich noch lieber darüber bewundert; das meiste Vergnügen aber machte es ihm, für einen Weltmann gehalten zu werden, der als solcher in dem gesellschaftlichen Kreise der großen Welt von London sich ausgezeichnet habe. Lord Byron ist sehr mitleidig gegen Arme und bei unseren Spazierritten hatte ich immer Gelegenheit zu sehen, daß er an keinem Bettler vorüber kam, ohne ihm mit Güte und Freundlichkeit ein Almosen zu reichen.

Byron liebte vorzüglich Klätschereien, namentlich über Alles, was in der vornehmen Welt von London vorfiel; seine Freunde erhielten ihn darin stets auf dem Laufenden, und er selbst konnte sich kindisch an dem kleinsten Skandal erfreuen. Ich machte eines Tags hierüber meine Bemerkung und fügte hinzu: wie es denn möglich sey, daß ein so großer Geist wie der seinige, an dergleichen Unbedeutenheiten Vergnügen finden könne. Er lachte und erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß der Elephantenrüssel, der die schwersten Dinge aufheben kann, es nicht unter seiner Würde hält, auch die geringfügigsten aufzuheben? Ganz derselbe Fall ist es mit meinem großen Geist“ — hier lachte er abermals — „und Sie müssen gestehen das Gleichniß ist des Gegenstandes würdig. Doch Scherz beiseite, ich liebe ein wenig das Skandal — und ich glaube alle Engländer haben mit mir gleichen Geschmack. Eine italienische Dame, Madame Benzoni, sprach einst mit mir über diese unter meinen Landsleuten herrschende Vorliebe und bemerkte, als sie das erste Mal Engländer kennen gelernt, habe sie dieselben für das verächtlichste und bösartigste Volk in der Welt gehalten, da sie sie unaufhörlich üble Nachreden über einander habe führen hören; da sie aber nach und nach verschiedene liebenswürdige Züge in ihrem Charakter wahrgenommen, sey sie endlich zu dem Schlusse gekommen, daß sie von Natur aus doch nicht so böse geartet seyen, sondern weil sie in einem Lande wie England lebten, wo eine strenge Sittenrichterei jede Abweichung vom guten Anstande unbarmherzig straft, sey jeder Einzelne, um sich selbst im Gewande der Unschuld zu zeigen, gezwungen, die Sünden seiner Bekannten durchzuhecheln; wodurch er Gelegenheit fände seinen Abscheu dagegen durch Worte an den Tag zu legen, was leichter sey als durch Handlungen, die immer eine gewisse Selbstverläugnung erforderten. Dieß, fügte Byron hinzu, ist eine eben so scharfsinnige als gutherzige Erklärung jener gerügten englischen Untugend, und wir müssen gestehen, daß es unendlich leichter ist, die Fehltritte Anderer zu verschreien und an's Licht zu ziehen, als unsre eigenen zu verbessern; und manche finden in dem Ersteren eine so angenehme Beschäftigung, daß sie darüber das Letztere vergessen, — wenigstens ist Dieß bei mir der Fall.“

So wie ich aber an Byron die Neigung gewahrte, unbedeutenden Dingen großen Werth beizulegen, so fand ich umgekehrt, daß er gern ernste Ereignisse ins Lächerliche zog. Ueberdieß war er höchst abergläubig und schien ungehalten über Jeden, der seine Schwäche hierin nicht theilen wollte oder konnte. Er kam oft auf diesen Gegenstand zu sprechen und bemerkte dann spöttisch, ich müßte mich für viel weiser als ihn halten, weil ich nicht abergläubig sey. Ich erwiderte ihm, daß die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft, die sich in seinen Werken offenbare, hinreichend seinen Aberglauben entschuldige, der seinen Grund in einer Ueberreizung jener Seelenkraft habe; ich für meine Person, fügte ich hinzu, die ich nicht mit der Camera lucida der Einbildungskraft begabt sey, würde die Camera obscura, wofür ich den Aberglauben halte, an mir nicht entschuldigen können. Dieß stellte ihn jedoch nicht zufrieden, und ich war überzeugt, daß er mit einer geringeren Meinung von meinen Geisteskräften mich verließ. Um mich wieder bei ihm in Kredit zu bringen, bemerkte ich zu einer andern Gelegenheit, die Natur sey so weise und gütig, daß sie allen ihren Kindern eine vollgültige Entschädigung für Das, was sie ihnen auf der einen Seite versagte zugetheilt habe; so habe sie ihm die herrlichste Gabe, das Genie, verliehen, und jenen, die sie nicht so ausgezeichnet, die minder glänzende, aber vielleicht eben so nützliche Eigenschaft des einfachen und nicht in Klügeleien sich verlierenden Verstandes. Byron schien seinem Glauben an übernatürliche Erscheinungen aus voller Ueberzeugung zugethan; wenn er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, was er sehr gern that, so nahm sein Aeußeres ein ernstes und geheimnißvolles Wesen an; und er erzählte mir mehrere wunderbare Geschichten

in Bezug auf seinen unglücklichen Freund Shelley, der, wie er mich versicherte, einen unerschütterlichen Glauben an Geister hatte. Shelley's Geist, erzählte er unter Anderm, sey einer Dame, die in einem Garten spazieren gegangen, erschienen, und Dieß schien er fest zu glauben. Eben so abergläubig war er in Bezug auf glückliche und unglückliche Tage: ungern unternahm er etwas an einem Freitag; erschrack, wenn er Salz oder Oel verschüttete, ein Brod fallen ließ oder einen Spiegel zerbrach u. s. w., kurz er beachtete eine Menge dergleichen abergläubige Spielereien, wodurch er bewies, daß auch der stärkste Geist seine schwachen Seiten hat.

Da ich eines Tags es abgelehnt hatte, mit ihm einen Spazierritt zu machen, unter dem Vorwande, ich wollte einige genuesische Paläste, Gemälde und andere Kunstwerke besehen, so ergriff er bei seinem nächsten Besuche die Gelegenheit, sich hierüber auszulassen; er erklärte. er könne unmöglich glauben, daß es bei den Leuten mit ihrer Bewunderung von Gemälden, Statuen u. s. w. ernstlich gemeint sey, und daß Diejenigen, die am lautesten ihre Bewunderung aussprechen, „Amatori s nza Amore und Canoscitori senza Cognizione" seyen. Ich erwiderte, da ich nie mit ihm über Gemälde gesprochen habe, so werde er mir glauben, daß meine Bewunderung derselben aufrichtig sey. Allein Byron bestand nun ein für alle Mal darauf, uns nicht Recht zu lassen; wahrscheinlich fühlte sich auch seine Eitelkeit verletzt, weil wir vorgezogen hatten, Gemälde zu besehen, während wir in seiner Gesellschaft hätten zubringen können. Uebrigens muß ich auch hier beifügen, daß Byron sich weder sonderlich auf Kunstwerke verstand, noch auch sie bewunderte; er gestand mir, daß nur wenige ihn angesprochen, und daß er, um an diesen wenigen Geschmack zu finden, seine Einbildungskraft habe zu Hülfe nehmen müssen. Auch Gegenstände des Geschmackes und der Kunstfertigkeit, so wie Alterthümer, fanden ihn gleichgültig; und er trieb Dieß so weit, zu glauben, es sey unmöglich, daß sie irgend Jemand interessiren könnten: sie müßten bloß, pflegte er zu sagen, als Vorwand für die Eitelkeit und Prunksucht jener dienen, die auf keine andere Weise Aufmerksamkeit zu erregen im Stande seyen. Musik liebte er, obgleich er kein Kenner davon war: er sprach oft von der assoziirenden Kraft derselben und erklärte, daß die Melodie eines wohlbekannten Liedes ihm ferne Bilder und Ereignisse mit einer Lebendigkeit vor die Sinne zaubere, daß die Gegenwart ihm völlig verschwinde. Rauchwerk, sagte er, mache auf ihn denselben Eindruck, obgleich nicht so stark, und, fügte er mit seinem spöttischen Lächeln hinzu: „manchmal macht es mich ganz sentimental."

Byron schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, romantische und sentimentale Gefühle lächerlich zu machen; und doch konnte man gleich am folgenden Tage eben diese Gefühle, die er so bitter verspottete, mit einer Lebhaftigkeit hervorbrechen sehen, daß Jedermann, der seine vorhergegangenen Sarkasmen gehört hatte, an der Wahrheit seiner Rührung zweifeln mußte; und doch war sie unverkennbar aufrichtig, denn sein Auge füllte sich mit Thränen, seine Stimme zitterte, und Alles verrieth, wie tief er fühle, was er sagte. Hierin schien ein so großer Widerspruch zu liegen, daß dadurch alle Sympathie zerstört wurde, oder wenn auch nicht, so fühlte man sich doch zurückgehalten, seine Gefühle mit Jemand zu theilen, der nie zwei Tage hintereinander auf gleiche Weise dachte oder wenigstens sich aussprach. Da er überdieß gewöhnlich darauf ausging, Effekt zu machen und Erstaunen zu erregen, so mußte er in den Gemüthern seiner Zuhörer unfehlbar jedes Vertrauen auf die Festigkeit seines Charakters zerstören. Dieß mußte von Allen gefühlt werden, die viel in seiner Nähe lebten, und dieser Eindruck war nicht sehr erfreulich.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Diese Erzählung zeigt den ungeheuren Einfluß des Propheten, so wie die Mittel, durch welche er sich denselben verschaffte. Die Henker waren hier offenbar aufrichtige, gewissenhafte Leute, einer davon war sogar der Bruder des Opfers. Was auch die beiden Brüder, oder, wenn man will, den Propheten allein, zu so furchtbaren Maßregeln bestimmen mochte, sicher ist, daß sie nicht häufig angewendet wurden. Als die Kickapus zu der indianischen Konföderation stießen, erklärte sich einer der Häuptlinge gegen die neue Lehre und die Politik der beiden Brüder; er wurde nur seines Ranges entsetzt. Eben so geschah es mit den Winebago's, einem höchst kriegerischen, hochgesinnten Stamme, der in dem letzten Kriege ein äußerst nützlicher Allirter für die Engländer war. Ein Indianer, welcher von den amerikanischen Behörden im Jahre 1810 in das Lager des Propheten gesendet wurde, um dessen Entwürfe auszukundschaften, berichtete, ein alter Häuptling habe ihm mit Thränen in den Augen erzählt, alle Dorfvorsteher seyen ihrer Gewalt entsetzt, und Alles werde nun allein von den Kriegern geleitet. Es scheint unter vielen Stämmen eine Art Verschwörung der Jugend bestanden zu haben, alle ihre ersten Häuptlinge mit Einem Schlage zu ermorden, weil sie es seyen, die ihr Land an die Amerikaner verschacherten, und alle Eingriffe der Ansiedler mit verrätherischer Nachsicht behandelten. Diese Gesinnung ist ein Beweis, wie sehr namentlich der Prophet durch seine Predigten der eingewurzelten Stammfeindschaft entgegen gearbeitet hatte, was nur dadurch möglich war, daß er seinem Streben einen religiösen Charakter aufdrückte, und diesen unwandelbar behauptete. Die Boten der Delawaren, die zu ihm ins Lager am Tippekanoe kamen, fanden seine Truppen in der größten Aufregung, die er durch magische Gebräuche, durch seine Predigten und den Kriegstanz unterhielt, welchen er Tag und Nacht mit ihnen fortsetzte. Daher die beispiellose Tapferkeit, welche sie in der oben erwähnten Schlacht vom 7ten November zeigten: sie stürzten sich auf die Bajonnette der Truppen, drückten die Musketen bei Seite, und streckten die Soldaten mit Keulenschlägen nieder. Nur eine Reihe von Siegen auf Seite der Amerikaner, der Tod seines Bruders, und der Verlust seiner besten Freunde und Anhänger aus seinem eigenen Stamme — die Kickapokes sanken im Laufe des Krieges endlich auf ungefähr 20 Mann herab — vernichteten endlich in den Augen des Volkes seinen Charakter als Prophet. Elskwatawa besaß wenig persönliche Tapferkeit; in der Schlacht von Tippekanoe saß

er in der Nähe auf einem Hügel, und sang einen Kriegesgesang; er munterte die Krieger nicht durch sein Beispiel auf, aber er war schlau, einschmeichelnd, und in seinen Bestrebungen wunderbar ausdauernd. Tekumseh, nicht minder geistvoll als sein Bruder, übertraf ihn weit an Unerschrockenheit und jener Hoheit des Charakters, welcher unter allen Völkern, wilden wie civilisirten, einen dauernden Einfluß begründet. Er zog von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, drohte, schmeichelte, weckte den Haß gegen die Weißen, und dehnte so die Gränzen der großen Konföderation von Jahr zu Jahr, von Stamm zu Stamm, langsam aber sicher aus. Daher machte General Harrison schon im Jahre 1807 die Entdeckung, daß die Shawanis den britischen Interessen besonders geneigt schienen, daher die sonderbaren Bewegungen, welche sich seit dieser Zeit unter den verschiedenen Indianerstämmen um die See herum bemerklich machten: Tag und Nacht fanden Berathschlagungen statt, Botschafter wurden nach allen Richtungen gesendet; vier Jahre kann man sagen, war Tekumseh in fortdauernder Bewegung: heute sah man ihn am Wabash, in wenigen Tagen hörte man von ihm am Erie- und Michigan-See, dann unter den Indianern des Mississippi. Als endlich im Norden und Westen Alles erreicht war, was er erreichen konnte, unternahm er eine mühsame und gefahrvolle Reise von mehreren Monaten unter die entferntern Stämme des Südens. Der Samen wurde auch hier allenthalben ausgestreut, und die spätern durch die Creeks erregten Unruhen zeigten hinreichend an, was mit der Zeit in Erfüllung gegangen wäre, wenn seine Verbündeten so vorsichtig als er selbst gewesen wären. *)

Die Schlacht bei Tippekanoe war ein voreiliger Ausbruch und höchst nachtheilig für ihn. Sie unterbrach die Unterhandlungen wegen neuer Alliirten, verminderte die moralische Macht des Propheten, und zwang Manche, welche seine Anhänger waren, theils zur Neutralität, theils zu offener Feindseligkeit. Der ungeheure Plan Tekumseh's, so lange der Gegenstand aller seiner Sorgen und Anstrengungen, wurde im Augenblicke des Erfolgs völlig in Verwirrung gebracht: er war erbittert, gedemüthigt, niedergeschlagen. Dieß war die Feuerprobe seines hohen Geistes. Er trat auf, machte Vorschläge, die er mit seiner Würde vereinbar fand. Umsonst; da sah er, daß der Kampf jetzt ausgefochten werden müsse, und seine Seele erhob sich: das erlittene Unrecht und die Leiden seines Stammes, die Macht und der Stolz der Weißen gingen an seinem Geiste vorüber. Die Kränkung des Mißlingens, die Schande auf seines Bruders Namen, die Schmach der Unterwerfung, der Tadel und die Verachtung seiner zahlreichen Nebenbuhler, der Triumph seines Feindes, alles Dieß waren Dolche in seinem Busen. Stolz, Rache, Ehrgeiz, Furcht und Hoffnung kämpften in seiner Brust. Aber jetzt erntete er auch den Lohn seiner Anstrengungen, denn sein erworbener Einfluß zeigte sich in nicht minder wunderbarem Lichte als seine Energie. Im Ausgange des Jahres 1811 hatte die von seinem Bruder erlittene Niederlage seiner Sache einen schweren Schlag versetzt, und im Frühjahre 1813 stand er mit nahe an 3000 Mann neben 800 britischen Soldaten im Felde.

In der Mitte Julius des Jahres 1812 befand sich der Prophet in Fort Wayne und hielt den dortigen Agenten der amerikanischen Regierung bei den Indianern mit Freundschaftsversicherungen hin: nur 8 Tage vorher war Tekumseh gleichfalls, auf seinem Wege nach Malden, durch das Fort gekommen. Er hatte erklärt, er hole Munition für die Indianer von der britischen Regierung, und man erfuhr auch kurz darauf, daß während sein Bruder den Agenten hinterging, er selbst sich offen mit den Engländern gegen die Amerikaner verband. Die ganze Sache ist charakteristisch für die beiden Brüder; der Prophet nahm ohne Zaudern seine Zuflucht zu allen Listen indianischer Verschlagenheit, um seinen Zweck zu erreichen, und die Plane seiner Gegner zu vereiteln, das Benehmen Tekumseh's war männlich und würdig, wie es von Anfang an gewesen war, denn obgleich er sicherlich keine Verbindlichkeit hatte, seine Plane zu entschleiern, so scheint er sich doch auch nicht viel Mühe gegeben zu haben, sie zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Saint Simons Apostel vor den Assisen.

(Schluß.)

Paris 29 August 1832.

Der regnerische Morgen des heutigen Tags, wo die gerichtlichen Verhandlungen im Prozesse der Saintsimonisten fortgesetzt werden sollten, war nicht sehr geeignet, den feierlichen Zug der neuen Propheten von Menilmontant nach dem Palais de Justice zu begünstigen. Auch die Neugier, sie zu sehen, war bei dem Volke bereits ziemlich erkaltet, und sie langten fast nur von lachenden und schreienden Gassenjungen begleitet, im Gerichtssaale an. Die Sitzung wurde mit dem Plaidoyer des Pere supreme, Enfantin, eröffnet.

Er erhob sich mit Majestät und beschaute, während verschiedener Prisen, die er aus seiner Dose nahm, das Auditorium wie ein Neugieriger der auf allen Gesichtern eine verborgene Schrift zu lesen sucht. Er sah sehr stattlich aus, und trug einen persischen Shawl um den Hals, der mit einem Schilde und den rothen Worten: „Le Père“ eingefaßt war. Alle Damen waren der Meinung, er sey ein schöner Mann.

Auf die Frage des Präsidenten, warum er so oft in seinen Reden inne halte, und die Umgebung betrachte, antwortete er: „Ich begeistere mich.“ Es wurde inzwischen Niemand besonders von seiner Begeisterung erbaut, da er fast ganz ohne Zusammenhang sprach und improvisirte. Ich glaube, daß sich seine Rede auf folgendes reduciren läßt.

„Das Gesetz und ich, wir sind eins. St. Simon ist der wahrhafte Gott, der die Menschen frei, gleich und glücklich macht, und ich bin sein Prophet und sein Werkzeug, und diese Menschen in feierlichen Ordenskleidern sind meine Jünger und Apostel, die ich in die Welt schicke. Ihr habt uns gerichtet nach dem Schein, ihr werdet uns verdammen nach dem Schein, aber ihr habt kein Recht dazu, denn ihr steht unter uns. Die Lehre die ich predige, ist das lebendige Wort, das den Armen erhebt, den Reichen erniedrigt, die Frauen emancipirt, und die Güter der Erde an alle Menschen austheilt. Unsere Religion ist die Politik, aber sie ist die Politik des Friedens und der Glückseligkeit, die das parlamentarische System, die Aristokratie und den Feudalismus aufhebt. Was wollt ihr gegen diese Grundsätze die ein Heiliger auf Erden lehrte? Sie vernichten? Dazu seyd ihr zu schwach, denn ich bin die Kraft, und mir gehorchen die Gemüther. Sie verdammen? Dann leide ich als ein Märtyrer für die heilige Sache und meine Kinder gehorchen mir nicht minder denn jetzt.

---

*) Der Krieg mit den Indianern war im Jahre 1813 im Süden eben so heftig, und wegen der zahlreichern Stämme noch mörderischer als im Nordwesten. Jackson, der jetzige Präsident, welcher dort kommandirte, hatte die größte Mühe, die Milizen zusammen zu halten, und mehrere einzelne Detaschements wurden von den Indianern, namentlich den kriegerischen Seminolen, ganz oder zum Theil niedergemacht. Der Kampf wurde meist im Staate Alabama geführt, und dehnte sich nur selten in den Staat Mississippi aus.

Ihr habt meine Zeugen verworfen weil sie nicht eures Glaubens sind, und vor eurem Gotte schwören. Das beweist euren Barbarismus und Fanatismus; denn ihr sollt jeden glauben lassen nach seiner Ueberzeugung. Ihr habt auch unsere Vertheidigung verworfen. Wohlan, so übt denn Gewalt vor Recht, und nennt uns unmoralisch, aufrührisch oder sonst was ihr wollt, wir sind bereit, euer Urtheil zu empfangen. Nur bitten wir nicht zu vergessen, daß wir euren Richterstuhl für inkompetent halten, über Doktrinen zu urtheilen, und in aller Feierlichkeit dagegen protestiren."

Das leztere war meiner Meinung nach das Einzige streng vernünftige in dieser Rede. Kein Mensch wird es läugnen, daß eine Jury hier ein ganz unzweckmäßiger Gerichtshof war. Was wissen diese Bürger bons chretiens, bons catholiques, von Rechten der Menschheit, und Glaubensdogmen und philosophischen Maximen. Sie sind bloß da, um nach Thatsachen über Verbrecher der bürgerlichen Gesellschaft zu richten. Nichts desto weniger sprachen die Geschwornen ihr Schuldig aus, wie es einst das Parlament that, als es den Emil Rousseau's zum Feuertode verdammte. Nach einer langen Berathung beantworteten sie die Fragen des Präsidenten, ob die Angeklagten gegen den Art. 221 des Code Penal Versammlungen hielten, die sich mit Politik und Wissenschaften beschäftigten, und durch Bücher und Broschüren und Journale die Immoralität predigten? mit Ja, worauf der Gerichtshof veranlaßt wurde, den Chef Enfantin und seine Souschefs Duverryer und Chevalier zu einem Jahr Gefängniß und 1000 Fr. Geldstrafe zu verurtheilen. Die zwei andern Angeklagten wurden mit 50 Franken Amende abgefertigt.

Auf diese Weise schloß die Sitzung gegen Abend, und die Angeklagten zogen auf die frühere Weise nach Menilmontant zurück. Es wurde bemerkt, daß das Urtheil hauptsächlich großen Eindruck auf die anwesenden Damen machte. Mehrere davon sprachen sehr heftig mit den Advokaten des Barreau, und diese selbst erklärten, es sey Unrecht, daß sich die Justiz in Doktrinen mische, aber der Gerichtshof könne nichts dafür und habe seine Schuldigkeit gethan.

Ich habe vergessen zu bemerken, daß Enfantin sich besonders beschwerte, daß der Generaladvokat ihm die Zuziehung der Frauen vor die Schranken untersagte. Er behauptete nach seiner Lehre, das schöne Geschlecht sey zu allen Funktionen fähig, und es sey ganz Unrecht, daß nicht auch weibliche Geschworne und weibliche Richter über ihn gestellt wären. Hierüber mußte das ganze Auditorium lachen. Das öffentliche Ministerium aber erwiderte, es gebe Dieß gerne zu, da die Damen vielleicht eine größere Zuneigung zu dem heiligen Vater hätten, der wie man sich überzeuge, kein häßlicher Mann sey. Wenn ich nicht irre, hat dieß Kompliment allen Aposteln sehr wohlgefallen. Es nahm auch gleich einer das Wort, um lang und breit zu beweisen, daß ihre Institutionen besonders drei Eigenschaften von einem Oberhaupte verlangten, als da sind: Schönheit, Stärke und Weisheit. Leider haben diese Eigenschaften dem Papste alle nichts genuzt. Die Geschwornen waren sehr ernsthafte moralische Familienväter, die als zwölf Kontreaposteln der neuen Religion eine tödtliche Salve gaben.

Wahrscheinlich beginnt nun der zweite Abschnitt in der Geschichte der Simonianer, die Verfolgung und das Märtyrerthum.

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Journale berichten den Tod Dando's, des Austernessers, auch eines jener seltsamen Geschöpfe, wie sie nur aus der Sentina einer Hauptstadt gleich London auftauchen können. Er war der Schrecken aller Schellfisch- und andern Lebensmittels-Verkäufer. Vor wenigen Wochen kam er von einer Reise in Kent zurück, wo er seine Opfer ausgesucht, und auch mehreremale im Gefängniß gewesen war, weil er seiner Gourmandise den Lauf ließ, ohne bezahlen zu können. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Stadt mußte er schon wieder ins Gefängniß wandern. Am 28 August Nachmittags, fühlte er einen so heftigen Anfall der Cholera, daß er von seinem Size nicht mehr aufstehen konnte. Ein Bettler, Namens Martin, stand ihm bei, und er wurde nach dem Krankenhause gebracht, wo er nach wenigen Stunden starb. Dando war bei jedem Polizeiamt in London wohl bekannt. Er begann seine Laufbahn vor 7 oder 8 Jahren, und nahm auf einen Siz 80 Duzend große Austern zu sich, nebst einer angemessenen Menge Brod, Porter und verdünnten Branntwein. Er pflegte zu sagen, Niemand in London habe je so furchtbare Prügel bekommen, als er; es kümmerte ihn Dieß aber nicht im geringsten, mit einer Ausnahme, wo er von einem Manne, der sich kurz vorher erst in Kensington angekauft hatte, so furchtbar mitgenommen wurde, daß er kaum mit dem Leben davon kam. „Da ich nicht zahlen konnte," sagte er, „so zog man mich durch eine Pferdeschwemme, wälzte mich im Kothe und bearbeitete mich dermaßen mit Knitteln, daß mich noch einen Monat lang meine Knochen schmerzten, und alles Dieß für armselige drei Duzend Austern." Er that ein Gelübde, nie mehr Kensington nahe zu kommen, und hielt Wort. Dando wußte sich etwas darauf zu Gute, daß er kein Dieb sey, und erklärte es für hart, daß man Einen ins Gefängniß werfe, weil man Schulden mache, ohne bezahlen zu können, etwas das täglich von vielen begangen werde, die weit höher ständen, wie er.

*

Der Palast von Laeken hat seit vierzig Jahren eine seltsame Reihenfolge von Dynastien gesehen. Ursprünglich wurde er für die Erzherzogin Maria Christine, Tochter Maria Theresiens, und Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen ausgerüstet, welche daselbst bei Ausbruch der französischen Revolution residirte. Dann wurde er das Hauptquartier eines revolutionären Generals, hierauf die Residenz eines Bruders von Napoleon, und zur Zeit der Schlacht von Waterloo blieb er genau in dem Zustande, wie ihn der Kaiser gelassen hatte, von dem er aufs prachtvollste ausgestattet worden war. Der jezige König und die Königin von Holland waren die nächsten Bewohner, und mehrere Tausende englischer Reisende fanden damals Gelegenheit, die Pracht seiner Staatszimmer, und die seltsamen Gärten zu bewundern. Hätte die Prinzessin Charlotte, die von ihrem Vater beschlossene Verbindung mit dem Prinz von Oranien eingegangen, so würde ihr Laeken als Residenz zugefallen seyn; jezt besizt es ihr Gemahl als den Schauplaz seines neuen Glücks, und seiner zweiten Ehe.

*

Ob die Hindus jezt noch Menschenopfer bringen, ist bisher immer bezweifelt worden. In Bengalen hörte man wohl öfter, daß Dieß ins Geheim geschehen sey, und obschon es solchen Angaben an gesezlichen Beweisen fehlte, so machten sie doch einen so tiefen Eindruck, daß man diese Grausamkeiten für wirklich begangen hielt. Aus dem vorliegenden Falle erhellt indeß, daß man den Verbrecher in dem Augenblicke überraschte, als er der Gottheit Kali den Kopf seines Opfers darbrachte, daß er von einem kompetenten Tribunal verhört und zum Tode verurtheilt wurde. „Ein fanatischer Hindu hatte der Gottheit Kali jährlich ein Opfer von Ziegen gebracht. Dieses Jahr beschloß er jedoch, die Ceremonie mit besonderer Feierlichkeit zu verrichten, und schickte zuvörderst nach einem muselmännischen Bartscheerer, um sich barbieren zu lassen. Als Dieß geschehen war, bat der Hindu den Barbier eine der Ziegen bei den Füßen festzuhalten, um ihr den Kopf abschneiden zu können, eine Bitte, der der Barbier ohne Anstand willfahren zu können glaubte. Die gewöhnlichen Ceremonien nahmen hierauf ihren Anfang; Kali wurde mehrere Male angerufen, Blumen und Rauchwerk gestreut, und der Barbier, um sich recht dienstfertig zu zeigen, neigte sich gegen den Boden und hielt den Hals des Thieres fest einem großen Messer entgegen, mit dem der Fanatiker sich anschickte, das Opfer zu vollziehen. „Kali, Kali, oh Kali!" rief nun der Hindu; das Messer fiel, aber statt des Kopfes der Ziege rollte der des Barbiers auf dem Boden, der sogleich mit einem Strome von Blut bedeckt war. Der Fanatiker, nichts weniger als erschrocken oder verwirrt über seine That, faßte den Kopf vorsichtig bei den Haaren, trug ihn zu dem Altar und verrichtete das gewöhnliche Pudschah, als sey es ganz gleichgültig, ob der Kopf einer Ziege oder der eines Barbiers die Gottheit versöhne. Dieser Mißgriff (denn dafür wollte der Hindu es durchaus gehalten wissen), hatte indeß die Aufmerksamkeit der Versammlung erregt, die Polizei drang ein und ergriff den Schwärmer ohne Widerstand. (India Gazette.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 273. 29 September 1832.

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Aus der Revue de Paris.)

Die vorzüglichsten literarischen Anstalten in Spanien sind, die königliche spanische Akademie und die königliche Akademie der Geschichte. Philipp V der erste König von Spanien aus dem Hause Bourbon, führte französischen Geschmack und französische Institute ein, und stiftete die königl. spanische Akademie, die sich durch ihre Bemühungen für die Landessprache, besonders hinsichtlich der Orthographie, auszeichnete. Schon im sechszehnten Jahrhundert war es der Wunsch der spanischen Gelehrten, die Orthographie auf einfachere, mit der Aussprache im Einklang stehende Grundsätze zurückzuführen; die Akademie bemühte sich diesen großen Zweck zu erreichen und allen Schwierigkeiten zum Troz, die nicht nur von den Feinden jeder Neuerung, sondern auch von Jenen erhoben wurden, die der Meinung waren, die Etymologie und nicht die Aussprache müsse als Leitfaden dienen, sind die Regeln der spanischen Orthographie gegenwärtig bei Weitem bestimmter und zweckmäßiger als die irgend einer anderen europäischen Sprache und das Spanische wird, wenige Ausnahmen abgerechnet, eben so geschrieben wie man es ausspricht. Die königliche Akademie der Geschichte wurde gegründet, über einige in Dunkel gehüllte Ereignisse in der spanischen Geschichte Licht zu verbreiten: ihre Arbeiten waren von großem Werthe. Außer den beiden genannten Akademien, bestehen zu Madrid noch eine königliche Akademie der Medizin, eine Akademie der Theologie und eine Akademie der schönen Künste; die leztere führt den Namen, königliche Akademie von San-Fernando und war eine Zeit lang mit Recht berühmt. Zu Valencia und Valladolid stehen ebenfalls zwei andere, der von San-Fernando ähnliche Akademien der schönen Künste, doch haben alle drei, in Folge des traurigen Zustandes des Landes, ihren ehemaligen Werth verloren und sind, eben so wie die Kunst selbst, in Verfall. Vor fünfzig Jahren noch konnte Spanien sich rühmen, eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Baukünstler und Maler zu besitzen, gegenwärtig aber hat es nicht einen einzigen nennenswerthen Künstler.

Noch gibt es in Spanien mehrere Akademien der Medizin und Chirurgie, doch sind alle, nicht sowohl durch die Schuld ihrer Mitglieder als vielmehr der Regierung, deren argwöhnische Beaufsichtigung die Professoren belästigt und ihre Freiheit beschränkt, zur Unbedeutenheit herabgesunken.

Noch muß bemerkt werden, daß in Segovia eine Militärschule, in welcher 200 junge Leute gebildet werden, in Valladolid eine Schule für Artillerie-Offiziere und in Alcala eine für Ingenieurs bestehen, in denen, so wie in vielen andern Anstalten zu Madrid und in den Provinzen, die mathematischen Wissenschaften gelehrt werden. Diese sind gegenwärtig der am meisten gepflegte Zweig der Wissenschaft in Spanien und bilden den Hauptgegenstand der Erziehung fast aller jungen Leute der höheren und mittleren Klassen; das Studium der Sprachen aber ist eine Mode, ja, so zu sagen, eine Sucht geworden. Noch vor dreißig Jahren fand man selten einen Spanier der englisch lesen konnte, jezt aber ist die Kenntniß dieser Sprache, und noch mehr der französischen und italienischen sehr verbreitet.

Von den Journalen und andern periodischen Schriften ist nur wenig zu sagen, denn es gibt in ganz Spanien nur drei politische Blätter, von denen zwei officiell und eines halbofficiell ist. Die beiden erstern sind, die Gazeta von Madrid die wöchentlich dreimal und el Mercurio der alle Monate erscheint. Das halboffizielle Blatt ist die Estafeta von San-Sebastian, ein gutgeschriebenes Journal, herausgegeben von Lista, einem Dichter und Gelehrten der, nachdem er aus einem Afrancesado ein warmer Liberaler geworden war, jezt seine Dienste, die unglücklicherweise gar nicht zu verschmähen sind, dem Despotismus verkauft hat. Diese politische Wetterfahne nebst noch zwei andern Männern von ähnlichem Charakter sind die Redaktoren der Estafette, deren Geschichte ein so richtiges Bild von dem Zustande Spaniens seit dem Jahre 1824 gibt, daß sie hier in Kürze berührt zu werden verdient. Gegen Ende dieses Jahres glaubte das spanische Ministerium, eben so gut wie alle übrigen Regierungen, auch sein halboffizielles Journal haben zu müssen, und wählte Lista und Minano zu dessen Redakteurs; allein die Apostolischen, die damals noch im vollen Besiz ihrer Macht waren, widersezten sich der Herausgabe so kräftig, daß, um ihre Einwilligung zu erhalten, die Minister genöthigt waren apostolische Censoren zu ernennen. Diese Censoren waren nun so streng, daß ihnen Nichts genügte; sie gingen sogar so weit Artikel zu verwerfen, welche die Minister selbst eingesandt hatten und nicht selten erschien das Journal einzig mit Ankündigungen und medizinischen Abhandlungen angefüllt, da alles Uebrige von

der Censur gestricken worden war. Minister und Redakteurs wurden endlich der Sache müde, das Journal ward aufgegeben und die Apostolischen triumphirten, jedoch nur auf kurze Zeit. Lista und Minano schlugen dem Ministerium vor, ihr Blatt in Frankreich herauszugeben; der Gedanke schien glücklich, und um die Verbreitung in Spanien so viel möglich zu erleichtern, wurde das Porto auf weniger als zwei Sous für alle Theile des Königreichs festgesetzt. Dieß ist vielleicht das erste Beispiel, daß ein Ministerium genöthigt war, sein halboffizielles Blatt im Auslande drucken zu lassen. Es nahm den Titel Gazeta von Bayonne an, den es behielt bis die letzte französische Revolution die Redakteurs über die Pyrenäen zurückscheuchte; hier ließen sie sich nun in San-Sebastian nieder, wo ihr Journal gegenwärtig unter dem Titel Estafeta von San-Sebastian erscheint. Außer den beiden politischen Blättern kommt in Madrid noch eine Literaturzeitung, „el Correo“ heraus, deren Herausgeber, um sich das Monopol zu sichern, an die Regierung jährlich 160 Louisd'ors bezahlt, wogegen diese sich verpflichtet, außer dem Mercurio und der Gazeta, in Madrid kein anderes Blatt erscheinen zu lassen. Dieser einzige Correo ist nun, wie sich aus dem Mangel an Concurrenz leicht schließen läßt, weniger als mittelmäßig und durch die Censur beschränkt noch schlechter als er außerdem vielleicht seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Schluß.)

Wollte man die wahren Gründe der Klagen und Feindseligkeiten Tekumseh's seines Bruders und der übrigen verständigen Indianer gegen die Amerikaner darlegen, so müßte man die Geschichte der westlichen Gebiete seit den letzten 50 Jahren schreiben. Die zahllosen ungestraft gebliebenen Mordthaten *) waren Kleinigkeiten gegen die Erbitterung, welche die Landkäufe bei den Indianern erregten. Bei den Verhandlungen über Landabtretungen von solcher Ausdehnung, bei der moralischen Verworfenheit mancher Unterhändler konnten die schreiendsten Rechtsverletzungen nicht ausbleiben. Bei manchen Verkäufen, wobei, was auch die Ansicht der Verkäufer seyn mochte, die Regierung auch nicht dem Namen nach betheiligt war, wurde der schändlichste Betrug verübt. *) In manchen Fällen, selbst wo das Benehmen der Käufer völlig rechtlich war, entstanden Streitigkeiten über Gebietstheile, worauf einzelne oder mehrere Stämme, vielleicht selbst einzelne Häuptlinge Ansprüche erhoben. Aus allen diesen Ursachen waren die Indianer gegen alle solche Vorschläge äußerst mißtrauisch geworden; die Ansiedlungen der Weißen rückten mit furchtbarer Schnelligkeit ihnen näher; etwas mußte zur Selbstvertheidigung geschehen, man mußte wenigstens allen künftigen Betrügereien möglichst vorbeugen, und hiezu war eine möglichst enge Verbindung der verschiedenen Stämme unter sich zu einem gemeinschaftlichen Handeln das beste Mittel.

Nach diesem Grundsatze verfuhr Tekumseh und sprach sich in dieser Beziehung stets offen aus. Im Julius 1810 sandte der Gouverneur von Indiana einen Unterhändler an den Propheten, theils um ihn vom Kriege abzumahnen, theils um seine Absichten auszuforschen. Gegen diesen äußerte sich Tekumseh: „Der große Geist habe diese große Insel — den amerikanischen Kontinent — seinen rothen Kindern gegeben, aber die Weißen, welche jenseits des großen Wassers wohnten, kamen, nicht zufrieden mit ihrem Antheil, herüber, setzten sich an den Küsten fest, und trieben die Indianer von dem Meere an die Seen, sagten, dieser Landstrich gehört diesem Stamme, jener einem andern, und so fort, da doch der große Geist ihnen das Land zu gemeinsamem Eigenthum gegeben hat; wir sind nun weit genug zurückgegangen, und wollen nicht weiter gehen. Der Frieden kann nicht erhalten werden, wenn nicht der indianische Grundsatz des gemeinsamen Eigenthums anerkannt, und den Fortschritten der Ansiedlungen von Seite der Weißen Gränzen gesetzt werden.“ Im folgenden Monate kam er selbst zum Gouverneur nach Vincennes, wo er dann auf die unumwundenste Weise erklärte, seine Politik sey es, den Grundsatz des gemeinsamen Eigenthums als ein Mittel nothwendiger Selbstvertheidigung aufzustellen und durchzuführen. Er habe keine Klage gegen die Vereinigten Staaten, als ihre Art ein indianisches Land zu erwerben; es würde ihm leid thun, wenn er um dieser einzigen Ursache willen Krieg beginnen sollte, er wünsche im Gegentheil mit ihnen in gutem Einverständnisse zu leben. Wenn der Präsident sich anheischig machen wolle, den letzten Landkauf aufzugeben, und keinen mehr in dieser Art abzuschließen, so wolle er sich mit den Vereinigten Staaten verbinden, und gegen die Engländer fechten; würden aber seine Bedingungen nicht angenommen, so wäre er genöthigt, mit den Engländern gegen die Vereinigten Staaten aufzutreten. Der Gouverneur versicherte ihn, der Präsident solle von seinen Ansichten in Kenntniß gesetzt werden, drückte aber zugleich seine Ueberzeugung aus, daß keine Aussicht vorhanden sey, daß man seinen Bedingungen sich fügen werde. „Gut,“ antwortete der Krieger, „da der große Häuptling die Sache entscheiden soll, so hoffe ich, daß der große Geist ihm Verstand genug geben werde, um das strittige Land aufzugeben. Freilich ist er weit genug entfernt, daß der Krieg ihm keinen Schaden thun wird; er kann still sitzen in seiner Stadt und sei-

---

*) Ein vollgültiger Zeuge, Harrison, Gouverneur von Indiana, derselbe, der die Schlacht bei Tippekanoe gewonnen, sagt hierüber in seinem Berichte an die Legislatur dieses Staats: „alle Bemühungen, die Indianer zu Ergreifung der Waffen zu vermögen, wären unnütz, wenn nur Eine von den vielen Personen, welche Mordthaten an Indianern begingen, zur Strafe gezogen werden könnte. Die Jury's sprechen stets die Angeklagten frei; dennoch wird jedes gegen die Bürger der Vereinigten Staaten begangene Verbrechen aufs Strengste geahndet.“ Ein Delaware hatte das Haus eines Weißen am Ohio geplündert; man verlangte sogleich, den von den Indianern bisher mit der größten Genauigkeit vollzogenen Verträgen gemäß, die Auslieferung des Schuldigen von den Delawaren, welche nach der eigenen Aussage der Amerikaner, sich der amerikanischen Sache stets treu, ja mehr als treu erwiesen hatten. Die Antwort war: „die Nation würde den Schuldigen selbst strafen, aber nie einen der Ihrigen ausliefern, ehe nicht einige Weiße gestraft seyen, welche Mitglieder ihres Stammes ermordet hätten.“

*) Die eigenen Worte einer amerikanischen Zeitschrift.

nen Wein trinken, während ihr und ich es ausfechten müssen. Die Staaten haben das Beispiel einer Vereinigung unter allen Feuern gegeben, warum soll man die Indianer tadeln, wenn sie diesem Beispiel folgen?" Man sieht, Tekumseh war zu stolz, um seine Ansichten und Plane verbergen zu wollen, und dieser Stolz verläugnete sich auch gegen die Engländer nicht, deren Politik er vollkommen durchschaute. Als er dem Gouverneur Harrison erklärte, daß er genöthigt seyn würde, sich mit den Engländern zu verbinden, sagte er ganz offen, er wisse wohl, daß sie die Indianer nur um ihres eigenen Vortheils, und nicht zum Besten des rothen Volkes zum Kriege drängten. Hiebei klopfte er in die Hand, als wenn er einen Hund zum Angriff auf ein Wild aufmunterte. Nicht minder offen sprach er sich gegen die Engländer selbst in einer Rede an den General Procton aus, welche zugleich als ein Beweis seiner Beredsamkeit dienen mag. General Procton rüstete sich nämlich, von Malden abzuziehen, und Tekumseh wollte ihn im Namen der Indianer davon abhalten:

„Vater," begann er, „höre auf deine Kinder, du hast sie „alle vor dir. *) Im Kriege vor diesem gab unser britischer Vater „seinen rothen Kindern die Axt in die Hand, als unsere alten „Häuptlinge noch lebten, sie sind jetzt todt. In jenem Kriege „wurde unser Vater von den Amerikanern niedergeworfen, und „gab ihnen die Hand ohne unser Wissen. Wir fürchten, er wird „dießmal wieder so handeln. Höre! Als der Krieg (der letzte „nämlich) erklärt war, stand unser Vater auf, gab uns den Tomahawk, und sagte uns, er wäre bereit, die Amerikaner zu schlagen, er bedürfe unserer Hülfe, und wolle uns gewiß das Land „zurückgeben, welches die Amerikaner uns entriss en atten. Höre! „Als wir kürzlich bei den Schnellströmungen (rapids) waren, gaben wir „euch, es ist wahr, wenig Hülfe, es ist schwer gegen Leute zu fechten, „welche wie Murmelthiere leben. **) Vater, höre! Die Flotte ist „ausgezogen, wir wissen, daß sie gefochten hat, wir haben die „großen Gewehre gehört, aber wir wissen nicht, was aus unserm „Vater mit dem einen Arm (Commodore Barclay) geworden „ist. Unsere Schiffe sind den einen Weg gegangen, und wir sind „erstaunt, daß unser Vater alles zusammenbindet, und sich rüstet, „auf dem andern Wege fortzueilen, ohne seine rothen Kinder seine „Absichten wissen zu lassen. Ihr sagtet uns immer, ihr würdet „keinen Fuß breit vom britischen Boden weichen, jetzt Vater sehen „wir, daß du dich zurückziehst, und es thut uns leid, daß unser „Vater dieß thut, ohne den Feind zu sehen. Wir müssen unsers „Vaters Benehmen dem eines fetten Hundes vergleichen, welcher „den Schweif auf dem Rücken trägt, wenn er aber erschreckt wird, „so zieht er ihn zwischen die Beine und rennt davon. Vater, „höre! Die Amerikaner haben uns noch nicht zu Lande geschlagen, „und wir sind noch nicht gewiß, ob sie uns zu Wasser besiegt haben. Wir wünschen deßhalb hier zu bleiben und zu fechten; wenn „sie uns schlagen, dann wollen wir mit unserem Vater uns zurückziehen. Vater! Ihr habt die Waffen und die Munition erhalten, „welche unser großer Vater seinen rothen Kindern sandte. Wenn ihr „den Gedanken habt wegzugehen, so gebt sie uns, dann mögt ihr „gehen, wir wollen bleiben, unser Leben liegt in der Hand des „großen Geistes. Wir sind entschlossen, unser Land zu vertheidigen, und wenn es sein Wille ist, so wollen wir darauf sterben."

Diese Rede, den natürlichen Ausfluß einer offenen und männlichen Seele, wollen wir nicht mit Bemerkungen durchwässern; er fühlte, wie er sprach, und sein Muth, seine Entschlossenheit gaben seinen Worten Gewicht. Sein ganzes Leben war der Sache indianischer Unabhängigkeit geweiht, und wenn er über diesen Punkt sprach, wie dieß oft geschehen, dann zeigte sich der ganze Ausdruck seiner hohen und kräftigen Gestalt, die tiefe Bewegung seiner Seele, jede Stellung, jede Bewegung hatte ihre Bedeutung, und die Sprache floß glühend und rasch aus der heißen Quelle seines Gemüthes.

Bisher haben wir das Bild dieses ausgezeichneten Häuptlings nur in seinen hervortretendsten Zügen dargestellt, durch welche er seinen Zeitgenossen am meisten bekannt wurde, und welche sein Andenken am längsten erhalten werden; in seinem Wesen war aber etwas mehr als kräftige Anlagen und Gefühle eines Wilde.n Beleidigt und gereizt, wie er oft war, und stets in Aufregung erhalten durch das lebhafte Interesse an dem Schicksal seiner Landsleute, und die Betreibung seiner eigenen Plane, zeigte er doch nie Rohheit in seinen Sitten oder Grausamkeit in seinem Benehmen. Als der Gouverneur Harrison bei seinem ersten Besuche zu Vincennes im Jahre 1810 ihm vorschlug, im Fall eines Kriegs so viel als möglich den Grausamkeiten, welche die Indianer gegen Weiber, Kinder und Verwundete zu begehen pflegten, Einhalt zu thun, gab er bereitwillig dem Vorschlage seine Zustimmung, und vergaß dieß Versprechen nicht, trotz der Versuchungen und Beispiele ungewöhnlicher Art. Bei einem der Ausfälle aus dem Fort Meigs wurden etwa 100 von der amerikanischen Besatzung gefangen genommen, und ins Fort Miami eingeschlossen. Die britischen Indianer, welche auf den Wällen standen, belustigten sich damit, ihre Gewehre unter den Haufen hinein abzufeuern. Dieß dauerte ungefähr zwei Stunden fort, während welcher Zeit zwanzig von den Unglücklichen massakrirt wurden. Die Häuptlinge hielten indeß Rath, was mit den Uebrigen geschehen solle. Ein blutdürstiger Haufe Potawatamis stimmte dafür, sie alle insgesammt niederzuschießen, die Wyandots und Miamis widersetzten sich, aber vergebens, die Potawatamis hatten bereits das Werk der Vernichtung systematisch begonnen, als Tekumseh von den Batterien herab es bemerkte, ungesäumt herbeieilte, die Anführer wegen ihrer feigen Grausamkeit tadelte, und so einer beträchtlichen Anzahl das Leben rettete. Dem englischen Befehlshaber und den englischen Truppen wird Schuld gegeben, daß sie bei diesen Scenen unthätige Zuschauer blieben. Von welcher Seite man den Charakter Tekumseh's betrachtet, er war immer in hohem Grade merkwürdig. Seine Tapferkeit und seine Feldherrntalente, seine Beredsamkeit sind Eigenschaften, welche er mit manchem andern gemein hatte, aber seine Mäßigung, seine unwandelbare Festigkeit in Verfolgung seiner Plane, die Weisheit, welche er als Staatsmann zeigte, und vor Allem sein glühender Patriotismus werden sein Andenken in der Geschichte unsterblich machen.

*) Dieß ist die Art, wie indianische Deputationen ihren repräsentativen Charakter bezeichnen.

**) Dieß bezieht sich auf die Verschanzungen der Amerikaner: es ist von der oben erwähnten Belagerung des Fort Meigs die Rede.

Vermischte Nachrichten.

Die drei von Herrn Laird und andern liverpooler Kaufleuten zu einer neuen Beschiffung des Nigers ausgerüsteten Schiffe sind, wie bereits in diesen Blättern gemeldet wurde, in die See gegangen. Hier noch einiges Nähere über diese merkwürdige Expedition: Das erste Dampfschiff, der „Kuarra," von 146 Tonnen, die Maschine mit eingerechnet, die 40 Pferdekraft hat und für Holz und Steinkohlen eingerichtet ist, hat Herrn Laird junior von Liverpool, als Direktor und Superkargo der Expedition, an Bord. Als Kapitän befehligt den Kuarra Herr Harries, ein Offizier aus der königlichen Marine, der eine große Kenntniß der afrikanischen Küste besitzt. Ferner befinden sich an Bord dieses Dampfschiffes, das übrigens 115 Fuß in der Länge, 16 Fuß Breite an seinem obersten Rande und 8 Fuß am Kiele mißt, der Lieutenant Allen, mit zahlreichen Instrumenten zu Vermessungen jeder Art versehen, und Richard Lander selbst. Ein sehr gelehrter Naturforscher begleitet die Expedition freiwillig als Schiffschirurg. Das zweite Dampfschiff, der Alburkah, ein afrikanisches Wort, das „Segen" bedeutet, ist ganz von Eisen, hat 15 Pferdekraft und 70 Fuß in der Länge, 15 Fuß 2 Zoll Breite auf dem Verdecke und 6½ Fuß am Kiele. Es führt Wasser und Mundvorrath für 12 Mann auf 50 Tage und 10 Tonnen Kohlen an Bord, überhaupt mit Inbegriff der Maschine 56 Tonnen. Der Befehlshaber davon ist der Kapitän Joseph Hill. Es ist sicherlich das erste Mal, daß ein so kleines Fahrzeug und ganz von Eisen den atlantischen Ozean beschifft. Es hat die Bestimmung, den Tschabba und die übrigen Nebenflüsse des Niger zu untersuchen. Das dritte Schiff, die Colombine, eine Handelsbrigg von 176 Tonnen, unter Kapitän Miller, führt Kohlenvorräthe und eine sehr merkwürdige Auswahl von Handelswaaren an Bord, die man bei den Eingebornen umzutauschen gedenkt. Diese drei Schiffe führen zusammen 21 Kanonen, Musketons, Karabiner, Enterpiken, Pistolen u. s. w. Die Expedition war einige Tage in Milford aufgehalten worden, weil man Lander's Ankunft aus London erwartete; da indeß günstiger Wind eintrat, so ließ Herr Laird am 21 Julius die „Colombine" und den „Alburkah" nach Port Praya auslaufen, wo er den Kommandanten des dort stationirten englischen Schiffsgeschwaders zu treffen hoffte, der von der Regierung angewiesen ist, der Expedition die nöthige Unterstützung angedeihen zu lassen. Von dort werden sie sich nach dem Kap-Coast begeben, um Kruhmänner an Bord zu nehmen, die während der Fahrt den Niger aufwärts zum Holzhauen verwendet werden sollen. Dann wird man in den Niger einlaufen und zuerst in Bussa verweilen, um dort einen Tauschhandel mit Goldstaub, Palmöl und Elfenbein zu eröffnen. Zu gleicher Zeit wird der „Alburkah" alle bedeutendern Nebenflüsse des Nigers untersuchen, und es ist nicht unmöglich, daß er auf dem Tschabba, Schary oder sonst einem Flusse in den See Tschadd gelangt, und von ihm aus einen Weg in den Mittelpunkt des afrikanischen Kontinents findet. Einige schmeicheln sich sogar mit den chimärischen Hoffnungen, auf den Gewässern, die sich in östlicher Richtung aus dem See Tschadd ergießen sollen, nach Abyssinien und in das rothe Meer gelangen zu können. Freilich würden dann die Einwohner von Bombay nicht wenig erstaunen, ein eisernes Schiffchen ankommen zu sehen, das, nicht größer als eine Braupfanne bei Whitbread, das afrikanische Festland durchschnitten, das rothe Meer und die Meerenge von Bab al Mandeb durchschifft hätte, und vor Socotora und der Küste von Malabar erschiene. Mögen nun diese kühnen Träume in Erfüllung gehen oder nicht, jedenfalls verdienen es die muthigen Männer, die einem so abenteuerlichen Wagstücke sich unterziehen, daß man ihnen glücklichen Erfolg wünscht.

In dem Feldzuge, den die Engländer im Jahre 1824, unter dem Generalmajor Campbell, gegen die Birmanen unternahmen, hatten die englischen Offiziere oft genug Gelegenheit, an ihren Feinden Proben eines strategischen Talentes kennen zu lernen, wie man sie bei einem zu den Barbaren gezählten Volke am wenigsten gesucht haben sollte. Der General Snodgraß, der die Geschichte dieses Krieges beschrieb, erwähnt unter andern eines ganz eigenthümlichen Vertheidigungssystems, das die Birmanen anwendeten, wenn sie sich auf freiem Felde verschanzen mußten. Hier die Beschreibung davon in des Erzählers eigenen Worten: „Wir standen dem Feinde gegenüber, als wir bemerkten, daß die mobilen Kolonnen, die einige Augenblicke zuvor noch unsere Aufmerksamkeit und sogar einige Besorgnisse erregten, sich plötzlich in den Boden eingegraben hatten, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß, wären wir nicht Augenzeugen davon gewesen, schwerlich Jemand uns hätte überreden können, daß sich dort ein Heer unter der Erde verborgen halte. Der einzige Gegenstand, der dem Auge noch sichtbar blieb und Verdacht erregen konnte, war hier und dort ein Offizier, der mit seinem vergoldeten Schattah oder Sonnenschirm ab- und zuging und die Arbeiten zu besichtigen schien. Von der Ferne aus gesehen würden die kleinen Erdaufwürfe für alles Andere gehalten worden seyn, als für Anzeichen eines dort befindlichen Heeres; uns selbst aber kam es vor, als sey das Ganze das Werk eines Zauberschlages. Nachdem der Feind von den englischen Truppen aus dieser Stellung vertrieben worden war, untersuchte man, wie sich denken läßt, mit eben so viel Neugierde als Interesse diese wunderbaren Verschanzungen. Sie bestanden aus einer Kette von Gruben, von denen jede einen oder zwei Mann fassen konnte und im Innern unterhöhlt war, um gegen den Regen, die Sonnenhitze und das feindliche Feuer Schutz zu gewähren. Auf diese Art konnte eine Bombe, die in den Verschanzungen zersprang, höchstens die zwei in einer Grube befindlichen Soldaten tödten. Da die Birmanen nicht gewohnt sind, ihre Posten abzulösen, so enthielt jede Grube einen Vorrath von Reiß, Wasser und selbst Brennholz für die kleine Besatzung, die in ihr vor dem Feinde gedeckt lag. In dem ausgehöhlten Theil der Grube befand sich ein Bett von Stroh oder Genişte, wo der Eine von den beiden Soldaten ausruhen konnte, während der andere Wache hielt. Wenn eine erste Linie von solchen Verschanzungen fertig ist, so benutzt die darin liegende Mannschaft das Dunkel der Nacht, um eine zweite dieser Art weiter gegen den Feind zu aufzuwerfen, und diese neuen Verschanzungen werden dann von einer neuen Heeresabtheilung besetzt. Die Zahl und Anlage dieser Verschanzungen wechselt je nach der Zahl des Heeres, der Stärke des Feindes, den Planen des Feldherrn oder der Gelegenheit des Terrains."

Aus Kiachta schreibt man vom 23 Jun (4 Juli) d. J., daß am 17 (29) Juni ein neuer Sargutschei, mit Namen Zin, aus Peking nach Maimatschin kam: er soll, wie einige Chinesen behaupten, aus einer ziemlich angesehenen und bekannten Familie seyn. Am zweiten Tage Morgens übernahm er das Kronsiegel von seinem Vorgänger Phusangi, welcher an demselben Tage nach Urga zurückreiste, um sein ehemaliges Amt wieder anzutreten. Die Uebernahme des Siegels ging folgender Weise vor sich: In der Mitte der Versammlung (Yamun) wurde ein Tisch aufgestellt mit den bei ihnen gebräuchlichen richterlichen Attributen; dann brachte der Woschko *) und die Diener des Sargutschei aus den innern Zimmern unter einem gelben Ueberwurfe eine Schublade mit dem Siegel, wobei 9 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Nun wurde die Schublade aufgedeckt, und vor dem Siegel 2 Lichter, wie die Chinesen sie gewöhnlich haben, und ein Büschel Rauchwerk aufgesteckt, worauf dann der neue Sargutschei, in Gegenwart seines Amtsvorfahren, drei Kniebeugungen und neun Verbeugungen bis zur Erde davor machte, sich auf den Stuhl setzte und seinen ersten Bericht an die Gränzbehörden von Urga über seinen Amtsantritt unterzeichnete; hierauf legte er das Siegel wieder in die Schublade und verließ zugleich mit dem noch in Maimatschin anwesenden Sargutschei die Versammlung. — Zin Loe ist 59 Jahre alt, und hat auf seiner Mütze ein weißes durchsichtiges Kügelchen. **) Er beschäftigt sich jetzt, wie man sagt, auf besondern Befehl mit der Untersuchung der frühern Geschäftsverwaltung. (Nordische Biene.)

Nach approximativen Berechnungen schätzt man die Zahl der Sklaven in den englischen Kolonien auf 800,000; in den französischen Kolonien auf 200,000; in Cuba und Portorico auf 500,000; in den Kolonien anderer Seemächte auf 75,000; in den Vereinigten Staaten auf 1,650,000; in Brasilien auf 2,000,000; im Ganzen auf 5,225,000 Sklaven!!

*) Schreiber bei dem Sargutschei.

**) Ein weißes Kügelchen bedeutet bei den Chinesen die neunte und zehnte Klasse der Reichsbeamten; da aber die nach der Gränze abgehenden Beamten für einige Zeit um eine Klasse höher gestellt werden, so muß Zin in der That nur von der eilften oder zwölften Klasse seyn.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 274. 30 September 1832.

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet des dem Correo bewilligten Privilegiums erscheint dennoch ein anderes literarisches Blatt, unter dem Titel, „Cartas literarias. Der Herausgeber des Correo beklagte sich zwar bitter hierüber, da aber die Cartas unter dem unmittelbaren Schutze der sehr einflußreichen neuen Königin stehen, so fand Ferdinand Mittel das Gesetz zu umgehen und seine Gemahlin zufrieden zu stellen, indem er entschied, daß die Cartas in zwanglosen Heften zu erscheinen hätten, die Redakteurs des Correo aber im Besitze des ausschließlichen Rechtes blieben, ein periodisches Blatt herauszugeben. Die Hauptstädte verschiedener Provinzen haben ebenfalls, jedoch höchst unbedeutende Journale, die mit nichts als Ankündigungen, Verordnungen der Lokalbehörden und umständlichen Beschreibungen religiöser Feierlichkeiten angefüllt sind. Außerdem erscheinen noch drei medizinische und naturwissenschaftliche Journale, deren Zahl der Professor Cosaseca kürzlich durch Herausgabe eines vierten, unter dem Titel der „Propagador" vermehrt hat.

Zahl und Gehalt der periodischen Schriften gelten gewöhnlich als Maßstab der wissenschaftlichen Bildung eines Volks. Bei größerer Freiheit würde Spanien werthvollere und eine größere Anzahl von Druckschriften besitzen, was schon daraus erhellt, daß im Jahre 1820 nicht weniger als 64 ausschließlich politische Blätter erschienen, und daß die Spanier aller Klassen seitdem, aller Wachsamkeit der Polizei und der Militärkommissionen ungeachtet, große politische Schwätzer und Liebhaber von Journalen geworden sind. Erheischte der Gegenstand nicht Vorsicht, so ließe sich manche artige Anekdote aus dem Gebiete des literarischen Schleichhandels erzählen; so erhält z. B. der apostolische Klub auf Schleichwegen regelmäßig die Revue de Paris. Noch ist zu bemerken, daß die spanische Presse in den strengsten Fesseln schmachtet; kein Werk darf gedruckt werden, das nicht vorher von den Censoren, eben so unwissenden als bigotten und unduldsamen Männern, geprüft wurde. Obschon die auf die Presse bezüglichen Gesetze streng genug waren, so wurde dennoch im Monate Julius noch ein neues erlassen, das die Strafen verschärft und durchaus den Druck jeder Schrift untersagt, die das Benehmen der Regierung oder der Behörden zur Besprechung gewählt hat. Eben so ist auch unter den strengsten Strafen die Einführung jedes fremden Buches verboten, das auch nur eine einzige Stelle über die Religion enthält, und dieses Verbot wird so buchstäblich ausgelegt, daß man es erst kürzlich auf zwei Bücher ausdehnte, weil in dem einen, einem Roman, gesagt war, daß ein Papst zwei Söhne gehabt habe, und weil in dem andern, einem philosophischen Werke, sich die Behauptung fand, daß das Wunder Josua's, vom Stillstande der Sonne, mit dem Systeme des Copernicus vereinbar sey. Es gibt demnach nur wenige Bücher, die sich auf gesetzlichem Wege in Spanien einführen ließen, wohl zu merken, auf gesetzlichem, denn eine große Anzahl umgeht die Gesetze, die jetzt an die Stelle der vormaligen Verordnungen der Inquisition getreten sind. Bekanntlich zogen die jungen Spanier [illegible] um die Bücher kennen zu lernen, die sie vorzugsweise lesen konnten; und Iriarte sagt in einem seiner Epigramme, indem er von irgend einem schlechten Schriftsteller spricht, seine Schriften würden nie populär werden, selbst wenn die Inquisition sie verböte. Jetzt ruht die Censur in den Händen der Bischöfe, von denen einige sie in ihrer ganzen Strenge üben; da sich indeß ihre Gewalt nur über ihre eigenen Sprengel erstreckt, so geschieht es oft, daß Schriften in der einen Provinz verboten, in einer andern dagegen erlaubt sind.

In dem Berichte über „die hohen und niedern Schulen in Spanien" *) ist bereits des Verfalles gedacht worden, in den die Universitäten im Jahre 1824 geriethen, wo alle, durch Talent und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Professoren verabschiedet und durch andere ersetzt wurden, die zu unbedeutend waren, als daß sie die Besorgniß der Regierung erregen konnten. Es war nur ein Unglück für die Apostolischen, daß es nicht auch in ihrer Macht stand, zugleich alle jungen Leute, die unter der konstitutionellen Regierung studirt hatten, mit zu verweisen. Durchdrungen von liberalen Ideen konnten sie das Knie nicht vor der Unwissenheit und Feigheit beugen, sondern behandelten die neuen Professoren und ihre Lehren mit einer zu auffallenden Verachtung, als daß es dem Späherblicke der Gewalt hätte entgehen können. In Salamanca, wo keine geselligen Unterhaltungen irgend einer Art die Studenten den politischen Zustand ihres Vaterlandes vergessen ließen, und wo fast alle ihre eigenen Wohnungen hatten, befanden sie sich vergleichungsweise noch in Freiheit, und bildeten eine geheime Gesellschaft. Im Jahre

*) S. Ausland vom vorigen Jahrgange Nr. 197 und 199.

1826 schöpfte die Regierung Verdacht, und da gewöhnliche Maßregeln ihr unzureichend schienen, so wurde der Staatsrath dreimal deßhalb zusammenberufen, und nach mannichfachen Erörterungen die gänzliche Aufhebung der Universität beschlossen. Ferdinand war indeß klüger als seine Räthe; er sah voraus, daß die Studenten, in Folge einer solchen Maßregel, sich unter die übrigen Universitäten des Landes vertheilen und sie alle anstecken würden. Im Julius des Jahres 1830 aber, wo die französische Revolution die Furcht der Regierung aufs neue geweckt hatte, gelangte man durch Zufall in Besitz einiger Papiere, aus denen erhellte, daß Salamanca der Herd einer geheimen, durch das ganze Königreich verzweigten Gesellschaft sey, und nun wurden schnell alle Maßregeln ergriffen, um die Mitglieder auefindig zu machen. Allein der Plan zu dieser geheimen Verbindung war so vorsichtig angelegt, daß bis auf diese Stunde noch Niemand der Theilnahme daran überwiesen werden konnte; vielleicht gehörten die Beamten selbst, die man mit der Untersuchung beauftragt hatte, der Gesellschaft an, ein Fall der in Spanien nicht selten vorkömmt; und so war denn das einzige Resultat, zu dem die Regierung gelangte, die Ueberzeugung, daß wirklich eine Mine vorhanden sey, bereit bei der ersten günstigen Gelegenheit sich zu entzünden. Unter diesen Umständen faßte nun das Ministerium im Oktober vorigen Jahrs die außerordentliche Entschließung nicht nur die Hochschule in Salamanca, sondern auch alle übrigen Universitäten und Erziehungsanstalten des Landes, mit Ausnahme der Primärschulen, zu schließen, eine Maßregel, deren Politik selbst von den Freunden der Regierung aus dem Grunde streng getadelt wurde, weil sie zwar die Verschwörung vertilgte, aber auch die Theilnehmer und mit ihnen das Gift im ganzen Lande verbreitete; Ferdinands persönliche Politik bei dieser Gelegenheit war weit umsichtiger. Die Regierung bewies dadurch, daß sie zu einer solchen Maßregel ihre Zuflucht nahm, wie groß ihre Furcht und wie wenig gegründet die oft wiederholte Behauptung ist, daß in Spanien keine Revolution mehr möglich sey. Der ertheilte Befehl wurde so streng vollzogen, daß man den jungen Leuten, um jeden Vorwand zu Zusammenkünften zu beseitigen, nicht einmal gestattete, sich zu einer medizinischen oder chirurgischen Vorlesung zu versammeln. Gott weiß, wie lange dieses Verbot in Kraft bleiben wird, und das Einzige, was hiebei noch trösten kann, ist der Gedanke, daß der Unterricht so schlecht bestellt war, daß der junge Mann, was er lernte, mehr seinen eigenen Fähigkeiten als dem Vortrage seiner Lehrer verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Eines Abends saßen wir nach dem Thee auf dem Balkone unserer Wohnung, von dem aus sich dem Auge eine herrliche Aussicht bot; es war eine von jenen mondhellen Nächten, wie sie nur in jenem Lande zu finden sind. Alle Gegenstände waren von ihrem Silberglanze überflossen. Vor uns lag eine zahllose Menge von Schiffen aus allen Ländern mit ihren bunten Flaggen, die in dem Abendlüftchen flatterten, das die eben so verschiedenen Sprachlaute ihrer Mannschaft zu uns herübertrug. In der Ferne ruhte das Auge auf einer weiten Aussicht ins Meer hinaus, die Byron seines Freundes Moore Verse ins Gedächtniß rief, die er anführte: „The sea is like a silv'ry lake". Der Leuchtthurm warf seinen goldenen Glanz in diesen Silbersee, und spielte mit rothgelbem Widerschein auf den Segeln der Schiffe, die vorüberschifften. Die Fischer hatten auf den Schnäbeln ihrer kleinen Boote auf einer Art Rost jeder ein Feuer brennen, das hell herüber funkelte, und ihnen diente, nicht bloß die Fische zu sehen, sondern auch sie anzulocken; ihre rothen Mützen, die alle genuesischen Matrosen und Fischer tragen, erhöhten noch diesen malerischen Anblick; kurz, das Ganze bildete ein Gemälde, dessen Zauber über alle Beschreibung erhaben ist. Denkt man sich hiezu den süßen Duft der köstlichsten und seltensten Blumen, mit denen der Balkon erfüllt war, so wird man begreifen, daß eine solche Nacht für das ganze Leben unvergeßlich bleibt, und während die Sinne in allen diesen Wundern schwelgen, eine sanfte Melancholie die Seele beschleicht, wenn sie erwägt, wie bald die Geschicke eines Jeden ihn in die fern entlegensten Länder entführen werden, und Alles, was jetzt in so wundervoller Wirklichkeit das Auge entzückt, später nur wie ein Traum der Erinnerung vorschweben wird. Alle fühlten Dieß, und nach einigen Minuten brach Byron das allgemeine Stillschweigen, indem er sagte: „Welcher Abend und welcher Anblick! Wenn wir uns je wieder in der düstern Atmosphäre Londons begegnen sollten, würden wir uns nicht dieses Abends wieder erinnern, und der Szenerie, die jetzt vor unsern Blicken liegt? Doch nein, wahrscheinlich würden wir dort nicht, wie hier empfinden, wir würden in dieselbe Herzlosigkeit, in denselben liedlosen Stumpfsinn verfallen, die die eine Hälfte unser theuern Landsleute bezeichnen, oder in die vielgeschäftige grobe Wichtigthuerei, die die andere Hälfte als suprême bon ton betrachtet." Byron sprach mit Bitterkeit; allein es war die Bitterkeit einer schönen Natur, die durch eine allzu nahe Berührung mit Menschen verbittert worden war, die ihr besseres Gefühl im Zusammenstoße mit der Welt eingebüßt hatten. Es trat wieder einige Augenblicke Stillschweigen ein, worauf Lord Byron sagte: „Blicken Sie auf diesen Wald von Masten vor uns! Von welchen entlegenen Theilen der Erde haben sie sich hier zusammengefunden! Ueber wie viele Wogen sind sie hingesegelt, wie viele Stürme werden sie bestanden haben und noch bestehen! Wie viele Herzen und zärtliche Gedanken haben sie begleitet! Mütter, Weiber, Schwestern, Geliebte, die vielleicht in diesem Augenblicke für ihr Wohlergehen Gebete zum Himmel senden!"

Während er noch sprach, erhoben sich Stimmen, deren Gesang zu uns herüberscholl: es waren Nationallieder und Barcarolen, die von den verschiedenen Schiffsmannschaften abwechselnd gesungen wurden. Endlich sangen die Matrosen einiger englischen Handelsschiffe das „God save the King," das uns alle mit einer wunderbaren Macht ergriff. Byron war nicht minder gerührt als die Uebrigen. Als der Gesang verstummte, sagte Byron mit einem wehmüthigen Lächeln: „Wahrhaftig, wir werden diesen Abend sammt und sonders sentimental, und ich, der ich aller Sentimentalität abgeschworen habe, finde noch immer in meiner Natur den alten Sauerteig bereit, um aus mir einen Narren zu machen. Sagen Sie ja nichts in Rath davon, d. h. lassen Sie ja nichts

davon in London vor den fein geschliffenen englischen Ohren verlauten, sonst wäre es aus mit meiner Kunst, den stoischen Philosophen zu spielen. Kommen Sie, kommen Sie, wir müssen Mondschein, schöne Aussichten und vor Allem den Gesang von Nationalliedern verschwören. Seine huldreiche Majestät Big Ben *), wie Moore ihn nennt, läßt sich wohl nicht im Schlafe beifallen, was er in Genua für loyale Unterthanen hat, am wenigsten aber, daß ich unter ihrer Schaar bin.“

Byron suchte in seine heitere Laune zu kommen, allein vergebens, und er wünschte uns gute Nacht mit einem Beben in seinem ganzen Wesen, das nur allzusehr seine Gefühle verrieth. Und Dieß ist der Mann, den man so oft uns als gefühllos zu schildern versuchte. Wie oft richten sich unsre besten Eigenschaften gegen uns und verwandeln sich in Werkzeuge, um uns in unsern empfindlichsten Theilen zu verwunden, bis wir, aus Scham unsre Empfänglichkeit zu verrathen, eine Gefühllosigkeit affektiren, die unsrem innersten Wesen fremd ist, und während wir so Andre täuschen, nähren wir insgeheim Gefühle, die ganz allein an unsern Herzen nagen! Es ist schwer zu unterscheiden, ob Byron etwas ernstlich meint oder nicht. Er hat eine Gewohnheit zu mystifiziren, die Viele täuschen kann; allein man kann sich leicht zurecht finden, wenn man seine Physiognomie beobachtet; eine Art spöttischer Ernst, den dann und wann ein boshaftes Lächeln unterbricht, verräth deutlich, wenn er nur um Effekt zu machen spricht und seinem wahren Gefühle nicht Ausdruck geben will. Bemerkt er, daß man ihn erräth, so scheint er einen Augenblick ungehalten, gesteht aber dann lachend, daß es ihn belustige, die Leute zu schrauben (hoax), wie er es nennt, so daß sie später, wenn sie sich ihre verschiedenen Bemerkungen mittheilen, in solche Widersprüche gerathen, die Alles zweifelhaft machen — ein Gedanke, woran er sich ungemein vergnügen konnte. Die Beweglichkeit seiner Natur ist außerordentlich, und läßt ihn eben so sehr in seinen Handlungen, wie in seiner Unterhaltung stets im Widerspruche mit sich erscheinen.

*) Big Ben, Dik-Benjamin. Benjamin, verkürzt Ben mit der Nebenbedeutung von Narr.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitten der Kirgisen.

(Schluß.)

Was die Kirgisen Muth nennen, besteht in Verwegenheit bei Ueberfällen, plötzlichen Angriffen, und in Geschicklichkeit bei Räubereien; jene Unerschrockenheit, die dem gebildeten Menschen eigen ist, besitzt der Kirgise nicht. Da weder Subordination, noch Disciplin, noch Einigkeit unter ihnen herrschen, so sind sie auch für den regelmäßigen Krieg nicht brauchbar; sie fallen häufig die Karawanen an, die durch ihre Steppen ziehen, und wagen Einfälle in die benachbarten Länder. Diese Räuberbanden sind indeß nur selten zahlreich; sie führen ihre Unternehmungen meist schnell, bei Nacht und ohne alle Ordnung aus, allein ihr Angriff geschieht mit unglaublicher Schnelligkeit, unter lautem Geschrei und mit den verschiedenartigsten Waffen, als: Säbeln, Flinten, Bogen und Pfeilen, Prügeln, Steinen und Arkans, oder langen Seilen mit einer Schlinge am Ende, mit denen sie wilde Pferde einfangen, deren sie sich aber bei solchen Ueberfällen bedienen, um Gefangene zu machen. Der erste Angriff dieser Räuber, auf den sie ihre ganze Kraft wenden, ist immer höchst ungestüm, und fast unwiderstehlich; wird er aber zurückgeschlagen; so ist es mit ihrer Tapferkeit zu Ende, und sie ergreifen schimpflich die Flucht. Sind sie etwa genöthigt abzusteigen, und zu Fuß zu fechten, so ist es ganz um sie geschehen; ihr Muth stützt sich also nur auf das Vertrauen auf ihre Pferde und die Hoffnung auf Beute. Gute Infanterie, in geschlossenen Reihen oder im Viereck aufgestellt, kann leicht einer zehnfach überlegenen Anzahl Kirgisen, widerstehen, und eine einzige Kanone würde großes Blutbad unter ihnen anrichten. Schon beim Anblick einer Kanone zittern sie vor Furcht, drängen sich dicht zusammen, und suchen sich einer hinter dem andern zu verbergen, so daß eine einzige Kugel oft eine ganze Reihe niederwirft. Die Ursache dieser Feigheit liegt darin, daß die Kirgisen nicht gewöhnt sind, regelmäßig zu kämpfen, sondern immer nur in kleinen Abtheilungen, und den günstigen Augenblick benützend, ihre Angriffe ausführen; deßhalb haben sie auch keinen Begriff von einer blutigen Schlacht, und schon der bloße Knall einer Kanone erfüllt sie mit Schrecken. Alles dieß hindert jedoch nicht, daß sie selbst den tapfersten Gegnern dadurch Schaden zufügen, daß sie bei dem geringsten Mangel an Aufsicht Pferde stehlen, Ladungen wegnehmen, wenn die Bedeckung sich theilen muß, und mittelst ihrer Arkans einzelne Schildwachen der Vorposten zu Gefangenen machen. So geschehen auch ihre Einfälle auf die russische Gränze nicht durch regelmäßige Gefechte, sondern immer durch nichtswürdige Handstreiche; sie schleppen unbewaffnete Personen und Heerden fort, und nehmen die Flucht, wenn die Felder verwüstet sind, und die Ernte zerstört ist. Uebrigens sind die Kirgisen, Dank sey es ihrem Geiz, nicht blutdürstig, denn sie verkaufen ihre Gefangenen an die Bocharen, Khivanen und andere benachbarte Stämme.

Die Gastfreundschaft, welche die Kirgisen, ohne Anspruch auf Belohnung, gegenseitig unter sich üben, ist eine Tugend, die nicht in ihrem Charakter liegt; denn sie erstreckt sich nicht auf Fremde, und noch weniger auf Andersgläubige. Sklaverei wäre das unvermeidliche Loos eines Europäers, der ohne bewaffnete Begleitung unter ihnen reisen wollte; ein sunnitischer Mohammedaner, der ohne Freunde und Schutz in die Hände der Kirgisen fällt, und sich nicht vertheidigen kann, hat von Glück zu sagen, wenn er nur beraubt wird; ein Perser aber, oder irgend ein anderer Schiite würde gleiches Schicksal mit dem Christen haben.

Die unruhigen Bewohner des Kaukasus sind zwar ihren Feinden in jeder Hinsicht weit furchtbarer als die Kirgisen, allein unter ihnen ist doch mindestens das Recht der Gastfreundschaft geachtet, und ein Fremder ist vollkommen sicher, sobald ihm ein Tscherkesse Schutz zugesagt hat. Unter einer kirgisischen Horde steht, oder kann vielmehr keiner für die Sicherheit eines Reisenden stehen; Schirgazi, Khan der kleinen Horde bemerkte in dieser Hinsicht einst gegen einen russischen Reisenden: „Unsere Leute sind eine Heerde wilder Ziegen; so viele Mühe man sich auch geben mag, ihnen einigen Unterricht beizubringen, bei dem geringsten Geräusche laufen sie davon.“

Hang zur Eitelkeit zeigt sich bei den Kirgisen, besonders unter den höhern Klassen in dem strengen Unterschied, den sie zwischen jenen ihrer Sultane, die aus dem reinen Blute der Khans, und denen machen, die aus Verbindungen mit niedrigern Klassen stammen. Hieher gehört auch noch die Ruhmredigkeit, mit der sie ihre eigenen Heldenthaten erzählen, und Diejenigen unter ihnen, die von der russischen Regierung etwa eine Medaille, einen Säbel oder ein Schreiben in ihrer Sprache erhalten haben, zeigen diese Dinge gewiß jedem Russen, der ihnen aufstößt; ja sogar die Söhne und Enkel Derer, die solche Auszeichnungen erhielten, maßen sich die Verdienste ihrer Väter und Großväter an. Ihre Medaillen befestigen sie oft, in Ermanglung des dazu gehörigen Bandes, an ein Stück Leder, einen Riemen oder einen Bindfaden.

Nichts kann schrecklicher seyn, als die Rache der Kirgisen und deren Folgen; diese grausame Gewohnheit, sich selbst die Genugthuung zu nehmen, die nur die Gesetze geben sollten, vertilgt bei ihnen alle Grundzüge wahren Muthes und wird Baranta oder Wiedervergeltung genannt. Diese Wiedervergeltung, zu der ihr ungezügelter Hang zum Diebstahle sie verleitet, besteht in gegenseitigen Räubereien oder Plünderungen von Heerden und führen oft zu blutigen Kämpfen. Ein Kirgise, dem es nicht gelingt, Rache für eine Beleidigung zu nehmen, gleicht in seiner Wuth einem Besessenen, und sehr oft versetzt er sich selbst mit seinem Messer Stiche, aus Aerger darüber, daß sein Feind

ihm entkam; gelingt es ihm endlich, des Gegenstandes seines Hasses habhaft zu werden, so ist er kein Mensch mehr, sondern ein Tiger. Vor einigen Jahren griffen die Kirgisen der kleinen Horde, vom Stamm der Berschy, um den Mord einiger ihrer Angehörigen zu rächen, die Ulimulins an, und nahmen einige von diesen gefangen. Es ist unmöglich, sich einen Begriff von der Grausamkeit zu machen, mit der diese Unglücklichen, von denen ohne Zweifel mehrere an dem begangenen Mord ganz schuldlos waren, behandelt wurden; die Sieger schlossen das empörende Schauspiel des qualvollen Todes, den sie die Gefangenen leiden ließen, damit, daß sie das Blut des vornehmsten ihrer Opfer in den Händen auffingen, und es hinabschlürften.

Die Anhänglichkeit der Kirgisen an ihr Land oder vielmehr an die Steppen, die sie bewohnen, setzt in Erstaunen. Die Verständigsten unter ihnen sehen recht gut ein, daß Anarchie und innere Zwietracht ihnen für lange Zeit noch kein ruhiges Leben gönnen werden, aber dennoch dulden Alle lieber jedes Ungemach, als daß sie ihren Geburtsort verließen, und der Lebensart entsagten, an die sie in den Steppen gewöhnt sind. Man hat zwar mehrere tausend Zelte oder Familien aufgefordert, nach Rußland auszuwandern, und viele der ärmern Kirgisen ziehen noch immer dorthin, allein der größere Theil von ihnen sehnt sich, ungeachtet der Ruhe und des Wohlstandes, den er in Rußland genießt, stets nach den Steppen zurück, und jene, die sich unter den Baschkiren niedergelassen haben, entweichen bei jeder Gelegenheit. Die Kirgisen, die bei den Russen als Knechte dienen, veräußern nicht eher etwas von ihrem Eigenthum, als bis sie zu ihren Horden zurückkehren; und von den sieben oder achttausend Familien, die sich im Gouvernement Astrachan niederließen, ging im Jahre 1810 fast ein Drittheil nach den Steppen zurück. Ein rührendes Schauspiel war es, diese letztern zu sehen, wie sie, als sie über den Fluß Ural gegangen waren, den heimischen Boden wieder betraten; sie sprangen vor Freude und küßten die vaterländische Erde. Schirgasi, Sultan der mittlern Horde, früher Khan von Khiva, hatte als Major in russischen Diensten lange in Petersburg gelebt, wo er mit einem der Großen am Hof Katharinens II. in Verhältnissen stand; es läßt sich also erwarten, daß er an die Bequemlichkeiten und Genüsse europäischer Lebensart und an die damit in Verbindung stehenden Bedürfnisse gewöhnt war; allein kaum war er wieder bei seiner Horde angelangt, so wurde er aufs Neue ein wahrer, ächter Kirgise und blieb es bis an sein Ende.

Den kirgisischen Weibern gebührt in vieler Hinsicht der Vorzug vor den Männern, denn sie haben, was diesen fehlt, Lust zur Arbeit. Ihnen liegt die ausschließliche Besorgung der häuslichen Angelegenheiten ob; zur Hälfte mindestens verrichten sie alle Arbeiten, die sich auf den Unterhalt der Heerden beziehen; sie weben den Stoff zur Kleidung für sich und ihre Kinder, müssen Alles herbeischaffen, was ihre Männer bedürfen, ihnen zuweilen sogar die Pferde satteln, und beim Aufsteigen helfen, und zum Lohne dafür werden sie rauh, tyrannisch und als Sklavinnen behandelt. Zwar sind sie nicht in Harems eingeschlossen, auch ist ihnen der Umgang mit Männern unverwehrt, allein diese Erlaubniß ist mehr von den Umständen geboten, als freiwillig gestattet, denn das Zelt eines Kirgisen würde für die Begierden einer ausschweifenden Frau, oder einer solchen, deren Tugend kein stärkeres Schild ist als der Filz, aus dem ihre Wohnung besteht, nur eine schwache Schutzmauer seyn. Wären überdieß die Kirgisinnen eingesperrt, so müßten ihre Männer die Arbeiten, die ihnen aufgebürdet sind, selbst verrichten, und der Hang zum Müßiggang ist bei den Kirgisen stärker als die Eifersucht.

Nächst ihrer Arbeitsamkeit besitzen die kirgisischen Weiber auch noch andere gute Eigenschaften ihres Geschlechts: Herzensgüte, Mitleid und mütterliche Zärtlichkeit. Alle die als Gefangene unter diesen Horden lebten, gedenken der Weiber lobend, was sie rücksichtlich der Männer selten thun. So groß auch die Zahl der Weiber seyn mag, die ein Kirgise hat, so muß jede Einzelne doch ihr besonderes Zelt bewohnen, denn es ist Bedingung, daß ein Zelt einen Theil des Privateigenthums der Braut ausmachen muß. Die erste Frau wird Baibischa oder reiches Weib genannt, und sie allein ist auch Frau vom Hause. Auch wenn der Mann keine Neigung für sie fühlt, ist er doch verbunden sie zu achten, und die übrigen Weiber anzuhalten ein Gleiches zu thun; die letztern sind unter sich vollkommen gleich, und in gewisser Hinsicht von der Baibischa abhängig. Das Privateigenthum und die Mitgift der Weiber wird nicht verschmolzen, sondern einer jeden gehört Das, was sie mitbrachte, ausschließlich an; vorsichtige Männer vereinigen sogar nicht einmal das ihnen von ihren Weibern zugebrachte Horn- und Schaf-Vieh in Eine Heerde. Dieser Gebrauch ist deßhalb festgesetzt, damit das Eigenthum eines jeden Weibes ihren eigenen Kindern und nicht allen übrigen ihres Mannes zufällt. Die Baibischa kann ihren Mann, wenn sie gegründete Ursache dazu hat, verlassen; sie kehrt dann zu ihren Verwandten zurück, die übrigen Weiber hingegen haben dieses Vorrecht nicht. Beim Tod eines Mannes übernimmt sein ältester Bruder oder Sohn die Führung der Wirthschaft. Der Oheim, der so an die Stelle des verstorbenen Vaters tritt, ist verbunden, seinen Nichten eine Mitgift zu geben, deren Werth, wenn gleich unbestimmt, dennoch mit dem Vermögen der Familie im Verhältnisse stehen muß; der Rest des Eigenthums wird dann unter die männlichen Nachkommen getheilt. Die Kirgisen ziehen kalmuckische Weiber den ihrigen vor, weil sie munterer sind, zwingen sie indeß nicht ihre Religion zu wechseln. Wählen sie Frauen unter den Ihrigen, so hüten sie sich wohl, solche zu nehmen, die mit einander verwandt sind, wäre es auch im entferntesten Grade, und einige gehen so weit, daß sie es sogar für unrecht halten, ein Weib ihres Stammes zu heirathen. So heirathet ein Jagalbaiaul kein Weib dieses Stammes, sondern wählt eine von einem andern, oder wenigstens aus einer andern Linie. Diese Sitte gilt indeß so wenig als allgemeines Gesetz, daß einige Kirgisen es für erlaubt halten, daß der Bruder, der nach dem Tod eines Familienhauptes in dessen Rechte tritt, eine der jüngern Weiber des Verstorbenen eheliche.

Vermischte Nachrichten.

Ein englischer Schriftsteller gibt in einem jüngst erschienenen Werke dem schönen Geschlechte zur Erhaltung seiner Schönheit folgende Rathschläge: „Die Frauen dürfen nie vergessen, des Morgens sich mit reinem Wasser zu waschen; sie müssen sorgfältig alle plötzlichen Gemüthsbewegungen unterdrücken und vorzüglich den Neid (!), der dem Gesichte eine häßliche Blässe gibt; auch die Mäßigkeit darf nicht von ihnen überschritten werden, wollen sie sich nicht mit jenen unangenehmen Bläschen und Pusteln bestraft sehen, die zuletzt das Gesicht verkupfern. Wie Gift müssen sie die Schminke meiden; eine mäßige Bewegung wird auf natürlichem Wege ihren Wangen das Roth verleihen, das keine Kunst nachzuahmen vermag. Ungezwungenheit, Unschuld und Heiterkeit ohne Ziererei geben dem Gesichte die schönste Anmuth. Morgenluft, bei Sonnenaufgang eingeathmet, wird ihren Lippen den schönsten Karmin leihen. Jene reizvolle Lebhaftigkeit, worin einer ihrer mächtigsten Zauber besteht, wird leicht erhalten werden, wenn sie sich frühzeitig zu Bette legen, nicht Karten spielen und nicht bei Lampen oder Lichtern Romane lesen; denn spätes Niederlegen gibt dem Gesichte einen traurigen und unangenehmen Ausdruck. Das Spiel ist die Quelle von Runzeln, und nächtliches Lesen schwächt das Gesicht, macht es blaß und entnervt den Körper. Eine weiße Hand ist eine der größten weiblichen Schönheiten, und eine Hand ist nie weiß, wenn man sie nicht wäscht. Allein damit ist noch nicht Alles geschehen; denn wenn eine junge Frau schönere Hände als andere zu haben wünscht, so muß sie bedacht seyn, dieselben in steter Bewegung zu erhalten; hierdurch wird das Blut in steter Bewegung erhalten und eine erstaunliche Wirkung erzielt. Deßhalb rathen wir ihnen, fleißig die Nadel, den Strickstrumpf oder die Spindel zu handhaben."

•

Die englische Bank hat in dem zehnjährigen Zeitraume von 1822 bis 1831 einen Verlust von 402,030 erlitten, was im Durchschnitte auf das Jahr 40,203 Pf. gibt. Diese Verluste waren am größten im Jahre 1824, wo sie 560,214 Pf. betrugen, am geringsten im Jahre 1829, wo sie 700 Pf. ausmachten.

•

Die Times enthielten unlängst einen Artikel über die Bank von England, der als Motto führt: „I wish a law were enacted to hang up half a dozen bankers every year." (Swift.) — „Ich wünsche, daß ein Gesetz gegeben würde, kraft dessen man alle Jahre ein halb Dutzend Bankiers aufhinge."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 275. 1 Oktober 1832.

Eine Woche in Quito.

(Aus dem Tagbuch einer Reise in Südamerika im Jahre 1830.)

Quito ist eine wunderseltsame Stadt. Am Abhang des Pichincha, eines erloschenen aber noch immer rauchenden Vulkanes, hingebaut, mit seinen leiterartigen Gassen, der Unzahl seiner Kirchen, Thürme und Klöster, unter denen sich vorzüglich San Domingo, La Merced und vor Allem San Francisco auszeichnen, zu dessen Erbauung, wie die Sage geht, der Schatz eines indischen Königs sechzig Jahre lang zur Verfügung des Ordens stand — bietet Quito dem Fremden, der es zum ersten Male betritt, das malerischste und seltsamste Bild, das er in Südamerika finden kann. Quito liegt am Rande mehrerer tiefer Wildwasser oder Schluchten und verdankt es dieser bizarren Lage, weniger von den Erdbeben heimgesucht zu werden, welche die umliegende Gegend verwüsten. Diese Schluchten oder Quebradas, wie man sie nennt, sind im größten Theile der Stadt ganz durch Brücken, Häuser oder natürliche Felsenwölbungen verdeckt. Die Gassen von Quito, obgleich sie zu gewissen Zeiten von den heftigsten Regengüssen, die sich in kurzen Zwischenräumen folgen, abgespült und reingewaschen werden, sind dennoch die schmutzigsten, die man nur sehen kann, da man hier nicht eine einzige der einfachen Vorschriften kennt, durch die in Europa für die öffentliche Reinlichkeit und Gesundheit gesorgt wird: die Straße dient als Senkgrube aller Unreinlichkeiten. Quito ist vom Aequator nur 13′ 17″ entfernt. Tage und Nächte sind dort gleich. Die Temperatur wechselt nur zwischen 10° und 18° und wird Jedem, der aus dem heißen Lande kommt, unerträglich kalt scheinen, und ist auch für die Gesundheit sehr empfindlich, zumal da Kamine oder Oefen dort gleichfalls unbekannte Dinge sind. In Folge der Lage dieser Stadt, die auf dem Erdkreise einzig in ihrer Art ist, finden sich auf wenige Stunden in ihrem Umkreise alle Temperaturen der Erde, von der eisigen Zone bis zum heißen Klima, wodurch Quito den unschätzbaren Vortheil hat, das ganze Jahr hindurch, die Erzeugnisse aller Himmelsstriche genießen zu können. Indeß gedeihen europäische Fürchte, namentlich Pfirsiche, nicht sonderlich gut.

Es war am 13 März 1830, als wir in Quito unter einem heftigen Regengusse einzogen, der die Straßen in eben so viele Ströme verwandelte. Das Gerücht von unsrer Ankunft setzte die ganze Stadt in Bewegung; Jedermann wollte uns sehen. Eine Reise kommt der Natur der Völker in diesen Ländern so unbegreiflich vor, daß sie sich nicht zu denken vermögen, man könne sein Land verlassen, bloß aus dem einzigen Grunde, ein anderes kennen zu lernen; sie legen daher den Reisen stets Beweggründe des Ehrgeizes oder des Eigennutzes unter. Da der Name meines Reisegefährten, eines jungen Anverwandten von mir, einen etwas deutschen Anklang hatte, und ich selbst in französischen Diensten stand, so schuf die lebhafte Einbildungskraft der Quitenos schnell eine der seltsamsten Hypothesen, auf die sonst wohl nicht leicht Jemand gekommen seyn dürfte. Mein junger Begleiter war der Herzog von Reichstadt und ich sein Adjutant. Daher denn auch die Begierde der Bewohner Quito's uns zu sehen, und vielleicht verdankten wir es nur diesem abgeschmackten Gerüchte, daß wir in den ersten Häusern der Stadt Zutritt erlangten. Indeß muß ich gestehen, daß ihre höfliche Zuvorkommenheit um nichts vermindert wurde, als sich der Irrthum aufklärte.

Da die Feierlichkeiten der Charwoche bevorstanden; so entschlossen wir uns, einige Ausflüge in die Umgegend zu machen und unsre Abreise bis nach Ostern zu verschieben; denn wenn die Osterwoche zu Rom durch die höchste Pracht des Glanzes und der Kunst Aug' und Ohr entzückt, so ist sie in Quito ihrer Originalität wegen vielleicht nicht minder merkwürdig. Ostern fiel in diesem Jahre auf den 11 April und acht Tage zuvor, am Abend vor dem Palmtage, begannen die Ceremonien, die ohne Unterbrechung die ganze Charwoche hindurch dauern sollten. Am Vorabende des Palmtages sahen wir unter unsern Fenstern fünf große Popanze oder seltsame weiß gekleidete Figuren vorüberziehen, denen eine Schaar Kinder unter Absingung von Kirchengesängen voranging. Jede dieser Gestalten trug eine ungeheure Zuckerhutmütze von fünf bis sechs Fuß Höhe, von der nach hinten zwei Streifen Leinwand oder lange und schmale Bänder herabhingen, die bisweilen an der Erde aufstreiften; Alle trugen in der Hand Glocken, die sie von Zeit zu Zeit erklingen ließen. Ein weißer Kittel, um den Leib durch eine Binde zusammengehalten und bis auf die Fersen hinabreichend, bedeckte den übrigen Leib. Man nennt diese Mummenschanze Almas santas, heilige Seelen, ich weiß nicht aus welchem Grunde.

Am Sonntage darauf begab ich mich in die Kathedrale, um die Palmweihe mit anzusehen. Die Kirche war überfüllt von Leuten, die an langen Stäben ungeheure Büschel grüner Gewächse trugen, die aus Palmzweigen, Stücken spanischen Rohres oder Bananenzweigen bestanden. Die Blätter der letztern waren manchmal

sehr kunstfertig in einander geflochten. Da die Ceremonien der Weihe sehr lange dauerten, so verließ ich die Kirche, um nach dem Kloster von San Francisco zu gehen, wo eben die Prozession der Geistlichkeit dieses Ordens, unter Gesängen und mit Palmzweigen in den Händen, ihren Einzug hielt. Sie ging einem Christusbilde voran, das, wie ich Anfangs glaubte, getragen wurde; allein die sonderbaren Bewegungen, die ich es machen sah, veranlaßten mich, in dem Augenblicke, wo der Zug in den Kreuzgängen des Klosters ein wenig ins Stocken gerieth, es mehr in der Nähe zu besichtigen, wo ich denn fand, daß diese Figur zwar getragen wurde, aber von einem Esel, der seine Last gewiß auf den Boden abgesetzt haben würde, wenn nicht zu seinen beiden Seiten zwei Männer einhergegangen wären, die, um einen solchen Unfall zu verhüten, die Puppe stets im Gleichgewicht zu erhalten bemüht waren. Ein Lächeln auf meinem Gesichte, das ich nur mit Mühe unterdrückte, entging nicht dem Auge des Paters Provincial, der zufällig einen Blick auf mich warf und um meinem bösen Beispiel nicht zu folgen, schnell den Kopf senken und sein Brevier vor's Gesicht halten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Fortsetzung.)

Man würde sich bei dem bekannten Charakter und den natürlichen Anlagen der Spanier, die geringe Anzahl von Schriftstellern im Fache der moralischen und Naturwissenschaften kaum erklären können, fände man nicht die traurige Ursache davon in der Geschichte des Landes selbst. Es war ein kurzer Zeitraum vor dem Regierungsantritte Karls IV, wo die spanische Regierung öffentlich das Studium dieser Wissenschaften begünstigte, nichts konnte aber auch damals dem Eifer gleichkommen, mit dem die jungen Spanier die ihnen eröffneten Bahnen beschritten; allein unglücklicherweise änderte die Regierung nur zu bald ihre Politik; man ward gewahr, daß nur dann, wenn man das Studium der Rechte, der Medizin und der Theologie auf dem alten breitgetretenen Wege des Schlendrians betrieb, ein Fortkommen zu hoffen sey, und dagegen die geringste Abweichung zur Rechten oder Linken hinreiche, um verdächtig zu werden. Indeß würde es für einen Spanier schwer, ja vielleicht schimpflich gewesen seyn, während des Zustandes von Aufregung, worin sich das Land so viele Jahre hindurch befand, nicht thätigen Antheil an den bürgerlichen und politischen Bewegungen zu nehmen, und solche Verhältnisse waren nicht geeignet, den Geist mit der friedlichen Stille der Wissenschaften zu befreunden. So waren also Mangel an Gelegenheit sich die Prinzipien der Wissenschaft eigen zu machen, die Ueberzeugung, daß weder Gunst noch ökonomische und pekuniäre Vortheile zu erringen seyen, wenn man sich den Studien widmete, sondern daß man sich dadurch vielmehr nur Verdacht und Verfolgung zuziehe, und endlich vielleicht auch die immer steigende Theilnahme an der Politik — die eigentlichen Ursachen, warum Spanien so wenige wissenschaftliche Werke aufzuweisen hat. Ein Spanier, der sich mit einer Biographie aller spanischer Schriftsteller seit dem Jahre 1800 beschäftigt, hat versichert, daß mehr als drei Viertheile von Denen, die Originalwerke herausgegeben haben, seit jener Zeit theils fern von ihrem Vaterlande gestorben sind, theils als Flüchtlinge in Frankreich, England, Italien, Amerika oder in Rußland, also auf der ganzen Oberfläche der Erde zerstreut leben. Welche Folgerungen lassen sich aus dieser einzigen Thatsache ziehen!

Während der letzten fünfzig Jahre schwankte die spanische Regierung zwischen dem vom Nationalehrgefühl eingegebenen Wunsch, den Unterricht zu verbreiten und dem Verlangen, ihn so weit sie Dieß ohne Erröthen thun konnte, zu beschränken, und hieraus läßt sich die Inkonsequenz ihrer Maßregeln, besonders während der letztern fünf Jahre, erklären. Ferdinand begünstigte, um nicht hinter andern Regierungen zurückzubleiben, das Studium der Mechanik und Naturgeschichte, zittert aber zu gleicher Zeit vor dem Erfolge seiner eigenen Maßregeln; er fürchtet, der einmal geweckte Geist möchte sich verbotenen Gegenständen zuwenden, die Menschen könnten, wären sie erst einmal zu eigenem Urtheil und freier Entwicklung ihrer Gedanken gelangt, ihre Spekulationen gegen die Regierung kehren und zu verdrüßlichen Erörterungen über das göttliche Recht und den Absolutismus veranlaßt werden. Deßhalb sucht man das Gute, was durch jene Begünstigung bewirkt werden könnte, so viel als möglich zu neutralisiren; die Apostolischen verdammen Das, was an Ferdinands Politik liberal ist; sie wollten, indem sie der Verbreitung des Unterrichts entgegen arbeiteten, die Welt rückwärts schreiten lassen, und das Volk in die Unwissenheit und Gleichgültigkeit vergangener Jahrhunderte zurückführen, allein Dieß ist unmöglich.

Der Charakter des spanischen Volkes hat sich völlig geändert, er ist durchaus nicht mehr derselbe, der er noch vor fünf und zwanzig Jahren war, und der spanische Bauer der jetzigen Zeit ist ein ganz anderer, als der des Jahres 1806. Seine so oft bewunderte Offenherzigkeit hat sich in Tücke verwandelt, und sein blinder Glaube an die Priester ist einer nur schlecht verhaltenen Verachtung gewichen. Nichts beweist Dieß besser, als daß trotz aller gerichtlichen Einschreitungen, aller Exkommunikationen und Bannstrahlen der Kirche, es jetzt sehr schwer hält, den Zehnten einzutreiben, und daß sein Ertrag geringer ist, als unter den Cortes, ungeachtet damals nur der Zwölfte statt des Zehnten bezahlt wurde. Die Geistlichkeit macht sich selbst bittere Vorwürfe wegen dieses Standes der Dinge, als der Folge ihres eigenen Benehmens. Zur Zeit der Konstitution forderte sie selbst die untersten Volksklassen auf, sich in die Politik zu mischen, Staatsangelegenheiten zu besprechen und zu erörtern, geleistete Eide nicht zu beachten, und sich der Regierung zu widersetzen. Gegenwärtig nun, wo sie aus ihrer natürlichen Gleichgültigkeit geweckt sind, wo man sie gezwungen hat, selbst zu denken, geschieht es nicht selten, daß sie zuerst an sich selbst denken, und diese Veränderung erstreckt sich über alle Provinzen. Die Ruhe in Spanien ist nicht, wie man vielleicht glauben möchte, Folge der Unwissenheit oder einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, sondern sie wird von einer Menge von Privatinteressen bedingt, die sich an die Fortdauer des bestehenden Systems knüpfen. Die Männer von Einfluß widersetzen sich einer Revolution nicht etwa deßhalb, weil sie die guten Folgen derselben

nicht zu würdigen wissen, sondern weil ihre Privatinteressen und Feudalprivilegien das erste Opfer sind, das sie der neuen Ordnung der Dinge bringen müßten, sie sind, mit Einem Wort, aus denselben Gründen gegen eine Revolution in Spanien, aus denen die Eigenthümer der verrotteten Flecken in England sich der Reform widersetzten. Die spanische Regierung wird indeß selbst die Revolution beschleunigen, die sie so sehr fürchtet, und ihr Ausbruch hängt nur von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit ab, ein auswärtiges Anlehen abzuschließen.

Die Erfahrung ging für die Spanier keineswegs verloren, wie so Viele meinen, die sie nur oberflächlich kennen, oder wie Andere, die sie besser kennen, zu glauben sich stellen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war vielleicht kein Volk so gleichgültig gegen öffentliche Angelegenheiten als sie; allein sie wurden geweckt durch die heillosen Verschleuderungen Godoy's und der Königin, und durch die unverzeihlichen Fehler, die Napoleon aus gänzlicher Unkenntniß ihres Charakters beging. Wie dem auch sey, die Spanier wurden aus ihrer Lethargie geweckt; Dieß ist eine Thatsache, die sich nicht läugnen läßt. Vom Jahre 1818 bis auf diesen Augenblick sind sie in einem fortwährenden Zustand von Aufregung; die Lage der Nation ist der beständige Gegenstand ihrer Gespräche, und es steht jetzt nicht mehr in der Macht der Geistlichkeit, nachgiebige, geduldige, unterwürfige und gleichgültige Unterthanen aus ihnen zu machen. Allein, wird man fragen, wenn die Spanier wirklich ein denkendes Volk sind, wie kommt es, daß sie die Bedrückung einer so schwachen Regierung dulden? Wenn die Unwissenheit in Spanien nicht überwiegender als der Unterricht ist, warum folgten sie nicht dem Beispiele Frankreichs *)? In Spanien liegen nicht die Unwissenheit und der Unterricht, sondern der Patriotismus und der Egoismus, allerdings wenn man so will, mit der Unwissenheit verbunden, gegen einander im Kampfe, die Unwissenheit wirkt nur nebenbei mit. Wer möchte behaupten, daß die Afrancesados, die den Despotismus während der letzten fünf Jahre mit so vielem Erfolge geleitet und aufrecht gehalten haben, unwissende Männer seyen? Wer könnte den Erzbischof von Toledo, den Bischof von Tortosa und so viele andere Verfechter des Absolutismus für unwissend halten? Beweist die neuere Geschichte Spaniens nicht deutlich, daß dieses Land ohne die Geschicklichkeit dieser Männer, die sich zufällig einmal liberal zeigten, schon längst frei seyn würde? Der Despotismus herrscht in Spanien, weil eine große Anzahl von Offizieren der Armee ihre Grundsätze und ihre Unterstützung mehr als einmal dem Systeme verkauften, das sie stets aufrecht zu erhalten bemüht seyn werden, so lange es sie bezahlt. Der Despotismus herrscht, weil die Privatinteressen vieler Männer von Einfluß unzertrennlich an dieses System gebunden sind, und weil Tausende von Menschen in dem Umsturze der gegenwärtigen Regierung ihren Ruin voraussehen. Gar wohl erkennen sie alle Vortheile einer verfassungsmäßigen Regierung, und würden ihr gern den Vorzug geben, wäre es nur zugleich möglich, sich ihre Vorrechte und Freiheiten zu erhalten; allein sie wissen zu gut, daß Dieß unmöglich ist, und daß ihre Privilegien mit der Wohlfahrt der Nation im Widerspruche stehen.

*) Wir bitten, nicht außer Acht zu lassen, daß hier ein Franzose fragt, der, wie alle seine Landsleute, es nun ein für alle mal nicht begreifen kann, wenn es andere Länder nicht Frankreich nachthun, obgleich Polen und Italien und Frankreich selbst, hinlänglich vor jeder Nachahmung der großen Nation zurückschrecken sollten.
A. d. R.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Die Hochzeiten der Canadier sind nicht sowohl Ein Fest, als vielmehr eine ganze Reihe von Festlichkeiten, und der ganze Brautzug geht zuweilen vierzehn Tage lang von Haus zu Haus, um überall tüchtige Mahlzeiten zu halten und fröhliche Tänze zu veranstalten. So geht der Winter hin, und der Sommer ist die Zeit fast unausgesetzter Arbeit. Die Canadier haben außer dem Hause nur wenig Vergnügungen; eine ihrer vorzüglichsten Unterhaltungen ist das Fischen, bei dem sie eine ganz eigene Verfahrungsweise befolgen.

„Im Frühjahre sammeln sich die Fische gewöhnlich in den tausend kleinen Bächen (anderswo würde man sie schon Flüsse nennen), die sich in den St. Lorenz ergießen; da diese nun oft so seicht sind, daß man sie nach allen Richtungen hin durchwaten kann, so geht ein Mann mit einem Bündel angezündeter Späne von Fichten- oder Cedernholz, die als Fackel dienen, voraus, und ein anderer mit einem acht oder zehn Fuß langen, mit Widerhaken versehenen Speer folgt ihm; bei dem Licht, das diese Späne verbreiten, sieht er nun den Fisch auf dem Grund des Flusses, nähert sich vorsichtig und durchbohrt ihn mit dem Speer. Ist das Wasser zu tief, so wird mittelst eines, mit einem Roste versehenen Kahns, auf dem harziges Holz brennt, auf dieselbe Weise gefischt. Die Eingebornen besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit in Handhabung dieses Speers, und ich habe auf diese Weise Fische von vier bis fünf Fuß Länge fangen sehen. An schönen Sommerabenden sieht man mit Einbruch der Nacht Kahn auf Kahn mit ihren leuchtenden, flackernden Feuern still vom Ufer stoßen, und schnell und geräuschlos auf dem benachbarten Fluß hingleiten; mit einem einzigen Ruderschlag wird der Nachen nach der Stelle hingeschoben, die der Speertragende durch Gebärden bezeichnet, der nun hier wartet, bis der Fisch in seinen Bereich kommt, sich dann seiner Waffe mit bewunderungswürdiger Sicherheit bedient, den erlegten Fisch so geräuschlos als möglich in den Nachen bringt, und dann weiter fährt, um neue Beute zu suchen. Da der St. Lorenz ein weit klareres Wasser hat, als irgend ein Fluß, den ich bis jetzt gesehen, so eignet er sich ganz besonders zu dieser Art des Fangs, und ein geschickter Fischer holt seine Beute, wenn sie anders groß genug ist, selbst aus einer Tiefe von zehn oder zwölf Fuß herauf.“

Herr Bouchette bezeugt, auf die Autorität der canadischen Schriftsteller gestützt, daß die Canadier in Folge der gleichen Vertheilung der Güter von vielen Lastern frei sind, die unter den Bauern anderer Länder herrschen. Von Diebstählen z. B. hört man durchaus nichts, und sie sind daher auch so wenig für ihr Eigenthum besorgt, daß sie nicht einmal ihre Thüren verschließen. Bei ihrem Verkehr herrscht ein gegenseitiges Vertrauen, und Keiner zieht die Ehrlichkeit des Andern in Zweifel.

„Wie alle glücklichen Völker sind sie außerordentlich leutselig; nirgends wird der Reisende, jene Gegenden ausgenommen, die von schottischen oder irischen Ansiedlern bewohnt sind, vergebens um Beistand bitten, und überall wird dem Nachbar, der sich in Noth befindet, schnell und großmüthig geholfen. Weder religiöse, noch politische Meinungen wirken störend auf die gegenseitige Theilnahme, und von der Unduldsamkeit der religiösen Sekten gegeneinander, auf die man in Europa so oft stößt, weiß man hier durchaus nichts. Ich war Zeuge von der gegenseitigen Herzlichkeit, mit der der Geistliche des Kirchspiels und sein indischer Nachbar sich begegneten, und hörte selbst, wie ein Deist demselben Geistlichen offen seinen Unglauben bekannte, und mit den freundlichsten Worten seine Gründe auseinandersetzte. Da die Canadier eines der frömmsten und sittlichsten Völker sind, die man nur finden kann, so hat diese Toleranz bis jetzt keine nachtheiligen Folgen gehabt; ihre Frömmigkeit ist überdieß eben so wenig zurückstoßend als bigott, und ihr Benehmen frei von Heuchelei.

„Die ganze Bevölkerung ist von einer glühenden Liebe zur Unabhängigkeit beseelt; glücklicher Weise sind sie noch nicht durch die Herrschaft einer reichen Oligarchie verdorben; ohne Furcht vor der Macht oder dem Einflusse Einzelner leben sie, ganz auf sich selbst beschränkt, von dem, was ihr Fleiß gewinnt, und so kennen sie bis jezt noch keinen Unterschied zwischen dem Armen und Reichen. Höflich in Sitten, geschliffen in ihrem Benehmen, beleidigen sie weder durch lästige Aufdringlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen Andere, noch vergessen sie, selbst wenn sie arm sind, jemals ihre eigene Würde. Sie sind weder kriechend, noch schmeichlerisch, weder grausam, noch herrschsüchtig, sondern stets einfach und gerade in ihrem Benehmen, eben so frei von kriechender Demuth, als von Ungeschliffenheit.

„Man könnte, und vielleicht nicht ohne Grund, den Canadiern vorwerfen, daß sie, zum größten Theile wenigstens, abergläubisch sind; allein Dieß ist ein Fehler, den sie mit allen weniger gebildeten Völkerstämmen gemein haben und der nur dann ein Laster genannt werden kann, wenn er zu Grausamkeiten verleitet. Bei uns werden aber weder alte Weiber gesäckt, noch Hexen verbrannt, sondern der Aberglaube unsrer furchtsamen Bauern besteht in einer vermehrten Anzahl von Gebeten und in einem verschwenderischen Gebrauche von Weihwasser und geweihten Kerzen. Man fühlt sich zu der Frage versucht, wie es möglich war, daß in einem katholischen Lande, wo die Geistlichkeit volle Freiheit hat, jeden beliebigen Grundsaz zu verbreiten, nicht Aberglaube und Bigottismus verbreitet wurden? Die Antwort ist leicht: die katholische Religion ist nicht Staatsreligion, die Geistlichen haben keine irdische Gewalt, sondern nur Einfluß auf den Geist ihrer Beichtkinder, und sind wohl deren Rathgeber, keineswegs aber ihre Oberherren. Das Bestehen mehrerer Religionssekten, die sämmtlich den Schuz der Geseze genießen, die hieraus entstehende Vervielfältigung der Glaubenssäze und die Achtsamkeit der verschiedenen Glaubensgenossen auf ihr gegenseitiges Benehmen, alles Dieß trägt zu Beförderung der Duldsamkeit und Milde der Geistlichkeit der verschiedenen Sekten gegen einander bei. Auch gibt die katholische Geistlichkeit von Canada durch strenge Erfüllung ihrer Berufspflichten, Mäßigkeit, Sittlichkeit, Kenntnisse und Bescheidenheit, ein Beispiel, das Nachahmung verdient.

„Von Verbrechen größerer Art, als: Mord, Angriffe auf Personen u. s. w. hört man nur äußerst selten. Die Canadier sind größtentheils sanfter Gemüthsart, und Streitigkeiten und Schlägereien kommen auf ihren Vergnügungsplätzen nur selten vor. Die Sitte, Beleidigungen durch Zweikampf beizulegen, ist ihnen unbekannt; sie nehmen zu den Gesezen ihre Zuflucht, und deßhalb scheinen sie und sind auch wirklich prozeßsüchtig. Da man verhältnißmäßig hier einen Prozeß sehr billig führen kann, so machen gegenseitige Gehässigkeiten sich auf diese Weise Luft, und die Rachsucht der Italiener ist den Gemüthern fremd. Dieß und der Umstand, daß die Canadier frei von Elend und Mangel sind, macht es begreiflich, daß die schauderhaften Verbrechen, von denen man in andern Ländern hört, hier unbekannt sind.“

Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf den intellektuellen Charakter der Canadier überhaupt:

„Wer den englischen Charakter und das Kurzweilige (fun), was ein hervorstechender Zug desselben ist, kennt, dem muß das Phlegma und die fast lächerliche Gravität des gebornen Amerikaners seltsam vorkommen. Der Amerikaner hat nicht eine Spur von Kurzweil in seinem ganzen Wesen; wenn er scherzt, so ist er das schwerfälligste Wesen in der Natur; versucht er wizig zu seyn, so geschieht es mit Hülfe Joe Millers, und wenn er arbeitet, so geschieht es berufsmäßig, auf eine Art, die erkennen läßt, daß es ihm ungewohnt ist. Eine ähnliche Verschiedenheit findet sich zwischen dem Charakter der Franzosen und Canadier. Schwerlich kann es ein besser gelauntes Volk geben, als die leztern; allein die sprühende Lebhaftigkeit, das heftige Temperament, die tigerähnlichen Leidenschaften und den glänzenden Wiz des Franzosen findet man nicht bei ihnen. Sie sind gesezt, meist ernst, wissen ihr Temperament zu beherrschen, und haben sie auch nicht die Lebhaftigkeit der Franzosen, so sind dagegen ihre Leidenschaften nicht so heftig. Sie sind in dieser Hinsicht ein glückliches, vielleicht aber auch ein minder anziehendes Volk. Obschon schlau, man könnte sogar sagen, verschlagen, haben sie doch nicht den Scharfsinn, der dem französischen Bauer meist eigen ist; sie fassen nicht schnell jede neue Idee auf, und verstehen es nicht, die Schwächen Anderer zu ihrem Vortheil zu benüzen. Nur wenige Nationen verstehen Dieß besser als die Ireländer, und hierin haben diese Aehnlichkeit mit den Franzosen; der Canadier hingegen ist hiezu so wenig geschickt, als ein Engländer oder Schotte. Es wäre nicht ohne Interesse, die Umstände zu erforschen, die bei den englischen und französischen Kolonisten diesen Unterschied des Charakters bewirkten.“

„Gegen Ende des Winters ist der canadische Landmann mit Bereitung des Zuckers beschäftigt; seine übrigen Beschäftigungen sind, mit Ausnahme des Maisanbaues, ganz dieselben, wie in England, und Alles, was er erzeugt, ist zu seinem eigenen Bedarf. Er baut Flachs, um das für sein Haus nöthige Linnen zu gewinnen; Seife und Kerzen werden selbst verfertigt; sein Weib verfertigt Schuhe oder Sandalen und den größten Theil ihrer Kleidung. Obschon der Canadier des Klima's wegen nur einen Theil des Jahres im Feld arbeiten kann, so weiß er sich dennoch ohne Schwierigkeit hinreichenden Unterhalt zu verschaffen.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Es ist bekannt, wie sehr in China die Nester einer Gattung von Schwalben als Leckerbissen geschäzt werden. Diese Vogelnester stehen in einem so hohen Preise, daß nur die reichsten Familien sich dieselben verschaffen können, und wenn man von einem Manne sagt, daß er Vogelnester ißt, so bedeutet Dieß eben so viel, als wenn man ihn als einen Mann vom höchsten Range und Reichthum bezeichnet. Diese Nester sind nun freilich nicht, wie die unsrer Schwalben aus Lehm gebaut, sondern aus einer Substanz, die dem Fischleim gleicht. Crawford in seinem „Eastern Archipelago gibt darüber folgende interessante Mittheilungen: „Man findet diese Nester in feuchten und tiefen Höhlen; die gesuchtesten sind jene, in welche die Vögel noch keine Eier gelegt hatten. Für die schönsten Nester werden die weißesten gehalten, d. h. diejenigen, die noch nicht durch die jungen Vögel verunreinigt worden sind. Einige der Höhlen, wo man diese Nester findet, sind sehr gefährlich zu ersteigen, und nur eigens von Jugend auf dazu geübte Menschen geben sich damit ab, sie aufzusuchen. An mehr als einem Orte kann man in diese Grotten nur an einer drei bis vierhundert Fuß hohen, senkrechten Felsenwand mittelst Leitern von Bambus hinabgelangen, die an den über diesen Abgründen wachsenden Bäumen befestigt werden. In der Tiefe der Höhlen muß man die Nester oft mittelst Fackelschein suchen. Ein einziger Fehltritt würde ein unvermeidliches Verderben zur Folge haben, da er in Abgründe hinabstürzen würde, wo Meereswogen donnernd sich brechen. Die einzige Zubereitung, die man mit den so gewonnenen Nestern vornimmt, besteht darin, daß man sie trocken werden läßt, ohne sie unmittelbar der Sonne auszusezen. Wenn sie gut ausgetrocknet sind, werden sie in kleine Kistchen gepackt und auf die chinesischen Märkte versendet. Es gibt hinsichtlich ihrer Güte dreierlei Arten solcher Schwalbennester. Von denen erster Qualität wird zu Kanton das Pfund mit 150 Franken bezahlt; die andern zu 100 und zu 70 Fr. Schon aus diesen hohen Preisen kann man abnehmen, daß nur die reichsten Gourmands sich diese Leckerei verschaffen können. Den größten Theil dieser Nester nimmt der kaiserliche Hof für sich in Anspruch. Die Chinesen halten sie für tonischer und stimulirender Natur. Zu Japan, wo sonst so viele chinesische Sitten herrschen, werden die Schwalbennester nicht gegessen. In gewöhnlichen Jahren werden in China aus dem indischen Archipel nicht weniger als 242,400 Pfund eingeführt, wofür die ungeheure Summe von ungefähr 6,622,960 Fr. bezahlt wird.

Nach einem zu Boston bekannt gemachten Berichte zählen die Vereinigten Staaten 105,000 Matrosen, von denen 6000 in der Staatsmarine dienen und 1000 auf Dampfschiffen; 50,000 sind bei dem auswärtigen Handel beschäftigt, 25,000 bei den Küstenfahrten, 10,000 beim Stockfischfang und 5000 beim Wallfischfang.

Der Abbé Zanoni, berühmter Alterthumsforscher und Sekretär der Academia della Crusca ist am 12 August, 58 Jahre alt, zu Florenz gestorben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 276. 2 Oktober 1832.

Eine Woche in Quito.

(Fortsetzung.)

Ein noch seltsameres Schauspiel traf ich in der Kirche Santa Clara, die einem Nonnenkloster zusteht, und die ich an diesem Tage gleichfalls besuchte. Hier sah ich innerhalb von Gittern Nonnen, die voll Geschäftigkeit einen Esel umgaben und zuletzt neben ihm niederknieten und Gebete hersagten, obgleich in diesem Augenblicke keine Ceremonie in der Kirche vor sich ging. Ich konnte mir, was ich sah, nur dadurch erklären, daß dieses Thier zu einem der Aufzüge bestimmt war, die noch folgen sollten.

Eine zweite, noch ansehnlichere Prozession als die erste, ging am Abende von San Francisco aus und unter meinen Fenstern vorüber, wo ich sie genau betrachten konnte. Voran dem Zuge schritt eine gewisse Anzahl Männer, die an langen Stäben Laternen trugen, von denen zwei, die den übrigen vorangingen, die Gestalt von Sternen hatten; dann folgten zwei Figuren, welche den Evangelisten Johannes und die heilige Magdalena vorstellten, dann drei Almas santas, wie sie oben schon beschrieben worden, nur mit der Ausnahme, daß die mittlere derselben um einen Kopf größer war, als die beiden andern und eine lange weiße Schleppe hatte, die von einem Kinde, das als Engel gekleidet war und zwei große Flügel hatte, getragen wurde. Diese drei Figuren schüttelten eine nach der andern ihre Glocken, so daß das Geläute derselben ununterbrochen fortdauerte. Eine Anzahl Frauen, unter denen ich einige aus den ersten Häusern bemerkte, folgten zu zwei und zwei, und jede eine Kerze in der Hand. Zwischen dem Spaliere, das sie bildeten, bemerkte man einige Mönche des h. Franziskus, welche die Ordnung zu erhalten beschäftigt waren. Hinter den Frauen kamen abermals drei Almas santas, von denen die mittlere, wie bei den vorhergegangenen, die größere war; sie waren jedoch schwarz gekleidet, und hatten lange Stoßdegen an der Seite. Es folgten ihnen auf dem Fuße die Barbiere der Stadt, zwei und zwei, mit entblößtem Haupt und in der malerischen Tracht ihrer Festtagskleidung, die in einer Art engen schwarzen Poncho besteht, der seiner Länge nach in Falten gelegt ist, und aus einer kurzen Hose, ohne Schuhe und Strümpfe. Jeder von ihnen schwang in den Händen ein Rauchfaß, oder vielmehr eine silberne Pfanne, die an zwei Ketten von gleichem Metalle hing. Hinter ihnen kam eine ungeheure Tragbahre von vergoldetem Holze, mit einem Thronhimmel und mit Lampen, Spiegeln und Heiligenbildern behangen, unter denen der Heiland stand, der vom Kopfe bis zum Fuße mit einem langen, ganz mit Gold überstickten Gewande bekleidet war, und das Kreuz auf der Schulter trug; hinter ihm befand sich Don Simon el Cyreneo, wie ihn die Zuschauer nannten, der statt dem Erlöser das Kreuz tragen zu helfen, wie er gewöhnlich dargestellt wird, sich begnügte, es mit einer Hand berührt zu halten. Don Simon war eine Person von schlankem Wuchse, die bis über die Ohren in einer Halskrause sta!, den Hut kühn auf die Seite gesetzt trug und zwei furchtbar dicke Schnurrbärte hatte. Frauen, mit Kerzen in der Hand, folgten dieser Tragbahre, deren zwanzig Träger unter ihrer Last gebückt einherkeuchten; dann kam der Polizeipräfekt mit einer großen Schiffslaterne, inmitten zweier Franziskaner, hierauf unsre liebe Frau von den sieben Schmerzen in einem schönen Gewande von blauem Sammt, der mit goldenen Sternen besäet war; endlich zwei Magdalenen. In gewissen Zwischenräumen standen Gruppen von Musikanten, die von Zeit zu Zeit sehr unharmonische Töne hören ließen, die ich mit nichts Anderm als dem Instrumente vergleichen konnte, nach welchem die Savoyarden bei uns ihre Puppen tanzen lassen. Die Prozession, die eine lange, sanft abschüssige Straße hinanzog, gewährte, ungeachtet sie ein wenig an das Lächerliche streifte, doch einen höchst imposanten Anblick.

Am folgenden Tage fand abermals eine Prozession statt, die jedoch nicht so glänzend war, als die am vorhergegangenen Abende; sie bestand ganz aus Indianern, war von keinem Geistlichen begleitet, und bot nichts besonders Merkwürdiges. Im Verlaufe des Tages stellte sich bei mir eine Person ein, die vom Kopfe bis zum Fuße in ein violettes Gewand gehüllt war, eine Larve vor dem Gesichte trug, und einen kupfernen Gurt um den Leib hatte. Ich erwartete schweigend, was sie mir zu sagen hatte; allein sie blieb bescheiden auf der Schwelle der Thüre stehn, und nachdem sie dreimal mit einem Geldstück auf eine silberne Schüssel, die sie in der Hand hielt, geschlagen hatte, entfernte sie sich wieder ohne ein Wort zu sagen. Eine zweite Gestalt folgte ihr und wiederholte dasselbe Zeichen; ich erfuhr nachher, daß es Büßer waren, die um Almosen zu sammeln, umhergehen und daß oft die angesehensten Leute der Stadt diese Rolle übernehmen.

Wegen eines unaufhörlichen Regens, der am Dienstage fiel, wurde die Prozession, die an diesem Tage gehalten werden sollte,

auf den folgenden Tag verschoben. Am Mittwoch, Morgens zehn Uhr, bewegte sie sich, in folgender Ordnung von der Kathedrale aus. Voran ging eine zahlreiche Schaar von Büßern, barfuß, die meisten mit einem Strick um den Hals und einer Dornenkrone auf dem Haupte; dann eine Alma santa mit einem Kreuz in den Armen; zwei Heilige, deren Namen ich vergessen habe; ein Oelbaumgarten, mit einem Engel der den Heiland tröstet; ein Ecce Homo, vor dem ein heiliger Petrus auf den Knien lag, und um Vergebung zu bitten schien; ein ungeheures Kruzifix mit der Kreuzabnahme, zuletzt die heilige Jungfrau in einem prächtigen Gewande von violettem Sammt, mit Silber gestickt, dessen Schleppe ein Engel trug. Diese Vorstellungen folgten aber nicht dicht hinter einander, sondern waren durch die Geistlichen der verschiedenen Klöster geschieden, die insgesammt diesem Zuge beiwohnten; ferner durch die Zöglinge der Kollegien von San Fernando und San Luis, erstere in schwarzer weiß gestickter Kleidung, letztere in gelb und schwarzen Gewändern; endlich durch eine Menge Beamte von jedem Range, alle mit Kerzen in den Händen. Hinter der heiligen Jungfrau gingen sieben Stiftsherren einher, den Kopf mit schwarzseidenen Kapuzen bedeckt; ihre Leibröcke von gleichem Stoffe hatten mehrere Ellen lange Schleppen. Vier große schwarze Fahnen, mit rothen Kreuzen darüber, wurden dem Bischofe vorangetragen, der das heilige Sakrament verhüllt trug und den Zug schloß. Die Volksmenge, die der Prozession beiwohnte, stürzte sich über Hals und Kopf nach den Orten wo die Prozession vorbeikommen mußte, so daß ich mehr als einmal Gefahr lief, um und um gerannt zu werden.

Am grünen Donnerstage ging keine Prozession aus; in jeder Kirche wurde nur eine einzige Messe gelesen, und dann das heilige Grab aufgebaut. Alle diese Gräber waren überaus reich und prachtvoll ausgestattet, und dabei herrschte eine wahre Verschwendung von Spiegeln und Statuen, eine Art Verzierung, die der barokke Geschmack der Quitenos, wo immer es nur möglich ist, in Unzahl anbringt. In der Kirche der Augustiner erinnere ich mich unter anderm den Herrn und seine zwölf Apostel, in Lebensgröße, alle in Meßgewänder gekleidet, gesehen zu haben, wie sie das Abendmahl hielten.

Die Prozession am Charfreitage übertrifft die aller vorhergegangenen Tage an Pracht, und ich säumte daher nicht, ihr beizuwohnen. Gleich am frühen Morgen wohnte ich dem Gottesdienste in San Domingo bei, wo man mir eine Fahne aufnöthigte, mit der ich in Prozession nach dem heiligen Grabe ziehen mußte, um dort die zur Kommunion des Priesters geweihte Hostie abzuholen. Die ungeschickte Art, mit der ich diesen mir ungewohnten Dienst verrichtete, machte mich fast etwas verdrüßlich darüber; allein ich tröstete mich wieder, als ich hörte, daß am Abende vorher der englische Admiral Young, ein Protestant, sich genöthigt gesehen hatte, mit einer Kerze in der Hand einer ähnlichen Feierlichkeit beizuwohnen. Am Abende begab ich mich abermals nach jener Kirche, da von dort die Prozession ausgehen sollte; ich trat ein, als gerade die Leidensgeschichte Jesu gepredigt wurde. Hinter dem Hauptaltare bemerkte ich drei mächtige Kreuze, von denen das mittlere leer war; an den beiden andern hingen die beiden Schächer, zur Rechten ein Weißer, zur Linken ein Indianer. Ein tiefes Stillschweigen herrschte in der Kirche, in dem Augenblick aber, wo der Prediger die Ankunft des Erlösers auf der Schädelstätte schilderte, hörte man den Schlag von Hämmern, und sah Christus ans Kreuz nageln. Als die Erzählung an die Kreuzabnahme kam, stiegen zwei Geistliche mittelst Leitern am Kreuze hinauf, und zogen die Nägel aus den Händen der ausgestopften Figur, während zwei andere auf gleiche Weise die Füße losmachten und hielten; alle Vier stiegen dann langsam herab, und zeigten die Leiche der Versammlung, die in Wehklagen und Schluchzen ausbrach, in das sich der Schall der Schläge mischte, die sich die Frauen aus Leibeskräften ins Gesicht versetzten. Nachdem diese Ausstellung vorüber war, wurde die Leiche in einen silbernen Sarg gelegt und auf eine Tragbahre gestellt, worauf sich der Zug in der größten Ordnung in Bewegung setzte. Voraus gingen mehr als tausend Almas santas, von denen einige so hohe Mützen trugen, daß sie bis an die Fenster des ersten Stockwerkes hinaufreichten, wo sie oft anstießen. Von diesem seltsamen Kopfputze hingen verschiedenfärbige Bänder bis auf die Schultern der Almas santas herab. Die Gewänder von Einigen derselben endigten in einer langen Schleppe, die von Engeln getragen wurde. Auf einer Tragbahre zunächst hinter ihnen erblickte man einen Engel, zu dessen Füßen ein scheußliches Gerippe lag, den Tod vorstellend, der durch den Erlöser überwunden worden war. Nun folgte eine Reihe Priester, in Kirchengewändern, mit den verschiedenen Emblemen des Leidens Christi. Der erste hielt vor seinem Gesicht ein breites Messer, auf dessen Spitze ein Ohr angeleimt war, das Ohr des Malchus vorstellend; dann kam auf einer Stange der Hahn des Petrus; dann die dreißig Silberlinge des Judas auf einem Zahlbrette, die Würfel in einer silbernen Schüssel, in andern der Hammer, die Zange, die Nägel; endlich sah man auch noch die Ruthen, die zur Geißelung gedient hatten; das Rohr, mit dem die Seite des Heilandes geöffnet worden war, zuletzt sein Gewand an einer langen Stange als Fahne. Dieser seltsam anzuschauenden Gruppe folgte eine Schaar Musikanten, in violetten Kleidern und verlarvt, die Instrumente mit Trauerflor umwunden und eine Trauermusik spielend. Hinter ihnen kam der Heiland mit dem Kreuze, und dem Don Simon el Cyreneo, wie bei der früher beschriebenen Prozession; dann der erste Alcade der Stadt, in schwarzer Kleidung mit einem Federhut auf dem Kopfe; er trug eine schwarze Fahne mit rothem Kreuz umgekehrt auf der Schulter, so daß sie am Boden schleifte. Eine Schaar von Negern, alle in königsblaue Röcke mit gelben Krägen und Aufschlägen gekleidet, mit himmelblauen, gelb bordirten Hosen, und einer Leibbinde von gleicher Farbe, folgten ihm auf dem Fuße. Alle gehörten ihm eigenthümlich an. Zwei lange Reihen von Mönchen, jeder mit einem Kruzifix in der Hand, gingen hierauf den Schülern der beiden oben erwähnten Kollegien voraus. Dann kam der zweite Alcade der Stadt, der seine Fahne wie der erste trug, und hinter ihm der Sarg, worin die Leiche Jesu lag, auf silbernen Säulen getragen, wie denn auch der Sarg selbst von gleichem Metalle war. Er war von einer Schaar von Menschen umgeben, die in alle möglichen Farben gekleidet und mit Stöcken, Säbeln, Degen, Lanzen und Laternen bewaffnet waren; sie stellten die Juden vor, die sich im Oelberg des Heilandes bemächtigten. Man versicherte mich, daß diese Rollen so verhaßt

seyen, daß Niemand in der Stadt sie freiwillig übernehmen wolle und deßhalb die Gewürzkrämer und andere Lebensmittelverkäufer dazu gezwungen werden müßten. Hinter den Juden kamen alle Offiziere der Garnison mit Wachskerzen in der Hand, endlich die Truppen, rottenweise und in ziemlich guter Haltung. Sie trugen das Gewehr am Riemen, was zu Quito, wie bei uns das gesenkte Gewehr, als Zeichen der Trauer gilt. Die Offiziere, die diese Truppen befehligten, waren minder gleichförmig gekleidet als ihre Soldaten und trugen Mützen, Kasketten, dreieckige Hüte oder Tschakos. Den Zug schlossen die Mönche von La Merced, die Stiftsherren, der Bischof, die heilige Jungfrau, die in ein mit Silber und Gold gesticktes Sammtgewand gekleidet war, dessen Schleppe ein Engel trug, ein Haufe Weiber mit Kerzen und ein Peloton Gendarmerie.

(Schluß folgt.)

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Schluß.)

Noch ist zu erwägen, daß die Privilegien seit drei Jahrhunderten sich dergestalt naturalisirt haben, daß Tausende von Familien durch ihre Abschaffung wesentlich beeinträchtigt werden würden. Es wird genügen, hier nur einige der vorzüglichsten Privilegien zu erwähnen, deren die bevorrechteten Klassen genießen:

1) Die herrschaftlichen Rechte, die einen großen Theil der Einkünfte des höchsten Adels ausmachen. Der größte Theil derselben ist so sehr gegen allen gesunden Menschenverstand, daß es selbst einer despotischen Regierung schwer fallen muß, ihnen beim Volke Achtung zu verschaffen; einer Repräsentativregierung wäre Dieß geradezu unmöglich.

2) Die Geistlichkeit.*) Es gibt in Spanien 61 Erzbischöfe und Bischöfe und 4232 Würdenträger und Beneficiaten; also 4293 Personen von Einfluß, die eben so wie ihre Familien und alle die von ihnen abhängen, ein Interesse dabei haben, das gegenwärtige System aufrecht zu erhalten.

3) Es bestehen 2047 Klöster mit 60,250 Mönchen. Läßt sich auch nicht behaupten, daß alle diese Mönche ein Interesse dabei haben das gegenwärtige System aufrecht zu halten, oder daß sie auch nur seine Fortdauer wünschen, so ist Dieß doch wenigstens bei den einflußreichsten der Fall, und wie viele Familien gibt es nicht, die mittelbar oder unmittelbar von diesen Klöstern abhängig sind und die sich, wenn sie aufgehoben würden, ohne Unterhalt befänden und genöthigt wären eine andere Lebensweise zu ergreifen.

4) Rechtsgelehrte. Obschon die Gesetze hier wie in Irland nur schwachen Schutz gewähren, so gibt es doch mehr Rechtsgelehrte als vielleicht in England und Frankreich zusammengenommen. Sie leben und ziehen Nutzen von der Ungerechtigkeit und Unbestimmtheit der Gesetze. Alle ihre Chikanen, Rechtsverdrehungen und Zweideutigkeiten würden durch ein allgemeines, bestimmtes Gesetzbuch unnütz gemacht werden, man kann also von dieser Klasse nur erwarten, daß sie sich einmüthig gegen jede Veränderung erheben wird.

5) Die Vorrechte der königlichen Domainen. Diese Vorrechte sind zum Nachtheil des armen Volks im Besitz großer Pächter: an und für sich selbst höchst ungerecht, sind sie dem allgemeinen Wohl geradezu entgegen. Ihre Abschaffung wäre eine große Wohlthat, aber mehr für die Zukunft als für die Gegenwart. Allein die Menschen sind in Spanien so gut als anderswo nicht tugendhaft genug, um freiwillig persönliche Opfer zu bringen, und um eine Saat vorzubereiten, deren Früchte erst von künftigen Geschlechtern geerntet werden kann.

6) Die Eigenthümer von Schafheerden und besonders von Merinos sind im Besitz von Privilegien, die nicht nur der allgemeinen Wohlfahrt des Landes, sondern auch dem Eigenthumsrecht, geradezu entgegen sind. Die Abschaffung dieser Privilegien würde den Eigenthümern dieser Heerden allerdings sehr empfindlich seyn, also abermals eine andere zahlreiche Klasse, in deren Interessen es liegt, sich jeder wesentlichen Regierungsveränderung zu widersetzen.

7) Die Beamten. Diese werden immer und bis zum letzten Athemzug für die bestehende Ordnung der Dinge kämpfen, da es ihre Existenz gilt.

So gibt es noch tausend andere Privatinteressen, die jeder Veränderung in Spanien entgegen stehen, und die betheiligten Parteien, durch die im Jahr 1820 gemachten Erfahrungen belehrt, wissen jetzt nur zu gut, daß die Rechte des Volks und die Privatinteressen nicht neben einander bestehen können.

Besäße Spanien Amerika noch, und bezöge es wie vormals Einkünfte von dorther, so ruhte die Regierung Ferdinands auf sicherem Grunde, weil sie bestehen könnte, ohne das Volk durch Auflagen zu erdrücken; allein in seiner gegenwärtigen Lage muß er entweder die privilegirten Klassen durch Erpressungen ruiniren, oder er kann die Besoldung des Heeres nicht mehr aufbringen, und die Folgen von der einen oder der andern Maßregel sind leicht vorauszusehen. Da nun die Armee seine vorzüglichste Stütze ist, so muß sie auf jeden Fall aufrecht erhalten und zufrieden gestellt werden, und deßhalb sind die Auflagen außerordentlich drückend. Man liest in den offiziellen Zeitungen eine Menge Dekrete zu Gunsten der Handelsfreiheit, denn die Lage der Regierung ist so verzweiflungsvoll,*) daß sie, um nur Geld zu schaffen, Handel treiben muß; sie folgt hierin den Fußtapfen Jakobs I, des alten Friedrichs von Preußen oder des Vicekönigs von Aegypten. Vor Kurzem erst hat sie das ausschließliche Privilegium Häute und Pantoffelholz auszuführen, und eine gewisse Art im Lande sehr gesuchten Branntweins zu brennen, nebst andern Rechten von minderm Belange verkauft. So hat sie auch, um dem Volke Mittel zu verschaffen die Auflagen bezahlen zu können, Maßregeln zum Verkauf der Gemeindeweiden getroffen, die herrschaftlichen Rechte angegriffen und auf indirekte Weise die Privilegien der Eigenthümer von Merinoheerden geschmälert. Die Geistlichkeit muß bei einem zur Hälfte verminderten Einkommen dreimal mehr als im Jahr 1808

*) S. Ausland Nr. 197 vom vorigen Jahr.

*) S. Ausland vom vorigen Jahr Nr. 222.

bezahlen. Eine umfassende Reform ist im Vorschlag, die ihren Ruin vollenden wird; kurz, ein altes System von drei Jahrhunderten, das sich auf die Hülfsquellen Amerika's stützte, muß, da diese versiegten, zusammenstürzen. Die Regierung, obschon sie nur durch dieses System sich aufrecht erhält, ist jetzt genöthigt es täglich mehr zu untergraben und zu zerstören; sie ist dem Bankrott und dem Bettelstab nahe und bei dem Drang der Bedürfnisse bleibt ihr keine Wahl. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wird, wenn Ferdinand kein Anlehen bewerkstelligen kann, der Tag kommen, wo die alten Stützen des gegenwärtigen Systems bei einer Veränderung nichts mehr zu verlieren haben, und sich also leidend und gleichgültig erhalten werden. Bricht dann eine Revolution aus, so stürzt das ganze künstliche Gebäude mit einem Male zusammen. Möchte sie nur minder blutig seyn, als die im Jahre 1820, doch Dieß ist kaum zu erwarten.

Literarische Chronik.

(Schluß.)

Demselben eingebornen Schriftsteller verdanken wir auch folgende Bemerkungen:

„Der Wohlstand der Canadier ist, wenn man ihn mit dem irgend eines andern Volks vergleicht, außerordentlich; ihre Nahrung besteht, ihrer französischen Sitte zufolge, nicht in einer solchen Masse von Fleisch, wie die des reichern Engländers, ist aber nichts desto weniger nahrhaft und reichlich. Kein drückender Mangel beschränkt hier die Mahlzeit des Ackermannes; keine bleichen abgemagerten Gesichter zeugen hier von Elend und Dürftigkeit des Volkes. Ich möchte behaupten, daß unter der ganzen Bevölkerung von Canada auch nicht Eine Familie lebt, die nicht mit vollständigem und hinreichendem Lebensunterhalte versehen wäre; die Nahrung ist zwar wohl zuweilen rauh, aber immer gesund. Wegen der Länge des Winters wird es nöthig, im Herbste so viel einzuschlachten, als für diese Zeit zur Nahrung nöthig ist; ein großer Theil wird sogleich eingesalzen, einen andern läßt man gefrieren, und so leben sie einen großen Theil des Jahres über von eingesalzenem Fleisch, obschon sie im Anfange des Winters und gegen Ende des Sommers frisches Fleisch essen. Diesem könnte indeß bei einiger Vorkehr größtentheils abgeholfen werden.

„So gut die Nahrung der Canadier ist, eben so gut sind auch ihre Kleidung und Wohnungen. Noch vor Kurzem kleideten sie sich größtentheils in selbst verfertigte Wollenzeuge; allein die Wohlfeilheit der englischen Manufakturwaaren hat sie auch hier zum Theil in Aufnahme gebracht. Canadisches Tuch ist indeß noch immer der vorherrschende Kleidungsstoff, und der graue Oberrock der Einwohner die charakteristische Landestracht. Dieser Oberrock ist ein weites, bis auf die Kniee herabreichendes Kleid, das um die Hüften mit einer Binde gegürtet wird, die gewöhnlich eines der zierlichsten Stücke des canadischen Putzes ist, weil man auf ihr alle Farben sieht, die der Färber nur anbringen konnte. Aus diesem Recke, nebst einem Strohhut im Sommer, einer rothen Mütze oder einer Pelzkappe im Winter und einem Paar Sandalen aus Sohlenleder, besteht die Kleidung des Landmanns. Die Weiber sind fast wie die französischen Bäuerinnen gekleidet; eine Haube statt der Mütze, ein Rock von dunkelfärbigem Tuch oder Zeug; eine Jupe, zuweilen von anderer Farbe, und Sandalen, wie die der Männer, machen ihre Werktagstracht aus. An Sonntagen sind sie sehr nett, nach englischer Art, gekleidet, nur mit dem Unterschied, daß ein englisches Mädchen nur Eine, ein canadisches aber ein halbes Dutzend Farben an sich trägt. Hier ist, so wie bei ihrer Nahrung, kein Mangel sichtbar; eine außerordentliche Nettigkeit und Reinlichkeit, die ersten Erfordernisse eines bequemen Lebens, beweisen, daß das Volk keiner Dürftigkeit preis gegeben ist und sich in der Lage befindet, auf sein Aeußeres die Sorgfalt wenden zu können, die der Anstand erfordert.“

Die Wohnungen der Canadier sind meist aus Holz gebaut, die reichern Landleute hingegen bewohnen aus Steinen gemauerte Häuser, die groß und bequem, nur etwas niedrig und daher im Sommer unerträglich warm sind. Im Winter werden sie durch Oefen und zwar bis zu einem Grad geheizt, den ein Europäer nicht ertragen könnte, und dennoch geht der Canadier ohne Beschwerde aus dieser hohen Temperatur von oft 90° Fahr. in eine Kälte von 50° unter Null. Die canadischen Wohnungen gleichen denen der französischen Normandie, jedoch mit der Ausnahme, daß der Fußboden, so wie alle andern Theile des Hauses, das von Außen angeweißt ist, von Holz sind. Diese Wohnungen sind gewöhnlich von kleinen Gärten umgeben, die zwar Gemüse und Früchte, aber keineswegs jenen zierlichen Anblick bieten, der die englischen auszeichnet. Die Gärten werden, wie in Frankreich, meist von den Weibern bearbeitet, die hier, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, den Boden umgraben.

Der erwähnte Canadier sagt in seinem kleinen Werke ferner:

„Obschon Nettigkeit, im englischen Sinne wenigstens, nicht in den Wohnungen der Canadier zu finden ist, so sieht man doch überall die größte Reinlichkeit und alles Hausgeräth, das zu einer wohleingerichteten Haushaltung gehört, Betten, Leinen, Küchengeräthe und Alles, was nöthig ist, findet sich im Ueberflusse vor. Auch hier zeigt sich, wie bei der Nahrung, ein gewisser Wohlstand, und wenn auch die Gegenstände selbst einem Europäer etwas roh vorkommen mögen, so erfüllen sie doch den großen Zweck, zu einem zufriedenen Leben beizutragen, vollkommen. Die Volksunterhaltungen sind, die des Winters ausgenommen, wenig charakteristisch. Der Winter ist größtentheils dem Vergnügen gewidmet und zu dieser Zeit hört die strengere Arbeit auf. Die hauptsächlichste Unterhaltung der Einwohner besteht darin, daß sie umherfahren und sich gegenseitig Besuche abstatten. Da Jeder größtentheils auf seinen Besitzungen wohnt, so ist die Entfernung von einem Nachbar zum andern zu groß, als daß sich der Weg mit Bequemlichkeit zu Fuß zurücklegen ließe. Der Schnee, der fünf Monate lang im Jahre den Boden bedeckt, würde das Gehen überdieß sehr unbequem machen, und deßhalb bedient man sich durchgehends eines leichten Fuhrwerks oder eines Schlittens. Kirchgänge, Besuche und Geschäftswege, Alles wird zu Wagen zurückgelegt; jeder Landmann hat einen, zuweilen auch zwei oder drei, und die Pferde, die vor dieses Winterfuhrwerk gespannt werden, sind sehr behende und schnell. Alles Dieß zeugt von großer Wohlhäbigkeit; denn die Pferde müssen mehrere Monate lang gut gefüttert werden, ohne einträglich beschäftigt zu seyn. Das Aufhören der Arbeit während des Winters ist ein anderer Beweis von den guten Umständen, in denen das Volk sich befindet; Lustpartien und Tanzunterhaltungen, die von den Eingebornen leidenschaftlich geliebt werden, wechseln zu dieser Zeit, und immer ist bei solchen Gelegenheiten Ueberfluß an ausgesuchten Nahrungsmitteln. Man versammelt sich nicht, um sich gegenseitig zu sehen, sondern um sich gut zu unterhalten, und bei solchen Unterhaltungen darf eine gute Mahlzeit durchaus nicht fehlen. Gesund und stark, wie sie sind, kann man leicht denken, daß besonders auf ein tüchtiges Stück Fleisch gehalten wird. Beim Essen und beim Tanzen lassen sie sich nicht spotten, sondern treiben beides mit Ernst und Eifer, und auch Dieß ist ein Zeichen von Wohlstand.“

Alterthümlicher Gebrauch in Frankreich.

Unter den Stürmen des verflossenen Jahrhunderts gingen leider eine Menge alter nationaler Sitten und Gebräuche unter, namentlich in Frankreich. Nur hier und dort trifft man noch auf Spuren solcher alterthümlichen Gewohnheiten, die mit ihrem Ursprung tief ins Mittelalter oder gar bis ins Heidenthum zurückreichen. Zu Neuilly-Saint-Front, im Departement des Aisne, bemerkte Herr Brayer in seiner Statistik dieses Departements, herrscht seit undenklichen Zeiten die Sitte, daß die Neuvermählten sich nach einer eine Viertelstunde von obengenanntem Orte entlegenen Gegend begeben, die einst den Namen der Einöde (Desert) führte, und jetzt die Eremitage oder Kapelle Saint-Front genannt wird. Hier befindet sich ein cylinderförmiger Sandsteinblock, von vier und einem halben Fuß Durchmesser, auf dessen Oberfläche sich zwei Furchen von ungleicher Tiefe und ungefähr fünfzehn Zoll Breite befinden. Hier angekommen werfen sich die Neuvermählten auf die Knie nieder, um aus den Rinnen des Steines Wein zu trinken, der in jede derselben gegossen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 277. 3 Oktober 1832.

Die spanischen Straßenräuber.

(Nach Prosper Merimée in der Revue de Paris.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Reisender Andalusien, diesen klassischen Boden der Räuber, in allen Richtungen durchziehen kann, ohne auf einen dieser gefürchteten Feinde seines Mantelsackes zu stoßen; desto mehr aber wird er überall von ihnen hören müssen. Die Postillone, die Wirthe wissen bei jeder Station, wo die Maulthiere gewechselt werden, entsetzliche Geschichten von ermordeten Reisenden, entführten Frauen u. s. w. zu erzählen. Dem Fremden, der Spanien noch nicht kennt, und noch nicht Zeit genug hatte, sich die erhabene castilianische Sorglosigkeit, die Flema castillana, eigen zu machen, wird bei aller seiner sonstigen Ungläubigkeit, aus allen diesen schreckbaren Berichten, doch ein gewisser unheimlicher Eindruck bleiben. Der Tag neigt sich und zwar mit einer weit größern Schnelligkeit als unter unserm nordischen Himmel; das Zwielicht dauert nur einen Augenblick, dann stellt sich auch, vorzüglich in der Nähe der Berge, der Nachtwind ein, der zu Paris als warm gelten würde, hier aber im Vergleich mit der vorausgegangenen Hitze des Tages schaurig kalt ist. Während der Reisende sich in seinen Mantel hüllt, und die Reisemütze tiefer in die Augen rückt, bemerkt er, daß die Leute, die sein Geleite bilden — die Escopeteros — das Zündkraut von den Pfannen ihrer Gewehre blasen, und kein neues aufschütten. Erstaunt über dieses sonderbare Verfahren zu solcher Stunde, und an so verdächtigem Orte, fragt er nach der Ursache, und seine tapfern Beschützer antworten ihm von der Imperiale der Kutsche herab, wo sie hocken, sie hätten zwar allen möglichen Muth, aber allein, wie sie wären, könnten sie doch nicht einer ganzen Räuberbande Widerstand leisten: „Wenn man uns angreift,“ fügen sie hinzu, „werden wir nur dann mit dem Leben davon kommen, wenn wir beweisen können, daß es nie unsre Absicht war, uns zu wehren.“

Aber wozu schleppt man dann diese Leute und ihre unnützen Gewehre mit sich herum? O, sie sind vortrefflich gegen die sogenannten Rateros, oder jene Räuberdilettanten, die dem Reisenden, wenn sich Gelegenheit findet, den Beutel fegen. Man begegnet ihnen, selten mehr als zwei oder drei Mann stark.

Nun bereut der Reisende im Innern seines Herzens bitterlich, so viel Geld mitgenommen zu haben; wehmüthigen Blickes sieht er noch einmal nach der Stunde auf seiner Uhr, von der er wohl, noch ehe ihr Zeiger weit vorgerückt seyn wird, auf ewig Abschied nehmen zu müssen fürchtet. „Aber die Kleider lassen sie doch dem Reisenden?“ fragt er den Mayoral oder Conducteur.

„Manchmal wohl. Vergangenen Monat wurde der Postwagen von Sevilla eine Stunde von Carlota angefallen und alle Reisenden kamen in Ecija wie kleine Engel an.“

„Wie kleine Engel? Wie so?“

„Ich meine, die Räuber nahmen ihnen alle ihre Kleider und ließen ihnen nicht einmal das Hemde.“

„Teufel!“ murmelt der Reisende und knöpft seinen Ueberrock fester zu; allein nach und nach schöpft er wieder Muth und kann sogar lächeln, wenn er eine schöne Andalusierin, seine Reisegefährtin, andächtig ihren Daumen küssen sieht, indem sie „Jesus! Jesus!“ seufzt. — Bekanntlich kann Denen, die ihren Daumen küssen, nachdem sie damit das Zeichen des Kreuzes gemacht haben, nicht das Schlimmste widerfahren.

Nun ist die Nacht völlig hereingebrochen, aber glücklicherweise steigt der Mond an wolkenlosem Himmel auf. Man sieht in der Ferne den Eingang einer furchtbaren Schlucht gähnen, der kaum eine halbe Stunde breit ist; „Mayoral, ist Dieß der Ort, wo man schon einmal den Postwagen angefallen hat?“

„Ja, Señor, und ein Reisender verlor dabei das Leben. Postillon,“ fährt der Mayoral fort, „klatsche nicht mit der Peitsche, um sie nicht aufmerksam zu machen.“

„Wen?“

„Die Räuber, antwortet der Mayoral.

„Teufel!“ murmelt der Reisende wieder.

„Ach, Señor, sehen Sie nur dort unten, wo sich die Straße wendet — sind das nicht Menschen? Jetzt verbergen sie sich im Schatten jenes hohen Felsen!“

„Allerdings, Señora. Einer, zwei, drei, sechs Männer zu Pferd.“

„O Jesus! O Jesus!“ (Kreuzeszeichen und Daumenkuß.)

„Mayoral,“ sehen Sie dort unten?“ —

„Ja.“

„Einer trägt einen großen Stock in der Hand, wohl ein Gewehr?“

„Es ist ein Gewehr.“

„Glauben Sie, daß es gute Leute (buena gente) sind?“

„Wer weiß!“ erwidert der Mayoral und zuckt die Achseln und läßt die Mundwinkel sinken.

„Dann möge uns Gott gnädig seyn!“ ächzt die Andalusierin, und birgt ihr schönes Gesicht an der Brust des doppelt bewegten Reisenden.

Der Wagen fliegt mit Windesschnelle dahin; acht feurige Maulthiere im scharfen Trabe. Die Räuber halten; sie stellen sich in einer Reihe auf . . . wahrscheinlich um die Straße zu sperren. Doch nein, sie theilen sich wieder: drei zur Rechten, drei zur Linken . . . ohne Zweifel, um den Wagen von allen Seiten zu umringen.

„Postillon! Halte deine Maulthiere an, wenn es die Herrn dort befehlen, und zieh' uns nicht eine Salve von Flintenschüssen auf den Hals.“

„Seyen Sie ganz unbekümmert, Herr Mayoral, ich riskire ja doch am meisten dabei.“

Endlich ist man so nahe gekommen, daß man die großen Hüte, die türkischen Sättel und die blankkupfernen Steigbügel der sechs Reiter unterscheiden kann. Wenn man ihre Gesichter sehen könnte, welche Augen, welche Bärte, welche Narben würde man erblicken! Es ist kein Zweifel mehr: es sind Räuber, denn Alle haben Gewehre.

Der vorderste Räuber berührt den breiten Rand seines Hutes, und sagt mit einer starken aber freundlichen Stimme: „Vayan Vds con Dios!“ — „Gehen Sie mit Gott!“ Es ist der Gruß, den die Reisenden auf dem Wege wechseln. „Vayan Vds con Dios!“ sagen die übrigen Reiter, Einer nach dem Andern, indem sie höflich zur Seite ausweichen, um den Wagen vorbei zu lassen: denn es sind ehrliche Pächter, die sich auf dem Markte von Ecija verspätet haben, und nach ihrem Dorfe zurückkehren: sie gehen in Gesellschaft und bewaffnet, weil Alles, wie schon gesagt, von Nichts als Räubern spricht und träumt.

Nach einigen Begegnungen dieser Art, gelangt man bald dahin, sich des Glaubens an die vielbesprochenen Räuber ganz zu entschlagen. Man gewöhnt sich allmählich an die etwas wilden Gesichter der Bauern, so daß man am Ende wirkliche Räuber nur für ehrliche Taglöhner halten würde, die sich einige Zeit nicht den Bart scheeren lassen. Ich machte zu Granada die Bekanntschaft eines jungen Engländers, der, nachdem er eine geraume Zeit in den verrufensten Gegenden, ohne den mindesten Unfall, gewandert war, zuletzt die Existenz von Räubern überhaupt hartnäckig zu bestreiten anfing. An einem schönen Tage sieht er sich von zwei Männern, mit eben nicht den tröstlichsten Gesichtern und mit Gewehren bewaffnet, angehalten. Anfangs hält er sie für Bauern, die sich den Spaß machen wollen, ihn zu erschrecken. Allen ihren Aufforderungen, sein Geld herauszugeben, erwidert er mit Lachen, indem er ihnen sagt, er werde sich nicht von ihnen zum Besten halten lassen; kurz, um ihn aus seinem Irrthum zu ziehen, bedurfte es eines tüchtigen Kolbenschlages, den ihm einer der beiden wirklichen Räuber auf den Kopf versetzte, und von dem er mir noch drei Monate darnach die Narbe zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Woche in Quito.

(Schluß.)

Ein tiefes Schweigen herrschte, das nur durch die Kirchengesänge und Musikanten unterbrochen wurde; was der ganzen Feierlichkeit, des grotesken Anblickes, den sie bot, ungeachtet, eine höchst imposante Wirkung lieh. So weit das Auge reichen konnte, gewahrte es eine Doppelreihe von Lichtern, die sich langsam fortbewegten und deren Glanz die Dunkelheit der Nacht verscheuchte. Ein einziger Unfall ereignete sich während der Prozession, der den Ernst der Andächtigen, die ihr beiwohnten, einen Augenblick unterbrach. In der Mitte einer Straße befand sich eine Senkgrube, die von der herbeidrängenden Volksmenge verdeckt wurde, und als die Juden, die durcheinander um den Sarg des Heilandes einherliefen, diese Stelle erreichten, verschwanden plötzlich einige derselben, die zu großem Vergnügen der Zuschauer in die Grube hinabstürzten; denn die Einbildungskraft der guten Leute war so erhitzt, daß sie die Vermummten für wirkliche Juden hielten und diesen Unfall als eine gerechte Züchtigung des Himmels ansahen. Man zog sie aus der Grube und glücklicherweise hatten sie keine bedeutende Verletzung erlitten. Um sich einen Begriff von der Menge der Personen zu machen, die dieser Prozession beiwohnten, genügt zu bemerken, daß man an diesem Tage nicht weniger als fünftausend Kerzen in der Stadt verkauft hatte. Der General Farfan *) sagte mir unter Anderm, daß er für seine Person allein für zweihundert Piaster gekauft habe; zu Ehren seines Herzens muß ich noch beifügen, daß er hinzusetzte, er würde das Geld lieber den armen Soldaten geschenkt haben, die im Spitale lägen und an Allem Mangel litten.

Die letzte Prozession, die Auferstehungsprozession, fand am ersten Ostertage statt, da sie aber schon Morgens um vier Uhr ausging, so konnte ich ihr nicht beiwohnen; wahrscheinlich wird sie mehr oder minder den schon beschriebenen Aufzügen ähnlich gewesen seyn. Ich sah diese Feierlichkeiten mit lebhaftem Interesse, ohne mich dabei von einem Gefühl der Mißbilligung oder der Vorliebe bestechen zu lassen. Es wäre unbillig von einem Fremden, den bizarren Pomp dieser sonderbaren Aufzüge lächerlich finden oder verachten zu wollen, weil sie nicht mit seinen Landessitten und Gewohnheiten übereinstimmen. Wenn diese theatralischen Schauspiele die Dogmen und die Moral der Religion in den Hintergrund zurückdrängen, so mußten sie doch Anfangs mächtig zur Belehrung der Indianer mitgewirkt haben, deren sinnlich derbe Natur nur durch dergleichen Versinnlichungen angesprochen werden konnte. In Columbien findet man nicht nur bei den hohen Festen, sondern auch bei den alltäglichen Kirchenfeierlichkeiten dergleichen auf den sinnlichen Eindruck berechnete Vorstellungen. Jede Messe ist mit einer oder der andern Ueberraschung verbunden; bald ist es die plötzliche Erscheinung einer heiligen Jungfrau, oder eines Christus am Kreuze oder sonst eines Heiligenbildes, das von Kerzen umstrahlt zum Vor-

*) Der General Farfan ist ein geborener Indianer aus Cusco und stammt aus einer alten Kazikenfamilie. Seine Tapferkeit und Redlichkeit erhoben ihn, ungeachtet des Vorurtheiles der Weißen gegen die Indianer, auf diesen hohen Posten.

schein komm, wenn der Priester an den Altar tritt. Gewöhnlich geschieht Dieß mittelst eines Vorhangs, der sich unversehens erhebt oder auch durch den Tabernakel, der sich, wie in katholischen Kirchen gewöhnlich, in der Mitte öffnet oder umdrehen läßt.

Die Indianer verfertigen den größten Theil der zahlreichen Figuren, die bei allen diesen Ceremonien gebräuchlich sind, und wenn sie dabei auch keinen grosen Kunstsinn an den Tag legen, so ist Dieß doch nicht bei allen ihren andern Handarbeiten der Fall. Sie schneiden mit groser Geschicklichkeit in eine Art Kokosnuß, deren Kern sehr weiß ist, kleine Figuren von Heiligen und Thieren und verfertigen aus Holz kleine Puppen, die sie bemalen und die genau die Landestrachten darstellen. Fast alle Zweige der mechanischen Industrie befinden sich ausschließlich in ihren Händen. Die übrige arbeitende Klasse, die sich mit dergleichen Gegenständen abgibt, besteht aus Negern oder Mulatten, welche Sklaven sind. Die Gegenstände ihres Kunstfleißes sind Tücher, grobe Baumwollenzeuge, Teppiche, Ponchos; den Indianern verdankt man übrigens auch die Erfindung wasserdichter Zeuge mittelst eines elastischen Gummis; die von ihnen verfertigten sind zum Wenigsten den unsrigen an Güte gleich.

Außer den in der Provinz einheimischen und ansässigen Indianern sieht man zu Quito auch Andere, die aus Neugierde oder um einige Gegenstände von geringem Werthe zu verkaufen, aus weiter Ferne sich einfinden. Die meisten kommen aus der Provinz Maynas, die am Amazonenflusse liegt und einen Theil von Columbien bildet. Ihre Tracht ist ungemein malerisch und besteht für beide Geschlechter aus einer Art Tunika, die aus einem gewürfelten Stoffe verfertigt ist, den ganzen Leib vom Hals bis zu den Knien bedeckt und Arme und Beine bloß läßt. Auch den Kopf tragen sie unbedeckt, und ihre langen glatten Haare fallen auf der Mitte des Hauptes gescheitelt, zu beiden Seiten bis auf die Schultern herab. Die einzige Waffe, deren sich die Indianer bedienen, ist ein Blaserohr, von ungefähr sechs oder sieben Fuß Länge, mit dem sie auf eine Entfernung von einigen sechzig Schritten kleine Pfeile von hartem Holz schießen, deren Spitze vergiftet ist und die am oberen Ende mit Baumwolle umwickelt sind, um das Rohr zu füllen. Das Gift, dessen sie sich bedienen, ist, wie man mir sagte, der Saft einer Liane, den man getrocknet oder flüssig anwenden kann und der die größte Aehnlichkeit mit dem Kautschuk hat. Die Wirkungen dieses Giftes sind ganz dieselben wie die des am Oronoko gebräuchlichen Curare. Wie dieses wirkt es nur unmittelbar auf das Blut, dessen Umlauf es stört, und man kann es ohne die mindeste nachtheilige Wirkung innerlich nehmen. Mensch oder Thier wird, davon verwundet, von Schwindel befallen, stürzt zu Boden und stirbt. Die einzigen Gegenmittel, die vor einem sicheren Tode schützen, bestehen in dem Saft des Zuckerrohres oder Knoblauchs, den man in einem wenig Wasser zerquetscht und unmittelbar nach der Verwundung anwendet. Salaza versicherte mich, daß er im Unabhängigkeitskriege eine Schaar Indianer, mit solchen Blaseröhren bewaffnet, unter sich hatte, die bei mehr als einer Gelegenheit gegen die Spanier gute Dienste leisteten.

Ein Besuch bei Ranschit Singh und der Kongreß von Adschmir.

Kapitän Wade, der von der englischen Regierung neuerdings mit einer Mission an Ranschit Singh abgesendet wurde, gibt in der „India Gazette" von seiner Aufnahme an dem Hoflager des Beherrschers der fünf Flüsse (Pendschab) folgenden Bericht:

„Am 24 Januar d. J. verließen wir Lahur, um uns nach dem Lager des Maharadschah, ungefähr zwanzig (englische) Meilen Fluß aufwärts zu begeben. Wir berührten auf unserm Wege jenen „Garten der Welt," den Schalimar des Schah Jehan, und brachten eine Stunde auf seinen herrlichen Terrassen zu. Bäume, mit dem üppigsten Blätterwuchs bedeckt, bogen sich unter der Last reifer Früchte, und Blumen ergötzten allenthalben das Auge. Am folgenden Morgen, nachdem wir einen Weg von acht Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir die Zelte des Maharadschah, die am Ufer des Flusses aufgeschlagen waren und einen wahrhaft königlichen Anblick boten. Ein groser Pavillon von rothem Tuch, umgeben von grosen Kunats von demselben Stoffe, war für Ranschit aufgeschlagen, während seine Truppen und Sirdars in malerischen Gruppen rings umher lagerten. Es war ein groses Getümmel, dem es jedoch keineswegs an Ordnung und Regelmäßigkeit gebrach; wir waren bei einem Schwarme von Menschen angekommen, die in dem Augenblick, als wir Lahur verließen, schon von unserer Ankunft benachrichtiget waren. Auf unserm Wege hatten wir ganzen Schaaren von Boten, Soldaten und Trägern begegnet, die mit Früchten von Kabul und Kaschemir für die königliche Tafel beladen waren; ungefähr eine Meile vom Lager wurden wir von einem Sirdar bewillkommnet und in das für uns eingerichtete Zelt begleitet. Es war klein, aber zierlich von rothem und gelbem mit Silber besetzten Tuch und der Boden mit Kaschemir-Teppichen und gelbem französischen Atlas belegt. Es kostete uns einige Ueberwindung bis wir uns entschlossen, auf so kostbaren Stoffen umher zu gehen und es ärgerte mich fast, als ich ein Gefäß mit Dinte darauf stellen sah. Am 27 gingen wir Nachmittags in Gesellschaft Ranschits auf Elephanten über den Fluß. Die Anordnung des Zuges war wahrhaft malerisch und die Begleitung des Maharadschah eines Soldatenkönigs würdig. Ihm voraus wurden seine Pferde geführt, aber die Reise bis ins Lager ward auf Elephanten zurückgelegt. Zwei dieser ungeheuern Thiere, goldene Haudas auf dem Rücken, folgten dem Beherrscher von Pendschab, und sechs oder sieben andere trugen die Hofleute und Favoritinnen. Eine kleine Abtheilung Reiterei, nebst einem Feldstücke, bildeten die Bedeckung, und der ihm kürzlich von Lord Bentinck geschenkte Wagen folgte von sechs Pferden gezogen. Ranschit war sehr gesprächig und hielt uns, nachdem unser Weg zurückgelegt war, fast noch eine Stunde lang auf. Er sprach von dem glücklichen Geschick Emir Khans, der ohne militärische Dienstleistungen ein so ausgedehntes Jaghir von uns erhalten habe, und vom Glücksritter zu einer so hohen Stelle erhoben worden sey. Er hätte nicht nöthig gehabt so weit zu gehen, um ein Beispiel von der Gunst der launenhaften Glücksgöttin zu finden. Er fragte uns, ob seine Enthaltsamkeit vom Weine Ursache an seinen Gliederschmerzen sey, und ob wir Zecher so vom Durst geplagt wären, daß wir bis zur letzten Stunde der Nacht ausblieben. Unter Anderm sagte er auch, eine disziplinirte Armee schicke sich nicht in die Weise eines orientalischen Fürsten, denn bei diesem erhalte sie keinen regelmäßigen Sold, und würde daher ihrer Pflicht nur mit Widerwillen nachkommen. Er wünschte zu wissen, ob unsre Truppen wohl auch jemals Sold gefordert hätten, und schien nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß ein solches Benehmen einer Meuterei gleich geachtet werde. Als die Unterredung zu Ende war, verließen wir Se. Hoheit, um uns in die für uns aufgeschlagenen, denen die wir gestern bewohnt hatten, ähnlichen Zelte zu begeben. Sie bestanden aus Kaschemirshawls, hielten ungefähr 14 Fuß ins Gevierte, und waren beide durch Kunats, von demselben kostbaren Stoff, mit einander verbunden; den Raum zwischen beiden nahm ein hoher, auf vier massiv silbernen Säulen ruhender Schirm ein. Die Shawls des einen Zeltes waren roth, die des andern weiß; in jedem stand ein Feldbett mit Vorhängen und Decken von grünem Atlas, kurz das Ganze glich einer Feenwohnung. Wenn ich Morgens erwachte und meine Wohnung übersah, konnte ich mich kaum überreden, daß wir uns in Ranschits Lager befänden, sondern glaubte mich in Mohammeds Paradies versetzt; nur die Huris fehlten. Am 28 begleiteten wir unsern königlichen

Wirth auf die Jagd. Er trug ein Kleid von grünen Shawls mit Pelz verbrämt; ein reich mit Brillanten besetzter Dolch und ein metallener Schild, ein Geschenk von Schah Schudschaul-Mulk, war seine ganze Bewaffnung. Er ritt eines seiner Lieblingspferde, das mit einer reichgestickten, an den Rändern mit Abbildungen aller nur möglichen jagdbaren Thiere und Vögel gezierten Decke belegt war. Seine Elephanten folgten ihm und eine Koppel Hunde verschiedener Art, aus Sindi, Bochara, Iran und aus seinen eigenen Staaten führte den Zug an; seine Falkoniere mit ihren Edelfalken, die ungeduldig die an ihren Füßen hängenden Schellen schüttelten, auf der Faust, waren ihm zur Seite. Eine Kompagnie Infanterie, eine ausgedehnte Linie bildend, nebst zwei oder dreihundert Reitern zogen über die Ebene, und wir folgten den Jägern, die mit ihren großen Hellebarden bald den borstigen Eber aus seinem Lager ausjagten. Die Schwerter der Seits blitzten in der Sonne, und nach Verlauf einer halben Stunde waren bereits acht Schweine erlegt und noch mehrere lebend in Schlingen gefangen worden. Diese Jagd dürfte vielleicht den Jägern unsers Landes nicht zugesagt haben; die meisten Schweine wurden von den Reitern im Lauf vom Pferde herab getödtet und nur wenige vorher durch Schüsse aus Luntenflinten verwundet. Die Ebene war mit hohem Gras bedeckt, und auf den offenen Stellen konnten wir das Jagdgefolge übersehen, das in seinen gelben, grünen und rothen seidenen Kleidern einen glänzenden Anblick gewährte. Ranschit selbst war überall dabei, wo ein Eber abgefangen wurde, und wendete sich immer dorthin, wo man mit der Erlegung derselben beschäftigt war. Nach Verlauf von anderthalb Stunden kehrte der Zug nach dem Lager zurück, wo wir abstiegen und wo jeder glückliche Jäger vom Maharadschah belohnt ward. Die lebendig gefangenen Schweine wurden nun herbeigebracht, mit einem Fuß an einen Pfahl gebunden, mit Wasser begossen, um ihren Muth zu beleben, und mit Hunden gehetzt. Um endlich die Lust des Tages zu beschließen, wurden alle noch lebenden Schweine in Freiheit gesetzt, und flüchteten nun, zu nicht geringer Belustigung des Hofes und der versammelten Menge, pfeilschnell durch das mit Menschen erfüllte Lager. Bevor wir Abschied nahmen, sprach der Maharadschah noch mit vielem Feuer von seinen Heldenthaten jenseits des Indus. Es war höchst ergötzlich dem alten Krieger zuzuhören, wie er seine Angriffe, Schlachten und Siege beschrieb, und wir bedauerten, daß diese Unterredung nur so kurze Zeit dauerte."

Was Kapitän Wade's Sendung an Ranschit Singh betrifft, so glaubt man, daß sie die auf dem Kongreß von Adschmir getroffene Uebereinkunft zum Zwecke gehabt habe. Zu Adschmir war nämlich um diese Zeit eine Zusammenkunft zwischen dem Gouverneur von Bengalen, Lord William Bentinck, und dem Gouverneur von Bombay, Earl Clare, einerseits und den Königen und Radscha's des Radschputanenstaates andrerseits gehalten und die Ausgleichung getroffen worden, daß die Engländer von allem zwischen der jetzigen englischen Gränze und dem Indus gelegenen, und dem Beherrscher von Pendschab nicht gehörigem Lande Besitz nehmen sollten. Ranschit Singh scheint sich geweigert zu haben, dem englischen Handel den Indus zu öffnen, und wahrscheinlich war es der Zweck der erwähnten Mission des Kapitäns Wade, Ranschits Einwürfe in dieser Hinsicht zu beseitigen. Uebrigens ist es nicht abzusehen, unter welchem Rechtsanspruch die brittische Regierung das reklamirte Gebiet in Besitz nehmen kann, noch wie sie dieß bewerkstelligen will, ohne mit den Emirn von Sindi, denen es bisher unterworfen war, in Feindseligkeiten verwickelt zu werden. Nach Hamilton ist der Indus vom Golf von Cotsch an bis nach Lahur, eine Strecke von 760 geographischen Meilen, für Schiffe von 200 Tonnen fahrbar; die Zulassung englischer Erzeugnisse und Manufakturwaaren in den ausgedehnten Landstrichen, die dieser Strom bespült, wäre folglich ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, und, wenn er auf friedlichem Wege erreicht werden könnte, allerdings sehr zu wünschen. Die Kompagnie hatte früher schon in der Provinz Sindi eine Faktorei und trieb dort bedeutenden Handel, allein sie wurde später aufgehoben. Ein erfolgloser Versuch, diese Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen, ward um die Zeit der Erneuerung der Charte der Kompagnie, in den Jahren 1813 oder 1814, von Bombay aus gemacht, und der gegenwärtige ist, unsers Wissens, der einzige, der seitdem wieder unternommen wurde.

Vermischte Nachrichten.

Die schlechte Verwaltung in den ottomanischen Staaten ist bekannt. Der gedrückte Unterthan fand gegen despotische Beamte, die ihn auf alle erdenkliche Weise plünderten und mißhandelten, nirgends einen Schutz von Oben; die Gewalt forderte nur blinde Unterwürfigkeit, nicht Liebe, und so rächt sich denn freilich auch das heillose System eines Despotismus, der nur eine Stufenfolge von Sklaven kannte, deren unterste und elendeste das in den Staub gebeugte Volk bildete, auf glänzende Weise an dem in allen Fugen erkrachenden, morschen Gebäude des türkischen Reiches. Indeß bestand alles Despotismus ungeachtet in diesem wie in allen Ländern, wo der Islamismus herrscht, eine moralische Gewalt, vor der selbst die blutdürstigsten Tyrannen sich beugten. Eine Art Bettelmönche im Orient unter dem Namen Derwische, Fakirs, Santons u. s. w. bekannt, war es, die sich durch ihr strenges Leben bei dem Volke in einen Ruf der Heiligkeit zu setzen wußten, daß der mächtigste Gewaltherr es nicht hätte wagen dürfen, gegen sie die Hand zu erheben, wollte er nicht Gefahr laufen, von seinen eigenen Soldknechten in Stücke gehauen zu werden. Ali Pascha von Janina, bekannt durch seinen dreißigjährigen Widerstand gegen die Pforte, wie durch seinen Stolz und seine Grausamkeit, mußte so sich vor einem Einsiedler, Namens Mehemed Baba, der in der Nähe von Janina, in einer Höhle, im Geruch der Heiligkeit lebte, beugen, und von diesem nackten und waffenlosen Mann, mitten unter der Schaar seiner Satelliten, die größten Demüthigungen gefallen lassen. Der Eremit machte ihm die bittersten Vorwürfe, erpreßte ihm Thränen, und zwang ihn zuletzt, sich vor ihm in den Staub zu werfen, um Vergebung für seine Sünden zu erhalten. Hätte sich Ali, vor dem Alles zitterte, nur die geringste Drohung gegen den heiligen Mann erlaubt, so durfte er überzeugt seyn, daß seine eigene Leibwache, ihn auf einen Wink des Heiligen erdolcht haben würde. Dergleichen Einsiedler gibt es auch in der Regentschaft Algier. Die Orte, wo sie ihre Lebzeit über sich aufhalten, und wo sie nach ihrem Tode beerdigt werden, heißen Marabus, ein Name, der diesen frommen Männern selbst beigelegt wird. Die Gläubigen wallfahrten nach diesen Orten und bringen dorthin ihre Opfergaben. Nicht selten ereignet es sich, daß dergleichen fromme Männer sich zwischen dem Despotismus und die Unterdrückten stellen, und nie hat noch Jemand vergeblich ihre Vermittlung angerufen. Man hat Beispiele, daß Marabus sich zwischen feindliche Stämme warfen, die im Begriffe waren, sich zu erwürgen und eine vollständige Aussöhnung unter den erbittertsten Feinden zu Stande brachten. Mit Vergnügen weilt ein menschlich fühlendes Herz bei dem Gedanken, daß mitten unter einer furchtbaren Barbarei die Tugend eines armseligen und waffenlosen Mannes allein so großen Einfluß auf rohe Gemüther zu üben vermag.

•

Die ganze Bibliothek einer der Scilly-Inseln bestand vor einem Jahrhundert aus der Bibel und einer Geschichte des Dr. Faust. Die Insel war bevölkert, die Bauern können meistens lesen, und die Geschichte des Teufelsbeschwörers ging von Haus zu Haus, bis endlich von dem ewigen Umschlagen mit wohlgenetztem Zeigefinger wenig von den Zauberkünsten und der endlichen Katastrophe mehr zu lesen war. Bei diesem beunruhigenden Umstande ward eine Versammlung der vornehmsten Einwohner berufen, und der Vorschlag gemacht und einstimmig angenommen, daß sobald die Jahreszeit einen Verkehr mit Cornwall gestatte, man neue Bücher verschreiben sollte. Eine Debatte begann nun, um zu entscheiden, was dieß für Bücher seyn sollten, und das Resultat war, daß man einen andern Dr. Faustus kommen lassen sollte.

•

Nach dem „Standard" wurde in England von dem Jahre 1826 bis 1831 folgende Anzahl von Schiffen gebaut:

1826	1719	mit	206,636	Tonnen.
1827	1285	—	144,812	—
1828	1474	—	166,596	—
1829	1521	—	140,915	—
1830	1140	—	116,872	—
1831	1059	—	105,131	—

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 278. 4 Oktober 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

11. Ein Tag in Lipovan.

Lipovan war unser erstes Nachtlager in der Ebene. Unsere Walachen beschlossen, um ihren Pferden nach dem beschwerlichen Marsche durch das Hochgebirg einige Ruhe zu gönnen, — den ganzen nächsten Tag hier zu verweilen. Einen ganzen Tag in einem walachischen Dorfe! — Dieser Gedanke erschien uns so schrecklich, daß wir Alles versuchten, unsere Führer zur Weiterreise zu bewegen, aber sie, die einmal entschlossen waren 24 Stunden auf der faulen Haut liegen zu bleiben, — waren unerbittlich. Wir wollten uns andere Pferde miethen: doch kein Bewohner des Dorfes, am wenigsten der Wirth, wagte es, die ruhenden Bären dadurch zu reizen, daß er uns ohne ihre Einwilligung zur Weiterreise behülflich gewesen wäre. Es blieb kein Ausweg übrig; wir mußten uns wohl oder übel die Aussicht in die unabsehbare Langeweile eines walachischen Stilllebens gefallen lassen.

Halbe Verzweiflung ergriff uns beim Anblick unserer Umgebung. Vor dem Wirthshause war ein großer freier Platz, das Forum der Lipovaner, — in Kreuz und Quer von Pfützen durchschnitten. Rechts am Wirthshause befand sich eine Krämerbude, mit einigen Bänken und Tischen vor derselben, wo die männlichen Bewohner des Ortes ihre Siesta zu halten pflegten, oder sich durch einige Gläschen Liqueurs von der anstrengenden und erschöpfenden Ruhe ihrer täglichen Gewohnheiten zu neuer Ruhe und neuem Schlummer vorbereiteten. Links, in geringer Entfernung, war der Friedhof mit einer kleinen Kirche, wo die Vorfahren der edeln Lipovaner in ewiger Ruhe schlummerten. Der andere Halbzirkel des Platzes war von niedern Gartenumzäunungen begränzt, hinter welchen einzelne ärmliche Hütten hervorblickten. Nichts war auf dieser öden Scene zu erschauen, als hier und da ein altes hexenartiges Weib, oder ein paar zerlumpte schmutzige Kinder, oder ein hungriger Hund.

Schon hatten wir uns satt geweidet an diesem Anblicke, und wollten uns ebenfalls zur Ruhe begeben, um nicht gegen die Sitte des Landes zu verstoßen, als plötzlich zwei Personen auf dem Proscenium des Schauplatzes erschienen, an der Schwelle des Wirthshauses nämlich, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der Eine, eine hohe kräftige Gestalt, von wohlproportionirtem körperlichen Umfang und einem langen Barte, der ihm ein patriarchisches Ansehen gab, — war das geistliche Oberhaupt, der Hirte aller walachischen Seelen des Dorfes. Seine Kleidung bestand aus einer langen schwarzen Kutte von Leinwandzeug, welche um die Mitte durch einen breiten Gürtel zusammengehalten war. Sein Gefährte, in rother türkischer Kleidung und einem rothen Käppchen auf dem Kopfe, erschien neben ihm wie Mephistopheles neben Faust. Sein Anzug ließ uns in demselben einen Arnauten erkennen, einen jener eigennützigen und verwegenen Söldner, die nicht selten aus dem Dienste des Großherrn zu einem empörten Pascha, von diesem in die Dienste der afrikanischen Seeräuber, und von jenen oft wieder zurück zu den Truppen des Sultans oder in den Dienst der Hospodare der Fürstenthümer treten. Auch unser Mann hier hatte, wie wir später erfuhren, eine ziemlich viel verzweigte Laufbahn zurückgelegt, und war nun nach Lipovan gekommen, um hier in Muße zu überlegen, was er in Zukunft beginnen werde. Die beiden würdigen Personen, in denen sich die höchste politische und militärische Gewalt des Dorfes repräsentirte, hatten kaum die Schwelle des Wirthshauses betreten, als sie auch schon von der Wirthin mit gefälliger Dienstfertigkeit bedient wurden. Mit Glas und Bouteille in der Hand schritt die schwarz gekleidete Gestalt jetzt auf uns zu, und begrüßte uns in lateinischer Sprache. Wir hatten kaum seinen Gruß erwidert, als er auch schon sein Glas auf unser Wohlseyn leerte. Während er dasselbe wieder anfüllte, gab er uns die Grundprinzipien seiner Moralphilosophie zum Besten. „Qui bene bibit, sagte er mit bedeutungsvoller Miene, — qui bene bibit, bene dormit, qui bene dormit, non peccat, ergo qui bene bibit, non peccat *)," und somit leerte er das zweite Glas, und reichte dann Glas und Flasche seinem Begleiter dem Arnauten, den er uns zugleich als seinen Freund vorstellte. Er erschöpfte sich in Lobeserhebungen über die vortrefflichen Eigenschaften seines Freundes, und erzählte uns breit und ausführlich dessen ganze militärische Laufbahn. Der Arnaut horchte auf jedes Wort seines Gefährten in der schwarzen Kutte mit Aufmerksamkeit, und ließ sich jede seiner Aeußerungen in walachischer Sprache wiederholen, die er dann immer durch einen kräftigen Zug aus der Flasche bestätigte. So wurde von den würdigen Freunden in kurzer Zeit unter gegen-

*) Wer gut trinkt, schläft gut, wer gut schläft, sündigt nicht, — also wer gut trinkt, sündigt nicht.

seitigen Lobeserhebungen ein Glas um das andere, und eine Flasche nach der andern geleert, bis beide Gestalten zu schwanken begannen. Was weiter geschah, weiß ich nicht zu sagen, da wir uns bald nach den ersten Symptomen des verlornen Gleichgewichts entfernten, um schlafen zu gehen.

Am nächsten Morgen war im Hause kaum Alles munter geworden, als auch schon die beiden Kumpane wieder auf dem Schauplatz erschienen. Unsere Wirthin, welche etwas Deutsch sprach, erzählte mir, daß es zu den täglichen Gewohnheiten dieses lipovanischen Philosophen gehöre, des Morgens um sieben Uhr ein Fläschchen Branntwein zu sich zu nehmen; seit aber sein Freund, der Arnaut hier sey, beginne er seinen Morgentrunk auch schon um sechs Uhr.

In der Regel kann man annehmen, daß in der Liebe zu geistigen Getränken unser Philosoph in jedem Walachen einen Rivalen findet, und daß jeder Walache in seiner Art ein Diogenes ist, der nichts bedarf als seiner Sonne, um des Lebens froh zu seyn, — denn ihm ist nur die Ruhe vollkommener Genuß. Stets von größern oder kleinern Tyrannen gedrückt oder geplündert, kennt er kein Verlangen nach irgend einem Besitzthume, das durch Fleiß und Mühe könnte errungen werden, denn er würde es doch nicht lange sein eigen nennen, ja vielleicht schon im nächsten Augenblicke von einem Mächtigern dessen beraubt werden. Daher ist, bei allem Reichthum und aller Ueppigkeit der Natur in diesen Gegenden beim Landbewohner doch nur Armuth und Elend zu finden. Kein Wunder, wenn er sich auch kein Gewissen macht, zuweilen Reisenden das Gepäcke zu erleichtern: er handelt in diesem Falle nur, wie er Diejenigen handeln sieht, denen er zu gehorchen gezwungen ist.

Auch unser Arnaut schien hier einen kleinen Tyrannen zu spielen, nach Dem, was mir die Wirthin im Vertrauen erzählte. Er setzte bald diesen, bald jenen Nachbar in Kontribution, und forderte, was er eben zur momentanen Befriedigung seiner Wünsche oder zum Unterhalte seiner Person für nöthig erachtete, und jeder gab ihm gern, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten, die jede Weigerung unvermeidlich zur Folge gehabt haben würde.

Wenig erbaut durch Das, was wir in diesen schmutzigen Wohnungen des Elends und der Knechtschaft sahen und vernahmen, brachten wir den größten Theil unseres Rasttages in kleinen Spaziergängen in den nächsten Umgebungen des Ortes hin. Hier phantasirten wir so Manches, was dieses schöne und fruchtbare Land unter glücklichern Verhältnissen, unter dem Segen der Civilisation und einer umsichtsvollen Regierung seyn möchte. In diese Träume verloren, kehrten wir erst bei anbrechender Dämmerung in unser Wirthshaus zurück, — voll Erwartung des nächsten Tages, wo wir Bukarest zu erreichen hofften.

Die spanischen Straßenräuber.

(Fortsetzung.)

Einige seltene Fälle ausgenommen, mißhandeln die spanischen Räuber die Reisenden nie; oft begnügen sie sich, ihnen das Geld abzunehmen, das sie bei sich führen, ohne ihre Koffer zu öffnen, oder auch nur sie selbst zu durchsuchen. Indeß darf man sich auf diese Großmuth nicht immer verlassen. Ein junger *Elegant* von Madrid begab sich nach Cadiz, mit zwei Dutzend der schönsten Hemden, die er aus London sich verschrieben hatte, in seinem Mantelsacke. In der Nähe von Carolina wird er von Räubern angefallen, die ihm den Beutel bis auf den letzten Maravedi leerten, ungerechnet die Ringe, Ketten, und eine Menge theurer Andenken von Liebeshuld und Siegesglück, wie sie ein Antinous im Frack besitzen muß; zuletzt machte ihm der Anführer der Bande auf die höflichste Weise von der Welt bemerklich, daß die Wäsche seiner Leute, weil sie mancherlei Gründe hätten sich von bewohnten Orten fern zu halten, sehr der Wäsche bedürfe; die Hemden wurden somit ausgepackt, besichtigt und bewundert und einige derselben von dem tapferen Kapitän in seinen Quersack geschoben; dann zog er die schwarzen Lumpen, die er wohl schon ein halbes Jahr nicht vom Leibe gebracht, aus und bekleidete sich wohlbehaglich mit dem seidenweichen Battist seines Gefangenen. Jeder von den übrigen Räubern machte es ebenso, und in kurzer Zeit sah der unglückliche Madridenos seine ganze Garderobe geplündert und sich im Besitz der Hinterlassenschaft eines Haufens schmutziger Fetzen, die er nicht mit seinem Stocke hätte anrühren mögen. Und bei allem Dem mußte er sich auch noch die schlechten Witze der Bande gefallen lassen. Der Räuberhauptmann sagte beim Abschiede mit jenem ernsthaften Spaßvogelgesichte, das die Andalusier so gut zu machen verstehen, er würde nie des Dienstes uneingedenk seyn, den er ihm eben geleistet; er werde sich beeilen, die Hemden, die er so gütig gewesen sey, ihm zu leihen, wieder gegen die seinigen auszutauschen, sobald er das Vergnügen haben würde, ihn wieder zu sehen. „Vor Allem, sagte er hinzu, vergessen Sie nicht, die Hemden dieser Herren waschen zu lassen; wir werden sie bei Ihrer Rückkehr nach Madrid wieder in Empfang nehmen." Der unglückliche Eigenthümer der Hemden, der mir sein Abenteuer selbst erzählte, gestand mir, er habe lieber seine schöne Leinwand verschmerzen wollen, als den Spitzbuben ihre boshaften Witze verzeihen.

Die spanische Regierung hat sich schon zu verschiedenen Zeiten ernstlich damit beschäftigt, die Heerstraßen von den Wegelagerern zu säubern, die seit undenklichen Zeiten das Vorrecht genießen, darauf umherzustreifen. Alle ihre Bemühungen konnten niemals zu einem entscheidenden Erfolge führen. War hier eine Bande zersprengt worden, so bildete sich dort eine neue. Zuweilen gelang es einem Generalkapitän, alle Räuber aus seiner Provinz zu verjagen; dafür überschwemmten sie dann die benachbarten Gouvernements. Die Natur des von Gebirgen durchzogenen Landes, dem es an gebahnten Straßen fehlt, machen die gänzliche Vernichtung der Räuberbanden ungemein schwierig. In Spanien gibt es, wie in der Vendee, eine Menge Einödhöfe — Aldeas — die viele Meilen weit von jedem bewohnten Orte entfernt liegen. Könnte man in alle diese Weiler und Gehöfte Soldaten legen, so würde man die Räuber bald genöthigt haben, sich den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern oder Hungers zu sterben. Allein wo genug Geld oder Soldaten dazu hernehmen? Die Eigenthümer der Aldeas müssen, wie sich denken läßt, ihr gutes Einverständniß mit den Räubern zu erhalten bemüht seyn, wenn sie sich nicht der furchtbarsten Rache derselben aussetzen wollen. Auf der andern Seite müssen die Räu-

der, die mit ihrem Unterhalt auf sie angewiesen sind, sie schonen, und ihnen die benöthigten Gegenstände gut bezahlen; sie theilen manchmal sogar ihre Beute mit ihnen. Hiezu muß man noch erwägen, daß das Räuberhandwerk im Allgemeinen keineswegs als entehrend betrachtet wird. Auf der Landstraße zu rauben, wird von gewissen Leuten als eine Art Opposition gegen die Regierung, als ein offener Krieg gegen die Gesetze betrachtet, deren Feinde bei dem gemeinen Volke aller Länder stets eine gewisse Sympathie finden. Ein Mensch, der weiter nichts besitzt, alle seine Flinte, und Kühnheit genug, um allein der Regierung Trotz zu bieten, erscheint sodann als ein Held, den die Männer fürchten und die Weiber bewundern. Sicherlich thut er sich was darauf zu Gute, wie in der alten Romanze ausrufen zu können:

„A todos les desafio
Pues a nadie tengo miedo!"

Ein Räuber beginnt seine Laufbahn gewöhnlich als Schleichhändler. Die Douanenwächter lauern auf seine Fährte, und neun Zehntheile des Volkes halten es für eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß man einen braven Jungen ins Unglück bringen will, der bessere Cigarren als die des Königs um ein Spottgeld verkauft, der den Weibern Seidenzeuge und englische Stoffe, und die Neuigkeiten auf zehn Stunden in der Runde zubringt. Endlich gelingt es einem Douanenwächter ihm sein Pferd zu tödten oder wegzunehmen, und der Schmuggler ist ruinirt; er hat überdieß Rache dafür zu nehmen und wird Räuber. Jemand fragte nach einem schönen Burschen, den er einige Monate zuvor gesehen hatte, und der in seinem Dorfe der Hahn im Korbe war. „Ach," erwiderte eine Frau, „man hat ihn gezwungen in die Berge zu gehen. Es ist nicht seine Schuld. Der arme Junge! Er war so gut! Gott behüte ihn!" Die guten Leute laden alle Verantwortlichkeit der von den Räubern begangenen Unordnungen der Regierung auf den Hals. Sie ist es, sagt man, welche die armen Jungen zum Aeußersten treibt, die nichts als ruhig leben und ihrer Nahrung nachgehen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer auf Neufundland.

Mac Gregor erzählt in seinem Werke über das britische Amerika Nachstehendes über die letzten Spuren, die er von den eingebornen Stämmen Neufundlands fand. „Wir brachten mehrere Tage damit hin, an den Ufern des östlichen Endes des Sees umherzustreifen, um die verschiedenen Ueberbleibsel von dem ehemaligen Besitzthum eines schuldlosen, grausam vertilgten Volkes aufzusuchen. An mehreren Stellen am Rande des Sees stehen Ruinen kleiner Gruppen von Sommer- und Winter-Wigwams; eine der Verschiedenheiten zwischen den bocothischen Wigwams und denen anderer Indianer besteht unter Anderm darin, daß in den meisten der erstern um den Feuerplatz herum und an den Seiten des Wigwams kleine, Nestern ähnliche Höhlungen in die Erde gegraben sind, was mich auf die Vermuthung führte, daß diese Indianer gewöhnt waren in sitzender Stellung zu schlafen. Wir fanden ferner ein noch vollkommen gut erhaltenes hölzernes Gebäude, das dazu gedient hatte Wildpret zu dörren und zu räuchern, und ein kleines aus Baumstämmen zusammengefügtes, sehr verfallenes Haus, das uns ein Vorrathshaus gewesen zu seyn schien. Der Wrack eines großen, schönen, ungefähr 22 Fuß langen und sicher nur wenig gebrauchten Kanoe's von Birkenrinde lag unter dem Gebüsch am Ufer. Wir vermutheten daß ein Sturm es dahin geworfen habe, wo wir es fanden, und daß die Bemannung umgekommen sey, denn die eisernen Nägel, mit denen es reichlich versehen war, staken noch alle darin; und wäre auch nur Einer der Indianer am Leben geblieben, so wären diese Nägel, die bei ihnen, da sie niemals mit Europäern in Verkehr standen, ein sehr geschätzter Artikel waren, sicher zu anderweitigem Gebrauch ausgezogen worden. Alle Birken in der Umgebung des Sees waren abgeschält, und von vielen Sprossenfichten (pinus balsamifera, canadischer Balsambaum) war die Rinde abgenommen, um den innern Theil als Nahrung zu benützen. Die hölzernen Behälter für ihre Todten, fanden wir noch vollkommen gut erhalten; sie sind von verschiedener Bauart, und es scheint fast, daß diese sich nach dem Range der darin beigesetzten Person richtete. In einem derselben, der einer Hütte glich, zehn Fuß lang, acht oder neun breit, in der Mitte vier oder fünf hoch, mit viereckigen Holzstücken gedielt, mit Baumrinde gedeckt, und in jeder Hinsicht gut gegen Wetter und wilde Thiere geschützt war, lagen die Körper zweier ausgewachsener Personen in Thierfelle gewickelt auf dem Boden. Einer der beiden Leichname schien erst vor fünf oder sechs Jahren hier beigesetzt worden zu seyn. Als wir die Pfosten wegnahmen, die uns den Eingang in dieses Gebäude verschlossen, war unsere Neugierde auf den höchsten Punkt gesteigert; was aber unser Erstaunen noch vermehrte, war die Entdeckung eines Sarges von weißen Brettern, der ein zierlich in Musselin eingewickeltes Gerippe enthielt. Nachdem wir uns in Muthmaßungen erschöpft hatten, wie dieser Sarg wohl hierhergekommen seyn möchte, fiel Einem von der Gesellschaft ein, daß eine Europäerin vor vielen Jahren hier einen Indianer geheirathet hatte, und nun war das Geheimniß auf Einmal erklärt. In diesem Begräbnißgebäude befanden sich verschiedene Gegenstände theils Eigenthum des Verstorbenen, theils Abbildungen von seinem Eigenthum, seinem Geräthe und seinen Beschäftigungen. Da waren zwei kleine hölzerne Figuren, ohne Zweifel Mann und Frau vorstellend, und eine kleine Puppe, die wir für die Abbildung eines Kindes hielten. Mehrere kleine Modelle von Kanoes, zwei von Booten, eine eiserne Axt, ein Bogen und Köcher lagen an der Seite des Mannes, und zwei Feuersteine (gestreifter Eisenkies, mit denen sie durch Zusammenschlagen Feuer anzünden) zu seinem Haupt. Ferner fanden wir noch verschiedenes Küchengeräthe, zierlich aus Birkenrinde verfertigt, und noch viele andere Dinge, von denen Bedeutung und Gebrauch uns unbekannt waren. Eine andere Begräbnißweise, die wir hier sahen, war, daß der Leichnam in Birkenrinde gewickelt, sammt seinem Eigenthum auf eine Art Gerüst, vier und einen halben Fuß hoch vom Boden, gelegt wurde. Dieses Gerüst bestand aus vier, ungefähr sieben Fuß langen Pfosten, die senkrecht in den Boden eingeschlagen waren, und eine Art Krippe von 5½ Fuß Länge und 4 Fuß Breite, nebst einer horizontal aufliegenden, von kleinen Balken zusammengefügten Diele trugen, auf welcher der Todte sammt seinem Eigenthume ruhte. Eine dritte Begräbnißart war, daß der Leichnam, nachdem man ihn zusammengebogen und in Birkenrinde gewickelt hatte, in einer Art Kiste verschlossen, auf den Boden gelegt wurde. Diese Kiste war aus schmalen, viereckigen, horizontal aufeinander liegenden und gut zusammengefugten Balken verfertigt; ungefähr 4 Fuß lang, 3 breit, 2½ Fuß tief, und gut mit Birkenrinde ausgefüttert, um das Innere gegen Eindringen des Wetters zu schützen; der Körper lag auf der rechten Seite. Nach der vierten und gewöhnlichsten Begräbnißweise dieser Indianer wurde der Körper in Birkenrinde gewickelt, an einem einsamen Platz auf den Boden gelegt, und mit einem Steinhaufen bedeckt. Zuweilen liegt auch ein so eingewickelter Leichnam einen oder zwei Fuß tief unter der Erde, und der Platz ist dann mit Steinen bezeichnet. An einer Stelle wo der Boden locker und sandig war, schienen die Gräber tiefer zu seyn, und waren nicht mit Steinen bedeckt. Diese Indianer scheinen ihre Todten sehr geachtet zu haben, und das Merkwürdigste, was noch von ihnen übrig ist, und die Aufmerksamkeit der Europäer an der Seeküste auf sich zieht, sind ihre Begräbnißplätze. Diese befinden sich immer auf einem besonders zu diesem Zwecke gewählten Platze, und bekanntlich war es Sitte, ihre Todten weit von sich zu entfernen. Ihre Weiber wurden in keiner andern Hülle als mit ihren Kleidern begraben. An der Nordseite des Sees, dem Flusse Exploits gegenüber, befinden sich die Ausgänge von zwei Wildgehägen, die da, wo sie das Wasser führen, ungefähr eine halbe Meile von einander entfernt sind; zu bemerken ist, daß sie sich mehrere Meilen in nordwestlicher Richtung erstrecken. Die rothen Indianer legten diese Gehäge an, wenn das Wild während der periodischen Wanderzeit an den See

zu locken; sie hielten sich in der Nähe auf, wenn das Wild ins Wasser ging, um hinüberzuschwimmen, da der See an dieser Stelle sehr schmal ist; verfolgten es in ihren Kanoes und erlegten es mit Lanzen; auf diese Weise versorgten sie sich vor Eintritt des Winters mit Fleisch. In den Umgebungen des Sees stießen wir noch auf andere Ruinen verschiedener Art von dem Besitzthum dieses Volks.

Eines Nachts hatten wir uns an der Spitze einer in den See hineinlaufenden Landzungen auf einem Platze gelagert, auf dem vormals ein indianisches Wigwam gestanden hatte, und wo wir von der ganzen umliegenden Gegend aus gesehen werden konnten. Ein großes Feuer ist bei Nacht das Leben und die Seele einer Gesellschaft, wie die unsrige war; und wenn es zu Zeiten aufloderte, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß zwei meiner Indianer sich sehr unbehaglich fühlten, und furchtsam umhersahen, als hätten sie das Gebiet der rothen Indianer verletzt. Seit undenklichen Zeiten hatte kein Indianer eines andern Stammes sich ohne Furcht am See, und noch weniger, so wie wir jetzt es thaten, im Mittelpunkte des Landes gelagert, denn der See sammt dem daran liegenden Gebiete war immer als das ausschließliche Besitzthum der rothen Indianer betrachtet worden. Wir hatten es uns bis jetzt immer zur Regel gemacht, unser Nachtlager in der Nähe von Bergen aufzuschlagen, deren Gipfel wir mit Tagesanbruch bestiegen, um aus dem aufsteigenden Rauche zu sehen, in welcher Gegend sich etwa Lager der rothen Indianer befänden; und um zu verhüten, daß man uns nicht entdecke, löschten wir unsre Feuer stets noch einige Zeit vor Aufgang der Sonne aus. Unsre einzige schwache Hoffnung beruhte jetzt nur noch darauf, die rothen Indianer bei unsrer Rückkehr nach der Meereskünste an den Ufern des Flusses Exploits zu sehen, der sich aus dem See der rothen Indianer ungefähr drei oder vier Meilen von dessen nordöstlichem Ende bildet. Vom See bis zur Meereskünste rechnet man ungefähr 70 Meilen, und diese Reise, zu der sonst wohl 14 Tage erforderlich wären, legte ich, von meinen unermüdlichen und unerschrockenen Indianern auf Flößen den schönen Fluß abwärts geführt, in 4 Tagen zurück. Wir landeten auf unsrer Fahrt an mehrern Stellen beider Ufer des Flusses, fanden aber nirgends eine so frische Spur der rothen Indianer, als die an der Landfahrt (portage) *) der Badger Bay, einem großen See in der Gegend, von wo aus wir unsre Reise angetreten hatten. Der Wasserfälle wegen mußten wir während unserer Fahrt mehrmals neue Flöße bauen, und wurden an reißenden Stellen oft zehn englische Meilen und noch mehr in einer Stunde getragen, wobei wir Gefahr liefen insgesammt umzukommen.

Was den Strom abwärts die Aufmerksamkeit besonders fesselt, sind die Wildgehäge der Indianer. Sie erstrecken sich wenigstens 30 Meilen flußabwärts, und haben hie und da Oeffnungen, damit das Wild ins Wasser gehen kann, wo es dann von den lauernden Indianern eben so wie im See gejagt wird. Diese Gehäge, nebst denen an der nordwestlichen Seite des Sees, nahmen östlich und westlich einen Flächenraum von mindestens 40 Meilen ein, der darauf eingerichtet ist, das Wild, das bei seinen periodischen Wanderungen des Weges zieht, abzuschneiden. Es bot einen traurigen Anblick, diese großartigen, wenn auch mangelhaften Anlagen, die dazu gedient hatten, einem ganzen Urvolke den Lebensunterhalt zu sichern, verlassen und verfallen zu sehen. Hunderte von rothen Indianern, und zwar noch vor wenigen Jahren, mußten damit beschäftigt gewesen seyn, diese Gehäge in Stand zu erhalten; in dem Maße als die Bevölkerung schmolz, schwand auch die Möglichkeit diese Anlagen dem Zwecke entsprechend zu erhalten, und jetzt durchstreift das Wild ungehindert diese ganze Strecke. Es ist zu vermuthen, daß die Wenigen, die von diesem Stamme noch übrig sind, sich in irgend eine entlegene Gegend des nördlichen Theils der Insel geflüchtet haben, wo sie Wild zu ihrem Unterhalte finden. Am 29 November kamen wir wieder an die Mündung des Flusses Exploits, 30 Tage nach unsrer Abreise von da, während welcher Zeit wir eine Zirkelfläche von 220 Meilen im Gebiete der rothen Indianer bereist hatten. Den bei dieser Gelegenheit sowohl, als auch auf meiner Reise im Innern des Landes, vor einigen Jahren, und sonst noch gesammelten Materialien danke ich eine allgemeine Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit und der Produkte von Neufundland, und ich kann nun, als Mitglied einer Gesellschaft, die sich zu dem Zwecke gebildet hat, die Eingebornen des Landes, in dem wir leben, zu schützen, und Forschungen über den moralischen Charakter des Menschen in seinem Urzustande zu befördern, jetzt schon versichern, daß wir von diesem Volke bereits mehr wissen, als während der dritthalbhundert Jahre, seit denen Neufundland im Besitze der Europäer ist, in dieser Hinsicht erforscht wurde. Zu beklagen ist nur, daß nun, da wir uns der Sache eines barbarisch behandelten Volks angenommen haben, nur so Wenige mehr übrig sind, die an Dem, was wir für ihre Civilisation zu thun beabsichtigen, Theil nehmen können. Nach den beklagenswerthen Vorfällen zwischen Europäern und den rothen Indianern habe ich es für zweckmäßig erachtet, Indianer anderer Stämme als Mittelspersonen an sie abzusenden, um den Verkehr anzuknüpfen, den wir beabsichtigen, und ich habe bereits drei der unterrichtetsten Männer, unter denen, die mir in Neufundland aufstießen, gewählt, um mein begonnenes Werk weiter zu verfolgen. Von der Handarbeit der Bocothics hatte ich besonders auf unsrer letzten Reise Gelegenheit mehrere Gegenstände zu sammeln, als: Modelle von ihren Kanoes, Bogen und Pfeile, Lanzen verschiedener Art, u. s. w. und auch einen vollständigen Anzug. Ihre Art Feuer anzumachen, ist nicht nur originell, sondern auch, so viel wir bis jetzt wissen, diesem Stamm eigen. Obige Gegenstände, nebst einem Verzeichnisse von 200 bis 500 Wörtern ihrer Sprache, die ich zu sammeln Gelegenheit hatte, beweisen, daß die Bocothics sich von allen bis jetzt in Nordamerika entdeckten Stämmen unterscheiden. Eine bemerkenswerthe Eigenheit, durch die ihre Sprache sich, mehr als irgend eine der indianischen, den europäischen nähert, ist ihr Ueberfluß an Diphthongen. Unter andern mineralogischen Gegenständen fanden wir auf unsrer Reise auch einen Block von ungefähr 4½ Fuß Länge und 5 Fuß Breite und Dicke von der Steinart, die man Feldspath von Labrador nennt; es ist dieses das größte Stück, das von diesem schönen Steine bis jetzt noch gefunden wurde. Unsre Nahrung im Innern des Landes bestand gänzlich aus Wildpret und Bibern, die wir selbst erlegten.

Die Anstalt von St. Johns, welche zum Besten der Indianer errichtet wurde, verwendete die Indianer, die Herrn Cormack nach den Niederlassungen gefolgt waren, um den Aufenthalt der rothen Indianer auszuforschen. Die indianische Frau Schanandithit wurde auf diese Art nach St. Johns gebracht, wo sie im Hause des Herrn Cormack lebte, bis dieser im Jahre 1829 die Kolonie verließ, wo sie dann in das Haus des Attorneygeneral, Herrn Simms, kam. Sie starb im Junius desselben Jahres. Eine neufundländische Zeitung vom 12 Junius 1829 berichtet ihren Tod folgendermaßen: „Sonnabend Nachts am 6 dieses starb im Hospitale die Indianerin Schanandithit, eine der Urbewohnerinnen dieser Insel. Sie starb an der Abzehrung, — eine Krankheit, die unter ihrem Stamme sehr herrschend gewesen zu seyn scheint, und die unglücklicherweise fast bei Allen, die in die Hände der Ansiedler fielen, tödtlich wurde. Seit der Abreise Herrn Cormacks hatte dieses arme Weib in dem Hause Herrn James Simms, Attorneygeneral's, einen Zufluchtsort, wo mit Aufmerksamkeit für ihre Bedürfnisse gesorgt wurde, und wo man hoffte unter dem ärztlichen Beistande, den Herr Dr. Corson ihr seit mehreren Monaten edelmüthig widmete, ihre Gesundheit wieder hergestellt zu sehen. Seit kurzem aber erreichte ihre Krankheit täglich eine furchtbarere Höhe, ihre Kräfte verließen sie immer mehr, so daß man es räthlich fand, sie ins Hospital zu bringen, wo ihr plötzlicher Tod die Furcht, die man für ihr Leben hegte, nur zu bald rechtfertigte. Mit Schanandithit sind wohl so ziemlich die Urbewohner der Insel ausgestorben, denn es wird sehr bezweifelt, daß noch einer am Leben sey."

Die Bocothics, die Herr Cormack nach England brachte, sind für Alle, die sich mit dem Studium des Menschen beschäftigen, und den Stufengang vom rohen Naturzustande bis zu Dem, was wir Civilisation nennen, verfolgen, von hohem Interesse. Die bei der obenerwähnten Anstalt verwendeten Indianer entdeckten nichts auf ihren Reisen, und man glaubt nun, daß der Stamm ausgestorben sey. Einige wenige mögen vielleicht noch in wilden, verborgen Stellen, in tiefen Schluchten oder in dunkler, unzugänglicher Einsamkeit leben, aber auch fest entschlossen seyn, sich nie mehr vor Europäern sehen zu lassen.

*) Stelle, wo wegen eines Wasserfalls die Ladung zu Lande bis dahin fortgeschafft werden muß, wo das Wasser wieder fahrbar wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 279. 5 Oktober 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

12. Bukarest.

Als wir Lipovan verließen, trennten wir uns mit einigen der Karawaneführern von dem größern Zuge, und eilten demselben voraus, um noch an diesem Tage Bukarest zu erreichen. Da die Entfernung von Lipovan bis zum ersehnten Ziele unserer Reise ziemlich bedeutend war, ließen wir unsere Pferde wacker auftreten, und wenn unsere Walachen es auch nicht über sich gewinnen konnten, ein Wirthshaus zu passiren, ohne anzuhalten und ein Gläschen Wein oder Schnaps zu sich zu nehmen, so war Dieß doch niemals mit großem Zeitverluste verbunden, und uns zum Theil recht angenehm, um von dem starken uns ungewohnten Ritt etwas auszuruhen.

Der Weg war herrlich, und ich zähle diesen Tag zu einem der angenehmsten meiner ganzen Reise. Die Sonne strahlte in ihrer ganzen Pracht am heitern Himmel; über den duftenden Gefilden zitterte ein leichter kaum sichtbarer Dunstkreis, der der neuergrünten Erde entstieg, und Alles mit einem magischen Schleier umhüllte. Die Luft ertönte vom Gesange der Vögel, und betraten wir eines der Wäldchen, deren wir auf diesem Wege viele zu passiren hatten, so glaubten wir einen Feenhain zu betreten, wo alle Reize der Natur sich vereinen, um die Sinne wollüstig aufzuregen.

Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als diese jungen Wäldchen in den Ebenen bei Bukarest, zur Zeit, wo wir dieselben durchzogen, und wo Alles in voller Blüthe stand. Ein berauschender Wohlgeruch strömte aus jedem Gebüsche, aus jedem Zweige der Bäume, von jeder grünen, mit üppigen Kräutern bewachsenen Stelle. Alle Abstufungen von Grün, ein buntes seltsames Gemisch von Blüthen und Blumen webt sich hier zauberisch um die Schritte des Wanderers, der durch den melodischen Gesang zahlloser Nachtigallen aus jedem Zweig wie durch Sirenenstimmen gefesselt wird.

Die Sonne neigte sich schon tief, als wir endlich beim Austritt aus einem jener lieblichen Wäldchen, in einer großen weiten Fläche, die Thürme von Bukarest erblickten. Der erste Eindruck, den der Anblick dieser Stadt gewährt, ist groß und überraschend. Die Entfernung trug noch mehr dazu bei, uns über ihren Umfang in Erstaunen zu setzen, da der ganze ferne Horizont mit seinen Baumgruppen sich mit den zahlreichen Thürmen von Bukarest zu verschmelzen schien, so daß wir weder Anfang noch Ende erblickten, und eine unendliche riesige Stadt vor uns zu haben glaubten.

Der Anblick des Innern von Bukarest bietet ein höchst eigenthümliches Gemisch morgen- und abendländischer Sitten, das zur Zeit unsers dortigen Aufenthalts durch die Anwesenheit der Russen noch an bunter Mannichfaltigkeit gewann. Den seltsamsten Kontrast bildet die orientalische Tracht der Bojaren mit der Kleidung ihrer Frauen, die sich immer nach den neuesten pariser Moden richtet, und mit den eleganten Wiener-Equipagen, die man in allen Straßen findet, und die ein Haupterforderniß jenes verderblichen Luxus geworden sind, der in Bukarest wohl mehr als in irgend einer Hauptstadt Deutschlands herrschend ist. Keine Frau eines nur etwas bemittelten Bojaren würde es über sich gewinnen können, zu Fuße zu gehen; Alles bewegt sich auf öffentlichen Promenaden, d. h. in jenen Straßen der Stadt, wo man vorzugsweise seinen Luxus zur Schau trägt, in Wagen, daher auch auf allen Plätzen eine große Anzahl Fiaker zu finden ist, die hier die besten Geschäfte machen. — Die Verschiedenheit der Kleidung der einheimischen sowohl als der fremden Kaufleute, die Menge deutscher Handwerker, französischer Köche und Traiteurs, Spekulanten und Aventuriers von allen Nationen; die Uniformen der Russen, deren damals nicht weniger als acht Regimenter in Bukarest anwesend waren; die schmutzigen Kosaken mit widrigen Physiognomien, neben Arnauten in prunkenden bunten Gewändern, und einer Last von Waffen im Gürtel, deren ausdrucksvolle männliche Züge durch einen eigenthümlichen kühnen Wurf des Turbans noch auffallender erscheinen; die Gruppen schwarzbrauner Zigeunerfamilien endlich vor den Pallästen reicher Bojaren, — Dieß Alles gewährt dem neuankommenden Fremden ein höchst überraschendes Schauspiel.

Die Stadt an sich selbst, ihre Straßen und die Bauart der Wohnungen bietet einen eben so seltsamen Anblick, als das Getriebe der Menge, welche sich in ihr bewegt. Palläste erheben sich zwischen ärmlichen schmutzigen Hütten, mit hohen Mauern umgebene Klöster, Kirchen und Bazars, die eine vorzügliche Zierde von Bukarest ausmachen, sind plan- und regellos in allen Winkeln zerstreut, und unzählig große und weitläuftige Gebäude liegen in Ruinen und Schutt, als Folge der heftigen Erderschütterungen, von denen diese Stadt häufig heimgesucht wird. Die meisten Straßen sind statt des Pflasters mit breiten Balken belegt, die beim Regenwetter den Fußgängern höchst beschwerlich werden; nur die

Hauptstraße, welche sich in einer langen Linie durch die Mitte der Stadt zieht, ist theilweise gepflastert, dieses Pflaster aber befindet sich in einem so erbärmlichen Zustande, daß hier beinahe noch beschwerlicher fortzukommen ist, als auf den schwankenden Knüppelwegen. Das Ganze bietet ein treues Bild des gegenwärtigen Zustandes der Térra Romanéscá *): überall Luxus und Verschwendung neben Elend und drückender Dürftigkeit; hier Nachahmung europäischer Art und Sitte in einzelnen in die Augen fallenden Gegenständen, dort türkisches Phlegma und hartnäckiges Verharren in alter Gewohnheit und Lebensweise, überall so viel Wildniß und so schneidende Kontraste, daß man die Möglichkeit kaum fassen kann, wie einige Ordnung und Harmonie in dieses Chaos zu bringen seyn dürfte. —

Diese große, reichbevölkerte Stadt konnte vor der Besitznahme durch die Russen, gleichsam als Foyer der Pest betrachtet werden; ihre Verheerungen noch zu Ende des Jahres 1829 waren hier fürchterlich. Die Sümpfe, welche Bukarest umgeben, das schlechte Wasser, und noch mehr die widrigste Unsauberkeit im Innern der Stadt waren Ursache davon. Durch die Räumung dieses Augiasstalles hat die russische Regierung sich ein großes Verdienst erworben. Vor jedem Hause, besonders bei den Pallästen der Bojaren, waren Hügel von Mist und Unrath aufgethürmt, die seit 12 und 15 Jahren an Umfang immer zugenommen hatten, so daß es Mühe kostete, bei Wegräumung derselben auf einen Grund zu kommen. Diese Herkulesarbeit wurde größtentheils durch Kosaken vollbracht, die dabei nicht mindere Gefahren bestanden, als wenn sie die Armee über den Balkan begleitet hätten.

Was die Russen jedoch nicht gut gemacht haben, war die Theurung, die sie durch ihre Anwesenheit verursachten, und die bei unserer Durchreise wohl den höchsten Grad erreicht hatte. Wir mußten für ein kleines elendes Zimmer ohne alle Bequemlichkeit, das nicht einmal einen bretternen Fußboden hatte, (wahrscheinlich war das vorhergehende Jahr die Pest in dieser Stube, und alles Holzwerk deßhalb weggenommen) — jeden zweiten Tag einen Dukaten bezahlen. Alle Lebensmittel waren im gleichen Verhältnisse theuer, so daß das Leben in Paris weniger kostspielig ist, als es damals der Aufenthalt in Bukarest war.

(Schluß folgt.)

*) Die Walachen nennen ihr Land „Térra Romanéscá.“

Die spanischen Straßenräuber.

(Fortsetzung.)

Das Vorbild des spanischen Räubers, der Spiegel des Helden der Landstraße, der Robin Hood und Roque Guinar unserer Tage, ist der berüchtigte Jose Maria, zubenamt El Tempranito — der Frühauf. Sein Name ist in Aller Mund, von Madrid bis Sevilla und von Sevilla bis Malaga. Jose Maria ist schön, tapfer, höflich, so sehr es nur mit dem Geschäfte eines Straßenräubers verträglich ist. Wenn er einen Postwagen anhält, versäumt er nie, den Damen, indem sie aussteigen, die Hand zu reichen, auch nimmt er stets sorgfältig Bedacht, daß sie bequem in Schatten zu sitzen kommen, denn gemeiniglich führt er seine Angriffe bei hell lichtem Tage aus. Nie hört man von ihm einen Fluch oder ein ungeschliffenes Wort; im Gegentheile zeigt sich in seinem Gesichte fast der Ausdruck von Ehrfurcht und eine natürliche Höflichkeit, die sich nie verläugnet. Zieht er einer Dame den Ring vom Finger, so setzt er wohl hinzu: „Ha, Señora, eine so schöne Hand braucht keines fremden Schmuckes.“ Und indem er den Ring sanft vom Finger herabgleiten läßt, drückt er auf die Hand einen Kuß, daß man, wie eine spanische Dame sich ausdrückte, glauben sollte, der Kuß habe für ihn größeren Werth als das Kleinod. Den Ring nahm er in einer Art von Zerstreuung, der Kuß verweilte lang auf der schönen Hand. Man versicherte mich, daß er den Reisenden stets so viel Geld lasse, um noch die nächste Stadt erreichen zu können, und daß er nie Jemand es abschlug, ein Kleinod behalten zu dürfen, an das sich theure Erinnerungen knüpften.

Man schilderte mir Jose Maria als einen großen jungen Mann von einigen zwanzig Jahren, schön gebaut, von offenem und heiterem Gesichte, perlenweißen Zähnen, und einem ungemein ausdrucksvollen Auge. Gewöhnlich geht er in einer überaus reichen Majotracht. Seine Wäsche ist stets schneeweiß und seiner Hände würde sich ein Elegant von Paris oder London nicht zu schämen haben. Es ist erst fünf oder sechs Jahre her, seit er sein gefährliches Handwerk auf der Landstraße treibt. Von seinen Eltern zur Kirche bestimmt, studirte er auf der Schule von Granada Theologie: allein er schien nicht sonderlich zu diesem Berufe geschaffen, wie man gleich sehen wird. Er wußte sich in der Nacht bei einem Mädchen von gutem Hause Eingang zu verschaffen, und wenn die Liebe Vieles entschuldigt, wie man zu sagen pflegt, so spricht man doch von verübter Gewalt, wobei ein Diener verwundet worden sey, u. s. w. ich konnte übrigens in dieser Geschichte nie klar werden; nur so viel ist gewiß, daß der Vater großen Lärm aufschlug und eine Kriminaluntersuchung eingeleitet wurde. Jose Maria sah sich genöthigt, nach Gibraltar zu entfliehen, und da es ihm hier an Geld zu gebrechen anfing, so verband er sich mit einem englischen Kaufmann zum Schleichhandel mit verbotenen Waaren. Ein Mensch, den er ins Geheimniß gezogen hatte, verrieth ihn. Die Douanenwächter erfuhren den Weg, den er mit seinen Schmuggelwaaren zu nehmen gedachte, und legten sich in Hinterhalt. Alle Maulthiere wurden ihm weggenommen; doch gab er sie nicht so leichten Kaufes hin, und erst nach einer verzweifelten Gegengewehr, wobei einige Soldaten verwundet und getödtet wurden. Von diesem Augenblick an blieb ihm nichts mehr übrig, als die Reisenden zu brandschatzen.

Jose Maria wurde bis zu dieser Stunde fortwährend vom Glücke begünstigt. Es ist ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und sein Signalement an allen Stadtthoren angeschlagen, mit dem Versprechen von 8000 Realen für Jeden, der ihn todt oder lebendig den Händen der Justiz überliefern wird, selbst wenn er ein Mitschuldiger desselben wäre. *) Dessen ungeachtet setzt Jose Maria sein gefährliches Handwerk unangetastet fort, und seine Streifzüge erstrecken sich von der Gränze

*) Als ich zu Sevilla war, fand man eines Morgens unter dem am Thore von Triana angeschlagenen Signalement Jose Maria's, mit Bleistift die Worte: „Unterschrift des oben genannten Jose Maria.“

Portugals bis in das Königreich Murcia. Seine Bande ist nicht sehr zahlreich, besteht aber aus Leuten, deren Treue und Entschlossenheit seit langer Zeit erprobt ist. Eines Tags überfiel er mit einem Dutzend derselben in der Venda von Gazin siebzig königliche Freiwillige, die zu seiner Verfolgung ausgesandt waren, und entwaffnete sie insgesammt. Dann sah man ihn langsamen Schrittes wieder nach dem Gebirge ziehen, indem er zwei mit siebzig Musketen beladene Maulthiere vor sich hertrieb.

Man erzählt sich Wunder von seiner Geschicklichkeit als Schütze. Einen Olivenbaum soll er im gestreckten Galopp auf hundert fünfzig Gänge selten fehlen. Der folgende Zug dient zugleich als Beleg seiner Gewandtheit und seines Edelmuthes. Ein gewisser Kapitän Castro, ein Offizier von Muth und Thätigkeit, der die Räuber, wie man sagt, sowohl aus persönlicher Rachsucht, als um seine Pflicht zu erfüllen, unermüdlich verfolgt, erfuhr durch einen seiner Spione, daß Jose Maria sich an einem bestimmten Tage in einer entlegenen Aldea einfinden werde, wo er eine Geliebte hatte. Castro bestieg zur bezeichneten Stunde sein Pferd, und um keinen Argwohn zu erregen, wenn er eine allzu große Anzahl seiner Leute in Bewegung setzte, nahm er nicht mehr als vier Uhlanen mit sich. So viel Vorsicht er auch anwendete, das Ziel seines Marsches verborgen zu halten, so konnte er doch nicht verhindern, daß Jose Maria gewarnt wurde. In dem Augenblicke, wo Castro durch eine tiefe Schlucht in dem Thale eingezogen war, wo sich die Aldea der Geliebten seines Feindes befand, erschienen plötzlich in seiner Flanke, und der Schlucht, durch die er sich allein zurückziehen konnte, näher als er, zwölf gut berittene Reiter. Die Uhlanen glaubten sich verloren. Plötzlich sprengt aus der Räubertruppe Einer auf einem braunen Pferde hervor, und hält auf hundert Schritte von Castro an. „Man überrascht Jose Maria nicht so leicht,“ ruft er herüber. „Kapitän Castro, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich der Justiz überliefern wollen? Sie sind jetzt in meiner Hand, und ich könnte Sie tödten; aber tapfere Männer sind selten geworden und ich schenke Ihnen das Leben. Hier ein Andenken, das Sie lehren wird, mir aus dem Wege zu bleiben. Achtung auf den Tschako!“ Mit diesen Worten schlägt er an, und eine Kugel fährt durch den Tschako des Kapitäns. In demselben Augenblicke wirft er sein Pferd herum und verschwindet mit seinen Leuten.

(Schluß folgt.)

Sir Sidney Smith und der Guerillas-Chef Fra Diavolo.

Wenige Menschen waren besser geeignet zu der zweifachen Art von Kriegsführung, welche der Fortgang der Feindseligkeiten im Mittelmeer nothwendig machte, als der kriegerische Sir Sidney Smith; in allen seinen Unternehmungen herrschte ein gewisser romantischer Zug, der seinen abenteuerlichen, ritterlichen Geist zeigte. Eine nie wankende Unverzagtheit und ein muthiger und schneller Entschluß paarten sich bei ihm mit einer gründlichen Kenntniß seines Berufs, und wir dürfen nur die Belagerung von Acre nennen, um zu beweisen, wie geschickt er sich beim Landkriege zu benehmen wußte; am besten aber verstand er es, dem Feinde zu schaden, oder ihm in seinen Unternehmungen zuvor zu kommen, Landungen zu machen, Batterien zu stürmen, oder, begünstigt durch das schöne Klima Italiens, seine Leute des Nachts durch die Wälder oder über steile Felsen zu führen, die da die Küste umgeben; wo wilde Guerillas seine Pfade durchkreuzten oder sich ihm anschlossen, und ihm Mittheilungen über den Feind machten. Für die Seeleute waren diese Züge reichliche Quellen des Vergnügens und gaben ihnen oft Gelegenheit, ihren eigenthümlichen Charakter zu zeigen; wenn Befehl gegeben wurde, die Boote zu bemannen, was allezeit mit Freiwilligen geschah; dann rief der Bootsmann gewöhnlich: „Buschklepper, packt euch fort!“ und Alle wußten, was Dieß zu bedeuten hatte.

Unter den Guerillaschefs, mit denen Sir Sidney Bekanntschaft machte, fand sich einer, der wegen seiner Unerschrockenheit im Gefecht, seiner Todesverachtung und sein oftmaliges Entkommen aus allen möglichen Gefahren unter dem Namen Fra Diavolo bekannt war, und er hatte auch in seinen Gesichtszügen sowohl als in seinem Benehmen wenig Menschliches. Sein Aussehen war überaus wild, und ein buschichter Bart, der ihm von dem Kinn herabhing und fast das ganze Gesicht bedeckte, machte ihn noch häßlicher. Um seine Schultern, manchmal auch um den Kopf, trug er ein Thierfell; in seinem Gürtel staken außer seinen Pistolen ein Messer und ein Dolch, an seiner Seite hing ein großer Säbel und ein Karabiner auf seinem Rücken. Die Franzosen hatten einen ansehnlichen Preis auf seinen Kopf gesetzt; aber sein Name war so gefürchtet, und er war von Allem so genau unterrichtet, daß mancher Schwätzer, der am Abend geschworen hatte, ihn zu treffen, am Morgen todt in seinem Blute gefunden wurde; die Soldaten hielten ihn für einen höllischen Geist.

Sir Sidney Smith erfuhr, daß dieser Guerillaschef in der Nähe des Ufers war, an dem er kreuzte, und verlangte eine Zusammenkunft mit ihm, um über den Zustand und die Verrichtungen des Feindes genaue Nachrichten zu erlangen. Zu dem Ende landete er mit einiger Mannschaft eine Stunde vor Tagesanbruch. Das Boot wurde unter Felsen verborgen; Alle verließen es und verfolgten ihren Weg über Stock und Stein, durch Busch und Strauch, bald auf Händen und Füßen aufwärts kletternd, bald hinabgleitend über hole Felsen, und gerade hob sich die Sonne über die Felsen, als ein schwaches Pfeifen sich hören ließ. Mit einem Male befanden sie sich auf einem offenen Platze, wo die Bäume weggeräumt worden waren. Hier saß Fra Diavolo an einen Baum gelehnt, während seine Banditen ausgestreckt auf dem Boden lagen, oder in verschiedenen Gruppen umher saßen. Einige schliefen, andere erwachten aus dem Schlafe und dehnten sich, während eine kleine Anzahl die Waffen untersuchte und die Messer schliff; nochmals erklang die Pfeife, worauf nur ein Mal in ein Jagdhorn gestoßen wurde, und Alle hingen die Karabiner um und standen schlagfertig. Dieß Schauspiel war des Pinsels eines Salvator Rosa würdig. Sir Sidney trat näher, ward sogleich erkannt, und ein wildes Freudengeschrei hieß ihn willkommen. Nach kurzer Unterhaltung war das Frühstück in Bereitschaft, das aus Früchten, Wein und hartem Brode bestand. Sir Sidney und der Guerillaschef saßen bei einander. Gleich hinter ihnen stand der Hornbläser und an der linken Seite des letztern sein Schwertträger, während die anwesenden Seeleute Sir Sidney's sich unter die Guerillas gemischt hatten und mit ihnen aßen. Wenige Minuten hatten sie so gesessen, als ein Schuß fiel und der Hornbläser todt über die Schulter Sir Sidney's hereinstürzte.

Ohne Zweifel war die Kugel für ihn oder den Guerillaschef bestimmt gewesen; beide sahen einander einen Augenblick mißtrauisch an, und in beiden stieg der Gedanke an Verrath auf, doch nicht auf lange. Der Häuptling griff nach dem Horn, sprang auf und blies, daß der Klang von Fels zu Fels widerhallte. Die Mannschaft verließ die Mahlzeit und schloß einen Kreis um ihren Anführer, begierig, seine Befehle zu vollbringen. Noch ein Mal erklang das Horn, aber lauter und länger als das erste Mal, und ward bald darauf durch ein anderes in einiger Entfernung beantwortet. Nun warf er das Horn auf den Boden, stürzte sich auf den entseelten Körper, rang die Hände und knirschte voll Wuth mit den Zähnen, während seine Leute sich immer dichter um ihn schlossen. Nochmals erklang das Horn aus der Ferne, und sogleich wurde er ruhig, gab seine Befehle an die Schaar und wandte sich dann an Sir Sidney Smith, faßte seine Hand und ersuchte ihn nach dem Boote zurückzugehen, und sobald er Rauch und Feuer im Walde sehe, so sey Dieß das Zeichen, um sich nach dem Orte der Zusammenkunft zu begeben. Alles Dieß verbannte indeß den Zweifel nicht ganz aus dem Gemüthe des tapfern Engländers; leicht konnte Alles noch ein eitles Spiel seyn; aber zum Hin- und Herreden war keine Zeit, denn in wenigen Minuten war die ganze Schaar verschwunden, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als den todten Kör-

per, einige Ueberbleibsel von der Mahlzeit und einige leere Flaschen. Sir Sidney kehrte nach dem Schiffe zurück. Er wartete den Tag über das Zeichen ab, hatte jedoch fest beschlossen, zu untersuchen, in wie weit seine Vermuthung gegründet wäre, und welches Vertrauen er auf Fra Diavolo setzen konnte. Es wurde Nacht, und bald entdeckte man in der bestimmten Richtung einige Funken und kurz darauf große Flammen, als ob der Wald in Brand stünde. Die Boote wurden bemannt, und nur mit der größten Mühe erreichte Sir Sidney den Platz, wo Fra Diavolo sich befand.

Die Schaar gab ihre Freude durch ein wildes Geschrei oder vielmehr durch ein wüstes Geheul zu erkennen, als der britische Offizier unter ihnen erschien. Schon das Schauspiel von diesem Morgen hatte Eindruck auf ihn gemacht, mit dem jetzigen war es aber gar nicht zu vergleichen. Der Guerillaschef stand auf seinen Säbel gestützt vor einem großen, von aufeinander gelegten Blöcken trocknen Holzes gebildeten Scheiterhaufen, der furchtbar brannte und eine dunkelrothe Gluth auf die abscheulichen Gesichter warf, die um denselben gelagert waren. „Sieh,“ sagte Fra Diavolo zu Sir Sidney, indem er mit seinem Säbel die brennenden Holzstöcke auseinander schob, und ihm den schon beinahe verzehrten Leichnam eines Menschen zeigte; „sieh', so mögen alle unsre Feinde vergehen; dieser war es, der diesen Morgen den Schuß that. Wir erwischten den feigen Elenden, und er bekannte, daß die Kugel für mich bestimmt war, und so — bin ich gerächt.“ Der Unglückliche war lebendig verbrannt worden.

Die Missionäre auf den Sandwichinseln.

Die „Litterary Gazette“ theilt nachstehendes Schreiben eines H. J. Horten über die Missionarien auf den Sandwichinseln mit: „Es ist mir ausnehmend schmerzlich, gegen das amerikanische Missionssystem, wie ich es auf diesen von der Natur schwach begünstigten Inseln fand, so vieles sagen zu müssen. So lange ich in Europa reiste, war ich stets günstig für die Sache gestimmt, habe nicht wenig für die Missionsanstalten in der Südsee beigetragen, und darum die verschiedenen Inselgruppen mit einer vorgefaßten Meinung zu ihren Gunsten besucht, aber die Wahrheit zwingt mich zu sagen, daß eigene, an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen über die Lehren des amerikanischen Missionssystems auf den Sandwichinseln mich bitter enttäuschten. Unter einer so zahlreichen Klasse wie die amerikanischen Missionäre finden sich sicherlich viele achtungswerthe Männer, die jedem Amte Ehre machen würden, und ich erinnere mich selbst einiger derselben mit großem Vergnügen; aber die Ausnahme beweist eben die Regel. Das System, von jedem Paare der Insulaner, das sich von dem Missionär trauen lassen will, einen spanischen Piaster zu fordern, gehört sicherlich nicht zu ihren Instruktionen, und ist höchst drückend bei einer Bevölkerung, welche nur mit großer Anstrengung sich einen Dollar erwerben kann, besonders da diese priesterliche Anordnung mit heftigen Ausfällen gegen Alle verbunden war, welche ohne diese Heirathsform bei einander wohnten. Eine Predigt, die ich auf der Insel Oahu hörte, war furchtbar; sie lautete ungefähr folgendermaaßen: „Ihr werdet an den schrecklichen Ort der Qual in ewige Flammen gehen, wenn ihr nicht eure Hoffnung ganz auf Jesus Christus baut. Es nützt euch nichts, daß ihr redlich, daß ihr mäßig seyd, daß ihr die Hungrigen speiset, die Kranken heilt und unter einander, wie die Welt es nennt, ein unsträfliches und tugendhaftes Leben führt; alles Dieß, sage ich, nützt euch nichts, ihr und eure Kinder werdet in den feurigen Brunnen geworfen werden, der für immer und ewig brennt, und dessen Boden gepflastert ist mit kleinen Beinen von Kindern, nicht einer Spanne lang!“ Nun frage ich Jeden, ist Das die Art, mit Leuten anzufangen, die in einem vollkommenen Naturzustande sind? Der Prediger war ein junger Mann von 20 Jahren und eben erst aus der Anstalt zu Princetown in New-Yersey angekommen; es ist aber zu hoffen, daß er dem Wege, den seine ältern Brüder so häufig eingeschlagen haben, folgen und eben so viel Klugheit als jetzt Eifer zeigen, und dadurch ein Vermögen anhäufen wird, wie ich von dem ersten Missionär, einem ehemaligen Sesselmacher, hörte, der 20.000 Dollars an Geld und Geldeswerth in seinem Hause hatte. Es ist kein Wunder, daß die Bevölkerung sich allmählich vermindert, denn neben diesem System, das Volk einzuschüchtern, und es zur Zahlung zu zwingen, um getraut zu werden, nöthigt man es auch noch, vier Tage in der Woche die Kirche und Schule zu besuchen und den fünften Tag müssen sie für die Häuptlinge arbeiten, so daß ihnen für den Feldbau und Erzeugung der nothwendigen Nahrung nur zwei Tage übrig bleiben. Die Missionäre haben das Fischen, Baden, das Schwimmbrett, die Maultrommel und alle andern Belustigungen unter den Eingebornen verboten; zugleich haben sie ein altes Gesetz der Puritaner aus Connecticut eingeführt, und gestatten keinem Amerikaner oder Engländer, am Sonntag zu reiten, oder jemals geistige Getränke zu trinken, oder Kegeln und Billard zu spielen; während sie selbst an Sonn- und Werktägen, in Stadt und Land mit Weibern und Kindern herumfahren, und gar nicht von Pferden gezogen, deren es auf diesen Inseln eine Menge und wohlfeil genug gibt, sondern von menschlichen Wesen, von vier nackten Insulanern, die ihre eigenen Zuhörer und wahrscheinlich ihre Mitkommunikanten sind. Die Missionäre wollten die zehn Gebote als das erste Landesgesetz auf den Inseln verkündigen, es erhoben sich aber einige Schwierigkeiten und der Plan wurde aufgegeben. Kurz, Civilisation, wie sie gegenwärtig unter der Mißleitung der amerikanischen Missionarien auf den Sandwichinseln vor sich geht, ist nur ein anderes Wort für **Ausrottung**. Die Masse des Volks ist in einem Zustande, der an Hungersnoth gränzt, weil die Erwachsenen, statt sich mit dem Feldbau abzugeben, lesen und buchstabiren lernen müssen, und die Zeit, die man auf Landwirthschaft und mechanische Künste verwenden sollte, wird nutzlos verschwendet, indem man alte Männer von 70 Jahren a b ab buchstabiren lehrt; statt der äußern Zeichen nützlicher Geschäftigkeit, der Hacke, dem Spaten, dem Fischney, sieht man nichts, als das Palapala oder ABC-Büchlein, das man den Missionären um hohen Preis abkauft. Das ganze System ist in der That, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, nichts als eine Geldschneiderei, und statt dem unglücklichen Volke nützlich zu seyn, kann man es beinahe als eine direkte Ursache der schon erwähnten Entvölkerung betrachten. Denn erstens ist eine Taxe auf die Heirathen gelegt, die für neun Zehntheile des Volks viel zu hoch ist, und dieses Geld wird nicht an den König oder die Regierung gegeben, die es wieder in Umlauf setzen, sondern es fällt geradezu in die Taschen der Missionäre, die es aufspeichern und aus dem Lande schleppen, sobald sie ihre Nester gehörig ausgestopft haben; dabei drohen sie noch Denen, die sich nach der alten Weise, d. h. ohne den ehrwürdigen Vätern einen Piaster zu zahlen, verheirathen, mit den ewigen Höllenstrafen. Zweitens herrscht durch den Schulzwang, indem man auch die Erwachsenen unterrichtet und sie dem Feldbau entzieht, Hunger und Elend. Ein drittes Zerstörungsmittel ist das Verbot des Badens, das in diesem Klima beinahe so nothwendig ist, als frische Luft. Die Einwohner, welche zur Zeit Cook's ein schönes, gesundes Volk waren, sind jetzt mit Ungeziefer und starken skorbutischen Ausschlägen bedeckt. Ein viertes ist das Verbot ihrer unschuldigen Vergnügungen; der nutzlose Versuch, menschliche Wesen in eine Lebensweise zu zwängen, die ihrer Natur so zuwider ist, hat ihren Geist gebrochen; sie sind stumpfsinnig und entnervt geworden, und sollte das jetzige System fortdauern, so werden die Missionäre bald nur noch der weißen Bevölkerung zu predigen haben.

Vermischte Nachrichten.

Ober-Louisiana, bemerkt ein englisches Blatt, hat alle Bäume, die in Europa fortkommen, und außerdem auch andere, die hier nicht bekannt sind. Die Zedern sind außerordentlich schön; die Baumwollenbäume wachsen zu einer Größe auf, daß die Indianer aus ihren Stämmen Kanoes machen; Hanf wächst wild; aus den Fichten an der Seeküste wird Theer bereitet; wie denn das Land an Allem Ueberfluß hat, was zum Schiffbau nöthig ist. Die Granatäpfel- und Wallnußbäume sind von Weinreben umrankt, die sehr große und süße Trauben tragen. Das indianische Korn wird des Jahres drei- bis viermal geärntet, da es außer einiger Regenzeit keinen Winter gibt. Das Gras schießt zu einer großen Höhe auf, und wird gegen Ende Septembers in Brand gesteckt, und schon acht oder zehn Tage darnach, steht das junge Gras wieder einen halben Fuß hoch.

Unter den hinterlassenen Papieren des Sir James Mackintosh fand sich die während seiner Lebzeiten so oft angekündigte „Geschichte der Revolution von 1688,“ die jetzt in Kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 280. 6 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

12. Fahrt auf dem Kuarra — Pataschie — Glaube an Zauberer — Strafarbeitshaus auf Pataschie — Fetischpriester — Ankunft in Lever.

(Hiezu die beiliegende Abbildung.)

Endlich waren die Boten des Königs von Nuffie und des Magia von Rabba angekommen, ohne deren Geleit der König von Bussa seine weißen Freunde durchaus nicht abreisen lassen wollte. Der Magia von Rabba hatte seinen eigenen Sohn gesendet, und nach Aussage des von Bussa an ihn abgeordneten Boten große Freude bezeigt, daß weiße Männer ihm die Ehre ihres Besuches schenken wollten. Der König von Bussa selbst war über den glücklichen Erfolg seiner Verwendung außer sich, und „sprang um seine Hütte herum und schrie laut auf wie ein Kind.“ „Nun,“ sagte er, als er wieder etwas gefaßter geworden war, „was immer den weißen Männern begegnen wird, meine Nachbarn werden mir das Zeugniß geben müssen, daß ich sie wie ein König behandelt und Alles gethan habe, was ich vermochte, um für ihr glückliches Fortkommen zu sorgen. Sie werden es nicht wagen dürfen, mir einen Vorwurf zu machen, wie meinem Vorgänger *); denn ich kann jetzt mit Sicherheit darauf zählen, daß die benachbarten Fürsten, wenn nicht meinetwegen, doch um ihrer selbst willen, die Fremden gütig und ehrenvoll aufnehmen werden.“

Der Abschied von dem Könige und der Midiki, so wie von den Einwohnern von Bussa überhaupt, war rührend. Mit Thränen im Auge verließ das königliche Paar die Reisenden, und begab sich mit gesenktem Haupt und Schmerz auf dem Gesichte nach seinen Hütten, um für die glückliche Reise ihrer Gäste ein kräftiges Zaubermittel zu bereiten. Während die Lander nach dem Flusse hinabgingen, wurden sie von einer Menge Volkes begleitet, das sie segnete und ihnen Lebewohl nachrief. Einige knieten zu beiden Seiten des Weges nieder, hoben die Hände zum Himmel, und sprachen Gebete für das Wohlergehen der weißen Männer, während Thränen ihre Wangen überströmten.

Es war der 20ste September, als sich die Lander mit den Abgesandten von Nuffie und Rabba, auf dem Kuarra (Quorra) einschifften. Da sie nicht im Sinne hatten, viele bewohnte Orte an den Ufern des Niger zu besuchen, so hatten sie sich mit einer hinlänglichen Menge von Lebensmitteln versehen, mit denen sie drei bis vier Wochen auszureichen gedachten. So hatten sie drei große Säcke mit Mais und Bohnen, ein paar Hühner, zwei Schafe, und der König und die Midiki versahen sie mit einem ansehnlichen Vorrathe von Reiß, Honig und Zwiebeln, und zwei großen Töpfen mit vegetabilischer Butter, die nicht weniger als hundert Pfund wogen. Sie waren indeß nur eine kleine Strecke in dem Flusse hinabgefahren, als sie bemerken mußten, daß ihr kleineres Kanoe, in welchem sich sechs Personen und einige dem Abgesandten von Nuffie gehörige Schafe befanden, so überladen war, daß es sich kaum über dem Wasser erhalten konnte; überhaupt waren beide Fahrzeuge so leck, daß fortwährend drei Neger beschäftigt seyn mußten, das Wasser auszuschöpfen. Um das kleinere Boot zu erleichtern, mußte ein Mann in das größere herübergenommen, und zuletzt gegen Mittag an einem kleinen Eilande, Namens Melalie, angelegt werden, um so gut es ging, eine Ausbesserung vorzunehmen, die bei den vielen Felsen, die sich im Flusse zeigten, und der zunehmenden Schnelligkeit der Strömung, unumgänglich nöthig wurde. Zwischen der Insel Melalie, die ziemlich gut angebaut und bloß von Borgu-Negern bewohnt ist, ist der Fluß voll kleiner Eilande, zwischen denen sich der Strom in tiefe Kanäle theilt. Die Ufer zu beiden Seiten sind, wie die Eilande selbst, die meist bewohnt sind, sehr fruchtbar. Die Strömung war ungefähr fünf bis sechs englische Meilen in einer Stunde. Das Flußbett war überdieß voll von Felsen, von denen einige nur wenige Zoll über dem Wasser hervorstanden, das sich daran mit großem Geräusche brach und hiedurch dem Suleikin Zhilligih, „dem König des Bootes,“ der die Fahrt leitete, zur Warnung diente. Nur der Geschicklichkeit der Ruderer verdankten es die Reisenden, daß sie glücklich über einige Felsen hinkamen, die damals unter dem Wasser verborgen lagen, in der trockenen Jahreszeit aber hervorragen, und die Fahrt höchst gefährlich machen müssen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten sie die Gränze des Königreichs Bussa auf der östlichen Seite des Flusses, und befanden sich nun im Gebiete des Königs von Nuffie. Um fünf Uhr fuhren sie Ingnazhilligi *), der ersten Stadt auf dem Grund und

*) Der König von Bussa meint damit den Tod Mungo Park's, der bei Bussa um's Leben kam, und worüber der frühere Beherrscher von Bussa mit den benachbarten Fürsten in Verdrüßlichkeiten verwickelt worden zu seyn scheint.

*) Dieser Ort hat drei Namen. Clapperton nennt ihn Comie oder Wonjerque, und Lander Ingnazhilligi, die „Fähre des

Boden von Uonon, das hier den Fluß berührt, vorüber. Eine Viertelstunde unterhalb dieses Ortes landeten sie bei einer Marktstadt, die auf der großen und schönen Insel Pataschie liegt, wo sie das vor ihrer Abreise von Bussa von dem Könige von Uonon erkaufte Boot erwarten wollten.

Zwanzig oder dreißig Schritte vom Ufer erblickten die Reisenden gleich bei ihrer Landung große Haufen von Knochen und Schädeln des Flußpferdes, die von den Eingebornen als eine Art Siegesdenkmal auf einer Erderhöhung aufgestellt waren, ungefähr wie bei uns die Jäger erlegte Raubthiere vor ihren Thüren aufnageln. Viele Knochen waren so verwittert, daß zu vermuthen stand, die meisten dieser Thiere seyen schon vor vielen Jahren erlegt worden. Die Reisenden wurden bald darauf dem Häuptlinge dieser Insel vorgestellt, einem kleinen, dicken, schon bejahrten Manne, von heiterem Wesen, der, sonderbar genug, ungeachtet seiner pechschwarzen Haut, ganz hellblaue Augen hatte. Der Häuptling nahm seine weißen Gäste sehr freundlich auf, wies ihnen eine vortreffliche Hütte an, und sendete ihnen am folgenden Tage eine schöne Ziege und ein Gericht von gestoßenem Yams und Fleisch, das in Palmöl gedämpft war. Diese Speisen wurden ihnen in großen, sehr hübsch geschnittenen Schüsseln von Holz aufgetragen. Auch der Häuptling von Teah, einem benachbarten Eilande, ein gutmüthiger alter Mann, von ungemeiner Wohlbeleibtheit, der an einem der folgenden Tage sie besuchte, und fast nicht mehr verließ, schickte ihnen ein Mutterschaf und ähnliche Gerichte. Der alte Mann pries sich glücklich, noch vor seinem Tode weiße Männer gesehen zu haben, ein Glück, das weder seinem Vater noch seinen Vorfahren je zu Theile geworden sey, wie er sagte.

(Schluß folgt.)

Die spanischen Straßenräuber.

(Schluß.)

Hier noch ein Beispiel von Jose Maria's Artigkeit:

In einer Aldea in der Umgend von Andujar feierte man eine Hochzeit. Die Neuvermählten hatten bereits die Glückwünsche ihrer Freunde empfangen und man wollte sich eben unter einem großen Feigenbaume vor der Hausthüre zu Tische setzen; Jedermann war in der besten Laune von der Welt, sich einmal einen rechten fröhlichen Tag zu machen, und der Duft von Jasmin und Orangenblüthen mischte sich lieblich mit dem gehaltvolleren Wohlgeruch, der aus einigen Schüsseln dampfte, unter denen sich der Tisch bog. Plötzlich erscheint aus einem, auf Pistolenschußweite vom Hause entlegnen Waldgebüsche ein Mann zu Pferde. Der Unbekannte sprang gewandt aus dem Sattel, grüßte die Gäste mit der Hand und führte sein Pferd in den Stall. Man hatte Niemand mehr erwartet; allein in Spanien ist Jeder, der zu einem Feste kommt, ein willkommener Gast; übrigens schien der Fremde, seiner Kleidung nach zu urtheilen, ein Mann von Bedeutung. Der Bräutigam stand sogleich auf, um ihn zu Tische zu laden.

Während man sich leise fragte, wer wohl der fremde Cavalleros sey, wurde der Notar von Andujar, der der Hochzeit beiwohnte, bleich wie der Tod. Er versuchte von dem Stuhle aufzustehen, auf dem er neben der Braut saß; allein seine Knie schlotterten, daß er auf keinem Beine stehen konnte. Einer der Hochzeitgäste, der schon lang im Rufe stand, sich mit Schleichhandel abzugeben, näherte sich der Neuvermählten und flüsterte ihr zu: [illegible] ist Jose Maria. Ich müßte mich sehr täuschen, oder [illegible] irgend ein Unheil anzurichten. (para hacer una [illegible]) [illegible]lich soll es dem Notar an den Kragen gehen. [illegible] Soll man ihn entwischen lassen? — Es ist [illegible] Jose Maria würde ihn schnell eingeholt haben. — Den Räuber festnehmen? — Sicherlich steckt seine Bande in der Nähe; übrigens trägt er selbst Pistolen im Gürtel und der Dolch kommt nicht von seiner Seite. — Aber, Herr Notar, was haben Sie ihm denn gethan? — Ach, Nichts, platterdings Nichts!" Einer gab leise zu verstehen, der Notar habe vor zwei Monaten seinem Pächter gesagt, wenn Jose Maria bei ihm einspreche, solle er ihm einen Brocken Arsenik in den Wein werfen.

Noch rieth man hin und her und vergaß ganz darauf in die Olla einzuhauen, wie billig, als der Unbekannte zu der Seite des Bräutigams unter den Hochzeitgästen erschien. Es war kein Zweifel mehr; es war Jose Maria, der im Vorübergehen einen Tigerblick auf den Notar hinüberschoß, der davon wie von einem Fieberschauer gerüttelt wurde; dann grüßte er die Braut mit gar anmuthiger Sitte und bat sie um die Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit tanzen zu dürfen. Sie hütete sich natürlich wohl, es ihm abzuschlagen oder auch nur ein Gesicht darüber zu verziehen. Jose Maria nahm sofort einen Stuhl von Korkbaumholz, näherte sich dem Tische und setzte sich ohne weitere Umstände an der Seite der Braut, zwischen ihr und dem Notar nieder, der jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe war. Man begann zu essen und Jose Maria war voll zarter Aufmerksamkeit gegen seine Nachbarin. Als die Mahlzeit zu Ende ging und ein noch besonders guter Wein herumgegeben wurde, füllte die junge Frau ein Glas mit Montilla (der meinem Geschmack nach dem Xeres vorzuziehen ist), berührte es mit ihren Lippen und reichte es dann dem gefürchteten Gaste. Dieß ist eine Höflichkeit, die man bei Tische nur Personen erweist, die man besonders hochachtet. Man nennt es una fineza; leider verliert sich dieser Brauch in der höheren Gesellschaft, die hier wie allerwärts sich nicht eifrig genug aller alten Nationalgebräuche entledigen zu können glaubt. Jose Maria nahm das Glas, dankte mit beredten Worten und erklärte, die junge Frau möge ihn für einen ihrer ergebensten Diener halten, der mit Freuden alle ihre Befehle vollziehen werde. Man näherte sie ihren Mund dem Ohre des furchtbaren Nachbarn und sagte mit schüchtern bebender Stimme: „So erzeigt mir einen einzigen Gefallen." — „Tausende" rief Jose Maria. — „Vergesset, ich beschwöre Euch darum, die böse Absicht, die Euch hieher geführt hat. Versprechet, mir zu Liebe, Euren Feinden zu verzeihen und auf meiner Hochzeit keine betrübende Störung vorfallen zu lassen." — „Notar, sagte Jose Maria, indem er sich zu dem Mann des Gesetzes wendete, der am ganzen Leibe

---

Königs." Es scheint der erste Punkt des Flusses unterhalb Bussa, der ganz frei von Felsen ist, und daher als Ueberfahrt benützt wird. Es ist der Uebergangspunkt für alle Kaufleute, die aus Nyffe und den nordöstlich von Borgu gelegenen Gegenden kommen.

zitterte, danke der Señora. Ohne sie würde ich Dich umgebracht haben, bevor Du noch Deinen Hochzeitsschmauß verdaut gehabt hättest. Fürchte nichts mehr, ich werde Dir kein Leides thun." Dann füllte er ein Glas mit Wein und fügte mit einem boshaften Lächeln hinzu: „Wohlan, Herr Notar, auf meine Gesundheit! Der Wein ist gut und nicht vergiftet!" Der unglückliche Notar glaubte einige Hundert Nadeln zu verschlucken. „Frisch auf, Kinder, rief hierauf der Räuber, lustig! (vaya de broma) Es lebe die Braut!" Dann sprang er auf, holte eine Guitarre und improvisirte ein Liedchen zu Ehren der [illegible] Eheleute. Kurz, den Tisch über und nachher beim T[illegible] sich Jose Maria so liebenswürdig, daß den Frauen beinahe [illegible] in die Augen traten, wenn sie daran dachten, daß ein so [illegible] Junge seine Tage vielleicht am Galgen beschließen würde. Er tanzte, sang und war Alles in Allem. Gegen Mitternacht näherte sich ein kleines, in Lumpen gehülltes Mädchen dem Räuber und flüsterte ihm einige Worte in Rothwälsch zu. Jose Maria sprang auf, eilte nach dem Stalle und kam bald darauf mit seinem guten Pferde am Zügel zurück. Dann näherte er sich, den Zügel um den einen Arm geschlungen, der jungen Frau und sagte: „Adieu, Kind meiner Seele (hija de mi alma), nie werde ich die Augenblicke vergessen, die ich bei Euch zubrachte. Es sind die glücklichsten, die ich seit vielen Jahren erlebte. Erzeigt mir die Güte, diese Kleinigkeit von einem armen Teufel anzunehmen, der Euch gern eine Goldmine bieten möchte." Mit diesen Worten überreichte er ihr einen schönen Ring.

„Jose Maria, entgegnete die Neuvermählte, so lang ein Brod in diesem Hause sich findet, wird die Hälfte davon Euch gehören."

Der Räuber schüttelte allen Gästen die Hände, selbst dem Notar, umarmte alle Frauen, schwang sich dann in den Sattel und ritt den Bergen zu. Dann erst athmete der Notar wieder frei. Eine halbe Stunde später kam eine Streifwache an, Niemand aber hatte etwas von dem Menschen gesehen, den sie suchte.

Das spanische Volk, das die Romanzen der zwölf Pairs auswendig kann, das die Heldenthaten Renauds von Montauban singt, muß natürlich einem Manne gewogen seyn, der in einer so prosaischen Zeit, wie die unsrige, die ritterlichen Tugenden und Abenteuer der alten Helden wieder aufleben zu lassen scheint. Ein anderer Grund, der dazu beiträgt, Jose Maria unter dem Volke beliebt zu machen, ist seine außerordentliche Großmuth. Gern theilt er das Geld, das ihm zu erwerben nicht viele Mühe kostet, mit den Armen. Noch nie, sagt man, sprach ihn Einer an, ohne ein reiches Almosen zu erhalten. Ein Maulthiertreiber erzählte mir, er habe sein Maulthier, das seinen ganzen Reichthum ausmachte, eingebüßt und sey in der Verzweiflung schon nahe daran gewesen, sich kopfüber in den Quadalquivir zu stürzen, als seiner Frau von einem Unbekannten ein Beutel mit sechs Unzen Gold zugestellt wurde. Er zweifelte nicht, daß dieser Wohlthäter Jose Maria gewesen sey, dem er eines Tags, als ihm die Soldaten auf der Ferse waren, eine Furth gezeigt habe.

Auch folgende Geschichte hörte ich von ihm erzählen:

Ein armer Hausirer in der Umgegend von Campillo de Arenas führte eine Ladung Weinessig in die Stadt, der, wie es in Spanien gebräuchlich ist, in Schläuchen gefüllt war und von einem magern, abgehaarten Esel getragen wurde, der vor Hunger und Alter sich kaum mehr fortschleppen konnte. Auf einem schmalen Fußwege begegnet ihm ein Fremder, den man der Kleidung nach für einen Jäger hätte halten können, und der nicht sobald des Esels ansichtig wurde, als er in ein lautes Gelächter ausbrach und rief: „Was für eine Mähre führst du da mit Dir, Kamerad? Sind wir denn schon im Karnevale, daß man solche Aufzüge sieht?" — „Señor, erwiderte der bitter gekränkte Eseltreiber, dieses arme Thier, so alt und häßlich es auch ist, verdient mir doch noch mein Brod. Ich bin arm, und habe nicht so viel Geld, um mir ein anderes zu kaufen." „Wie, von diesem armseligen Gerippe mußt Du leben, das Dir morgen oder übermorgen fallen kann? Halt, Freund, hier nimm" — und mit diesen Worten zog der Fremde einen ziemlich schweren Sack hervor — „bei dem alten Herrera ist ein schönes Maulthier zu verkaufen. Er will dafür 1500 Realen, hier sind sie. Kaufe dieses Maulthier heute noch, ja nicht später und handle nicht. Wenn ich Dich morgen noch mit dieser elenden Mähre auf dem Wege treffe, so stürze ich euch beide, so wahr ich Jose Maria heiße, in den nächsten besten Abgrund." Der Eselstreiber blieb mit dem Sack in der Hand stehen und glaubte zu träumen. Allein die 1500 Realen waren gut gezählt, und da er wußte, was ein Schwur Jose Maria's zu bedeuten hat, so begab er sich unverzüglich zu Herrera, und vertauschte seinen Geldsack gegen ein schönes Maulthier.

Die Nacht darauf wird Herrera plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Zwei Männer halten ihm eine Blendlaterne und einen Dolch vors Gesicht. „Auf, geschwind dein Geld her." — „Ach, Señors, ich habe nicht einen Cuarto im Hause." — „Du lügst, du hast gestern ein Maulthier um 1500 Realen an den und den von Campillo verkauft." Die Beweisgründe waren so unwiderstehlicher Art, daß die 1500 Realen bald ausgeliefert wurden, und hingingen wo sie hergekommen waren.

London.

(Aus Partingtons history of London.)

London, die Hauptstadt des britischen Reichs, liegt unter 51° 51 nördlicher Breite und 5° 57′ westlicher Länge, Meridian von Greenwich. Sie liegt von Edinburg 596 (englische) Meilen in südlicher, von Dublin 338 Meilen in südöstlicher, von Paris 225 Meilen in nordwestlicher, von Amsterdam 190 Meilen in westlicher Richtung entfernt, und ungefähr 45 Meilen westlich vom Meer in einem geräumigen und sehr angenehmen Thale, das sich längs der Ufer der Themse ausdehnt, die, indem sie die Hauptstadt durchströmt, eine Krümmung beschreibt. Gegen Norden erhebt sich der Boden terrassenförmig, doch ungleich, und diese Erhöhung erstreckt sich bis Nordwest und West, welche die höchsten Punkte der Stadt sind. Der südliche Theil derselben ist eben und war ehemals ein Morast von einer Ausdehnung von mehreren Meilen. Diese beiden Hauptabtheilungen sind durch sechs Brücken mit einander verbunden, worunter vier steinerne und zwei eiserne. Der Boden, auf dem die Stadt ruht, besteht größtentheils aus feinem Sand, der an vielen Stellen stark mit Thonerde gemischt ist. Die Breite der Themse beträgt hier zwischen 400 und 500 Yards, und die gewöhnliche Wasserhöhe ist zwölf Fuß, steigt aber zur Zeit der Fluth um noch zehn bis zwölf Fuß. Gewöhnlich erstreckte sie sich auf fünfzehn Meilen oberhalb der Brücke von London; allein seitdem die alte Brücke abgebrochen und die neue erbaut wurde, steigt die Fluth noch weit höher. London, im Ganzen genommen, kann als die reichste und größte Stadt in Europa angesehen werden; sie besteht aus der eigentlichen City und den dazu gehörigen Vierteln, aus der Westminster-City

nebst ihren Vierteln, aus Southwark und ungefähr dreißig benachbarten, in den Grafschaften Middlesex und Surrey gelegenen Dörfern. Ihre Länge von Ost nach West beträgt ungefähr acht Meilen, ihre Breite von Nord nach Süd ist sehr ungleich und zwischen vier und fünf Meilen. Der Umfang dieser ungeheuern Häusermasse beträgt nicht weniger als zwanzig Meilen. London enthält 70 Squares oder öffentliche Plätze, 12,000 Straßen, Zugänge, Gäßchen u. s. w. und 500,000 Gebäude aller Art, als: Paläste, Kirchen, Häuser, Magazine, Läden u. s. w. Die Häuser sind aus Backsteinen erbaut, die an Ort und Stelle verfertigt und verbraucht werden. Die Hauptstraßen sind breit, luftig und wegen der Bequemlichkeit, die sie dem Transporte, dem Verkehre, den Verbindungen und den Fußgängern bieten, denen der meisten andern europäischen Städte vorzuziehen. In der Mitte sind sie für Wägen mit großen Steinen gepflastert, die einen festen, dauerhaften Fahrweg bilden, und leicht gewölbt, damit das Wasser in die an beiden Seiten befindlichen Rinnen ablaufen kann. Auf beiden Seiten des Fahrwegs läuft ein etwas höher als dieser gelegtes, breites und ebenfalls gepflastertes Trottoir hin. Unter dem Pflaster befinden sich große gewölbte Kanäle oder Abzugsgräben, die mittelst kleinerer Kanäle mit jedem Hause in Verbindung stehen und in die sich das von den Fahrwegen ablaufende Wasser durch eiserne Roste ergießt. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß sowohl westlich als südwestlich, nördlich, und östlich von London die Vegetation um zehn und sogar fünfzehn Tage voraus ist. Die gewöhnlichen Winde wehen aus Norden und Südwest und dauern nicht weniger als sechs Monate im Jahre. Das Thermometer steigt zuweilen auf 80° Fahrenheit, sehr selten auf 84°, allein die gewöhnliche Wärme ist zwischen 65 und 75°. Im Winter fällt das Thermometer bis 15°, hält sich aber gewöhnlich zwischen 20 und 30°; zuweilen, aber nur selten, fällt es unter Null. Tritt ein Frost ein, so bleibt es meist zwischen 40 und 50°. Die jährliche Temperatur von London ist 51° 9' oder 52°. Die Lage von London ist so sehr von der Natur begünstigt, daß man überall, wo man den Boden ein wenig aufgräbt, auf Quellen stößt, die eine große Menge Wasser geben. London zählte, wie man behauptet, im Jahre 1377 ungefähr 35,000 Einwohner. Nach der im Jahre 1801 veranstalteten Zählung enthielt London damals 121,229 Häuser, die von 216,073 Familien oder 864,755 Personen bewohnt wurden. Im Jahre 1811 war die Einwohnerzahl auf 1,099,104 und im Jahre 1821 auf 1,225,964 Seelen gestiegen. Nach der letzten Zählung vom Jahre 1831 ergibt sich, daß die Bevölkerung um 248,105 Seelen zugenommen hat, und dem zu Folge beläuft sich also gegenwärtig die Zahl der Einwohner von London auf nicht weniger als 1,474,069.

Man hat berechnet, daß in London in einem gewöhnlichen Jahre 110,000 Ochsen,*) 50,000 Kälber, 800,000 Schafe, 250,000 Lämmer und 200,000 Schweine verzehrt werden, andere Thiere verschiedener Art ungerechnet. Smithfield ist der Hauptmarkt, wo diese verschiedenen Gegenstände feilgeboten werden, und der Gesammtwerth des Schlachtfleisches, das dort jährlich verkauft wird, beläuft sich auf 8,000,000 Guineen. Man rechnet, daß im gewöhnlichen Jahre 2500 Ladungen Fische, jede von 40 Tonnen, und noch weitere 20,000 Tonnen zu Lande auf den Markt von Billingsgate gebracht werden; zusammen also 120,000 Tonnen. Der Verbrauch an Weizen in London beläuft sich jährlich auf 900,000 Quarters, von denen jedes acht Schäffel (ein Schäffel zu 24 Litres) hält. Die Konsumtion von Porter und Ale beträgt 2,000,000 Barriques, jedes zu 36 Gallonen; von Branntweinen 11,000,000 Gallonen; von Weinen 65,000 Pipen; von Butter 21,000,000 Pfund und von Käse 26,000,000 Pfund. An Kohlen werden im gewöhnlichen Jahre 1,200,000 Fuder, jeder zu 36 Schäffeln, verbraucht. Man hat berechnet, daß in der Nähe von London 10,000 Kühe gehalten werden, um den Bewohnern der Stadt die nöthige Milch zu liefern, und daß diese Kühe nicht weniger als 7,900,000 Gallonen jährlich geben. Diese ungeheure Menge vermehrt sich mindestens noch um den vierten Theil, da die Verkäufer ihre Milch mit Wasser zu vermischen pflegen.

*) Der jährliche Bericht des Längen-Bureau's gibt von Paris folgenden Verbrauch im Jahre 1830 an: Ochsen 67,978; Kühe 15,641; Kälber 69,844; Schafe 338,456; Schweine 89,841; pfundweise verkauftes Fleisch 3,240,408 Kilogramme; in Garküchen, zu Würsten und an Abfällen 918,670 Kiloge.

Der Hafen von London, oder vielmehr derjenige Theil der Themse, wo eine große Anzahl von Handelsschiffen vor Anker liegt, erstreckt sich von der London-Brücke (London Bridge) bis Deptford, also beinahe vier Meilen in die Länge und 200 bis 250 Toisen in die Breite. Im September des Jahres 1800 lagen hier, den dem Parlamente vorgelegten Papieren zu Folge, 2866 Schiffe mit 568,262 Tonnen und 41,402 Mann Besatzung. Die gewöhnliche Zahl der im Hafen und den Docken von London liegenden Schiffe ist zwischen 11 und 1200; 3000 Barken, die sich mit Aus- und Einladen beschäftigen, 2,300 kleine Schiffe und mehr als 3000 Gondeln ungerechnet, die zum Ueberfahren bestimmt sind. 1200 Kähne sind täglich im Dienste der Douane beschäftigt, um die verschiedenen Stellen des Flusses zu beaufsichtigen; 4000 Auslader haben mit Löschung der Ladungen und Befrachtung der Schiffe zu thun, und mehr als 8000 Schiffer führen die kleinern Fahrzeuge und Gondeln. Den Werth der Waaren, die im Hafen von London jährlich aus- und eingeladen werden, kann man auf mehr als 1,688,000,000 Franken schätzen.

Die Haustruppen des Königs bestehen aus drei Regimentern Garde zu Fuß, zusammen ungefähr 7000 Mann, die Offiziere mitgerechnet, und aus zwei Regimentern Garde zu Pferd (horse-guards), 1200 Mann, und diese bilden die sämmtlichen Truppen der Hauptstadt. Dabei hat keines dieser Regimenter das Recht, ohne Erlaubniß des Lordmayors nach London zu kommen. Die Zahl der Kirchen und Kapellen von London ist schwer zu bestimmen, doch dürften deren nicht weniger als zweihundert seyn. Die Anzahl der den Dissidenten gehörigen Gebäude beläuft sich indeß weit höher. Es gibt 80 Kapellen oder Betplätze für die Independenten, zu denen auch die schottischen Presbyterianer gerechnet werden; die Baptisten haben bei 30 Kapellen; die Methodisten 25; die Unitarier 9; die Arrianer 2; die Quäcker 6 u. s. w. Die mährischen Brüder, die Neuen-Lichter (new-lights) und die Freidenker (free-thinkers) haben, jede Sekte, nur Eine Kapelle. Ferner gibt es in der Hauptstadt noch sechs Synagogen für die Juden, fünfzehn Kapellen für die römischen Katholiken und neunzehn Kirchen für die fremden Protestanten.

Vermischte Nachrichten.

Einem im Jahre 1829 bekannt gewordenen Berichte zu Folge befanden sich in den öffentlichen Irrenanstalten von England 1189 Männer und 1514 Weiber und in dergleichen Privatanstalten 1770 männliche und 1964 weibliche Individuen; in Beschäftigungsanstalten 36 Männer und 52 Weiber; im Ganzen 6525 Geisteskranke, die unter Gewahrsam gebracht worden. Bei ihren Familien und uneingesperrt lebten 3029 Männer, und 3193 Weiber, im Ganzen 6222. Zu diesen 12,547 können noch 1200 gezählt werden, die in den Listen nicht aufgeführt wurden. England hatte also damals 14,000 Geisteskranke, von denen 4000 arm waren, und auf Kosten ihrer Pfarrspiele unterhalten wurden. Die Zahl der Geisteskranken war in den ackerbauenden Bezirken größer als in den Bergbaudistrikten.

Herr W. von Humboldt, der Bruder des berühmten Reisenden, ist gegenwärtig mit einem Werke über vergleichende Philologie beschäftigt, was bei der Gelehrsamkeit und dem Scharfblick des Verfassers von höchstem Interesse für die gelehrte Welt werden wird. Vorzüglich hat Australien, als der einzigmögliche Verbindungspunkt der beiden Kontinente, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und um seine Untersuchungen in allen Sprachen dieses Welttheiles zu erleichtern, hat die großbritannische asiatische Gesellschaft ihn mit zahlreichen Nachweisungen unterstützt, die von den verschiedenen englischen Seestationen in jenen Meeren eingezogen wurden.

In der im Auslande S. 1036, über den Monolithen in St. Petersburg, gegebenen Notiz muß als Berichtigung nachgetragen werden, daß jene Granitsäule nicht 1,500,000 Pfund wiegt, wie sich dort angegeben findet, sondern neun Millionen Pfund.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Schafe 338,456; Schweine 89,841; pfundweise verkauftes Fleisch [illegible] Kilogramme; in Garküchen, zu Würsten und an Abfällen 918,670 Kilogr.

Verantwortlicher Redacteur [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 281. 7 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

12. Fahrt auf dem Kuarra — Pataschie — Glaube an Zauberer — Strafarbeitshaus auf Pataschie — Fetischpriester — Ankunft in Lever.

(Schluß.)

Pataschie ist eine große, reiche Insel, mit herrlichem Palmwuchs und andern edeln Bäumen. Außer dem Mais und den Yams, die es in Ueberfluß hervorbringt, hat es auch Pferde, Esel, Büffel, Schafe, Ziegen und Geflügel die Menge. Die Einwohner sind arbeitsam, und nicht eine Ruthe Landes soll, wie man den Reisenden sagte, brach liegen. Pataschie, obgleich ganz von Nuffie-Negern bewohnt, ist dennoch Iaouri zinsbar und im Verhältnisse zu seiner Größe sehr bevölkert. Die Insel mißt ungefähr nur eine halbe Stunde in der Breite, aber mehr als eine Meile in der Länge, und überall erblickt man Gruppen von Hütten. Während die Reisenden zu Bussa oft Mangel an den täglichen Lebensbedürfnissen zu leiden hatten, fanden sie hier einen solchen Ueberfluß, daß sie nicht die Hälfte von den Gerichten, die ihnen der Häuptling schickte, aufzuzehren im Stande waren. Das Volk zeigte eine ungemeine Neugier, die weißen Menschen zu sehen. Neger von jedem Alter versammelten sich tagtäglich in dichten Haufen vor der Wohnung der Reisenden, und harrten geduldig von Morgens bis in die Nacht, um der Fremden ansichtig zu werden. „Indeß," fügt Lander bei, „sind sie so furchtsam wie Hasen, und wenn wir ihnen einen Augenblick starr ins Gesicht sahen, so prallten sie, vorzüglich die Weiber und die jüngern Neger beiderlei Geschlechtes, entsetzt zurück, als hätten sie auf eine Schlange getreten, und wollten wir uns ihnen nähern, so rannten sie schreiend davon, als wäre ein Löwe hinter ihnen her, oder als gähne sie ein Krokodilrachen an." Uebrigens fanden sie bei diesen Negern weit mehr Verstand und größere geistige Lebendigkeit, als bei allen andern Stämmen, die sie bisher kennen gelernt hatten. Lander hatte eine Naturgeschichte mit Abbildungen bei sich, aus denen die Eingebornen von Yarriba durchaus nicht klug werden konnten; hier aber begriff man sogleich Alles, was sie vorstellen sollten, und brach darüber in die größte Verwunderung und Entzückung aus. Die Eingebornen sind nur wenigen Krankheiten unterworfen; nur die Blattern sind sehr häufig, jedoch selten gefährlich; auch Fieber sind nicht selten; am meisten leiden sie aber an Augenkrankheiten. Ihre Arzneimittel sind sehr beschränkt, sie kennen einige Baumfasern und Wurzeln, denen sie besondere Heilkraft beilegen, die aber, wie Lander glaubt, von geringer Wirkung sind. Besonders wird die Wurzel eines seltenen Baumes wegen ihrer wunderthätigen Kräfte geschätzt, sie haben ihr auch deßhalb den Namen „der Mutter der Wurzeln" beigelegt. Das abergläubige Volk hält sich im Besitze des kleinsten Stückchens dieser Wunderwurzel gegen alle Krankheit und Noth des Lebens geschützt. Von den Arabern erhalten die Eingebornen große Zufuhren von Trona, einem vegetabilischen Kali, das an der Gränze der Wüste gefunden und als stark abführendes Mittel gebraucht wird. Man wendet es gegen alle Krankheiten an, mischt es auch gestoßen unter den Schnupftabak und gibt es Pferden und Schafen, die es begierig lecken. Kurz vor Lander's Abreise starb eine Frau des Häuptlings in einem Zustande von Sinnlosigkeit. Das Volk, das sie noch drei Tage zuvor in voller Gesundheit gesehen hatte, behauptete, ein böser weiblicher Dämon sey in ihren Leib gekrochen, und habe sie so gequält, daß sie sich in Feuer und Wasser stürzte, und unter schrecklichem Geheul auf den Boden wälzte, bis zuletzt der böse Geist ihr Leben gegessen und ihrer Pein ein Ende gemacht habe. Diesen Glauben an böse Weiber, die das Leben oder die Seele von Menschen verzehren können, fand Lander an mehreren Orten auf seiner Reise. Zu Bussa sah er zwei alte Weiber, die auf einer kleinen Insel im Niger wohnten, gefangen einbringen, indem man sie anklagte, daß sie die Seelen von fünf Menschen gegessen hätten. Zwei Männer, die man des gleichen Verbrechens beschuldigte, und die mit den beiden alten Zaubrerinnen zusammengewohnt hatten, waren glücklicherweise durch die Flucht entkommen; sonst würde man sie an Händen und Füßen gebunden in den Fluß geworfen haben. Die Weiber wurden bloß zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Zu Pataschie sah Lander auch eine Art Strafarbeitshaus; „das Volk", bemerkt das Tagbuch, „hat hier eine besondre Hütte, worin alle Weiber, die sich übel aufführen oder sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, eingesperrt werden. Dieses Gebäude zeichnet sich vor den übrigen durch Größe und schönere Verzierungen aus. Außen zu beiden Seiten der Thüre stehen zwei irdene Figuren fast in Lebensgröße, an der Wand befestigt. Eine derselben soll ein nacktes Weib vorstellen; die Arbeit ist aber höchst roh und unvollkommen. Die andere Figur ist eine ziemlich gute Abbildung eines Krokodiles und dient, wie ich glaube, bloß als Verzierung."

Von einem Fetischpriester, den Lander kurz vor seiner Abreise von Pataschie sah, gibt das Tagbuch folgende Schilderung. *)

„Während wir am Ufer des Flusses warteten, bis die Boote ans Land stießen, um uns aufzunehmen, waren Hunderte von Negern versammelt, um uns zu sehen; unter ihnen auch ein Fetischpriester, der abenteuerlicher als irgend eine wilde Bertha in der Christenheit, angezogen war. Sein Kleid bestand fast allein aus feinen weichen Grashalmen. Sein Kopf und seine Schultern staken unter einem ungeheuern Wulst, der fast wie das Dach einer Hütte aussah, und mit Fransen und Trobbeln von gefärbtem Grase verziert war. Ein Rock, ebenfalls von überaus kunstreich geflochtenem und verschiedenfarbigem Grase, deckte seinen übrigen Leib und reichte bis an die Kniee. Der Mann trug auch Beinkleider von demselben Stoffe, der aber nicht gefärbt, und wie dürres Gras anzusehen war. Er näherte sich mehreren Negern, die auf dem Rasen saßen, kauerte sich über sie zusammen, und bedeckte sie mit der Hülle, die er auf dem Kopfe trug, schüttelte dann dieselbe, was ein eigenes raschelndes Geräusch verursachte, und stieß dann ein furchtbar schrillendes Geschrei aus, worauf er sich wieder erhob und dieselbe sonderbare Ceremonie auch mit Andern vornahm.“

Inzwischen war der Bote, den sie an den König von Uouou wegen des Kanoe's abgeschickt hatten, nicht mit den erfreulichsten Nachrichten von dort zurückgekommen. Der alte eigensinnige König schien sehr ungehalten auf die Reisenden, daß sie ihn während der Feiertage nicht besucht hatten, noch mehr aber auf den König von Bussa, der sie davon abgehalten. Er ließ ihnen sagen, es liege ein Kanoe für sie in Lever, einer weiter unten am Niger gelegenen Stadt, bereit, wollten sie übrigens ihre Pferde zurückhaben, werde er sie unverzüglich schicken. Aus allem Diesem leuchtete die Nothwendigkeit hervor, daß Einer der beiden Brüder sich noch einmal nach Uouou begeben müsse, um auf endlichen Vollzug des abgeschlossenen Kaufes zu dringen. Richard Lander machte sich auch dahin auf den Weg, konnte aber nichts weiter als das Versprechen des Königs erhalten, daß zu Lever ein Boot ihrer warten werde, wohin er sie durch seinen Häuptling in Pataschie bringen lassen wolle, dem er gemessenen Befehl ertheilen werde, sie einstweilen mit den nöthigen Fahrzeugen zu versehen. Uebrigens ließ der alte König auch merken, daß er im Begriffe sey, ein großes und schönes Gebäude aufzuführen, worin er die weißen Männer aufzunehmen gedenke, die künftig des Handels wegen den Fluß Niger aufwärts kommen und ihn besuchen würden, da er, wie fast alle Negerfürsten am Ufer des Kuarra, in der festen Ueberzeugung lebt, daß in kurzer Zeit Europäer in größerer Anzahl ihre Länder besuchen werden. Die neuerlich von England abgesendete Expedition beweist, daß sich der König von Uouou in seiner Hoffnung nicht getäuscht hat.

Der Häuptling von Pataschie legte den Reisenden auch wirklich nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg. Die Boote lagen in kurzer Zeit zur Abfahrt bereit, und nachdem sie von ihm, so wie von dem guten alten Häuptlinge von Tea dankbar und gerührt Abschied genommen hatten, setzten sie ihre Fahrt auf dem Niger fort. Der Strom trug sie mit reißender Schnelligkeit dahin, allein auch hier fanden sie den Fluß von Felsen und zahllosen kleinen Eilanden unterbrochen, welche die Schifffahrt ungemein erschweren. Um einer Kette von Riffen auszuweichen, mußten die Boote einmal durch einen äußerst engen Kanal gesteuert werden, der ganz von den Zweigen der Bäume überhangen, und durch Binsen und hohes Gras noch mehr verengert war. Nach einer dreistündigen Fahrt langten sie endlich, nachdem sie an einigen Ortschaften, rechts und links am Ufer, vorübergekommen waren, vor Lever an.

Der höchste Thermometerstand während ihres Aufenthaltes in Pataschie war den Tag über 76°, 87° und 90°

*) S. die Abbildung Nro. 5. Beyl.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

12. Bukarest.

(Schluß.)

Für öffentliche Unterhaltungen wird der Fremde in Bukarest wenig Ausgaben zu machen haben; denn das gesellschaftliche Leben steht in einem Lande, wo kein geläuterter Geschmack auf andere Vergnügungen führt, als die Befriedigung sinnlicher Lust und kleinlicher Eitelkeit, noch auf einer niedrigen Stufe. Die Musen haben sich hier keine Tempel erbaut, dagegen opfert der Walache wie der russische Krieger mit gleich eifriger Ergebung in den Tempeln des Bacchus und der Venus, die dort zahlreiche Priester und Priesterinnen haben, so daß ihr Kultus als der herrschendste in Bukarest betrachtet werden kann.

Russische Nationallieder, russische Tänze, russische Trinkgelage und russische Liebesabenteuer erfüllten damals die Stadt, und waren der einzige Stoff des allgemeinen Gespräches. Die Herren Russen wußten durch ihr Geld zu imponiren; Tag und Nacht führten sie Musikbanden mit sich durch die Straßen, und wo russische Offiziere sich zeigten, da war ein festliches Leben. Sie nur waren die Herren in Bukarest; ein russischer Gouverneur empfing die Huldigungen der Bojaren; der alte Fürstenstuhl der Hospodare war erledigt, und fremder Willkür Stadt und Land preisgegeben. — Dieß ist das Unglück der Walachei, und das Hinderniß jeder besseren Entwicklung, daß sie schon durch ihre geographische Lage jeder Selbstständigkeit beraubt ist, und von jeher der Gegenstand und die Ursache des Streites zwischen fremden Nationen und der Schauplatz verheerender Kriege ward. Wie sich früher Ungarn um die Oberherrschaft des Landes gestritten, so lüstet gegenwärtig Rußland nach seinem Besitze, und der türkische Kaiser möchte eine Provinz wohl nicht gern verlieren, die ihm über 300 Jahre reichen Tribut bezahlte. So weit uns die Geschichte in die Vergangenheit dieses Landes zurückführt, erblicken wir nur eine Verkettung der widrigsten Verhältnisse, die keine freie Entwicklung einer selbstständigen nationalen Existenz des walachischen Volks zuließen. Eine schwache Morgenröthe der Kultur leuchtete ihnen unter der Regierung Brancovan's, eines merkwürdigen Fürsten; unter der darauffolgenden Verwaltung griechischer Fürstenthumspächter ging jedoch jede Hoffnung aufs Neue unter, die Griechen waren den Walachen immer unheilbringend, die wahren Vampyre des Landes.

Wer möchte in diesen Verhältnissen, in diesem Zustande hal-

der Barbarei, die Nachkommen der Römer erkennen? — und doch sprechen die deutlichsten Beweise dafür; ihre Sprache verräth die alte Heimath ihres Stammes, *) und die Geschichte verwahrt die Urkunden ihrer Abkunft. Verleitet durch die Verwilderung der physischen und moralischen Natur dieser Romani, wollten einige den Adel ihrer Abkunft längnen, und ihnen einen slavischen Ursprung beilegen. Aber einer der eifrigsten Slaven, Karamsin beweiset, wie wenig die Slaven selbst sich diese Verwandtschaft anmaßen, indem er in seiner Geschichte des russischen Reiches unter andern von den Walachen sagt: „mit dem Namen Walachen„land bezeichneten unsere Vorfahren immer Italien. Wloch „heißt auf Polnisch ein Italiener. Die Slaven nannten die heuti„gen Bewohner Daciens Walachen, wegen der Aehnlichkeit ihrer „Sprache mit der italienischen, und zum Theil auch weil die Wa„lachen sich mit Recht Rumunje, Römer, nennen. Schon zur „Zeit des Cinnamus wurden sie für italienische Ansiedler gehalten.

Bukarest, welches von Radul dem Schwarzen (Negro Wod) gegründet wurde, der ums Jahr 1290 sich zum Herrn des Landes gemacht hatte, — zählte unter der Regierung Brancovan's (im Jahre 1713) über 50,000 Einwohner, und hatte fürstliche Paläste, schön gebaute Kauf- und Wirths-Häuser (Han's) und gemauerte Klöster und Kirchen. Alexander Ypsilanti trug Vieles zur Verschönerung von Bukarest bei, erbaute einen großen Fürstenpalast, und unter seiner Regierung (1774 — 1782) wurden viele ansehnliche Privatgebäude aufgeführt. Gegenwärtig zählt Bukarest, ungeachtet der großen Sterblichkeit, welche die Pest dort häufig verursacht, wohl nahe an 100,000 Einwohner.

Vieles spricht man von neuen Projekten zur Regulirung und Verschönerung der Straßen, von neuen Gebäuden, von einer Umgestaltung der romanischen Hauptstadt. Aber stark ist der Wille und schwach die That. Die Walachen haben eine lebhafte orientalische Einbildungskraft, ihre Wünsche verirren sich gern weit über die Gränzen der Möglichkeit, und die pekuniären Mittel sind gering. Man arbeitet an einer neuen Regierungsverfassung, und eine walachische reguläre Miliz wird errichtet. Dieß Alles aber unter Anleitung und im Geiste der russischen Regierung. Welche Früchte daraus dem Lande entwachsen werden, wird die Zeit uns lehren.

---

*) Ueber die auffallende Verwandtschaft der walachischen Sprache mit der lateinischen, werden wenige Beispiele genügen:

Walachisch.		Lateinisch.
Deu	Gott	Deus
omu'l	der Mensch	homo
capu	Kopf	caput
frunté	Stirne	frons
ochiu'l	das Auge	oculus
dente	Zahn	dens
façia	Gesicht	facies
péptu	Brust	pectus
mána	Hand	manus
pelle	Haut	pellis
carne	Fleisch	caro
ceriu	Himmel	coelum
luna	Mond	luna
stelle	Sterne	stellae
apa	Wasser	aqua
rivu	Bach	rivus
lacu	See	lacus
tempu	Zeit	tempus
óra	Stunde	hora
die	Tag	dies
nopte	Nacht	nox
máne	Morgen	mane
luminé	Licht	lumen
umbra	Schatten	umbra
anu	Jahr	annus
septimana	Woche	septimana
ventu	Wind	ventus
casa	Haus	casa
fenéstra	Fenster	fenestra
masa	Tisch	mensa
bou	Ochs	bos
vaca	Kuh	vacca
calu	Pferd	caballu
porcu	Schwein	porcus
capra	Ziege	cap[illegible]
canele	Hund	can[illegible]
èrba	Gras	h[illegible]
flore	Blume	flo[illegible]
pane	Brod	pan[illegible]
lapte	Milch	lac

Der Graf Chaptal. *)

Frankreich hat in dem gelehrten und ehrwürdigen Chaptal abermals einen seiner ausgezeichnetsten Männer verloren; einen Mann, der seinem Vaterlande und den Wissenschaften, denen er sein thätiges und reichhaltiges Leben widmete, die wichtigsten Dienste leistete.

Chaptal wurde im Jahre 1756 in einer kleinen Stadt des Departements der Lozère, im Schoß einer wohlhabenden und achtungswerthen Familie geboren. Einige medizinische und naturgeschichtliche Werke, die er in seinem väterlichen Hause fand, entschieden seinen Beruf. Durch einen seiner Oheime, einen verdienstvollen Arzt, mit den ersten Elementen der Wissenschaften vertraut gemacht, vollendete er seine Bildung zu Paris in der Schule der berühmtesten Meister, die damals so eben den Grund zur neuen Chemie gelegt hatten, und trat mit Cabanis, Fontanes und den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Verbindung. Bald darauf beriefen ihn seine Mitbürger in Languedoc auf den in Montpellier für ihn eigens errichteten Lehrstuhl der Chemie, und hier eröffnete er die schönen in der Folge unter dem Titel „Elemente der Chemie“ (Élémens de chimie) gedruckten und in alle Sprachen übersetzten Vorlesungen. Zum erstenmale bewunderte man hier die Klarheit und faßliche Einfachheit einer Unterrichtsmethode, die auf reine, und zu den wichtigsten Anwendungen sich eignende Erfahrungen gegründet war. Ungefähr um diese Zeit erbte Chaptal ein beträchtliches Vermögen, das er ganz der Wissenschaft weihte, und zu Begründung von Anstalten verwendete, in denen, was er theoretisch vorbereitet hatte, praktisch ausgeführt wurde. Hier wurden die ersten Versuche mit Bereitung von Schwefelsäure, künstlichem Alaun und Natron gemacht, die in der Industrie eine förmliche Revolution bewirkten. So verdankt Frankreich ihm auch die Einführung des berühmten Türkischroth, und er war es, der die italienische Puzzolanerde durch ocherhaltige Erdarten ersetzte.

Als im Jahre 1793, von allen Seiten durch fremde Heere bedroht, ganz Frankreich zu den Waffen griff, und also einer ungeheuren Menge Schießpulvers bedurfte, ward Chaptal von dem Wohlfahrtsausschusse über die Mittel zu dessen Fabrikation zu Rathe gezogen, und es gelang seinen Bemühungen in einer einzigen Mühle täglich 35,000 Pf. bereiten zu lassen; Frankreich lieferte damals über 15 Millionen in Einem Jahre. Vergebens machten Washington, im Namen der Vereinigten Staaten, die Königin von Neapel und der König von Spanien ihm die ehrenvollsten Anerbietungen, wenn er sein Vaterland verlassen wolle: er schlug

---

*) Nach Charles Dupins Leichenrede.

Alles aus, und zog den damals gefährlichen Aufenthalt in Frankreich den glänzendsten Aussichten vor. Monge's großer Gedanke kam bald zur Ausführung; die polytechnische Schule ward gegründet, und nebst Berthollet, Vauquelin, Guyton und Fourcroy auch Chaptal als Professor der angewandten Chemie berufen. Auch das während seiner Abwesenheit begründete Nationalinstitut beeilte sich, ihn unter seine Mitglieder zu zählen, und so ließ sich denn im Jahre 1798 der berühmte Chemiker in der Hauptstadt nieder. Die physikalischen und mathematischen Wissenschaften, anfänglich nur Hülfsmittel für die Vervollkommnung der Kriegskunst, wurden in der Folge mit gleichem Eifer den Künsten des Friedens zugewendet, und legten den Grund zu Wiederherstellung der Nationalindustrie. Von 1798 an, vier Jahre nach der Regierung und den Verwüstungen der Schreckenszeit, war diese Industrie schon im Stande, ihre Erzeugnisse auf der ersten, in diese Zeit fallenden Ausstellung der öffentlichen Bewunderung vorzulegen. Die geschicktesten Fabrikanten lieferten dazu ihre vollkommensten und nützlichsten Produkte, und Chaptal, mit Recht unter der Zahl der Richter, war Berichterstatter der Preisbewerbung. Er hatte, so wie in Montpellier, auch in der Nähe von Paris große Manufakturen errichtet, und würde selbst, wäre er nicht Richter gewesen, für seine Erzeugnisse die goldene Medaille erlangt haben. Die öffentliche Stimme erkannte ihm den Preis zu, den er sich entzogen hatte, um der Lobredner seiner Mitbewerber zu werden. Zur Macht gelangt, sah Napoleon sich nach tüchtigen Gehülfen für seine wohlthätigen Entwürfe um. Er warf seine Augen auf Chaptal, vertraute ihm versuchsweise die Sorge für den öffentlichen Unterricht, und berief ihn in den Staatsrath. Der Gelehrte legte ihm damals die zweckmäßigsten Entwürfe zur Verbesserung und Erweiterung des Unterrichtssystems vor, von den Primärschulen an bis zum besondern Unterricht in den höhern Wissenschaften. Chaptal bemühte sich vorzüglich, solche Einrichtungen vorzuschlagen, die geeignet waren, unter dem Bürgerstande die für Künste und Handwerke anwendbaren Kenntnisse zu verbreiten. Mehrere solcher Anstalten wurden in der Folge nach seinem Plane gegründet; einige von ihm selbst, und bei den übrigen gebührt ihm wenigstens die Ehre des ersten Entwurfs. Als Mitglied des Staatsraths erhielt Chaptal den Auftrag, vor dem Tribunal und dem gesetzgebenden Körper den Entwurf zur Eintheilung und Verwaltung der Departemente, Arrondissements und Gemeinden zu vertheidigen. Diese umfassenden Arbeiten genügten der Thätigkeit des gelehrten Staatsmannes noch nicht; zur nämlichen Zeit gab er seinen so merkwürdigen Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Künste in Frankreich heraus, ein gediegenes Werk voll wichtiger Entwürfe, die er bald auszuführen Gelegenheit fand. Erprobt auf der Tribune und im Rath ward Chaptal vom ersten Konsule der die Kunst, Männer zu beurtheilen, in so hohem Grade besaß, zum Minister des Innern ernannt. Als solcher richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf Verbesserung der Industrie; er begründete die Handelsgesetzgebung, und vermehrte die Börsen. Ihm verdankt die arbeitende Klasse jene väterlichen Gesetze, durch welche die gegenseitigen Verhältnisse und Verbindlichkeiten der Ateliers und ihrer Arbeiter auf billige Weise festgestellt sind. Ihm verdankt Frankreich auch die Vervollkommnung der mechanischen Künste, in denen es in vieler Hinsicht jetzt selbst mit England wetteifert. Unter seinem Schutze kamen geschickte englische Künstler nach Frankreich, und enthüllten die Geheimnisse ihrer neuen oder vervollkommneten Maschinen. Chaptal theilte ihre Anwendung allen Fabrikanten von Schnittwaaren mit; er schrieb Konkurse aus, bewilligte im Namen der Regierung Preise, und gründete im Konservatorium der Künste und Gewerbe einen besondern Unterricht für neue Verfahrungsweisen, die Frankreich neue Quellen des Reichthums öffneten. Ungeachtet der überhäuften Geschäfte seines Ministeriums fand er dennoch Zeit, die bedeutendern Fabriken der Hauptstadt zu besuchen, und die Fabrikanten zu Verbesserungen und Anwendung wichtiger Entdeckungen zu ermuntern. Frankreich verdankt ihm eben so die erste Kunst- und Gewerbschule, die anfänglich in Compiegne errichtet, und später nach Chalons verlegt wurde; auch wurden unter seinem Ministerium die großen Sammlungen des Konservatoriums für Künste und Gewerbe geordnet, und für den Unterricht industrieller Bürger geöffnet. Endlich steht er auch unter den Begründern der Gesellschaft zu Ermunterung der Nationalindustrie, die unter seinem Ministerium errichtet wurde, oben an. Seit Begründung dieser Gesellschaft ward er, in den Tagen der Gunst, wie in denen der Ungnade, bei der jährlichen Wahl dreißigmal zu ihrem Präsidenten ernannt, eine Beharrlichkeit, die dem Staatsmanne eben so sehr zur Ehre gereicht als den Mitgliedern.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Encyclopedie britannique“ gibt folgende kurze Bemerkungen über die Ernährung der thierischen Körper und die möglich längste Zeit, die sie ohne Nahrungsstoffe ausdauern können: „Je jüngere, kräftiger und thätiger die Körper sind, und je mehr noch ihre einzelnen Theile in der Entwicklung begriffen sind, desto mehr fühlen sie das Bedürfniß einer reichlichern Nahrung. Unter mehreren Personen, denen zu gleicher Zeit mehrere Tage lang die Nahrung entzogen wird, werden die jüngeren zuerst ein Opfer des Hungers werden. Die Geschichte der Kriege und Schiffbrüche aller Zeiten geben Beweise genug hievon. Man kennt mehrere Fälle, wo Menschen auf eine außerordentliche lange Zeit aller Nahrung entbehrten. Kapitän Bligh, Befehlshaber des englischen Schiffs „Bounty“ machte ungefähr 400 Seemeilen auf einem flachen Schiffe, mit siebzehn Leuten seiner Mannschaft, wobei sie siebzehn Tage lang statt aller Nahrung nichts als einen einzigen kleinen Vogel hatten, der nur einige Unzen wog. Vierzehn Männer und Weiber des englischen Schiffes „Juno,“ die an der Küste von Arracan Schiffbruch gelitten hatten, lebten 23 Tage lang ohne die mindeste Speise. Zwei davon starben am fünften Tage den Hungertod. Thiere können länger als Menschen der Nahrung entbehren. Eine Zibetkatze lebte 19 Tage ohne Futter, eine Antilope 20, eine große wilde Katze 20; ein Adler 28, ein Dachs einen Monat und mehrere Hunde 56 Tage ohne die mindeste Nahrung. In den Memoiren der französischen Akademie der Wissenschaften wird einer Hündin erwähnt, die aus Versehen in einem Landhause eingesperrt 40 Tage von nichts als der Leinwand einer Matratze lebte, die sie zerriß. Ein Krokodil konnte volle zwei Monate hungern, ein Skorpion drei Monate, ein Bär sechs und eine Viper zehn. Vaillant hatte einen Skorpion, der fast ein ganzes Jahr ohne Nahrung aushielt, und dann einen andern großen und starken Skorpion, der weniger ausgehungert war, auf der Stelle umbrachte, als er in seine Nähe kam. Hunter verschloß eine Kröte zwischen zwei Blumentöpfen und fand sie nach vierzehn Monaten noch am Leben. Landschildkröten hielten achtzehn Monate ohne alle Nahrung aus. Ein Käfer wurde drei Jahre lang ohne die mindeste Nahrung eingesperrt gehalten und hatte nach Verlauf der Zeit noch die Kraft davon zu fliegen. Der Doktor Shaw erzählt von zwei Schlangen, die in einer Flasche fünf Jahre eingeschlossen waren, ohne etwas zu fressen.“

Der achtzigjährige Schischkow, ein Veteran der russischen Literatur, dessen Feder auf den Feldern der Philologie und Kritik ersprießliche Dienste geleistet, hat unlängst einen Band Memoiren (Zapiski) über den Krieg von 1812 herausgegeben. Mit dem besondern Vertrauen des Kaisers beehrt, und in einer wichtigen öffentlichen Stellung während jener ereignißvollen Zeit, war der Verfasser im Stande, manche wichtige Thatsache mitzutheilen. Wenn auch nicht von gleichem Interesse für einen größeren Leserkreis, wie die gewöhnlichen Memoiren, sind sie doch durch die vielen authentischen Dokumente die sie enthalten, von großem historischen Werthe.

Die Bevölkerung von Algier besteht gegenwärtig aus 10.000 Mauren 2000 Negern und Beduinen, 5000 Juden und 5000 Europäern; im Ganzen aus 22.000 Seelen. Bei den Mauren und Negern zählt man zwei Frauen auf einen Mann, bei den Juden eben so viele Weiber als Männer, und bei den Europäern nur eine Frau auf zwölf Individuen. Bemerkenswerth ist es auch, daß die eingeborne Bevölkerung seit der französischen Occupation um zwei Drittheile abgenommen hat. Die Auswanderung begann bei den reichsten Familien, und dauerte seitdem fort, je mehr sich die französische Herrschaft befestigte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 282. 8 Oktober 1832.

Die Bleiminen am obern Missisippi. *)

Die frühesten französischen Handelsleute entdeckten bald, wie reich an Blei die Ländereien der Sak- und der Fuchs-Indianer waren. Der vielgenannte Du Buque war der Erste, der die Indianer das Erz sammeln, und einen Handelsartikel daraus machen lehrte. Mündliche Ueberlieferungen erzählen seltsame Dinge von diesem Manne, und noch immer wird sein Gedächtniß unter den Sak- und Fuchs-Indianern hoch gehalten. Er führte sie zum Kampfe, war selbst ein tapferer Krieger und gewann über sie ein Ansehen, wie es Keiner ihrer eigenen Häuptlinge je besaß. Er wußte Klapperschlangen und Kupfernattern ohne Schaden zu berühren und zu zähmen, und galt deßhalb für einen mächtigen Zauberer. Er lebte an dem westlichen Ufer des Missisippi, etwa zehn Stunden oberhalb der Mündung des Fieberflusses, und ein von ihm selbst angelegter Obstgarten ist noch in der Nähe seines Wohnplatzes zu sehen. Auf seinem Todbette äußerte er den Wunsch, auf der Spitze eines Felsens, der in senkrechter Höhe dreihundert Fuß an dem Strom aufsteigt, begraben zu werden; die Wilden willfahrten seinem Begehren. Sie errichteten auf der Höhe des Felsens eine Hütte, in der sie mit einer bleiernen, mehr als zwanzig Zentner schweren Thüre, den Leichnam Du Buque's einschlossen. Da schlief denn der indianische Handelsmann **) ungestört, bis die Amerikaner in die Gegend kamen. Mit jener Nichtachtung der Gefühle der Indianer, welche alle Schritte der Amerikaner gegen die Rothhäute von Anbeginn an bezeichnete, brachen Einige von ihnen in das Grabhaus, hieben die Thüre in Stücke und schleppten sie davon. Die Wilden ersetzten sie mit einer hölzernen, und Du Buque wurde seitdem nicht mehr gestört. Noch ist sein Grab eine, allen auf dem Missisippi Reisenden wohlbekannte Landmark.

Als es bekannt ward, daß dieser damals noch entlegene Landstrich Reichthum an Erz enthielt, lag man den Sak- und Fuchs-Indianern gewaltig an, ihn zu verkaufen. Zuletzt überließen sie denn auch der Regierung einen Strich von 18 Quadratmeilen auf der Ostseite des Missisippi um die Mündung des Fieberflusses her. Nach Einigen sollen jedoch die Winnebagos und nicht die Sak- und Fuchs-Indianer die Verkäufer gewesen seyn. So viel ist gewiß, daß die Verhandlungen zu Anfang dieses Jahrhunderts statt fanden.

Eine lange Zeit wurde diesem Striche fast keine Beachtung geschenkt, denn die Aufmerksamkeit der Gränzwohner war damals vorzugsweise auf die Minen Missuri's gerichtet. Einige gruben indessen doch an der Mündung des Fieberflusses nach Bleierz; man entdeckte einige sehr ergiebige Minen, und mehr als Einer kam dadurch zu beträchtlichem Vermögen. Da dieses immer häufiger vorkam, so wanderten um das Jahr 1820 ganze Schwärme von Abenteurern ein. Die Stadt Galena wurde gebaut — aber an dem schmutzigsten unpassendsten Orte, den man sich denken kann. Sie liegt an einem steilaufsteigenden Berghange, drei Stunden von der Mündung des Fieberflusses, da wo er schiffbar wird So oft nun der Fluß, was sehr häufig der Fall ist, austritt, überschwemmt er die tiefergelegenen Straßen von Galena, das hiedurch in einen bodenlosen Pfuhl verwandelt worden. So war es wenigstens noch vor drei Jahren, wo ich jene Gegend verließ, und ich glaube nicht, daß es sich seither viel verbessert haben wird. Als ich Galena zuletzt sah, enthielt es nur zwei Gebäude von Stein, und diese schlecht gebaut; die übrigen waren bloße Blockhäuser, theils von behauenem, theils von rohem Holze. Es hatte drei Schenken und eine große Menge Kaufläden. Damals wußte man nicht, ob es zu Michigan oder Illinois gehörte; deßhalb war denn auch dort durchaus noch keine Anstalt für die Rechtspflege getroffen. Die Bergleute oder, wie sie sich selbst nannten, Minengräber (Diggers) verbreiteten sich bald über den ganzen, den Vereinigten Staaten zu Eigenthum überlassenen Strich Landes, und wühlten den Boden dermaßen um, daß er wie von einer Reihe von Erdbeben aufgerissen aussah. Eine sehr ergiebige Ader wurde, wenn ich nicht irre, im Jahre 1825 von drei Brüdern, Gratiot, aufgefunden, die dann Schmelzöfen errichteten, und eine große Menge Arbeiter beschäftigten. Der gute Fortgang ihrer Unternehmungen zog Andere nach dem Orte hin, und in kurzer Zeit war ein, nachher unter dem Namen Gratiots-Town bekanntes Dorf aus Blockhäu-

*) Der blutige Krieg, der sich den amerikanischen Blättern zufolge (vergl. Allgemeine Zeitung vom 21sten August, 15ten und 20sten September u. s. w.) zwischen den Indianerstämmen im Missisippigebiet und den Vereinigten Staaten entsponnen hat, dürfte obenstehendem Aufsatze, welcher aus dem Septemberhefte (v. J.) der zu Boston erscheinenden von J. T. und E. Buckingham herausgegebenen Monatschrift „The New - England Magazine“ enthoben ist, für die meisten Leser ein besonderes Interesse haben.

**) Indian-Trader, so nennt man die ersten weißen Männer, die muthig genug sind, zuerst in unbekannte Wildnisse einzudringen, und den Indianern Waffen, Pulver, Whiskey u. s. w zu verkaufen. Es sind meist auch sehr kühne Jäger. S. Ausland S. 640.

fern (log-village) erbaut. Es liegt auf oder hart an der Gränzlinie der mehrerwähnten Landstrecke. Ein gewisser Shull machte eine Stunde weiterhin eine ähnliche Entdeckung, die gleiche Ergebnisse zur Folge hatte. Die von ihm gegründete Stadt erhielt den Namen Shulls-Burgh. Die Minengräber fuhren fort, immer tiefer und tiefer, und weiter und weiter in die Eingeweide des Landes einzudringen, gingen übrigens nicht weit vom Missisippi ab, sondern breiteten sich an seinem östlichen Ufer hin aus. Im Jahre 1826 hatten sie bereits 25 Wegstunden Landes von dem Gebiet der Winnebagos ohne Weiteres für sich weggenommen. Die Vorhut baute, dreißig Wegstunden oberhalb Galena, der Mündung des Turkey-River gegenüber, zwei Blockhäuser, wo dann die anliegende Stadt Turkey-Town getauft wurde. Späterhin, als sie etwa ein Dutzend Baraken enthielt, bekam sie den hochtönenden Namen Cassville *), zu Ehren des Gouverneurs von Michigan.

Die Winnebagos sahen die widerrechtliche Ueberziehung ihrer Jagdgründe mit Eifersucht und Unruhe, äußerten jedoch weder Widerstand noch Klage. Bald aber wurden sie zu einer kräftigern Handlungsweise aufgerüttelt. Briedois, ein französischer Bewohner der Prairie du Chien, der lange Jahre mit den Winnebagos gehandelt hatte, wußte, daß sich weit am Wisconsin hinauf, eine Mine befand, bat deßhalb die Winnebagos um die Vergünstigung, nach dieser Erzader suchen zu dürfen, und versprach ihnen einen bestimmten Preis zu bezahlen, wenn es ihm gelänge, sie aufzufinden und auszubeuten. Die Wilden gingen, auf sein Anerbieten ein, und so fing er denn im Jahre 1827 zu graben an. Er fand zwar die Mine nicht, allein die äußern Umstände waren so lockend, daß sich ein Heer von Abenteurern von Galena aus in aller Eile nach dem Ort aufmachte, und den Grund aufzubrechen anfing. Die Prairien erklangen vom Morgen bis in die Nacht von den Streichen der Hacke und dem Knalle der westlichen Büchse. Da sahen die Winnebagos, daß ihr Land für sie auf immer verloren war. Ich muß jedoch hier ein wenig weiter ausholen. Das Jahr zuvor war ein barbarischer Mord von einer Schaar Winnebagos nahe bei der Prairie du Chien verübt worden, die einen Mann, Namens Methode, mit besonderer Grausamkeit erschlagen hatten. Zwei der Schuldigen waren ergriffen und auf der Prairie du Chien gefangen gesetzt worden. Sie brachen aus ihrer Haft, wurden wieder aufgegriffen und, da die bürgerlichen Behörden wenig oder gar keine Macht hatten, der Militärbehörde in Gewahrsam gegeben. Im Laufe des Jahres wurde der Posten von der Prairie du Chien weg und nach Sankt Peter, 100 Stunden landaufwärts, verlegt. Die Gefangenen brachte man dem zufolge ebenfalls nach Sankt Peter. Im Sommer 1827 wurde eine Schaar Tschippewahs, die, wegen Geschäften mit dem indianischen Agenten, nach St. Peter kamen, unter den Wällen des Forts auf — den Vereinigten Staaten zugehörigem — Grund und Boden, von den Dakotahs plötzlich angegriffen, und verloren zwei Mann; mehrere wurden verwundet. Der letztabgeschlossene Vertrag hatte nun einem jeden dieser Stämme, so lange sie unter dem amerikanischen Banner weilten, Schirm und Schutz versprochen, und in Folge dieser Zusicherung ließ denn der befehlhabende Offizier vier der Angreifer (alle die beizubringen waren) festnehmen, und lieferte sie den Tschippewahs zur Bestrafung aus, von denen sie dann zum großen Verdrusse ihres Stammes, erschossen wurden. Da jedoch die Dakotahs nicht selbst sich zu rächen wagten, so ließen sie den Winnebagos durch einen Boten zu wissen thun, daß zwei Gefangene von ihrem Stamme auf Antrieb der Weißen von den Tschippewahs auf's Grausamste umgebracht worden seyen. Von jeher war den Winnebagos der amerikanische Name ein Gräuel gewesen; kein Wunder also, wenn dieser falsche Bericht ihren Grimm anfachte. Vier von ihnen begaben sich ohne Verzug nach der Prairie du Chien, wo sie zwei Personen ermordeten und eine dritte gefährlich verwundeten. Zwei Tage darauf griff eine starke Horde zwei Boote auf dem Flusse an, und tödtete und verwundete mehrere Amerikaner. Diese Feindseligkeiten hemmten mit einem Male das Erzgraben überall in der Gegend. Die größte Verwirrung erfolgte. Die Bewohner der Prairie du Chien rüsteten sich zur Vertheidigung, wogegen die Erzgräber ihr Heil einzig in der Flucht suchten. Hunderte flohen den Missisippi hinab, und Hunderte weinten und jammerten, weil die Mittel zum Entrinnen nicht für Alle zureichten. Die zurückgebliebenen drängten sich in Galena und Gratiots-Town zusammen, wo sie das Kriegsgeschrei der Wilden in jedem Lufthauche, und die Büchse der Winnebagos in jedem Laut zu hören glaubten. Die Erzgräber mochten sich auf 6000 kampffähige Männer belaufen, und doch ließen sie sich von einem Tausend indianischer Krieger, die nicht besser als sie bewaffnet und nicht einmal so gut mit Schießbedarf versehen waren, einen solchen panischen Schrecken einjagen. Endlich erschien General Atkinson mit zwei Regimentern in der Prairie du Chien und errichtete, um jedenfalls eine hinreichende Streitmacht beisammen zu haben, ein Korps Reiterei zu Galena, die in Kompagnien getheilt, von denen eine jede aus der möglichst geringen Zahl von Gemeinen bestand, dagegen aber mit der vollen Zahl von Unteroffizieren und Offizieren versehen war. Dieß geschah nur, um den Anspruch auf Kriegsdienstvergütung zu vermehren, wie der auszahlende Regierungsbeamte nachher fand. General Atkinson rückte nun mit seinen Streitkräften, die sich durch eine Abtheilung Linientruppen und ein Korps freundlich gesinnter Indianer, welche zwischen dem Wisconsin und dem Fuchsflusse zu ihm gestoßen waren, noch weiter verstärkt hatten, an dem erstgenannten Flusse hinauf. Da die Winnebagos keine seiner Macht gleichkommenden, Widerstandsmittel besaßen, so unterwarfen sie sich, lieferten die Hauptthäter der jüngsten Unbilden aus, und versprachen die Weißen fortan unbelästigt zu lassen. Einer von den Gefangenen erlangte damals eine vorübergehende Berühmtheit. Es war ein Häuptling, der „rothe Vogel" genannt, ein Krieger von erprobtem Muthe, der bis zu jener Zeit den Amerikanern immer freundlich gesinnt gewesen war. Er überlieferte sich selbst von freien Stücken und das Gleiche thaten auch seine Genossen. Um indessen die Geschichte des rothen Vogels kurz zu machen, bemerke ich nur noch, daß er vor seiner Verurtheilung im Gefängniß starb.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Eigentlich Cassandra's-Stadt.

Landers Entdeckungsreisen auf dem Niger.

15. Begebnisse in Layaba — Der Priester Ducub — Betrug des Königs von Uouou — Nigerscenerie — Die afrikanischen Landschaften. Der Berg Kesa — Der König des schwarzen Wassers — Nigerfahrt und Ankunft in Zagozhi.

Die Lander erstaunten bei ihrer Ankunft zu Lever nicht wenig, weder einen Boten von dem Könige von Uouou, noch das versprochene Kanoe zu finden. Statt dessen wurden sie von einem mohammedanischen Priester, Namens Ducub empfangen, der sich als den Agenten und vertrauten Freund des Fürsten von Rabba zu erkennen gab, unter dessen Botmäßigkeit auch Lever stand, wo der König von Uouou, wie sie nun erfuhren, nicht das Mindeste zu gebieten hatte. Die Reisenden sahen sich also schmachvoll hintergangen und in nicht geringer Verlegenheit, wie sie ihre Reise fortsetzen sollten, da alle ihre Mittel erschöpft waren und sie nicht so viel mehr besaßen, um ein Boot zu kaufen. In dieser Verlegenheit wußten sie keinen andern Rath, als die Boote, auf denen sie der Häuptling von Pataschie nach Lever hatte bringen lassen, zurückzubehalten, so leid es ihnen auch war, die gütige Aufnahme, die sie bei ihm gefunden, auf eine so undankbare Weise zu vergelten; denn es war wohl voraus zu sehen, daß der hinterlistige und habsüchtige König von Uouou ihm eben so wenig eine Vergütung dafür geben würde, als er den Reisenden Wort gehalten hatte. Zwar wollten sich die Neger, die sie von Pataschie den Fluß herabgeführt hatten, widersetzen und bestanden hartnäckig darauf, ihre Boote wieder zu erhalten; allein hier leistete der Priester Ducub gute Dienste, der allen ihren Klagen mit der Drohung ein Ende machte, er würde ihnen insgesammt die Köpfe abschlagen lassen, wenn sie es wagen sollten, nur einen Fuß in die in Beschlag genommenen Boote zu setzen. Ueberhaupt zeigte sich Anfangs Ducub in allen Stücken so dienstfertig, geschäftig und zungenfertig, wie die Lander noch keinen Menschen auf ihrer Reise getroffen hatten; er kam nicht nur mit einer wahrhaft „französischen Höflichkeit," wie das Tagbuch sagt, den Fremden entgegen, sondern sorgte auch mit einer quecksilbernen Geschäftigkeit dafür, daß ihnen die besten Wohnungen angewiesen, und Lebensmittel jeder Art herbeigeschafft wurden.

Lever oder Layaba, wie die Stadt häufiger genannt wird, ist von großer Ausdehnung und sehr zahlreich bevölkert, obgleich sie erst seit wenigen Jahren erbaut ist. Die Einwohner sind Nufanchies, Neger von Nuffie, die früher auf der andern Seite des Flusses ansäßig waren, aber aus Furcht vor den Bürgerkriegen und den Einfällen der Felatahs in Nuffie, über den Strom gingen, und diese neue Niederlassung gründeten. Allein auch hierher folgten ihnen ihre Feinde, und sie sahen sich endlich genöthigt, sich zu einem jährlichen Tribute an den Felatahfürsten zu Rabba zu verpflichten. Dessen ungeachtet aber wird die Stadt häufig von kleinen Felatahrotten, die im Lande umherstreifen, heimgesucht und ihrer Einwohnerschaft mancherlei Drangsal zugefügt. So war eben an dem Tage, wo die Lander in Layaba anlangten, eine Schaar solcher Felatahs in die Stadt eingerückt, wo sie sich gegen die armen Bewohner allerlei Unfug erlaubten. Einem der Einwohner wollte einer dieser Felatahs, die übrigens gut gekleidet waren und stets ein großes Schwert an der Seite trugen, seinen Bogen nehmen, und als der Mann es nicht gutwillig geschehen lassen wollte, versetzte er ihm eine tiefe Wunde in die Schulter. Der Häuptling von Layaba, bei dem der so mißhandelte Mann, von Blut überströmt und unter Thränen seine Klage vorbrachte, konnte nichts weiter bewirken, als daß der Räuber den Bogen wieder herausgab; für die verübte Gewaltthätigkeit selbst aber wagte er ihn nicht zur Rechenschaft zu ziehen. Indeß zeigte diese gefürchtete Streifbande nicht den geringsten Muth gegen die weißen Fremden, vor denen sie eine eigene Scheu an den Tag legten. So hatten Felatahs sich, ohne die Lander zu fragen, eines der Boote von Pataschie bemächtigt, um auf demselben über den Fluß zu setzen. Als dieß den Reisenden gemeldet wurde, eilten sie sogleich an das Ufer, wo sie das eine ihrer Boote gedrängt voll von Felatahs fanden, die gerade vom Lande stoßen wollten. Ein Pistol, das Lander hervorzog, genügte, sie dergestalt in Furcht zu setzen, daß sie über Hals und Kopf das Kanoe verließen und in einem andern so schnell als möglich über den Fluß zu kommen suchten.

Ungeachtet der vielfachen Bedrückungen, welche die Einwohner von Layaba unter der Botmäßigkeit der Felatahs zu leiden haben, so wurde dadurch doch nicht jener unvertilgbare Hang zu Fröhlichkeit und heiterem Lebensgenusse getrübt, mit der alle Negervölker in sorgenlosem Leichtsinn in den Tag hineinleben. „Die Natur, bemerkt Lander, hat ihre Gemüthsart so geschaffen, daß sie an nichts weiter denken, als zu leben; ihr Kummer, wenn sie anders einen haben, dauert nur einen Augenblick; Sorge kommt über sie und verschwindet gleich dem Blitz; sie weinen und in demselben Athemzug hat ihre Seele auch schon wieder die vorige Elastizität und Heiterkeit gewonnen, man möchte von ihnen sagen, daß sie jeden beliebigen Augenblick aus dem Wasser des Lethe trinken können. So lang sie zu essen haben und Gesundheit, um gedankenlos ihren leichtsinnigen Zeitvertreiben nachzuhängen, scheinen sie zufrieden, glücklich und voll Leben. Abends versammelten sich die Einwohner meistentheils vor unserer Wohnung, um im Mondscheine zu singen und zu tanzen. Jeder Tänzer schwang in der Hand einen Kuhschwanz und war auf die groteskeste Art gekleidet. An den Armen und Beinen trugen sie Schnüre von Kauris, die bei ihren schnellen und heftigen Bewegungen ein rasselndes Getöse verursachten. Sie sangen zu ihren Tänzen und trieben so wunderliche Possen, daß die umstehenden Zuschauer ununterbrochen in schallendes Gelächter ausbrachen und ihren Beifall durch Händeklatschen zu erkennen gaben. Wirklich war auch das Schauspiel ungemein ergötzlich und wir sahen noch nie so viel Lustigkeit und gedankenlosen Frohsinn; wie wir denn auch nie so viel und herzlich lachen mußten. Obgleich die Tänzer durch die übermäßigen Anstrengungen ganz athemlos und erschöpft wurden, so setzten sie ihre Belustigung doch gewöhnlich bis spät nach Mitternacht fort."

Die Hitze war den Tag über 77°, 88° und 90°.

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf Chaptal.

(Schluß.)

Dieß ist es was Chaptal für die industriellen Künste gethan hat. Was die öffentlichen Arbeiten betrifft, so ward unter seinem Ministerium die große Wiederherstellung der Heerstraßen bewerkstelligt. Binnen

drei Jahren wurden hundert Hauptstraßen die so verfallen waren, daß sie nur noch an einigen Stellen fahrbar blieben, gänzlich wiederhergestellt. Neue, die in den Alpen über den Simplon, den Mont Cenis und den Mont Genèvre eröffnet wurden, gehören unter die größten Werke, die während seines Ministeriums begonnen und vollendet wurden. Zur nämlichen Zeit ward auch eine vierte Straße auf der Rückseite der Meeralpen angelegt, um eine Verbindung zwischen Marseille und Genua herzustellen, und der herrliche Weg von Bingen nach Koblenz am linken Rheinufer durch steile, bis dahin noch unzugängliche Felsen geführt. Unter seinem Ministerium wölbten kühne und zierliche Brücken sich über die Seine, den Rhone, und alle großen Flüsse Frankreichs, auch wurden die Quais der Hauptstadt vermehrt. Man unternahm die Leitung des Ourcq nach Paris, um eine Menge von Brunnen mit Wasser zu versorgen, aus dem Abflusse desselben einen Kanal zu bilden, der ungemein zur Beförderung der öffentlichen Gesundheit beitrug, und um dem Werk die Krone aufzusetzen, wurde die Schifffahrt von der Seine bis in die Oise in Vorschlag gebracht. Die Arbeiten am Kanal von St. Quentin wurden wieder aufgenommen; der Kanal von Languedoc zwischen Mortaigues und Beaucaire verlängert und der große Kanal zu Verbindung des Rhone mit dem Rhein, dessen Vollendung so viele Kosten und beharrliche Arbeiten erforderte, begonnen. Man beschloß die Verbindung der Sambre mit der Schelde; alle Kanäle, die seit der Revolution verfallen waren, wurden wiederhergestellt, und eine neue Gesetzgebung zu Wiederherstellung und Erhaltung der freien Schifffahrt auf den Strömen und Flüssen begründet. Dem Ministerium Chaptal gehören auch noch die Arbeiten an, die man seit einem Jahrhundert zu Vollendung des Louvre erwartete, nebst jenen, die die Errichtung des Museums Napoleon erforderte. Unter ihm wurden die ersten Schritte zu Ausführung jener bewundernswürdigen Straßen von Rivoli, Castiglione und des Mont Thabor gethan, und ihm gehört der Entwurf zu dem Platz an, auf dem die Bastille stand. Chaptal war es auch, der dem ersten Konsul den Vorschlag machte, jene ägyptische Kommission in's Daseyn zu rufen, die ein für alle Zeiten ruhmvolles Nationalwerk schuf. Beim Antritt seines Amtes erfuhr der Minister, daß die Waisen Filangieris, des Nebenbuhlers Montesquieu's, aus Haß gegen das Andenken des Vaters vom Hof von Neapel verbannt, in Frankreich als Flüchtlinge lebten; sogleich stellte er den Antrag, sie auf Kosten des Staats im französischen Prytaneum erziehen zu lassen, und der erste Konsul genehmigte diesen großmüthigen Gedanken. Das englische Parlament bewilligte dem Dr. Smith, dem Erfinder eines Verfahrens, um die Luft in den Gefängnissen und Krankenhäusern zu reinigen, eine Prämie von 5000 Pf. St.; Chaptal nahm in einem Berichte an die Konsuln diese für die Menschheit so kostbare Erfindung zu Gunsten der Nationalehre für einen Franzosen, Guyton de Morveau, in Anspruch. Es war zum ersten Mal, daß feierlich ein solcher Schritt gethan wurde, um dem Vaterlande einen friedlichen und für die Civilisation werthvollen Ruhm zu bewahren. — Chaptal dankt Frankreich ferner die Wiederherstellung der medizinischen Schule und Gesellschaft, die Errichtung der pharmaceutischen Schulen, des Hebammen-Institutes am Hospice de la Maternité, nebst den Konkursen und die den ausgezeichnetsten Zöglingen aus allen Departementen ohne Unterschied bewilligten Preise; endlich noch die Errichtung des Generalkonseils und der Versorgungshäuser zu Paris, eine Anstalt, welche die besten Bürger Frankreichs durch ihre Menschenliebe, ihren edlen Eifer und unermüdliche Thätigkeit verherrlicht haben.

Vier Jahre reichten hin, um diese zahllosen wohlthätigen Einrichtungen ins Leben zu rufen, und als sie vollendet waren, nahm Chaptal seine Entlassung, um ungestört den Wissenschaften leben zu können. Napoleon, indem er das Abschiedsgesuch eines Ministers annahm, der sich so mannichfaltigen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation erworben hatte, ernannte ihn zur Belohnung zum Senator und Großoffizier der Ehrenlegion. Ins Privatleben zurückgekehrt, entzog ihn, nach dem Fall des Kaiserreichs, die Revolution der hundert Tage abermals seinen Studien. Er ward zum Pair des französischen Kaiserreichs, zum Staatsminister und Direktor des Handels und der Manufakturen ernannt. Im Jahre 1815 kehrte Chaptal, gleich so vielen edeln Männern, die, um die Sache des Vaterlandes aufrecht zu erhalten, im Augenblicke der Gefahr ihre Dienste angeboten hatten, zum Privatleben zurück.

Während des Kaiserreichs waren durch den Seekrieg die Quellen des französischen Kolonialhandels versiegt, dessen reicher Ertrag die Schätze der Feinde Frankreichs vermehrte. Es war nöthig für die hiedurch erlittenen Verluste einen Ersatz zu finden. Die Bereitung des Zuckers aus Produkten des französischen Ackerbaues war der wichtigste Schritt hiezu und Chaptal widmete ihr Vermögen, Erfahrung und Thätigkeit. Nach mannichfachen Versuchen erkannte er der Runkelrübe den Vorzug zu; er bebaute nun einen großen Landstrich mit dieser Pflanze, errichtete im Schloß von Chanteloup Zuckersiedereien, und setzte mit dieser Anstalt die Züchtung einer Heerde von zwölfhundert Merinos von der feinsten Wolle in Verbindung, die nebst noch vielem andern Zuchtvieh von dem Abfalle der Zuckerfabrikation gefüttert wurden. Diese vereinigten Neuerungen und Verbesserungen erwiesen sich so ergiebig, daß ein Landstrich, der kaum 11,000 Franken abwarf, bald 100,000 Fr. Brutto und 60,000 Fr. reinen Ertrag lieferte. Chaptal machte damals den Erfolg seiner Arbeiten, die Berechnung seiner Ausgaben und den Werth seiner Erzeugnisse bekannt; er gestattete seinen Mitbürgern bereitwillig den Zutritt zu seinen Fabriken, und es machte ihn glücklich, sie aus seinen Versuchen, Erfolgen und Opfern Nutzen ziehen zu sehen. Der Name des berühmten Chemikers knüpft sich noch an die Bereitung eines andern interessanten Produkts: des französischen Indigo aus Waid. Eine gelehrte Kommission, deren Berichterstatter er war, untersuchte das Fabrikat und gab eine Beschreibung des besten Surrogats für den während der Kontinentalsperre so kostbaren Indigo. Nächst dem Getreidebau ist die Kultur des Weinstocks der wichtigste agrikole Industriezweig Frankreichs; allein so vorzüglich auch die Weinbereitung in einigen Provinzen war, so unvollkommen und vernachlässigt war sie dagegen in fast allen übrigen Theilen des Landes. Auch hier kam Chaptal zu Hülfe und gab eben so einfache als wirksame Mittel an, um dem Wein wechselsweise die erforderliche Stärke und Milde zu geben, die ihn haltbarer und werthvoller machen.

So viele zahlreiche und beharrliche Bemühungen, so viele glänzende Erfolge und Tugenden konnten nicht länger im Dunkel des Privatlebens bleiben; Chaptal wurde in die Pairskammer berufen. Hier öffnete sich dem gelehrten Staatsmanne eine neue Laufbahn, die er vierzehn Jahre lang auf eben so ausgezeichnete Weise, wie früher und mit jenem Eifer und jener Thätigkeit verfolgte, die nur mit Auflösung seiner physischen Kräfte erlöschen konnten. Chaptal beschloß seine Arbeiten mit einem letzten Werk über „die französische Industrie,“ von der Niemand mehr geeignet war zu sprechen, als er, der so viel für ihr Emporkommen gethan hatte. Sein politisches Benehmen zeichnete sich stets durch Duldsamkeit und Mäßigung aus; er widmete sein ganzes Leben seinem Vaterlande, den Wissenschaften und der National-Industrie. Er gehörte zu jenen ächten Männern, die mitten in den Stürmen der Zeit erstarken; er eröffnete seinem Vaterlande mehrere neue Industriezweige, und lehrte es eine Menge sinnreicher Verbesserungen, mittelst deren das Volk besser gekleidet und genährt wurde, als früher; Dieß sind seine Ansprüche auf Ruhm, zu denen man noch einen ächten Wohlthätigkeitssinn, eine wahrhaft bewundernswerthe Reinheit des Charakters und eine unermüdliche Thätigkeit nützliche Unternehmungen zu befördern, fügen muß. So starb er in einem Alter von 76 Jahren, von denen er 60 dem Dienst und dem Ruhm seines Vaterlandes gewidmet hatte.

Vermischte Nachrichten.

Die ostindische Kompagnie hat der linnäischen Gesellschaft in London ihr kostbares Herbarium, das aus Pflanzen besteht, die zwischen 75° und 114° O. L. und von 32° N. B. bis zum Aequator, von König, Roxburgh, Rüttler Russell, Klein, Hamilton, Heyne, Wight, Finlayson und Wallich, gesammelt worden sind, zum Geschenke gemacht. Dieses Herbarium, das Werk eines halben Jahrhunderts, enthält gegen 1300 Genera, mehr als 8000 Spezies und mit den Duplikaten zum wenigsten 70,000 Exemplare.

Die „Literary Gazette“ behauptet, man habe in Paris die Beobachtung gemacht, daß fast alle Leute, die sich viel mit alten Manuscripten, Autographien u. s. w. abgaben, an der Cholera gestorben sind.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 283. 9 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

12. Begebnisse in Lapaba — Der Priester Dcuah — Betrug des Königs von Uouou — Nigerfeenerie — Die afrikanischen Landschaften — Der Berg Kesa — Der König des schwarzen Wassers — Nigerfahrt und Ankunft in Zagozhi.

(Fortsetzung.)

Zu ihrem großen Verdrusse fanden die Reisenden, daß der Priester Dcuah allerlei Vorwände brauchte, um ihre Abreise zu verzögern, und als sie endlich müde, sich länger hinhalten zu lassen, ernstlich darauf bestanden, ihre Fahrt fortzusetzen, lachte er ihnen mit der größten Unverschämtheit ins Gesicht und erwiderte, sie seyen jetzt in seiner Gewalt, und würden abreisen, wenn es ihm beliebe. Die Lander hatten sich bis jetzt immer bescheiden und nachgiebig gegen ihn erwiesen, was ihm wahrscheinlich den Muth gab, sich so in die Brust zu werfen. Nun stellten sich aber die Reisenden, als geriethen sie über seine Aeußerung in die heftigste Wuth und drohten, ihn und Jeden, der es wagen sollte, ihrer Abreise das geringste Hinderniß in den Weg zu legen, wie ein Perlhuhn niederzuschießen. Als der Priester solchen Ernst sah, wurde er sogleich wieder demüthig, bat um Verzeihung und suchte den Zorn der Fremden auf alle mögliche Weise wieder zu besänftigen. Die Lander benützten diesen günstigen Augenblick, ihre Boote, die am Lande lagen, in den Fluß zu schaffen und unverzüglich Lapaba zu verlassen.

Die Ufer des Nigers in der Nähe dieser Stadt sind hoch, an manchen Stellen vierzig bis fünfzig Fuß hoch und steil. Der Strom selbst ist tief und ganz frei von Felsen; sein Lauf ist in fast südlicher Richtung. Zwölf bis vierzehn englische Meilen abwärts, welche die Reisenden an diesem Tage zurücklegten, strömt der Fluß majestätisch dahin, und ist auf dieser ganzen Strecke weder von Inseln noch Felsen unterbrochen. Seine Breite wechselt zwischen einer und drei englischen Meilen. Das Land ist zu beiden Seiten sehr flach, und man erblickt nur hier und dort einzelne schmutzige Dörfer. Nahe vor Badschebo (Bajiebo), einer sehr großen und volkreichen Stadt, die von Felatahs und Nuffanchies bewohnt wird, erschienen drei Inseln im Flusse; die Ufer wurden wieder höher und waren mit großen schattigen Bäumen bewachsen, zwischen denen hindurch sich offenes und wohlbebautes Land, so wie eine Menge größerer und kleinerer Ortschaften wahrnehmen ließ.

Zunächst unterhalb Badschebo theilt sich der Niger in zwei fast gleich große prächtige Arme, die durch ein kleines, grünes, mit schönem Gehölze bewachsenes Eiland gebildet werden. Beide Ufer, mit mächtigen Bäumen und dickbelaubtem üppigen Strauchwerke geschmückt, boten einen herrlichen Anblick. Prachtvolle Gewinde von immergrünen Schlingpflanzen hingen von den Kronen der höchsten Bäume herab, und berührten die spiegelhelle Wasserfläche, indem sie ungeheure natürliche Laubgrotten von dem tiefsten Dunkel bildeten. „Bei aller dieser Pracht, setzt das Tagbuch bei, fehlt den afrikanischen Landschaften Etwas, das unseren heimathlichen Gegenden einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Es fehlt ihnen die holde Kindlichkeit, wenn wir so sagen dürfen, die freundliche Gemüthlichkeit unserer nordischen Natur. Selten hört man den Gesang der Vögel, der bei uns das Herz mit den reinsten Gefühlen der Heiterkeit belebt. Es fehlen die grünen Felder, die Hecken mit blühendem Jasmin, die Maßlieben, Schlüsselblumen, Veilchen und die hunderterlei andern wild wachsenden Blumen, die das Auge mit ihrem Schmelz erfreuen. Nirgends ist eine einzige Blume zu erblicken. Außerdem herrscht in den prachtvollsten Gegenden eine Grabesstille, eine Verlassenheit und ein feierlicher Ernst, die die Seele mehr mit Schauer und Niedergeschlagenheit erfüllen, als mit jener stillen und aus dem innersten Herzen quellenden Heiterkeit, die der Anblick unserer freundlichen Landschaften einflößt.“

Während dieser Fahrt auf dem Flusse hatten die Reisenden Gelegenheit, mehrere große Kanoes zu sehen, die aus einem einzigen Baumstamme gezimmert und mittelst Planken zu einer ziemlichen Höhe gebaut waren. *) Auf einigen derselben befand sich ein Dach, das mit Stroh gedeckt war, und unter welchem man Feuer unterhielt, Speisen kochte, schlief und überhaupt Tag und Nacht zubringen konnte. Diese Dächer, die so ziemlich einem Wagendache ähnlich sahen, sind den Eingebornen sehr nützlich, da unter ihnen Kaufleute mit ihren Weibern und Dienern Tage lang den Niger auf und ab befahren können, ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, öfters landen zu müssen. Da man hier zu Lande weder Pech, noch Hanf oder Theer kennt, so werden die Planken dieser Schiffe mittelst eiserner Klammern zusammengehalten, die man auch anwendet, um leck gewordene Boote wieder auszubessern. Die Reisenden sahen ein altes Kanoe, das wahrscheinlich mehrmals

*) S. die Abbildung Nro. 5. hiezu.

ausgebessert und mit nicht weniger als acht bis zehntausend solchen Klammern beschlagen worden war.

(Schluß folgt.)

Die Bleiminen am obern Missisippi.

(Fortsetzung.)

Nachdem der indianische Krieg auf diese Art sein Ende erreicht hatte, kehrte Alles ins frühere Geleis zurück. Die Flüchtlinge kehrten zu ihren Gruben zurück, und brachten noch mehrere in ihrem Gefolge mit sich. Die Helden des Kriegs bekamen ihre Ablöhnung, und ruhten in dem Schatten ihrer Lorbeeren. Da man jetzt nichts mehr von den Wilden zu befahren hatte, so dehnten sich die Erzgräber mit ihren Arbeiten immer weiter aus. Cassville nahm an Größe zu, und durfte sich einer Schenke und eines Wirthshauses berühmen. Ganze Züge ließen sich auf den Ländereien am obern Wisconsin ohne Erlaubniß der Bodeneigenthümer, der Indianer, nieder, welche weder mit Wort noch That sich dagegen zu setzen wagten. Die länderlustigen Leute waren übrigens hinsichtlich dieser unbefugten Besitzergreifungen nicht ohne offizielle Beispiele. Man hatte das Land zu Cassville in Bau-Loose getheilt, und ein jeder Mann durfte so viele Loose nehmen, als er Häuser darauf zu bauen im Stande war; jedes Loos mußte nämlich benutzt und ein Haus darauf errichtet werden, und Wer nun dieser Anordnung nachzukommen vermochte, konnte so viele Loose nehmen, als er Lust hatte. Weiter landeinwärts führte ein gewisser Dodge, vormals Generalmajor in der Miliz, eine Schaar von fünfzig wohlbewaffneten Männern in die Nachbarschaft des vorhin erwähnten Landgebiets zwischen dem Wisconsin und dem Fuchsflusse, wo sie ein Pallisaden-Fort erbauten, mit dem Entschlusse, allen Versuchen, sie von da zu vertreiben, von Wem sie ausgehen sollten, Widerstand zu leisten. Alles dieses geschah mit offener Nichtachtung des indianischen Rechts, dem man damals die Begriffsbestimmung noch nicht unterlegt hatte, daß es eben das Recht der Besitznahme sey. — Außerdem lief das Gerücht, das bald zu Washington laut wurde, die Winnebagos würden ihre Ländereien als Entschädigung für die Kosten des letzten Kriegs abtreten müssen. Tagtäglich beklagten sich die armen Geschöpfe über die immer neu ihnen zugefügten Unbilden, gegen den General Street, ihren Agenten in der Prairie du Chien, der, obwohl ein guter Mann, ihnen doch keine Abhülfe schaffte — und zwar weil er nicht konnte. Alles, was er zu thun im Stande war, that er übrigens. Er sprach die Militärmacht an, um den General Dodge und seine Leute zu vertreiben, und es wurde auch wirklich ein kleines Detaschement Soldaten zu diesem Endzwecke ausgeschickt. Als Dodge von ihrer Annäherung hörte, setzte er sich in förmlichen Vertheidigungsstand, und hieß sie auf ihre Gefahr näher kommen. Damit hatte die Sache ein Ende.

Dieser Stand der Sachen veranlaßte den Präsidenten Adams zu einer Einladung an die Winnebagos, eine Abordnung ihrer Häuptlinge nach Washington zu senden, um hier eine „mündliche Besprechung" zu halten. Dieß geschah, und im Winter trafen ihre Häuptlinge am Sitze der Regierung ein. Ihr erstes Begehren war, man solle Diejenigen ihres Volks, die der früher gedachten Unthaten überführt und zum Tode verurtheilt worden waren, begnadigen. Der Präsident bewilligte ihr Verlangen, in der Erwartung — wie er ihnen sagte, daß sie in dankbarer Anerkennung dieser Gunst die in Frage stehenden Ländereien abtreten würden. Ihre Antwort war, es stehe nicht in ihrer Macht, die gewünschte Abtretung zuzugestehen, daß sie indessen ihren Einfluß anwenden wollten, um ihres großen Vaters Wunsch zu erfüllen. Damit kehrten sie heim. Mittlerweile wurden die Märkte mit Blei überfüllt. Die brittischen Ausfuhrhändler sandten nämlich, als sie sahen, daß sich die Vereinigten Staaten bald selbst mit diesem Artikel versehen würden, große Vorräthe herüber, und da auch die Ausbeute der Bleiminen am Missisippi äußerst ergiebig war, so sank der Preis zu nichts herab. Die Folge davon war, daß eine große Anzahl der Erzgräber ihre Nachgrabungen aufgab, und das Geschäft ins Stocken gerieth. Es ist indessen seitdem wieder aufgelebt.

In dem ersten Jahre der Verwaltung des Präsidenten Jackson wurden mit den Winnebagos neuerdings Verhandlungen gepflogen, die nun aus der Noth eine Tugend machten, und einen längs dem Missisippi hin vom Felsenflusse (Rock-River) bis zum Wisconsin sich erstreckenden Landtheil abtraten. Sie erhielten dafür 40,000 Dollars *) baar, von welcher Summe sie indessen ein Viertheil Denjenigen zahlen sollten, die von ihren Plünderungen gelitten hatten, und bekamen nebstdem das Versprechen einer jährlichen Rente von 18,000 Dollars für die nächsten dreißig Jahre. Es war Dieß freilich kein billiges Aequivalent, und der ganze Handel in jeder Hinsicht für die Winnebagos unvortheilhaft. Aufs Allergeringste angeschlagen, und den Artikel zum niedrigsten Marktpreise berechnet, konnte man leicht aus einem Viertheil des von ihnen abgetretenen Landes für die nächsten hundert Jahre jährlich für 500,000 Dollars Blei ziehen. Das Erz ist unerschöpflich, das ganze Land scheint Ein Metalllager zu seyn. Als ein bloßer Jagdgrund schon würde jener Strich Landes dem ganzen Stamme Unterhalt gewährt, und erst zum Landbaue benützt, Millionen Nahrung gegeben haben. Die Summe, die sie empfingen, war unter so Viele vertheilt, von geringem Belange, und unmöglich von bleibendem Nutzen. Jährliche Rentenzahlungen sind ohnehin eine höllische Erfindung, bloß darauf berechnet, das Verderben und die Ausrottung der Indianer herbeizuführen. Sie verlieren dadurch die Gewohnheit, sich wegen ihres Unterhalts nur auf sich selbst zu verlassen. So wie die Zeit der Auszahlung einer solchen Jahresrente herankommt, stürzen sich Hunderte von gewissenlosen Weißen, wie Krähen auf das Aas, hastvoll auf die Beute. Ueberall schlägt man Buden auf, und der unglückliche Wilde, der eine von ihnen betritt, verläßt sie selten, so lang er noch einen Cent **) oder sonst noch etwas von Werth besitzt. Ist Alles fort, so wirft man ihn mit Schimpf und Schande zur Thüre hinaus. Hat er dann die Wirkungen seiner Schwelgerei ausgeschlafen, so erwacht er ärmer als zuvor, und fühlt sich in seinen eigenen Augen herabgewürdigt. Während das Geld seine Besitzer wechselt, zeigt sich ein

---

*) 96,000 Gulden rh.

**) Cent ¹/₁₀₀ Dollar, also etwas weniger als 1½ Kreuzer rhn.

solches wüstes Treiben, Betrunkenseyn und Ausschweifungen jeder Art, daß nur Wer dergleichen mit angesehen hat, sich einen Begriff davon machen kann. Am meisten leidet die Sittlichkeit der Weiber darunter.

Die Ländereien, welche den jetzt im Besitze der Weißen befindlichen gegenüber liegen, gehören den Sak- oder Fuchs-Indianern, die sie bisher durchaus nicht haben verkaufen wollen. Sie sind, wo möglich, von noch größerem Werthe als diejenigen, welche die Amerikaner bereits im Besitze haben. Nach den jüngsten Nachrichten *) scheint es, als sey ein Streit hinsichtlich des Eigenthumsrechts auf gewisse Ländereien am Missisippi entstanden. Welcher Theil das bessere Recht auf seiner Seite hat, weiß ich zwar nicht, allein Das sah ich mit Bestimmtheit voraus, daß man es an einem Vorwande, die Indianer ihres Minendistrikts zu berauben, nicht lange fehlen lassen würde. Ein Stock, sagt man, ist geschwind gefunden, wenn man einen Hund schlagen will, und hier haben wir ein Beispiel für das Sprüchwort. Den öffentlichen Blättern zufolge hat General Gaines eine überlegene Streitmacht gegen die Indianer geführt, und sie über den Missisippi getrieben. Diese Verfahrungsweise wird sie voraussichtlich auf die eine oder die andere Art ihre Ländereien kosten.

So viel von der Geschichte der Bleiminen. Was das Land selbst betrifft, so ist der Boden gut, und für den Anbau von Korn sehr geeignet. Auch Bauholz würde gedeihen, wenn die zweijährigen Feuer es aufkommen ließen. Für jetzt gibt es nur wenig; gerade hinreichend für den Bedarf der Ansiedler, und mehr nicht. Auf der Prairie oder den hochgelegenen Ländereien findet man hauptsächlich Eichen; in den Niederungen oder tieferen Strecken an den Ufern der Flüsse wachsen Eichen, Ulmen, Eschen, vielerlei Arten von Ahorn und Wallnußbäumen, Eisenholz u. s. w. Das einzige Obst, das ich gesehen habe, waren verschiedene, sehr gute Arten von Pflaumen und Nüsse. Sehr tiefe Schluchten laufen vom Missisippi aus in das Land hinauf, und dienen dazu, das Regenwasser und den geschmolzenen Schnee abzuführen. Die Oberfläche des Bodens ist — was man eine Rolling Prairie nennt — d. h. eine angenehme Abwechslung von Hügel und Thal. Der ganze Strich Landes ist wohl bewässert. Außer dem Missisippi durchströmen ihn der Felsenfluß, der Wisconsin und der River du Grand, lauter schiffbare Flüsse. Der Fieberfluß, so weit sein Lauf schiffbar ist, ist ein tiefer stagnirender Pfuhl. Es gibt noch eine große Menge kleinerer Flüsse, welche sich in die obenerwähnten ergießen. Die meisten von ihnen sind im Sommer fast trocken. Alle die, welche hinreichend Wasser haben, sind reich an Fischen. Carneole und Festungsbau-Achate findet man so häufig als andere Kiesel an den Ufern einiger derselben; sie sind außer kleinen Felsenkrystallen die einzigen edleren Steine, die mir bisher in der ganzen Gegend vorkamen. Das Erz, das die Habgier der Gränzbewohner so sehr aufgeregt hat, ist sehr rein. Nach der dort zu Lande üblichen ungeschickten Art geschmolzen, gibt es gegen 70 Prozent reines Metall. Man findet es in verschiedenen Lagen und in verschiedenen Tiefen. Die beiden Gratiot entdeckten ihre Ausbeute in der Tiefe von ein Fuß, mit einem einzigen Schlag des Spatens. Einige Schachte wurden zwei hundert Fuß tief geführt. Bisweilen findet man das Erz in einem festen, vereinzelten Klumpen, bisweilen in einer horizontalen Schichte, am häufigsten aber in Adern oder wie es die Erzgräber nennen, in „Bleien." In der Umgegend von Galena lagert das Erz in Lehm, am River du Grand aber, und an einigen andern Orten muß man darnach ins Gestein einschlagen, und das oft sehr tief. In allen Fällen geben übrigens die Erzgräber ihre Nachsuchungen auf, sobald sie auf Wasser stoßen und Hunderttausende von Zentnern Blei sind auf diese Art liegen gelassen worden, die man eines Tags mit Anwendung von Maschinen beibringen dürfte. Die erste Formation des Gesteins ist Kalk, unter welchem sich eine Formation Kiesel befindet, übrigens von einer solchen Härte an manchen Orten, daß ein Mann, wenn er den ganzen Tag gearbeitet hat, das Abgeschlagene in einer Bütte heimtragen kann. Wo bloß Lehmerde wegzuschaffen ist, werden Einschnitte gegraben, wofür Schaufel und Spaten hinreichend sind. Wo die Erzgräber ins Gestein einschlagen müssen, gebrauchen sie Schmiedehämmer, Spitzhämmer, Steinmeißel und Spaltkeile. Wenn der Schacht so tief kommt, daß die einzelnen Stücke mit der Hand nicht hinausgeworfen werden können, so wird eine Winde über ihm angebracht, und die Erde oder das Gestein wird dann in einer Kufe hinaufgezogen. Immer zwei Männer arbeiten mit einander in einem Schachte, und zwar in Gemeinschaft und auf gleichen Antheil, denn Lohnarbeiter sind schwer zu bekommen. Dieses Erzgraben geht übrigens in allen Jahrszeiten fort, wenn schon das Wetter im Sommer so warm, als in Massachusetts und die Kälte im Winter viel strenger ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der obige Aufsatz ist im Sommer 1831 geschrieben.

Napoleon II. *)

(Ode von Victor Hugo.)

I.

Tausend acht hundert elf! — O Zeit, wo das Getümmel
Zahlloser Völker, staubgebeugt vom düstern Himmel
Des Schicksals Ja erharrt!
Wo sie uralter Reiche Grundbau fühlten zittern,
Wo sie gleich einem Sinai von Ungewittern
Den Louvre sah'n umstarrt.

. . .

Gesenkten Hauptes, gleich dem Roß, wenn nah die Sporen,
Erging ihr Wort: ein großer Mensch wird nun geboren.
Des Erben harrt ein Reich so unermeßlich groß.
Was Alles wird der Herr noch diesem Manne reichen,
Dem Cäsars Größe, selbst die Größe Roms muß weichen,
In dessen Loos verschmolzen ist der Menschheit Loos.

*) Mil huit cent onze! — O temps où des peuples sans nombre
Attendaient prosternés sous un nuage sombre
Que le ciel eût dit oui!
Sentaient trembler sous eux les États centenaires,
Et regardaient le Louvre entouré de tonnerres,
Comme un Mont-Sinaï!

. . .

Courbés comme un cheval qui sent venir son maître,
Ils se disaient entre eux; — Quelqu'un de grand va naître!
L'immense empire attend un héritier demain.
Qu'est-ce que le Seigneur va donner à cet homme
Qui, plus grand que César, plus grand même que Rome,
Absorbe dans son sort le sort du genre humain? —

Wie sie noch sprachen, that sich tief und blendendhelle
Die Wolke auf: die Welt sah über sich zur Stelle
Des Weltgeschickes Mann;
Und alles Volk verstummt mit staunender Gebärde.
Denn auf den Armen beut ein Kindlein er der Erde,
Ein neugebornes an.

* * *

Beim Hauch' des Kindes, Dom der Invaliden, bebten
Die Banner, die besiegt, in Deiner Halle schwebten,
In lichtem Glanz — so bebt im Wind' das Aehrenfeld,
Sein Schrei, ein schwacher Schrei — die Amme kann ihn stillen,
Gebot, wir sahen es, vor Lust gebäumt zu brüllen
Dem riesigen Geschütz, zum Wächter ihm bestellt.

* * *

Und Er! Es schwillt der Stolz auf seinen kühnen Zügen,
Die Arme, die gekreuzt sonst auf der Brust sich fügen,
Sind endlich aufgethan.
Das Kind: Er hält es nun empor mit Vaterhänden,
Der Blitze Strom, den seine Augenstern' entsenden,
Strahlt es verklärend an.

* * *

Und als er nun den Erben von so vielen Thronen
Gezeigt den alten Völkern, wie den alten Kronen,
Verweilt sein Auge auf der Könige Verein,
Gleich einem Aar, der auf zum Felsenhorst' geflogen,
Rief er mit hehrem Antlitz, in der Freude Wogen:
Die Zukunft, Zukunft! ja die Zukunft, sie ist mein!

Comme ils parlaient, la nue éclatante et profonde
S'entr'ouvrit, et l'on vit se dresser sur le monde
L'homme prédestiné;
Et les peuples béans ne purent que se taire,
Car ses deux bras levés présentaient à la terre
Un enfant nouveau-né!

* * *

Au souffle de l'enfant, dôme des Invalides,
Les drapeaux prisonniers sous tes voûtes splendides
Frémirent, comme au vent frémissent les épis;
Et son cri, ce doux cri qu'une nourrice apaise,
Fit, nous l'avons tous vu, bondir et hurler d'aise
Les canons monstrueux à ta porte accroupis!

* * *

Et lui! l'orgueil gonflait sa puissante narine;
Ses deux bras, jusqu'à lors croisés sur sa poitrine,
S'étaient enfin ouverts;
Et l'enfant, soutenu dans sa main paternelle,
Inondé des éclairs de sa fauve prunelle,
Rayonnait au travers!

* * *

Quand il eut bien fait voir l'héritier de ses trônes
Aux vieilles nations comme aux vieilles couronnes,
Eperdu, l'œil fixé sur quiconque était roi,
Comme un aigle arrivé sur une haute cime,
Il cria tout joyeux avec un air sublime:
— L'avenir! l'avenir! l'avenir est à moi!

Die Berge des nördlichen Hindustan.

Die schneebedeckten Gipfel des äußersten östlichen Gebirgszweiges des Himalaya sind von den Ebenen Bengalens aus sichtbar; obgleich der nächste Berg 191 bis 232 englische Meilen dem Auge fern liegt. Nun ist aber eine Höhe von mehr als 28.000 Fuß nöthig, wenn ein Punkt, bei dem gewöhnlichen Zustande der Atmosphäre, auf eine solche Ferne sichtbar werden soll, wiewohl zugegeben werden muß, daß auch eine geringere Höhe im Falle einer ungewöhnlichen Luftverdünnung dazu hinreichen würde. Der Dhawala Ghiri*), in der gewöhnlichen Sprache Dholaghir genannt, der weiße Berg, der Montblanc des Himalaya, ist einer der höchsten Gipfel dieser Gebirgskette. Er liegt in der Nähe der Quelle des Gondhak, der später den Namen Salagrami annimmt, wegen der Schiefersteine, die man in seinem Bette findet und die nach allen Theilen Hindustans geführt werden, wo man sie unter dem Namen Salagrama anbetet, weil der Aberglaube die spiralförmigen Thiergehäuse vorweltlicher Mollusken für sichtbare Zeichen Wischnu's hält.

Einige Berge des Himalaya haben folgende Erhöhung über der Meeresfläche:

Dhawala Ghiri oder Dholagir	26,862	Fuß
Dschemautri	25,000	—
Dhaiborn	24,740	—
Ein Pik, der von Pilibhit und Dschethpur aus gemessen wurde	22,768	—
Ein anderer, der von Cathmandu in der Richtung von Calabhairawi gesehen wird	24,625	—

Ein Pik, der nach den Aussagen der Bergbewohner bei Dschamautri, nahe bei den Quellen des Dschemnah liegt, und von Herrn Webb, von der Höhe des Nagun Ghati und des Khandra Khadani, in der Nähe von Lallori, 5000 Fuß über dem Thale gemessen wurde, muß 25,000 Fuß über demselben liegen, wenn man ⅛ auf die Refraktion rechnet. Der Manadewa Caslinga, oberhalb Gangautri, vom Negun Ghati aus gemessen, muß 17,784 Fuß über diesem Berge liegen.

Ein sehr hoher Pik und einer der sichtbarsten in den Ebenen von Gorekhpur wurde von mehreren Bergbewohnern als der Dholaghir erkannt.

Die Stadt Cathmandu, im Thal von Nepal, liegt 4784 Fuß und das Fort Tschisaponi 5818 Fuß über dem Meere.**)

Vermischte Nachrichten.

Seit dem Ausbruche der Cholera in Paris sind an dieser Krankheit gestorben:

			Im Hause.	In den Spitälern.	Im Ganzen.
im	Monat	März (vom 23 bis 31)	40	50	90
—	—	April . . .	7465	5258	12723
—	—	Mai . . .	440	372	812
—	—	Juni . . .	547	321	868
—	—	Juli . . .	1905	672	2577
—	—	August . . .	593	315	908
		Im Ganzen	10,990	6988	17,978

Hiezu kommen noch die Sterbefälle in 27 Departements mit 51,545. Im Departement Aisne starben bis zum 30 August 5162. — Ardennen 420. — Aube 1887. — Untere Charente 221. — Nordküste 351. — Eure 801. — Eure und Loire 705. — Gironde 16. — Indre und Loire 268. — Isère 4. — Loire und Cher 582. — Untere Loire 731. — Maine und Loire 508. — Obere Marne 1649. — Marne 6376. — Loiret 1215. — Meuse 1669. — Nord 5918. — Oise 5250. — Pas de Calais 5430. — Obere Saone 98. — Seine und Marne 6516. — Somme 2881. — Seine und Oise 5884. — Untere Seine 2096. — Vogesen 333. — Yonne 2796.

*

Es ist Thatsache, daß Fische und Mollusken gefrieren können, ohne dadurch ums Leben zu kommen. Kapitän Franklin bemerkte während des strengen Winters, den er an dem Kupferminenflusse zubrachte, daß Fische ganz gefroren aus den Netzen genommen, in kurzer Zeit so eishart wurden, daß man sie mit einer Hacke spalten mußte; legte man aber einige derselben ans Feuer und ließ sie aufthauen, so wurden sie wieder lebendig — ein merkwürdiger Beweis, wie in Thieren von kaltem Blute die Lebenskraft eine geraume Zeit unterbrochen werden kann, ohne aufzuhören.

---

*) Im Sanskrit Dhawala, weiß und Ghiri, der Berg.
**) Dieses Fort hat seinen Namen von dem nepalischen: Tschiso, kalt und Pani, Wasser, im Sanskrit S'i'ira panlya.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 284. 10 Oktober 1832.

Der Kampf in Portugal.

Die Augen von ganz Europa sind jetzt auf Portugal gerichtet. Es gibt Viele, die in der Entscheidung dieser Frage nicht bloß einen Streit um das Recht des Besitzes, sondern auch einen Kampf der Prinzipien erblicken wollen, von dessen Ausgang sie sich eine mächtige Rückwirkung auf den Stand der Dinge im übrigen Europa versprechen zu dürfen glauben. Wenn man mit dem Charakter der Portugiesen näher bekannt ist, so wird man dieser Meinung entgegen überzeugt seyn, daß, wie auch der portugiesische Kampf entschieden werden mag, der Erfolg desselben für die große europäische Frage nicht vom mindesten Belange seyn wird.

Als Don Pedro von San Miguel, dem Asyle der portugiesischen Legitimität, auslief, mit einer Operationslinie, die sich von den Azoren bis an die Küste von Portugal ausdehnte; während er auch noch außerdem allen Gefahren einer Seeexpedition und einer Landung auf einem Boden ausgesetzt war, wo er nicht einen einzigen Stützpunkt besaß, so standen alle Verhältnisse zu Gunsten seines Bruders; allein es war mehr die scheinbar wohlbegründete Voraussetzung einer zahlreichen Partei, die ihm als ihrem Befreier entgegeneilen würde, worauf die Hoffnungen eines günstigen Erfolges gebaut waren, als materielles Uebergewicht der Streitkräfte. Mit diesem Plane aber mußte er auch zunächst an einer Stelle landen, wo die Elemente der Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung am stärksten waren. Dieser Punkt war Lissabon, niemals aber Oporto, wo seit 1828 die Elemente der Unzufriedenheit sich entweder erschöpft hatten, oder gelähmt worden waren. Die bisherigen Thatsachen sprechen nur allzu deutlich für diese Ansicht; kaum Ein Mann ging zu den Reihen der Konstitutionellen über, und es war von den Einwohnern Oporto's und der Umgegend wahrlich nicht zu erwarten, daß sie sich abermals kompromittiren sollten, als sie Don Pedro mit Streitkräften ankommen sahen, die nicht viel zahlreicher waren, als die, von denen sie im Jahre 1828 so schmählich verlassen worden waren, während die schreckliche Reaktion, die darauf erfolgte, noch frisch in ihrem Gedächtnisse leben mußte. Don Pedro wird zu spät einsehen, daß er getäuscht wurde und die Folge ihn lehren, daß weder er noch seine Konstitution in Portugal populär sind. Man braucht sich nur zu erinnern, daß er das Land als Knabe verließ, als das Haus Braganza vor den siegreichen Waffen Napoleons floh. Seine politische Laufbahn war seitdem durch Phasen bezeichnet, die eben nicht geeignet sind, bei dem portugiesischen Volke zu seinen Gunsten zu sprechen. Vor Allem knüpft sich an seinen Namen ein Ereigniß, das jeder Portugiese, welcher Farbe er auch angehören mag, als den Ruin seines Vaterlandes zu betrachten gewohnt ist. Dieses Ereigniß ist der Verlust der unermeßlichen transatlantischen Besitzungen, denen Portugal allein seine politische Wichtigkeit verdankte. In dem Heere Miguels findet man viele Namen, die einst in den Divisionen von Monte Video, Rio de Janeiro und Bahia die Waffen getragen, und ohne Zweifel in ihrem Gedächtnisse noch die Niederlagen und Kränkungen, die sie im Felde erlitten und die Leiden, die sie in der Gefangenschaft auszustehen hatten, treulich aufbewahrt haben. Was anders als den heftigsten Widerstand aber kann sich Don Pedro von jenen Menschen versprechen, die vor einigen Monaten noch „Morra o Imperador dos Macacos.“ — „Tod dem Affenkaiser!“ — zu ihrem täglichen Trinkspruche gewählt hatten? Dann leben gegenwärtig in Portugal noch Tausende, welche bei der grimmigen Verfolgung alles Europäischen, die auf die Unabhängigkeitserklärung von Brasilien folgte, in den Straßen der brasilianischen Städte gleich Raubthieren gejagt, und vom glänzendsten Reichthum in die hülfloseste Dürftigkeit gestürzt wurden — und sie insgesammt messen die Schuld ihres Ruines Don Pedro bei, und bilden natürlich eine mächtige und unversöhnliche Masse des Widerstandes. Fügt man noch hinzu, daß Don Pedro mit Schulden beladen zurückkehrt, und die verhaßte Konstitution in seinem Gefolge mit sich bringt — und noch dazu auf der Spitze fremder Bajonnette, so konnte man, nur einigermaßen mit den Gefühlen und Vorurtheilen der Portugiesen vertraut, kaum einer Bewegung zu seinen Gunsten entgegen sehen. Wir sagten: die verhaßte Konstitution, denn man irrt sehr, wenn man die Bedürfnisse und die Geistesrichtung des portugiesischen Volkes mit dem Maßstabe anderer europäischer Staaten bemessen will. Seit Jahrhunderten an den Gehorsam gegen die unumschränkte Monarchie gewöhnt, haben die Ansichten der Portugiesen eine Richtung genommen, die zu nichts weniger als konstitutioneller Freiheit führt, und mit religiöser Ehrfurcht an altem Herkommen hängend, sind sie gegen jede Neuerung so gut als geharnischt. Betrachtet man die einzelnen Stände dieses Staates; so findet man die Kirche und die Fedalgnia, mit geringen Ausnahmen, einmüthig in ihrem Hasse gegen jede Konstitution. Das Heer, durch die vielerlei Revolutionen demoralisirt, folgt augen-

blicklichen Einflüssen und läßt sich allein durch Aussichten auf Beförderung und Geld bestimmen; während die Masse der Bevölkerung blindlings jeder Richtung folgt, die ihr ihre Führer zu geben belieben, und „Viva oder morra a constituiçao" ruft, wie es ihre Geistlichen verlangen. Die Mehrzahl der Bevölkerung kann daher bei Entscheidung der Frage gar nicht in Anschlag gebracht werden, und wäre sie übrigens auch einer Meinung fähig, so würden die folgenden Zeilen eines Liedes, das während der ersten Konstitution auf allen Quais und Straßen von Lissabon widerhallte, hinreichen, eine Vorstellung von ihrer Gesinnung zu geben.

Fenchen-se o Rocio
Abolio-se o Inquisiçao,
Perdeo-se o Brasil
M—a para o constituiçao." *)

Unter den Rechtsgelehrten und der handeltreibenden Bevölkerung allein herrschen noch die meisten liberalen Ideen. Allein diese sind insgesammt aus der Schule der französischen Encyklopädisten und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts geschöpft, deren unpraktische Träumereien sie eines Tags in ihrem Vaterlande in Erfüllung gesetzt zu sehen hoffen.

Was Don Miguel betrifft, so mag er allerdings in vollem Maße die Vorwürfe verdienen, die ihm von allen Seiten gemacht werden, wiewohl auch ein großer Theil der ihm zur Schuld gelegten Verbrechen, als von dem Haß der Parteien ihm aufgebürdet, in Abzug gebracht werden dürfte. So viel ist gewiß, daß er nicht unpopulär ist, wie man eine Zeit lang glauben machen wollte und wovon man auch Don Pedro überredete. Seit vier Jahren schon behauptet er sich gegen innere Feinde und äußere Angriffe: fast zu jeder Stunde sieht man ihn in Lissabon und den Umgebungen der Hauptstadt umherreiten, ohne daß noch ein einziges Mal ein Angriff auf sein Leben gemacht worden wäre, und zwar unter einem Volke, dessen rachgierige Natur zum Sprüchworte geworden ist. Seine Unpopularität müßte daher mit einem andern Maßstabe, als der Dauer seiner Regierung gemessen werden. Das Wahre an der Sache ist, daß Don Miguel der bloße Automat in den Händen der Partei ist, die gegenwärtig Portugal beherrscht — Dieß das Geheimniß der Dauer seiner Herrschaft: er unterstützt ein System, das seinerseits wieder ihn unterstützt, ein System, das von den aufgeklärten Portugiesen, die darunter zu leiden haben, allerdings als ein Inbegriff von Unwissenheit und Grausamkeit verabscheut werden mag. Am düstersten aber erscheint bei dieser Frage die zuverlässige Voraussicht, daß, wie auch immer ihre Lösung ausfallen wird, der völlige Ruin des Landes die unausbleibliche Folge seyn wird. Dem Bürgerkrieg mag in seinem verheerenden Laufe Einhalt gethan werden; allein es ist das Werk der Zeit, seine Wunden zu vernarben. Die gewalthabende Partei in Portugal und ihre Anhänger kämpfen aber mit dem Messer an der Kehle. Vergeblich verspricht der Kaiser eine allgemeine Amnestie. Sicherlich würde er gern einen Schleier über die Vergangenheit werfen, allein er würde eben so wenig in der Folge den Lauf der Privatrache aufhalten können, als den wüthenden Wassersturz des Niagara. Diese schreckliche Wahrheit schwebt den Miguelisten unaufhörlich vor Augen. Werden sie geschlagen, so bleibt ihnen keine Wahl als zwischen Tod und dem Elend einer Verbannung in fremdem Lande. Von dieser Ueberzeugung beseelt, wird die miguelistische Partei alle ihre Kräfte ins Feuer führen, und da die Frage rein militärisch geworden ist, möchte für Don Pedro Alles zu fürchten seyn.

Diese Ansicht der portugiesischen Angelegenheiten mag vielleicht mit zu trüben Farben geschildert scheinen. Allein unser Urtheil darüber gründet sich auf die Lehren der Geschichte. Portugal, zu einer Zeit, wo die übrigen Völker Europa's verhältnißweise noch in einem Zustande von Unwissenheit und Unthätigkeit schlummerten, schon auf der Bahn der Entdeckungen und in der Blüthe seiner Entwicklung begriffen, erreichte seinen Höhepunkt, ehe noch andere Nationen ihm den Preis streitig machen konnten. Die portugiesische Nation hat das nämliche Stadium, wie auch andere noch mächtigere Reiche, durchlaufen. Dem Ruhm folgte Entartung, der Größe Unbedeutenheit. Wenn einmal ein Volk wieder abwärts zu gehen angefangen hat, so ist der Moment der Wiedergeburt zunächst eine Unmöglichkeit; vergeblich sucht man wenigstens nach einem solchen Beispiele auf den Blättern der Geschichte; und es ist sehr zu fürchten, daß die Abkömmlinge des Viriatus hievon eine Ausnahme machen werden; im Gegentheile werden sie die vielhundertjährige Erfahrung bekräftigen, und die Ansichten, die der berühmte amerikanische Senator John Randolph über die neuen Staaten von Südamerika aussprach, mögen mit gleichem Recht auf ihre europäischen Brüder angewendet werden: „Es kann Jemand eben so gut aus Eichenschößlingen Fregatten bauen, als aus Portugiesen freie Männer machen wollen." Will man von den Portugiesen als Individuen sprechen, so muß man zugeben, daß Einzelne Eigenschaften besitzen, denen alle Bewunderung und Verehrung gebührt; aber in politischer Beziehung ist die Nation entartet und tief gesunken. Don Pedro darf nicht bloß Legionen, er darf Heere von Polen zu seinem Beistande gewinnen; kann er nicht des Geistes, der in Portugal herrscht, Meister werden, so wird seine Unternehmung immer fehlschlagen. Und sollte selbst das weiß und blaue Banner der jungen Königin Maria da Gloria siegreich auf den Mauern von Lissabon wehen, so werden doch Diejenigen, die davon einen Fortschritt der öffentlichen Freiheit in Europa erwarten, sich bitter getäuscht sehen.

Die Bleiminen am obern Missisippi.

(Fortsetzung.)

Es befanden sich in dem Minendistrikte drei Agenten der Vereinigten Staaten, welche den Gräbern Erlaubnißscheine ausstellten. Hatte Jemand Anzeichen von Erz wahrgenommen, so maß er eine kleine Strecke Land, etwa hundert (englische) Meilen ins Gevierte ab, und bekam die Erlaubniß darauf, mit Ausschluß eines jeden Andern, Nachgrabungen anzustellen. Als Abgabe mußte er dann den Zehnten von seinem Erzertrage an die Vereinigten Staaten

---

*) Geschlossen ist der Rocio,
Abgeschafft ist die Inquisition,
Verloren ist Brasilien,
Zur Hölle mit der Konstitution.

entrichten. Dieß wurde indessen nicht an ihn, sondern an die Schmelzer gefordert.

Die Schmelzer waren die angesehensten von den Ansiedlern, da ihr Geschäftszweig einiges Kapital erforderte. Sie waren vertragsmäßig verpflichtet, das nöthige Vieh, die erforderlichen Arbeitsleute u. s. w. zu halten und den Agenten den Zehnten von allem geschmolzenen Metalle zu entrichten. Die Schmelzerei wird auf eine sehr nachlässige Weise betrieben. Man erbaut eine sehr große dicke steinerne Wand mit kaminähnlichen Blenden. Diese werden mit Eichenklötzen gefüllt, in die Zwischenräume kleinere Scheiter gesteckt, und das Ganze mit Blei beladen. Die Holzbeuge wird dann angezündet, und das Metall träuft nun durch ein Loch an der Mauer unten ab. Die Gesundheit der Arbeiter an solchen Schmelzen leidet übrigens sehr dabei, und ist meistentheils in einem oder zwei Jahren aufgerieben. Das Klima ist sonst gut, und die Einwohner sind, die Niederungen ausgenommen, wo Wechselfieber vorherrschen, gesund. Dagegen fallen die Schmelzarbeiter in Folge der großen Ermüdung, des Wachens und des Einathmens der Arsenikdämpfe als frühe Opfer ihres furchtbaren Gewerbes. Durch das erste rohe Verfahren erhält man ungefähr ein Drittel Reinerz. Das Uebriggebliebene bringt man durch einen sogenannten Aschenofen *), worauf die Schlacke weggeworfen wird.

Ein Erzgräber brauchte weder ein Kapital noch selbst irgend eine Bürgschaft zum Betriebe seines Geschäftes. Ein jeder Krämer versah ihn bereitwillig mit Werkzeugen und den erforderlichen Vorräthen, und kreditirte ihm die Zahlung auf sein gutes Glück. Der Erzgräber machte sich auf, und grub so lange an einem Orte, bis er sich überzeugte, daß hier kein günstiger Erfolg zu erwarten war, und versuchte es dann an einem andern. Der Durchschnittsertrag Dessen, was ein Erzgräber im Falle des Gelingens an Blei im Laufe des Jahres fand, warf ihm ungefähr so viel ab, daß er davon seine Schulden bezahlen konnte, und ihm noch etwas mehr, als der gewöhnliche Taglohn eines Feldarbeiters ausmacht, übrig blieb. Es gab wohl Einige, die in einem sehr kurzen Zeitraume zu einem bedeutenden Vermögen kamen; allein es waren ihrer nur äußerst Wenige. Die Nachrichten von solchen Glücksfällen verlockten indessen ganze Schwärme von Abenteurern, sich in dieser Lotterie ebenfalls eifrigst zu versuchen, in der freilich nicht lauter Nieten waren. Manchmal arbeitete ein Erzgräber ein ganzes Jahr lang, ohne nur so viel Blei zu finden, das ihm seine Mühe bezahlt hatte; in solchen Fällen ließen sich jedoch die Wenigsten abschrecken, sondern arbeiteten beharrlich so lange fort, bis ein glücklicher Wechselfall ihre Einbußen wieder ausglich.

Die Regierungsagenten erlaubten nur äußerst wenig Bauholz zu fällen. Eine Folge davon war, daß der Anbau des Bodens gänzlich vernachlässigt wurde, und die Ansiedler hinsichtlich der Nahrungsmittel sowohl, als eines jeden andern Bedürfnisses lediglich von den Zufuhren Wassers abhingen. Die Indianer kamen nur selten in ihre Nähe.

Als der Krieg mit den Indianern ausbrach, hätten diese die Erzgräber leicht, und ohne den mindesten Verlust von ihrer Seite bis auf den letzten Mann vertilgen können. Sie hätten sich nur an irgend einem gelegenen Tage in der Gegend vertheilen, und Steine in die Schachte werfen dürfen, und die Eindringlinge wären Alle elendiglich umgekommen, die wenigen Krämer und Schmelzer u. s. w. hätten ihnen dann nicht mehr vielen Widerstand leisten können. Ein Viertheil der Ansiedler etwa bestand aus Ausländern, namentlich Irländern. Die Uebrigen waren Missurier und die sogenannten Suckers und Pukes: unter der letztern Benennung versteht man nämlich Eingeborne von Kentucky; die Suckers aber waren aus Illinois, und hießen so, weil die Meisten von ihnen, gleich dem Fische dieses Namens, im Frühjahre den Fluß herauf kamen und im Herbste wieder heimkehrten. Hier berührten sich die äußersten Enden der Gesellschaft. Der Gelehrte und der Mann von Stande saßen am nämlichen Tische mit Gaunern, und jenem Volke, das halb Roß, halb Alligator, gemein, hitzig, hochfahrend, kaum weiter in der Gesittung vorgerückt war, als der Winnebago, mit dem es nun um eine Heimath streiten sollte. Es gab sehr viele Krämer, Schenkwirthe, und eine reichliche Fülle von Quacksalbern. Da noch kein Gesetzbuch eingeführt war, so mangelte es noch an Advokaten; da aber in neuerer Zeit das Land als ein Bestandtheil von Illinois betrachtet werden will, so wird wohl jetzt dem Uebel abgeholfen worden seyn. Ein Jeder hatte einen Titel, Doktor, General oder doch wenigstens Kapitän. An Wirthstischen und andern Zusammenkunftsorten verursachte Dieß viele Verwirrung. Rief Einer, „Doktor," „General," so antwortete gleich ein Dutzend. Ich war einst Zeuge, wie einem Fuhrmanne in der Straße von Galena sein Wagen in einer Kothlache stecken blieb, und ihm nun auf sein Rufen um Beistand zur Herausschaffung desselben ein Mann zu Hülfe kam, der wie ein Fleischer gekleidet, und mit Jagdbüchse, Dolch, Pistolen und Breitschwert bis an die Zähne bewaffnet war, ein Kerl, mit dem Aussehen eines wahren Straßenräubers oder Viehdiebs. Dieser legte nun seine Büchse ab, und stemmte seine Schulter an das Rad, während ihm der Eigenthümer des Fuhrwerks mit dergleichen Zurufen, wie „Ein wenig weiter vor, General, ein Bißchen zurück, General, lüft' ein Bissel, General, wenn du so gut seyn willst," die nöthigen Anweisungen ertheilte. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit sey bona fide Generalmajor in der Miliz, und früher Mitglied der gesetzgebenden Versammlung eines der westlichen Staaten gewesen. Der Grund, warum er so bewaffnet herumstieg, war eine tödtliche Fehde mit einer andern Person, der er zu begegnen erwartete.

(Schluß folgt.)

Die Lu-Tschu-Insulaner und Napoleon.

Kapitän Hall erzählt in seinen trefflichen „Fragments of Voyages and Travels" von einem Besuch auf der Insel St. Helena im August 1817, wo er das Glück hatte, Napoleon vorgestellt zu werden. In seiner Unterredung mit dem Kaiser lenkte sich das Gespräch natürlich auch auf den Orient, aus dem die Brigg „Lyra," die Kapitän Hall befehligte, so eben zurückkehrte. Der Kapitän gibt von dieser Unterhaltung folgenden Bericht: „Meine ersten Antworten regten lebhaft die Neugier des Kaisers auf. Die vielfältigen Gelegenheiten, die Napoleons erhabene Stellung ihm bot, sich fast über alle wichtigen Gegenstände zu belehren, sein Verstand und sein ungeheures Gedächtniß machten es äußerst schwer, ihm etwas Neues zu sagen; so daß ich mich glücklich fühlte, einen Gegenstand berühren zu können,

*) Wo die Feuerung durch glühende Asche geschieht.

der unsrer Unterhaltung etwas mehr Interesse, als die gewöhnlichen Gemeinplätze einer offiziellen Audienz lieh. Man hat stets behauptet, daß Napoleon eine besondere Vorliebe für Alles hege, was den Orient betrifft. Dieß bewies er mir auch durch den Eifer, mit dem er alle meine Berichte von den Lu-Tschu-Inseln, China und den anstoßenden Ländern verschlang. So hörte ich früher auch sagen, daß er über diese fernen Länder nur sehr unvollkommene geographische Kenntnisse besitze; allein ich war sehr überrascht zu finden, daß er über die Lage aller Länder, die im chinesischen und japanischen Meere liegen, vollständig und genau unterrichtet schien. Als ich ihm die Insel Lu-Tschu nannte, hob er den Kopf auf, wie ein Mensch, der zum ersten Male von einer Sache reden hört, und fragte mich, wie weit Lu-Tschu von Kanton, dann von Japan und Manilla entfernt liege. Mit Hülfe des Durchschnittspunktes dieser drei Linien schien er sich hierauf in seinem Kopfe die Lage von Lu-Tschu ziemlich genau bestimmt zu haben, worauf alle seine spätern Bemerkungen hindeuteten. Dann befragte er mich über die Einwohner dieser Insel in einer Art, daß ich wohl sagen kann, ein rigoröses Examen darüber bestanden zu haben. Seine Fragen waren nicht auf gut Glück hingeworfen, sondern jede neue Frage hing mit der vorausgegangenen zusammen, oder bereitete die folgende vor. In kurzer Zeit sah ich mich durch eine so dichtgeschlossene Fragestellung so ausgeforscht, daß es mir unmöglich geworden wäre, die geringfügigste Einzelheit zu verschweigen oder anders darzustellen, als sie war. Und so groß war die Schnelligkeit seiner Auffassung und die wunderbare Leichtigkeit, mit der er die von mir gegebenen Einzelnheiten ordnete und zu einem Ganzen verwebte, daß er oft meinen Worten voraneilte, den Schluß voraussah, ehe ich ihn noch ausgesprochen hatte und mir, so zu sagen, meine Erzählung von der Zunge stahl. Indeß wurde er doch über verschiedene Umstände, welche die Bewohner von Lu-Tschu betrafen, außerordentlich überrascht, und ich genoß das Vergnügen, ihn mehr als einmal in Verlegenheit zu sehen, wie er sich gewisse Phänomene meines Berichtes erklären sollte. Nichts aber überraschte ihn mehr, als zu vernehmen, daß die Einwohner von Lu-Tschu keine Waffen haben. „Keine Waffen! rief er. Das heiße wohl keine Kanonen? Aber Flinten haben sie doch?“ — „Auch nicht.“ erwiderte ich. — „Dann aber doch Lanzen oder wenigstens Bogen und Pfeile?“ — „Weder das Eine noch das Andere.“ — „Also Dolche?“ rief er mit steigender Heftigkeit. — „Auch nicht.“ — „Aber, rief nun Napoleon, indem er die Faust ballte und mit erhöhter Stimme — „Aber ohne Waffen, wie schlägt man sich denn?“ — Ich antwortete, so viel wir uns hätten überzeugen können, gebe es unter ihnen nie Kriege, und man lebe in einem fortwährenden Frieden nach Innen und Außen. „Keine Kriege?“ rief er mit einem Ausdrucke von Verachtung und Ungläubigkeit aus, als wenn ein Volk ohne Krieg eine monströse Abweichung von der Regel wäre. Eben so, jedoch nicht so lebhaft schien Napoleon ergriffen und von Zweifeln bewegt, als ich ihm erzählte, daß diese Insulaner keine Zahlen kennen und unsern Gold- und Silbermünzen keinen Werth beilegen. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er mit halblauter Stimme, wie für sich: „Nicht den Gebrauch von Geld zu kennen, und sich nicht um Gold oder Silber zu kümmern!“ — Dann erhob er den Kopf und fragte mit schlauer Miene: „Aber wie haben Sie denn, Kapitän, diesem seltsamen Volke das Rindvieh und die andern guten Sachen bezahlt, die man Ihnen in so großem Ueberfluß an Bord schickte?“ Als ich ihm hierauf bemerkte, daß wir die Bewohner von Lu-Tschu nicht hätten bewegen können, auch nur die geringste Bezahlung anzunehmen, schien er noch mehr über diese Freigebigkeit erstaunt, und ließ mich zweimal das Verzeichniß der Gegenstände wiederholen, mit denen wir von den gastlichen Insulanern so großmüthig versehen worden waren. Später fragte der Kaiser auch noch: „Kennen Ihre Freunde von Lu-Tschu auch andere Länder?“ — „Sie kennen nichts als China und Japan.“ antwortete ich. — „Ja, ja, das glaube ich wohl.“ fuhr er fort; „aber Europa, was wissen sie von Europa?“ — „Sie kennen nichts von Europa, nichts von Frankreich, nichts von England, und selbst von Eurer Majestät haben sie nie reden gehört.“ — Napoleon lachte über diese Eigenthümlichkeit der Geschichte von Lu-Tschu herzlich; er konnte sich wohl denken, was dieses Land von allen Punkten der bekannten Erde eigentlich unterschied.“

Vermischte Nachrichten.

Am 12 August stellte Herr Villeroi aus Nantes, vor der Insel Noirmoutier, mit seinem von ihm erfundenen Schiffe Versuche einer Fahrt unter dem Wasser an. Herr Villeroi gab seiner Maschine, die 3 Mètres 20 Centimètres in der Länge und 1 Mètre 10 Centimètres in ihrer größten Breite hat, die Form und lokomotiven Mittel, mit denen die Natur den Fisch ausgerüstet hat. Drei Menschen reichen hin, sie in Bewegung zu setzen und können eine gute Stunde unter dem Wasser bleiben, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu verspüren. Um vier Uhr bestieg Herr Villeroi seine Dampfmaschine und fuhr auf ihr ins Meer hinein. Das unterseeische Schiff blieb ungefähr eine halbe Stunde an der Oberfläche des Wassers, und tauchte dann 15 bis 18 Fuß tief unter, wo es auf dem Grunde einige Muscheln sammelte. Dann fuhr es, immer unter dem Wasser, in verschiedenen Richtungen, um die Boote zu täuschen, die es vom Anfange des Versuches an umgeben hatten. Endlich erschien es in einiger Entfernung von ihnen wieder an der Wasserfläche und fuhr noch einige Zeit hin und her. Die ganze Fahrt hatte fünf Viertel Stunden gedauert. Nach diesem Versuche scheint es also hergestellt, daß man mit dieser Maschine sowohl in der Tiefe des Meeres als auf seiner Oberfläche in beliebigen Richtungen und mit derselben Schnelligkeit, wie in einem gewöhnlichen Schiffe hin und herfahren kann. Somit wäre also auch die Möglichkeit gegeben, sich mittelst eines solchen Fahrzeuges einer feindlichen Flotte ungesehen zu nähern, die Schiffe in Brand zu stecken und ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Der Erfinder behauptet, er könne sich nach Belieben 5 bis 600 Fuß tief ins Meer hinablassen; nur befinde man sich dort aus Mangel an Licht in einer völligen Finsterniß. In einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß konnte er noch den Zeiger seiner Uhr ganz genau sehen. Da die Maschine von Eisen ist, so konnte Herr Villeroi nicht Versuche mit dem Magnet anstellen, was ihm in einem kupfernen Fahrzeuge möglich gewesen wäre. „In dem Augenblicke, wo wir unter der Wasserfläche hinfuhren, bemerkte Herr Villeroi über seine Fahrt, hörten wir ganz deutlich das Geräusch der Wogen, und das Licht, das uns zufiel, zitterte, dem Schwanken der Wellen ähnlich; manchmal gab es einen Glanz, der sprühenden Funken glich. Wenn man sich 15 bis 20 Fuß tief hinabsenkt, so nimmt die Helle allmählich ab, und wir befanden uns in einer Dämmerung, die bisweilen auf Augenblicke, wahrscheinlich durch einen vorüberschwimmenden Fisch oder Seegewächse, unterbrochen wurde.“

So sonderbar die mancherlei Heirathsgebräuche unter den verschiedenen Völkern auch sind, so übertrifft doch die Art, wie unter den Negern in Süd-Carolina Ehen geschlossen werden, Alles, was man noch bisher gehört hat. Ein Reisender erzählt hievon Folgendes: „Ein hübscher junger Neger und das schönste gelbe Mädchen, das ich noch gesehen habe, eine Mulattin, wollten sich heirathen. Die Sache wurde so ins Reine gebracht. Auf einem Abendspaziergange wurde mein Freund, der Pflanzer, von dem Neger angesprochen, der mit einem Schafsgesichte sagte: „Massa, erlauben, ich möchte Riddity heirathen“ — Riddity ist nämlich der Name für Euridice „Will Dich Riddity?“ — „Ja, Massa.“ — „Wenn Du sie heirathest, so werde ich Dir nicht mehr erlauben, den andern Mädchen auf der Plantage nachzulaufen, wie bisher.“ — „Massa, ich verliebt seyn, daß nicht nach andern Mädel umschau.“ — So heirathe sie und geh zum Teufel.“ — „Ja, Massa.“ — Washington, so hieß der Bräutigam, gab nun Euridice einen Kuß und sie waren Mann und Weib. Zu einer gültigen Verbindung zwischen Negersklaven braucht es nichts weiter, als die Erlaubniß ihrer Herren, und wenn sie auch nur auf die huldreiche Art, wie sie eben beschrieben wurde, ertheilt wurde.

Die Neuseeländer bedienen sich nur dreier Holzarten, durch deren Aneinanderreibung sie sich Feuer zu verschaffen wissen: das Kaikomako, Mihoé und Paté. Die von dem Kaikomako gesammelten botanischen Kennzeichen lassen nicht gut entscheiden, zu welcher Gattung er gehört, da sie weder Blumen noch Früchte sind. Er erreicht eine Höhe von 25 Fuß und einen Umfang von drei Fuß. Sein Holz wird in getrocknetem Zustande zu nichts, als dem erwähnten Gebrauche benützt. Die Eingebornen behaupten, daß es bei andern Holzarten weit mehr Mühe koste, durch Reibung Feuer hervorzubringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 285. 11 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

13. Begebnisse in Lavaba — Der Priester Ducub — Betrug des Königs von Uouon — Nigerscenerie — Die afrikanischen Landschaften. Der Berg Kesa — Der König des schwarzen Wassers — Nigerfahrt und Ankunft in Zagozhi.

(Schluß.)

Am Ende ihrer Tagreise, auf welcher die Lander an mehreren Negerstädten und Dörfern vorüber gekommen waren, legten sie an einem Eilande, Madschie genannt, an, von dessen Häuptling sie mit großer Güte aufgenommen und bewirthet wurden. Unterhalb dieser Insel theilt sich der Niger in drei Ströme, von denen nur der östlichste, wie man den Reisenden berichtete, gefahrlos zu beschiffen ist. Der Lauf des Flusses nimmt hier eine östliche und später eine südöstliche Richtung. Die Strömung ist sehr rasch und bald befanden sich die Reisenden im Angesicht des Berges Kesa, der eine kleine Insel bildet und nicht weniger als dreihundert Fuß hoch seyn mag, wodurch er weit in der Gegend umher sichtbar bleibt. *) „Da er sich jäh aus dem Flusse erhebt, bemerkt das Tagbuch, so bietet er einen Anblick von unwiderstehlich imposantem Eindruck. Sein Fuß ist von ehrwürdigen Bäumen und einem nicht minder prachtvollen Pflanzenwuchs umgeben, der auch an den fast ganz kahlen Seiten sich emporzuranken strebt. Die Eingebornen hegen vor diesem Felsen eine tiefe Verehrung und wissen allerlei wunderbare Sagen von ihm zu erzählen. Man hält ihn für den Wohnsitz eines gütigen und wohlthätigen Genius. Hier wird das Leiden des Unglücklichen gelindert, der Noth des Dürftigen abgeholfen und Klage und Schmerz in Lust und Freuden verkehrt. Der müde Wandrer findet hier Schutz gegen Sturm und Ungewitter und kann sicher und im Genusse aller Wonnen von bestandenen Mühseligkeiten ausruhen. Um aber auf dieser seligen Insel aufgenommen zu werden, muß man sich mit Gebet an den Genius des Berges wenden, der augenblicklich jede Bitte gewährt; unsichtbare Hände reichen dann die köstlichsten Erfrischungen dar und wer einmal in dem Berge Aufnahme gefunden hat, kann dort so lange verweilen, als ihm beliebt und dann seine Reise wieder fortsetzen."

Gegen Mittag erreichten die Boote das Eiland Belih (Belee), wo sie auf viele Meilen weit schon den Rauch der weitberühmten Stadt Rabba aufsteigen sehen konnten. Sie landeten auf dieser Insel vor einer großen aber schmutzigen Stadt, die nahe am Rande des Ufers erbaut ist. Hier vernahmen die Reisenden von dem Häuptling des Eilandes, daß Mohammed, der Sohn des Magia, der sie in Pataschie verlassen hatte, um ihre Ankunft seinem Vater zu melden, schon seit drei Tagen in Belih sie erwartet habe und auf die Nachricht, daß sie am verflossenen Abende in Madschie übernachtet hätten, den Fluß aufwärts ihnen entgegengegangen sey. Es schien daher gerathen, seine Rückkehr abzuwarten, und gemeinschaftlich mit ihm die Reise nach Rabba fortzusetzen. Es wurde nahe gegen Abend, als Mohammed in Belih wieder eintraf und den Reisenden, von Seite seines Vaters, des Königs von Nuffie, die tröstliche Versicherung überbrachte, daß er sie nach allen seinen Kräften in Schutz nehmen und ihnen nach Möglichkeit zur Förderung ihrer Reise behülflich seyn werde. Mohammed hatte einen andern jungen Neger mitgebracht, der sich als den Abgeordneten des Felatahfürsten von Rabba, des Mollam Dendo ankündigte, der durch ihn den Fremden gleichfalls seinen Gruß entbieten ließ. Zugleich meldete er ihnen, daß sie am folgenden Morgen von dem Suleiken Ruah — „dem König des schwarzen Wassers" — einen Besuch erhalten würden. Die Reisenden glaubten daher am folgenden Morgen seine Ankunft abwarten zu müssen und verschoben ihre Abfahrt nach Rabba um einige Stunden, da der Beherrscher des schwarzen Wassers leicht darin einen Mangel an Aufmerksamkeit und Ehrerbietung hätte finden können.

Es war zwischen neun und zehn Uhr des folgenden Morgens als man einen Gesang von mehreren Männerstimmen und den Schlag von Rudern vernahm, die sich dazu im Takte bewegten. Bald darauf erblickte man auch ein Kanoe, das nur von einigen wenigen Negern gerudert wurde, und erfuhr von ihnen, daß der Wasserkönig im Anzuge sey. Wirklich erschien auch wenige Augenblicke darnach ein größeres Boot, das von ungefähr zwanzig jungen schönen Leuten gerudert wurde, deren Stimmen man früher gehört hatte und die auch jetzt noch ihren Gesang fortsetzten. In ihrer Mitte befand sich der König des schwarzen Wassers. „Als das Boot näher gekommen war, bemerkt Lander, fanden wir uns eben so sehr durch seine außerordentliche Länge, als durch seine ungewöhnliche Niedlichkeit und die dabei zur Schau gestellte Pracht überrascht. In seiner Mitte erhob sich ein mannichfach geschmücktes Zelt, an dessen Vorderseite ein großes Stück Scharlachtuch, mit goldenen Tressen verbrämt,

*) Hiezu die Abbildung Nummer 2. Dieses Felsen ist schon im Ausland vorigen Jahrgangs S. 817 eine kurze Erwähnung geschehen.

herabhing. Im Bug des Schiffes saßen drei oder vier kleine Knaben von gleicher Größe und sehr niedlich und sauber gekleidet; und im Spiegel eine Anzahl stattlich aussehender Musikanten, die aus Trommlern und Trompetern bestanden, während auch die jungen Leute, die das Boot ruderten, nicht minder schmuck und glänzend waren."

Sobald dieß Boot gelandet war, kam der Wasserkönig aus dem Gezelte hervor und begab sich mit Musikanten und Gefolge nach einer Hütte in der Stadt, wo alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden und wohin bald darauf auch die Reisenden gerufen wurden. Hier fanden sie den Häuptling von Belih, sammt den ältesten und vornehmsten Einwohnern zu beiden Seiten des Königs am Boden sitzen und die Lander wurden, zum Zeichen der Hochachtung, eingeladen, sich vor ihm niederzulassen. Der König der Insel Zagozhie, der sich den stolzen Namen des Königs des schwarzen Wassers oder Nigers beigelegt hatte, unterrichtete nun mit großer Feierlichkeit die Fremden von seinem Rang und Titel und der Ursache seiner Ankunft, die bloß ihnen gelte und zu ihren Ehren veranstaltet worden sey. Hierauf machte er ihnen einen Topf mit herrlichem Honig, zweitausend Kauris und einige Guranüsse zum Geschenk, die im Lande gebaut werden, aber für so köstlich gelten, daß nur die Reichen und Mächtigen Mittel besitzen, sich dieselben zu verschaffen. Der König des schwarzen Wassers war ein schöner, schon etwas bejahrter Mann; seine Haut schwarz wie eine Kohle, seine Gestalt gebieterisch und der Ausdruck seines Gesichtes roh aber gutmüthig. Er war in einen Burnus oder arabischen Ueberrock von blauer Farbe gekleidet, worunter er ein buntes Gewand trug, das aus Stücken von gedrucktem Atlas, inländischem Tuche und karmoisinrothem Damast zusammengesetzt war; seinen Kopf bedeckte eine Mütze von rothem Tuche, außerdem hatte er Haussahosen und Sandalen von gefärbtem Leder an. Zwei Knaben von ungefähr zehn Jahren, in sehr schmucker Kleidung, verrichteten bei ihm Pagendienste, und standen mit verzierten Kuhschwänzen in der Hand an seiner Seite, um ihm die Fliegen zu verjagen und ihm Guranüsse und Tabak zu reichen. Auch sechs schöne pechschwarze Mädchen befanden sich in seinem Gefolge, mit Mützen von inländischem Tuch, das mit Seidenstreifen besetzt war; von demselben Tuche, das aus Baumwolle und Seide gewebt ist, trugen sie eine Jacke, die um die Lenden gegürtet war, und dann einen kurzen Rock. Finger- und Fußnägel waren mit Henna gefärbt und ihre Handgelenke mit niedlichen silbernen Armbändern, so wie ihr Nacken mit Korallenschnüren geziert.

Es war fast Mittag geworden, als der Suleiken Ruah wieder sein Boot bestieg, um Belih zu verlassen. Da die Reisenden entschlossen waren, im Angesicht eines so vornehmen Herren gleichfalls sich so viel als möglich prächtig sehen zu lassen, so errichteten sie in der Zwischenzeit in größter Eile in ihrem Boote ein Gezelt, wozu sie ihre Bettdecken ausspannten. „Es war das erste Mal, fügt das Tagbuch hinzu, daß wir uns eines solchen Luxus bedienten, obgleich wir bis jetzt noch nie einen Sonnenschirm hatten und nichts als unsere Strohhüte, um uns gegen die Sonne zu schützen. Ueber dem Gezelte errichteten wir eine lange Stange, an deren Spitze wir eine englische Flagge, die uns ein Landsmann, der Befehlshaber von Anamabu, an der Küste zum Geschenk gemacht hatte. Als sie sich entfaltete und im Winde flatterte, nahm sie sich ungemein hübsch aus und es erfüllte unsere Herzen mit Stolz und Begeisterung, als wir dieses Banner so allein in dem wildfremden Lande wehen sahen. Wir glaubten, es würde uns in den Augen des Königs und seiner Leute nützlich seyn, wenn wir gleichfalls so viel Staat als möglich zur Schau stellten, und ich zog daher eine alte Schiffsuniform an, und mein Bruder kleidete sich ebenfalls so grotesk und bunt, als er nur vermochte. Eben so zogen unsre acht Begleiter neue weiße mohammedanische Ueberröcke an, so daß unser Kanoe mit seinem weißen Zelte, seiner Flagge und unseren schmucken Kleidern keinen geringen Staat machte. Der „erhabene König des schwarzen Wassers" von einigen zwanzig Kanoes begleitet, ließ uns huldreich den vordersten Platz im Zuge und so machten wir uns flußabwärts nach Rabba auf den Weg. Eine Zeit lang blieben wir an der Spitze des Zuges; endlich aber ruderte uns der Wasserkönig voraus, theils um uns besser zu sehen, theils um uns selbst seine ganze Herrlichkeit sehen zu lassen; zu diesem Zwecke hatte er sich außerhalb seines Zeltes auf einem erhöhten Sitze niedergelassen. Allein bald darauf hoben seine Bootsleute die Ruder auf, und das Kanoe zog sich in die frühere Ordnung zurück. Dieß wiederholte sich mehrmals, und dazu spielten die Musikanten lustig auf, und ungefähr zwanzig Personen sangen abwechselnd in Rezitativen, wozu sie genau mit ihren Rudern den Takt schlugen. Ein kühler Wind erhob sich und wehte den Fluß aufwärts uns gerade ins Gesicht, wodurch angenehm die unerträgliche Hitze gelindert wurde, die an diesem ungewöhnlich schönen Tage herrschte. Kurz, wir Alle waren guter Dinge, andere Kanoes schlossen sich dem Zuge an, und nie führte wohl die brittische Flagge ein so sonderbares Geschwader an. Man hätte den König des schwarzen Wassers leicht für den Flußgott halten können, während seine Frauen dann und wann mit ihren schönen schwarzen Gesichtern unter dem Zelte hervorguckten, und aus ihren pechschwarzen funkelnden Augen manch heißen Blick zu uns herübersendeten. In dieses Schauspiel, wie in einen wunderbaren Traum verloren, wurden wir plötzlich durch ein lautes Getümmel aufgeweckt, das von einer Insel herkam, an deren Ufer eine Menge Volkes zusammengeströmt war, und unsern Zug mit lautem Jubel bewunderte. Es war Zagozhie, der Ort unserer Bestimmung. Die Insel ist so ungemein flach, daß Häuser und Bäume im Wasser zu stehen schienen, und manche waren es auch wirklich. Wir landeten zwischen ein und zwei Uhr, und da unser Boot zuerst das Ufer berührte, so warteten wir, bis der König gelandet hatte. Sobald er den Fuß auf den Boden setzte, feuerten wir ihm zu Ehren vier Flinten und drei Pistolen ab, worüber aber der Suleiken Ruah sichtlich zusammmenschrack, und besorgt fragte, ob wir ihm Krieg ankündigen wollten. Man befreite ihn bald von seiner Furcht, indem man ihm sagte, es sey dieß eine Ehrenbezeigung, die wir allen Fürsten auf unserer Reise erwiesen hätten. Suleiken Ruah ging, hiemit sehr zufrieden, in eigener Person in der Stadt umher, um uns eine Wohnung aufzusuchen, die beste, die er finden konnte. Allein auch diese ist noch schlecht genug; denn da die Stadt auf einen Sumpf gebaut ist, so hat jedes Haus während der Regenzeit nassen Fußboden, und feuchte dumpfige Wände. Letztere sind aus Flußschlamm gebaut, und wer-

den von hölzernen Pfeilern aufrecht gehalten, was aber nicht verhindert, daß sie an hundert Stellen von Rissen zerspalten werden, durch die Wind und Regen eindringt. Nachdem der Negerfürst uns mit Herzlichkeit die Hand geschüttelt hatte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er es uns an nichts fehlen lassen würde. Bald darauf sendete er uns Thüren von Bambusrohr für unsre Hütte, und Matten, um den Fußboden zu belegen. Abends erhielten wir von ihm vier große Kalabassen mit gekochtem Reiß und Geflügel, und nicht weniger als zehn Gallonen Pitto oder inländisches Bier. Abends gegen sieben Uhr kamen die Boten des Fürsten von Rabba, um uns zu melden, daß sie am andern Tag in der Frühe wieder erscheinen würden, um unsre Geschenke für ihren Herrn in Empfang zu nehmen. Sie sagten, der König wolle uns nicht die Mühe machen, ihn zu besuchen, da die Stadt voll Araber sey, deren bettlerische Zudringlichkeit uns viele Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Da wir diese Eigenschaft der Araber nur zu gut kannten, so waren wir Dessen herzlich froh, und ließen ihm danken und erwidern, er würde uns einen eben so großen Gefallen erweisen, wenn er es uns erlassen wollte, nach dem Sansan oder Lager zu gehen; wo in geringer Entfernung von der Stadt der König von Nussie sich aufhielt.

„Rabba lag der Insel Zagozhi gerade gegenüber, und schien von diesem Eilande aus gesehen, eine unermeßlich große, volkreiche und blühende Stadt, die am Abhang eines sanften Hügels, in einer fast ganz von Bäumen entblößten Gegend liegt. Der Lauf des Nigers hat hier eine südöstliche Richtung."

Die Bleiminen am obern Missisippi.

(Schluß.)

Die meisten Häuser in Galena sind Krambuden, Schenken oder Speisehäuser. Von den letztern waren einige ziemlich anständig, aber auch andere, wo der Wirth die Portionen seinen Gästen über den Tisch hin zuwarf, und wo die Gäste ihre Messer an den unter und um den Tisch herumlaufenden Hunden abwischen. Fälle von eigentlicher Betrunkenheit sind mir in Galena wenige vorgekommen, dagegen ist der Verbrauch von Whiskey sehr groß, und der erste Gruß, mit dem man einem Besucher entgegenkommt, ist das Anerbieten von einem Schluck Kornbranntwein. Alle Rechtsstreitigkeiten wurden durch schiedsrichterliche Entscheidung geschlichtet; jetzt werden sich wohl die Mineleute der luxuriösen Herrlichkeit eines förmlichen Prozeßverfahrens zu erfreuen haben. Es fand übrigens weit weniger Hader statt, als man da hätte erwarten sollen, wo die Bande des Gesetzes noch so äußerst locker waren. Streit fiel freilich oft genug vor, aber nur selten artete er bis zum Erschießen oder Erstechen aus. Beißen, mit den Daumen die Augen ausdrücken *), Faustkampf, das waren die schlimmsten Kampfgräuel, und nur Ein Fall ist mir bekannt, wo Kugel und Dolch zur Anwendung kam. Bei aller Rohheit des geselligen Tons, und troß dem Hange der meisten Minenleute zum Spektakuliren oder Lärmmachen besaßen die Amerikaner doch einen Stolz und ein Gefühl von Selbstachtung, das sie Einem erträglich machte und Zeugniß gab, daß der Kern gesund war. So mochten sie sich, wenn gleich der Gemeinste von ihnen, ohne je anzuklopfen oder den Hut abzunehmen in ein Haus trat, doch nur selten einer offenbaren Unhöflichkeit schuldig. Ein barfüßiger Irländer wurde als „Sir," oder „fremder Herr" angeredet, und von einem Haderlumpen ohne Rock oder Hemd, sprach man „dem Herrn." Bei einer ungeschliffenen Anrede oder sonst einem Mangel an höflicher Sitte, war es nun ein wirklicher oder bloß ein vermutheter, fingen sie auf der Stelle Feuer. Ihre Eifersucht auf ihre persönlichen Rechte war so groß, daß es in dem Winnebago-Kriege äußerst schwer hielt, sie einzuexerciren. Dieser Charakterzug würde sie, wie ich überzeugt bin, in irgend einem dringlichen Falle völlig nutzlos gemacht haben.

Diese Skizze des Bleiminendistrikts und seiner Bewohner würde ohne eine kurze Notiz über ihre Nachbarn, die Sak- und Fuchsindianer und die Winnebagos unvollständig seyn, deßhalb noch die folgenden Bemerkungen. Die Sakindianer wohnten vor etwa 100 Jahren an dem Fuchsflusse, da wo jetzt die Winnebagos wohnen. Jeden Handelsmann, der durch ihr Land kam, pflegten sie auszuplündern, bis der damalige französische Gouverneur von Canada eine Streitmacht ausschickte, um sie zu Paaren zu treiben. An der Butte des Morts wurden sie geschlagen, und beinahe ganz ausgerottet — nur ihrer zwanzig etwa entrannen. Noch füllen die Gebeine der Erschlagenen das Schlachtfeld. Bei dem früher erwähnten Vertrage machten die Kommissäre der Vereinigten Staaten die Winnebagos auf das Schicksal Jener und auf das gleiche Loos, das Jedem, der den Vereinigten Staaten zu widerstehen wagen würde, träfe, aufmerksam. Die wenigen übriggebliebenen Sakindianer flohen nach dem Missisippi, und verleibten sich ihren Stammverwandten, den Fuchsindianern ein. Seit jener Zeit haben sie sich erstaunlich vermehrt, und die vereinigten Stämme können jetzt gegen tausend Krieger ins Feld stellen. Sie sind der einzige Zweig des Algonquinstammes, der ostwärts vom Missisippi wohnt, und in Folge eines seltsamen Zusammentreffens sind die Winnebagos, die bis zum Jahre 1829 ihnen gegenüber wohnten, der einzige Stamm von dakotah'schem Ursprung auf der Ostseite des großen Stroms. Eine lange Unthätigkeit war schuld, daß die Sak- und Fuchsindianer von ihren wilden Nachbarn der Feigheit geziehen wurden; allein — wie man gleich sehen wird — mit Unrecht. Als der letzte Krieg *) ausbrach, hob der Gouverneur von Missuri, aus Furcht, sie möchten ihre Waffen gegen ihn kehren, allen Handel mit ihnen auf. Diese Maßregel galt einer Kriegserklärung gleich; denn sie beraubte die vereinigten Stämme der Mittel zu ihrem Unterhalte. Sie bekamen nun Waffen von den britischen Handelsleuten, fochten den Krieg tapfer mit durch, und bewiesen zu nicht geringem Schaden der Amerikaner, daß sie Männer waren. An den Schnellströmungen des Felsenflusses nahmen sie ein Kanonierboot, verbrannten es gänzlich, brachten die darauf befindlich gewesene Mannschaft um, und schickten seinen Begleiter mit Kugeln durchlöchert nach St. Louis heim, um dem Gouverneur die Weisheit

*) Gouging, üblich bei der niedrigsten Art von Boxern, besonders in Virginien und Kentucky.

*) 1815 zwischen den Briten und Nordamerikanern.

seiner Politik anschaulich zu machen. Kurz die Sak- und Fuchsindianer und die Winnebagos fügten den Vereinigten Staaten während des Kriegs mehr Schaden zu, als alle übrigen Indianer zusammengenommen. Am Schlusse der Fehde gab man ihnen den Frieden auf Kosten eines Theils ihrer Ländereien, wie Dieß in solchen Fällen der löbliche Brauch der amerikanischen Regierung ist.

Die Sak- und Fuchsindianer haben seit dem Kriege einige schwache Fortschritte in der Gesittung gemacht. Sie kennen und üben eine Unterscheidung des Eigenthums, und leben zum Theil vom Ackerbau. Ihr Loos ist indessen geworfen; sie besitzen ein werthvolles Landgebiet, und müssen darum bald nach Arkansas zurückweichen. Die Winnebagos kamen ursprünglich von den Gränzen Mexico's, von wo sie durch die Spanier vertrieben wurden. Sie sind ein stolzes feuriges Geschlecht, voll nationalen Geistes und unabhängiger Sinnesart. Rache ist einer der hervorstechendsten Theile ihres Gesetzbuchs. In früheren Zeiten, als sich die Macht der Vereinigten Staaten noch nicht bis zu ihnen ausgedehnt hatte, suchten sie die Gränzen mit schwerer Hand heim, und machten es zu einem festen Grundsatze, wenn einer ihres Stammes erschlagen worden war, wenigstens fünf Weiße an seinem Grabe zu verbrennen. Eine große Anzahl derselben kämpfte bei Tippecanoe, *) wo sie sich vor allen Andern hervorthaten. Sie verloren dort gegen 60 ihrer tapfersten Krieger und haben Dieß den Amerikanern noch nicht verziehen. Im Falle eines Kriegs mit Großbritannien würde man sie sicherlich in den feindlichen Reihen sehen, wie überhaupt einen jeden Stamm, der irgend einmal mit den Weißen zu thun hatte. Sie wohnen jetzt an dem Fuchsflusse und dem Missisippi, oberhalb des Wisconsin. Für jetzt hat die Gränze nichts von ihnen zu befahren, denn sie kennen die Stärke der Vereinigten Staaten und ihre eigene Schwäche. Wenn sich aber irgend eine günstige Gelegenheit darbieten sollte, so werden sie des letzten Traktats nur zu wohl gedenken. **)

Die in dem vorliegenden Aufsatze geschilderten Ländereien sind auf folgende Weise begränzt: Von der Mündung des Felsenflusses läuft die Gränzlinie stromaufwärts bis zur Mündung des Pokotanoki; dann diesen Fluß hinauf bis zu der Mündung des Zuckerflusses, den Zuckerfluß hinauf bis zur Ausmündung seines äußersten östlichen Arms; diesen Arm hinauf bis zu dem Punkte, wo ihn der Strich Landes, welcher von dem blauen Damm (Blue Mound) zu dem Flußgebiete des Wisconsin führt, durchschneidet; von da den eben erwähnten Strich entlang durch die vier Seen zur Entenbucht (Duck Creek); von der Entenbucht bis zu seinem Ursprunge; von da zu dem Apperquay-See, einer Ausweitung des Fuchsflusses; den Fuchsfluß hinauf zu dem Flußgebiete des Wisconsin; von da den Wisconsin und den Missisippi hinab zurück zu der Mündung des Felsenflusses.

Dieser nahezu an sieben Millionen Morgen enthaltende Landstrich gehört jetzt den Vereinigten Staaten mit Ausnahme gewisser vorbehaltener Stücke. Eines davon, ein kleines, behielten die Winnebagos zurück. Auch war gegenseitig ausgemacht worden, daß jede Halb-Art dieses Stammes 640 Morgen bekommen sollte, welche die Vereinigten Staaten in irgend einem Theile des Landstriches, „wo und in wie fern er kein Bleierz enthalten würde," anzuweisen hatten. Gleicherweise sollten die Winnebagos mehrere, zum Theil aufs gröblichste übertriebene, Schadenvergütungen leisten, welche von vielen Personen angesprochen wurden, die von ihren Einfällen gelitten haben wollten. Die Pottawottamies erhoben ebenfalls einen Anspruch auf den oftgenannten Landstrich, auf den Grund der ursprünglichen Besitznahme, und wurden durch das Anerbieten einer Jahresrente von einem halben Cent (nicht ganz $^3/_4$ Kreuzer rhn.), für die Dauer des Bestehens als Nation zahlbar, abgefunden. Die neuerliche Entscheidung des obersten Gerichtshofs, wonach kein Indianerstamm als Nation zu betrachten ist, hat jene Stipulation zu nichte gemacht, sobald es nur der vollziehenden Gewalt beliebt, die fragliche Entscheidung hier zur Anwendung zu bringen.

*) Auf der Seite der Engländer gegen die Nordamerikaner i. J. 1815.

**) Wie der gegenwärtige Vertilgungskrieg genugsam zeigt.

Vermischte Nachrichten.

Vor einiger Zeit lief die „Dalmatia," aus Boston in einem englischen Hafen ein. Einige Herren begaben sich an Bord, um den Kapitän über die Ausbreitung der Mäßigkeitsgrundsätze zu befragen, die seit einiger Zeit unter den Matrosen Amerika's befolgt werden. Diese erfuhren, daß seit den letzten drei Jahren keine geistigen Getränke an Bord gebraucht worden seyen, und daß eigene Erfahrung ihn überzeugt habe, sie seyen für ihn, den Kapitän, wie für seine Leute, durchaus unnöthig. Er habe seit den zwölf Jahren, daß er ein Schiff kommandire, nie eine Mannschaft gehabt, die sich besser betragen hätte, oder fähiger gewesen wäre, ihre Pflichten zu erfüllen. Bei stürmischem Wetter lasse er heißen Kaffee an seine Leute vertheilen, und er habe gefunden, daß Dieß alle Vortheile der geistigen Getränke ohne ihre Nachtheile zur Folge habe. Als einen weitern Beweis der Fortschritte der Mäßigkeitsgrundsätze erwähnte er, daß bei dem Bau der Dalmatia sechzig Personen beschäftigt gewesen seyen, und keiner habe dabei auch nur Ein Glas geistiger Getränke zu sich genommen. Der Steuermann, ein Verwandter der Eigenthümer, gab an, die Gesellschaft habe 25 Schiffe, die alle nach diesen Mäßigkeitsgrundsätzen verwaltet würden, und sie hätte ohne Schwierigkeit immer Leute gefunden, welche die Bedingungen eingegangen hätten, daß keine geistigen Getränke an Bord verbraucht würden. Die Vortheile davon seyen so einleuchtend, daß die Sache über kurz oder lang allgemein werden würde.

•

Der Kapitän der Brigg „Union," Lebret, hat an das französische Marineministerium berichtet, daß er am 29 Juni d. J., gegen 11 Uhr Abends, als er sich noch zwei Meilen südlich vom Leuchtthurme von Saint Matthieu befand, sein Schiff plötzlich von einem Feuerstrudel umhüllt gesehen habe, der in allen Farben spielte. Diese Erscheinung dauerte zwei Minuten, so daß er glaubte, sein ganzes Schiff stehe in Brand. Auch ein sehr schwarzer Rauch von üblem Geruche ließ sich wahrnehmen. Drei oder vier Minuten nachher war es, als würden mehrere Kanonen auf ihn abgefeuert; der Wind wehte in diesem Augenblicke aus Osten und sehr schwach, das Wetter war schön und der Himmel sternenhell. In derselben Nacht erblickten die Leute der Goelette „Henry Louis," unter Kapitän Legrand, unter 49° 10' N. B. und 5° 45' W. L. bei Ostwind, schönem Wetter und gestirntem Himmel einen Feuerball, der in südwestlicher Richtung ins Meer fiel und eine solche Helle auf das Schiff warf, daß es zwei Minuten lang ganz in Feuer zu stehen schien.

•

In Frankreich ist jüngst eine Schrift: „Mélanges sur les Langues, Dialectes et Patois" erschienen, worin in Bezug auf Frankreich gesagt wird, daß von 29.000.000 französischen Unterthanen ihre Muttersprache gesprochen wird, aber in 70 verschiedenen Dialekten; von den übrigen (ungefähr 2.700.000) sprechen 1.140.000 Deutsch, 1.050.000 Celtisch, 188,000 Cantabrisch, 188,000 Italienisch, 177,000 Flämisch.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 286. 12 Oktober 1832.

Ibrahim Pascha vor Saint Jean d'Acre.

(Im Monthly Magazine von einem englischen See-Offiziere mitgetheilt.)

Es war am elften Morgen, nachdem wir den Hafen von La Valette verlassen hatten, als wir das Marschland Syriens vor unsern Augen sahen. Als sich die Sonne über die östliche Gebirgskette erhob, kam uns auf offener See die ägyptische Flotte, die aus zwei Dreideckern, vier Fregatten, und einigen kleinern Schiffen und Brandern bestand, zu Gesichte. Zunächst gewahrten wir bei zunehmender Tageshelle die kleine Niederung, auf der die Stadt Saint Jean d'Acre erbaut ist, und über sie hinaus das Lager des ägyptischen Belagerungsheeres ausgebreitet. Nicht der leiseste Athemzug der Luft kräuselte die Spiegelfläche des Meeres und kein Laut störte die köstliche Morgenstille. Das Banner Abdallah Pascha's hing schlaff herab von den Zinnen der zerschossenen Zitadelle; die Luft besaß nicht Kraft genug, sein Flatterleben anzufachen. Die prachtvolle Kuppel der Hauptmoschee, zu deren Seite die luftigen Minarets emporstiegen, zeichnete sich in scharfen Umrissen auf dem klaren blauen Himmel ab — das ganze Bild fesselte den Blick durch seine anziehende Neuheit.

Am Nachmittage begaben wir uns an Bord eines der Linienschiffe, ein prächtiges Schiff, das ein Franzose, Namens Besson, befehligte. In Ansehung der bunten Mischung, aus der das Schiffsvolk bestand, fanden wir Alles so ziemlich in Ordnung. Von dem Augenblick an, wo wir auf dem Schauplatze des syrischen Krieges erschienen, war es natürlich unser erster Wunsch, wenigstens die eine der kriegführenden Parteien kennen zu lernen; ich benützte daher die erste beste Gelegenheit, um mit dem Schiffskaplan und einigen jungen Leuten unsrer Schiffsmannschaft einen Ritt in das Hauptquartier Ibrahim Pascha's zu machen. Nichts kann so malerisch und bunt gedacht werden, als der Anblick, den das ägyptische Heerlager gewährte. Die prachtvollen Zelte Ibrahim Pascha's und seiner Offiziere, die Mannichfaltigkeit von Physiognomien und Trachten, die vielerlei Gegenstände, deren Anblick Erinnerungen aus dem fernen Alterthume weckte, sprachen mächtig die Einbildungskraft an. An der Seite eines der neuen französischen Waffenlehrer durchwandelten wir das Lager. Der Kern der Streitkräfte Ibrahim Pascha's von Saint Jean d'Acre wurde auf 24,000 Mann disciplinirte ägyptische Infanterie, und eine Brigade Geschütz und Munitionswagen geschätzt. Das übrige Heer bestand aus irregulären Truppen, mit 200 Kamelen zur Fortschaffung des Materials der Armee, und bildete im Ganzen eine Macht von ungefähr 40,000 Mann.

Wir wohnten der Morgenparade des Taktikos, oder des neu disciplinirten Fußvolkes bei: sie manövrirten schnell und handhabten ihre Flinten mit außerordentlicher Gewandtheit, nur ihr Marsch war nachlässig und ohne Haltung; einem soldatischen Auge aber mußte besonders ihr höchst unkriegerischer Anzug wehe thun. Derselbe bestand aus kurzen ziegelmehlfarbigen Jacken, und weiten Hosen von gleicher Farbe, die bis ans Knie reichten. Der Kopf der Soldaten war mit einer rothen kleinen Mütze bedeckt, zu welchem Zwecke ließ sich nicht absehen, und die Füße mit den ungeschickten türkischen Papuschen oder Pantoffeln. Es ist unbegreiflich, daß weder der Sultan noch der Pascha von Aegypten im Oriente, wo man so viel auf Kleiderpracht und äußere Auszeichnung, von der Größe des Turbans an bis zur Farbe der Pantoffel hält, diese Leidenschaft ihrer Unterthanen für glänzendes Kostüme nicht zu ihrem Vortheil benützten; eine stattlichere Kleidung würde sicherlich den Dienst der Taktikos unter dem türkischen Volke beliebter gemacht haben. Unter den irregulären Truppen befanden sich zwei Regimenter nubischer Reiter, die unsre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten. Sie kamen weit jenseits der Nilkatarakte her. Diese Truppen bestanden aus lauter großen athletischen Gestalten, mit einer Haut so schwarz wie Ebenholz, und ihre Haare in der Art geflochten, wie man sie noch an den Sphynxen und weiblichen Figuren der alten ägyptischen Statuen sehen kann. Ihre Kleidung war höchst malerisch, und bestand in einer engen Jacke von weißem Baumwollenzeug, mit Hosen von demselben Stoffe, die am Knie aufgeschlitzt waren; einem breiten karmoisinrothen Leibgurt, und einem Turban von brennendem Scharlachroth, was herrlich zu ihren pechschwarzen Gesichtern stand. Sie waren mit einer ungewöhnlich langen Lanze, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu führen wußten, und mit einem türkischen Szimetar bewaffnet. Dieß waren die nubischen Reitergeschwader des Pascha von Aegypten, die vielleicht das Spiegelbild von jenen Kriegern waren, die den Schlachtwagen des großen Sesostris umgaben, wenn er seine schwarzen Schaaren aus den hundert Thoren von Theben auf Eroberungen ausführte. Die ägyptische Reiterei konnte noch immer nicht auf europäischen Kriegsfuß gebracht werden; von Anfang an widersetzte sie sich hartnäckig jeder Neuerung. Uebrigens waren

diese Nubier unvergleichlich beritten, und machten jene halben Volten in der Luft, die nur die Söhne der Wüste zu machen im Stande sind.

Entzückt von Allem was wir gesehen hatten, begaben wir uns nun in das Zelt unsres französischen Begleiters, um uns für den wichtigeren Theil der Abenteuer dieses Tages — zur Vorstellung bei Ibrahim selbst, vorzubereiten. Unsre jungen Leute waren bei dem Gedanken, eine Pfeife mit dem Pascha zu schmauchen, außer sich.

Nachdem wir durch die albanische Leibwache gekommen waren, führte man uns in ein großes und prachtvolles Zelt, an dessen einem Ende der gefürchtete Ibrahim, von seinen Offizieren umgeben, auf einem niedern Diwan saß. Dicht hinter ihm stand ein Offizier in Mamelukentracht, und zu seiner Seite ein französischer Obrist, in der Taktikos Uniform; auf seiner Brust glänzte das Kreuz der Ehrenlegion. Im Vordergrunde sah man den schwärzlichen Araber neben dem schönen Albanesen, und die schönen Züge des Griechen neben den flachen breiten Gesichtern der Nubier. Die reichen und bunten Gewänder, der unterwürfige Anstand dieses Gefolges, und die stolze Haltung seines Gebieters, um den der seltsamste Generalstab versammelt war, den man sehen konnte, bildeten ein Gemälde, das nie im Gedächtniß Dessen erlöschen wird, der es gesehen hat.

Auf den ersten Blick, den ich auf Ibrahim Pascha warf, drang sich mir der Gedanke auf, daß ich das Abbild von dem gegenwärtigen Zustande des Reiches seines Vaters vor mir habe — jene seltsame Mischung von europäischer Civilisation und türkischer Barbarei. Ibrahim trug einen blauen reich gestickten Ueberrock, während sein übriger Anzug vollkommen türkisch war. Der Pascha schien ein Mann nahe an den Fünfzig; von gedrungenem und anmuthlosem Körperbau; in seinem Gesichte lag ein eigenthümlicher Ausdruck von Wildheit, den man nicht ohne einen geheimen Schauer ansehen konnte. Indeß war unser Empfang freundlich und würdevoll. Er unterhielt sich eine Weile mit unserem Kaplan, worauf wie es Sitte, Kaffee und Pfeifen gebracht wurden. Bald darauf empfahlen wir uns, und kehrten höchlich zufrieden mit unsrem Ausflug an Bord zurück.

Eine Woche später ungefähr, Morgens fünf Uhr, wurde der letzte Angriff auf Acre gemacht, der diese Stadt in den Besitz Mohammed Ali's brachte. Abdallah Pascha kämpfte, wie ein gehetzter Löwe, um jeden Zoll breit Boden. Dreimal wurde der Sturm mit furchtbarem Verlust zurückgeschlagen, und eben so oft durch die Anstrengungen und den Muth der ägyptischen Offiziere erneuert. Zwei Kandioten-Regimentern Taktikos gebührt die Ehrenkrone dieses Kampfes; sie schlugen sich wie Rasende. Nicht so die arabische Garde, eine von Ibrahims alten Truppen, die in einem hohen Rufe stand. Sie wollte durchaus nicht in die Breschen einrücken, und erst nachdem er selbst fünf oder sechs Mann mit eigener Hand niedergehauen hatte, setzte sie sich in Bewegung. Ibrahims edelmüthiges Benehmen gegen Abdallah Pascha machte einen sehr günstigen Eindruck auf die Bevölkerung von Acre, die bisher gewöhnt war, auf eine Niederlage im Felde die Schrecken des Bogenstranges folgen zu sehen. Noch mehrere Tage nach der Einnahme wurden täglich viermal Freudenschüsse abgefeuert. Der Pascha hielt ein Lever, das sowohl von Franzosen als Türken, die ihm ihre Glückwünsche zu seinem Siege darbrachten, sehr zahlreich besucht war. Ein schlauer Italiener, der ein großes Kaffeehaus besitzt, beleuchtete es äußerst glänzend. Ibrahim fühlte sich dadurch ungemein geschmeichelt, und ritt mehrmals vor dem Hause auf und nieder; zuletzt gab er Befehl, daß alle Leute, die es besuchten, auf seine Kosten zechfrei gehalten werden sollten. Die Scene, die hierauf folgte, ist über alle Beschreibung. Mohammed und dem Koran zum Trotze wetteiferten Türken und Araber mit einander, sich in Rakih- (Arrak) zu betrinken, und bald konnte man die Straßen von Acre mit Gläubigen besäet sehen.

Acre enthält nichts Merkwürdiges; es ist unregelmäßig und elend gebaut, obgleich die meisten Häuser von Stein sind. Als militärischer Punkt aber ist es der Schlüssel von Syrien, und setzt Mohammed Ali in den Stand, sich zum Herrn des ganzen Paschaliks zu machen. Zwei Tage nach Erstürmung der Stadt erhielt eines der englischen Häuser von Ibrahim ausgedehnte Bestellungen auf schweres Geschütz, und die Ingenieurs beschäftigten sich eifrig, die alten Befestigungen wieder herzustellen und neue anzulegen. Die Pforte wird genug zu thun haben, die Aegyptier wieder aus diesem festen Punkte zu vertreiben.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

13. Weg nach Braila.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Bukarest war unsere Neugierde hinlänglich gesättigt. Selbst mein Freund, der Anfangs längere Zeit in der walachischen Hauptstadt zu verweilen gedachte, änderte seinen Entschluß, und sehnte sich wieder nach neuem Wechsel der Gegenstände. „Ein Reisender, sagt Goethe, — entsagt Vielem um Vieles. Er ist an den Wechsel gewöhnt, ja er wird ihm Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf neue Dekorationen wartet, gerade weil schon so viele da gewesen." —

Mancherlei Arten des Reisens hatten wir bisher schon versucht, — im Eilwagen, in der Miethkutsche, auf ungarischen und siebenbürgischen Wägen, und zu Pferde. Nun kam uns große Lust an, auch die Annehmlichkeiten einer Wasserreise kennen zu lernen, wir beschlossen daher nach Galatz zu gehen, uns dort einzuschiffen und so die Donau hinab, durch das schwarze Meer unsere Reise nach der türkischen Kaiserstadt fortzusetzen. Dieser Entschluß wurde noch mehr durch die Erzählungen russischer Offiziere befestigt, die uns von den Wegen durch Bulgarien kein zu einladendes Bild entwarfen. Dieses Land war weit und breit durch den Krieg verwüstet; Alles was der Reisende zu seinem Unterhalte nöthig hat, muß er mit sich führen, bis auf einen Pfahl, um beim Nachtlager sein Pferd daran zu binden, denn nichts von Allem wird er in der öden menschenleeren Wüste finden. Wir gaben daher jeden Gedanken auf, unsere Reise durch diese Gegenden zu verfolgen, — die lustigen Höhen des Balkans und seine lieblichen Thäler zu schauen, sondern machten uns ohne weiteren Verzug nach Braila auf den Weg.

Auch dießmal schlossen wir uns wieder einer Karawane an, die noch zahlreicher war, als jene, mit der wir von Kronstadt ge-

kommen waren. Der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Kaufleuten von Bukarest und Galatz; wir hatten mehrere Wagen, doch waren Einige auch beritten, und Alle gut bewaffnet.

Abends gegen 5 Uhr verließen wir Bukarest, so daß wir beim ersten Nachtquartier, welches wir in einem einsam gelegenen Wirthshause nahmen, die Stadt noch im Auge hatten. Die Sonne war kaum untergesunken, als wir dort anlangten. Wir gruppirten uns um einige Tische vor dem Hause, um des lieblichen Abends zu genießen, und schickten uns eben an, ein frugales Mahl zu uns zu nehmen, als plötzlich ein Lärm hinter dem Hause entstand. In wenigen Augenblicken darauf hörten wir Flintenschüsse, und ein gellendes Geschrei; Alles springt auf und eilt hinzu — kaum hundert Schritte hinter dem Hause sind die Knechte des Wirthes im Kampf mit einigen Räubern, die mehrere Stück Vieh mit sich fortzuschleppen im Begriffe waren. Durch unsere Dazwischenkunft wurden sie bald verjagt, indeß kann man sich eine Vorstellung von der Keckheit dieser walachischen Räuber machen, die selbst da nicht scheuen einen Angriff zu wagen, wo sie eine überlegene Anzahl Menschen versammelt sehen.

Am nächsten Morgen machten wir uns zeitig auf den Weg. Unsere Reise zog sich durch eine ununterbrochene Ebene; eigentliche Straßen findet man hier nirgends, sondern fährt in Kreuz und Quer über die fruchtbarsten Fluren, die auf Tagereisen unbenützt und öde liegen. Die zweite Nacht brachten wir unter freiem Himmel zu, da weit und breit kein Dorf, ja nicht eine einzelne Hütte zu erblicken war. Das Wetter war schön und mild, der Mond leuchtete freundlich die ganze Nacht hindurch, und so wurde uns unser Nachtlager keineswegs unangenehm.

Ehe der Morgen graute, wurden wir durch ein seltsames Geräusch aus dem Schlafe gestört. Es kam immer näher und näher, und flog endlich rasch an uns vorüber. Mit einer nur irgend etwas übersichtigen Phantasie ausgestattet, hätte man leicht sich einbilden können, eine versprengte Abtheilung des wilden Heeres vorbeiziehen zu hören. Es war jedoch nichts als eine walachische Extrapost, — ein Karren, groß genug für eine Person, mit vier niedrigen Rädern, die sich knarrend und pfeifend um ihre Achse drehen. Ein walachischer Postillon leitete die Pferde, während er selbst auf einem der Thiere saß, und so gings fort

„— im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben."

Da bleibt jeder Eilwagen, jede Extrapost unserer civilisirten Länder weit zurück. Doch weiß ich nicht, wie es dem Passagier in dieser Lage zu Muthe seyn mag, bei dem betäubenden Geknarre der Räder, bei dem wüthenden Galopp der Pferde, bei dem Feuereifer des Postillons, der niemals mehr hinter sich sieht, und sich wenig darum bekümmert, ob der leicht zerbrechliche Wagen in Trümmer geht, sein Herr unter den Trümmern auf offenem Felde liegen bleibt, und er allein mit den leeren Pferden auf der nächsten Station eintrifft, — wie es schon öfters geschehen ist, — oder ob durch die beständige heftige Reibung sich die Räder entzünden, und der Reisende, wie ein zweiter Elias, im Flammenwagen einherrollt.

Am dritten Tage unserer Reise kamen wir an einem russischen Lager vorüber. Die schöne Regelmäßigkeit, in welcher die Zelte ausgesteckt waren, und die allenthalben ersichtliche strenge militärische Ordnung gewährte uns einen eben so neuen als angenehmen Anblick. Die Nacht mußten wir abermals unter freiem Himmel zubringen, denn die Gegend ist so wenig bevölkert, daß wir auf dem ganzen Wege nur an drei oder vier elenden Dörfern vorüberkamen.

Am vierten Tage endlich fing die Ebene an allmählich mit sanften Hügeln zu wechseln, und am Abend desselben Tages befanden wir uns in der nächsten Umgebung von Braila. Da unser Weg nach Galatz gerichtet war, so blieben wir etwas seitwärts von diesem, in der Geschichte des letzten russisch-türkischen Feldzuges so merkwürdigen Ortes, doch nahmen wir ganz in seiner Nähe unser viertes und letztes Nachtlager vor Galatz. Die feierliche Stille der Nacht, die Erinnerung jüngstvergangener wichtiger Ereignisse, — Alles vereinigte sich, eine ernste Stimmung in uns zu erwecken. Ein Grieche unserer Gesellschaft, der Augenzeuge mancher Begebenheiten des letzten Feldzuges gewesen war, erzählte uns manch merkwürdiges Begebniß während der Belagerung und dem Falle von Braila. Spät erst legten wir uns zur Ruhe, nicht ohne den Gedanken, daß an der Stelle, wo wir jetzt Schlaf und Erholung suchten, zur Zeit der letzten Belagerung gar Mancher im Todesröcheln in seinem Blute sich wälzte.

Das Schicksal eines Pfundes Baumwolle.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

Unter allen Reisen, die um des Luxus und Gewinnes willen in ferne Länder und Meere unternommen werden, übertrifft keine in Betracht der Wichtigkeit des Umsatzes, der damit verbunden ist, die einfache Verschiffung jener Wolle eines unansehnlichen Baumes, deren Metamorphosen so unzählig sind, als unsre Bedürfnisse und Nachfragen. Wollte man die Geschichte dieses Verkehres schreiben, so würde kaum ein dickes Buch dazu hinreichen; indeß wollen wir es hier versuchen, nur in wenigen Zügen den Umfang der Wanderung und des Verbrauches der Baumwolle anzudeuten.

Von tausend verschiedenen Punkten der beiden Hemisphären werden jährlich nach den großbritannischen Inseln und Frankreich ungefähr 208 Millionen Pfund Baumwolle verführt: England erhielt im Jahre 1829 167.055.000 und Frankreich 40.755.000 Pfund. Diese Zufuhr beläuft sich auf einen Werth von 750 Millionen Franken, und erfordert einen Wald von 166¼ Millionen Baumwollenbäumen, die eine Fläche von 422 Quadratmeilen (25 auf den Grad) einnehmen würden. Die 806.000 Ballen, in die jene 208 Millionen Pfund Baumwolle mittelst der möglich stärksten Kompression verpackt werden, geben zum Wenigsten 161.000 Tonnen Ladung, deren Transport eine Flotte von 1600 Schiffen erfordert, die in eine Linie neben einander gestellt, einen Raum von 25 Lieues einnehmen würden. Doch beschränken wir hier unsre Betrachtungen auf den 208 Millionten Theil dieser ungeheuren Masse und verfolgen wir ihn auf seinen Reisen, von seinem Ursprunge an bis zu seiner letzten Bestimmung.

Unter den 95 Millionen Pfund Baumwolle, welche sich in den Magazinen von Calcutta sammeln, wählen wir ein Pfund von jener Gattung aus, die man lange Seide zu nennen pflegt. Es ist in den neuen Baumwollenpflanzungen von Delhi gewachsen, wo Jahrhunderte lang der Boden mit Dürre und Unfruchtbarkeit geschlagen war, gegenwärtig aber durch die bewunderungswürdigen Bewässerungsanstalten auf einer Länge von mehr als sechzig Stunden fruchtbar geworden ist. Der Pflanzer, der diese Baumwolle erzielte, war einer jener berüchtigten Bihls, die noch vor einigen Jahren durch die Kühnheit ihrer Räubereien und die Wildheit ihres Charakters weit und breit der Schrecken des Landes waren, gegenwärtig aber zu den verständigsten und gastfreundlichsten Bewohnern Indiens gehören, ein doppeltes Beispiel von dem

wohlthätigen Einflüsse, den ein Staatsmann um sich her verbreiten kann, der wie der Marquis Hastings große Plane zu entwerfen und zu ihrer Ausführung große Talente herauszufinden im Stande ist.

Nachdem die in Betracht genommene vegetabilische Wolle die Gewässer des Dschumna herab in den Ganges gebracht worden war, um nach der reichen Hauptstadt des britischen Indiens geführt zu werden, konnte sie dort eine vierfache Bestimmung erhalten. Entweder konnte sie nach China verschifft werden, um mit den 100 Millionen Pfund Baumwolle, die England jährlich auf den Märkten von Kanton verkauft, nebst andern Erzeugnissen englischen Gewerbfleißes, gegen 25 Millionen Pfund Thee umgetauscht zu werden, der dort das Pfund zu 18 Sous angenommen, und den europäischen Konsumenten um 6 Franken verkauft wird; oder sie konnte auf amerikanischen Schiffen weggeführt ein Theil der Wiederausfuhr ausländischer Produkte werden, welche in den Vereinigten Staaten jährlich einen Handel von 150 Millionen Franken bilden, die noch zum Erlöse aus ihren inländischen Produkten hinzukommen; endlich nach Europa versendet, konnte sie in den französischen Fabriken zu einem so geschmackvollen Stoffe verarbeitet werden, daß ihr die Ehre, im Louvre eine Stelle zu finden, zu Theil werden konnte. Doch nehmen wir an, daß sie mit jenen 200 Millionen Pfund Baumwolle, die jährlich aus den Häfen von Calcutta und Bombay allein nach England ausgeführt werden, in die Manufakturen der großbritannischen Inseln wanderte, um von dort aus in alle Gegenden der Welt auszugehen, die der englischen Industrie zinsbar sind.

Das Eine Pfund, das wir bis jetzt im Auge behalten haben, soll also in London angekommen, und von da in die Grafschaft Lancaster, nach Manchester, versendet worden seyn, um dort von einer der 500 Dampfmaschinen dieser reichen und stark bevölkerten Stadt gesponnen zu werden. Die zu dieser Arbeit angewendeten Mittel sind zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man aus diesem Pfund Baumwolle 500 Strähnen Fäden spinnt, jeden Faden zu einer Länge von 840 Metres (über 2520 Fuß); was eine Länge von 252,000 Metres oder mehr als 75 Lieues von 2000 Toisen gibt. So zu Garn gesponnen, wurde es nach Paisly in Schottland versendet, um in einer jener Fabriken verarbeitet zu werden, aus denen jede Woche 960,000 Ellen Baumwollenzeuge hervorgehen. Der so gewonnene Stoff wird nun in die Grafschaft Ayr gebracht, um dort noch einige Zubereitungen daran vornehmen zu lassen; dann kehrt er nach Paisly zurück, um hier noch einige andere Verwandlungen zu bestehen. Um ihn mit Stickereien zu verzieren, wird man ihn in die Werkstätten von Dunbarton senden müssen, die in dieser Art von Arbeiten unübertroffen bleiben. Eine andere Reise würde man ihn nach Renfrew machen lassen müssen, um ihn dort zu bleichen; von beiden Orten kehrt er aber noch einmal zurück, um dort irgend eine neue Façon anzunehmen, bis er endlich in Glasgow zum Verkaufe fertig anlangt. Von diesem Hafen wandert er schlüßlich nach London, um sich dort als Atom in dem Kolosse der britischen Industrie zu verlieren.

Von dem Augenblicke an, wo der indische Pflanzer den Urstoff dazu, die Flocke von seinem Baumwollenbaum, gesammelt hat, bis dahin, wo dieses vegetabilische Produkt durch das Zusammenwirken der Mechanik, der Chemie und der Zeichnungskunst in ein Gewebe von der höchsten Schönheit verwandelt und zu einem dreifachen Werth erhöht, über die Meere zurückkehren kann, wo es hergekommen ist, sind inzwischen vier Jahre verflossen. Ohne die Künste der Industrie würde jene Baumwolle vielleicht nichts geworden seyn, als ein plumper Docht, um einem dürren Gelehrten bei seinen unfruchtbaren Nachtarbeiten zu leuchten; allein durch die Anwendung einer unabsehbaren Folge der sinnreichsten Mittel ist sie jetzt würdig geworden, die Odaliske des Serails zu zieren, den asiatischen Monarchen zu entzücken und die Republikaner des südlichen Amerika's durch den Zauber europäischen Luxus zu blenden. Um sie wieder zu erlangen, wird jetzt Indien tausendfach den Preis wieder bezahlen, für den es sie einst weggegeben hat; ihrer willen wird China seine Prohibitivgesetze aufheben, die bis jetzt so unwandelbar geblieben sind, als seine Sitten; um in ihren Besitz zu gelangen, werden Mexiko und Potosi die Schätze ihrer Goldbergwerke eröffnen. Aber welches sonderbare Zusammenwirken von Umständen gehörte dazu, um diese wundergleichen Wirkungen hervorzubringen? Das Erzeugniß einer Staude mußte in den Ebenen Hindustans eine Strecke von 500 Stunden zurücklegen, um nach Calcutta zu gelangen; dann 4000 Seestunden durchfliegen, um an den britischen Inseln zu landen, in denen es auf Kanälen, Eisenbahnen und Dampfwägen, auf einer Strecke von 310 Stunden, fortgeschafft wurde; worauf es bei seiner Metamorphose 150 Menschen beschäftigte, die davon ihren Unterhalt erwerben; es mußte die Industrie die Wunderkräfte der Natur sich unterwerfen, das Feuer bändigen und das unzähmbarste und zerstörungssüchtigste Element gelehrig machen; es mußte die Vervollkommnung der Schifffahrt die Ufer des Ganges und der Temse sich näher bringen; es mußte das Reich des Moguls auf eine Kompagnie von Kaufleuten sich vererben, und seine Länder der Fruchtbarkeit und seine Völker der Civilisation wieder gewonnen werden, und zwar durch Eroberer wieder gewonnen werden, die noch Barbaren waren, als dieselben Länder Asiens, denen sie jetzt Lehrer geworden sind, schon zwanzig Jahrhunderte her, die Wohlthaten der Künste, der Wissenschaften und der Industrie kannten und genossen.

Sir Walter Scott's Tod.

England hat seinen großen Minstrel verloren. Sir Walter Scott ist am 21 September auf seinem Landsitze Abbotsford zu jenen vielen großen Männern hinübergegangen, die der Tod im Laufe dieses Jahres der Welt entrissen hat. Walter Scott war am 15 August 1771 geboren, und erreichte somit das 62ste Jahr. Er war der Sohn Walter Scott's (Writer to the Signet) zu Edinburg; seine Mutter, die Tochter eines berühmten Advokaten, David Rutherford, hatte selbst viele poetische Anlagen und schrieb mehrere Gedichte. Wahrscheinlich hatte sie auch auf die Entwicklung des Dichtergenius ihres Sohnes großen Einfluß. Nachdem Walter Scott auf der Hochschule von Edinburg seine Studien gemacht hatte, trat er in Schottland im Jahre 1792 die Advokatur an. Auf Verwendung des Hauptes der scottischen Familie, des Herzogs von Buccleugh, wurde er zum Sherif-Depute von Selkirkshire ernannt, und erhielt im Jahre 1806 die Stelle eines Ober-Clerks (Sekretärs) der Gerichtssitzungen (Sessions) von Schottland. Im Jahre 1798 vermählte er sich mit Miß Carpenter, von der er mehrere Kinder hinterläßt. Unter dem Ministerium Fox's wurde er, obgleich er seinen politischen Ansichten nach zu den Tories gehörte, doch in der ansehnlichen Stelle eines Clerks der Sessionen, die ihm die vorausgegangene Administration zugedacht hatte, bestätigt. Die ersten poetischen Erzeugnisse Walter Scott's, die im Publikum erschienen, waren zwei aus dem Deutschen übersetzte Balladen: „The Chase (die Jagd) und William and Mary," die er ohne seinen Namen bekannt machte. Im Jahre 1799 erschien seine Uebersetzung des Götz von Berlichingen und einige Balladen. Sein nächstes Werk war „The Minstrelsy of the Scottish Border" im Jahre 1802, das seinen Ruf als Dichter begründete. Sir Tristan folgte im Jahre 1804; das Lied des letzten Minstrels im darauf folgenden Jahre; Marmion im Jahre 1808, und so fort die große Reihe von Werken, wie wir sie bereits in diesen Blättern (S. 872) angedeutet haben. Es war eine der ersten Regentenhandlungen Georgs IV nach seiner Thronbesteigung, Walter Scott zum Baronet zu erheben. Der Bankerott der Buchhändlerkompagnie des Nordens brachte Walter Scott's Vermögen einen empfindlichen Stoß bei, hatte indeß die Folge, daß der Name des „großen Unbekannten" mit Gewißheit ermittelt wurde. Walter Scott hatte bekanntlich im vorigen Sommer, auf den Rath seiner Aerzte, eine Reise nach Italien gemacht. Auf seiner Rückkehr nach England wurde er von einem Schlagfluß befallen, als dessen Vorzeichen man an dem kranken Dichter schon während seines kurzen Aufenthalts in München eine bedenkliche Abspannung seiner körperlichen Kräfte und eine tiefe Niedergeschlagenheit, fast völlige Gleichgültigkeit des Geistes gegen alle äußern Erscheinungen wahrnehmen konnte. Auf heimathlichem Boden wieder angekommen, wurde er auf sein Verlangen nach Abbotsford gebracht, wo seitdem sein Leben nur noch ein langsamer, wiewohl schmerzloser Todeskampf war. Wie Goethe lebte er lange genug, um mit seiner Zeit zu sterben. Beide stehen als Marksäulen einer Epoche, zu deren Verherrlichung sie nicht wenig beigetragen, und Beide erlebten ein in der Weltgeschichte einziges Ereigniß, das auf einen Punkt zusammenfallende Ende des politischen und poetischen Torythums, während sie um sich her bereits die Regung neuer Kräfte und Lebenskeime sehen konnten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Der Titel und das Inhaltsverzeichniß zum ersten Semester 1832.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 287. 13 Oktober 1832.

Die Slavonier in Konstantinopel.

Keiner von den Volksstämmen, so viel ihrer an den Küsten des mittelländischen Meeres von der Meerenge von Gibraltar bis zu der des Bosporus, vom Ende des adriatischen Meeres bis zur Mündung des Nils, seßhaft sind, steht in so üblem Rufe, als die Anwohner der Bocche di Cattaro. Sie sind ein Seitenzweig des großen slavischen oder slavonischen Stammes, dessen Wurzeln und Verzweigungen sich unter den verschiedenen Namen der Russen, Polen, Walachen, Bosnier, Servier, Kroatier, Dalmatier u. s. w., zu welchen leztern die Bocchesen eigentlich gehören, über einen so großen Theil des europäischen Festlandes ausgebreitet haben.

— La terra fertile e molle
Simili a se gli abitator' produce *)

sagt Tasso und so auch umgekehrt; scheint es doch, als ob Piraten, um nur des Einen zu erwähnen, gewissen Gegenden so angeschaffen sind, wie andere einem bestimmten Boden angehörige Gewächse. Die ganze südliche Seite des adriatischen Meeres — eine lange Strecke von felsigem Gestade, das in sichere und geräumige Häfen ausgezackt ist, und durch eine Inselkette gedeckt wird — lud von jeher — mit Italiens Küsten gegenüber vor Augen — Eingeborne und Fremde zur Betreibung der Schifffahrt ein, oder was in rohen Zeiten einträglicher ist — zur Seeräuberei. Die Liburnier, die frühesten Bewohner dieser Gegenden, von denen wir geschichtliche Nachrichten besitzen, machten mit ihren Booten oder Brigantinen, und ihren kühnen Raubzügen den Römern nicht wenig zu schaffen. Als sich später Dalmatier im Lande niederließen, fingen auch sie an, Schiffe nach Art der alten Liburnier zu bauen, und die Lebensart der leztern nachzuahmen. Jahrhunderte hindurch waren sie Herren des adriatischen Meeres, verwüsteten die Küsten Italiens, und thaten dem aufblühenden Handel Venedigs nicht geringen Abbruch. Diese Republik hat während ihres ruhmvollen Bestandes kaum eine schwierigere Unternehmung ausgeführt, als die Ausrottung dieser Seeräuber, die erst nach vielem Blutvergießen und mancher heldenmüthigen Aufopferung, im zwölften Jahrhundert vollbracht wurde. Allein auch lange hernach noch sezten die Dalmatier gelegentlich ihre Verheerungen und Grausamkeiten fort, durch die ihre Vorfahren einen solchen Schrecken verbreitet hatten, daß in den Kirchengebeten Italiens der Himmel um Abwendung dieser Geißel angefleht wurde. Zwar wurde das Piratenhandwerk nicht mehr wie vormals als ausschließliche Beschäftigung der ganzen Bevölkerung betrieben, wie bei den Algierern und den übrigen Raubstaaten, die zu nicht geringer Schmach der europäischen Mächte bis in die neueste Zeit ungestraft des Völkerrechtes spotteten; allein man hörte doch von Zeit zu Zeit von dalmatinischen Seeräubern, bis endlich in dem lezten Kriege die Engländer, vollkommen des Meeres Herr geworden, sich es zur besondern Obliegenheit machten, diesen Theil ihres Seegebietes unter strenger Aufsicht zu halten; so daß kein Boot die Ufer des adriatischen Meeres ohne ihr Wissen und Willen verlassen konnte. Es war im Herbste des Jahres 1816, wo ich zum ersten Mal in die Gegend der Bocche di Cattaro kam, die ein einziger Blick auf die Karte wie für Piraten geschaffen erkennen läßt, und in der höchst ungesunden Stadt Brindisi lang genug verweilte, um Einiges von dem Volke der Bocca di Cattaro kennen zu lernen. Schon bei der Einfahrt in den alten Hafen Brundusiums hatte ich Gelegenheit ein paar schöne Boote zu bewundern, die mit ihren hochragenden seltsamen Schnäbeln und leichten Rümpfen offenbar in gerader Linie von den Brigantinen des gegenüber liegenden alten Liburnien abstammten. Von einem betagten Geistlichen der Stadt, meinem Cicerone, geleitet, hatte ich mich nahe einem alten Hause, das seiner Behauptung zufolge dasselbe war, wo Horaz nach seiner langweiligen aber unsterblichen Reise ausruhte, in Schatten gesezt, um ein paar alte prächtige Säulen zu zeichnen, die am Eingange des innern Hafens von Brindisi stehen — als meine Aufmerksamkeit durch die Stimmen mehrerer Männer erregt wurde, die einen heftigen Streit zu haben schienen, aber in einer unbekannten Sprache redeten, wenigstens war die slavonische es für mich. Ich wendete den Kopf, und sah nicht weit von mir einige seltsam gekleidete Matrosen mit einander im Wortwechsel. Sie trugen weite blaue Hosen von Leinwand oder Baumwollenzeug, einen rothen Gurt um den Leib, ungeheure Schnurrbärte und ohne den runden Hut, den sie auf dem Kopfe hatten, würde man sie leicht für griechische Inselbewohner, die gelegentlich diesen italienischen Seehafen besuchen, gehalten haben. Es war ein schöner athletisch gebauter Schlag Leute; aber mit einem Ausdruck von Wildheit und Grimm auf ihren Gesichtern, der mich einigeemaßen erschreckte, obgleich ich durch einen mehrere Monate langen Aufenthalt mich so ziemlich mit den eben so wenig einnehmenden und sanften Physiognomien jener Unterthanen Sr. Majestät des Königs

*) Fruchtbares mildes Land erzeugt Bewohner, die ihm gleich.

von Neapel vertraut gemacht hatte, die Apulien und die entlegenen Provinzen von Bari, Lecce, Tarent und die beiden Calabrien bewohnen. Das Gezänke wurde lauter und heftiger — indeß schien der Gegenstand ihres Streites nichts weiter als eine Coffana oder ein Korb voll frischer Feigen zu seyn; allein hätte es den Besitz einer der ersten Provinzen gegolten, der Wortwechsel hätte nicht heftiger und nachdrücklicher geführt werden können. Mein Bleistift hielt gerade am Ende der senkrechten Linie einer der alten Säulen inne, als ich plötzlich am Fuße derselben einen großen stämmigen Matrosen, den man leicht für aus gleichem Granit mit ihr gehauen halten konnte, zusammenstürzen sah, während ein anderer der Zänker einen Dolch über ihn schwang.

„Santissimo! Seht nur diese Bursche von Bocca di Cattaro!" rief der alte Geistliche an meiner Seite. Ein allgemeines Geschrei wurde nun von Matrosen und Lastträgern, Zollwächtern, und was sonst für Leute noch im Hafen, angestimmt. Die Slavonier zogen ihre Messer, und schieden sich in zwei Gruppen, wie sie denn auch im Streit um die Feigen zwei Parteien gebildet hatten, und es hatte allen Anschein zu einem ganz artigen Gefechte, als eine Schaar der „Guardia civica" aus der Stadt herbeieilte, und sich ins Mittel legte. Zuletzt nahm ein Polizeibeamter den Matrosen, der den Dolchstoß versetzt hatte, in Haft und befahl den übrigen Slavoniern sich an Bord ihrer Boote zu begeben, die für heute von einander geschieden wurden, indem von den neapolitanischen Friedensstiftern das eine derselben nach dem äußern Hafen geeojet ward, wo es unter den Kanonen eines kleinen alten Kastelles ankern mußte, das hier die sehr enge Einfahrt bestreicht. Der verwundete Mann athmete noch, und auf sein Seelenheil bedacht liefen einige Bursche fort, um einen Priester zu holen, — an einen Arzt dachte Niemand — allein bevor noch die klingenden Schellen und die letzte Oelung herbeikam, streckte der Slavonier sich ein wenig und war todt.

Der ganze Vorgang dauerte nur einige Minuten. Als die traurige Entwicklung, die er nahm, vorüber war, blickte ich zu meinem alten Cicerone auf, wahrscheinlich mit derselben Mischung von Staunen und Schrecken im Gesichte, wie ich sie auf seinem bleichen Antlitz sah. „Che sangue bollente! — Was für siedendes Blut haben diese Jungen von Bocca di Cattaro! Sahen Sie je so etwas?" sagte er, indem er ein Kreuz über das andere schlug. „Unsre Behörden, fuhr er fort, „haben zwar für den Augenblick Ruhe gestiftet, aber verlassen sie sich darauf, Signor, diese Slavonier werden sich auf der andern Seite des Wassers nicht wieder treffen, ohne ihren Handel in ihrer Weise auszumachen. Madonna mia! es ist ein verzweifelter rachsüchtiger Menschenschlag und kein Bruder, kein Vetter oder sonst ein Verwandter des Mannes, der dort erschlagen liegt, wird sein Haupt ruhig legen, bevor die Blutschuld bezahlt ist; dafür möchte ich gut stehen, Signor — hanno tutti il diavolo in corpo!" Ich weiß nicht, ob die Voraussagung des Geistlichen in Erfüllung gegangen ist, und was aus dem Mörder wurde, der ins Gefängniß geführt ward während ich meine Skizze vollendete; ich verließ Brindisi und diese Gegenden am Tage darauf und kam nicht wieder dahin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

14. Galatz.

Schön und heiter war der Morgen, an dem wir über die Sereth gingen, einen bedeutenden Fluß, der die Walachei von der Moldau scheidet. Eine Schiffbrücke von 20 Pontons, ungefähr 150 Schritte in der Länge, verbindet die beiden Ufer dieses Flusses, unfern seiner Mündung in die Donau. Kaum zwei Meilen unterhalb der Sereth wälzt der Pruth seine Fluthen in die Donau, und zwischen den beiden Mündungen dieser Flüsse ist die Stadt und der Hafen von Galatz gelegen, das sich für seinen Handel keine günstigere Lage wünschen könnte. Die beiden Wasserstraßen der Sereth und des Pruths, welche die ganze Moldau umschlingen, führen mit Leichtigkeit alle Landesprodukte nach Galatz, bis wohin die Schiffe aus dem schwarzen Meere die Donau herauf kommen, und den Handel dieses Platzes mit dem großen Markte der Levante verbinden.

Schon hatten wir die Höhe erreicht, von wo aus man die Stadt und den Hafen zum Erstenmal erblickt. Der große Wasserspiegel der Donau, die schöne Gebirgskette des fernen bulgarischen Ufers, und die ganze diesseitige Gegend bis zur Mündung des Pruths, lag vor uns ausgebreitet. Höchst überraschend war dieser Anblick, — doch noch überraschender die Botschaft, die auf dieser Stelle uns entgegen kam. Galatz, welches wir gerade vor uns liegen hatten, war von Kosaken umzingelt. Sobald dieselben unsere Annäherung bemerkten, kamen einige auf uns zu, um uns anzudeuten, daß wir die Stadt nicht betreten dürften, — weil die Pest dort ausgebrochen sey.

Ich kann nicht sagen, daß diese Nachricht mich sonderlich ergriffen hätte. Durch tägliche lebhafte Vorstellungen, die ich mir von diesem Uebel machte, dem man im Orient bei jedem Schritte begegnen kann, war ich hinlänglich vorbereitet, sein wirkliches Erscheinen mit Fassung zu ertragen. Das Beispiel unserer Gesellschaft trug noch mehr dazu bei, mich in meinem Gleichmuth zu erhalten. Niemand verrieth im Mindesten eine Beängstigung, denn sie Alle waren durch jahrelange Gewohnheit mit der Pestgefahr so vertraut, daß dieselbe gar nichts Schreckendes mehr für sie hatte. Uns allen jedoch war der Aufenthalt, den die deßhalb getroffenen Anstalten der russischen Behörde verursachten, höchst unangenehm und verdrüßlich. Die Kaufleute besonders wurden dadurch in Bewegung gesetzt. Da trat ein verschmitzter Italiener aus unserer Gesellschaft hervor, der inzwischen mit einem Kosaken seitwärts einige leise Worte gewechselt, und gab uns durch eine bedeutungsvolle Miene zu verstehen, daß wir uns von aller anscheinbaren Strenge der Behörde nicht dürften abschrecken lassen. Er kannte die russischen Manieren, und wußte wie man ihnen begegnen müsse, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er stellte sich an die Spitze der Unterhandlungen, welche wir mit der Behörde anknüpften, um die Erlaubniß zum Eintritt in die Stadt zu erwirken. Diese erfolgte auch in der That, doch erst gegen Abend, und zwar mit der Bedingung verknüpft, daß jeder von uns zwei Rubel bezahle. Ein theures Entrée in der That, um an der Gefahr der Pestvergiftung ungehindert Theil nehmen zu dürfen!

Als wir die Straßen von Galatz betraten, ward uns doch et-

was sonderbar zu Muthe. Alle Handelsbuden, alle Wein= und Kaffeehäuser, jede Thüre war geschlossen, jeder öffentliche Verkehr eingestellt. Ein widriger Geruch von Rauch, den man in den meisten walachischen und moldauischen Ortschaften findet, erhöhte noch mehr das unangenehme Gefühl. An einer Ecke sahen wir eine Gruppe Männer beisammen; ich hörte deutsch sprechen und trat näher. Es waren Kaufleute aus Kronstadt, die bedeutende Waarenlager in Galatz hatten. Sie beklagten sich lebhaft über die Hemmung des Verkehrs von Seite der russischen Behörde, und versicherten, daß Alles nur falscher Lärm sey. Es seyen wohl zwei oder drei Menschen schnell gestorben, aber keineswegs an der Pest; die russische Behörde habe diese Gelegenheit bloß ergriffen, um aus der momentanen Sperrung der öffentlichen Geschäfte einen Gewinn zu ziehen, da jeder Fremde, jeder Schiffskapitän und jeder Kaufmann doppelt bezahlen müsse, um expedirt, und in seinen Unternehmungen nicht gehindert zu werden.

Die nächstfolgenden Tage bewiesen zur Genüge, daß diese Männer Recht hatten. Es zeigte sich kein Pestfall, die Kaufleute öffneten ihre Buden, man besuchte Wein= und Kaffeehäuser wie zuvor, und die Behörde, die manchen klingenden Rubel durch dieses künstliche Schreckmanöver gewonnen hatte, gab sich zufrieden. Sehr wahrscheinlich ist es übrigens auch, daß der damalige dicke Gouverneur von Galatz, — bei dessen Anblick mir immer Sancho Pansa zu Sinne kam, — sich wirklich sehr vor der Pest fürchtete, da sein Vorgänger mit dem ganzen Kanzleipersonale ein Opfer derselben geworden war. Ich vernahm diese Trauergeschichte aus dem Munde seiner Gemahlin, die deutsch und französisch sprach, und welche die Güte hatte, die Dolmetscherin meiner Gefühle bei ihrem würdigen Gemahl zu machen, da dieselben kein Wort zu verstehen geruhten, das nicht russisch war.

Unser Aufenthalt in Galatz währte länger, als uns angenehm gewesen. Diese Stadt hat durchaus nichts Anziehendes, und ungeachtet des lebhaften Handels sieht man doch nirgend ein äußeres Merkmal von Wohlstand, ja außer der Wohnung des Gouverneurs und einigen Magazinen am Hafen, nicht einmal ein steinernes Haus. Alles ist von Holz gebaut, überall niedere unansehnliche Hütten, oft nicht einmal einen Stock hoch. Man sieht, daß Alles nur zur Unterkunft und zum Verkauf der Waaren abgesehen ist. Eine richtige Vorstellung dieser Stadt kann man sich machen, wenn man die Budenreihen eines Jahrmarkts durchschreitet, denn eben so präsentiren sich die Straßen von Galatz.

Man hat hier ganz schon den Vorgeschmack einer türkischen Stadt, wenn man auch keine Moschee und keine Minarets erblickt. Die Kaffeehäuser am Hafen geben das treueste Bild des türkischen Lebens, denn hier sammeln sich alle Türken, die der Handel nach Galatz führt. Dort war es auch, wo wir am liebsten verweilten. Ich saß einst in einem dieser Kaffeehäuser, und sah gedankenvoll nach den Hügeln Bulgariens, die jenseits der breiten Wasserfläche der Donau ihre grünen Rücken erheben, als ein türkischer Schiffskapitän an meine Seite trat, und mich sanft auf die Schulter klopfte. Ich wendete mich um, und war nicht wenig erstaunt über die vertrauliche Art, mit welcher dieser ernste bejahrte Mann mir begegnete. Er setzte sich zu mir, bot mir seine Pfeife, ließ uns gemeinschaftlich mit Kaffee bedienen, und Dieß alles ohne ein Wort zu sprechen, als ob er gewußt hätte, daß ich nichts Türkisch verstand. Wohl eine halbe Stunde mochten wir so einander gegenüber gesessen haben, den Tschibuk im Munde, Freundschaft und Vertraulichkeit in den Blicken, als ich mich erhob, und von dem würdigen Kapitän Abschied nahm. Auch dieser Abschied war stumm, wie sich von selbst versteht, doch kann ich versichern, daß mir diese stumme Gesellschaft interessanter war, als alle Witterungsgespräche und politischen Kannengießereien unserer deutschen Kaffeehausgesellschaften.

Vermischte Nachrichten.

Das „Echo von Rouen" gibt über die pariser Zeitungen folgende Bemerkungen: Hier eine Uebersicht von den Abonnenten der politischen Journale von Paris während des zweiten Vierteljahres von 1852 (April bis Julius), die wir als sehr genau verbürgen können.

	Abonnenten in Paris.	Außer Paris.
Die Oppositionsjournale.		
Constitutionel	6000	10,500
Courrier Français	5900	4,500
Temps	2000	4,500
National	1800	2,400
Commerce	900	900
Tribune	210	900
Corsaire	660	260
Messager	1900	1,100
Revolution	500	1,700
Die ministeriellen Journale.		
Debats	5200	6,900
Journal de Paris	1500	3,000
Moniteur	2000	800
Figaro	800	500
Constitution de 1830	2000	600
Nouvelliste	600	1,000
Legitimistische Journale.		
Gazette	4500	8,000
Quotidienne	1900	5,700
Courrier de l'Europe	220	1,500
Revenant	520	580
Brid'oison	75	155

Nach dieser Angabe liefert die Oppositionspresse täglich 45,000 Blätter, die ministerielle 25,000 und die legitimistische 16 bis 17,000. Zu bemerken ist auch, daß nicht alle Numern der ministeriellen Journale, die Debats ausgenommen, an wirkliche Abonnenten abgesetzt werden. Das „Journal de Paris" z. B., das außer der Hauptstadt nur 400 Abnehmer zählt, sendet 5000 Nummern in die Departements, die um die Hälfte des Preises ausgegeben werden. Eben so wird die „Constitution de 1850" zu Paris fast unentgeldlich vertheilt; diese Zeitung hat nur 200 Abonnenten und macht 2000 Abdrücke. Eine über die Abonnenten der verschiedenen Journale im März und Julius 1852 angestellte Vergleichung ergibt, daß sich die Abonnenten des Constitutionel während des letzten Vierteljahrs um 1700, die der Gazette um 1100, die des Temps um 100, des Figaro um 600, die Tribune um 600 vermindert haben. Die Abonnentenzahl des Courrier und des Journal du Commerce ist sich gleich geblieben. Neue Abonnenten gewannen die Quotidienne, deren Abnehmer sich um 860 vermehrten; der National 500, der Messager 50, der Corsaire 100, das Journal de Paris 5200, die Constitution de 1850 2100. Hinsichtlich der beiden letztgenannten Journale ist jedoch, wie schon oben gesagt, zu bemerken, daß sie nur ihre Auflagen vergrößerten, ohne wirklich an Abonnentenzahl gewonnen zu haben.

Uebrigens haben während des Jahres 1852 folgende pariser Journale zu erscheinen aufgehört: der Globe, die Zeitung der Saintsimonisten, der Publicateur, der Stenographe, das Mouvement, das sich mit der Tribune vereinigte, der Français, die Opinion. Während dieser Zeit hat

die Presse in den Departements einen bisher in Frankreich ungewöhnlichen Aufschwung genommen, wo seit dem Anfang des laufenden Jahres vierundzwanzig neue Journale, die theils täglich, theils als Wochenblätter erscheinen, entstanden sind, so daß die Gesammtzahl der in den Departements bestehenden Zeitungen sich auf 45 beläuft. 13 schon früher bestandene erscheinen die Woche hindurch öfter, als früher, und acht haben ihr Format vergrößert. In mehreren Städten wird die Herausgabe neuer Journale eifrig betrieben, und die angesehensten Männer stellen sich bei diesen Unternehmungen an die Spitze; kurz Alles deutet auf den in den Departements neu erwachten Geist und das Streben hin, sich von der Despotie des pariser Journalismus und von der so verderblich auf Frankreich lastenden Centralisation zu emanzipiren.

•

Englische Blätter enthalten eine Beschreibung des Brautschmuckes, Corbeille de noce, den König Leopold seiner Gemahlin am Abend ihrer Hochzeit zum Geschenk machte. Die eigentliche „Corbeille" bestand in einem gothischen Kästchen von Ebenholz, das mit Silber ausgelegt und mit orientalischen Perlen besetzt ist. So melancholisch ein schwarzes Kästchen mit den Thränen bedeutenden Perlen aussehen mag, so war der Inhalt Dessen, von dem hier die Rede ist, doch von der Art, keinem trübseligen Gedanken Raum zu lassen. Es enthielt erstens ein prächtiges Geschmeide von Diamanten, bestehend aus Halsgehänge, Kamm und einem Geflechte von Weizenähren, das so verfertigt ist, um auseinandergenommen und in verschiedene andere Formen gebracht werden zu können; außerdem eine Menge anderer Juwelen, zu Agraffen und Heftnadeln für Staatskleider und Bouquets. Ein Geschmeide verschiedenfarbiger Edelsteine, die so leicht in Gold gefaßt sind, daß man kaum die Fassung wahrnimmt, und eine große Mannichfaltigkeit von Weizenähren aus Smaragd, Chrysoprasen, Hyazinthen, Topasen, Chrysolithen u. s. w., welche Weizen in jeder Art seines Wachsthums darstellen. Ein Geschmeide von antiken Kameen, reich in Gold gefaßt, und eine Menge theils leichter, theils massiv gearbeiteter Ketten von Gold. Zwei Knöpfe für Nachtkleidung, bestehend aus großen einzelnen Diamanten. Acht Kaschemirshawls, Spitzen jeder Art von Alençon, Brüssel, Mecheln, Lille, Valenciennes, Chantilly u. s. w. Ein Kleid von Seidenmousselin, ein neuer französischer Stoff, mit Weintrauben garnirt, an welchen die Beeren von Amethyst sind; ein Kleid von chinesischer Seide, von der Hand eines der ersten chinesischen Künstler mit Streifen seltsamer Blumen bemalt, in einem lakirten Kästchen, das mit chinesischen Blumen bemalt und reich vergoldet ist. Bei diesem Kästchen befand sich eine Menge von Sachen, die man Cadeau de Corbeille nennt, als da sind: Kandelabres und Vasen von Eichenlaub, emaillirt in Gold, silberne und vergoldete Dejeuner-Service, krystallene und mit Gold ausgelegte Schreibzeuge, Toiletten, Arbeitstischchen u. s. w.; mehrere sehr schöne Kästchen von japanischer Arbeit mit Paradiesvögeln, Reiherfedern, Marabus- und Straußfedern gefüllt; viele Stücke Sammt, Brokat, Blonden, Gold- und Silberstoffe, und reiche Seidenzeuge jeder Art, und eine Unzahl von Toiletten- und Boudoirgeräthschaften u. s. w.

•

Herr Quetelet hat jüngst in der Akademie der Wissenschaften in Brüssel eine Abhandlung über „das Gewicht des Menschen in verschiedenen Lebensaltern" vorgelesen, in der er folgende Hauptresultate seiner Beobachtungen feststellt: 1) Von der Geburt an haben Kinder beiderlei Geschlechts gleiches Gewicht; das Gewicht von Knaben in Brüssel ist im Durchschnitt 3 Kilogramme 20, von Mädchen 2 Kilogramme 91; die Größe der Knaben ist 0,498; die der Mädchen 0,485. 2) Das Gewicht eines Kindes nimmt gegen den dritten Tag seiner Geburt ein wenig ab, und eine merkliche Zunahme tritt erst nach der ersten Woche ein. 3) Bei gleichem Alter ist das männliche Kind gewöhnlich schwerer als das weibliche; erst mit dem zwölften Jahre wird ihre Schwere gleich. 4) Wenn das männliche und das weibliche Individuum ihr volles Wachsthum erreicht haben, wiegen sie genau zwanzigmal so viel, als sie im Augenblicke ihrer Geburt gewogen haben, während ihre Größe nur 3¼ mal zugenommen hat. 5) Im Alter verlieren Weiber wie Männer ungefähr 6 bis 7 Kilogramme ihrer Schwere und 7 Centimetres ihrer Größe. Während der Entwicklung der Individuen von beiderlei Geschlecht kann man ihr Gewicht in verschiedenen Lebensmomenten im Verhältnisse der fünften Potenz ihrer Statur annehmen. 7) Nach vollständiger Entwicklung beträgt das Gewicht beider Geschlechter fast ein Viertel ihrer Größe. 8) Der Mann erreicht das Maximum seines Gewichtes gegen das 40ste Jahr und verliert es merklich nach dem 60sten. 9) Das Weib erreicht das Maximum seines Gewichts erst im 50sten. Während der Zeit der Fruchtbarkeit, nämlich vom 18ten bis 40sten, nimmt ihre Schwere nur sehr unmerklich zu. 10) Bei gleicher Größe wiegt das Weib um Etwas weniger als der Mann, wenn die Höhe unter 1 M. 40 ist; ist sie über diese Höhe, etwas mehr. 11) Das Mittelgewicht eines Individuums, abgesehen von Alter und Geschlecht, ist ungefähr 44 Kilogramme 7; und mit Berücksichtigung des Geschlechts 47 Kilogramme für den Mann und 42 Kilogramme 5 für das Weib.

•

Das Gas, womit London beleuchtet wird, erfordert jährlich 38,000 Chaldrons (der Chaldron zu 36 Schäffel oder 2000 Pf. an Gewicht) Steinkohlen, und beleuchtet 62,000 Lampen in Häusern und Läden und 7500 Straßenlaternen. Im Jahre 1830 betrugen die Gasröhren in und um London eine Länge von 1000 englischen Meilen. Gaslichter von einem halben Zoll im Durchmesser ersetzen ein Licht von zwanzig Kerzen, ein Zoll Gaslicht ist gleich dem Licht von hundert, zwei Zolle von 420, drei Zoll von 1000 Kerzen.

•

In einer virginischen Zeitung, dem „Argus" der Stadt Wythe, wird berichtet: „Es befindet sich hier im Besitze des Herrn Joseph Draper, Esq. ein Negerknabe, der nach und nach ganz weiß wird. Sein Leib ist es fast ganz und sein Gesicht völlig; man bemerkt auf der Haut nur noch einige schwarze Flecken von der Größe eines Dollars; noch merkwürdiger aber ist es, daß die Farbe aus roth und weiß gemischt ist, wie bei einem weißen Kinde. Beide Eltern des Knaben sind Neger."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 288. 14 Oktober 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

15. Donaufahrt.

Mehrere Schiffe lagen segelfertig im Hafen von Galatz, um mit dem ersten günstigen Winde nach Konstantinopel abzugehen. Wir begaben uns an Bord eines griechischen Kauffahrers, da wir mit den Griechen, die hier bekanntlich die besten Matrosen sind, die Fahrt durch das treulose schwarze Meer glücklicher zu bestehen hofften. Unser Kapitän, dessen Aeußeres schon den kühnen Seemann verrieth, hatte sich im Befreiungskriege vielfach ausgezeichnet, und sein gutes Schiff, die „Jungfrau von Hydra," mußte ihm damals zu mancher verwegenen Unternehmung dienen. Es war ein herrlicher Morgen, als wir die Anker lichteten, und von Galatz Abschied nahmen. Langsam folgte unser Schiff dem Laufe des Stromes, der sich hier in seiner größten Breite ausdehnt, und einen kaum merklichen Fall hat. Lange behielten wir Galatz noch im Auge, das sich immer gefälliger darstellte, je weiter wir uns davon entfernten. Bei Reni macht die Donau eine Krümmung, und mit Einem Male war das moldauische Ufer unsern Blicken entrückt. Vor uns entfalteten sich nun zur Linken die sumpfigen Flächen Bessarabiens, und zur Rechten die malerischen Gegenden von Bulgarien. Tiefe Einsamkeit herrschte an beiden Ufern, keine Städte, keine traulichen Dörfer erheben sich an diesen gefährlichen Gränzen, wo jüngst erst zahlreiche Kriegsheere sich feindlich gegenüber standen. Nur russische Wachtschiffe lauerten auf die vorübersegelnden Kauffahrer, bereit, jedes Schiff in den Grund zu schießen, das sich den Weisungen des kommandirenden Offiziers widersetzen möchte. Nichts erinnert hier den Reisenden mehr, daß er sich noch in Europa, in dem so gerühmten Lande der Civilisation befindet, wenn nicht der Name des Stromes, dessen Lauf er verfolgt. Aber selbst dieser Strom behauptet nicht lange mehr sein stolzes Ansehen; er theilt sich bald in mehrere Zweige, als ob er die freundlichen Städte und heitern Fluren wieder suchen wollte, die er auf seinem Laufe durch die fernen deutschen Gefilde berührte, und verliert sich endlich in den großen unabsehbaren Sümpfen, die sich am schwarzen Meere hin ausdehnen.

Bei Isaktscha warfen wir am ersten Tage unserer Reise Anker. Die Russen hatten hier eine Schiffbrücke über die Donau geschlagen, welche, ungeachtet hier der Strom in ein enges Bett zusammen gedrängt erscheint, dennoch 75 Pontons zählte. Wir mußten den ganzen nächsten Tag an dieser Brücke vor Anker bleiben, da es den Russen nicht beliebte, dieselbe zu öffnen. Doch waren wir noch glücklich genug, da wir hier eine Anzahl Schiffe trafen, die schon 14 Tage vergebens dieselbe Gefälligkeit von den Russen erwarteten. Vielleicht lag dieser Verzögerung eine politische Absicht zum Grunde, da die Schiffe gerade gegenüber den Ruinen der geschleiften Festung Isaktscha vor Anker lagen, und die Schiffer und Passagiere auf diese Weise Gelegenheit hatten, in Muße die Macht zu bewundern, die diese alten morschen Mauern über den Haufen zu werfen im Stande war.

Unsere zweite Station war Tuldscha, ebenfalls ehemals eine türkische Festung, von der nun kein Stein mehr auf dem andern ist. Wir trafen hier mehrere Schiffe, welche bulgarische Emigranten an Bord hatten. Ganze Familien, ja ganze Gemeinden verließen ihren vaterländischen Boden, um sich in der Moldau und der Walachei, so wie in den Wüstenelen von Südrußland anzusiedeln. Bei Tuldscha nehmen die Anhöhen des bulgarischen Ufers ihr Ende. Wir folgten dem Hauptstrome der Donau, den die Schiffer Sulnie-Arm benennen, und hatten nun bald zur Linken wie zur Rechten nichts als unabsehbare Sümpfe. Der Fall der Donau wird immer unmerklicher, sie windet sich in vielfachen Krümmungen durch die mit hohem Schilf bewachsenen Ufer, und wird an einigen Stellen so schmal, daß zwei sich begegnende Schiffe kaum mit Sicherheit einander ausweichen können. Eine Unzahl Möven, wilder Enten, Gänse und Pelikane belebte diese unzugänglichen Flächen.

Zwei Tage mußten wir zwischen diesen unermeßlichen Sümpfen zubringen, da wir wegen des langsamen Laufes der Donau, und in gänzlicher Ermanglung eines günstigen Windes, nur sehr kurze Tagereisen machen konnten. Gewährte der Tag uns in diesen Umgebungen keine Annehmlichkeit, so ward die Nacht uns völlig unerträglich. Ein Heer von Schnaken erfüllte die Kajüte, wohin sie von dem Schein der Lampe, die bei den Heiligenbildern unserer Griechen brannte, gelockt wurden. Hände, Füße und Gesicht bedeckten sich von ihren giftigen Stichen, mit Beulen. Sie jagten uns auf von unserm Lager, und wie von bösen Geistern verfolgt, mußten wir in mitternächtlicher Stunde auf das Verdeck flüchten, wo tiefe Dunkelheit herrschte, und unsre grimmigen Feinde weniger zu fürchten waren; doch störte uns wieder das seltsame Geschrei der Pelikane alle Augenblicke aus dem Schlafe.

Am sechsten Tage, nachdem wir Galatz verlassen hatten, erreichten wir endlich die Mündung der Donau bei Sulinie. Ein einsamer Leuchtthurm ragt an der Spitze des hochbeschilften Ufers empor. Die Donau ist hier so seicht, daß man allenthalben den Grund erblickt, und schwerbeladene Schiffe selten diese Einfahrt passiren können. Wir warfen innerhalb der Mündung Anker, um einen günstigen Wind abzuwarten, mit dem wir die Höhe der See gewinnen konnten.

Mit welchen Empfindungen begrüßte ich die dunkeln Wogen des Pontus, an dessen Nacken zwei Welttheile sich umschlingen, von dessen nachbarlichen Küsten uns Dichter und Geschichtschreiber so wundersame Sagen melden. Dort liegt Kolchis, sagte ich mir, das Ziel des abenteuerlichen Zugs der Argonauten. Dorthin, weiter gegen Norden, versetzte die lebhafte Einbildungskraft der Griechen das glückliche Land der Hyperboräer. Hier von den Mündungen der Donau bis hinauf zur Mündung des Dniepers, dem „Borysthenes," bezeichnet die Geschichte den Sitz der alten Scythen und Sarmaten. Dorthin liegt Trapezunt, dort Sinope und die glückliche Küste von Asien. Die Schatten der entschwundenen Jahrhunderte schienen aus dem dunkeln Schoße des Meeres aufzutauchen, und führten die Gedanken weithin nach entlegenen Gestaden.

Die Slavonier in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Einige zufällige Begegnungen auf andern Punkten der Küste von Italien ausgenommen, sah ich mehrere Jahre nichts mehr von meinen Slavoniern; erst im Jahre 1823, als ich mich zu Manfredonia nach der kleinen Stadt Peschici einschiffte, kamen sie mir wieder zu Gesicht, aber unter freundlicheren Gestalten als zu Brindisi. Es war Abend geworden, als wir unser Boot bestiegen; von den alten Kirchenglocken von Manfredonia erklang das Ave Maria und die Mannschaften der sonderbaren slavonischen Fahrzeuge, die gerade im kleinen Hafen ankamen, sangen ihr Abendgebet zur heiligen Jungfrau mit großer Andacht und ziemlicher Harmonie. Dann begegnete ich ihnen wieder, aber in Gegenden wo der Halbmond über das Kreuz herrscht. Es war zu Smyrna und abermals vier Jahre waren in der Zwischenzeit verstrichen. Hier war eine gute Anzahl der Helden der Boche di Cattaro, die meist als Bootsleute ihren Unterhalt verdienten; Alle nicht minder händelsüchtig und rachgierig, als ihre Brüder weiter unten am mittelländischen und adriatischen Meere. Sie haßten die Griechen, und die Griechen sie, wie man sich nur recht von Herzen hassen kann. Nach der Schlacht bei Navarin, als der Himmel sich bedeutend über dem türkischen Reiche zu verdüstern anfing, hatte der Pascha von Smyrna einer bedeutenden Menge dieser Slavonier das Land zu räumen befohlen; und ich erinnere mich eines sehr hitzigen Auftrittes, der zwischen einer Partie Bocchesen, die dieses Loos traf, und einer Anzahl Griechen vorfiel. Die Slavonier verwünschten die Griechen als die Urheber alles ihres Unglückes; die Griechen hätten ihnen das Brod aus dem Munde gestohlen; denn wären die Griechen nicht gewesen, so wäre die Schlacht von Navarin nicht vorgefallen, und wäre die Schlacht von Navarin nicht vorgefallen, so würde es dem Pascha nie eingefallen seyn, die ehrlichen Slavonier fortzujagen. Die Griechen von Smyrna sind eigentlich umgängliche Leute und nicht sogleich mit dem Messer oder Stilett bei der Hand; aber die meisten Palikaren von den Inseln sind es, und da einige von den Insulanern hinzukamen; so gab es Aussicht auf ein ordentliches Handgemeng, als auf einmal Hadschi Bei, *) das Haupt der türkischen Polizei auf seinem Maulthier und dem mit Zindel überdeckten Sattel daher getrottet kam, auf seinen Fersen mit einem Gefolge von einigen hundert grimmig blickenden Zebeks, worauf er unverzüglich die lärmende Menge auseinander trieb und auf die Christen mit Worten loswetterte, die sich hier nicht wohl wiederholen lassen.

Kaum hätte ich mir gedacht, so viel von den heißblütigen Slavoniern in Konstantinopel zu vernehmen. Ein Freund von mir hatte hier einen alten Gärtner von diesem Volke. Der Anblick des alten Luco, der meistentheils betrunken und außerdem überhaupt ein höchst sonderbar aussehendes Geschöpf war, brachte uns oft auf seine Landsleute zu sprechen und mein Freund erzählte mir von ihnen folgendes:

„Es ist hier herum noch ein guter Theil Slavonier als Gärtner angestellt. Einige von ihnen findet man auch als Diener bei vornehmen Türken, allein in früherer Zeit waren fast alle Gärtner in Konstantinopel Slavonier und ein vornehmer Türke war selten ohne einen vertrauten Bedienten von dieser Abkunft. Hier wie überall waren sie streitsüchtig und gewaltthätig, standen aber wegen ihrer Ehrlichkeit, Anhänglichkeit und Treue zu ihren Herren in großem Ruf; wer sich einmal ihres guten Willens versichert hatte, konnte sich unbedingt auf sie verlassen. Sie waren stets eben so bereit für einen Freund das Leben zu wagen, als einen Feind zu ermorden, beides schien ihnen eine Sache, die nicht der Rede werth. Der größte Theil von ihnen kam von der Bocca di Cattaro her. Ganze Ansiedlungen von ihnen hatten sich in den Dörfern Therapia und Bujukdere niedergelassen, wo sie die Weingärten an den Hügeln, die den Bosporus überschauen, zu bearbeiten pflegten. Manchmal schnitten sie sich unter einander die Kehlen ab, würden Dieß aber weder einem Türken noch sonst Jemand ungerächt haben hingehen lassen. Stets waren sie einmüthig gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Janitscharen, verbunden und selten verging lange Zeit, wo es nicht ein Gefecht zwischen den Slavoniern und Janitscharen und den Asiaten, die in den Schlössern des Bosporus in Besatzung lagen, abgesetzt hätte. Stets zeigten sie dabei großen Muth und ich erinnere mich, — es war zu Sultans Selims Zeiten und vor dem Nizam-Djedid — daß eine an Zahl geringere Schaar slavonischer Winzer die Janitscharen insgesammt aus Therapia verjagte und einen ganzen Tag und eine Nacht sich im Besitz des Dorfes behauptete.

„Als ich noch ein junger Mensch war, hatte mein Vater einen slavonischen Gärtner, der von so aufbrausender Gemüthsart, aber ein so treuer Bursche war, wie nur je Einer lebte. Es war mir damals lieber mit der Flinte im Freien herumzustreifen, als vor

---

*) Unsere Leser werden sich des guten Hadschi Bei noch aus der neuen Briseis zu erinnern wissen. S. Ausland vorigen Jahrgangs S. 1217 u. d. f.

dem Kopirbuche im Komptoir zu Galata zu sitzen, und auch Jovo zog diese Beschäftigung seiner Gärtnerei vor, und da er ein herzhafter Mensch war, auf den sich mein Vater verlassen konnte, so begleitete er mich gewöhnlich, wenn ich einen Ausflug in den Wald von Belgrad oder sonst wohin machte. So befand er sich auch an meiner Seite, als ich eines Abends auf dem Heimwege durch das einsame Thal Guldere, an der Mündung des schwarzen Meeres, kam. Ich stieg einen rauhen steilen Pfad hinan, der zu beiden Seiten mit dichtem Niederholz bewach'en war, als ich in einiger Entfernung von mir plötzlich einen hohen grünen Turban bemerkte, der aus einem Gebüsche mich ins Auge gefaßt zu haben schien. Einen Augenblick darauf pfiff eine Kugel an meinem Ohr vorüber, aber nicht aus, sondern nach dem Gebüsche. Der grüne Turban fiel und verschwand, und nur ein schweres Stöhnen ließ sich von der Stelle her wahrnehmen, wo ich ihn erblickt hatte. Jetzt stürzte Jovo mit gezücktem Messer an mir vorüber und ins Gebüsche. „Er ist geliefert!“ hörte ich ihn dort sagen, und dann schleppte er die Leiche ein wenig seitwärts vom Wege tiefer in's Dickicht. Sobald ich mich von meinem Erstaunen und Schrecken etwas erholt hatte, folgte ich meinem Slavonier und fragte ihn um des Himmels willen, was er gethan habe. „Gethan? sagte er, bei der heiligen Jungfrau, hätte ich nicht gethan, was ich gethan habe, so wärest Du statt des Osmanli ein Mann des Todes gewesen! Sahst Du nicht, wie er mit seiner langen Büchse auf Dich angeschlagen hatte? Ich kam gerade noch zu rechter Zeit, um von dort hinter jenem Baume aus Feuer zu geben. Es galt, ob er zuerst deinen Hut oder ich seinen Turban traf.“

„Nun hatte ich freilich den Türken oder vielmehr seinen grünen Turban im Gebüsche gesehen, was mir auch ein wenig verdächtig vorgekommen war; allein ich weiß nicht zu sagen, ob er mit einer Flinte oder einem Pistol auf mich angeschlagen hatte; wahrscheinlich würde er es gethan haben, oder er schickte sich bereits dazu an. Indeß schien mir Jovo von den Bedenklichkeiten, die ich damals freilich schmerzlicher empfand als jetzt, aber doch noch gelegentlich wieder empfinde, nicht das Mindeste zu ahnen, sondern er stand vor der Leiche des Osmanli und betrachtete sie, oder vielmehr ihre Kleider und Waffen, indem er wohl bei sich berechnen mochte, was sie werth seyen. Der Emir, oder der Sohn von den Töchtern des Propheten — denn nur einem solchen ist der grüne Turban zu tragen erlaubt, — war ein kräftig gebauter Mann und sehr gut angezogen und bewaffnet. Die Kugel meines Slavoniers, die ein wenig unter dem Turban in die Stirne gefahren war, hatte ihn augenblicklich getödtet. Sollten die Feindseligkeiten einmal zwischen uns auf so entschiedene Art eröffnet werden, so war es freilich besser, daß es so geschehen war; denn Jovo hatte keine Pistolen, um dem Paare, das in des Emirs Gürtel stack, Trotz zu bieten, und nur ein kurzes Waidmesser, um sich mit dem Jatagan des Türken zu messen; ich selbst, ein junger Gelbschnabel und noch völliger Neuling in Vorfällen von so blutigem Ernst, hatte einige Augenblicke zuvor noch meine Vogelflinte in die Luft abgeschossen, um Jovo ein Zeichen zu geben, der zurückgeblieben war. Hätte daher der Slavonier weniger scharf gezielt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Türke in kürzerer Zeit, als diese Betrachtungen mir durch den Kopf fuhren, mit Jovo gerade so umgegangen seyn würde, wie dieser mit ihm, d. h. ihn gleichfalls ins Gebüsche geschleppt oder aus mir selbst Würmerspeise gemacht haben würde.“

(Schluß folgt.)

Irisches Wunderwasser gegen die Cholera.

Ein irisches Blatt theilt, ganz schamroth über seine einfältigen Landsleute, folgende wahrhaftige Historie mit: „An einem Donnerstage schlief ein junger Mann in seinem Bette, im Staatszimmer von seines Vaters Lehmhütte, die an einem schönen einsamen Orte, nicht ferne von der romantischen Stadt Gurganboy in der Grafschaft Leitrim, liegt. Plötzlich wurde er durch harmonische Töne aufgeweckt; nachdem er sich gekreuzigt hatte, rieb er sich die Augen, um sich zu vergewissern, ob er auf Erden oder im Himmel sey; da er aber seinen Busenfreund (ein großes Schwein) am Fuße seines Bettes in tiefem Schlafe sah, erkannte er, daß er noch auf Erden lebe, glaubte geträumt zu haben und schlief wieder ein. Er hatte nicht lange geschlafen, als er sich rufen hörte; er richtete sich auf, konnte aber, wie er sagte, kein menschliches Wesen sehen, als sich selbst und das Schwein; so legte er sich abermals nieder und versank bald wieder in Schlaf; nach wenigen Minuten erhielt er einen Streich auf den Kopf, der ihn aus seiner süßen Ruhe weckte; er sprang aus dem Bette und fragte: „Wer hat mich geschlagen?“ Eine unbekannte Stimme antwortete: „Ich war es.“ „Wer seyd Ihr, mit Verlaub?“ sagte Pat (der Spottname der Irländer) „Ich bin der Geist eines Seligen,*) und komme, um euch zu warnen vor der Gefahr der Cholera morbus; stehe auf und thue, wie ich dir sage.“ — „Der Herr beschütze mich vor Unheil, sagte Pat; ich bin nun in einer sonderlichen Lage; stehe ich auf und sehe dem Geist ins Angesicht, so falle ich in Ohnmacht, und stehe ich nicht auf, so werde ich todtgeschlagen.“ sagte er, und kratzte sich abermals am Kopfe. Während der arme Pat also nachdachte, versetzte ihm der Geist abermals einen Streich, und befahl ihm auf einen Berg zu gehen; an einem gewissen Orte werde er einen Stachelginstbusch finden, da solle er graben, und es werde dann eine Quelle hervorspringen, deren Wasser die Cholera und alle andern Krankheiten heilen werde. „Gut, sagte Pat, macht Ihr mich zum Narren, so sollt Ihr nicht leben, um über meine Narrheit zu lachen.“ Wie er Dieß sagte, erhielt er einen Streich, daß er besinnungslos wurde, und als er wieder zu sich kam, lag er neben dem Stachelginstbusche, und ein Spaten ihm zur Seite. „Wahrhaftig, sagte Pat, nun sehe ich, der Herr hat nicht gescherzt.“ und sofort machte er sich ans Werk. Sobald er den Busch ausgegraben hatte, sprang eine liebliche Quelle hervor; Pat stieß den Spaten hinein, um die Tiefe zu erproben; der Spaten verschwand aber. Er rannte nach Hause so schnell als möglich und erzählte die Erscheinung seinen Nachbarn. In kurzer Zeit war der Platz voll von Lahmen, Blinden und Hinkenden, von denen Viele Heilung fanden in dem gesegneten Wasser. Obige Erzählung wird unter den niedern Klassen allgemein geglaubt; Viele von ihnen haben die Quelle besucht, und einiges Wasser mit nach Hause genommen. Eine Frau brachte sogar einen Krug voll in die Stadt Ballyshanon und ins Cholerahospital, wo sie die verschiedenen Zimmer damit besprengte. Man muß es der Geistlichkeit zum Ruhme nachsagen, daß sie ihre Heerden gegen die Thorheit und Sünde eines solchen Glaubens warnte, und die Anstifter, wenn sie entdeckt würden, zu strafen drohte. Die Sache findet aber im Lande umher immer mehr Glauben.“

*) Im Irischen heißt es: I am the ghost of a blessed spirit, was sich nicht übersetzen läßt.

Vermischte Nachrichten.

Daß botanische Kenntnisse in einem Schiffbruche von Nutzen seyn können, ist wohl ein unglaublicher Fall, und doch ist ein solcher vor einigen Jahren vorgekommen. Der Seefenchel (Chrithmum maritimum) wächst nur am Meeresufer, aber auch nur an Orten, die nicht vom Seewasser erreicht oder wenigstens nicht davon überschwemmt werden. Die Kenntniß dieser Natur des Seefenchels war einigen Menschen in einer Lage, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen, trostreicher, als irgend etwas in der Welt. Während eines furchtbaren Sturmes in einer Novembernacht des Jahres 1821 wurde ein Schiff im Kanal nahe bei Beachey

Heab ans Ufer getrieben und die ganze Schiffsmannschaft von den Wogen über Bord geschwemmt und verschlungen; nur vier entkamen, aber nur, wie sie glaubten, um noch länger die Todesangst ausstehen zu müssen, indem sie auf eine Klippe geworfen wurden, wo sie bald bemerken konnten, daß die Wogen mit reißender Schnelligkeit heranwuchsen und ihnen folgten. Es blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß, sobald die Fluth ihren höchsten Stand erreichte, die niedere Klippe ganz unter Wasser gesetzt werden würde. Die Wuth des Sturmes ließ sie nicht hoffen, daß ihr Hülfsgeschrei am Ufer gehört werden würde, und so hatten sie sich bis auf den höchsten Punkt geflüchtet, wo bereits der Wogenschaum über ihre Häupter hinwegsprizte. In dieser äussersten Noth ergriff einer der verzweifelten Unglücklichen ein Gewächs, um sich besser am Felsen festzuhalten. So naß es war, so erkannte er doch bei dem flüchtigen Schein der Blize, daß es kein Meergras war, sondern Seefenchel, der in diesem Augenblicke ihm wie der Oelzweig eines Himmelsboten erschien; denn da er die Natur des Crithmum kannte, so schöpfte er neuen Muth und munterte seine Gefährten auf, und so hielten sie die ganze fürchterliche Nacht hindurch auf der erreichten Stelle aus, bis sie am Morgen von den höher gelegenen Klippen aus bemerkt und gerettet wurden.

•

Die religiösen Gesellschaften in England, die durch freiwillige Beiträge unterhalten werden, haben mit dem Ende Mai's 1832 folgende Einnahmen des vergangenen Jahres nachgewiesen:

Die britische und auswärtige Bibelgesellschaft	81,700 Pf.
Die wesleyanische Methodisten-Missionsgesellschaft	48,200 —
Die englische Kirchen-Missionsgesellschaft	48,700 —
Die londoner Missionsgesellschaft	34,500 —
Die londoner hibernische Missionsgesellschaft	9,800 —
Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden	11,000 —
Britische und auswärtige Matrosen- und Soldatenfreunde-Gesellschaft	5,000 —
Religiöse Traktatengesellschaft	3,300 —
Irländische evangelische Gesellschaft	3,000 —
Irländische Missionsgesellschaft	4,000 —
Seewesen- und Soldaten-Bibelgesellschaft	2,700 —
Gebetbücher- und Homilien-Gesellschaft	2,700 —
Britische und auswärtige Schulgesellschaft	2,500 —
Kontinentalgesellschaft	1,300 —
Londoner Hafengesellschaft	700 —
Christliche Unterrichtsgesellschaft	600 —
Kirchliche wissenschaftliche Gesellschaft	440 —
Sonntagsschulengesellschaft	340 —
Londoner Reisengesellschaft	390 —
Gesellschaft für Feier des Sonntags	240 —

Die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in auswärtigen Ländern, die Gesellschaft zur Beförderung religiöser Kenntnisse unter den Armen, die Baptisten-Missionsgesellschaft und mehrere andere kleinere Societäten, die nicht im Mai ihre Jahresrechnungen zu stellen pflegen, sind hiebei nicht mit eingerechnet. Mit Inbegriff derselben kann man die Brutto-Einnahme dieser Gesellschaften aus freiwilligen Beiträgen auf 300,000 Pf. St. jährlich anschlagen.

•

Die Brigg „Charles," Kapitän Devereaux aus Boston, brachte kürzlich eine große Seltenheit nach Newyork. Dieß ist ein Amphibium männlichen Geschlechts von der Größe einer jungen Kuh, und scheint eine Mischung von Elephant, Schwein und Esel. Es wurde an einem der großen Ströme, ungefähr 1000 (englische) Meilen nordwestlich von Buenos-Ayres, von einigen Einwohnern des Landes gefangen. Als es den Fluß verlassen hatte und eine Strecke landeinwärts gegangen war, theilten sich 20 Mann zu Pferd in vier Abtheilungen, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Eine Abtheilung stieß darauf und fing es mit dem Laso. Das Thier ist sehr rasch und kraftvoll, aber ganz gelehrig.

•

In welchem Umfange der Handel mit den Sandwichinseln zunimmt, geht daraus hervor, daß im Jahre 1830 in dem Hafen von Honoruru, auf der Insel Oahu, 150 Schiffe mit 40,128 Tonnen Last, einliefen; hierunter befanden sich 17 aus London, englische überhaupt 23, amerikanische 85, einheimische 17, französische 1, spanische 1; 74 waren mit Wallfischfang beschäftigt, und 2 kamen von Colombia-River. Die Produkte der Insel, die in den Handel kommen, sind Zucker, Rhum, Melasse, Tabak, Ingwer, Kurkuma, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Schildkrötenschalen, Sandelholz, Kokosnußöl, Seeotterfelle, Marder- und Biber-, Seehund- und andere Felle, Kakao (der zehn Jahre bis zur Fruchtbarkeit braucht), Chokolade, Mais, Reiß, Pfeffer, Thran, Wallrath, See-Elephantensen, Rindfleisch, Schweine, Vegetabilien, Früchte u. s. w.

•

Im Hospital della Vita zu Bologna hatte man jüngst Gelegenheit einen sehr merkwürdigen Fall von thierischem Magnetismus zu beobachten. Es befindet sich nämlich in dieser Anstalt ein Kranker, der alle drei Tage, genau um elf Uhr Vormittags von so furchtbaren Krämpfen befallen wird, daß er alle Besinnung und den Gebrauch des Gesichts, des Gehöres, und des Geruches völlig verliert; seine beiden Hände schliessen sich so fest, daß es unmöglich ist, sie zu öffnen. Indeß bemerkte der Doktor Ciri, in dessen Behandlung der Kranke war, nach langen und sorgfältigen Beobachtungen, daß eine Stelle in der Magengegend, zwei Finger breit über dem Nabel, während jener Krämpfe, alle Funktionen der Sinne verrichtet. Wenn man zu dem Kranken spricht, und dabei den Daumen auf die bezeichnete Stelle setzt, so antwortet er, und öffnet die Hände, wenn man es ihm heißt. Legt man einen Gegenstand auf das Epigastrum, so beschreibt der Kranke seine Form, seine Farbe, seinen Geruch u. s. w. Während man den Daumen ansetzt, lassen die Krämpfe nach, bringt man ihn jedoch an die Herzgegend, so vermehrt sich ihre Heftigkeit und dauert so lange fort, als der Finger an dieser Stelle verweilt. Eben so hört es der Kranke, wenn man eine Flöte spielt und ihm der Daumen auf den Magen gehalten wird; zieht man denselben zurück, und setzt ihn nachher wieder auf, so fragt der Kranke, warum man inzwischen zu spielen aufgehört habe.

•

Unlängst wurde vor dem Assisenhofe der Seine ein gewisser Baron Salgé zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt, dessen Geschichte einen neuen Beleg gibt, an welche Leute unter der Restauration Besoldungen verschwendet wurden. Der gerichtlich erhobene Leumund dieses Menschen war höchst verdächtigend und stellte ihn als einen sogenannten Chevalier d'industrie heraus. Im Jahre 1811 war er, während der französischen Occupation als Douaneneinnehmer in Catalonien angestellt, wurde aber wegen Unterschleife vor ein Kriegsgericht gestellt. Im Jahre 1816 abermals wegen Gaunerstreiche im Konskriptionswesen vor Gericht gezogen, hatte ihn endlich die Regierung auf die Fonds der Polizei eine Besoldung von 1800 Fr. angewiesen, mit der Bedingniß, daß er Paris verlassen und seinen Aufenthalt in Pamier nehmen sollte. Im Jahre 1825 verlangte er von Ludwig XVIII die Summe von 300,000 Fr. als Belohnung für einen Dienst, den er dem königlichen Hause geleistet haben wollte, indem er die Herausgabe einer Denkschrift Dumouriers, die ein Freund des letztern in Händen habe, und worin die königliche Familie sehr kompromittirt seyn sollte, verhindert hatte. Auch unter Karl X machte er diese Forderung geltend, indem er behauptete sie sey ihm von seinem Vorgänger versprochen worden, und mit der Herausgabe der bezeichneten Schrift drohte. Man ertheilte ihm, um ihn zum Schweigen zu bringen, eine Pension von 5010 Fr. Nach der Julinsrevolution wurde ihm diese gestrichen, und nun schrieb er eine Menge Briefe an die Minister und an die königliche Familie, worin er die heftigsten Drohungen gegen den König ausstieß und mit den verzweifeltsten Schritten drohte, wenn ihm seine Pension nicht fortbezahlt würde. Sein Prozeß wies das Gewebe seiner bisherigen Gaunereien nach, und er wurde zu der obenerwähnten Strafe verurtheilt.

•

Herr Cousin hat gegenwärtig den zweiten Theil seines Berichtes an den Minister des Unterrichts und des Kultus, „über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen deutschen Ländern, und namentlich in Preußen" — das Resultat seiner letzten Reise in Deutschland — bekannt gemacht.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 289. 15 Oktober 1832.

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West. *)

Als Benjamin West seinen Künstlerruhm begründet hatte, Präsident der königlichen Maleraktademie in England, und — was in den Augen Vieler noch mehr als alles Dieses galt — der Liebling des Königs geworden war, sah man sich auch nach einem Stammbaum für ihn um, und der Marquis von Buckingham erklärte, daß er unbestreitbar von Lord Delaware, einem der Tapfern Eduards III abstamme. Indeß müssen die Nachkommen desselben friedfertigerer Natur geworden seyn, denn im Jahre 1667 traten sie zur Quäckergemeinde über und wanderten nach Amerika aus, um den Unruhen und Gefahren des Bürgerkrieges zu entgehen. Hier ging John West, der Vater des Künstlers, von dem unglücklichen Loose der Sklaven gerührt, der Brüdergemeinde mit einem edeln Beispiele voran, indem er seinen Negern die Freiheit schenkte, und bald wurde es Grundsatz der Freunde, daß ein Christ kein menschliches Geschöpf zur Sklaverei erniedrigen könne.

Mistreß West, bereits Mutter von neun Kindern, war ihrer Niederkunft mit dem zehnten nahe, als sie eines Tags der Predigt eines gewissen Eduard Peckover unter freiem Himmel beiwohnte. Der Prediger hatte einen Stoff zu seinem Vortrage gewählt, der seinen Zuhörern in jeder Beziehung gefallen mußte: — Die Versunkenheit und der Gräuel der alten Welt, im Gegensatze mit der reinen Gottseligkeit und den blühenden Niederlassungen der neuen; er schilderte mit den stärksten Farben die Verdorbenheit der Sitten und den Atheismus in Frankreich, die schmutzige Gewinnsucht, die den englischen Charakter entehre, und verkündigte zuletzt mit Donnerworten, Tag und Stunde seyen nahe, wo der Zorn des Herrn über die Atheisten und Wucherer hereinbrechen, und das übrige Volk in seinem Schrecken eine Zuflucht in dem glücklichen Amerika suchen würde. Während dieser schrecklichen Predigt fühlte sich Mistreß West von den Wehen einer zu frühzeitigen Geburt ergriffen: sie schrie laut auf, die Weiber eilten herbei, umringten sie, und brachten sie halb todt nach Hause; so sehr hatte sie die gewaltige Predigt angegriffen. Zwölf Tage lag sie gefährlich krank darnieder, bis sie endlich am 10 Oktober 1738 glücklich ihres zehnten und letzten Kindes genas, das den Namen Benjamin erhielt.

Alles Dieß verfehlte nicht, John West auf ganz besondere Gedanken zu bringen; wie denn überhaupt Jedermann dergleichen Begebnisse zu seinen Gunsten auszulegen pflegt; kurz, er bildete sich von diesem Augenblick an ein, daß ihm ein Kind geboren worden, dessen Bestimmung keine gewöhnliche sey. Peckover trug nicht wenig dazu bei, den frommen Quäcker in seinem Glauben zu bestärken, und legte es ihm ans Herz, das Kind, das auf jeden Fall zu einem absonderlichen Rüstzeug des Herrn erkoren sey, in besondere Obhut zu nehmen. Allein so viel man sich auch von einem Kinde versprach, das zwischen einer so salbungsreichen Predigt und einem Propheten zur Welt gekommen, so konnte man an ihm doch vor seinem siebenten Jahre nicht viel Außerordentliches gewahren. Eines Tages war der kleine Benjamin mit einem Fliegenwedel an die Wiege seiner ältern Schwester gestellt worden, während die Mutter im Garten zu schaffen hatte. Das Mädchen lächelte im Schlafe, und Benjamin von der Schönheit des Engel träumenden Kindes ergriffen, nahm ein Papier und entwarf mit rother und schwarzer Dinte das Porträt seiner Nichte. In diesem Augenblicke tritt seine Mutter in die Stube, nimmt ihm das Papier, das er zu verbergen sucht und zeigt es ihrer Tochter mit den Worten: „Ei, sieh' nur, sicherlich hat er das Porträt deiner Susanne malen wollen.“ Hierauf nimmt sie ihn auf ihre Arme, überhäuft ihn mit Liebkosungen, und ruft ihren Mann, der in Erinnerung an Peckover's Prophezeyungen seinerseits erklärt, das Kind sey ein für alle Mal zu etwas Außerordentlichem bestimmt. Wenn der ehrliche John West dabei an den zukünftigen Künstler dachte, so war die Sache freilich ins weite Feld gestellt; denn unter den ersten Ansiedlern Pensylvaniens gab es weder Gemälde, noch Kupferstiche, noch Zeichnungslehrer.

Indeß war Benjamin West unter Verhältnissen geboren, die der Entwicklung seines Kunsttriebes förderlich seyn mußten. Die gute Quäckergemeinde besaß jene Sitteneinfalt und heitere Verträglichkeit, die Künstlern so sehr zusagt, während um sie her aus allen Nationen Europa's Ansiedler sich niedergelassen hatten, so zahlreich und mannichfaltig als die Stämme des Urwaldes. Hier war der heitere Franzose, der bedächtige Holländer, der kernkräftige Englän-

*) Aus Allan Cuningham's historischen Erläuterungen zu Mayor's Cabinet National Gallery of Pictures, selected from the splendid Collections of Art, which adorn Great Britain — eine Sammlung der vorzüglichsten Gemälde in den englischen Galerien, in Stahlstichen und in monatlichen Heften herausgegeben, von dem das erste am 1sten September erschienen ist.

der, der fleißige Schotte, jeder mit den eigenthümlichen Zügen seiner Heimath und seiner eigenthümlichen Sprache. Daneben bot auch die Wildniß mit ihren malerischen Stämmen ein natürliches Studium der nackten Menschengestalt, und West begriff frühzeitig einige dieser Vortheile. Er war erst acht Jahre alt, als eine Schaar herumstreifender Indianer nach Springfield kam, wo die Familie West ansässig war, und vor Entzücken sich nicht zu fassen wußte, über die rohen Skizzen, die das Kind von Vögeln, Früchten und Blumen entworfen hatte, denn die Wilden Amerika's haben für dergleichen Zeichnungen selbst eine besondere Vorliebe und Anlage und verstehen sich meisterhaft darauf, die Natur hierin nachzubilden. Die Indianer zeigten dem Kinde ihre eigenen Malereien, und lehrten es die rothe und blaue Farbe bereiten, mit der sie ihre Waffen bemalen. Allein sie wollten ein so hochbegabtes Kind nicht verlassen, ohne ihm auch in der Kunst, mit dem Bogen zu schießen, Unterricht zu geben, und er gelangte darin zu einer solchen Geschicklichkeit, daß er Vögel im Flug erlegte. Es wäre wohl kein unebener Stoff zu einem Gemälde, den zukünftigen Präsidenten der Akademie darzustellen, wie er von einem Tscherokisen-Stamm in der Kunst zu malen und mit dem Bogen zu schießen, unterrichtet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slavonier in Konstantinopel.

(Schluß.)

„Es war das erste Mal, daß ich Zeuge wurde von der Vernichtung eines Menschenlebens, und ich gestehe, ich war froh, als ich den blassen, stier blickenden Leichnam in dem Dickicht verschwinden sah. Gern wäre ich, so schnell mich meine Füße tragen konnten, davon gerannt; allein Jovo hatte noch allerlei zu verrichten; zuerst besah er rings umher die Gegend recht aufmerksam, schnitt dann mit dem Messer ein Stück Rinde aus dem Stamm eines am Wege stehenden kleinen Baumes und häufte näher der Stelle, wo der getödtete Türke lag, einige Steine auf. Zuletzt überspähte er sorgfältig das Thal hin und her und die umliegenden Hügel, und da er sah, daß alles geheuer war und Niemand uns bemerkt haben konnte, denn das Dunkel des Abends war indeß völlig hereingebrochen, sagte er ganz gelassen, es sey Zeit nach Hause zu gehen und schritt so mir voran. Von Schrecken gepeitscht lief ich was ich konnte, um von der furchtbaren Stelle wegzukommen, so daß mir Jovo nur keuchend folgen konnte, indem er mir ein um das andere Mal zurief, ich möchte doch gehen, wie ein vernünftiger Mensch. Endlich erreichten wir die Hügel, die das Dorf Therapia überschauen, wo wir damals wohnten. Man kann es sich denken, daß ich diese Nacht weder etwas aß, noch schlafen konnte. Auf meinen Slavonier schien indeß die Sache wenig Eindruck gemacht zu haben; er gab mir nur nebenbei einen vertraulichen Wink, von der Sache, wenigstens vor der Hand, nichts verlauten zu lassen und ging dann nach seiner Wohnung in meines Vaters Garten. Am nächsten Morgen fand ich ihn, ein slavonisches Lied singend, unter seinen Krautköpfen, indem er an den blutigen Abend von gestern so wenig zu denken schien, als hätte er einem Rehbock das Lebenslicht ausgeblasen. Es drängte mich, ihn zu fragen, ob man nicht etwa in Bujukdere oder sonst in einer der umliegenden Ortschaften einen Osmanli vermisse, und ob es nicht Lärm gegeben habe. Allein die Worte stockten mir in der Kehle und ich konnte der schrecklichen Geschichte mit keiner Sylbe erwähnen, bis Jovo einen großen schweren Krautkopf, von dunkelgrüner Farbe aufhob, ihn auf Armeslänge vor sich hin hielt und mit leiser Stimme und einem eigenen vergnügten Grinsen auf dem Gesichte, zu mir sagte: „Hat er nicht alle Aehnlichkeit mit dem Grünkopf, den wir gestern niedergestreckten? He? —" Dann zog er mit der andern Hand sein Gartenmesser, setzte es an den Krautkopf und indem er ihn von der Dorsche abschnitt, daß er am Boden hinrollte, verzog sich sein Gesicht zu demselben Grinsen, das ich an ihm bemerkte, als er das Loch besah, das seine Kugel in den Schädel des Emirs geschlagen hatte. Ich ging schaudernd hinweg. Einen oder zwei Tage später fand ich ihn abermals im Garten. Dießmal kam er freudig auf mich zu und sagte: „Komm' und sieh! Der Vogel war des Schusses werth! Der Bock hatte seine üble Decke — Komm' und sieh'!" Mit diesen Worten führte er mich nach seiner Wohnung, wo er unter einer Menge alter Kleider, Teppiche und Gärtnergeräthschaften einen sehr guten Angorashawl, einen grünen Turbanshawl, ein Paar gute gelbe Papuschen, eine alte englische Uhr in einem Schagringehäuse, einen albanischen Tophaik und eine Damaszenerklinge, ein Paar Pistolen, letztere waren, wie ich nun bemerken konnte, schön mit Silber ausgelegt, nebst andern Sachen, die dem getödteten Osmanli gehörten, hervorwühlte. „Das sind ein Paar prächtige Pistolen, sagte ich — denn damals wußte ich den Werth von Flinten und Pistolen wenigstens vortrefflich zu schätzen — aber fürchtest Du nicht, daß man diese Dinge bei Dir finden könnte? Wird kein Türke in der Nachbarschaft vermißt?" — „Ich bin kein solcher Gannadit, *) erwiderte der Slavonier mit einem abermaligen rohen Grinsen. Denn wartete ich nicht bis gestern tief in die Nacht, ehe ich hinaufging, den Hund auszuhäuten, nur um zu sehen, ob es nicht hierherum Lärm gebe? Aber weder im Dorfe Belgrad, noch Bujukdere, oder sonst einem Dorfe in der Umgegend wird einer von ihren Dickköpfen vermißt; der Ungläubige war nicht aus dieser Gegend, darauf kannst Du Dich verlassen. Allein sicherlich werde ich diese Shawls nicht so bald verkaufen, oder seine Waffen tragen; inzwischen will ich mich an diese Baarschaft halten." Mit diesen Worten zog er eine schmale lange Börse hervor, die er in des Osmanli Gürtel gefunden hatte und die in Rupien und Paras vielleicht zehn Schilling enthalten mochte.

„Es war unter den Slavoniern in Konstantinopel ein alt herkömmlicher Gebrauch, sich einen Capo oder Vorsteher zu wählen, gerade wie die neapolitanischen Lazzaroni es zu thun pflegten, bevor die Franzosen ihren Privilegien ein Ende machten. Der Mann ihrer Wahl war meist der stärkste, kühnste und erfahrenste unter seinen Landsleuten; und da er großes Ansehen und mancherlei Vortheile verschiedener Art genoß, so bewarb man sich um seine Stelle mit eben so viel Scheelsucht und Eifer, als hätte es eine Krone gegolten. Indeß war es ein Kraftstück, was die Wahl der Slavonier bestimmte. Die Bewerber versammelten sich gewöhnlich

*) Türkisch, so viel als Tölpel.

auf einem freien Platze in Therapia, wo jetzt ein Engländer einen Garten angelegt hat, damals aber die dort ansässigen Slavonier häufig sich herumtrieben. Am Tage der Wahl nun liefen sie nach einem Baum, an dem sie vom Boden aus hinaufsprangen und einen Zweig zu erhaschen suchten. Wer den höchsten Zweig erreichte und sich am längsten und festesten daran zu halten vermochte, wurde im Triumph davon getragen und zum Capo ausgerufen. Bei einer dieser Wahlen fiel mein Jovo durch und zu seinem noch größeren Verdrusse hatte ein alter Feind von ihm den höchsten Zweig erreicht, worüber auch eine große Anzahl der andern Slavonier, die ihn nicht gern als Oberhaupt gesehen hätten, mißvergnügt war. Jovo, der auf ihren Beistand zählen konnte, gab der Sache kurz weg einen andern Ausschlag. Während der große stämmige Gesell mit dem Arm am Baume hing, schlich sich Jovo hinzu und stieß ihm das Messer in die bloßgegebene Seite. Der glückliche Sieger fiel augenblicklich todt zu seinen Füßen. Nun war freilich ein tüchtiges Handgemenge zu erwarten; allein Jovo's Partei war bei Weitem die stärkere und der Getödtete war wirklich nicht sehr beliebt. So blieb also die Sache ungeahndet. Nur schnitt ein Freund des Ermordeten ihm einen Hemdärmel ab, tauchte denselben ins Blut und ging seines Weges. Die übrigen Slavonier schritten ruhig zu einem neuen Wahlversuch und da der zweite Sieger mehr beliebt war als der erste und von Jovo minder gehaßt, so wurde seinem Triumphe nichts in den Weg gelegt und er blieb Capo.

„Oft sagte man sich zwar, Jovo würde mit seinem Blute für die That büßen müssen; allein Monate und Jahre vergingen, und Niemand erschien, um von ihm Rechenschaft zu fordern. Wahrscheinlich dachte er eben so wenig mehr an den ermordeten Slavonier, als an den erschossenen Türken, denn zehn Jahre waren darüber hingegangen, als eines Abends eine Gesellschaft Slavonier in einen Weinkeller am Hafen von Therapia zu einem Sausgelage sich versammelte. Als Jovo eintrat, trank man ihm in einer Sorte Brindisi seine Gesundheit zu. Jovo war damals schon über die erste Hälfte des Lebens hinaus und pflegte deßhalb unter den ernsteren und angeseheneren ältern Männern der slavonischen Ansiedler seinen Platz zu nehmen. An diesem Abende jedoch drängte sich ein junger Mensch immer an Jova's Seite, und unter die alten Slavonier ein, die schon über diese Keckheit ungehalten zu werden anfingen, als Einer von ihnen aufstand, um frischen Wein zu holen, so daß der junge Fremde dicht an Jovo's Seite kam, der ihn verwundert über seine Zudringlichkeit anstarrte und ihn schon darüber zur Rede setzen wollte. Ein Messerstich, nicht so kräftig geführt, als der unter dem Baume, aber völlig so wirksam, erstickte das Wort auf Jovo's Zunge, der aufsprang, aber taumelte und todt auf das Estrich des Weinkellers hinstürzte. Wir hatten einen treuen Diener verloren. Die ganze Sache schien den übrigen Slavoniern ganz einfach und natürlich. Der Mann, der den Hemdärmel in das Blut seines erschlagenen Freundes getaucht hatte, war in seine Heimath zurückgekehrt und hatte dem Weibe des Ermordeten das Denkzeichen der Rache überbracht. Sie hatte damals einen einzigen noch kleinen Sohn; aber der mit seines Vaters Blut gefärbte Hemdärmel wurde sorgfältig aufbewahrt und täglich dem Knaben gezeigt, bis sein Arm stark genug sich fühlte, den Tod seines Vaters zu rächen. Dann verließ er die Bocche di Cattaro, machte sich von dem Segen seiner Mutter und seiner Verwandtschaft begleitet, nach Konstantinopel auf den Weg und nahm hier auf die eben erzählte Weise an Jovo Rache.“

Die Docks in London.

Die Engländer verstehen unter Docks große Wasserbehälter, deren Einrichtung so beschaffen ist, daß Schiffe in dieselben einlaufen und bequem aus- und eingeladen werden können. Sie stehen durch Schleusen oder kleine Kanäle mit dem Meere oder den Flüssen in Verbindung, und an ihren Quais sind den Bedürfnissen des Handels entsprechende Gebäude errichtet, in denen die Waaren gelagert werden. Diese gut geschlossenen und bewachten Häfen dienen als Niederlagen, und erleichtern zugleich den Douanen die Erhebung der Zollgebühren. London ist der erste Hafen der Welt; 2700 Schiffe sind in den Marine-Registern aufgeführt, und der Tonnengehalt dieser ungeheuren Flotte beläuft sich auf ungefähr 575.000 Tonnen. Der Zoll der hier erhoben wird, übersteigt jährlich die Summe von 250 Millionen Franken und beträgt folglich mehr als die Hälfte aller jährlich in ganz Großbritannien eingehenden Zölle. Aus diesen Angaben läßt sich abnehmen, wie vortheilhaft für den Seehandel von London diese Docks sind, in denen Schiffe von jedem Tonnengehalt bis an den Quai vor Anker gehen, und ihre Ladungen nicht nur wenige Schritte von den Magazinen, sondern auch, wie in den Docks von St. Katharine, sogar unmittelbar in gut gelegenen und geschützten Niederlagen löschen können. Erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, im Februar des Jahres 1800, begann die Erbauung der ersten Docks in dem Hafen von London, mit Errichtung der Westindia-Docks, die im August des Jahres 1802 dem Handel zum Theil geöffnet wurden. Sie liegen zwischen den beiden Vorsprüngen, welche durch die Krümmungen der Themse zu Blackwell auf der einen, und zu Limehouse auf der andern Seite gebildet werden, so daß die Schiffe, welche die Themse herauskommen, östlich durch das Bassin von Blackwell in diese Docks ein-, und westlich durch das Bassin von Limehouse wieder auslaufen, wodurch sie einen Umweg von mehr als einer Meile ersparen.

Zu gleichem Zweck bestand früher ein mit den Docks parallel laufender Kanal, der sie fast berührte; da er aber nur von geringem Nutzen war, so ließ ihn die westindische Kompagnie mit den Docks verbinden, und eine andere aus ihm bilden, die den Namen „südliche Docke“ führt, und jetzt für den Holzhandel benützt wird. Die westindischen Docks bestehen aus zwei Bassins, das eine, mit einem Wasserspiegel von zehn Hektaren, *) ist zu Aufnahme von Schiffen, die befrachtet werden, und das andere mit einem Wasserspiegel von zwölf Hektaren, ist zu Aufnahme solcher Schiffe bestimmt, die ihre Ladungen löschen. Die südliche Docke dagegen nimmt sowohl ein- als ausladende Schiffe auf; ihre Länge beträgt 1.075, und ihre Breite 14 Metres. **) Der höchste Wasserstand in diesen Docks steigt bis auf 75 Decimetres, und sie können bequem 600 Schiffe von 250 bis 500 Tonnen fassen. Die Docks der Einfuhr und Ausfuhr liegen parallel, und sind durch eine Reihe Magazine von einander getrennt, in denen vorzugsweise, Rhum, Branntwein und andere geistige Getränke abgelagert werden. Die kleinsten Magazine und die Schupfen liegen an den Quais der südlichen und der Docks für die Ausfuhr, und in ihnen befinden sich die zur Verladung bestimmten Waaren; die zu Aufnahme der eingeführten Artikel eingerichteten Niederlagen dagegen stehen auf der nördlichen Seite und an jedem Ende der Einfuhrdocks. Sämmtliche Magazine sind gut gebaut, und groß genug, um Kaffee und andere Artikel ungerechnet, 180.000 Fässer Zucker aufnehmen zu können. An den Quais, und in den zu diesen Docks gehörigen Magazinen und Schupfen, befanden sich zu gleicher Zeit aufgespeichert: 148.556 Fässer Zucker, 70.875 Fässer und 433.648 Säcke Kaffee, 35.158 Pipen Rhum und Madeirawein, 14.021 Stücke Mahagoniholz, 21.550 Tonnen Farbhölzer u. s. w. Der ganze Flächeninhalt, den die westindischen Docks sammt der südlichen und den dazu gehörigen Magazinen u. s. w. einnehmen, beläuft sich auf ungefähr 120 Hektaren. Gegen Feuersgefahr und Entwendungen sind die besten Vorkehrungen getroffen. Diese große,

---

*) Die Hektare zu 107,830 englischen Quadratfuß oder 40,40 Acres, beinahe 200 Quadratruthen, gerechnet.

**) Das Metres zu 30,49 engl. Fuß.

und herrliche Anstalt, die größte dieser Art die London besitzt, ward auf Subskription errichtet, und gehört jetzt ganz der Kompagnie der westindischen Docks, einer Korporation, die von einundzwanzig Direktoren verwaltet wird; ihr Kapital beläuft sich auf 1.380.000 Pf. Sterling. Diese Docks waren für die ersten Aktionärs eine der glücklichsten und einträglichsten Unternehmungen. Zwanzig Jahre lang waren alle westindischen Handelsschiffe, welche die Themse heraufkamen, verbunden, da einzulaufen. Die Dividende der Kompagnie war auf 10 Prct. festgesetzt, und nachdem diese rein bezahlt war, fand sich im Jahre 1819, daß der Ueberschuß bis zu einer Summe von 400.000 Pf. St. angewachsen war; allein da gerade damals auf Betrieb des Unterhauses der Zoll für den auswärtigen Handel herabgesetzt ward, so mußte der größte Theil des aufgesparten Gewinnes zur fernern Bezahlung der Dividende verwendet werden. Da die Kompagnie in neuerer Zeit, durch die Konkurrenz anderer Kompagnien, genöthigt war, ihren Tarif abermals herabzusetzen, so haben sich ihre Einkünfte vermindert, und die Dividende ist auf 6 Prct. herabgesunken. Der am nächsten gelegene Zugang zu diesen Docks ist drei Meilen, und der entgegengesetzte drei und eine halbe Meile von der Börse entfernt. Diese Entfernung vermehrt die Unkosten an Fuhrlohn und führt für die Kaufleute und andere Personen, die sich dieser Docks bedienen, mancherlei Unbequemlichkeiten herbei. Auf der andern Seite dagegen vermeiden die Schiffe, welche in die westindischen Docks einlaufen, die beschwerliche, wo nicht gefährliche Fahrt nach den Docks von St. Katharine oder den Docks von London (London doks). Diese letztern wurden im Jahre 1805 eröffnet; und liegen einige hundert Schritte vom Towr. Sie sind besonders zu Aufnahme von Ladungen von Weinen, Branntwein, Tabak und Reiß eingerichtet; das westliche Bassin nimmt einen Raum von acht; und das neue, oder östliche, von etwa 2½ Hektaren ein, die Docke für den Tabak liegt zwischen beiden, umfaßt einen Flächenraum von 40 Aren oder neuen französischen Quadratruthen, und ist ausschließlich für die mit Tabak beladenen Schiffe bestimmt. Der Raum, den diese sämmtlichen Docks einnehmen, beträgt 50 Hektaren. Die Magazine sind schön und geräumig; die große Niederlage für den Tabak ist das schönste, größte und besteingerichtete Gebäude dieser Art, in der Welt; es kann 24.000 Fässer Tabak fassen, und nimmt einen Raum von zwei Hektaren ein. An der andern Seite des Bassins steht noch ein, ebenfalls sehr schönes, Tabaksmagazin, und in den Kellern unter den Niederlagen können 65.000 Pipen Wein oder Branntwein gelagert werden. Alle für die Themse bestimmten, und mit Wein, Branntwein, Tabak und Reiß befrachteten Schiffe, die ost- und westindischen ausgenommen, waren 21 Jahre hindurch verbunden, hier auszuladen. Dieses Monopol erlosch im Januar des Jahres 1826, und gegenwärtig ist die Wahl der Docks dem eigenen Willen der Schiffsrheders freigestellt. Durch die Erbauung des östlichen Bassins, das eine, ¾ Meilen unterhalb der alten gelegene, Einfahrt in die Themse öffnet, haben diese Docks eine bedeutende Verbesserung gewonnen. Das Kapital der Gesellschaft beläuft sich auf 3.238.310 Pf. St.; ein großer Theil dieser Summe und der gemachten Anleihe von 700.000 Pf. St. ward zum Ankauf von 1300 Häusern verwendet, die auf dem Raum standen, den jetzt die Docks einnehmen. Die gegenwärtige Dividende beträgt 5 Prct. und eine Aktie von 100 Pf. St. gilt ungefähr 60 Pf. St. Diese Gesellschaft wird durch 25 Direktoren repräsentirt, unter denen sich auch der Lordmayor als Aufseher der Themse, befindet.

Die ostindischen, in Blackwell gelegenen Docks (East India docks) sind vorzugsweise zu Aufnahme der im Dienst der ostindischen Kompagnie stehenden Schiffe bestimmt. Sie haben zwei Bassins, das eine für die aus-, das andere für die einladenden Schiffe. Das erstere hat einen Wasserspiegel von 7¼ und das zweite von 5¾ Hektaren Flächeninhalt. Das Einfahrtsbassin, durch welches die Docks mit dem Flusse verbunden sind, enthält ungefähr eine Hektare Flächenraum. Die Länge der Einlaßschleuse beträgt 65 und die Breite der Thore 14 Metres 5 Decimeters. Schiffe von großem Tonnengehalt läßt man nicht eher in die ostindischen Docks einlaufen, als bis die Höhe des Wasserstandes wenigstens sieben Metres ist; der größte Theil der hier ausgeladenen Waaren wird ohne Zeitverlust in die Niederlagen der City abgeführt, weil die zu diesen Docks gehörigen Magazine verhältnißmäßig nur wenig geräumig sind. Die ostindischen Docks liegen am weitesten von der Stadt entfernt; der Thee und die übrigen Waaren der Kompagnie werden, in geschlossenen Wägen, von eigener Bauart, in die in der City gelegenen Magazine abgeführt. Das Kapital der Gesellschaft beläuft sich auf 500.000 Pf. St. und die Dividende auf 4 Prct. Eine Aktie auf das nominelle Kapital von 100 Pf. St. gilt jetzt 60 Pf. St. Die Verwaltung ist dreizehn Direktoren übertragen, von denen vier Direktoren der indischen Kompagnie seyn müssen, auch muß jeder mindestens zwanzig Aktien haben.

Der Exkönig von Kandy.

Der Exkönig von Kandy, der einige Jahre als Staatsgefangener im Fort von Bellur lebte, starb dort im Monat Februar. Mehrere Zweige seiner Familie und Angehörigen werden indeß noch von der britischen Regierung unterstützt. Srih Wickreme Radscha Singha, der letzte König von Kandy, bestieg den Thron im Jahre 1798 in einem Alter von 18 Jahren. Seine einzige empfehlenswerthe Eigenschaft war, eine schöne Gestalt, die schon manchen orientalischen Fürsten vor ihm auf den Thron erhob. Pilime Talave, der erste Adigar, dessen Einfluß die Wahl leitete, war daher in der ersten Zeit seiner Regierung, die mehr durch Handlungen der Schwäche als der Grausamkeit bezeichnet ist, herrschender Minister. Ungeachtet der König nach seiner Thronentsetzung, und während seiner Gefangenschaft sich alle Mühe gab, die Schuld der Ermordung englischer Truppen, im Jahre 1803, auf seinen Minister zu wälzen, so stimmen doch die glaubwürdigsten Berichte darin überein, daß diese verrätherische That nur auf ihm allein lastet. Eine Empörung, die im Jahre 1806 ausbrach, bewies nur zu deutlich, daß die Macht des Adigar größer war als die seines Fürsten; Pilime Talave wurde von dem mißtrauischen Monarchen mit einer argwöhnischen Kälte behandelt, die der erste Minister nicht ertragen konnte, und nachdem ein Versuch seinen königlichen Schützling zu ermorden und einen Aufruhr zu erregen fehlgeschlagen war, ward er im Jahre 1812 hingerichtet. Mit der Erhebung Eheypolas auf den erledigten Posten, scheint der Blutdurst des Monarchen mit verdoppelter Stärke erwacht zu seyn, denn man möchte fast zweifeln, daß vor dieser Zeit sein grausamer Charakter in seiner ganzen Abscheulichkeit entwickelt war. Die bisher auf seinen Befehl vollzogenen Hinrichtungen ließen sich mindestens scheinbar durch politische Gründe bemänteln, allein bald warf er die Maske ab, und mit jedem Opfer schien sein Blutdurst zu steigen. Die an göttliche Verehrung gränzende Unterwürfigkeit, welche orientalische Unterthanen ihren Herrschern beweisen, erkaltete endlich, und die Kandyer, unfähig die Handlungen zügelloser Grausamkeit, die täglich unter ihren Augen begangen wurden, länger zu ertragen, erhoben im Jahre 1814 die Fahne des Aufruhrs, und Eheypola, dem sein tyrannischer Herr mißtraute, schloß sich den Empörern an, und eröffnete einen Briefwechsel mit den britischen Autoritäten.

Die Ermordung der Familie des abgefallenen Ministers, bei deren genauerer Schilderung die Menschheit schaudern würde, führte die Schlußscene eines der schrecklichsten Trauerspiele herbei, mit denen die Blätter der Geschichte befleckt sind. Der Krieg ward am 10 Januar 1815 erklärt, und am 18 des folgenden Monats war der Tyrann in englischer Gefangenschaft. Das Betragen des gefangenen Fürsten war so wie man es von einem halb civilisirten Menschen erwarten konnte, dessen verderbliche Leidenschaften nie gezügelt worden waren. Nach einem ersten Versuch, ward ihm streng untersagt seine Weiber zu schlagen, dagegen gestattete man ihm seine Wuth an einer Bettstatt auszulassen, auf der einer seiner Diener geschlafen, und folglich seinen Herrn beleidigt hatte. Ward ihm nur im geringsten widersprochen, so wurde er höchst übelgelaunt und bei dem Mißtrauen, das bei einem Mann, der selbst so oft andere getäuscht hatte, ganz natürlich war, konnte man ihm nie glauben machen, daß man ihn wirklich nach Madras bringe; selbst nach der Ankunft konnte man ihn nur mit Mühe bewegen, ans Land zu gehen. Sein Charakter war einer der widerwärtigsten, die gefunden werden können; ohne Talente, ja selbst ohne die geringste der natürlichen edeln Eigenschaften des Menschen, eine schöne Gestalt ausgenommen, würde er unbemerkt geblieben seyn, hätten die ereignißvollen Umstände seiner Regierung nicht gezeigt, daß er wenigstens so schlau war, tausende von Verbrechen zu verschleiern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 290. 16 Oktober 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

16. Der Bosporus.

Es war am vierten Tage unserer Seereise, als wir die Höhe von Varna erreichten, das Wetter war vortrefflich, und die Atmosphäre vollkommen rein, so daß wir die Küste mit freiem Auge deutlich überblicken konnten. Die Zweige des Balkangebirges, die zwischen Varna und Burgas nach dem Meere hin auslaufen, zeigten sich uns in den mannichfaltigsten und schönsten Gruppen. Am fünften Tage endlich, als die Sonne sich schon tief gegen Westen neigte, erblickten wir den Leuchtthurm an der Mündung des Bosporus, der gleichsam den Markstein von Europa bildet. Bis hieher erstreckten sich die äußersten Ausläufer des Balkangebirges, während längs der asiatischen Küste hin die bithynische Kette des Olympos ihre gigantischen Arme um den Pontus schlingt. Die waldbedeckten Höhen von Rumelien mit ihren röthlichen Sandfeldern und die felsigen Ufer von Anatolien, Europa und Asien schienen hier zusammen zu stoßen, da man die Einfahrt der Meeresenge nicht eher erblickt, als bis man sich hart an derselben befindet.

Mit vollen Segeln eilten wir dieser Einfahrt zu, welche die Türken Bogaz (den Schlund) benennen. Die Felsenmasse der Kyanen, berühmt in der abenteuerlichen Geschichte des Argonautenzuges, ragt vor derselben wie ein kühnes Bollwerk aus der Mitte stolzschäumender Wogen empor. Eine heftige Strömung des Meeres reißt die Schiffe rasch durch diesen Schlund, und führt die Schiffenden mit einem Male in das lieblichste Amphitheater der Welt.

Süße Wohlgerüche trägt die Luft den Reisenden entgegen, deren Schiff glücklich aus dem gefahrvollen Pontus die thrazische Meerenge erreicht. Was die Natur nur Liebliches bietet, ist hier in reicher Fülle ausgegossen. Sinneslust durchströmt alle Glieder, und die Blicke berauschen sich im Anschauen dieser paradiesischen Umgebungen.

In sieben Windungen krümmt sich die schmale Gränze des Kanals, welcher zwei Welttheile scheidet, von dem schwarzen Meere nach der Propontis, und bildet an beiden Ufern sieben sich entsprechende Vorgebirge und Buchten. Malerische Felsengruppen an der europäischen wie an der asiatischen Seite bewachen den Eingang. Am Fuße derselben befinden sich die Vertheidigungswerke (von Tott und Monier errichtet), das Fort Karibdsche und Poiras, die Batterien von Filburnu und Rumili- und Anatoli-Kawak, der engsten Stelle des Bosporus. Die Ruinen eines alten Kastells der Genueser, an dessen Mauern die Spuren genuesischer und byzantinischer Wappen noch von der alten Herrschaft der Griechen und Italiener zeugen, überragen stolz den Rücken dieses Vorgebirgs. Unmittelbar darauf folgt Juscha Taghi (der Berg Josua), die bedeutendste Höhe am Bosporus. — Eine Krümmung des Kanals öffnet hier die Aussicht nach der Bucht von Bujukdere, und nun beginnt der Geist den Zauber zu ahnen, der ihn erwartet.

Mit jeder Sekunde, in der man das Vorgebirg Mesarburnu umschifft, breitet sich die Landschaft weiter und prächtiger aus. Amphitheatralisch gelegene Dörfer, dunkle Thäler und sonnige Höhen von malerisch zerstreuten Gruppen der Platanen und Cypressen überdeckt, Lusthäuser von Rosengehegen umfangen, von dichten Feigenbäumen beschattet, — ein ununterbrochener Zaubergarten umschließt von hier bis an die Mauern von Konstantinopel die dunkle Fluth des Kanals. Vor Allem fesselt Therapia, der Lieblingsaufenthalt des regierenden Kaisers, die Blicke. Diesem gegenüber öffnet sich eines der schönsten Thäler der asiatischen Seite, das Königsthal, und die ganze große Bai, welche sich hier in die asiatische Küste einbiegt, die Dörfer Beikos, Sultania, Jedschir Köi (berühmt durch seine Feigen) und Tschübüklü, welches nach Chalcedon für die fischreichste Bucht des Bosporus gilt, bieten sich dem überraschten Auge in allen denklichen Nüancen von Schatten und Licht. Keine Sprache vermag die Empfindungen auszudrücken, die der erste Anblick dieser überaus mannichfaltigen und reizenden Umgebungen erweckt.

Die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu, als wir Therapia vorüberkamen. Nur von einem schwachen Nordwind begünstigt, ging unsere Fahrt nicht so rasch von Statten, daß wir hoffen durften, noch vor Anbruch der Nacht in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen. Um daher den nächsten Morgen abzuwarten, wählte unser Kapitän die kleine Bai von Emirgune, am europäischen Ufer des Bosporus, zum Ankerplatze, und hier betraten wir zum ersten Male den klassischen Boden des alten byzantinischen Reiches. Allerliebst von Gärten und sanftaufsteigenden Höhen umschlossen, liegt das kleine Dorf Emirgune im Hintergrunde der Bucht, die einen der sichersten Häfen des Bosporus

bildet. Seinen Namen dankt dieser Ort dem persischen Chan von Eriwan, der, nachdem er von Murad IV besiegt und nach Konstantinopel geführt worden, sich hier ein Landhaus erbaute, und im Genusse dieser reizenden Natur seine verlorene Herrschaft und alle eitlen Wünsche des Lebens vergessen lernte.

Die Dämmerung war schon über der ganzen Landschaft verbreitet, als wir hier vor Anker gingen. Alle Regsamkeit und Bewegung am Ufer verstummte, eine feierliche Ruhe und Stille folgte der so reichen und wechselnden Scene des Tages, und nur in dunklen Umrissen schwammen noch die Bilder unserer Umgebung auf dem großen Wasserspiegel des Bosporus durcheinander. Jetzt trat der Mond über die asiatischen Höhen empor, und zeigte jeden Gegenstand in einer neuen magischen Beleuchtung. Die Ueppigkeit der orientalischen Natur erschien durch den Schleier der Nacht nur desto lieblicher; tausend Wohlgerüche erfüllten die Luft, aus dem dunklen Cypressenhain ertönte der melodische Gesang der Nachtigall, jeder Zauber schien sich zu vereinen, um den Geist in süße Trunkenheit zu versetzen.

Nach so reichem Vorgeschmack verließen wir Emirgune am nächsten Morgen in der gespanntesten Erwartung auf den Anblick des großen und mächtigen Istambols. Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr zeigte die zunehmende Regsamkeit an beiden Ufern von der Nähe dieser alten Hauptstadt des Orients. Jetzt erfaßte eine mächtige Strömung unser Schiff, trieb es rasch um die Spitze des Vorgebirges Rumili Hissari — und mit einem Male überschaute der Blick die ganze Strecke des Bosporus von hier bis zur Mündung in die Propontis, und aus der heitern Spiegelfluth entstiegen in der Ferne die Minarets, die Häusermassen und Gärten von Konstantinopel. Das europäische Ufer bis zur Einfahrt in den Hafen, und das asiatische Ufer bis zur Spitze von Skutari war von unzähligen größeren und kleineren Fahrzeugen begränzt; Kaiks von den niedlichsten Formen durchkreuzten mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen den Kanal, und das Auge fand kaum einen Ruhepunkt in diesem großen beweglichen Gemälde. Ueber dem ungeheuren Spiegel der Propontis erglänzte die Sonne in voller Pracht, und gleich einer zweiten Sonne blitzte das schneebedeckte Haupt des riesigen Olympos über die weite Meeresfläche herüber, aus welcher hier und dort liebliche Inseln ihre grünen Rücken erheben. Im Anschauen all dieser mannichfaltigen Scenen verloren, erreichten wir, uns selbst kaum merkbar, den Hafen, wo ein Wald von Masten uns empfing. Angelangt in der Nähe des großen Marktplatzes von Topchana, stiegen wir ans Land, und in wenig Minuten befanden wir uns im buntesten Menschengewühle der türkischen Kaiserstadt.

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Die Bedürfnisse des kleinen West stiegen mit der Zunahme seiner Kenntnisse. Er zeichnete und hatte Farben, allein wie diese Farben anwenden? Ein Nachbar sagte ihm, daß man dazu Pinsel von Kamelhaaren brauche. Nun gab es bekanntlich weit und breit in Amerika keine Kamele, aber wohl Katzen. West nahm zu einer solchen seine Zuflucht, und hatte ihr in Kurzem Schwanz und Rücken kahl gerauft. Die Katze war ein Schoßkind des Hauses, und schmerzlich bedauerte man die Krankheit des schönen Thieres, der man diese plötzliche Haarschlechtigkeit zuschrieb, bis endlich Benjamin die wahre Ursache gestand, was ihm zwar der Vater verwies, jedoch mehr mit Güte als Strenge. Glücklicherweise fand er zur Förderung seines Kunststrebens bald etwas Besseres, als einen Katzenschwanz. Ein gewisser Pennington, ein Kaufmann, fand so große Freude an den Leistungen seines kleinen Neffen Benjamin, daß er ihm eine Farbenschachtel mit Pinseln, sammt eingerahmter Leinwand und sechs Kupferstichen von Grevling, zum Geschenke machte. West legte seine Farbenschachtel unter sein Kopfkissen, und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Mit Tagesanbruch schon stand er auf, trug seine Leinwand und seine Farben auf den Speicher, hing die Kupferstiche an die Wand, verfertigte sich eine Palette, und fing an nachzuzeichnen. Endlich brachte er eine Komposition von sich selbst zu Stande, worin er einige Figuren der Kupferstiche anbrachte, die er vor Augen hatte, und so groß war sein Eifer für diese Arbeit, daß er einige Tage Mittel fand, die Schule zu schwänzen, was der Schulmeister natürlich der Mutter anzuzeigen nicht versäumte, die nun voll Aergers auf den Speicher hinaufstieg, des Willens, den säumigen Knaben zu strafen, aber nicht umhin konnte, die Fortschritte ihres Sohnes zu bewundern, und ihren Unwillen in Freude verwandelt sehen mußte. Sieben und sechzig Jahre nachher wurde dieser erste Versuch West's in seinem Atelier neben seinem „Christus in der Wüste" aufgestellt, und der Künstler gestand, daß in seinem ersten Gemälde Züge einer Erfindung seyen, die er mit allen seinen spätern Studien und Erfahrungen nicht habe übertreffen können. Etwas Aehnliches erzählt man sich von Canova, der, als er in den Tagen seines Ruhmes wieder seine Heimath besuchte, und seinen ersten Versuch aus den Kinderjahren sah, traurig sagte: „Ich bin vorwärts gegangen, aber nicht gestiegen!"

In seinem neunten Jahre begleitete West seinen Vetter Pennington nach Philadelphia, wo er eine Ansicht des Flußufers zeichnete, die einen Maler, Namens Williams, der sich damals in der Stadt aufhielt, in Entzücken setzte. Die Gemälde dieses Williams, die ersten eigentlichen Kunstgegenstände, die ihm zu Gesichte kamen, ergriffen ihn so sehr, daß er Thränen vergoß. Der überraschte Künstler, der sich wohl nie mit einer so großen Wirkung seiner Schöpfungen geschmeichelt hatte, erklärte wie weiland Peckover, daß aus diesem Kinde ein merkwürdiger Mann werden würde. „Welche Bücher liesest du?" fragte er es. „Du solltest die Lebensbeschreibungen großer Männer lesen." — „Ich lese die Bibel und das neue Testament," erwiderte der Knabe, „und kenne schon die Geschichten Adams, Josephs, Moses, Davids, Salomons und der Apostel." — „Du verdienst Aufmunterung," fuhr Williams fort, „und ich werde Dir zwei Bücher schicken, die Dir Freude machen werden." Wirklich sendete er ihm auch den Dufresnoy und Richardson mit der Einladung, ihn in seinem Atelier so oft zu besuchen, als er wolle. Der Anblick jener Gemälde und das Lesen dieser Bücher wendeten alles Sinnen und Denken des jungen West der Kunst zu, und er kehrte zu seinem Vater mit dem Ent-

schlusse zurück, sich zum Maler zu bilden. Seine Familie, die diesen Beruf in ihm nicht verkennen konnte, war so verständig, ihm nicht in den Weg zu treten.

An einem Schulfeiertage lud Einer seiner Kameraden den jungen West ein, mit ihm auf einem und demselben Pferde einen Spazierritt zu machen. Hier steht das Pferd gesattelt und gezäumt, sagte der andere Knabe, steige hinter mir auf. — Ich steige hinter Niemand auf, erwiderte der kleine Benjamin stolz — Wie du willst, erwiderte der Andere, der nicht so stolz war, so steige vor mir auf. Es wird ohnehin auf lange Zeit das letzte Vergnügen dieser Art seyn, das ich mir machen kann; morgen trete ich bei einem Schneider in die Lehre. — Bei einem Schneider! rief West aus. — Ja, bei einem Schneider. Es ist eine gute Profession, und was gedenkest Du denn zu werden? — Ein Maler. — Was ist das für ein Handwerk? — Ein Maler, sagte der kleine Sohn eines demüthigen amerikanischen Quäckers, ist der Freund von Königen und Kaisern. — Du bist nicht recht bei Troste, erwiderte der künftige Nadelkünstler, in Amerika gibt es ja weder Kaiser noch Könige. — Gibt es hier keine, gibt es anderswo welche, und willst du wirklich ein Schneider werden? — Sicherlich. — Gut, dann reite nur allein spazieren, ich mag keinen zum Freunde haben, der ein Schneider werden will. — Dieser Künstlerstolz hatte einen Augenblick West's ganze Schule angesteckt. Alle seine Kameraden wetteiferten mit einander in Kunstleistungen, und alle Wände des Schulhauses waren mit Kreiden- und Kohlenzeichnungen bedeckt.

Oft fehlte es West an Material zu seinen Arbeiten. Damals dachte noch Niemand daran, in die Wildnisse Pensylvaniens Pinsel, Farben und Malerleinwand einzuführen. Ein Zimmermann schenkte ihm drei große hölzerne Tafeln aus Pappelnholz, und ein Doktor Morris gab ihm manchmal Geld, um sich die nöthigen Sachen anzuschaffen. Bald wurde in der Umgegend von dem Malerkinde in Springfield die Rede. Flower, der Friedensrichter von Chester, nahm ihn einige Wochen zu sich ins Haus. Dieser Mann hatte als Gouvernante seiner Töchter eine junge Engländerin bei sich, welche die Anfangsgründe der Malerei kannte und auch genug Griechisch und Latein verstand, um dem jungen Maler die malerischsten Stellen in den klassischen Schriftstellern zu erklären. Es war Dieß zum ersten Male, wo West von Griechenland und Rom, von den Helden, Philosophen, Dichtern, Malern, Geschichtschreibern hörte, die diese Staaten verherrlicht haben. West hörte seiner neuen Lehrerin mit einer Begeisterung zu, die unter einer Erfahrung von nahe an siebzig Jahren noch nicht erloschen war, wenn er später an diese Zeit seines Lebens zurückdachte. Bei Flower machte er die Bekanntschaft eines Advokaten Roß, dessen Frau sehr schön war und sich von West malen ließ. Dieses Porträt verdrehte der ganzen Nachbarschaft den Kopf: Jedermann wollte dem jungen Künstler sitzen. Bald darauf stellte sich der Geschmack an historischer Malerei ein, und ein Waffenschmied bestellte bei West einen Tod des Sokrates. Das Gemälde wurde vollendet: Sokrates wurde nach der Einbildungskraft des Künstlers, der Sklave der ihm den Schierlingsbecher reicht, nach einem halbnackten Arbeiter aus der Werkstätte des Waffenschmieds, den dieser seinem Künstler selbst als Modell zuführte, gezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon II. *)

(Ode von Victor Hugo.)

II.

Nein, Keinem wird die Zukunft eigen.
Die Zukunft, Herr, gehört nur Gott!
Bei jedem Schall von Glockenstreichen,
Hienieden Alles Abschied droht.
Die Zukunft! Zukunft! düstrer Schleier! —
Was Alles uns auf Erden theuer,
Der Schlachten Glück, des Ruhmes Feier
Der goldumstrahlte Fürstenhut,
Der Sieg mit seinen Flammenschwingen,
Der Ehrsucht glückliches Gelingen,
Nie treuer sich an uns verdingen,
Als auf dem Dach der Vogel ruht.

* * *

Wie mächtig auch, ob freudvoll, ob ihm Thränen fließen,
Niemand wird vor der Stunde Dir den Mund erschließen,
Niemand die kalte Hand.
O stummes Truggebild! Du unser Geist und Schatten!
Gespenst, das stets verlarvt, sich immer uns will gatten,
Und Morgen wird genannt!

* * *

Ja, Morgen ist der große Namen!
Was wird aus diesem Morgen blüh'n?
Der Mensch von heute sä't den Samen,
Gott läßt die Früchte morgen glüh'n.
Das Morgen ist ein nahend Wetter,
Die Wolke vor dem Sternenäther,
Ein sich entmummender Verräther,
Der Sturmbock ist's, der Thürmen dräut.
Ein Stern, der wechselt seine Zone,
Paris, geschmückt mit Babels Krone,
Das Morgen ist das Holz am Throne,
Sein weicher Sammet ist das Heut.

---

*) Non, l'avenir n'est à personne!
Sire! l'avenir est à Dieu!
A chaque fois que l'heure sonne,
Tout ici-bas nous dit adieu.
L'avenir! l'avenir! mystère!
Tout les choses de la terre,
Gloire, fortune militaire,
Couronne éclatante des rois,
Victoire aux ailes embrasées,
Ambitions réalisées,
Ne sont jamais sur nous posées
Que comme l'oiseau sur nos toits!

* * *

Non, si puissant qu'on soit, non, qu'on rie ou qu'on pleure,
Nul ne te fait parler, nul ne peut avant l'heure
Ouvrir ta froide main,
O Fantôme muet, ô notre ombre, ô notre hôte,
Spectre toujours masqué qui nous suis côte à cote,
Et qu'on nomme demain!

* * *

Oh! demain c'est la grande chose!
De quoi demain sera-t-il fait?
L'homme aujourd'hui sème la cause,
Demain Dieu fait mûrir l'effet.
Demain, c'est l'éclair dans la voile,
C'est le nuage sur l'étoile,
C'est un traître qui se dévoile,
C'est le bélier qui bat les tours,
C'est l'astre qui change de zône,
C'est Paris qui suit Babylone;
Demain, c'est le sapin du trône,
Aujourd'hui, c'en est le velours!

Das Roß, das weiß von Schaum sich bäumt, es ist das Morgen,
Im Morgen liegt. Erob'rer, Moskau's Brand verborgen,
Der Nacht zur Fackel macht.
Es ist, was weit die Eb'ne deckt mit Deiner Garde.
Morgen ist Waterloo! Helena's Felsenwarte.
Morgen ist Grabesnacht.

* * *

Durch Städte kannst Du zieh'n im Siege
Auf Deines Rosses schnellstem Lauf,
Du lös'st den Knäul der Bürgerkriege
Mit Deines Stahles Schärfe auf;
Mein Feldherr, mit dem Arm des Riesen,
Du kannst die stolze Themse schließen,
Bannen den Sieg, den ungewissen,
Der Deinen Zinken lauscht so gern.
Vor Dir muß jede Pforte beben,
Kannst jeden Ruhm hoch überstreben,
Und selbst zum Leitgestirne geben
Den Heeren Deiner Sporen Stern.

* * *

Doch Gott behält die Zeit und läßt den Raum Dir eigen,
Nichts ist auf Erden, das Dein Arm nicht kann erreichen;
Groß kannst Du seyn, wie je ein Haupt bestrahlt vom Licht.
Du kannst, o Herr, wie es die Laune Dich mag heißen,
Europa seinem Karl, Asien Mahom entreißen:
Dem Ewigen jedoch nimmst Du das Morgen nicht.

Demain, c'est le cheval qui s'abat blanc d'écume.
Demain, ô conquérant, c'est Moscou qui s'allume,
La nuit, comme un flambeau.
C'est votre vieille garde au loin jonchant la plaine.
Demain, c'est Waterloo! demain, c'est Saint-Hélène!
Demain, c'est le tombeau!

* * *

Vous pouvez entrer dans les villes
Au galop de votre coursier,
Dénouer les guerres civiles
Avec le tranchant de l'acier;
Vous pouvez, ô mon capitaine,
Barrer la Tamise hautaine,
Rendre la victoire incertaine
Amoureuse de vos clairons,
Briser toutes portes fermées,
Dépasser toutes renommées,
Donner pour astre à des armées
L'étoile de vos éperons!

* * *

Dieu garde la durée et vous laisse l'espace;
Vous pouvez sur la terre avoir toute la place,
Etre aussi grand qu'un front peut l'être sous le ciel;
Sire, vous pouvez prendre, à votre fantaisie,
L'Europe à Charlemagne, à Mahomet l'Asie; —
Mais tu ne prendras pas demain à l'Eternel.

Die Docks in London.

(Schluß.)

Die St. Katharine Docks wurden erst vor Kurzem und zwar nach Ablauf der Privilegien der London- und der westindischen Docks errichtet. Die Kompagnie ward durch eine Parlamentsakte zur Erbauung bevollmächtigt, und sie öffnete ihre Docks zum Theil am 25 Oktober 1828. Sie liegen unmittelbar unterhalb des Towers, und folglich der City, der Douane und andern Geschäftsmittelpunkten am Nächsten. Das auf Aktien zusammengeschossene Kapital beläuft sich auf 1,552,800 Pf. St.; allein eine andere Summe von 800,000 Pf. St. wurde auf die Einkünfte aufgenommen, um die begonnenen Arbeiten zu vollenden, und ein an den Fluß gränzendes Eigenthum, im Werthe von mehr als 400,000 Pf. St. anzukaufen, dessen man bedurfte, um einen Quai für die Dampfboote zu bauen, an dem die Reisenden sich ohne Hülfe von Transportfahrzeugen aus- und einschiffen können. Der Ankauf einer Menge von Häusern, die früher auf dem jetzt von den Docks eingenommenen Raum standen, verursachte hier, wie bei den London-Docks, eine bedeutende Ausgabe. Der hiedurch gewonnene Raum begreift ungefähr zehn Hektaren, von denen beinahe fünf von dem Wasser der Bassins bedeckt sind. Sie bestehen aus zwei miteinander verbundenen Docks; die in den Fluß führende Schleuße hat eine Länge von 54, und eine Breite von 15½ Metres. Sie ist so eingerichtet, daß Schiffe von mehr als 600 Tonnen während, und drei Stunden nach der Fluth durchfahren können, und daß alle auslaufenden Fahrzeuge Zeit haben, Blackwell noch vor Eintritt der Ebbe zu erreichen. Schiffe von mehr als 800 Tonnen laufen ohne Schwierigkeit aus, uns ein (docked and undocked) und der Wasserstand an der Einfahrt übertrifft an Höhe den aller übrigen Docks des Hafens von London. Auch ist es ein besonderer Vorzug dieser Anstalt, daß die Schiffe bei Nacht wie bei Tage ein- und auslaufen können. Schiffe, die achtzehn Fuß tief im Wasser gehen, können in den größern an der Einfahrt der Docks befindlichen Ankerbojen selbst bei niederm Meeresstand flott bleiben. Die Magazine und Keller sind nach viel größerm Maßstabe erbaut, als man der Größe des Raumes zufolge vermuthen sollte. Die Niederlagen sind sehr gut und bequem eingerichtet; sie ruhen zum Theil auf Pfeilern, die an das Wasser stoßen, so daß die Waaren unmittelbar aus dem Schiffsraum auf das Lager gebracht werden können, ohne daß man, wie in den London- und westindischen Docks, vorher nöthig hätte sie auf den Quais auszuladen, wodurch viel an Zeit, Raum und Arbeit gespart wird. Diese ganze Anstalt läßt nichts zu wünschen übrig, und erweckt einen hohen Begriff von den Talenten und der Geschicklichkeit Derer, die sie entwarfen und ausführten.

Alle hier besprochenen Docks liegen auf dem linken oder nördlichen Ufer der Themse. Auf dem rechten Ufer besteht noch eine ähnliche Anstalt unter dem Namen Handelsdocks (Commercial-docks), die zwar sehr groß sind, aber keine, oder nur wenige Magazine zu Unterbringung der Waaren haben. Sie dienen zu Aufnahme von Schiffen, die mit Holz, Getreide und andern, vielen Raum einnehmenden Waaren beladen sind.

Nicht allein für das Aus- und Einladen der Schiffe sind diese Docks von unermeßlichem Nutzen, sondern sie bieten auch dem Kaufmann als Stapelplätze und Niederlagen jede Art von Ersparniß. Mittelst eines einfachen Ablieferungsscheins (warrant) wird die Waare in Umlauf gebracht. Diese Scheine werden von der Verwaltung der Docks ausgestellt, und können wie Wechselbriefe durch Endossement von Einem an den Andern übertragen werden. Verfügt der Eigenthümer über einen Theil seiner Waaren, so kann er seinen Warrant gegen andere, auf entsprechende Beträge lautende, vertauschen. Einige Artikel, deren Maß und Gewicht einer Veränderung unterliegen, genießen indeß dieser Begünstigung nicht. Die Verwaltung der Docks führt, zum Vortheile der Kaufleute, Niederlagsrechnungen (Deposits). Bekanntlich ist der Käufer, der auf mehrere Monate Kredit hat, nach abgeschlossenem Kaufe verbunden, unter dem Namen Deposit, eine a Contozahlung auf den Betrag seiner Faktur zu leisten. Die Direktion der Docks verpflichtet sich diese Deposits in Empfang zu nehmen, und sie dem Verkäufer zu verrechnen, wofür sie nichts verlangt als die Erlegung von 10 Pf. St., die so lange zu ihrer Verfügung bleiben müssen, als die Depositrechnung noch offen ist. Der Fruchtgenuß dieser Summe ist eine Vergütung für die Buchführungskosten. Vor dem Jahre 1825 hatten die Docks sehr große Vorrechte, die indeß seit Ablauf der Privilegien der Kompagnien bedeutend geschmälert worden sind. Der Zoll, der hier entrichtet wird, richtet sich danach, wo das Schiff herkommt oder wohin es bestimmt ist. Aus französischen Häfen kommende Schiffe zahlen 6 Pence beim Ein- und 6 beim Auslaufen für die Tonne. Zu diesen Schifffahrtsabgaben kommen noch die des Hafens von London mit 2½ Pence beim Einlaufen, und eben so viel beim Auslaufen nach französischen Häfen des Oceans; Schiffe, die nach Häfen des mittelländischen Meeres bestimmt sind, entrichten 7 P. Ungeheuer sind die Leuchtthurmsabgaben und die Lootsengebühren, denn sie betragen für ein Schiff von weniger als 500 Tonnen, das 18½ Fuß tief im Wasser geht, für das Ein- und Auslaufen in der Themse mehr als 2500 Franken. Die Leuchtthurmsabgaben nehmen ½ von dieser Summe in Anspruch.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 291. 17 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Geschichte von Nuffie — Verehrung der weißen Menschen bei den Negern — Der Mollam Dendo und seine Politik — Der Menschenmarkt zu Rabba — Jagozhi und seine Bewohner.

Das Königreich Nuffie, vor dessen Hauptstadt Rabba nun die Reisenden angekommen waren, steht zwar dem Namen nach unter dem Magia, eigentlich aber unter dem Felatahsfürsten von Sakatu Bello, oder vielmehr unter dessen Vetter, dem Mollam Dendo, einem schlauen Priester, der seinen Wohnsitz in Rabba aufgeschlagen hat. Innere Unruhen hatten die eroberungssüchtigen Felatahs ins Land gerufen, und diese waren aus seinen Beschützern endlich seine Unterdrücker geworden, wie es denn auch schon vielen civilisirten Staaten der alten und neuen Zeit ergangen ist. Ederessa, der frühere König von Nuffie, hatte nach seines Vaters Tod ungehindert die Herrschaft übernommen, als sich plötzlich der jüngere Bruder, der Magia, empörte, und den Felatahsfürsten um Beistand anrief, der Verstand genug besaß, die Vortheile einzusehen, die ihm eine Einmischung in die innern Angelegenheiten von Nuffie — einem schönen und blühenden Königreiche, das die Kornkammer dieses Theiles des afrikanischen Kontinentes genannt werden kann — an die Hand bot. Bello schickte daher dem Magia sogleich eine auserlesene Schaar von Felatahkriegern zu Hülfe, die nach kurzem Kampfe Ederessa aus dem Lande vertrieben, und dem Magia die Herrschaft übertrugen, wofür er sich verbindlich machte, dem Fürsten von Sakatu einen halbjährigen Tribut in Sklaven und Kleidern von inländischen Zeugen zu entrichten. Allein die Felatahs blieben, unter dem Vorwande, den neuen König in seinem Reiche zu befestigen, selbst in Nuffie zurück, riefen noch eine größere Anzahl ihrer Landsleute herbei, bemächtigten sich der schönsten Städte, und lebten auf Kosten der Eingebornen. Hierüber wurde der Magia ungehalten, es kam zu einem Bruche zwischen ihm und den Felatahs, und Mollam Dendo vertrieb nun auch ihn aus dem Lande, und rief seinen Bruder Ederessa zurück. Ederessa faßte nun, wieder zur Regierung gelangt, den patriotischen Entschluß, sich der eingedrungenen Fremdlinge zu entledigen, scheiterte aber in seiner Unternehmung. Magia eilte zur Unterstützung der Felatahs herbei, die Partei des Königs wurde geschlagen, und der jüngere Bruder wieder eingesetzt, mit dem Mollam Dendo nun eine Art von Theilung des Landes vornahm. Nuffie litt unter diesen Bürgerkriegen sehr, viele seiner schönsten Städte wurden geplündert oder zerstört, und die Einwohner, die unter den Volksstämmen in diesen Gegenden als der gewerbfleißigste und geistvollste gelten, allen Arten von Bedrückungen ausgesetzt. Die Felatahs bereiteten sich, während der Anwesenheit Lander's, zu einem Angriff auf das Königreich Yarriba vor, das sie gleichfalls zu unterwerfen gedenken, wie sie schon seit einigen Jahren auch Haussa *) mit Krieg überzogen haben, ohne jedoch in ihrer Eroberung besondere Fortschritte gemacht zu haben. Jedenfalls hält Lander dafür, daß sie nach der Unterwerfung von Yarriba in wenigen Jahren ihre Herrschaft bis an das Meer ausgedehnt haben werden, wohin alle ihre Bestrebungen gerichtet sind, wie sie sich denn auch zu berühmen pflegen, sie würden die ganze Welt erobern, wenn das Salzwasser sie nicht daran hinderte. Bemerkenswerth ist, daß die Felatahs sich zu dem weißen Menschenstamme rechnen, und sich viel darauf zu gut thun, „obgleich sie," wie Lander bemerkt, „so schwarz wie Ofenruß sind." Schon Kapitän Clapperton, oder „der unglückliche Abdallah," wie ihn jetzt die Negerstämme heißen, hörte den Sultan Bello, als er ihn in Sakatu besuchte, sagen: „Ich kenne die weißen Männer, es sind gute Leute, und ich habe Ursache Gutes von ihnen zu sagen, denn ich gehöre selbst zu den Weißen, und bin der Meinung, daß sie von demselben Blute, wie wir selbst sind. „Dieser Dünkel, fügt das Tagbuch hinzu, sich für Verwandte der Europäer zu halten, geht oft bis ins Lächerliche. Weiße Menschen, so elend sie auch aussehen mögen, werden nicht allein von den Felatahs, sondern auch von den übrigen Schwarzen, geradezu für eine Art höherer Wesen gehalten, die in allen Beziehungen vorzüglicher seyen, als sie selbst. Zu Yauri erinnern wir uns einen Streit zwischen zwei Negern gehört zu haben, wobei der Eine in der größten Hitze der Leidenschaft schrie: „Was, du elender Sohn einer schwarzen Ameise, Du kannst Dich unterstehen, zu sagen, daß mein Vater ein Pferd

*) Der erbliche Fürst von Haussa ist Doucassa, der zwar gegen die Felatahs mehrere Niederlagen erlitt, aber ihnen von dem Scheikh von Bornu unterstützt, doch einen so kräftigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, daß in der letzten Zeit Bello die Eroberung von Haussa aufgab, und seinen Blick auf Yarriba warf. Auch der Staat Gober, gegen den Bello seinen Angriff richtete, zur Zeit als Kapitän Clapperton Sakatu besuchte, hat seine Angriffe zurückgeschlagen, und blieb fürder von ihm unangefochten.

war? Sieh' diese Christen an! Wie sie, bin auch ich, und so waren auch meine Vorfahren. Ich bin auch ein weißer Mann!" Nun war aber der Mann, der dieses sagte, ein Neger und so schwarz wie eine Kohle."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

17. Konstantinopel.

Unter allen Schriften, die über Konstantinopel und dessen Merkwürdigkeiten aus alter und neuerer Zeit bisher erschienen sind, ist wohl nichts so vollständig, als das verdienstvolle Werk, welches wir Hrn. von Hammer verdanken. Mit dieser Topographie in der Hand durchwanderte ich ganz Konstantinopel ohne Führer, und fand über jedes bedeutende Werk der Baukunst, über jeden Rest alter Monumente die vollständigste und genaueste Belehrung. Ja nicht in den weitläufigen Quartieren der Stadt allein, auch außerhalb ihrer Ringmauern, in einem Umkreis von neun Stunden, fand ich keinen Gegenstand von Bedeutung, den Hr. von Hammer mit Stillschweigen übergangen hätte. Welche Feder dürfte es wagen, jenen Schilderungen noch etwas beizufügen? —

Je weniger Veränderungen an Umfang und Gestalt die große Metropolis erleidet, wenn nicht etwa das Feuer einige hundert aus Holz gebaute Wohnungen zerstört, die jedoch bald wieder durch andere hölzerne Wohnungen ersetzt werden, desto merkwürdiger sind gegenwärtig die mannichfaltigen Verwandlungen der Sitten des gesellschaftlichen Verkehrs, welche der Impuls unseres Zeitgeistes bei diesem so lange jeder Neuerung unzugänglichem Volke hervorbringt. Doch wäre es wohl ein vergeblicher Versuch, alle Erscheinungen im öffentlichen Leben in ein anschauliches Bild fassen zu wollen, da die Fortschritte der Civilisation eben so rasch sich entwickeln, als sie in der Entwicklung sich mannichfaltig modifiziren, und mit den alten Institutionen und Gewohnheiten oft mehr oder weniger wieder zusammenschmelzen.

Dem Abendländer bietet dieses Schauspiel einen desto eigenthümlichern Anblick, als die Persönlichkeit des Morgenländers in Allem höchst auffallend hervortritt. Das ganze Leben und Treiben auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen von Konstantinopel unterscheidet sich unendlich von dem, was wir in den großen europäischen Städten zu sehen gewohnt sind. Nicht nur die Neuheit und Mannichfaltigkeit des Kostümes, die würdigen Bärte, das Achtung gebietende im Aeußern selbst des gemeinen Mannes, ist hier höchst auffallend, sondern mehr noch die große Ruhe und Stille, die überall, und am meisten da zu herrschen pflegt, wo die dichtesten Volksmassen sich bewegen. Der ernste Muselmann, wortkarg und wenig gesprächig, bietet selbst seinen Gruß nur mit einem freundschaftlichen oder ehrfurchtsvollen Zeichen seiner Hand, und die Weiber, die sonst die meiste Fertigkeit der Zunge besitzen, spielen im öffentlichen Leben der Türkei meist eine ganz stumme Rolle. So vernimmt man oft in einer langen vollbelebten Straße, wo tausende von Menschen durcheinander wogen, nichts als das Geschlürfe der Papuschen (Pantoffeln), der gewöhnlichen Fußbekleidung beider Geschlechter. Alles Geräusch von Wägen und Pferden, das in unsern abendländischen Städten oft das Gehör betäubt, fällt hier ganz weg, da die engen Straßen kaum zwei Pferden Raum zum Ausweichen bieten, viel weniger einem Wagen. Man bedient sich derselben nur höchst selten, und dann bloß außerhalb der Stadt, und wenn irgend ein vornehmer Türke in den Straßen zu Pferde erscheint, so sitzt er so ruhig im Sattel und reitet so bedächtlich, daß er den Vorübergehenden niemals beschwerlich wird. Ueberdieß pflegt meistens ein nebenhergehender Sklave den Zaum des Pferdes zu halten. Eine nicht unbedeutende Rolle aber spielen in den Straßen von Konstantinopel die Hunde, und diese sind es, von denen der Fremde allerlei Unannehmlichkeit zu bestehen hat. Alle Wege sind von ihnen belagert, und da keiner einen bestimmten Herrn hat, alle jedoch von den Türken sorgfältig ernährt und protegirt werden, so bilden sie eine selbstständige unabhängige Kaste, die nicht weniger eigenmächtigen Sinnes ist, als einst die gefürchtete Korporation der Janitscharen. Niemand möchte es gerathen seyn, eines dieser Thiere thätlich zu beleidigen; einem jungen Italiener kostete eine solche Kühnheit fast das Leben.

In den Kaffeehäusern herrscht ein eben so anständiger und ernster Ton wie an jedem öffentlichen Orte. Ich sah da einen Türken dreißig Tassen Kaffee trinken, und zwanzig Pfeifen rauchen, ohne dabei zehn Worte zu verlieren. Ein mehr reges Leben herrscht in den Kaffeehäusern am großen Begräbnißplatze der Griechen bei Pera, wo sich gewöhnlich die in Konstantinopel anwesenden Europäer versammeln. Die beliebtesten Spaziergänge der Türken sind bekanntlich ihre Begräbnißplätze, jene großen, weit ausgedehnten Cypressenhaine, welche die ganze Landseite außerhalb den Ringmauern von Konstantinopel, und alle Vorstädte umschließen. Nächstdem, daß ihre Lage meistens irgend eine reizende Aussicht bietet, findet man dort immer Schatten und eine angenehme Kühle. Ist die Hitze des Tages zu drückend, um sich ins Freie zu begeben, so findet der Europäer wohl keinen angenehmern und interessantern Spaziergang, als in den Besestans, den gewölbten Markthallen von Konstantinopel. Diese großen, hohen, von Stein erbauten Bogengänge bieten nicht nur den sichersten Schutz gegen die Sonnenstrahlen, sondern auch die köstlichste Augenweide an den reichen und ausgewählten Waarenlagern, wo alle Pracht des Orientes, Stoffe, Juwelen und Perlen, Shawls aus Persien und Kaschemir, aller Reichthum Indiens und Aegyptens, so wie alle Kunsterzeugnisse des Westens aufgeschichtet sind. Mit Sonnenuntergang legt jeder Bekenner des Islams seine Geschäfte nieder und kehrt in sein Haus zurück; alle 28 Thore von Konstantinopel werden geschlossen, und jede Kommunikation mit den Vorstädten hört auf. Hingegen erhebt sich auch der Türke wieder mit der Sonne, und man kann schon des Morgens um 3 Uhr Leben und Bewegung auf den Straßen finden.

Das Militär wird bei dem Eifer, womit Sultan Mahmud und seine thätigen Minister dessen Bildung zu vollenden streben, in der europäischen Disziplin und Taktik bald eine bedeutende Stufe erreichen. Der Stand des Soldaten ist in den Augen des Volkes auch der angesehenste, der ehrenvollste. Ein jeder wetteifert um den Vorzug in die Reihen des Heeres zu treten, und fast bei jedem Schritte stößt man in Konstantinopel auf Soldaten und Offiziere der neuen Truppen. In allen Quartieren der Stadt und

der Vorstädte, ja beinahe an allen Straßenecken sind Wachtposten ausgestellt, die darauf zu achten haben, daß jedes Vergehen gegen Ordnung und Ruhe augenblicklich zur Rechenschaft gezogen werde. Auf solche Weise lebt man gegenwärtig in Konstantinopel so sicher, als in irgend einer Hauptstadt Europa's.

Wenn aber über den Aufenthalt in Konstantinopel der Spleen einiger reisenden Engländer noch manches zu klagen hat, so darf man sich darüber nicht wundern, da ihre Art zu sehen und zu empfinden wohl geeignet ist, nirgend Befriedigung zu erhalten. Ihre Ungeduld treibt sie in Hast durch alle Theile der Welt, und ich sah auch einige dieser Herren durch die Quartiere von Konstantinopel rennen, mit derselben Eilfertigkeit, wie man sie die Bildergallerien durchlaufen sieht. Zuerst setzten die Meisterwerke der Baukunst ihre Lorgnetten in Bewegung: die Aja Sophia, die Suleimanije, die Ahmedjie mit ihren sechs luftigen Minarets, und einige andere prachtvolle Moscheen beguckten sie von allen Seiten, betasteten ihre Wände, verweilten dann einige Minuten am Hippodrom, um die dortigen Monumente aus der Zeit des byzantinischen Kaiserreiches zu betrachten, durchrannten einige Bazars und Besestans, besuchten noch den Weibermarkt und die Kaffeehäuser der Opiumesser, und eilten dann wieder über den Hafen von Pera zurück, als ob die Pest auf ihren Fersen wäre. Um noch einen Effort zu machen, bestiegen sie eine dominirende Höhe, wo sie mit einem Male das Ganze überschauen konnten, und wenn sie dann auch nichts als die Minarets der riesigen Stadt vor Augen hatten, so blieb es doch immer: „a very fine view". — Zugleich bemerkten sie aber, daß der Wind sich günstig gewendet, und einige Schiffe segelfertig im Hafen lagen. Ohne Säumen machten sie sich zur Abreise fertig, und am nächsten Morgen hatten sie Stadt und Umgebung schon aus den Augen verloren, — zufrieden mit dem Bewußtseyn Istambol betreten zu haben. Ich war zwar etwas länger als diese ehrenwerthen Gentlemen in der türkischen Kaiserstadt, doch noch lange nicht genug, um über Alles auch nur mit der halben Zuversicht urtheilen zu können, als jene reisenden Inselbewohner meistens zu thun pflegen. Doch bleibt mir jede Erinnerung köstlich, und ich zähle die Tage meines dortigen Aufenthalts zu den genußreichsten meines Lebens.

Tripolis.

(Nachtrag zu dem Artikel S. 1051 und 1055 des Auslands.)

Der Handel von Tripolis hat seit einigen Jahren abgenommen. Der bedeutendste Ausfuhrartikel ist Seide, wovon jährlich ungefähr achthundert Zentner verkauft werden. Ehemals kauften die Handelsleute, die Provençalen besonders, dort rohe Seide auf, aus der sie Tücher zu Turbanen fabricirten, die dann in Marseille von den Barbaresken gekauft wurden; allein seit dem Verfalle des Handels mit Frankreich gehen die Magrebins selbst nach Tripolis, wohin sie Kolonialwaaren, Indigo und Zinn bringen, die sie von Malta beziehen. Der Absatz von westindischem Kaffee hat sich, seines niedrigen Preises wegen, sehr vermehrt. Ein anderer ebenfalls wichtiger Ausfuhrartikel sind die Badschwämme, die am Ufer, und die bessere Sorte in einer gewissen Tiefe des Meeres selbst gesammelt werden. Nach Burckhardt können die Tripolitaner jährlich bei fünfzig Ballen, jeden zu zwölftausend Schwämmen, in den Handel bringen. Seife wird nach Tarsus geschickt, von wo aus Anatolien und die griechischen Inseln mit diesem Artikel versehen werden; eben so auch eine Art salzsaures Natron, ein Erzeugniß der Wüste, das man in verschiedenen Fabriken verwendet. Die übrigen Ausfuhrartikel des Landes sind: Galläpfel von den Gebirgen Arzaïris hundert bis hundert und zwanzig Zentner jährlich; gelbes Wachs vom Libanon, ungefähr hundert und fünfzig Zentner; Krapp (rubia tinctorum) aus den Ebenen von Hems und Hama, ungefähr vierhundert Zentner; etwas Scammonium*) und einige Zentner Tabak, die nach Aegypten geführt werden.

Die Einwohner am Hafen, wo es einen gut eingerichteten Khan gibt, sind größtentheils Matrosen, Schiffszimmerleute und Fischer; denn das Meer hat Ueberfluß an Fischen und Muscheln. Der Hafen ist von einer niedern Felsenkette umgeben, die bis El Mina und gegen Norden eine Strecke in das Meer hinein fortläuft, und von den Eingebornen Feilun genannt wird. Er bietet keinen besonders sichern Ankerplatz, weil der Grund mit Felsen und Steinen bedeckt ist, die, wenn die See stark hohl geht, die Ankertaue beschädigen und zerreißen. An der Nordseite bricht die Spitze von Tartus die Gewalt der Wogen; allein durch die Westwinde laufen die Schiffe oft Gefahr, an die Küste geworfen zu werden. Gegen Süd- und Südwestwinde hingegen, die während des Winters hier herrschen, sind sie durch eine Kette von kleinen Inseln geschützt, die zwei Stunden westlich von der Spitze des Vorgebirgs sich ausdehnen und die Taubeninseln genannt werden. Die Schiffe, welche von Süden kommen, müssen, wenn sie das Fahrwasser zwischen diesen Inseln nicht genau kennen, westlich an ihnen hinaufsegeln. Im Norden der Bai von Tripolis läuft die Küste bis zur Insel Ruad, dem alten Aradus, die fünf bis sechs Stunden von ihr entfernt ist, in nordwestlicher Richtung.

Eine und eine halbe Stunde von Tripolis überschreitet man den Kadescha auf einer Wasserleitung, die den Namen Kontaret-el-Brins führt und ihr Wasser in einer Entfernung von acht Meilen am Fuße des Libanon erhält. Von hier aus wird es, mittelst eines nördlich vom Flusse gelegenen Kanals, bis eine und eine halbe Meile von der Stadt geleitet und in einer Wasserleitung, welche vier Bögen hat, 150 Schritte lang und sieben Fuß acht Zoll breit ist, durch das Thal und über den Kadscha geführt. Pococke, der in den beiden mittleren Bögen, die in gothischem Style gebaut sind, ein in den Stein gehauenes Kreuz bemerkte, vermuthet, daß diese später neu errichtet wurden; die übrigen, deren Zierlichkeit er rühmt, gehören einer frühern Zeit an. Zwei und eine halbe Stunde südlich von Tripolis steht ein griechisches Kloster, Belmont genannt, das von einem der Grafen von Tripolis gegründet wurde. Es liegt auf einem hohen Granitfelsen, der das Meer beherrscht; der Zugang ist sehr beschwerlich, obschon die Mönche keine Arbeit sparten, um ihn bequem einzurichten. Maundrell, der dieses Kloster besuchte, kam gerade zur Zeit des Abendgottesdienstes an, von dem er folgende Beschreibung gibt: „Die Kirche ist groß, aber finster, und der Altar von einem Gitter umschlossen, so daß, wie der griechische Ritus es vorschreibt, nur die Geistlichen sich ihm nähern können. Da der Gebrauch der Glocken verboten ist, so sind die Mönche, um ihre Glaubensverwandten zum Gottesdienste einzuladen, genöthigt, mit großen Klöpfeln an ein langes an der Kirchthüre aufgehängtes Brett zu schlagen, was einen weithin tönenden Schall macht. Der Gottesdienst bestand aus Gebeten, die auf eine sehr wenig andächtige Weise hergemurmelt wurden, aus Lobgesängen zur Ehre Jesu und der heil. Jungfrau und einigen unbedeutenden Ceremonien. Der den Gottesdienst haltende Geistliche brachte fast ein Drittel der Zeit mit Kommen und Gehen am Altar hin, wobei er sich mit dichten Rauchwolken umhüllte, und dann machte er mit seinem Rauchfaß einen Rundgang in der Kirche, um auch die Versammlung zu beräuchern. Gegen Ende der Ceremonien ward eine, mit einem feinen Leintuche bedeckte Tafel in das Schiff der Kirche gestellt, auf der fünf kleine Kuchen in folgender Ordnung

⊙⊙
⊙
⊙⊙

lagen, die jeder in der Mitte mit einem Loch versehen waren, in dem eine brennende Kerze stak. Der Geistliche las nun das Evangelium von der Speisung einer großen Volksmenge mit fünf Gerstenbroden vor, worauf die Kuchen hinter das Gitter gebracht, in kleine Stücken gebrochen, in einen Korb gelegt und unter die Anwesenden vertheilt wurden. Nach dieser Austheilung schloß der Geistliche den Gottesdienst damit, daß er der Versammlung seinen Se-

---

*) Eine Pflanze, deren Wurzel ein Harz liefert, das abführende Eigenschaften besitzt.

gen gab. An beiden Seiten des Schiffs befinden sich Chorstühle für die Mönche, die rechts und links mit einer Art Krücke versehen sind, auf die sie sich stützen können, da ihnen nicht erlaubt ist, sich während des Gottesdienstes, der zuweilen sehr lange dauert, niederzusetzen. Diese Einrichtung findet man auch in mehreren andern Kirchen des Landes. Die Mönche, deren vierzig waren, schienen mir gute, gastfreie, arbeitsame, aber höchst unwissende Leute zu seyn; sie konnten mir nicht einmal eine vernünftige Erklärung über ihre frommen Uebungen geben, und als Beweis ihrer Einfalt möge genügen, daß ihr Superior, als er mir eine Empfehlung an unsern Konsul auftrug, mich bat, ihm zu sagen, sein Besuch würde ihm so viel Vergnügen machen, als wenn der Messias selbst zu ihm käme. Man darf sich indeß eben nicht über diese Unwissenheit wundern; denn haben sie ihre religiösen Uebungen verrichtet, so wenden sie ihre Zeit nicht etwa auf Studien oder Lektüre, sondern sie beschicken ihre Heerden, bebauen ihre Aecker und Weinberge, oder beschäftigen sich mit andern landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sind hiezu gezwungen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, vor Allem aber um den Erpressungen zu genügen, mit denen sie von der unersättlichen Habgier der Türken fortwährend und unter den verschiedenartigsten Vorwänden behelligt werden. Um sich einen Begriff von ihrer Lebensart und ihrem Treiben zu machen, muß ich bemerken, daß derselbe Mönch, den wir in prächtiger, priesterlicher Kleidung den Gottesdienst halten sahen, uns am andern Morgen auf seinem Rücken eine Ziege nebst einem Schlauche mit Wein brachte, womit das Kloster uns beschenkte."

Unter dem Kloster Belmont, eine und eine halbe Stunde von Tripolis entfernt, liegt das kleine Dorf Callemone oder Calamon, nach Pococke das alte Calamos, das von einem schönen Bache bewässert wird. Zwei und eine halbe Stunde weiter, gegen Mittag, führt die Straße, die hier steil und rauh wird, über ein hohes Vorgebirge, das bis zum Meere fortläuft, wo es fast senkrecht endet und das die äußerste Spitze des Rückens vom Libanon bildet; Maundrell hält es für jenes, dessen Strabo unter dem Namen Theoprosopon gedenkt. Strabo spricht auch von einer Stadt, Namens Trieris, die zwischen diesem Kap und Tripolis gestanden seyn soll, von der man jedoch nicht die geringste Spur findet, wenn man nicht einige, in geringer Entfernung vom Vorgebirge, in den Felsen gehauene Gräber dafür halten will. Pococke macht indeß Erwähnung von einer kleinen Stadt, Enti genannt, am Ufer des Meeres, wo man, zwischen dem Kap und dem Kloster Belmont, die Ruinen einer großen Kirche sieht. Hat man das Vorgebirge überstiegen, so senkt sich der Weg in ein kleines, enges, nach dem Meere zu offenes Thal, an dessen Eingang man auf der Spitze eines von allen Seiten senkrechten Felsens eine Sternschanze sieht, deren Mauern so fest mit dem Felsen verbunden sind, daß sie Theile desselben zu seyn scheinen. Dieser merkwürdige Fels hat eine Höhe von hundert Fuß, ist 150 Toisen lang und zehn breit. Südlich von diesem kleinen Fort kommt man auf einer Brücke über den Nar-el-Zebar und von da, in der Richtung gegen Batrun, durch ein Dorf, Masid genannt, bei dem, auf einem kleinen Hügel, eine Kirche steht.

Batrun, hundert und zwanzig Schritte westlich von der Straße gelegen, ist, den geschätztesten Autoren zu Folge, das alte Botrus, das Ptolemäus zehn Meilen nördlich von Byblus angibt, und das, nach Josephus, von Ithobalt, König von Tyrus, zur Zeit des Propheten Elias gegründet wurde. Es ist eben so wie Esbele oder Dschebail der Hauptort eines maronitischen Bisthums, zählt drei- bis vierhundert Häuser, und seine Bewohner sind, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Griechen und Moslemims, Maroniten. Man sieht hier noch die Ruinen einer großen Kirche und eines Klosters; von den alten Ringmauern ist jedoch keine Spur mehr vorhanden. Batrun hat keinen Hafen, sondern nur ein kleines Bassin, das kaum zwei oder drei Küstenfahrer fassen kann. Die ganze Küste von Tripolis bis Beyrut scheint aus dem Sand gebildet zu seyn, den die Westwinde in großen Massen hier aufhäuften und der von der Hand der Zeit in Fels verwandelt wurde.

Das Gebiet von Batrun, wo meist Tabak gebaut wird, stößt, drei Viertelstunden südlich von der Stadt, an Dschiser Medsun, und hat als nördliche Gränze das Dorf Hammah am Dschibel Nurrye, ein Gränzdorf des Gebiets von Kura; jenseits der Brücke von Medsun dehnen sich die Gebirge bis an die Küste aus. Wenn man Batrun verläßt, kommt man nach einem Wege von drei und einer halben Stunde nach Dschebail, wo man denselben Anbau findet, wie zu Batrun, und dessen Bevölkerung ebenfalls größtentheils aus Maroniten besteht. Auf dieser ganzen Straße, von Tripolis aus, sind in Zwischenräumen von drei bis vier Meilen kleine Khans errichtet worden, in denen man Brod, Käse, auch sogar Branntwein haben kann, und in der Nähe der Küste befinden sich mehrere Brunnen mit süßem Wasser.

Man kann Batrun, von Tripolis aus, auch auf einem andern Wege erreichen. Hat man die südlich von beiden Städten gelegene Anhöhe überstiegen, so kommt man in anderthalb Stunden nach Deir Keftein. Der Weg führt mitten durch ein Olivengehölz am linken Ufer des Kadescha und am steilsten Abhange des Libanon. Hier betritt man nun das Gebiet von Kura, dessen Haupterzeugniß Oel ist. Auch in dem, auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Bezirk Zauye wird Oel und überdieß noch viel Getreide gebaut. Der Boden, auf dem der Oelbaum wächst, ist sorgfältig bearbeitet und gereinigt, weil jede andere Gattung von Vegetation den Ertrag der Ernte schmälert. Rund um den Stamm wird die Erde zwei bis drei Fuß hoch aufgeworfen, damit das Regenwasser sich sammeln und die Sonnenhitze die Wurzeln nicht austrocknen kann. Keftein ist ein kleines griechisches Kloster in der Nähe des Dorfes gleichen Namens. Eine Stunde von Keftein liegt das Dorf Besermo, und der Weg führt fortwährend durch Oelpflanzungen zwischen dem Libanon und Dschibel Killa bis nach dem, noch drei Viertelstunden weiter entfernten Kifer Akka. Wendet man sich von hier aus nach dem Libanon, so erreicht man nach zwanzig Minuten die Ruinen einer alten Stadt. Diese Ruinen, die von den Eingebornen Naus oder Namus genannt werden, sind größtentheils die Ueberreste zweier Tempel. Der erstere ist ein Gebäude in Gestalt eines länglichen Vierecks, aus großen Quadersteinen erbaut, und mit einem Portal von vier Säulen versehen, zu dem man auf einer Treppe mit einigen Stufen gelangt. Der andere, weit größere, und von dem erstern 75 Toisen entfernte Tempel nimmt einen Raum von 50 Schritten Breite und 60 Länge ein, und ist mit einer Mauer umgeben, von der noch einige Ueberbleibsel vorhanden sind. Man betritt diese Umfriedung durch ein schönes, noch gut erhaltenes Thor von vierzehn Fuß Höhe und zehn Fuß Breite; die beiden sehr zierlich gearbeiteten Plinthen und die Bogenrundung sind aus einem einzigen Steine. Dieser Tempel ist jetzt nichts mehr als ein Haufe von Trümmern, und der Boden ist mit Bruchstücken von Säulenschäften, Kapitälen, Friesen u. s. w. bedeckt. Der Stein, aus dem diese Bauten aufgeführt wurden, ist ein Kalkstein, doch nicht so fest, als der von Baalbeck, und die korinthischen Säulen sind von nur mittelmäßiger Arbeit. Von hier aus hat man eine herrliche Aussicht über den Distrikt Kura und das Meer bis nach dem nördlich gelegenen Tripolis.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Bauer von Morvan, der jüngst wegen der Ermordung eines Mannes, den er für seinen Feind hielt, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt wurde, rief, als ihm das Urtheil verkündigt wurde: „Ich bin unschuldig! Nur nicht auf die Galeere! Den Tod oder die Freiheit." Als er wieder in sein Gefängniß gebracht wurde, verschlang er Urin, worin er Kupfermünzen hatte oxidiren lassen, dann sechs oxidirte Sous, die Stücke einer Pfeife, Glasscherben von einer ganzen Bouteille, eine Nähnadel und eine Stecknadel — Alles umsonst. Sein Magen war stärker als sein eiserner Wille, nicht mehr zu leben.

Die India Gazette vom 25 Febenar berichtet: „Wir haben einen Brief von Herrn Jacquemont an einen Freund in Calcutta vor uns, aus dem erhellt, daß dieser Reisende im Begriff war, Pendschab zu verlassen, und seine Reise durch Radschputana nach Bombay fortzusetzen. Er drückt sein Erstaunen darüber aus, daß man von Pendschab noch so wenig weiß, ungeachtet unmittelbar an der Gränze ein bedeutendes Truppenkorps mit vielen englischen Offizierrn steht, die eben nicht viel zu thun, folglich Gelegenheit genug haben, genaue Berichte über dieses Land zu geben, und manche durch Zeitungen verbreitete irrige Angabe zu berichtigen. Herr Jacquemont ist entschlossen, jetzt nach Frankreich zurückzukehren, und der gelehrten Welt den Erfolg seiner Bemühungen mitzutheilen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 292. 18 Oktober 1832.

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Benjamin zählte damals fünfzehn Jahre und ungeachtet seines Schulbesuches in Springfield, blieb seine Erziehung doch sehr vernachlässigt. Eigentliche höhere Bildung wurde ihm nie zu Theil und der Präsident der königlichen Akademie in London konnte nie ganz flüssig vom Blatte weg lesen. Der Doktor Smith, der sich für ihn interessirte und bemerkte, wo es seinem jungen Freunde fehlte, gefiel sich nicht sehr darin, ihm Unterricht in der Grammatik zu geben. Da er in ihm nur den künftigen Maler sah, so unterhielt er ihn, statt sein Gedächtniß mit grammatikalischen Regeln zu quälen, lieber mit Gegenständen, die mehr zu seiner Einbildungskraft sprachen; übrigens wurden diese klassischen Studien durch ein Fieber unterbrochen, das den Zögling zu Bette warf. Nachdem West durch eine lange und sorgfältige Heilung genesen war, wurde er von einem neuen, aber mehr poetischen Leiden angefochten. Es war eine ganz eigene optische Täuschung, in der er allerlei Bilder an der Wand hinschweben sah, so daß er mit offenen Augen zu träumen glaubte. Anfangs war es eine weiße Kuh, die durch das Fenster herein kam, sich dem Bette näherte und dann verschwand. Auf die Kuh folgte eine Bache mit ihren Frischlingen. Die Schwester West's, die nicht anders glaubte, als daß ihr Bruder in einem neuen Fieberanfalle irre rede, lief nach dem Arzte. Dieser fand den Puls des Geistersehers ganz in der Ordnung, seine Haut weich und feucht, den Durst gemindert, kurz alle Zeichen der Genesung und wußte daher nicht was er sagen sollte, als West ausrief, er sehe an der Stubendecke eine Menge seiner Bekannten vorübergehen. Der Doktor glaubte nun, sein Patient bedürfe des Schlafes und verschrieb ihm einen Trank, der hinreichend gewesen wäre, dem Argus alle Augen zu schließen. Kaum aber war der Aeskulap von Springfield fort, als West die Entdeckung machte, daß alle Erscheinungen durch eine Spalte in seinem Fensterladen hereinkamen. Er rief seiner Schwester, die nun auch die Bilder sah, hielt dann die Hand auf die Spalte und würde so die Camera obscura erfunden haben, wenn sie nicht, wie er nachher zu seinem großen Leidwesen von dem Maler Williams erfahren mußte, schon lange vorher erfunden gewesen wäre.

Indeß war die Zeit herangekommen, wo West sich mit seiner Kunst seinen Unterhalt verdienen sollte. Seine Familie glaubte aber, bevor sie ihn diesen bestimmten Entschluß ergreifen ließ, die Brüdergemeinde darüber befragen zu müssen. Die Quäcker versammelten sich und der Geist kam zuerst über Einen, Namens John Williamson, der sich in folgenden Worten vernehmen ließ: „Ein Kind männlichen Geschlechtes ist John West und Sara Pearson geboren worden, ein Kind männlichen Geschlechts, das Gott mit einigen wunderbaren Gaben begnadiget. Ihr Alle wißt es, wie das Kind gleichsam durch eine höhere Eingebung getrieben wurde, die Malerei zu erlernen. Allerdings verbieten uns unsre religiösen Grundsätze, die Nützlichkeit dieser Kunst für die Menschen anzuerkennen; allein, wenn auf der andern Seite Gott diesem jungen Menschen Genie für diese Kunst verliehen hat, werden wir wohl die Weisheit Gottes in Frage stellen dürfen? Ich sehe darin nur den göttlichen Finger. Wir müssen die Malerei von dem Vorwurf irdischer Eitelkeit freisprechen und den jungen Künstler aufmuntern.“ Durch diese Gründe überzeugt und vielleicht auch geschmeichelt, aus ihrer Mitte ein Genie hervorgehen zu sehen, dessen Ruhm von seinem Glanz auch einige Strahlen auf die Gesellschaft der Freunde zurückwerfen würde, ließen die Quäcker Benjamin in ihre Versammlung rufen. Er trat ein mit seinem Vater zur Rechten, seiner Mutter zur Linken, hörte eine salbungsreiche Predigt über die Nothwendigkeit seine Gaben zur Verherrlichung Gottes anzuwenden, empfing die Händeauflegung aller Männer und wurde von allen Quäckerinnen umarmt. Der Eindruck, den diese Scene auf West machen mußte, ist in allen seinen späteren Schöpfungen sichtbar. Die ernste Einfalt des Quäkers verließ ihn nie und sein Pinsel blieb stets keusch und fromm.

Nachdem West auf diese Weise und so frühzeitig schon von den strengen Grundsätzen der Brüdergemeinde losgesprochen und sein eigener Herr geworden war, betrat er einen Augenblick eine Laufbahn, für welche die Sekte der Freunde damals noch keine Entschuldigung gefunden hatte. Von einer Anwandlung militärischen Enthusiasmus ergriffen, ließ er sich unter die Miliz aufnehmen und stieß zu den Truppen des Generals Forbes, der auszog, um wo möglich den Ueberrest jener tapferen Schaar aufzusuchen, die mit dem unglücklichen General Braddock in den Wildnissen zu Grunde gegangen war. Unter den Freiwilligen, mit denen West ausrückte, befanden sich auch eine Truppe Indianer und die Offiziere eines alten

schottischen Regiments, unter Befehl des Majors Sir Peter Hallet, der bei jener unglücklichen Expedition seinen Vater und seinen Bruder verloren hatte. Obgleich seit der Schlacht, worin sie ihr Leben, wie zu vermuthen stand, eingebüßt hatten, bereits mehrere Monate verstrichen waren, und obgleich Wetter, Raubvögel, wilde Thiere und die Indianer, noch wilder als sie, mit einander gewetteifert haben konnten, die Todten zu entstellen; so hoffte Major Hallet doch noch, die irdischen Reste seines Vaters und seines Bruders finden und erkennen zu können, zumal ihm ein indianischer Krieger gesagt hatte, er habe einen alten Offizier unter einem ihm noch gut erinnerlichen Baume fallen und einen jüngeren Offizier, der ihm zu Hülfe geeilt, verwundet werden gesehen. Nach einem langen und beschwerlichen Zug durch die Urwälder, erreichten sie endlich das Thal, wo der unglückliche Kampf vorgefallen war. Ein tiefer Schmerz ergriff die ganze Schaar der Amerikaner, als sie die Gebeine ihrer erschlagenen Brüder umherliegen sahen, während sie nahe dabei Menschenknochen mit der Asche der indianischen Feuerstellen vermischt erblickten. Als sie auf der eigentlichen Stelle des Blutbades angelangt waren, drang der indianische Führer, nachdem er seine Blicke rings umherstreifen lassen, tiefer in den Wald, wo er bald darauf einen lauten Schrei ausstieß. Hallet und West eilten ihm nach: der Indianer hatte den Baum wieder gefunden. Ein Kreis von Soldaten bildete sich um die drei her, während andere die Blätter am Fuß des Baumes wegräumten. Man fand zwei Gerippe: eines auf dem anderen liegend. Hallet betrachtete die Köpfe. „Es ist mein Vater!“ rief er und sank ohnmächtig in die Arme seiner Gefährten. Als er wieder zu sich kam, sagte er: „Ich [illegible] künftigen Sohne.“ Man grub nun in der Wildniß ein Grab, wickelte beide Leichen in ein schottisches Plaid und bestattete sie feierlich zur Erde. Ein schöner Stoff zu einem Seitenstücke von Wolfs Tod. West hatte oft im Sinne, es auszuführen.

Unser junger Kriegsmann wurde durch die Botschaft, daß seine Mutter gefährlich krank darnieder liege, aus dem Felde abgerufen und traf eben noch zur rechten Zeit ein, um von ihr zum Abschied noch einen Blick und einen stummen Segen zu erhalten. Er liebte und ehrte sie wie ein guter Sohn und noch in seinen alten Tagen sprach er oft von ihr, zeichnete wiederholt ihr Porträt und erinnerte sich der Ausdrücke ihrer besondern Zärtlichkeit gegen ihn mit einer Rührung, die er weder zu verbergen noch zu unterdrücken suchte. Mit dem Tode seiner Mutter verschwand ihm jeder Reiz, den das Vaterhaus noch für ihn haben konnte; er verließ es bald darauf, um sich in Philadelphia als Porträtmaler ansässig zu machen. Er zählte damals achtzehn Jahre. Seine Jugend, das Romantische seiner Lebensgeschichte und sein wirkliches Talent verfehlten ihre Wirkung nicht. Seine Preise waren außerdem mäßig; zwei Guineen fünf Schilling für den Kopf allein und fünf Guineen für Kopf und Büste. Alles Geld was er sich auf diesem Wege verdiente, wurde weislich von ihm beiseite gelegt, um mit der Zeit eine Kunstreise zu machen; da der junge Künstler wohl wußte, daß die großen Vorbilder der eigentlichen Kunst in andern Ländern als in Amerika zu suchen seyen; vorzüglich träumte er Tag und Nacht von einer Reise nach Rom. Von Philadelphia begab er sich nach New-York, wo er sich jedoch mit den Einwohnern minder zufrieden fand. Hier verschlang der Handel alle Gedanken und jeden Ehrgeiz. Von Zeit zu Zeit geschah es wohl, daß ein Kaufmann, der sich eine Pfeife geschnitten, dem jungen Maler saß, und dieser konnte dann wohl auch den Preis seiner Gemälde verdoppeln; allein ein Brief Smith's rief ihm Rom mit erneuter Lebendigkeit ins Gedächtniß zurück. Da in Italien die Aernte mißrathen war, so wurde damals gerade ein Schiff mit Getreide und Mehl geladen, auf Rechnung des Herrn Allen in Philadelphia, aus der neuen Welt in die alte hinübergeschickt. Man bot West die Ueberfahrt auf diesem Schiffe bis Livorno an und ein Kaufmann aus New-York, der sich eben malen ließ und den Reiseplan des jungen Künstlers erfuhr, gab ihm einen Empfehlungsbrief an zwei Bankierhäuser in Europa mit, die zugleich angewiesen wurden, ihm fünfzig Guineen auszuzahlen, die zu Ehren der Kunst angewendet werden sollten. Die Einwohner von New-York stiegen nun freilich um fünfzig Prozent in der Achtung des jungen Künstlers, der sich auch unverzüglich von Livorno nach Rom begab.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Geschichte von Nuffie — Verehrung der weißen Menschen bei den Negern — Der Mollam Dendo und seine Politik — Der Menschenmarkt zu Rabba — Zagozhi und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Mollam Dendo kann, wie man den Reisenden versicherte, tausend wohlberittene Soldaten auf herrlichen Pferden ins Feld stellen, sein zahlloses Fußvolk ungerechnet. Alle ihren Herren entlaufenen Sklaven finden bei ihm Aufnahme und Schutz, und erlangen die Freiheit, wodurch er von allen umliegenden Ländern Zulauf erhält. Es ist die Politik dieses schlauen und muthigen Fürsten, einträgliche und wichtige Stellen in seiner nächsten Umgebung, oder im Heere und in den eroberten Provinzen, nicht bloß an Felatahs zu verleihen, sondern an Eingeborne, die er dadurch an sein Interesse fesselt. Dendo scheint die Absicht zu haben, sich von dem Sultan von Sakatu völlig unabhängig zu machen, und Rabba zum Mittelpunkt eines eigenen Königreiches zu erheben, und dieses seinem Sohne zu übergeben, den er auch bereits, nach Landessitte, am ersten Tage eines Neumondes auf dem weißen Pferde seines Vaters durch die Straßen von Rabba führen, und von den vornehmsten Einwohnern der Stadt begleitet und unter Trompetenschall zum Mitregenten ausrufen ließ.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Zagozhie erschienen wirklich die Boten des Mollam Dendo und des Magia, um die Geschenke der Fremden für ihre Herren in Empfang zu nehmen. Diese bestanden aus einem schönen Spiegel in vergoldetem Rahmen, einem paar silbernen Armbändern, einer Schnupftabaksdose, einer Tabakspfeife, Messer, Barbiermesser, zwei Scheeren, vier neuen Schillingen und einer Anzahl naturgeschichtlichen Büchern. Außerdem überschickten sie für den König von Nuffie noch insbesondere einen Taschenkompaß, und für den Mollam eine Camera obscura, wobei sie dem Fürsten durch die Boten wissen ließen, die beiden letzten Gegenstände seyen von unschätzbarem Werthe, und nur weil

sie durch die Länge der Reise ihren ganzen Waarenvorrath völlig erschöpft hätten, seyen sie gezwungen, diese köstlichen Sachen herzugeben, wobei sie sich jedoch vorbehalten haben wollten, dieselben, wenn sie mit neuen Waaren hieher zurückkehrten, wieder gegen andere werthvolle Geschenke einzulösen. Diese kleine List schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Mohammed, der Sohn des Magia, und die Boten des Felatahfürsten kehrten am andern Tage zurück, und überbrachten von Seite des Königs von Nuffie ein schönes Schaf und von dem Mollam einen großen Topf mit Honig, wobei beide Fürsten ihre hohe Zufriedenheit über die erhaltenen Geschenke ausdrücken ließen, und unter den wärmsten Versicherungen ihrer Freundschaft das Versprechen erneuerten, bei dem König des schwarzen Wassers zu bewirken, daß er ihnen unter gewissen Bedingungen ein Boot, so gut es nur ihr Herz wünschen könne, zur Förderung ihrer Reise verabfolgen lasse. Um so unfreundlicher wurden die Lander aus ihren Hoffnungen aufgeschreckt, in die sie sich durch diese Zusicherungen hatten wiegen lassen, als einige Tage nachher der Mollam eiligst Pascoe rufen ließ, und als dieser vor ihm erschien, ihn mit harten Worten anfuhr, indem er sagte, die ihm übersendeten Geschenke seyen völlig werthloses Zeug, und mit Ausnahme des Spiegels bloßes Kinderspiel; er wisse sehr gut, daß sie Sachen von größerem Werthe bei sich führten, die besser zu Geschenken für einen Fürsten, wie er, geeignet seyen; würden sie sich ferner weigern, ihn hierin zufrieden zu stellen, so sey er gesonnen, ihnen ihre Gewehre und Pistolen zu nehmen, und dann erst sie abreisen zu lassen. Diese Nachrichten, mit denen Pascoe bestürzt zu seinen Herren zurückkehrte, waren für alle ihre Hoffnungen ein wahrer Todesstreich. Die Reisenden sahen ein, daß sie ihrer Waffen beraubt wehrlos den Händen und der Willkür von Menschen überliefert seyn würden, die sich in ihren Handlungen durch Nichts, als ihren Eigennutz und nie durch ein Gefühl des Edelmuthes bestimmen ließen. In dieser verzweifelten Lage fiel ihnen bei, daß sie noch Mungo Parks rothen Sammtmantel besaßen, den sie von dem Könige von Bussa gekauft hatten, und durch den sie den habgierigen Fürsten zu befriedigen hoffen konnten. So ungern sie sich auch von dieser Reliquie ihres unglücklichen Vorgängers trennten, so sahen sie doch keinen andern Ausweg den erzürnten Mollam wieder zu besänftigen, und schickten einen ihrer Diener, Namens Ibrahim, mit dem prächtigen Mantel nach Rabba. Einige Stunden später kam dieser mit vor Freude strahlendem Gesichte zurück, und hinterbrachte ihnen, daß ihr Geschenk von dem alten Fürsten mit überschwenglicher Bewunderung aufgenommen worden sey. Durch dieses Geschenk, ließ er ihnen sagen, hätten sie ihn auf immer zu ihrem Freunde gemacht, und er bedaure nur, daß die Felatahs keine Kanoes besäßen, sonst würde er den Fremden so viele schenken, als sie verlangen möchten. „Frage die weißen Männer, setzte er hinzu, „was sie verlangen, und wenn es Rabba besitzt, so sollen sie es haben.“ Dann fügte er in der Freude seines Herzens hinzu: „Jetzt erst werde ich einem König gleich sehen. Aber laßt Niemand etwas davon wissen, ich würde den Neid aller meiner Nachbarn erregen, und was mein Volk betrifft, so will ich sie eines Tages, wenn sie in den Krieg ziehen, damit überraschen. Es wird ihre Augen blenden! Wie groß wird ihr Erstaunen seyn!“ In dieser Art machte der Felatahfürst seiner kindischen Freude Luft, indem er das Prachtgewand hundertmal von innen und außen besah. Allein der Mollam ließ es nicht bloß bei diesen Worten bewenden, und als er an einem der folgenden Tage Pascoe, den die Reisenden an ihn geschickt hatten, fragte, womit er das „königliche Geschenk,“ wie er sich ausdrückte, vergelten könne, und dieser ihm vorstellte, er würde die weißen Männer am Meisten verbinden, wenn er ihnen einige Matten und Kleider schenken würde, und den König des schwarzen Wassers bestimmen könnte, ihnen für ihre beiden Boote aus Pataschie ein einziges und größeres zu geben, so ging Dendo sogleich hinweg, und kam bald darauf mit einem Bündel Matten zurück, wegen deren Verfertigung Rabba in großem Rufe steht, schenkte den Dienern der Lander einige schöne Kleider von inländischem Zeug und versprach, mit dem Häuptling von Zagozhie die Sache wegen eines Kanoes ins Reine zu bringen. Mit dieser Botschaft und einigen Gewändern für die Brüder kehrte Pascoe voller Freude nach Zagozhie zurück.

(Schluß folgt.)

Tripolis.

(Schluß.)

In geringer Entfernung liegt das Kloster St. Demetrius, Deir Demitry und nach einem Weg von einer halben Stunde kommt man in das Dorf Beschiza;*) zehn Minuten von hier befinden sich die Ruinen eines andern, Kenyset-el-Anamyd (Kirche der Säulen) genannten Tempels. Die östliche Mauer desselben ist eingestürzt und die südliche ist durch ein Erdbeben aus ihrer senkrechten Richtung gerückt worden; die westliche steht noch, und die nördliche, statt das Viereck abzuschließen, beschreibt zwei Krümmungen von ungefähr zwölf Fuß Tiefe. Das Thor sammt seiner Bogenwölbung ist aus einem einzigen Steine gehauen und mit Bildhauerarbeit verziert, die der von Baalbek nicht nachsteht. Der Portikus besteht aus vier jonischen Säulen, jede achtzehn Fuß hoch und aus einem einzigen Steine gehauen. Hinter jeder dieser Säulen, die noch aufrecht stehen, befindet sich ein mit ihr im Ebenmaß stehender Wandpfeiler in der Mauer des Tempels. Das Gesims des Portikus ist von bewundernswürdiger Arbeit, und im Mittelpunkte des Tempels erhebt sich eine große ehrwürdige Eiche, deren beschattende Zweige die Stelle des Dachs vertreten und diesen Ruinen einen ganz eigenen, malerischen Charakter leihen.

Eine halbe Stunde nordöstlich von hier liegt das Dorf Amyun, Hauptort des Bezirkes Kura, dessen Bewohner fast sämmtlich Griechen, die von Zanye hingegen Maroniten sind. Zwei und eine halbe Stunde von diesem Dorfe verweilt man, abwärts steigend, mit Vergnügen an einer schönen, von einem Bogen überwölbten Quelle, Ain-el-Khovadscha genannt. Eine Meile von da gelangt man in das enge Thal Dschlaus oder Meszadehah, zwischen dem Dschibel Nurye, der sich ins Meer erstreckt, und einem andern Gebirg. An dem nach dem Meere zu liegenden Theile des Dschibel Nurye steht das Kloster Mar-Elias. Der Weg nach Batrun beträgt noch anderthalb Stunden.

Will man von Tripolis nach Latakieh gehen, so führt der Weg durch eine geräumige, zwischen dem Meere und dem Gebirg gelegene, außerordentlich fruchtbare und von einer Menge von Flüssen bewässerte Ebene. Der erste von diesen ist der Nahr-el-Berid (der kalte Fluß), über den sich eine Brücke mit drei Bögen wölbt, und wo sich ein Khan für Reisende befindet; er ist zwei gute Stunden von Tripolis entfernt. Zwei Stunden jenseits des Nahr-el-Berid kommt man an den Nahr-Akkar, über den eine schöne Brücke mit Einem Bogen führt. Östlich erhebt sich ein Hügel, Tel-Arka, der seiner vollkommen regelmäßigen Kegelform wegen durch Kunst gebildet zu seyn scheint. Südlich und östlich von ihm sieht man eine Menge bedeutender Trümmer, Ruinen alter Gebäude, behauene Steinblöcke, zerbrochene Säulen von grauem und rothem Granit, die es bezeugen, daß hier vor Zeiten eine blühende Stadt stand; wahrscheinlich das alte Arca, der Geburtsort Alexanders Severus. Drei Viertelstunden weiter kommt man über einen dritten Fluß, Nahr-Adrosch (Fluß der Aussätzigen), der, da er sehr rei-

*) Dieses Dorf liegt am Nahr Beschiza, einem brausenden Bergstrome, der tosend aus dem Gebirge hervorbricht; während des Sommers fast ganz trocken, schwillt er während der Regenzeit und selbst nach einem Gewitter gewaltig an. Burckhardt, der durch dieses Dorf reiste, berichtet, daß die Einwohner ihm erzählten, der Nahr Beschiza sey in einer einzigen Nacht so sehr und so plötzlich angeschwollen, daß er acht oder zehn Zelte und mehrere Familien in sein Bett hinabgerissen habe, das am andern Morgen ganz trocken gelegen sey. Fünfzehn Menschen und eine große Menge Vieh gingen in einem Augenblick zu Grunde. Man gibt diesem Flusse auch den Namen Nahr-Asfur.

fend, zur Regenzeit gefährlich zu durchwaten ist. Eine alte verfallene steinerne Brücke war, zu der Zeit als Burckhardt diese Gegend bereiste, noch nicht wieder hergestellt, und er berichtet, daß die Karawanen von Hamasch zuweilen ganze Wochen am Ufer dieses Stromes lagern, bis es ihnen gelingt, hinüber zu kommen. Zehn Stunden von Tripolis und eine Viertelmeile vom Meere bietet die Quelle Ain-el-Hye (Schlangenquelle) dem Reisenden ungeachtet ihres nichts Gutes versprechenden Namens, reichliches und gesundes Wasser, und jenseits, drei Meilen von der Küste entfernt, liegt die Insel Ruad, die man für das Arpad der heiligen Schrift und das Aradus der Griechen und Römer hält. In den Umgebungen der Schlangenquelle und etwas weiter gegen Süden sieht man eine Menge Spuren ehemaliger Gebäude und Trümmer alter Gräber, die auf die Vermuthung führen, daß hier vor Zeiten eine bedeutende Stadt stand, und zwar, wenn man der Meinung Pococke's beipflichten will, das Enydra Strabo's. Südlich von diesen Ruinen stieß dieser Reisende auf eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel des Alterthums: Ein Hof von ungefähr 50 Fuß ins Gevierte ist hier in den Felsen gehauen, dessen neun Fuß hohe Seitenwände die Umfriedung bilden, mit Ausnahme der nördlichen Seite, die nicht geschlossen ist; an dieser Stelle bemerkt man noch die Spuren zweier Eingänge, die, wie Pococke meint, durch eine Mauer mit einander verbunden waren. Im Mittelpunkte dieses Hofes hatte man ein Felsenstück, von neun Fuß Höhe und ungefähr achtzehn in der Länge und Breite, stehen lassen, das einem aus vier großen Steinen gebildeten Throne als Fußgestell diente; zwei von diesen Steinen stehen auf den beiden Seiten, einer rückwärts und der dritte ruht senkrecht auf den drei andern wie die Lehne eines Sopha's. Ein schön gearbeitetes Karnieß läuft um das Ganze herum, und das ganze bei zwanzig Fuß hohe Gebäu ist mit der Vorderseite dem offenen Theile des Hofes zugekehrt, in dessen beiden Ecken, allem Anscheine nach, zwei kleine Wohnungen standen. Es ist, wie Maundrell vermuthet, sehr wahrscheinlich, daß dieser Hof ein Tempel und der Thron in der Mitte der Sitz eines Götzenbildes war. Was dieser Vermuthung noch mehr Bestätigung gibt, ist der Umstand, daß die Anhänger des Heidenthums den Herkules, d. h. die Sonne, in einem unbedeckten Tempel anzubeten pflegten, und wir finden hier eine merkwürdige Spur dieses Aberglaubens, der aus Aegypten sich in Phönizien und von da in einigen Gegenden des westlichen Europa's verbreitete. Der ägyptische Memnon, das riesenhafte, von Nabuchodonosor errichtete Standbild in der Ebene von Dura, so wie der syrische Baal, waren wahrscheinlich dieselbe Gottheit, die unter den Namen Osiris, On, Adonis, Baal, Herkules u. s. w. der Gegenstand eines fast allgemein verbreiteten Götzendienstes gewesen sind.

Nördlich von der Quelle befindet sich eine Art, ebenfalls in den Felsen gehauener Graben, der 125 Schritte in gerader Richtung von Osten nach Westen hinläuft; zu beiden Seiten sind, in seiner ganzen Ausdehnung, sieben Stufen eingehauen, da diese aber nicht bis auf den Boden hinabreichen, so läßt sich vermuthen, daß sie als Sitze dienten. Das östliche Ende dieses Grabens scheint einen Halbzirkel beschrieben zu haben, und an der westlichen Spitze ist der Felsen auf eine Weise ausgehauen, die vermuthen läßt, daß hier vor Zeiten Wohnungen standen. Dieser Ort war, wie Pococke bemerkt, ohne Zweifel ein Circus für die Spiele der Bewohner von Aradus und Antaradus. Südlich vom Tempel wurden die hier weit höhern Felsen, wie der Augenschein zeigt, als Steinbrüche benützt; auch sind sie hie und da wie Cisternen ausgehöhlt. An verschiedenen Stellen sieht man noch Mauern und an einer sogar ein fast vollständiges Haus in den Felsen gehauen; um das letztere freistehend herzustellen, sind die Steine rings umher ausgebrochen, und noch jetzt sieht man Nischen, Fenster, Thüren und in der Mitte eine Mauer mit einem Eingangsthor.

Ungefähr eine halbe Meile südlich von diesen denkwürdigen Werken menschlichen Fleißes und menschlicher Ausdauer findet man zwei, dreißig Fuß von einander entfernte Begräbnißthürme, von denen der englische Reisende Maundrell eine sehr genaue Beschreibung liefert. Sie dienten wahrscheinlich der Stadt Aradus als Begräbnißplätze, da diese, des beschränkten Raumes wegen, ihre Todten nach dem festen Lande schaffen mußten, wie Dieß auch auf der Insel Delos der Fall war, deren Bewohner eine kleine benachbarte Insel zu gleichem Zwecke bestimmt hatten.

Die Insel Ruad hat auf ihrer östlichen Seite eine gute Rhede, wo die Schiffe nahe am Ufer vor Anker gehen können; vor Alters landete man, aller Wahrscheinlichkeit nach, an der östlichen Seite, wo man jetzt noch zwei Dämme sieht, welche die Schiffe gegen die Wellen schützen, während ein kleines Vorgebirg der Insel selbst eine natürliche Schutzmauer gegen die Südwinde bot. Im Norden und Westen der Insel standen, wie es scheint, doppelte Mauern; im Süden hingegen sieht man nur noch Spuren einer einzigen Mauer. Noch findet man an der nördlichen Seite Trümmer einer andern äußern, sehr hohen, fünfzehn Fuß dicken Mauer, die aus großen Steinblöcken erbaut war, von denen einige fünfzehn Fuß lang sind, und es ist zu vermuthen, daß die Nachen und kleinern Fahrzeuge zwischen diesen Mauern anlegten. Noch zur Zeit Pococke's (1758) befanden sich einige Häuser und zwei mit Kanonen versehene Schlösser auf der Insel, welche die Bewohner gegen die Seeräuber vertheidigten; gegenwärtig aber ist sie ganz kahl und wüst.

Drei Viertelstunden von Ain-el-Hye kommt man über einen Fluß, der im Sommer fast ganz austrocknet, der aber, nach der Breite seines Bettes und den Ruinen einer steinernen Brücke zu schließen, ehedem sehr bedeutend gewesen seyn muß; eine Viertelstunde weiter liegt Tortosa. Diese Stadt, im Lande Tartus genannt, ist das alte Orthosia, Sitz eines Bisthums in der Provinz Tyrus, dessen in der Geschichte der Kreuzzüge öfter, als eines sehr festen Platzes, Erwähnung geschieht. Sie liegt am Ufer des Meeres und ist von einer weiten Ebene umgeben. Eine halbe Meile gegen Norden ist der Landungsplatz, wo man Spuren eines Dammes bemerkt, die vermuthen lassen, daß Dieß der Ort ist, wo Caramus, der Festlandshafen von Aradus, stand. Anderthalb Stunden von da fließt ein schöner, tiefer Fluß, Nahr Hussein genannt, und noch vier und eine halbe Stunde weiter befindet sich ein Ort, Namens Banças, auf dem die Stadt Balanea Strabo's, das Balania des Mittelalters, stand. Südöstlich erhebt sich in der Ferne, auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Nähe des Meers, das alte Schloß Merkab, das ungefähr eine halbe Meile im Umfange haben kann. Seiner Lage und dreieckigen Gestalt wegen ist es sehr fest; die innern, fünfzehn Fuß dicken Mauern sind, eine einzige Stelle ausgenommen, wo kein Angriff möglich ist, noch von einer äußern Ringmauer umgeben, die indeß sehr überflüssig ist. Eine sehr verbreitete Sage, die wahrscheinlich dem Umstande ihr Entstehen verdankt, daß diese Festung den Johanniterrittern von Jerusalem gehörte, erzählt, sie sey ein Werk der Kreuzfahrer; allein es ist erwiesen, daß sie von griechischen Kaisern erbaut wurde, und daß sie vor Ankunft der abendländischen Christen im heiligen Lande den Bischöfen von Balanea als Zufluchtsort gegen die Angriffe und Unbilden der Sarazenen diente. Die Kirche ist fast ganz aus einer schwarzen Steinart gebaut und mit korinthischen Säulen von ziemlich guter Arbeit geziert. Unter diesem und den Nebengebäuden sind ungeheure, kellerähnliche Cisternen in den Felsen gesprengt und aus den auf diese Weise gewonnenen Steinen wurde das Schloß zum größten Theile erbaut.

Drei oder vier Meilen jenseits des Nahr Baneas fließt der Nahr Dschobar, an dem man die Ueberreste einer schönen steinernen Brücke, nebst einem großen viereckigen Thurm und viele Ruinen von Gebäuden sieht. Eine halbe Stunde weiter strömt ein schöner tiefer Fluß, der Nahr-el-Melek (Königsfluß), über den eine Brücke führt; seine beiden Ufer sind mit römischen Ruinen und Säulentrümmern von Granit bedeckt, und das ganze Land, von Tartus bis Dschebili, ist mit Schlössern, Städten und Dörfern besäet, die von seinem vormaligen Wohlstande zeugen.

Dschebili, in geringer Entfernung vom Meere gelegen, und von einer großen, üppigen Ebene umgeben, bietet dem Beobachter mannichfache Spuren einer glücklicheren Zeit; jetzt aber ist diese Stadt sehr verfallen. Nach Strabo und andern alten Geographen hieß sie Gabala, woraus Dschebili wurde; unter dem griechischen Kaiserreiche war sie der Sitz eines Bisthums, den Severian, der große Gegner des heil. Johann Chrysostomus, inne hatte. Man findet hier noch eine Moschee und ein Hospiz, beide vom Sultan Ibrahim gegründet, dessen Asche in der ersteren in einem Grabe ruht, das bei den Türken in großer Achtung steht. Wahrscheinlich konnten die Schiffe vormals in Dschebili landen, denn noch jetzt sieht man ein aus ungeheuern Quadern aufgeführtes Gebäu, das etwas im Wasser steht, und vermuthlich ein Theil eines ins Meer hineinreichenden Hafendammes war.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 293. 19 Oktober 1832.

Nachrichten über Siam. *)

Das Königreich Siam dehnt sich vom 5° bis 18° Grad nördlicher Breite aus; seine Breite ist sehr ungleich, gegen Mittag ist es schmal und gegen Norden ziemlich breit. Im Süden wird es von verschiedenen malayischen Stämmen, im Norden von Laos, einem wenig bekannten und sehr großen Lande, im Osten von Cambodscha, und im Westen vom Meer und den Königreichen Awa und Pegu begränzt. Seit Juthia von den Birmanen (1757) zerstört wurde, ist Bangkok die Hauptstadt; sie liegt fast im Mittelpunkte des Königreichs.

Das Klima von Siam ist so heiß, daß man zuweilen nur mit Mühe athmen kann, und ein ununterbrochener starker Schweiß schwächt dann den Körper so sehr, daß man kaum den Muth hat sich zu bewegen. Erst wenn die Sonne in den Zenith tritt, fängt man an zu leben; denn dann bedeckt sich der Himmel mit Wolken, die mehrere Monate hindurch einen ungeheuern Sonnenschirm bilden, während häufige Regen die Luft abkühlen. Diese Wolken begleiten die Sonne immer von Norden nach Süden, bis zum zwanzigsten Breitegrad; Anfang und Ende dieser Regenzeit werden durch furchtbare Donnerschläge bezeichnet; die Blitze machen die Luft wieder ruhig. Die Flüsse treten regelmäßig wenigstens einmal des Jahres aus. Der Fluß Bangkok bietet in dieser Hinsicht eine seltsame Erscheinung; er tritt nämlich erst einen Monat nach dem Aufhören der Regen aus, und je größer er wird, um so klarer wird auch sein Wasser, tritt er aber in seine Ufer zurück, so wird es schlammig. An der Spitze des Golfs von Siam steht die Eintrittszeit der Fluthen mit der in Europa in umgekehrtem Verhältniß; die großen Fluthen treten im November, und die schwächsten im Mai ein. Ebbe und Fluth findet alle vier und zwanzig Stunden nur Einmal statt.

Das Königreich Siam ist ein flaches Land; unermeßliche Ebenen, mit Wäldern und sumpfigen Seen bedeckt, nur hie und da von einigen Gebirgen und Hügeln durchschnitten, die der Einförmigkeit der Landschaft etwas Abwechselung geben. Auf den höher gelegenen Stellen ist die Vegetation üppig, in den sumpfigen Ebenen aber nur kärglich; die Bäume sind stets mit Blättern bedeckt, und während die alten abfallen, sprossen auch schon neue hervor. Die Wälder haben Ueberfluß an Bauholz, und man findet Bäume von ungewöhnlicher Höhe; Obstbäume mit guten, eßbaren Früchten gibt es nur wenige, der größte Theil ist herbe und ungesund. Wälder und Seen sind mit Wildpret und in Europa unbekannten Vögeln bevölkert, deren Gesang, wenn man ihr krächzendes, schrillendes, klägliches oder eintöniges Geschrei so nennen darf, den Ohren sehr lästig fällt. Die am häufigsten vorhandenen Vögel sind Pfauen, Kakadus, Papageyen von allen Farben, der rothe und der weiß und grün gezeichnete Kolibri, und wilde Hähne und Hühner, denen, die man in europäischen Hühnerhöfen hält, vollkommen ähnlich. Will man Hähne fangen, so setzt man einen Haushahn unter ein, an einem abgelegenen Ort aufgestelltes Netz; der wilde Hahn läuft dann herbei, um mit dem neuen Ankömmling zu kämpfen, und der hinter einem nahen Gesträuch versteckte Jäger zieht an einer Schnur das Netz über beiden zusammen. Man findet auch eine Gattung Pfauen, deren Fleisch sehr wohlschmeckend ist, und schöne schwarze Schwäne. Unter den durch ihre Größe ausgezeichneten Vögeln ist der Nocariam, wie die Siamesen ihn nennen, besonders merkwürdig; wenn er geht, so hat er, vom Kopf aus gemessen, eine Höhe von sieben Fuß; er ist verhältnißmäßig dick und hat aschgraues, manchmal am Hals und auf dem Rücken auch rothes Gefieder. Sein Kopf ist so groß als der eines Menschen, und der konische Schnabel fast zwei Fuß lang; er erhebt sich zuweilen so hoch, daß man ihn aus dem Gesichte verliert, allein sein scharfes durchdringendes Geschrei gibt Kunde von seiner Gegenwart. Seine Nahrung besteht aus Getreide und Kräutern, und seine Eier gleichen denen des Straußes; er ist in Siam sehr häufig, nicht besonders scheu, und streicht oft um einzeln stehende Häuser herum. Der von den Eingebornen Nocasoun genannte Raubvogel weiß sich seine Nahrung auf eine ganz eigene Weise zu verschaffen; war seine Jagd nicht glücklich, so greift er den Geier an, packt ihn bei der Kehle, und nöthigt ihn, einen Theil seines Futters von sich zu geben und so mit ihm zu theilen. Solche Kämpfe kann man in der Gegend von Bangkok täglich sehen. Unter den vierfüßigen Thieren der Wälder sind die merkwürdigsten die Affen, deren man von allen Arten, vom kleinen Sapaju an bis zum Orangutang findet. Zuweilen stößt man auch auf eine Art sehr gefährlicher Paviane; begegnet ein solches Thier einem Menschen, so faßt es ihn an einem Arm, bricht

*) Aus einem im Jahre 1831 ergangenen Schreiben des Herrn Bruguères, Bischofs von Capsa.

mit geschlossenen Augen in ein gewaltiges Gelächter aus, springt ihm dann plötzlich an die Kehle und erwürgt ihn. Die Eingebornen gehen deßhalb nie in die Wälder, ohne am linken Arm mit einem ausgehöhlten Stücke Bambus, statt einer Armschiene, und mit einem Dolch oder Jatagan zu ihrer Vertheidigung versehen zu seyn. Noch gibt es eine Art kreuzlahmer Affen, die nicht zwei Schritte hinter einander thun können, sich aber mit vieler Leichtigkeit und Geschicklichkeit von einem Baum zum andern schwingen, wobei sie sich mit den Vorderpfoten festhalten. Seit einigen Jahren ist in einigen Gegenden des Königreichs Siam ein ganz besonderes und bis jetzt durchaus unbekanntes Thier zum Vorschein gekommen; es ist dieß ein Quatruped, so groß als ein Stier; sein Kopf gleicht dem des Orangutang, der Schweif ist lang und dick, Hals und Schultern sind roth, und der übrige Körper schwarz. Sein Gebrüll gleicht dem des Löwen und alle wilden Thiere, sogar der Tiger, flüchten sich wenn es erscheint. Vor einigen Jahren wurde ein solches Thier erlegt; man glaubt, daß es ursprünglich in China zu Hause sey. Ferner gehören noch die Gazelle, der wilde Stier und Bock, der Büffel, der europäische und der canadische schwarze Bär zu den Waldbewohnern; auch findet man das Rhinozeros, das wilde Schwein und das Einhorn, dessen Existenz so lange bezweifelt wurde. Jäger brachten vor einigen Monaten den Kopf eines der letztern Thiere nach Pinang; er ist weit größer als der eines Ochsen und das Horn sitzt, auswärts gerichtet, an der Stirn. Dieses Thier läuft mit gewaltigen Sätzen und Sprüngen stets gerade aus, und da die Steifigkeit seiner Rückenwirbel eine Seitenwendung nicht leicht zuläßt, so kann es, wenn es einmal seinen Anlauf genommen hat, nur mit Mühe einhalten. Mittelmäßige Bäume, die seinen Lauf hemmen, rennt es mit seinem Horn um oder beißt sie mit den Zähnen ab. Von allen vierfüßigen Thieren Siams ist indeß der Elephant das merkwürdigste und nützlichste; er erreicht hier eine Höhe von neun bis dreizehn Fuß, die Fangzähne sind fünf bis sechs Fuß lang und haben an ihrer Krone einen Umfang von fünfzehn Zollen. Im Naturzustande ist er sehr wild; erreicht er einen Wanderer, so faßt er ihn mit dem Rüssel, wirft ihn zu Boden, durchbohrt ihn mit den Fangzähnen und zermalmt ihn mit den Füßen. Zuweilen höhlt er auch wohl eine Grube in den Sand und begräbt sein Opfer lebendig. Um seiner Wuth sich zu entziehen, ist es nicht immer rathsam auf einen Baum zu klettern, denn ist dieser nicht sehr stark, so reißt er ihn aus, und vermag er allein dieß nicht, so stößt er ein fürchterliches Gebrüll aus, um andere Elephanten herbeizurufen, die nun ihre Rüssel mit Wasser füllen, die Erde am Fuß des Baumes aufweichen und dann den Stamm so lange erschüttern, bis er entwurzelt ist und umstürzt. Als Hausthier hingegen ist er sanft, gelehrig und verständig: am Thor des kaiserlichen Palastes in Bangkok steht ein solcher gezähmter Elephant, dem man täglich ein großes Gefäß mit gekochtem Reiß und einem Löffel vorsetzt, mit dem er an alle vorübergehenden Talapoinen (Bettelmönche) Reiß austheilt. Auf Reisen nimmt der Elephant den Tag über nur wenig zu sich, allein die ganze Nacht bringt er damit zu, seinen Magen mit Heu, Baumblättern, Reiß, Zuckerrohr, das er sehr liebt, und mit geistigen Getränken zu füllen; doch muß man bei Verabreichung der letztern sehr vorsichtig seyn, denn es bedarf nur wenig um ihn zu berauschen, und dann wird er wüthend und kennt seinen eigenen Herrn nicht mehr. Ist er ermüdet, so schlägt er mit dem Rüssel auf die Erde und stößt durch denselben einen Ton, dem eines Horns ähnlich, aus, wodurch er seinem Führer ein Zeichen gibt, daß es Zeit sey zu ruhen. Weiße Elephanten sind sehr selten; sie werden sehr hoch gehalten und dem Kaiser überliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

West, wie alle Menschen von lebendiger Einbildungskraft, die Rom besuchen, schilderte gern die ersten Eindrücke, die der Anblick dieser Stadt auf ihn machte. Während man die Pferde ausrasten ließ, war er eine Strecke zu Fuß vorausgegangen, als er plötzlich eine Höhe erreichte, von der aus eine weite Aussicht vor seinem Blick sich ausdehnte. Die Sonne ging eben auf, der Himmel war klar und heiter; er sah vor sich eine unermeßliche Ebene, die von grünen Hügeln umgränzt war und in ihrer Mitte einen Haufen prachtvoller Ruinen, über die sich die Kuppelwölbung von St. Peter erhob. Ein Säulenstück zu seinen Füßen, das als Meilenzeiger diente, sagte ihm, daß er noch achttausend Schritte von der alten Weltstadt entfernt sey, während ein Hirt, der in Schaffell gekleidet zwischen den Trümmern eines Tempels seine Heerde weidete, ihm ahnen ließ, wie tief die Weltbeherrscherin gesunken sey. Indem er bei sich Vergleichungen zwischen den Bewohnern der Campagna und den bemalten Wilden Amerika's anstellte, langte er tief in Gedanken und Träume verloren, am 10 Julius 1762 in einem Alter von 22 Jahren, in den Mauern von Rom an.

Die Nachricht, ein junger Amerikaner sey angekommen, um Raphael und Michel Angelo zu studiren, erweckte bei den römischen Künstlern jener Zeit nicht geringe Neugier. Man stellte sich wahrscheinlich in ihm nichts mehr und nichts minder vor, als ein junges halbgewachsenes Ungeheuer. Lord Grantham war es, der den Sohn der amerikanischen Urwälder zuerst in die römische Welt einführte; er lud ihn zu Tische ein und stellte ihn dann in einer Abendgesellschaft vor, wo er fast alle Personen versammelt fand, an die er Empfehlungsschreiben hatte, unter Andern auch den Kardinal Albani, der, obgleich sehr betagt und erblindet, doch einen so fein ausgebildeten Tastsinn besaß, daß sein Urtheil in Allem, was die Kenntniß von Münzen und geschnittenen Steinen betraf, als entscheidend angesehen wurde. „Ich habe die Ehre, sagte Lord Grantham, Eurer Eminenz einen jungen Amerikaner vorzustellen, der ein Empfehlungsschreiben an Sie hat und nach Italien gekommen ist, um sich in den schönen Künsten auszubilden.“ Der gute Kardinal wußte von der neuen Welt eben nicht sonderlich viel mehr, als daß es dort Wilde gebe und glaubte daher der Amerikaner müsse eine Art haariges Geschöpf seyn, das zwischen Affe und Mensch die Wage hält. „Ist er weiß oder schwarz?“ fragte der alte Kunstrichter. Lord Grantham lächelte: „Er ist weiß, sehr weiß“ erwiderte er. „Wie? so weiß wie ich?“ rief der Prälat. Nun hatte aber der würdige Kirchenfürst eine Haut, die so ziem-

lich ins Olivengrüne hinüberspielte und West einen fast mädchenhaften weißen Teint. Alle, die zugegen waren, sahen sich lächelnd an und: „so weiß wie der Kardinal" blieb eine Zeit lang in Rom sprüchwörtlich.

Andre Kunstfreunde, die ihn mit ihren zwei gesunden Augen sahen, schienen nichts desto weniger geneigt, ihn für einen Wilden zu halten und waren sehr gespannt, welchen Eindruck die neuen Gegenstände auf ihn machen, und wie er sich darüber aussprechen würde. Vorzüglich war man begierig, wie er sich benehmen würde, wenn ihm der Apoll, die Venus und die Gemälde Raphaels zu Gesicht kämen. Dreißig der prachtvollsten Equipagen in Rom, gefüllt mit Allem, was die Hauptstadt der Christenheit von ausgezeichneten Männern und Frauen besaß, bildeten das Gefolge des jungen Quäckers, als er zum ersten Male die Meisterwerke der Kunst besuchte. Man war übereingekommen, ihn mit dem Apollo anfangen zu lassen. Die Statue war verdeckt, und als ein Diener die Hülle wegzog, rief West sogleich aus: „Mein Gott! Das ist ein junger Mohawkkrieger!" Die Italiener waren überrascht und fühlten sich nicht wenig gekränkt, als sie ihre schönste Bildsäule mit einem Wilden vergleichen hörten. West, der den ungünstigen Eindruck bemerkte, den seine Worte hervorgebracht hatten, beeilte sich, ihn zu verwischen, indem er die Mohawks, ihre natürliche Zierlichkeit, die vollendete Schönheit ihres Körpers, die Elastizität ihrer Glieder und die Anmuth in allen ihren Bewegungen schilderte. „Ich habe sie oft in dieser Stellung des Apollo gesehen, fügte er hinzu, wenn ihr Auge dem abgeschossenen Pfeile folgte." Die finsteren Stirnen der Italiener erhelterten sich nun, und man kam überein, daß die Kritik des jungen Amerikaners sehr treffend sey. Von diesem Augenblicke an betrachtete man ihn nicht mehr als einen Barbaren.

Indeß hatte er noch keine Probe von seinem Talente gegeben, worauf er einen Anspruch hätte begründen können, eine Stelle in der Reihe der übrigen Künstler einzunehmen. Zwar hatte er Mengs und Hamilton seine Zeichnungen sehen lassen, allein sie waren, seinem eigenen Geständniß nach, ohne Originalität und selbst nicht einmal korrekt. West machte Lord Grantham seine Aufwartung und sagte: „Ich werde keine so gute Skizze wie die andern Zöglinge zu Stande bringen, weil ich nie zeichnen gelernt habe; allein ich kann ein wenig malen, und wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen zu sitzen, um ein Porträt zu malen, das ich Mengs zeigen kann, so würden Sie mir eine Gefälligkeit erweisen." Lord Grantham willigte ein, das Porträt wurde fertig und ohne den Namen des Künstlers zu nennen, wurde es in der Galerie Crespigny's aufgestellt, wohin die Künstler eingeladen wurden, es anzusehen. Man wußte, daß Lord Grantham Mengs gesessen war, und Einige schrieben daher das Gemälde diesem Künstler zu, nur wollten sie bemerken, daß das Kolorit vorzüglicher sey, als in seinen andern Kompositionen, die Zeichnung sey indeß weder so fein, noch so rein, als bei ihm gewöhnlich. Man stritt sich noch hinüber und herüber, als Crespigny den günstigen Moment benützte und sagte: „Das Bild ist nicht von Mengs," — „Von Wem ist es denn also?" fragte man, „denn es gibt außer ihm in Rom keinen Künstler, der es so gut hätte malen können." — „Es ist von diesem jungen Manne, erwiderte Crespigny, indem er auf West zeigte, der in großer Beklommenheit da saß. Nun schüttelten ihm die Engländer die Hand, und die Italiener umarmten ihn. Bald darauf kam Mengs selbst, betrachtete das Porträt und sprach viel zu seinem Lobe. Endlich wendete er sich an West und sagte: „Junger Mann, Sie brauchten nicht nach Rom zu kommen, um malen zu lernen. Hören Sie, was ich Ihnen empfehlen will: besehen Sie hier Alles, was der Aufmerksamkeit würdig ist, entwerfen Sie Skizzen von fünf oder sechs der besten Statuen, gehen Sie dann nach Florenz, um dort in der Galerie Studien zu machen; dann nach Bologna, um die Werke der Caraccios zu studiren, endlich nach Venedig, um die Kunstwerke von Tintoret, Tizian und Paul Veronese zu sehen. Dann kehren Sie nach Rom zurück und malen Sie uns ein historisches Bild; stellen Sie dasselbe aus, und die öffentliche Meinung, die sich über ihr Talent ausspricht, wird Ihnen als Fingerzeig dienen, welcher Richtung Sie zu folgen haben." Eine gefährliche Krankheit, von der West befallen wurde, vereitelte diesen trefflichen Rath. Der mannichfache Wechsel und Reichthum von neuen Gegenständen, der Anblick so vieler unerreichbarer Meisterwerke und die gewaltige Aufregung seines Gemüthes brachten in West eine fast tödtliche Wirkung hervor. Der Schlaf wich von seinem Lager, der Schlaflosigkeit folgte Fieber und auf den Rath der Aerzte mußte West nach Livorno zurückkehren, wo er erst elf Monate später völlig wieder genas.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Leichenbegängniß Sir Walter Scotts fand am 26 September statt. Die irdischen Ueberreste des Dichters wurden von einem großen Leichengefolge zu ihrer Ruhestätte begleitet. Ueber dreihundert der vornehmsten und angesehensten Einwohner aus Edinburg, Selkirk, Melrose u. s. w. hatten sich dem Zuge angeschlossen, der sich um zwei Uhr Nachmittags von Abbotsford aus in Bewegung setzte, nachdem zuvor Herr Baird in der Bibliothek des Verstorbenen ein rührendes Gebet gesprochen hatte. Der Zug ging durch die Städtchen Darnick und Melrose, über die Fliegenbrücke (Flybridge) nach der Abtei Dryburgh. Wo immer der Zug vorüber kam, sprach sich das Gefühl der Trauer um den verlornen Dichter lebhaft aus. Zahlreiche Gruppen hatten sich aus den umliegenden Ortschaften an der Straße versammelt, die meisten in Trauerkleidern und mit entblößtem Haupte. Zu Melrose waren die Läden geschlossen und die Schilde mit Flor umwunden. In der Abtei Dryburgh angekommen, trugen die Bedienten des Verstorbenen die Leiche ihres Herrn zur Gruft, während der Rektor der Edinburger Akademie J. Williams den Trauergottesdienst verrichtete. Walter Scott wurde in dem nördlichen Flügel der prachtvollen Ruine der Dryburgh-Abtei beerdigt, wo auch die Leichen der Lady Scott und seines Oheims ruhen. Die Lage dieser Begräbnißstätte ist höchst romantisch und ganz im Geiste des Verstorbenen gewählt. Außer den nächsten Verwandten des Dichters, seinem ältesten Sohne, dem Major Sir Walter Scott, seinem zweiten Sohne und seinem Schwager Herrn Lockhart sah man das Grab, das eine der größten Zierden Schottlands in seinen Schoß aufnehmen sollte, von einer großen Anzahl Lords und anderer vornehmer Männer umgeben. Bei der Leichenöffnung Walter Scotts fand man in der linken Gehirnhöhle Wasser, woraus sich die Schlaganfälle, die seinem Leben ein Ende machten, erklären lassen. Der Titel eines Baronets geht nun auf seinen ältesten Sohn, den Major im 15 Husarenregiment, über, der jetzt 32 Jahre alt ist. Sein Bruder ist bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Eine Tochter ist an Herrn Lockhart vermählt, eine jüngere noch unverheirathet. Die Verhältnisse Sir Walter Scott's waren in seiner letzten Zeit nichts weniger als glänzend. Der Bankerott der schottischen Buchhändlerkompagnie, im Jahr 1826, bei dem er sehr

betheiligt war, kostete ihm sein ganzes Vermögen, und er blieb den Gläubigern 60 bis 80,000 Pf. schuldig, zu deren Tilgung er seitdem Anstrengungen machte, die nicht wenig dazu beigetragen haben mögen, seine Gesundheit zu erschüttern. Abbotsford ist zwar seinem ältesten Sohne früher schon zugeschrieben worden; kann aber dessen ungeachtet von Walter Scotts Gläubigern in Anspruch genommen werden; da er zur Zeit, wo die Uebertragung geschah, bereits nichts mehr solvent war; obgleich er selbst davon nichts wußte. Auf gleiche Weise werden auch seine Bibliothek und seine Kuriositätensammlung, worin sich Geschenke mancher illustren Personen befinden, so wie sein literarischer Nachlaß, unter dem zehn Bände Korrespondenz mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, schwerlich den Ansprüchen der Gläubiger entgeben, so daß seiner Familie nichts bleiben dürfte, als die Hoffnung eines Gnadengehaltes von Seite des Staates. Um der Familie diese traurige Wahl zu ersparen, schlagen die „Times“ eine Subscription vor, um wenigstens Abbotsford den Hinterlassenen des Dichters zu erhalten, und diesen als Wohnung eines der größten Männer seiner Zeit, historisch gewordenen Ort nicht in profane Hände fallen zu lassen. Die Unterzeichnung einer halben Guinee oder auch einer halben Krone von Seite der Verehrer des Dichters, die so zahlreich seyn müssen, als seine Leser, hält das erwähnte Blatt für hinreichend, Walter Scotts Familie aus ihrer drückenden Lage zu reißen, und der englischen Nation die Schmach zu ersparen, die Hinterlassenschaft des Dichters, die Reliquien dieses großen Genius, dem Hammer des öffentlichen Aufgebotes unterworfen sehen zu müssen.

*

Das „Court-Journal“ erzählt aus den noch nicht im Druck erschienenen „Erinnerungen eines Hofmannes“ von dem verstorbenen Könige von Dänemark, Christian VII, Folgendes: „Christian VII, der im Jahre 1808 mit Tod abging, war bis zu seinem Ende geisteskrank. Indeß hatte er dennoch manchen lichten Moment, wo er viel Verstand an den Tag legte, weßhalb er auch aller seiner sonstigen Wunderlichkeiten ungeachtet an der Regierung blieb. Papiere, die ihm zur Unterzeichnung vorgelegt wurden, wußte er im kranken Zustande nach äußern Kennzeichen von einander zu unterscheiden; indeß war er besonders darauf versessen, seine Unterschrift nie an den gehörigen Ort zu setzen. Gewöhnlich machte er die Unterschrift mit Buchstaben, die so groß waren, als die ganze Urkunde, oder er zeichnete darauf die wunderlichsten Figuren, die ein krankes Gehirn nur ausdrücken kann; manchmal war auch unter einem wichtigen Kabinetsbefehl: „Christian und Kompagnie“ zu lesen. Zuweilen machte ihm seine Unterschrift keine geringe Mühe und er arbeitete daran mit größtem Fleiße mehrere Stunden lang; dann warf er aber auch die Feder in einen Winkel des Kabinets und rief ermüdet: „Wir wollen nicht mehr; Wir haben für heute genug unterzeichnet.“ Eines Tags unterhielt er sich mit einem auswärtigen Gesandten, als er plötzlich sich bei der Nase faßte und sagte: „Wenn Ihr Herr so lange von seinen Dienern an der Nase herumgeführt worden wäre, als ich, so würde die seinige gerade so lang seyn, als die meinige.“ Diejenigen, die an der königlichen Tafel speisten, benahmen sich gewöhnlich so, als wenn der König gar nicht zugegen wäre, plauderten, lachten und lärmten. Bei einer solchen Gelegenheit, wo einige Damen, die an seiner Seite saßen, die Köpfe auf den Tisch senkten, um sich etwas zuzuflüstern, richtete er sie ihnen mit der Hand in die Höhe, schlug dann mit geballter Faust auf die Tafel und schrie, während Grimm aus seinen Augen blitzte, mit einer Donnerstimme: „Wie, wenn ich im nächsten Augenblicke wieder zu Sinnen käme, was glaubt ihr wohl, daß geschehen würde?“ Es trat eine Stille ein, daß man eine Feder hätte fallen hören können, und es war keine Seele an der Tafel, die nicht bei dem Gedanken erbebte, der Monarch könne wieder zur Vernunft gekommen seyn. Dieser Schrecken dauerte einige Minuten, bis der König gutmüthig nickte und sagte: „Nun, nun, für Dießmal wollen Wir es noch hingehen lassen.“

*

Eine Stunde von Valencia liegt der See Albufera, der früher dem Friedensfürsten Godoy gehörte, im Jahre 1812 aber samt dem Titel eines Herzogthums, Eigenthum des Marschalls Suchet wurde. Die Jagd und der Fischfang auf diesem See, der ungefähr 10 Stunden im Umfange hat, und dessen fischreiche Gewässer mit zahllosen Schaaren von Wasservögeln jeder Art bevölkert sind, sind verpachtet und liefern ein beträchtliches Einkommen. Indeß genießen die Einwohner von Valencia und der Umgegend das Recht, zweimal des Jahrs: am Tage des h. Martin und der h. Katharina, auf dem See zu fischen und zu jagen. Diese zwei Tage sind in den Pachtverträgen jedesmal ausbedungen. Wenn nun mit dem Monate November die Tage dieser öffentlichen und nationalen Belustigungen erschienen sind, bedeckt sich der See mit Tausenden von zierlich bewimpelten Nachen, die von einem sanften Winde geschaukelt, leicht über die Oberfläche des Wassers hingleiten. Es ist ein Schauspiel voll Leben und Bewegung, diese Menge von Jägern zu sehen, die sich unter lärmendem Freudengeschrei dem Vergnügen einer eben so leichten als ergiebigen Jagd überlassen. Von der Höhe der Sandhügel aus, die das Dorf Palmar umgeben, bietet sich eine weite Aussicht über dieses kleine Meer, das Nachen mit lateinischen Segeln in allen Richtungen durchfurchen. Die Weiße dieser Segel bildet einen scharfen Abstich gegen die dunkelgrüne Farbe des See's und das Dickicht des Schilfes, in dem sie sich zu verlieren scheinen. Unzählige Schwärme von Vögeln rauschen mit jedem Augenblicke in die Höhe und schweben über den Barken. Von allen Seiten hört man in tausendfachem Widerhalle die Flintenschüsse der Jäger und das Gekläffe der Hunde, die sich ins Wasser stürzen, um das Wild zu verfolgen. Am Abend erleuchten Tausende von Feuern das Ufer. Fischer und Jäger eilen dann ans Land zu stoßen, und bald geben Trompetenstöße das Zeichen zu einem improvisirten Balle. Selten trübt in der Jahrszeit, in die diese Belustigungen fallen, ein Wölkchen die durchsichtig klare Luft; noch seltener stört ein Regen diese große Versammlung von Menschen, die jedes Jahr von allen benachbarten Gegenden dahin zusammenströmen, theils um Zeuge des merkwürdigen Schauspiels zu seyn, das diese Jagdpartien darbieten, theils um selbst an den Vergnügungen Theil zu nehmen, die man hier stets sicher zu finden erwarten darf.

*

Ein Reisender, der sich lange Zeit in der Krimm aufgehalten und außerdem auch die meisten Weinländer besucht hat, versichert, daß der Weinhandel zwischen Tauris, Hamburg und England mit der Zeit sehr bedeutend werden dürfte. Die Fortschritte des dortigen Weinbaues sind erstaunlich. Die schweren Weine der südlichen Provinz würden ganz den Portowein ersetzen; auch der Kokur, ein der Krimm eigenthümlicher Wein, wird leicht Absatz finden. Im Jahre 1831 hat die Halbinsel 600.000 Widros (9,600,000 Bouteillen) Wein erzeugt, und man erwartet, daß sie in diesem Jahre eine Million Widros hervorbringen wird. Selbst die Tataren fangen an zu kultiviren und der Preis der Ländereien steigt. Im verflossenen Monat Junius wurde in Tauris eine Art ziemlich bequemer Postwägen eingeführt. Während so das südliche Rußland eine reißend schnelle Entwicklung gewinnt, fangen auch die entlegensten Provinzen des Nordens an, die Bahn der Civilisation zu betreten. In dem Hafen von St. Peter und Paul in Kamtschatka haben sich die verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu einer Subscription von Fonds vereinigt, die zur Ermunterung der Einführung des Ackerbaues verwendet werden sollen. Die Arbeiten haben bereits im Frühling des Jahrs 1831 begonnen, und die Einwohner von Petropaulowsk begaben sich, wie schon in diesen Blättern gemeldet worden, am 30 April auf das erste angebaute Feld, wo ein feierliches Tedeum gehalten wurde.

*

Im Tweed wurde jüngst, nach Bericht der „Literary Gazette.“ ein Fisch gefangen, wie Keiner der Fischer noch einen gesehen, weßhalb sie ihm auch keinen Namen zu geben wußten. Er maß ungefähr fünf Fuß; sein Kopf ist ungeheuer groß und breiter als ein Büffelkopf, von vorn gesehen, hat er Aehnlichkeit mit dem Gesichte eines Löwen. Das Maul ist sehr weit, die Kiefer sind stark, die Zähne aber verhältnißmäßig klein. Der Leib ist rund, läuft kegelförmig aus, steht aber in keinem Verhältnisse mit der Größe seines Kopfes. Unterwärts des Kopfes befinden sich zwei große Säcke, durch die er athmet. Unter der Brust stehen zwei Flossen, die einer Hand gleichen, oder fünf durch eine Haut verbundenen Fingern. Die Haut ist ohne Schuppen und der Farbe der Schildkrötenschale ähnlich. Kupferstichen nach zu urtheilen, die wir vom Mönchfisch gesehen haben, der an der Küste von Westindien gefangen wird, hat er mit diesem am meisten Aehnlichkeit.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 294. 20 Oktober 1832.

Nachrichten über Siam.

(Fortsetzung.)

Im Königreich Siam gibt es drei Gattungen von Tigern; der größte und wildeste ist der Sua=crong mit roth, weiß, gelb und schwarz gestreiftem Fell. Der Sua=dang erreicht die Größe einer Dogge; er flieht den Menschen, und seine Haut ist mit schwarzen, gelben und weißen Flecken besäet. Die dritte Gattung gleicht an Farbe und Zeichnung einer grauen Katze, erreicht die Größe eines gewöhnlichen Hundes und nährt sich von kleinen Vögeln, Hühnern und Fischen: sie wird Sua=plang genannt. Die sämmtlichen Tigerarten können nur Bäume mit gekrümmten Stämmen erklettern. — Eichhörnchen sind sehr häufig; eine Gattung derselben schwingt sich, mittelst eines von beiden Ohren nach den Seiten hin ausgebreiteten Häutchens, wie im Flug von einem Baum zum andern. Noch gibt es eine Art Ratten von der Größe der Katzen, die man zu Vertilgung der Mäuse und Insekten, nach denen sie sehr lüstern sind, zähmt.

Die Reptilien sind in Siam sehr zahlreich; unter ihnen zeichnen sich besonders aus: der Chalin, eine kleine Eidechse die, zur Beschleunigung ihres Laufes, kleine an beiden Seiten der Brust, sitzende Flügel oder Häutchen ausspannt; der Taquié, der von den Siamesen gegessen wird, der Ilias, der in den Wäldern wohnt und bei drei Fuß lang ist, und der Tacoun, der in den Wüsten lebt, 8 bis 10 Fuß lang wird, aber nicht bösartig ist; er sucht an den Kühen und Ziegen zu saugen, und ist von derselben Gattung wie der amerikanische Leguan, den man auch in der Umgebung des Comer=Sees in Italien findet. Diese Eidechse hat ein abschreckendes Aussehen; die Haut ist schwarzbraun, am Bauche weißgefleckt, ein Wulst, der vom Kopf über den Rücken bis zum Schweif hinläuft, und drei bis vier Zoll hoch ist, sträubt sich wie ein Kamm empor. Die Siamesen glauben, daß ihr Blick tödte; sie hat keine Zähne, sondern nur ein hornartiges Zahnfleisch. Noch gibt es in den Flüssen, Seen und Morästen mehrere Arten Krokodile, von denen viele im Fluß Bangkok leben, in den auch die Haie ziemlich weit aus dem Meere eindringen. Die Schlangen sind nicht minder zahlreich und fast alle giftig; die bemerkenswerthesten sind: Die Ngu=Luam (ngu bedeutet im Siamesischen Schlange), die große göttliche Schlange. Sie ist nicht giftig und belauert ihre Beute auf öden Fußpfaden, schießt in langen Windungen (denn sie wird oft 20 bis 25 Fuß lang, und erreicht eine Dicke von fünf Zoll im Durchmesser) auf sie hin, erdrückt und zermalmt sie nach und nach zu einem Teig, den sie verschlingt; Hals und Rachen sind einer außerordentlichen Ausdehnung fähig. Die Ngu=Xang, oder die Elephantenschlange, so genannt, weil ihr Schweif dem dieses Thiers gleicht, hat die Farbe von gegerbtem Leder, ist so dick als die vorige, doch nicht so lang und ebenfalls nicht giftig. Die Ngu=Kon=Kop, eine weiß und schwarz marmorirte Schlange von mittlerer Größe. Gegen ihren Biß gibt es Mittel, allein auf einen Stich mit dem Pfeil, mit dem ihr Schweif, dem Skorpion ähnlich, bewaffnet ist, folgt plötzliche Betäubung, ein eisiger Frost und unmittelbarer Tod. Die Ngu=Sai, oder Feuerschlange, besitzt ein Gift, das im Innern des Körpers eine dem Feuer ähnliche Wirkung hervorbringt und schnell tödtet; das Fleisch wird nach dem Biß schwarz, als ob es verbrannt oder in Brand übergegangen wäre. Die Ngu=sam=lian, oder dreieckige Schlange, wegen ihrer Gestalt so genannt, ist sehr giftig und bei Nacht gefährlicher als am Tage; sie greift Jene an, die mit einem Licht versehen sind. Die Ngu=Han, oder bellende Schlange, ist eine Art sehr giftiger Klapperschlangen, deren Biß unverweilt unter den fürchterlichsten Schmerzen tödtet, wenn man dem Verwundeten nicht schleunigst zu Hülfe eilt. Die Ngu=Ngon=Kai, oder Schlange mit dem Hahnenkamm, ist eine der giftigsten und zeichnet sich durch eine einem Hahnenkamm ähnliche Haut auf dem Kopf aus. Die Ngu=Song=Travan, oder die Sonnenstrahlenschlange, ist die schönste, aber auch die gefährlichste von allen, und wird ungefähr zwei Fuß lang. Sie ist von himmelblauer, ins Violette schimmernder Farbe, glänzt, wenn sie in der Sonne liegt, wie Krystall, und ihre Schuppen werfen kleine Feuergarben, gleich Sonnenstrahlen, zurück; bei Nacht verliert sie ihren Glanz. Die Ngu=Pling, oder Blutegelschlange, hat kaum vier Zoll Länge, und hält sich in Morästen auf; ihr Biß ist tödtlich. Die Ngu=Kiang=Khon, oder Schlange die auf den Menschen geht; sie schlingt sich um den Hals und erdrosselt ihr Opfer; man findet sie längs der Meeresküsten. Die Ngu=Sing, eine nicht giftige Schlange; wenn sie einen Menschen oder ein Thier erspäht, so ringelt sie sich wie ein Reif zusammen und rollt darauf los; hat sie ihr Opfer erreicht, so versetzt sie ihm einen gewaltigen Schlag mit ihrem langen Schweif und setzt ihren Lauf fort. Es ist Dieß eine ähnliche Gattung wie die Peitschenschlange in Ceylan, die von Aas lebt, und andere

Thiere, die ihre Beute theilen wollen, mit Schweifschlägen verjagt. Die Ngu-Samelang, eine Seeschlange, deren Gift einen tödtlichen Schlaf verursacht, wenn man den Gebissenen nicht dadurch wach erhält, daß man ihn immerfort Bewegung machen läßt; sie stürzt sich senkrecht ins Wasser und erscheint ausgestreckt wie ein Pfahl auf der Oberfläche. Während der Regenzeit und bei Ueberschwemmungen sind die Schlangen besonders häufig. Einige kriechen auf Bäume um sich vor dem Wasser zu schützen, und es gewährt dann einen gräulichen Anblick, einen Baum seiner Blätter beraubt und mit diesen Reptilien umringelt zu sehen, die sich nach den verschiedensten Richtungen hin bewegen. Die Birmanen sind in Bangkok, was die Psyllen in Aegypten waren; sie spielen mit den Schlangen und lassen sie allerhand Künste machen.

Unter den Insekten sind besondre schwarze Skorpionen von vier bis fünf, und gelbe von acht bis zehn Zoll Länge zu bemerken; beide sind sehr giftig. Die Bienen gleichen den europäischen; man sammelt ihr Wachs und ihren Honig aus hohlen Baumstämmen, in denen sie ihre Zellen bauen. Der Jugkoi ist ein hell leuchtender Glühwurm, der bei Nacht in den Wäldern funkelt. Moskitos fliegen zu Myriaden herum und sind sehr lästig. Noch gibt es eine Art großer schwarzer Ameisen, die in den Häusern große Verwüstungen anrichten, und besonders Bücher zernagen, so daß Bibliotheken nur dann sicher sind, wenn man sie mit Wassergräben umgibt. Die Talapoinen bewahren ihre Gebetbücher in einem kleinen, mitten in einem See auf Pfählen stehenden Gebäude auf.

Außer dem Orangen- und Citronenbaume findet man in Siam keinen europäischen Baum, dagegen aber die Kokos-, Sago-, Arekapalmen und andere Palmenarten; den Tontun, auf dessen Blätter die Talapoinen die Vorschriften ihrer Religion schreiben, den Tamarinden-, Muskat-, Gewürznelken-, Kakao-, Kaffe- und Zimmtbaum, den Thee- und Pfefferstrauch und mehrere Bäume der Molucken. In den Umgebungen von Bangkok findet man eine Art wilden Weinstock, der herbe Trauben trägt, deren Saft man mit Zucker gähren läßt, und auf diese Weise ein geistiges Getränk erhält, das im Geschmacke dem Cyperweine ähnelt. Es gibt Trauben, von denen man bis zu achtzehn Bouteillen Wein erhält; der Naturforscher Herr Bausset hat Ableger von diesen Reben mit nach Frankreich gebracht. Ferner findet sich der Baumwollenstrauch, der Quassia- oder Bitterholzbaum, der der Akazie gleicht, und der Baum, auf dem die Pampelpomeranze, eine herrliche Orange von der Größe einer Melone wächst; das Adler- oder Aloeholz dient zum Räuchern und ist sehr gesucht. Fruchtbäume gibt es in größerer Menge als in Europa; allein, wie schon oben gesagt, ihre Früchte sind, mit Ausnahme von vier oder fünf Sorten, von weit geringerer Qualität und meist herb und unschmackhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Männer, die dem aufkeimenden Talente ihren Schutz angedeihen lassen, haben Anspruch auf die Dankbarkeit der gesammten Menschheit, und ihre Namen verdienen durch ein rühmliches Andenken verewigt zu werden. Wie schön sind die Worte Mohammeds, als er der schönen Ajescha, die ihm sagte, seine erste Frau sey nicht mehr schön und liebenswürdig, und billigerweise durch sie ersetzt worden, erwiderte: „Nein, bei Allah! es gab nie eine bessere, als sie. — Sie glaubte an mich, als alle Menschen mich verachteten; sie war meine Stütze, als ich arm war und verfolgt.“ Die Namen eines Smith, Hamilton, Kelly, Allen, Jackson, Rutherford und Lord Grantham werden Jedem theuer bleiben, der West's Kunstwerke schätzt. Sie bewiesen sich ihm als Freunde, als er noch unbekannt und arm war, sie sprachen ihm Trost und Ermunterung ein in den Stunden, wo ihn Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit befiel. Die Geschichte mit dem Porträt des Lord Grantham wurde dem Kaufmann Allen erzählt, als er bei dem Gouverneur Hamilton in Philadelphia speiste. „Ich betrachte diesen jungen Menschen, rief der würdige Kaufmann aus, als die Ehre seines Vaterlandes, und der erste Amerikaner, der die Kunst übt, soll nicht durch drückende Verhältnisse niedergehalten werden; ich werde ihn mit so viel Geld unterstützen, als er bedarf!“ — „Sie haben Recht, erwiderte Hamilton, aber Sie werden mich an dieser patriotischen Freigebigkeit Theil nehmen lassen.“ West wollte eben an einem schönen Tage seine letzten zehn Guineen bei dem Banquier abholen, auf den er angewiesen war, als man ihm sagte: „Hier ist ein Brief, den wir so eben empfangen haben, und nach welchem Sie einen unbeschränkten Kredit haben. Befehlen Sie, so viel sie bedürfen.“ Amerika besaß somit einen Künstler und zwei Männer, die den Ruhm der Medicis begriffen.

West, der nun genesen war, und seine Börse nicht mehr so mager sah, als bisher, konnte jetzt Mengs Rath befolgen. Er besuchte Bologna, Florenz und Venedig; allein vergebens mühte er sich ab, in das Geheimniß der Farbenmischung Titians einzudringen. Reynolds fand dieses Geheimniß und behielt es für sich. West glaubte später, es gleichfalls gefunden zu haben; allein man behauptete mit Recht, daß es weder dem Einen noch dem Andern völlig aufgeschlossen worden sey. So viel ist wenigstens gewiß, daß sie sich desselben nicht mit gleichem Glücke wie Titian bedienten, dessen Kolorit sich zu dem aller neueren Maler wie die Sonne zu künstlichem Licht verhält. Während die Tinten von West's Gemälden verbleichen und erlöschen, scheint die Zeit den Farben des venetianischen Meisters neuen Glanz zu geben.

Nachdem West alles Sehenswürdige gesehen hatte, kehrte er nach Rom zurück. Hier stießen ihm mehrere Abenteuer auf, wie es denn überhaupt diesem stillen ehrlichen Quäcker bestimmt schien, immerfort von wunderbaren Prophezeyungen verfolgt zu werden. West unterhielt sich eines Tages mit Gavin Hamilton auf dem englischen Kaffeehause, als sich ihnen ein alter Mann, mit einer Guitarre, die ihm über die Schulter hing, vorstellte, und ihnen seine Talente als Improvisator anbot. „Du siehst hier, sagte der Schotte mit einem gutmüthig spöttischen Seitenblicke, einen Amerikaner, der nach Rom gekommen ist, um in die Kunst eingeweiht zu werden. Wähle ihn zum Stoffe deiner Improvisation.“ West der in seinem Leben nie daran gedacht hatte, daß es eine Mystifikation geben könne, blieb unbeweglich, als müßte er einem

Maler sitzen, während der Troubadour seine Guitarre von der Schulter nahm, und indem er mit einem Augenblinzen dem Schotten merken ließ, daß er ihn verstanden habe, seinen Gesang begann, der Anfangs etwas mystisch und dunkel klang, allmählich aber, je mehr der Sänger einsah, daß sein Stoff eine bedeutende Dosis Leichtgläubigkeit besaß, in bestimmtere Andeutungen überging. „Ich sehe in diesem Menschen, so sang er, ein Werkzeug, das der Himmel gewählt, auch in seinem Heimathlande den Geschmack an jenen Künsten zu wecken, die die Natur des Menschen vergöttlichen — ein sicheres Zeichen, daß einst diese fern entlegenen Gegenden zum Asyl der Wissenschaften und Künste bestimmt sind, wenn die Musen die Ufer des altersmüden Europa verlassen. Alles was höhern Ursprunges auf Erden ist, wandert dem Westen zu, die Wahrheit und die Kunst haben ihre Perioden des Glanzes und der Verdunkelung. Freue Dich, Rom, Dein unsterblicher, immer jugendlicher Genius strebt einer neuen Welt zu, wo er wie die Seele eines Menschen im Paradiese, von Stufe zu Stufe neuen Vollkommenheiten entgegen geht." Diese rührenden Worte entlockten West's Augen Thränen, und seinem Beutel einige Scudi; noch in seinem späteren Alter pflegte er des Gesanges dieses schlauen Bänkelsängers als einer andern Prophezeyung seines künftigen Glückes zu erwähnen.

Ein andermal begleitete er den schottischen Abbé Grant nach St. Peter, um dort einem Hochamte beizuwohnen. In dem Augenblicke, wo der Priester die Hostie erhob und Jedermann im andächtigen Schweigen auf die Knie fiel, schrie plötzlich eine Stimme im schottischen Akzente überlaut auf: „O Herr des Himmels! Warum lässest Du nicht dieses Kirchengewölbe zusammenstürzen, um eine solche Gottlosigkeit zu strafen?" Glücklicherweise wurden diese Worte, die Niemand verstand, für eine Anwandlung der höchsten Begeisterung einer gläubigen Seele ausgelegt; allein der Abbé Grant, für seinen Landsmann besorgt, beschwor ihn um Gotteswillen zu schweigen, wenn er nicht in Stücken zerrissen werden wolle. Dieser Mensch war ausdrücklich deßwegen nach Rom gekommen, um den Papst zum Kalvinisten zu machen oder die Märtyrerkrone zu erwerben. Am folgenden Tage drang er laut auf die Bekehrung des heiligen Vaters und verlangte die Zerstörung des papistischen Heidengräuels. Dießmal wurde er sehr zu seiner Freude durch die Inquisition verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Wahrscheinlich wäre ihm von der Glorie des Märtyrthums mehr zu Theil geworden, als ihm lieb gewesen, hätte sich nicht der letzte Stuart, der sich dazumal in Rom befand, für den fanatischen Presbyterianer verwendet, so daß er noch mit heiler Haut davon kam und nach Edinburg gebracht werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die englisch-deutsche Legion.*)

Die Errichtung der englisch-deutschen Legion fällt in die Zeit der Besitznahme Hannovers durch die Franzosen (1805). Da die hannover'schen Truppen damals aufgelöst wurden, so faßte man den Entschluß, ein deutsches Regiment für England zu werben. Diese Werbung hatte Anfangs nur geringen Erfolg, ward aber bald durch die Bedrückungen des Feindes befördert; denn Hunderte von Soldaten aller Waffengattungen verließen ihr Vaterland und traten in englische Dienste. Die Legion lag zuerst in Irland, wurde aber, wegen blutiger Händel, die sie im Jahre 1806 zu Tullamore mit irischer Miliz hatte, zurückgerufen. Unter Lord Cathcart nahm sie an der Expedition gegen Dänemark Theil, bei der sie 1175 Mann verlor, von denen einige hundert durch Schiffbruch von Transportfahrzeugen umkamen. Ueberhaupt scheint die Legion zu Wasser nie Glück gehabt zu haben; denn selten wurde sie eingeschifft, ohne daß ihr nicht irgend ein Unfall begegnete. Im Jahre 1808 segelten mehrere Abtheilungen mit nach der pyrenäischen Halbinsel; 3000 Mann waren mit Wellington in Coimbra (1809) und fochten tapfer bei Talavera, Busaco, Barosa und in andern großen Schlachten. Ueberdieß hatten sie auf Vorposten, bei Scharmützeln, Bedeckungen und andern weniger glänzenden, aber nicht minder Kühnheit und Tapferkeit erfordernden Unternehmungen, zu denen sie häufig verwendet wurden, viele Gefahren zu bestehen. Während der Zeit, als die ganze französische Macht an Wellingtons unersteiglichen Verschanzungen erlahmte (1810), wurden die Kavallerievorposten verdoppelt und der Dienst ward sehr streng. In den letzten Tagen des Junius hatte der Feind den Fluß mit starken Infanterieabtheilungen besetzt, und einem Korporalspiket von fünf oder sechs Mann standen oft hundert Mann Feinde gegenüber; allein die Wachsamkeit der kleinen britischen Posten ersetzte den Mangel an numerischer Stärke hinreichend, und die Franzosen wurden von der Kühnheit der deutschen Kavallerie so sehr in Athem gehalten, daß der die Vorposten befehligende General Jedem, dem es gelingen würde, eines von den kleinen englischen Pikets zusammenzuhauen, eine Belohnung von hundert Dublonen versprach. Unter Denen, die sich bei diesen Vorpostengefechten durch persönliche Tapferkeit auszeichneten, verdient besonders ein gemeiner Husar, Namens Schröder, erwähnt zu werden. Schröder war ein trefflicher Reiter, wußte seinen Säbel gut zu führen und war tapfer bis zur Verwegenheit. Bei jedem Angriffe stets der Erste, zeichnete er sich so oft aus, daß er endlich den Franzosen namentlich bekannt wurde, und oft hörte man, wenn sie Schröder vorausreiten sahen, um einen neuen Streich auszuführen, aus den feindlichen Reihen den Ruf: „Ah vous voilà Monsieur Schröder!" Ein französischer Offizier, der eines Tags als Parlementär zu den englischen Vorposten kam, bat, man möchte ihn doch dem berühmten Monsieur Schröder vorstellen, von dem er so viel gehört habe, und nachdem er förmlich aufgeführt worden war, machte er ihm große Lobeserhebungen über seine Tapferkeit. Man versichert, daß dieser einzige Mann von 1810—1812 zwölf Personen zusammengehauen, viele verwundet und 27 Gefangene gemacht habe. Ein Gemeiner, Namens Bergmann, damals 18 Jahre, zeichnete sich ebenfalls durch persönliche Tapferkeit aus. Bei Benevento hatte er bereits einen französischen Offizier zusammengehauen, ihm Degen und Börse abgenommen, und befand sich, da er ein schnelles englisches Pferd ritt, vor seinen Kameraden voraus, als er auf einen Mann in grünem Frack, mit aufgestülptem Hute stieß, der den fliehenden Schwadronen nachritt. Der Flüchtling führte einen Hieb auf Bergmann, den dieser jedoch parirte, worauf jener ihn um Pardon bat. In diesem Augenblicke kam ein englischer Husar herbei, der eben in der Nähe war, faßte das Pferd des Gefangenen am Zügel und führte Roß und Reiter mit sich fort. Dieser Gefangene war der General Lefebvre, dessen Gefangennehmung sich mehrere Husaren rühmten. Major Beamisch glaubt indeß, daß der englische Wachtmeister Grisdale, der für diesen Fang belohnt wurde, der Husar war, der Bergmann seinen Gefangenen entriß. Wie sehr der Herzog von Wellington mit der deutschen Legion zufrieden war, beweist der Brief, den er nach der Schlacht von Gallegos an den General Crawfurd schrieb, worin es unter Anderm heißt: „Ich bin außerordentlich zufrieden mit dem Benehmen des Kapitäns Krauchenberg, Kornets Korbemann und der Husarenabtheilung. Sagen Sie gefälligst dem Obristlieutenant von Arentschild, daß ich die erste Gelegenheit ergreifen werde, um Se. Majestät von dem ausgezeichneten Benehmen seines herrlichen Regiments, während der langen und beschwerlichen Zeit, die es mit Ihnen im Vorpostendienste zubrachte, zu unterrichten." Nach der Schlacht von Busaco zeichneten die Deutschen sich abermals auf eine für sie sehr ehrenvolle Weise aus. Früh am Morgen des 29 Juni bemerkte

*) Aus der History of the King's german legion. By Major Beamish, London, 183·.

man bedeutende Massen von Menschen auf den Anhöhen, und da General Crawfurd der weiten Entfernung wegen nicht unterscheiden konnte, was es eigentlich sey, so schickte er den Rittmeister von Linsingen mit seiner Schwadron auf Rekognoszirung aus. Nachdem diese über die zahllosen Leichname hinweg, mit denen ihr Weg bedeckt war, bis zu dem bezeichneten Punkte gekommen war, fanden die Husaren eine Menge portugiesischer Bauern um drei bis vierhundert verwundete Franzosen versammelt, die von ihren Kameraden im Stiche gelassen worden waren. Diese unglücklichen Menschen waren so verstümmelt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnten, und lagen nun da, jeden Augenblick gewärtig von den Bauern ermordet zu werden. Als sie die Husaren ansichtig wurden, so riefen sie sie um Beistand an, der ihnen auch bereitwillig geleistet wurde. Einige Tragbahren, die man auf dem Felde fand, wurden zum Transporte verwendet. Die Bauern mußten Trägerdienste thun, und wurden nun von den deutschen Husaren nach einem benachbarten Kloster getrieben, wo man die Verwundeten der Obhut der Mönche übergab.

Einige Tage später bei einem Scharmützel beim Uebergange über einen Fluß kehrte die kleine Nachhut, wenn die feindliche Reiterei sich ihr in den Fluß nachstürzte, um, und widersetzte sich dem weitern Vordringen. Viele Pferde stürzten und die Reiter wurden abgeworfen; allein einige von den Deutschen stiegen am jenseitigen Ufer ab, unterhielten ein lebhaftes Feuer auf die Franzosen, und deckten so den Uebergang der hintern Rotten. Um dieß zu erwiedern, ließ der Feind ebenfalls absitzen; allein ungeachtet sein Feuer wirksamer war, so hielten die Deutschen dennoch Stand, bis die französische Infanterie herbei kam, und dann folgten sie der Kolonne, deren Rückzug durch den Engpaß sie gedeckt hatten. Während dieses Gefechts stürzte sich ein großer Hund, der den Husaren vor einiger Zeit zugelaufen war, so oft einer von ihnen ins Wasser fiel, nach und brachte ihn mitten durch die Kämpfenden ans Ufer. Bei Barosa war die halbe deutsche Division zugegen, wurde aber, wie ihr Befehlshaber, der General von dem Busche berichtete, durch die Thorheit des Generals Whittingham, über den und den spanischen General La Pena sich die Deutschen bitter beklagten, verhindert, entschiedenen Antheil am Kampfe zu nehmen. Im November 1810 hatten die während der Wintermonate im nördlichen Portugal herrschenden Regen, nach Massena's Vertreibung von Santarem, von beiden Seiten alle wichtigen Unternehmungen unterbrochen, und der größte Theil der beiden, einander gegenüberstehenden Armeen blieb ruhig; nur die Kavallerie auf den Vorposten war beständig in Thätigkeit. Am 22 November, um sieben Uhr Morgens, wurden die ersten Husaren der deutschen Legion mit Macht angegriffen und bis hinter die Brücke von Celarice zurückgeworfen. Das Scharmützel dauerte den ganzen Tag, und Lieutenant Ernst Poten, der am frühen Morgen mit einer starken Patrouille gegen Tremeo befehligt worden war, stand nahe daran, abgeschnitten zu werden, ward indeß, obschon den Feind dicht hinter sich, von seiner kleinen, zehn Mann starken Nachhut unter dem Sergenten Bergmann, so herrlich gedeckt, daß Lieutenant Poten seine kleine Abtheilung mit Verlust eines einzigen Mannes sammt Pferd glücklich davon brachte. Dem tapfern Sergenten wurde, als er den Uebergang der Abtheilung über einen Fluß decken wollte, das Pferd unter'm Leibe erschossen; allein den Säbel in der Faust und zu Fuß sammelte er seine Leute wieder, die schon im Begriffe waren zu weichen, und hielt den Feind zurück, bis Lieutenant Poten glücklich hinüber war. Die Husaren litten während dieses Vorpostendienstes viel durch das schlechte Wetter und den Mangel aller Pflege für ihre Pferde; da man genöthigt wurde, Kantonnirungen zu beziehen, so war verdoppelte Wachsamkeit nöthig. Kleine Vorpostengefechte fielen täglich vor, bei denen die Deutschen häufig mit nur geringem Verluste Gefangene machten, und gegen das Ende des Jahres litten sie mehr durch Krankheit als durch feindliche Ueberfälle. In der Mitte Januars erhielt die englische Armee einige Verstärkungen, und nun fürchtete der französische General, daß sie sich zu Alcoentre zusammenziehen möchte. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, beschloß der Marschall Junot, die Vorposten aus Rio Mayor zu vertreiben. Am 19 Januar rückte er mit einer bedeutenden Anzahl Kavallerie und Infanterie vor, vertrieb die deutsche Schwadron von Rio Mayor und besetzte den Platz. Der Marschall, von Eifer getrieben etwas Näheres zu erfahren, ging mit den Plänklern vorwärts, und war so unglücklich, von einem Husaren, Namens Dröge, einen Karabinerschuß ins Gesicht zu bekommen, der ihn auf lange Zeit dienstunfähig machte. Am folgenden Tage zog sich der Feind zurück, und die Husaren nahmen ihren alten Posten wieder ein. Den Rest des Januars und im Februar fiel nichts Bedeutenderes, als kleine Scharmützel mit feindlichen fouragirenden Partien und Pikets vor, in denen die Kavallerie der Verbündeten stets im Vortheile war. Die Franzosen waren indeß damals nicht die einzigen Angreifenden; ein Husarenpiket wurde eines Nachts durch das wiederholte Feuern einer der Vedetten veranlaßt auszurücken, die mit Zeichen großer Angst und Furcht ihren Kameraden entgegenkam. Ein Wolf war der Gegner gewesen, der mehrere Anfälle auf das Pferd und den Husaren gemacht hatte, wodurch dieser zu seiner Vertheidigung genöthigt gewesen war, zu feuern; allein weder Karabiner- noch Pistolenschüsse konnten das wüthende Thier verscheuchen, und so hatte endlich der Husar als letztes Rettungsmittel die Flucht ergriffen. Der das Piket befehligende Offizier bezweifelte die Wahrheit der Erzählung und ritt dem Posten zu, auf dem der Husar gestanden hatte; hier fand er nun durch die Spuren der Fußtritte des Raubthiers und die Kugeln die Aussage des Mannes bestätigt. — Ein Sergent, Namens Westermann, der am 25 Februar mit vier Mann gegen Alcobaca hin patrouillirte, war verwegen genug, ein von einem Offizier befehligtes Piket von 24 Chasseurs anzugreifen, von denen er einige zusammenhieb und sieben Mann nebst acht Pferden mit sich fortführte. In der Nacht des 9 Februars überfiel eine Patrouille von neun oder zehn Mann, unter dem Befehl des Kornets von Strenuwitz, in der Fronte von Alconhede ein feindliches Kavalleriepiket, hieb den größten Theil desselben, nebst acht oder zehn Mann von einem im Rücken desselben stehenden Infanterieposten zusammen und nöthigte eine Infanteriereserve von angeblich fünfzig Mann zur Flucht. Ein Offizier nebst eilf Mann wurde gefangen genommen, ohne daß die Husaren auch nur Einen Mann verloren. In der Nacht des 20sten lockte derselbe Offizier ein feindliches Piket von zwanzig Chasseurs sammt einem Offizier und eben so viel Infanterie, bei Ferrageas in einen mit dreißig Husaren und Dragonern besetzten Hinterhalt. Diese stürzten sich auf den Feind, hieben die Infanterie theils nieder, theils nahmen sie sie gefangen; von den Chasseurs wurden drei zusammengehauen, drei gefangen genommen und die übrigen entkamen. Der Offizier, der verwundet wurde, war ein Adjutant des Generals Clauzel und mehrere Tage lang mit Abtheilungen im Hinterhalte auf englische Patrouillen gelegen; jetzt hingegen hatte das Kriegsglück ihn nebst siebzehn der Seinigen zu Gefangenen seiner Gegner gemacht.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 295. 21 Oktober 1832.

Benares.

Man kann sich keine so phantastisch-malerische Ansicht denken, als Benares, vom Ganges aus gesehen, und es ist schwer, sich von der barbarischen Pracht einiger der Gebäude und der grotesken Landschaft umher eine Vorstellung zu machen. Die durch kleine Zwischenräume von einander getrennten Ghauts oder Landungsplätze, denen das Auge begegnet, sind im Ganzen sehr schön, doch nicht so regelmäßig als viele andere, die ich bereits gesehen hatte. In indischer Scenerie sind diese Ghauts, so zu sagen, charakteristische Versetzstücke, die dem klaren, weit sich ausbreitenden Flusse zu ganz besonderer Zierde gereichen. Es sind breite Reihen von Stufen, aus Granit oder Chunam erbaut (letzteres ist eine Mischung aus Kalk und einer hohen Politur fähig), zu beiden Seiten mit reich verzierten Geländern versehen, und auf ihrer Höhe mit Tempeln und Bäumen besetzt. Diese Ghauts bieten stets einen sehr belebten Anblick und sind, selbst während der heißesten Stunden des Tages, beständig mit Gruppen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt, die entweder ihre Gebete oder Abwaschungen verrichten, oder ihre Ghurras mit dem Wasser des heiligen Flusses füllen. Mitten unter einer verworrenen Masse von Gebäuden jeder Art, vom hohen, viereckigen, flachbedachten, einer Citadelle ähnlichen Palast an bis zum Dome der moslemitischen Moschee und der spitzigen, einer ungeheuren Bischofsmütze gleichenden Kuppel des alten Hindutempels, unter Thürmen, Thürmchen, gewölbten Thoren, Verandas, Galerien und vorspringenden Erkerfenstern, schießen die weltberühmten Minarets mit ihren schlanken Säulen in die Luft empor; ein stolzes Denkmal der Eroberungen Aurengzebs, der sie auf den Ruinen einer besonders heiligen Pagode erbauen ließ. Ihre zierliche Leichtigkeit bildet einen angenehmen Kontrast mit den plumpen Häusern und Tempeln, über denen sie sich erheben, und die Ansicht der Stadt erhält durch hohe Bäume und blühende Gesträuche, deren reiche Guirlanden über die mit Bildwerk verzierten Mauern herabhängen, eine höchst anmuthige Abwechslung.

An dem zum Besuche der Stadt bestimmten Morgen stand ich lange vor Tagesanbruch auf, und fuhr mit meiner Gesellschaft durch weitläufige Vorstädte, die unter andern interessanten Gegenständen auch einige sehr schöne mohammedanische Gräber von neuerer Bauart enthalten, dem großen Platz oder Chokei zu. Die eingebornen Hindus sind keine allzu großen Freunde vom Frühaufstehen, und ungeachtet es schon heller Tag war, als wir die Stadt erreichten, so waren doch nur wenige lebendige Wesen sichtbar, die Fenster noch fest verschlossen, die Thüren verriegelt und die Straßen leer. Die Einbildungskraft spiegelte mir sogleich wieder die Stadt in tausend und Einer Nacht vor, in der alle Bekenner Narduns in Stein verwandelt worden waren. Ein Tondschon, oder offener Tragsessel, der von Männern auf den Schultern getragen wird, war zu meiner Bequemlichkeit vorausgeschickt worden; allein da ich Straßen besuchen wollte, in denen mit ihm kaum wäre durchzukommen gewesen, so machte ich nur wenig Gebrauch davon, sondern folgte, mit den Herren der Gesellschaft, zu Fuß den Schuprassies und Schubedars, die den Szimitar in der Scheide und mit silbernen Stäben bewaffnet, uns vorausschritten. Wir gingen durch enge Straßen mit hohen, steinernen, in einem schönen Style gebauten Häusern, deren vorspringende Dächer an manchen Stellen einen bedeckten Gang bildeten.

Bis jetzt waren die Gefährten unsrer Fußwanderung größtentheils brahminische Stiere; später fanden wir die Priester in den Pagoden beschäftigt Blumen auf die Altäre zu streuen und die Bilder ihrer vielen Gottheiten, von denen einige sehr schön aus schwarzem Marmor gearbeitet waren, mit Wasser zu begießen. Ich achtete es nicht, daß meine Füße von den häufigen Abwaschungen mit dem Wasser des heiligen Flusses des Ganges, das über das Pflaster strömte, benetzt wurden, und mit dem Ellbogen bahnte ich mir einen Weg durch die Menge von Andächtigen, die sich am Morgen in die engen Höfe der Tempel drängten. Nachdem ich meine Neugierde befriedigt, und die bunte Masse von Blumen, mit denen das Innere der Tempel verschwenderisch überschüttet war, und die an den Thüren zum Verkauf ausgeboten wurden, bewundert hatte, war ich froh, dem Getümmel, das sich von allen Seiten sammelte, dem Gedränge der Fakirs, dem unaufhörlichen Rufe von „Rem! Rem!“ dem gewöhnlichen Gruß und Zurufe der Hindus, und dem Geschrei der Brahminen, die mit lauter Stimme Stellen aus den Wedas vorzulesen pflegen, entkommen zu seyn.

Unser nächster Besuch galt der Sternwarte, einer alten Reliquie orientalischer Wissenschaft, die noch vor der Eroberung der Moslemin erbaut wurde. Aus einer Reihe von kleinen Vierecken mit Säulengängen rings umher stiegen wir auf breiten Stufen zum Gipfel eines viereckigen Thurms empor. Hier war die

Aussicht auf den breiten, glänzenden Fluß herrlich, und nachdem wir uns einige Zeit an dem Anblicke geweidet hatten, stiegen wir zur Wasserseite hinab, wo unsrer ein Boot harrte, um uns flußabwärts zu einem Ghaut in der Nähe der Minarets zu bringen. Als wir diese Anfahrt erreichten, sah ich, daß ein Theil des Flusses mit Connaughts, Schirmen von weißem, mit Scharlach eingefaßtem Segeltuch, umstellt war, und erfuhr, daß es Sitte sey, wenn Frauen von Stand baden, sie durch solche Schirme den Blicken der Vorübergehenden zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Siam.

(Fortsetzung.)

Unter den Pflanzen, welche einige Aufmerksamkeit verdienen, zeichnen sich besonders der Pisang, das Zuckerrohr und der Betel aus, eine dem Pfefferstrauch ähnliche Schlingpflanze, den die Hindus unaufhörlich kauen, nachdem sie ihn vorher mit Kalk vermischt haben; zuweilen fügen sie auch noch ein Stück Areka-Nuß und ein Blatt Rauchtabak bei. Nichts ist ekelhafter, als diese Hindus unaufhörlich wiederkäuen zu sehen, wobei ihnen ein blutrother Geifer aus dem Munde läuft. Der Borapet ist eine Schmarotzerpflanze von ganz besonderer Art; sie wächst, so zu sagen, in der Luft, und hängt an den Bäumen, ohne wie der Epheu an denselben festzukleben; die Wurzeln sind gewöhnlich vier Fuß über die Erde erhöht; es ist eine Liane, von der es mehrere Gattungen gibt. Die europäischen Gemüse kommen in Siam nicht fort, dagegen gibt es wieder mehrere Arten, die bei uns unbekannt sind. Unter andern Getreidearten wird Reiß auf dieselbe Weise wie in Piemont gebaut. Die Reißfelder in der Umgebung von Bangkok sind oft überschwemmt, allein die Pflanzen ragen stets über das Wasser empor. Wächst der Fluß schnell ein Metre, so wächst der Reiß binnen zwölf Stunden eben so viel. Es ist das vorzüglichste Nahrungsmittel der Hindus, und die Art, wie er als Speise bereitet wird, kann nicht einfacher seyn; man stellt ihn gewöhnlich mit etwas Wasser in einem Topfe zum Feuer, und sobald die Körner ein wenig aufgequollen sind, nimmt man das Gericht vom Feuer und verzehrt es ohne eine weitere Zuthat. Außerdem wird noch eine Art ziemlich guter Hirse und Mais gebaut, dessen Kolben die Hindus einsammeln, wenn die Körner noch milchig sind; sie rösten dieselben und essen sie statt des Brodes; Weizen kommt nicht fort, die Ameisen und der Kornwurm fressen ihn ab.

Reiche und vornehme Leute ziehen auch Blumen, doch gibt es nur wenige von angenehmem Geruche; dagegen verbreiten der Muskatnuß-, Gewürznelken-, Citronen- und Orangen-Baum einen Wohlgeruch, der selbst bis auf eine Stunde weit ins Meer hinein bemerkbar ist. Giftige Pflanzen gibt es nur wenige: der Mai-Sac ist ein Baum, der am Ufer der Seen wächst, deren Wasser er durch seine abfallenden Blätter vergiftet. Es ist sehr gefährlich von Quellen zu trinken, in deren Nähe diese Bäume stehen. Der Bang-Tau ist eine Art Liane, deren Blatt dem Weinlaub ähnelt, und mit einem feuerfarbenen Rand umgeben ist; in diesem Rand ist ein so giftiger Saft enthalten, daß dessen bloßes Berühren ein unerträgliches Brennen am ganzen Körper verursacht. Das Erste, was man thut, um dieses verzehrende Feuer zu dämpfen, ist daß man sich ins Wasser stürzt, worauf aber statt Linderung Tod erfolgt. Das sicherste und schnellwirkendste Mittel ist, den Kranken auf eine Hürde zu legen, und Feuer unter ihm anzuzünden. Der Mai-Turang ist ein Baum, dessen auf die Haut gedrückter Saft ein Jucken hervorbringt, das mehrere Tage anhält; nur frische Erde, auf den leidenden Theil gelegt, gewährt einige Linderung.

Das Königreich Siam ist ein sehr fruchtbares, aber schlecht bevölkertes und noch schlechter angebautes Land; auf demselben Flächeninhalte hat es neun Zehntel weniger Einwohner als Frankreich. Wenn man die Bevölkerung nach den Geburts- und Sterbe-Fällen in einem Zeitraume von zehn Jahren berechnet, so ergibt sich, daß die Einwohnerzahl von Siam jährlich nur ein Neuntel abnimmt, und folglich würde das Land bald zur Einöde werden, wenn der ungeheure Zufluß von Malayen und Chinesen nicht wäre, die der Handel dorthin zieht, und die sich deßhalb im Lande niederlassen. Die namhaftesten Ursachen dieser starken Entvölkerung sind die Vielweiberei und die große Menge von Talapoinen, die im Cölibate leben, und in Bangkok und der Umgegend fast den vierten Theil der Einwohnerzahl ausmachen. Die Unreinlichkeit der Siamesen ist außerordentlich, und zieht eine Menge Krankheiten herbei, als Cholera, Ruhr, bösartige und Wechselfieber, Flechten, Aussatz u. s. w. Die Siamesen sind ferner einer Krankheit unterworfen, die man „den Wind" nennt: ein vollkommen gesunder Mensch fällt plötzlich in Ohnmacht, und wenn ihm nicht schnell Hülfe geleistet wird, so stirbt er binnen 24 Stunden, kommt jedoch auch wohl schnell wieder zu sich. Die Siamesen sind von viel schwächerer Leibesbeschaffenheit als die Europäer, und die geringste Anstrengung mattet sie ab.

Die Hauptbeschäftigung der Siamesen ist der Handel, und alles baare Geld ist in den Händen der Fürsten, des Adels, der Mandarine und Chinesen; denn diese Kasten vergeben ihrem Ansehen nichts, wenn sie Handel treiben. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Goldplatten, Zucker, Salz, Baumwolle, etwas Seidenwaaren Indigo, Pfeffer, Reiß, Elephantenzähne, Hörner vom Rhinozeros und Einhorn, Farbhölzer u. s. w.; Einfuhrartikel sind: Baumwollenzeuge, Porzellan, Steingut, Feuerwaffen und Stahlwaaren, doch müssen alle diese Artikel zu mäßigen Preisen seyn. Die umlaufenden Münzsorten sind französische Dreifrankenstücke, und als Scheidemünze bedient man sich einer Art Muscheln. Lebensmittel sind außerordentlich wohlfeil, Ochsen besonders gelten nicht mehr als einen Franken das Stück.

Die Bewohner von Siam nennen sich nicht Siamesen, sondern Thoe, d. h. ein vorzugsweise freies Volk; ein Name, der wohl nie unpassender gebraucht wurde, denn sie werden geboren und sterben als Sklaven der Fürsten und der Mandarine. Haben sie den ganzen Tag öffentliche Arbeiten verrichtet, so erhalten sie als Bezahlung etwas schlechten Reiß, zuweilen auch wohl Stockschläge, und dennoch sind sie mit ihrem Schicksale zufrieden. Der Ursprung dieses Volks schreibt sich eben nicht von lange her; es stammt von einer Kolonie Birmanen, die sich in Ligor niederließ, von wo

aus sie sich längs des Meeres ausbreitete, und Juthia, die alte Hauptstadt des Königreichs, gründete.

Die Siamesen sind nicht geradezu Heiden; sie glauben an einen unerschaffenen Gott, den sie Phra-Hiu nennen, und an dessen Sohn Phra-Phu-Tichan. Außer diesen haben sie noch eine unzählige Menge von Göttern; auch glauben sie an Engel. Ihren heiligen Büchern zufolge stammen alle Menschen von Einem Paar ab; die Seele ist unsterblich, und es gibt eine Hölle und Teufel. Es hat allen Anschein, daß der größte Theil ihrer religiösen Glaubensartikel aus den Predigten alter katholischer Missionäre in Indien gezogen ist, und daß sie diese mit ihrer Mythologie verschmolzen haben. Die Moral der Siamesen beschränkt sich auf die beiden Sätze: Gib den Talapoinen Almosen; tödte kein Thier. Je mehr ein Mensch ißt, um so größer ist sein Verdienst vor Gott. Die Erde ist, wie die Siamesen glauben, flach, und ein ungeheurer Büffel trägt sie auf seinen Hörnern, damit sie nicht ins Endlose versinke; man hat dabei freilich nur vergessen, dem Büffel selbst einen Standpunkt anzuweisen. Ebbe und Fluth werden durch einen ungeheuren Krebs veranlaßt; das Wasser steigt, wenn er aus seiner Höhle geht, und fällt, wenn er dahin zurückkehrt.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

IV.

Lager bei Temir-Chan-Schura 25 Oktober 1831.

Habt Ihr schon irgendwo Truppen im Bivouak gesehen? Dieß ist ein sehr malerischer Anblick, besonders jetzt im tiefen Herbste. Unter den Reihen in Pyramiden aufgestellter Gewehre liegen die Soldaten in Haufen umher, der eine schläft, den Kopf auf das Kalbfell seines Tornisters gestützt, der andere weicht Zwieback in seiner Feldflasche ein. Einige haben Reisig oder dürres Holz gesammelt, und sind sorgfältig beschäftigt, ein Feuer anzuschüren, und schon zeigt sich hie und da ein lustiger Geselle, über dessen Späße die ganze Kompagnie zu lachen gewohnt ist. Die Offiziere frühstücken bei den Befehlshabern, oder bei irgend Einem ihrer Kameraden, der besser versehen ist. Die Kosaken stoßen ihre Piken in die Erde, und strecken sich daneben zur Ruhe hin. Die bunten Schaaren der asiatischen Reiter laufen hin und her; die können nicht an Einem Orte sitzen bleiben. Die Pferde des Fuhrwerks, das auf Einem Punkte zusammen gefahren wird, fressen angeschirrt etwas Heu, das ihnen mit sparsamer Hand vorgeworfen wird. Man wundert sich vielleicht über das ungeheure Fuhrwerk bei dem kaukasischen Korps, das kommt und knarrt und dehnt sich aus, man sieht das Ende nicht ab! Wenn man aber weiß, daß die transkaukasischen Regimenter in ihrem Dienste von einem Land ins andere wandern, und also genöthigt sind, ihre ganze Wirthschaft mit sich zu führen; daß sie in einem feindlichen Lande umherziehen, dem es an den nothwendigen Bedürfnissen, nicht nur an den Bequemlichkeiten des Lebens mangelt; daß sie manchmal sogar genöthigt sind, das Holz zum Einheizen mit sich zu führen — dann hört man auf, sich zu verwundern. Nun wirbeln die Trommeln, Alles kommt in Bewegung; die Pferde wiehern und spitzen die Ohren; die Fuhrleute sind am Wagen beschäftigt, die Kanoniere packen einen Bund Heu auf die Geschütze: die Soldaten stellen sich in Ordnung, die Bedienten schnallen die Pferdegurten fest — selbst Hähne und Hennen, an Disciplin gewöhnt, laufen nach ihrem Gehege, wo sie an einem Fuße angebunden, reiten lernen, und äquilibristische Künste treiben. Neuer Trommelschlag — das ist der Aufbruch. „Richt euch! mit Zügen rechts, marsch!“ Sie setzen sich in Bewegung, die Trommeln schlagen einzelne Wirbel, wir marschiren ab — aber wohin? unmöglich nach Baschly. Die Aeltesten von Baschly sind mit unterwürfigem Haupte gekommen, und ein unterwürfiges Haupt schlägt das Schwert nicht ab. Der General Pankratieff, der wohl weiß, wie wichtig Schonung zu rechter Zeit ist, begnadigte die Unterworfenen im Namen des Kaisers; wo klingt der Name des Zars schöner als in der Begnadigung! Die Kreise Baschly und Kubetsch, und ganz Karakaitach schworen von Neuem den Eid der Treue. Gleiches that der starke Bund der Akuschen. Den reuigen Tabassaranen ward Gnade bewilligt, unter der Bedingung, daß sie den Verräther Abdursach-Kadi verjagten, und einen andern an seiner Stelle wählten. Nach dem Donner der Strafe, der im Herzen ihrer Berge ertönt hatte, erglänzte den Bergbewohnern die Morgenröthe der Hoffnung auf Verzeihung. Diese verständige Politik unsers Befehlshabers, zu rechter Zeit zu drohen und zu rechter Zeit zu schmeicheln, um die Verirrten nicht in ihrem Irrthume zu verhärten, hatte die günstigsten Folgen für die Russen und die wohlthätigsten für Diejenigen, die sich unterwerfen wollten. Aber die empörten Gebiete von Schamchal hörten bis jetzt weder auf Drohungen, noch auf Gnade, und die Empörer rüsteten sich, Gewalt mit Gewalt abzutreiben; sie auseinander zu jagen, brachen wir auf, und schlugen am 22 Oktober bei Temir-Chan-Schura ein Lager. Es ist beschlossen; morgen machen wir uns an die Arbeit, um Erpilei zu stürmen, das durch Hohlwege und jähe Abstürze gedeckt ist, und von 10.000 Bergbewohnern vertheidigt wird, die uns hinter starken Brustwehren und Verhauen erwarten. Die Empörer befehligt Ummalat-Bei, der tapfere Genosse Kasi Mullahs, der ihn nach Schamchal führte. In Erwartung künftiger Thaten durchschnarchten wir die Nacht, und das Schmettern der Hörner ertönte eine Zeit lang, ehe es uns aufweckte. Spät erglänzte über Schura der herbstliche Morgen. Ein undurchdringlicher Nebel lastete auf der ganzen Umgegend, und dumpf wirbelten in demselben die Trommeln. Die Truppen marschirten in drei Kolonnen. Bei der ersten, die bestimmt war Erpilei rechts auf dem Wege von Karakal zu umgehen, befanden sich die Kosaken von Bassoff, die bakinische und kurinische Reiterei, zwei Bataillone des 42sten Jägerregiments, 1 Kompagnie des eriwanischen Karabinerregiments, nebst 8 Geschützen. Diese Kolonne befehligte Oberst Miklaschewski, die zweite Generalmajor Kochanoff; sie bestand aus zwei Bataillonen des kurinischen Regiments nebst 7 Geschützen; ihr folgte die Reserve aus drei muselmännischen Reiterregimentern unter dem Befehle des Generalmajors Kalbalai-Chan. Alles Gepäck blieb im Lager unter dem Schutze von 2 Kompagnien Kurinen und 200 Reitern, welche 6 Geschütze bei sich hatten. Wir marschirten auf dem Felde fort in einem dichten Nebel; es war unmöglich selbst auf die geringste Entfernung die Gegenstände zu unterscheiden; aber eine genaue Karte, und das scharfe Auge Pankratieffs leitete die Abtheilungen vorwärts, ohne daß sie einen Schritt von der gegebenen Richtung abgewichen wären. Da ertönte auf dem linken Flügel das Kommando, und die Regimenter, jedes in besonderer Kolonne, aber in gleicher Direktion, dehnten ihre Schlachtordnung aus mit großen Zwischenräumen. Ich befand mich, wie gewöhnlich, unter den vorgerückten Schützen. Manchmal zerriß ein Luftzug den Nebel, dann erschienen die benachbarten Kolonnen als schwarze Massen, und die Gewehre blitzten eine Minute lang durch, dann umhüllte sich Alles wieder, wie mit einem undurchdringlichen Vorhange. Unser Sardar *) befand sich unter uns auf einem wilden Pferde, sein Generalstab um ihn her. Die türkische Gaita, **) die schirwanischen und dagestanischen Beks, die Linien- und donischen Kosaken sprengten in bunten Haufen hinter ihm her. Näher und näher rückt man an: ladet's Gewehr. Der Wind blies, wie verabredeter Maßen, stärker, hob die Decke, die auf den Feldern lag, und links vor uns zeigte sich ein steiler Hohlweg, hinter dem ein mit Wald bewachsener Berg sich erhob; gerade vor uns war ein langer Hügel mit Verhauen und Erdaufwürfen umgeben. Weiterhin auf den Bergen wogte etwas, wie ein lichter Wald im Winde. Das sind Bäume, sagten Einige, das sind Reiter, sagten die Andern. Die Granaten entschieden unsern Streit. Ein lautes Gelächter erhob sich auf den Bergen, als die vorgerückte Batterie anfing zu donnern. Es waren wirklich Reiter; sie verschwanden schnell, und die Fährte wurde wieder kalt. Wohin jagt

*) Dieß ist das persische Wort für Oberbefehlshaber; das Wort kam nach und nach in Gebrauch, weil es einfach und wohlklingend ist.

**) Reiterei.

man nicht Asiaten mit Granaten. Zugleich rückten unsere muselmännischen Waghälse bis an die Erdaufwürfe heran, und die ganze Linie gab auf Einmal Feuer; zugleich griffen auch die Jäger ohne einen Schuß zu thun mit dem Bajonnette an. Oberst Miklaschewski erschien auf einem weißen Pferde vorbei den Kolonnen, sein Federbusch flatterte im Winde. Hurrah! Hurrah! die apscheronischen Schützen warfen sich unerschrocken in die Gräben, weiter links erstiegen Bassoffs Kosaken den Berg. Sie rückten in der Mitte auf halbe Schußweite heran, blieben aber dann Befehl erwartend stehen. Der Kugelregen wurde stärker, ein Lauffeuer durchzuckte den Dunst, wie ein Feuerwerk. Ich beobachte sehr gern, welchen Eindruck die Gefahr auf die Soldaten macht. Es ist interessant, dann vor die Fronte zu gehen, und die Augen und Gesichter zu beobachten. Dießmal bemerkte ich, daß sie weder sehr lang noch sehr bleich waren. Bei den jungen Soldaten zeigte sich mehr Neugierde als Unruhe. Einige betrachteten freilich allzu ängstlich ihre Feuersteine, andere bückten sich vor den Kugeln, die wie Hummeln entgegensummten; diese wurden aber ausgelacht. Nur bemerkte ich, daß die Tapfersten stets Rekruten oder ganz alte Soldaten sind, die Erstern, weil sie die Gefahr nicht kennen, die Andern, weil sie daran gewöhnt sind; bei denen, die in der Mitte zwischen beiden stehen, ist weder das Eine, noch das Andere der Fall. Aber alle russischen Soldaten, wenn sie auch nicht allzu viel beten, sind doch im Herzen andächtig. „Bekreuzigt euch, Jungen!“ sagten sie, als wir näher heranrückten, und alle bekreuzigten sich. Jeder blickte nach Norden, und dachte an seine Eltern. Nur ein alter, vom Pulverdampfe gebräunter Soldat, für den Blut und Wein gleich gewöhnliche Dinge waren, bekreuzigte sich nicht, er war lustig und guter Dinge, und zwischen den Zähnen drehte er eine kurze Tabakspfeife. „Nun soll man sich auch noch bekreuzigen,“ brummte er, und stopfte mit der einen Hand den Tabak in seiner Pfeife nieder, mit der andern hielt er das Gewehr im Gleichgewicht — „ich habe keine Hand mehr übrig. Alle blickten mit Unwillen auf den Freigeist; kaum war man fünf Schritte vorwärts marschirt, so stürzte er todt zur Erde. „Gott hat ihn gestraft!“ flüsterten seine Gefährten. — Hurrah! — vorwärts! Wir mußten einen schlüpferigen Abhang hinauf, den eine Heerde wilder Schweine umgewühlt hatte. Die Füße glitten rückwärts, der lehmige Koth klebte pfundweise daran, aber Dieß dauerte nur einen Augenblick. Schon waren wir unter den Verschanzungen, aber noch sahen wir keinen Feind, so dicht war der Nebel; endlich springen wir in die Verschanzungen, der Feind flieht und läßt Todte und Gefangene in unserer Gewalt. Es ist ein Glück für uns, daß der Nebel den Feind verhinderte, uns von einem so gut gelegenen Platze aus mit Sicherheit zu beschießen; es ist sein Glück, daß der Nebel uns hinderte, ihn zu verfolgen; sie zerstreuten sich hinter Felsen, Gesträuchen und Erdaufwürfen. Das Gefecht endigte um 2 Uhr. Rechts und links umgangen über Abstürze, die sie für unersteiglich gehalten, im Centrum geschlagen, das sie durch eine dreifache Verschanzungsreihe unüberwindlich geträumt hatten, räumten die Feinde endlich schimpflich das Feld, und ließen über 250 Todte zurück. Die kluge Anordnung General Pankratieffs und die Schnelligkeit, mit der sie ausgeführt wurde, waren Ursache, daß unser Verlust nur äußerst gering war; verwundet wurden zwei Offiziere, von denen einer später starb, von Unteroffizieren und Gemeinen waren 40 getödtet oder verwundet. Pferde verloren wir 51. Die Bestürzung des Feindes benützend, sandte General Pankratieff auf dem großen Wege nach Erpilei das dritte muselmännische Regiment, und ein Bataillon Apscheronen mit 2 Geschützen ab, um das Dorf zu nehmen. Noch erhitzt vom Kampfe, fühlten wir keine Ermüdung, und marschirten 7 Werste weit, von Berg zu Berg an dem unebenen Ufer des Flusses fort, an dem der Weg hinführt. Hie und da pfiffen Kugeln, die aus dem benachbarten Wald abgeschossen waren, und endlich lag Erpilei in langer Linie vor uns. Um hinzukommen mußte man über eine morsche Brücke, und einen schmalen Knüppelweg — das war das Werk einer Minute — nach dreimaligem Bajonnettangriff war Erpilei leer. Bassoffs Kosaken kamen zu rechter Zeit von der linken Seite, die Jäger drängten sich rechts heran, zugleich mit dem Haufen der muselmännischen Reiter, unter der Anführung des Kapitäns Jupherowp, Pankratieffs Adjutanten. Dieser drang selbst, um seinen Untergebenen Muth einzuflößen, unter den ersten mit in Erpilei ein. Die Trommeln wirbelten, die Fahnen flatterten gleich Siegesflügeln. Im Walde dauerte das Gewehrfeuer noch fort, aber im Dorfe begann schon das Werk der Plünderung und Verheerung. Die Beute an Geld und Geldeswerth, so wie an Hornvieh war bedeutend. Die Empörer aller umliegenden Dörfer hatten alle ihre Habe hieher zusammengeschleppt: sie rechneten auf die Festigkeit der Lage, auf die Menge und den Muth der Vertheidiger von Erpilei, allein sie fanden sich bitter getäuscht. Soldaten, Tataren, Türken schleppten reiche Teppiche aus den Häusern fort, stießen mit den Bajonnetten in den Boden und in die Mauern, um Schätze zu suchen, störten alles durch, nahmen Silber, Schmuck, reiche Panzerhemden mit, trieben Vieh weg, und stießen die in Verstecken gefundenen Aufrührer nieder. Ein Lesghier sah den Jammer, und suchte, als er unvermuthet auf einen Haufen Soldaten stieß, sich durch List aus der Gefahr zu retten, indem er behauptete, er sey mit einem Briefe an den Sardar geschickt. Ich sah, wie sie den Unglücklichen einen Augenblick losließen, wie er Tasche auf Tasche durchsuchte, nirgends, nirgends ein Papier! Was brauchts weiter! schrien die Soldaten, welche die Geduld verloren, und jagten ihm durch die Bajonnette. Es war finstere Nacht, als wir den Rückzug antraten. General Pankratieff befahl auf die Bitten Schamchal's, den Ort nicht den Flammen zu übergeben; er sah voraus, daß diese Milde die Einwohner auf russische Seite bringen werde, und täuschte sich in seiner Erwartung nicht. Mächtige Feuer flammten nun in dem Lager, und alles, was zwei Hände hatte, war mit Sieden und Braten beschäftigt, denn die Sieger hatten mehr als 10,000 Stücke Vieh erbeutet; an Meth und Oel war auch kein Mangel, und der Wind wehte Mehl statt Staub hin und her. Und nun staune man über die Ausdehnung und Elasticität eines russischen Magens. Bis zum frühen Morgen und vom Morgen bis zum Abend kamen die Soldaten nicht vom Kessel weg, dann schliefen sie. Halb schlafend streckt jeder noch die Hand in den Kessel, zieht ein Stück heraus, und schlummert dabei mit zufriedenem Lächeln ein. Malerisch durch die Unordnung und die Verschiedenheit der Zelte verwandelte sich nun das Lager der Reiterei in einen Markt. Tataren, Kosaken, Soldaten wälzen sich auf prächtigen Teppichen, die in Haufen aufgeschichtet liegen, bringen reiche Waffen, Frauenkleider, Pferdedecken, Gold- und Silberstoffe herbei, und verkaufen oder vertauschen sie. Kupfernes Geschirr rollt klingend auf dem gefrornen Boden. Werthvolle Sachen geben um einen Spottpreis weg, schwerfällige Gegenstände gibt man zwar nicht umsonst hin, aber desto eifriger drängen sich die Schaaren der Verkäufer um die Duchanschtschiks (Verkäufer spirituöser Getränke) oder Marketender, weil dem Soldaten ein gutes Glas Branntwein lieber als ein Diamant ist. O, ihr wißt noch nicht, welche wichtige Rolle die geistigen Getränke jenseits des Kaukasus spielen! Ich will es euch, meine Freunde, in einem besonderm Briefe beschreiben. Das ist ein Gemälde in einem Genre zwischen Tenier und Ismailoff.

Vermischte Nachrichten.

Unter den neulich in England gefallenen Opfern der Cholera befindet sich auch Donald Macdonald, ein gälischer Barde. Er galt für einen der besten jetzt lebenden gälischen Dichter. Er war im Begriffe, einen Band Gedichte und Gesänge herauszugeben, als der Tod ihm das Vergnügen raubte, sie von seinen celtischen Landsleuten aufgenommen zu sehen. Macdonald war eben so wohl Arzt als Dichter, und seine Praxis war sehr ausgedehnt; namentlich wandte man sich an ihn wegen Zahnweh's, wobei er einige Worte aussprach und einen gewissen Zauber gebrauchte, worauf die Patienten, wenn auch nicht geheilt, doch zufrieden nach Hause gingen.

Kürzlich wurden in der Nähe von Antwerpen Versuche mit den Kanonen des Obersten Paixhans zum Abfeuern von Bomben gemacht. Zuerst wurde eine Bombe von 150 Pfund, aus einer zehnzölligen Kanone geschossen und auf eine ungeheure Entfernung fortgeschleudert, die man auf 3000 Metres (9000 Fuß) berechnete. Ungefähr dasselbe Resultat gab ein Versuch mit einer achtzölligen Kanone. Dann wurden Versuche mit Kartätschen gemacht: die erste Büchse enthielt 545 Kugeln und wog 128 Pfund; die zweite 947 Kugeln und wog 256 Pfund. Die Wirkung war in der That furchtbar. (United Service Journal.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 296. 22 Oktober 1832.

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Diese und andere romantische Vorfälle ließen indeß West nicht auf seine Studien vergessen. Er vollendete ein Gemälde „Cimon und Iphigenie“ und ein anderes „Angelika und Medor,“ die seine Freunde in ihrer vortheilhaften Meinung von ihm bestärkten. Nachdem er nun die größten Meister Italiens studirt, und nützliche Kenntnisse in der Komposition und Farbengebung sich angeeignet hatte, fühlte er in seiner Brust die Sehnsucht nach dem Lande aufsteigen, wo sein Herz immer geblieben war: er wollte Rom Lebewohl sagen, und nach Amerika zurückkehren, vorher aber noch die Insel seiner Väter besuchen. Er ging über Parma, wo er zum Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, eine Ehre, die ihm auch schon zu Florenz und Bologna widerfahren war: West machte ihr dagegen eine so schöne Kopie des h. Hieronymus von Correggio zum Geschenke, daß der Herzog von Parma den Künstler zu sehen wünschte. Zu großem Erstaunen der Hofleute erschien West mit dem Hut auf dem Kopfe am Hofe. Allein dem Fürsten waren die Eigenheiten der Quäcker und die Toleranz der englischen Gesetze für sie nicht unbekannt. Uebrigens war er auch ein Bewunderer William Penns, und so wurde der junge Künstler mit großer Huld aufgenommen.

West setzte seine Reise fort, wurde aber in einer französischen Gränzstadt vom Pöbel angefallen, der die Engländer verwünschte, weil sie am Ruin der französischen Fabriken schuld seyen, und entging schlimmeren Händeln nur durch die Dazwischenkunft einer obrigkeitlichen Person, die ihn in Schutz nahm. „Dieses unwissende Volk, sagte der Beamte, klagt England an, statt es die Regierung anklagen sollte. Der französische Hof ist ein Pfuhl abscheulicher Ausschweifungen geworden, von dem Tugend und Talent verbannt ist. Es kann so nicht auf die Dauer bleiben. Frankreich wird einst furchtbare Rechenschaft fordern für die Schmach, die ihm von jenen angethan worden ist, welche den Verschwendungen des Hofes dienen.“ Diese Worte wurden vier und zwanzig Jahre vor der Revolution gesprochen. West konnte nicht das Licht der Welt erblicken, nicht seinen Stand wählen, nicht in einem Kaffeehause sitzen, nicht reisen ohne eine Prophezeyung! — Seine Meinung über die französische Kunst fiel nicht zu ihrem Vortheil aus; er fand, daß es ihr zu sehr an Einfachheit gebreche, daß sie eine studirte Affektation habe, und den Mangel eines wahren Kunstgenius unter einer kleinlichen Ausführlichkeit des Details zu verbergen strebe. Boucher war damals das Gestirn der französischen Schule.

West langte am 30 Junius 1763 in London an. Allen, Hamilton und Smith, seine ersten und treuesten Freunde, befanden sich dort, und nahmen ihn mit offenen Armen auf. Der junge Künstler wurde mehreren Offizieren von hohem Range vorgestellt, die von ihm schon in Pennsylvanien hatten reden hören. Es lag damals nicht im Mindesten in seiner Absicht, sich in England niederzulassen, oder auch nur während seines dortigen Aufenthaltes sich in seiner Kunst zu versuchen. Er besuchte die Galerien von Hampton Court, Windsor und Blenheim; wohnte einige Zeit in Reading, bei dem Stiefbruder seines Vaters, Thomas West, und konnte in seinem Quäckergemüth über den Glanz der Welteitelkeit in Bath, während der Badezeit, seufzen. Allmählich aber begann er, an England und den Engländern Geschmack zu gewinnen; er wurde Reynolds vorgestellt, und ein Brief Mengs's ließ ihn Wilson kennen lernen. Der Umgang mit diesen Künstlern, und die Prüfung ihrer Werke erregten seinen Ehrgeiz. Ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, miethete er eine Wohnung in Bedford-Street, Coventgarden, und fing an zu malen. Als sein Entschluß bekannt wurde, erhielt er die Glückwünsche aller seiner Brüder in Apollo und vielseitige Ermunterungen, auf der betretenen Laufbahn als Historienmaler fortzuwandern. Reynolds malte keine Porträte, Hogarth stand mit einem Fuß im Grabe, Barry war zu Rom in Streitigkeiten verloren, Wilson vernachlässigt, Gainsborough nur im Landschaftsfache ausgezeichnet, und der kluge Amerikaner sah gar gut ein, daß er eine schöne Laufbahn vor sich, und keine Mitbewerber neben sich habe.

Sobald West sein Gemälde „Angelika und Medor“ vollendet hatte, brachte er es, wie ihm Reynolds gerathen, sammt seinem „Cimon und Iphigenie,“ und einem Porträt des Generals Monckton, der unter Wolf in der Schlacht von Quebec befehligte, zur Ausstellung. Während er noch mit diesen Arbeiten beschäftigt war, hatte er das Glück, dem Doktor Johnson und Burke vorgestellt zu werden. Johnson, den Sonderling, bewunderte er sehr, und fand ihn höflich und sogar wohlwollend. Auch Burke zeigte viele Güte für West; nur fand unser Künstler in seinem Wesen etwas Mysteriöses. West erkannte auf den ersten Blick in ihm

den Bruder des Priors der Benediktiner in Parma. Die ausgestellten Gemälde West's fanden eine sehr gute Aufnahme; sie waren gut aufgefaßt und ihr Kolorit rein. Sein Geschmack für ernste und erhabene Gegenstände zog die Aufmerksamkeit einiger Prälaten der englischen Kirche auf sich. West malte für den Doktor Newton „den Abschied des Hektors von Andromache," und für den Bischof von Worcester „die Heimkehr des verlornen Sohnes." Durch diese Werke gelangte er zu einem solchen Rufe, daß ihm Lord Buckingham einen Jahrgehalt von 800 Pfund anbot, um von ihm seinen Landsitz in Yorkshire mit historischen Bildern ausmalen zu lassen. West fragte über diese lockende Anerbietung seine Freunde um Rath, die der Meinung waren, er würde besser thun, sich bloß auf das Publikum zu verlassen, der Künstler folgte ihnen und that daran gut.

(Fortsetzung folgt.)

Benares.

(Schluß.)

Viele reiche Hindus, die in andern Städten zu Hause sind, besitzen Wohnungen in Benares und die meisten beeilen sich, bei herannahendem Alter ihren letzten Athemzug in der heiligen Stadt auszuhauchen, die, wie sie glauben, nicht zur übrigen gefallenen Welt gehört, sondern die Lotusblume des Erdballs ist, die nicht in gemeiner Erde, sondern auf der Spitze von Siwas Dreizack gefunden wird. Kurz es ist ein Ort von so besonderer Heiligkeit, daß selbst die heillosesten Rindfleischesser und andere gottvergessene Menschen, wenn sie nur mildthätig gegen arme Brahminen waren und so glücklich sind, in dieser heiligen Stadt zu sterben, gewiß seyn können, geraden Wegs in den Himmel zu fahren. Die Pilgrimzahl, die aus allen Theilen Indiens hier zusammenströmt, ist ungeheuer und Benares verdankt seinen Reichthum zum großen Theil dem öfteren Aufenthalte reicher Fremden daselbst. Nahe bei den Minarets steht der erst jüngst vollendete Palast des Peischwa, des Souverains eines Mahrattenstaats; er ist sieben Stockwerke hoch und da man von seinem Dach dieselbe Aussicht genießt, wie von den Minarets, er überdieß auch interessantere Gegenstände bietet, so kann die Beschreibung der Moscheenthürme, deren Inneres nichts als eine enge Wendeltreppe enthält, füglich erspart werden. Wir traten durch ein Säulenthor ein und befanden uns, nachdem sich die mit dicken Eisenplatten beschlagenen Flügelthüren hinter uns geschlossen hatten, in einem viereckigen von einer bedeckten Galerie umschlossenen Raum. Dieser Hof dient zuweilen einer Heerde zum Aufenthalt, ist aber dessen ungeachtet sehr reinlich gehalten und mit Springbrunnen und Blumenbeeten geziert. Ein großes, in der Mitte durch eine Reihe von gehauenen Pfeilern abgetheiltes und mit dunkelm sehr glänzend polirtem Holz getäfeltes und gedieltes Zimmer geht nach der Straße heraus; aus diesem Zimmer führt eine einfache Treppe nach einem andern höher gelegenen von ähnlicher Größe und Beschaffenheit, das ebenfalls an eine Galerie oder Säulengang stößt, die der untern, mit vielen kleinen Zimmern versehenen, entspricht. An der dem Eingang gegenüber liegenden Seite des Zimmers befindet sich eine andere Treppe, die in einen dritten ganz den andern ähnlichen Salon sammt Galerie u. s. w. führt, und so ging es fort bis wir den obersten Stock erreicht hatten. Je höher wir stiegen, desto mehr verlor sich das Geräusch der Menschenmenge in den Straßen in ein immer leiser werdendes Gemurmel, bis es endlich, als wir die Höhe des Daches erreicht hatten, gänzlich verstummte. Hier konnten wir die Zweckmäßigkeit dieser hohen Bauart und der engen Straßen, die zu dem Gebäude führten und die mir wenigstens so unbequem vorgekommen waren, nicht genug bewundern; nicht Ein Sonnenstrahl konnte in die Gassen und Gäßchen fallen; die untern Gemächer waren kühl und schattig, während jene, die sich über die benachbarten Häuser erhoben, aus ihren Fenstern die herrlichste Aussicht boten. Auf unserm Wege bis zum Dache hielten wir nur wenig an, denn dieses, das mit einer Brustwehr umgeben war, bot einen angenehmern Punkt zur Aussicht, als das unter demselben befindliche Zimmer, in welchem man aus einem Fenster, das bis auf den Fußboden reichte, und weder durch Geländer noch durch Gitter geschützt war, nur mit Entsetzen in die schwindelnde Tiefe hinabsehen konnte.

Als wir das Dach erreicht hatten, lag Benares mit seinen phantastischen Gebäuden, seinen üppigen Gärten, seinen engen Straßen, und seinem breiten, mit unzähligen Booten bedeckten Fluß, wie ein Grundriß vor uns; während, so weit das Auge reichte, eine reich angebaute, mit Dörfern und Wäldchen bedeckte Ebene mit dem Horizont verschmolz. Man sagt, daß man von dieser Höhe aus zuweilen die Kette des Himalaya sehen könne, allein obschon der Himmel sehr rein war, so sahen wir uns dennoch vergebens nach diesem König der Gebirge um; ich muß indeß bekennen, daß ich eben nicht mißvergnügt darüber war, da ich mich an nähern und minder erhabenen Gegenständen vergnügen konnte, die ich früher noch nicht von einem so vortheilhaften Standpunkt aus gesehen hatte. Schaaren von Papageien flogen in Wolken unter uns, auf deren farbenschimmernden Gefieder die Sonnenstrahlen erglänzten, wenn sie vorüberstrichen; Affen, die kühnen Kletterer, deren es sehr viele in der Stadt gibt, kauerten auf den vorragenden Karniesen unter uns. Dem Palaste zunächst standen mehrere von Mahrattenfamilien bewohnte Häuser; die Frauen dieser Stämme haben sich der Abgeschlossenheit, die nach der Eroberung von Hindustan durch die Moslemin in den unterjochten Provinzen eingeführt wurde, nie unterworfen, und die Weiber unsrer Nachbarn machten sich kein Bedenken daraus, unsre Gesellschaft unverschleiert zu betrachten. Nach Sonnenuntergang sind die Dächer mit Gruppen von Frauen bedeckt und ich bedauerte sehr, nicht zurückkehren zu können, um dieses interessante Schauspiel zu betrachten, das der Peischwa dadurch, daß er um so viel höher als seine Nachbarsleute baute, sich vorbehalten hat. Wieder auf ebenen Boden angelangt, fühlte ich mich sehr ermüdet und war jetzt froh mich meines Tondschons bedienen zu können; alle Läden waren jetzt offen und die Straßen gedrängt voll Menschen. Ich bemerkte, daß so oft unsre Gesellschaft jungen Weibern begegnete, deren viele von der niedern Klasse auf den Straßen waren, diese sich sogleich verschleierten, ja daß einige sogar sich in den Vertiefungen der Mauern verbargen. Europäer sieht man hier nicht häufig herumwandeln, und wenn auch die Eingebornen sich nichts daraus machen, von ihren Landsleuten begafft zu werden, so schienen sie doch nicht geneigt, sich den Blicken Fremder auszusetzen.

Als wir den Choltei wieder erreichten, wo wir unsre Wägen gelassen hatten, fanden wir eine Anzahl von Buden, denen auf unsren Jahrmärkten ähnlich, aufgeschlagen, in denen eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände zum Verkauf ausgestellt war. Da es mir nicht gelang, mit dem Verkäufer über einen ziemlich schlecht aus Elfenbein gearbeiteten Elephanten, für den ein unmäßiger Preis gefordert wurde, handelseinig zu werden, und ich die Stadt nicht gern verlassen wollte, ohne ein Andenken mitzunehmen, so kaufte ich endlich zwei lange Schnüre brahminischer Perlen, aus dem Samen einer der Muskatnuß ähnlichen Frucht verfertigt, die in Gold gefaßt als Halsschmuck in England sehr gesucht sind. Sehr ermüdet, also sehr zufrieden mit meinem Morgenausflug, kehrte ich nach dem zwei Meilen entfernten Secrole zurück, eben als die Hitze schon sehr drückend zu werden anfing.

Obschon Benares in mancher Hinsicht vielen andern Städten von Hindustan gleicht, so unterscheidet es sich doch auch wieder von ihnen durch mehrere Eigenthümlichkeiten: man findet hier keine Paläste, die an Schönheit der Bauart und Kostbarkeit des Materials sich mit denen von Delhi, Agra und Lucknau messen können; dagegen findet man hier fast kein Haus, das nicht mit Festons, aus Holz oder Stein gehauen, reich verziert wäre. Mehrere Häuser, in deren Erdgeschoß sich Läden befinden, scheinen von Außen eben nicht viel zu versprechen, sind aber augenscheinlich von reichen Leuten bewohnt, und geben an Größe und innerer Ausstattung den fürstlichen Gebäuden nur wenig nach. Andere, die einen großen Raum einnehmen und deren Mauern auf der Straßenseite keine Fenster haben, ausgenommen an dem höchsten Theil der Wand, und einem festen Schloß oder einem Gefängniß gleichen, umschließen große Gärten, in die der Blick nur von den Minarets oder einer andern Anhöhe eindringen kann. Der Reichthum von kostbaren Handelswaaren, wegen deren die Stadt berühmt ist, wird sorgfältig vor den Augen des Publikums verborgen gehalten. Benares steht in großem Rufe wegen Verfertigung des Kinkobs, eines Gold- und Silberbrokates von außerordentlicher Schönheit und hohem Werth; seine Turbane von demselben kostbaren Stoff und mit Edelsteinen ähnlichen Stickereien geziert, haben in der orientalischen Welt nicht ihres Gleichen und es ist ein Hauptmarkt für Perlen, Diamanten, Shawls und andere kostbare Waaren; allein alle diese Artikel werden nicht in den Gewölben zur Schau gestellt, um Käufer anzulocken, und in ganz Hindustan muß Jeder, der etwas kaufen will, sorgfältige Nachfrage halten, bis er findet was er wünscht.

Schmutzige, unsaubere Menschen sind in Benares sehr häufig; Fakirs vom ekelhaftesten Aussehen, die buchstäblich keine andere Bedeckung haben, als Schmutz und Asche, bieten, besonders auf den heiligen Plätzen, einen das Auge beleidigenden Anblick, und ich eilte schnell an manchem interessanten Gegenstand, besonders an heiligen Gräbern vorüber, um einer nähern Berührung mit diesen ekelhaften Geschöpfen auszuweichen. — Brahminische Stiere, Tauben und Affen findet man in allen hindu'schen Städten häufig, allein selten in so großer Menge als zu Benares, wo Niemand diese Thiere nur im Mindesten zu beleidigen wagen dürfte; vielmehr werden sie von den Gläubigen gepflegt und auf öffentliche Kosten gefüttert. In früheren Zeiten wurden nur in Benares Menschenopfer geduldet, allein jetzt ist dieser barbarische Gebrauch durch die britische Regierung abgeschafft, und seit der Unterjochung des Landes haben die muselmännischen Einwohner die Stadt durch das Blut von Thieren entheiligt.

Die Missionen der mährischen Brüder.

(Aus dem in Paris erscheinenden Journal des Missions Evangéliques.)

Die Missionen der mährischen Brüder sind nicht nur als die vorzüglichsten Muster von Anstalten dieser Art zu betrachten; sondern auch als der Beweis, daß die verwildertsten Nationen durch das Christenthum am leichtesten der Civilisation gewonnen werden können, wenn dabei ohne andere Nebenrücksichten, in wahrhaft christlichem Geiste zu Werke gegangen wird. Ueberall, wo die Brüder den Wilden das Evangelium predigten, führten sie auch die Künste und Sitten eines geordneten gesellschaftlichen Zustandes ein, und in kurzer Zeit ließ sich in dem Charakter, wie in der Lebensweise und den Verstandeskräften der bekehrten Völkerschaften eine wohlthätige und an das Wunderbare gränzende Veränderung wahrnehmen. Alle Reisenden, die Gelegenheit hatten, die Missionsanstalten der Brüdergemeinde zu besuchen, stimmen in dem Lobe derselben überein und erstaunen über die Fortschritte, welche die Grönländer, Eskimo's, nordamerikanischen Indianer, Neger und Hottentotten gemacht haben, die durch die Bemühungen der Brüder den Finsternissen des Heidenthums entrissen worden sind. Ein gleich vortheilhaftes Zeugniß geben ihnen alle Regierungen der Kolonien, die ihnen bei dem heilsamen Einflusse, den sie auf die umliegenden Volksstämme hatten, alle mögliche Unterstützung angedeihen lassen.

Die mährischen Brüder haben gegenwärtig Missionen unter den Negersklaven der Antillen und des südlichen Amerika's, in den Kolonien des Kaps der guten Hoffnung, bei den nordamerikanischen Indianern, auf der Küste von Labrador, in Grönland, endlich bei den, Rußland unterworfenen Kalmuken. Die Zahl der auf mehr als dreißig Stationen vertheilten Missionäre beläuft sich auf hundert sechzig. Da die Brüder zu ihrer Unterstützung nur geringe Geldmittel besitzen, so ernähren sich diese Männer größtentheils von ihrer Hände Arbeit. Dennoch überstieg einige Jahre her der Aufwand die Kräfte der Brüder. Im Jahre 1815 hatten die europäischen Heere, die damals gegen einander im Felde lagen, abwechselnd die Hauptniederlassung der Brüder besetzt, wodurch dieselbe einen fast tödtlichen Schlag erlitt und ihrer Auflösung nahe war. Die mährischen Brüder waren eine Zeit lang gezwungen, die Mildthätigkeit anderer christlicher Gemeinden anzurufen, um ihre Missionen nicht zu Grunde gehen zu lassen; kaum hatten sie so viel, um den Unterhalt der Familien der Missionäre zu bestreiten, für den sie zu sorgen übernommen; selbst für die Pflege der Alten und Kranken, die nicht mehr arbeiten können, reichten ihre Mittel kaum noch hin. Aller dieser entmuthigenden Verhältnisse ungeachtet beharrten sie gläubigen Vertrauens in ihren frommen Bestrebungen, und man kann sich nicht des Staunens erwehren, wenn man betrachtet, wie viel sie mit ihren schwachen Mitteln auszurichten im Stande waren. Lange Zeit verfolgt, hatten sie kaum zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einen ruhigen Zufluchtsort auf den Gütern des Grafen von Zinzendorf gefunden, als sie sich von dem lebhaftesten Verlangen getrieben fühlten, sich mit der geistigen und zeitlichen Wohlfahrt der heidnischen Völker zu beschäftigen. In weniger als neun Jahren schickten sie Missionäre nach Grönland, auf die Antillen, zu den Indianern der beiden Amerika, nach Lappland, in die Tatarey, nach Algier, nach Guinea, auf das Kap, nach Ceylan, auf die Inseln Nicobar, nach Persien und Aegypten. Von dem Loose der Negersklaven auf den Antillen gerührt, schifften sich im Jahre 1733 zwei Brüder nach der dänischen Insel St. Thomas ein; und obgleich man ihnen gesagt hatte, sie würden mit den dortigen Sklaven nicht in Berührung treten dürfen, wenn sie nicht selbst Sklaven seyen; so gingen sie doch mit dem festen Entschlusse ab, sich sogar dieser harten Bedingung zu unterwerfen, wenn es ihnen nicht auf andere Weise möglich werden sollte, den armen Negern den Weg zu zeigen, auf dem sie sich wenigstens aus den Fesseln des Aberglaubens befreien konnten. Indeß wurde ihnen zwar das Opfer, zu dem sie sich entschlossen, erspart; allein sie waren genöthigt, mehrere Jahre lang unter der versengenden

Sonnengluth des Tropenhimmels zu arbeiten, um ihr Brod zu verdienen; ihre Ruhestunden waren dann ganz dem Unterrichte der Neger geweiht. Der Himmel segnete eine solche übermenschliche Ausdauer, und man zählt gegenwärtig auf den dänischen und englischen Antillen mehr als 23.000 Neger, die sie dem christlichen Glauben gewannen. Andere Missionäre, die im Jahre 1733 nach Grönland gingen, gaben den vorigen nichts nach in Eifer und Aufopferung. Es waren ganz einfache Menschen, die nichts als ihre Muttersprache konnten, und um sich eine der barbarischsten Sprachen eigen zu machen, vorerst dänisch lernen mußten, um sich der grönländischen Grammatik bedienen zu können, die Egede, der Gründer der dänischen Mission in Grönland, in dänischer Sprache verfaßt hatte. Gegenwärtig ist der größte Theil der Bewohner Grönlands zum Christenthume bekehrt. Der gesellschaftliche Zustand hat dort eine völlige Umwandlung erfahren, und der religiöse Unterricht ist unter jenem unwirthbaren Himmelsstriche wenigstens eben so allgemein, als in irgend einem Lande von Europa. Im Jahre 1734 gingen ihre Missionäre zu den nordamerikanischen Indianerstämmen. Ihre dortigen Arbeiten, Prüfungen, Leiden und Erfolge sind selbst in der Geschichte der Missionen außerordentlich. Mehrere Tausende dieser trotzigen, an ein umherziehendes Leben gewöhnten und vielleicht unbändigsten Stämme von allen Wilden wurden bekehrt und gaben oft bis in den Tod standhafte Proben ihrer gründlichen Bekehrung. So wurden bei einer Gelegenheit drei und neunzig dieser Amerikaner, Männer, Weiber und Kinder von den Weißen, wahren Ungeheuern in Menschengestalt, gefangen genommen, skalpirt und mit kaltem Blute ermordet, und alle diese Unglücklichen gaben, selbst nach Aussage ihrer Mörder, bis auf den letzten Augenblick Proben eines unerschütterlichen Glaubens. Ein anderes Mal wurden Missionäre sammt ihren Weibern lebendig in ihren Wohnungen verbrannt, oder wer zu entfliehen versuchte, erschlagen und wieder in die Flammen geworfen. Diese Greuelthat wurde von Indianern begangen, die im Solde Frankreichs kämpften. Im amerikanischen Unabhängigkeitskriege wurde die von den Brüdern gegründete Niederlassung zu Fairfield in Canada von den Truppen des amerikanischen Generals Harrison geplündert und verbrannt. Ein Missionär und seine Frau begleiteten die Christen auf ihrer Flucht, auf der sie zwei Jahre lang mit den unglaublichsten Gefahren und Entbehrungen zu kämpfen hatten.

Im Jahre 1737 erbaute sich Georg Schmidt, in Südafrika am Seargeansflusse, unter den Hottentoten eine Hütte und rodete ein kleines Stück Land um. Da er eine Unmöglichkeit darin fand, ihre Sprache zu lernen, so unternahm er den schwierigen Versuch, die Wilden die seinige zu lehren. Bald hatte er sich ihre Zuneigung gewonnen; mehrere wurden seine Schüler und lernten die h. Schrift lesen. Im Verlaufe von sieben Jahren taufte er sieben Individuen, die Beweise einer aufrichtigen Bekehrung an den Tag gelegt hatten. Schwierigkeiten, die um diese Zeit seinen Bemühungen in den Weg gelegt wurden, zwangen ihn nach Europa zurückzukehren, um sich Unterstützung zu verschaffen und von der holländischen Regierung die Erlaubniß zu erlangen, in seinem friedlichen Wirken fortfahren zu dürfen. Man verweigerte sie ihm, und gestattete ihm nicht mehr in die Kolonie zurückzukehren. Fünfzig Jahre lang ging die Frucht seiner Aussaat verloren; seine fortwährenden Bitten blieben ohne Erfolg — man fand ihn endlich in einer betenden Stellung todt — und blieben ohne Antwort. Nach Verlauf dieser Zeit erst wurden die Brüder in Stand gesetzt, mit Zulassung der holländischen Regierung drei Missionäre, die von gleichem Eifer begeistert waren, wie Georg Schmidt, nach dem Kap zu senden. Sie fanden die Stelle, die ihr Vorgänger angebaut hatte, wieder; auch die Ruinen von seiner Hütte waren noch sichtbar; aber sein Garten lag völlig wüste, und das ganze Thal war so verwildert, daß es ganz in Besitz wilder Thiere gekommen war, weßhalb es auch den Namen Baviaans Kloof (Paviansschlucht) erhalten hatte. Indeß ließen sich die neuen Missionäre dennoch hier nieder, verscheuchten die wilden Thiere, sammelten die Hottentoten um sich her, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen, und lehrten ihre Kinder unter einem prächtigen Birnbaum, den ihr Vorgänger gepflanzt hatte, lesen. Allein dieser schöne Baum, der Früchte die Fülle trug, war nicht der einzige Ueberrest von den Arbeiten des wackern Georg Schmitt; die Missionäre trafen noch einen alten blinden Hottentoten am Leben, der von ihm zum Christenthume bekehrt war, und ein neues Testament in holländischer Sprache besaß, das ihm Schmidt bei seiner Abreise hinterlassen hatte, und das er als seinen kostbarsten Schatz in zwei Schaffelle eingewickelt aufbewahrte. Ein junger Hottentote las ihm von Zeit zu Zeit daraus vor, und letzterer war einer der ersten, die das Christenthum annahmen. Gegenwärtig besteht dort eine christliche Hottentotengemeinde, die sich in blühendem Zustande befindet; in beträchtlicher Entfernung von ihr wurde eine zweite gegründet, die gleichfalls gedeihliche Fortschritte gemacht hat, und eine dritte ist unter dem Schutze der englischen Regierung im Werke. Die zwei ersten Ansiedelungen sind, nach Aussage der Freunde und Feinde der Missionäre, schönen Gärten mitten in einer Wüste ähnlich. Die Hottentoten selbst haben in ihrer Lebensweise, Sinnesart, in ihren Sitten und Gewohnheiten eine eben so große Umwandlung erfahren, als ihre Gegend durch Fleiß und Arbeitsamkeit verschönert worden ist.

Das „Journal der evangelischen Missionen,“ dessen wir oben erwähnten, gibt den Arbeiten der mährischen Brüder mit folgenden Worten ein glänzendes Zeugniß über ihre segensreichen Bemühungen: „Unter den verschiedenen Zweigen der protestantischen Kirche, die während des achtzehnten Jahrhunderts Theil an dem Missionsgeschäfte nahmen, gebührt den mährischen Brüdern der erste Rang. Ihre ersten Bemühungen dieser Art fallen in das Jahr 1731, und seitdem haben sie keinen Augenblick in ihrer heiligen Begeisterung, ihrem Geiste der Geduld und Ausdauer, der ihre ersten Schritte bezeichnete, nachgelassen. Man muß gestehen, daß in dieser Beziehung keine andere christliche Gemeinde sie übertroffen und nur wenige ihr gleich gekommen sind.“

Vermischte Nachrichten.

Die nordische Biene theilt Nachstehendes über die Ausbeutung der uralschen Bergwerke mit. In den ersten 6 Monaten des Jahrs 1832 wurden

	Pud	Pf.	Sol.
in 4 dem Kaiser gehörigen Bergwerken an Gold	90 Pud	12 Pf.	91 Sol. gewonnen.
in 15 Privaten angehörigen .	105 —	18 —	66 —
Zusammen	195 —	31 —	61 —
An Platina wurde gewonnen in einem dem Kaiser gehörigen Bergwerk	—	4 —	51 —
in 6 Privaten angehörigen . .	57 —	22 —	8.93⅓ —
Zusammen	57 —	26 —	59.93⅓ —

Zu bemerken ist indeß, daß diese Massen Platina fast ganz in einem einzigen Bergwerk gefunden wurden. Das Bergwerk von Nischnetagil, das den Erben des Geheimenraths Demidoff gehört, lieferte allein 56 Pud 32 Pf. 58 Sol. Platinen.

Der Werth, der im Jahre 1831 aus England ausgeführten Messerschmidwaaren und Quincaillerien beläuft sich auf 1.620.654 Pf. St. Der größte Theil dieser Waaren ging nach den Vereinigten Staaten. Der Werth der übrigen Ausfuhr belief sich im Ganzen auf 200.000.000 Pf. Sterl.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 297. 23 Oktober 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

14. Geschichte von Nuffie — Verehrung der weißen Menschen bei den Negern — Der Mollam Dendo und seine Politik — Der Menschenmarkt zu Rabba — Zagozhie und seine Bewohner.

(Schluß.)

Ungeachtet der freundlichen Zusicherungen, die der Magia den Reisenden hatte machen lassen, zeigte er sich doch nicht minder arglistig und habsüchtig, als der Mollam Dendo und alle Negerfürsten, welche die Reisenden bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Bald nachdem sie durch Park's Sammtmantel die Gunst des Mollam in so hohem Grade erworben hatten, langte bei diesem ein Bote des Fürsten der Nuffanchies an, der Dendo den Antrag machte, wenn er es wünsche, wolle er, der Magia, die Fremden so lange in Zagozhie gefangen halten lassen, bis er von ihnen durch eine beliebige Summe Dollars oder sonst ein Geschenk von gleichem Werthe zufrieden gestellt sey, da er die vorgeschützte Armuth der weißen Männer bloß für eine Ausflucht halte und deßhalb ihr Gepäck untersuchen lassen wolle, um zu sehen ob sie nicht werthvollere Sachen mit sich führten. Glücklicherweise war der Mollam durch das erhaltene Prachtgewand schon hinlänglich gewonnen, oder von edelmüthigerer Gesinnung beseelt, jedenfalls aber dankbar genug, dieses niederträchtige Anerbieten mit Verachtung zurückzuweisen. „Sage dem Magia, Deinem Herrn, sagte er entrüstet, daß ich seine schmähliche Anmuthung verabscheue. Wie, sollen die weißen Männer, die so weit hergekommen sind, uns zu besuchen, und so freigebig mit ihren Geschenken waren, so unmenschlich behandelt werden? Nein, sie haben keine Schuhe mehr an ihren Füßen und keine Kleider mehr an ihrem Leibe, von der Mühseligkeit einer langen Reise; sie haben sich in unsre Hände gegeben, und unsern Schutz angerufen, wollen wir sie wie Räuber behandeln, und von uns stoßen wie Hunde? Welche größere Schmach könnte auf unsern Namen fallen, wollten wir diese armen, schutzlosen, wandernden Fremdlinge, die weißen Männer, auf die Art behandeln, wie euer König vorschlägt? Nachdem sie mit so viel Güte und Ehren in Yarriba, Youri und Bussa aufgenommen worden sind, soll man von uns sagen, daß sie in Rabba mißhandelt wurden, daß wir ihnen unsre Thüren verschlossen und sie beraubten? Nein, ich habe mein Wort gegeben, sie zu beschützen, und ich möchte es nicht um alle Flinten und Säbel der Welt brechen."

Diese Worte, ehrenvoll genug im Munde eines Barbaren und Negers, wurden den Reisenden von dem Boten des Königs selbst und von Pascoe, der dieser Unterredung beiwohnte, buchstäblich hinterbracht, und trugen nicht wenig bei, ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten, zumal alle ihre Waarenvorräthe, durch die sie sich die Gunst der Negerfürsten erkaufen konnten, völlig erschöpft waren, und sie sich folglich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, jede größere Stadt abwärts des Nigers so viel als möglich zu vermeiden. „Um etwas Kaurimünze zu erhalten, bemerkt das Tagbuch, mußten wir einige Päcke Nadeln auf dem Markt zu Rabba verkaufen, und heute sendeten wir noch unsre Uhr einem Feldherrn der Felatahs, und ließen sie ihm um sechzigtausend Kauris zum Kaufe anbieten, da er einige Tage zuvor Lust darnach bezeigt hatte; allein obgleich der Handel richtig geworden war, schickte er sie doch am nächsten Tage wieder zurück, da er, im Begriff zu Pferde zu steigen, sie hatte fallen lassen, wodurch das Glas zerbrochen und auch das innere Werk ziemlich beschädigt wurde. Als Entschädigung sendete er uns einen Korb mit Pisangfrüchten und ein schönes Leopardenfell."

Von Rabba und Zagozhie enthält das Tagbuch folgende Schilderung:

„Rabba schien, von Zagozhie aus gesehen, eine große, schön gebaute und reinliche Stadt. Es ist unregelmäßig an den Abhang eines sanft aufsteigenden Hügels erbaut, dessen Fuß der Niger bespült. Rabba wird hinsichtlich der Bevölkerung und des Umfanges als die zweite Stadt im Reich der Felatahs betrachtet und nur Sakatu ihm vorangestellt. Es ist von einer aus Felatahs, Nuffanchies, eingewanderten Negern und Sklaven aller Gegenden vermischten Bevölkerung bewohnt; die Araber haben in einer Art Vorstadt ein abgeschlossenes Quartier inne. Rabba steht hinsichtlich seiner Produkte, vorzüglich wegen Milch, Oel und Honig, in großem Rufe. Den Markt fanden unsere Leute, die ihn besuchten, mit Hornvieh, Pferden, Maulthieren, Eseln, Schafen, Ziegen und übervielem Geflügel versehen. Reiß, verschiedene Arten von Getreide, Baumwolle, inländische Zeuge, Indigo, Sättel und Pferdegeschirr von rothem und gelbem Leder, Schuhe, Stiefel, Sandalen gab es dort im Ueberflusse. Auch als Sklavenmarkt ist Rabba berühmt. Unsere Leute sahen einige hunderte solcher Unglücklichen dort zum Verkaufe ausgestellt, keinen aber verkauft werden. Die Einwohner bauen mehr als sie bedürfen, Getreide und Reiß

auch Pisangs gedeihen hier sehr gut. Außerdem besitzen sie zahlreiche Heerden von Schafen und Hornvieh, letzteres insbesondere ist von ausnehmender Schönheit und Größe. Eben so haben sie eine zahllose Menge von trefflichen Pferden, auf deren Zucht und Pflege sie große Sorgfalt verwenden. Man bedient sich dieser Thiere nur zum Vergnügen, im Kriege und auf Reisen. Die vornehmeren Neger setzen einen Stolz darein, sich gut zu kleiden, und ihre Gewandtheit im Reiten der öffentlichen Bewunderung zur Schau zu stellen, und es ist wirklich eine Freude, sie mit so viel Anmuth und Meisterhaftigkeit diese schönen Thiere tummeln zu sehen. Es scheint, daß diese Kunst von den Arabern auf sie übergegangen ist, denen sie nichts darin nachgeben. Rabba steht außerdem in hohem Rufe wegen seiner Matten und Sandalen, die hier unvergleichlich gut verfertigt werden.

„Wenn die Felatahs in Rabba sich als treffliche Reiter auszeichnen und sich darauf nicht wenig zu gut thun; so sind die Einwohner von Zagozhie eben so stolz auf ihre Kanoes und ihre Geschicklichkeit sie zu führen. Der Niger ist mit ihren kleinen Fahrzeugen bedeckt und der König des schwarzen Wassers besitzt allein sechshundert solcher Boote. Für Beschäftigungen auf dem Wasser haben die Einwohner von Zagozhie eine wahre Leidenschaft. Aller Handel, der in diesen Gegenden zu Wasser getrieben wird, ist in ihren Händen, sowie die Ueberfuhr nach Rabba und zurück, was den Schiffern, die sich damit beschäftigen, einen bedeutenden Ertrag abwirft. Eben so sind sie sehr geschickte Fischer, und man möchte fast sagen, daß die Bevölkerung dieser Insel zu den Amphibien gehöre, da sie ihr Leben zwischen Sumpf und Wasser zubringen und sich darin ganz wohl und heimisch befinden. Die Stadt ist nämlich auf einen Sumpf erbaut, wenigstens kam es uns so vor, und überdieß liegt sie so nahe am Wasser, daß hunderte von Hütten buchstäblich in demselben stehen. Das Volk scheint so wenig Sinn für häusliche Bequemlichkeit zu haben, daß sie nicht bloß die Wände ihrer Wohnungen in Sprünge zerklüften lassen, durch die Wind und Regen eindringen kann, sondern auch die Fußböden, die aus Lehm oder Erde bestehen, sind so naß und versumpft, daß man mit der Hand leicht einen Stock so tief hineinstoßen kann, als man will. Unsere eigene Hütte ist von dieser Art. In einer so feuchten Lage, wie sie die Insel Zagozhie hat, ist es natürlich, daß die Luft in der Nacht von Glühwürmern erfüllt ist, und man in den Hütten von Moskitos und anderen widerlichen Insekten, die es millionenweise gibt, unablässig gepeinigt wird. *) Wenn der Niger fällt und seinen Schlamm den Wirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt läßt, so muß die Luft auch mit schädlichen und der Gesundheit nachtheiligen Ausdünstungen erfüllt seyn. So wenig aber die Eingebornen Geschmack für Wohnlichkeit und Reinlichkeit in ihren Hütten beweisen, so viel Sorgfalt verwenden sie auf ihren Leib; stets gehen sie stattlich gekleidet, und wir haben noch selten eine solche Menge von großen, schönen, wohlgewachsenen Männern und Weibern gesehen, als auf diesem sumpfigen Eilande. Auch in Verfertigung verschiedener Artikel zeigen sie eben so große Kunstfertigkeit als ihre Nachbarn, die Nuffanchies. Sie verfertigen Tuch und daraus Hosen und Röcke, deren sich keine europäische Manufaktur zu schämen haben dürfte. Auch sahen wir eine Art Hauben aus Baumwolle, mit Seide unterwirkt, die bloß von Frauen getragen wurden und von ausgesuchter Arbeit waren. Das ganze Volk zeigt eine große Liebe für industrielle Betriebsamkeit; man sieht selten Jemand müßig oder unbeschäftigt. Auf unsren Spaziergängen fanden wir die Einen mit Baumwollen- oder Seidenspinnen beschäftigt, die Andern mit der Verfertigung hölzerner Näpfe und Schüsseln; Andere flochten Matten von den verschiedenartigsten Mustern, machten Schuhe, Sandalen *), baumwollene Röcke, Kappen, Sättel, Pferdegeschiere u. dergl.; noch andere waren mit Schmiedearbeiten beschäftigt und verfertigten messingene und eiserne Steigbügel, Zaumgebisse, Ketten, Hauen, und andere Geräthschaften. Alle diese Sachen sind für den Markt zu Rabba bestimmt und verrathen außerordentlich viel Geschmack und Kunstfleiß."

Sehr von den übrigen Negerstämmen, die sie bisher besucht, unterschieden sich die Einwohner auch dadurch, daß man nirgend etwas von den öffentlichen Belustigungen sah, mit denen andere Völker in diesen Ländern von Afrika, den größten Theil ihrer Zeit, mit wahrhaft kindlicher Sorglosigkeit, hinbringen. Jeden Morgen schon vor Sonnenaufgang wurde Lander durch das Geräusch der Handmühlen und den lauten fröhlichen Gesang der Weiber aufgeweckt, die ausschließlich diese mühsamen Arbeiten zu verrichten haben. Statt der im Orient gebräuchlichen Mühlen mit der Handhabe von Holz oder Eisen am Rande, bedient man sich ganz einfach zweier großer, flacher Steine, zwischen denen man die Körner so lange zerreibt, bis sie gemahlen sind. Diese Art das Getreide zu mahlen findet man durchgehends, in Yarriba, Borgu und Haussa und in dem ganzen westlichen und nördlichen Afrika, wie in den Centralländern dieses Kontinentes. Unsere englischen Reisenden fanden, wie sich denken läßt, an diesem ernsten, nur auf Gewerbfleiß gerichteten Sinn großen Gefallen. „In dieser Beziehung, so äußert sich das Tagbuch hierüber, „sind sie für ihre Nachbarn wahre Muster. Auch scheinen sie völlig unabhängig und dem König des schwarzen Wassers nur darum unterthan, weil sie es in ihrem eigenen Vortheil finden, ihm zu gehorchen. Sie kümmern sich um die Felatahs nicht im Mindesten, da ihre eigenthümliche Lage sie gegen jeden feindlichen Einfall sicher stellt. Freiheit, Verstand und Arbeitsamkeit spricht sich in jedem Zug ihres Gesichtes, in jeder ihrer Bewegungen aus, was in diesem Lande der Faulenzerei nur selten vorkommt. Im Ganzen ist das Volk wohlgesittet, gastfreundlich und zuvorkommend gegen Fremde; lebt in Frieden mit seinen Nachbarn und unter sich in Einigkeit und Freundschaft."

„Die Bevölkerung von Zagozhie ist nicht leicht anzugeben, jedenfalls aber muß sie sehr beträchtlich seyn; die Stadt selbst wenigstens ist sehr weitläuftig und dicht bevölkert, wie sie denn überhaupt

*) Lander träumte eines Nachts einen furchtbaren Traum von Skorpionen, und als er am andern Morgen erwachte, fand er ein solches gefährliches Thier auf seiner Matte, das er im Schlaf erdrückt hatte.

*) Lander sah hier eine ganz eigene Art von Schuhen, die ihre Entstehung dem sumpfigen Boden der Insel dankte; sie bestanden aus einem viereckigen Brettchen von der Länge des Fußes, und waren hinten und vorn mit dicken hölzernen Querleisten versehen, und wurden mit Riemen an den Fuß befestigt. Es war eine Art Ueberschuhe, um den Fuß auf dem morastigen Boden trocken zu halten.

einer der wichtigsten Handelsplätze von ganz Nuffie ist. Die Insel ist außerordentlich flach, und nirgends ein Hügel oder eine Anhöhe irgend einer Art zu sehen; sie mag ungefähr 15 (engl.) Meilen lang und drei breit seyn; der größte Theil von ihr ist bei Hochwasser, wie es jetzt der Fall ist, überschwemmt; dessen ungeachtet scheinen die Einwohner einer vortrefflichen Gesundheit zu genießen."

Indeß fanden die Reisenden hier nicht geringere Schwierigkeit als in Bussa, sich ein brauchbares Boot zu verschaffen. Der König des schwarzen Wassers schenkte den Verwendungen des Mallam Dendo wenig Gehör, und lachte bloß über die Versicherung des Felatahfürsten, daß er ein solches für die Fremden bezahlen wolle. So sahen sich die Lander am Ende genöthigt, auf ihrem von Pataschie mitgenommenen Boote die Reise fortzusetzen, was sie um so lieber thaten, als sie nur gar zu deutlich merkten, wie sehr die Freundschaft der Negerfürsten gegen sie zu erkalten anfing. Man bedauerte sie wegen ihrer Armuth, zeigte aber wenig guten Willen, ihnen beizustehen, „und bemitleidet werden, sagt das Tagbuch, „ist so viel als verachtet werden. So ist es der Fall hier, und so ist es überall in der Welt." Erst als der König des schwarzen Wassers die Fremden im Begriffe sah, auf ihren beiden Kanoes Zagozhie zu verlassen, kam er noch einmal ans Ufer und erklärte sich bereit, ein größeres Boot gegen ihre beiden auszutauschen, wenn sie ihm zehntausend Kauris aufgeben wollten. Die Lander, die der größern Sicherheit willen, gern in einem und demselben Boote mit allen ihren Leuten die Reise fortgesetzt hätten, gingen sogleich auf seine Forderung ein, und bezahlten ihm die verlangte Summe, die sie aus dem Verkaufe von Nadeln in Rabba gelöst hatten. Allein bald bemerkten sie, daß der schlaue Negerfürst nur den letzten Augenblick vor ihrer Abreise benützt hatte, um sie zu hintergehen; denn in der Eile, mit der die Einschiffung geschah, nahmen sie sich nicht Zeit, das gekaufte Boot näher zu besichtigen, und fanden erst nach geschlossenem Kaufe, daß es an hundert Stellen leck war. Indeß, da sie nicht Lust hatten, sich mit dem Könige des schwarzen Wassers in einen weitläufigen Streit einzulassen, so machten sie aus der Nothwendigkeit eine Tugend, bestiegen in Vertrauen auf ihr gutes Glück das Boot, und hatten in kurzer Zeit Zagozhie und seinen arglistigen König aus den Augen verloren.

Nachrichten über Siam.

(Schluß.)

Die Talapoinen sind die Priester der siamesischen Religion; sie bilden eine Art Mönchsorden, haben einen General, Provinzialen, Priore, Novizen und Postulanten oder Schüler, und endlich auch Gelehrte und Rektoren. Sie leben nur von Almosen, die sie aber überreichlich erhalten; die Beichte ist bei ihnen eingeführt, und die Talapoinen beichten ihren Obern. Der Ritus dieser Geistlichen hat in vielen Stücken Aehnlichkeit mit dem römischkatholischen; sie haben Weihwasser, Fasten, das Osterfest, die eheliche Einsegnung, Rosenkränze, Reliquien, und bewohnen eine Art Pfarrei oder ein mit der Pagode, in der sie den Dienst haben, in Verbindung stehendes Gebäude. Sie begleiten auch die Todten bis zu der Stelle, wo sie verbrannt werden, wofür sie das Leichentuch zur Belohnung erhalten.

Es gibt auch weibliche Talapoinen; diese sind entweder alte Weiber, größtentheils Wittwen, oder Mädchen, die sich in ein Kloster, Heran genannt, zurückziehen, wo sie gemeinschaftlich leben. Sie sind weiß gekleidet, und ihre Vorschrift ist, den Rosenkranz zu beten. Der Gott Phra Phu ist beständig damit beschäftigt, alle Handlungen der Menschen in einem großen Buch aufzuzeichnen. Auch gibt es Dämonen, deren Oberhaupt Phaju-Jom genannt wird.

Die Leichen werden in Siam verbrannt; zu dem Ende legt man sie nackt auf einen Scheiterhaufen, und Männer mit Gabeln und Schürhaken bewaffnet schüren das Feuer. Es kann keinen entsetzlichern Anblick geben, als diese Leichen sich auf die verschiedenartigste Weise bewegen zu sehen, wenn ihre Muskeln vom Feuer zusammenschrumpfen; oft schnellen einige sogar vom Scheiterhaufen herab, wo sie dann auf die Gabeln gespießt und ins Feuer zurückgeworfen werden, bis Alles verzehrt und in Asche verwandelt ist, die dann in die Erde vergraben wird.

Der weiße Elephant ist gleichsam das Palladium des Königreichs Siam; einer wird am Hofe unterhalten; dieser hat seinen Palast, seine Leibwache, und bei öffentlichen Ceremonien eine zahlreiche Dienerschaft; er hat seinen Rang unmittelbar nach dem König und den Prinzen von Geblüt. Sein Kopf ist mit einem goldnen mit Edelsteinen besetzten Diademe geziert, und die Fangzähne mit goldenen, ebenfalls mit Edelsteinen besetzten Ringen geschmückt. Sein Futter, das aus Zuckerrohr und den köstlichsten Früchten besteht, wird ihm auf goldenen Schüsseln gereicht. Geht er aus, so ist sein Haupt von einem ungeheuern Sonnenschirme von karmeisinrother Seide beschattet, und alle Abend wird er mit Musik eingeschläfert. Wenn er stirbt, so ist sein Leichengepränge ganz dasselbe wie bei einem Großen des Reichs. Sein Tod wird allgemein betrauert, und man beeilt sich ihm einen Nachfolger zu finden. Der weiße Affe genießt beinahe dieselben Vorrechte wie der weiße Elephant; auch er hat seine Tafel bei Hof und ein eingerichtetes Haus. Die Siamesen halten ihn für eine Art außerordentlicher Menschen. Gegen Thiere, Bäume und Pflanzen hegen die Siamesen eine so große Verehrung, daß sie ihnen eine Seele zuschreiben und ihre Namen, als z. B. Elephant, Tiger, Palmbaum u. s. w. annehmen. Die ansteckenden Krankheiten, Pest, Cholera u. s. w., die zuweilen furchtbare Verwüstungen unter ihnen anrichten, halten sie für lebende Wesen, und verfluchen sie, indem sie Dolchstöße in die Luft führen, als wenn sie sie tödten wollten. Die Tempel der Siamesen sind Pagoden, oder länglich viereckige Gebäude mit einem sehr spitz zulaufenden Dache. Die Götzenbilder stehen im Hintergrund auf Stufen und sind von monströser Gestalt, Zusammensetzungen von Menschen, Thieren und Vögeln aus Holz, Gold, Silber, Thon und Glas verfertigt. Der Pagode gegenüber, in einer gewissen Entfernung, ist eine ziemlich hohe, mit einer gelb und karmoisinrothen seidenen Fahne gezierte Säule aufgerichtet.

Der Elephantenfang der Hindus.

Unter allen Mitteln, die man zum Elephantenfang anwendet, gibt es kein sachdienlicheres als diese Thiere selbst, deren Gelehrigkeit den Menschen in den Stand setzt, sie leicht dazu abzurichten. Der Elephant zeigt überdieß offenbar eine merkwürdige Bereitwilligkeit, seinem Herrn bei dem Fang seiner wilden Brüder behülflich zu seyn, und entwickelt dabei so viel Ausdauer, List und Muth, daß sich kein schlagenderer Beweis von der dem Menschen über die übrigen Geschöpfe eingeräumten Oberherrschaft finden läßt, als die Leichtigkeit, mit der es ihm gelingt, den Riesen der Thierwelt seinem Willen zu unterwerfen.

Man trifft zuweilen männliche Elephanten von besonderer Größe, die allein fern von ihrer Heerde umherirren, ohne daß man bis jetzt ausfindig machen konnte, ob sie sich freiwillig von ihr trennten oder von ihr ausgestoßen wurden. Sir Stamford Raffles bemerkt über die Elephanten, die er auf seiner Reise durch die südlichen Gegenden Indiens zu sehen Gelegenheit hatte: die Eingebornen behaupten, daß es zweierlei Arten von Elephanten gibt, die Gaja berkanpong, oder Elephanten, die stets in Heerden beisammen leben, und selten gefährlich sind, und die Gaja sainggal, oder Einsiedlerelephanten, die weit stärker, größer und wilder, als jene sind, und entweder ganz allein, oder höchstens von zwei oder drei andern begleitet gefunden werden. Es sind männliche Elephanten, die vollkommen ausgewachsen, in ihrer vollen Kraft stehen, und vielleicht ihre Gefährten verlassen haben, um sich frisches und reichlicheres Futter zu suchen. Allein da man diese einsiedlerischen Elephanten meist in der heftigsten Wuth antrifft, indem sie überall, wohin sie ihren Weg nehmen, die größten Verwüstungen anrichten, und die Pflanzen mit den Füßen zerstampfen, so haben Reisende dafür gehalten, dergleichen Thiere seyen von stärkeren Nebenbuhlern von der Heerde verjagt worden, und irrten nun gleich rasenden Rolanden, von Eifersucht in Wuth gesetzt, umher. Da diese Thiere meist sehr groß und stark sind, und folglich am theuersten gekauft werden, so stellen ihnen die Elephantenjäger auch am meisten nach. Sie verfolgen Tag und Nacht ihre Spur, und sind dabei gewöhnlich von zwei, manchmal auch von vier Elephantenweibchen begleitet, die man Kumkis nennt. Wenn die Hindu einen solchen Elephanten bei Tag erblicken, so verdoppeln sie ihre Vorsicht, um nicht von ihm gesehen zu werden. Die Weibchen nähern sich ihm nun ganz langsam, und stellen sich, als seyen sie ihn nicht und weiden neben ihm, als ob es ihre tägliche Gewohnheit sey, hier ihr Futter zu suchen. Es läßt sich bald bemerken, ob es den weiblichen Elephanten gelingen wird, den grimmigen Einsiedler in die Falle zu locken. Die Jäger halten sich nicht weit davon im Verstecke, während die verführerischen Kumkis sich um den unglücklichen Gundah oder Sann, so nennt man diese Art Elephanten, herdrängen. Läßt sich der Gundah von ihren Liebkosungen bethören, so wird er unvermeidlich gefangen werden. Die Hindu nähern sich ihm in kleinen Schritten, um nicht von ihm gehört zu werden, und im Augenblicke, wo die Begattung vor sich geht, fesseln sie ihm die Vorderfüße mit sehr starken Seilen. Man sagt, daß die Kumkis nicht allein Alles aufbieten, um die Aufmerksamkeit des Elephanten zu zerstreuen, sondern auch ihren Mahauts ihn zu fesseln helfen.

Wenn auch die Hinterfüße auf gleiche Weise gefesselt sind, schleichen sich die Jäger auf eine kleine Strecke hinweg; manchmal bindet man, wo es thunlich ist, den Elephanten an einen Baum in der Nähe. Wenn sich die Weibchen entfernt haben, merkt der Elephant die unglückliche Lage, in der er sich befindet, und sucht in der Tiefe des Waldes eine Zuflucht zu finden. Allein seine gefesselten Beine lassen ihn nur mit der größten Schwierigkeit von der Stelle kommen. Die Mahauts nähern sich ihm in einem günstigen Augenblicke unbemerkt, fassen das Seil, das der Elephant hinter sich herschleppt, und binden es an einen Baum. Nun wird der Elephant wüthend, stößt ein furchtbares Gebrüll aus, *) wälzt sich auf dem Boden, und zermalmt mit seinem Rüssel Alles, was er erreichen kann. Gelingt es ihm seine Fesseln zu sprengen, und in den Wald zu entkommen, so wagen es die Jäger nicht, ihn weiter zu verfolgen; allein ist er stark genug gebunden, so erschöpft seine Wuth bald seine Kräfte, und nun läßt man ihn die Hungerkur beginnen, bis er dergestalt geschwächt ist, daß er sich gutwillig fortführen läßt. Man bringt ihn dann in die Gesellschaft der treulosen Weibchen, die ihn verrathen haben, wo eine Gefangenschaft von einigen Monaten gewöhnlich hinreicht, seine Wildheit zu zähmen.

*) In einem englischen Werke: „Picture of India," das unlängst in London erschienen ist, finden wir folgende Bemerkungen über das Geschrei der Elephanten, worüber unsers Wissens noch in keiner Naturgeschichte etwas enthalten ist. „Der Elephant," heißt es dort, „hat ein dreifaches Geschrei. Das erste ist hell und durchdringend, wie von einer Trompete; er stößt es nur mit dem Rüssel aus, und zwar nur, wenn das Thier gut aufgelegt und Alles umher still und friedlich ist. Das zweite besteht aus einem Grunzen, das aus dem Maule kommt; es ist dieß das Geschrei des Hungers. Manchmal drückt dieses Grunzen auch Wohlbehaglichkeit aus und dient dann der Heerde als Ruf, um sie einzuladen, herbei zu kommen und das gefundene Futter mit ihm zu theilen. Das dritte Geschrei ist lautschallend und volltönig, wie das Gebrülle des Löwen; es ist sein Kampfgeschrei und kündigt den Beginn der Feindseligkeiten an. Der Elephant stößt dieß Geschrei auch aus, wenn er in Gefahr ist, um seine Kameraden zu Hülfe zu rufen.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem englischen Gesetz werden alle Mädchen, welche Mütter geworden sind, ohne einen Vater angeben zu können, der wohlhabend genug ist, das Kind zu ernähren, so daß dieses der Gemeinde zur Last fällt, zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Unlängst wurde eine junge Bauerndirne aus der Grafschaft Warwich vor den Pfarrspielvorsteher, Sir Charles Buccleugh gerufen, um den Vater ihres Kindes, mit dem sie zuvor niedergekommen war, anzugeben. „Ich weiß ihn nicht genau," erwiderte Polly Miller, so hieß das Mädchen. — „Nenne immerhin Einen, entgegnete der gutmüthige Pfarrspielvorsteher, den nächsten Besten, damit dem Gesetz Genüge geschieht, oder Du mußt ins Gefängniß wandern." — „Wohlan," sagte Polly Miller nach einigem Besinnen, genügt es den nächsten Besten anzugeben, so setzen Sie Ihren eigenen Namen ins Protokoll. Ja, meine Herren, ich erkläre, daß Sir Charles Buccleugh der Vater meines Kindes ist. Sie sind oftmals zu dem Pächter gekommen, wo ich Dienstmagd war, und haben mit mir eben so gut, wie mit meiner Dienstfrau gekoset." — Der würdige Pfarrspielvorsteher runzelte die Stirne, und meinte, er sey nicht gehalten, eine Erklärung gegen ihn selbst aufzunehmen, er würde sich darüber mit seinen Amtsgenossen besprechen. Indeß wanderte Polly Miller nicht ins Gefängniß, und wurde auch nicht zum zweiten Male vor den Pfarrspielvorsteher geladen; sie war inzwischen in den Stand gesetzt worden, die nöthigen Mittel zur Erziehung ihres Kindes nachzuweisen.

*

In den letztvergangenen zwölf Monaten sind von der Society of Apothecaries in London 446 Studenten der Arzneiwissenschaft geprüft worden, von denen 575 Qualifikationszeugnisse erhielten. „Was soll, ruft hiebei ein englisches Blatt aus, aus Sr. Majestät getreuen Unterthanen werden!"

*

Zu Sidney, in Süd-Wales, ist eine wissenschaftliche Anstalt, ein „Australian-College," eröffnet worden, worin von vier Professoren in englischer Literatur, Griechisch, Lateinisch, Handelswissenschaften, Mathematik und Philosophie Unterricht ertheilt wird.

*

In London soll ein „Anglo-Germanic Advertiser" erscheinen, der die Bestimmung hat, den literarischen und wissenschaftlichen Verkehr zwischen England und Deutschland zu fördern. Dieses Blatt wird alle Woche ein Mal, auf der einen Seite Deutsch, auf der andern Englisch erscheinen, und Artikel enthalten, welche für Leser von beiden Nationen das meiste Interesse haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 298. 24 Oktober 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

3. Guizot und die Doktrinäre.

(Aus Lerminiers Briefen an einen Berliner. *)]

Oft schon hat man die Frage aufwerfen hören, wie es möglich sey, daß eine Schule — die sogenannte Schule der Doktrinäre — die unter der Restauration alle Geister um sich her zu versammeln und zu leiten schien, nach den Julinstagen plötzlich stille stehen und stationär werden konnte? Wenn man sie früher voll schöner Theorien, unternehmend und fast populär geworden sah; so erstaunte man mit Recht, sie jetzt ihre frühern Theorien verläugnen, furchtsam und von Jedermann verlassen zu sehen. Um in das Geheimniß dieser sonderbaren Metamorphose einzudringen, ist es nöthig, etwas weit auszuholen.

Bekanntlich war England für Frankreich im achtzehnten Jahrhunderte die Schule der politischen Wissenschaften: Montesquieu warf zuerst seinen Blick auf diese Insel, und zeichnete den Charakter ihrer Freiheit; der Genfer Delolme schried seine Abhandlungen über die britische Konstitution. Mehrere denkende und freisinnige Köpfe in Frankreich kamen überein, daß England nicht bloß als Studium, sondern auch zur Nachahmung dienen müsse; sie hofften durch die Einführung zeitgemäßer Verbesserungen dem Sturm einer Volksrevolution vorbeugen zu können; allein das Jahr 89 stürzte das ganze Gebäude ihrer Hoffnungen ein, wie 1830 den Ideen ihrer Nachfolger einen tödtlichen Streich versetzte. Allein die Zöglinge des englischen Geistes gaben ihre Sache nicht so schnell verloren; sie legten ihre Ansichten der konstituirenden Versammlung vor; Mirabeau zermalmte sie. Weder Konvent noch das Kaiserreich waren der Entwicklung der britischen Traditionen günstig. Erst die Luft der Restauration trieb sie zur Blüthe, und die Schule, deren Ursprung bis auf die gelehrten Untersuchungen Montesquieu's zurückweist, und die in der konstituirenden Versammlung durch helle und kluge Köpfe wie Mounier und Malouet, die jedoch nicht Denker ersten Ranges waren, verfochten wurde, entfaltete sich endlich in ihrem höchsten Glanze, denn sie konnte mit Stolz eine geniale Frau, die Frau von Stael, einen großen Rechtsgelehrten, den Herzog von Broglie, und einen tiefsinnigen Geschichtforscher, Guizot, unter die ihrigen zählen. Frau von Stael gebührt der Ruhm, mit ihrem Enthusiasmus und ihrem großen und gerechten Geiste, die Unabhängigkeit der Vernunft gegen die Diktatur der Gewalt und des Genies, wie sie Napoleon ausübte, verfochten zu haben; noch mehr, sie wollte das von sich selbst und seinen Siegen trunkene Frankreich belehren, daß es auch andere Länder gebe, wo man mit Erfolg den Gedanken und die Freiheit ausgebildet habe; sie entwarf so im Jahre 1812 ihr Gemälde von Deutschland, wodurch sie zuerst Frankreich eine Welt aufschloß, die damals der Franzose nur mit den verächtlichen Augen des Siegers zu betrachten gewohnt war, der in erobertem Lande sich niedergelassen hat. Später stellte sie ihre Betrachtungen über die französische Revolution an, fest das Ziel im Auge, Necker und England der Bewunderung Frankreichs in voller Glorie zu zeigen, und ihm hiedurch die Prinzipien der englischen Legalität einzuprägen. Frau von Stael, von vorgefaßten Meinungen eingenommen, täuschte sich manchmal; so indem sie gegen den Kaiser kämpfte, mißkannte sie ihn, und indem sie Deutschland und England studirte, nahm sie nicht genug Rücksicht auf das Genie und die Originalität Frankreichs. Allein es ist kein Zweifel, daß diese außerordentliche Frau bei längerem Leben mehrere ihrer Vorurtheile aufgegeben haben würde, um sich nach jener Seite zu wenden, wo sie mehr Wahrheit und Größe erkannt hätte; es liegt im Genie jener glückliche Wankelmuth, jenes rastlose Streben, durch die es seinen Gesichtskreis immer mehr zu erweitern sucht. Leider nahm Frau von Stael zu früh jenen Enthusiasmus mit sich fort, durch den sie ihre Schule entflammte, die fortan voll Verstand, aber ohne Einbildungskraft, fleißig studirte, aber ohne innere Wärme blieb. Ueber den Herzog von Broglie, einen Mann, der in der Kunst, bürgerliche und peinliche Gesetze zu entwerfen, ausgezeichnet ist, kann hier vor der Hand nicht gesprochen werden, da er die Grundsätze seiner politischen Philosophie bis jetzt noch nicht genug entwickelt hat. *) Wenn man endlich die politische Laufbahn

---

*) In dem Augenblicke, wo der Sieg der Doktrinäre durch ihre Berufung zum Ministerium entschieden ist, wird eine Schilderung ihres Hauptes, des gegenwärtigen Ministers des öffentlichen Unterrichtes, Guizot's, aus der Feder des scharfsinnigen Lerminiers, seines ehemaligen Freundes, nicht uninteressant seyn.

A. d. R.

*) Dieß steht jetzt von ihm als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erwarten.

Guizot's in Betracht ziehen will, so sieht man sie in drei Theile, gleichsam in drei Akte zerfallen; denn die Arbeiten seiner Jugend, seine ersten Versuche im „Publizisten," in den „literarischen Archiven" und „dem Merkur," seine Herausgabe des „Wörterbuches der Synonymen," seine Mitwirkung an den „Annalen der Erziehung," und einige andere literarische Lukubrationen müssen als eine Art Vorspiel vorausgesendet gedacht werden. Erst mit der Restauration, zwischen dem sieben und zwanzigsten und acht und zwanzigsten Jahre seines Lebens beginnt seine eigentliche Laufbahn.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Dieser glückliche Anfang und die Hoffnung, daß es ihm nicht an Arbeit fehlen würde, bestimmten West zu dem Entschlusse, sich für immer in England niederzulassen. Allein sein Herz zog ihn nach Amerika. West war verliebt nach Europa gekommen, verliebt, so gut es nur ein Quäcker seyn kann: ruhig und besonnen in seiner Leidenschaft, aber treu und beständig, und in der festen Ueberzeugung, daß er nicht umhin könne, die zu heirathen, die er liebte. Der Gegenstand seiner stillen Zärtlichkeit war Elisabeth Shadwell und West vertraute seinen Freunden Smith und Allen, daß er im Sinn habe, nach Philadelphia zu gehen, um die Geliebte heimzuholen. Es wurde ihnen nicht schwer, diese Anwandlung von romantischer Leidenschaft zu beschwichtigen, indem sie sagten, wenn Jemand reisen müsse, so sey es doch besser, die Braut die Reise machen zu lassen, deren Zeit minder kostbar sey, als die des Künstler; kurz sie leiteten die Sache so gut ein, daß eines Morgens Elisabeth in London eintraf, und am 2ten September 1765 mit West vermählt wurde. Es blieb dem Künstler in seinem häuslichen Glücke nie etwas zu wünschen übrig.

Der Doktor Drumond, Erzbischof von York, ein großmüthiger Prälat und Freund der Kunst, hatte West zur Tafel geladen, und brachte das Gespräch auf jene Stelle des Tacitus, wo Agrippina mit der Asche des Germanikus landet. Der Erzbischof ließ diesen Gegenstand zu einem Gemälde von seinem Sohne aus dem erwähnten römischen Schriftsteller wiederholt vorlesen und empfahl seinem Gaste, dieses Bild auszuführen. West, obgleich er spät am Abende erst nach Hause gekommen war, entwarf dennoch, bevor er schlafen ging, eine Skizze und überreichte dieselbe am folgenden Tag seinem Gönner, der entzückt, daß eine Idee von ihm durch den Pinsel eines so tüchtigen Künstlers ausgeführt werden sollte, ihm den Vorschlag machte, ein ganz großes Bild zu malen, wofür er auf dem Wege der Subskription 3000 Guineen aufzubringen sich anheischig machte, wodurch West in den Stand gesetzt würde, die Porträtmalerei aufzugeben und sich ganz der Historienmalerei zu widmen. Der Erzbischof brachte nun freilich aus eigenen Mitteln und durch Unterzeichnung seiner Freunde in kürzester Zeit 1500 Guineen zusammen, allein das Publikum zeigte keine Lust, diesen Plan ausführen zu helfen, und so wurde er wieder aufgegeben. Indeß nahm der Erzbischof sich den gescheiterten Entwurf so zu Herzen, daß er darin eine Schande für England sah. Seine Eigenliebe war schmerzlich verwundet worden und er bot Alles auf, seinem Günstling eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, der damals noch jung und noch nicht von den Sorgen gedrückt war, die seine spätere Regierung trübten. Der Prälat berichtete, ein frommer Amerikaner, ein Quäcker habe auf sein Verlangen ein so herrliches Gemälde begonnen, daß es wünschenswerth wäre, ein solches Talent dem Throne und England erhalten zu sehen. Der König nahm diese Empfehlung gut auf und sagte: „Lassen Sie mir den jungen Maler mit seiner Agrippina kommen." West wurde ungemein huldreich aufgenommen, der König half ihm mit eigenen Händen das Bild in das gehörige Licht stellen, holte die Königin herbei, stellte ihr unsern Quäcker vor, erzählte ihr wie es mit dem Gemälde ergangen sey, lobte die Einfachheit der Zeichnung und die Schönheit des Kolorites und sagte endlich: „Es gibt noch einen andern schönen historischen Stoff zu einem Bilde: der Abschied des Regulus." — „Es ist allerdings ein herrlicher Gegenstand," erwiderte der Künstler — „Nun gut, fuhr der König fort, malen Sie es für mich. Der Erzbischof ließ Ihnen von einem seiner Söhne den Tacitus vorlesen, ich würde Ihnen selbst die bezügliche Stelle aus dem Livius vorlesen, wenn nicht unglücklicherweise dieses Buch seiner Geschichte verloren gegangen wäre." Von diesem Augenblicke an war West dem Könige stets willkommen und vierzig Jahre hindurch erhielt er sich ununterbrochen in seiner Gunst.

Kleine Umstände tragen oft nicht weniger dazu bei, einen Menschen bekannt zu machen, als wirkliches Verdienst. West hatte Verdienst, wurde aber auch durch kleine Umstände unterstützt. Er war ein guter Schlittschuhläufer und hatte, während er noch in Amerika war, die Bekanntschaft des Obristen, nachherigen Generals Howe, auf dem Eise gemacht. Das Ende ihrer Freundschaft war indeß mit dem Thauwetter eingetreten, und wahrscheinlich von beiden Seiten längst vergessen worden, als unser Künstler eines Tags auf der Serpentine die furchtsamen Eisläufer von London sowohl durch die Schnelligkeit als die Anmuth seiner Bewegungen in Erstaunen setzte. Plötzlich hörte er sich bei seinem Namen rufen: es war der Obrist Howe. „Wie freut es mich, Sie wieder zu sehen, sagte der Obrist, und um wie viel mehr, da sie Alles rechtfertigen, was ich von den amerikanischen Schlittschuhfahrern gerühmt habe." Der Obrist rief Lord Spencer, Lord Hamilton, Lord Cavendish und andere fashionable Gentlemen, um ihnen West als eines der Wundergeschöpfe von Philadelphia vorzustellen. Auf ihren Wunsch zeigte er ihnen den sogenannten „Gruß" und führte dieses Kunststück mit einer Geschicklichkeit aus, daß man in ganz London mehrere Tage lang von dem amerikanischen Schlittschuhläufer sprach. Der kluge Quäcker versäumte nicht, sich diesen neuen Ruhm zu Nutzen zu machen und fuhr fort, auf der Serpentine zu erscheinen, wo er durch den „philadelphischen Gruß" alle Welt in Bewunderung versetzte. Einige Freunde des Eislaufens unterließen auch nicht, nebenbei ein Wort des Lobes über sein Talent als Künstler fallen zu lassen, und zur Bekräftigung ihrer Behauptung ihm in seinem Atelier zu sitzen.

Während West an seinem „Abschied des Regulus" arbeitete, wurde die königliche Malerakademie in London gegründet. Die Ge-

sellschaft des Künstlervereins, von der er Mitglied war, hatte durch ihre jährlichen Ausstellungen ein schönes Stück Geld gewonnen und es handelte sich nun um die Frage, was damit geschehen sollte. Die Architekten wünschten die Errichtung eines Gebäudes, die Bildhauer Statuen, die Maler brachten eine große Galerie in Vorschlag, während einige andere Mitglieder, von geringerem Enthusiasmus beseelt, die Fonds angelegt haben wollten, um den Genuß zu haben, sie mit der Zeit verdoppelt zu sehen. West und Reynolds pflichteten weder der einen noch der andern Meinung bei, und trennten sich von dem Vereine. Der König, der durch West die Einzelheiten dieses ärgerlichen Streites erfuhr, erklärte, er würde jede neue Gesellschaft, die im wohlverstandenen Interesse der Kunst sich bilden würde, in seinen Schutz nehmen. Bald schlossen sich Reynolds und West einige andere abtrünnig gewordene Mitglieder des Künstlervereins an; der Entwurf zu einer neuen Gesellschaft wurde gemacht und dem Könige vorgelegt, der ihn verbesserte und mit höchsteigener Hand einige Artikel beifügte. So wurde die königliche Akademie gegründet, auf deren erster Ausstellung Wests Regulus erschien.

Es bereitete sich damals in der Kunstwelt eine Revolution vor. Bis dahin konnten die modernen Helden auf einem Gemälde nur unter griechischen oder römischen Vermummungen erscheinen. „Wolf's Tod" von West war eine Neuerung, über die alle Klassiker Ach und Wehe schrien. Lord Grosvenor, ohne sich durch das Geschwätz über den schlechten Geschmack eines Künstlers, der seine Helden in Stiefel und Frack malen könne, irre machen zu lassen, kaufte das Bild, das noch immer eines der besten Werke der englischen Malerschule ist. Es lag wahrhafte Poesie in dem Indianer, der sich dem sterbenden Feldherrn nähert, um zu sehen, ob der weiße Häuptling eben so unerschrocken wie die Söhne des Urwaldes dem Tod ins Auge blicke. Reynolds hatte an einem glücklichen Erfolg gezweifelt, nun nahm er seine Meinung zurück. Der König, der gleichfalls auf Seite der Klassiker gewesen war, sagte zu Reynolds: „Warum haben Sie Ihre Ansicht nicht früher geändert? Lord Grosvenor würde nicht Wolf's Tod zu Theil geworden seyn; ich muß wenigstens eine Kopie davon haben."

West stand nun im persönlichen Vertrauen des Königs, und in der vollen Gunst des Publikums; man machte bei ihm zahlreiche Bestellungen; allein die des Hofes mußten, wie sich denken läßt, allen andern vorgehen. Er malte für den König als Seitenstück zu Wolf's Tod, den sterbenden Epaminondas und den Tod des Ritters ohne Furcht und Tadel; Cyrus wie er die Familie des Königs von Armenien übergibt, den Segest und seine Tochter vor dem Germanicus. Der ehrliche Quäcker konnte sich nicht so ganz gegen den Einfluß der Hofluft verwahren. Leibnitz hatte den Segest als den Stammvater des Hauses Braunschweig bezeichnet, und West lieh dem Cheruskerfürsten einige Züge seines Abkömmlings Georg III. Seine Majestät war darüber entzückt.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines amerikanischen Seeräubers.

(Aus dem United Service Journal.)

Einer der berüchtigsten amerikanischen Seeräuber, die jetzt noch leben, ein Handwerksgenosse Gibbs, *) ist Mitchell, der zu Belfast, einer Stadt des Distriktes Maine, in den Vereinigten Staaten, geboren wurde. Seine Eltern hatten ihm eine gute Erziehung geben lassen; allein er fühlte nie sonderlich viele Neigung zu Künsten und Wissenschaften, und sein kühner und unternehmender Geist zog ihn stets zu dem abenteuerlichen und gefahrvollen Leben des Seemannes hin. Mitchell ging an Bord eines Kaperschiffes zur See, wo er sich bald unter seinen Kameraden durch unerschrockenen Muth und Verwegenheit dergestalt hervorthat, daß er in kurzer Zeit an der Spitze von achtzehn Flibustiers stand, über die er die unbeschränkteste Gewalt besaß, obgleich er als Kapitän derselben nur noch einen Lieutenant auf seiner Seite hatte, der ihm jedoch an Kühnheit kaum nachstand. Der Hauptschauplatz ihrer Seeräubereien war der Golf von Mexiko, wo Mitchell kreuzte und alle Arten von Plünderungen und verwegenen Ueberfällen beging.

Das nordwestliche Ende von Cuba ist durch seine Lage wie geschaffen für Piraten. Von hier aus stürzten sich Mitchell und seine Genossen auf ihre Beute und wurden sie von Gefahr bedroht, so gewährten ihnen die Wälder und jähen Ufer der Insel einen unzugänglichen Zufluchtsort. Man hatte es außerdem der Sorglosigkeit und Schwäche der spanischen Regierung zu danken, wenn Mitchell und seine Piraten in diesem Theile der Insel wie Herren walteten und mehrere Jahre lang die verwegensten Räubereien ausüben konnten. Sie pflegten die Schiffe in einer Schaluppe von sechzehn Rudern anzugreifen, die sie mit solcher Gewandtheit zu steuern wußten, daß sie sich bei ruhigem Wetter jedem Schiffe nähern konnten, ohne von dessen Kanonen etwas befürchten zu dürfen. Bemerkenswerth ist es, daß Mitchell in allen seinen halsgefährlichen Unternehmungen stets ungemein auf Ehrgefühl hielt, eine mit dem Handwerke eines Mannes von seinem Schlage fast unverträgliche Eigenschaft, und während er die fürchterlichsten Räubereien verübte, beobachtete er doch stets die höflichen Manieren eines Mannes von Bildung, die er seiner Geburt und seiner Erziehung dankte.

Der Vorfall, der hier erzählt werden soll, wird einen Begriff von dem seltsamen Charakter dieses Piraten geben. Mitchell wurde eines Tags in Kenntniß gesetzt, daß ein Schiff von Kingston, auf der Insel Jamaika, nach England unter Segel gegangen sey, und ein Matrose, der von jenem Hafen herkam, versicherte ihm, daß er an Bord dieses Schiffes zehntausend Dollars gesehen habe, die in Kisten geschlagen, wahrscheinlich im Schiffsraum unter den Zwiebackfässern verpackt worden seyen. Mit diesen Andeutungen versehen und genau unterrichtet, zu welcher Zeit das Schiff unter Segel gegangen war, und wenn es sich an den Küsten von Cuba befinden würde, befahl Mitchell seinen Leuten, sorgfältig auf der Lauer zu seyn, und ihn, sobald das Schiff sich zeigen würde, davon in Kenntniß zu setzen. An einem heitern Abende gleich nach Sonnenuntergang sah die ausgestellte Wache auch wirklich ein Segel am Horizonte glänzen; und als es ungefähr noch fünf Seemeilen vom Ufer entfernt war, erkannte man es an einigen angegebenen Kennzeichen als das, auf welches man Jagd machte. Die Schaluppe, in ihrem Bug mit einer Steinkanone bewaffnet und von zwanzig Leuten Mitchells bemannt, ging sogleich in die See; man ruderte aus allen Kräften und in wenigen Minuten hatte sie das Schiff erreicht. „Heda; Brigg **! Wie befindet sich Kapitän **?" rief es Mitchell an. — „Sehr gut, mein Herr, ich danke Ihnen." war die Antwort. „Allein ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; obgleich ich gestehen muß, daß Sie meinen Namen ganz gut wissen." — „Ich heiße Mitchell. Haben Sie die Güte, Ihr Boot auszusetzen, Kapitän, ich möchte an Bord kommen, um in Ihrer Gesellschaft eine Bouteille auszustechen." — Der Kapitän, der ohne viel Scharfsinn errathen konnte, daß er in die Hände von zwanzig verwegenen und bis an die Zähne bewaffneten Flibustiers gefallen sey, sah sogleich ein, daß hier jeder Widerstand vergebens sey,

---

*) Die Bekenntnisse dieses furchtbaren Piraten werden unsern Lesern noch von S. 715 und 724 des vorigen Jahrganges unsers Blattes erinnerlich seyn. Anm. d. Red.

und setzte sein Boot aus. Mitchell befand sich so bald darauf an Bord der Brigg, wo er mit dem Kapitän folgendes Gespräch anband: „Haben Sie guten Wind gehabt seit Ihrer Abreise von Kingston?" — „Keinen so üblen! Und wie befinden Sie sich, Herr Mitchell?" — „Sehr gut, ich danke Ihnen; nur geht es uns auf Cuba etwas knapp mit dem Gelde." — „Ja, ja, es ist jetzt überall so, Herr Mitchell, die Zeiten sind schlecht, nie war das Geld noch so rar." — „Sehr wahr, sehr wahr. Dieß zwingt mich eben, Sie zu bitten, mir die zehntausend Dollar, die Sie am Bord haben, zu leihen." — „Ach, mein lieber Herr, ich habe nicht zehntausend Pence in meiner ganzen Brigg." — „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen widersprechen muß. Sie haben zehntausend Dollars am Bord, in fünf Kisten mit der Faktur J. J. und diese Kisten befinden sich im Schiffsraum unter den Zwiebackfässern. Kapitän, ohne Umstände, hissen wir sie über Bord; denn die Nacht bricht herein, und meine Leute würden sich nicht abhalten lassen, an Bord zu kommen; Sie werden Ihnen diese Mühe gern ersparen."

Was war zu thun? Man mußte der Gewalt sich fügen, die Kisten wurden heraufgeholt und sogleich in die Schaluppe geschafft. Mitchell jedoch nicht damit zufrieden verlangte, der Kapitän möchte ihn in seine Kajüte führen, um sich einen Empfangschein über die dargeliehene Summe ausstellen zu lassen. Bei allem Diesem zeigte er die größte Rücksicht gegen den Kapitän und betheuerte, es würde ihn trostlos machen, wenn ihm von Seite der Rheder wegen des ihm mit so vieler Güte vorgeschossenen Geldes Unannehmlichkeiten zustoßen sollten. Deßhalb bestand er auch darauf, ihm folgenden Empfangschein auszustellen, um ihn jeder Verantwortung zu überheben:

„Auf der Rhede von Cuba den 18." —

„Von Kapitän ** der Brigg ** die Summe von zehntausend Dollars in fünf Kisten, J. J. gezeichnet, welche Summe ich zu zählen nicht Zeit hatte, wobei ich mich jedoch auf das Wort des Kapitäns verlassen, empfangen zu haben, bescheint

J. Mitchell."

Um aber nicht glauben zu lassen, daß Dieß Alles nur Spott war, muß man noch hinzufügen, daß Mitchell wirklich über das Schicksal des Kapitäns gerührt zu seyn schien, denn bevor er Abschied nahm, zog er aus seiner Tasche eine Börse mit hundert Guineen hervor, die er dem Kapitän anbot, mit der Bitte, sie als eine kleine Entschädigung anzunehmen, wenn er etwa in Folge dieses Vorfalls seine Stelle verlieren sollte. Der Kapitän erklärte, daß er diese Summe nicht für sich annehmen könne, sondern die Börse seinen Rhedern zustellen würde. Dieß wollte Mitchell nicht, indem er sagte, man brauche auf die Rheder keine Rücksicht zu nehmen, da sie sich ohnehin ihre Waaren weit über den wirklichen Werth versichern ließen. „Aber vielleicht," fügte er hinzu, „sagt Ihnen diese Uhr besser zu, als diese Börse" — und somit reichte er dem Kapitän eine goldene Sackuhr von hohem Werthe hin. Der Kapitän wies auch dieses Geschenk aus gleichem Grund zurück. Nun schüttelte ihm Mitchell die Hand, wünschte ihm glückliche Reise, schwang sich über Bord, sprang in die Schaluppe und in wenigen Augenblicken waren die Räuber mit den zehntausend Dollars hinter den Krümmungen des Gestades den Augen der Brigg entschwunden.

Nachdem Mitchell durch seine Seeräubereien einen beträchtlichen Schatz zusammengebracht hatte, dachte er darauf eine so gefahrvolle Laufbahn zu verlassen, und sich nach den vereinigten Staaten zurückzuziehen. Dabei überlegte er aber, daß zwar dieser Reichthum, auch wenn er ihn mit seinem Lieutenant theilte, noch hinreichte, beiden ein glänzendes Loos zu sichern, dagegen nur wenig abwerfen würde, wenn der Raub zu gleichen Theilen unter die zwanzig Abenteurer der Bande vertheilt werden müßte. Der Lieutenant, dem er seine Bedenklichkeiten mittheilte, war mit ihm gleicher Ansicht, und meinte, bei ruhigem Wetter sey es dem Kapitän und ihm leicht möglich, ihre Schätze an Bord der Schaluppe zu bringen, und auch ohne Beistand ihrer Gefährten die Ufer von Florida zu erreichen. „Allein," fügte er hinzu, es wäre klug, uns gegen ihre Verfolgungen auf jede Weise sicher zu stellen; denn wenn sie sich ihren Antheil der Beute entrissen sehen; so werden sie uns vielleicht den Gerichten verrathen, und wir haben überhaupt Alles von ihrer Rachsucht zu fürchten. Nur die Todten, setzte er leiser hinzu, können kein Zeugniß geben . . . ." Mitchell verstand diesen Wink nur allzu gut, und sogleich wurde unter ihnen verabredet, wie die Bande vernichtet werden sollte. Jeder von den Flibustiers erhielt unter verschiedenen Vorwänden einen besondern Auftrag, und nachdem sie so von einander getrennt waren, ermordete Mitchell und sein würdiger Lieutenant einen um den andern. Dann brachten Beide ihren Blutschatz an Bord ihrer Schaluppe und steuerten Florida zu, wo sie die ganze Küste entlang bis an die Mündung des Mississippi fuhren, in der Absicht zu Neu-Orleans zu landen. Indeß mußte der Anblick einer Schaluppe mit sechzehn Rudern, die mit Kisten beladen, und nur von zwei Männern geführt wurde, nothwendig nicht geringen Verdacht erregen, und als Mitchell und sein Gefährte bei einem Dorfe, in einiger Entfernung von Neuorleans, anlegten, um sich mit Lebensmitteln zu versehen; so nahmen die Polizeibeamten des Ortes die räthselhafte Ladung in Beschlag und unsre beiden Abenteurer sahen sich genöthigt, ihren sauer erworbenen Schatz im Stiche zu lassen, indem sie sich noch glücklich schätzen durften, in die nahen Wälder zu entkommen.

So sah sich Mitchell mit einem Schlage in die größte Dürftigkeit gestürzt, und trieb sich eine Zeit lang in Neu-Orleans herum, nicht ohne die größte Gefahr, da die Polizei ihm auf der Spur war, und ihn seine hohe Gestalt und sein markirtes Gesicht leicht verrathen konnten. Allein einige leichtfertige Mädchen dieser Stadt verbargen ihn eine Zeit lang und alle Versuche der Polizei, seinen Versteck aufzuspüren, blieben vergeblich. Einmal indeß erfuhr man doch, daß er in der Hütte einer alten Frau, in der Nähe der Stadt verborgen sey, und Soldaten erhielten den Auftrag, unverzüglich dorthin aufzubrechen und das Haus zu durchsuchen. Allein diese tapfern Leute hatten nicht im Geringsten Lust, mit einem Menschen, dessen Stärke und Verwegenheit allgemein bekannt war, handgemein zu werden, und begnügten sich, ihre Flinten in die Hütte abzufeuern, wodurch Mitchell der linke Arm von einer Kugel zerschmettert wurde; ohne jedoch zum zweitenmal ihr Feuer abzuwarten, entsprang er durch das Fenster und verbarg sich in Gebüschen.

Späterhin finden wir Mitchell zu Mobile, einer Stadt in Louisiana, wieder, wo er in einer Segelfabrik arbeitete, und obgleich er höchst wahrscheinlicherweise dieses Geschäft nie eigentlich erlernt hatte; so zeigte er doch darin außerordentlich viel Geschick. Bald nachher errichtete er selbst eine Segelfabrik, und heirathete ein junges Weib, das nicht ohne Vermögen war. Zwei Jahre hindurch lebte so Mitchell zu Mobile und machte dort gute Geschäfte. Allein nach und nach wurde Manches aus seinem früheren Leben ruchbar, man erfuhr, wer er gewesen; und nun verabredeten sich die Kaufleute der Stadt, welche befürchteten, der alte Pirat möchte andere gefährliche Leute um sich her versammeln, und in alle ihre Verhältnisse eingeweiht, ihrem Seehandel gefährlich werden, nichts mehr aus seiner Segelfabrik zu kaufen, bis es ihnen endlich auch durch allerlei andere Mittel gelang, ihn aus der Stadt zu vertreiben. So aus Mobile verbannt, ging Mitchell nach den Bahamainseln und von da nach Charleston, wahrscheinlich in der Absicht, überall von der menschlichen Gesellschaft verstoßen, sein voriges Handwerk mit vermehrter Erbitterung von Neuem zu beginnen.

Mehr als einmal gab ich meine Verwunderung zu erkennen, wenn ich einen so gefährlichen Abenteurer öffentlich auftreten sah, ohne daß er zu befürchten brauchte, den Händen der Gerechtigkeit überliefert zu werden, allein man sagte mir, daß bei der Schwierigkeit, sich in so verwickelten Händeln, wie die gerichtliche Verfolgung der Seeräuberei, genügende Zeugen zu verschaffen, dergleichen Untersuchungen meist ohne Erfolg ablaufen. So ist auch in Amerika durchaus die Meinung herrschend, daß der Golf von Mexiko nicht eher von den Piraten, die ihn so unsicher machen, gesäubert werden könne, bis die Insel Cuba in die Hände einer thätigeren und kraftvolleren Regierung, als die spanische, übergegangen seyn werde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 299. 25 Oktober 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

3. Guizot und die Doktrinäre.

(Fortsetzung.)

Hier muß zuvörderst einer der hervorstechendsten Züge bemerkbar gemacht werden, der den Geschichtschreiber der englischen Revolution bezeichnet: wir meinen seine Liebe zur Staatsgewalt, seinen Ehrgeiz, ihr feste Unterlagen und Leitung zu geben, seinen Drang an ihr Theil zu nehmen, sey es an ihrer Spitze oder in ihrem Gefolge, seine unerschöpfliche Nachgiebigkeit für Das, was er so oft Nothwendigkeiten (neccessités) zu nennen pflegt, seine Politik, die sich den Anschein gibt, erhaben zu seyn über alle Regierungsweise und zum Grundsatze hat, daß der wahre Staatsmann Stelle, Einfluß, Kredit, Hoffnung, wie auch der Würfel falle, so lang als möglich behaupten müsse. Man halte Dieß nicht für Satyre, es ist Thatsache, und der Publizist, von dem hier die Rede ist, hat uns allzu sehr die Achtung der Thatsachen (faits) empfohlen, als daß es nicht erlaubt seyn sollte, diese so merkwürdige Thatsache etwas näher zu erörtern. Als das Haus Bourbon in den Jahren 1814 und 1815 auf seinem neuerstandenen Throne sich wieder zu befestigen suchte, nahm Guizot durch seine politische Ueberzeugung getrieben, unter dem Schutze des Abbé Montesquiou, thätigen Antheil an dem Geschäfte, der Dynastie dauerhafte Grundlagen zu bereiten, und mit Leidenschaft Das zu bekämpfen und zu verfolgen, was man damals Bonapartismus nannte. Später als er sich genöthigt sah, sein Generalsekretariat niederzulegen, fuhr Guizot auf seine eigene Faust in seinem Versuche fort, das Königthum theils auf die Lehre von der Legitimität, theils auf die Nachahmung einiger englischen Ideen und Formen fester zu begründen. Indeß waren die wirklichen Royalisten gerüstet und reif genug, sich der Gewalt zu bemächtigen; das literarische Genie Chateaubriands, die philosophische Autorität und Verstandesbegeisterung Bonald's, die geschmeidige und beharrliche Gewandtheit Villèle's hatten auf die Doktrinen und Menschen des alten Königthums jenen Glanz geworfen, der dem Ehrgeiz jeder Partei, die ans Ruder kommen will, unerläßlich ist. Der Sturm war allgemein und vollständig; er schonte Niemand; Guizot, nachdem er alle Konzessionen erschöpft hatte, die mit seiner politischen Ehre verträglich waren, wurde beiseite geschoben, und bei dem allgemeinen Rückzuge Royer-Collards und seiner Freunde, er, der letzte von Allen, von jeder Theilnahme an der Staatsgewalt ausgeschlossen.

Von nun an eröffnet sich für Guizot eine ehrenvolle und glänzende Laufbahn, die er selbst sich durch sein Talent und seine Arbeiten brach. Von der Regierung entfernt, wendete er sich der Freiheit zu, und versuchte es, bloß durch seine Feder sich eine unabhängige Stellung und politische Wichtigkeit zu schaffen. Im Jahre 1820 gab er ein Werk heraus, das den Titel führt: „Die Regierung Frankreichs seit der Restauration und das gegenwärtige Ministerium;“ *) und in der Vorrede desselben sprach er sich über die Verwunderung, die ihm einige Mitglieder des neuen Kabinets wegen seines Entschlusses, als Schriftsteller aufzutreten, bezeigt hatten, in folgenden Worten aus: „Dieß heißt die Natur unsrer Regierung allzu sehr verkennen. Die Menschen weihen sich in ihr nicht den Menschen. Sie reihen sich um das Panier gewisser Prinzipien und gewisser allgemeiner Interessen, die sie zu vertheidigen nicht aufhören dürfen, wenn sie einmal für sie die Waffe ergriffen haben.“ Man findet in dieser Schrift starke Angriffe auf das Ministerium der rechten Seite, ziemlich pikante Porträts von dem Herzog von Richelieu, du Serre und Lainé, und eine Theorie der Legitimität, von der weiter unten die Rede seyn soll. Im Jahre 1821 ließ Guizot eine neue Broschüre erscheinen: „Ueber die Mittel der Regierung und der Opposition in der gegenwärtigen Lage von Frankreich.“ **) Dieselben Ideen ungefähr, wie in seiner ersten Schrift, mit derselben, vielleicht nur etwas stärker ausgesprochenen Hinneigung, sich zwischen das alte Regime und die französische Revolution zu stellen, und beiden Kinderlehre zu halten. Allein der Publizist begnügte sich nicht bloß mit dieser Polemik. Zu gleicher Zeit hielt er unter großem Aufsehen Vorträge über neuere Geschichte und führte zuerst in den öffentlichen Unterricht die Kenntniß der römischen Munizipalverfassung, und des socialen Zustandes von Frankreich vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert ein, wobei er sich auf die Arbeiten eines Roth, Hüllmann, Eichhorn und Savigny stützte; so war er auch der erste, der die Ursachen der Repräsentativregierung in England historisch entwickelte. Von

*) Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel.

**) Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France.

seinem Lehrstuhle vertrieben, begann er weitläufige literarische Unternehmungen; so besorgte er eine neue Auflage von Letourneur's Uebersetzung des Shakespeare's, die er mit Anmerkungen begleitete; ferner gab er eine Sammlung von Memoiren heraus, die sich auf die englische Revolution bezogen; endlich schrieb er: „Die Geschichte der englischen Revolution von Karl I bis auf Jakob II," ein Werk, durch das er seinen literarischen Ruf erst vollkommen begründete, und das man mit dem veralteten Namen einer pragmatischen Geschichte bezeichnen könnte. Die zwei ersten Bände, die einzigen die erschienen, kündigten Frankreich einen Schriftsteller von tiefem, und an Hülfsmitteln so reichem Scharfblick an, daß die übrigen Eigenschaften, die man noch hätte verlangen können, durch sie hinlänglich aufgewogen wurden. Einer Herausgabe der Beobachtungen Mably's und einer Abhandlung „über die Todesstrafen in politischen Verbrechen" soll hier nur im Vorbeigehen gedacht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Man will behaupten, Sir Josua Reynolds habe Wests steigende Gunst mit neidischem Auge betrachtet; er glaubte doch auch einen oder den anderen Sonnenstrahl der königlichen Gnade verdient zu haben. Indeß war Reynolds nicht so thöricht, selbst darüber zu klagen, aber seine Freunde beklagten sich für ihn, während West, allzu klug mit seinem Glück zu prahlen, im Stillen es genoß und in seinem Benehmen immer bescheiden und erkenntlich blieb. Reynolds war die Ehre zu Theil geworden, die Porträte aller Würdenträger des Staates und der Kirche außer dem Hofe zu malen; Wests Pinsel herrschte im Bereiche des königlichen Palastes: so hatten sich Reynolds und West in die Krongüter der englischen Malerei getheilt, während Barry und Wilson kaum ihr Brod verdienten.

West wußte auf geschickte Weise den Patriotismus des Königs für seine Kunst zu wecken. Bei einer Gelegenheit tadelte er die Italiener, daß sie die für die Kunst so reiche Fundgrube ihrer Nationalgeschichte vernachläßigt hätten, um dafür die Wunderthaten und Legenden ihrer Heiligen zu malen. Georg fühlte sich bei diesen Worten wie von einer plötzlichen Begeisterung für die vaterländische Geschichte und namentlich für die der Regierung Eduards III ergriffen, und befahl seinem Maler eine Reihenfolge historischer Bilder für den Windsorpalast zu malen. Diesem Umstande verdanken die acht nachbenannten Gemälde ihre Entstehung: 1) Eduard III, der nach der Schlacht bei Crecy den schwarzen Prinzen umarmt; 2) die Stiftung des Hosenbandordens; 3) der schwarze Prinz zu Poitiers; 4) St. Georg mit dem Drachen; 5) die Schlacht bei Nevil Croß; 6) die Belagerung von Calais; 7) der Uebergang Eduards III über die Somme; 8) König Eduard und Eustach von Ribaumont. Diese acht großen Bilder kosteten West lange Studien und Arbeiten; wie sie denn auch, außer dem Tode des Generals Wolf und der Schlacht von Hogue für seine besten Werke gehalten werden; ihr Farbenglanz hat sich vollkommen gut erhalten, das Kolorit ist natürlich und sie sind ziemlich im Geiste der Zeit, die sie darstellen sollen, aufgefaßt; nur fehlt es ihnen an Kraft und Mannichfaltigkeit; sie überraschen das Auge ohne es zu fesseln.

Später verlor der König, nachdem er bereits über den Frühling des Lebens hinaus war, den Geschmack an Heerlagern und Schlachten, und der Künstler suchte ein anderes Feld auf, indem er den religiösen Sinn seines königlichen Beschützers anzusprechen versuchte und ihm eine Reihe von Gemälden vorschlug, die ihren Stoff aus der heiligen Schrift nehmen sollten. Man entwarf den Plan zu einem prachtvollen Oratorium, in welchem sie ausgeführt werden sollten und sechs Kirchenprälaten wurden berufen, um ihre Meinung abzugeben, inwiefern es sich mit der Heiligkeit eines dem Gottesdienst geweihten Ortes vertrage, darin Gemälde anzubringen. „Wenn ich bedauere, sagte der König in dieser Versammlung, daß die Reformation die Gemälde aus den Kirchen verbannt hat, und daß unter der unglücklichen Regierung Karls I das Parlament in diesem Punkte nicht minder streng war; so fürchte ich anderseits eine Neuerung einzuführen, die mein Volk für papistisch halten könnte. Geben Sie mir hierüber Ihre Ansicht." Nach einigen vorläufigen Erörterungen erklärte der Bischof Hurd im Namen seiner Amtsbrüder, daß die Einführung religiöser Gemälde in der Kapelle Sr. Majestät weder gegen die Gesetze noch die Kirchengebräuche Englands verstoße. „Wir haben auch, fuhr der Prälat fort, fünf und dreißig Entwürfe, die uns der Maler vorlegte, einer Prüfung unterworfen und wir glauben, daß jeder dieser Gegenstände sich auf eine Art behandeln lasse, daß selbst ein Quäcker keinen Anstoß an ihnen finden dürfte." Der König, in der Meinung, man habe mit diesen Worten auf West anspielen wollen, fühlte sich etwas verletzt und erwiderte: „Die Quäcker sind eine christliche Gemeinde, für die ich viele Achtung hege. Ich liebe ihre Grundsätze des Friedens und der gegenseitigen Bruderliebe, und wenn mir nicht meine Geburt andere Pflichten auferlegte, so würde ich Quäcker werden." Der Bischof verneigte sich ehrfurchtsvoll und empfahl sich.

Nie studirte wohl ein Theolog mit größerer Genauigkeit eine Frage der Polemik, als unser Künstler die Vertheilung und Anordnung seines Stoffes zu den vorgeschlagenen Gemälden, die er in vier Fächer auseinander schied; das eine sollte die Epoche vor der Sündfluth umfassen, die anderen die patriarchalische, die mosaische und die prophetische Zeit, und das Ganze sechs und dreißig Gemälde bilden, von denen achtzehn dem alten Testamente entnommen waren. Alle wurden von ihm skizzirt und acht und zwanzig von ihm selbst ausgeführt. West erhielt dafür 21,705 Pf. St. Nie wurde noch von einem Maler ein gleich vielseitiger, umfassender und großartiger Entwurf gemacht; allein leider blieb die Kraft hinter dem Willen zurück: Wests Einbildungskraft eignete sich minder für so großartige Gegenstände, als für das Gemüthliche, und wenn man so sagen darf, Häusliche. Auch war es für ihn keine geringe Aufgabe, mit seinen großen Vorgängern in Gemälden, wie die Verkündigung, das Abendmahl und die Kreuzigung, in die Schranken zu treten. West besaß die Kühnheit der Unternehmung, aber nicht des Genie's. Während diesen gewaltigen Arbeiten fand er übrigens noch Zeit genug, einzelne oder gruppenweise Por-

träts des Königs, der Königin und der jungen Prinzen zu malen, die ihm 2000 Guineen eintrugen. Sie sind gut aufgefaßt, aber leer, ohne Geist und Leben, wahre Schatten des Edlen und Anmuthigen; das Auge glaubt durch Farbe und Leinwand hindurch zu sehen.

Der Krieg, der zwischen Großbritannien und seinen Kolonien ausbrach, stellte Wests Gefühle auf eine harte Probe. Seine ersten Freunde und Beschützer standen im feindlichen Heerlager. Der Künstler blieb kein so stummer Zuschauer der Ereignisse, als er sich den Anschein gab; er war zu oft in St. James und mit dem Könige unter vier Augen, als daß nicht mehr oder weniger direkte Anspielungen auf den Gang der Insurrektion hätten vorfallen sollen. Der König befragte ihn über die Hülfsmittel seiner Feinde und über die Fähigkeiten ihrer Anführer und West glaubte ihm darüber die zuverlässigste Auskunft geben zu können. Allein es war schon lange her, daß er Amerika verlassen hatte, und er kannte die einflußreichsten Insurgenten viel zu wenig; West ließ sich hierin wie in vielen andern Stücken von Illusionen täuschen. Wenn er sich bei beiden Parteien seine gute Meinung zu erhalten wußte; so muß das Geheimniß davon in seiner Quäckerklugheit und seiner friedlichen Sinnesart gesucht werden. So viel ist gewiß, daß er fortwährend in der Gunst des Königs und in Allem, was Kunst betraf, das Orakel des Hofes blieb.

Der Präsidentenstuhl der Akademie wurde durch Reynolds Tod erledigt und Niemand für würdiger gehalten, ihn einzunehmen als West. Der aufbrausende Charakter Barry's war wenig geeignet, ihn zu dieser Stelle zu empfehlen, so sehr auch sein Talent für ihn sprach. Der König bestätigte mit Freuden die Wahl, und West am 24 März 1792 in seine neue Würde eingesetzt, hielt seine Antrittsrede, die von dem Auditorium mit großem Beifall aufgenommen wurde, obgleich sie ihm nicht viel Anstrengung gekostet haben konnte, da sie sich hauptsächlich um zwei Gedanken: die Vortrefflichkeit der englischen Kunst und die huldreiche Gnade ihres Beschützers Sr. großbritannischen Majestät drehte. Der neue Präsident hielt bei verschiedenen Gelegenheiten noch einige andere Reden, die sich mehr oder minder durch ihren verständigen Geist der Erfahrung auszeichneten und den Zöglingen der Akademie den Werth der Wissenschaft, die Nothwendigkeit der Studien und die Nutzlosigkeit des Wissens und der Studien ohne angebornen Beruf und Einbildungskraft, schilderten. Allein West besaß selbst zu wenig Kraft der Begeisterung, um durch das Wort empfängliche Gemüther zu entzünden; er war ein kalter Maler, der in seinen Lehrvorträgen wie in dem größten Theil seiner Gemälde nichts als gesunden Menschenverstand und praktische Erfahrung geben konnte. Man konnte von ihm weiter nichts lernen, als seine Zeit gut anzuwenden und die Kunst eines schwierigen Gegenstandes Meister zu werden. Wests Arbeitstunden waren so regelmäßig und die Zeit so genau ausgemessen, daß man nur einen Tag seines Lebens zu schildern braucht, um Jahre desselben beschrieben zu haben. Er stand früh auf, studirte vor dem Frühstücke, begann gegen zehn Uhr an einem seiner großen Gemälde zu arbeiten, malte fast unausgesetzt bis vier Uhr, kleidete sich dann an, empfing Besuche und begann nach dem Mittagessen abermals zu studiren. Seine Gemälde waren damals fast alle aus dem historischen Fache; er hatte nur noch mit Todten zu schaffen und die Einsamkeit seiner Galerie wurde nur selten von den Reichen und Großen gestört, um sich von ihm malen zu lassen. Seine Besuche gelangten manchmal bis in sein Atelier, wo sie ihn mit dem Pinsel in der Hand trafen, aber er fand wenig Vergnügen daran, sich so den Müßigen zur Schau zu stellen und blieb meist stumm und unbeweglich sitzen, wie einer seiner Apostel. West sprach überhaupt wenig und hatte ein ungezwungenes Wesen; seine Quäckerbescheidenheit schien durch seinen häufigen Umgang mit Hofleuten und Palastdamen nicht viel gelitten zu haben. Diese Art Klosterleben führte West noch strenger, während er an den Gemälden in Windsor arbeitete, und man war sogar erstaunt, ihn seine gewöhnliche Ordnung unterbrechen zu sehen, um dem Leichenbegängnisse eines so ausgezeichneten Kunstgenossen, wie Gainsborough beizuwohnen.

Es läßt sich denken, daß der Neid Wests Glück nicht ohne Stirnrunzeln betrachtete. Barry starb fast Hungers und beklagte sich mit rücksichtsloser Bitterkeit. Füseli verdiente bei allem seinen Talent, seinen Kenntnissen und seiner lebendigen Einbildungskraft nur wenig, und Opie machte die Erfahrung, wie wankelmüthig die Gunst der Hofleute ist. Selbst die Ruhe und Bescheidenheit des königlichen Historienmalers diente, den Unmuth seiner Feinde noch mehr gegen ihn aufzubringen. Von seiner Galerie in Newman-Street sah man ihn mit dem demuthvollen Frömmlingsgesichte eines Quäckers nach Windsor gehen, wo er die Kapelle besuchte, und von dort zurückkehren. Doch sprach er nicht ungern bisweilen ein wenig von seiner Gunst bei Hofe, wie von Politik, aber nur mit großer Zurückhaltung. Es war stets die nichts sagende Sprache der Diplomatie. Sicherlich hatte er aber auch kein Geheimniß zu bewahren . . . oder jedenfalls bewahrte er es sehr gut.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon II. *)

(Ode von Victor Hugo.)

III.

O Sturz! O herbe Lehre! — Als der Held dem Sohne
Zum Kinderspielzeug hingegeben Roma's Krone,
Und ihm des stolzen Namens Klang hieß eigen seyn;
Als man die Königsstirn, von Schwere des Geschmeides
Gebeugt, dem Volke wies — wie konnte man da beides,
So groß seyn und doch auch so klein?

* * *

Als so viel Sieg' errungen in dem Schlachtgewühle
Der Vater seinem Kind, das lächelnd ruht im Pfühle,
Und mit lebend'gem Mauergurte es umsäumt;
Als dieser Werkherr, meisterhaft den Grund zu bau'n,
Mit seiner Art die Welt so ungefähr behauen,
Nach seinen Träumen, die er träumt';

---

*) O revers, o leçon! — Quand l'enfant de cet [illegible]mm
Eut reçu pour hochet la couronne da Rome;
Lorsqu'on l'eut revêtu d'un nom qui retentit;
Lorsqu'on eut bien montré son front royal qui tremble
Au peubla émervaillé qu'on puisse tout ansemble
Être si grand et si petit!

* * *

Quand son pèra eut pour lui gagné hien des betailles;
Lorsqu'il eut épaissi da vivantes murailles
Autour du nouveau né riant sur son chevat;
Quand ce grand ouvrier, qui savait comma on fonde,
Eut, à coups de cognée, à peu près fait la mande
Selon le songe qu'il rêvait.

Als Alles war bereitet von des Vaters Händen,
Dem schwachen Kinde ew'ge Herrlichkeit zu spenden,
Als sie ihm ausersehn'n des Lebens Vollgenuß —
Als — daß der Erbherr einst ein würdig Haus besitze —
Man in die Erde wurzeln ließ, zur festen Stütze
Der marmornen Paläste Fuß;

Als man vor Frankreich, daß es seinen Durst sich stillet,
Ein reich Gefäß gestellt, mit Hoffnungswein gefüllet;
Da — eh' es noch vom Gift, das golden gleis't, geschmeckt,
Eh' seine Lippe noch der volle Becher netzet,
Naht ein Kosak, der auf sein Pferd das Kindlein setzet
Und es hinwegführt, ganz erschreckt.

Quand tout fut préparé par les mains paternelles
Pour doter l'humble enfant de splendeurs éternelles;
Lorsqu'on eut de sa vie assuré les relais;
Quand pour loger un jour ce maître héréditaire
On eut enraciné bien avant dans la terre
Les pieds de marbre des palais.

Lorsqu'on eut pour sa soif posé devant la France
Un vase tout rempli du vin de l'espérance,
Avant qu'il eût goûté de ce poison doré,
Avant que de sa lèvre il eût touché la coupe,
Un Cosaque survint qui prit l'enfant en croupe
Et l'emporta tout effaré!

Vermischte Nachrichten.

Wie die nordischen Aerzte ihren Brustkranken einen Aufenthalt in das südliche Frankreich, nach Italien, Portugal oder Spanien zu rathen pflegen; so schicken jetzt die nordamerikanischen Aerzte Kranke, die mit dergleichen Leiden behaftet sind, nach der Gegend von St. Augustin in Ost-Florida. Die Stadt St. Augustin, eine der ältesten des amerikanischen Kontinents, liegt an der Küste des atlantischen Ozeans unter 29° 45′ N. B. Der Boden besteht auf vier Meilen in die Runde aus einer Mischung von Sand und Muscheln. Die Häuser sind meist aus Muschelkalk oder nach spanischer Sitte von Holz und haben hinter sich ein Orangenwäldchen. Es gibt jetzt in St. Augustin eine katholische Kirche, einen Versammlungsort für die Methodisten und eine bald vollendete Kirche für Presbyterianer. Man findet dort Ueberfluß an Geflügel und Wild; das Meer liefert alle Gattungen der besten Fische, Schildkröten, Krebse, Schalthiere u. s. w. Unter den Früchten findet man Orangen, Zitronen und Feigen; Küchengewächse gibt es in der verschiedensten Art. Auch der Weinstock, der Oelbaum und der Dattelbaum würden sehr gut fortkommen, und ohne Zweifel wird man bald Versuche machen, diese Gewächse einheimisch zu machen. Das Klima ist mild und hat sehr geringen Wechsel: in den Monaten Januar, Februar und März Morgens 9° 32′, Mittags 12° 45′, Abends 9° 77′ bis 8° 88′; im April, Morgens 12° 88′, Mittags 18° 65′, Abends 8° 88′; in den Sommermonaten wechselt die Temperatur zwischen 21° 81′ und 25° 75′; allein die Hitze ist nicht so drückend, wie sie bei einem solchen Thermometerstande unter nördlichern Breiten seyn würde, und zwar wegen der Trockenheit, Reinheit und folglich auch der Elastizität der Luft. Der Passatwind fängt Morgens gegen zehn Uhr an zu wehen und hält bis zu Anbruch des folgenden Tages an. Es gibt in der Nähe keine Sümpfe und deßhalb auch keine feuchten Dünste, so daß Körper und Seele sich wunderbar gestärkt und munter fühlen. Dieser Ursache sind wohl auch die begeisterten Beschreibungen beizumessen, welche die ersten Reisenden von diesem „Blumenparadiese" entwerfen. Diese gleichmäßige Temperatur ist es nun vorzüglich, die die amerikanischen Aerzte ihren Kranken empfehlen. Die Wirkung des Passatwindes wird von den Eingebornen so heilsam erachtet, daß sie ihn nur „den Doktor" zu nennen pflegen. Was die Gegend vorzüglich zum Aufenthalte für Brustkranke geeignet macht, ist die merkwürdige Thatsache, daß man sich hier nie Schnupfen oder Katarrh zuziehen kann. So sonderbar dieß klingt, so wahr und natürlich ist es. Es gibt keinen schnellen Uebergang von Wärme zu Kälte oder von Trockenheit zur Nässe. Der Passatwind erhält den ganzen Tag über an der Küste die Strömung frischer Luft, und man legt sich zu Bette, ohne daß diese Bewegung aufhört. Statt man während der Nacht Kälte oder Feuchtigkeit zu fürchten hat, ist dieselbe vielmehr milder und wärmer als der Tag, und dieser Umstand vorzüglich ist es, der das Klima von St. Augustin den Brustkranken besonders empfehlenswerth macht.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften las der berühmte Irrenarzt, Herr Esquirol, eine Abhandlung über die Illusionen der Geisteskranken vor, in der er vor Allem den Unterschied zwischen Hallucinationen und Illusionen festzustellen suchte; erstere bezeichnet er als Visionen, die allein im Gehirn des Kranken vor sich gehen; es sind Träume eines Wachenden; die Gehirnthätigkeit ist so groß, daß der Visionär den Bildern, die ihm das Gedächtniß ohne Mitwirkung der Sinne vorführt, Körper und Wirklichkeit leiht. Bei den Illusionen hingegen ist die Sensibilität der Nerven-Enden angeregt, die Sinne thätig und wirkliche Eindrücke wecken die Gehirnthätigkeit. Da diese Thätigkeit aber unter dem Einflusse von Ideen und Leidenschaften steht, welche den Kranken beherrschen, so täuscht sich dieser über die Natur und Ursache der empfangenen Eindrücke. Illusionen sind bei gesundem Zustande nicht selten, allein die Vernunft zerstört sie sogleich wieder. Unter mehren Fällen von Hallucinationen führte Herr Esquirol den Wahnsinn einer Frau an, die sich sehr lange einbildete, ein Thier im Magen zu haben, und bei ihrer Leichenöffnung hatte sie ein Krebsgeschwür in den Eingeweiden. Eine alte, sehr fromme Portiersfrau wurde als wahnsinnig in die Salpetrière gebracht; sie war größtentheils ruhig und nähte, bildete sich übrigens ein, alle Personen des alten und neuen Testaments im Bauche zu haben. Wenn sie große Schmerzen im Unterleibe empfand, sagte sie: „Heute geht in meinem Leibe die Kreuzigung Christi vor sich, ich höre die Streiche des Hammers, womit man die Nägel einschlägt." Bei der Oeffnung ihrer Leiche fand man alle Eingeweide durch eine chronische Entzündung des Peritonäums in eine Masse verwandelt und durch das Bauchfell fest an einander hängend. Dieselbe Einbildung fand sich, jedoch nicht so scharf ausgesprochen, bei einer dämonomanen Frau, die einige Teufel im Leibe zu haben glaubte, die sie unablässig zwickten und peinigten. Diese Frau war von einer außerordentlichen Magerkeit und ihre Haut war wie gegerbt, und völlig empfindungslos. „Oft durchstach ich sie," fügt Herr Esquirol bei, „mit starken Nadeln, ohne daß sie den geringsten Schmerz empfand, und durch diese Unempfindlichkeit kam die Unglückliche auf den Gedanken, der Teufel habe ihr die Haut abgezogen und ihr die seinige dafür gegeben."

Die Herren Brandt und Söhne, in Archangel, haben zwei Schiffe unter Befehl eines russischen Marineoffiziers ausgerüstet, um den großen Golf des Eismeers zwischen Archangel und Tobolsk zu untersuchen, und die Mündung des Jenissey zu erforschen. Die Aufgabe dieser Expedition nach der nordöstlichen Durchfahrt gibt ihrem merkantilen Charakter eine um so höhere Bedeutung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 300. 26 Oktober 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

3. Guizot und die Doktrinäre.

(Fortsetzung.)

Die Zeit, in der Guizot sich auf ehrenvolle Weise einen Namen als Schriftsteller gründete, um sich her die jungen Leute versammelte, in denen er einigen Eifer für die Wissenschaft entdeckte und seinen Ruf bis nach England und Deutschland ausbreitete, bildet den schönsten Abschnitt seiner politischen Laufbahn. Guizot entwickelte wenigstens in seinen historischen Arbeiten einen ihm eigenthümlichen Charakter und eine persönliche Tüchtigkeit, die der Kritik keine Lücke zum Eindringen bot, und ihm auch außer Frankreich Anerkennung verschaffte. Als er im Jahre 1828 wieder auf dem Lehrstuhle erschien, wurde er als das eigentliche Oberhaupt einer historischen und politischen Schule empfangen; seine Vorträge waren nicht nur tiefsinnig und gelehrt, sondern auch von einem liberalen und philosophischen Gedanken belebt, der die Wissenschaft zum gesellschaftlichen Nutzen verwendet wissen wollte. Guizot sprach diese Idee offen in dem Eingang zu seiner Geschichte der französischen Civilisation aus: „In den Studien, die wir beginnen, sagte er, handelt es sich für uns um etwas ganz Anderes, als das bloße Wissen; die intellektuelle Entwicklung kann und soll in unserer Zeit nicht mehr als etwas Vereinzeltes dastehen; wir müssen aus ihr für unser Vaterland neue Mittel der Civilisation, für uns selbst eine moralische Wiedergeburt schöpfen. Wohl ist die Wissenschaft an sich schön und an sich allein der Anstrengungen des Menschen würdig; aber tausendmal schöner ist sie, wenn sie zu einer ins Leben eingreifenden Macht und die Mutter der Tugend wird. Unsere Aufgabe ist es daher: die Wahrheit aufzusuchen, sie außer uns, im Leben zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft zu verwirklichen; sie in uns zu einem Glauben erstarken zu lassen, der uns Uneigennützigkeit und moralische Kraft verleiht, auf denen Stärke und Würde beruht. Dieß unsere dreifache Aufgabe, Dieß wovon unsre Bestrebungen ausgehen müssen." *) Guizot zeigte sich auf seinem Lehrstuhle kühner und liberaler als seine beiden andern Kollegen Cousin und Villemain; man konnte an ihm einen Staatsmann erblicken, der bei gelegener Zeit es nicht scheuen würde, als Neuerer aufzutreten. Da er sich zum Zwecke gemacht hatte, nach allen Seiten hin einen unbeschränkten Einfluß auszuüben, so gründete er ein wissenschaftliches Journal unter dem Namen Revue française, in welchem alle Fragen der höhern Politik, Gesetzgebung, politischen Oekonomie, Geschichte und Literatur behandelt werden sollten. Endlich als die Revolution von 1830 ausbrach, fand sie, was man gemeiniglich die doktrinäre Schule nannte, in ihrer größten Blüth und Guizot als ihr anerkanntes Haupt. So waren also von 1820 bis 1830 in dem Leben Guizots zehn schöne und ruhmvolle Jahre verstrichen, deren Glanz und Verdienst wir nicht vergessen wollen, wenn wir von nun an entschieden den Meinungen und Doktrinen entgegentreten, die unsern theuersten Glauben verwundet haben. Man versetze sich in die letzten Tage des Julius 1830. Die Revolution bricht aus und ergreift mit gleicher Gewalt Freunde und Feinde. Die doktrinäre Schule war darüber zugleich bestürzt und zufrieden: zufrieden, denn man muß sie doch wohl für zu loyal halten, als daß sie sich nicht am Glücke Frankreichs hätte erfreuen sollen; bestürzt, denn sie war darauf nicht gefaßt. Auf der einen Seite, und Dieß muß wohl im Auge behalten werden, hatte sie die Theorie der Legitimität und die daraus abgeleiteten fehlerhaften Folgerungen so weit getrieben, daß sie am Ende ihren ganzen Glauben auf sie baute und ungeachtet der Fehler und Frevel der gestürzten Dynastie sich nicht überreden konnte, daß Frankreich, ohne sie an der Spitze zu haben und sie dem unruhigen Europa stets auf dem Throne zu zeigen, zu bestehen vermöge. Auf der andern Seite, wenn man endlich den verzweifelten Unternehmungen der rechten Seite die Spitze bieten mußte, dachte sich die Schule, von der wir hier sprechen, nichts anderes als einen gesetzlichen Widerstand und ein gerichtliches Verfahren; Gewaltstreiche sind ihr zuwider und Alles was kriegerisch ist, sagt ihr nicht zu; allein ein ganzes Volk erhebt sich kräftiger und muthvoller, als man es je hätte ahnen können, es verlangt seine Freiheit zurück, aber seine ganze Freiheit, ohne Rückhalt, ohne Beimischung, und in dem nämlichen Augenblick findet sich die Schule aus ihrer Sphäre geschleudert, der siegreich gewordenen Revolution, die ihre Farben, ihren Lauf wieder gewonnen hat, feindlich gegenüber, und da sie dieselbe nie ohne Amendements und unter allen möglichen Vorbehalten angenommen haben würde, so hat sie für sie weder schnell besonnene Intelligenz, noch warme Begeisterung; sie tappt umher,

*) Cours d'histoire de la civilisation française T. I. p. 36, 37.

wo sie laufen soll; sie erörtert statt zu begreifen, und rathschlagt statt zu handeln.

Indeß konnte Guizot, wie durch einen Zauberschlag zur Gewalt gelangt und im Besitz des Gegenstandes seiner stäten Wünsche und Bestrebungen, in der schönsten und neuesten Stellung, die noch ein Staatsmann erreichte, den in die Augen springenden Wechsel der Dinge nicht verkennen, der seine politische Voraussicht zu nichte gemacht hatte; denn wie hätte er als tief eindringender Geschichtsforscher und scharf beobachtender Politiker den Aufschwung einer so neuen Katastrophe nicht würdigen sollen! Deßhalb muß man glauben, daß es ihm nicht an schnellem Ueberblick, sondern an Entschlossenheit gefehlt habe; er mußte es begreifen, ja er mußte einen Augenblick daran denken, sich zum Agenten dieser politischen Wiedergeburt, zum Staatsmann dieser volksthümlichen Revolution zu machen; er mußte voraussehen, welche Zukunft ihm eine zur rechten Zeit ergriffene Partei eröffnete; er wagte es nicht; er versündigte sich an seinem Glücke, ein für ihn unverbesserlicher Fehler, aber er stürzte auch Frankreich in furchtbare Verlegenheiten, das noch lange für die Irrthümer dieses Mannes zu büßen haben wird.

Da er nun, als er von den Angewöhnungen seines früheren Lebens noch eingenommen und von der Ansteckung seiner Umgebung ergriffen, die plötzliche Erleuchtung verloren hatte, die in seinem Geiste aufblitzen mußte, als er es versäumte, diese schnell auftauchende Erscheinung zu benützen, kehrte er ganz und gar zu seinen früheren Doktrinen zurück und sank wieder zu demselben Manne herab, der sich im Jahre 1814 in den Kopf gesetzt hatte, die Staatsgewalt der Bourbone auf die Dauer zu befestigen. Einmal in diese Richtung hinübergezogen, verfolgte er sie hartnäckig. Durch die Schwierigkeiten einer Lage, deren er nicht Meister werden konnte, wie durch die heftige Opposition, die sein Benehmen hervorrief, gereizt, bot er sein Talent und seinen Geist auf, die Prinzipien der Revolution zu entstellen und zu bekämpfen; so sah man ihn der alten Legitimität eine neue Quasilegitimität, gleichsam das umgekehrte Unterfutter des alten Königsmantels, unterschieben wollen, indem er den revolutionären Ursprung der neuen Gewalt als ein Unglück beklagte, statt darin ihren rechtlich begründeten Anspruch zu sehen. Wenn man ihm entgegensetzte, daß eine solche Politik der noch so jungen Autorität eine gefährliche Unpopularität erwecke, so antwortete er, daß die Regierungen unpopulär seyn müssen. *) Wenn man gegen ihn die Theorien der Freiheit, die Leidenschaften der Nationalehre in die Schranken führte, so erwiderte er, daß man weder mit Theorien, noch mit Leidenschaften regiere, d. h. offenbar, daß man ohne Verstand und ohne Herz regieren müsse. Von nun an wird man diesen Staatsmann, mit einem dreisten Leichtsinn gewaffnet, weder Paradoxen noch Sophismen scheuen sehen. Es war geschehen: er hatte der Revolution den Handschuh hingeworfen; allein wenn Guizot eben so viel Genie als Geist besessen hätte, so würde er es nicht haben übernehmen mögen, gegen den Fortgang seines Jahrhunderts anzukämpfen, oder vielmehr, wenn dieser Staatsmann jenes Genie besessen hätte, dessen Mangel Frankreich so Unheil bringend geworden ist; so würde er begriffen haben, daß der einzig mögliche Ruhm darin bestand, sich dem Geiste seiner Nation und seiner Zeit hinzugeben.

*) Dieses Glück scheint er mit seinen doktrinären Kollegen der Regierung Ludwig Philipps in vollem Maße zu bereiten.

(Schluß folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Als West zum Nachfolger Reynolds ernannt wurde, wollte ihn der König in den Adelstand erheben. Der Ritterschlag, den das königliche Schwert einem Quäcker ertheilen sollte, war etwas so unerhört Neues, daß der ganze Hof sich schon auf dieses Fest freute. Der Herzog von Gloucester besuchte West, um ihn von Seite des Königs zu befragen, ob ihm eine solche Erhöhung seines Standes angenehm sey. „Niemand, erwiderte er, kann mehr als ich Staatswürde und Auszeichnungen verehren; allein ich glaube, daß ich mit meinem Pinsel einen höhern Titel errungen habe, als mir ihn je die Ritterwürde verleihen könnte. Vornehme Titel sind ein herrliches Mittel, in Familien Grundsätze dauerhaft zu erhalten, durch die der Erste seinen Adel erworben hat; allein der einfache Rittertitel kann nicht den Ehrgeiz eines Mannes erregen, der durch sich selbst wenigstens so bekannt geworden ist, daß er dieser neuen Ehre selbst behülflich seyn könnte, bekannt zu werden. Eure königliche Hoheit werden einsehen, daß die mir zugedachte Würde nicht für mich paßt, und da sie mit mir sterben würde, so wäre sie auch für meine Familie nichts. Besäße ich mehr Vermögen, wäre ich unabhängig von meinen Arbeiten, und könnte ich meinen Kindern so viel hinterlassen, um ihrem Stande gemäß zu leben; so gestehe ich, daß ich auf meinen eigenen Stammbaum hin und mit dem Namen, den ich mir unter den Künstlern erworben habe, einen dauerhaftern Titel, als den eines Ritters in Anspruch nehmen könnte. Allein wie die Sachen stehen, läßt sich nicht daran denken, und ich wollte mich daher unumwunden gegen Eure königliche Hoheit aussprechen, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen." Der Herzog schüttelte West die Hand und sagte: „Sie haben die Meinung gerechtfertiget, die der König von Ihnen hegte; er wird über ihre Antwort erfreut seyn." Diese Antwort war indeß nicht so ganz die des Quäckers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß West hoffte, der König werde ihm nun nicht die Ritterwürde, die bloß persönlich ist, sondern die eines Baronets verleihen, die in der Familie sich vererbt, und natürlich mit Einkünften verbunden werden mußte, die es möglich machten, standesgemäß zu leben. Die Anspielung auf seine Vorfahren, die Lords Delaware, scheint ein wenig diesen Gedanken durchblicken zu lassen. Wie Dem aber auch sey, es war von diesem Augenblick an nicht mehr die Rede davon: West besuchte nach wie vor den Palast von St. James als Maler des Königs, und fand dort immer gleich gute Aufnahme.

Unglücklicherweise für den Künstler wurde Georg III von Geisteskrankheit befallen. Vom Jahre 1796 bis 1801 hatte West alle Befehle des Königs in Bezug auf seine Arbeiten mündlich von ihm empfangen. Beide verständigten sich gewöhnlich über den Stoff und

den Preis, ohne Beiziehung eines Dritten. Außer den tausend Guineen, die ihm jährlich auf Abschlag bezahlt wurden, zog er auch, was er für die schon vollendeten Gemälde gut hatte. Der Maler des Königs war der Erste, der bemerken konnte, daß nicht dieselbe Hand das Szepter führte. Die Thore des künftigen Palastes, die sich wie die von Milton's Paradiese, von freien Stücken vor ihm aufthaten, schienen sich jetzt nur verdrüßlich in ihren Angeln zu drehen, wenn er erschien. Wyat, der Hofarchitekt, sagte ihm endlich rund heraus, daß er beauftragt sey, ihm anzudeuten, daß die Arbeiten an den Gemälden in der Windsorkapelle vor der Hand und bis auf weitere Befehle eingestellt werden sollten. Dieses Verfahren erfüllte den Künstler mit großer Betrübniß; er sah sich bedroht, die Frucht seiner vieljährigen Arbeiten zu verlieren, von der er sich den Genuß eines ruhigen Alters versprochen hatte. Im Gefühle seiner Kränkung gab er eine Schrift ein, in der er eben sowohl seine gerechten Ansprüche als die Sache der Kunst sprechen ließ. Sie blieb ohne Antwort. Indeß war Georg III in lichten Augenblicken wieder bei vollem Bewußtseyn. West verlangte und erhielt eine Audienz. Der König hatte weder das Schreiben erhalten, noch von der Einstellung der Arbeiten seines Malers gehört. „Setzen Sie Ihre Arbeit fort, sagte er, „und ich werde an Sie denken.“ Er drückte ihm die Hand beim Abschiede. Es war das letztemal, wo West ihn sehen konnte. Inzwischen erhielt er wieder seine vierteljährigen Abschlagszahlungen, bis der König auf immer den Gebrauch seiner Vernunft verlor. Als er sich jetzt an den Kassen meldete, erfuhr er, daß er keine Bezüge mehr machen könne. West entfernte sich ohne ein Wort zu sagen. Aber als man seine Ungnade am Hofe erfuhr, wurde der Haß seiner Feinde von Neuem wach, und man stellte die Sache in ein für ihn so nachtheiliges Licht, daß er sich genöthigt sah, öffentlich mit seiner Vertheidigung hervorzutreten. Man hatte drucken lassen, West habe von der Krone 34,187 Pf. Sterl. erhalten, und das Publikum dachte nicht anders, als daß West ungeheuern Reichthum aufgehäuft haben müsse. Man überzeugte sich bald eines Andern. West machte seinerseits eine ausführliche Aufzählung seiner Arbeiten bekannt, und gab den Nachweis, daß diese Summe allerdings empfangen worden sey, aber im Verlaufe von vier und dreißig Jahren einer unausgesetzten Thätigkeit im Gebiete der Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Der Granitbruch zu Pjuterlax in Finnland.

Die Riesensäule, die dem Andenken des Kaisers Alexander von seinem Nachfolger bestimmt wurde, ist bekanntlich am 30 August d. J. zu Petersburg aufgerichtet worden. Nicht ohne Interesse wird man daher einige Nachrichten über den merkwürdigen Granitsteinbruch lesen, aus dessen Schooß dieser ungeheure Monolith, einer der größten aller bis jetzt bekannten Steinblöcke, hervorging. Es ist der Steinbruch von Pjuterlax, der seit zwölf Jahren schon die nordische Hauptstadt und viele andere Orte des russischen Reiches mit Granitblöcken von ungewöhnlicher, man möchte sagen wunderbarer Größe versieht, und so den Stoff zu Arbeiten liefert, wie die Geschichte aller Jahrhunderte nur wenige oder gar keine Beispiele bietet. Diese unerschöpfliche Schatzgrube von Granitblöcken liegt im Gouvernement Wiborg, im Kirchspiele Wjederlax des Kjumengordischen Kreises auf dem Vorwerke Pjuterlax, das der Staatsräthin Juliane von Eesparre gehört. Die Entfernung dieses Vorwerks, auf dessen Boden sich auch eine Poststation desselben Namens befindet, von Petersburg beträgt auf dem Landwege über Wiborg und Friedrichshamm 210, auf dem Wasserwege über den finnischen Meerbusen 160 Werste. Nach dem Steinbruche führen zwei verschiedene Wege; wenn man von Wiborg aus nach der erwähnten Poststation fährt, so führt, vier Werste, ehe man dahin gelangt, ein Weg links von der Straße ab, ungefähr anderthalb Werste weit. Der Weg ist waldig und sehr steinig, und führt über steile Berge und Felsen, die man mit Pulver sprengen mußte, um einen Weg zu bahnen. Der andere, unvergleichbar angenehmere Weg, der eben ist wie eine Chaussee, führt von der gegenüberliegenden Seite des Vorwerks dahin; wenn man über die Poststation und das Vorwerk selbst, zwischen reichen Fluren und schönen Wiesen ein Werst ungefähr hinausgefahren ist, wendet man links vom Wege ab, und folgt dem Fuße eines sehr hohen Granitberges, dem Dorfe Wuarreß gegenüber bis an das Ufer des Meerbusens von Sandaniemi, d. h. des sandigen Vorgebirgs; von hier aus muß man sich in einem Boote übersetzen lassen nach dem andern Ufer, in der Entfernung von einem Werste ungefähr vom Vorwerk; hier befindet sich der Steinbruch und eine wohleingerichtete Fähre. Bei stillem und angenehmem Sommerwetter begeben sich die Reisenden, welche hierher kommen, um ihre Neugier zu befriedigen, häufig in ihren Equipagen bis ans Ufer, theils um die malerischen Umgebungen zu betrachten, theils um den Steinbruch selbst von der Meeresseite zu sehen; die meisten aber lassen ihre Equipagen auf der Station, setzen sich in eine Postkalesche mit Einem Pferd und fahren den andern oben erwähnten Landweg.

Die Reise in diesem in mancher Hinsicht merkwürdigen Lande bietet zur Sommerszeit viel Annehmliches dar; die Natur ist hier ausnehmend mannichfaltig und malerisch; die Wege sind gut, werden den Verordnungen zufolge von den Eingebornen allenthalben mit Pünktlichkeit unterhalten, und verdienen, wegen ihres Baues und der sanften Fahrt, alles Lob. Die Posthäuser (Gastgebereien) sind gleichfalls mit den größten Bequemlichkeiten für die Reisenden eingerichtet; jedes Posthaus enthält drei bis vier reinliche Zimmer; für alle den Reisenden gelieferten Gegenstände besteht eine von der Regierung festgesetzte Taxe, Postpferde sind stets in Bereitschaft, — mit Einem Worte, das Reisen in Finnland ist mit großen Annehmlichkeiten verbunden, man hat nur im Voraus bestimmte Ausgaben und genießt völlige Sicherheit. Wißbegierige Reisende, die von Petersburg aus in dieses Land reisen, nehmen gewöhnlich ihren Weg über Wiborg und machen einen Abstecher von etwa 45 Wersten, um den bekannten, mehreremale von der Kaiserin Katharina der Großen besuchten Wasserfall Imatra zu sehen; dann besuchen sie den berühmten und in seiner Art einzigen Garten Monrepos, eine Werste von Wiborg, der dem geheimen Rathe, Baron Nikolai, kaiserlich russischen außerordentlichen Gesandten in Kopenhagen, zugehört. Bei diesem ausgezeichneten Garten, wo die Wunder der Natur mit der ausgezeichnetsten Kunst verknüpft sind, spart der geehrte Eigenthümer, ein Kenner in diesem Fache, bedeutende Kosten nicht, und bringt ihn jährlich zu größerer Vollkommenheit. Alles wird daselbst aufs Beste unterhalten, eiserne, marmorne und granitne Monumente und Obelisken, chinesische und andere Lusthäuschen, Tempel, gothische Gebäude mit vielen Thürmen u. s. w. Der Garten selbst, die Fähren, Brücken von verschiedener Gestalt und Konstruktion werden im besten Zustande erhalten. Von diesem zaubervollen Orte nehmen die Reisenden dann den Weg nach dem Granitbruche. Seit dem Jahre 1819 wurde er von einer Menge vornehmer Leute besucht. Fast Jeder nahm etwas von dem pjuterlaxischen Granit mit, und jetzt finden sich Proben davon in allen Mineralienkabinetten Europa's und vielleicht auch in andern Theilen der Welt. Der Ort, wo der pjuterlaxische Steinbruch sich findet, wurde im Anfange des Jahres 1819 von einem untergeordneten Lieferanten des Kaufmanns Archip Schichin entdeckt, zu eben der Zeit, als dieser Schichin sich anheischig gemacht hatte, die Granitsäulen für die Isaakskirche in Petersburg zu liefern, und noch in demselben Jahre machte er sich an die Arbeit. Von dieser Zeit an erhielt der Steinbruch den Namen Pjuterlax nach dem Vorwerke, auf dessen Grund und Boden er liegt; die Anwohner aber, die Finnen sind, nennen den Ort Gewoniemi, d. h. Vorgebirge Gewo. Von diesem Jahre an bis 1830 wurden hier 40 Granitsäulen gebrochen, die die äußern Hallen der Isaakskirche zieren. Die übrigen brach man bei dem Dorfe Wiikilja, ungefähr vier Werste von Gewoniemi, bei der Kirche von Wjederlax, wo zu jener Zeit ein ähnliches Etablissement bestand, aus dem je frü-

der der Kaufmann Ssuschanoff einen Theil der Säulen für die kasanische Kirche entnommen hatte.

Nach der Lage des Orts zu urtheilen, scheint die Natur selbst das Vorgebirge Gewo geschaffen zu haben, um den Kräften und dem Verstande des Menschen eine Laufbahn für wichtige Unternehmungen zu eröffnen; ein in jeder Beziehung so passender, für die Förderung der Arbeit günstiger Ort ist bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Erstens liegt der Granitberg ganz am Meeresufer, in einer der Buchten des nordwestlichen Theils des finnischen Meerbusens, und folglich können die Granitblöcke, wenn sie aus dem Berge gebrochen sind, vermittelst einfacher Maschinen, die von Menschen in Bewegung gesetzt werden, mit der größten Leichtigkeit den Abhang herabgelassen, an den Landungsplatz gebracht und auf die Schiffe geladen werden. Zweitens ist das Fahrwasser hinreichend tief, auch für sehr schwer beladene Schiffe, und geht beinahe bis ans Ufer heran, so daß man nicht nöthig hatte, die Anfahrt eine beträchtliche Strecke ins Meer hineinzubauen, wie dieß an allen andern Orten, wo Steinbrüche dieser Art sind, unvermeidlich ist. Auch in ökonomischer Hinsicht bietet dieser Ort viele Vortheile dar, da er nahe am großen Wege liegt, und man die Lebensmittel für die zahlreichen Arbeiter ohne Mühe im Ueberflusse herbeischaffen kann. Selbst der Meeresgrund, der überall mit Granitblöcken und Steinen bedeckt ist, zeigt sich sehr bequem zum Einrammen der Pfähle zur Erbauung der Anfahrt indem er lehmartig ist, was an steinigen Ufern sehr selten vorkommt. Auch in mineralogischer Hinsicht hat der pjuterlaxische Granitbruch auf dem Vorgebirge Gewo kaum seines Gleichen, selbst in der obenerwähnten Bucht des finnischen Meerbusens, welche überhaupt wegen der vortrefflichen Eigenschaften dieses Minerals berühmt ist; denn der ausnehmend feste und schöne Granit hat keine Kieselerde in sich, wie andere Arten.

Die Bestandtheile des Granits dieses Berges, welche ausnehmend fest unter sich verbunden sind, sind: Feldspath von rother Farbe, mit hellem Schillern, sehr seltener schwarzer Glimmer, mit verschiedenen schwachen Flecken von Metallglanz und grauer krystallartiger Quarz. Bis zur Auffindung des Steinbruches war diese, mit einem Fichtenwalde bedeckte Gegend, wenigstens in neuern Zeiten, nur von Fischern bewohnt, die daselbst ihr Gewerbe trieben. Jetzt finden sich auf jenem Berge schon zwei regelmäßig und gut gebaute hölzerne Häuser, wovon eines von zwei Etagen 8 Saschenen (56 Fuß) lang, welche die Lieferanten gebaut haben, um daselbst während der Arbeitszeit zu wohnen; außerdem hat man daselbst große Magazine erbaut zur Aufbewahrung der Proviantvorräthe für die Arbeiter, einige Schmieden, Badehäuser, Blockkasernen und eine Menge Hütten aus zerbrochenen Granitstücken und Lehm für die Unterkunft der Arbeiter. Auf demselben Kamm des Berges findet sich auch eine kleine Kapelle. Vom Meere aus gleicht dieß Etablissement einem kleinen Meierhofe mit seinen Wirthschaftsgebäuden. Von dem Kamm des Berges, der sich mehr als 60 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt, ist die Aussicht gegen die Mündung des Flusses zu äußerst malerisch; von hier aus überblickt man die Bucht, die eine bis vier Werste breit ist, in ihrer ganzen Ausdehnung; auf beiden Seiten der Bai bietet das Ufer mannichfache Formen dar und eine Menge schöner Inselchen erhebt sich aus dem Meere. Auf einer dieser Inselchen, welche von dem Vorgebirge Gewo fünf Werste entfernt ist, wurden die mächtigen Granitstatuen, welche die Apostel Peter und Paul vorstellen, und für die kasanische Kirche bestimmt waren, ausgehauen; eine davon wurde, wie bekannt, glücklich nach St. Petersburg gebracht, und steht jetzt bei der Kaserne des Paulowischen Leibgarderegiments, die andere versank beim Aufladen an der Insel Tugolma, wo sie ausgebrochen worden war, ins Meer. Die Mitte dieser Bucht bietet eine gränzenlose Aussicht ins offene Meer dar. An den Ufern der Bucht sieht man noch an manchen Orten Steinbrüche, aber es finden sich daselbst keine so großen Granitmassen. Im Anfange des Jahres 1830 ging der Steinbruch durch einen Pacht von drei Jahren an den Kaufmann Wassili Abramowitsch Jakowleff über, der zugleich sich anheischig machte, die Granitsäule für das Monument, das dem Kaiser Alexander auf dem Hofplatze in Petersburg errichtet werden sollte, aus demselben ausbrechen zu lassen. Obgleich durch das Ausbrechen der 40 Säulen für die Isaakskirche auf einer Strecke von 45 Saschenen vom Ufer kein Granit mehr sich fand, so war doch von diesem Punkte an weiter in den Berg hinein Ueberfluß daran, und am 15 Juni schritt Jakowleff zu dem großen und einzigen Werke, dem Ausbruche einer Granitmasse von 14 Saschenen (98 Fuß) Länge. Zur Ausführung dieser so wichtigen Arbeit, die die größte Besonnenheit erforderte, nahm der Lieferant Jakowleff einen kundigen und erfahrnen Meister, Wassiljewitsch Kolobkin, aus dem Gouvernement Jaroslaw, einen vorsichtigen Mann von hellem Verstande. Dieser Kolobkin befand sich in frühern Jahren bei dem Lieferanten Ssuchanoff, und hatte die Granitsäulen für das Innere der kasanischen Kirche in Petersburg in der Gegend der Kirche von Wiederlax ausbrechen lassen, wo er seit jener Zeit wohnt, da er ein kleines Anwesen daselbst besitzt. Von diesem Tage an wurde unter der unmittelbaren Leitung Kolobkins, der seine Wohnung bei dem Steinbruche von Pjuterlax aufschlug, die Arbeit ohne Unterbrechung von drei bis vierhundert russischen Arbeitern, größtentheils aus dem Gouvernement Olonez, und einer Anzahl Finnen aus den umliegenden Dörfern fortgesetzt. Die Arbeit wurde von dieser Zeit an den ganzen Winter von 1830 auf 31 hindurch bei der größten Kälte und den härtesten Mühseligkeiten fortbetrieben, und im Sommer 1831 ging die Arbeit Tag und Nacht, um das Werk bald möglichst zu Ende zu fördern, in schwüler Hitze und unter heftigem Regen fort; mit Einem Worte, die Leute waren allen Veränderungen eines rauhen nordischen Klima's unterworfen.

Diese mühselige, noch wenig bekannte Arbeit wird in Rußland, das an Granit Ueberfluß hat, auf eine riesenhafte Art betrieben, sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit in der Ausführung, als der kolossalen Massen, und eine etwas nähere Beschreibung dieser Arbeit wird für Diejenigen nicht überflüssig seyn, welche nicht Gelegenheit hatten, ähnliche Arbeiten an Ort und Stelle zu sehen und diese Art Steinarbeiten nicht kennen, wodurch man Blöcke aus Urgebirgen bricht, deren Bearbeitung hinter den egyptischen an Schwierigkeit nicht zurückbleibt, und sie sogar in mancher Beziehung übertrifft.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Festigkeit der Wohngebäude in einigen Theilen von Syrien ist schon oft von Reisenden bewundert worden. „Im Augenblick der Gefahr," sagt Buckingham, „wird eine Stadt verlassen, und eine andere in kürzester Zeit wieder bevölkert. Da die Häuser so dauerhaft wie möglich gebaut sind, so können sie mehrern Generationen nach einander zur Wohnung dienen. Aus diesem Grunde könnte man daher auch sagen, daß die Wohngebäude keine bestimmten Eigenthümer haben. Wer zuerst kommt, betrachtet das Haus als sein Eigenthum, und bleibt darin so lange, bis ihn eine Gefahr es zu verlassen zwingt, und hat ein Anderer wieder davon Besitz genommen und seine Wohnung darin aufgeschlagen; so hat der alte Eigenthümer, sobald er es einmal verlassen hat, kein Recht mehr darauf. Man zahlt keine Miethe noch Steuer; es ist, als ob Jedermann unter seinem Zelte oder in einer Höhle wohnte. Da man in diesen unzerstörbaren, und man könnte sagen ewigen Städten eine größere Anzahl Häuser findet als Menschen, so kann sich Jedermann nach Belieben eine Wohnung aussuchen, und da Niemand eine bleibende Stätte darin zu finden hofft, so denkt man wenig daran, sie bequemer und besser einzurichten, um dadurch etwa ihren Werth zu vermehren. Diese Gebäude sind übrigens von einer außerordentlichen Dauerhaftigkeit, die Mauern, das Dach, die Thüren, Alles ist daran von Stein, und niemals eine Reparatur nothwendig. Die Thüren haben keine Riegel und drehen sich in steinernen Angeln. Wenn man einen Angriff von Seite der Araber der Wüste befürchtet, so flüchtet man sich entweder in eine andere benachbarte Ortschaft oder verbollwerkt sich, so gut es geht, mit Steinhaufen, welche den Reitern hinderlich sind, während man vom Dache herab auf die Angreifer einen Steinhagel sendet.

Die „Literary Gazette" berichtet, daß die Regierung beschlossen habe, die Niederlassung auf Fernando Po, die zur Beaufsichtigung des Sklavenhandels so vortheilhaft gelegen ist, wegen Ungesundheit des Klima's und der großen Unkosten aufzuheben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 301. 27 Oktober 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

3. Guizot und die Doktrinäre.

(Schluß.)

Doch es wird Zeit seyn, die Haupttheorien der politischen Philosophie Guizots einer näheren Prüfung zu unterwerfen; allein bevor ich ihn vom Standpunkt der Philosophie aus bekämpfe, nachdem ich ihn als einen seiner Aufgabe nicht gewachsenen Staatsmann geschildert habe, muß ich ihm als Geschichtschreiber die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine Epoche zu bestimmen, sie zu zeichnen, ganz in seinen Geist aufzunehmen, sie in ihren Einzelheiten zu zergliedern, Thatsachen zu beobachten, sie bis in ihre tiefste Wirklichkeit zu ergründen — Dieß ist es, worin Guizot glänzendes Verdienst besitzt; er faßt auf und zwar besser als irgend Jemand; es ist ihm und zwar in sehr hohem Grade, die einem Geschichtschreiber am meisten nöthige Gabe eigen: das Verständniß der Thatsache; allein schreiben, malen, erzählen, Leben einhauchen, Licht und Wärme zu geben, gelingt ihm nur mittelmäßig; endlich eine abgerissene Epoche der großen Zeitenfolge anzureihen, Thatsachen auf Gesetze zurückzuführen, dem Gang des Genius der Menschheit durch Raum und Zeit, Jahrhunderte und Himmelsstriche nachzuspüren, darauf mache er, so hat Guizot manchmal mit einer etwas spöttischen Bescheidenheit erklärt, keinen Anspruch; in der That ist Dieß aber auch weder in seinem Geschmack, noch besitzt er dazu das nöthige Geschick. Kurz, Guizot ist ein politischer Geschichtsforscher und fühlt sich als solcher. Wenn er das Gemälde der englischen Revolution entwarf, so that er es, weil er dieses Gemälde der Belehrung Frankreichs und seinen Ansichten förderlich erachtete; da vorzüglich, wo er schreibt, ist er mir stets am meisten als Staatsmann vorgekommen. Es liegt in ihm etwas von Polybius und Clarendon, und dieser politische Charakter sichert seinen Schriften eine Originalität, die ihnen auf lange Zeit Dauer verleihen wird.

Doch wir dürfen den einmal gefundenen Leitfaden nicht aus der Hand lassen; er wird uns in der Würdigung seiner philosophischen Ansichten zum Anhaltspunkt dienen. Guizot ist Philosoph, wie er Geschichtsforscher ist — er bleibt dabei immer Staatsmann. Dieß darf nicht aus dem Auge verloren werden, und wird auf Vieles in diesen Betrachtungen Licht werfen. Die Legitimität wurde von unserm Publizisten, wie es auch von Royer Collard geschehen war, als in der Vernunft begründet und nothwendig betrachtet. „Es genügt der Gesellschaft nicht, schrieb Guizot, daß das Recht sich in den Bürgern befinde, es muß auch in der Regierung beruhen. Es ist bei weitem nicht genug, daß jeder Mensch seine Freiheiten als legitimes Recht besitze und fordere, wenn die Gewalt, die über Menschen herrscht, nicht auch ein in ihren Augen legitimes Recht ausübt. Wenn das Recht der Gewalt allein eigen ist, so besteht die Gesellschaft nicht mehr; wenn der Gewalt das Recht fehlt und dieses sich nur in den vereinzelten und zerstreuten Individuen befindet, so ist die Gesellschaft aufgelöst. Da die Idee des Rechtes nothwendig ein Wechselverhältniß bedingt, so ist es nöthig, daß die Rechte in gegenseitiger Beziehung zu einander stehen, so daß eines durch das andere sich forme und begränze. Wo diese gegenseitige Beziehung fehlte, würde das Recht in Dem, der es besäße, unfehlbar in Tyrannei ausarten. Wo hingegen die Reciprocität besteht, bestehen die Rechte neben einander und schließen sich bald dem höheren Prinzipe an, von dem sie ausgehen: der Idee und dem Pflichtgefühle. Das Recht und die Legitimität müssen daher überall herrschen; dann nur hat die Gesellschaft Bestand und die Gewalt Regelmäßigkeit.“ *) Es ist Dieß dieselbe irrige Idee, die uns schon in Royer Collard als veraltet erschienen ist, es ist die in ihrem Grundwesen vorgenommene Scheidung der Regierungsgewalt und der Staatsgesellschaft. Wenn aber die Legitimität, wie Guizot an einer andern Stelle hinzufügt, altherkömmlich seyn muß und anders nichts ist, **) wie kommt es, möchte man dann fragen, daß man ihn bei einer solchen Sprache nicht auf Seite der Verfechter der Vergangenheit sieht? Warum dieser Widerspruch in Prinzipien und Handlungsweise?

Guizot hatte bisher der Legitimität gezeigt, wie er sie begreife und wie man mit Hülfe eines wohlgeschraubten Wortzwanges ein Faktum der Feudalzeit in ein Vernunftrecht umwandeln könne; die französische Revolution stellte ihm jetzt Schwierigkeiten entgegen, die um jeden Preis beseitigt werden mußten. Guizot konnte, wenn er anders nicht mit sich in Widerspruch gerathen wollte, die Rich-

*) Du Gouvernement de la France depuis la Restauration, et du Ministère actuel. pag. 203. 204.

**) Du Gouvernement etc. p. 206.

tigkeit seines Prinzipes und den Punkt, wovon er ausging, nicht aufgeben: er fand einen Ausweg in seiner Theorie der erobernden und eroberten Race, indem er die neuen Interessen als einen Sieg betrachtete, der die lange Erniedrigung der überwundenen und eroberten gallischen Nation gerächt hatte. Mit dieser Theorie konnte Guizot die französische Revolution anerkennen, aber auch auf eine engere Gränze zurückweisen: es war keine neue Ordnung der Dinge mehr, die rasch und kräftig hereingebrochen, sich noch nach Entwicklung, nach Befestigung sehnte, und deren Vollendung unserm Jahrhundert als Aufgabe bestimmt war; er konnte sie bloß als eine ein für alle Mal gewonnene Schlacht, als einen ein für alle Mal errungenen Vortheil betrachten, auf den man nicht mehr zurückkommen, den man nicht weiter verfolgen wollen müsse. Nun rief er dem alten Regime zu: Was wollt ihr? Die Revolution ist einmal da, ihr werdet sie nicht ungeschehen machen und in Nichts verwandeln können; so nehmt sie als solche an. Zu Frankreich gewendet, ermahnte er: Ihr habt den Sieg gewonnen, es ist eine abgemachte Sache; begnügt euch an dem Errungenen; weiter gehen hieße sich revolutionär zu zeigen anfangen. So kam Guizot, nur auf einem andern Wege, zu demselben Resultate wie Royer Collard; er sagte sich von Grund aus los von der Revolution und verdächtigte sie, und während er ihre positive Errungenschaft zu vertheidigen schien, sprach er ihr jede Zukunft ab.

In der politischen Philosophie des Geschichtschreibers der englischen Revolution ist Alles negativ, und er legt eine große Wichtigkeit darauf, zu zeigen, daß die Souveränetät des Rechts nicht auf Erden zu finden sey. Guizot entwickelt Dieß so: Gott allein ist die höchste Vernunft, die Souveränetät beruht nur in der höchsten Vernunft; nun aber ist höchste Vernunft nicht hienieden, folglich findet sich hier eben so wenig die Souveränetät. Dieß ist allerdings richtig, und Benjamin Constant stellte im Jahre 1814 den Satz auf, daß die Souveränetät nicht im Willen, sondern in der Gerechtigkeit beruhe. Was kann aber das Resultat dieses negativen Beweises von der Unmöglichkeit der absoluten Vernunft und Souveränetät auf Erden Anderes seyn, als die Pflicht für die menschlichen Gesellschaften, sich immer mehr und mehr ihnen zu nähern, immer mehr den mindest ungetreuen Ausdruck der praktischen Wahrheit zu suchen? Aus welchem andern Grunde verfolgt England mit solcher beharrlicher Einmüthigkeit die Parlamentsreform, als um die Bahnen zu erweitern, auf denen es zur richtigsten Verbesserung der sozialen Gesetze gelangen muß? Warum hat Frankreichs gegenwärtige politische Lage die ernste Aufgabe, die Repräsentation zu vergrößern und Intelligenz unter die kleinere Zahl der Wähler zu verbreiten? Nur darum, weil es gilt, die Majorität der Nation zu vermehren und auf einen höhern Standpunkt zu führen, aus der allein die relative Wahrheit einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes, d. h. das Gesetz hervorgehen kann. Es ist zu wünschen, daß Guizot und seine Schule von diesen Folgen ihrer negativen Theorie deutlich überzeugt seyn möchten, damit sie nicht einst allzu sehr darüber erschrecken, wenn Frankreich fordern wird, daß seine Repräsentativregierung sich zu einigen weiteren Entwicklungen anschicke.

Während der zwei letzten Jahre der Revolution schien übrigens der Publizist, dessen politischer Gedankenreihe wir hier folgen, sich mehr jener alten Fesseln entledigen zu wollen; da er mehr auf die Seite der Opposition hinübergetreten war, und vorzüglich seinen Einfluß auf die Geistesrichtung seiner Zeitgenossen immer mehr ausbreiten wollte, mußte er natürlich der Freiheit etwas mehr Platz einräumen. In seinen geschichtlichen Vorträgen bestimmte er die gegenseitigen Bedürfnisse des Individuums und der Gesellschaft; er ließ sich herbei anzuerkennen, daß zwei Hauptwirkungen die Civilisation begründen: die Entwicklung der Gesellschaft und die Entwicklung des Individuums. Ohne Zweifel fand er auch, daß das Gesetz bestimmt sey, diese beiden Bewegungen in harmonischer Einheit zu leiten: es war ihm sogar nicht mehr Problem, er sprach sogar stets von dem Individuum, wie es die Gesellschaft für sich und nicht sich für die Gesellschaft geschaffen betrachten könne; kurz so ungenügend Guizots allgemeine Ansichten waren, so unbestimmt man seine Phraseologie finden mochte; man fühlte darin doch einen hochherzigen Glauben an die Zukunft und an die Macht des Gedankens.

Aber welche Veränderung trat seit der Revolution ein. Diese Gesellschaft, deren höherer Entwicklung man sich geweiht hatte, wird als revolutionär, unsinnig und kleinen Leidenschaften zum Raube geworden erklärt. Als Frankreich, von einem Instinkt geleitet, der seine Früchte tragen wird, aus seiner politischen Verfassung das letzte Hinderniß der bürgerlichen Gleichheit hinweggeräumt wissen will, als es sich um die Erblichkeit der Pairie handelt, wird es als wahnsinnig behandelt. „Die Anarchie wächst um uns her in den Ideen," rief Guizot in seiner Rede über die Erblichkeit der Pairie aus, „es ist unverkennbar; nirgends eine allgemeine und starke Ueberzeugung, die die Geister vereinigte." Und wer hat die Schuld davon, wenn man fragen will? Ist es nicht *eben diese* Schule, die in den letzten Jahren unaufhörlich dieser anarchischen Gesellschaft ihre Doktrinen gepredigt hat? So hatten also diese Doktrinen so wenig lebensfähige Kraft, daß sie schon verschwunden sind? So waren sie so haltlos, so wenig nahrhaft, so mittelmäßig und schwach, daß sie auf der Stelle von dieser abscheulichen Anarchie der Intelligenz verschlungen werden konnten?

Frankreich sollte auf einmal so tief gesunken seyn, daß eine Schule, die sich seiner Leitung angenommen hatte, nichts mehr für dasselbe finden konnte, als Worte des Vorwurfs, der Verachtung und der Verzweiflung an der Zukunft? Oder vielmehr sollte man nicht glauben, daß diese Schule, die sich ihrem Abgange nahe sah, wie einige alternde Weiber, bloß etwas boshaft wurde? Hierüber nur ein Wort: die Talente, die in der Mitte der doktrinären Schule glänzten, werden sich stets modifiziren und weiter entwickeln können; Das ist das glückliche Privilegium ausgezeichneter Geister; allein was die Schule selbst betrifft, die aus einer Zusammensetzung englischer Maximen und einer stets negativen und hohlen Metaphysik besteht, so glaube ich, ist ihr Loos entschieden. Denn scheint nicht diese Schule selbst ihre Existenz an die Erhaltung gewisser politischer Formen gebunden, und diese für so nothwendig gehalten zu haben, daß sie dieselben für Eins hielt mit der Soziabilität selbst? „Ich kenne Frankreich, ich kenne seinen gesunden Sinn, sagte Guizot in der schon oben erwähnten Rede über die Erblichkeit der Pairie, ich weiß, daß es nur wenig Thorheiten gibt, die diesem gesunden Sinn über kurz oder lang nicht zu berichtigen gelänge; aber ich sage: wenn ihr die Erblichkeit erhaltet, so ist Frankreich gerettet; die Anarchie, über die wir klagen, wird ihr

Ende finden, und das Ziel, das wir suchen, erreicht werden; die Julinsrevolution wird zugleich geschlossen und befestigt werden; wenn aber die Erblichkeit der Pairie abgeschafft wird, so weiß ich nicht mehr, auf welchen Weg wir gerathen werden.“ Seltsame politische Philosophie, die nicht über einige, von der Charte Ludwigs XVIII gemachte Kombinationen hinauszusehen im Stande ist!

Aber ein noch ernsterer Beweis von dem nahen Untergange dieser Schule besteht darin, daß sie nicht mehr aus der Jugend Nachwuchs und Verstärkung erhält. Sie ist im Besitze der Gewalt, aber sie schafft nicht mehr; sie regiert, aber sie schreibt nicht mehr; man möchte sogar sagen, sie finde einigen Widerwillen gegen das Denken, denn am Ende könnte auch im Denken etwas Gefährliches und Anarchisches liegen. Indeß erhebt sich in der Stille eine neue Generation, die tief unter sich zurückläßt die Theorien und die Theoretiker dieser Schule, eine Generation, die entschlossen scheint, ihnen den Genuß der Gegenwart zu gönnen, aber sich anschickt, eines Tages Rechenschaft zu fordern für die Frankreich und seinem neuen Genius angethane Schmach; deßhalb fühlt diese Generation sehr gut, daß man den alten Studien neue, einer von der Geschichte beengten Intelligenz eine weit umfassendere, einer politischen, furchtsamen und hinkenden Philosophie eine lebenskräftigere, stärkere und wahrhaftigere entgegen setzen muß.

Es kostete mich einige Ueberwindung, mit Freimüthigkeit von einer Schule zu sprechen, deren achtungswerthe Absichten ich stets achten werde, die nicht sowohl durch dauerhafte und positive Resultate nützlich war, als durch ehrenwerthe Bestrebungen und begonnene Studien; allein sie hielt auf ihrer Bahn inne, sie wurde stationär, ereiferte sich gegen Das, was noch vorwärts gehen wollte; und da sie sich verlassen sah, schmähte sie Frankreich in bittern und hochfahrenden Worten: allein Niemand wird zwischen ihr und Frankreich schwanken. Statt daß man Frankreich für blödsinnig geworden halte, denke man vielmehr, daß diese Schule sich täusche. Sollte man nicht lieber an den Genius einer großen Nation, als an die Meinungen einiger Menschen glauben?

Aus Walter Scott's Leben.

Die englischen Blätter sind voll von Erinnerungen und Zügen aus Walter Scott's Leben, von denen wir hier einige zusammenstellen wollen.

Sir Walter Scott war als der älteste von vierzehn Geschwistern, die er alle überlebte, am 15 August 1771 zu Edinburg geboren. Es ist kein unerheblicher Umstand, daß der spätere Geschichtschreiber des Lebens Napoleon's mit ihm denselben Geburtstag hatte. Seine Familie konnte sich an Alter der Herkunft mit den ältesten Geschlechtern Schottlands messen. Von väterlicher Seite stammte er von den Scott's von Harden, von denen die Herzoge von Buccleugh ein jüngerer Zweig sind. Von seiner Mutter, Elisabeth Rutherfort aus, war er mit der kriegerischen Familie der Swinton von Swinton verwandt, die in den schottischen Kriegen lange eine berühmte Rolle spielten. Sein Ahnherr in gerader Linie war Quäker geworden, und nach der Restauration in Schottland wurden ihm auf Befehl des geheimen Raths seine Kinder genommen, die nun natürlich einem Vormunde übergeben wurden, der ganz der hohen Kirchenpartei zugethan war. Durch diesen Umstand wurde in der Familie Scott ein jakobitischer Geist heimisch, der sich nie daraus verlor. Sir Walters Vater, Walter Scott, war als Writer to the Signet in Edinburg angestellt; es läßt sich aber von ihm nichts weiter berichten, als daß er im Jahre 1799 siebzig Jahre alt, als ein in seinem Fache geachteter Mann starb. Von größerm Einflusse auf Walter Scott war es wohl, daß seine Mutter eine Freundin der Poesie war und sich selbst in der „unlehrbaren ungelehrten Kunst,“ (the art unteachable untaught) wie sie später ihr Sohn nannte, versuchte. Indeß bleibt ihr literarischer Ruf darauf beschränkt, daß sie die Mutter und Erzieherin des größten Genies Schottlands war. Bevor das Kind das zweite Jahr erreicht hatte, ließ es eine Amme aus Unvorsichtigkeit fallen, wodurch er so sehr am rechten Fuße beschädigt wurde, daß er sein ganzes Leben über lahm blieb. Dieses Unglück blieb indeß ohne nachtheiligen Einfluß auf seine übrige Gesundheit, und es gab Leute, die in der Nähe seines väterlichen Hauses wohnten, und sich noch gut erinnern konnten, daß Walter Scott's hinkender Knabe bei allen losen Streichen auf der Straße oder in der Schule an der Spitze der heillosesten Jungen der Nachbarschaft war. Sein Lehrer in den Anfangsgründen der gelehrten Erziehung, Doktor Adams, schüttelte darob auch oftmals das ernste Magisterhaupt, und war sehr geneigt, den hartlehrigen Jungen eher für dumm als etwas anders zu halten. Nur Burns soll in dem Knaben einen höhern Beruf erkannt und vorausgesagt haben. Der Dichter befand sich eines Tages bei Professor Fergusson, als ihm einige Zeilen unter einem Kupferstiche auffielen, der einen auf dem Schnee sterbenden Soldaten vorstellte. Burns fragte, von wem diese Worte seyen, aber Niemand von den gelehrten Männern, die zugegen waren, wußte darauf zu antworten, als der künftige Dichter Marmions sagte: „Sie sind von Langhorne.“ Burns warf hier sein großes feuriges Auge auf den Knaben und sagte: „Dieß kannst Du nicht auf die gewöhnliche Art zu lesen gelernt haben“ — und zur Gesellschaft gewendet fuhr er fort: „Von diesem Knaben wird man noch hören.“

Daß schon frühzeitig in Walter Scott die Liebe zur Dichtkunst und Romantik erwachen mußte, wird Niemand Wunder nehmen, der die Niederungen von Schottland kennt, und insbesondere die Gegend, wo der Landsitz seines Vaters lag, und wo Walter Scott oft seine Ferien zubrachte. Das ganze Land ist voll Sang und Sage; fast jeder Stein trägt eine Erinnerung an ein Gefecht oder einen Zweikampf, und jedes Wässerlein, wenn auch so klein, daß es kaum die Wiesen netzt, durch die es rieselt, hat sein Lied und seine Ballade. „Ich kann auf Eildon Hill stehen,“ sagte Sir Walter eines Tags zu Allan Cunningham, von dem diese Mittheilung ist, „und drei und vierzig Orte zählen, die durch Krieg und Gesang berühmt sind.“ Von seiner frühzeitigen Liebe zu Geschichte und Volksliedern bemerkte er selbst Folgendes: „Wenn ich die Zeit meiner ersten Versuche als Erzählungenschreiber bestimmen sollte, so müßte ich auf eine sehr frühe Periode meines Lebens zurückgehen. Ich glaube, noch manche von meinen alten Schulkameraden können mir das Zeugniß geben, daß ich ein besonderes Talent für dieses Fach zu einer Zeit besaß, wo ihr Beifall die einzige Entschädigung für die Strafen und Zurechtweisungen war, die dem künftigen Romanenschreiber darüber zu Theil wurden, daß er selbst müßig, auch andere in Stunden zum Müßiggang verleitete, die für ihre Schulaufgaben bestimmt waren. Meine liebste Unterhaltung an den Feiertagen bestand darin, mit einem Freunde, der gleichen Geschmack mit mir hatte, nach einem einsamen Orte zu entwischen, wo wir einander so gräuliche Abenteuer erzählten, als wir sie nur immer ersinnen konnten. Da gab es endlose Erzählungen von irrender Ritterschaft und Schlachten und Bezauberungen, die von einem Tag auf den andern fortgesetzt wurden, je nachdem sich Gelegenheit dazu bot, ohne daß man daran dachte, sie zu Ende zu bringen. Da wir über unser Thun und Treiben ein strenges Geheimniß beobachteten, so gewann es dadurch den ganzen süßen Genuß eines heimlichen Vergnügens, und wir pflegten zum Orte unserer Unterhaltung lange Spaziergänge durch die einsame und romantische Umgebung von Edinburg zu wählen; die Erinnerungen an diese Feiertage bilden noch jetzt eine Oase in der hinter mir liegenden Pilgerfahrt meines Lebens.“ Diese eigenthümliche Gabe behielt er sein ganzes Leben über; er war der geschickteste Erzähler einer Geschichte oder Anekdote, den man sich nur denken kann; seinem Blicke entging keine ihrer malerischen Seiten und jener Wendungen, die einer Erzählung Leben und Wahrheit geben; und hätte man ihm die Worte vom Munde weg nachgeschrieben, so würde man sie in allen Stücken so korrekt gefunden haben, als irgend eine seiner Novellen. Einst als ich recht herzlich über eine seiner zahllosen Geschichten gelacht hatte, sagte er: „Ach, hätten Sie nur meinen Freund James Watt eine Geschichte erzähler, hören, wie würden Sie erst da gelacht haben! Er hatte Tag und Stunde und Namen für Alles in Bereitschaft, und eine der großen Schönheiten seiner Erzählungen bestand darin, daß wenn Jemand

dieselbe Geschichte erzählte und Namen der Zeit und des Ortes veränderte, der ganze Zauber verschwand und keinen Reiz mehr hatte.“

Auch seine Erziehung in einer jakobitischen Familie, wobei er stets um seine Eltern war, mochte viel dazu beigetragen haben, die Geistesrichtung des Dichters zu bestimmen, da er, wie man sagen möchte, mehr in der hinscheidenden Generation, als in der gegenwärtigen lebte. Die Jakobiten, zu Scott's Jugendzeit geschlagen und machtlos, trösteten sich noch mit den Erinnerungen aus der Vergangenheit, und da ihre Hoffnungen alle erloschen waren, so suchten sie Erheiterung in den Schatten verflossener Tage. Sie besaßen unzählige Sagen und wurden es nie müde, sie zu erzählen, wenn sich Jemand fand, der Geduld genug hatte, sie anzuhören.

Indeß näherte sich Walter Scott der Zeit, wo das schöne, duftige Mährchen der Jugend dem Ernst des Lebens weichen muß, wo die Traum- und Zauberwelt zusammenfällt und verschwindet bei dem Wort: „Lerne Dein Brod verdienen.“ Scott stand im Begriffe die Studien für seinen künftigen Beruf, den Stand des Rechtsgelehrten, anzutreten, als ihn, wie er selbst zu sagen pflegte, eine schwere Krankheit ins Traumreich der Dichtung zurückstoßen zu wollen schien. „Meine Krankheit bemerkte er, rührte von einem gesprungenen Blutgefäße her, und Sprechen und Bewegung war mir auf lange Zeit als lebensgefährlich verboten. Mehrere Wochen lang mußte ich das Bette hüten, und diese Zeit über durfte ich kaum wispern, und bekam nicht mehr als einen oder zwei Löffel voll Reiß zu essen. Wenn man weiß, daß ich damals ein junger, im Wachsthum begriffener Mensch von fünfzehn Jahren, mit der Lebendigkeit, dem Appetit und der Ungeduld eines solchen, war, so wird man leicht glauben, wie viel ich unter dieser strengen Vorschrift des Arztes zu leiden hatte, die um so nothwendiger wurde, als sich mein Zustand wiederholt verschlimmerte. So mir größtentheils selbst überlassen, nahm ich meine Zuflucht zum Lesen, das fast meine einzige Unterhaltung bildete.“ Zu den mündlichen Ueberlieferungen, die sich im Hause Scott forterhielten, und den Ammensmährchen und Volkssagen lieferte nun auch eine Leihbibliothek ihre Vorräthe von Ritterbüchern und Romanen. Allan Ramsay hatte eine solche errichtet und Scott, der einen wahren Schatz solcher Bücher in ihr fand, las oder verschlang vielmehr Alles der Art, was er erlangen konnte, von den gereimten Romanzen aus der Ritterzeit an, mit Einschluß der schweren Folianten eines „Cyrus und Cassandra,“ bis zu den Romanen der neueren Zeit. „Ich war,“ sagt er, „in diesen Ozean von Lektüre geworfen worden, ohne Kompaß und Piloten, und wenn nicht Jemand sich die Mühe nahm, mit mir Schach zu spielen, so durfte ich nichts Anderes thun, als Lesen, und zwar von Morgens bis in die Nacht. So las ich also fast alle Romane, alle Schauspiele und epischen Gedichte in dieser furchtbaren Sammlung, und häufte so allerdings, ohne daß ich es wollte, eine Masse von Material für einen Beruf an, zu dem ich mich in der Folge bestimmt fühlte. Mit dem Wunderlande der Dichtung immer genauer bekannt geworden, fühlte ich mich allgemach daran ersättigt und begann nun in Geschichtbüchern, Memoiren, Reisebeschreibungen u. s. w. die übrigens Begebenheiten enthielten, die für mich fast nicht minder wunderbar waren, als das Reich der Dichtung, eine kräftigere Nahrung zu suchen.“ Dieser Lehrkursus — denn Dieß war es eigentlich für ihn — und ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande, wo er gleichfalls einen guten Vorrath von romantischen und geschichtlichen Erzählungen fand, häuften in ihm die Elemente zu jenen lebensvollen Dichtungen an, in denen er eine ganz neue Bahn brach und unübertroffen blieb.

Nachdem Walter Scott wieder völlig genesen war, kehrte er nach Edinburg zurück, um sein Studium der Rechtswissenschaft wieder zu beginnen. Man sagt, er habe darin nie besonders viel Lust und Fleiß bewiesen, und er selbst gesteht Dieß zu. Allein alle seine Dichtungen tragen mehr oder minder das Gepräge seiner Rechtsstudien, und der sarkastische Herausgeber des „Quarterly Review,“ Gifford, tadelte an ihm, daß die Verwicklungen in seinen Romanen Gesetzknoten ähnlich sähen, und daß man seinen Kompositionen allzusehr die Gerichtsstube anmerke. Allein dieser Vorwurf ist von nicht sonderlichem Gewicht, da Gifford nur aus übler Laune Walter Scott Eines versetzen wollte, weil der Dichter den Kritiker als Sir Mungo Malagrowther durch die Hechel gezogen hatte. „Die ernsten Studien,“ sagt Walter Scott, welche die Vorbereitung zu meinem künftigen Beruf nothwendig machte, nahmen den größten Theil meiner Zeit in Anspruch; die Zwischenräume füllte die Gesellschaft meiner Freunde und Gefährten, die mit mir die gleiche Lebensbahn betreten wollten, mit den gewöhnlichen Unterhaltungen junger Leute aus. Ich befand mich in einer Lage, die mir ernste Anstrengung unerläßlich machte; denn weder wurde ich auf der einen Seite durch eines jener Verhältnisse unterstützt, die ein schnelles Vorrücken auf meiner Laufbahn als Rechtsgelehrter begünstigen können, noch standen mir auf der andern Seite ungewöhnliche Schwierigkeiten im Weg, die meinen Fortschritten hätten hinderlich werden können; es mußte mir demnach einleuchten, daß mein Fortkommen sich einzig und allein in dem Maße bestimmen würde, als ich selbst mich für meinen künftigen Beruf als Advokat befähigen würde.“

Walter Scott scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß sich damals in ihm zwei Genien, der Dämon des Gesetzes und der Engel der Poesie, um seinen Besitz stritten, wie er denn überhaupt sein Leben für so durchaus von jeder Merkwürdigkeit entblößt hielt, daß er in einem seiner vielen Briefe sagt: „Es wird wohl in der Geschichte der Litteratur nicht einen einzigen Menschen geben, der von seinem Leben weniger zu erzählen haben dürfte, als ich; ich hatte keine Schwierigkeiten, weder der Geburt noch der Erziehung zu überwinden, war von jeder Art glücklicher Verhältnisse begünstigt, und mein Leben blieb so leer an wichtigen Ereignissen, daß ich wie der Scheerenschleifer sagen kann:

„Geschichte! Gott segne Euch, ich habe keine zu erzählen, Sir!“

Vermischte Nachrichten.

In einer Kapelle der Westminsterabtey zu London ist James Watt, dem man die Vervollkommnung der Dampfmaschinen dankt, ein Denkmal errichtet worden, das aus einer marmornen Statue desselben von Chantrey's Meisel besteht. Dieses Denkmal ist durch eine Subskription von den Verehrern dieses genialen Mannes errichtet worden; Wilhelm IV unterzeichnete mit 500 Guineen.

*

Ein sizilianisches Journal berichtet, daß sich gegenwärtig in Sizilien drei Knaben befinden, die alle drei besondere Gaben für mathematische Berechnungen besitzen. Das Haupt dieses kleinen Rechenmeistertriumvirates ist Vinzenz Zuchero, dessen außerordentliche Fähigkeit, die schwierigsten Rechnungsaufgaben zu lösen, das sizilianische Publikum wiederholt zu bewundern Gelegenheit hatte. Neuere Versuche haben bewiesen, daß dieser Knabe auch für andere Zweige der Wissenschaft ungemeine Talente besitzt. Vor zwei Jahren konnte er noch nicht einmal das Alphabet, allein Dank den Bemühungen des Abate Minardi, der durch die freigebige Unterstützung der Regierung von Palermo zu seinem Erzieher bestimmt wurde, ist Zuchero gegenwärtig schon im Stande, die schwersten lateinischen und griechischen Schriftsteller vom Blatte weg zu lesen, und hat bereits wiederholt öffentliche Proben von diesen unerhörten Fortschritten abgelegt. Zwei andere Knaben, Namens Ignaz Landolina und Joseph Puglisi, sind mit Zuchero in die Schranken getreten. Landolina ist noch nicht zehn Jahre alt und trat bereits in mehreren öffentlichen Versammlungen auf, wo er die verwickeltsten Fragen in der höhern Mathematik, die ihm von den Professoren der Universität Catanea, einem Nobili, Scuderi und Ablessi, vorgelegt wurden, mit einer erstaunlichen Gewandtheit gelöst hat. Bei diesen Gelegenheiten beschränkte sich der kleine Mathematiker nicht bloß darauf, trockene Antworten zu geben; sondern er gab auch die Gründe für das gewonnene Resultat genau an und ging hiebei tief in die abstraktesten Theorien der Wissenschaft ein. Das dritte Kind, Puglisi, erst sieben Jahre alt, gab gleichfalls unzweifelhafte Proben eines erstaunenswürdigen Talentes, indem er auswendig Probleme löste, die mit mühsamen arithmetischen Berechnungen verbunden sind. Merkwürdig ist es, dieses Kind auf so verwickelte Fragen antworten zu hören, während es zu gleicher Zeit mit seinem Spielzeug tändelt, als ob beide Beschäftigungen ihm gleich leicht seyen. Die frühreifen Talente dieser drei mathematischen Wunderkinder scheint darauf hinzuweisen, daß der Geist des Archimedes noch nicht von seinem vaterländischen Boden gewichen ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 302. 28 Oktober 1832

Martignac über die spanische Revolution.

Essai historique sur la Révolution d'Espagne par le Vicomte de Martignac, Paris 1832.

Nicht leicht wird es einen Gegenstand geben, dessen eigentliche Verhältnisse weniger bekannt sind, oder mehr entstellt wurden, als die Bewegungen, von denen Spanien seit dem allgemeinen Frieden zerrüttet wurde. Die Umstände waren überdieß noch der Verbreitung falscher Angaben ganz besonders dadurch günstig, daß in einem Lande, in dem die herrschende Partei, die sich der Bewegung widersetzte, große Fehler begangen, sich schwarzen Undanks schuldig gemacht, und durch die Vernichtung der Presse sich selbst außer Stand gesetzt hatte, jenen Entstellungen, mit denen die andere Partei die öffentliche Meinung in allen Theilen der Erde für sich gewinnen konnte, entgegen zu arbeiten.

Daß Ferdinand VII ein schwacher Mann ist, daß er, von Priestern beherrscht, grausam gegen seine Befreier verfuhr, und gegen die heldenmüthigen Vertheidiger seines Throns während seiner Verbannung sich schwarzen Undanks schuldig gemacht hat, kann zwar für historisch gewiß gelten; allein woher kam es, daß in einem Lande, wo für wahre Verbesserung, die überdieß noch von dem größten Theil seiner Bewohner einstimmig gewünscht ward, so Vieles zu thun war, die Revolution Rückschritte gethan hat? Wie soll man, nach der heldenmüthigen Vertheidigung der spanischen Bauern, während des Einfalls der Franzosen unter Napoleon, und dem allgemeinen Haß den ihre Gegenwart in jedem Theile des verheerten, mit Blut gedüngten Landes erregte, sich die Thatsache erklären, daß das französische Heer unter der schwachen, schwankenden Leitung der Bourbone, die Halbinsel von einem Ende zum andern durchziehen, und seine Fahnen auf die Mauern von Cadiz pflanzen konnte, ohne auch nur auf einen Schatten von Widerstand zu stoßen? Die Mißgriffe der konstitutionellen Partei müssen unzählig und ihr Einfluß höchst nachtheilig gewesen seyn, da von einer ganzen Nation der Wunsch einer Neuerung schnell unterdrückt wurde, die doch anfänglich Allen als dringendes Bedürfniß erschienen war, bei deren Beförderung so viele Interessen im Spiel waren und die unter einmüthiger Unterstützung aller Klassen begonnen hatte.

Die liberale Partei erklärte diese außerordentliche Erscheinung dadurch, daß sie sagte, das Mißlingen ihrer konstitutionellen Verbesserungen sey allein dem Einfluß der Geistlichkeit zuzuschreiben, die sich, aus Furcht, ihre Macht und ihr Besitzthum durch die vorgeschlagenen Neuerungen bedroht zu sehen, denselben heftig und mit Erfolg widersetzt habe; allein historische Thatsachen widersprechen diesen Angaben. Bei genauer Untersuchung wird man finden, daß die Geistlichkeit anfänglich einer, selbst auf demokratischen Grundsätzen beruhenden Konstitution durchaus nicht entgegen war; daß der Versuch eine höchst volksthümliche Verwaltung einzuführen, mit einstimmiger Billigung aller Klassen unternommen wurde, und daß der später allgemein gewordene Widerwillen gegen die Konstitutionellen und der leichte Umsturz ihrer Herrschaft, ihren eigenen zahllosen Mißgriffen in den begonnenen Neuerungen, deren Ausführung sie mit so übereilter Hast betrieben und der Verletzung wichtiger Interessen aller Klassen, an die sie bei Verfolgung ihrer Entwürfe stießen, zuzuschreiben ist.

Vor Allem muß daran erinnert werden, daß die neue spanische Konstitution auf der Insel Leon entworfen wurde, als eben der größte Theil der Halbinsel von französischen Truppen überschwemmt war. Herr von Martignac gibt von der ursprünglichen Bildung der Cortes auf dieser Insel, denen die wichtige Arbeit eines Konstitutionsentwurfs übertragen war, folgenden Bericht:

„Der größte Theil des spanischen Gebietes war zu jener Zeit von den Franzosen besetzt; Cadiz, Gallizien, Murcia und die balearischen Inseln allein wählten ihre Repräsentanten. Den Wählern war keine Bedingung auferlegt, sondern Jedem der sich stellte, war gestattet zu stimmen: diejenigen Einwohner der übrigen Provinzen, die sich auf die Insel Leon geflüchtet hatten, wählten ebenfalls durch allgemeine Abstimmung ihre verschiedenen Deputirten, und so waren endlich die Cortes beisammen. Auf diese Weise bildete sich die Versammlung, von der Spanien seine demokratische Konstitution erhielt. Man kann die Geschichte dieser Versammlung und die Erinnerungen, die sie zu Belehrung aller Nationen, die denselben Leidenschaften zur Beute, derselben Raserei zum Opfer verfallen sind, hinterlassen hat, nicht ohne ein mitleidiges Erstaunen lesen. Die blutigen Annalen des französischen Nationalconvents allein geben einen Begriff von ihr; nur muß man zu dem revolutionären Enthusiasmus, den sie mit den Franzosen gemein hatten, noch den Einfluß eines brennenden Klima's und einen unversöhnlichen, durch das maurische Blut, das in ihren Adern floß, genährten Groll rechnen. Das Mißgeschick Frankreichs wurde angeführt, und zwar nicht als warnendes, sondern als ein Beispiel dem man

folgen müsse; alle die Männer, deren Namen kein Franzose ohne unwillkürlichen Schauder ausspricht, wurden dort als Helden genannt, und als Muster aufgestellt; alle Proscriptions- und andere verderbliche Maßregeln, die nur die erbittertste, von Haß entzündete Rache eingeben konnte, wurden vorgeschlagen und eifrig unterstützt. Der Eine erklärte, daß in seinen Augen das Beil des Henkers das einzige Argument sey, das er für würdig erachte, der Beurtheilung seiner Gegner vorgeschlagen zu werden; ein Anderer, und zwar ein Priester, erbot sich das Beil mit eigenen Händen zu führen, und ein Dritter, entrüstet über das Aegerniß das Spanien so lange gegeben, rief aus: „Schon sechs Monate sind wir versammelt und noch nicht ein einziger Kopf ist gefallen!" *)

„Mitten unter diesen Ausbrüchen des Wahnsinns, ließen sich indeß doch auch die Stimmen weiser, verständiger Männer vernehmen, die sich darin vereinigten, das gährende Volk, das man mit so vieler Mühe aufgeregt hatte, zu beschwichtigen. Unter denen, die am erfolgreichsten für diesen ehrenvollen Zweck wirkten, zeichnete sich besonders die Stimme Arguelles aus, desselben Arguelles, dessen durch Nachdenken geläuterter und durch Studien erleuchteter Verstand diese ausschweifenden Ideen unterdrückte, dessen Beredsamkeit seine Zuhörer für seine Meinung gewann und entzückte, und in einer Zeit und an einen Ort, wo Alles was nur den Schein der Mäßigung trug, als Lästerung bezeichnet wurde, den außerordentlichen Beinamen des „Göttlichen" erhielt.

„Nichts konnte indeß den demokratischen Strom aufhalten, der jetzt alle Dämme durchbrach. Die Cortes waren berufen worden, die Grundpfeiler der spanischen Monarchie umzustürzen, und das Werk der Revolution zu vollenden, und nichts konnte sie zurückhalten. Am Tage ihrer ersten Zusammenkunft hatten sie den Grundsatz proklamirt, daß die höchste Gewalt von der Nation ausgehe, und alle ihre Handlungen waren von diesem Grundsatz abgeleitet. Die nationale und vernünftige Partei, deren Ueberzeugung und gesunder Verstand einem solchen Vorschlag widersprach, war weit entfernt ihn anzunehmen, und unter gewöhnlichen Umständen würde sie ihn geradezu verworfen haben; allein alle Verwahrungen und Vorstellungen wurden durch Hinweisung auf den jungen König, der Gefangener in einem fremden Lande war, und durch unaufhörliche Berufung auf die Volkssouveränetät umgestoßen, die das einzige Mittel sey, jene allgemeine Begeisterung zu erregen, durch welche endlich seine Fesseln gebrochen werden könnten. Die Gefahr fremder Unterjochung war so dringend, daß kein Versuch die allgemeine Gährung zu stillen geduldet werden konnte, und durch unglückliche Umstände waren selbst die entschlossensten Royalisten genöthigt Grundsätze anzunehmen, die dem Thron verderblich waren.

„Die Cortes waren daher genöthigt die einmal betretene Laufbahn zu verfolgen, indem sie die großen Interessen Spaniens unter dem unwiderstehlichen Einfluß einer wüthenden und demokratischen Presse und von Volksreden beriethen, die von Schwärmern aus allen Provinzen gehalten wurden, die Cadiz bald zu ihrem gemeinschaftlichen Sammelplatz erkoren.

„Mitten in diesem feurigen Ofen ward die spanische Konstitution geschmiedet; im Herzen dieser Krisis, dem Mittelpunkt der Gährung und Freiheit des Gedankens und der Handlung durch die Heftigkeit der Volkspartei beschränkt, wurde der feierliche Akt angenommen, der das Schicksal eines großen Volkes bestimmte."

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine andere Frage, die Herr von Martignac hier unberührt läßt, ist, ob diese unsinnigen Schreier nicht gerade darauf ausgingen, durch ihre wüthenden Uebertreibungen das Werk der Freiheit voraus zu verdächtigen und in dem wilden Rausch der Leidenschaften, den sie entzündeten, auf die eigentlichen und nöthigsten Verbesserungen vergessen zu machen. A. d. R.

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Indeß blieb West noch immer fort von dem Hofe vernachlässigt. Der Friede von Amiens hob endlich die Sperre des Kontinentes, und West ging nach Frankreich, um die Meisterwerke der Malerei und Skulptur zu sehen, die Napoleon im Louvre vereinigt hatte. Der Präsident der Akademie der englischen Malerei wurde zu Paris als ein Mann von Bedeutung aufgenommen, selbst von den Staatsmännern. Die Minister und Künstler wetteiferten in der freundlichsten Aufnahme desselben. Talleyrand und Fouché, Denon und David luden ihn nach der Reihe ein, und unterhielten sich mit ihm über die geschichtliche Malerei und ihren Einfluß auf die Nationen. Die Engländer behaupten, man habe weder Schmeicheleien noch Bankette gespart, um ihm eine gute Meinung von Frankreich beizubringen, und „der einfältige Quäcker" habe den Franzosen auf ihr Wort geglaubt, sie seyen die größten Philanthropen in der Welt, und ihr Kaiser der beste unter den Menschen. Allein diese Art, die vortheilhafte Meinung, die West von Frankreich faßte, zu erklären, ist doch ein wenig zu englisch. Fox, der mit ihm zu gleicher Zeit lebte und gleich dachte, war gewiß „kein einfältiger Quäcker." Es ist daher ungerecht, West's Gefühle der Achtung vor dem Frankreich des Konsulates einer kindischen Eitelkeit, und seine Bewunderung für Napoleon als Gesetzgeber und Feldherrn einer blinden Anbetung zuschreiben zu wollen. West und Fox begegneten sich im Louvre, und stimmten beide in ihrer Ansicht überein, daß die Künste in Frankreich einer weit großartigeren Aufmunterung sich zu erfreuen hätten, als in England; und der Staatsmann versicherte dem Künstler, wenn es je in seiner Macht stehen sollte, die französische Regierung in dieser Beziehung nachzuahmen, so würde er dadurch eben sowohl den wahren Interessen, als dem Ruhme seines Vaterlandes zu dienen glauben. Wenn übrigens die Worte, die man West in den Mund legt, wahr sind, so verrathen sie allerdings, daß sich in sein Lob des französischen Geschmackes auch seine Eitelkeit mischte: „Ich machte überall in Paris, wo ich stand und ging, Aufsehen. Eines Tages war ich im Louvre, alle Augen waren auf mich gerichtet, und ich konnte nicht umhin gegen Fox, der sich zufällig an meiner Seite befand, zu bemerken, wie sehr man in Frankreich die Kunst und die Künstler ehre." Fox war bescheiden genug, nicht für sich seinen Antheil an den Huldigungen in Anspruch zu nehmen, die den Künstler so glücklich machten.

West kehrte nach Ausgang des Waffenstillstandes nach England zurück. Auch jetzt fand er die seit Georgs III Geisteskrankheit verlorne Gunst des Hofes nicht wieder. Man legte es ihm sogar als Verbrechen aus, daß er aus seiner Bewunderung gegen Frankreich und Napoleon kein Geheimniß machte. In der Akademie selbst bildete sich gegen ihn eine so heftige und hartnäckige Opposition, daß er als Präsident seine Entlassung nahm, worauf Wyat an seiner Stelle ernannt wurde. Wyat war Hofarchitekt, hatte indeß noch nichts geleistet, was ihn West als Nebenbuhler an die Seite stellen konnte. Bald darauf wurde auch die Akademie seiner überdrüssig und gab fast einstimmig dem in Ungnade gefallenen Maler seine Stelle zurück; ein einziges Mitglied nur war damit nicht einverstanden — man glaubte es wär Füseli — und legte in die Urne einen Stimmzettel mit dem Namen der Mistreß Moser. Damals konnten allerdings auch Frauen Mitglieder von Akademien seyn, allein der boshafte Gegner West's wollte durch diesen Witz ohne Zweifel andeuten, daß eine alte Frau seine würdige Nebenbuhlerin sey.

Der wieder in Ehren und Würden eingesetzte Präsident machte damals den Entwurf zu einer National-Assoziation, die zum Zwecke haben sollte, zu wichtigen Arbeiten im Gebiete der Kunst zu ermuntern. Die Minister versprachen ihm ihre Unterstützung; allein viele von Denen, die diesen Plan begünstigten, hatten weder Muth noch Begeisterung genug, ein einer großen Nation würdiges Unternehmen auszuführen, auch hatten die Engländer damals an ganz andre Dinge als Gemälde und Bildhauerwerke zu denken. Pitt, der geneigt schien, seinen Einfluß für die in Vorschlag gebrachte Assoziation zu verwenden, starb bald darauf. Fox, sein Nachfolger, sagte: „Sobald ich fest im Sattel sitze, werde ich an mein Versprechen denken, das ich in den Sälen des Louvre gegeben habe.“ Allein auch er wurde bald darauf seinem Vaterlande entrissen. Der Pistolenschuß eines Meuchelmörders hinderte Perceval, dem West eine dritte Denkschrift überreicht hatte, die Sache in Erwägung zu ziehen. Der Künstler verzweifelte nun, seinen Gedanken je zur Ausführung gebracht zu sehen und gab ihn auf.

(Schluß folgt.)

Die neuere italienische Dramaturgie.

Ob Alexander Pazzi, der gelehrte Neffe des prachtliebenden Leo X mit seiner Poetik des Aristoteles, von der er der erste italienische Uebersetzer war, dem Theater seines Vaterlandes einen Dienst erwiesen habe oder nicht, wäre für irgend eine der Akademien, mit denen Italien überfüllt ist, eine würdige Preisfrage. Die sklavische Nachahmungssucht der italienischen Dramaturgen, die drei Jahrhunderte hindurch zur Fahne des Meisters geschworen hatten, war indeß so groß, daß wir sehr geneigt sind, verneinend zu antworten. Obschon Neffe des Papstes stand Pazzi dennoch nicht an, der Lehre das Beispiel folgen zu lassen; er übersetzte die Electra und den Oedipus des Sophokles ins Lateinische, und ich weiß nicht, welche andere Tragödie noch, in die Landessprache. Er legte so den Grund zu jenem Regelzwang, dem man bald mit solcher Uebertreibung huldigte, daß so viele Jahre hindurch jeder Gedanke an Selbstständigkeit und Nationalität erstickt wurde. Trissino von Vicenza trat jetzt auf, und wurde der erste Priester der neuen Altäre, der erste Verkünder der neuen Götter. Seine Sophonisbe in versi sciolti geschrieben, und streng den athenienfischen Mustern nachgebildet, machte Aufsehen in der gelehrten Welt; Rucellai, von den Lorbeern des vicentinischen Tragikers angespornt, trat ebenfalls im Kothurn, aber eigentlich nicht im italienischen, sondern vielmehr im griechischen auf, denn seine Rosmonda ist nichts als eine Nachbildung der Hekuba des Euripides und der Antigone des Sophokles zusammen, und sein Orest eine Umschreibung der Iphigenie in Tauris des erstern.

Es widerfuhr dem Euripides damals häufig die Ehre nachgeahmt zu werden; seine manierirte und thränenreiche Muse sagte jener Zeit auch in der That besser zu als die ernste edle Einfachheit des Sophokles, oder der stolze Grimm und die eherne Größe Aeschylus. Dieser letztere wurde fast gänzlich vergessen, und sein glücklicherer Nebenbuhler Sophokles trug über ihn in dem Italien des sechzehnten Jahrhunderts, wie einst auf den Theatern Athens den Sieg davon. Alamanni führte seine Antigone auf die Bühne, bald nachdem Rucellai den Orest italienisch zugestutzt hatte, und Anguillara machte es eben so mit dem Oedipus; von dieser Zeit an wurden die griechischen Tragödien von einem Ende der Halbinsel zum andern in italienischer, ja sogar auch in lateinischer Sprache dargestellt, und die italienischen Theater, mit jener Fluth von Nachahmungen heimgesucht, von der sie gleich einer neuen Sündfluth drei Jahrhunderte hindurch überschwemmt waren; Apparent rari nantes in gurgite vasto, und leider muß man bekennen, daß selbst Tasso in dieser großen Ueberschwemmung nicht unter die bessern Schwimmer gehörte, denn sein Tarismondo ist nicht viel besser als die Progne von Parabosco, oder der Polixenus des Grattaroto, seine Zeitgenossen.

So verging das sechzehnte Jahrhundert; so war und blieb es im siebzehnten und achtzehnten, wo die berühmte Merope von Scipio Maffei sich mit so viel Selbstgenügsamkeit in den Vorreden Voltaires und in der Poetik Marmontels brüstete. Alfieri trat auf; ein neuer Abgott der Italiener, der von ihnen auf den Altar gestellt, und mit einer Entzückung vergöttert wurde, daß selbst sein Schatten noch von dem gespendeten Weihrauch umhüllt ist. Ohne der Dramaturgie eine neue Bahn zu brechen, brachte er mehr Einfachheit und eine lebendigere Schreibart in das Schauspiel. Dieß ist allerdings ein Verdienst, aber ein weit größeres ist es unsers Dafürhaltens, daß er, durch seine „Verschwörung der Pazzi, Rosmunda und Garzia,“ die neuere und besonders die vaterländische Geschichte auf die italienische Bühne brachte. Die alte Orthodoxie des vergangenen Jahrhunderts war todt, es war Zeit von ihr sich los zu sagen, und man muß es Denen, die zuerst sie aufgaben, Dank wissen. Alfieri gehört zu diesen, und obgleich er nicht unser Dichter ist, so lassen wir ihm doch in dieser Hinsicht die vollste Gerechtigkeit widerfahren. In seinem Innern leuchtete ein Strahl des Vates, er war der Dichter der Nachwelt und der Menschheit.

Es ist hier nicht der Ort, uns rücksichtlich Alfieri's in nähere Erörterungen einzulassen, wir wollen hier nur die Thatsache bestätigen, daß er, wenigstens was Wahl des Stoffs und Einführung der vaterländischen Geschichte auf die Bühne betrifft, der Urheber der dramatischen Revolution in Italien war. Sein Beispiel fand anfänglich in dieser Hinsicht nur wenige Nachahmer, selbst nicht unter denen, die seiner poetischen Schule sich mit Enthusiasmus anschlossen.

Monti im Aristodemo und im Gracchus, Foscolo im Thyestes und Ajax, und der Herzog von Ventignano in seiner Medea und Iphigenia, beharrten darauf einen erschöpften und unfruchtbaren Stoff ins Leben zu rufen. Gracchus wäre vielleicht auszunehmen da er, besonders für Italien, dessen Rechte und Unabhängigkeit der Tribun so oft gegen die Eingriffe des römischen Patriziats vertheidigte, immer als eine schöne politische Skizze betrachtet werden kann. Der Kampf der Gracchen, d. h. der Plebejer, ist von einem stets sich erneuernden Interesse; selbst jetzt darf man nichts als die Namen ändern.

Fast unwillkürlich sind wir hier auf das neuere Italien, sein dringendes Verlangen nach Einheit, und jene glühende Liebe für Unabhängigkeit gekommen, die jetzt noch, eben so wie einst, in diesem Lande herrschen. Diese edeln Leidenschaften, die deutlichen Vorzeichen einer unvermeidlichen Krise, findet man häufig in den neuern Schriften, die von ihrem Feuer belebt sind, ihr Gepräge tragen, und ihnen Seele und Leben verdanken. Zwei der neuen Tragödien von Silvio Pellico gehören zu dieser Zahl. Gismonda da Mendrisio, die erste, spielt in jener unglücklichen Zeit, wo Friedrich Barbarossa von vielen Lombarden unterstützt, das diesen verhaßte Mailand zerstörte. Der Dichter schildert, um sie bitter zu geißeln, jenen Haß der Städte, und jenen bösen Geist der

Zwietracht, der, gleich dem Fatum in der griechischen Tragödie, in den Annalen Italiens waltet. Leoniero da Dertona hat dieselbe Tendenz; die Handlung dieses zweiten Drama's spielt um einige Jahre später. Mailand wieder erstanden aus seinen Trümmern, hat den lombardischen Bund gegründet, allein die Tortonesen haben sich in zwei Faktionen getheilt, von denen die eine unter dem Banner des Nationalbundes sich sammelt, während die andere mit Barbarossa Verträge schließt; hier wie in Gismonda predigt Pellico Frieden und Eintracht. „Indem ich," sagt er, „das Unheil der bürgerlichen Zwietracht des Mittelalters schildere, ist es meine Absicht, die Gesellschaft auf die dringende Nothwendigkeit gegenseitiger Nachsicht und auf innige Verbindung wackerer Männer unter sich aufmerksam zu machen, als das einzige Mittel des Heils in Zeiten großer Prüfungen." In beiden Stücken stellt er entzweite, durch die bürgerlichen Kriege zu Grund gerichtete Familien dar, ein treues Bild der großen, innern Zwistigkeiten preisgegebenen italienischen Familie. „Tutti, ruft eine der Personen Pellico's beim Anblick der vernichteten Feinde aus:

„Tutti sottera eccoli dunque! Il figlio,
La nuova, il vechio chi si truce e lungo
Odio portommi, e ch'io tanto odiava!
Quante volte la fama io di sua morte
Sospirai! Questa fama ecco; e letizia
No, ma spavento inondami e dolore!" *)

Scheint es doch fast, als habe der Dichter mit diesen unheimlichen Worten jene Lombarden schildern und versinnlichen wollen, die auf die Zerstörung Mailands so erbittert waren, und dann gleich Cain, mit Bruderblut gebrandmarkt, auf den Ruinen der zerstörten Stadt von Entsetzen über ihren Sieg ergriffen wurden.

Wenn von der neuen italienischen Literatur die Rede ist, so ist es fast unmöglich bei näherer Beleuchtung der Frage die Kunst allein im Auge zu behalten, und fast wider Willen wird man auf den heißen Boden der Politik hinübergerissen. Wenn die Kunst überhaupt Ergebniß und Spiegel ihrer Zeit seyn, und das geistige und politische Leben eines Volkes wiederstrahlen soll, so mußte insbesondere in Italien, wo jede politische Tribune geschlossen, wo jedes unmittelbare Organ der Gedanken gefesselt ist, die Politik in die Kunst hinüber flüchten. Ein unantastbarer Proteus verkleidete sie sich hier in alle Gestalten, und oft hat man Mühe, sie in ihren tausend verschiedenen Umwandlungen wieder zu erkennen! Und erfuhr Silvio Pellico nicht an sich selbst das von ihm geschilderte Elend Italiens? Hat er nicht selbst in den Kerkern des Spielbergs geschmachtet? Wie also hier den Dichter vom Menschen, d. h. die Form vom Wesen trennen?

Um indeß auf den Dichter zurückzukommen, wollen wir Einiges über sein Talent bemerken, und zuvörderst seine Nachahmung gewisser Formen seines Landsmannes Alfieri (beide sind Piemontesen) tadeln. Dieser angenommene Lakonismus z. B., den Alfieri so oft braucht und mißbraucht, und den er allen seinen Römern in den Mund legt, ist hier ins Mittelalter versetzt, eine Zeit, wo Einfachheit und Aufrichtigkeit, weit mehr als römische Sitten und spartanische Einsylbigkeit herrschten. Kurze Rede ist nicht immer Zeichen eines energischen Charakters, und um Dieß zu beweisen, darf man nur an Dante erinnern. So kräftig und gedrängt er auch ist, nie stößt man bei ihm auf Lakonismus, denn dieser ist nicht Gedrängtheit, und der Prometheus des Aeschylos, der seinen Schmerz in herrlichen Versen ausspricht, ist nichts destoweniger das Muster moralischer Kraft und menschlicher Energie. Auch neigt sich der Genius Pellico's mehr zu sanften, zärtlichen Gefühlen, wie er Dieß in seiner Franziska von Rimini so schön bewiesen hat.

---

*) So, deckt das Grab sie Alle, ihn den Sohn,
Die Schnur, den Alten, der so lang und grimmig
Mich haßte, und den ich so sehr gehaßt.
Wie oft ich nach der Botschaft seines Todes
Gelechzt! Nun ist sie da, und Freude nicht,
Nein, Schauer nur durchrieselt mich und Schmerz.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Besorgnisse, die Herrn Bonplands Freunde in Europa über das Schicksal des gelehrten Naturforschers hegen mußten, der nach seiner Befreiung aus seiner Gefangenschaft in Paraguay und seit seiner Ankunft in der Provincia de las Missiones länger als ein Jahr keine Nachricht von sich gegeben hatte, sind endlich durch ein vom 7 Mai 1832 aus Buenos Ayres an Herrn von Humboldt ergangenes Schreiben gehoben, das der letztere der französischen Akademie der Wissenschaften mittheilte. Herr Bonpland befand sich im Januar 1832 zu Corrientes, am Zusammenflusse des Parana und Paraguay, wo er sich mit naturgeschichtlichen Arbeiten beschäftigte. „Ein böser Stern," heißt es in dem erwähnten Schreiben, „hat mich seit fünfzehn Jahren verfolgt; ich will hoffen, daß mein Schicksal, nachdem ich Paraguay verlassen habe, eine glücklichere Wendung nehmen wird. Meinen Freunden wiedergegeben, und von Neuem in Verkehr mit der Civilisation und Europa gekommen, nahm ich meine früheren naturhistorischen Arbeiten mit der größten Thätigkeit vor, um so bald als möglich in mein Vaterland zurückkehren zu können. Meine Sammlungen aus Paraguay und den portugiesischen Missionen sollten schon seit dem Monat März in Buenos-Ayres angekommen seyn. Ich erwarte sie mit lebhafter Besorgniß, und ich werde sie, sobald sie angelangt sind, was sich nicht lange mehr verzögern kann, unter der Adresse des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nach Paris schicken, mit der Bitte, die Kiste dem naturhistorischen Museum zustellen zu lassen. Der Jardin des Plantes wird nicht nur, was ich neuerdings gesammelt, sondern auch was mir von Corrientes und Buenos-Ayres geblieben ist, insbesondere mein ganzes Herbarium und die geologischen Sammlungen unsrer gemeinschaftlichen Reise erhalten. Ich werde zu diesen noch die Gesteine fügen, die ich eben jetzt zu sammeln im Begriffe bin, so wie die, welche ich in einigen Tagen auf meinen Ausflügen nach Montevideo, Maldonado und Cabo Santa Maria sammeln werde. Ich befinde mich hier im Hause des Chevaliers Angelis, eines Neapolitaners, der mich mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen hat. Ich finde mir hier alle Mittel an die Hand gegeben, die Sendung meiner Sammlungen nach Frankreich zu bewerkstelligen. Die Fruchtbarkeit des Bodens und der Reichthum der Vegetation ist in der portugiesischen Mission so groß, daß ich glaube, noch einmal dahin zurückkehren zu müssen. Ich glaube, daß selbst diejenigen, die meine baldige Rückkehr nach Europa wünschen, diese neue Reise nicht mißbilligen werden. Es wäre grausam, abzureisen, ohne die Botanik mit so vielen merkwürdigen Gewächsen zu bereichern. Meine Sammlungen werden zwei neue Arten von Convolvulus enthalten, deren Wurzeln alle Eigenschaften des Galep besitzen. Ich hoffe auch, daß die medizinische Schule einige Versuche mit drei sehr bittern Rinden anstellen wird, die von drei neuen Spezies einer Gattung herkommen, welche zur Familie der Simaruben gehören. Diese Rinden haben den Geschmack des schwefelsauren Quinins und wirken in Dissenterien und andern gastrischen Störungen ungemein glücklich. Wenn ich noch vor meiner Abreise Nachricht über die Wirksamkeit dieser Rinden, nach ihrer Anwendung in den Spitälern von Paris erhalten könnte, so würde ich hier Anstalten treffen, um Vorräthe von diesen Heilmitteln für unsre Offizinen zu sammeln.

•

Der Direktor des Spitals Abusabel in Aegypten, Dr. Clot, ein französischer Wundarzt, ist von dem Pascha zum Range eines Bey erhoben worden, worauf er jetzt den sonderbaren Namen Clotbey angenommen hat.

•

Der berühmte Brahmine Ramohun Roy, der in London so viel Aufsehen machte, befindet sich gegenwärtig in Paris.

Berichtigung.

N. 299. S. 1196. Sp. 1. Z. 56. v. U. l. eine Reise statt einen Aufenthalt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 303. 29 Oktober 1832.

Die Gesellschaft zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

(Erster Artikel.)

Im Jahr 1828 bildete sich auf Veranstaltung von Obrist Fitzclarence eine neue Abtheilung der asiatischen Gesellschaft in London zu dem Zwecke Uebersetzungen und Texte orientalischer Schriftsteller drucken zu lassen. Es fand sich eine Zahl von Subskribenten, welche jährlich zehn Guineen bezahlen, und dafür ein Exemplar aller von der Gesellschaft herauszugebenden Werke erhalten; sie konnten nicht hoffen ein Aequivalent ihrer Subskriptionen zu erhalten, aber der Gemeingeist einer reichen und eiteln Aristokratie unterstützt in England neue Unternehmungen dieser Art, und macht es möglich eine Basis dafür zu finden, die in andern Ländern undenkbar wäre. Der Erfolg hat die Erwartungen gerechtfertigt; die Gesellschaft legt in ihrem vierteljährigen Bericht ihre Lage dem Publikum vor; ihre Einnahmen im letzten Jahre betrugen 1525 Pf. St., ihre Ausgaben 1268 Pf., ihr Kapital 5000 Pf. Sie hatte 29 Bände Text in Uebersetzungen aus fast allen morgenländischen Sprachen herausgegeben, und eine Menge von andern im Druck. Die Liberalität, mit der sie fremde Gelehrte in ihren Kreis aufnimmt, zu ihrer größern Bequemlichkeit in fremden Ländern drucken läßt, und Uebersetzungen in französischer und lateinischer Sprache zuläßt, macht ihr um so mehr Ehre, als sie dabei das Vorurtheil ihrer englischen Mitglieder und Subskribenten zu bekämpfen hat. Sie hat verschiedene Krisen durchlebt: die Untreue ihres ersten Sekretärs hatte ihre Angelegenheiten sehr kompromittirt, aber der uneigennützige Eifer ihrer ersten Stifter hat sie aus allen Verlegenheiten gerettet, und seitdem sie G. Ch. Haughton, den berühmten Herausgeber der Gesetze des Menu, an ihre Spitze gestellt hat, haben ihre Verbindungen, ihre literarischen Hülfsmittel und die Zweckmäßigkeit ihrer Unternehmungen über alle Erwartung zugenommen, und sie verspricht den historischen Wissenschaften größere Dienste zu leisten, als die meisten gelehrten Gesellschaften geleistet haben. Einige ihrer neuesten Unternehmungen verdienen besonders eine genauere Würdigung, und der erste Platz unter denselben gebührt der Geschichte der mohammedanischen Macht in Indien, während des letzten Jahrhunderts, von Mir Ghulam Hußein Khan, übersetzt von Oberst John Briggs. 1 Bd. 8. VI. 465. (Preis 14 Fr.). Der Verfasser war einer der Großen am Hofe von Dehli, er schrieb sein Werk auf Veranlassung von Schah Alem, damaligen Kaiser von Hindustan. Es wurde bald nach seinem Erscheinen auf Verlangen von Warren Hastings durch einen französischen Renegaten, der den mohammedanischen Namen Haji Mustafa angenommen hatte, ins Englische übersetzt, und in Calcutta im Jahre 1792 in 3 Bdn. 4. gedruckt. Die Auflage ging aber bis auf wenige Exemplare im Hoogly zu Grunde, und es sind wohl nicht über zwei oder drei derselben nach Europa gekommen, so daß das Buch vollkommen unbenützt blieb, und da Mustafa nur wenig Englisch verstand, und überhaupt ein Mann von wenig Kenntnissen war, so war seine Arbeit dem Inhalt und Ausdruck nach zu unvollkommen, als daß sie hätte, so wie sie war, wieder gedruckt werden können. Der durch seine vortreffliche Uebersetzung von Ferischta bekannte Oberst Briggs übernahm es, das Werk neu zu übersetzen, und der erste Theil seiner Arbeit liegt nun vor dem Publikum. Es ist eine getreue und elegante Uebersetzung, welche die Art des Verfassers wiedergibt, ohne den europäischen Geschmack zu beleidigen, was jedoch bei ihm leichter war, als bei der Mehrzahl der mohammedanischen Schriftsteller. Denn er selbst war ein Mann von Geschmack und Geist, der mit Würde und Einfachheit, wie es sich für einen Staatsmann geziemt, die Geschichten seiner Zeit, und Dessen was unmittelbar vorausging, geschrieben hat. Er beginnt mit dem Tode von Aurengzeb im Jahre 1707, und endigt mit dem Jahre 1780; seine persönlichen Erinnerungen gehen bis zum Jahre 1740 zurück; seine Quellen waren größtentheils Privatmemoiren der handelnden Personen, so wie die Traditionen des Hofs. Mir Ghulam ist im Ganzen ein unparteiischer Schriftsteller, und urtheilt mit einem Sinn von Recht und Billigkeit über die Individuen und die Tendenz seiner Zeit; wenn er sich bisweilen von seinen Vorurtheilen bestechen läßt, so ist es in Fällen, wo religiöse Parteien Einfluß auf die Staatsereignisse hatten, denn er ist ein eifriger Mohammedaner, und besonders für die Schiiten, deren Sekte er angehört, eingenommen; über die Hindus urtheilt er oft mit der Bitterkeit, die sich zu seiner Zeit, wo das Reich unter den Erpressungen der Mahratten erlag, leicht begreifen läßt, doch läßt er auch hier den Individuen fast immer Recht widerfahren. Das Ganze ist ein anziehendes Gemälde des Verfalls eines großen Reichs; man sieht den Charakter und die Interessen der Parteien und der

Individuen; man fühlt, daß die Bande der Gesellschaft sich auflösten, und daß alle Bemühungen der Einzelnen unvermögend sind, den allgemeinen Ruin aufzuhalten. Die gewaltsamen Krämpfe, welche der Zerstörung eines so großen politischen Körpers vorausgehen, sind mit Wahrheit und Kraft dargestellt, und sind voll Lehren für den Staatsmann und den Moralisten; es ist das Bild der Auflösung des römischen Reichs, die letzten Jahrhunderte der persischen Monarchie, oder die Geschichte von Frankreich nach dem Tode von Ludwig XIV zurück. Der Pomp und die Kriege von Aurengzeb hatten das Reich erschöpft, er hatte den alten mohammedanischen und Hindu-Adel so viel möglich zerstört, und die Lehen an Hofleute und neue Familien gegeben, von denen er unbedingteren Gehorsam hoffte; sein Fanatismus hatte die Hindus erbittert, und diese Reaktion hatte den Grund zur Macht der Mahratten gelegt. Mir Ghulam beginnt seine Erzählung mit dem Tode von Aurengzeb, und seine Darstellung desselben verdient als ein Beispiel seines Styls, und seine Art die Ereignisse aufzufassen, hier angeführt zu werden:

„Nachdem der Kaiser Aurengzeb einen großen Theil seines „Lebens in Unterwerfung des Dekkan zugebracht hatte, ohne daß „er im Stande gewesen wäre, seinen Zweck vollkommen zu erreichen, so befand er sich auf einem Zuge nach Dehli, der damaligen „Hauptstadt des Reichs des Hauses von Beber. Er wurde in der „Stadt Ahmednaggar von seinem Ende betroffen, wo er im 91sten „Jahre seines Alters, und im 52sten seiner Regierung seinen Körper, „der durch eine Menge von Krankheiten angegriffen war, so schwach „fühlte, daß er an seinem Leben verzweifelte. Er hatte damals mit „sich im Lager zwei Prinzen. Kambachsch den jüngsten seiner „Söhne, und den von ihm am meisten geliebten, und den zweiten „derselben, Mohammed Agamschah, der für einen Mann von Fähigkeit und kriegerischem Ehrgeiz galt. Er ernannte den Jüngsten „zum Vizekönig in Bijapur, und hieß ihn sogleich, von einem königlichen Gefolge begleitet, dahin abreisen, mit dem Befehle lange „Tagreisen zu machen, und sich nirgends zu verweilen; sein Aufbruch sollte Donnerstags, den 17 des Monats Zilkad, 4 Stunden „vor Tagesanbruch, geschehen. Der Zweck dieser umständlichen Befehle war, ihn der Gewalt seines älteren Bruders Mohammed „Agam zu entziehen. Sieben Tage nachdem der Kaiser diese „Vorsichtsmaßregel ergriffen hatte, gebot er seinem zweiten Sohne „sich in sein Gouvernement in Malwa zu begeben, 4 Stunden nach „Sonnenaufgang abzureisen, kurze Tagreisen zu machen, und nach „jeder derselben zwei Tage liegen zu bleiben, so daß er nur jeden „dritten Tag weiter zog. Der Kaiser erklärte ihm, daß der Zweck „dieser Befehle sey, es ihm möglich zu machen, Unruhen, die in „diesen Gegenden bei einer Thronerledigung ausbrechen könnten, „zuvorzukommen, und ihm Mittel zu lassen sich nach dem Tode „seines Vaters in Besitz der Erbschaft zu setzen. Aber sein wahrer „Zweck war, einen so unternehmenden Prinzen bei seinem bevorstehenden Tode zu entfernen, damit er nicht seine Schwäche benütze, um sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn gefangen „zu halten, wie er selbst mit seinem Vater, Schah Jehan, gethan „hatte. Der Prinz hatte nur wenige Märsche gethan, als der Kaiser in eine große Schwäche verfiel; er hörte den Ruf seines Schöpfers, und beantwortete ihn mit dem Ausrufe: „Mein Gott, „ich bin bereit.“ So ging er in die Ewigkeit über.“

(Schluß folgt.)

Martignac über die spanische Revolution.

(Fortsetzung.)

Von einer Konstitution, die in einer Zeit, wo äußere Gefahren und innere Gesetzlosigkeit das Land zerrütteten, und von französischen Bajonnetten bedroht, ans Licht trat, konnte man kaum erwarten, daß sie gründlich oder dauernd, oder dem Charakter und den Bedürfnissen des Volkes angemessen abgefaßt seyn werde. Sie war demnach im höchsten Grade demokratisch, und zwar nicht nur weit mehr, als Spanien es ertragen konnte, sondern auch mehr, als die Verfassungen aller konstitutionellen Länder in Europa. Ihre Hauptartikel waren folgende:

1) „Die höchste Gewalt geht von der Nation aus.

2) Die Cortes werden durch allgemeine Abstimmung aller Einwohner gewählt.

3) Sie allein besitzen die gesetzgebende Gewalt, die alleinige Befugniß Gesetze vorzuschlagen mit einbegriffen. Sie schreiben die Auflagen und Aushebungen für die Armee aus; verfügen alle Bestimmungen, die bewaffnete Macht betreffend; ernennen die höchsten Richter; wählen und setzen eine Regentschaft ein, im Falle der Minderjährigkeit oder Unfähigkeit, über welche letztere sie allein zu entscheiden haben, und führen direkte Oberaufsicht über die Minister und alle andern Beamten, deren Verantwortlichkeit sie allein zu bestimmen befugt sind. Während ihre Sitzungen ausgesetzt sind, werden sie durch eine permanente Deputation repräsentirt, die mit Vollziehung der Gesetze beauftragt, und ermächtigt ist, nöthigenfalls die Cortes einzuberufen.

4) Die Person des Königs ist unverletzlich. Er bestätigt die Gesetze, kann aber seine Bewilligung nur zweimal, und zwar zwei von einander verschiedenen Gesetzen versagen; bei der dritten, ihm vorgelegten Bill muß er seine Zustimmung geben. Er hat das Recht der Begnadigung, doch ist dieses Recht durch gewisse, vom Gesetze vorgezeichnete Gränzen beschränkt.

5) Der König ernennt die öffentlichen Beamten, aber nach einer ihm vom Staatsrathe vorgelegten Liste. Sämmtliche Beamten stehen unter einem höchsten Tribunale, dessen Mitglieder sämmtlich von den Cortes ernannt werden.

6) Der König kann ohne Erlaubniß der Cortes das Königreich nicht verlassen, und wenn er sich ohne ihre Einwilligung vermählt, so ist Dieß so viel, als habe er der Krone entsagt.

7) Der Person des Königs ist fortwährend ein Rath von vierzig Mitgliedern beigegeben. Drei Räthe werden vom König auf Lebenszeit, jedoch nach einer von den Cortes ihm vorgelegten Liste ernannt, auf der nur vier Personen vom hohen Adel und vier Geistliche sich befinden dürfen. Dieser Rath ist es, der dem Könige die Listen zu allen Anstellungen in Kirche und Staat zu seiner Auswahl vorlegt.

Nur mit Zustimmung dreier aufeinander folgender Legislaturen und durch ein Dekret der Cortes, das jedoch der königlichen

lichen Bestätigung nicht unterliegt, kann ein Artikel der neuen Konstitution auf irgend eine Weise geändert werden."

Dieß war die spanische Konstitution vom Jahre 1812, deren Wiederherstellung alle die spätern Bewegungen der liberalen Partei bezweckten. Herr von Martignac schildert ihre Wirkung in Folgendem:

„Jene, die den wahren Geist dieser ernsten und beständigen Nation kannten, und nicht von Leidenschaften oder politischem Fanatismus verblendet waren, sahen die Aufnahme leicht voraus, die eine Konstitution finden würde, durch die alte Gewohnheiten und Neigungen der Nation verletzt wurden. In Cadiz, Barcelona und überhaupt in allen großen Handelsstädten siegte die Partei, welche die Revolution betrieben hatte, leicht über die Anhänger an den alten Einrichtungen, und diese Städte drückten ihre Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge mit Begeisterung aus; allein in den kleinern Flecken des Landes und vor Allem in den Provinzen des Innern, wo die neuen Ideen noch keine Fortschritte gemacht hatten, wurde diese gänzliche Verstümmelung des Königthums, dieses Einschieben einer neuen Gewalt statt jener, die ein Gegenstand altherkömmlicher Verehrung war, mit einer Kälte aufgenommen, die bald in Mißvergnügen und offene Beschwerden ausbrach. Vergebens suchten die Neuerer das Volk, dessen Mißvergnügen sie sich nicht länger verhehlen konnten, zu überreden, daß die neue Konstitution nur eine Wiederherstellung der alten monarchischen Grundsätze sey, den gegenwärtigen Bedürfnissen und Forderungen angepaßt, vergebens hatten sie sich bemüht, Namen beizubehalten, aber die Sache selbst aufzuheben; allein Niemand ließ sich dadurch täuschen, und das allgemeine Mißvergnügen verminderte sich keineswegs. Die Geistlichkeit mißvergnügt und beunruhigt über die Aussichten, die sich ihr in die Zukunft eröffneten; die großen Eigenthümer, denen man neue Lasten auferlegt, und sie zugleich ihrer alten Vorrechte beraubt hatte; die Mitglieder aller Provinzialgerichtshöfe, denen man ihre alte Gerichtsbarkeit entzogen hatte; Alle diese trugen dazu bei, die allgemeine Unzufriedenheit zu vermehren. Die Einführung der direkten Steuern, einer neuen, bisher unbekannt gewesenen Abgabe, erschien den Einwohnern des Landes als eine unerträgliche Last, ein Opfer ohne irgend einige Vergeltung, und da die Beschwerden des Krieges, je länger er dauerte um so drückender wurden, so steigerten diese beiden Leidensquellen das Mißvergnügen des Volkes bis zur Wuth. Die allgemeine Unzufriedenheit mit der neuen Konstitution machte sich durch laute Verwünschungen Luft, als der König aus Napoleons Haft befreit im Jahre 1814 wieder nach Spanien zurückkehrte."

(Fortsetzung folgt)

Die neuere italienische Dramaturgie.

(Schluß.)

Ein anderer Vorwurf, den man den neuen Tragödien Pellico's machen kann, ist ihre zu große Verwicklung. Doch dieser Vorwurf trifft nicht Pellico allein, sondern fast das ganze neuere Theater der Italiener, ohne selbst Manzoni auszunehmen, der unter den jetzt lebenden Dichtern diese Klippe am sorgfältigsten zu vermeiden wußte. Die Italiener trugen, wie es scheint, jenen Geist der Intrike, der, als sie noch eine Politik hatten, der Grundzug derselben war, in die dramatische Kunst über. Ihren dramatischen Werken der neuesten Zeit fehlt das Großartige, was aus einer einfachen Handlung entspringt. Sie suchen das dramatische Leben in einer Menge Zwischenhandlungen und Verwicklungen, und vergessen darüber die Bewegung von Innen heraus durch die Charaktere und den Zusammenstoß der Leidenschaften entstehen zu lassen. Dieser Fehler, den man an der ganzen neuern Dramaturgie überhaupt wahrnimmt, zeugt von einer traurigen Unfruchtbarkeit des Geistes, die Automaten, aber keine Menschen schaffen kann. Unter den neuern italienischen Dichtern führen wir hier als Beleg nur Niccolini an, einen florentinischen Dichter, der durch seine Tragödie: „die sicilianische Vesper," einen glänzenden Namen erworben hat.*) Man wird sich sehr getäuscht finden, wenn man etwas Großes, Einfaches, Nationales, wie etwa in Wilhelm Tell von Schiller, zu finden hofft. Statt einer kräftigen, einfachen, der Geschichte treuen Handlung sehen wir eine kleine Liebesintrigue zwischen Imelda, der vorgeblichen Tochter Johann Procida's, und Tancred, dem angeblichen Sohne Eribert's, Anjou's Statthalter; beide heimlich vermählt und mit einem Kinde gesegnet, das zu großen Rührungen herhalten muß, wie denn überhaupt dergleichen arme Würmer in den neuern Tragödien eine große Rolle spielen. Am Ende klärt es sich durch einen andern Knoten auf, daß dieser Eribert die Frau des Procida entführt und einen Sohn mit ihr erzeugt hat, daß dieser todt geglaubte Sohn Niemand anderer als Tancred; daß folglich Imelda seine Schwester ist, und diese ihren Bruder geheirathet hat. Billig fragt man, wozu die menschliche Natur so unschuldiger, unnöthiger Weise mit Blutschande und andern scheußlichen Verbrechen beladen wird, wo die Unterdrückung und Rache eines ganzen Volkes an sich schon Stoff genug bietet, das Gemüth mit furchtbaren Leidenschaften zu erschüttern oder mit tiefen Rührungen zu erfüllen? Wie klein und dürftig erscheint diese schon so vielfältig abgenützte Familienepisode in dem großen Getümmel politischer Aufregung, die, wie es scheint, dem Vermögen des Dichters so übergewaltig wurde, daß er sich aus ihr hinausretten mußte, um ein Paar unschuldige Menschen ins Verderben zu stürzen, und wenigstens das Gemüth der Zuschauer, das er nicht durch eine Weltbegebenheit zu erschüttern im Stande war, auf der moralischen Folterbank zu peinigen. Uebrigens hat Niccolini's Trauerspiel mit den Gebrechen der neuern Dramaturgie auch ihre Vorzüge gemein. Es fehlt ihr nämlich eben so wenig an geistvoll und schön geschriebenen Stellen, als an einem reichen und glanzvollen Style. Allein wir möchten uns versucht halten, selbst diese Schönheit, die man in der neuern Zeit so häufig an Stücken preisen hört, denen man andern dramatischen Werth absprechen zu müssen glaubt, den Fehlern dieser Dramaturgie beizuzählen, da man durch den Schimmer des Worts nur den Mangel der Gedanken zu verdecken strebt, wie man durch unabsehbare Verwicklungen oder vielmehr Verwirrungen den Mangel des dramatischen Lebens verhüllen will.

Wenn man von Schönheiten des Styls spricht, darf man Silvio Pellico, dessen Versbau ungemein melodisch ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Italiener werfen ihm vor, es fehle ihm an jenen allgemeinen und donnernden Sentenzen, die ihr Publikum so sehr liebt; an ihrer Stelle würden wir ihm Dieß Dank wissen, denn Wahrheit und weise Vertheilung der Gefühle sind unendlich mehr werth, wie die Harmonie des Ganzen dem Prunke einzelner Stellen vorzuziehen ist. Ein drittes Stück Pellico's ist eine biblische Tragödie und der Held derselben Johannes der Täufer, der die Herodias zur Tugend zurückführen will. Der Dichter wollte, wie er selbst sagt, die moralische Schönheit eines unerschrockenen Propheten der Wahrheit malen, der frei von Haß und Stolz ist, und gegenüber das Elend und Fluchwürdige entarteter, keiner Besserung fähiger Herzen. So dramatisch diese Aufgabe ist, so kalt und abgenützt ist der Stoff. Der Sprache fehlt überdieß jene antike Einfachheit, welche die heilige Schrift dem Verläufer Christi in seiner Wüste in den Mund legt. Diese Idee, von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus aufgefaßt, wäre ohne Zweifel einer schönen Ausführung fähig, und man könnte selbst mit Beibehaltung des Helden ein neues und originelles Werk schaffen; denn es macht stets einen erhabenen Eindruck, wenn ein Mann wie der Johannes des Pellico sagt:

*) Sie wurde, wenn wir nicht irren, im Anfange des Jahres 1830 in Florenz gegeben, und ist unsers Wissens noch nicht im Druck erschienen.

— — Non d'una scuola io maestro
Son, ma la voce dell' eterna scuola.*)

Aus einem reichhaltigen Stoffe hat der Dichter nur ein mageres Stück gebildet. Nicht der Herodias mußte er die neue Lehre verkünden lassen, sondern der Welt; dadurch würde sein Stück an Wahrheit gewonnen haben.

Vermischte Nachrichten.

Die Chinesen wissen von dem Huang-ho oder gelben Fluß fast eben so viel Fabelhaftes zu erzählen, als die Aegyptier von ihrem Nile. Beide Flüsse haben hinsichtlich ihres Ursprungs, wie ihrer Wirkungen ziemlich viele Aehnlichkeit mit einander, nur daß die Ueberschwemmungen des Huang-ho nicht so regelmäßig sind, wie die des Niles, und sich auch nicht auf bestimmte Zeit voraussehen lassen. Die großen Landstriche von Sy-yu, die Provinzen Chen-si und Chan-si, im Westen von China, liegen höher als die Ebenen von Honan, wo der Huang-ho alle Gewässer der westlichen Gegenden in sich versammelt. Da das Meer sehr weit von dort entfernt und es überhaupt nur wenig Flüsse und Seen gibt, so regnet es selten, weßhalb der Huangho meistentheils nur wenig Wasser hat. Indeß nach und nach bedecken sich jene langen Gebirgsketten mit Schnee und Eis, die Luft erfüllt sich mit nassen Dünsten, die Wolken verdichten sich, und manchmal verursachen dann ungewöhnlich heftige Regengüsse, mit dem Schmelzen des Schnees und den Bergwassern verbunden, furchtbare Ueberschwemmungen. Als der Missionär Lamiot in diesen Gegenden reiste, sah er eine Stadt durch die reißenden Gewässer, die sich plötzlich von den Bergen herabstürzten, und dann in den Huang-ho ergossen, weggerissen werden; die Einwohner hatten kaum so viel Zeit sich zu retten. Was die gelbe Farbe des Huang-ho betrifft, wovon er seinen Namen führt, so fand dieser Missionär zwei bis dreihundert Stunden, die er in Chansi und an dem oberen Theil dieses Flusses zurücklegte, selbst in den großen Bergen, fast keine andere Erde als einen sehr harten und gelben Thon. Da es nur selten regnet, so ist die Luft mit einem sehr feinen gelben Staub erfüllt, der sich in Augen, Nase, Ohren und Mund setzt; man kann nicht eine Stunde Wegs machen, ohne Gesicht und Kleidung ganz gelb gefärbt zu sehen; übeigens verursacht dieser Staub keine Schmerzen auf der Haut wie der von Petschili, der mit Salpeter und mineralischer Soda geschwängert ist. Daher sind nicht nur alle Flüsse und Bäche, die ihr Bett in diesem gelben Thon haben, von gleicher Farbe, sondern auch überhaupt alle Gewässer, deren Oberfläche mit der von gelbem Staub erfüllten Luft in Berührung kommt. Uebrigens gibt der gelbe Schlamm, den der Huang-ho bei seinen Ueberschwemmungen absetzt, den Feldern eine wunderbare Fruchtbarkeit. In Honan macht man jährlich zwei gute Ernten und die erste besteht fast ganz aus Getreide. Nirgends sieht man es in solcher Ueppigkeit und Fülle wachsen, noch trifft man irgendswo so feines und nahrhaftes Mehl, wie man sich denn auch dessen zu Peking zu der feinen Pastetenbäckerei bedient. Nach der zweiten Ernte begnügt man sich gewöhnlich nur das Samenkorn auszustreuen, und es mit Erde zu bedecken, ohne eine andere Sorgfalt mehr darauf zu verwenden. Die chinesische Regierung verwendet alljährlich ungeheure Summen auf Wasserbauten am Huang-ho, aber wenn er die Schwierigkeiten, die man seinen Ueberschwemmungen entgegenstellt, überwindet, so ist seine Wuth nur um so furchtbarer und seine Zerstörungen breiten sich dann nur um so weiter und schrecklicher aus.

•

In Frankreich macht gegenwärtig eine unter dem Namen Momifikation angekündigte Erfindung zweier Chemiker in Chaillot, der Herren Capron und Boniface, großes Aufsehen. Diese wollen nämlich ein Mittel gefunden haben, Leichen gegen Verwesung zu sichern, indem sie dieselben durch ein chemisches Präparat in Mumien verwandeln, ohne daß an dem Leibe des Verstorbenen eine besondere Veränderung vorgenommen wird. Nicht nur die äußere Gestalt und die Gesichtszüge sollen auf diese Weise erhalten werden können, sondern auch die Eingeweide, Herz, Lunge, Leber, Gedärme, selbst das Gehirn nicht ausgenommen. Ein anderer Vorzug dieser Erfindung vor allen andern Einbalsamirungen ist der Umstand, daß die ganze Operation nur einige Tage erfordert, worauf die Leichen im Zimmer oder in Grabgewölben aufbewahrt und selbst beerdigt werden können, ohne in Fäulniß überzugehen. Man kann sie sogar allen Wirkungen des Wetters aussetzen, und in stehender oder sitzender Stellung, oder wie man sonst will, unter freiem Himmel lassen, ohne daß sie eine Veränderung erfahren. Der Körper scheint sonach durch diese Erfindung gewissermaßen versteinert zu werden. Die bereits auf diese Art in Mumien verwandelten Leichname sollen alle in den Antikensammlungen aufbewahrten Mumien weit übertreffen. Da die Verwesung bald nach erfolgtem Tode eintritt; so geben die Erfinder Jenen, die zu entfernt von ihnen wohnen, als daß sie schleunig ihres Mittels sich bedienen könnten, den Rath, die Leiche, die man nach ihrer Erfindung einzubalsamiren wünscht, in einer Badwanne oder einem bleiernen Sarg ganz mit Eis bedeckt an einen kühlen Ort zu stellen; auf diese Weise kann an einer Leiche noch zwanzig Tage nach dem Tode das inzwischen verschriebene Mittel mit Erfolg angewendet werden.

•

Das einzige Werk, bemerkt das Athenäum, das aus der Druckerei des Sultans in Konstantinopel über die neueren Ereignisse in den Staaten der hohen Pforte erschienen ist, besteht in einer Erzählung der blutigen Vorfälle, die in den Jahren 1825 und 1826 die Vertilgung der Janitscharen zur Folge hatten. Es verbreitet sich weitläufig über den verdorbenen Charakter dieser prätorianischen Banden, über die politischen Stürme, die sie im türkischen Reiche verursachten, und über die Nothwendigkeit, den Ruchlosigkeiten „dieser Feinde Gottes und der Menschen" endlich ein Ziel zu stecken. Der Titel dieses Werkes ist Es-zefer oder die „Myrthe des Sieges." Mit diesem Worte ist eine eigene Anspielung auf das Jahr der Hedschira verbunden, wo die Vernichtung der Janitscharen statt fand. Im Arabischen, wie im Hebräischen und Griechischen ist bekanntlich jeder Buchstabe auch der Ausdruck einer Zahl und die fünf Buchstaben E. S. Z. F. und R. in dem obenstehenden Worte bedeuten 1241. Der Erfinder dieses Chronogrammes, Mohammed Saad Efendi, wurde für seinen Scharfsinn mit der Herausgabe der türkischen Staatszeitung belohnt.

•

Das „Mechanic's Magazine" gibt folgende Nachricht von einem Automaten aus Wesley's Tagebuch vom 27 April 1762. „Als ich an diesem Tage," heißt es darin, „zu Lurgan in Ireland war, ergriff ich die lang gewünschte Gelegenheit, mit Herrn Miller zu sprechen, dem Verfertiger einer Statue, die sich in Lurgan befand, als ich vor einiger Zeit dort war. Es war die Figur eines alten Mannes, der in einem Gehäuse stand, über das ein Vorhang gezogen war. Auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers war eine Uhr angebracht, und so oft dieselbe schlug, öffnete der Mann mit einer Hand die Thüre des Kastens, schob mit der andern den Vorhang beiseite und sagte dann mit lauter, volltönender Stimme, Eins, Zwei, Drei u. s. w. Es kamen aber so viele Leute, dieses Meisterwerk zu sehen, dessen gleichen man in ganz Europa nicht fand, daß Herr Miller in Gefahr kam, ruinirt zu werden, da er seiner eigenen Geschäfte nicht mehr warten konnte. Endlich, als sich dieses zahlreichen Besuches ungeachtet Niemand fand, den wunderbaren Mann zu kaufen, wurde der Künstler so ergrimmt, daß er sein ganzes Werk in Stücke schlug."

•

„Die in Amerika angenommene Lebensweise," sagt das Hofjournal, „hat unsern Gast, Joseph Bonaparte völlig für die spätern Stunden des fashionablen Lebens in London ungenießbar gemacht. Eine Gräfin, bei welcher der ehemalige Kaiser von Spanien wohnt, lud unlängst eine Gesellschaft auf den Abend ein, bei der, wie sie hoffte, auch Joseph Bonaparte erscheinen sollte. Die Gesellschaft kam um halb zehn Uhr zusammen, mußte aber zu ihrem großen Verdrusse vernehmen, daß Se. Majestät sich schon eine halbe Stunde früher zu Bette gelegt und es seiner schönen Wirthin überlassen hatte, ihrem Besuche den Löwen zu beschreiben, den sie hatte zeigen wollen."

*) — — Nicht einer Schule Lehrer bin ich;
Ich bin die Stimme jener ew'gen Schule.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 304. 30 Oktober 1832.

Die Gesellschaft zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

(Schluß.)

Mit Aurengzeb's Tode beginnt der Verfall des Reichs, unter bürgerlichen Kriegen zwischen schwachen und treulosen Fürsten, unter dem Kampf der Parteien und den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, unter fremden Einfällen, die durch ehrgeizige und treulose Minister veranlaßt wurden, und unter den Verschwendungen eines von Maitressen beherrschten Hofs. Die drei Söhne stritten sich um den Thron, die beiden jüngsten blieben auf dem Schlachtfelde, der älteste regierte unter dem Namen Bahadur Schah fünf Jahre. Er setzte das System seines Vaters den alten Adel herabzudrücken, fort, und verschwendete dazu Würden, Ehrenstellen und Titel, bis sie allen Werth verloren hatten; er starb 1712 unter Zeichen von Wahnsinn. Er hinterließ vier Söhne, die sich unter einander bekriegten, und nachdem die drei jüngern auf dem Schlachtfeld gestorben waren, bestieg der übrigbleibende, unter dem Titel Djihandar Schah den Thron. Bei der Schlacht, in der sein letzter Bruder fiel, war er so betrunken, daß sein General ihn bewußtlos auf seinen Elephanten werfen ließ, und in diesem Zustand gewann er seinen Thron. Er war gänzlich von seiner Maitresse, Lalkur beherrscht, an deren Verwandte und Günstlinge die ersten Würden des Staats verschwendet wurden, was zu blutigen Fehden mit den alten Generalen Aurengzeb's führte. Er rief einen seiner Neffen, Feruchsiar, an den Hof, aber dieser wußte wohl, welches Schicksal seiner dort warte, und warf sich in die Arme zweier Brüder, die unter dem Namen der beiden Seids eine große Rolle in der Geschichte von Hindustan gespielt haben. Er ließ den jüngern derselben, der Statthalter von Behar war, zu sich kommen, empfing ihn mit den Zeichen der größten Unterwürfigkeit, und flehte ihn um seinen Schutz an. Die Frauen seines Serails hörte man hinter einem Vorhang weinen, und die jüngste Tochter des Prinzen kam, setzte sich auf den Schoß des Seid und bat ihn mit flehender Stimme ihren Vater zu retten. Der Prinz hing ihm sein eigenes Schwert um, und seine Mutter legte ihren Koran auf die Knie des Seid, und schwor, daß er seinen Schritt nie bereuen werde. Die beiden Brüder widerstanden diesen Bitten nicht, der bürgerliche Krieg begann aufs neue, der Kaiser wurde besiegt und erdrosselt. Die neue Regierung fing mit so großen Grausamkeiten an, daß es Sitte unter den Großen des Hofes wurde, daß sie Abends nach ihrer Rückkehr vom Palast einander Glück wünschten, und Almosen austheilen ließen, als wären sie täglich großer Lebensgefahr entgangen. Der Kaiser wurde bald eifersüchtig auf die beiden Brüder, denen er seinen Thron verdankte, er erregte im Geheimen Aufstände gegen sie, ließ ihnen durch andere Generale Schlachten liefern, und lud die Erbfeinde seiner Dynastie, die Sikhs ein, Einfälle in ihre Provinzen zu machen. Die Brüder ihrerseits befestigten ihre Paläste in Dehli, warben Armeen an, zwangen ihn seine Günstlinge zu verbannen, verbanden sich mit den Mahratten, von denen sie die Hälfte des Reichs verheeren ließen, und erlaubten ihnen, um sie an sich zu fesseln, in allen Provinzen den Zehnten der kaiserlichen Einkünfte zu erheben. Die Verwirrung wurde täglich größer. Der Kaiser rief verschiedene seiner besten Generale an den Hof, um mit ihrer Hülfe die beiden Seids zu unterdrücken, aber seine Unschlüssigkeit und die Schwachheit seiner Günstlinge machten ihm gleich unmöglich, sich mit den Brüdern zu versöhnen, oder mit ihnen offen zu brechen, so daß viele seiner mächtigsten Anhänger auf die Seite seiner Feinde traten. Der ältere der Brüder hielt sich in Dehli auf, als Vezir des Reichs; er hatte seinen Palast mit Kanonen besetzt, und war von einem Heer, das in seinem Solde stand, umgeben; sein Bruder war Vizekönig im Dekkan, wo er auf die Nachricht, daß der Kaiser seinen Bruder angreifen lassen wolle, mit einem großen Heer, begleitet von einem kaiserlichen Prinzen, von mehreren indischen Fürsten, und von den Gouverneurs seiner Provinzen gegen die Hauptstadt zog. Die Haustruppen und einige getreue Generale lieferten ihm in den Straßen von Dehli eine Schlacht, die er gewann, und in deren Folge er den Kaiser in seinem Palast gefangen setzte. „Ich habe von Männern von Ehre und Wahrhaftigkeit gehört, erzählt ein Zeitgenosse, daß die Brüder nie die Absicht hatten, sich an Feruchsiars Leben zu vergreifen, oder ihn zu mißhandeln, sondern daß ihr einziger Zweck war, sich seiner Person zu „versichern. Zu diesem Zwecke übergaben sie ihn der Wache eines „zuverlässigen afghanischen Offiziers, der ihn Tag und Nacht unter „seinen Augen behalten sollte. Allein es geschah, daß der Kaiser „eine Gelegenheit benützte, unbemerkt im Zwielicht zu entfliehen; er „ging von Terrasse zu Terrasse in der Absicht hinabzuspringen, und „war schon ziemlich weit von seinem Gefängnisse entfernt, als der „Afghane zurückkehrte. Da er seinen Gefangenen nicht fand, und

„wußte daß sein Leben für ihn haftete, so suchte er ihn überall, sah „Jemand im Schatten einer Mauer hinschleichen, warf sich auf „ihn, und brachte ihn zurück. Sobald er ihn in dem Gefängniß „hatte, hieß er ihn auf den Boden sitzen, und schlug ihn mit der „Brutalität und Hartherzigkeit, die den Afghanen eigen ist, so „unbarmherzig, daß der Kaiser, unfähig diese Behandlung zu er„tragen, aufsprang, sich den Schädel gegen die Wand zersplitterte, und „auf der Stelle starb.“ So endete nach einer siebenjährigen Regierung Ferruchsiar, im Jahr 1720. Die beiden Seids setzten nach einander drei kaiserliche Prinzen, die sie aus den Gefängnissen in der Citadelle von Dehli zogen, auf den Thron; die beiden ersten starben nach wenigen Monaten, der letzte, ein 18jähriger Jüngling von großer Schönheit, bestieg den Thron unter dem Namen Mohammed Schah. Die beiden Brüder regierten unumschränkt, und sie hatten die Unklugheit einem ihrer Agenten, einem Hindu, Namens Chund Radscha, die Ausübung eines großen Theils ihrer Macht zu überlassen, die er auf alle Art mißbrauchte, und sich und seine Beschützer verhaßt machte. Besonders erregte es einen großen Gräuel bei allen Mohammedanern, daß er zu den Würden in der mohammedanischen Kirche ernannte. Bald bildete sich am Hofe eine mächtige Partei gegen die Seids, die vom Kaiser ins Geheim unterstützt wurde; sie bestand besonders aus dem mohammedanischen Adel, der seinen Ursprung in den Ländern jenseits des Oxus hatte, und unter dem Namen der Turanier eine große Rolle am Hofe von Dehli spielte. Sie hatten unter sich und in ihren Familien den Gebrauch der türkischen Sprache, welche die ihrer Väter war, erhalten, während die persische seit langer Zeit die Hofsprache geworden war, und bald wurde es eine Art von Staatsverbrechen türkisch, besonders mit dem Kaiser zu reden. Der neue Vizekönig des Dekkan, Nizam ul Mulk, war von dieser Partei, und wurde bald zu seiner eigenen Sicherheit gezwungen, sich gegen die Macht der beiden Brüder zu empören; er war ein alter und erfahrner General, noch von Aurengzeb gebildet, und schlug mit leichter Mühe zwei Heere, welche die Seids gegen ihn schickten; der jüngere derselben entschloß sich nun selbst in Begleitung des Kaisers gegen ihn zu ziehen. Drei von den Großen in der Umgebung des Kaisers warfen das Loos, wer den Seid ermorden sollte, es fiel auf Ali Heider, einen Türken von Kaschgar. Er nahte sich dem Palankin des Seid, mit einer Bittschrift, und während dieser sie durchlas, durchstach er ihn mit einem Dolch. Eine furchtbare Schlacht erfolgte darauf im Lager, aber da der Großmeister der Artillerie einer der Verschwornen war, so wurden die Truppen des Seid mit großem Blutbad geschlagen. Der Kaiser kehrte nun nach Dehli zurück, wo er in der Nähe der Stadt dem ältern Bruder eine neue blutige Schlacht lieferte, in der auch dieser fiel, worauf er in großem Pomp in seine Hauptstadt einzog; seine Mutter empfing ihn am innern Thor des Palastes, goß eine Schüssel voll Perlen und Edelsteine nach altpersischer Sitte über sein Haupt, und führte ihn bei der Hand auf seinen Thron, der ihm erst jetzt eigentlich angehörte.

Der Tod der Seids war kein Glück für das Reich, sie waren bei allen ihren Fehlern Männer von Talent und Energie, und da die kaiserliche Familie zu tief gesunken war, so öffnete ihr Tod nur weniger brauchbaren Ministern den Weg zur Macht. Mohammed Schah war ein schwacher Mann, beherrscht von Maitressen und Günstlingen, und eifersüchtig auf jeden Mann von Einfluß. Es folgte eine lange Reihe von Jahren, die mit innerem Zwist, mit Hofintriken, mit Verrath und Verbrechen aller Art ausgefüllt sind. Der Kaiser verrieth seine Generale und Vizekönige immer einen an den andern, und sie ihrerseits schwächten den Hof durch Empörungen, die sie selbst anfingen oder begünstigten. Die Mahratten waren dabei ein für das Reich höchst verderbliches Werkzeug, sie überschwemmten und verheerten ganz Mittelindien, unter der Begünstigung des Vizekönigs des Dekkan, und es war nicht selten, daß sie sich zugleich an beide Parteien verkauften; sie führten zugleich Kriege in Guzzerat und in Bengalen, und diktirten dem Kaiser einen Frieden an den Thoren von Dehli, obgleich sie von einem seiner Generale geschlagen waren, den der Neid der Minister hinderte seinen Sieg zu benützen. Bei dieser gänzlichen Auflösung aller Ordnung im Innern des Reichs wurden die Gränzen vernachlässigt; es war von alten Zeiten her gebräuchlich gewesen, große Summen auf die Garnisonen in Kaschemir zu verwenden, um Indien gegen die Einfälle der Afghanen zu sichern. Die Minister unterschlugen diese Summen, zu einer Zeit, wo sie nöthiger als je gewesen wären. Nadirschah hatte damals die Afghanen aus Persien verdrängt, und ihr eigenes Land erobert, sie warfen sich in Menge durch die Pässe des Hindukusch, die unbewacht blieben, nach Indien. Umsonst schickte Nadirschah drei Gesandtschaften mit dem Verlangen, daß die Afghanen nicht in Indien aufgenommen werden möchten. Der Kaiser und seine Minister waren zu sehr beschäftigt einander zu bekriegen und zu verrathen, als daß sie nur eine Antwort zu geben gewürdigt hätten. Endlich erschien Nadir im Jahre 1739 mit einem Heer in Indien, die Pässe waren frei, und er drang bis in die Nähe von Dehli vor, ohne daß man Rücksicht auf ihn genommen hätte; er schlug einen Theil des Heeres, und wäre mit sehr mäßigen Bedingungen zufrieden gewesen, wenn nicht auch hier die Großen von Dehli das Reich an ihn verrathen hätten; auf ihren Rath bemächtigte er sich des Kaisers, und zog in Dehli ein, wo er sich der Schätze des Palastes bemächtigte. Nach zwei Monaten gab er dem Kaiser das Reich zurück; doch Dieses sind bekannte Ereignisse, nur sey es erlaubt Einen Zug anzuführen, der uns nähere Zeiten und Verhältnisse zurückruft. Bei dem Abschiedsfest, das Mohammed Schah Nadir gab, war es das Amt von Amirkhan, einem durch seine Eleganz bekannten Großen, den beiden Fürsten Kaffee zu reichen; indem er ihn ausgoß, kam er in Zweifel, welchen von beiden er die erste Tasse geben sollte, um nicht in dem einen Falle den Verdacht seines Herrn, im andern den Zorn von Nadir zu erregen. Er reichte die Tasse dem Kaiser mit den Worten: „Euer Majestät Diener ist zu unbedeutend, um dem König der Könige Kaffee zu reichen, möge es mein Herr, und sein Bruder selbst thun!“ Das Wort fand großen Beifall am Hofe. Der erste Band endigt mit dem Jahr 1740, er läßt Indien erschöpft und zerrüttet, aber doch noch nicht auf den Grad von Schwäche zurückgebracht, zu dem es später herabgesunken ist. Es ist zu hoffen, daß die politischen Geschäfte des Uebersetzers (er ist Gouverneur von Meisur) ihm erlauben mögen, die Fortsetzung bald dem Publikum zu übergeben. Wenige Werke geben eine so tiefe Einsicht in die Intriken eines orientalischen Hofs, und ein

so lebhaftes Bild eines in sich zerfallenden Reichs; die Erzählung ist oft zu kurz, und viele Theile derselben, besonders die, welche nicht die Scenen, die am Hofe selbst vorgehen, darstellen, bedürfen eine eigene und ausführliche Behandlung, damit man den ganzen Zustand von Indien, und die Interessen, welche sich damals bekämpften, und die Charaktere der Hauptpersonen vollkommen kennen lernt. Die Geschichte der Mahratten, die der Silhs, der Zustand der Parteien im Dekan, und ähnliche Punkte der damaligen Geschichte von Indien verlangen ausführliche Monographien, aber jedenfalls ist das Werk von Mir Ghulam eine höchst werthvolle Darstellung des Ganzen und des Resultats der Geschichte dieser verhängnißreichen Epoche.

Martignac über die spanische Revolution.

(Fortsetzung.)

„Der König betrat Spanien unter dem Zujauchzen des Volkes über seine Befreiung und ging nach Valencia, wo er von der Armee unter General Elio proklamirt wurde. Von der Gränze seines Reichs an, bis nach Valencia hörte Ferdinand nichts als Schmähungen und Verwünschungen gegen die neue Konstitution. Von allen Seiten erhielt er Bittschriften, Memoriale und Adressen, in denen man ihn dringend ersuchte, zu vernichten, was während seiner Gefangenschaft geschehen war, und nach seiner Väter Weise über Spanien zu herrschen. Er kam nicht durch ein einziges Dorf, ohne ähnliche Wünsche zu erhalten, die von Leuten aus allen Klassen, und selbst von Mitgliedern der durch die Konstitution eingesetzten Munizipalitäten unterzeichnet waren. Das Heer führte dieselbe Sprache, und Diejenigen, die ihr Blut für die Vertheidigung des Thrones vergossen hatten, forderten mit lautem Rufe, daß der Thron rein und makellos erhalten werden, und daß er wie früher mächtig, selbstständig und geachtet seyn solle. Die Minorität der Cortes vereinigte ihre Stimmen mit den vielen andern, welche zum Ohr des Königs drangen, und legte dieselben Bitten und Wünsche vor. Diese Mitglieder unterzeichneten eine in diesem Sinn ausgefertigte Petition, die seitdem unter dem Namen der „Protestation der Väter“ bekannt geworden ist. Neun und sechzig von der Konstitution ernannte Deputirte baten den König, eine Akte aufzuheben, zu der noch vor Kurzem alle Klassen sich durch einen feierlichen Eid verpflichtet hatten.“

Von so vielen Seiten bestürmt, erließ der König das bekannte Dekret von Valencia, durch welches der Monarch die Konstitution, die er nicht lange zuvor in seiner Gefangenschaft genehmigt hatte, aufhob. Die Cortes machten mehrere Versuche, sich dieser Aenderung zu widersetzen, die jedoch Alle durch den allgemeinen Unwillen des Volkes niedergedrückt wurden. „Die Konstitutionellen überzeugten sich, daß es Thorheit sey sich gegen das königliche Edikt aufzulehnen. Der Strom wuchs, je weiter er sich fortwälzte, und Niemand im ganzen Lande war im Stande ihm zu widerstehen. Nach der Publikation des Edikts von Valencia zog der König nach Madrid; überall wohin er kam, fand er das Volk in Aufruhr gegen die konstitutionellen Behörden, die Konstitutionssäulen umgestürzt und zerbrochen, und den unumschränkten König proklamirt. Die von den Cortes mit der Weisung abgeordneten Soldaten, die allgemeine Freude zu zügeln, vereinigten allenthalben ihr Jauchzen mit dem des Volkes. Von solcher Begleitung umgeben, die noch durch die Bewohner jedes Dorfs, durch das er zog, vermehrt wurde, legte Ferdinand den Weg von Valencia bis Madrid zurück, und von einer weit leidenschaftlichern, glühendern Bevölkerung umgeben, als selbst die des 13ten Mai war, hielt er jenen denkwürdigen Einzug in seine Hauptstadt, der eine dauernde und ruhige Zukunft zu versprechen schien.

„So fiel diese unkluge und ephemere Konstitution, die, geboren in Unruhe und Krieg, ohne Ueberlegung vorbereitet, ohne Freiheit der Meinung erörtert, auf Meinungen und Gefühle begründet, die dem Lande fremd waren, und auf ein Volk angewendet, für das sie sich durchaus nicht eignete, die Krisis nicht überleben konnte, in der sie entstand.“

So schloß der erste Akt dieses unheilvollen Drama's; durch übereilte und ungemessene Neuerungen, durch die Einführung ungewohnter demokratischer Elemente in die alte Regierungsform, die dadurch mit völligem Umsturze bedroht wurde, war selbst die Aufrechthaltung einer gemäßigten und geordneten Freiheit unmöglich geworden. Das Volk, zu einer Freiheit im Sinne der vernünftigen Liberalen noch nicht reif genug, und empört über so tief eingreifende Ummälzungen in Kirche und Staat von Seite der überspannten Neuerer oder jener, die sich zur Verdächtigung der Freiheit oder aus eigennützigen Absichten ihren Uebertreibungen angeschlossen hatten, flüchtete sich lieber wieder in den Schatten des absoluten Thrones. Niemand wird die Grausamkeit rechtfertigen wollen, die der absolute König von dieser gewaltsamen Reaktion zu Gunsten der monarchischen Institutionen machte; der niedrige Undank, mit der er die volksthümlichen Vertheidiger seines Throns während seiner Verbannung behandelte, und die großen Ungerechtigkeiten, die man gegen die gefallene Partei der Liberalen beging, sind hinlänglich bekannt. Diese Ausschweifungen gaben der konstitutionellen Partei nur zu gerechte Ursache zur Klage; mit starken Farben schilderte sie die Gefahren einer unumschränkten Macht; sie erregte die Sympathie der Jugend und aller theilnehmenden Herzen in allen Theilen der Erde zu Gunsten der unglücklichen Opfer, deren Blut die königliche Rache auf dem Schaffott vergoß, oder die in Kerkern schmachteten, und diese Vorgänge waren mehr als alle andern geeignet, die frühern Mißgriffe der Konstitutionellen vergessen, und alle Schuld der absoluten Partei beimessen zu lassen. Allein selbst mit diesen Vortheilen und dem Zuwachs, den ihre Macht in Folge des Abfalles der Armee von der königlichen Sache gewann, unterlag die konstitutionelle Partei dennoch, als sie nochmals an das Steuerruder der Verwaltung gerufen wurde, unter dem Gewicht ihrer eigenen Leidenschaften und unzweckmäßiger Neuerungen.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerungstabelle der Provinz Syratus.

Wie verschieden ist doch das jetzige Jahrzehent von den vorhergehenden. Wer dachte noch vor ganz kurzer Zeit in Sizilien an eine Statistik, wo noch vor unlängst alle Untersuchungen in einem Zweige der Wissenschaft, der in so genauem Zusammenhange mit der Verbesserung des ge-

sellschaftlichen Zustandes des Menschen steht, unmöglich waren, da alle Nachweisungen in Archiven und Kirchenbüchern verborgen lagen, so daß sie selbst den Lokalbehörden von wenigem oder gar keinem Nutzen seyn konnten. Diese Bemerkungen veranlaßten die sehr umständlichen statistischen Tabellen, die der Intendant des Thals (Provinz) von Syrakus, Baron von Montenero — denn er verdient es wohl genannt zu werden — unter dem Titel: Stati de movimenti accaduti nella populazione de' Communi della valle di Siracusa nel corso del anno 1831, bekannt gemacht hat, und welche vielleicht den Lesern des „Auslandes," unter denen sich gewiß sehr viele für diese Untersuchungen interessiren, nicht unwillkommen seyn dürften. Folgendes ist der Auszug, den die „Cerere" (das offizielle Blatt von Palermo) am 6 September d. J. von diesen Angaben geliefert hat. Die Bevölkerung des Thals von Syrakus, welche am 31 Dezember 1830 aus [illegible]152 Seelen bestand, hat sich um 2056 vermehrt, so daß sie am [illegible]ch auf 259,488 belief, nämlich 118,869 männlichen und 120[illegible]en Geschlechts. Diese Vermehrung würde bedeutender gewesen [illegible]enn nicht in einigen Gemeinden, namentlich in Melilli, Rosolini und Giarratano eine bedeutende Verminderung der Bevölkerung sich gezeigt hätte. In Rosolini hatte sie um 62 Köpfe abgenommen, welches von der ansteckenden Krankheit herrührte, die sich dort entwickelt hatte, und die man adinamica oder putrida (Faulfieber?) genannt hat. Die Verminderung in Giarratano betrug nur 36, und war also geringer als im Jahre 1830, wo sie auf 62 Individuen stieg. Die größte Vermehrung zeigte sich, auch im Verhältnisse der resp. Bevölkerungen, in Bagni Cannicattini, S. Paolo Solarino, S. Croce, Pozzallo und Vittoria, wo in jeder von diesen Gemeinden der Ueberschuß auf mehr als 24 von je 1000 Einwohnern berechnet werden kann. Die Garnisonen in Syrakus und Agosta sind nicht unter der Bevölkerung begriffen. — Geburten: Im Jahre 1831 wurden geboren 10,139 Kinder, 5251 männlichen und 4888 weiblichen Geschlechts. Unter den erstern waren 540, unter den letztern 606 Findelkinder (projetti); darunter waren 100 Zwillingsgeburten und Eine mit Drillingen. Sie übertrafen die des vorigen Jahres 1830 um 549. Sie verhalten sich zu der Gesammtbevölkerung, wie 1 zu $25^{5}/_{8}$, und es kommen davon 844 auf den Monat und 28 auf den Tag. Die Zwillinge verhalten sich zu allen Gebornen wie 1 zu 50, und zu der Bevölkerung wie 1 zu 1155. (Ist nicht richtig, sollte heißen wie 1 zu 1197). — Todesfälle: Es ereigneten sich deren 8547, nämlich 4587 des männlichen und 3960 des weiblichen Geschlechts. Unter den erstern waren 226, unter den letztern 221 Findelkinder. Der Todten sind 1784 weniger als der Gebornen, und auch 1467 weniger als 1830. Es waren 224 Individuen über 80 Jahre darunter. Verhältniß zur Bevölkerung wie 1 zu $24^{1}/_{2}$. (Wieder falsch, es muß heißen wie 1 zu 28.) Auf den Monat kommen 695, auf den Tag 23. — Einwanderer und Auswanderer. Die Zahl derjenigen, die sich in dem Jahre 1831 in dieser Provinz niederließen, war 351; 204 Männer und 147 Weiber. Dieß ist 47 weniger als 1830. Auswanderer waren 99; 59 Männer und 40 Weiber; 20 mehr als im Jahre 1830. Zieht man diese von den Eingewanderten ab, so ergibt sich ein Zuwachs von 252 Individuen, welche mit dem Ueberschusse der Geburten über die Todesfälle von 1784 die gänzliche Vermehrung der Einwohnerzahl auf obige 2036 bringen. — Ehen. Es wurden deren im Jahre 1831 2016 geschlossen. Unter diesen waren 130, wo Eines oder Beide der sich vermählenden Individuen über 50 Jahre alt war. Sie verhalten sich zur ganzen Bevölkerung wie 1 zu 119, und zu den Geburten wie 1 zu 5. — Vaccinirungen. Es sind in dem besagten Jahre 6651 vaccinirt worden, die sich also zu den Geburten verhalten wie 1 zu $1^{1}/_{2}$. Die durch die Vaccine am Leben erhaltenen, wenn man auf jedes 100 nur 17 rechnet, belaufen sich auf 1130. — Anmerkung. In diesen sehr vollständigen Details fehlen indeß die Angaben über die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen.

Orkan in Otranto.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß seit einigen Jahren in Unter-Italien von Zeit zu Zeit Orkane wüthen, wie sie sonst nur in West-Indien vorzukommen pflegten. Noch kürzlich haben die Zeitungen eines solchen Orkans erwähnt, der im Monat Julius Apulien und besonders die Stadt Foggia heimsuchte. Noch gräßlicher aber war der, welcher am 10 September, zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, bei Otranto die größten Verheerungen angerichtet hat. Auf einer Strecke von vier deutschen Meilen in der Länge, aber in einer Breite von nur 300 Schritten, vernichtete er Alles, was er auf seinem Wege antraf. Ganze Olivenwälder wurden nicht etwa bloß niedergeworfen, sondern in den Lüften weggeführt. In den Dörfern vor Otranto, die er berührte, verloren nur sechs Menschen das Leben, weil die meisten auf dem Felde außer dem Bereiche des Orkans beschäftigt waren; aber in dem Borgo von Otranto, wo Häuser und Alles einstürzte, kamen 29 Menschen unter den Trümmern um, und 63 wurden verwundet, ohne die leicht beschädigten zu rechnen. Von Otranto stürzte sich der Orkan auf das adriatische Meer. Da, wo sonst dichte Olivenwälder die Aussicht auf dieses Meer benahmen, sieht man es jetzt sich hinter den entblößten Ufern ausdehnen. (Giorn. d. d. Sicilie.) — Diese Nachrichten, die ersten über den schrecklichen Unfall, geben nach oberflächlicher Schätzung den Schaden auf wenigstens 300,000 Duc. (beinahe $1^{1}/_{2}$ Millionen Fr.) an.

Lord John Russel und Macaulay.

Das „Court Magazine" entwirft von zwei der ausgezeichnetsten Mitglieder des englischen Parlaments, Lord John Russel und Macaulay, folgende Schilderung: „Lord John Russel ist ein großer Liebling des Hauses. Seine Manieren sind edel und bescheiden. Sein Styl ist voll nützlicher Belehrung und klaren englischen Ausdrucks. Ungeachtet seines Körperbaues hat er in seiner Haltung etwas Angenehmes, und sein Gesicht ist voll Ausdruck und Mienenspiel. Man erkennt an ihm in allen Stücken den Gentleman von Erziehung; in Allem, was er ergreift, ernst, bleibt er völlig seiner Gemüthsstimmung Meister. Was ist also daran Schuld, daß Lord John dennoch kein großer Redner ist? Ich schäme mich fast es zu sagen — Nichts, als daß er ein kleiner Mann ist. Es gibt wohl Niemand, dem seine kleine Gestalt so hinderlich im Wege steht, als Lord Russel. Grattan ließ seine wunderliche und fast groteske Figur über die Heftigkeit seiner Bewegungen, die Gluth seiner Sprache und die Aufregung der Augenblicke, wo er sich an das Haus wendete, vergessen. Doch auch in unsern Tagen lebt ein Beispiel davon, wie höhere Beredsamkeit, eine Zusammenhäufung körperlicher Mängel besiegen kann: Die unansehnliche Gestalt Macaulay's, seine zischende Stimme, seine schnelle Aussprache, die so hastig ist, daß Sir Robert Peel einmal den glücklichen Ausdruck brauchte: „sie sey kaum ein hinlänglicher Kanal für die reiche Fracht von Gedanken, die sie zu tragen bestimmt sey" — Alles vergißt man in dem Strome bilderreicher Beredsamkeit, der sich aus ihm ergießt. Es ist schwer, Etwas zu finden, das man mit seinem Redestyl vergleichen könnte; wir kennen weder etwas Gleiches aus frühern Zeiten durch Beschreibung, noch unter den jetzt lebenden Männern aus eigener Erfahrung. Er scheint sich, gleich Burke, darin zu gefallen, tief aus dem Schatze seiner Belesenheit Edelsteine heraufzuholen und mit seiner Gelehrsamkeit zu spielen, indem er nur so hinwirft, was andere Redner sich für große Gelegenheiten aufzusparen pflegen, und seine Zuhörer mit interessanten Anspielungen in Spannung zu erhalten, die, während man ihrer Quelle nachspürt und ihre Absicht studirt, wie ein Wirbelwind nach einem noch weiter entlegenen Theile der Geschichte oder Litteratur in entgegengesetzter Richtung hinweggeführt haben. Gelegentlich hat er etwas von dem Stachel der Beredsamkeit, mit dem Brougham ins Mark der Gefühle einbohrt und das Haus vor Schmerz schaudern macht, obwohl weder Macaulay noch sonst irgend Jemand die reiche und wechselvolle Stimme Brougham's nachmachen kann. In seinen Argumenten ist Macaulay geschlossen und kraftvoll; was aber noch mehr ist als Dieß, ist, daß er das Haus nie noch ermüdete. Niemand kann ihm Weitschweifigkeit vorwerfen, ein Uebel, das in der politischen Beredsamkeit am meisten zu vermeiden ist; eben so zeigte er stets eben so viel Gewalt seine Stimme zu moduliren und gleichmäßig zu erhalten, als sich in bittern Angriffen zu mäßigen, ein Fehler, zu dem öffentliche Redner nur allzu leicht verlockt werden, da überlegene Kraft im Ergusse herben Tadels sich am leichtesten bewegen kann."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 305. 31 Oktober 1832.

Die Bermudasinseln und der Wallfischsprung.

Aus Kapitän Hall's Reisen.

„Der Leander" war ein schönes Schiff von fünfzig Kanonen und den englischen Seeleuten bekannt als eines der Linienschiffe, die in der Schlacht bei Abukir mitgefochten hatten. Nach diesem Siege hatte es mit dem Schiffe „Le Genereux" den rühmlichen aber unglücklichen Kampf zu bestehen, in dessen Folge es mit den Depeschen Nelsons, die es nach England bringen sollte, genommen wurde. *) Es war ein schönes Schiff, das für immerdar den Erinnerungen jener Seeleute theuer bleiben wird, die an seinem Bord dienten; vorzüglich aber wird es in treuem Andenken bei Jenen fortleben, die auf ihm ihre erste Seereise machten und buchstäblich den schönen Gedanken des englischen Nationalliedes auf sich anwenden konnten:

Our march is on the mountain wave,
Our home is on the deep. **)

Es bildet den eigenthümlichsten Zug der britischen Marine und trägt vielleicht am meisten zu ihren Triumphen bei, daß dem englischen Seemanne sein Schiff zum Hause wird: er kennt kein anders Glück, keine andern Pflichten, als die sich an dasselbe knüpfen; er ist so stolz auf die Schönheiten seines Schiffes, als andre Leute auf die ihrer Tochter, und die Befehlshaber ermuntern ihre Mannschaft zu ehrenvollem Verhalten, wie man seine Söhne dazu zu ermuntern pflegt. Es ist unter Offizieren, Seekadetten und Matrosen aller Klassen der Gegenstand unerschöpflicher Erörterungen, welchen Rang ein Schiff in der Flotte einnimmt; denn alle halten in Allem, was ihr Schiff geleistet hat oder zu leisten im Stande ist, ihre eigene Ehre betheiligt. Diese eifersüchtige Vorliebe spricht sich noch auffallender aus, wenn es sich um das erste Schiff handelt, dem wie der ersten Geliebten, gewissermaßen die schönste Blüthe der Empfindungen jener begeisterten Gluth geweiht war, die von keiner spätern zärtlichen Verbindung übertroffen wird. Wohl blieben mir manche liebe Freunde und schöne Erinnerungen von andern Schiffen her; allein ich bin überzeugt, der Leander wird in meinem Seemannsherzen immer die erste Stelle behaupten, sollte ich auch so lange leben, um Großadmiral zu werden. Ich erinnere mich aller seiner Winkel und Ecken, jedes Balkens, jeder Kajüte, jeder Kanone. Diese Erinnerungen sind für mich, was für andere die Erinnerungen an die Universität sind. Wenn einige von Denen, die in jener glücklichen Zeit, von der hier die Rede ist, zu der Schiffsmannschaft des Leanders gehörten, irgendwo wieder zusammentreffen; so verschwindet jeder andere Gegenstand der Unterhaltung; Stunden lang kennt man kein größeres Vergnügen, als sich die Abenteuer des Seekadettenlebens bis auf die kindischsten Vorfälle an Bord unsres theuern Leanders zu wiederholen. Was liegt daran, daß Jeder vielleicht zum fünfzigsten Male schon dieselbe Geschichte, dieselben Witze in derselben Gesellschaft erzählt oder erzählen hört; mit immer neuem Vergnügen, mit jener unendlich heitern Laune hört man sie, die uns noch einmal in den Frühling des Lebens zurückversetzt.

Es war am 6ten Dezember, wo wir mit einem frischen Nordwestwind von Halifax (Neu-Schottland) unter Segel gingen; bei einer Kälte, daß der Hafen mit einem Dunst erfüllt war, den man dort „den Barbier" zu nennen pflegt — eine Art schwerer dichter Nebel, der auf der Oberfläche des Meeres lastet *) und mit Hülfe des scharfen Windes, der ihn fortschiebt, bis in das Mark der Knochen hinein mit einer bitterlichen Kälte durchschauert. Dieser Nebel entsteht offenbar durch die Verdichtung der wässerigen Dünste unmittelbar über der Meeresfläche. Das Thermometer stand, als wir unter Segel gingen, zwölf Grad unter Null und ohne die Gewalt des Windes, der die Fläche des Meeres zu Schaum peitschte, wären wir unfehlbar wie die Reisenden an der Insel Melville eingefroren.

Als wir an einem der Kais der Stadt Halifax vorüberfuhren, gerade bevor wir die enge Straße passirten, die sich zwischen der Insel Georg und dem festen Lande, südlich von diesem prächtigen Hafen befindet, stieß ein Fahrzeug ab, das einen Herrn, der ich weiß nicht durch welchen Zufall die Einschiffung versäumt hatte, auf unser Schiff bringen sollte. Es gelang den Leuten in dem Fahrzeuge an dem Leander anzulegen; allein während sie ein Kabeltau ergriffen, das man ihnen von der großen Strickwand aus zuwarf, begingen sie in der Hast die Unvorsichtigkeit, das Seil um die Ruderbank zu schlingen, statt es irgendwo an dem Hintertheil ihres

---

*) Die Geschichte des Leanders ist unsern Lesern aus S. 671 des Auslandes bekannt. A. d. R.

**) Unser Weg geht über die Wogenberge,
Unser Haus steht auf dem Abgrund.

*) S. Ausland vorigen Jahrgangs S. 755.

Schiffes zu befestigen. Die unvermeidliche Folge dieses Mißgriffes war, daß ihr Spiegel in die Höhe gezogen wurde und das Bug in's Wasser tauchte. Man braucht nicht Seemann zu seyn, um zu begreifen, wie Dieß zuging, wenn man weiß, daß wir zehn Knoten segelten. In einem Augenblicke schwamm Alles was im Boote war auf den Wogen; die Einen suchten ein Ruder zu erhaschen, die Andern das Land zu erreichen, das glücklicherweise nicht weit entfernt war; denn das Meer ist hier so tief, daß ein Schiff ohne Gefahr dicht am Ufer vorbeistreifen kann. Was uns am meisten in Erstaunen versetzte, war wie diese Leute, bei einer so strengen Kälte, so gut schwimmen konnten; später aber erfuhren wir von Einem von ihnen, daß das Wasser vierzig bis funfzig Grad wärmer war als die Luft; es war ihm, sagte er, als fiele er in ein lauwarmes Bad; kaum hatte er aber den Hafendamm erreicht, wo man ihn wie eine gebadete Ratte herausfischte, als er sich vom Kopf bis zum Fuß in eine Eiskruste eingescheidet sah. Nicht ohne viele Mühe gelang es, ihn aus diesem sonderbaren Panzerhemd herauszuschälen, und erst nachdem er einige Stunden in einem wohlgewärmten Bette, zwischen zwei andern Personen liegend, etwas aufgethaut war, konnte er wieder die Glieder rühren. Aber mehrere Monate brauchte es, bis er im Stande war, das Zimmer zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Galerie ausländischer Künstler.

1. Benjamin West.

(Schluß.)

West zählte damals vier und sechzig Jahre. Eine vernünftig geregelte und friedlichstille Lebensweise hatte ihm seine ganze physische Kraft erhalten, und in diesem Alter von demselben Vertrauen auf sich selbst noch beseelt wie in seiner Jugend, glaubte er noch einmal dem Publikum sich vorstellen zu müssen, da der Hof ihm verschlossen war. Der Künstler unternahm es, eine Reihe religiöser Gemälde in großem Maßstabe auszuführen; das erste derselben, das er zur Ausstellung brachte, war „Christus, der die Kranken heilt." Die Quäcker in Philadelphia hatten an West die Bitte gerichtet, sie bei der Gründung eines Hospitals zu unterstützen; er antwortete, er werde seinen Antheil als Künstler dazu beitragen und ihnen ein Bild malen, wenn sie es in ihrem Gebäude aufstellen wollten. Da nun dieser Christus, den er für die Gemeinde der Freunde in Philadelphia bestimmt hatte, in London ausgestellt wurde, bot ihm das britische Institut dafür 3000 Guineen, um die West, der in der That nicht reich war, das Gemälde hingab, unter der Bedingung, eine Kopie davon mit einigen Veränderungen machen zu dürfen. Diese Kopie wurde später nach Amerika geschickt, und dort für die Entrichtung einer kleinen Gabe in Geld ausgestellt, was so viel eintrug, daß die Quäcker in Stand gesetzt wurden, die Gebäude ihres Spitales zu erweitern, und eine größere Anzahl von Kranken aufzunehmen.

Dieser glückliche Erfolg befestigte West in dem Glauben, daß sein Talent vorzüglich für Gemälde von großen Dimensionen geschaffen sey, und bald waren mehrere solche Bilder skizzirt und einige vollendet. Allein er fand mehr Liebhaber, die sich daran erbauten, als Käufer. Die kleinen komfortablen Häuser der Engländer konnten diese kolossalen Schöpfungen seines Pinsels nicht fassen; die Kirchen waren ihnen durch das protestantische Vorurtheil verschlossen, und die Eigenthümer von Galerien fanden wenig Geschmack an Altarbildern. Allein West beharrte fest in dem Glauben, daß sein Genie stark genug sey, über alle diese Schwierigkeiten zu siegen, und vollendete noch seine „Ausgießung des h. Geistes über Christus;" seine „Kreuzigung," seine „Auferstehung," seinen „h. Peter" u. m. a.

Zu der Kränkung getäuschter Kunsthoffnungen gesellte sich auch noch häusliches Leiden. Elisabeth Shadewel, seine geliebte und zärtliche Lebensgefährtin seit fünfzig Jahren, starb am 6ten Dezember 1817, und West, jetzt 79 Jahre alt, fühlte, daß er bald ihr in die bessere Heimath folgen werde. Seine Hand verlor täglich mehr an Sicherheit, und oft entfiel ihm der Pinsel in seinem Atelier, wo er mitten unter seinen geliebten Gemälden in einsamer Betrachtung zubrachte, das lebendige Bild des frommen und heitern Alters, das in gläubiger Ergebung über seinem Grabe sinnt. In voller Heiterkeit seines Geistes starb endlich West am 11ten März 1821 in seinem zwei und achtzigsten Jahre. Seine Leiche wurde neben Reynolds, Opie und Barry in der St. Paulskirche begraben. Sein Leichentuch trugen Lords, Gesandte und Akademiker; seine zwei Söhne und seine Enkel folgten dem Sarge mit einem Leichenzuge von sechzig Wägen.

Benjamin West war über mittlerer Größe und wohl gebaut. In seinem Blicke sprach sich die Festigkeit seiner Seele aus, und seine Augen schienen mehr Lebhaftigkeit zu verrathen, als er in seiner Unterhaltung zeigte. Seine Güte, wie seine Freigebigkeit gegen jüngere Künstler war außerordentlich. Nie ermüdete er, guten Rath zu geben, und Zudringlichkeit trübte weder seine gute Laune, noch ermüdete die Unbescheidenheit langweiliger und gelangweilter Müßiggänger seine Geduld. Für Alle zugänglich, bewies er sich vorzüglich wohlwollend gegen zwei Künstler, die seitdem einen hohen Rang in der Kunstwelt errungen haben: Chantrey und Martin. West setzte es durch, daß ersterem die Bildsäule Washingtons übertragen wurde, die Boston dem Befreier seines Vaterlandes errichtete; den andern überhäufte er mit Ermunterungen und Lobsprüchen. Nicht im Mindesten eifersüchtig auf das Glück beider, noch auch mit den Geheimnissen seiner Kunst geizend, blieb seine Eitelkeit, die Niemand Unrecht that, stets liebenswürdig und unterhaltend.

West's Leben war eben so lang als thätig: seine Arbeiten sind ungemein zahlreich; er malte über vierhundert Bilder in Oel und hinterließ in seinem Portefeuille mehr als zweihundert Skizzen. Es war eine Zeit lang die Meinung des Publikums, und West selbst glaubte, er arbeite in dem Style der großen Meister, seiner Vorgänger; so lebte er auch in der Ueberzeugung, daß sein Pinsel zur größern Verherrlichung der h. Schrift beitrage.

Kein Gegenstand schien ihm zu groß; er hielt sich für fähig, den erhabensten Anschauungen prophetischer Seher folgen zu können, und traute sich Kraft genug zu, Gott in seiner höchsten Herrlichkeit und die Schrecken des letzten Gerichtes darzustellen. Das einfache Verzeichniß seiner Werke läßt vor der Kühnheit seiner Ver-

suche erschrecken: „Moses, der auf dem Sinai die Gesetztafeln erhält" — „Die Ausgießung des h. Geistes auf den Heiland" — „Die Eröffnung des siebenten Siegels der Apokalypse." — „Der Erzengel Michael und die Engel, die den großen Drachen in den Abgrund stoßen" — „Der große Erzengel einen Fuß auf dem Meere, den andern auf der Erde" — „Die Auferstehung" und so viele andere dieser Art. Kaum ein Michel Angelo dürfte sich an so ungeheure Aufgaben wagen.

In allen Werken West's ist die menschliche Gestalt den akademischen Vorschriften treu gezeichnet; seine Figuren sind mit Kunst geordnet; sein Kolorit ist oft mannichfaltig und harmonisch. Das Auge verweilt mit Vergnügen darauf, und der ungeübte Blick staunt sie als Werke des Genie's an. Allein unter seiner Farbenpracht ist nur wenig wahres Leben verborgen. Man bemerkt eine regelmäßige Monotonie seiner Charaktere, Gruppen und Figuren. West fehlte es an Feuer und Einbildungskraft; einige seiner Bilder sind kalt, feierlich steif, blaß und ohne Leidenschaft, und erinnern an jenes erhabene Gesicht Ezechiels, wo Haut und Fleisch die Gebeine umhüllt haben, bevor noch der Hauch Gottes ihnen Leben und Seele verliehen hat. Dieß ist der Eindruck, den West's Gemälde überhaupt zurücklassen, allein es gibt darunter einige, die von großem Verdienste sind. „In seinem Tod auf dem bleichen Pferde" nähert er sich den größten Meistern. Man kann nicht ohne Grauen den Triumphzug des furchtbaren Phantoms betrachten, das Alles unter seine Füße tritt, was der Stolz der Erde ist. Der Krieg und der Frieden, der Schmerz und die Freude, das Alter und die Jugend, Alles was haßt, wie Alles was liebt, unterliegt ihm. „Wolfs Tod," ein Gemälde, das durch den Kupferstich in der halben Welt bekannt ist, gehört gleichfalls zu seinen vorzüglichsten Werken. „Die Schlacht von Hogue" hat ein kompetenter Richter als das beste Bild der englischen Schule erklärt. Endlich sind mehrere einzelne Figuren Wests ausgezeichnet; unter seinen weiblichen Gestalten namentlich gibt es einige, deren natürliche Anmuth nur wenige Künstler übertroffen haben. West wurde durch seine ersten glücklichen Erfolge verwöhnt; er erwarb sich seinen Ruhm zu leicht und wohlfeil, statt ihn durch lange Studien zu erkaufen, und er bildete sich ein, Allem gewachsen zu seyn. Seine kalte Einbildungskraft konnte seinen edelsten Schöpfungen nicht jenes Leben, jene heroische Schönheiten geben, die die Geschichte zur Poesie erheben.

Der Granitbruch zu Pjuterlax in Finnland.

(Schluß.)

Zuerst wird der Berg von Wald, Moos, Erde und den zahlreichen Steinen gereinigt, welche sich auf der Oberfläche der Granitberge finden. So verfuhr man auch auf der Strecke, wo der Block für die Alexandersäule ausgebrochen werden sollte. Dann wurden auf verschiedenen Punkten Löcher gebohrt, um sich zu überzeugen, daß die Masse ganz sey, und keine Risse und Sprünge habe. Nach dieser Operation schritt man zum Aushauen der Linien auf der Oberfläche des Bergs. Die erste Linie maß 14 Saschenen (98 Fuß) in der Länge *) An beiden Enden dieser Linie hieb man zwei andere in perpendikulärer Richtung ein, die zwei Saschenen betrugen, und die Dicke der Masse andeuteten. Die vierte Seite der Masse, die beinahe ein Parallelogramm bildete, wurde noch nicht genau bezeichnet, denn diese enthielt den gegen das Ufer abschüssigen Theil des Berges, ungefähr 5 Saschenen breit, wo von dem Aushauen der Säulen für die Isaakskirche her noch ein vertikaler Einschnitt längs der ganzen Höhe des Berges vorhanden war. Diese Art von Rinne war bestimmt, um das Piedestal und andere größere Stücke des Monuments hinabzulassen, dann erst sollte die Hauptmasse folgen, und zwar so, daß diese vierte Seite dann die unterste bildete, und auf die Erde zu liegen kam.

*) Die Säule sollte nach dem Projekte nur 12 Saschenen oder 84 Fuß hoch werden, allein da sie beim Aushauen oder Hinabwälzen beschädigt werden konnte, so gab man an beiden Enden eine Saschene zu.

Nachdem der Werkmeister den Berg vorläufig gemessen hatte, schritt man zur Ausgrabung dieser Umfangslinien. Die Arbeiter bildeten so zu sagen drei Fronten, jede von drei Reihen. Die Leute der äußersten Reihen kehrten sich das Gesicht zu, die Leute der mittlern Linie standen hinter einander auf der Linie selbst. Jeder Arbeiter der mittlern Linie hielt einen mit Stahl eingelegten und geschärften Rupas *) in den Händen. Auf jeden solchen Rupas, den der mittlere Arbeiter in vertikaler Richtung in dem Einschnitte festhielt, schlugen die zwei Leute der äußersten Reihen abwechselnd mit eisernen Hämmern, ohne von der Stelle zu gehen, und auf diese Weise wurden alle drei Linien mit einemmale bearbeitet. Dieses Geräusch hörte man auf einige Werste weit, denn es schlugen stets ungefähr 100 Menschen auf einmal. In dem Maße als sie tiefer in den Stein eingruben, wechselten sie die Rupase, und nahmen längere, so daß sie zuletzt welche von 10, 12, ja an einer Stelle von 15 Arschinen gebrauchten. Außerdem hatten die Arbeiter kleine eiserne Werkzeuge, wie Schöpfkellen, die an langen hölzernen Stäben befestigt waren, und womit sie von Zeit zu Zeit aus der Rinne, die nicht mehr als 4 Zoll Breite hatte, Splitter der Granitmasse, die durch das fortdauernde Arbeiten der Rupasen in Staub verwandelt waren, herausholten; während dieser Zeit ließen sie in den benachbarten Schmieden ihre Rupasen schärfen, und setzten dann die Arbeit fort. Hieraus erhellt, welche ungewöhnliche Geduld und Ausdauer diese Leute haben mußten, um eine so mühselige und einförmige Arbeit zu Stande zu bringen! Besonders mühselig ist die Arbeit für Denjenigen, der auf einem Gerüste neben der Rinne sitzend, den Rupas hält, und bei jedem Schlag seines Gefährten mit dem Hammer die Erschütterung in den Händen, ja im ganzen Körper fühlt. Diese letztern verlassen häufig die Arbeit, weil ihre Hände beschädigt werden. Dieses Ausgraben des Bergs durch Menschenhände ist weit der schwierigste Theil der Arbeit in physischem Sinne, und kostet bedeutende Summen. Dabei muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß Jakowleff weder Mühe noch Kosten sparte, um alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Um jedes Mißlingen zu vermeiden, machten sie auf drei Seiten Einschnitte in den Berg. Dieß Einschneiden des Bergs war indeß keine neue Erfindung. Es geschah eben so, wie früher; nur mit dem Unterschied, daß die Einschnitte dicht neben einander geführt wurden. Vielleicht läßt sich mit der Zeit noch ein Mittel ersinnen, um diesen Theil der Arbeit zu vervollständigen, und mit geringeren Kosten die menschliche Arbeit bedeutend zu erleichtern. Vielleicht lassen sich Maschinen zu vertikalen Einschnitten der Berge, auch bei größern Arbeiten, erfinden, vermittelst beweglicher Hämmer und Brechstangen, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden.

Während auf diese Weise ein Theil der Arbeiter vom 15 Junius 1830 bis 19 September 1831 auf die obenbeschriebene Weise mit dem Ausgraben der Granitmasse von drei Seiten beschäftigt war, verwendete Kotodkin den andern Theil derselben zum Losmachen der vorn neben der Säule liegenden Felsenmassen, die zum Piedestal und den übrigen Theilen des Monuments bestimmt waren; auf der Oberfläche des Berges wurden mit Rupasen Linien ausgegraben, jedoch nicht über 4 Arschinen tief; dann wurden dicke eiserne Keile, einige Pud schwer, in vertikaler Richtung, einer ungefähr eine Arschine von dem andern eingesetzt, und auf diese Keile schlugen die stärksten von den Arbeitern mit 25 Pfund schweren Hämmern auf einmal, wodurch in kurzer Zeit eine Granitmasse für die Piedestale von 10 bis 25,000 Pud an Gewicht losbrach; der Sprung bei solchen Massen geht aber selten in ganz gerader Richtung. Noch vor dieser Operation mit Keilen wird unterhalb der auszuhebenden Masse durch Sprengungen mit Pulver der untere Theil derselben frei gemacht.

*) Eine viereckige Brechstange ungefähr 2 Zoll dick.

so daß die ganze Masse, so zu sagen, nur noch dahängt. Unter diese kann man sich nun stellen, wie unter ein Dach, denn die Arbeiter stellen Stützbalken unter. Als auf solche Weise das Pulver den Grund hinreichend gereinigt hatte, wurde aus dem benachbarten Waldholze eine Art Bettung erbaut, auf diese gleiche Fläche wurden Walzen aus Birkenholz gelegt und unter diese leztern endlich eine Reihe in der Mitte durchsägter Balken, einer eng neben den andern, so daß sie eine ebene horizontale Fläche bildeten. Nun läßt man die Masse herab, welche bald die in Bereitschaft gehaltene höhere Fläche erreicht, wo sie dann völlig in der Gewalt der Menschenhände ist. Durch Spillen oder Krahne wird sie sodann an einen bequemen Ort fortgeschoben, wo man ihr endlich durch grobes Behauen die erforderliche geometrische Form gibt. Solche ungeheure Massen wurden bis jezt noch von Niemand in Bewegung gesezt. Zur Ruhezeit d. h. beim Frühstück, Mittagessen und Abends, wenn sich die Arbeiter in die Kasernen begeben, nimmt man gewöhnlich die Sprengung der überflüssigen Granitmassen vor. Die von den Arbeitern ausgegrabenen Löcher ladet ein besonderer Mann, der Palschtschik (Feuerer) genannt, mit Pulver; er ist zu dieser Arbeit besonders angestellt.

Zum Vorschlag verwenden sie trockenen Lehm, und vermittelst eines eisernen Ladstocks wird ein Zündloch an der äußern Seite bis zur Ladung hineingestoßen, und dann eine mit Pulver gefüllte Zündröhre aufgesezt. Einige Ladungen sind so stark, daß der Boden und die Gebäude auf einige Werste im Umfang von der Explosion zittern, und die Fenster klirren. Bei stillem Wetter wiederhallt jede Sprengung einigemal in den entfernten Bergen, und da in der Umgegend von Pjuterlax an den Ufern der Bucht im Sommer wenigstens ein halbes Dutzend Steinbrüche bearbeitet werden, so kann man sich vorstellen, daß manchmal eine wahre Kanonade angeht.

Im Laufe des Winters von 1830 auf 31 schritt man zu Erbauung einer starken Anfurth, die eigens dazu bestimmt war, die Alexandersäule auf das Schiff zu schaffen, das ausdrücklich zu diesem Behufe in Petersburg nach dem Entwurf und unter der Leitung des Oberlieutenants und Ritters Glasyrin vom Marineingenieurkorps erbaut worden war. Dieß Schiff hatte einen flachen Boden, 165 Fuß Länge und 42 Fuß Breite und hatte bereits die Probe bestanden, daß es von sehr starker und dauerhafter Konstruktion sey; am Ende des Jahres 1831 hatte man auf demselben die drei größten Steine für das Monument nach Petersburg geführt, deren Ausladung erst am 7 November auf dem Kay in der Nähe des Winterpalastes begann, und deren Gewicht zusammen ungefähr 60.000 Pud (20.000 Ctr.) betrug. Die obenerwähnte Anfurth wurde der aufzuhebenden Säule gegenüber, und so zu sagen in paralleler Richtung mit ihr gebaut. Der Entwurf dazu wurde dem Unternehmer von der Regierung zugestellt. Von der Anfurth gegen das Meeresufer zu, wurde ein Dammweg aus Granitblöcken erbaut, und die Anfurth selbst bestand aus Kisten, die an Pfählen befestigt waren, welche man durch das Eis so tief eingeschlagen hatte, daß sie auf den Grund des Meeres reichten; diese Kisten wurden vom Boden bis auf die Oberfläche mit Granitblöcken angefüllt, und die ganze Oberfläche mit Granitschutt überstreut, der sich, wie die Granitblöcke, hier natürlich in Menge findet. Auf dieser Fläche wird die bereits abgerundete Säule fortgewälzt nach dem Schiffe. Die Anfurth mit dem Damme hat 22 Saschenen Länge und 16 Saschenen Breite. Mit dieser Anfurth parallel wurde in einer Entfernung von 7 Saschenen, aus denselben Materialien eine mächtige Terrasse gebaut, von 10 Saschenen Länge und 14 Saschenen Breite. Auf dieser Terrasse werden die Krähne aufgestellt werden, wenn man die Säule nach dem Schiffe wälzt, welches zwischen der Anfurth und der Terrasse seine Stellung nehmen wird. *) Nun will ich mich bemühen, auf dieselbe Weise den Triumph zu schildern, als am 19 September (1 Oktober) 1831 die Alexandersäule völlig losgemacht, und von dem Berge herabgewälzt wurde. Als man alle vor der Säule liegenden Blöcke weggeschafft hatte, schritt man zur Ausräumung des Grundes unmittelbar unter der Säule, und als Dieß durch wohlberechnete, nach allen Seiten gerichtete Sprengungen soweit vollendet war, daß die über 100.000 Pud (40.000 Ctr.) wiegende Masse fast in der Luft hing, stellte er unter die Masse selbst, und auf die vordere Seite Stützen. Diese stacken oben in Löchern, die man in die Masse geschlagen hatte. Die Länge der Balken betrug 4 bis 5 Saschenen. So konnten die Leute ohne alle Gefahr noch unter der Masse arbeiten, denn man mußte die Einschnitte am Grunde durch Sprengungen erweitern, damit die Masse leicht und ohne Hinderniß herunter gelassen werden könne. Als alles Dieß geschehen war, schritt Kolodkin, jezt in Gegenwart Jakowleffs zu den für das Herabwälzen der Masse nöthigen Anordnungen. Am Boden wurden nach der ganzen Länge der Säulen Balken und Bretter in der Art angebracht, daß sie eine schiefe Fläche bildeten; auf diese Flächen wurden Tannen- und Fichtenreiser ausgestreut und auf dieß Lager mußte die Masse fallen. An dem vertikalen Einschnitt wurden in gleichen Entfernungen 12 viereckige Löcher angebracht, jedes 6 Werschock (12 Zoll) tief. In 10 dieser Löcher wurde ein Balken aus Birkenholz etwa 5 Saschenen lang, als Hebebaum angesezt, in die zwei übrigen Löcher steckte man gleichfalls in vertikaler Richtung zwei eiserne Hebebäume 5 Arschinen lang und 5 Werschock dick, jeder 29 Pud schwer. Diese beiden eisernen Hebebäume wurden an denjenigen Stellen angewandt, wo die Masse die größte Höhe hatte, und also auch die Hebebäume verhältnißmäßig die meiste Stärke haben mußten. An den obersten Enden dieser Hebebäume waren mit dicken Seilen Klammern befestigt, an denen Taue hingen. An diesen Hebebäumen mußte ein Theil der Leute arbeiten, d. h. an den Stricken ziehen, um von der obern Seite des Berges her zum Losmachen der Masse mitzuwirken. Andere Anstalten wurden von Jakowleff und Kolodkin unterhalb getroffen. Hier waren neun der Regierung gehörige Schiffswinden *) aufgestellt, die möglichst in dem Boden befestigt waren. Oben auf der Masse waren eben so viele mächtige Haspen eingekerbt, an welchen eiserne Klammern befestigt waren, und von allen diesen Schiffswinden liefen dicke Taue an die ihnen entsprechenden Haspen. Durch die vereinte Kraft der Schiffswinden von der einen, und der Hebel von der andern Seite hoffte man die Masse zum Rollen zu bringen. Alle Stützen und Contreforcen wurden zu gleicher Zeit weggenommen, und das obenbeschriebene Gerüste vollendet. Als alles in Bereitschaft war, wurde noch am Vorabend (18/30 September) von dem Unternehmer dem in Wiborg sich aufhaltenden J. Montferrant, dem ersten Architekte bei dem Bau der Isaakskirche, Nachricht gegeben. Als Herr Montferrant am folgenden Tage nach dem Steinbruch bei Pjuterlax kam, legten die Arbeiter das noch übrige Reisig auf die Bettung, dann wurde jeder an seinen bestimmten Posten gestellt, der Unternehmer selbst gab das Signal mit einer Glocke, und nach einer Arbeit von 7 Minuten wurde um 6 Uhr Abends die große Masse glücklich vom Berge losgetrennt. Es muß bemerkt werden, daß ein Theil der Masse am Boden, ungefähr eine Saschene breit, damals noch mit dem Felsen zusammenhing, man kann sich also vorstellen, daß das Krachen stark genug war, obgleich das Losreißen gleich dem Sprengen mit Pulver kaum einen Augenblick dauerte. In demselben Augenblicke fielen alle 12 stark ausgespannte Hebebäume auf die entgegengesezte Seite. Am andern Tage, d. h. Sonnabend den 20 September (2 Oktober) wurde keinerlei Arbeit in dem Steinbruch verrichtet, die Architekten nebst dem Werkmeister reisten an demselben Tage Morgens nach Petersburg ab. Da am 18 September der Block nur zwei Arschinen weit aus seiner jezigen Lage herausgehoben worden war, so mußte man sich abermals an die Arbeit machen, um ihn ganz auf die Seite zu legen, was nur mit großer Gefahr und Mühe zu Stande gebracht wurde. Die Arbeiten begannen Mittags von Neuem, aber die Masse war nicht von der Stelle zu bringen, denn die aus Balken gefertigte Unterlage widerstand allen Anstrengungen; man arbeitete den ganzen Tag, brachte aber die Masse nur um 4 Zoll von der Stelle. Endlich kam man auf den Einfall, die in die Masse eingerammten Haspen zu ändern und auf der Seite einzusetzen, wo der Einschnitt gemacht worden war; man nahm so viel möglich die Unterlage weg, und nachdem man die Vorarbeit am Montag und Dienstag gemacht hatte, wurde endlich Mittwoch den 23 September (5 Oktober) die ganze Masse auf die Seite gelegt, so daß derjenige Theil, wo eingeschnitten worden war, nun oben stand, und damit war die Masse so zu sagen völlig in der Menschen Hand gegeben.

*) Der Brief ist demnach vor der Fortschaffung nach Petersburg geschrieben.

*) Krahne mit gezackten Rudern von gegossenem Eisen, eine Erfindung des Generallieutenants Betancourt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 306. 1 November 1832.

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

Von Alfred Reumont.

> Ricorditi de me, che son la Pia:
> Siena mi fe', disfecemi Maremma;
> Salsi colui ch'innanellata pria,
> Disposando, m'avea con la sua gemma.
>
> Purg, c. V. 133.

Schon zur Zeit als der Dichter der göttlichen Komödie die schöne und unglückliche Madonna Pia de' Tolomei, welche von ihrem eifersüchtigen Gatten Nello della Pietra auf einem seiner Maremmenschlösser langsam durch die Miasmen getödtet worden seyn soll, diese klagenden Worte sprechen ließ, war die untere sienesische Provinz, die Etruria maritima der Römer, wegen ihrer verpesteten Luft und ihrer verheerenden Krankheiten berüchtigt, und an einem andern Orte vergleicht Dante das Geheul, das ihm aus einer der tiefsten Höllenschluchten entgegenschallt, mit dem Schmerzengeschrei der Kranken, welche im August die zahlreichen Spitäler des Chianathals, der Maremma und Sardiniens füllen (Inf. c. XXIX. 46.). Dieses Land, Jahrhunderte hindurch der verrufene Wohnsitz erblicher Uebel, durch Krankheit und Elend entvölkert, von Menschen und Natur gleichsam aufgegeben, ist in unseren Tagen der Schauplatz reger, wohlthuender Thätigkeit geworden, die dasselbe seinem alten Flor zurückzugeben strebt.

Wenn man den Hügel verläßt, auf dem das alterthümliche Siena liegt, Kunstfreunden wegen seiner herrlichen malerischen und architektonischen Schätze unvergeßlich, und in das tiefe Thal auf der Südseite hinabsteigt, so findet man sich Anfangs von Gärten und Landhäusern umgeben, die aber bald ausgedehnten Wiesengründen Platz machen. Nach und nach wird die Gegend einsamer, der Weg steigt und senkt sich abwechselnd, die Hügel sind mit dichten Waldungen bedeckt, welche sich unabsehbar weit erstrecken, Häuser und Einwohner trifft man selten. Die Mersa, welch, vo n den westlichen Gebirgen kommend, einen großen Theil der sienesischen Provinz durchfließt und sich mit dem Ombrone vereinigt, strömt den Thalgrund entlang, durch den der Weg sich zieht, bis er über den Kamm des waldigen Gebirges führt, welches das untere Ombronethal von dem der Mersa scheidet. Hier, wo die einsame Osterie Ferrole liegt, ist das Hochland wild, zum Theil felsig und öde, zum Theil voll Wälder, durch welche die Straße sich schlängelt und die sie von beiden Seiten einschließen, aus hochstämmigen Eichen und Steineichen, Linden, Ahorn, Hagebuchen, Eschen und anderen Baumarten bestehend. Rauschende Waldbäche strömen auf allen Seiten, im Winter gefährlich und angeschwollen, im Sommer meist trocken. Auf den Höhen sieht man, nachdem man die südliche Seite des Gebirges erreicht hat, bald vereinzelte Bauerhäuser, bald kleine Dörfer und Ortschaften. Bei Batignano wird die Gegend offener, das Land erweitert sich nach allen Seiten, die Gebirge treten zurück, der Ombrone, durch starke Gebirgsströme erweitert, windet sich in zahlreichen Krümmungen durch die Ebene. Man ist in der Fläche von Grosseto angelangt, die einen nicht wilden, aber traurigen und reizlosen Charakter an sich trägt. Die Bäume sind verschwunden, die Vegetation ist karg, der Boden wenig fruchtbar, die Zahl der Wohnungen äußerst gering. Zahlreiche Pferde von einer kleinen schlechten Race grasen auf den weiten Wiesenstrichen. Zur Rechten beginnt schon die sumpfige Fläche, deren Mittelpunkt der See von Castiglione bildet. Man kommt unter dem auf einem Hügel liegenden zertrümmerten Wachtthurme Moscona, an den Thermen von Rosselle vorbei, in deren Nähe im dichten Gebüsche sich die geringen Trümmer dieser alten etruskischen Stadt befinden; trifft schon bald auf Gruppen von Arbeitern, welche mit ihren Schaufeln bei der Grabenarbeit beschäftigt sind, fährt über zwei Brücken, die über neuangelegte Canäle führen, und erreicht Grosseto, das, von dauerhaften Wällen und Mauern umschlossen, mit breiten, geräumigen Straßen und seinem im Aeußeren den Kathedralen von Siena und Orvieto im verkleinerten Maßstabe ähnlichen Dome, der nach der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und von außen abwechselnd mit rothen und weißen Marmorplatten belegt ist, den ansehnlichsten Ort der toscanischen Maremmen und zugleich den Mittelpunkt der gegenwärtig in denselben zur Austrocknung der Sümpfe unternommenen großen Arbeiten bildet.

Diese Stadt, bei Antoninus im Itinerarium Rosetum genannt, ist der Hauptort des untern Ombronethales, das östlich vom Kirchenstaat und Val di Fiora, nördlich vom Val d'Orcia und obern Ombronethal, westlich vom Val di Pecora und südlich vom Mittelmeere begränzt, im Mittelalter Anfangs in die Besitzungen einer Menge unabhängiger Edeln, unter denen die Aldobrandi als Grafen von Sovana und von Santa Fiora die mächtigsten waren, und

in kleine Freistaaten getheilt war, die endlich alle unter die Oberhoheit Siena's und nach dem Falle dieser Republik in den Besitz der Toscana unterjochenden Medici kamen. Grosseto liegt in einer weiten Ebene, fünfzehn Minuten von dem rechten Ufer des Ombrone entfernt, und scheint sein Aufblühen dem Untergange des von den Saracenen völlig zerstörten Roselle zu verdanken. Im Winter zählt die Stadt über 4000 Einwohner, und wird belebt durch den vielen Verkehr, den die Arbeiten in den Sümpfen veranlassen; während des Sommers sieht man kaum 2 — 300 Menschen, welche, durch ihre Pflicht, oder weil sie eines andern Zufluchtsortes entbehren, hier festgehalten, bleich und von Krankheit abgemattet, ein elendes Daseyn dahinschleppen, während die meisten Häuser der Stadt verschlossen, die Straßen menschenleer und verödet, und die Bewohner in die nahen Gebirgsgegenden geflohen sind, den tödtenden Miasmen dieses unglücklichen Landes zu entgehen.

Da die stehenden Gewässer als die Hauptursache der Verpestung dieser Gegenden betrachtet werden müssen, so wird eine Uebersicht der Ausdehnung derselben hier an der rechten Stelle seyn. Das ganze toscanische Uferland ist eine weit ausgedehnte Fläche mit meist sandigem, zum Theil felsigem Strande. Die von den Gebirgen — Nebenzweigen des Apennin, dessen einer Hauptarm sich durch die obere sienesische Provinz erstreckt und über dessen Kamm bei Radicofani die römische Straße führt — strömenden Gewässer finden, in der Ebene angelangt, keine Senkung gegen das Meer, sie verflachen sich, versanden und fließen langsam in ungeheuer weiten platten Betten, die, von Inseln durchschnitten, im Sommer größtentheils trocken sind. Im Winter nun strömt das Wasser über die wenig erhöhten Ufer, während bei annäherndem Sommer, da dieses ausgetretene Wasser nur zum Theil wieder in den Strom zurückzutreten vermag, in den Feldern und Wiesen große Sümpfe zurückbleiben. Auf diese Weise haben sich diese Moräste nach und nach auf eine so außerordentliche Weise ausgedehnt. Dazu kommt noch, daß, da das Meer höher ist als manche Stellen dieser Ebene, das Seewasser in die Flußmündungen ein- und überfließt, sich mit dem süßen vermischt und das Uebel bedeutend vergrößert. An der päpstlichen Gränze, zwischen Civita-vecchia und Orbetello, nehmen die Sümpfe auf toscanischem Boden ihren Anfang, und man findet dort längs der Küste den See von Burano, die Seen della Bassa, di San Floriano, Acquato, Secco und viele andere kleinere, bis man zu dem großen See von Orbetello gelangt, an welchem auf einer Landspitze die gleichnamige Stadt liegt und ihr gegenüber auf einer Halbinsel, die den See einschließt und durch zwei Erdzungen mit dem Continente verbunden wird, der hohe Monte Argentario, in einem Theile der ehemals spanischen sogenannten königlichen Präsidien, mit den ziemlich guten Häfen Port' Ercole und Santo Stefano. Auf dem rechten Ufer des nicht weit vom nordwestlichen Ende des genannten See's ins Meer mündenden Flusses Albegna liegt der Sumpf Guinsone, und nicht weit davon bei dem Hafen Talamone, dem ersten, welchen die Florentiner am Mittelmeere besaßen, gemäß der Sage nach Ajax Vater benannt, der Sumpf gleiches Namens, dem sich der des Alberese anschließt, mit welchem der Ombrone in Verbindung steht. Nun gelangt man an den großen See von Castiglione della Pescaja, welcher von Nordost nach Südwest zehn Miglien Länge hat; und weiter westlich dem Strande folgend an den Sumpf des Pian di Rocca, den Namens Gualdo am Vorgebirge der Troja, und den von Alma nahe an der Mündung des Flüßchens gleiches Namens. Zwischen dem Thurme von Portiglione und der Eisenschmelze Follonica liegt der etwa 15 Miglien im Umfange habende Sumpf von Scarlino, weiterhin der von Torre mozza und endlich der piombinesische, welcher eine Fläche von mehr denn 19 Miglien füllt. Jenseit der Bucht von Populonia kommt man an den See von Rimigliano, und an einige kleinere Sümpfe in der Gegend der Mündung der Cecina, wo die eigentliche Maremma ihren Anfang nimmt.

Aber die Sümpfe, obgleich der Hauptgrund der Luftverderbniß, sind doch bei weitem nicht der einzige. Es herrscht Mal'aria auf den Hochebenen Estremadura's, einem der trockensten Landstriche Spaniens, und auf denen von Corsica. Man hat verschiedene andere Ursachen angeführt: das Wüstellegen großer unbebauter Strecken, die dichten Waldungen u. s. w.; mit dem meisten Rechte aber die Verfaulung einer in diesen Gegenden wuchernden Wasserpflanze, der Chara, die in dem süßen und salzigen Wasser der Gräben und Sümpfe, nicht aber im Meerwasser selbst lebt. Sprengel führt 16 Arten derselben an, von denen acht in Europa einheimisch sind. Die gewöhnlichsten derselben sind in diesen Gegenden die Chara vulgaris, hispida und flexilis, auch findet man die tormentosa, translucens und gracilis. Sie hat keine eigentlichen Blätter, sondern gedrehte mehrgliedrige kleine Zweige. Wenn die Chara fault, was im salzigen Wasser eher geschieht als im süßen, so verbreitet sie einen höchst unangenehmen Geruch; das Wasser wird schmutzig und überzieht sich auf der Oberfläche mit einem dunkeln gelbgefleckten Häutchen. Die dabei entwickelte Gasart ist ein Gemisch von schwefligsaurem Wasserstoffgas, kohlensaurem Gas und Stickstoff. Bleibt man eine Stunde in einem verschlossenen Zimmer, dem Geruche der Chara ausgesetzt, so empfindet man Schwere des Kopfes und Uebelkeit, und bekommt bald Erbrechen — Beweis genug, daß die Wirkung der von dieser Pflanze ausgehauchten Gasarten eine höchst verderbliche und giftige ist. Auf Veranlassung des regierenden Großherzogs und zum Theil unter seinen Augen unternahm der Professor P. Savi von der Universität Pisa eine Untersuchung der Chara, deren Resultate er in einem Schriftchen: Ricerche fisiche e chimiche sulla Chara o Putéra (Pisa, 1831) bekannt gemacht hat. Er fand darin kohlensauren Kalk, holzige Materie, Extractivstoff, geronnenes Eiweiß, verschiedene lösbare Salze, Chlorophyll, wachsartige Substanz, Eisen und einen geringen Antheil Kieselerde. — Wenn die Chara auf dem Boden tiefer Gewässer wächst, so verbreitet sie keinen verpestenden Geruch, wie es z. B. mit dem großen Landsee von Cientina im Val di Nievole an der Gränze von Lucca der Fall ist. Doch ist auch dort die Luft nichts weniger als gesund, wie die Florentiner zu ihrem großen Nachtheile im Jahre 1325 erfuhren, wo ihr Heer auf Veranstaltung ihres eigenen verrätherischen Generals, des Catalanen Don Raimund von Carbana, in der Gegend dieses Sees zur Sommerzeit so lange verweilte, bis Fieber und andere Krankheiten es schwächten, so daß es Castruccio, dem Herrn von Lucca, leicht wurde, dasselbe am 23 September genannten Jahres

bei Alto Pascio aufs Haupt zu schlagen und selbst den florentinischen Fahnenwagen (Carroccio) zu erobern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bermudasinseln und der Wallfischsprung.

(Fortsetzung.)

Es war unmöglich, bei solchem Wetter auch nur einen Augenblick anzuhalten; der Leander schoß wie ein Pfeil dahin, indem er an dem Vorgebirg Chebukto, dem Kap Sambro und ich weiß nicht wie vielen andern schwarzen Vorgebirgen und nackten Felsen vorbeiflog, von denen man hätte glauben mögen, sie seyen durch den Wogenanschlag und die Reibung irgend einer ungeheuren Ueberfluthung ausgewaschen worden, die zwischen den Ufern des Eriesees gegen Westen und zwischen Boston und New-York gegen Süden und Osten hereingebrochen. Doch an diesem Tage hatten wir wenig Zeit dergleichen Sündfluthbetrachtungen anzustellen. Die Kühlte verwandelte sich plötzlich in einen Fallwind, der unser Segel am Hauptmast in tausend Stücke riß und die Fetzen mit solchem Krachen in den Orkan hineinschleuderte, daß mir noch bis auf diese Stunde das Geprassel davon in den Ohren schmettert. Ich weiß wenig Dinge, die einen entsetzlich großartigeren Eindruck machen, als das klatschende Getöse eines nassen Segels in einem ähnlichen Sturme, wenn es durch die Schoten nicht mehr festgehalten, in jedem Sinn des Wortes sich dreht und windet, um sich von seinen Raaen los zu machen, die auf eine so furchtbare Art gebogen werden und krachen, daß selbst der untere Theil des Mastes sich oft wie ein Schilfrohr biegt. Allerdings habe ich Donnerschläge gehört, die stärker waren als das Krachen, von dem ich rede, aber wenige, die einen solchen erschütternden Eindruck machten, als die Explosionen eines Segels, das von einem mit Wind und Regen gemischten Ungewitter zerrissen wird. Es ist als müßte das Schiff von oben bis in seinen untersten Raum bersten. Der Admiral blickte nach dem zerrissenen Segel empor, mit so viel Kaltblütigkeit als möglich, und befahl, die Mastwächter im Mastkorbe des Hauptmastes einzuberufen, um sie, da ihr Dienst völlig unnütz geworden war, aus dem Bereiche der Taue zu bringen, die über ihren Köpfen rasselnd zusammenschlugen. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, wie Sir A. Mitchell einen Blick nach der Seite hinwarf woher der Wind wehte, in der Hoffnung irgend einen günstigen Wechsel zu erspähen; allein es wurde immer ärger, und da der Fockmast wirklich in Gefahr zu kommen schien, denn er beugte sich wie ein Rohr, obgleich sein Segel schlaff herunterhing; so gab der Admiral selbst unmittelbar seine Befehle und leitete, ohne sich der herkömmlichen Zwischenorgane zu bedienen, das Manöver, indem er mit einer Donnerstimme schrie, die mich erbeben und zwei Schritte auf dem Kastell zurücktaumeln machte: „Leute an das Geitau — keine untern Segel!" Einen Augenblick darauf rollte sich das Segel allgemach um die Segelstange; der Leander, der in allen Fugen und bis in die Fasern seines kleinsten Balkens hinein wie von Schmerz gepeinigt ächzte, erschien nun auf einmal von dem Druck des Segels erleichtert, der ihn vom Vorder- bis zum Hintertheile zittern machte und nahe daran war, das Schiff um und umzukehren, und kopfüber in den brüllenden Abgrund des Meeres zu stürzen.

Man sollte auch zur Erleichterung des Bugsprietes klinkerweise die Külverstange aufgestellt werden. Bei dieser Arbeit fiel einer von unsern Matrosen ins Meer; es war der zweite Bootsmann auf dem Vorderkastelle, dem wegen seines bewunderungswürdigen Talentes, das Steuerruder zu führen, der Kapitän eines Tages das Kompliment machte, er müsse die Magnetnadel am Kompaßhäuschen festgenagelt haben. So war er auch bei Jedermann an Bord so beliebt, daß sein Verlust mehr als gewöhnliches Bedauern erregte. Ich sah den armen Teufel von seinem Posten hinabstürzen und neben den Schiffen herschwimmen, wie Korkholz über die Wogen hin geschleudert, die er muthig mit seinen Armen bekämpfte, indem er uns einen bittenden Blick zuwarf, den ich nie in meinem Leben vergessen werde. In weniger als einer Minute war er unsern Blicken entschwunden; ein Boot hätte bei solchem Wetter schwerlich sich halten können, und Alles was man für ihn thun konnte, war ihm Taue zuzuwerfen, von denen seine Hand keines erreichen konnte. Zwar hatten wir den Unglücklichen bald aus dem Gesichte verloren, allein wahrscheinlich konnte er uns noch lange unterscheiden, indem wir unter dem Winde ohne Segel liefen. Dieser Orkan, der erste, den ich erlebte, war auch einer der furchtbarsten, dessen ich mich erinnere; er dauerte drei Tage, zerstreute unser kleines Geschwader, versenkte fast den „Cambrian," eines unsrer Schiffe, das einige Tage nach uns auf den Bermuden anlangte, und seinen Hauptmast und seine drei Marsstangen verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Douville's Reisen vor dem Forum der englischen Kritik.

Bekanntlich hat die geographische Gesellschaft in Paris Herrn Douville für seine Reisen im Innern von Afrika den großen Preis — eine goldene Medaille von tausend Franken — zuerkannt, die auf die wichtigste geographische Entdeckung ausgesetzt war. Herr Douville selbst gab eine Beschreibung seiner Reise in drei Bänden, samt einem Atlas lithographirter Karten und Beilagen heraus. Das „Foreign Quarterly Review" (Augustheft S. 156 bis 206) bestreitet nun die Angaben dieses Reisenden nicht nur mit sehr erheblichen Zweifeln, sondern weist ihm auch eine Menge Widersprüche und Fälschungen nach, und beschuldigt ihn geradezu des Betrugs. „Die geographischen Gesellschaften von Paris und London, sagt das erwähnte Review in seinem geharnischten Angriffe, dessen Erwiderung nun von Seite Douville's zu erwarten steht, haben ihn mit Auszeichnungen und Ehren überhäuft. Wir erröthen für diese gelehrten Vereine, die sich von einem so handgreiflichen Betruge hinter's Licht führen ließen. Die geographische Gesellschaft von London mag noch entschuldigt werden; denn wie läßt sich denken, daß ehrenhafte Männer, die gewöhnlich nur mit Personen von Charakter im Verkehre stehen, gegen eine solche Schamlosigkeit ohne Gleichen auf ihrer Hut seyn sollten? Allein die geographische Gesellschaft von Paris scheint gewissermaßen sich des Betrugs mit schuldig gemacht zu haben, da sie Douville's Angabe durch eine Kommission untersuchen und prüfen ließ, oder wenigstens sich den Schein gab es zu thun, und seinem Machwerke durch eine Würdigung voll Lobeserhebungen, die den drei Bänden als Vorwort beigegeben ist, das Siegel der Beglaubigung aufdrückte. Die Gesellschaft ist es sich selbst und dem Publikum schuldig, die Art und Weise, wie sie hintergangen wurde, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Herr Douville selbst aber wird, wie wir nicht zweifeln, in Kürze alle seine glän-

zenden Entdeckungen auf die eine reduzirt sehen: daß die gelehrte Welt nicht lange hintergangen werden kann."

Die Anklage, die das Review gegen Douville erhebt, faßt es in die drei folgenden Punkte zusammen: 1) daß die Erzählung seiner zweiten Reise (die erste von Loanda, dem Hauptorte der portugiesischen Besitzungen, nach Bihé und Cunhinga, und von da zurück, die einen Zeitraum von fast zwölf Monaten einnahm, läßt der Kritiker noch als authentisch gelten) nur eine mit wenig Geschick zusammengetragene Sammlung von Anekdoten, Reisetagbüchern und aufgerafften Erkundigungen von Pompeiros oder reisenden Handelsleuten und mulattischen Sklavenhändlern sey, und folglich auf Nachrichten beruhe, die von Menschen herrühren, welche weder hinsichtlich ihrer Redlichkeit noch ihres Verstandes sonderlich viel Glauben verdienen; 2) daß Douville mit der wohlbedachten Absicht schrieb, seine angeblichen Entdeckungen bis zum Aequator und dem 25° des Meridians östlich von Paris, der mitten durch das Herz von Afrika geht, auszudehnen; 3) daß er, um diesen Zweck zu erreichen, alle Erkundigungen, die ihm einzuziehen möglich wurde, verfälschte; Reiseberichte über Länder, die weit von einander entfernt liegen, in einander mengte, und um dem Gewebe seiner Erdichtungen eine Farbe zu geben, astronomische Beobachtungen beifügte, die er an Ort und Stelle angestellt haben will, in denen er aber eine völlige Unkenntniß der Sache verräth. Zur Begründung dieser Anklage stellt der Kritiker zehn Beweise auf, von denen folgende die wichtigsten sind: Wer eine Reise von 3500 englischen Meilen mitten durch barbarische Nationen und Länder macht, hat gegen seine Leser die Verpflichtung, die Mittel aufzuzählen, durch die es ihm möglich wurde, ein so schwieriges Unternehmen auszuführen. Douville beobachtet hierüber ein gänzliches Stillschweigen. Auf seiner ersten Reise war er von seiner Gemahlin und 280 Negern begleitet, während eine noch größere Zahl auf seine Rechnung nach Bihé und Cassanschi vorausgeschickt worden war. Auf seiner zweiten Reise bestand sein Gefolge aus 500 Negern; allein es wird uns nicht gesagt, unter welchen Bedingungen er sie in seinen Dienst genommen. Nur im Vorbeigehen erfährt man, daß die Pombeiros manchmal einem Lastträger für den Tag sechs Franken bezahlen müssen; an einer andern Stelle nimmt er jedoch als billigen Lohn 1 Fr. 25 C. an. Wenn man nun nach diesem Verhältnisse seine Ausgaben berechnet, so findet sich, daß die tägliche Bezahlung seines Gefolges allein 375 bis 625 Fr. gewesen sey, folglich während der 25 Monate seiner Expedition eine Summe von 375.000 Fr. betragen haben müsse. Allein auch die übrigen Ausgaben Douville's können nicht geringer gewesen seyn; er bezahlt fast stets den doppelten Preis für den verlangten, macht prächtige Geschenke, worunter sich auch Generals- und Obristenuniformen befinden, Degen, Flinten, Tuch, Rosenliqueur, Wein und Rum ohne Maaß. Wenn man hiezu noch die für die Lebensmittel eines kleinen Heeres erforderlichen Ausgaben rechnet; so steigt der ganze Aufwand zu einer so gewaltigen Summe, daß man kaum glauben möchte, ein Privatmann werde so große Mittel daran setzen, bloß um seine Reiselust zu befriedigen. — Alle, welche Erzählungen von Reisen in Afrika gelesen haben, müssen wissen, wie schwer es ist, sich in jenem uncivilisirten Lande Lebensmittel zu verschaffen. Denn wenn zwar die Fruchtbarkeit des Bodens seinen Bewohner der Arbeit überhebt, so wird letzterer eben dadurch so sorglos, daß er nicht im Mindesten daran denkt, einen Vorrath zurückzulegen. Kapitän Tuckey und seine Gefährten kamen so im eigentlichen Sinne des Wortes aus Mangel an Nahrung um. Aber Herr Douville, obgleich er selbst an einigen Stellen auf den Mangel an Lebensmitteln unter den Eingebornen anspielt, erwähnt dennoch nichts von den Schwierigkeiten, die ihm dadurch zugestoßen seyn müssen. Eben so schweigt er über die Art und Weise, wie er seine kleine Armee, seine Mulatten, seine Mani- und Bihé-Neger, in Zucht und Gehorsam hielt, und wie es ihm gelang, Menschen, die sich gewöhnlich kaum über die Gränzen ihres Stammes hinauswagen, aus Furcht aufgefangen und als Sklaven verkauft zu werden, so viele tausend Meilen weit, ohne das geringste Murren und die mindeste Widerspänstigkeit zu führen. — Indeß mag Herr Douville noch alle diese Unwahrscheinlichkeiten ausgleichen können; schwerer dürfte es ihm werden, mit Widersprüchen, die in seinen Zeitangaben liegen. Fast alle sind bloß erdichtet, und zwar in der Absicht, um den wahren Zeitverlauf während der Dauer seiner Reise zu verschleiern. Denn wie hätte man sonst glauben können, daß er bis zum 25° der östlichen Länge von Paris vorgedrungen sey. Unter mehreren Beispielen solcher Widersprüche, vorzüglich aber zwischen den seinem Werke angehängten astronomischen und meteorologischen Beobachtungstafeln, und dem Texte selbst, führt das Review auch folgendes an: Nachdem Douville am 13 August den See Cuffua verlassen, kommt er am 30sten zu Mucangana an, wo er von einem heftigen Fieber befallen wird; er genes't wieder, macht Ausflüge in die Gegend, besucht die Bleiminen, lehrt die Eingebornen das Erz schmelzen, Schmelzöfen bauen, Blasebälge für die Schmieden errichten u. s. w.; verweilt noch lange genug, um den Erfolg seines Unterrichts zu sehen, und verläßt endlich Mucangana am 1 September, d. h. den zweiten Tag nach seiner Ankunft. — Als Beweise seiner Unwissenheit führt das Review mehrere Stellen an, unter andern eine, wo er von dem sanften Lauf eines Flusses spricht, der in einer Lieue sechs bis sieben Toisen laufe, ein Fall, der auch bei den kleinsten Flüssen eine unwiderstehliche Schnelligkeit der Strömung zur Folge haben müßte. Der Po läuft da, wo er nicht mehr als sechs Zoll Fall auf die englische Meile hat, drei englische Meilen in einer Stunde. Allein Douville, noch nicht zufrieden, läßt sogar Ströme bergauf laufen. Die Höhe von Port Hunga, an dem Ufer des Coanza, bestimmt er auf 472 Toisen, während die Mündung des Cango in den Coanza, ein wenig oberhalb der erwähnten Stadt gelegen, nur 331 Toisen Höhe haben soll. Ferner wenn man den Cobige, den Hauptnebenfluß des Coanza, etwa 300 bis 400 englische Meilen aufwärts geht, so findet man an seinem Ufer die Dörfer Ocunbessa und Magnunen, 231 und 219 Toisen über der Meeresfläche, d. h. mehr als hundert Toisen niedriger als Port Hunga. Bisher war als einer der unumstößlichsten Grundsätze der physischen Geographie angenommen, daß mehrere Flüsse nicht aus demselben See zugleich ihren Ursprung haben, oder wenigstens nicht weit neben einander strömen können, ohne sich zu vereinigen. Der von Douville entdeckte und beschriebene See Cuffua bildet hievon eine merkwürdige Ausnahme. Der Reisende läßt nämlich aus seinem östlichen Ufer einen Fluß sich ergießen, der seine Richtung nach Nordost nimmt, und an das gegenüberliegende Ufer setzt er einen Sumpf, aus dem sieben Flüsse entspringen, die statt sich zu vereinigen, im Gegentheile sich von einander entfernen, und große Länderstrecken durchströmen. Eine solche Angabe widerstreitet allen bisher angenommenen Naturgesetzen, und der See Cuffua scheint der See Nilus zu seyn, dessen Lopez erwähnt, und aus dem alle großen Flüsse Afrika's entspringen sollten. Die größten Verstöße aber begegnen Herrn Douville mit dem Monde. Am 25 Julius will er an dem erwähnten See bemerkt haben, daß der Mond, der in dieser Nacht schien, sich nicht auf der Fläche des Gewässers spiegeln konnte, da dieselbe mit einer dichten Schichte von Erdharz überzogen gewesen sey. Der unbarmherzige englische Kritiker zerstört ihm aber mit grausamer Hand die ganze schöne Mondscheinnacht, indem er ihm nachweis't, daß am 25 Julius gar kein Mond geschienen habe, da derselbe schon vier Stunden vor der Sonne untergegangen und unter diesem Meridian erst gegen drei Uhr Morgens aufgegangen sey, was nicht sehr viel zur Erhabenheit der beschriebenen Szenerie habe beitragen können. Eben so übel fährt Herr Douville mit einer Mondsbeobachtung zu Yanvo der Hauptstadt der Mulnas, am 28 September 1829, da unglücklicherweise an diesem Tage Neumond und der Planet der Romantiker gar nicht sichtbar war. Da Herr Douville die N'Bunda oder Abundasprache geläufig zu sprechen vorgibt, so weis't ihn der Kritiker auch in seinem Wörterverzeichniß eine Menge Verdrehungen von Worten nach, die ganz so geschrieben sind, wie sie verdorben aus dem Munde der mulattischen Sklavenhändler gekommen seyn mochten. Diese und andere Belege bringt die Kritik des Reviews bei, um ihr strenges Urtheil über Douville zu begründen, und wenn man gleich erst noch die Erwiderung von ihm und der geographischen Gesellschaft von Paris, die nicht minder als er in diesem schlimmen Handel betheiligt ist, abwarten muß; so kann man doch nicht umhin, nur aus den von dem Review hervorgehobenen Irrthümern und Widersprüchen einen sehr ungünstigen Schluß auf die Glaubwürdigkeit eines Mannes zu ziehen, den im mindesten Falle, wenn sich die gerügten Fehler nur eingeschlichen hätten, der Vorwurf eines mehr als französischen Leichtsinnes treffen müßte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 307. 2 November 1832

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

Somit wäre schon ein zweiter erheblicher Grund der Verpestung der Maremmen aufgefunden worden: ein dritter — und ein um so traurigerer, weil dessen Hebung noch langsamer und schwieriger seyn wird als die der beiden andern — liegt in der Beschaffenheit des Bodens selbst, woraus man sich erklären kann, weßhalb die Luftverderbniß sich an Orten findet, die schon vermöge ihrer hohen Lage vor Ueberschwemmungen und stehenden Gewässern sicher sind und wo die Kargheit der Vegetation besonders auffallend ist, wie in den Umgebungen von Volterra. Hier aber sind es die chemischen Erzeugnisse eines vulcanischen Bodens, der Schwefel, Salz, Vitriol, Alaun u.s.w. in großer Menge hervorbringt, welche nebst der Verödung des Landes jene traurige Erscheinung bewirken. Beim Uebergange über das Gebirge zwischen der Provinz von Siena und der von Grosseto kommt man an den starken gesäuerten Schwefelquellen von Petriolo vorbei; ähnliche findet man bei dem Thurme Talamonaccio am Ausflusse der Osa, in dem Gallcraie-Bade unterhalb Elci, in S. Michele zwischen Pomarance und Monte Cerboli, bei Leccia und Montioni; so wie Schwefelthermen bei Saturnia, Donoratico und Caldana. Die warmen Quellen von Roselle sind salinischer Gattung; die Salinen von Volterra versehen das ganze Großherzogthum mit Kochsalz. Ein sonderbares Phänomen sind die sogenannten Lagoni, die sich bei Monte Cerboli, Castel nuovo, Monte Rotondo, Serrazzano, Lustignano und andern Orten der obern Provinz Massa finden. Aus größern oder kleinern Kratern oder natürlichen Erdkufen, die mit schlammigem Wasser gefüllt sind, bisweilen auch trocken aus Rissen oder Spalten des Bodens, strömen mit Gewalt und Getöse gasförmige Fluida hervor, unter denen geschwefeltes Wasserstoffgas vorherrscht. Verschiedene Stoffe finden sich in dem dünnen Schlamm aufgelöst, oder verdickt am Rande: Schwefel, Schwefelkalk, Schwefeleisen und Schwefelmercur, schwefelsaures Ammoniak, Magnesia, Alaun und Eisen, verschiedene boraxsaure Salze und aufgelöste oder verdickte Boraxsäure. Der Boden ist nackt, heiß, veränderlich.*)

*) Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich bisweilen auf Strecken, wo während großer Sommerhitze die Erde völlig geborsten ist, wie man es nicht selten in Italien sieht, keine Malaria zeigte, aber sogleich zum Vorschein kam, wenn der Pflug die Erdoberfläche aufwarf.

Man hat mit dem Erdreiche, welches den Boden des Sumpfes von Castiglione bildet, eine Untersuchung vorgenommen, um dessen Bestandtheile und somit dessen Antheil an dem allgemeinen Uebel kennen zu lernen. Dieses Erdreich besteht aus Thon, ist leicht blau gefärbt und wird bei Einwirkung der Wärme gelb, dann röthlich. Beim Trocknen in Berührung mit der Luft bedeckte es sich mit einem weißen salinischen Ueberzuge. Achtzehn Pfunde dieser Erde mit Wasser vermengt ließen nach langsamer Verdunstung der Flüssigkeit über drei Unzen Bodensatz von salinischer Beschaffenheit, woraus nach der gehörigen Calcination und vermittelst einer zweiten Auflösung in Wasser, und neuer Verdunstung ein schönes Meersalz gewonnen ward, während, je nachdem die Calcination in verschlossenen oder der Luft zugänglichen Gefäßen vorgenommen wurde, Asche oder Kohlenstoff zurückblieb. Die Gegenwart der organischen Materie zeigt sich schon während der Verdunstung der Auflösung, indem diese eine immer dunkler werdende gelbe Farbe annimmt, und einen Anfangs ekelhaften ammoniakähnlichen Geruch verbreitet, der sich später in einen der Fleischbrühe ähnlichen verwandelt. Dieses organische Residuum, das im Durchschnitte neun Gran auf ein Pfund Erdreich beträgt, ist ein Gemisch von vegetabilischen und animalischen Substanzen, namentlich von Extractivstoff, Gelatina und Eiweißstoff, der aber bedeutend modificirt erscheint. Goß man über dieses Residuum gewöhnliches Wasser, so entstand sehr rasch Fäulniß mit höchst offensivem Geruch; Vermischung mit Seewasser veranlaßte auch Fäulniß, aber nur langsam. Aus dieser Erscheinung läßt sich erklären, weßhalb dieser Boden, von Seewasser bedeckt, keine verderbliche Ausdünstung verbreitet, wogegen er, unter süßem oder Regenwasser, und der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Luft verpestet.*)

Es ist also hier eine Anhäufung complicirter Grundübel vorhanden, deren Ausrottung scheinbar Menschenkräfte übersteigt, und welche so lange Zeit hindurch aller Anstrengungen gespottet haben. Mit Recht ist indeß als Princip angenommen worden, daß die Gewässer-Ansammlung, als das in die Augen Fallendste, zugleich angegriffen werden muß, und der Erfolg der Arbeiten zur Wegräumung derselben auch auf jene der andern nothwendig einwirken

*) Vergl. einen Aufsatz des March. Cosimo Ridolfi „über das Erdreich, das den Boden des Sumpfes von Castiglione bildet" in den Acten der Academie der Georgofili. Bd. VIII. Seite 166 — 171.

muß. Damit hatte man nun schon seit beinahe drei Jahrhunderten Versuche gemacht. Der Großherzog Cosmus I. ließ Mauern und Schutzwehren errichten, um die Maremmen auszutrocknen, wie sein Lobredner Baccio Baldini mit großem Gepränge erwähnt — unterdessen gestattete seine Gemahlin Eleonore von Toledo den Pächtern der Fischerei die Anlegung großer Behältnisse, um den Fischfang reichlicher zu machen, aber zugleich das Land immer mehr zu verpesten. So blieb es, aller Gegenvorstellungen der unglücklichen Bewohner ungeachtet, unter Franz I., der sich nur um Einführung des Thunfischfanges in die toscanischen Gewässer bekümmerte, und unter dessen Regierung der Sumpf von Castiglione sich immer verheerender ausdehnte. Ferdinand I. machte Manches wieder gut, was seine Vorgänger verdorben, half aber dem Grundübel nicht ab; Cosmus II. verwandte ungeheure Summen auf einen schiffbaren Abzugsgraben aus dem mehrgenannten Sumpfe, der 26 Jahre wegnahm und zu nichts nutzte. Die wohlthätigen und ausgedehnten Plane Ferdinands II. wurden nur zum Theil zur Ausführung gebracht und scheiterten; dann ließ man die ganze Sache ruhen, bis endlich der große Peter Leopold dieser in den elendesten Zustand versunkenen Provinz sich annahm. Hätte er eine ruhigere Regierung gehabt und nicht so vieles dringend Abhülfe Verlangende vorgefunden, so würde er ohne Zweifel seinen Nachfolgern weniger zu thun gelassen haben. Unter der Leitung des geschickten und thätigen Abate Ximenes wurde in der Ebene von Grosseto und in der Provinz Massa Vieles und Löbliches geleistet, aber das Uebel war zu groß und eingewurzelt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bermudasinseln und der Wallfischfang.

(Fortsetzung)

Der Boden der Bermudasinseln schien, wenigstens uns Seekadetten, ziemlich unfruchtbar an nützlichen Erzeugnissen, an solchen nämlich, die wir hier zu finden gehofft hatten. Es gab auf diesen Inseln so wenig Rindvieh und Schafe, daß man nur selten frisches Fleisch auf einem Tische sah, und unter den niedern Volksklassen war so etwas vollends ein unbekannter Luxus. Ich weiß nicht, wie es dort heutzutage ist; damals aber murrten unsre Schiffe darüber nicht wenig. Die Bermuden bilden mehr als hundert kleine Inseln, die in Gruppen um zwei oder drei andre, die von etwas beträchtlicherem Umfange sind, herumliegen. Der Sitz des Gouvernements ist auf der Insel Saint-Georges, die vier oder fünf Meilen lang und zwei breit ist. Die Stadt ist auf der Rückseite eines hübschen kleinen Hügels erbaut, der im Angesichte des Hafens liegt. Die Häuser haben nur zwei Stockwerke, sind aus behauenen Steinen erbaut und haben größtentheils nur einen Kamin. Die blendendweißen Mauern schmerzen das Auge, wenn man an einem Sommertage in den Straßen geht. Zum Glücke sind viele dieser Häuser mit Bananen, Flaschenkürbißbäumen, Orangen und verschiedenen Arten Palmbäumen umgeben, so daß die unangenehme blendende Helle nur auf der offenen Straße fühlbar wird. Diese schöne Stadt ist fast ganz von Negern bewohnt; viele derselben besitzen Häuser und haben auf eine oder die andre Art ihre Freiheit erlangt. Merkwürdig ist, daß die freien Neger Sklaven von ihrer Farbe haben; natürlich aber sind es die Weißen, die die größte Anzahl derselben besitzen. Aus Furcht vor Empörungen ist es den Sklaven verboten, ein Feuergewehr auch nur in die Hand zu nehmen. Diese Vorsicht, so wie das Verbot, nach neun Uhr das Haus zu verlassen, ist in einem Lande nöthig, wo es mehr Sklaven als freie Menschen gibt.

Wir fanden die Schwarzen im Durchschnitte sanftmüthig, gelehrig und gut. Wenn wir bei einem von ihnen einsprachen, so bot er uns das Wenige, was er hatte, stets mit einfacher und herzlicher Gastfreundlichkeit, und die Wahrheit zu sagen, fanden wir bei den Weißen meist einen kälteren Empfang. Indeß muß man auch zugeben, daß die Mittel, Fremde zu bewirthen, auf den Bermuden sehr beschränkt sind, da selbst die Einwohner aus der höheren Klasse, wie man uns sagte, sich fast ausschließlich nur von gesalzenem Fleische nähren, das ihnen Handelsschiffe, die das Jahr über hin und her gehen, aus Amerika herüberbringen.

In den verschiedenen Erzählungen von Wunderländern, hatten wir wohl früher von herrlichen Zedernwäldern gelesen; allein man muß die Bermuden besucht haben, um an diese so herrlich geschilderten Waldungen eines köstlichen Holzes zu glauben. Die Zeder ist auf diesen bezauberten Inseln der gewöhnlichste Baum. Jedes auf den Bermuden gebaute Schiff oder Boot besteht aus Zedernholz. Aus diesem wohlriechenden Holze ist auch das Sparrenwerk und das Geräthe in den Häusern. Es ist freilich nicht die Zeder auf Libanon, sondern sie gleicht ziemlich dem Taxusbaum in England, obgleich sie selten gleiche Höhe mit ihm erreicht. Sie hat einen sehr angenehmen Geruch, und trägt eine kleine blaue Beere von der Größe einer Erbse, die zwar von süßem Geschmacke, aber sehr trocken ist. Dieses Holz ist wegen seiner Härte auf den Werften sehr gesucht. Wenn es gespalten und geglättet ist, behält es eine Zeit lang eine hübsche Farbe, die jedoch bald verbleicht und keiner schönen Politur mehr fähig wird. Auf den Bermuden sahen wir auch einen solchen Ueberfluß von Orangen- und Zitronenbäumen, daß wir ganz entzückt waren, als wir die Goldfrüchte an ihren Zweigen uns winken sahen; allein als wir darnach hinaufkletterten, und uns schon zum Voraus mit wässerndem Munde auf einen saftigen Imbiß freuten, fanden wir nichts als bittere Pomeranzen, die bloß zu Marmelade gebraucht werden können.

Außer einigen wilden Tauben sah man nur wenige Vögel, von denen einige roth, andere blau und von der Größe einer Drossel waren. Die blauen sind sehr schön, singen aber eben so wenig als die rothen, so daß wir Seekadetten uns keine sonderlichen Gewissensbisse daraus machten, einige Dutzend davon in unsern Mehlsuppen kochen zu lassen.

Außer der Insel Saint-Georges gibt es, wie schon gesagt, mehrere andere Inseln von geringerem Umfange und eine, die der Kontinent genannt wird, weil sie die größte der ganzen Gruppe ist, und von einem Ende bis zum andern zwölf bis fünfzehn Meilen messen mag. Nordwestlich von dieser Gruppe liegt die Insel Ireland, wo seit einigen Jahren eine ungeheure Schiffswerfte besteht, neben der sich gegenwärtig der Ankergrund der Kriegsschiffe befindet. Die Bevölkerung aller Bermudasinseln belief sich zur Zeit, von der ich spreche, ungefähr auf zwanzigtausend Seelen, von denen der größte

Theil aus Schwarzen und Sklaven bestand. Das Gestein der Bermuden ist ein so mürber und bröckeliger Fels, daß, wenn man einen Fensterstock mehr in seinem Hause angebracht wünscht, man nur einen Neger zu dingen braucht, der, wo immer es an der Mauer verlangt wird, mit seiner Säge die beliebige Oeffnung herausschneidet.

Das Merkwürdigste an dieser sonderbaren Inselgruppe sind die Korallenriffe, die gegen Norden aus dem Grunde des Meeres aufsteigen, und in weiter Ausdehnung einen halbkreisförmigen Gürtel bilden, der zwei bis drei Stunden vom Land entfernt ist. Wenn ich mich recht erinnere, so erhebt sich einer dieser Riffe, North-Rock genannt, über die Meeresfläche; alle andern liegen unter dem Wasserspiegel verborgen, und sind daher eine der gefährlichsten Fallen, die die Natur den harmlosen Schiffen gestellt hat. Eine Menge Fahrzeuge sahen wir an diesen tückisch lauernden Riffen Schaden nehmen, während sie bei einer so großen Entfernung vom Lande sich in voller Sicherheit glaubten. So gefährlich übrigens diese Untiefen sind, so kann man doch nichts Schöneres sehen, wenn man sie bei stillem und klarem Gewässer in einer Tiefe von zwei bis drei Toisen erblickt. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß die Farben des Regenbogens dagegen gehalten, weit weniger glänzend und mannichfaltig sind, als die, welche man bei einem schönen sonnenhellen Tage aus diesem zauberhaften Korallenlande herausstrahlen sieht. Auf der andern Seite läßt sich in dem abenteuervollen Leben des Seemannes nichts Schrecklicheres denken, als diese schönen vielverzweigten Korallenlagen unter der Meeresfläche, die gleich den Sirenen der Alten auf die Schiffer lauern, und denen man eben so wenig als dem Zauber von diesen entgehen kann. Ist der Schiffer durch eine traurige Fügung der Gestirne einmal in ihre Netze gerathen, so weiß er nur allzu gut, daß er an kein Entkommen mehr denken darf. Man erzählt sich auf den Bermuden eine Geschichte von einem Fischer, der so zu sagen von dergleichen Unglück der Schiffe lebte, und ein Mal einem, das in diesen Korallenriffen wie eine Fliege im Netz einer Spinne gefangen hing, seine Hülfe anbot, indem er zu dem Kapitän sagte: „Wie viel bekomme ich, wenn ich euch von da wegbringe?" — „Oh, Alles was du verlangst, bestimme selbst den Lohn" — „Fünfhundert Dollars" — „Es sey, es sey! Führe uns nur von dieser verwünschten Stelle weg." — Nun hielt der tückische Pilote zwar seine Worte in einem Sinne, indem er das Schiff von dem gefährlichen Riff hinwegbrachte, aber nur um es nach einem noch gefährlicheren zu führen. „Nun, sagte er zu dem doppelt getäuschten Fremden, der sich jetzt in nur um so größerer Verlegenheit sah, „Nun sitzt ihr auf einem Fleck, wo noch kein Schiff mit heiler Haut hinweggekommen ist, denn es lebt nur ein Mensch, der das Fahrwasser kennt, und dieser Mensch bin ich." — „Ich glaube aber doch, erwiderte der Kapitän trocken, daß Du um dieselbe Summe als die erste uns aus diesen Riffen hinwegführen wirst. Was sagst Du dazu, wenn wir noch fünfhundert Dollars geben?" Man war bald des Handels einig; der einzige Weg wurde gezeigt, der gerade breit genug war, um die beiden Seiten des Schiffes unangetastet hindurchkommen zu lassen und tief genug, um noch sechs Zoll Wasser zwischen Kiel und Untiefe zu haben. In einer halben Stunde waren auch die zweiten fünfhundert Dollars gewonnen. „Nun, sagte der Kapitän, als er sich außer Gefahr sah, „Nun, Meister Galgenstrick, jeder guten Katze ihre gute Ratze, ist ein altes Sprüchwort: Wenn Du mir nicht auf der Stelle meine tausend Dollars zurückgibst, so lasse ich das Tau Deines spitzbübischen Schiffes kappen und nehme Dich, weit entfernt, Dir Uebel mit Uebel zu vergelten, wie ich wohl befugt wäre, denn ich will als besserer Christ an Dir handeln, mit nach Amerika: d. h., Du wirst es mir danken dürfen, wenn ich Dich von dem niederträchtigsten Lande der Welt in ein besseres bringe. Dort aber werde ich, da Du mir einige Tropfen schwarzes Blut in den Adern zu haben scheinst, wohl meine tausend Dollars doppelt aus Dir herausschlagen, wenn ich Dich auf dem Markte zu Charleston als Sklave verkaufe. Was sagst Du dazu, mein braver Bermudese?" —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Walter Scotts Leben.

Einige Zeit hatte es den Anschein, als sollte Walter Scott der Poesie entfremdet werden. Die Muse wendete sich scheu hinweg von der Advokatenperücke, zu der ihr erkorner Liebling greifen mußte, theils um den Wünschen seiner Familie nachzukommen, theils um sich eine unabhängige Stellung zu gründen. Scott trat am 11 Julius 1792 zum erstenmale in seinem Berufe als Anwalt vor den Schranken eines Gerichtshofes auf. Selbst die Liebe, die doch sonst aus der eingeschrumpftesten Schafdarmseele sogar noch einige poetische Akkorde hervorzulocken weiß, schien bestimmt den jungen Advokaten noch tiefer in den großen Weltanz um das goldene Kalb des täglichen Brodes zu verstricken. Er vermählte sich mit Miß Carpenter, einem liebenswürdigen Mädchen aus der Insel Jersey, und von nun an wurde es ihm auch Pflicht, von dem hellen duftigen Frühlingssonntage der Dichtkunst zu scheiden und tiefer und tiefer sich einzugraben in den Schacht des nützlichen Erwerbes. Scott irrte gewiß sehr, wenn er sagte, sein Leben sey ohne alle merkwürdigeren Beziehungen und Ereignisse geblieben; auf seine äußeren Verhältnisse angewendet, mag es allerdings richtig seyn; allein kann es ein Leben geben, das in seinem innern Getriebe sich wunderbarlicher bewegte als das seine; ließe sich eine merkwürdigere Erscheinung denken, als diesen stillen geheimen Kampf angeborner Kraft mit äußeren Einwirkungen, die sie zu ersticken oder zu verkrüppeln drohen, eigentlich aber doch nur ihre Entwicklung fördern? Ist nicht schon die Verkettung von Umständen, die höhere Fügung Wunder genug, die diesen schöpferischen Genius unter Verhältnissen geboren und erzogen werden ließ, in denen er recht aus dem Herzen des Volkes, aus seiner Sagen- und Sangestiefe, die Elemente sog, die ihn neben Shakespeare zum volksthümlichsten Dichter seiner Nation bildeten? Wenn man Dieß Alles nicht merkwürdig finden will, dann ist es freilich auch die stille Gährung nicht, die unter winterlichem Boden mit unsichtbarem und geheimnißvollem Walten, wie im Traume, die ganze Herrlichkeit des nahen Frühlings vorbereitet.

Die Wahl Scotts war überaus glücklich. Lady Scott, der bis in ihre letzten Tage — sie starb am 5 Mai 1826 — viele ihrer Reize blieben, gebar ihm zwei Söhne und zwei Töchter, und bewährte sich ihm als eine zärtliche und treffliche Hausfrau. Die Sorge, sich und seiner Familie eine gesichertere Stellung zu begründen, als die Zaubergärten der Poesie zu versprechen schienen, wurde ihm um diese Zeit ziemlich dadurch erleichtert, daß er durch die Verwendung des Herzogs von Buccleugh die Stelle eines Scheriffs der Grafschaft Selkirk erhielt, die mit einem Einkommen von 300 Pf. verbunden war. Seine Advokatur scheint ihm übrigens nicht sonderliche Früchte getragen zu haben; wie denn über seine Beredsamkeit und Geschicklichkeit als Anwald verschiedene Meinungen bestehen. Während die Einen behaupten, er sey vor den Gerichtsschranken unsicher und befangen gewesen, wollen Andere die Schärfe und Klarheit seines Vortrages und insbesondere die für einen englischen Advokaten höchst wichtige Gabe loben, aus den Zeugen gerade so viel Wahrheit herauszuholen, als seinem Zwecke frommte. Als Scheriff bewies er sich stets gut-

herzig und gerecht, und wenn er sich einigermaßen parteilich zeigte, so geschah Dieß, wie sein Freund, der schottische Naturdichter James Hogg (auch unter dem Namen des Schäfers von Ettrick bekannt) bemerkt, gegen die armen Teufel, die den großen schottischen Herren im Wald oder Wasser ein wenig ins Gehege zu gehen pflegten. Der Schäfer von Ettrick will daraus schließen, daß der Dichter von Abbotsford selbst in dieser Hinsicht die Grenzen der Reviere nicht gar zu ängstlich in Acht genommen habe. Bei aller gutmüthigen Freundlichkeit wußte übrigens Scott seine richterliche Würde wohl zu wahren. Man erzählt sich, ein fremder Fürst — der Prinz Nikolaus, gegenwärtiger Kaiser von Rußland, wenn wir nicht irren — sey auf seiner Reise in Schottland auch durch Selkirk gekommen, wo sich das Volk, in dem Eifer einen lebendigen Prinzen zu sehen dergestalt um den erlauchten Fremden drängte, daß die von Gott verordnete Obrigkeit des Ortes — Herr Walter Scott — vergeblich zu ihm hindurchzudringen, versuchte. Da riß ihm endlich die Geduld und indem er sich rechts und links mit dem Ellbogen Bahn brach, rief er mit lauter Stimme: „Platz eurem Scheriff! Platz euerm Scheriff!“ bis er so zu dem Prinzen sich hindurchgearbeitet hatte, bei dem er hierauf die ungestüme Neugier der Menge zu entschuldigen suchte.

Vermischte Nachrichten.

In einem Berichte, der dem Hause der Lords vorgelegt wurde, werden die Vortheile der Liverpooler- und Manchester-Eisenbahn in folgender Uebersicht zusammengefaßt dargestellt: Bevor diese Anstalt zwischen Liverpool und Manchester bestand, fuhren zwischen beiden Städten ungefähr 22 regelmäßige Wägen, und sieben außerordentliche bei besondern Gelegenheiten, alle zusammen konnten den Tag nicht mehr als 688 Personen hin und her schaffen. Die Eisenbahn hat seit ihrer Eröffnung in achtzehn Monaten 700.000 Personen geführt, also im Durchschnitt 1070 auf den Tag. Die Fahrt auf derselben erlitt nicht einen einzigen Tag eine Unterbrechung. In diesen achtzehn Monaten ereignete sich ein einziger Unglücksfall. Die Reise in einer Kutsche kostete früher 10 Schilling, auf derselben 5 Sch. 6 Pence, und man brauchte 4 Stunden, um einen Weg zurückzulegen, den man gegenwärtig in einer und dreiviertel Stunde macht. Die Waaren werden auf der Eisenbahn [illegible] Tonne zu 10 Schilling verführt, auf den Kanälen zu 15; währen[illegible]an auf der Eisenbahn zwei Stunden, auf dem Kanal zehn braucht. Die Kanäle haben seit Errichtung der Eisenbahn ihre Frachtgelder um 50 Pr. herabgesetzt. Die Güter werden in Manchester an demselben Tage abgeliefert, wo sie in Liverpool geladen wurden; auf dem Kanal ist Dieß erst am dritten Tage der Fall. Die Manufakturenbesitzer in der Nachbarschaft von Manchester haben im Frachtlohn allein in einem Jahre 20.000 Pf. gespart. Gegenwärtig kann man eine Reise von Liverpool nach Manchester und zurück ganz bequem in einem Tage machen, früher brauchte man zwei Tage dazu. Der Preis der Steinkohlen ist gesunken, und längs der Eisenbahnlinie sind Manufakturen errichtet worden, die den Armen viele Arbeit geben, wodurch eine Menge brodloser Menschen, die früher den Pfarrspielen zur Last fielen, Unterhalt finden. Man hat die Dampfwägen zur Fortschaffung von Milch und Gartengewächsen sehr vortheilhaft gefunden, da man zehn Gallonen Milch fünfzehn englische Meilen weit um einen Schilling führen lassen kann, was kaum den vierten Theil eines Penny auf das Quart macht. Deßhalb wurde auch ein großer Theil des Bodens längs der Eisenbahn in Gartenland verwandelt. Die anwohnenden Besitzer finden eine große Erleichterung ihres Verkehres, indem sie zehn englische Meilen hin und her um einen Schilling zurücklegen können. Der Werth der Grundstücke längs der Eisenbahn ist hiedurch bedeutend gestiegen, und ein großer Theil des Grundes wurde zur Erbauung von Gebäuden um den dreifachen Preis statt des frühern verkauft; so ist nun auch viel Land, das früher ungebaut lag, urbar gemacht worden, und liefert guten Ertrag. Die Landeigenthümer, die früher den Eisenbahnen sehr entgegen waren, sind jetzt ihre wärmsten Verfechter, und suchen darum nach, daß man die Linie durch ihre Besitzungen führen möchte. Babbage in seinem Werke über „Oekonomie der Manufakturen“ bemerkt hierüber: „Ein Punkt, in welchem die Förderung des schnellen Transportes die Kraft eines Landes mehrt, verdient insbesondere ins Auge gefaßt zu werden. Auf der Manchester-Eisenbahn reist jährlich ungefähr eine halbe Million Menschen, und angenommen, daß jede Person auf dem Wege von Liverpool nach Manchester nur eine Stunde Zeit spart; so sind hiedurch 500.000 Stunden oder 50.000 Werktage, jeder zu 10 Stunden gerechnet, gewonnen. Dieß beträgt eben so viel als eine wirkliche Vermehrung der arbeitenden Kraft des Landes durch 167 Menschen, ohne daß dadurch die Konsumtion vermehrt wird; auch verdient noch bemerkt zu werden, daß die Zeit, die hiedurch erspart wird, Menschen angehört, für die sie weit kostbarer ist, als für diese Arbeitsleute.“

•

Die Reisenden, die nach und nach die Ruinen von Persepolis besuchen, lüften allmählich mehr und mehr den Schleier, der bisher die Basreliefs dieser mächtigen Ruinen umhüllte. Da man noch immer hinsichtlich der Charaktere, die diese Trümmer bedecken, noch nicht im Reinen ist, so konnte man auch keine genügenden Konjekturen über diese Denkmäler bilden. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta hat neuerdings die Zeichnung des Basreliefs an der Haupttreppe erhalten. Es stellt Figuren dar, die in verschiedenen Trachten, insgesammt dem Könige, unter dessen Regierung dieses Gebäude errichtet wurde, Geschenke darzubringen scheinen. Die Stellung dieser Figuren ist dieselbe, wie aller übrigen, die an den Ruinen wahrzunehmen sind, und erinnern an die Ceremonien, die noch heutzutage bei Gelegenheit des Neurus, oder neuen Jahres, im Frühlings-Aequinoktium, vor dem König von Persien vollzogen werden. Bei dieser Gelegenheit erscheinen nämlich die Abgesandten der Vizekönige in den verschiedenen Provinzen des Reiches und bilden eine lange Prozession, die vor dem Monarchen und seinem Hofe vorüberzieht.

•

Auf der Insel Ceylan, in der Nähe des Dorfes Badghiry, im Patton oder Kanton Magam, und im Korle oder Distrikt von Matura, befindet sich ein ungeheurer Wasserbehälter, der See von Badghiry genannt, der vor Zeiten zur Bewässerung der niedergelegenen Ebenen Ceylans diente. Der Damm dieses Sees hat drei englische Meilen in der Länge und dreißig Piaros oder Fuß in der Breite. In der Mitte befindet sich ein einziges Felsstück, in dem sich sieben Cisternen oder Brunnen befinden; einer derselben ist mit einem Steine bedeckt, auf dem sich Charaktere befinden, die den Einwohnern in der Umgegend unbekannt sind. Man findet dort auch Backsteine, auf denen Thiergestalten zu sehen sind. Unter der holländischen Regierung, wo man die Felder in der Nähe des Dorfes wieder urbar machen wollte, trocknete ein Malaye die Blätter eines Baumes, der in der Umgegend wächst, und wahrscheinlich die Ochna squarrosa ist, und bereitete daraus durch einen Wasseraufguß ein Getränke, das man Badghiry-Thee nannte.

•

Aus der französischen Münze sind seit Napoleon hervorgegangen:

Mit dem kaiserlichen Gepräge . .	1.415.854.495	Fr.	50 C.
Mit dem Gepräge Ludwigs XVIII.	1.004.165.169	—	75 —
Mit dem Gepräge Karls X. . .	685.430.240	—	50 —
Mit dem Gepräge Ludwig Philipps	279.852.948	—	50 —
Im Ganzen	3.385.300.854	Fr.	25 C.

Im Jahre 1831 wurden aus den fünf französischen Münzstätten zu Paris, Lille, Rouen, Lyon und Marseille 49.641.380 Fr. in Gold, und 204.978.196 Fr. 50 C. in Silber ausgegeben; im Ganzen 254.619.578 Fr. 50 C. Die Münze von Paris prägte allein 104.960.600 Fr. 50 C. aus. Die Summe des in Umlauf befindlichen französischen Geldes begreift außer dem seit Napoleons Sturz geschlagenen 3.385.300.854 Fr. 25 C. auch noch die frühern Münzen des Kaiserreichs und der Republik.

•

Die Gesammtbevölkerung Londons besteht nach den neuesten Zählungen in 1.474.069 Seelen. Die Sterblichkeit beläuft sich auf 4½ für tausend Menschen, oder etwas weniger als ein Halbprozent — der niedrigste Stand von Todesfällen unter allen großen Städten, die von der Cholera heimgesucht wurden. (Gazette Medicale.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 308. 3 November 1832.

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

Als der regierende Großherzog diesem Küstenstriche seine Aufmerksamkeit zuwandte, hatte der schönste Erfolg ein ähnliches wohlthätiges Unternehmen gekrönt. Das Chianathal, welches Jahrhunderte lang alle Verbesserungsplane vereitelt und gleich der Maremma nur Krankheit und Wehgeschrei erzeugt hatte, war im Verlaufe weniger Jahre (von 1816 an) unter der Regierung Ferdinands III., und zu Anfang der seines Sohnes, zu Fruchtbarkeit, Gesundheit und Cultur zurückgeführt worden. Die Verfahrungsart, wodurch ein solches halbes Wunder (so sahen es die Bewohner an) bewirkt worden, bestand in der von dem jetzigen Staatssecretär Grafen Fossombroni, einem ausgezeichneten Mathematiker, erdachten Erhöhung des Bodens mittelst des von den Bergströmen mit sich geführten Schlammes: ein Verfahren, dessen Erfolg er in seinen Memorie idraulico-storiche della Valle di Chiana (Florenz, 1789) so deutlich erwies, wie die Erfahrung ihn später bestätigt hat. Das System der Colmaten ist seitdem auch in Deutschland seinem Wesen nach bekannt geworden (einige Nachrichten darüber gab Karl Witte in den Breslauer „deutschen Blättern"); zum Verstehen mancher folgender Einzelheiten ist indeß eine kurze Erläuterung desselben hier erforderlich. Da Fossombroni die Ueberzeugung festgestellt hatte, daß das Chianathal später wie früher von allen Anstalten zu seiner Austrocknung nur einen theilweisen Nutzen ziehen würde, wenn die Richtung der dasselbe durchströmenden Gewässer, namentlich des Hauptstroms der Chiana, dieselbe bliebe, so schien es ihm vorzüglich darauf anzukommen, daß der Boden des Thals von der päpstlichen Gränze an bis gegen den Arno bei Arezzo hin auf eine solche Weise erhöht würde, daß die Chiana und alle ihr zinsbaren kleinen Ströme, statt sich in der Niederung auszudehnen, in vertieften Betten mit beschleunigtem Falle auf den Arno zufließen. Zu diesem Behufe wandte er das System der Colmirung an. In dem sumpfigen Erdreiche wurden große viereckige Bezirke abgesteckt und mit künstlichen Wällen umgeben. In diese leitete man durch eine an einer Seite angebrachte Oeffnung das unreine schlammige Gewässer, ließ dasselbe eine Zeit lang darin stehen, bis der aus Gartenerde, Sand, Kies u. s. w. zusammengesetzte Bodensatz niedergesunken war, und verschaffte dann dem nun gereinigten Wasser einen Ausfluß an der entgegengesetzten Seite. Durch diese einfache Operation, über deren Mechanismus die hydraulischen Charten des Chianathals vom Ingenieur Manetti den besten Aufschluß geben, ist man dahin gekommen, dem ganzen Thal eine neue Oberfläche zu verschaffen, die viele Fuß hoch über der ehemaligen liegt. Die Chiana hat ein tiefes Bett, und eine bedeutende Senkung gegen den Arno; die Sümpfe sind bis auf wenige kleine Seen verschwunden (darunter die von Montepulciano und Chiusi, deren Umfang sich mit jedem Jahre verringert); die herrlichsten Saaten decken das fruchtbare Land, und eine Menge großherzoglicher Factoreien, in denen Ordnung, Wohlstand, Zufriedenheit, Moralität zu Hause sind, beleben das Thal, dessen Bewohner die wohlthätigen Fürsten und ihren erleuchteten Rathgeber segnen.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, der die frohesten Erwartungen hinter sich zurückgelassen, hat man nun dasselbe System auf die Maremmen anzuwenden begonnen, wo es aber, der Natur des Bodens und der Gewässer gemäß, mit manchen andern Arbeiten vereinigt werden mußte, worunter namentlich das Graben großer Canäle und das Aufwerfen bedeutender Dämme. Auf den Ombrone, als den Hauptstrom dieser Ebene, mußte sich die Aufmerksamkeit vorerst lenken. Dieser Fluß, welchen man von dem gleiches Namens in der Provinz Pistoja, der sich unterhalb Signa in den Arno ergießt, unterscheiden muß, ist der Umbro des Plinius und Rutilius Numantianus, von letzterem „non ignobile flumen" genannt. Er entspringt bei San Gusmé an der Südseite des Gebirges, welches das obere Arnothal von der Provinz von Siena trennt, und nimmt auf seinem vielfach gekrümmten Lauf eine Menge von Nebenströmen auf, unter ihnen die bedeutenden Mersa und Orcia. Hierauf fließt er nahe bei Grosseto vorüber, und hat seine durch allmählichen Rücktritt der See an dieser ganzen Küste sehr versandete Mündung ins Mittelmeer einige Miglien unterhalb dieser Stadt. Sein Ufer ist sehr flach, mehrere Inseln theilen sein Bett, und in der Regenzeit setzt er das ganze umliegende Land unter Wasser. Um dieses durch Verringerung der Wassermasse zu verhindern und zugleich den Schlamm, welchen er in großer Menge mit sich führt, zur allmählichen Austrocknung des benachbarten Sumpfes von Castiglione zu benutzen, dämmte man erst (im Winter 1829, wo die Arbeiten begannen) eine große Strecke des rechten Flußufers mit einem Walle von mit Steinen gefüllten Körben (botti), zwischen die man Reiserbündel stopft

und welche, wenn Sand und Schlamm sich hineinsetzen, zu einer festen Masse verbunden eine undurchdringliche Brustwehr bilden. Hierauf wurde (1829 — 1830) der erste große Diversiv-Canal aus dem Strome nach dem mittleren Theile des Sumpfes gegraben. Er hat beinahe vier Miglien Länge, auf dem Boden 20, oben 54 Braccien (Berl. Ellen) Breite, und wurde, wie die italienische Inschrift auf der im verflossenen Winter auf dem Damm am Eingang errichteten steinernen Denksäule besagt, am 26 April 1830 nach 160tägiger Arbeit in Gegenwart des Großherzogs und seiner jetzt verstorbenen Gemahlin, Maria Anna von Sachsen, eröffnet. Ein Theil dieses Canales, über welchen drei schöne und dauerhafte hölzerne Brücken, deren Bogenöffnung 28 Ellen weit ist, mit gemauerten Dämmen führen, ist durch ein felsiges Erdreich gehauen; und obschon man eine Stelle gewählt hat, wo der Fluß sich in zwei Arme scheidet und einer derselben durch eine natürliche Wendung sich nach dem Canale hinbiegt, so hat man doch, der Gewalt des Wassers wegen, eine gewaltige halbrunde steinerne Brustwehr erbauen müssen, um dem Andrange die Stirne zu bieten. Zugleich verstopfte man, in der Absicht das Einfließen des Wassers in den Canal zu befördern, den rechten Arm des Stromes durch Erdaufschüttungen und Anlegung der oben beschriebenen mit Steinen gefüllten Körbe, wodurch jetzt, da man die wuchernde Vegetation noch befördert, ein fester Damm entstanden und ein Theil des Flußbettes fast ausgetrocknet ist. Da es sich aber gezeigt hat, daß dieser Canal bei dem durch Regengüsse und Schneeschmelze oft plötzlich veranlaßten Anschwellen des Ombrone nicht hinreichend ist, so begann man im Herbste 1831 einen zweiten Canal, der, auf dem Grunde 24 Ellen breit, und mit hohen und starken Eindämmungen versehen, von dem Strom aus, Grosseto gegenüber, durch eine Strecke von mehr denn drei Miglien in den untern Theil des Castiglione'schen Sumpfes führt. Man hat über denselben eine schöne Brücke von Holz und Gußeisen geschlagen, welche die Verbindung zwischen Grosseto und Orbetello herstellt. *) — Der Rest der Gewässer des nun sehr geschwächten Ombrone findet in dem gewöhnlichen Bette, das auf diese Weise bei dem Wassermangel sich nach und nach sehr verengen muß, seinen Ausfluß ins Meer.

Dieß sind die bisher zur Eindämmung und zweckgemäßen Benutzung des Hauptstroms vorgenommenen Arbeiten. Noch ist ein kurzer Ueberblick der übrigen seit 1829 in der Ebene von Grosseto begonnenen Werke nöthig. In den nördlichen Theil des Sumpfes von Castiglione ergießen sich eine Menge von Bergströmen, die, bevor sie in den eigentlichen tiefen mittleren Theil desselben gelangen, sich schon in dem weichen mit Schilf und anderen Wasserkräutern bedeckten Boden verlieren, und diesen solcherweise immer mehr ausdehnen. Man wies nun zuerst dem bedeutenden Strome der Brunna auf einer Strecke von 7 Miglien durch Eindämmung in ein vertieftes Bett einen geregelten Lauf an, und that dasselbe auf einer Strecke von 2½ Miglien mit der Fossa (1829 — 1830); der starke Strom der Sovata erhielt (1830 — 1831) gleichfalls ein neues Bett, welches sich zwei Miglien weit durch einen Nebensumpf, den von Buriano, zieht. Aehnliches nahm man mit den kleinen Gewässern des Rigo, des Fosso Alborelli und des von Tirli vor. Aus zwei nicht fern vom rechten Ufer des Ombrone oberhalb Grosseto gelegenen kleineren Sümpfen wurde ein Canal in den von Castiglione geleitet, und jene dadurch fast gänzlich ausgetrocknet. Durch alle diese Veranstaltungen verhinderte man erstens, daß die Gewässer dieser Ströme, wie bisher nach Willkür die Niederung überfließend, den Sumpf unausgesetzt vergrößerten, und zunächst benutzte man den von ihnen geführten Schlamm, um den Boden, wo er sich ansetzt, nach und nach zu erhöhen und fester zu machen, und hierauf die Abtheilungen zum Behufe der Colmaten bewerkstelligen zu können. Schon jetzt zeigt der Erfolg, daß man sich nicht verrechnet hat. Das Erdreich am nördlichen Ende des Sumpfes hat sich bereits um mehre Fuß erhöht und an Consistenz gewonnen, und man hat damit beginnen können, Parallellinien von Palisaden in demselben zu errichten, deren Zwischenräume man mit abgemähtem Schilf ausstopft, wodurch aller Schlamm und Erdtheile festgehalten werden. Der eigentliche See befindet sich in der Mitte der ungeheuern von Schilf und Wasserpflanzen aller Art bewachsenen sumpfigen Niederung; von ihm aus schleicht ein trüber Wasserstrom bis in die Nähe des an der äußersten Spitze gelegenen Städtchens Castiglione della Pescaja, wo sich einige Spuren einer römischen Wasserleitung finden, und das durch Eleonoren von Toledo von der sienesischen Familie der Piccolomini erkauft wurde. Hier stand der See ehemals mit dem Meer in Verbindung, aber das Zurücktreten des letzteren hat den Sand angehäuft, und man mußte dem Sumpfwasser einen Ausfluß durch eine Klappenschleuße eröffnen. Da diese nun bei der verstärkten Wassermenge nicht mehr zureichend seyn kann, so wird ein zweiter Abzugscanal das Wasser, da er höher liegt als das Meer, durch Fall in dasselbe leiten.

So viel ist in der kurzen Zeit von drei Wintern (man beginnt die Arbeiten Mitte Novembers und schließt damit gegen Ende des Mai's) bloß in diesem Theile der Maremmen gewirkt worden. Die Zahl der auf dem ganzen Küstenstriche beschäftigten Werkleute hat sich zu verschiedenen Zeiten auf 3 bis 5000 belaufen. Sie sind nur geringen Theils aus den Maremmen, indem die Maremmaner fast durchgehends die dazu erforderlichen Kräfte nicht besitzen, und bestehen sonst aus Toscanern der übrigen Provinzen, namentlich Bewohnern der pisanischen Ebene und der Bergstriche von Pistoja und des Casentino, Modenesen, Genuesen, Parmesanern, Calabresen u. s. w.; meist Gebirgsleute, die im Winter auf ihren hochgelegenen Strichen keine Arbeit finden und im Sommer wieder hinaufsteigen, Holz zu hauen oder ihre Heerden zu hüten. Sie arbeiten zum Theil für einen bestimmten Taglohn, zum Theil — und dieß sind die rüstigeren und fleißigeren — werden sie nach Maßgabe ihres Werkes bezahlt, wobei sie dann oft bedeutend viel verdienen. Meist sind es starke, abgehärtete Menschen, und ohne eine solche Constitution könnten sie auch den Unbilden des Klima's, denen sie ausgesetzt sind, den ganzen Tag hindurch meist auf feuchtem und schlammigem Boden, zum Theil bis an die Knie im Wasser stehend, halb nackt und gewöhnlich nur mit einem Hemde bekleidet, und von schlechten Speisen sich nährend, unmöglich widerstehen. Sie schlafen zum Theil in großen dazu eigens bestimmten Gebäuden in den verschiedenen Orten, oder aber in strohgedeckten Erd-

*) Am 9. Mai d. J. wurde dieser Canal in Gegenwart des Großherzogs eröffnet und vollkommen brauchbar gefunden.

hütten, die man auf den benachbarten Feldern zerstreut sieht, und in deren Mitte Nachts ein Feuer brennt, dessen Rauch sich einen Ausweg durch das Dach sucht. Hier schlafen sie auf erhöhten mit Stroh bedeckten Gestellen, in große Mäntel gehüllt. Daß unter ihnen häufig Krankheiten vorkommen, ist leicht begreiflich, und zu diesem Behufe hat man in Grosseto und Piombino geräumige Spitäler bereit, wo sie unentgeldlich gepflegt werden. Die Arbeiter stehen in einer Art militärischer Verfassung, unter Aufsehern, und diese wieder unter Oberaufsehern. Die Leitung des Gesammtwerkes ist einer Commission anvertraut, an deren Spitze der verdienstliche Ritter Fr. Capei steht, welcher seine Thätigkeit und Kenntnisse schon mehrfach, namentlich bei den Arbeiten im Chianathale, bekundet hat. Ueberhaupt hat man viele der ehemals dort beschäftigten Beamten herbeigezogen, weil sie schon mit der Art und Weise und mit der Geschäftsführung vertraut waren. Die verschiedenen Ingenieure stehen unter dem geschickten Manetti, von dem die Plane zu den vielen schönen Brücken- und Chaussee-Arbeiten herrühren. Alles geht mit der musterhaftesten Ordnung von Statten, und man kann nicht umhin zu bemerken, daß hier eine Uebereinstimmung, eine Thätigkeit, ein angemessenes, vernünftiges Wirken vom Obersten bis zum Untersten herrscht, welche zeigen, daß jeder an seinem Platz ist, und daß das Beispiel des Landesherrn, dem Alle die innigste Verehrung und Liebe gewidmet haben, ihnen ein lebhaftes Interesse an dem Werke und seinem Gelingen einflößt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bermudasinseln und der Wallfischsprung.

(Fortsetzung.)

Wir blieben den größten Theil des Winters 1802 auf 1803 bei den Bermudasinseln vor Anker liegen. Der Krieg war noch nicht ausgebrochen, und in Ermanglung des wirklichen Dienstes unterließen wir Nichts, um uns zu beschäftigen und zu unterhalten. Der Oberbootsmann und eine Schaar junger Leute begab sich eines Tages nach den oben erwähnten Korallenriffen, um sie in der Nähe zu besichtigen. Diese Expedition von Naturforschern, wie man sie wohl hätte nennen können, landete am Kap St. David und andern Orten, um mit möglichster Genauigkeit die Länge herzustellen, die Breite und die Abweichungen der Magnetnadel zu beobachten, die senkrechten Strömungen der Ebbe und Fluth zu messen, oder endlich, und zwar am häufigsten, sich eine Stunde in dem köstlich lauen Meere mit Schwimmen zu vergnügen. Es ist leicht zu denken, daß alle diese Beschäftigungen eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung gaben, und wenn dieselben auf den ersten Blick wohl für unbedeutend und unwichtig angesehen werden mögen; so muß man sich nur erinnern, daß es allerdings leicht ist, die genannten Beobachtungen und andere dergleichen im Allgemeinen und oberflächlich anzustellen, daß aber jede derselben, wenn sie genau seyn soll, viele Aufmerksamkeit und Arbeit erfordert. So wird man es für eine ganz einfache Sache halten wollen, auf einem gegebenen Terrain eine gerade Linie zu ziehen; allein wenn man verlangt, daß diese Linie sehr genau von der und der Länge, nicht darüber und nicht darunter, seyn soll; so ist diese Aufgabe eine der schwierigsten, die der Geschicklichkeit der trefflichsten Ingenieurs gestellt werden kann. Diese haarscharfen Beobachtungen haben etwas Aehnlichkeit mit dem Pfund Fleisch aus dem Leibe des Kaufmanns von Venedig, nur mit dem glücklichen Unterschiede, daß der Feldmesser nicht so viel dabei wagt, als der Jude Shylock, selbst wenn er auf einer Linie von sechs Meilen in seinem Kalkül um sechs Linien daneben geschossen haben sollte.

Die Seeleute haben, wie das Element, auf dem sie leben, niemals Ruhe und sind selten mit Dem zufrieden, was vor ihnen geleistet wurde. Wenn daher ein Schiff in einem Hafen eingelaufen ist; so fangen sogleich die Schiffer an, ihr Observatorium aufzuschlagen, ihre Instrumente zu richten, ihre Seeuhren zu stellen, und wie die alten Titanen dem Himmel zu Leibe zu gehen. Dann hört man sie freilich sagen, es geschehe Dieß Alles der Wissenschaft zu Liebe, zur Förderung der Geographie und Astronomie u. s. w.; allein diesen edeln und reinen Beweggründen mischen sich auch einige minder erhabene bei, die indeß nicht weniger den Eifer anfeuern. Es nistet recht im tiefsten Winkel unsres Herzens so eine boshafte Hoffnung, Etwas zu entdecken, was unsre Vorgänger nicht mit der Genauigkeit behandelt haben, mit der wir ihre Beobachtungen der Längen, Breiten u. s. w. zu erweitern, die Zuversicht haben. Man denkt wenig daran, daß wir unsre größere Genauigkeit der verhältnißmäßigen Verbesserung unsrer Instrumente verdanken, daß wir dazu vielleicht mehr Zeit haben, oder daß andere günstige Umstände uns dabei an die Hand gehen. Können wir nur hoffen, es besser zu machen, so haben wir auch die Hoffnung, die Frucht unsrer größern Vollkommenheiten zu ernten und wir vergessen, daß auch an uns die Reihe kommen wird, von geschicktern und glücklichern Nachfolgern übertroffen zu werden.

Einer von unsren jungen Kameraden, der seitdem ein unternehmender und nützlicher Offizier geworden ist, wollte sich einem Ausfluge anschließen, der in einem Wallfischfängerboote der Bermudasinsulaner unternommen werden sollte. Er erhielt die Erlaubniß ans Land zu gehen, und war so glücklich dem Fange eines Wallfisches als Augenzeuge beizuwohnen. Indeß hatte das Meerungeheuer die Fischer weit hinein in die See verlockt, und erst nach Verlauf der ihm bewilligten Zeit kam der Seekadett zurück, köstlich von Thran eingeölt, und mit einem so wunderbaren Berichte seines Abenteuers, daß uns allen das Herz vor Freude jauchzte. Ich wohnte einer andern Expedition dieser Art bei, da die meisten von uns, eifersüchtig auf die Lorbeeren ihres Kameraden, die erste beste Gelegenheit ergriffen, sich auf gleiche Weise auszuzeichnen. Man gewahrte an einem schönen Morgen einen riesenhaften Wallfisch, der um den Leandee herum im Ankergrund von Murray spielte, nachdem er in dem Gürtel von Korallenriffen eingedrungen war, der, wie schon gesagt, die Rhede östlich und nördlich umsäumt. Es war uns nicht möglich, zu errathen, wie der ungeheure Fisch in diese Falle gerathen war; vielleicht war er längs dem Rande des Korallenriffes hingestrichen, um an den rauhen Zacken desselben die Muschelrinde abzuschürfen, die zur großen Qual dieser Ungeheuer des Ozeans sich auf ihrer Haut fest-

setzt, und hatte sich so ein wenig zu weit verirrt; vielleicht aber hatte er sich in der Verfolgung einer leckern Fischbrut durch unkluge Hitze in dieses Labyrinth von Riffen so weit verschossen, bis er keinen Ausgang mehr fand. Jedenfalls befand er sich in einem acht bis zehn Toisen tieferen Wasser, ohne, wie es schien, im Stande zu seyn, über die Wand von Riffen wegkommen zu können, von der er eingeschirmt war. Jedermann kletterte in das Takelwerk, um den Wallfisch sich herum tummeln zu sehen und einige Hitzköpfe schlugen sogleich vor, in einer der Schaluppen, mit keiner andern Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung, als den gewöhnlichen Bootshacken, auf ihn loszugehen. Dieß sind lange Stangen mit einer eisernen Spitze, die wie ein Schäferstab gekrümmt ist, und reichen wohl hin, eine Schildkröte, die man im Schlafe überrascht, aus dem Meere herauf zu häckeln, können aber nur für ein schwaches Rohr gelten als Waffe gegen einen Fisch von vierzig bis fünfzig Fuß Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Edinburg wurde von Walter Scotts Mitbürgern eine öffentliche Versammlung gehalten, die zahlreich wie wohl nie eine vorher von den angesehensten Männern dieser Stadt besucht wurde, unter denen man den Herzog von Buccleugh, den Marquis von Lothian, den Earl von Dalhousie, den Lord Provost, der den Vorsitz führte, die Lords Mackenzie, Dalmeny, Advocate u. s. w. bemerkte. Lord Buccleugh schlug der Versammlung vor, den Beschluß zu fassen, „daß sie von dem Gefühle der höchsten Bewunderung des Genius und der Talente des verstorbenen Sir Walter Scott erfüllt sey, dessen unvergleichliche Werke seinen Ruhm bis in die fernsten Gegenden der civilisirten Welt verbreitet und auf die Literatur seines Vaterlandes einen Glanz warfen, der so dauerhaft zu bleiben bestimmt scheint, als die Sprache, in der sie geschrieben sind.“ Dieser wie der folgende Vorschlag Lord Advocate's; „dem Andenken Walter Scotts in der Hauptstadt Schottlands ein Denkmal würdig seines großen Namens zu errichten,“ wurde von der Versammlung mit allgemeiner Zustimmung angenommen. „Es mag eitel und unnütz scheinen,“ sagte Lord Advocate in seiner Rede an die Versammlung, „den Ruhm oder das Andenken eines Mannes durch ein Denkmal verewigen zu wollen, der sich selbst das unvergänglichste gesetzt hat, und dessen Ruhm alle andern Monumente überdauern wird; allein es ist natürlich, daß wir auf diesem Wege unsre Gefühle auszudrücken suchen, und eigentlich genommen ist Dieß auch weder unnütz noch fruchtlos; denn ich kann es nicht für nutzlos halten, wenn in dieser großen thätigen Stadt irgend ein sichtbares Denkmal der großen Tugenden und Talente aufgestellt wird, durch die er seinen Mitbürgern zur Zierde gereichte, und deren Beispiel nicht oft genug Denen, die ihn überleben, vor Augen gehalten werden kann. Vielmehr glaube ich, daß in der gemeinen aber nothwendigen Thätigkeit unsers alltäglichen Lebens es von ungemeinem Nutzen ist, wenn Etwas uns vor Augen steht, daß gelegentlich unsre Gedanken von jenen niedrigen Leidenschaften und lieblos eigennützigen Bestrebungen, die den Besten von uns auf seiner Laufbahn begleiten, zu einer höhern und reineren Quelle der Betrachtung erweckt werden.“ — Schließlich machte noch ein Deutscher Dr. Canter den Vorschlag, das von der Versammlung zur Berathung eines Denkmales ernannte Comité möge einige Banquiers, oder sonst bekannte Männer in den verschiedenen Hauptstädten Deutschlands beauftragen, Beiträge zu einem Denkmale Walter Scotts in Edinburg zu sammeln. Die am Ende der Versammlung, nur von zwanzig Personen unterzeichnete Summe belief sich bereits auf 1100 Pf. St.

Man beschäftigt sich gegenwärtig in England eifrig mit Errichtung von Dampfwägen für die gewöhnlichen Landstraßen. Ein solcher Wagen muß, um eine nützliche Maschine zu seyn, immer so viel überschüssige Dampfkraft zur Verfügung haben, daß er die gewöhnlich auf der Straße aufstoßenden Hemmnisse, als Anhöhen u. s. w. überwinden kann, und diese Kraft muß jeden Augenblick mit großer Leichtigkeit, Schnelligkeit und vollkommener Sicherheit in Wirksamkeit gesetzt werden können. Der Dampfkessel muß aus dauerhaftem Material verfertigt, und die einzelnen Theile, aus denen er besteht, so fest mit einander verbunden seyn, daß er unter den ungünstigsten Umständen, d. h. auf einer unebenen, steinigten Straße, wo der Wagen die heftigsten Erschütterungen erleidet, den stärksten Druck auszuhalten vermag. Bei jedem Kolbenzug der Maschine, muß durch eine Speisepumpe, von der vollkommensten Einrichtung, so viel Wasser in den Kessel getrieben werden, als er verzehrt. Wasser und Pumpe müssen auf einer sehr niedrigen Temperatur erhalten werden, denn es würde nichts durch die Pumpe gehen, wenn sie oder das Wasser heiß genug wäre, um, statt des leeren Raums, eine, wenn auch sehr unbeträchtliche Menge Dampf zu erzeugen. Das Wasser darf nicht kalt in den Kessel gebracht werden, weil sonst eine Zusammenziehung und auf diese eine Ausdehnung der gesammten Flüssigkeit statt finden würde, in deren Folge ein Verlust an Dampf und Wasser entstehen müßte, durch den das Niveau des Wassers im Kessel so tief sinken könnte, daß derselbe an der wasserfreien Stelle rothglühend würde. Das Feuer muß durch Gebläse verstärkt und der überschüssige Dampf, d. h. derjenige, der die arbeitenden Theile der Maschine durchzogen hat, luftförmig gemacht werden, damit er leichter entweichen kann; alle Fugen müssen selbst bei dem höchsten Druck vollkommen dampfdicht bleiben. Es muß die Einrichtung getroffen seyn, daß die Verbrennung der Kohlen auf dem Herde um so mehr beschleunigt werden kann, je langsamer der Wagen geht, z. B. beim Aufwärtsfahren über einen Hügel, oder auf einer kothigen, mit Kies oder losen Steinen bedeckten Straße. Die Räder müssen mit einem geeigneten Mechanismus versehen seyn, der sie geschickt macht, von selbst aus dem Geleise oder in dasselbe zu treten, denn sie sind bekanntlich an den äußern Enden der Achsen befestigt, und das äussere Rad hat, indem es sich dreht, einen Kreis von größerem Durchmesser zu beschreiben als das innere. Die ganze Maschine muß ferner auf Federn ruhen, mit Ausnahme der Kurbelachsen, an denen die Räder und die eben angegebene Vorrichtung zur freien Bewegung derselben angebracht sind; auch muß die Vorrichtung zum Lenken des Wagens dauerhaft und leicht zu handhaben seyn. Endlich kommt noch sehr viel darauf an, daß der Mechanismus, durch den man die Geschwindigkeit des Laufs beim Bergabfahren vermindert, vollkommen gut eingerichtet sey, und daß der ganze Wagen in allen seinen Theilen Dauerhaftigkeit mit größtmöglicher Leichtigkeit verbinde. Herr W. Hancock in Stafford hat kürzlich vor einer großen Anzahl Sachverständiger, die sich von London eingefunden hatten, einen Versuch mit einem solchen neuen Dampfwagen gemacht. Die Maschine, von Herrn Hancock selbst geleitet, bewegte sich, nachdem sie durch Drehen des Dampfhahnes in Bewegung gesetzt worden war, mit einer mittlern Geschwindigkeit, acht engl. Meilen (13 Kilometres) in der Stunde, durch die Straßen von Stafford und über den Hügel in der Nähe der Stadt. In einiger Entfernung von derselben lenkte Herr Hancock den Wagen um, und kehrte nach Verlauf von 40 Minuten in die Stadt zurück, nachdem er ungefähr 6 Meilen (10 Kilometres) durchlaufen hatte. Die Maschine verbrauchte auf dieser Fahrt 2½ Bushels (72 Kilogramme) Kohks (abgeschwefelte Steinkohlen); es wurden in Allem 100 Gallonen (454 Liter) Wasser in Dampf verwandelt. Der Wagen ist 9 Fuß hoch, und sein Kasten 3 Fuß 8 Zoll vom Boden entfernt. Der Kessel ist nach dem Röhrensystem verfertigt, und besteht aus zwölf von einander getrennten Kammern vom besten Gußeisen; bei einem solchen Kessel ist nur eine theilweise Explosion möglich, die keinen großen Schaden anrichten kann. Der Wagen kann mit der größten Leichtigkeit angehalten werden, und bewegt sich, mit Reisenden angefüllt, selbst auf einer sehr holperigen Straße, mit nur geringer Erschütterung: beim Umlenken beschreibt er einen sehr kleinen Kreis. Die Maschine ist hinter dem Wagenkasten angebracht, daher die Reisenden weder durch das Geräusch derselben, noch durch den entweichenden Dampf belästigt werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 309. 4 November 1832.

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

Wir verließen Grosseto auf der vorläufigen neuen Communalstraße, welche sich um das nördliche Ende des Sumpfes von Castiglione zieht, über die Stromcanäle der Fossa, Brunna und Sovata auf dauerhaften hölzernen Brücken führend, bis sie sich 7 Miglien von dort bei Giuncarico mit der großen Straße vereinigt, welche, die Provinz von Grosseto mit der von Pisa verbindend, im Frühlinge des Jahres 1831 vollendet wurde. Sie führt völlig neu von dem bezeichneten Punkte aus auf einer Strecke von 26 Miglien bis zum Thurme von San Vincentio, zum Theil auf der alten Via Emilia, welche, von dem [illegible]rus verordnet, das Meeresufer entlang über Pisa bis nach Luni und den Vadi Sabatii in Ligurien führte. Bei S. Vincentio vereint sich diese prächtige, neue, häufig schnurgerade Straße, die, durch ein meist wildes, ödes Land gezogen, bald hat erhöht, bald ausgegraben werden müssen, mit der die Grafschaft Gherardesca durchschneidenden, die indeß auf einer Strecke von sieben Miglien ganz neu gemacht worden ist; führt dann weiter über die Cecina und vereinigt sich oberhalb Colle Salvetti mit der von Florenz nach Livorno leitenden Heerstraße, von wo man über die großen Canäle nach Pisa gelangt. Da es nun der Plan ist sogleich nach Austrocknung des oberen Theils des Sumpfes von Castiglione die Straße durch denselben in gerader Richtung nach Grosseto und von dort, wenn die Arbeiten in den untern Maremmen fortgeschritten seyn werden, und man sich mit der päpstlichen Regierung darüber verständigt hat, über Orbetello nach Civita-vecchia zu führen — eine Idee, welche Napoleon lange hegte, um eine directere Verbindung zwischen Frankreich und Süd-Italien zu eröffnen — so wird mit der Zeit diese Gegend ein Hauptort für den Waarentransit werden, selbst für den aus Deutschland und der Lombardei, da die Regierungen Toscana's und Modena's gegenwärtig die lange projectirten Gebirgsstraßen durch die Lunigiana über Fivizzano und Pontremoli bearbeiten lassen, wodurch die bisher höchst schwierige Communication zwischen den beiden Gebirgsseiten eröffnet wird. Welcher unermeßliche Vortheil daraus für die Maremmen erwächs't, wird erst die Folge zeigen können; schon jetzt aber erntet dieses Land, das bisher beinahe ohne fahrbare Straßen und wo die Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften schwierig und zeitraubend war, die Früchte dieser Wohlthat in dem erleichterten und vermehrten binnenländischen Verkehre.

Anfangs hat man noch einen Ueberblick der großen grossetanischen Fläche, hinter der sich die Hügelkette, welche das Thal des Ombrone von dem der Albegna trennt, und der hohe Monte Argentario, der Mons Argentarius des Rutilius, erheben. Vor sich hat man eine mit leichtfarbenem Grün bedeckte unabsehbare Ebene; dieß ist der Sumpf von Castiglione, hinter welchem man da, wo eine Horizontallinie das Meer vermuthen läßt, das gleichnamige Städtchen erblickt, das sich an ein Vorgebirge lehnt. Das Land ist meist wild und wüste, von Schaf- und Ziegen-Heerden bevölkert, um welche die Hirten, des Winters in eine Art von Pelzkleidung [illegible] bändigen Hunden begleitet, rasch herreiten. Hie und da trifft man auf gut angebaute Striche, meist aber liegt das Land unberührt, mit karger Vegetation, niedrigem Waldwuchs und schlechten dürren Wiesen. Wilde Oelbäume wachsen häufig in steinigem Erdreiche. Malerisch gruppirt liegen auf den Höhen die Dörfer Colonna, Monte Pescali, Buriano, Giuncarico, Caldana u. s. w.; in der Ebene bemerkt man nur selten vereinzelte Wohnungen, meist Köhlerhütten und Pottaschbrennereien. Nachdem wir uns eine Zeit lang in einer Gegend befunden hatten, wo nichts als die Straße, der wir folgten, auf ein bewohntes Land schließen ließ, gelangten wir an die Brücke über die Pecora, die sich in den nahen Sumpf von Scarlino ergießt und gleich mehren obgenannten Strömen in ein geradliniges Bett geleitet ist, das sich 2½ Miglien weit erstreckt und ihren regellosen Ueberschwemmungen ein Ziel steckt. Die große Straße verlassend, da wo wir auf den Hügeln zur Linken die ehemals gräflichen Ortschaften Gavorrano und Scarlino erblickten, brachte uns ein Nebenweg durch niedrige Waldungen nach dem offenen Stranddorfe Follonica.

Rauschendes Getöse der Eisenhämmer schallte uns bei unserm Nahen entgegen, und zwischen freundlichen zerstreut liegenden, meist neuen Wohnungen und frischgrünenden Bäumen hindurch hatten wir einen entzückenden Anblick der blauen Wellen des Mittelmeers und der in ihrer Breite sich ausdehnenden vom Abendrothe purpurn gemalten Insel Elba, einst des mächtigsten Kaisers kleines Reich, das er bald mit einem Felsen in tropischen Klimaten vertauschen mußte. Ich trat auf die Brücke oder den hölzernen Molo, der im Winter 1830/31 zur Bequemlichkeit der Landenden und der Auf-

und Ausladungen hier erbaut worden ist, und sich 40 Berl. Ellen lang auf dem Strande, 160 Ellen in das Meer hinein erstreckt, von wo ich auf die ganze Bucht, die links von dem Vorgebirge und der kleinen Insel der Troja, rechts von der Landspitze auf welcher der Telegraph von Piombino liegt, begränzt wird, auf Elba mit dem davor liegenden Felsen Cerboli, auf Corsica und Monte Cristo eine freie Aussicht genoß. Zwischen Follonica und dem gegenüber liegenden Hafen von Rio auf Elba findet unausgesetzt der lebhafteste Verkehr statt; denn der erstere Ort ist der Hauptplatz, wohin die reichen Eisenerze der unerschöpflichen Bergwerke von Rio gebracht werden, zu deren Schmelzung auf der Insel selbst es an Holz und noch mehr an Wasser gebricht. Dadurch geht für die Bewohner Elba's ein großer Theil des Gewinns verloren, während in Follonica eine bedeutende Menge von Arbeitern, die meist aus der Gebirgsprovinz Pistoja (der sogenannten Montagna, die sich bis an die modenesische Gränze erstreckt) herkommen, in den Wintermonaten, während welcher allein gearbeitet werden kann, Beschäftigung finden. Das Eisenerz von Rio ist sehr reichhaltig und enthält bis zu 60 Procent Metall. In Follonica gibt es zwei Schmelzöfen, von denen einer bis zu 50,000 Pfund rohen Eisens täglich liefert, eine Hütte und eine Anstalt für Verfertigung von Platten. Zu Cecina hat dieselbe Minenverwaltung einen Ofen und zwei Hütten, andere zu Valpiana, wo sich gleichfalls Werkstätten für die Fabricirung von Cylindern befinden. Eisenarbeiten werden hier nur wenige verfertigt, sondern das rohe Metall meist nach Livorno und Pisa, und von dort nach verschiedenen Fabriken [illegible] von Bomben und Kugeln für den Herzog von Modena. Auf einer Segelbarke fuhren wir nach dem Thurme, der sich zwei Miglien unterhalb Follonica an der Stelle befindet, wo der Sumpf von Scarlino, der etwa dreizehn Miglien im Umfange hat, mit dem Meere in Verbindung steht. Er wird größtentheils durch die Gewässer des schon genannten Flusses Pecora gebildet, und man hat, um das schädliche Einfließen des Meerwassers zu verhindern, im verflossenen Winter einen Damm aufgeworfen, der eine kleine Bucht abschneidet, und meist aus Reiserbündeln besteht, worin der Meersand sich festsetzt. Die See, in ihrer natürlichen Neigung sich von der Küste zurückzuziehen durch diese Vorrichtung begünstigt, thut dieß nun an der genannten Stelle mit verdoppelter Schnelligkeit, so daß bald alle Verbindung zwischen dem süßen und salzigen Wasser aufgehoben seyn wird, und ersteres durch einen Abzugcanal, den man gegraben, seinen Ausfluß hat. Auf diese Weise, und da man die regellosen Ueberschwemmungen der Pecora schon früher gehemmt und bereits den Anfang zu Abzäunungen für die Colmaten gemacht hat, hofft man auch dieses Sumpfes, der zu Anfang des Sommers alle Bewohner von dem scheinbar anmuthigen und blühenden, aber in Wahrheit Krankheit und Tod in sich tragenden Strande von Follonica verscheucht und die Wohnungen leer stehen läßt, endlich Meister zu werden.

Wir verließen das Dorf auf demselben Wege, der uns dahin gebracht und folgten dann 7 Miglien weit der großen Straße, die sich in ermüdender Einförmigkeit und fast schnurgerader Linie durch eine reizlose Gegend erstreckt, wo zur Rechten die Hügelreihen ununterbrochen fortlaufen. Hierauf bogen wir von derselben links ab und gelangten durch eine wüste, menschenleere Ebene, auf der man nichts sieht, als Heerden wilder Pferde und unbändiger Büffel, die mit ihrem stieren Blick, ihrem breiten Kopf und ihren plumpen Gliedern in allen diesen Maremmenstrichen von der Cecina an bis Terracina einheimisch sind und durch Sumpf und Wiesengrund halb waten, halb gehen, zwischen denen sich hie und da ein Maremmenreiter auf seinem schlechten Pferde mit einem weißen Schäferhunde zeigt, bis an den flachen, sandigen Strand, einen Theil der weiten Bucht, die sich von Piombino im Halbzirkel bis zur Troja erstreckt. Nichts unterbrach und belebte diese traurige Einöde, wo man nur das Gemurmel der gegen den Strand anspülenden Wellen, und das seltene ferne Gebell eines Hundes vernahm. Bald fuhren wir nun auf einer schmalen Landstrecke zwischen dem Meer und den tiefen feuchten Wiesen, welche den Anfang des Sumpfes von Piombino bilden; und da, wo ein Theil desselben mit der See in Verbindung steht, und sich der eigentliche Ausfluß der Gewässer der Cornia befindet, deren Strom diesen Sumpf vorzüglich nährt, über eine aus Gußeisen und Holz erbaute neue Brücke, worauf wir aus der Ebene auf das bergige, mit reicher Vegetation bedeckte Vorgebirge von Piombino gelangten. Die Cornia, von den Gebirgen oberhalb Massa kommend, hat auf mehre Miglien ein neues, geradliniges Bett mit hohen Seitendämmen erhalten, und spült nun ihren vielen Schlamm in den Sumpf, wo er sich in den schon zum Theil angelegten Colmaten ansetzt, und welchen er endlich ausfüllen wird. Die verpesteten Ausdünstungen an der Verbindungsstelle mit dem Meere waren merklicher und ekelhafter als an irgend einem andern Orte in der ganzen Maremma.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bermudasinseln und der Wallfischsprung.

(Fortsetzung.)

Indeß machten wir uns doch an unsre tolle Wallfischjagd, ohne genau zu wissen, was anzufangen, wenn wir dem Riesenwildpret wirklich auf den Leib kommen würden. Je mehr wir uns dem Leviathan näherten, desto furchtbarer wurde uns sein Anblick, und wir mußten uns über einen regelmäßigen Angriffsplan verständigen, wenn nun doch einmal angegriffen werden mußte. Was die Vertheidigung betrifft, so konnten wir nur immerhin jeden Gedanken daran aufgeben, denn ein einziger Schlag von dem Schwanz unsres Feindes war hinreichend, die Schaluppe, ihre Mannschaft, ihre Bootshaken und Alles zusammen über die höchsten Spiren des Admiralschiffes hinauszuschleudern. Aller Augen waren auf uns gerichtet, und nach einem Augenblicke Berathung beschlossen wir einstimmig, daß wir dem Wallfische zu Leibe gehen und unser Glück versuchen müßten. Wir ruderten also auf ihn los; allein der Wallfisch, dessen Rücken in diesem Augenblicke wie ein aufwärts gekehrter Schiffskiel anzusehen war, kümmerte sich entweder nicht um unsre Annäherung, oder was wahrscheinlicher ist, sah uns nicht, glitt in größter Seelenruhe auf dem Wasser dahin, tauchte dann plötzlich unter, und verschwand und ließ nichts als einen ungeheuern Strudel thranigen Wassers zu-

rück, in dessen Wirbeln wir große Kinder, die wir waren, mit aufgesperrtem Munde, eine Weile herumgequirlt wurden. Endlich fanden wir ihn auf halbe Schiffslänge vom Leander wieder, wobei indeß unsre Fehlgänge unsre Kameraden an Bord nicht wenig ergötzten, die lachend wieder aus dem Takelwerk herabstiegen, in das sie hinaufgeklettert waren, um den großen Kampf des Wallfisches und der jungen Seekadetten mit anzusehen.

Während wir so auf unsern Rudern lagen, ein wenig in Verlegenheit, was nun anzufangen, sahen wir eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen in der Welt, wenigstens erinnere ich mich nicht Etwas früher oder später gesehen zu haben, was mich so sehr überrascht oder einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte. Unser Freund, der Wallfisch, fand nämlich ohne Zweifel das Wasser unangenehm seicht, denn es war hier nicht über fünfzig oder sechzig Fuß tief; oder er wurde vielleicht auch darüber verdrüßlich, nicht von den scharfen Zacken der Korallenriffe loskommen zu können, kurz war es irgend ein andrer Beweggrund von Lust oder Schmerz — er machte plötzlich einen Sprung über das Meer heraus.

Dieser ungeheure Satz war so vollständig, daß wir den riesenhaften Fisch einen Augenblick ungefähr in wagerechter Länge fünf und zwanzig Fuß über der Meeresfläche in der Luft erblickten. Sein Rücken mußte also in senkrechter Linie mehr als zwanzig Fuß hoch über unsern Köpfen seyn. Bei dieser Bewegung hatte sein Aufschwung etwas von der schnellenden Lebhaftigkeit, mit der die Forelle oder der Lachs springt; dann aber stürzte er wieder ins Meer, wie die Wucht eines ungeheuern Balken, den man auf seiner breitesten Seite fallen läßt, und mit einem solchen Donnergetöse, daß wir alle die Hände ausstreckten, und selbst den kühnsten von uns einen Augenblick der Athem verging. Unfehlbar wären wir auch insgesammt verloren gewesen, wenn der Wallfisch nur eine Minute früher seinen Sprung gemacht hätte, wo er dann auf die Schaluppe herabgestürzt seyn würde. Der Wogenschwall, der dadurch veranlaßt wurde, breitete sich auf die Hälfte des Ankergrundes aus, und hätte der Leander selbst diesen Sprung gemacht, die Wirkung hätte nicht gewaltiger seyn können.

Während wir in unsrem Kutter rechts und links hinüber- und herübergeworfen wurden, hatten wir Zeit, das Für und das Gegen unsrer Unternehmung zu erwägen, und konnten die Wahrscheinlichkeit seines Gelingens mit der noch größern vergleichen, bei einem zweiten Sprunge des Ungeheuers unter seinem Bauche zerquetscht zu werden. Jeder Gedanke, ihn zu fangen, wenn ein so thörichter Gedanke uns je in den Kopf kommen konnte, wurde also aufgegeben; allein unsre Neugier war um so größer, noch ein Kraftstück dieser Art zu sehen, und nachdem wir etwa zehn Minuten mit den Rudern in den Händen gewartet hatten, sahen wir in einiger Entfernung von uns den Rücken des Wallfisches wieder zum Vorschein kommen.

„Auf, kitzeln wir ihn noch einmal!“ rief Einer von uns. „Ja, ja, drauf! drauf!“ schrien Andere, und wir Alle setzten uns in Bewegung, in der Hoffnung, eine Wiederholung desselben Schauspieles zu sehen. Allein dem Wallfische schien es nicht gelegen, zu unserm Vergnügen noch einmal einen Luftsprung zu machen. Vergebens näherten wir uns ihm zu wiederholten Malen; er zog zuletzt ganz ruhig davon, und nahm seine Richtung nach dem North-Rock, vielleicht in der Hoffnung, durch diesen engen Paß, der nur dem erfahrensten Lootsen dieser gefahrvollen Gegenden bekannt ist, entkommen zu können. Erst nachdem wir den Wallfisch ganz aus den Augen verloren hatten, und hinter uns auch die Höhen der Insel St. Georges verschwunden waren, bemerkten wir, daß sich während unserer thörichten Jagd das Wetter völlig verändert hatte. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, und der Wind fing allmählich an, in einen starken Südwest umzuspringen. Wir konnten nichts Klügeres thun, als so schnell als möglich umzuwenden, denn der Wind durfte nur ein wenig zunehmen, und wir würden unvermeidlich weit vom Leander hinweg geführt worden seyn; auch mußten wir mehrere Stunden lang angestrengt rudern, bis wir den Ankergrund wieder erreichten.

(Schluß folgt.)

Aus Walter Scotts Leben.

Die vertrauteren Freunde Walter Scotts hielten allen Fleiß, den er in seinem Fache bewies, so wie sein Streben, sich vor den Schranken der Gerichtshöfe auszuzeichnen, nur für eine Art Maske, um das hinter den eigentlichen Trieb seines Herzens für eine bessere Gelegenheit zu verbergen. Während seine Hand in den Aktenstößen schanzte, erging sich seine Seele in den Wundergärten der Dichtung und wenn er den ganzen Tag über unausgesetzt seinem Berufe oblag, so überließ er sich doch Morgens und Abends ganz dem Zuge seines Herzens. Hätte der Dichter sich in jener Zeit beobachten können, und über sein Inneres ein so genaues Haushaltungsbuch hinterlassen, wie etwa Goethe; so würden wir ihn wohl nicht selten in einem Zustande erblicken, nicht unähnlich jenem, in welchem der träumerische Studiosus Anselmus, in Hofmanns goldenem Topf, des Archivarius Lindhorst wunderliches Hieroglyphenmanuskript kopirt, und über Serpentinens Erscheinung Arbeit und Alles vergißt. Seinem Freunde Erskine allein scheint Scott damals das eigentliche Sinnen und Dichten seines Herzens geoffenbart und die Absicht bekannt zu haben, sich um eine kleine Stelle umzusehen, und dann ganz der Literatur zu leben. Auf Erskine's Rath geschah es auch, daß er im Jahre 1796 ein Gedicht „die Jagd“ betitelt, und die Ballade „Wilhelm und Helena,“ eine Uebersetzung aus dem Deutschen, herausgab.

Bürgers Balladen scheinen ihn damals hauptsächlich angesprochen zu haben; auch mußte wohl der ächt romantische Geist dieser Dichtungen, die auf dem einzig wahren poetischen Grund, aus volksthümlichem Boden, in aller derben Frische und zauberhaften Färbung der Volkspoesie erwachsen waren, ein Gemüth, wie das des schottischen Minstrels mit allen Anklängen der nächsten Verwandtschaft berühren. Auf gleiche Weise scheint ihn auch Goethe's Götz von Berlichingen angezogen zu haben, der in seiner jugendkräftigen Schönheit der Stammherr eines nationalen Dramas für uns zu werden verhieß, leider aber nur die Skizze eines Einfalles des großen Dichters blieb, dessen Trieb nach Vielseitigkeit es nicht vertrug, bloß ein deutsches Herz und deutschen Sinn zu haben, und in Einer Sphäre sich zu bewegen. Scotts Uebersetzung des Götz erschien im Jahre 1799, vermochte aber so wenig als seine vorhingenannten Gedichte seinen Namen weiter als außer dem Kreise seiner unmittelbaren Bekannten zu verbreiten. Selbst die zwei schönen Balladen, „Glenfinlas“ und „St. Johannes Abend“ gingen in des Dichters Lewis „Wundererzählungen“ (Tales of Wonder) spurlos vorüber. Sonderbar genug verdankt Walter Scott die nähere Begründung seines Rufes keinem Originalwerke. „Die Volkslieder des schottischen Grenzlandes“ (Minstrelsy of the Scottish Border) in drei Bänden, von denen die zwei ersten alte Volksballaden und der dritte Nachahmungen derselben enthielten, sammt erläuternden Bemerkungen, die noch weit interessanter sind als die Balladen selbst, wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Der Dichter war ein zu großer Freund alter Versmaße und besaß zu viel richtiges Gefühl, als daß er an diesen Nationalreliquien hätte for-

men und ausbessern sollen. Nur wo diese Volkslieder durch Erzähler und unwissende Abschreiber grausame Verstümmelungen erlitten hatten, erlaubte er sich eine kleine Nachhülfe, die aber nur von ausgelernten Alterthümlern herausgefunden werden dürfte. Der „Lochmaben Harfner“ und „Lord Maxwell's gute Nacht,“ sammt einigen andern sind ganz, wie sie Scott aus dem Munde des Volkes sammelte. Jedenfalls wird die „Minstrelsy des schottischen Grenzlandes“ für Schottland bleiben, was Percy's „Reliquien“ (Reliques) für England sind — eine klare frische Quelle, in der sich die Liebe für Natur und Wahrheit immer wieder verjüngen kann.

Während Walter Scott diese Ueberlieferungen der alten Volkspoesie zu sammeln bemüht war, stieß ihm mancher Vorfall zu, der jedem Andern als ihm ein ergötzliches Abenteuer geschienen haben würde. Der Dichter durchstreifte die einsamsten, entlegensten Thäler, sprach in Hütten des Landvolkes und bei Schäfern ein, und versäumte nicht den ältesten Leuten den Hof zu machen, wo immer er nur die Spur des alten Schatzes wahrnahm, der gleich dem Nibelungenhort in den Rhein, im Strom der Zeit versenkt liegt, aber gleich diesem, wie alle Volkssagen uns vertrösten, zu seiner Zeit wieder erhoben werden wird. Es begab sich, daß damals James Hogg noch in Ettrick die Schafe hütete, wiewohl seine Dichtergabe schon weit im Lande umher bekannt war. Scott besuchte auf einem seiner Ausflüge den Wohnort des Dichters und ließ ihn von den benachbarten Hügeln, wo er seine Heerde weidete, heimrufen. „Als ich mich auf dem Wege nach Hause befand,“ erzählt Hogg hievon, „begegnete ich aber schon dem Sheriff und Herrn William Laidlaw, die hinaus gehen wollten, um mich aufzusuchen. Sie blieben über eine gute Stunde in unserer Hütte, und meine Mutter mußte ihnen das Lied vom „alten Maitland“ singen, woran Herr Scott eine große Freude hatte. Ich hatte ihm eine Abschrift davon zugeschickt, allein ich glaube, er fürchtete, es sey damit nicht ganz recht zugegangen, und Dieß war die Ursache, daß er in die Wildniß von Ettrick kam, um es genauer zu prüfen. Als er es meine Mutter singen hörte, war er sehr damit zufrieden, und ich erinnere mich, daß er sie fragte, ob sie glaube, daß das Lied schon irgend einmal gedruckt worden sey. Ihre Antwort war: „O nein Sir, es wurde nie in der Welt gedruckt, denn meine Brüder und ich lernten es vom alten Andrew Moor, und er lernte es und viele andere mehr von der alten Babie Maitland, die Haushälterin war bei dem Laird von Tushielaw.“ — „Dann muß es ja eine recht alte Geschichte seyn, Margareth,“ sagte Scott. — „Ja, das ist sie,“ erwiederte meine Mutter. — „Eine recht alte Geschichte! Aber außer Georg Warton und James Steward wurde nie eins von meinen Liedern gedruckt, bis Ihr sie, Sir, neulich drucken ließet.“ (Die zwei ersten Bände der Minstrelsy waren bereits erschienen.) „Und Ihr habt sie alle beide recht verdorben. Sie waren zum Singen gemacht und nicht zum Lesen und sie sind weder recht geschrieben, noch recht aufgesetzt?“ — „Hä, Hä, Hä, haben Sie Ihren Theil, Herr Scott?“ sagte Laidlaw, und Herr Scott antwortete mit einem herzlichen Lachen, und einem Verse, den ich jedoch nicht mehr weiß, und meine Mutter gab ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf das Knie und sagte: „Es ist wirklich so, aber doch noch gut genug für so was.“

Das verständige Wort der alten ehrlichen Schottin: „die Lieder waren zum Singen und nicht zum Lesen gemacht,“ läßt sich auf Walter Scotts früheste Verse anwenden. Scott reimte in seinen jüngern Tagen mehr um dem Ohre als um dem Auge zu gefallen, er ahmte hierin die alten Balladen nach, wo oft nur verwandte Anklänge nöthig waren, und auch diese nicht immer zu finden sind. Lord Byron behauptet irgendwo Monk Lewis habe Walter Scotts Verse in seiner ersten Dichterzeit verbessert, da dieser wenig von dem mechanischen Theile der Poesie verstanden habe. Allein Dieß ist schon darum unrichtig, da Lewis und Scott ganz verschiedenen Schulen angehörten: Letzterer hatte alle Nachlässigkeit im Reimen, die man an den alten Balladen bemerkt, Lewis dagegen besaß alle die Aengstlichkeit, wie sie weiland in Johnsons Kreise herrschte, und wenn er mit den Versen unsers Dichters Verbesserungen vornahm, so geschah Dieß höchstens nur mit den Reimworten, keineswegs aber mit dem Versbau und der Melodie, worin Scott selbst zu großer Meister war.

Das Vermögen, das Walter Scott nach dem Tode seines Vaters ererbte, gab ihm neben seinem Gehalte als Sheriff ein hinlänglich sorgenfreies Auskommen, und setzte ihn in den Stand, seiner angebornen Neigung zu folgen. „Nun brauchte ich es mir, wie er selbst von sich sagt, nicht mehr so sehr zu Herzen zu nehmen, wenn die Leute andere Anwälte mir vorzogen, die sie für fähiger hielten, ihre Angelegenheiten zu vertreten, als Einen, der den Kopf voll hatte, von Balladen, alten und neuen.“ Bevor er sich jedoch entschloß, auszuziehen aus dem Lande der Dienstbarkeit nach dem gelobten Lande der Poesie, was für Viele nur schon allzu oft ein Weg durch eine endlose Wüste voll Kummer und Elend wurde, wo es noch dazu keine Wachteln, und Mannaregen für sie gab, wog er genau die Vortheile und Nachtheile seiner Wahl gegen einander ab. Es entging ihm nicht, daß Männer von Talent, sobald sie in die Oeffentlichkeit hervortreten, einen unausgesetzten Kampf mit grisgrämigen Krittlern, scheelsüchtigen Autoren, und dem Wankelmuthe des Publikums zu bestehen haben; zugleich aber sah er auch ein, daß mehrere Männer von größtem Genie vor ihm sich in Streitigkeiten verwickeln ließen, durch die sie sich auf ihre ganze Lebenszeit lächerlich und für alle Zukunft bemitleidenswerth machten. Scott zog daraus den freilich allzu bescheidenen, aber preiswürdigen Schluß, daß er eben so wenig jene großen Märtyrer der Oeffentlichkeit in ihren Fehlern und Mißgriffen nachzuahmen Lust haben könne, als er sich mit ihrem Genie nicht messen dürfe; er beschloß daher fest bei sich, sorgfältig jene Temperamentsschwächen zu vermeiden, von denen bisweilen seine großen Vorgeher befallen worden zu seyn schienen. Diesem Entschlusse blieb er stets treu und nie konnte sich wohl Jemand beklagen, von ihm schonungslos verletzt worden zu seyn. Es war aber nicht sowohl ängstliche Besorgniß, sein ruhiges Leben getrübt zu sehen, was ihn bestimmte, diese allen Schriftstellern zu wünschende Courtoisie zu beobachten, als vielmehr sein harmloses Gemüth und der ihm angeborne Adel der Gesinnung. So war ihm auch stets heftiger und bitterer Wortstreit zuwider, und nie trat er, wie weiland der wunderliche Doktor Johnson, in der Gesellschaft als Ritter auf, den Preis der Unterhaltung zu gewinnen, die er als eine Erholung von angestrengter Arbeit betrachtete. Man sah ihn stets ungemein aufmerksam gegen schüchterne Menschen, und er wußte sie sehr zartsinnig zu ermuntern, und ins Gespräch zu ziehen, und zwar mit einer Güte, die Jedermann bewundern mußte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 310. 5 November 1832.

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

Piombino, der ehemalige Hauptort eines Fürstenthums, hat wenig Merkwürdiges, als seine schöne Lage auf der südwestlichen Spitze eines felsigen Vorgebirges und seine sonderbar geformten Thürme und starken Mauern, die ihm, wenn man sich dem einzigen, auf der Landseite in die Stadt führenden Thore naht, ein eigenthümliches Aussehen geben. Bei Ptolemäus und Antoninus Portus Trajanus genannt, gelangte es aus dem Besitze der pisanischen Familie Appiani, der große Maremmenstriche und Ortschaften gehörten, an die Ludovisi, und durch Heirath an die römischen Buoncompagni, die davon den Titel annahmen. Napoleon schenkte es nebst Lucca als Fürstenthum seiner Schwester Elise Bacciochi; 1814 fiel es Toscana anheim, das die römischen Fürsten Buoncompagni dafür mit Geld entschädigte, und zugleich die kleinen Besitz-Fractionen an dieser Küste, so wie das ehemals dreifach getheilte Elba erhielt. Jetzt haben hier mehre großherzogliche Aemter und zwei Viceconsuln von Sardinien und Oesterreich ihren Sitz. Die engen Straßen der Stadt waren mit einer Menge von Arbeitern gefüllt, die — es war der Vorabend des Osterfestes — zur kirchlichen Feier hingekommen waren. Ein großer Theil der Werkleute in der ganzen Provinz, die Pisaner, waren zum Begehen der Festtage alle nach Hause gegangen, von wo man sie nach Beendigung derselben wieder zurückerwartete. Auf dem von mehren Befestigungswerken umgebenen Platze am Meere, bei dem Fort und dem ehemaligen Palaste der Appiani, wo fünf dahingeleitete Quellen ein gutes Trinkwasser liefern, erfreut man sich, die starken Felsenmassen zu seinen Füßen, einer schönen Aussicht auf das nahe Elba, wohin man mit günstigem Winde in zwei Stunden fährt, und auf die übrigen Inseln. Vermöge seiner Lage ist Piombino vor der Einwirkung der Miasmen mehr geschützt als die meisten Maremmenorte, und deßhalb im Sommer nicht verlassen, obgleich dann auch hier keine gute Luft herrscht, und die Einwohner Wechselfiebern und den andern endemischen Krankheitsformen dieser Striche häufig ausgesetzt sind.

Eine gute, von der Fürstin Bacciochi — die überall, wo sie gewirkt, nur rühmliche Erinnerungen hinterlassen hat — angelegte Straße führt durch eine meist mit niedrigem Gebüsche bewachsene Gegend, auf das kleine Fort Torrenuova zu; wir verließen sie, einige Miglien von der Stadt entfernt, um durch die Waldung das Vorgebirge zu erreichen, auf dem die berühmten Trümmer des etruskischen Populonia liegen. An einer bequemen und geräumigen Bucht, in der mehre Fahrzeuge mit toscanischer und sardischer Flagge ankerten, sahen wir das kleine malerische Fort Baratti am Strand auf der Spitze, welche bei Ptolemäus Promontorium Popolonium heißt. Von hier aus führt, in beinahe einer halben Stunde, ein steiler Weg den Felsenhügel hinan, nach dem Orte, wo ehemals die etruskische Stadt stand. Die Aussichten von der Spitze des Berges sind über alle Beschreibung herrlich. Vom grünen Laube der Bäume umgeben, hatten wir tief unten zu unsern Füßen das dunkelblaue Meer, mit breiten, grünen Streifen durchzogen, welches in majestätischer Ruhe das Spiegelbild des heitern Himmels zurückwarf, und dessen kleine, weiße Wellen sich sanft an den Felsen des Gestades brachen. Dicht hinter uns erhob sich einer der alterthümlichen Thürme des Castells, das man jetzt Populonia nennt; zur Rechten dehnte sich in weitem Halbkreise der Strand bis zur Spitze von Livorno, hinter der man noch die hohen Gebirge von Seravezza und der Lunigiana in Eis und Schnee gehüllt erblickte. Vor uns lagen in verschiedenen Entfernungen die Inseln des tyrrhenischen Meeres, zur Linken anfangend mit Monte Cristo und dem Felsen Cerboli mit dem Wachtthurm auf seiner Spitze; dann Elba, das uns seine großartigen Gebirgsmassen und die schöne Bucht von Porteferrajo zeigte, Corsica's langgedehntes, rauhes, gebirgiges Inselland, die Capraja und endlich die Gorgona, welche Dante aufruft, die Mündung des Arno zu schließen, um Pisa für den entsetzlichen Tod der Gherardeschi zu züchtigen — ein Anblick, dem vielleicht wenige an großartiger, ruhiger Schönheit gleichkommen mögen. Als wir in das von hohen, starken Mauern und mit Zinnen versehenen Thürmen umgebene mittelalterliche Oertchen eintraten, das auf der Bergspitze einen Theil der Trümmerstätte der etruskischen Stadt einnimmt, deren Namen es bewahrt hat, war Alles verlassen und todtenstill — kein Mensch zu sehen — vor einer Thüre lag ein Hund, der uns, ohne einen Laut von sich zu geben, vorübergehen ließ. Wir traten aus der kleinen Straße auf einen offenen Platz, als uns Gesang aus der Kirche entgegenschallte. Die ganze Einwohnerzahl, aus etwa fünfzig Seelen bestehend, denen sich einige Soldaten aus dem Fort Baratti angeschlossen, war zur Feier des

Osterfestes beim Gottesdienste versammelt, und erst nach dessen Beendigung konnte man uns Rede stehen, und uns zu den sehenswerthen Gegenständen führen.

Innerhalb des Umkreises des jetzigen Ortes findet sich als Grundstück eines der Thürme, ein schönes altes Mauerwerk, aus regelmäßigen, ohne Mörtel auseinandergelegten Steinen. Südlich von da, an der gegen das Meer zu sich senkenden Seite des Hügels, wo auf einem dort befindlichen Thurme früher zu verschiedenen Malen ein Telegraph errichtet wurde, und von wo man Portoferrajo entdecken kann, während man die oben geschilderte Aussicht noch ausgedehnter, und mit dem ganzen Meerbusen von Follonica bis zur Spitze der Troja zu seiner Linken als Schlußpunkt des bezaubernden Panorama's hat, zieht sich um den steilen Abhang ein Kreis gigantischer Mauerreste, von denen sich auch an der neuen Fahrstraße, welche auf den Thurm von Baratti zuführt, geringere Trümmer finden. Auf dem davon eingeschlossenen, jetzt geackerten Felde, auf dem eine Menge zum Theil behauener Steine aus dem Boden hervorragen, muß die alte Stadt, bei den Etruskern **Popluna**, gestanden haben, die keine halbe Stunde im Umkreise gehabt, deren Einwohner aber zum Theil am Strande und um den Hafen Baratti, wo zu Strabo's Zeiten sich Trümmer von Gebäuden fanden, ansässig gewesen zu seyn scheinen. Micali hat in seinem bekannten Werke über Italien vor der Herrschaft der Römer einen Plan der Ruinen und des muthmaßlichen Mauerkreises gegeben. Derselbe Gelehrte hat bemerkt, daß die vornehmsten alt-etruskischen Städte im Binnenlande und auf waldigen Anhöhen gebaut waren, und Populonia keine Hauptstadt, sondern Pflanzort der Volterraner war, welche die auf diesem Ufer ansässigen Corsen vertrieben. Bei römischen Schriftstellern wird die Stadt häufig erwähnt: Cato, Livius, Strabo, Plinius, Mela, Ptolemäus u. A. reden davon, und Virgil nennt sie im zehnten Gesange „Popolonia mater.“ Mit Cosa, Saturnia, Roselle u. s. w. wurde auch diese Stadt gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach Roms Erbauung dem Scepter der Weltherrscherin unterworfen, und theilte die Schicksale der Provinz. Schon unter Sylla erfuhr sie die Wuth der Zerstörer. Rutilius Numantianus, der zu Anfang der Einfälle der Barbaren in Italien sein Itinerarium schrieb, und Cosa schon verwüstet sah, spricht auch von Populonia, man könne die großen Denkmale vergangener Jahrhunderte kaum wieder erkennen und die gefräßige Zeit habe die hohen Mauern verzehrt. Im achten Jahrhunderte wurde der Bischofssitz von hier nach Massa verlegt. Auf einem Theile der Trümmerstätte entstand Jahrhunderte später das Castell, das noch völlig sein mittelalterliches Aussehen bewahrt, und mit dem größten Theile des Vorgebirges einer pisanischen Familie gehört, welche mehre Monate an diesem einsamen Orte zuzubringen pflegt, und neuerdings eine bequeme Fahrstraße hat anlegen lassen, die sich um den Abhang des Berges zieht. Beim Nachgraben findet man hier noch manche Alterthümer, in kleinen Bildsäulen, irdenen Gefäßen, Ringen u. s. w. bestehend, wie man sie in den meisten etruskischen Städten in Menge trifft. Die Münzen sind meist römisch: die von Populonia außerst selten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bermudasinseln und der Wallfischsprung.

(Schluß.)

Nicht ohne erhebliches Bedenken ging ich daran, die Geschichte von dem Wallfischsprunge zu erzählen, und ich kann die Ursache meines geringen Vertrauens auf die Gläubigkeit des Publikums nicht anders erklären, als indem ich eine Anekdote gebe, die mir von Sir Walter Scott mitgetheilt wurde, und die sich Reisende mögen gesagt seyn lassen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, der Welt wieder zu erzählen, was sie in fernen Ländern gesehen haben. Es scheint, daß Mungo Park, dieser erste und vielleicht nicht der uninteressanteste von allen Reisenden, die in Afrika einzudringen versuchten, seinen vertrauten Freunden verschiedene seltsame und unterhaltende Abenteuer mitzutheilen pflegte, die ihm während seiner berühmten Untersuchungen über den Niger aufgestoßen waren, und von denen in seinen gedruckten Reiseberichten Nichts zu finden ist. „Wie kommt es, fragten ihn seine Freunde, daß Sie nicht alles Dieß auch in ihrem Buche mittheilten?“ — Die Ursache ist ganz einfach,“ erwiderte Park: „Ich war nach Afrika geschickt worden, um gewisse Nachforschungen von öffentlichem Interesse anzustellen, und mit dem ausdrücklichen Auftrage, einigen besondern Punkten nachzuspüren. Nun schien es mir aber wichtig, nicht nur diese Untersuchungen mit Sorgfalt zu verfolgen, sondern auch dem Publikum darüber einen eben so wahrscheinlichen als getreuen Bericht zu erstatten.“ — „Ganz recht, entgegneten seine Freunde, allein da Alles, was sie uns sagen, die reinste Wahrheit ist, warum entzogen Sie Ihrem Werke Das, was ihm gewiß doppeltes Interesse gegeben haben würde.“ — „Ich that es nur deßhalb nicht, bemerkte ihnen dagegen der Reisende, um eben die gute Wirkung hervorzubringen, die ich nach Ihrer Ansicht hätte erreichen können; allein Dieß war es nicht, was ich wollte. Jedenfalls hatte ich, meiner Meinung nach, eine ernstere Pflicht zu erfüllen. Abgesandt, um mich eines gegebenen Auftrages zu entledigen, weihte ich mich ihm mit allem Eifer und allem Talente, dessen ich fähig war. Allein nach meiner Rückkehr sah ich ein, daß ich eine andere nicht minder wesentliche Verbindlichkeit zu erfüllen hatte, und die darin bestand, einen Bericht herauszugeben, der zu gleicher Zeit gewissenhaft genau war, und mit unzweifelbarer Glaubwürdigkeit erscheinen mußte. Was die Vorfälle betrifft, die ich auch gelegentlich erzählte, euch, die ihr mich schon lange her kennt; so hütete ich mich wohl, sie vor meinen Lesern zu wiederholen, die mich nur aus meinem Buche kennen konnten. Mit einem Wort, ich hielt mich nicht unabhängig genug, um meine Glaubwürdigkeit zweifelhaft zu machen oder sie durch einige Anekdoten, wie ich sie euch erzählte, in Frage stellen zu lassen. Da ich mir auf dem Felde der Entdeckungen als ein Mann von öffentlicher Stellung erschien, so hielt ich meinen Ruf der Wahrhaftigkeit gleichfalls für einen Theil des öffentlichen Eigenthums, den ich um des Vergnügens willen, einige müßige Neugierige zu unterhalten und in Erstaunen zu setzen, nicht auf die leichte Achsel nehmen lassen durfte. Kurz ich fürchtete, bei einer solchen öffentlichen Darlegung, durch einen einzigen zweifelhaften Punkt die Glaubwürdigkeit des Ganzen zu gefährden.“

Als man nach Mungo Park's Tode eine biographische Schilde-

rung dieses liebenswürdigen und beharrlichen Reisenden zu geben vorhatte, wendete man sich an einen seiner Freunde, dessen glückliches Gedächtniß man kannte, mit der Bitte, die in vertrautem Kreise erzählten Abenteuer mitzutheilen. Der Freund, der darum angegangen wurde, weigerte sich nach einem Augenblicke Ueberlegung, dem Biographen die verlangten Mittheilungen zu machen, indem er glaubte, es gezieme sich nicht, etwas nach dem Tode Dessen der Oeffentlichkeit zu übergeben, der es nicht für zweckmäßig erachtet habe, es während seines Lebens bekannt zu machen.

Bevor ich mein Abenteuer mit dem Wallfischsprunge dem Setzer übergab, wandelte auch mich Mungo Park's Bedenklichkeit an, und um mich in Bezug auf diesen Vorfall ganz sicher zu stellen, schrieb ich an meinen Freund Scoresby, der, was den Wallfisch und die Wallfischjagd betrifft, die vollgültigste Autorität ist, einen Brief, worin ich ihm, was mir damals begegnete, erzählte und zugleich, aus Besorgniß meine Glaubwürdigkeit in den Augen der Welt zweifelhaft zu machen, bei ihm anfragte, ob ihm nicht im Laufe seiner Reise ein ähnlicher Fall vorgekommen. Ich erhielt folgende Antwort:

. . . . „Was Ihre Anfrage betrifft, so habe ich das Vergnügen, Ihnen das Zeugniß geben zu können, daß der Wallfischsprung, von dem sie Zeuge waren, keineswegs so selten ist, als sie zu glauben scheinen. Während ich auf dem Wallfischfang in den nördlichen Meeren begriffen war, sah ich selbst dergleichen Kraftstücke von Wallfischen, in Augenblicken, wenn sie recht überlustig waren, ausführen. Meistentheils waren es Wallfische von mittlerer Größe; doch sah ich auch welche, die vierzig bis fünfzig Fuß lang, ihr ernsthaftes Wesen vergaßen, und sich vom Kopfe bis zum Schwanze frei, in der Luft zeigten. Mehrmals wollte ich auf solche überlustige Luftspringer Jagd machen, allein stets wußten sie der ihnen gestellten Wahl, einen Sprung über die Schaluppe zu machen oder sich dem Harpun bloßzustellen, auf geschickte Art auszuweichen. Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß man die Wirkung des Athemholens der Wallfische auf eine Art übertrieben hat, daß man es zur Erlustigung der Leichtgläubigen mit einem Wasserfalle zu vergleichen keinen Anstand nahm, während man die Wallfischsprünge ganz außer Acht ließ, die doch gewiß für die Naturgeschichte dieses Thieres ansprechen müssen. Ich gestehe, daß ich selbst in meiner Beschreibung der arktischen Gegenden eines solchen Vorfalles erwähnte, ohne ihn ausführlicher zu berühren, was vielleicht doch unterhaltend gewesen wäre.“ *)

Die Papus.

Die Brigg Johanna Maria, Kapitän N. Tower, befand sich am 8 Mai 1830 zu Ansoust vor Djobie, einer bedeutenden Insel der Bai von Geelvink an der Küste von Neu-Guinea unter dem 2° südl. Breite. Die Einwohner dieses Orts, obschon Nachbarn von Kouriring, dessen Bevölkerung sehr sanftmüthig ist, sind höchst falsch und treulos. Die Brigg hielt sich längs der südlichen Seite von Djobie, und trieb während der Fahrt mit den Eingebornen Handel; dann richtete sie ihren Lauf gegen Courdou, ein kleines Dorf an der östlichen Spitze der großen Bai und ging am 16ten drei Meilen von der Küste vor Anker. Große Piroguen stießen ins Meer, von denen jede mit zwanzig der entsetzlichsten Wilden bemannt war, die man nur sehen kann. Ein ungefähr fünf Zoll langer Pflock war durch den Nasenknorpel gebohrt, und ihr struppiges Haar gab ihren Köpfen einen ungeheuren Umfang. Sie sahen, wie es schien, zum ersten Male ein europäisches Schiff, und näherten sich mit der größten Vorsicht, wobei sie zugleich in Zwischenräumen anhielten, um das Schiff zu beobachten. Kapitän Tower hatte viele Mühe einen der Wilden durch Zeichen so nahe herbeizulocken, daß er ihm Glasperlen in seine Pirogue werfen konnte; mehrere Perlen fielen hiebei ins Meer, und die Wilden sprangen sogleich nach, und erhaschten sie, ehe sie noch den Grund erreichten. Es brauchte einige Zeit bis man sie bewegen konnte an Bord zu kommen; als sie sich endlich dazu entschlossen, zeigten sie das größte Erstaunen über das, was sie erblickten, suchten aber zugleich alles zu entwenden, dessen sie unbemerkt habhaft werden konnten. Mit großem Behagen tranken sie geistige Getränke, und zwar so viel als man ihnen nur einschenkte. Man tauschte von ihnen einen Pikle Trepang, zwei Cattirs Schildkrötenschalen und einige Bananen, gemeine blaue Glasperlen, ungefähr eine halbe Rupie an Werth, ein, mit denen sie sogleich ihre ungeheuren Kämme zierten. Man traf hier auch den Radschah Maifori, der mit zwei Pros gekommen war, um Sago zu laden. Er verstand einige Worte Malayisch, und versicherte, daß die Mannschaft der Brigg sicher ans Land gehen könnte, um Wasser einzunehmen. Der Kapitän schickte den Konstabel mit dem großen Boot ab, der nach drei Stunden wiederkehrte, und einen für die Eingebornen günstigen Bericht abstattete; er machte sogar den Vorschlag das Boot am Abend ans Land zu schicken, um das große Zugnetz, das man am Bord hatte, auszuwerfen. Um zwei Uhr Nachmittags ward ihm die Erlaubniß ertheilt, nebst sechs Mann, und einem Chinesen zum Handel, mit dem Boote abzufahren; allein kaum waren sie ans Land gestiegen, so wurden sie von den Eingebornen festgenommen. Dem Chinesen ward der Kopf abgeschlagen, und die übrigen mit Pfeilen schwer verwundet. Aus dem Mord des Chinesen machten die Wilden eine Feierlichkeit, sie tanzten um seinen Körper, und durchschossen ihn in Zwischenräumen mit Pfeilen, wobei sie ein furchtbares Geschrei ausstießen. Kapitän Tower ward von diesem traurigen Vorfalle erst von Denen unterrichtet, welche entkommen waren. Als er sah, daß Niemand zurückkehrte, so ließ er anfänglich während der Nacht bis gegen Morgen Kanonen abfeuern, um dem Boot Signale zu geben. Beunruhigt über das Schicksal seiner Leute, befahl er endlich ein leichtes Boot auszurüsten und zu bewaffnen, mit dem er längs dem Ufer hinfuhr, ohne etwas gewahr zu werden. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, daß der Donner der Kanonen die Wilden erschreckt habe, und daß sie sich nach dem Innern des Landes geflüchtet haben könnten; allein da er nicht die geringste Spur vom Boote entdeckte, so ward er unruhig und hielt es fürs Beste an Bord zurückzukehren, um die Fluth abzuwarten und dann von neuem am Strand zu kreuzen. Da die Brigg in gutem Stande und auf einen Angriff eingerichtet war, so bestieg der Kapitän abermals das Boot, und hielt sich in einer gewissen Entfernung von den am Ufer stehenden Häusern; der Erfolg war indeß der nämliche wie beim ersten Versuch. Die Mannschaft des Bootes, über das Schicksal ihrer Gefährten eben so beunruhigt als der Kapitän, schlug vor, daß einer von ihnen ans Land gehen, und die Wohnungen untersuchen solle, um sich zu überzeugen, ob die Körper oder Kleider ihrer vermißten Kameraden sich vielleicht dort befänden. Kapitän Tower erwiderte, daß sie ans Land gehen könnten, wenn sie es wünschten; daß er ihnen aber in dieser Hinsicht nichts befehlen wolle, weil er irgend eine verrätherische Absicht muthmaße. Dessen ungeachtet stieg ein Mann aus, und ging auf ein Haus los, an dessen Außenseite etwas Rothes hing, das einem Matrosenhemde glich. Ohne Zweifel war Dieß ein Fallstrick, denn kaum hatte der Matrose den Gegenstand in die Hand genommen, und auf Malayisch gesagt: „Bulan Kameschakilar“ (das ist kein Hemd, das ist eine Matie), so sah man ihn auch schon durchbohrt von mehreren Pfeilen zu Boden stürzen, welche die Wilden, die sich aus dem Gras hinter dem Hause erhoben, auf ihn abschossen.

---

*) Der Kapitän Scoresby schrieb einen sehr merkwürdigen Bericht über den Wallfischfang in den Gegenden des Archipels, auf dem sich hier Kapitän Hall, und namentlich auf eine Stelle in Th. I. S. 467, bezieht.

Der Matrose sprang noch einmal auf, und vertheidigte sich mit einem Sollick, mit dem er bewaffnet war, als er das Boot verließ, stürzte aber, gänzlich erschöpft wieder zu Boden. Kapitän Tower schildert die nun folgende Scene als die entsetzlichste die er jemals sah; das furchtbare Geschrei der Wilden, das jetzt auf die frühere lautlose Stille folgte, und von einer Wolke vergifteter, gegen die Mannschaft des Boots gerichteter Pfeile begleitet wurde, brachte den Seemann so aus aller Fassung, daß er kaum noch so viel Kraft hatte, eine Flinte zu ergreifen, die indeß versagte. Glücklicherweise war das Vordertheil des Bootes gegen die hohe See gerichtet; er gab sogleich Befehl abzustoßen, und im nämlichen Augenblick wurde der hinterste Mann von zwei Pfeilen getroffen. Die Wilden stürzten sich ins Meer um das Boot aufzuhalten, konnten es indeß nicht erreichen, fuhren aber fort, so lange es noch in Schußweite war, ihre Pfeile nachzusenden. Der Kapitän und seine Leute konnten aus der Ferne noch den Tanz sehen, den sie, mit furchtbarem Gesang begleitet, um ihr Opfer aufführten. Die Brigg ging sogleich nach Anjuan zurück, und zu ihrem Glück, denn man vernahm später, daß die Wilden große Vorbereitungen gemacht hatten, sie anzugreifen.

Der schwarze Falke und die weiße Wolke.

Der Kampf, der am obern Missisippi zwischen den Sack- und Fuchsindianern unter Anführung des schwarzen Falken, und den Vereinigten Staaten, und einigen ihnen anhängigen Indianerstämmen, wie die Sioux und Winnebagos, mit so großer Erbitterung geführt wurde, ist zu Ende; er endigte wie alle bisherigen Versuche indianischer Häuptlinge, von Massasoits Söhnen an, bis auf Tekumseh und seinen Bruder Elskwatawa, die den Gedanken faßten, der immer weiter um sich greifenden Macht der weißen Menschen, durch welche die Rothhäute nicht nur aus ihrem alten Besitzthum verdrängt, sondern auch bis auf die letzte Spur vertilgt zu werden bedroht sind, einen Damm entgegenzusetzen. Man kennt die genauern Umstände, die diesen Kampf beendigten, noch nicht genau, nur so viel weiß man, daß die Sack- und Fuchsindianer eine entscheidende Niederlage erlitten, und ihr Anführer der schwarze Falke und dessen Prophet die weiße Wolke sammt vierzig Indianern ihres Stammes von den Winnebagos, zu denen sie sich geflüchtet zu haben scheinen, am 28 August, dem Agenten der Vereinigten Staaten in der Prairie des Chiens, Herrn Street, ausgeliefert, und von diesem dem Obristen Taylor im Fort Crawford, in Gewahrsam gegeben wurden. Der schwarze Falke, dessen indianischer Name Muk-kata-mis-chi-kakak ist, ein Potawatamie von Geburt, aber bei den Saukies-Indianern erzogen, ist ungefähr 60 Jahre alt. Die dem Siegsberichte an den Major Scott beigefügte Beschreibung des gefangenen Häuptlings schildert ihn mit folgenden Worten: „Der schwarze Falke trägt auf seinem glattgeschornen Schädel einen kleinen Büschel grauer Haare, hat eine hohe Stirne, eine römische Nase, einen vollen Mund, der meist ein wenig geöffnet ist, ein spitziges Kinn, keine Augenbrauen, aber sehr schöne Augen. Den Kopf hält er gewöhnlich etwas über die Schultern zurückgeworfen. Er ist ungefähr fünf Fuß und vier bis fünf Zoll groß. Gegenwärtig ist er sehr mager und scheint sehr niedergeschlagen, doch nimmt er bisweilen eine gebieterische Haltung an. Als er gefangen eingebracht wurde, trug er in der linken Hand eine weiße Flagge, die er zum Zeichen, sich als Gefangener zu ergeben, aufgesteckt hatte, in der rechten Hand den Schwanz eines Adlers, mit daranhängender Rückenhaut und Kopf und Schnabel, womit er sich von Zeit zu Zeit fächelte. Der Prophet, der den schwarzen Falken durch seinen Einfluß unterstützte, von den Amerikanern Na-Pope, mit seinem indianischen Namen Wa-bu-kie-schiek (weiße Wolke) genannt, ist ungefähr vierzig Jahre alt, nahe an sechs Fuß groß, und von athletischer Gestalt. Er hat ein breites Gesicht, kurze Stumpfnase, große volle Augen, einen weiten Mund, dicke Lippen und einen dichten Haarwuchs. Auf dem Kopf trug er einen einige Zoll hohen Hauptschmuck von weißem Tuch. Sein ganzes Wesen spricht eine grimmige Wildheit aus, aber nicht die des Schlachtenmuthes, sondern des Blutdurstes und des vorbedachten Mordes. Auch er trug in der einen Hand eine weiße Flagge; beide waren in sehr weißgehaltene Hirschhäute gekleidet, die am Rande mit Fransen von gleichem Stoffe gesäumt waren. Der Prophet ist von Abkunft halb Saukie, halb Winnebago. Wahrscheinlich wird man sie und ihre übrigen gefangenen Stammesgenossen auf die verschiedenen amerikanischen Forts vertheilt, für ihre Lebenszeit gefangen halten.

Vermischte Nachrichten.

Die Auflage auf Bücher in England wird in Geld von dem Papier und den Ankündigungen und dann in einer Anzahl von eilf Exemplaren entrichtet, die an die öffentlichen Bibliotheken abgeliefert werden müssen; die im Jahr 1830 erhobenen Auflagen dieser Art beliefen sich auf 665,872 Pf. St. Die Art, wie sie erhoben werden, ist sehr drückend und lästig; die die Ankündigungen treffenden Abgaben betragen weit mehr als die Kosten des Papiers und des Broschürens. Jede Ankündigung, groß oder klein, bezahlt 3 Schilling 6 Pence, und so beträgt die Abgabe oft mehr als die Einrückungsgebühren. Diese letztere Auflage ist lästig, ohne einträglich zu seyn; die folgenden Angaben mögen einen Begriff von ihrer Größe geben. Die Druckkosten eines Oktavbandes in einer Auflage von 500 Exemplaren, belaufen sich auf 177 Pf. St., und die Abgabe auf 52 Pf. St. Rechnet man nun den Ladenpreis des Bandes zu 12 Schilling, zieht die dem Verfasser gehörigen, und die für die öffentlichen Bibliotheken bestimmten Exemplare von den 500 ab, so bleiben noch 475, die, mit dem gewöhnlichen Rabatt verkauft, der den Ladenpreis auf 8 Schilling 5 Pence ermäßigt, dem Buchhändler nicht mehr Gewinn übrig lassen, als 22 Pf. St. Beläuft sich die Auflage auf 750 Exemplare, so betragen die Kosten 218 und die Abgabe 45 Pf. St., mithin bleiben dem Verleger nur 87 Pf. St. Tausend Exemplare kosten 260 Pf., die Abgabe beträgt 54 Pf., folglich bleiben 150 Pf. für den Buchhändler. Die Einrückungskosten belaufen sich für 500 Exemplare auf 40 Pf. St.; für 750 Ex. auf 50 Pf. St.; und für 1000 Ex. auf 60 Pf. St. Eine Flugschrift von 5 Bogen in einer Auflage von 500 Exemplaren trägt dem Fiscus 25 Pf. St., und dem Herausgeber oder Verfasser nur 8 bis 9 Pf. ein. Nimmt man für alle Auflagen eine Durchschnittszahl von 750 Exemplaren an, so ergibt sich, daß die vom Staat erhobene Abgabe den fünften Theil des ganzen Preises der Auflage ausmacht, und daß die Abgaben stets größer sind, als das dem Verfasser bewilligte Honorar.

•

Ein französisches Blatt, „Le Voleur,“ erzählt von einem neuen Samson, der gegenwärtig als wohlbestallter Gemeiner im ersten Kürassierregimente dient, folgende Wunder von körperlicher Stärke. Dieser neue Goliath heißt Meinnel — ist also dem Namen nach zu urtheilen wahrscheinlich ein Deutscher — und mißt fünf Fuß sieben Zoll, ist aber außerdem von athletischen Formen. Wenn er in Zorn geräth, kann Nichts ihm widerstehen; seine Hand zerbricht Eisen wie Glas, und wirft mit Einem Ruck das größte Pferd zu Boden. Im verflossenen Monate Juli wurde er von seinem Lieutenant zur Stallwache bei Remontepferden kommandirt, widersetzte sich aber diesem Befehle, indem er behauptete, es sey nicht die Reihe an ihm. In Folge dieser Widerspenstigkeit befahl der Lieutenant, ihn in Arrest zu setzen; kaum war aber die Thüre hinter ihm geschlossen, als er das Schloß abriß und sich so wieder in Freiheit setzte. Auf Zureden seiner Kameraden ließ er sich wieder etwas besänftigen, und wurde auf Befehl des Lieutenants in das Gefängniß der Hauptwache gesetzt. Allein bald darauf ergriff ihn auch hier die Berserkerwuth, er zerbrach die Eisenstäbe an den Fenstern, schlug die Bettstätten in Stücken und richtete an den Wänden und Thüren des Gefängnisses schreckliche Verwüstungen an. So wieder frei geworden, wurde er endlich in ein unterirdisches Gefängniß gebracht, wo er wegen der an seinen Händen erlittenen Wunden und Quetschungen, die er sich bei seinen wüthenden Anstrengungen zugezogen, ruhig zu bleiben sich genöthigt sah.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 311. 6 November 1832.

Die Gesellschaft zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

(Zweiter Artikel.)

Das Leben von Scheich Mohammed Ali Hazin, von ihm selbst geschrieben und aus dem Persischen übersetzt von Belfour. London 2 Bd. 8. (persischer Text 279 S., Uebersetzung 316 S., Pr. 1 Pf. 1 Sch.)

Autobiographien sind eine seltene Erscheinung in der orientalischen Literatur; die Gravität ihrer Sitten widersetzt sich dieser Bekanntmachung ihrer Familienverhältnisse, des inneren Lebens eines Individuums, seiner Gedanken, Leidenschaften und Schicksale. Wir können sie leicht bei Völkern entbehren, welche eine Romanenliteratur haben, wie die Chinesen, in der uns Sittengemälde gegeben sind, die von ihnen selbst als getreu angesehen werden, und wenn die Uebersetzer von Jukiaoli, Hacktutschuan, u. s. w. Nachfolger gefunden haben werden, welche uns die in China als klassisch anerkannten Romane, wie den Kingpingmei und andere gegeben haben werden, so werden wir keiner Autobiographien bedürfen, um uns lebhaft in das eigentlichste Leben der chinesischen Gesellschaft zu versetzen, um zu begreifen, welche Ideen und Interessen die verschiedenen Klassen des Volks beschäftigen, welche Verhältnisse sich in dem verwickelten Knäuel ihrer Civilisation gebildet haben, welche Ideale sich die Nation vorgesetzt hat, und welche Mittel im wirklichen Leben angewendet werden, seinen Weg in der Welt zu machen; Dinge von denen uns die Geschichte nichts sagt, die aber nöthig sind, um die geschichtlichen Ereignisse zu begreifen, um den Zustand der Civilisation zu beurtheilen, und die mannichfachen Formen kennen zu lernen, unter denen die Menschen das Leben aufgefaßt haben. Aber dieses Hülfsmittel fehlt uns in Indien, Persien und Arabien, ihre Romane sind Feengeschichten, die uns wenig, und nur das Aeußerlichste von ihrem Leben und Treiben anzeigen, und in denen das wirkliche Leben völlig verschwindet.

Timur, Mohammed Baber und einige ihrer Nachfolger haben uns Autobiographien hinterlassen, es sind aber mehr politische Memoiren, als eigentliche Lebensbeschreibungen, aus denen wir die Verhältnisse des Lebens in jenen Zeiten und Gegenden lernen könnten. Wir müssen es daher um so dankbarer annehmen, wenn uns der Zufall die Autobiographie eines Privatmannes erhalten hat, auch wenn sie nicht alle die Ansprüche erfüllen sollte, die wir an ein solches Werk zu machen wünschen mögen. Die Art, wie Ali Hazin von seinem Buche redet, zeigt deutlich, daß und warum wir von ihm nicht die genaue Analyse seiner Verhältnisse und Handlungen erwarten können, die eine Autobiographie eines Europäers geben würde. Er entschuldigt sich, daß er sich selbst zum Gegenstand einer Schrift gewählt habe, er schämt sich in Details einzugehen, die nicht mit seinem Stand und der Würde, die er zu behaupten hat, verträglich seyen, er fürchtet, daß man es ihm als eine Eitelkeit auslegen möchte, von der er weit entfernt sey; er will seine Feder nicht mit der Erzählung von schlechten Handlungen, die er anzusehen verdammt gewesen, beflecken. Der Grund, warum er sich mit dieser Schrift abgegeben, sey nur darin gelegen, daß er, von Unruhe und Krankheit gequält, in einem Winkel von Dehli gelebt habe, wo er in schlaflosen Nächten und bei völligem Mangel an Beschäftigung nichts Besseres zu thun gewußt habe, als sich seines vergangenen Lebens zu erinnern. Ali Hazin war aus einer gelehrten Familie in Isfahan geboren im Jahr 1692; sein Großvater, sein Vater und seine Oheime waren durch ihre Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer; sein Großvater war Verfasser mehrerer Werke über Theologie, Philosophie, Mathematik und einer Sammlung lyrischer Gedichte. Sein Vater war gänzlich gelehrten Studien ergeben, er hatte sich völlig von der Welt zurückgezogen, um den Wissenschaften zu leben; er besaß eine große Bibliothek (5000 Bände Handschriften), von denen ein nicht unbedeutender Theil von ihm selbst in seiner Jugend geschrieben war, da er damals nicht Geld genug besaß sie zu kaufen. Er gab seinem Sohn eine gelehrte Erziehung, und dieser führt uns durch die Erzählung seines Jugendlebens in den Kreis der literarischen Gesellschaft in Persien, von der wir so wenig wissen, ein. Es hat sich in Persien, wie in allen mohammedanischen Ländern eine halb geistliche, halb gelehrte Klasse gebildet, welche sich wenig in öffentliche Geschäfte mischt, und die kirchlichen Würden, die Richterstellen und die gelehrten Schulen im Besitz hat. Ihre Studien bestehen in Grammatik, Rhetorik, Logik, Erklärung des Koran und Dogmatik, Jurisprudenz, Moral, Mathematik und Poesie, und ihr Ideal ist ein Mann, der alle diese Wissenschaften gründlich gelernt hat, und sich dann in heiligen Betrachtungen, in einer gänzlichen Abgeschlossenheit von der Welt, Gott ergibt. Sie erinnern uns lebhaft an die Scholastiker, es findet sich bei ihnen dieselbe Spitzfindigkeit, welche durch die ausschließliche Beschäftigung mit abstrakten Wissenschaften

gebildet wird; dieselbe Liebe zu Disputationen, die eine Folge dieser Beschäftigungen ist; sie bringen ihr Leben mit Lernen und Lehren, mit gelehrten Streitigkeiten und Uebung eines nutzlosen Scharfsinns zu. Historische und Naturwissenschaften sind gänzlich ausgeschlossen, oder wenigstens gänzliche Nebensache, und so treiben sie sich in dem dürren Feld einer in sich abgeschlossenen Spekulation herum, spielen mit Worten und Definitionen, und jede neue Generation erschöpft sich in demselben Kreise. Die Geistreicheren unter ihnen werfen sich in den Mysticismus der Sofis; aber auch er ist erschöpft; sie wiederholen nur, was ihre Vorgänger schon ausgedrückt haben, und das Ganze dieses geistigen Treibens macht den peinlichen Eindruk, den große Anstrengungen auf einer fruchtlosen Bahn immer bei dem Zuschauer hervorbringen. Das geistige Leben in Persien bedarf eines neuen Elements, eines realeren und gesünderen Gegenstands als diese scholastischen Streitigkeiten, um sich aus dem Zustand von Unmacht und Verkehrtheit zu erheben, in den es verfallen ist. Uebrigens hat es bei der angebornen Eleganz der Nation eine heitrere, gefälligere Seite als die scholastische Welt des Mittelalters; wir finden sie in angenehmen geselligen Verhältnissen; die ernsthaftesten Männer unter ihnen versagen sich und Andern nicht, sich mit Gedichten, mit Räthseln und Charaden zu unterhalten, wie sie denn auch ganze Nächte in den schönen Gärten von Isfahan und Schiras mit Wein und Gesängen und in geistreicher Unterhaltung zubringen, und ihr ganzes Leben nicht den morosen Anblick von Klosterheiligen und Einsiedlern hat. Die Europäer haben selten oder nie Gelegenheit in diese Welt Zugang zu finden, und wir können sie nur aus Schriften, wie die vorliegende, einigermaßen kennen lernen.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

Um die Bucht von Baratti herum führt der Weg zu dem kleinen Fort Torrenuova, das am Anfange des Sees von Rimigliano liegt, der nur durch einen schmalen Landstreifen vom Meere geschieden wird. Der Boden dieses Sees besteht meist aus Tuffstein, aber er ist von sumpfigen Wiesen umgeben, zu deren Austrocknung man einen großen Abzugscanal (Emissario) gegraben hat, wodurch, während der Zutritt des Meerwassers verhindert wird, am Ende der See allein zurückbleibt, der alsdann nicht mehr schaden kann als andere Landseen. Um den Sumpf führte uns ein wenig betretener sandiger Weg durch eine reizlose Waldgegend, ohne schönen Baumwuchs und hie und da deutliche Spuren von Zerstörung durch die Axt tragend, an einzelnen Stellen von Wiesenstrecken unterbrochen, auf denen Pferde und Büffelheerden weideten, bis wir endlich die große Straße zwischen Grosseto und Pisa wieder erreichten, die wir auf der Fahrt nach Piombino verlassen hatten. Schon von weitem sahen wir das auf einem Hügel liegende ansehnliche großherzogliche Gebäude Caldana, wahrscheinlich nach einer benachbarten warmen Quelle so genannt, wo wir bald darauf anlangten. Auch hier wieder, wo mehre der bei den Austrocknungsarbeiten beschäftigten Beamten und Ingenieure ihren gewöhnlichen Wohnort haben, erfreute uns die umfassende Aussicht auf die Ebene von Follonica und Piombino, im Hintergrunde das grüne Vorgebirge Populonia's, welches einen Theil der Berge Elba's verdeckte. Eine kleine halbe Stunde Weges südöstlich von Caldana führt die Heerstraße auf einer prachtvollen Brücke über die Cornia, deren schon bei dem Sumpfe von Piombino gedacht worden, in den sie einige Miglien weiter unten ihre Mündung hat. Diese Brücke, noch nicht völlig vollendet, ist von großartigen Dimensionen, und zum Theil von weißem Marmor erbaut — ein Luxus mehr dem Anscheine nach als in der Wirklichkeit, da diese Steinart in der Gegend häufig vorkommt: weißer und bläulicher bei Campiglia zwischen den Hügeln oberhalb Caldana, gefleckter, weißer und grüner in der nahen Grafschaft Gherardesca, rother zu Gersalco u. s. w. Alle diese Marmorarten nehmen eine schöne Politur an, und brauchen, um mehr benutzt, nur mehr bekannt zu werden. Der Fluß, über den diese schöne, von Manetti gebaute Brücke führt, fließt in einem tiefen, geräumigen Bette, von breiten, mit Rasen bedeckten Erdwällen umgeben, während man noch an verschiedenen Stellen Spuren des alten Bettes sieht, aus dem er sich früher regellos über die nun völlig gesicherte Ebene ergoß.

Wir waren nun dem Ende des eigentlichen Sumpflandes nahe, indem sich von hier an keine großen stehenden Gewässer mehr finden, obgleich auch, die ganze Ebene der Grafschaft Gherardesca entlang und über die Cecina hinaus, während des Sommers verdorbene Luft die Bewohner verscheucht, oder ihnen Krankheit und Elend zuzieht. Doch beginnt, wenn man sich beim Thurme San Vincenzio, wo bedeutende Holzkohlenbrennereien sind, wieder dem Strande nähert, mit dem Verschwinden der Sümpfe ein ganz verschiedenes Land. Zu beiden Seiten des Weges sieht man viele Getreidefelder, Gemüsegärten, Obst- und Reben-Pflanzungen, die das Gepräge der Ordnung und des Wohlstandes tragen. Zur Rechten erstrecken sich ununterbrochen die Hügel, auf zwei der vordern liegen das malerische Oertchen Castagneto und die Ruinen der Burg Donoratico, eines der Stammschlösser der Familie Gherardesca, die in den Annalen der Republik Pisa eine so bedeutende Rolle spielen, und dem Dichter der göttlichen Komödie in der Geschichte des Grafen Ugolino den Stoff zu der ergreifendsten Episode seines unsterblichen Gedichtes lieferten. Auch nachdem die Gherardesca die Herrschaft über Pisa verloren, behielten sie sehr ausgedehnte Lehen in der Maremma, wo ein großer Landstrich ihren Namen führte. In Castagneto befindet sich das alte Schloß der Grafen; ihr jetziger Wohnsitz ist aber in dem in der Ebene liegenden kleinen Flecken Bolgheri, einst von bedeutendem Umfange, aber 1496 von den Landsknechten im Heere Kaiser Maximilians beinahe gänzlich zerstört und erst 1700 wieder aus seinen Trümmern auflebend. Vieles that schon der Graf Camill in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts durch Anlegung von Wohnungen für die vermehrte Einwohnerzahl, von großen Magazinen u. s. w. Auch der jetzige Besitzer Graf Guido della Gherardesca, welcher einen Theil des Winters in Bolgheri zuzubringen pflegt, das sich durch sein mildes Klima besonders dazu eignet, ist sehr thätig in seinen Bemühungen zur Beförderung des Wohlstandes dieser Landschaft. Die Getreide-, Obst-, Oel- und

Reben-Pflanzungen sind im besten Zustande; der Flecken vergrößert sich immer mehr durch neue Wohnungen, und die Landleute finden alle hinreichende und einträgliche Beschäftigung auf den herrschaftlichen Gütern. Gutes Quellwasser wurde 1825 zu einem öffentlichen Brunnen geleitet, und 1827 ein Waisenhaus errichtet. In der verbesserten Moralität und dem steigenden Wohlstande der Einwohner zeigen sich schon die Früchte dieses löblichen Wirkens.

Einige Miglien von Bolgheri entfernt, gelangt man an die Ufer der Cecina, über deren breites, unregelmäßiges Bett eine von dem mehrgenannten Ingenieur Manetti vor 8 bis 9 Jahren erbaute, sehr starke gepflasterte hölzerne Brücke führt, und die nicht weit davon bei der casernenähnlichen großherzoglichen Factorei, mit welcher ein kleines Fort verbunden ist, sich in das Meer ergießt. Dieser bedeutende Fluß entspringt an dem Poggio di Montieri oberhalb Massa, und macht auf seinem Laufe durch die Gebirge eine große Krümmung, viele Waldbäche und Gebirgswässer aufnehmend, bevor er dem Meere zufließt. Nahe bei der Brücke befindet sich nebst einigen andern Häusern eine Eisenschmelze, und in der Nähe auf dem rechten Ufer ein kleiner Sumpf, Cinquantina genannt, der fast ganz ausgetrocknet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

A Ramble of six thousand miles trough the United States of America. By S. A. Ferrall, Esq. London 1832.

Wenn man vor Zeiten zu einer Reise von Dresden nach Paris oft mehr als einen Monat brauchte, und bei einer Ueberfahrt jenseits des atlantischen Ozeans von Freunden und Angehörigen auf Lebenszeit Abschied nahm, so läßt sich vermuthen, daß man damals Jeden, der von einer Reise von sechstausend Meilen gesprochen hätte, für nicht recht richtig im Kopfe gehalten haben würde. Jetzt hingegen gibt es Reisende genug, die den Erdball nach allen Richtungen durchkreuzen, und sich zu solchen Unternehmungen weit rascher entschließen, als unsre Großväter zu einer Reise von Leipzig nach Frankfurt. Sechstausend Meilen sind nun allerdings, selbst in einer Reisebeschreibung, ein schöner Weg; allein hier haben wir einen Schriftsteller vor uns, der eine solche Reise nur einen Ausflug (Ramble) nennt. — Die vorliegenden Skizzen, wie der Verfasser selbst sie bezeichnet, waren ursprünglich nicht für den Druck bestimmt; „spätere Veranlassungen," die er jedoch nicht näher angibt, vermochten ihn indeß zu einer Aenderung seines Entschlusses, und so übergab er denn seine Skizzen, mit allen ihren Mängeln, der Presse. Sie empfehlen sich weder durch schöne Schreibart, noch durch satyrische Bemerkungen oder malerische Schilderungen, und dennoch werden sie Allen, die sich für die Fortschritte Amerika's interessiren, nicht unwillkommen seyn. Der Verfasser hat sich aller Bemerkungen über das häusliche Leben in diesem Lande enthalten, weil er wohl fühlte, daß dieser Gegenstand von mehreren ausgezeichneten Schriftstellern bereits erschöpft sey; eben so wenig ist er in Einzelnheiten über jene Städte und Distrikte der Union eingegangen, die zur Genüge beschrieben worden sind, sondern er hat sein Augenmerk besonders auf die bis jetzt noch am wenigsten bekannten Theile des amerikanischen Gebiets gerichtet und sich so bemüht, seinem Werke so viel Neuheit als möglich zu geben. Er erwartete weder, wie Kapitän Hall, die politischen Institutionen des Landes ganz fehlerfrei z[illegible]finden, noch suchte er, wie Miß Trollope, die Verfeinerung Londons im Gebiete von Cincinnati; dagegen aber zeugen seine Bemerkungen von gesundem Verstande und von einer richtigen Ansicht von dem Zustande der jungen Republik.

Zu N[illegible]ork angekommen, wo er das Glück hatte, den weiblichen Reformator des [illegible]chengeschlechts, Miß Fanny Wright, zu sehen, die er als mit [illegible]cher Beredsamkeit begabt schildert, fuhr er im Dampfboote auf dem Hudson nach Albany, eine Strecke von 165 Meilen, wofür er nicht mehr als drei Dollars bezahlte. Die Scenerie an beiden Ufern des Hudson gilt für eine der schönsten in Amerika. Von Albany setzte er seine Reise in nordwestlicher Richtung auf dem Kanal fort, und berührte die mit den stolzen Namen prangenden, bis jetzt aber noch sehr elenden Städtchen Utika, Rom und Syrakus. Zwischen den beiden letzten Orten führt der Kanal durch einen sumpfigen, fast ganz aus abgestorbenen Bäumen bestehenden Wald, was nächst dem unerträglichen Geruche auch einen höchst traurigen Anblick bietet; denkt man sich hiezu noch das Gequack unzähliger Kielfrösche, das unaufhörliche Gezirp zahlloser Heuschrecken und das melancholische Geschrei der Sumpfvögel, so kann man sich einen Begriff von der Anmuth dieser römischen oder sizilianischen Landschaft machen. Was ihr indessen wirklich einen einigermaßen italienischen Charakter gibt, ist der Glühwurm (von den unpoetischen Eingebornen „die leuchtende Wanze" genannt), der allenthalben im Dunkel der Wälder funkelt. Die schönste Stadt auf diesem Wege ist Rochester, in die der Kanal mittelst einer steinernen Wasserleitung von 30 Ruthen durch den Fluß Genessee geführt ist. „Alle Fenster, sagt der Verfasser, haben venetianische Läden, und fast jedes Haus ist an der Vorderseite mit einem oder zwei bedeckten Balkonen versehen; vor den Thüren der Häuser sind kleine, mit Rosenbüschen und anderm wohlriechenden Gesträuch bepflanzte Beete."

Unser Reisender war hier nur wenige Meilen vom Niagara-Fall entfernt, den er natürlich auch besuchte, sich aber, von einem sehr richtigen Gefühle geleitet, jeder Beschreibung desselben enthält. Wir finden ihn zunächst auf dem Wege nach einer, mit dem harmonischen Namen Tonawanta bezeichneten Stadt, Dorf oder Flecken — was es eigentlich ist, läßt sich nicht recht bestimmen — von wo er, immer auf dem Kanal, nach Buffalo, einer bedeutenden Stadt am Ufer des Eriesee's, fuhr, die einst ein wichtiger Platz zu werden verspricht, da sie jetzt bereits der Stapelort für westliche Produkte und östliche Handelsartikel und der Sammelplatz der Schiffe des See's und einer großen Menge von Dampf- und Kanal-Booten ist. „Einzelne Indianer, sagt Herr Ferall, die Opfer eines unmäßigen Genusses geistiger Getränke, sieht man gleich den Hunden in Kairo, um Buffalo herumstreichen."

Am südlichen Ufer des See's hinfahrend, ging der Verfasser zu Portland im Staate Ohio, jetzt Sandusky-Stadt genannt, ans Land, und machte eine Fußreise durch die den Indianern noch eingeräumten Landstriche. Er beschreibt diese Gegenden als durchaus waldig, mit Ausnahme einiger kleinen Wiesgründe und einzelner Stellen lockern Sandbodens. Im Bezirke Crawford führte ihn sein Weg über die Weiandot-Au, den ersten von jenen großen Weideplätzen, die ihm zu Gesicht kamen; die Wäldchen und Baumgruppen, mit denen er bedeckt ist, geben ihm das Ansehen eines schönen Parks. Der Verfasser hatte das Glück einem indianischen Palaver beizuwohnen; allein leider war es eine von jenen Versammlungen, in der die Indianer über den Preis rathschlagten, für den sie dem Staate Ohio ihr Gebiet, das dieser zu kaufen Willens war, überlassen wollten, und die den gänzlichen Verfall ihres einst so großen Reichs bezeichnete. In Marion, einer der vielen neuen Städte, die, aus Backsteinen gebaut, in allen Theilen des Staats so schnell sich erheben, las er in der Zeitung nicht weniger als drei Ehescheidungsklagen, die sämmtlich von den betheiligten Weibern erhoben worden waren. Die eine gab als Grund Abwesenheit des Mannes ein ganzes Jahr lang, die zweite einen erhaltenen Schlag und die dritte gänzliche Vernachlässigung von Seite ihres Gatten an. „Es gibt im Westen wenige Beispiele, fügt der Verfasser hinzu, daß man einer Frau die Ehescheidung verweigert, weil man allgemein, und sehr vernünftig, Abneigung für einen hinreichenden Grund hält, der Frau ihre Freiheit zurückzugeben."

Unser Reisender schildert Columbus, die Hauptstadt von Ohio, als sehr gut gelegen; sie hat breite Straßen, ein Rathhaus, Kanzlei und andere öffentliche Gebäude aus Backsteinen gebaut, und gute Gasthäuser, in denen man eine treffliche Bewirthung findet. Sie liegt am Flusse Scioto, der für Kielschiffe, flache Boote und kleine Fischerfahrzeuge fast bis zu seiner Quelle schiffbar ist. Dieser Fluß steht durch eine Landfahrt mit einem andern, in den Eriesee fallenden, in Verbindung; allein eine weit bequemere besteht jetzt durch den Ohio-Kanal, der den Eriesee mit den großen westlichen Gewässern verbindet. Der Staat ist in Stadtgebiete und diese wieder in Sektionen eingetheilt; in den letztern finden, zu größerer

Bequemlichkeit Derer, die sich ankaufen wollen, mehrere Unterabtheilungen statt. Die sechzehnte Section wird nicht verkauft, sondern zu Unterstützung der Armen, zur Beförderung des Unterrichts und zum Besten anderer öffentlicher Anstalten verwaltet. „Für die Geistlichkeit, sagt der Verfasser, ist weder in diesem, noch in irgend einem andern Staate, einige Vorsorge getroffen. — eine Einrichtung, die man für die Interessen des praktischen Christenthums als höchst ersprießlich gefunden hat." Im Jahre 1710 belief sich die Bevölkerung von Ohio im Ganzen auf ungefähr 500 Seelen, jetzt beträgt sie fast eine Million.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Banane oder Pisang bildet eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel von einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes innerhalb und zunächst den Wendekreisen. In den Aequinoctialländern Asiens und Amerika's, in dem Tropenlande Afrika's, auf den Inseln des atlantischen Meeres und der Südsee, wo immer die geringste Hitze des Jahres 75° Fahrenheit übersteigt, bildet der Anbau dieser Frucht eines der wichtigsten Geschäfte der Einwohner jener Himmelsstriche. Alle heißen Länder scheinen ihrem Fortkommen günstig, und sie wurde sogar auf Cuba angepflanzt, in Gegenden, wo das Thermometer auf 45° F. sinkt. Der Baum, der diese nützliche Frucht trägt, wächst zu beträchtlicher Größe. Die Frucht hat ungefähr einen Zoll im Durchmesser und acht bis neun Zoll Länge und ist auf einer Seite etwas eingebogen. Wenn sie reift, wird sie gelb und füllt sich mit einem überaus süßen Mark. Wild wachsende Bananen werden nicht gefunden. Die ganze Arbeit, die ihr Anbau erfordert, besteht übrigens in weiter Nichts, als daß man die mit reifen Früchten beladenen Zweige abschneidet, und um die Wurzeln des Baumes die Erde ein- oder zweimal das Jahr auflockert. Auf einem Grundstücke von wenig mehr als viertausend Quadratfuß können mehr als dreißig bis vierzig Bananenbäume stehen. Ein Fruchtbüschel eines einzigen Baumes kann hundert sechzig bis hundert achtzig Bananen enthalten und siebzig bis achtzig Pfund wiegen. Allein das Gewicht einer solchen Fruchttraube auch nur auf vierzig Pfund angeschlagen, würde eine Bananenpflanzung obiger Art mehr als viertausend Pfund Nahrungsstoff liefern. Herr von Humboldt berechnet, daß 33 Pfund Weizen und 99 Pfund Kartoffeln denselben Raum erfordern, auf welchem 4000 Pfund Bananen wachsen, folglich das Erzeugniß von Bananen sich zu dem von Weizen, wie 133 zu 1, und zu dem von Kartoffeln, wie 44 zu 1 verhält. Die Leichtigkeit des Anbaues der Bananen hat ohne Zweifel dazu beigetragen, in den Tropenländern die Menschen auf einer niedrigern Stufe der Bildung zu erhalten, da, wie man zu sagen pflegt, die Noth die Mutter der Künste ist; oder vielmehr die gütige Vorsehung wollte den Menschen unter einem Himmelsstriche, der an sich schon zu einem dolce far niente einladet und sogar nöthigt, die Mühseligkeit ersparen, die das Erbtheil der Menschen diesseits und jenseits der Wendekreise ist. Allein da es uns zum Loose gefallen ist, unser Brod im Schweiße unsers Angesichts zu verdienen, während jenen paradiesischen Schlaraffenländern, im eigentlichen Sinne des Worts das Brod, die Kleidung und die Butter auf den Bäumen wächst — bekanntlich wächst außer den Pisangfrüchten dort auch der Brodbaum, die Baumwollenstaude und der Butterbaum, — so können wir mit Recht, wie alle Menschen, die etwas durch sich selbst geworden sind, und der Natur nicht mehr verdanken, als ihre Geburt, stolz seyn darauf, daß wir nicht sind, wie andere Leute, wie jene Indianer oder Mohren, die in ihren Hütten sitzen, sich höchstens die Mühe geben, nicht zu verhungern, d. h. die Bananen von den Bäumen zu sammeln, zu essen und zu schlafen. Die durch keine Noth zum Nachdenken aufgestachelte Trägheit des Tropenmenschen hat ihn Jahrhunderte lang auf der Stufe gelassen, die ihn nur wenig über das Thier erhebt, während die Industrie des Europäers ihn unter seinem unfreundlichen Himmel und auf seinem kärglichen Boden zu allen Segnungen und Genüssen des gesellschaftlichen Lebens, den edlen Bestrebungen, Tugenden, intellektuellen Reichthümern — und freilich auch den Lastern der Civilisation — geführt hat. Doch was sind alle Laster der Civilisation gegen die Gräuel des heidnischen Aberglaubens, die Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts und die Menschenfresserei?

Ueber die Versetzung des Obelisken von Luxor findet man in französischen Blättern nachträglich folgende Bemerkungen: Das Dorf Luxor, dessen Bevölkerung sich auf 800 Seelen beläuft, steht auf den Ruinen von Theben und am östlichen Ufer des Nils. Seine Entfernung vom Flusse zur Zeit des niedern Wasserstandes beträgt ungefähr 100 Metres. Die beiden Obelisken von rosenfarbenem Granit, welche die Vorderseite des Palastes zieren, waren von Häusern und Taubenschlägen umgeben, und die Erde erhob sich drei Metres über den Fuß des Monolithen. Der westliche Obelisk ist 20 Metres 89 Centimetres hoch, das Pyramidion nicht mit gerechnet. Seine Seiten sind gleich, die westliche ausgenommen, auf welche er bei der Versetzung zu liegen kam, und die am untern Theile 2 Metres 44 Centimetres breit ist; die übrigen Seiten haben am untern Ende 2 Metres 42 Centimetres. Die westliche Seite hat, gleich der östlichen, am Gipfel 1 Metres 50 Centimetres Breite; die nördliche und südliche 1 Metres 58 Centimetres. Das Pyramidion ist 1 Metres 94 Centimetres hoch; folglich beträgt die ganze Höhe des Monolithen 22 Metres 83 Centimetres. Auf sämmtlichen vier Seiten finden sich einige kleine Beschädigungen; die beträchtlichste ist auf der westlichen Seite; indeß wird es leicht seyn, sie auszubessern. Das Gewicht des Obelisken beträgt 250 Tonnen oder 500,000 Pfund. Die Hieroglyphen, mit denen die vier Seiten geziert sind, sind vollkommen gut erhalten. Der Obelisk ruhte auf seinem Sockel, ohne mit irgend einem Zapfen versehen zu seyn, wie man Anfangs fürchtete; seine westliche Seite zeigt eine Erhabenheit von zwei Centimetres die ganze Höhe hinauf und die östliche Seite eine Vertiefung von 15 Millimetres; die übrigen Seiten sind vollkommen gleich. Der Sockel des Obelisken besteht aus zwei Theilen, einer aus Granit, der auf einem Parallelepipedon von Sandstein ruht. Auf der Vorderseite des Fußgestells sind drei Affen eingehauen; ein vierter vom Sockel freistehender vervollständigte diese Seite. Die nördliche Seite hatte eine aus einer Granitplatte bestehende Verkleidung, die vier andern Affen als Rücklehne diente. Dieser Theil, so wie die Kanten des Würfels sind in mehrere Stücke gebrochen. Als das Ausgraben vollendet war und der Fuß des Obelisken frei stand, umgab man den Fuß des Pyramidions, so wie mehrere Spateln, die dazu dienten, das Holzwerk aufwärts zu ziehen, mit dem der Monolith verkleidet wurde, um ihn gegen den Stoß zu schützen, den er beim Niederlassen erleiden mußte, mit Schlingen von Seilen, und dann wurde ein Gerüst errichtet, um die Arbeit des Verkleidens vornehmen zu können. Sobald diese vollendet war, grub man an der westlichen Seite des Obelisken einen Graben von 16 Metres Länge und 13 Breite, auf dessen Boden ein Gerüst erbaut wurde, auf dem sich ein großer, starker Balken befand, in den die Strebestützen eingetrieben waren. Ein zweiter Graben von 5 Metres Tiefe, rings um den Obelisken, hatte zum Zweck, eine Einfassung von Holz aufzunehmen, die den Sockel umgab. Mehrere starke Seile, drei Metres unterhalb des Fußes des Pyramidions in Gestalt einer Schlinge befestigt, liefen bis zu den Spitzen der Strebestützen fort, und dienten, nebst der übrigen Verrichtung dazu, den Obelisken bei dem Niederlassen aufzuhalten. In einer Entfernung von 60 Metres vom Obelisken hatte man, 2 Metres 10 Centimetres von einander entfernt, zwei Anker mit ihren Haken eingegraben, die mittelst eingerammter Pfähle befestigt waren. An den Ringen dieser Anker befanden sich zwei Flaschenzüge; ein dritter war in der Mitte, an einem quer durch die Anker laufenden Holze befestigt, an dem sich noch drei andere Flaschenzüge befanden, die mit den an dem Querholze der Schlinge, mit der der Obelisk umgeben war, befestigten Flaschenzügen in Verbindung standen. Der Obelisk brauchte 25 Minuten, um von seinem Fußgestelle herabzusteigen; seine Bewegung gewährte den erhabensten Anblick, den man sich denken kann. Acht Männer hielten die Läufer des Stützapparats in den Händen, und beschleunigten oder hemmten die Geschwindigkeit des sinkenden Obelisken, der zwei Minuten lang in einem Winkel von 28 Graden gleichsam schwebend hing. Während der ganzen Dauer der Rotationsbewegung ward der Obelisk von dem Querbalken der untern Einfassung getragen. Dieses Stück Eichenholz, das nur 20 Centimetres im Durchmesser hielt, hat also 25 Minuten lang den Druck einer Last von 250 Tonnen oder 500,000 Pfund ausgehalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Laut[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 312. 7 November 1832.

Martignac über die spanische Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse, welche bald darauf den rachgierigen Ausschweifungen der absoluten Partei folgten, die Empörung Riego's, der Aufstand der zur Expedition nach Südamerika auf der Insel Leon versammelten Truppen, und die dem Könige aufgezwungene Annahme der Konstitution von 1812 sind hinlänglich bekannt. Die Wirkungen dieses vollständigen und unblutigen Sieges der Demokratie sind, insbesondere in Hinsicht auf das Volk, von Martignac in hellen Farben gemalt:

„Sobald die Konstitution von dem König angenommen war, fand ihre Einführung keinen ernstlichen Widerstand mehr im Reiche. Der hohe Adel, gewöhnt den Befehlen seines Herrn zu gehorchen, nahm keinen Anstand dessen Beispiel zu folgen. In den Hauptstädten bezeugten Alle die sich mit Handel, Industrie und freien Gewerben beschäftigten, ihre Anhänglichkeit unter den Aeußerungen der größten Zufriedenheit. Das Heer drückte seine Ergebenheit gegen die konstitutionelle Fahne aus, die sie aufgepflanzt hatte, und zeigte sich entschlossen, sie mit den furchtbaren Waffen der Gewalt zu erschützen. Die Dürftigen und Müßigen, Alle die bankerott, in mißlichen Umständen oder arbeitsscheu waren, eilten eifrig zu unterstützung eines Systems herbei, das ihnen die Aussicht eröffnete den Staat plündern zu können. Die höhere Geistlichkeit und die Mönche sahen mit Unmuth den Sieg von Theorien die sie verdammten, fügten sich aber vor der Hand stillschweigend in die Nothwendigkeit des Augenblickes und die Behörden folgten ihrem Beispiel. Das Volk im eigentlichen Sinne des Worts, nämlich die industriellen Bewohner der Städte und der friedliche Landmann, sahen die Umwälzung mit Unruhe und Mißtrauen an, nahmen keinen thätigen Antheil an ihrer Beförderung, und überließen es der Zukunft die Sache zu entscheiden." Die gewöhnlichen Folgen politischer Reaktionen ließen nicht auf sich warten. „Die 69 Deputirten der alten Cortes, welche die Adresse an den König unterzeichnet hatten, in der sie um Aufhebung der Konstitution baten, wurden allenthalben aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen. Dieß war die erste Andeutung, wie die Konstitutionellen die von ihnen proklamirte Amnestie verstanden. Während die, aller moralischen Gewalt beraubte königliche Regierung in Madrid, schwach gegen die an ihrer Seite aufstrebende Volksmacht ankämpfte; während die patriotischen Gesellschaften die Lokalbehörden auflösten oder versetzten, die Majestät des Throns und das königliche Ansehen verhöhnten, Zügellosigkeit predigten und Unordnung proklamirten; während die Gewalt organisirt und Anarchie systematisch eingeführt wurde; boten die Provinzen ebenfalls kein erfreuliches Bild, und in dem Feuerkreis, in den sich ganz Spanien auflöste, zeigten die äußersten Enden sich nicht minder entflammt als der Mittelpunkt. Ein Auge, mit tieferem Blick begabt, konnte indeß bereits den schwarzen Flecken entdecken, der sich bald vergrößern und das Königreich mit den Schrecken des Bürgerkriegs überziehen sollte.

„In einem großen Theil der Provinzen wurden besondere Juntas errichtet, während einige eben so wenig die Autorität der Regierung, als der Reichsversammlung achteten. Jede dieser Juntas handelte allein nach der Neigung der Majorität ihrer Glieder und keine Centralbehörde fühlte sich stark genug, diese Lokalparlamente einer gemeinschaftlichen Ordnung zu unterwerfen, da jedes in seiner eigenen kleinen Sphäre mehr Einfluß besaß als die Centralbehörde selbst."

Mitten unter der allgemeinen Freude der konstitutionellen Partei über diesen unverhofften Wechsel, stellte bald der gewöhnliche Begleiter politischer Erschütterungen, finanzielle Verlegenheiten, sich ein. „Die neuen Cortes waren nicht so bald eingesetzt, als auch schon unzählige und wichtige Geschäfte ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Von diesen war das dringendste, der Zustand der Finanzen. Uneigennützigkeit ist gewöhnlich nicht eine Tugend der Parteiführer und alle Länder, welche Revolutionen bestanden haben, blieben nie lange in Ungewißheit darüber, was sie ihnen kosteten. Vergebens entsetzten sich das Ministerium und die Cortes über das täglich größer werdende Defizit im öffentlichen Schatz, und da es durchaus an Hülfsmitteln fehlte, es zu ergänzen, so suchte man durch Ersparungen eine Last zu erleichtern, die der Staat augenscheinlich nicht länger ertragen konnte. Während auf der einen Seite Reduktionen vorgenommen wurden, häuften sich auf der andern die Lasten. Alle, die nur über einen Schatten von Verlust unter der Willkürherrschaft zu klagen, Alle, die bei Errichtung der Konstitutionssäule Hand angelegt hatten, drangen auf Entschädigungen, Belohnungen und Stellen. Solche Forderungen abzuweisen war nicht möglich, denn Dieß würde als Verweigerung der Gerechtigkeit, Undankbarkeit und Beweis von Servilität ange-

sehen worden seyn; also nahmen mitten unter der allgemeinen Freude die Einkünfte immer mehr ab."

Es wurde daher dringendes Bedürfniß neue Hülfsquellen zu öffnen; wo aber sollte eine alles Kredits beraubte Regierung diese in einem Lande finden, das weder Industrie noch Handel hatte? Das Auskunftsmittel einer patriotischen Anleihe ward versucht, schlug aber im Beginn schon gänzlich fehl, denn die Patrioten erwarteten Geld zu erhalten und waren nicht geneigt, der Regierung welches zu geben. Von Noth gedrängt schritt man nun zu Ausführung der verderblichsten aller Maßregeln — zu einer von denen, welche die Gegenwart ruiniren und zugleich jede Aussicht für die Zukunft vernichten. Man sonderte alle Rückstände oder vorhandenen Schulden und die laufenden Ausgaben des Jahrs von einander, und verwendete zu diesen letztern die sämmtlichen Staatseinkünfte, — das heißt, man erklärte sich hinsichtlich der Nationalschuld für zahlungsunfähig und brachte so dem öffentlichen und Privatkredit einen jener tödtlichen Streiche bei, von dem sie sich nie wieder erholen.

„Nachdem man sich so der Schuld entledigt hatte, war die nächste Sorge herbeizuschaffen, was man für die Ausgaben des Jahres bedurfte. Zu diesem Ende wurde die direkte und lästige Landsteuer, die im Jahr 1814 bei der Restauration des Königthums abgeschafft worden war, nebst einigen andern neuen Abgaben eingeführt, von denen man jedoch die meisten wegen ihrer außerordentlichen Unpopularität bald wieder zurückzunehmen gezwungen war. Dann ward zunächst an den Gränzen eine Zollinie, nebst einem so strengen Prohibitivsystem errichtet, das man für ein industrielles Land kaum erklärlich gefunden hätte, das aber für Spanien angewendet ganz unerklärlich erschien und folglich eines der ausgedehntesten, bestorganisirten Schmuggelsysteme nach sich zog, die es noch je gab. Endlich wurden die Klerikal- und Feudalzehnten abgeschafft, die Hälfte ihres Ertrags aber für den Staat eingezogen. Diese Maßregel zog unmittelbar die verderblichsten Folgen nach sich. Der Zehnten für die Geistlichkeit war unter allen Abgaben diejenige die am regelmäßigsten und bereitwilligsten bezahlt wurde, weil das Volk daran gewöhnt und überzeugt war, daß es mit deren Erlegung zugleich einer gesetzlichen und einer Gewissenspflicht genüge. Als aber nun der Zehnten in eine für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staats bestimmte Steuer verwandelt ward, so betrachtete ihn das Volk nicht mehr aus jenem Gesichtspunkte, sondern als eine gehässige Bürde und seiner Einsammlung setzte man jetzt die nämlichen Schwierigkeiten entgegen, welche die übrigen Abgaben in immer steigendem Maaße erfuhren. Schon als die Cortes diese finanziellen Maßregeln votirten, mußte selbst dem Unbesonnensten ihre gänzliche Unzulänglichkeit einleuchten, und nur zu bald zeigte sich, daß man durchaus noch andere Hülfsquellen ausfindig machen müsse."

Die reißenden Fortschritte der Neuerung in allen übrigen Departementen, in Folge der wieder eingesetzten Konstitution, schoben alle gesellschaftlichen Institutionen aus dem gewohnten Gleise. Hr. v. Martignac gibt hievon folgenden Bericht: „Außer den bereits erwähnten, und von keinem guten Erfolg begleiteten finanziellen Maßregeln, waren die Cortes noch mit so vielen Reformentwürfen, rücksichtlich der Gesetzgebung, der Verwaltung und Polizei beschäftigt, daß es unmöglich ist, etwas Näheres hierüber zu sagen. Vom Geist der Zerstörung beseelt und nur wenig zu weisen Verbesserungen geneigt, ließen die feurigen Reformfreunde nie einen Tag vorübergehen, ohne irgend einen Mißbrauch zu rügen, oder gegen Ueberbleibsel des Despotismus und der Willkür zu Felde zu ziehen. Gesetzesentwürfe folgten sich ohne Unterbrechung, und da jeder dieser Entwürfe als unwidersprechlich dringendes Bedürfniß betrachtet, und die geringste Zögerung als Beweis angesehen wurde, als ziehe man die Grundsätze der Revolution in Zweifel, und sey der Suprematie des Volks abgeneigt, so ward auch nicht ein einziger vertagt oder verworfen. Unzählige Kommissionen wurden niedergesetzt, um die Neuerungsentwürfe zu prüfen, Berichte wurden erstattet, Gesetze erörtert und votirt, und die alte Gesetzgebung des Königreichs vernichtet, ohne daß auch nur Ein Mensch im ganzen Lande weder Zeit noch Gelegenheit gehabt hätte, die neuen Gesetze und Institutionen, die statt der alten eingeführt wurden, zu lesen oder zu prüfen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Fortsetzung.)

An der Gränze der Maremmen angelangt, können wir nicht umhin, noch einen Blick auf den langen schmalen Küstenstrich zu werfen, den wir eben durchwandert. In Italiens frühesten Zeiten, ohne Zweifel der Sitz von Kultur und Wohlstand, bevor Industrie und Kunst noch das gebirgige Binnenland urbar zu machen geholfen hatten, von blühenden Städten gefüllt, in denen Luxus und alle Lebensbequemlichkeiten zu Hause waren (Vetulonia — dessen Lage man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben weiß — zierte die Wagen seiner Magistratspersonen mit Elfenbein und färbte Purpurtücher), sank das Land mit dem ganzen Etrurien unter römische Herrschaft und wurde von den über dieses Reich einbrechenden Barbaren schonungslos verwüstet. Die vornehmsten Städte wurden zerstört, das offene Land entvölkert, der Ackerbau blieb aus Mangel an Händen liegen, die Waldungen nahmen überhand und hemmten den Lauf der Flüsse. Der Druck des Feudalsystems, zu dessen Zeiten die Maremma von Grafen und Burgen wimmelte, war nicht geeignet, den Bewohnern Muth und Kraft zu geben, dem Uebel abzuhelfen zu suchen, und so wurde es mit jedem Jahre schlimmer. Die vernichtenden Getreidesteuern unter der mediceischen Herrschaft — als Tyrannei eines Einzelnen an die Stelle der Tyrannei Vieler getreten — lasteten immer schwerer auf dem Landmanne, so daß die jährliche Aussaat von 1500 Maltern Getreide unter Ferdinand II in der Ebene von Grosseto schon unter seinem Nachfolger Cosmus III auf 300 herabgekommen war. Die unseligste Theilung des Grundeigenthums bestand bis zu der Leopoldinischen Gesetzgebung von 1778. Auf den Triften war der Besitzer des Bodens nicht zugleich auch Besitzer der Weide; der Eigenthümer der Saatfelder mußte nach der Ernte sein Land zur öffentlichen Weide hergeben; in den waldigen Strichen gab es neben denen, die Boden und Weide besaßen, noch einen dritten Eigenthümer für das Holz. Die schwierigsten Einschränkungen machten dieses System eben so verderblich als unerträglich und gaben

zu immerwährenden Streitigkeiten Anlaß. Unter Peter Leopold hob sich der Ackerbau wieder. Er schaffte die bis dahin bestandene Dienstbarkeit ab, befreite die Ausfuhr der Landesproducte von Steuern, theilte die öffentlichen Grundstücke in Fractionen, beförderte den Bau von Bauerhäusern. Aber das Grundübel der Luftverpestung vereitelte manche seiner wohlthätigen Anordnungen. Besonders fühlbar ist der Mangel an Ackerbauern: der im Lande ansässigen Familien sind wenige, und diese meist durch Krankheiten geschwächt und wenig betriebsam. Bergbewohner verrichten während des Winters die nöthigsten Arbeiten und entfernen sich mit dem Nahen der warmen Jahrszeit; Schnitter sind wegen der Gefahren, denen sie sich aussetzen, nur schwer und mit großen Kosten aufzutreiben. Bei der Fruchtbarkeit vieler Strecken sind die Ernten reich, ungeachtet so vieler ungünstiger Umstände; manchen Orten fehlt es aber an Oel und Wein. Würde auf die Gewinnung dieser beiden mehr Sorgfalt verwendet, so könnten sie in nicht wenigen Gegenden von ausgezeichneter Güte seyn. Die Kultur der Fruchtbäume ist meist vernachlässigt, mehr noch die der Maulbeerbäume. Hanf und Flachs werden nur in geringer Quantität gesäet. In bedeutender Menge gewinnt man Honig und Wachs; die Einsammlung des Manna hingegen, das von der Esche und Buchesche geliefert wird, und wovon die Bewohner von Tirli allein jährlich gegen 3000 Pfund in den Handel zu bringen pflegten, scheint jetzt vernachlässigt.

Wenige Länder mögen für die Jagd geeignet seyn, wie die Maremmen. In ihren dichten Waldungen schwärmen Eber, Rehe, Wölfe; hausen Stachelschweine, Dachse, Igel, Marder, Iltisse, Murmelthiere, Ottern; nisten Rebhühner, Turtel- und Holztauben. Den Strand füllen Möwen, Feldhühner, Wachteln, Lerchen; die Sumpfgegenden Schwärme von Wasserhühnern, Staaren, Schnepfen, wilden Gänsen und Enten. Während Ackerbau und Industrie daniederliegen, reiche metallische Erzgänge, Salz und Schwefel liefernde Werke, Marmor- und Alabasterbrüche fast ungenutzt bleiben, und nur Schifffahrt und Fischfang in etwas betrieben werden, ist die Viehzucht blühend, aber meist in den Händen von Ausländern. Von den toscanischen, lucchesischen und modenesischen Apenninen steigen jährlich die Hirten mit ihren zahllosen Heerden herab, die auf den in Pacht genommenen Weideplätzen verweilen, bis nichts mehr daselbst zu finden ist, und dann nomadenartig weiterziehn. Auch das Holzhauen, die Verfertigung von Faßdauben, die Ausästung der Korkhölzer, das Kohlenbrennen u. s. w. werden meist von Parmesanern, Modenesen, Römern, Pistojesen u. A. betrieben, und geben bedeutenden Gewinn. Einen erheblichen Industriezweig bildet namentlich seit 1810 die Pottasche, von der jährlich gegen 4000 Tonnen nach Livorno in den Handel gehn. *)

Nimmt man alles Dieses in Betracht, so unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß wenn einst das Land in der warmen Jahreszeit wieder bewohnbar gemacht, und mit Colonien rüstiger Ackerbauer und Handwerker gefüllt seyn wird — die von selbst nicht ausbleiben werden, sobald jenes der Fall ist — die natürlichen Erzeugnisse dieses Küstenstrichs ihn bald wieder zu einem blühenden Lande und zur Quelle vieler Reichthümer für Toscana erheben werden. Uebersieht man die Masse und Ausdehnung des eingewurzelten Elends, so muß man um so mehr dem wohlthätigen Fürsten, der demselben mit lindernder Hand abzuhelfen strebt, Kraft und Ausdauer wünschen. Es erregt gerechte Verwunderung, wenn man betrachtet, wie außerordentlich viel in den drei Jahren geschehen ist, seitdem die Arbeiten begonnen haben. Das Werk wird nun um so rascher vorangehn, da einmal der schwierige Anfang mit solchem Erfolge gemacht worden ist. Toscana wird dafür einst das Andenken Leopolds des Zweiten segnen, wie es in seinen beiden Vorgängern Väter und Beglücker des Landes und Volkes, die sie von manchen Uebeln befreit haben, mit unveränderlicher dankbarer Anhänglichkeit liebt und ehrt.

(Schluß folgt.)

*) Ausführlichere Nachrichten über das, was Industrie, Ackerbau u. s. w. in den Maremmen betrifft, findet man in einer in der florentinischen Akademie der Georgofili gehaltenen Rede des Dr. Zuccagni-Orlandini, dessen Fleiß man auch den schönen historisch-topographisch-statistischen Atlas von Toscana verdankt.

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Was der Verfasser über Cincinnati sagt, in das wir erst kürzlich durch Miß Trollope eingeführt wurden, übergehen wir, eben so wie seine Bemerkungen über die Niederlassung des Herrn Owens zu New-Harmony, die schon seit langer Zeit in Verfall gerathen ist, und den Beweis geliefert hat, daß ihr Gründer, so gut er auch die Lehre vom gemeinsamen Zusammenwirken zu verkünden wußte, doch nicht fähig war, sie in Ausübung zu bringen; denn es scheint von allen Seiten hinreichend erwiesen, daß diese sogenannte Harmonie von Anfang bis zu Ende nichts als Unordnung und Mißvergnügen erzeugte. Der Plan Herrn Owens war wenig besser, als der der Herren Birbeck und Flower, die der Kummer über das Mißgeschick tödtete, das sie erfuhren. Unser Reisender besuchte die Auen dieser Herren in Illinois, und macht eine höchst traurige Schilderung von der Lage, in der sich ihre zurückgelassenen Familien befanden. Das Gebiet von Illinois ist höchst interessant wegen der Spuren, die sich dort finden, daß es in frühern Zeiten von einem von den Indianern gänzlich verschiedenen Volke bewohnt war.

„Bei unsrer Rückkehr von Missouri nach Illinois, sagt der Verfasser, besuchten wir die Gräber in den amerikanischen Niederungen, um die Gestalt und Einrichtung dieser Grabhügel genauer zu untersuchen. Sie sind durchgehends von halbkugelförmiger, oder von der Gestalt einer Frauenbrust; durch das ganze Land, von den Ufern des Hudson bis zu einer beträchtlichen Entfernung jenseits des Mississippi, fanden wir Gräber und Ueberbleibsel von aus Erde aufgeworfenen Befestigungen zerstreut. Alle jene Gräber, welche geöffnet wurden, enthielten menschliche Gebeine, irdene Gefäße und Geräthe aus Kompositionsmetall; der letztere Umstand ist besonders merkwürdig, weil keiner der nordamerikanischen Stämme mit der Kunst, Metall zu legiren, vertraut ist. Die Gefäße hatten meist die Form von Trinkbechern oder wie Kannen gestalteter Geschirre, an vielen fanden sich noch die Gelenke, an denen die Deckel befestigt waren. Eines von diesen Gefäßen, das ich in einer Sammlung in Cincinnati sah, hatte an seinem Boden drei kleine Knöpfe, die ihm als Fußgestell dienten, und ich erfuhr aus glaubwürdiger Quelle, daß ein Geistlicher der Dissenters, aus diesem Umstand, kraft seines Amtes, beweisen wollte, daß das Volk, das diese Grabhügel und Befestigungen aufgeworfen habe, Kenntniß von der Lehre der heiligen Dreieinigkeit gehabt habe. In wie weit der Schluß des ehrwürdigen Mannes richtig sey oder nicht, überlasse ich den Theologen zu entscheiden.

„Die Indianer benutzen diese Hügel nicht als Gräber für die Todten, wissen indeß recht gut, daß sie menschliche Gebeine enthalten; sie

schlagen oft ihr Lager neben ihnen auf, und besuchen sie auf ihren Reisen, aber mehr als Richtschnur für ihren Weg, als aus irgend einer andern Absicht. Sie nähern sich ihnen, eben so wie allen Begräbnißplätzen eines jeden Volks oder Stammes mit Ehrerbietung. Unter den Quapaws geht eine Sage, daß sie vor „vielen hundert Schneen“ von einem Volke errichtet wurden, das jetzt nicht mehr existirt; damals, sagen sie, gab es so viel Wildpret, daß man ohne viele Mühe seinen Unterhalt gewinnen konnte, und keine Kriege; da dieses glückliche Volk nichts zu thun hatte, so warf es bloß zum Zeitvertreib diese Erdhügel auf, die dann später von einem andern Volk als Grabstätten benutzt wurden. Eine andere Tradition sagt, daß sie von den Indianern aufgerichtet wurden, um sich gegen die Mammuths zu schützen, bis endlich der große Geist sich seiner rothen Kinder erbarmte, und diese ungeheuren Elephanten vernichtete. Die meisten indianischen Stämme kommen darin überein, daß sie das Werk eines Volkes sind, das schon lange zuvor ausgestorben war, ehe die rothen Männer zum Besitz dieses Jagdbezirks gelangten.

„Die Menge von Hügeln, Befestigungen und Grabhöhlen, so wie die in ihnen gefundenen Mumien und Gerippe, bestätigen es hinlänglich, daß ein von den jetzigen Eingebornen verschiedenes Volk diese Gegenden bewohnte. Zu welcher Zeit dieses ausgestorbene Volk blühte, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, denn bis jetzt ist noch keine Entdeckung gemacht worden, die zu irgend einiger Gewißheit führen könnte.

„Da Dr. Witt Clinton von allen mir bekannten Männern den amerikanischen Alterthümern die meiste Aufmerksamkeit geschenkt hat, so will ich seine Beschreibung der Befestigungen hier anführen. „Diese Befestigungen,“ sagt er, „waren meist auf den die Umgegend beherrschenden Punkten errichtet. Die Wälle oder Brustwehren waren von Erde und die Gräben befanden sich außerhalb der Werke. Auf einigen der Brustwehren standen Eichen, die, den Holzringen nach zu urtheilen, 150, 260 und 300 Jahre alt seyn mußten, und es fanden sich deutliche Spuren, daß diese Bäume nicht nur seit Errichtung der Werke hier gestanden, sondern daß sie auch zum mindesten ein zweiter Nachwuchs waren. Die Gräben waren zuweilen breit und tief, zuweilen seicht und schmal und die Brustwehren wechselten von drei bis zu acht Fuß Höhe. Bald hatten sie einen, bald zwei Eingänge, was sich daraus abnehmen ließ, daß an diesen Stellen keine Gräben waren. Waren solche Werke von einer tiefen Schlucht oder einem breiten Strom geschützt, so fand man keine Gräben. Der Flächenraum, den diese Befestigungen einnehmen, wechselt zwischen zwei und sechs Morgen, und ihre Gestalt war die einer unregelmäßigen Ellipse; in einigen fand man Bruchstücke von irdenem Geschirr, und eine pulverisirte Substanz, die man für Ueberreste menschlicher Gebeine hielt. Ich glaube zuversichtlich behaupten zu können, daß alle Hypothesen, nach denen man den Bau dieser Werke Europäern zuschreibt, falsch und trügerisch sind, erstens: wegen der Menge der vorgefundenen Befestigungen; zweitens: wegen ihres Alterthums, da sie allem Anschein nach lange vor der Entdeckung von Amerika errichtet wurden, und endlich ihrer Gestalt und Bauart wegen, die von europäischen Befestigungen, sowohl älterer als neuerer Zeit, gänzlich verschieden ist. Eben so deutlich zeigt sich, daß sie nicht das Werk der Indianer sind. Die Senekas ausgenommen, die wegen ihrer Nationaleitelkeit bekannt sind, und die, da sie die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf diese Bauwerke gerichtet sahen, die erwähnten fabelhaften Berichte erfunden hatten, versichern die jetzigen Indianer durchaus nichts von ihrem Ursprung zu wissen; sie sind älter als alle ihre Traditionen und ihre Entstehung verliert sich ins graueste Alterthum.

„An den Sandbänken des Bulls, des östlichen Arms des weißen Flusses in Missouri fand man unter der Oberfläche der Ufer Spuren, daß hier einst Vorrichtungen zu metallurgischen Operationen bestanden hatten. Das Kompositionsmetall schien mit Silber legirt zu seyn; auch fand man Pfeilspitzen von Feuerstein, die augenscheinlich dem Feuer ausgesetzt gewesen waren. Die Zeit, zu welcher jene Arbeiten auf dieser Stelle verrichtet wurden, muß sich ins graue Alterthum verlieren, da die jetzigen Ufer gänzlich durch Anschwemmungen gebildet sind.

„Nächst dem Teel-le-nah (oder Dripping Fork), der sich in den La Plata ergießt, und nicht weit von seiner Vereinigung mit diesem Fluß, befindet sich eine große Höhle, in welcher mehrere Mumien beigesetzt sind. Unter den in dieser Gegend wohnenden Stämmen geht die Sage, daß die ersten Indianer aus dieser Kluft hervorkamen, und sich auf die Oberfläche der Erde niederließen. Vor einigen Jahren hat man am Fluß Merrimac in St. Louis eine Anzahl Pigmäengräber entdeckt. Die Särge waren von Stein und ihrer Länge nach zu schließen, konnten die hier Beerdigten nicht größer als 3½ bis 4 Fuß gewesen seyn. Der Gräber waren sehr viele, und in einigen fand man noch fast vollständige Gerippe.

„Im Monat Junius (1830) entdeckte eine Gesellschaft von Jagdliebhabern in Hart in Kentucky, bei Verfolgung von türkischen Hühnern, auf dem Gipfel eines kleinen Hügels eine Oeffnung, die groß genug war, um den Körper eines Menschen durchzulassen. Nachdem sie sich Licht verschafft hatten, stiegen sie hinab, und fanden in einer Tiefe von 60 Fuß eine augenscheinlich in den Felsen gehauene Höhlung von 16 oder 18 Fuß ins Gevierte. Das ganze Gewölbe war mit menschlichen Gerippen angefüllt, die sie, der Größe nach, für Ueberreste von Weibern und Kindern hielten; der Ort war sehr trocken, und die Gebeine vollkommen gut erhalten. Sie wünschten zu wissen, wie hoch die hier aufgeschichtete Masse von Gebeinen sey, und gruben deßhalb vier bis sieben Fuß tief ein, fanden aber eben so viele Knochen als oberhalb; ein übler Dunst, und ein unangenehmer Ausfluß der sich zeigte, als sie bis in diese Tiefe gekommen waren, zwang sie von ihrem Vorhaben abzustehen. Es fand sich kein Ausgang in der Höhle; eine große Schlange, die vollkommen abgerichtet schien, kroch mehreremale rund im Gemach herum während die Jäger sich darin befanden.“

(Fortsetzung folgt.)

Handel zwischen Singapur und Siam.

Die Handelsgeschäfte, welche Singapur mit Siam betreibt, gehören zu den einträglichsten dieser Insel. Die Anzahl der, meist von Bangkoge gekommenen Dschonken oder Topes, die vom Mai 1830 bis Mai 1831 vor Anker gingen, belief sich auf 36, mit einer Ladung von 4900 Tonnen, folglich noch einmal so viel als die Schiffe von Cochinchina brachten. Dieß kommt daher, weil die Dschonken von Siam meist sehr groß sind; sie laden gewöhnlich 200 bis 300 Tonnen. Eben so wie die Schiffe von Cochinchina bringen sie Schellack, Gummis, Paradiesholz, Töpferwaaren, eiserne Casserolen, Tabak, Strohmatten, Palmöl, rothes Sandelholz, Elfenbein, Cardamomen, Reiß, Zwiebeln, Salz und Zucker. Der Werth dieser Ladungen wechselt zwischen 5000 und 12,000 schweren Piastern, und die hauptsächlichsten Handelsartikel sind: Oel, Zucker, Salz und Reiß. Während der letzten Schifffahrtzeit brachten die siamesischen Dschonken für 14,250 Pikles*) Zucker, 19,500 Reiß, 15,600 Salz und für 2000 Pikles Oel. Man darf indeß nicht glauben, daß die Siamesen selbst diesen großen Handel treiben; sie sind im Gegentheile, eben so wie die meisten Malaienstämme, sehr träge, unthätig und ohne allen Unternehmungsgeist. Die Chinesen, sowohl die in China selbst gebornen, als auch die Nachkommen derer, die sich in Siam niedergelassen haben, treiben alle Handelsgeschäfte, und ihnen gehören jene Fahrzeuge sammt den Ladungen. Dem Gewerbfleiße der in Siam seßhaften Chinesen dankt man den Anbau des Zuckerrohrs, des wichtigsten Ausfuhrartikels dieses Landes nach Singapur. Die Siamesen beschäftigen sich mit minder mühsamen Arbeiten; sie bauen Reiß, bereiten Salz, wahrscheinlich auch Kokosöl, und sammeln die kostbaren Harze und Hölzer, die ihr Land erzeugt. Die siamesischen Dschonken nehmen als Rückfracht viele englische und indische Waaren ein, als: Musselin von Bengalen, ostindischen Zitz, Garats (weiße Baumwollenleinwand von Surate), Gannahs (blaue oder weiße ostindische Baumwollenleinwand) u. s. w.; ferner Opium, Goldstaub, gesponnene Baumwolle, Wachs, Senegambiaharz, Rotang oder Palmriet, Sago, Meergras, Kauris und grobes Papier. Während der letzten Schifffahrt luden sie 15,560 Yards gedruckte und 559,258 Yards ungedruckte Baumwollenleinwand, 400 Yards Camelot, 100 Stück Wollenwaaren, 100 Stück Schnupftücher und 400 Stück englische Salendongs.

*) Der Pikle ist gleich 126 Franken.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 313. 8 November 1832.

Martignac über die spanische Revolution.

(Fortsetzung.)

Weder diese zahllosen Reformentwürfe, noch alle die großen Einziehungen von geistlichem und weltlichem Eigenthum konnten das immer steigende Defizit des Schatzes decken. Ein andrer und noch bedeutenderer Schritt sollte geschehen, zu dem die unwiderstehliche Nothwendigkeit drängte. „Mit Anfang der nächsten Sitzung der Cortes wurden Maßregeln berathen, um die Säkularisation der Mönchsorden beiderlei Geschlechts zu erleichtern, und mehrere von ihnen hatten ihre Zufluchtsorte bereits verlassen, und sich mit ihren weltlichen Freunden wieder vereinigt. Endlich aber kam die Sache zur Krisis; auf den Vorschlag des Obristen Sancho ging ein Gesetz durch, kraft dessen das gesammte Eigenthum der regulirten Geistlichkeit zum Vortheil des Staats eingezogen wurde. Dieses von den Cortes angenommene Gesetz ward dem König zur Bestätigung vorgelegt. Der König zeigte den größten Widerwillen, gegen eine Maßregel, die allen religiösen Gefühlen widersprach, in denen er erzogen worden war. Erschreckt durch einen Widerstand, auf den sie nicht gefaßt war, nahm die konstitutionelle Partei ihre Zuflucht zu einem von jenen Mitteln, die sich durch nichts rechtfertigen lassen, und für die selbst der Erfolg keine Entschuldigung bietet. Ueberzeugt, daß sie nur durch den Schrecken erhalten könnten, was ihrem Gesuche verweigert worden war, faßten die Cortes den Entschluß, einen Volksaufstand zu erregen, und eine Empörung zu organisiren, um die königliche Bestätigung zu erhalten. Zu diesem Ende traten sie in Verbindung mit den Ausläufern der revolutionären Partei, zogen die Wortführer der Klubs ins Vertrauen, und verabredeten ihre Maßregeln besonders mit dem Bankier Bertrand du Lys, dem stets eine Bande von Abenteurern zu Gebot stand, die bereit war überall wo es Unordnungen gab, sich anzuschließen.

„Das Zeichen wurde gegeben, der Pöbel versammelte sich; Banden von Elenden durchzogen die Hauptstraßen, stießen furchtbares Geschrei aus, und nahmen ihren Weg nach dem Arsenal. Ein leichter Versuch zum Widerstand ward gemacht, aber sogleich das Gerücht verbreitet, die Truppen seyen außer Stand, der immer mehr anwachsenden Masse der Empörer zu widerstehen und das Leben des Königs sey ernstlich bedroht. In diesem kritischen Augenblick begaben sich die Minister zum Monarchen, erneuerten ihre Bitten, sprachen von öffentlicher Ruhe, von Ordnung und dem Leben des Königs, für das sie nicht einstehen zu können erklärten, wenn dem Verlangen des Volks nicht genügt würde, und nöthigten ihm so seine Zustimmung zu der vorgeschlagenen Maßregel ab.

„Dieser so theuer erkaufte Erfolg war indeß keineswegs von den guten Folgen begleitet, welche die Cortes sich versprochen hatten. Das Volk würde es ohne Mißvergnügen gesehen haben, wenn ein Theil der öffentlichen Lasten von der Geistlichkeit übernommen worden wäre; allein eine gänzliche Einziehung ihres Eigenthums erschien ihm als grausame Verfolgung, als ein ketzerisches, gottloses Unternehmen, und der Abscheu vor dieser Maßregel wirkte auf alle andere zurück, die aus derselben Quelle kamen. Die konstitutionelle Partei würde gern die Unpopularität ertragen haben, die auf sie aus diesem unbemessenen Unternehmen fiel, hätte sie nur die gehoffte Verbesserung der Finanzen dadurch erreicht; allein auch hier fand sie sich abermals in ihren Erwartungen gänzlich getäuscht. Das Eigenthum der Geistlichkeit fand, als es zum Verkauf ausgeboten wurde, keine Käufer; die bekannte Protestation des heiligen Stuhls, die Erbitterung des Volks und der drohende Aufstand: alle diese Umstände waren Ursache, daß die genommene Maßregel gänzlich mißlang und für den Schatz erfolglos blieb."

Von den demokratischen Gesellschaften, die sich damals über das ganze Land zu verbreiten anfingen, gibt die vorliegende Schrift folgende Schilderung: „Allenthalben bildeten sich solche Vereine, deren Statuten und Eide nur zu deutlich zeigten, welcher ihr Zweck sey. Außer den Freimaurern, die schon seit lange bestanden, bildete sich ein Klub der sich „Bund der Ritter des Volks" nannte, sich als Vertheidiger der vollkommenen Gleichheit des Menschengeschlechts erklärte, und alle Schranken der Philanthropie und Mäßigung überschritt. Jeden, selbst den König und seine Nachfolger nicht ausgenommen, vor Gericht zu ziehen, zu verurtheilen und hinzurichten, wenn sie ihre Gewalt mißbrauchen sollten, war eine Verpflichtung, die der Eid enthielt, der Jedem abgenommen wurde, der als Mitglied in diese Gesellschaft trat. Neben diesen entstanden schnell noch mehrere andere geheime Klubs, die bald eine mächtige und wirksame Stütze der Anarchie wurden, wo diese nur immer sich zeigte. Der unruhigste und gefährlichste von diesen versammelte sich im Kaffeehause zum Malteserkreuz; hier war der König lange Zeit hindurch der tägliche Gegenstand von Beschimpfun-

gen und Verhöhnungen, ohne daß seine Minister auch nur den kleinsten Schritt thaten, diesen ärgerlichen Scenen, die allen loyalen Unterthanen des Königreichs ein Gräuel waren, ein Ende zu machen. Sie hofften dadurch, daß sie den König seinen Verfolgern Preis gaben, der Wuth der Parteien für ihre Personen zu entgehen, allein ihre Hoffnungen wurden grausam getäuscht. Die öffentliche Entrüstung ereilte sie schnell; täglich wurden ihnen die bittersten Vorwürfe gemacht; all ihre schmählichen Handlungen, alle Aufstände die sie angezettelt hatten, um den König in Furcht zu halten, wurden ihnen, und noch dazu sehr übertrieben, vorgehalten und die Ausbrüche des Unwillens stiegen zu solcher Höhe, daß sie, um ihrer Sicherheit willen, genöthigt waren, diesen Klub aufzuheben."

Die spanische Revolution ging auf diese Weise allmählich einem Schreckenssysteme entgegen, als der Einfall der Franzosen unter dem Herzog von Angouleme ihr schnell ein Ende setzte. „Schon längst hatte die überspannt liberale Partei sich offen dem System der Mäßigung widersetzt, das die Regierung angenommen hatte, und dem auch die Cortes während ihrer letzten Versammlung beigetreten waren. Jene Partei ging von dem Grundsatz aus, daß nur Schrecken allein die Feinde der Revolution niederhalten könne, und daß bei diesen durch Mäßigung in Wort und That nichts zu gewinnen sey; sie sah keine Sicherheit als in einem kräftig organisirten Schreckenssystem. Die Katastrophe in Neapel, die Unterwerfung Piemonts und die Unterdrückung des in Frankreich versuchten Aufstands boten ihr eine günstige Gelegenheit ihre Bemühungen zu erneuern und die Aufnahme, welche diese fanden, bewies hinlänglich, daß der Geschmack an blutigen Scenen sich auch unter dem Volke zu zeigen begann. Während die Sachen in Madrid eine solche Richtung nahmen, und das Volk in banger Unruhe die Ausführung der vorbereiteten Maßregeln erwartete, hatte die Regierung des Schreckens und der Gewalt in den Provinzen bereits begonnen, und die Anarchie erhob ihr Haupt in allen Theilen des Königreichs. Personen jedes Alters und Geschlechts wurden ins Gefängniß geworfen, ohne Verhaftsbefehl irgend einer der konstitutionellen Behörden, von Menschen ohne öffentlichen Charakter, auf bloßen Befehl der Häupter der revolutionären Partei, die auf diese Weise die wichtigsten Befugnisse der Regierung an sich riß. Die auf solche Art eingezogenen Gefangenen wurden auf die ersten besten Schiffe, deren man habhaft werden konnte, oder die in den Häfen des Königreichs zu finden waren, gebracht und entweder nach den balearischen oder den kanarischen Inseln transportirt."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die toscanischen Maremmen.

(Schluß.)

Die Ufer der Cecina sind meist von waldbedeckten Hügeln eingeschlossen und bieten keine pittoresken Schönheiten dar. Ueber einen sehr unebenen, von vielen Waldströmen zerrissenen Grund führt auf der rechten Seite der Weg nach Volterra, das wir schon erblickten, als wir uns noch etwa sieben Miglien davon entfernt befanden. Zwei Miglien weiter erreichten wir das Thal, in welchem sich die Salinen befinden. Weitläuftige und großartige Gebäude sind zu den reichen Salzwerken bestimmt, die das Großherzogthum mit diesem unentbehrlichen Artikel versehen. Außer der eigentlichen Fabrik, wo auch ein Theil der auf 60—70 sich belaufenden Arbeiter wohnt, sieht man dort eine großherzogliche Wohnung, ein Wirthshaus und auf dem Hügel eine Kirche, von wo man eine weite Aussicht auf das wilde, öde Land hat, das mit seiner kleinlichen Formation von Miniaturbergen, die sich hintereinander aufthürmen, und seinem nackten blassen Erdreich eine nichts weniger als angenehme Wirkung macht. Den Horizont bilden die Mauern und zahllosen Glockenthürme der alten Stadt, die auf ihrem ausgebrannten Vulcane, der mit seinem vielfach zerrissenen Abhange schon im Salinenthale seinen Anfang nimmt, sich lang hindehnt. Die Salzquellen liegen zwanzig Minuten von den Gebäuden entfernt, und die Sole wird in Röhren herzugeleitet. Sie enthält über 20 Procent Salz, täglich werden 40—70,000 Pfund gewonnen (zur Zeit als Fra Leandro Alberti seine Beschreibung von Italien bekannt machte — um 1530 — gewann man im Durchschnitte 24 Malter), welche Quantität verdoppelt werden könnte, wenn man für das Großherzogthum mehr bedürfte. Das Salz ist hier, wie fast überall, Regierungsmonopol: der Preis desselben beträgt das Zwölffache der Kosten, und der jährliche Gewinn beläuft sich auf 750,000 Thaler. Die Verwaltung und die große Niederlage befindet sich in Volterra. Gradirwerke gibt es bei diesen Salinen nicht.

Die Auffahrt nach Volterra, von dessen hohem Berge und Alterthum der Dittamondo des Fazio degli Uberti redet, ist sehr steil und beschwerlich, und man braucht von den Salinen aus zwei volle Stunden. Die ganze Gegend ist kahl, öde und reizlos, und von ausgesprochen vulcanischem Charakter. Die Stadt ist mit hohen Mauern umgeben, hat meist enge auf und absteigende Straßen und mehrstöckige Häuser, die ihr ein düsteres Aussehen geben. Ein würdiges alterthümliches Gebäude ist der 1217 erbaute öffentliche Palast, in welchem sich in neun Zimmern eine außerordentlich reiche Sammlung etruskischer Alterthümer befindet, die meist aus der dortigen Gegend herrühren, und von dem Abate Guarnacci seiner Vaterstadt geschenkt wurden. Die meisten derselben sind mit Sculpturen verzierte Grabmonumente; es kommen darunter sehr viele Wiederholungen derselben Gegenstände vor, und man findet alle Kunstabstufungen von den ausgebildeten Formen klassischer Schönheit bis zu unbeschreiblich Rohem. Der bekannte fleißige Archäologe Inghirami zu Florenz, ein geborner Volterraner, hat in seinen etruskischen Monumenten Abbildungen und Beschreibungen vieler der hier aufbewahrten Kunstschätze mitgetheilt, wofür ihm die gelehrte Welt lebhaften Dank weiß. — In demselben Palaste befindet sich auch eine bedeutende, von demselben patriotischen Sammler Abate Guarnacci geschenkte Bibliothek. Der Dom ist geräumig und schön, und wurde von Niccolo Pisano 1254 vergrößert. Die darin enthaltenen Gemälde sind im Durchschnitte mittelmäßig. Eines der schönsten Monumente der sogenannten cyklopischen Bauart ist die berühmte, aus ungeheuern Quadern bestehende Porta all'arco; großartige Mauerreste finden sich an mehren Stellen, namentlich an dem nördlichen Bergabhange. Sie zeigen den ehemaligen Umfang dieser mächtigen Stadt, die, viel-

leicht des Aristoteles Enaria, bei den Römern Velatri, unter den etruskischen Städten einen der ersten Plätze einnahm, und über einen weiten Gau herrschte. Ausgedehnt ist die Landschaft, welche sich auf beiden Seiten eröffnet: südlich das Cecinathal und die Maremmengebirge, öde und zerrissen, freundlicher auf der Nordseite das Erathal, im Hintergrunde die pisaner Berge von S. Giuliano. Ich kann nicht umhin, hier einer argen Uebertreibung in einer Schilderung Volterra's zu erwähnen, die sich in einem sonst in agronomischer Hinsicht sehr schätzenswerthen Buche, den Briefen über Italien von Lullin de Chateauvieur befindet. Er spricht von Volterra wie von einem Bilde des Todes, läßt dessen Einwohner „blaß, wie Schattenbilder, unter den Trümmern einer majestätischen Größe" umherirren u. s. w. Von allem diesem habe ich nichts gefunden; die Wohnungen Volterra's, die bei ihm zusammensinken, unterscheiden sich durch nichts von denen der meisten alten italienischen Städte, und viele rothwangige Frauen und Mädchen sah ich an den Fenstern und in den Straßen, zur Feier des dritten Ostertages im Festputze nach den Kirchen und den um die Stadt führenden Spaziergängen wandernd, während die Bilder des pariser Modenjournals bei Kleidermachern und Haarkräuslern ausgestellt waren.

Von Volterra aus führt der Weg auf hohen Bergrücken, bald steigend, bald sich senkend, ohne schöne Formen und blühende Vegetation, die Einsamkeit nur selten von einem isolirten Bauerhause oder einem zertrümmerten Thurme unterbrochen. Einen ganz verschiedenen Anblick bietet die nördliche Seite des Gebirgs dar, wo man in das Elsathal hinunterzusteigen beginnt. Schöne dichte dunkle Waldungen mit hochstämmigen epheuumrankten Bäumen senken sich von den Gipfeln bis in die Thalgründe hinab; ländliche Wohnungen liegen zerstreut und in kleinen Gruppen; auf den Hügeln erblickt man mehre Städtchen, ausgezeichnet darunter zur Linken San Gimignano mit seinen vielen hohen Thürmen, die ihm den Namen delle belle torri gaben, Geburtsort des in der polnischen Geschichte bekannten und oftgenannten Callimaco Esperiente, mit einer von Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo, Pietro Perugino, Pollaiuolo u. A. mit trefflichen Bildern geschmückten Collegiatkirche. Colle, der Hauptort der Provinz, liegt malerisch auf dem Abhange eines Hügels an der Elsa, die von dort nach der Gegend von Certaldo strömt, Boccaccio's Geburtsort, worauf sie sich unterhalb Empoli mit dem Arno vereinigt. Bei Poggibonsi gelangten wir wieder auf die von Siena nach Toscana's Hauptstadt führende Straße.

Aus Walter Scotts Leben.

So hatte sich also Walter Scott geschieden von der alten grämlichen Frau Themis, und durfte sein Herz ganz und unverhohlen der nimmer alternden Geliebten seiner Kinder- und Jugendträume zuwenden. Die erste Frucht dieser neuen Verbindung rechtfertigte seine Wahl vollkommen. Es erschien „das Lied des letzten Minstrels" — ein Gedicht von so viel Schönheit und Geist, daß selbst ein englischer Whig vergessen mußte, dem abtrünnigen Perrückengenossen gram zu seyn. Man kann das Lied des letzten Minstrels als eines der schönsten Werke des Dichters betrachten, und wenn es sich mit den später erschienenen keineswegs in großartigen und erschütternden Scenen messen kann, so ist es doch mit einem so eigenthümlich fantastischen Lichte übergossen und so voll Lieblichkeit und edler Ruhe, wie sie der Dichter in keinem andern seiner Werke mehr erreichte. Schottland's Genius erkannte auch sogleich die originelle Kraft und Wahrheit des Gedichtes als ein tief aus ihm entsprungenes Erzeugniß, in dem er sich liebend, wie der Vater in seinem Kinde, beschauen und spiegeln konnte. Alle Blätter waren voll von ihm und aus jedem Munde hörte man Stellen daraus und sein Lob. Alle die Burns Verlust als unersetzlich in der Nationalliteratur beklagt hatten, mußten bekennen, daß hier ein Dichter von ächt vaterländischem Gepräge erstanden sey, aus welchem Sinn und Gemüth der Heimath mit eben so wahren als warmen Gefühlen widerklinge. Kaum wurde wohl irgend ein Gedicht so schnell volksthümlich; in zwei Jahren wurden mehr als 30.000 Abdrücke davon verkauft. Die Veranlassung, der das Gedicht seinen Ursprung verdankte, wird von dem Dichter selbst erzählt. Die junge Gräfin von Dalkeith war auf den Landsitz ihres Gemahls gekommen, und da sie eine große Lust an den alten Gebräuchen und Ueberlieferungen des Landes bewies, so fand sie in jedem Schotten, den sie in ihre Nähe ziehen mochte, einen bereitwilligen Erzähler alter Sagen und Legenden. So hörte sie auch unter andern die Geschichte von Gilpin Horner. „Die junge Gräfin," sagt Walter Scott, „fand ungemein viel Gefallen an dieser Legende und der gläubigen Ernsthaftigkeit, mit der sie ohne den mindesten Zweifel an ihrer vollen Wahrheit erzählt wurde, so daß sie mir auftrug, daraus eine Ballade zu machen. Wie sich denken läßt, war hören und gehorchen Eins, und so wurde die Gespenstergeschichte, die von mehrern Kritikern als ein überflüssiger Auswuchs des Gedichtes eine Rüge erfuhr, die eigentliche Ursache, daß es überhaupt geschrieben wurde." Keiner der Kritiker nahm sich indeß die Mühe, dem Dichter zu sagen, wie es anzufangen gewesen wäre, die Geistergeschichte beiseite zu lassen, die in diesem Gedichte, wie der Geisterglaube überhaupt in dem wunderbaren Baum der Sage und Poesie des Volkes recht den eigentlichen Kern bildet. Zudem war dieser Glaube ganz der Zeit eigen, von der der Dichter im Liede des letzten Minstrels ein so treues Bild entwirft.

Nachdem Scott so einen Stoff von dem schönen Munde einer Dame erhalten hatte, nahm er zum Vorbild seines Versbaues, wie er selbst erzählt, den „Christabel" von Coleridge, schrieb sofort sogleich einige Stellen in dieser wildromantischen Weise, und legte sie zwei Freunden von anerkanntem Geschmacke vor. Da gab es denn ein Kopfschütteln über Verse, die nach Grundsätzen verfertigt waren, an die sie nicht gewöhnt waren, und einstimmig erklärten sie diesen Versuch als einen gefährlichen Abfall von der alleinseligmachenden Kirche des herkömmlichen guten Geschmackes, und als einen trotzigen Verstoß gegen alle von gelehrten Männern und Kritikern vorgezeichneten Regeln. Bei den Worten des Gedichtes:

„Jesus Maria, steh' uns bei" —

kreuzigten und segneten sie sich gleichfalls in Gedanken, nahmen ihre Hüte und gingen ihres Weges. Indeß besannen sie sich doch nach einiger Zeit eines Bessern, als sie die Sache genauer in Erwägung gezogen hatten, und kamen überein, daß zwar der Stoff wie die Ausführung gleichweit von der gewöhnlichen Bahn abwichen, daß es aber doch das Beste seyn würde, den Dichter gewähren zu lassen, und zu sehen, wie er damit zurechtkommen werde. So wieder aufgemuntert, setzte er das begonnene Werk fort, legte jedoch entweder selbst von Zweifeln gequält, oder nicht recht dem Landfrieden der brummigen Kritik trauend, um sie ein wenig freundlicher zu stimmen, Plan und Versproben davon Jeffrey vor, der seit einiger Zeit, wegen seines kritischen Talentes, einen Namen erworben hatte. Jeffrey billigte Beides, „und nun, sagt Scott, nachdem das Gedicht von der Marktbeschau der Kritik für weitläufig erklärt worden, war es in kurzer Zeit vollendet, indem im Durchschnitt jede Woche ein Gesang fertig wurde." Es erschien endlich im Jahre 1805 in der Oeffentlichkeit und legte den ersten Grundstein seines Rufes als Originalschriftsteller. Unter denen die dem Dichter und seinen Arbeiten gewonnen wurden, zählt man auch Pitt und Fox; allein beide hatten so wenig Geschmack für Poesie, daß man unbedenklich ihren Beifall auf Rechnung der öffentlichen Meinung überhaupt setzen darf.

„Marmion," das zweite größere Werk Walter Scotts, folgte dem Lied des letzten Minstrels so dicht auf dem Fuße, daß die Kritik fast darüber ungehalten wurde; als verlange man bei ihrer oftmaligen Engbrüstigkeit mehr Athem von ihr, als sie bei einer solchen Hast des Dichters zusetzen könne. Scott vertauschte um diese Zeit seinen kleinen ländlichen Wohnsitz am Esk mit Ashiesteel an den schönern Ufern des Tweed, einem Ort von außerordentlich malerischer Schönheit, und in einer Gegend, die voll Gesang und Sage. So sehr eine solche Veränderung des Aufenthaltes sein Amt als Sheriff nothwendig machen mochte, so bestimmten den Dichter zu diesem Entschluß wohl noch mehr Tweeds Silberstrom mit seinen Fischereien, seinen alten Wäldern, grünen Waldblößen, lustigeren Wohngebäuden und weitläufigeren Gärten.

Marmion kann unter den Werken des Dichters hinsichtlich der Geschichte als das mindest glückliche, in Bezug auf die Erzählung selbst aber als das feurigste und sturmvollste betrachtet werden. Man kann sich wenig angezogen fühlen von den Gesprächen Sir David Lindsay und wenig Theilnahme empfinden für die Abenteuer Clare's und de Wilton's; aber unwiderstehlich fesseln Marmion und die alte Katzenschelle: der Earl von Angus; und schwerlich wird Jemand bei der Stelle, wo Surrey über den Till geht und Jakob von den Höhen von Flodd herabsteigt, um ihn anzugreifen, nicht wie von Trompetenklang zu kriegerischer Begeisterung fortgerissen werden. Es wird wenige Beschreibungen aus alter und neuer Zeit geben, die sich mit der der Schlacht von Flodden Field messen können: der Wirbelwind der Handlung, das schwankende Wogen einer heißen und verzweifelten Schlacht, das Schicksal der einzelnen Krieger, die wir lieben oder fürchten, ein ritterlicher Prinz wie Jakob, und ein romantischer Krieger wie Surrey, die nicht auf gewöhnliche Weise ihren Kampf ausfechten konnten — aus allem Diesem schuf der Dichter ein Gemälde, das geschichtlich treu aufgefaßt, und doch so poetisch ideal ausgeführt ist, daß man vergißt, wo die Wahrheit aufhört, und die Dichtung beginnt. Der Beifall, mit dem es in England und Schottland aufgenommen wurde, war laut und andauernd; nur die Kritik verzog darob den Mund. Jeffrey, der wahrscheinlich vor der Herausgabe nicht zu Rathe gezogen worden war, nahm es in einer eben so bittern als schmeichelhaften Kritik her, und soll seinen Unmuth so weit getrieben haben, daß er bei einem Mittagsmahle bei Scott den Probeabdruck seiner übelgelaunten Blätter dem Dichter vorlegte. Scott mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Milde las den Artikel durch und gab ihn mit den Worten: „Sehr gut, sehr gut" dem Verfasser zurück. Allein nicht so nachsichtig war die Gemahlin des Dichters, die dem Kritiker die Blätter etwas hitzig aus der Hand nahm, sie überflog und dann ausrief: „Ich wundere mich über Ihre Anmaßung so etwas zu schreiben, noch mehr aber über die Kühnheit es an diesen Tisch zu bringen." Das Review, dessen vorzüglichster Mitarbeiter Jeffrey war, ließ aber auch wirklich dem Verdienst des Dichters nichts weniger als Gerechtigkeit widerfahren, und verweilte dagegen mit unerbittlicher Strenge, wo ihm wirkliche oder nur eingebildete Hast und Nachlässigkeit vorgeworfen werden konnte. Wenn man die Ungerechtigkeit Jeffrey's bei aller Vorliebe und Achtung für strenge und unparteilsche Kritik nicht billigen kann, so muß man sich noch mehr über Lord Byron wundern, der dem Dichter daraus, daß er sich für Marmion tausend Pfund bezahlen ließ, einen Vorwurf machen zu können glaubte, während er doch selbst, bei all seinem großen Vermögen und seines hochfahrenden Sinnes ungeachtet, für seine Werke stets nach einem so hohen Preis trachtete, als noch irgend einem Schriftsteller zu Theil wurde. Lord Byron berechnete in seiner Satyre: „The English Bards and Scotth Reviewers" jede Zeile von Scott's Gedicht auf eine halbe Krone; allein es ist bekannt, daß noch keine Barde jemals in seinen Briefen so unerbittlich auf ungeheure Honorare und prompte Bezahlung bestand, als er.

Wenn die Kritik dem Dichter Uebereilung vorwerfen zu können glaubte, so ist die Leichtigkeit, mit der Walter Scott dichtete, fast unglaublich. Es ist bekannt, daß die oben berührte Schlacht von Floddenfield in einem einzigen Nachmittage geschrieben wurde. Selten strich oder verbesserte er etwas an dem einmal Niedergeschriebenen. Von seinen Romanen vollendete er gewöhnlich an einem Tage sechzehn Seiten, und die Originalmanuskripte, die man davon besitzt, sind in einer leserlichen und schönen Schrift mit kaum einer oder der andern Aenderung. Die glänzendsten Stellen und Dialogen in Guy Mannering, dem Alterthümler, Erzählungen meines Wirthes u. s. w. sind auf diese Weise, und wie es scheint ohne den geringsten Anstoß niedergeschrieben worden.

Der volle Strom seiner Gedanken scheint sich mit wunderbarer Leichtigkeit aus seinem einmal in begeisterte Aufregung gekommenen Geist ergossen zu haben, und man erzählt sich, er sey bei einer Stelle in Ivanhoe, wo Front de Boeuf auftritt, die er, von einer Unpäßlichkeit gehindert zu schreiben, einem Freunde diktirte, plötzlich von seinem Stuhle aufgesprungen und so von dem Feuer seiner Einbildungskraft fortgerissen worden, daß er die ganze Scene, die er beschrieb, handelnd vorstellte; wobei er insbesondere die Rolle des Front de Boeu mit einer erstaunlichen Lebendigkeit in Gebärde und Stimme spielte. Eine gleiche Leichtigkeit gab sich bei ihm in der Verfertigung der Verse zu erkennen.

Vermischte Nachrichten.

Den von den Hammerwerks- und Steinkohlengruben-Besitzern in Staffordshire an das Parlament gerichteten Reklamationen ist das nachstehende Aktenstück beigelegt, das eine Uebersicht des gegenwärtigen Eisenvertriebs in England gibt:

Menge des erzeugten Eisens.

Für 1823.	1825.	1828.	1830.	1831.
469.500 Tonnen.	618.200 T.	703.100 T.	678.400 T.	589.600 T.

Anzahl der Hochöfen.

	1823.	1825.	1828.	1830.	1831.
Staffordshire . .	84	108	120	123	100
Shropshire . .	56	49	48	48	49
South-Wales . .	72	109	113	113	112
Andere Bezirke .	83	95	92	92	90
In Arbeit . . .	185	260	278	275	252

•

Die siebzehn Theater in Paris können ungefähr 21,000 Menschen fassen. Der höchste Eintrittspreis in der französischen und italienischen Oper ist mit zehn Franken, der niedrigste in den Boulevardstheatern mit fünfzehn Centimes. In der Umgegend von Paris sind neun kleinere Schauspielhäuser und in den Departements 52 Theater, außer 34 herumziehenden Schauspielertruppen.

•

Es ist bekannt, daß die Chinesen ihre Betrügereien oft bis ins Kleinlichste treiben, und z. B. den Ochsen, die sie nach dem Gewichte verkaufen, einige Pfund Eisenfeilspäne unter das Futter mischen, um sie etwas schwerer zu machen. Den Leuten des englischen Gesandten Macartney verkauften die Chinesen Schinken, die sie sehr geschickt aus Holz nachgemacht und mit Schinkenhäuten überzogen hatten. Ein neuerer Reisender erzählt, daß ihm ein blinder Mann in einer Straße von Kanton eine Camellia japonica verkaufte, die sehr schöne weiße und rothe Blüthen hatte; allein zu Hause angekommen fand er bei genauer Besichtigung, daß die Blumen von einem andern Baume genommen, und mittelst Bambusfasern so geschickt in die eigentlichen Blumenkelche befestigt waren, daß er kaum den Betrug entdeckt haben würde, wenn die Blumen nicht abzuwelken angefangen hätten.

•

Französische Blätter melden aus Alexandrien, ein Franzose, Namens Linant, habe in dem längs der Meerenge von Suez hinlaufendem Gebirgszuge eine reiche Goldader entdeckt, und neun Kisten Erzstufen davon nach Kairo gebracht, von denen einige ein Fünftheil reines Metall gegeben haben sollen. Die ergiebigsten Minen von Peru sind von keiner solchen Ergiebigkeit. Allein man findet in diesen Bergen keinen Tropfen trinkbares Wasser, und eben so wenig Brennstoff, und ohne diese kann man den Bergbau unmöglich treiben.

•

Der Sultan Mahmud hat einem Engländer, Sir E. Thomason, durch die englische Gesandtschaft in Konstantinopel eine herrliche mit Diamanten besetzte Dose zustellen lassen für sein treffliches Werk — über die heil. Schrift.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 314. 9 November 1832.

Martignac über die spanische Revolution.

(Fortsetzung.)

„Alle diese Gewaltthätigkeiten wurden offen, zu gleicher Zeit in Barcelona, Valencia, Corunna und Carthagena begangen. Es war Anarchie in ihrer ganzen zügellosen Herrschaft und die gesetzliche Behörde that Nichts, um eine Reihe von Handlungen zu bestrafen, die ihrem eigenen Ansehen so unheilbringend waren, und dem von revolutionären Leidenschaften bereits zerrissenen Lande ein so verderbliches Beispiel gaben. Die Regierung war von Allem unterrichtet was vorging; die Thatsachen waren offenkundig und unläugbar; sie waren am hellen Tage, im Angesicht der Bevölkerung der Städte vorgegangen, und dennoch wurden die Verbrecher nicht verfolgt, keine Strafen verhängt. Einige wenige niedere Beamte, die bei diesen Eingriffen werkthätig gewesen waren, erhielten ihre Entlassung und geheime Befehle zu Zurückrufung der Verbannten wurden abgeschickt; Dieß war Alles was man that, um eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die die Grundfesten des gesellschaftlichen Gebäudes erschüttert und alle Rechte und Freiheiten der Bürger unter die Füße getreten hatte."

Auch an blutigen Auftritten fehlte es nicht: „Ein Geistlicher, ein Kaplan des Königs, Don Matthias Vinuesa, wurde angeklagt, den Entwurf zu einer Gegenrevolution gemacht zu haben. Dieses unsinnige Unternehmen, das er noch dazu unvorsichtig genug öffentlich bekannt gemacht hatte, wurde bald entdeckt, und Vinuesa verhaftet und ins Verhör genommen. Das Gesetz bestrafte jeden Versuch dieser Art, wenn er noch nicht zur Ausführung geblieben war, mit den Galeeren und Vinuesa wurde dem zufolge auf zehn Jahre zu Strafarbeit im Bagno verurtheilt. Diese Strafe, die höchste die das Gesetz verhängte, war doch gewiß von einer Art, um selbst die unersättlichsten Leidenschaften zu befriedigen; allein den Erwartungen der überspannten Klubs genügte es bei weitem noch nicht. Am 4 Mai, zwei Tage nach der Verurtheilung des Gefangenen fand am hellen Tage eine große Versammlung am Sonnenthor statt; ein ungesetzliches Verhör ward vorgenommen und der Geistliche von diesem gesetzgebenden Klub zum Tode verurtheilt. Man vereinigte sich dahin, daß die Richter selbst die Vollstreckung des Urtheils übernehmen sollten, und diese Maßregel wurde unter lautem Beifall beschlossen. Die Versammlung ging nach abgemachter Sache auseinander, jeder hielt ruhig seine Siesta und zur bestimmten Stunde schickte man sich an zur Execution zu schreiten, ohne daß die gesetzlichen Behörden auch nur den geringsten Schritt thaten, diese Gewaltthat zu verhindern. Um vier Uhr versammelte sich der Pöbel und rückte gerade auf das Gefängniß los. Niemand widersetzte sich seinem aufrührerischen Vorhaben; er ging ans Thor des Gebäudes und verkündete seinen Auftrag. Zehn Soldaten, die gewöhnliche Gefängnißwache, leisteten zum Schein einige Minuten lang Widerstand, der jedoch die Angreifenden durchaus nicht verscheuchte. Die Thore waren bald eingesprengt, man stürzte ins Gefängniß, suchte schnell den Kerker auf, in dem der verurtheilte Geistliche saß, und schlug dessen Thüre ein. Der Priester trat den Eindringenden mit dem Kruzifix in der Hand entgegen, fiel ihnen zu Füßen und beschwor sie bei dem Gott der Gnade, dessen Bild er ihnen vorhielt, sein Leben zu schonen. Vergebens. Einer der Richter vom Sonnenthor trat vor; er trug einen großen Hammer, mit dem er einen Streich auf das Haupt führte, das sich zu seinen Füßen beugte; das Opfer fiel und tausend Streiche vollendeten das blutige Werk; der Unglückliche war nicht mehr. An dem Kopf, den der Streich des Hammers zerschmettert hatte, genügte indeß den Mördern noch nicht. Außer dem Verbrecher war der Richter noch übrig; auch dieser ward zum Tode verurtheilt, weil er nur nach den bestehenden Gesetzen entschieden, und das Urtheil nicht voraus gesehen hatte, das das Tribunal vom Sonnenthor über den Verbrecher fällte. Die Mörder zogen unter dem Geschrei: „Tod den Verräthern! Lange lebe die Konstitution!" durch die Stadt und nachdem sie vor dem Hause des Richters angekommen waren, umstellten sie es mit Wachen, um jede Flucht zu verhindern, und fünf Männer stürzten mit gezogenen Schwertern hinein. Allein der Himmel wollte neue Gräuel verhüten: der Richter, von dem was vorgegangen war, unterrichtet, hatte während der Execution schon die Flucht ergriffen, und die Mörder zerstreuten sich nun, nachdem sie dem Entflohenen tausend Verwünschungen nachgeschickt hatten, in die Stadt, um ihre Heldenthat zu verkünden, und jauchzend die Schreckensregierung zu beginnen.

„Am Abend widerhallten alle Klubs von Beifallrufen und Ausbrüchen der zügellosesten Freude; Volksgesänge wurden gedichtet und ausgegeben, um den ersten Sieg der Volksjustiz zu feiern. Niemand wagte auch nur den leisesten Versuch die Mörder zu bestrafen; wenige einzelne Stimmen hatten den Muth sich mißbilligend vernehmen zu lassen, aber tausend andere erhoben sich, um die

Mörder in Schutz zu nehmen, und ihnen Beifall zuzurufen. Auch die Presse setzte sich in Bewegung, um diesen denkwürdigen Tag zu feiern, und endlich wurde sogar zu immerwährender Erinnerung an die allgemeine Freude eine Art Denkmal errichtet. Vinnesa war unter den Streichen eines Hammers gefallen; seine Mörder und deren Beschützer stifteten daher eine Art Orden, den sie den „Hammerorden" nannten. Die Insignien dieses neuen Ehrenzeichens wurden schnell verfertigt; sie bestanden in einem kleinen eisernen Hammer, dem ähnlich, mit dem der mörderische Streich geführet worden war, mit einer Inschrift versehen, die ungefähr so lautete: „Am 4 Mai 1821 ermordeten vier oder fünfhundert Männer einen alten Priester im Gefängniß, der ihr Mitleid anflehte. Dank und Ehre jedem der Mörder." Und mit diesem Zeichen schmückten die neuen Ritter stolz ihre Brust."

(Schluß folgt.)

Die Gesellschaft zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

(Schluß.)

Als Ali Hazin vier Jahre alt war, fing sein Vater an, ihn zu unterrichten, nachdem er zuvor von einem Mollah ein Gebet über ihn hatte sprechen lassen. Nach zwei Jahren konnte er lesen und schreiben, und fing an mit großem Eifer verschiedene Bücher zu lesen, wurde in Grammatik und Etymologie unterrichtet, und fing an Logik zu lernen und Verse zu machen, die er aber vor seinem Vater geheim hielt. Im achten Jahre wurde er einem berühmten Lehrer übergeben, um im Lesen des Korans unterrichtet zu werden, worin er in zwei Jahren große Fortschritte machte. Hierauf las er mit seinem Vater eine Menge von Werken über arabische Grammatik, über Logik, Jurisprudenz und Dogmatik, und pflegte drei Jahre lang täglich zu einem gelehrten Einsiedler zu gehen, der ihm jedesmal eine Sentenz aufschrieb, und sie ihm erklärte. Ali Hazin spricht mit höchstem Lobe von dem moralischen Unterrichte, den er von ihm erhielt. Der alte Mann verschmähte es auch nicht, ihn in der Poesie zu unterrichten, und ließ sich die Gedichte des Knaben vorlesen. Der Einsiedler starb, und Hazin wurde einem andern übergeben, der ihn in den verschiedenen Wissenschaften und besonders in der Mathematik unterrichtete; zugleich studirte er Moral, und wohnte täglichen Disputirübungen darüber bei. Hierauf studirte er die tieferen Lehren der streitigen Punkte des Rechts und der Theologie, und da sein Vater sich nie erlaubte, nach Mitternacht im Bett zu bleiben, so pflegte er ihm bis zum Tagesanbruch theologische Werke vorzulesen. Dabei ging er oft in Gesellschaft von Gelehrten, und zeichnete sich unter ihnen durch seine Improvisationen in Versen aus. Er führte eine Menge gelehrter Männer an, die er in Isfahan gekannt, und deren Unterricht er genossen hatte; in der Philosophie wurde er von einem berühmten Sufi unterrichtet, und von einem Arzte in den Prinzipien der Medizin, aber sein Vater wollte ihm nicht erlauben, dieses Studium fortzusetzen. Hierauf machte er die Bekanntschaft eines europäischen Mönchs, wie es scheint des Superiors des französischen Kapuzinerklosters in Isfahan, den er als einen kenntnißreichen Mann beschreibt, der einen großen Werth auf seine Bekanntschaft legte, weil er bis jetzt noch nie dazu gekommen war, in die Gesellschaft eines persischen Gelehrten zugelassen zu werden, deren Uebermuth die Franken verschmähte. Sie stritten sich über die Wahrheit ihrer Religionen, und Ali Hazin schmeichelt sich, dabei den Sieg davon getragen zu haben. Seine Studien waren nun vollendet, und er fing an, als Lehrer aufzutreten und Bücher zu schreiben; nach einiger Zeit aber begab er sich auf eine gelehrte Reise, und wir sehen ihn eine Reihe von Jahren in Schiras, Fasa, Kazerun, Derab, Lar, Jezd und andern Städten von Südpersien die gelehrtesten Männer aufsuchen, und ihrer Freundschaft und ihres Unterrichts genießen; er lebt mit Einsiedlern in Höhlen, und will sich eben so von der Welt zurückziehen, aber der Tod seines Vaters, und der Verlust seines Reichthums hält ihn in Isfahan, wo er sich und seine Verwandten durch Lehren in einer anständigen Lage zu erhalten scheint. Man sieht dabei nicht recht ein, welches die Verhältnisse zwischen den Lehrern und Schülern sind, sie scheinen aber ungefähr dieselben gewesen zu seyn, wie in Griechenland zur Zeit der Sophisten und Philosophen, und im Mittelalter zur Zeit der Scholastiker. Die Schüler schließen sich einem Lehrer an, zum Theil für das Studium einer besondern Wissenschaft, nach dessen Vollendung sie einen neuen Meister wählen, zum Theil aber, und wie es scheint gewöhnlich für den ganzen Lauf ihrer Studien, was bei dem beschränkten Kreis der Wissenschaften, welche von ihnen kultivirt werden, und bei der Gewohnheit sich mit jeder derselben zu beschäftigen, möglich ist. Die gelehrte Klasse scheint in Persien eine große Unabhängigkeit vom Staat zu haben, und es gilt für eine Degradation für ihre Mitglieder in Staatsdienst zu treten. Wir finden bei Ali Hazin Gelehrte, welche Privatseminarien bauen, und dabei reich werden, andere sind bei den Schulen angestellt, welche liegende Güter besitzen, und etwa in der Art der Kollegien in Oxford konstituirt zu seyn scheinen. Das literarische Treiben ist sehr lebendig, literarische Korrespondenz, Disputationen und Kontroversen, Reisen, Gesellschaften, Gedichte und Improvisationen erhalten und beleben die Verbindung der Gelehrten. Ali Hazin verfaßte nach und nach eine bedeutende Anzahl von Werken, z. B. über die Einheit der Prinzipien der Philosophie und der Theologie, über die Behauptungen der Guebern, über den Ursprung der Welt, gegen die Seelenwanderung u. s. w., schrieb Kommentare über eine große Anzahl theologischer und juridischer Werke, und verfaßte vier oder fünf bedeutende Sammlungen lyrischer Gedichte. Aber die politischen Unruhen jener unglücklichen Zeit rissen auch ihn in ihren Strudel. Die Belagerung und Eroberung von Isfahan durch die Afghanen, die Kriege mit den Türken, die innern Zerrüttungen von Persien warfen ihn in politische Geschichten. Er scheint kein eigentliches Amt bekleidet zu haben, und er spricht nur selten von dem Einfluß, den er auf die Politik seiner Zeit ausgeübt hat, aber man sieht aus vielen Umständen, daß er ein Mann von Einfluß war, auf den der König Thamasp, der letzte aus der Familie der Sofis, ein großes Vertrauen setzte: wir finden ihn oft im Rathe des Königs, oft im türkischen Lager, wo er mit großer Auszeichnung behandelt wird. Der König schickt Offiziere an ihn, um ihn zu bewegen, seinem Lager zu folgen, er reist mit einem Gefolge von Musketieren in seinem

Solde, überall erscheint er als ein Mann von Bedeutung, und als es ihm später gelegen gewesen wäre, unbekannt zu leben, und er sich dazu in das Delta des Indus nach Tatta zurückzog, fand er, daß es ihm unmöglich sey, sich zu verbergen, wo immer Perser hinkamen. Da er ein eifriger Anhänger der regierenden Familie war, so verfolgte ihn Nadir Schah nach seiner Usurpation, und Ali Hazin war gezwungen nach Indien zu fliehen, wo er im 52sten Jahre seines Alters diese Biographie schrieb, und in hohem Alter in Benares im Jahre 1779 starb, von Europäern, Mohammedanern und Hindus verehrt. Die Erzählung der politischen Begebenheiten, deren Zeuge er in Persien und Indien war, ist von hohem Werth für die Geschichte jener Zeit, aber es wäre zu weitläuftig hier auseinander zu setzen, worin sein historisches Verdienst besteht; für den Augenblick genügt zu bemerken, daß unter den Historikern der Dynastie der Moguls seine Erzählung des Einfalles von Nadir Schah in Indien, und der Ereignisse in Dehli für klassisch gilt. — Der Styl von Ali Hazin ist nicht einfach genug, und das unaufhörliche Citiren von Versen sehr ermüdend. Die Uebersetzung ist mittelmäßig, doch brauchbar, und einige der beigegebenen Noten von Werth, da Mirza Ibrahim, ein persischer Gelehrter, der sich in England aufhält, in ihnen einige schwierige Punkte aufgeklärt hat, ohne daß jedoch der Uebersetzer für nöthig gefunden hätte, dessen Namen zu erwähnen. Die Gesellschaft zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller hat sich durch diese Unternehmung ein wahres Verdienst um die Geschichte und Literatur des Orients erworben.

Aus Walter Scotts Leben.

Es ist oben bemerkt worden, daß Pitt und Fox Walter Scott's poetisches Verdienst, wenn nicht nach seinem ganzen Umfange würdigten, doch auch nicht gleichgültig übersahen. Pitt hatte gegen William Dundas seinen Wunsch ausgesprochen, dem Dichter einen Dienst zu erweisen, und da man dem Minister andeutete, die Stelle eines ersten Sekretärs am obersten Civilgerichtshofe von Schottland würde sich am besten für Walter Scott eignen, so wurde ihm die Anwartschaft auf dieselbe zugedacht, um ihren wirklichen Genuß anzutreten, wenn der damalige Besitzer derselben, wie in Kurzem zu erwarten stand, das Zeitliche gesegnen sollte. Inzwischen sollte Walter Scott die Verrichtungen dieses Amtes unentgeldlich besorgen helfen. Pitt starb, bevor er die dem Dichter zugedachte Anstellung, die bereits zur Unterzeichnung des Königs ausgefertigt war, erlassen konnte. Fox erfüllte jedoch, was sein Vorgänger beschlossen hatte, und Walter Scott erhielt die Stelle, die er fünf oder sechs Jahre ohne Gehalt bekleidete, bis endlich alle Hindernisse beseitigt waren, und er in ihren vollen Genuß trat. Während dieser Zeit besorgte er eine Herausgabe von Dryden's Werken, die im Jahre 1809 Marmion folgten. Von Dryden's dramatischen und prosaischen Werken — die leztern bilden den besten Theil seiner Schriften — kannte die Welt nur wenig; und der Herausgeber machte es sich zur Aufgabe, Alles nach der Zeitfolge, in der es geschrieben wurde, zu ordnen, wobei er dem Texte die durch die Zeitentfernung nothwendig gewordenen Bemerkungen und eine neue Lebensbeschreibung des Dichters hinzufügte, die mit viel Fleiß und Kenntniß entworfen ist und eine Menge Anekdoten enthielt, wie sie nach und nach seit Johnson's Zeiten ans Licht gekommen waren. Diese Arbeit, die einem Andern leicht eine halbe Lebenszeit gekostet haben dürfte, vollendete der rastlose Mann im Verlaufe eines einzigen Jahres, so daß er wieder die Hand zu einem neuen Gedichte frei erhielt, das er, wie man sagt, stets als das beste seiner poetischen Schöpfungen erklärte. „Das Fräulein vom See“ wurde im Jahre 1809 geschrieben, und im Jahre 1810 herausgegeben. Scott bemerkt über die Ausarbeitung dieses Gedichtes, das mit gleichem Enthusiasmus wie seine früheren vom Publikum aufgenommen wurde, Folgendes: „Ich hatte über diese romantische Gegend, wo ich jeden Herbst einige Zeit zubrachte, Vieles gelesen und noch mehr gehört; und die Landschaft um den Loch Katrine war mir durch manche Erinnerung an liebe Freunde und Ausflüge in frühern Tagen überaus werth. Eine Dame, mit der ich nahe verwandt war und mit der ich ihre ganze Lebenszeit über in der brüderlichsten Liebe lebte, wohnte bei mir zur Zeit, wo ich an dem Gedichte arbeitete, und fragte mich, was ich denn zu thun habe, daß ich alle Morgen so früh aufstehe — diese Zeit war nämlich meiner Arbeit am günstigsten. Endlich sagte ich ihr die Ursache davon, und ich kann nie die Besorgniß und Liebe vergessen, die sich in ihrer Antwort aussprach. „Sey nicht so rasch, mein lieber Vetter, sagte sie. Du bist bereits populär, vielleicht mehr als Du selbst glaubst, oder ich vielleicht Deinen Verdiensten es zuschreiben möchte. Du stehst hoch, arbeite nicht so rasch, noch höher zu klimmen und setze Dich nicht der Gefahr eines Falles aus; denn darauf verlasse Dich, daß der Liebling des Publikums ungestraft nicht einmal stolpern darf. Ich antwortete dieser zärtlichen Sorge mit Montrose's Worten:

„He either fears his fate too much
Or his deserts are small.
Who dares not put it to the touch
To gain or lose it all.“ — *)

Des Dichters Vertrauen auf seine Kraft täuschte ihn nicht. Die Kritik nahm das Fräulein vom See mit freundlicher Anerkennung auf; aber so hoch war bereits der Dichter in der Gunst des Publikums gestiegen, daß es mit seinem Beifalle dem Urtheil der Kenner weit voranlief, und gar nicht mehr darauf achtete, was zum Lobe oder Tadel seines Lieblings gesagt wurde.

Zwischen dem Erscheinen des Fräuleins vom See und „Rockeby“ verstrichen drei Jahre, in denen sich jedoch Scott mit andern Dingen als Poesie beschäftigte. Scott war bloß Pächter von Ashiesteel, seinem bisherigen Wohnsitze, und er wünschte jezt, nachdem ihm seine Schriften ein so reichliches Einkommen verschafft hatten, ein Besitzthum zu finden, das er nach seinem Geschmacke einrichten konnte. Als ein solches wurde ihm Abbotsford angeboten, das sechs oder sieben englische Meilen weiter abwärts am Tweed gelegen war. „Es besaß nicht, sagt davon der Dichter irgendwo, den romantischen Charakter von Ashiesteel, meinem frühern Aufenthalte; allein es hatte einen Strich Wiesgrundes längs dem Flusse und, wie die Landschaftsgärtner in ihrer Kunstsprache zu sagen pflegen: ansehnliche Fähigkeiten; was aber Alles überwog: es ward mein Eigenthum. Es war einer meiner frühesten Wünsche, mich an meine Muttererde zu binden und auf ihr jene Versuche anzustellen, durch die der Mensch auf der Oberfläche der Natur eine Art von Schöpfungswerk übt.“ Auch wollte er, wie er zu sagen pflegte, dem weisen Rathe jenes alten Schriftstellers nachkommen, der seinem Freunde die Weisung gab, zur Erhaltung der Gesundheit vor dem Frühstück einen Spaziergang von einem oder einem halben Stündchen zu machen, und wo möglich auf eigenem Grund und Boden. Abbotsford, das ein Reisender einen Roman von Stein und Kalk und der Dichter selbst ein traumgleiches Haus genannt hat, ist ein kastellartiges gothisches Gebäude, und liegt dichtumschlossen von Gebüschen und Waldung, die größtentheils Scott selbst angelegt hat. In diesem alterthümlichen Gebäude stellte der Besitzer seine Bibliothek auf, die viele seltene und kostbare Bücher enthielt, desgleichen seine Waffensammlung, in der sich eine Menge Waffenstücke von berühmten Männern befanden; auch Malerei und Bildhauerkunst wetteiferten, diesem schönen Wohnsitze den Zauber der Kunst zu leihen. Dem Reize der äußern Umgebung stand die Bequemlichkeit der innern Einrichtung nicht nach. Der Tweed fließt breit und lieblich unter den Mauern von Abbotsford vorbei, von dessen Thürmchen aus die Cowden-Knowes sichtbar sind. Die Eildon-Hügel erheben sich daneben so hoch und stattlich, daß sie fast das Gebäude überragen, und in der Nähe befindet sich der

---

*) Sein Schicksal fürchtet Der zu viel
Oder klein ist sein Verdienst,
Wer nicht sein Alles wagen will
An Verlust oder Gewinnst.

Huntley-Born, wo True Thomas sein Abenteuer mit der Feenkönigin hatte. Auch die prachtvollen Ruinen der Abtei Melrose liegen in der Nachbarschaft.

Nachdem Scott sein Haus ganz nach seinem Geschmacke bestellt, seine Ländereien angebaut und seinen Garten angelegt hatte — was Alles unmittelbar unter seiner Aufsicht geschah, und man sagt, er sey nur schwer zufrieden zu stellen gewesen — wendete er sich wieder der Dichtkunst zu, und im Jahre 1813 wurde Rockeby angekündigt. Die Erwartung des Publikums war auf das Höchste gespannt, und der Dichter fand, daß er in seinen frühern Werken sich die gefährlichsten Nebenbuhler geschaffen hatte. Die Geschichte des Rockeby ist nicht so gut erzählt, als die des Fräuleins vom See; es hat keine so trompetenartig schmetternden Stellen gleich Marmion, noch so spiegelklare Anmuth, wie das Lied des letzten Minstrels aufzuweisen; indeß bleibt es doch ein Gedicht voll Geist und Originalität. Der Abgang desselben war reißend, und die londoner Buchhändler fanden es in ihrem Vortheile, das neue Werk von Edinburg durch die Post kommen zu lassen.

Während Scott noch am „Rockeby" schrieb, drang sich ihm, wie er selbst berichtet, ein neuer Stoff zur Bearbeitung in den Abenteuern des Bruce auf, wie er sie in dem „Herrn der Inseln" erzählt. Die Aufnahme, die dieses Gedicht fand, war nicht so warm, als die, mit der Rockeby begrüßt wurde. Der Verfasser selbst sah den Fehler ein, den er begangen hatte, indem er sagte: „Ich konnte kaum einen für Schottland volksthümlichern Stoff wählen, als Etwas, was mit der Geschichte Bruce's zusammenhing, ich hätte denn Wallace wählen müssen. Allein ich bin entschieden der Meinung, daß ein volksthümlicher oder was man sonst auch anziehenden Titel nennt, obgleich er den Buchhändler gegen Verlust sicher zu stellen vermag, dem Rufe des Verfassers höchst gefährlich werden kann. Wer einen Gegenstand von ausgezeichneter Popularität zu bearbeiten unternimmt, hat nicht den Vortheil zur Seite, den Enthusiasmus seiner Leser zu wecken; im Gegentheile dieser ist bereits geweckt und glüht vielleicht stärker als der des Verfassers selbst." Allein die Entschuldigungen des Dichters beiseite gestellt und auch angenommen, daß es nicht hinter seinen frühern Gedichten zurückstehen durfte, so war es doch nicht besser, als dieselben, und deßhalb geringhaltiger. Das Publikum ist mit einem Schriftsteller nie zufrieden, wenn er sich nicht jedesmal von Neuem übertrifft. „Indeß setzte der Verkauf von fünfzehntausend Abdrücken, wie Scott sagt, den Verfasser in den Stand, mit kriegerischen Ehren das Schlachtfeld zu verlassen."

In die Klasse des „Herrn der Inseln" gehören auch „Don Roderick," die „Hochzeit von Triermain," und „Harold der Unerschrockene," nicht als ob sie Aehnlichkeit mit einander hätten, sondern weil sie in Erfindung und Ausführung weit hinter den ersten fünf Gedichten Walter Scott's zurückbleiben. „Don Roderick" wurde von der Kritik scharf hergenommen. Der hauptsächlichste Fehler dieses Gedichtes war die Weitschweifigkeit, mit der Scott von König Roderich ausholte, um auf den Herzog von Wellington zu kommen. Die alten Zeiten standen gar nicht gut in Reih' und Glied gestellt mit den neuern Ereignissen und Heldenthaten, und das Ganze war wie ein kreuzlahmes Geschöpf; die Außentheile waren lebendig, aber es bestand keine gesunde und kräftige Verbindung mehr zwischen ihnen. Der schwache Absatz, den diese neuen Gedichte fanden, ließ Walter Scott erkennen, daß in dem Geschmacke des Publikums entweder eine wesentliche Veränderung vorgegangen oder ein Anderer aufgetreten sey, der es besser zu unterhalten vermöge. Vergebens hatte er sich bei der „Hochzeit von Triermain" einer kleinen List bedient, um einen raschern Absatz zu bewirken. „Da mein Freund, William Erskine, sagt Scott hierüber, in nicht geringem Verdachte stand, Geschmack an der Dichtkunst zu haben, so bemühte ich mich, hie und da etwas einzuschieben, was der Schreibart und den Gefühlen meines Freundes glich; der Streich gelang einigermaßen, wenigst wurden zwei starke Ausgaben verkauft." In einer der neuern Einleitungen zu seinen Werken sucht Walter Scott die hier erlittene Niederlage auf folgende Weise zu erklären: „Die Manier oder der Styl, sagt er, die durch ihre Neuheit das Publikum auf ungewöhnliche Art angezogen hatte," fing nun an, nachdem man sich daran gewöhnt hatte, ihre Reize zu verlieren. Dagegen gab es kein Mittel; die Harmonie fing an ermüdend und gewöhnlich zu werden, und der ursprüngliche Erfinder und seine Erfindung mußten beide miteinander in Verachtung gerathen, oder ein neuer Weg in die Gunst des Publikums gefunden werden." Walter Scott war auch geneigt, die erlöschende Popularität seiner Dichtungen den vielen Nachahmern seines unregelmäßigen Versbaues beizumessen, die von ihm, wie er zu sagen pflegte, die Fechtkunst gelernt, und nun die Waffe fast so gut als er selbst handhabten." Bei allem Dem konnte der Dichter doch nicht den eigentlichen Grund von dem verbleichenden Glanze seines Gestirns verkennen. „Außerdem, bemerkt er an einer Stelle, trat ein mächtiger und unerwarteter Nebenbuhler auf die Bühne — ein Nebenbuhler nicht allein in poetischer Kraft, sondern auch in dem Zauber das Publikum anzuziehen, worin der Schreiber Dieses (Walter Scott) bessere Männer als er übertroffen zu haben sich rühmen darf." — Es war Byron, den hier der Dichter meinte und der nach einigen wenig versprechenden poetischen Versuchen mit dem ersten Gesange seines „Child Harold" als ein furchtbarer Nebenbuhler hervortrat. Es beurkundete sich in ihm eine Tiefe des Gedankens, eine übersprudelnde Fülle von Sprachgewandtheit, die vollkommen zu dem Schluß auf jene unerschöpfliche Quelle berechtigten, die Byron in sich allgewaltig hervorbrechen fühlte.

Vermischte Nachrichten.

Ein einfacher französischer Schmelzarbeiter, Namens Brézin, brachte es durch seine Talente und seinen Fleiß zu einem so außerordentlichen Vermögen, daß er der Administration der Wohlthätigkeitsanstalten in Paris vier Millionen Franken vermachen konnte, mit der Bestimmung daraus ein Spital für alte Ouvriers, seine frühern Standesgenossen, zu errichten, das den Namen Hospice de la Reconnaissance — Hospital der Erkenntlichkeit — erhalten soll. Statt ein neues Hospital zu diesem Zwecke zu erbauen, was die wohlthätigen Absichten des Stifters zu lange verzögert haben würde, hat die Administration der Hospitäler die Gebäude der sogenannten Bon-Hommes, in der Nähe des Marsfeldes, dazu bestimmt, die von großen Gärten umgeben, und durch ihre Lage am Flusse ganz zu einer solchen Anstalt geeignet sind. Mit dem Ende dieses Jahres werden 250 Greise aufgenommen werden können, deren Verpflegung nicht die Summe von 70,000 Fr. übersteigen wird; so daß also noch über 50,000 Fr. und somit die Mittel bleiben, noch andere 50 Greise zu versorgen.

•

Enfantin und Olinde Rodrigues wurden unlängst vor das Zuchtpolizeigericht gestellt, unter der Anklage, Geld unter betrügerischem Vorwänden erhoben zu haben. Beide Häupter der Saintsimonisten erschienen von der ganzen Schaar ihrer Jünger begleitet vor Gericht. Verschiedene Zeugen sagten aus, daß das von ihnen der Gesellschaft zugewendete Geld mit genommenem Bedacht und freiwillig zugestellt worden sey. Es ergab sich, daß das von Enfantin ursprünglich angelegte Kapital 14,000 Fr. betrug, das nach dem Tode seiner Mutter auf 90,000 Fr. stieg, und daß zur Zeit, wo sie das Anleben projektirten, das reale Eigenthum der Gesellschaft sich auf 506,000 Fr. belief. Es stellte sich auch heraus, daß die täglichen Ausgaben der Gesellschaft sich nicht höher als auf 25 Sous für den Kopf belaufen. Der Gerichtshof sprach die Angeklagten frei, und die Saintsimonisten begaben sich in feierlichem Zuge nach der Restauration Le veau qui tête, auf dem Chateletplatze, wo sie sich ein großes Mittagsmahl bestellt hatten. Abends erschienen sie in der Oper. Die Saintsimonisten können sich nichts Besseres wünschen, als noch einigemal vor Gericht gezogen zu werden, da sie in Paris à la Giraffe in Vergessenheit zu gerathen anfangen.

•

Die schon öfters aufgeworfene Frage, ob die menschliche Gesellschaft überhaupt, in den letzten vierzig Jahren wesentliche und wohlthätige Verbesserungen erfahren, muß wohl Jedem nach seiner eigenen Erfahrung zu beantworten, überlassen bleiben. So viel ist aber richtig und durch das Bureau des Longitudes in Paris unzweifelhaft dargethan worden, daß die Dauer des menschlichen Lebens im Durchschnitte zugenommen hat. Im Jahre 1789 war sie 28 Jahre 9 Monate, im Jahre 1831 stellt sich diese Durchschnittszahl mit 31 Jahren 6 Monaten dar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 315. 10 November 1832.

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

Erster Artikel.

Hippokrates ist wohl der Erste, der in seiner geistreichen Abhandlung über den Einfluß des Klima's und des Bodens auf den Menschen, sich die Frage zu beantworten gesucht, woher der Unterschied des Asiaten und des Europäers komme, und er fand ihn hauptsächlich in der Verfassung. Beobachtung hatte ihn hierauf geführt, denn von andern Erkenntnißquellen konnte damals und später bei einem Griechen nicht die Rede seyn, und in einem Werke über Persien oder Arabien, wie des Tacitus über Germanien, fehlt es im Alterthume gänzlich. In neuern Zeiten begann Montesquieu die Untersuchung und Kritik der Verfassungen und Gesetze des Osten, mit Geist und Scharfblick, aber ohne zuverlässige Quellen, und mit einem durch vorgefaßte Meinungen getrübten Blick; seine Ansichten, troß Anquetil's schneidendem Widerspruch, blieben bis ins 19te Jahrhundert die herrschenden, wo allmählich, besonders durch die Arbeiten der Engländer in Indien tiefere Kenntniß des Gegenstandes möglich geworden, da es sich von selbst versteht, daß über Verfassung und Gesetzgebung vor Allem der Inländer Zeugniß muß angehört werden, welches in nachfolgendem Abrisse der Hauptsache nach geschehen ist. Nach des Verfassers Ansicht ist für jetzt kaum mehr als eine Uebersicht möglich, und Wer, wie es geschehen ist, einzelne Lehren des arabischen Rechts erschöpfend behandeln will, läuft Gefahr die wichtigsten Quellen zu ignoriren, und Hypothesen oder verjährte Irrthümer an die Stelle von Thatsachen zu setzen.

Die wichtigsten, bereits zugänglichen Quellen, auf welche der nachfolgende Versuch Schritt für Schritt gegründet ist, sind, 1) der Koran, bekanntlich von Arabern, Persern und Türken als Urquelle aller gesetzlichen Bestimmungen betrachtet, und da er, wie leicht begreiflich, oft unzulänglich ist, so wird oft geistreich, oft gezwungen, von den berühmtesten Gesetzlehrern das Fehlende ergänzt oder angepaßt; unter diesen letztern folgt Schafei mehr dem Buchstaben, Hanifa hält sich an den Sinn im Ganzen, und diese Ansicht ist die fast allgemein herrschende geworden. Eine der größten Schwierigkeiten im Gebrauche des Koran ist die Ungewißheit in der chronologischen Folge der einzelnen Abschnitte, wodurch manche gesetzliche Bestimmungen dunkel werden, und manche Widersprüche sich wohl schwerlich von der europäischen Kritik werden heben lassen. Die beste Bearbeitung in jeder Rücksicht bleibt noch immer die von Sale, zuerst gedruckt London 1734, zuletzt London 1826. Auch Maracci's Arbeit, Padua 1698, enthält manches Brauchbare aus arabischen Kommentatoren. 2) Mischkat ul Mesabih in englischer Uebersetzung herausgegeben von Matthews, Kalkutta 1809 und 1810 in zwei Folianten, das unentbehrliche Supplement zum Koran, zugleich eine kostbare, bisher noch nicht benutzte Quelle zur Geschichte des arabischen Propheten und seiner Zeit. Es enthält die kritisch bewährten Aussagen der Zeitgenossen über Ereignisse, Aussprüche Mohammeds, besonders über rechtliche Fragen, Anekdoten, Sittenzüge in Menge, und bildet so die Grundlage Dessen, was der orthodoxe Mohammedaner Sunna oder Tradition nennt, und die ihm als zweite Offenbarung gilt, etwa wie sich der Jude das Verhältniß der Mischna zum Pentateuch dachte. Sale benutzte schon eine ähnliche Arbeit Bochari's, aber der Mischkat ist vollständiger und kritischer gesichtet. Neben der englischen Bearbeitung zogen wir in einzelnen Stellen das Original zu Rathe, das sich handschriftlich in der königlichen Bibliothek zu Paris befindet. 3) Hedaja, übersetzt von Hamilton, London 1791 in vier Quartbänden, das vollständigste System des arabischen Rechts, wie es sich, besonders durch die Bemühungen der großen Rechtslehrer in den ersten Jahrhunderten der Hedschra ausbildete, mit allen den Modifikationen, welche veränderte Verhältnisse mit sich brachten; systematische Anordnung wird, eben wie in den Pandekten, häufig vermißt, immer aber bleibt dieß Werk ein ehrendes Denkmal der arabischen Literatur; seine jetzige Gestalt erhielt es zu Anfang des zwölften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Das arabische Original und bald darauf auch die persische Uebersetzung, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Kalkutta gedruckt; ersteres besser und kritischer, mit mehreren Kommentaren aufs neue voriges Jahr eben daselbst in vier Quartbänden. Auf die arabischen Geschichtschreiber ist mit Vorbedacht keine Rücksicht genommen worden, da die besten noch ungedruckt sind, und die mageren Chroniken Abulfedas, El Makins u. A. hier nicht in Betracht kommen können; brauchbarer sind die Nachrichten der Byzantiner, von größtem Nutzen aber waren uns die Mischna, da sie einerseits Vieles enthält, was sich ähnlich in Arabien vorfindet, und anderswo durch den grellen Abstich den Einfluß der Umstände um so besser würdigen lehrt. Parallelen aus andern Rechten sind nur da angeführt, wo sie zur Aufhellung des Gegenstandes etwas beitragen konnten, und auch

hier selbst ist wohl eher zu wenig als zu viel geschehen, weil die Absicht war, den Gegenstand in möglichst engen Gränzen zu halten, so weit es der Deutlichkeit unbeschadet sich thun ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Martignac über die spanische Revolution.

(Schluß.)

Unter diesen Stürmen mußte die gemäßigte Partei in der Versammlung der Cortes endlich erliegen, und die überspannte die Oberhand gewinnen. Martignac macht hierüber folgende Bemerkungen: „Es war unmöglich bei dem zweiten Zusammentritte der Reichsversammlung die Cortes der ersten wieder zu erkennen; es waren zwar noch dieselben Personen, aber nicht dieselben Gesetzgeber oder Bürger. Ermüdet vom immerwährenden Kampf gegen Menschen, die nichts aufhalten oder entmuthigen konnte; der Erörterungen überdrüssig, in denen sie beständig von dem Gezisch oder dem Murren der Galerien unterbrochen wurden; beunruhigt von den Versuchen den Bürgerkrieg zu erregen, die sich täglich in den Provinzen erneuerten; erhitzt von der glühenden politischen Atmosphäre, von der sie sich, ohne Freiheit der Bewegung, umgeben fanden, gaben die gemäßigten Deputirten, die im vorhergegangenen Jahr die gegen die Gewalt der Anarchie ankämpfende Majorität unter den Cortes gebildet hatten, den Widerstand auf, und bewilligten unverweigert Alles, was man von ihnen verlangte.

„Die gefährlichsten Feinde des öffentlichen Friedens waren unstreitig die patriotischen Gesellschaften. Dort waren alle Köpfe überspannt, alle Grundsätze gingen in den Ausschweifungen einer wüthenden Demokratie unter; dort wurden alle schwarzen Entwürfe angesponnen, und alle gesetzwidrigen Unternehmungen vorbereitet. Ein weises Gesetz, ein Werk der ersten Cortes, hatte der Regierung die Befugniß ertheilt, diese aufrührerischen Versammlungen zu schließen, sobald sie die öffentliche Ruhe bedrohten; allein diese schwache Schutzwehr konnte der immer wachsenden Gewalt der Ueberspannten nicht länger widerstehen. Ein Gesetz ward vorgeschlagen und ging auch sogleich durch, das die Regierung aller Gewalt über diese Volksgesellschaften beraubte, diese Feuerherde ganz außer den Bereich der Polizei setzte, den Behörden verbot, bei den Debatten gegenwärtig zu seyn, die äußere Beaufsichtigung durch eine innere, von der Gesellschaft selbst ausgehende, ersetzte und statt jeder gesetzlichen Beschränkung nur die illusorische Verantwortlichkeit der Präsidenten anerkannte. Vielleicht niemals noch begünstigte menschliche Thorheit die Zügellosigkeit auf solche Weise, oder gab die Gesellschaft mit so unverantwortlicher Schwäche den Leidenschaften Preis, die sie zerrütteten. Kaum war das Gesetz durchgegangen als Viele, die sich vom Geschrei des Volks hatten hinreißen lassen, über das Werk ihrer eigenen Hände erschracken, und mit Entsetzen auf den Weg, den sie gingen, und den festen Boden, den sie für immer verlassen hatten, zurückblickten."

„Die Klubs säumten nicht, die uneingeschränkte Macht, die man ihnen eingeräumt hatte, zu benutzen. Das heftigste ihrer Organe, das jetzt mit einem Male zugleich auch das einflußreichste und gefährlichste geworden war, weil es unaufhörlich der Plünderung das Wort redete, Romerò Alfuente, gab ein Pamphlet voll der wüthendsten Ausfälle heraus, in dem es eine vorgebliche Verschwörung gegen das konstitutionelle System aufdeckte, deren von Madrid ausgehende Verzweigungen sich bis in die entferntesten Provinzen und sogar bis in fremde Staaten ausdehnen sollten. Plane, Hülfsquellen und Namen der Verschwörer wurden mit einer, wie es schien, unwiderlegbaren Genauigkeit angegeben und nichts war vergessen, was der Entdeckung den Anschein von Wahrheit geben konnte. Der elektrische Funke kann seine Schläge nicht schneller verbreiten, als dieses Libell es that; noch nie hatte die Tribune des Klubs zur „goldenen Quelle" von so drohenden und blutdürstigen Reden widerhallt, in denen man so weit ging zu sagen, die politische Atmosphäre könne nur durch das Blut von vierzehn oder fünfzehntausend Bewohnern Madrids gereinigt werden.

„Mitten unter diesen Ausbrüchen revolutionärer Wuth waren die Provinzen der Schauplatz der fürchterlichsten Anarchie. In Cadiz, Sevilla und Murcia brach das Volk in offene Empörung aus; die von den Cortes eingesetzten Behörden wurden verjagt und die Führer des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Selbst Mina's Kraft und Ansehen konnten in Corunna eine ähnliche Katastrophe nicht hindern; er legte daher sein Kommando nieder, und Latré, das Haupt der Insurrektion, trat an seine Stelle. Allenthalben wurde das Ansehen der Regierung und der Central-Cortes nicht mehr geachtet; die heftigsten Exaltados behielten die Oberhand, und die Gesellschaft ging ihrer gänzlichen Auflösung entgegen. — Alle diese Unordnungen und Ausschweifungen fanden in der Hauptstadt zahlreiche und warme Vertheidiger. Die Presse besonders, rief allenthalben den Anarchisten Beifall zu und ermuthigte sie; unaufhörlich reizte sie die Demagogen auf, die sie mit dem Namen Descamisados (Ohnehemden) belegte, und für deren Ausschweifungen sie Beispiele genug unter den Sansculotten der französischen Revolution fand. Alle vernünftigen Männer, die sich noch bemühten die Trümmer der spanischen Revolution aufrecht zu erhalten, gab sie der Verachtung preis, oder bezeichnete sie als reif zur Verbannung.

„Drei Uebel waren es hauptsächlich, die den Samen des Verderbens in diesem zerrissenen Lande ausstreuten und ihre Zweige mit furchtbarer Schnelligkeit in demselben verbreiteten: Die Presse mit ihrer unsäglichen Heftigkeit bei völliger Straflosigkeit; die Petitionen, welche die Tribune der Cortes zum Mittelpunkt der Angeberei, zum Brennpunkt der Verläumdung und zum Kampfplatz machten, auf dem die wüthendsten Leidenschaften sich gegen einander erhoben, und endlich die Zügellosigkeit der patriotischen Gesellschaften, in denen die öffentliche Ruhe jeden Tag, oder vielmehr jede Nacht, der Wuth einer ungezähmten Demokratie preisgegeben wurde. Die Cortes kannten diese Ursachen der Anarchie nur zu gut; sie hatten sie öffentlich bezeichnet und ihre Absicht kund gegeben, ein schnell wirkendes Gegenmittel anzuwenden. Indeß war bis jetzt noch nichts geschehen und ihre Versammlung ward aufgelöst, ohne daß sie das Geringste gethan hatten, so viele Quellen der Anarchie zu verstopfen."

Man sollte glauben, daß eine solche Anhäufung von Uebeln, im Gemüth des Volks eine Reaktion hätte hervorrufen müssen; daß die allgemeine Angst, das Elend und so viele Leiden ihm end-

lich die Augen über seine wahren Interessen und die verderbliche Richtung der Bahn eröffnet haben würden, auf die es von den Demagogen geschleudert worden war, und daß die neuen Wahlen eine Majorität zu Gunsten der weisen und beschränkenden Maßregeln aufgestellt haben würden, von denen allein öffentliche Sicherheit erwartet werden konnte; allein von Allem dem geschah gerade das Gegentheil. Die überspannte Partei gewann durch Gewalt und Einschüchterung fast allenthalben die Oberhand, und nur zu bald bestätigte sich die traurige Wahrheit, daß politische Leidenschaften, wenn sie einmal den Zügel abgeschüttelt, taub gegen alle Lehren der Erfahrung, gleich einem wild gewordenen Rosse dem Abgrund zurennen und nicht eher in ihrem Laufe einhalten, bis sie sich selbst und die öffentliche Freiheit in der Tiefe zerschmettert haben.

„Die neuen Cortes eröffneten ihre Sitzungen unter den traurigsten Auspizien und die Umstände, unter denen die Wahlen statt gehabt hatten, waren von der Art, daß selbst die ernstesten Befürchtungen gerechtfertigt erschienen. Die Wahlen des Südens gingen unter dem unmittelbaren Einfluß eines offenen Aufstandes vor sich. In Grenada drang das Volk mit Gewalt in das Wahlkollegium und erzwang Wahlen in seinem Sinn; in allen nördlichen Provinzen hatten sich die Eigenthümer aus Haß gegen die Revolution, und im Gefühl ihrer Unmacht den Ausschweifungen zu steuern, von den Wahlen zurückgezogen. In Madrid selbst, waren alle Anhänger der alten Regierung gezwungen worden, sich ungeachtet des unbestreitbaren Rechtes, das die Amnestie ihnen gab, alles Antheils an den Abstimmungen zu enthalten. An vielen Orten wurden durch offene Gewalt und überall durch nur zu wirksame Drohungen alle Jene von den Wahlen entfernt, die gemäßigter Gesinnungen verdächtig waren. In der ganzen neuen Cortesversammlung sah man auch nicht Einen großen Eigenthümer, nicht Einen Bischof; der gesammte Adel ward von zwei oder drei betitelten aber unbekannten Männern, und die Geistlichkeit durch einige Pfarrer und Domherrn vertreten, von denen man nur zu gut wußte, wie wenig ihnen Treu und Glaube galten. Einen einzigen Grand von Spanien sah man, den Herzog del Parque, der das Escurial mit dem Klub zur goldenen Quelle vertauscht, und die Gemächer seines Königs verlassen hatte, um dem Volk zu schmeicheln. Unter den neuen Deputirten bemerkte man eine große Anzahl solcher, die sich durch die Heftigkeit ihrer Meinungen und durch ihre Rachsucht gegen alle gemäßigten Männer bemerkbar gemacht hatten. Das erste was die Cortes thaten war, daß sie Riego zu ihrem Präsidenten erwählten, eine Wahl, die den Erwartungen der überspannten Partei nur zu sehr entsprach, und allenthalben unter den Anhängern der Revolution die ausschweifendste Freude erregte."

Die allgemeine Noth und die Gewaltthaten der überspannten Partei in allen Theilen des Königreichs brachten endlich eine Reaktion hervor. Der Bürgerkrieg brach in Arragonien, Catalonien und Andalusien aus; bald färbte spanisches Blut den Boden der Halbinsel und auch in Madrid kam es zu einer Krisis, die Martignac in folgender Stelle schildert:

„Die Sitzungen nahten ihrem Ende und ihr Schluß war auf den 30 Junius 1822 bestimmt. Große Gährung herrschte in Madrid und Jedermann sah, ohne sich Rechenschaft geben zu können, aus welcher Ursache, einer Krisis entgegen. Der König setzte sich, nachdem er die Sitzungen geschlossen hatte, in seinen Wagen. Das Geschrei: „Lange lebe der konstitutionelle König!" ertönte von allen Seiten, untermischt mit dem schwachen Ruf: „Lange lebe der absolute König!" Die Garden trieben mit Gewalt Alle zurück, die aufrührerisches Geschrei ausstießen, und schon begann Blut zu fließen. Der Tumult verdoppelte sich, als der König aus dem Wagen stieg; die Garde wollte das Getümmel zerstreuen, sie erfuhr Widerstand und griff zu den Waffen. Die Entrüstung unter dem Militär war groß; einer der Offiziere, Namens Landaburo, der sie beschwichtigen wollte, ward von seinen eigenen Leuten beschimpft; er zog den Säbel und fiel augenblicklich durch einen aus den Reihen der Soldaten auf ihn gerichteten Schuß. Landaburo war der Sohn eines Kaufmanns in Cadiz, und seiner liberalen Gesinnungen wegen wohl bekannt. Sein Tod wurde auf der Stelle Parteisache und steigerte die Wuth Aller, die sich zu gleichen Gesinnungen bekannten, auf den höchsten Grad. Die Miliz war bald unter den Waffen, die Truppen der Garnison und die Artillerie sammelten sich um ihre Fahnen, und alle Offiziere der Garnison sowohl als die von fremden Regimentern, die sich in Madrid auf Urlaub befanden, schlossen sich ihren Reihen an. Die Artillerie setzte ihr Geschütz in Bereitschaft, die Municipalität erklärte ihre Sitzungen permanent und Alles verkündete den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Hof und dem Volk. Hätten die Garden einen fähigen Anführer und Entschlossenheit gehabt, so hätten sie sich zu Herren von Madrid machen können. Sie waren zahlreicher, besser bewaffnet und kriegskundiger als die konstitutionellen Schaaren, aus denen die Garnison von Madrid bestand, und hatten zudem noch die Barrieren und vorzüglichsten Posten besetzt. Leicht wäre es ihnen gewesen sich des Artillerieparks zu bemächtigen und hätten sie diesen in ihrer Gewalt, so wäre jeder Widerstand unnütz gewesen; allein nichts wurde versucht, an nichts gedacht. Von den sechs Bataillonen, aus denen die Garde bestand, blieben zwei zum Schutz des Königs, und die vier übrigen verließen insgeheim bei nächtlicher Weile die Stadt, weil sie fürchteten in ihren Kasernen zusammengeschossen zu werden. Ihr Abzug geschah in solcher Verwirrung, daß die ersten Bataillone, die den bestimmten Sammelplatz erreichten, auf die nachkommenden feuerten.

„Auf der andern Seite vereinigten sich die Konstitutionellen aller Klassen, um dem gemeinsamen Feind zu widerstehen; die Miliz belagerte den Palast Tag und Nacht, und die regulären Truppen erhielten bald, in einer aus Menschen ohne Namen und Charakter, aus Abenteurern und Schwärmern bestehenden Bande, die sich unter dem Namen der „heiligen Schaar" organisirt hatte, eine furchtbare Hülfstruppe. Viele Generale fanden sich ein, die ebenfalls ihre Dienste anboten, und unter diesen auch Riego und Ballesteros. Die Unterhandlungen und die Unentschlossenheit dauerten sechs Tage, während deren beide Parteien, ungeachtet der brennenden Hitze der Hundstage, beständig bivouaquirten und sich, den Säbel in der Faust und mit der brennenden Lunte das Zeichen zum Kampf erwartend, gegenseitig mit Vorwürfen überhäuften. Zuweilen hörte man einzelne Flintenschüsse die, dem fernen Donner gleich, das Herannahen eines furchtbaren Gewitters verkündeten.

„Endlich begann der Angriff; die in einiger Entfernung von Madrid lagernden Divisionen der Garde rückten auf die Hauptstadt

los; allein die Konstitutionellen zogen ihnen entgegen, schlugen sie auf allen Punkten und die Flüchtigen suchten in großer Anzahl Schutz im Palast. Die Miliz siegte allenthalben; siegreich umringte sie den königlichen Zufluchtsort, und während das Te Deum auf dem Konstitutionsplatze gesungen wurde, hallten die Mauern des Palastes von Drohungen gegen den König wieder. Eine Kapitulation ward vorgeschlagen, allein die Sieger wollten von nichts hören als unbedingter Unterwerfung. Zwei Bataillone gingen darauf ein; die übrigen, welche einsahen, daß man ihnen eine Schlinge legen wollte, gaben eine Salve auf die Miliz, verließen den Palast und stürzten in die Stadt, wo sie bald von den Dragonern des Volks zusammengehauen oder von Kartätschen niedergeschossen wurden. Dieser Sieg war entscheidend; die Volkspartei herrschte nun unumschränkt und Niemand war mehr, der ihrer Herrschaft auch nur einen Schatten von Widerstand entgegensetzte."

So war der Stand der Dinge, als der Herzog von Angouleme einrückte, die Herrschaft der Konstitutionellen vernichtete, und den absoluten Thron wieder herstellte.

Vermischte Nachrichten.

Ein amerikanisches Blatt, „der Bergshire Republican" erzählt von einem Deutschen, den es Fourpeck nennt — wahrscheinlich ein verstümmelter Name, vielleicht Vorbeck — folgenden Zug von Muth und Geistesgegenwart: „Unter den ersten Ansiedlern in der Grafschaft Worcester in Massachusetts befand sich auch ein Deutscher Namens Fourpeck. Damals waren die wilden Einwohner des Waldes noch nicht den Menschen gewichen, und Fourpeck, der mit einigen andern Ansiedlern im Walde mit Bereitung von Ahornzucker beschäftigt war, sah plötzlich einen großen Bären neben sich, vor dem er sich in dem Augenblick nicht anders zu retten wußte, als daß er sich dem zottigen Ungeheuer auf den Rücken schwang. Der Bär, ungewohnt einer solchen Vertraulichkeit, rannte Anfangs so gut es ihm seine Last gestatten wollte, erschrocken davon, und da er sich alles Brummens und Schüttelns ungeachtet seines Reiters nicht entledigen konnte, so biß er endlich wüthend um sich und brachte auch den Beinen seines Hintersassen manchen empfindlichen Stoß bei, so daß das Blut davon strömte. Dessen ungeachtet war der sattelfeste Deutsche nicht vom Halse zu bringen; und zuletzt liefen auch seine Gefährten herbei und schlugen den müden Bären so lange vor den Kopf bis er zu Boden gestreckt war. Der Deutsche war mit Recht stolz auf seinen Heldenritt, nur rief er aus, als er sich davon etwas erholt hatte: „Der Teufel! Ich reite gewiß keinen Bären mehr ohne Zaum."

•

Das Denkmal des Tonkünstlers Clementi in der Westminsterabtei besteht aus einem kleinen Stein, der ihm jetzt errichtet wurde, mit der Inschrift: „Muzio Clementi. Obiit 20mo Mart. 1832. Aet. 80."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 316. 11 November 1832.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande. *)

Athen, im März 182—

1. Tod und Begräbniß.

Verwichenen Abend wurde ich zu dem jungen Kapitän Nicolo, einem meiner alten Bekannten und Waffengefährten gerufen. Er war den Tag zuvor in einem Gefecht mit den Türken, wie wir glaubten, nicht tödtlich verwundet und seiner Heilung wegen hieher gebracht worden; allein im Augenblicke, wo ich nun in sein Zimmer trat, sah ich, daß die Hand des Todes über ihm war; er lag auf einer harten Matraze auf dem Estrich. Als er meinen Tritt hörte, drehte er den Kopf rasch um, streckte mir, als ich zu ihm hintrat, die Hand ungestüm entgegen, und drückte die meine so krampfhaft fest in seine beiden, als ob er sich an mir, Leben suchend anklammern wollte, blickte mir dabei wild und mit stieren Augen ins Gesicht und schrie: „Ich bin am Sterben — aber oh! ich kann nicht sterben — will nicht sterben — rettet mich; oh rettet mich doch!“ Es sprach eine solche entsetzliche wilde Hast aus seinem Thun, ein solches Grausen aus seinen Augen, daß ich mich vergaß — er sah in meinem Gesichte, was in mir vorging, sank, meine Hand loslassend, zurück und murmelte mit einem Blick nach oben in [illegible]: „Also muß ich sterben!“ Der arme Bursche ga[illegible] tapfer, und war es auch im Sturm und Drang [illegible] so bemühte er sich denn auch jetzt, in diesem l[illegible]pfe, seinen Muth und Stolz zurück zu rufen, und nahm sich, als ihn seine quälenden Schmerzen verließen, wenigstens so weit zusammen, daß er ruhig schien; doch in seinem Innern war keine Ruhe; er sah dem Tode entgegen — entschlossen wohl, aber nicht mit Ergebung. Ich suchte ihn zu trösten, und sprach von der Nichtigkeit und Werthlosigkeit des Lebens. „Ja!“ rief er, „Ihr nennt es freilich nichtig, Ihr, die Ihr in seinem vollsten Genusse seyd; stündet Ihr aber, wie ich, am Rande des schwarzen Abgrundes und sähet nirgends Licht — oh! Ihr würdet zurückbeben, wie ich. Oh! fuhr er mit steigender Heftigkeit fort, „ich wollte, ich könnte an Gott und an ein zukünftiges Leben glauben; doch — einerlei! ich habe meine Pflicht nach bestem Wissen gethan. . . . . Ich will mir die letzte Oelung geben lassen, dann ist meine Aussicht so gut, wie die der Andern.“ Und herein trat der Priester, seine Gebete murmelnd, und das Kreuz schlagend, und den Segen spendend; die geweihten Kerzen wurden angezündet, das silberne Weihrauchgefäß schwankte und dampfte in langsamen Schwingungen; da überließ ich ihn der geistlichen Sorge und kehrte in mein Quartier zurück. Ich mochte hier fast zwei Stunden gesessen seyn, als ich ein furchtbares Weibergeheul in Nicolo's Wohnung hörte. Ich ging hinüber und fand ihn im Todeskampfe; seine klebrigen Hände griffen krampfhaft auf der Bettdecke herum; sein Kopf war steif rückwärts gebogen; seine Augen stierten glanzlos in ihren Höhlen: sein Mund stand offen, als suche er nach Athem, der rasch und krampfhaft ging, und hohl in seiner Kehle röchelte; es war ein furchtbares Schauspiel, in welchem der Sterbende jedoch nur eine Rolle spielte: denn die lang unterdrückte Folterqual des bekümmerten Herzens hatte sich endlich Luft gemacht — die Mutter lag auf dem Estrich, zerraufte ihr Haar, zerschlug sich die Brust, und wehklagte aufs Jammervollste; auch die übrigen weiblichen Anverwandten legten ihr Herzeleid an den Tag; einige liefen laut weinend im Hause umher, während andere da saßen und gellende Wehschreie ausstießen, die sie mit den heftigsten Gebärden begleiteten. Dieser Auftritt währte mit fast gleicher Stärke so lange fort, bis der Sterbende seinen letzten Lebenshauch ausgeathmet hatte, und nun fing das Kreischen und laute Wehklagen und Haarzerraufen aufs Neue und mit gesteigerter Heftigkeit an. Andere Weiber kamen jetzt aus der Nachbarschaft herein, — und ich bemerkte bald, daß eine Art vorausbestimmter Ordnung in dem ganzen Auftritte statt fand; denn die Neuangekommenen schienen sich wie zu einem Gefechte fertig zu machen; ehe sie ihr Geheul anhoben, banden sie ihre Haare los, schüttelten es um ihre Schultern, brachten ihre Kleider in Unordnung und stimmten nun in das Wehklagen der andern mit ein. Nach einer halben

*) Wenn früher der griechische Freiheitskampf alle Blicke nach dem Osten zog; so sind es gegenwärtig politische Kombinationen, die in dem Augenblicke von hoher Bedeutung und für die Zukunft von unabsehbaren Folgen, die öffentliche Aufmerksamkeit für jenen klassischen Boden in Anspruch nehmen. Man wird daher wohl hier nicht ohne Theilnahme Schilderungen aus dem handschriftlichen Tagebuche eines nordamerikanischen Philhellenen (wahrscheinlich des Obristen Howe) lesen, die zuerst in der sehr gehaltvollen nordamerikanischen Monatsschrift, dem „New-England-Magazine“ erschienen und von einer Frische und Wahrheit sind, daß sie, selbst abgesehen von der Persönlichkeit des Verfassers, auch jetzt noch von Interesse seyn und die Erinnerung von früher Gelesenem aufs Anziehendste wieder erneuern mögen. A. d. Ue.

Stunde etwa sah ich, daß diese wehklagenden Nachbarinnen sich abzulösen schienen; denn wenn die erschöpfte Natur die wilden Ausbrüche des Kummers der Mutter oder der Verwandtinnen zum Schweigen brachte, oder wenn Eine der Neuangekommenen um Athem zu holen, einhalten mußte, so trat sogleich eine Andere ein, und führte das Klaggeschrei weiter. — Als die alten Weiber den Leichnam anzukleiden anfingen, ging ich hinaus, setzte mich vor den Eingang meines Zelts, von wo aus man gerade in Nicolo's Fenster sehen konnte, und betrachtete das Schauspiel, das sich von außen noch weit ergreifender ausnahm. Die Fenster standen alle offen. Lichter flogen hin und her; Frauengestalten mit um die Schulter flatternden Haaren glitten schnell vorüber; einige warfen die Arme heftig empor, andere saßen, das Haupt zwischen den Knieen, regungslos da, wieder andere waren, über den Leichnam gebeugt, mit diesem beschäftigt, Alle aber weinten, jammerten und kreischten laut hinaus. Ich suchte endlich Ohr und Auge vor diesen Tönen und diesem Anblicke so gut als möglich zu verschließen, legte mich nieder, hüllte mich in meinen Mantel und bemühte einzuschlafen; allein der Lärm war zu nahe und zu groß. Nun verließ ich mein Zelt und streifte fast bis zum Morgengrauen umher; ich wanderte nach den Ruinen des alten Hafens; stieg den Berg hinauf zu dem alten Venustempel, und blickte, an die mächtige Säule gelehnt, eine Weile hinaus über Salamis reizende Bucht, und dachte an Themistokles und suchte den armen Nicolo zu vergessen; doch es ging nicht. Das nur erst, das so nahe Geschehene wirkte zu mächtig auf meine Einbildungskraft. Als ich zurückkam, fand ich Alles still, mit Ausnahme der Stimme von zwei eigens gemietheten Klageweibern, die jetzt, wo die Angehörigen von ihren heftigen Gemüthsbewegungen erschöpft und ermüdet ruhten, ihr Amt begannen. Die beiden Weiber gemahnten mich, als ich sie durch das offene Fenster erblickte, wie zwei „höllische Hexen"; die Eine saß zu den Häupten des Leichnams, der in der Mitte des Zimmers ausgestellt lag, und sang, während sie sich über ihn vor- und rückwärts neigte, in zitternden Tönen, dabei aber in richtigem Takt, was, wie ich bald fand, eine Art Anrede an den Todten war. Die Andere fuhr mit einer Kerze in der Hand im Zimmer umher und fiel dann, wie im Chor, in den Gesang ihrer Hexenschwester ein. Ihr Lied oder Gesang feierte das Gedächtniß der Mannestugenden und übrigen guten Eigenschaften des Hingeschiedenen und lautete etwa so:

„Weh uns, daß er gestorben ist — der schöne Junge! der tapfere Junge! der süße Junge!

„Nicolo! Nicolo! und warum starbst du doch? zu jung — zu schön — zu tapfer warst du ja zum Sterben. Du warst das Licht in deiner Mutter Augen — warst der Stab in ihrer Hand — das Oel, das ihren Lebensdocht tränkte.

„Oh! er ist todt — der tapfere Junge. Das Licht ist erloschen! Der Stab ist zerbrochen! Das Oel ist verzehrt!

„Deine Mutter sitzt in der Finsterniß, Nicolo! Warum verließest du sie? Warum starb kein Anderer für dich? Keiner war ja so tapfer, Keiner so schön!

„Die Krieger liebten dich. Die Türken fürchteten dich. Die Mädchen schauten zu Boden, wenn Nicolo ihnen nahte.

„Oh weh uns, daß der Tapfere fiel!

„Wie viele Feinde hast du erschlagen! wie tapfer warst du in der Schlacht! wie flink auf dem Marsche!

„Doch du bist todt, tapferer Junge! und wirst nie wieder erstehen!

„Oh wehe uns! Wehe deiner alten Mutter!"

Heute Morgen fand das Begräbniß mit dem ganzen Gepränge der griechischen Kirche statt. Der Zug setzte sich vom Hause aus in Bewegung, voran gegen dreißig Priester in vollem Ornat, ein Jeder eine lange Wachskerze in der Hand und in hellen wohlklingenden Tönen die Gebete für die Todten singend, hinter ihnen die Weihrauchträger, ihre silbernen Rauchgefäße schwingend und Wolken von duftendem Dampf verbreitend; dann die Monstranz, vor der Alle sich auf die Knie niederwarfen; hierauf folgte der Bischof in seinen Prachtgewändern feierlichen Schrittes unter einem kostbaren Traghimmel, den vier Geistliche hielten, und hinter ihm auf einer Bahre trug man den Leichnam, angethan mit seinen schönsten Kleidern, Blumen vor der Brust und in den Händen. Um die Bahre her schritten die bleichen und hohläugigen Angehörigen und die noch bleicher und hohläugiger aussehenden Klageweiber in schwarzer Kleidung und mit zerzaustem Haar. Es war ein prunkvolles und lärmendes Schauspiel — denn der ganze Reichthum, die ganze Schaupracht der Kirche waren hier entfaltet. Der Gesang der Priester und das Wehklagen der Leidtragenden dauerte unablässig fort, und wo der Zug in den Straßen vorüberkam, nahmen die Männer die Mützen ab und schlugen das Haupt neigend, das Zeichen des Kreuzes, und die Weiber und Kinder knieten nieder, und Alle murmelten Segenswünsche. Alle fühlten sich von dem Auftritt lebhaft angeregt, Alle, nur der arme Nicolo nicht. Blaß und stumm lag er auf seiner Bahre und wurde dahin getragen gleich einem Opfer zum Opferfeste, und die Blumen an seiner Brust und die Blumen in seinen Händen dufteten und schimmerten wie in bitterer Verhöhnung seines Looses. — Am Grabe angelangt, hielt der Leichenzug rings um dasselbe her, und schritt nun zu den letzten kirchlichen Gebräuchen, die voll umständlichen Gepränges, von solchen ungestümen und lärmenden Schmerzensäußerungen begleitet sind, daß sich mir unwillkürlich die Vergleichung mit jener einfachen Feierlichkeit und jenem tiefen Schweigen aufdrängte, das an [illegible] Gräbern herrscht, wenn sie ihren neuen Bewohner au[illegible] Stille, die durch nichts unterbrochen wird, al[illegible]icktes Schluchzen oder das hohle Schnarren de[illegible]ttenden Sarges.

Der arme Nicolo wurde nun ohne Leichentuch oder Sarg in sein enges Bett gelegt; als dann das Weihwasser über ihn gespritzt, das letzte Gebet gesprochen war, eilten Priester und Verwandte davon, ich aber warf noch einen Scheideblick in das Grab auf den armen Burschen, der da lag, angethan wie für eine Hochzeit. Er hatte das hohle und bleiche Aussehen derer, die an einer Krankheit sterben, durchaus nicht; und wäre nicht die Marmorweiße seines Gesichtes und Halses gewesen, die durch das dichte Geleck seiner langen schwarzen Haare und den tiefen Schatten der engen Gruft noch weißer erschien, so hätte ich denken können, er schlafe bloß, so schön sah er aus; während ich aber auf ihn hinstarrte, wurde eine Schaufel voll Erde über ihn geworfen; sein Kopf erhob sich plötzlich und schüttelte; und wieder und wieder flog eine Schaufel voll

hinab und auf seine Brust; die schwarze Erde stach seltsam gegen seine weiße Schürze ab, und als sie auf sein noch weißeres Antlitz und Hals fiel, war es, als berührte sie ihn zu rauh und hart; ich wandte mich ab und eilte fort, weit tiefer erschüttert, als damals, wo er im Todeskampfe vor mir lag.

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Fortsetzung.)

Das wenige Historische, was wir über das alte Arabien wissen, beschränkt sich auf die Notiz, daß von den ältesten Zeiten an das Land von zwei verschiedenen Stämmen bewohnt war, die Joktaniden im Süden und die später eingewanderten Ismaeliter gegen Norden; Jemen als Mittelland zwischen Aegypten, Phönizien und Indien, scheint schon in alten Zeiten am Handel Theil genommen zu haben; aber das Wenige, was von den daselbst regierenden Hamjaren bekannt ist, zeigt nicht, daß der Wohlstand beträchtlich auf Sitte oder Lebensart eingewirkt habe, und die Ismaeliter, die in den Sandwüsten des Nedsched, in dem steinigen Hedschas oder weiter hinauf gegen den Euphrat und Syrien zu, nomadisch herumzogen, mußten schon dadurch Jahrtausende hindurch unverändert bleiben. Das Zuverlässigste, was wir besitzen, um ihren Charakter zu beurtheilen, sind die unter dem Namen Moallakat gesammelten Gedichte; andre sind in der großen Sammlung, Hamasa, welche Freitag in Bonn herausgegeben, befindlich; das treueste Bild entwirft vom Beduinen-Araber das Gedicht Schanfara's, welches de Sacy aufgefunden, und in seiner Chrestomathie arabe herausgegeben; ein Abdruck davon erschien zu Kasan 1814; vieles hieher Gehörige enthält auch der Kommentar zum Hariri. Faßt man alle einzelnen Züge zusammen, so erblicken wir im Araber als hervorstechende Eigenschaften: Mäßigkeit, Ruhmliebe, unversöhnliche Rachsucht, welche selbst durch Religion geheiligt war, Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, die oft die gemeinsten Regeln der Klugheit aus den Augen setzt, Todesverachtung auf abenteuerlichen Raubzügen, aber seltener in offener Feldschlacht, schwärmerische Anhänglichkeit an Freiheit und Unabhängigkeit im weitesten Si[illegible] des Wortes, so daß der Dichter und Raubgeselle Schanfara, [illegible] mit seinen Genossen und Verwandten nicht auskommen ka[illegible] zu den wilden Thieren der Wüste zieht, und sich leicht über diese Trennung tröstet, „wenn nur drei Freunde ihm „bleiben, das unerschrockene Herz, die blitzende Säbelklinge und „der gelbe Langhals (der Bogen).“ So war der Araber, als viele Tausend dem römischen Schwerte im ersten, besonders aber im zweiten Vertilgungskriege entronnene Juden sich nach Arabien warfen, und zugleich christliche Bekehrer auftraten, welche nach den bewährtesten Zeugnissen beträchtlichen Erfolg hatten, was ihnen wohl nicht sehr schwer wurde, da der halbwilde Einwohner so unbestimmte Begriffe über Religion hatte, daß selbst die Lehre der Unsterblichkeit um kein Haar besser ist, als wie wir sie in der Odyssee oder im Scheol der alten Hebräer finden; denn also singt die um ihren erschlagenen Bruder trauernde Dichterin Chansa: „Wahrlich, seltsam geht das Schicksal mit uns um, alle Elenden „läßt es auf Erden, und entreißt uns die Besten, die zu Grab„staub und Käuzen (hamon wearmasu) werden.“ Stern- und Götzen-Dienst, mit Menschenopfern gepaart, herrschten vor. Wir fügen noch die Bemerkung bei, daß der jüdische Charakter in Arabien bedeutende Aenderungen erlitt; es hat sich ein Gedicht erhalten von Samuel, dem Sohne Adja's, einem Juden, das in jeder Hinsicht in ächt arabischem Geiste verfaßt ist; und hier drängt sich die Bemerkung auf, wie mächtig Lebensart und Klima einwirken, wenn man bedenkt, welcher Abstand von ihm zu den müßigen Grübeleien der etliche Jahrhunderte früher aufgezeichneten Mischna ist.

Da die Individualität des Gesetzgebers so mächtig auf den Nationalcharakter, bis zur Umgestaltung eingewirkt, und eine neue Ordnung der Dinge hervorgerufen, so ist erforderlich, etwas bei ihr zu verweilen, um so mehr, da, der früheren nicht zu gedenken, selbst die neuesten Bearbeiter dieses Gegenstandes in Indien und in Frankreich, Vans Kennedy und Reinaud, zu ihrer Darstellung den Mischkat nicht benutzt, aus welchem die meisten folgenden Züge entlehnt sind.

Mohammed, aus einer der ersten Familien des Landes entsprossen, von vielversprechender körperlicher Gestalt, von sanftem Charakter, seiner Vaterstadt Mekka über Alles zugethan, faßte den Entschluß, Dasjenige wieder herzustellen, was ihm die Religion Abraham's schien, welche er auf gänzliche Hingabe in den Willen des einzigen Gottes gründete, und den Glauben an seine eigene Sendung beifügte, als welcher dem ersten Satze seinen Haltpunkt gab. In dieser Einfachheit mochte seine Lehre für alle Völker der Erde passen, und er ließ, um ihr leichtern Eingang bei seinen Landsleuten zu verschaffen, gewisse Gewohnheiten bestehen, die ihm damit nicht unverträglich schienen, denen er aber eine bestimmtere Tendenz gab; wenige mosaische Verfügungen, aber desto mehr spätere jüdische Satzungen wurden beigefügt, so auch Christliches, welches aber nicht aus dem neuen Testamente, sondern aus apokryphischen Quellen genommen war. Alles Uebrige wird durch seine Individualität klar. Niemand war in innigerer Verbindung mit Mohammed, Niemand konnte ihn besser kennen, als seine geliebteste Gattin, Abubekr's Tochter, Ajescha, und diese versichert, er habe eine sehr zarte, nervöse Körperbildung gehabt; Dieses erklärt gewissermaßen seinen schnellen Glauben an seine ersten Offenbarungen, die ihm im Traume zu Theil wurden, so wie an die Geister, womit er, in dieser Hinsicht wie die Rabbinen, die ganze sichtbare Welt bevölkerte. Als schon der größte Theil Arabiens ihn als Propheten anerkannte, erklärte er sich für den unglücklichsten Sterblichen, den die Last seiner Sendung niederdrücke; anhaltendes Nachdenken über Tod, Ewigkeit und Vergeltung beschleunigten sein Alter; sein heißester Wunsch war, diese Schrecken loszuwerden, die er kaum durch die Lehre des Fatalismus bändigen konnte; dieser letztern bediente er sich auch, um mit mehr Fassung die Qualen des Giftes zu ertragen, das seinen Tagen ein Ende machte. Mildthätigkeit war, wie oben bemerkt, eine Nationaltugend des Arabers; bei ihm aber stammte sie in ihrer Uebertreibung, die ihn oft dem Mangel Preis gab, wohl eher aus seiner Geringschätzung des Lebens selbst. „Was soll mir die Welt, ich bin wie ein Reiter, der nach kurzer Rast den Schatten des Baumes, der ihn aufgenommen, wieder verläßt.“ Er war, wie die Araber alle, sehr feurig in der Liebe, ließ sich aber nie zu Schwächen hinreißen, und

hatte den Muth zu erklären, daß am jüngsten Tage ganz besondere Gnade Dem zu Theil würde, der den Anträgen einer schönen und reichen Frau widerstände. Das Bewußtseyn seiner Würde, das sich allmählich in ihm gebildet, gab ihm eine Haltung und eine Geistesgegenwart, die ihn auch in den drohendsten Gefahren, z. B. bei Ohod, nicht verließ. In hohem Grade besaß er die Kunst, für seine einfache und oft so sinnliche Lehre zu begeistern; Dieß machte ihn stark und wurde die Ursache seiner Siege; denn seine militärischen Talente standen denen Chalid's weit nach; der übel angelegte Zug nach Tabuk mißlang, troß aller Anstrengungen und ausgestandenen Mühseligkeiten, weßhalb er im Koran (9, 119 Mar.) die Stunde der Trübsal genannt wird; auch verhehlte er es nicht, daß er List der Gewalt vorziehe. Sein letzter Wille war die gänzliche Ausrottung oder Vertreibung der Polytheisten aus Arabien. Omar einseitig und rauh, aber vom Mohammed selbst für den Vollkommensten unter den Gläubigen erklärt, vollendete, befestigte und verengte freilich auch das neue System. Wenn die moslemische Lehre der Gedanken Unabhängigkeit gefährdet hat, so kommt Dieß hauptsächlich auf Omar's Rechnung, denn der Prophet selbst hatte weitere und größere Ansichten; doch ist wohl nicht zu läugnen, daß die Lehre des unabwendbaren Verhängnisses nicht schon die Keime zu Obigem in sich trug.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Schiffszwieback für die englische Marine wird gegenwärtig fast durchgehends zu Portsmouth durch Maschinerie bereitet. Das „United Service Journal" gibt davon folgende Beschreibung: „Das Backen wird damit begonnen, daß man in einen Trog dreizehn und ein halbes Gallon Wasser gießt, und einen Sack mit 580 Pfund sogenanntem Zwiebackmehl aufschüttet. Beides wird durch eine Röhre, die aus einem obern Gemach herabführt, in den Trog gebracht, und sobald Dieß geschehen ist, läutet eine Glocke, und der Trog wird verschlossen. Nun werden zwei Reihen sogenannter Messer, deren sich zwanzig im Troge befinden, durch die Maschinerie in Bewegung gesetzt, um Wasser und Mehl gehörig unter einander zu mengen. Dieß dauert anderthalb Minuten, während welcher Zeit die Messer oder Umrührer zweiundsechzig Umläufe machen. Jeder auf diese Art erzielte Teigklumpen wiegt 588 Pfund und gibt ungefähr zwei und ein halbes Gebäcke Brod von 250 Pfund oder 1250 Stücke Zwieback; jedes Gebäck wiegt also 100 Pfund. Hierauf werden die Teigklumpen zunächst unter sogenannte Brechwalzen (breaking rollers) gebracht, die aus großen eisernen Cylindern, jeder von 14 Centnern Schwere, bestehen, und durch die Maschinerie auf starken Tafeln gewalzt. Der Teig wird hiedurch in große sechs Fuß lange, drei Fuß breite und mehrere Zoll dicke Blätter verwandelt. Dabei entdeckt man aber, daß der Teig noch nicht genug durchgeknetet ist, und man sieht noch hie und da trocknes Mehl: weßhalb er jetzt unter den Walzen hervorgenommen und in kleinere Stücke von anderthalb Fuß Länge und einem Fuß Breite geschnitten und noch einmal unter die Rollen gebracht wird. An jeder Seite der Walzen steht ein Arbeiter, der den Teig, so oft die Walze zurückgeht, wieder übereinander schlagen und abermals überwalzen lassen muß, und Dieß so lange bis die ganze Masse durch und durch geknetet ist. Wenn Dieß geschehen ist, schneidet man den Teig in noch kleinere Stücke und legt ihn auf lange flache Tafeln, die auf eine höchst ergötzliche Art von der Maschinerie aus der Mitte der Backstube nach dem Ende derselben getragen werden. Hier empfängt ihn ein Arbeiter und läßt ihn noch durch eine Walze laufen, die man die Plattwalze (Sheet roller) nennt, und durch die der Teig in eine Masse verwandelt wird, die an Größe, Dicke und auch an Farbe ziemlich einer wollenen Decke gleicht. Nun ist alles vollkommen geknetet, und der Teig für den Ofen fertig. Es bleibt nur noch übrig, ihn in Zwiebackstücke zu zerhacken. Dieß geschieht mittelst einer sogenannten Schneidplatte (cutting plate), die aus einer Art Fachwerk von zweiundfünfzig scharfgeränderten, sechseckigen Formen besteht, von denen jede die Größe des gewöhnlichen Schiffszwiebackes hat. Diese Druckform wird von der Maschine langsam hin und her geschoben, und der dabei aufgestellte Arbeiter nimmt jedesmal den Augenblick wahr, um die Teigmasse, die jetzt von der Größe einer gewöhnlichen Tischplatte ist, einzuheben; die zurückkehrende Druckform läuft dann über den Teig hin, durchschneidet ihn aber mit den Rändern der einzelnen Fächer nicht ganz, sondern läßt so viel Teig übrig, daß der am Ofen aufgestellte Arbeiter die 52 Zwiebackstücke als ein noch an einander hängendes Stück einschieben kann. Noch bleibt zu erwähnen, wie es zugeht, daß der Teig nicht in den Fächern der Druckform kleben bleibt. Dieß ist auf eine sehr sinnreiche Art verhütet. In das Fachwerk der Druckform sind nämlich kleinere Platten, die oben eine Kugel haben, eingepaßt; sobald nun die Druckform über den Teig geht, geben die eingepaßten kleineren Sechsecke dem Drucke nach, und man sieht die Kugeln aufsteigen; erhebt sich aber die größere Druckform, so senkt sich die kleinere durch das Gewicht der Kugeln und drückt den Teig wieder auf das Brett, so daß der dabei stehende Arbeiter die zweiundfünfzig Zwiebacke ungehindert wegnehmen kann. Das Backen des Zwiebackes im Ofen dauert ungefähr fünfzehn Minuten; hierauf wird er in einer bis zu 85 bis 90° geheizten Trockenstube drei Tage liegen gelassen, und ist dann fertig, und kann in Fässer verpackt werden.

*

Die unlängst in London erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben" (Records of my Life) von dem verstorbenen Sir John Taylor, enthalten folgende noch unbekannte Anekdote von Garrick: „Eines Nachmittags, wo Garrick den Besuch des Doktors Monsey erwartete, befahl er seinem Bedienten, ihn in sein Schlafgemach zu führen, wo Garrick sich in voller Kleidung, aber mit der Nachtmütze auf dem Kopf, und bis an den Hals zugedeckt ins Bett legte, und sich todtkrank anstellte. Da Garrick an diesem Abende als König Lear auftreten sollte, so war der Doktor nicht wenig erstaunt und fragte, ob das Stück abgeändert worden sey. Garrick erzählte ihm nun mit höchst kläglicher Stimme eines schwer Leidenden, er sey zu elend, um heute auftreten zu können, glücklicherweise aber sey ein fremder Schauspieler, Namens Marr angekommen, der eine ungemeine Aehnlichkeit in Gestalt Gesicht und Stimme mit ihm habe, und für ihn die Rolle spielen wolle; auch glaube er, daß das Publikum diese Vertauschung schwerlich merken werde. Hier stellte sich Garrick, als nehme sein Leiden immer mehr überhand, und er bat den Doktor ihn zu verlassen, da er etwas zu schlafen versuchen wolle, zugleich ersuchte er ihn, ins Theater zu gehen, und ihm zu berichten, wie die Sache gegangen sey. Sobald der gute Doktor das Zimmer verlassen hatte, sprang Garrick aus dem Bette und eilte ins Theater. Monsey wohnte der Vorstellung bei, und wußte nicht, was er von der wunderbaren Aehnlichkeit Marr's und Garrick's sagen [illegible]enken sollte. Da er aber endlich fand, daß dem Publikum durchau[illegible]einfiel, an Garricks Wirklichkeit zu zweifeln, so kam ihm endlich [illegible]danke, es könnte ihm ein Streich gespielt worden seyn, und er eilte deßhalb gleich nach dem Stücke in Garrick's Wohnung. Dieser aber war ihm bereits zuvorgekommen, und lag wieder krank und jammernd im Bette, so daß der arme Doktor sich von seiner Verwunderung gar nicht mehr zu erholen wußte. Einige Freunde Garricks, die gleichfalls dem Theater beigewohnt hatten, konnten sich über Monsey's Verwirrung während der Vorstellung nicht satt lachen, und der Doktor selbst lachte zuletzt, als man ihm die Sache aufklärte, auf seine Kosten mit, entschlossen jedoch, den Streich bei guter Gelegenheit wett zu machen."

*

Herr Mignet steht im Begriff seine große Geschichte der Reformation zu vollenden. Auf einer Reise, die er nach Genf unternahm, hatte er Gelegenheit mehrere merkwürdige Manuskripte, unter andern die Calvins zu benutzen, die ihm dort mit großer Bereitwilligkeit mitgetheilt wurden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 317. 12 November 1832.

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Fortsetzung.)

Wir gehen jetzt über zur Darstellung der Hauptpunkte der Gesetzgebung Mohammeds selbst, zugleich die Ausbildung oder Aenderungen beifügend, welche des Verstandes Entwicklung, der Lauf der Jahrhunderte oder andere Umstände daran hervorgebracht.

Im unvollkommenen Zustande der menschlichen Gesellschaft mußte die Sorge, einen Mord zu rächen, den nächsten Verwandten überlassen werden. Ein Uebel trat an die Stelle des andern. Um eine Untersuchung möglich zu machen, hatte Moses gewisse Orte bestimmt, wohin der Todtschläger sich flüchten konnte, und wurde die That unvorsätzlich befunden, so war der Thäter daselbst vor dem Bluträcher in Sicherheit, und nach dem Absterben des Hohenpriesters konnte er nach Hause zurückkehren; war er der That schuldig, so wurde er den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, deren heilige Pflicht es war, ihn zu tödten. Dieselben Grundsätze finden sich in Arabien wieder; auch hier glaubte man, wie bei den Juden, daß der Thau den Ort nicht benetze, wo unschuldig Blut vergossen und nicht gerächt worden, und als solches sah man Dasjenige an, das in den endlosen Kriegen der Stämme untereinander floß. Mohammed milderte so viel möglich die aus solchen Gewohnheiten entspringende Sittenrohheit; Tod ist die Strafe des vorsätzlichen Mordes, und die Hölle erwartet den Thäter jenseits des Grabes, keine Uebereinkunft ist möglich. Was den unvorsätzlichen Todtschlag betrifft, so war wohl seit langer Zeit, vielleicht seit dem Exil, die mosaische Verordnung bei den Juden in Vergessenheit gerathen; im entgegengesetzten Falle wäre sonst die unsinnige Stelle der Mischna (Makkoth 2, 6) unerklärlich. Der Grundsatz: „Das Menschenleben ist heilig, es darf ohne Sühne nicht gefährdet werden,“ hatte dem Hedaja (4, 449) zufolge schon früh darauf geführt, auf Wunden und unvorsätzlichen Todtschlag eine Buße zu legen. Leicht ist einzusehen, daß hiebei von öffentlicher Gerechtigkeit nicht die Rede war, sondern es galt, der Familie den zugefügten Schaden gewissermaßen zu ersetzen, und der damalige Zustand Arabiens ließ wohl kaum einen andern Ausweg offen. Mohammed steigerte die Buße aufs Hundertfache, nämlich auf hundert Kamele und die Loskaufung eines in Gefangenschaft gerathenen Gläubigen, und über die eingeschränkten Ansichten seiner Landsleute sich erhebend, setzte er fest, daß der Todtschlag eines jüdischen, eines christlichen Unterthans, eines Sklaven eben so bestraft würde; der Prophet unterstützte diese Satzung durch Berufung auf den göttlichen Willen, auf das Gefühl der Frömmigkeit, das er im Gläubigen voraussetzt, durch die Nothwendigkeit öffentliche Ruhe zu sichern; aus einer hieher gehörigen Stelle des Koran (2, 279) läßt sich schließen, daß er den Verwandten des Erschlagenen einen weiten Spielraum in der Untersuchung der Strafbarkeit des Mörders ließ, wohl in mildernder Absicht, da er die Uebereinkunft bei erwiesenem vorsätzlichen Morde so streng verboten. Später versicherte man, daß die Verwandten das Recht der Wahl zwischen Tod des Schuldigen und Geldbuße hätten, was auf eine besser geordnete gesellschaftliche Verfassung hinweist, und im Hedaja (3, 182) kommen die Gesetzgelehrten sogar dahin, die Geldbuße mit der Heirath in Parallele zu bringen, in sofern in beiden Fällen Eigenthum ohne Gegengabe hingegeben werde. Somit liegt der Schluß nahe, daß die Blutsühne da so ziemlich außer Gebrauch gewesen, wo eine so seltsame Zusammenstellung einem Juristen einfallen konnte. In der That, da die Staatsgewalt mehr und mehr einschritt, legte man dem Propheten den Ausspruch in den Mund: „Der Herrscher ist der Vater Derer, die Waisen „sind, das heißt, er hat ihre Rechte auf sich genommen.“

Der alten Araber Lebensart mußte die Familienbande verstärken, auch waren Schutz- und Trutzbündnisse (hilf) sehr häufig, so auch das Verhältniß des Patrons zum Klienten, wofür die arabische Sprache nur das Wort Maula hat, um gleichsam auszudrücken, daß die beiderseitigen Verpflichtungen gleich heilig seyen. Mohammed schaffte die Bündnisse ab, um die kleinen Kriege herabzubringen, die zwei andern Verhältnisse ließ er fortbestehen, und nach einer höchst auffallenden Gewohnheit, die nur durch der Araber Vorliebe für die alten Geschlechter einigermaßen erklärt werden kann, waren es die Mitglieder der Familie oder des Maulasystems, welche die acht Neuntheile der Buße bezahlten, deren Termin auf drei Jahre festgesetzt war; in dieser Beziehung heißen sie in der juristischen Sprache Akilas. Später als die Familienbande durch fortschreitende Bildung lockerer geworden, ward dieser Gebrauch im Widerspruch mit andern beibehalten, indem vorausgesetzt wurde, dem Thäter werde immer von seinen Verwandten Hülfe irgend einer Art geleistet. In Sina führte dieselbe Rechtsfiktion dahin, die Verwandten des Schuldigen mit ihm selbst zu bestrafen, was mit der sonstigen Milde dieser Gesetze im

schneidenden Widerspruche; das arabische Rechtssystem verbietet dieses ausdrücklich (Hedaja 4, 427. 439. 450.), und wie oft auch in schaudererregenden Beispielen dagegen ist gehandelt worden, vom Gesetze wird es für Schandthat erklärt.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

2. Hinrichtungen.

Napoli di Romania, Junius 182—.

Ich erfuhr heute Morgen, daß zwei Männer vor den Thoren der Stadt hingerichtet werden sollten, und — neugierig, zu sehen, wie diese neue und strenge Maßregel von dem bisher ziemlich schwachen Gouvernement Griechenlands gehandhabt, und auch mit welchem Grade von Menschlichkeit sie vollzogen werden würde, und — es muß heraus — wohl noch mehr von jenem seltsamen, aber mächtigen Hang getrieben, der uns verleitet, dergleichen Schauspiele mit anzusehen, wenn sie Einen gleich für eine lange Zeit nachher elend machen — durch diese Motive also bewogen, eilte ich vor das Thor hinaus und befand mich, nachdem ich über die Zugbrücke war, auf der gegenüberliegenden Esplanade mitten in einem Haufen Volks und einer Abtheilung Soldaten. Eben traf man die Zurüstungen zur Hinrichtung des einen Burschen, eines Spions, der, obwohl die Zeit noch nicht abgelaufen war, selbst zu deren Vollzug antrieb: die Soldaten bogen dann den Ast eines kleinen Baumes, unter welchem er stand, herab. Der Scharfrichter warf die Schlinge darüber hin, zog sie tüchtig an und band sie fest: dann hob er den Mann in seinen Armen in die Höhe, ließ ihn fallen und zugleich, während die Soldaten „Ὁ Θεὸς τον χορέσε" („Gott erbarme sich seiner") schrieen, den Ast aufschnellen, und der Elende baumelte in der Luft. Einen Augenblick hatte er das Gefühl seiner Lage; er schien die Augen entschlossen zuzudrücken und seine Hände und Zähne zusammenzupressen; doch bald fing sein Gesicht an, schwarz zu werden, seine Augendeckel flogen auf, seine Augen rollten wild umher, sein Körper krümmte und wand sich heftig; dann schienen seine Augen stier zu werden — sie traten aus ihren Höhlen — die Zunge hing ihm aus dem Munde und seine ganze Erscheinung stellte eine Hölle von Gräßlichem zur Schau.

Der andere Verbrecher besaß den Muth des Erstern nicht. Er stand auf einer hohen, rings um den Stamm eines großen Baumes herlaufenden Bank, den Strick, welcher an dem Aste oben befestigt war, um den Hals. Eine Reihe Soldaten hatte einen Kreis um ihn geschlossen. Neben ihm stand, des Zeichens harrend, der Henker, und da der Mann griechischen Glaubens war, so bemühte sich ein Priester, ihm geistlichen Trost zuzusprechen. Die Menge stand in stummem Schweigen, das einzig von Seufzern und Segenssprüchen unterbrochen ward; die Soldaten benahmen sich mit dem größten Anstand und aller Schicklichkeit, und der Henker schien in einem schlimmern Zustande als der Missethäter selbst. Sobald nun der Letztere fertig war, stieß ihn der Scharfrichter plötzlich von der Bank und der Gehängte flog mehrere Fuß am Stricke vorwärts in die Luft hinaus. Ich vermochte jedoch nicht länger hinzusehen; die Neugierde, die mich hinausgetrieben hatte, verließ mich hier. Die beiden Elenden waren übrigens nach Ordnung und Recht gerichtet worden, und zwar, wie mir ein anwesender englischer Geistlicher sagte, mit aller gebührender Feierlichkeit und Oeffentlichkeit — man hatte sie mehrere Tage früher vor Gericht gestellt, überführt und abgeurtheilt gehabt. —

Die vorstehende Mittheilung ist ein Auszug aus meinem Tagebuche; ich will hier einen andern daneben stellen, den ich in Kleinasien über eine Hinrichtung, von der ich dort Zeuge war, niederschrieb. Ich wünsche hier durchaus nicht, eine prüfende Vergleichung des sittlichen Werths der Griechen und der Türken anzustellen. Dergleichen würde ich nach Dem, was ich gesehen habe, für eine Beleidigung der gesunden Vernunft halten; die Griechen haben sich freilich, wie mir aus eigener Erfahrung bekannt ist, durch einige der blutigsten und grausamsten Handlungen gegen ihre Gefangenen Schande gemacht; allein diese Barbareien wurden nie, in keinem Falle — und es wird mir gewiß auch Niemand einen einzigen namhaft zu machen wissen — unter nachsichtiger Begünstigung der Regierung oder der höheren Stände verübt. In der Türkei dagegen sind es gerade die Staatsgewalt — das System — die Religion, die treulos und blutdürstig sind. Die Griechen sind noch Kinder in der Unabhängigkeit; ihr Volk trat erst seit gestern in ein öffentliches Daseyn; es strebt nach Civilisation und Verbesserung. Die türkische Nation besteht schon seit Jahrhunderten; sie scheut Veränderungen, und verachtet Gesittung. — Ich will nicht länger auf meinen Auszug warten lassen, und bemerke nur noch, daß jene Hinrichtung in einer großen und wohl geordneten Stadt auf Befehl der Staatsgewalt statt fand und durch Truppen der Regierung vollzogen wurde.

Den 6ten Oktober 182—. Als ich heute Morgen durch die Straßen der Stadt wanderte, kam ich an eine prachtvolle Moschee, stieg die Vorhalle, wo ein Duzend Türken auf dem Estrich niedergeworfen lag, hinauf und zog eben meine Schuhe aus, um hineinzutreten, als ich ein Getös hörte und, mich umdrehend, eine Schaar irregulärer Soldaten die Straße schnell heraufkommen sah. In ihrer Mitte befand sich ein schlanker junger Mann, dem die Arme fest über dem Rücken zusammengebunden waren und dessen hohle Blicke, lautes Stöhnen und zerfleischtes Gesicht nicht minder, als der überhetzte Schritt, zu dem man ihn antrieb, ihn als einen zum Tode verurtheilten armen Sünder bezeichneten. Eine unwiderstehliche Neugierde trieb mich, mich dem Trupp anzuschließen, und mich unter die Soldaten mischend, folgte ich unmittelbar hinter dem Gefangenen. Es war ein hochgewachsener, kräftiger, junger Mann von hübschem Aussehen, oder war wenigstens hübsch gewesen, denn jetzt sah er seltsam entstellt aus, und schien in größerer Todesangst, als die bloße Furcht vor dem Sterben einflößen konnte. Er war die vergangene Nacht gefoltert worden; sein Gesicht war aufgetrieben, zerquetscht und blutrünstig; man hatte ihm die Schläfe gebrannt, und die versengte und zusammengeschrumpfte Haut zeigte die deutlichen Spuren des Eisens; der eine seiner Arme war, als man sie zum Foltern rückwärts band, gebrochen worden. Der Höllenschmerz, den ihm dieser, noch immer auf den Rücken gebundene, gebrochene Arm verursachte, und der überjagte Lauf, zu welchem ihn die Tritte und Stöße der Soldaten antrieben, war es nun, was ihn in diesen Zustand der entsetzlichsten Todespein versetzte.

Er war ein Grieche, und der Räuberei verdächtig, und trotz seines mitleiderregenden Zustandes, und ungeachtet er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, trieb oder zerrte man ihn auf solche Art im ärgsten Rennen fort; die Soldaten umgaben ihn von allen Seiten; allein bei seinem hohen Wuchse konnte er über ihre kurzen gedrungenen Gestalten hinausschauen und warf seine Blicke Rettung suchend wild umher; er stöhnte laut in seinem geistigen und körperlichen Leidenskampfe; allein unbarmherzig stießen sie ihn weiter; einen Augenblick hielt er an, und rief dem Anführer zu: „Um Allah's Willen, Barmherzigkeit!" allein er ward nur um so windschneller fortgestoßen. Jetzt deutete der Anführer nach einer Rolle Stricke, die in dem Laden eines Griechen hing; ein Soldat nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, weg, und so wie sie an einen Platz gelangten, wo die Straßen zusammenliefen, hielten sie; der Anführer sah sich um, deutete dann auf einen über einem Kaufladen hervorspringenden Balken, und im Nu hatten die Soldaten den Missethäter an der Kehle gepackt, schlugen ihm den Strick rauh um den Hals, zogen eine Schleife, und erwürgten ihn halb schon, ehe noch das andere Ende über den Balken geworfen war. Dann zogen Einige an dem Stricke, Andere hoben den armen Menschen in die Höhe, während er immerfort mit blutunterlaufenen Augen und hohlem Gesichte wild um sich blickte, und mit heiserer Stimme um Gnade krächzte. Nun ließen sie ihn fallen; allein der Strick schlüpfte los, so daß er wieder auf die Füße kam, sie zogen den Strick abermals tüchtig an, allein der Unglückliche blieb noch immer auf seinen Zehen; die Andern lüfteten ihn wieder hinauf; noch ein Ruck, und der Elende hing einen Augenblick lang sich windend und krümmend und würgend; der Strick schlüpfte indessen aufs Neue los, er kam wieder auf seine Füße, und stöhnte, während er seine gräßlichen Blicke wirr herum warf, furchtbar, bald war er aber wieder in die Höhe gezerrt und hing nun sicher. Einige Sekunden blieb er still; dann verdrehte sich sein Körper krampfhaft zuckend, er hatte ausgelitten . . . Die Soldaten hielten dabei immerfort das Seil, und schlugen ihn zugleich fortwährend auf die Brust, um ihm den Rest zu geben, bis ich mich zuletzt mit Grausen abwenden mußte. Ich blickte auf den Anführer und auf seine Leute — allein keine Spur von Mitleid oder Gewissensregung war auf ihren Gesichtern bemerkbar. Sie verrichteten ihr Geschäft ganz kaltblütig, und würden wohl schwerlich eine Unterbrechung geduldet haben, wenn ich je eine zu versuchen gewagt hätte; ein Griechenknabe wenigstens, der sich nur in die Nähe gewagt hatte, bekam in demselben Augenblick einen so heftigen Schlag von einem der Soldaten, daß er laut stöhnend zu Boden sank. Er raffte sich wieder auf und lief so schnell als möglich davon, und ich folgte seinem Beispiel.

9ten Oktober. Ich ging heute an dem Platze der Hinrichtung vorbei, der Körper hing noch, wo ich ihn vor drei Tagen verlassen hatte, und bot einen grauenvoll ekelhaften Anblick. Ich trat an den Laden eines Griechen und fragte ihn, warum denn der Leichnam nicht weggeschafft werde. „Wir dürfen ihn bei Leibe nicht anrühren," lautete seine Antwort, „ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Polizeichefs, und der verlangt von uns 3000 Piaster für die Vergünstigung, die Leiche fortschaffen zu dürfen. Wir hofften ihn zur Annahme einer geringeren Summe zu bewegen, allein er weiß nur zu gut, daß wirs morgen, koste es was es wolle, thun müssen."

Wie man mir heute erzählt, so hat der Kadi erklärt, daß der Verdacht, der Mann sey ein Räuber gewesen, vollkommen sich bestätigt habe!

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Unser Reisender ging zunächst nach Louisville, und von da nach Neu-Orleans. Man muß es der Menschheit zu Ehren wohl für eine Schmähung halten, wenn er die Gastwirthe der letztern Stadt beschuldigt, sie suchten die Fremden der Ansteckung durch Epidemie auszusetzen, um sich im Falle des Todes ihres Nachlasses zu bemächtigen. Ueber Texas sagt der Verfasser:

„Die Frage über den Kauf von Texas von der mexikanischen Regierung ist im ganzen Lande vielfältig verhandelt worden, und hat in den Sklavendistrikten viele warme Anhänger gefunden. Die Erlangung dieses unermeßlichen Strichs fruchtbaren Landes würde den Sklavendistrikten ein bedenkliches Uebergewicht verleihen, und dieser Umstand allein war Ursache, daß der Ankauf nicht allgemein gebilligt wurde, denn die um sich greifende Politik des amerikanischen Systems, scheint sowohl Kongreß als Gesetzgebung bei allen ihren Schritten zu beseelen. Die Amerikaner begannen ihre Unternehmungen in ächter Yankee-Weise. Die erste Niederlassung ward von einem Menschen Namens Austin, dem die mexikanische Regierung große Vergünstigungen bewilligte, begründet. Dann fingen Minengräber, die man Auskundschafter (explorers) nannte, nach und nach an Besitz vom Lande zu nehmen, und ohne Bewilligung der Regierung Handelsgeschäfte zu treiben. Hierauf nahmen öffentliche Blätter sich der Sache an, und machten auf den unermeßlichen Werth des Landes, und die Vortheile aufmerksam, die den Vereinigten Staaten aus seinem Besitze erblühen würden. Die Ansiedler erregten Unruhen, verursachten Mißvergnügen und Unzufriedenheit unter den rechtmäßigen Eigenthümern, und auf ihr Anstiften brach eine Empörung der Indianer aus, die die Regierung sehr in Verlegenheit setzte. Bei diesem Stand der Dinge eröffnete nun Herr Poinsett, der amerikanische Minister, seine diplomatischen Intriken in der Hauptstadt Mexiko, indem er Mißvergnügen gegen die Regierung erregte, Parteien aufmunterte, und sich sonst noch auf andere Weise in die innern Angelegenheiten des Landes mischte. Seine Ränke schienen indeß die Gränzen der Klugheit überschritten zu haben, denn sie wurden entdeckt, und der Minister der Regierung und dem Volk so verdächtig, daß Jackson es gerathen fand, ihn zurückzurufen und den Obrist Butler an seine Stelle mit dem Auftrag abzusenden, fünf Millionen Dollars für die Provinz Texas zu bieten.

„Herr Poinsett beabsichtigte durch seine Intriken die Regierung in Verlegenheit zu setzen, und so irgend eine günstige Krisis zu benutzen um einen vortheilhaften Kauf abzuschließen; oder er hoffte, daß irgend eine Bewegung eine Veränderung herbeiführen würde, in deren Folge die abtretende Regierung gern seinen Antrag annehmen, und dadurch für die Vereinigten Staaten ein Anspruch auf das Land begründet werden würde, den diese nicht so leicht aufgegeben hätten. Ob die Politik der britischen Regierung die Vertreibung der mexikanischen Republik aus dieser Provinz geduldet haben würde, steht sehr zu bezweifeln, da die Herrschaft der Nordamerikaner über den Golf von Mexiko ohnehin schon groß genug ist, und jede Gebietsvergrößerung, die sie den westindischen Inseln näher brächte, gefährliche Folgen haben könnte; denn jedenfalls ist es für England vortheilhafter, die Mexikaner zu Nachbarn zu haben, als die Vereinigten Staaten.

„Der mexikanische Staatssekretär Don Lucas Alaman setzte dem Kongreß in einem eben so kräftigen als gründlichen Berichte die ehrgeizigen Absichten der amerikanischen Regierung und das Verfahren ihrer Agenten rücksichtlich der Provinz Texas auseinander. Er empfahl dringend zweckdienliche Maßregeln zu ergreifen, um den Besitz derselben zu sichern, und

fernern Anmaßungen zu begegnen, die der Kongreß auch in ernste Erwägung gezogen zu haben scheint, da er verordnete, daß Texas hinfür als Kolonie zu verwalten sey, und daß Auswanderer aus den Vereinigten Staaten ohne besondere Bewilligung des Gouverneurs durchaus nicht zugelassen werden dürfen."

Von Neu-Orleans fuhr der Reisende auf dem Dampfboot nach Louisville. Auf dieser Fahrt ereignete sich der unglückliche Zufall, daß der Kessel sprang, wodurch zwischen 50 bis 60 Personen theils getödtet, theils verwundet wurden. „Der Anblick," sagt der Verfasser, „war einer der entsetzlichsten die man sich denken kann; die Todten, in Stücke gerissen, überströmten die Decks mit ihrem Blut und die Sterbenden litten die grausamsten Schmerzen, da sie vom Kopf bis zu den Füßen vom heißen Wasser verbrannt waren. Viele starben binnen einer Stunde, während Andere unter herzzerschneidendem Geschrei sich noch bis zum Abend hinschleppten. Die am Ufer versammelte Menge zeigte nicht die geringste Theilnahme und die meisten der Reisenden brachten erst ihr Gepäck in Sicherheit, ehe sie den Unglücklichen den geringsten Beistand leisteten."

Ein merkwürdiger Beweis von dem Aufschwung, den der Handel auf dem Ohio und Mississippi genommen hat, ist, daß während die Schifffahrt auf dem obern Ohio sich vor dem Jahre 1812 auf ungefähr 150 kleine Barken beschränkte, die einen Monat brauchten, um die Fahrt von den Fällen von Pittsburg aufwärts zurückzulegen, und auf dem untern Ohio und dem Mississippi nur ungefähr zwanzig Fahrzeuge jedes zu 100 Tonnen, die Fahrt von Orleans nach Louisville stromaufwärts erst nach länger als drei Monaten vollendeten, folglich im Jahre selten mehr als eine Reise nach Orleans hin und zurück unternehmen konnten, jetzt dagegen auf beiden Flüssen mehr als 500 Schiffe segeln, von denen der größte Theil von 250 bis 500 Tonnen hält, und daß die Fahrt zwischen Neu-Orleans und Louisville gegenwärtig binnen acht Tagen zurückgelegt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein schottisches Blatt gibt von Cobbett und seiner Aufnahme in Edinburg, wo er im Theater eine Vorlesung hielt, folgende Schilderung: „Cobbett ist ein starker und untersetzter Mann von ungefähr fünf Fuß zehn Zoll, mit weißgrauen Haaren, blühendem Gesicht und einem besonders gesunden Aussehen. Seine Figur ist beinahe plump zu nennen, und sein Gang etwas schleppend. Seine Stirne ist, mit der Schädellehre zu reden, schön, sie ist hoch und vorstehend, und alle höhern Organe daran wohl ausgebildet. Unter ihr befinden sich ein paar kleine Augen, die sehr nahe bei einander stehen, und seinem Gesichte einen Ausdruck von Schlauheit geben, der seinem sonstigen gutmüthigen Aussehen ziemlich viel wieder benimmt. Sein Mund ist klein, und gibt ihm sammt den wohlgefüllten Wangen, wenn er lacht, einen ungemein drolligen Ausdruck, der an die Clowns des Lustspieles erinnert. Er spricht einfach und deutlich, obgleich seine aspirirte Aussprache der Worte, die mit einem Vokal anfangen, wie z. B. hofficer, harmy, statt officer, army, den Cockney — den londoner Kümmeltürken — verrathen. Seine Stimme ist klar und angenehm; seine Manier als Redner frei, lebhaft und mannichfaltig, nie aber ergreifend oder beredt im höhern Sinne des Wortes. Er besitzt eine ziemliche Gewandtheit des Gebärdenspiels und ist vorzüglich ausgezeichnet in lebensvollen, kurz entworfenen Beschreibungen und humoristischen Wendungen. Sein Benehmen und seine Blicke lassen ein gut Theil Schmeichelei erwarten, mit dem er auch nicht sparsam ist. Er wurde außerordentlich gut aufgenommen, vielleicht besser als er es verdiente. Das Theater war gedrängt voll, und nur von einigen Seiten her ließ sich Gezische hören, das aber sogleich durch nur desto größere Beifallsbezeigung unterdrückt wurde. Man hatte die halbe Krone, die der Eintritt kostete, nicht zu bereuen. Man konnte recht herzlich lachen, zum Theil über sein drolliges Wesen, zum Theil über seine Uebertreibungen, seinen Eigendünkel und manchmal über seinen unverhehlten Versuch, seinen Zuhörern zu schmeicheln, die verständig genug waren, die Schliche des alten Fuchses zu durchblicken, und gutmüthig genug, sich daran zu erlustigen. Seine Vorlesung enthielt, wie sich erwarten ließ, viel Originelles, viele alltägliche Wahrheiten, die aber für den gewöhnlichen Verstand in ein überraschendes Licht gestellt waren, eine Zusammenstellung vieler sonderbarer Thatsachen, woraus sich ein grotesker Effekt ergab, viele karrikirte Prinzipien, mancherlei handgreifliche Entstellungen und hie und da sicherlich auch manche positive Unwahrheit eingestreut."

•

Niemand wird den pariser Dieben edelmüthige und dankbare Gesinnungen absprechen, der den folgenden Zug, den die „Gazette des Tribunaux" erzählt, von ihnen hört. „Herrn Jacquemin, dem Arzte des Gefängnisses La Force, wurde an einem Abende beim Herausgehen aus dem Theater des Palais Royal sein Opernglas entwendet. Als er am andern Morgen das Gefängniß besuchte, klagte er bitterlich über die Undankbarkeit der Diebe, die ihm die Mühe, die er sich für sie gebe, so übel lohnten. „Es ist wahr," sagte ein Veteran der leichtfingerigen Schaar, „es ist schlecht; nur ein Neuling, ein unwissender Gelbschnabel kann es gewesen seyn, der sich soweit vergessen konnte, seine Kunst an Ihnen zu üben. Es thut mir leid, daß ich nicht hinaus kann, sonst sollten Sie in wenigen Stunden von Ihrem Glase Nachricht haben. Doch Halt! — gestern Abend — im Palais Royal — beschreiben Sie mir Ihr Glas, wenn es noch nicht in den Händen der Fourgats (der Käufer der gestohlenen Waaren) ist, so sollen sie es wieder haben." Unser ehrlicher Dieb gab hierauf einem seiner Collaborateurs außerhalb des Gefängnisses einige Winke und Andeutungen, und am folgenden Tage wurde das Glas dem Direktor der Force zugestellt, mit der Bitte, es dem Herrn Doktor Jacquemin zu übergeben. Ein Aehnliches begegnete vor einiger Zeit dem Advokaten Herrn Ledon, der häufig mit der Vertheidigung von Verbrechern vor den Assisen beschäftigt ist. Seine Gemahlin wurde eines Abends im Theater ihres Kaschmirshawls beraubt, worüber sich Herr Ledon bei den Dieben im Gefängniß beklagte. „Der Shawl wurde im Theater weggenommen," sagte einer von seinen Klienten, „es ist abscheulich! Allein zum Glück weiß ich, wer an jenem Tage im Theater auf der Wache war" und gleich dem Opernglase des Herrn Jacquemin wurde auch der Shawl wieder seiner Eigenthümerin zurückgestellt."

•

Man hat gegenwärtig in Georgien angefangen, mit der dort einheimischen Cochenille Versuche zur Farbenbereitung anzustellen. Man findet dieses Insekt an den Ufern des Araxes von der tatarischen Stadt Sarvanlar, die eine halbe Tagreise von dem Kloster Etschmiadsin entfernt liegt, bis an die Gränzen von Nakhitschewan. Die Weibchen davon sind nach der Beobachtung des Archimandriten dieses Klosters, Isaac Ter Grikuroff, von verschiedener Größe und dunkelrother Farbe, die Männchen, deren es nur wenige gibt, theils hellroth, theils weiß, Reißkörnern ähnlich. Sie kommen vom 15 August bis 15 September ungefähr zum Vorschein, und zwar bei Sonnenaufgang, in kleinen Haufen. Wenn die Sonnenhitze zunimmt, verkriechen sie sich wieder in den Boden. Der Generalkommandant von Georgien, Baron Rosen, beauftragte in Folge dieser mitgetheilten Beobachtungen den Direktor des Bergbaues und der Fabriken von Georgien, Ossipoff, Versuche anzustellen, was für eine Farbe sich aus diesen Cochenillen gewinnen lasse, und Ossipoff fand, daß daraus eine Farbe gezogen werden könne, die sich zur Färbung von Stoffen anwenden lasse, und so gut und haltbar sey, als das Karmin.

•

Als man vor einigen Wochen unter den Mauern des alten Schlosses zu Launceston, in Cornwallis, eine Ausgrabung vornahm, fand man einen großen steinernen Sarg und darin vollkommen gut erhalten mehrere Gebeine, die einem Manne von riesenhafter Größe zugehört haben mußten, das Armbein allein war sechs Zoll größer als das eines gewöhnlichen Menschen unsrer Tage. Auch eine beträchtliche Anzahl Silbermünzen aus der Regierung Eduards I. und II., Johanns, Elisabeths, Cromwells und Karls I. alle sehr gut erhalten, wurden bei diesen Ausgrabungen vorgefunden.

•

Das „Canton Register" vom 8 März berichtet, daß in dieser Stadt während der drei ersten Monate des Jahres hundert zwanzig Bettler vor Kälte und Nässe auf der Straße umgekommen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 318. 13 November 1832.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

3. Ein Neugrieche.

Ein ächter Grieche von Innen und Außen, ein Musterbild von Tausenden junger Neugriechen, ein lebendiges Beispiel von der Wirkung der Verhältnisse auf den Charakter des Volks, ist mein Francesco, mit seiner leichten, wohlgebauten, rührigen Gestalt; mit seiner dunkelfarbigen und doch klaren Haut; mit seinen regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen; mit seinem scharfen, ewig rastlosen Auge, dem Zeugen eines thatfertigen und wagelustigen Sinnes, einer reizbaren Empfänglichkeit und gewaltigen, aber schnell vorübergehenden Leidenschaften.

Geboren war er, er wußte nicht wo; seine früheste Erinnerung zeigt ihn als Sklaven zu Konstantinopel, wo er unter den Augen eines Wüthrichs aufwuchs, den er haßte und fürchtete, und der, wenn gleich von unnatürlichen Gelüsten — einer der Hauptsünden der asiatischen Türken — frei, ihn nach Francesco's Versicherung in jeder anderen Hinsicht wie einen Hund und Sklaven behandelte. Die frühesten Anstrengungen seines Verstandes waren darauf eingerichtet, seinen Zwingherrn zu betrügen und zu überlisten; Heuchelei und Betrug waren seine einzigen Waffen gegen thierisch-rohe Kraft. „So katzenweich," sagte er, „schmiegt' ich mich vor meinem Herrn, so zusammenkriechend, so feig, so rachsuchtslos schien ich unter der Geißel, daß man hätte meinen sollen, ich hätte keine Seele, könnte nicht fühlen wie ein Mann." Er hatte mit Keinem seiner Art vertrauten Verkehr, Gemeinschaft der Seelen, denn jede Hand war gegen ihn erhoben; er sah wie ein Jeder um ihn her durchaus ohne Grundsätze und voll Selbstsucht und einzig darauf bedacht war, mit Gewalt oder List den Nachbar zu übervortheilen; mit der Faust vermochte er nichts auszurichten, so blieb ihm denn nichts übrig, als der Schwachen Zuflucht — Trug und Hinterlist. Er kleidete sein Gesicht in Lächeln; nahm den Blick des Wohlwollens und der Arglosigkeit an; bildete seine Gewandtheit in Rede und Gebärde aufs eifrigste aus und schmeichelte Jedem, mit dem er zusammentraf. Das Auge unablässig auf seinen Vortheil gerichtet, studirte er die Charaktere der Andern und suchte ihre Schwächen sich zu Nutzen zu machen; Lügen und Betrügen war ihm stets geläufig, sobald es etwas zu gewinnen galt, und lügen und betrügen mußte er dann wieder, um seine Beute vor seinem Gebieter geheim zu halten, der die Schurkerei gebilligt, den Schurken aber ausgeplündert hätte. Francesco paßte indessen seine Zeit ab; er ermordete seinen Tyrannen, nahm von seinem Geld, so viel er zusammenraffen konnte, verbarg sich in dem Kielraum eines Schiffes und entwischte so aus Konstantinopel. Eine Zeit lang strich er als Seeräuber im Archipel umher, und gerieth dann nach Europa; dort trieb er sich einige Zeit in Italien bald als Krämer, bald als Spion, bald — wie ich fürchte — als Wegelagerer herum. Er glaubte an keinen Gott und kannte kein Gewissen, obwohl er noch an den Mummereien seiner Kirche festhielt; er würde einen Priester seines Glaubens am Barte gefaßt und beraubt haben, wenn Jener gerade nicht mit seinen priesterlichen Gewändern bekleidet war; doch nie hätte er einen Bissen gegessen, ohne zuvor das Kreuz zu machen, nie einen Plünderungszug unternommen, ohne zuvor ein Gebet an die Heilige Jungfrau zu richten und ihr, auf den Fall des Gelingens, eine dicke Wachskerze zu geloben.

Francesco besaß indessen einen zu unruhigen, umherschweifenden Geist, als daß es ihn lange in dem civilisirten Europa geduldet hätte; denn von der gewöhnlichen Habsucht seiner Landsleute besaß er bei weitem nicht genug, um mit bloßem Geldzusammenscharren zufrieden zu seyn. Er wanderte also weiter, nach Servien und Bosnien und diente unter den Armatoli, die nicht selten von der Plünderung der Türken, ihrer Soldherren, leben. In diesen Ländern, und in Rußland fand er viele seiner Landsleute, die über dem Plane einer Befreiung Hellas vom muselmännischen Joche brüteten; er wurde in das Geheimniß eingeweiht, und fühlte all seinen alten Haß gegen die Türken wieder aufleben. Sobald der Aufstand in Griechenland ausbrach, flog Francesco dort hin, um sich an die Ersten der Freiheitskämpfer anzuschließen. Und nun sollte man ihn sehen, in seinem Elemente — ihn, das Leben und die Seele einer Schaar wilder Palikaren aus den Gebirgen; sein Witz und seine Laune, seine Zungenfertigkeit und sein reicher Schatz von unterhaltenden Geschichtchen, seine beständige Regsamkeit aller Lebenskräfte, machten ihn zum Liebling seiner Waffengefährten an dem nächtlichen Wachtfeuer. Francesco's muntere Stimme war's, die sie beim frühen Morgengrauen wach rief, Francesco war's, der stets voran durch schwierige oder gefährliche Engwege führte; sein nimmer verstummender Gesang erheiterte den ermüdenden Marsch und keine Mühsal trübte je seinen hellen Blick und sein fröhliches Auge. Ist mir's doch, als sähe ich ihn noch, mit seinen drei-

fig leichtherzigen Gesellen hinter ihm, wie sie pfeilschnell über das Blachfeld fliegen, oder sich über das steile Gebirg hin arbeiten, ganz Feuer und Leben, im Chor zu seinem Gesang einfallend, daß die Berge widerhallen von ihren jauchzenden Tönen. Es kann im wirklichen Leben nichts Romantischeres und Malerischeres geben, als den Marsch einer Schaar wilder griechischer Soldaten, in der noch wilderen Natur ihrer Berge. Der klassische Boden, die ruhmvollen Erinnerungen, und die edle Sache verbreiteten noch einen weitern Reiz über die ohnehin schon romantische Wirklichkeit. Die belebten Bewegungen der Krieger, ihre schöne und glitzernde Tracht, Jeder mit der rothen Mütze und der blauseidenen Troddel, den Hals bis zur Brust entblößt, das lange bis auf die Schulter herabfallende pechschwarze Haar, die goldverbrämte eng anliegende Jacke mit den geschlitzten Aermeln, die zurückgeworfen sind und den rechten Arm und die rechte Schulter bloß lassen, die weiße Hemdschürze, die über dem Leib mit einer blauseidenen Schärpe festgebunden ist, und über dieser ein Gurt, in welchem der Jatagan und vergoldete Pistolen stecken, die gestickten Gamaschen und Sandalen an den Füßen, und der weiße rauhe, von der linken Schulter herabhängende Ueberwurfmantel, die lange leichte Flinte mit dem hellfunkelnden Lauf in der rechten Hand, so steht der Palikare mit all seinem Gepäck, für einen Kriegszug gerüstet, vor Dir! Mir ist, als sey ich wieder bei ihnen, im flüchtigen Lauf über das Blachfeld, oder von Felsstück zu Felsstück springend, um den Feind zu vermeiden oder zu überfallen; mit keiner andern Musik, als Francesco's Sang; mit keinem andern Gepäck, als was Jeder auf der Schulter mitführte; das kleine blaue Banner mit dem weißen Kreuz über meinem Haupte wallend, Hella's Boden unter meinen Füßen, Hella's Söhne meine Kampfgenossen, Hella's Freiheit in der Ferne winkend, jugendliche Begeisterung im Herzen — oh! ich dünkte mir der Glücklichste der Sterblichen . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Schluß.)

Die Gesellschaft soll die Verletzung keines ihrer Mitglieder ungeahnet hingehen lassen; wir sahen oben, daß man hiebei eigentlich das Interesse der Familie berücksichtigte. Der Grundsatz: „kein Menschenleben darf umsonst hingegeben werden,“ führte auf die Sitte, daß eine Gegend die Blutsühne für den Mord zu erlegen hatte, der von unbekannter Hand in ihr geschehen war, und der öffentliche Schatz hatte dieselbe Verpflichtung für Mordthaten, die auf Landstraßen, Brücken, öffentlichen Märkten und in Moscheen verübt wurden. Die ganze Sühne muß bezahlt werden, wenn durch eine Wunde seine geistige oder auch körperliche Eigenschaft ist vernichtet worden, wohin auch Ausreißung des Haupt- oder Barthaares gerechnet wird. Diese Sorgfalt für den Anstand, die der Hedaja (2, 10. 11.) selbst in körperlichen Strafen beobachtet wissen will, findet sich auch schon in dem Verbote Mohammeds, dem Feind in der Schlacht nach dem Gesichte zu zielen; fast zu weit getrieben nach europäischer Ansicht, finden wir diese Sorgfalt in einem Sittenzuge, den wir als jene Zeiten bezeichnend aus dem Original des Mischkat übersetzt hier beifügen: „Ajescha erzählte: wenn ich Mohammeds und Abubekr's Grabstätte besuchte, so ging ich ohne Oberkleid; denn ich sagte mir: hier liegt Niemand als mein Gatte, der Prophet Gottes und mein Vater; als aber Omar auch da begraben wurde, so schwöre ich bei Gott, ich zog das Oberkleid an, weil ich mich wegen Omar schämte.“

Mit dem Tode bestraft wird, wer sich den Befehlen des Staatsoberhauptes, des Imam widersetzt, denn dieser letztere ist zugleich oberster geistlicher Vorsteher, und man führt einen Ausspruch des Propheten an: „Schlagt todt Jeden, der Zwietracht unter meine Anhänger bringt.“ Zu seiner Zeit wurden mit dem Tode bestraft bloß Mord (mit den oben angedeuteten Einschränkungen), Apostasie und Ehebruch; einige Jahrhunderte später wurde auch Raub so bestraft, was sicherlich zu Mohammeds Zeiten unausführbar gewesen wäre. Die Ehebrecherin wurde gesteinigt; wir finden sehr natürlich die beigefügte Anordnung, des Urtheils Vollziehung aufzuschieben, im Falle einer Schwangerschaft der Schuldigen; aber so ganz überflüssig war sie nicht, da wir in der Mischna (Araschin 1, 4) verordnet finden, in solchem Falle nur den Augenblick der Niederkunft auszunehmen; zur Ehre der Menschheit ist zu glauben, daß dieses Gesetz nie in die Wirklichkeit trat. Die altarabische Sittenreinheit strafte widernatürliche Reizungen des Geschlechtstriebes mit dem Tode; späterhin wurde Dieß dem Ermessen des Richters anheim gestellt.

Wir sehen alle wenig oder gar nicht gebildeten Völker einen äußerst geringen Werth auf den Begriff des Besitzes legen, denn dieser ist erst das Resultat langer Gewohnheit im gesellschaftlichen Zustande; daher die Allgemeinheit der Gastfreundschaft, die späterhin fast verschwindet, aber eben daher auch Hang zum Rauben, der so unter den Arabern im Schwange, daß Mohammed die Ursache des Untergangs mehrerer Stämme in den Raubzügen ihrer Häupter findet. Daß auf gleicher Stufe der Bildung dasselbe auch anderswo sich zugetragen, ersehen wir bei einem gleichfalls nomadischen Volke finnischen Stammes, bei den Magyaren, in dessen Gesetzen, lange nach seiner Bekehrung zum Christenthum der Fall vorkommt, daß einer der Großen über dem Stehlen ertappt werde (Ladisl. Decret. 2, 1.). Mohammed wollte, daß ein Diebstahl, dessen Werth sich auf drei Silbermünzen belief, mit Abhauen einer Hand bestraft werde; als das Geld mehr in Umlauf kam, mußten es wenigstens 10 Silbermünzen Werth seyn, und die Gesetzgelehrten bemerken hiebei, daß diese Summe ebenfalls das Minimum einer Mitgift sey. Ein falscher Zeuge wurde der öffentlichen Schmach preisgegeben, wobei zu bemerken, daß diese Strafe den Juden völlig unbekannt gewesen, welche aber als Surrogat dafür den Bann hatten.

In zwei Stellen des Koran zählt Mohammed die Pflichten eines Gläubigen auf: „an Gott, das jüngste Gericht, die Engel, „die heilige Schrift und die Propheten zu glauben; um Gottes„willen sein Vermögen mit den Verwandten, Waisen, Armen, „Pilgrimen und Bettlern zu theilen; Sklaven freizulassen, vor„schriftmäßig zu beten, gern Almosen zu geben, dem Versprüche „treu zu bleiben, und mit Ergebung Unfälle des Kriegs und des „Schicksals zu ertragen.“ Und anderswo: „Betet nur Einen „Gott an, thut euern Verwandten Gutes, tödtet eure Kinder

„nicht aus Furcht sie nicht ernähren zu können, meidet öffentliche „und geheime Laster, tödtet Niemanden als in gerechter Sache, hal„tet unversehrt der Waisen Gut, brauchet richtige Maße, seyd „gerecht im Gericht, auch wenn es eure Verwandten träfe, seyd „treu euern Eiden und dem Bunde, den ihr mit Gott geschlossen.“

Die Almosen mit dem sie bezeichnenden Ausdrucke scheinen nicht über Mohammed hinaufzugehen; er setzte sie ein zum Unterhalte seiner Begleiter, welche Mekka verlassen hatten, und um die Kriegsunkosten zu bestreiten; die religiöse Seite dabei war, daß Gott sie befohlen, damit das übrige Vermögen rein und heilig werde. Weiter scheinende Stiftungen, Hima genannt, die zu anderseitigen Zwecken bestimmt gewesen, bekamen dieselbe Anwendung. Dem Koran zufolge (9, 62) sind überhaupt die Almosen für die Armen, die Elenden, die Neubekehrten, den Loskauf der Gefangenen, die insolventen Schuldner, für die Kosten der um der Religion willen geführten Kriege und für die in ihrer Wallfahrt angehaltenen Pilger. Es wird ausdrücklich dabei empfohlen, nicht das Schlechteste zu geben, welches auf den Widerwillen hinweist, mit welchem diese Neuerung aufgenommen ward, um so mehr, da sie gegen alles Herkommen sich auch auf die Weiber erstreckte. Nach des Propheten Tode verweigerten Viele die Entrichtung dieser Abgabe, und die ganze unbeugsame Festigkeit Omars war nothwendig, um deren Fortdauer durchzusetzen. Seither haben die Almosen mehr und mehr diese religiöse Richtung bekommen, welche der Koran (58, 12) hervorhebt: „Gläubige, wollt ihr mit dem Propheten sprechen, so spendet vorerst Almosen, so werdet ihr besser und tretet geheiliget vor ihn.“ Religion macht in Entrichtung derselben keinen Unterschied; zugleich wird anempfohlen, der Familie in Spendung den Vorzug zu geben, was gar nicht überflüssig war, wenn man der Araber gränzenlose Freigebigkeit bedenkt. Und wie gut Mohammed das menschliche Herz kannte und für größtmögliche Stetigkeit des Eigenthums sorgte, zeigt sich in der Mißbilligung der Almosen, Freilassungen u. s. w., die auf dem Todesbette gemacht wurden. Hätte man bei uns im Mittelalter ähnliche Vorkehrungen getroffen, so wäre nicht durch die Vergabungen pro remedio animae ein übergroßer Theil der liegenden Güter in die Hände der Geistlichkeit gerathen.

Die Wallfahrt nach Mekka gründete sich auf eine Gewohnheit, die sich in der Nacht der Zeiten verliert, sie stand mit dem Götzendienste und später wohl auch mit Handelsabsatz in Verbindung; durch die neue Gesetzgebung wurde sie beibehalten, dem Einen Gotte geheiligt und ausdrücklich der Handel dabei verstattet; sie heißt eine heilige Reise, sie bringt besondern Segen über den Vollbringer, wenn er dabei mildthätig ist und die hergebrachten Gebräuche mitmacht. Selbst vernünftige Mohammedaner sehen diese letztern für sinnlos an; aber der Prophet wollte sie nicht ändern, weil er wohl wußte, was auch die Erfahrung der Jahrhunderte bestätigt, daß Dieß nie schwerer als bei „Formen, deren Geist entwichen oder nie gewesen ist.“ Wer im Stande ist die Wallfahrt zu leisten und thut es nicht, wird für einen Ungläubigen gehalten. Beschwerlicher ist diese Verpflichtung seit der Ausbreitung des Islam geworden; aber man half durch den Ausspruch nach, daß die Gläubigen nicht gehalten seyen, darum über das Meer zu fahren; ferner werden dabei alle unnützen Beschwerden mißbilligt, wie z. B. zu Fuß zu gehen, welches aber hier wie in Indien die übertrieben Frommen nicht gehindert, sich schaarenweise in das fast sichere Verderben zu stürzen, wie denn noch heutzutage fast immer vor der Abreise der letzte Wille aufgezeichnet wird, da von einer solchen Karawane in der Regel der dritte Mann den Beschwerden aller Art unterliegt. Diese Wallfahrten scheinen ein mächtiges, oft gebrauchtes Mittel, die Erschlaffung der religiösen Bande zu verhindern und sie periodisch wieder stärker anzuziehen. Mose mochte schon ähnliche Ansichten haben, in Indien sind sie von jeher mehr als irgendwo im Schwunge, in Hellas traten andere Rücksichten an ihre Stelle.

Die Fasten scheinen von der Unterscheidung der Speisen in reine und unreine herzukommen, und diese reicht über die geschichtlichen Zeiten hinaus. Es möchte wohl schwer zu bestimmen seyn, ob religiöse Beweggründe dabei im Spiele waren, oder ob diätetische Vorschriften, welche anerkannt schädliche Nahrungsmittel verboten, dadurch in ein festes System gebracht worden; die Opfermahlzeiten, wo immer ein Theil dieser Vorschriften übertreten wurde, zeigen, daß die letztere Rücksicht wenigstens nicht der Hauptgrund gewesen, und was die religiösen Ansichten betrifft, so muß wohl angenommen werden, daß sie oft willkürlich gewesen, oder, wenn je Folgerichtigkeit dabei, daß sie in unsern späten Zeiten wohl schwerlich noch gewürdigt werden können. Das ist sicher, daß bei Indiern, Juden und Arabern Fleisch nur genossen werden durfte, wenn es zuerst der Gottheit geheiligt, das heißt, am Altare geopfert worden; später kürzte man das ab, indem man, wie noch heutzutage die Juden, beim Schlachten bloß ein Gebet aussprach oder auf der Jagd den Namen Gottes im Augenblicke des Schießens anrief. Eine dunkle Idee, daß die Lebensgeister im Blute wohnen, war wohl Veranlassung zu des Propheten Verordnung, daß jedes Thier, dem man nicht die Kehle abgeschnitten, unrein sey; aus derselben Ursache war der Genuß des Blutes verboten, so wie das Fleisch wilder Thiere, unter denen, sonderbar genug, auch der Elephant aufgezählt wird. Uebrigens schärfte Mohammed sein Verbot bei Weitem nicht so nachdrücklich wie die Juden ein; er erlaubte dessen Uebertretung, so oft Hunger oder andere Umstände es nothwendig machten; der Hadaja (3, 459) behauptet sogar, daß wem mit Verlust des Lebens oder der Glieder gedroht wird, der dürfe Aas, Schweinsfleisch und Blut genießen und Wein trinken, und daß es ein Verbrechen sey, in solcher Lage es nicht zu thun. Welch ein Abstand von da zu der engherzigen Entscheidung des Rabbi Jehoschua (Mischna, Trumoth 8, 3), daß man schuldig sey, den Zehnten von einer Traube zu entrichten, die man im Garten gepflückt und im Herausgehen verzehrt habe, und es wäre leicht, solche Beispiele des spitzfindigen Kleinlichkeitsgeistes, der oft sich bis ins Abenteuerliche versteigt, zu Hunderten aus der Mischna zu sammeln, welche in dieser Hinsicht wohl unerreicht ist; freie Ansicht ist nie an die Stelle des Autoritätsglaubens getreten; bei den meisten Fällen wird angeführt, wie der und der Rabbi es damit gehalten, während der kräftige praktische Sinn des Arabers, der sich fast überall von Schafei's buchstäblicher Auffassung des überlieferten Gesetzes zur freiern und humanern Ansicht Hanifa's wandte, einen wohlthuenden Kontrast dazu bildet.

S—.

Ein chinesisches Mittagsmahl.

Wir verdanken der Reise des Hern Dorset folgende Erzählung:

„Die Einladungen zu einem festlichen Gastmahle, sagt er, geschehen mehrere Tage vorher, und zwar schriftlich, in dreifacher Expedition. Die erste Zuschrift wird auf einem großen Blatte rothen Papier geschrieben, sorgfältig zusammengelegt und gesiegelt, und wenigstens 8 Tage vor dem Festmahle übersendet. Die zweite, auf rosenfarbigem Papiere, ist von kleinerer Dimension, und wird am Vorabend des Festes überschickt; die dritte auf grauem Papiere, mit einem seidenen Bändchen umschlungen, erhalten die Gäste am Tage des Mahles selbst. Die Gesellschaft versammelt sich anfangs in einem großen Ansprachzimmer, welches die Neuankommenden zu umkreisen gehalten sind, indem sie jedem bereits anwesenden Gaste nach Verhältniß seines Ranges oder Titels, eine mehr oder minder ehrfurchtsvolle Verbeugung machen. Nach dieser Ceremonie ist es erlaubt sich zu setzen, und mit leiser Stimme einige Worte an seinen Nachbarn zu richten. Uebrigens beobachtet die ganze Gesellschaft in der Regel das tiefste Stillschweigen. Zur angezeigten Stunde begeben sich alle Gäste in den Speisesaal, wo nun der Herr vom Hause sein Talent und seinen Luxus zu entwickeln hat. Jeder Gast soll in der Regel einen eigenen Tisch haben, dessen Platz seinem Stande und Range entsprechen muß, was allein schon von Seiten des Wirthes ein besonderes Studium erfordert. Wenn jedoch sein Vermögen oder die Dimension des Speisesaales dieses nicht erlauben, muß er wenigstens bedacht seyn, die Gäste gehörig zu assortiren; wobei aber, nach der Etikette, nie mehr als drei Personen an den nämlichen Tisch gesetzt werden dürfen.

„Bei der den Chinesen eigenen Empfindlichkeit, und den fast unmerklichen Schattirungen, welche tausenderlei Abstufungen, in der geselligen Hierarchie des himmlischen Reiches bilden, ist es beinahe unmöglich, hie und da nicht anzustoßen, weßhalb auch die Sorgen des Wirthes sich nach Verhältniß der Umstände oft sehr kompliziren. Man muß ein Chinese seyn, um sich über alle Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen, denen bei ähnlichen Gelegenheiten, in Peking oder Kanton, der Herr des Hauses ausgesetzt ist. — Erst dann fühlt er sich wieder im Stande frei zu athmen, wenn endlich nach vielen Verbeugungen, unzähligen Komplimenten und andern wechselseitigen Entschuldigungen, Jedermann Platz genommen hat, und die homogenen Theile der Gesellschaft vereinigt sind. Gleich darauf rückt ein Phalanx von Dienern an, deren zahlreiche Menge zur unumgänglichen Bedingung eines solchen Festmahles gehört, weil alle Tische zugleich servirt werden müssen. Sie stellen jedem Gaste eine Tasse warmer Mandelmilch vor, was den Appetit reizen soll, wie dieses in Polen durch ein Glas Kirschwasser oder Wermuthliqueur bezweckt wird. Hierauf folgen gewöhnlich die Speisen in drei verschiedenen Trachten: Die erste besteht aus marinirten Fischen, kaltem Schinken, Leber und Kröpfen von Geflügel, eingesalzenen Enten und Zuckerrohrwürmern, welche von den chinesischen Leckermäulern als etwas Köstliches gepriesen werden. Sobald diese Speisen aufgetragen sind, erhebt sich der Herr vom Hause und trinkt die Gesundheit seiner Gäste, welche sich ihrerseits beeilen, den Toast in Corpore zu erwidern. — Die Tische werden nicht, wie in Europa, mit Tischtüchern gedeckt, sondern sie sind mit doppelten Platten versehen, wovon die oberste jedesmal sammt allen Schüsseln abgetragen wird. Zwischen der ersten und zweiten Tracht werden eine Menge kleiner Beiessen (Entremets) servirt, welche die Gäste während des Spazierengehens im Saale genießen, und wobei sich eine Konversation anspinnt, welche meistens im Aufgeben und Errathen von Räthseln oder anderen subtilen Fragen besteht. Sobald aber der Ceremonienmeister die zweite Tracht ankündigt, welche aus der berühmten Suppe von Vogelnestern besteht, setzt sich Alles wieder, und erwartet in stillem Entzücken den Augenblick, sich diese delikate Speise schmecken zu lassen. Es ist bekannt, daß die Nester, welche hiezu dienen, jene der Seeschwalbe, Salangane (hirundo esculenta) sind, deren innerer Theil aus einer sulzartigen Substanz besteht, welche zu einem flüssigen Schleime aufgelöst, und mit dem Zusatze von mehreren Gewürzen, dann dem Gelben von Tauben- und Brachvogeleiern, zubereitet wird. Um sich einen Begriff von der hohen Wichtigkeit zu machen, welche auf diese Speise gelegt wird, braucht man nur die ernste und feierliche Miene, womit die Bedienten diese kostbare Last auftragen, so wie die voll süßer Begierde schielenden Blicke der Gäste wahrzunehmen, mit welchen sie das hochgepriesene Gericht erwarten. Nur der Pinsel des Malers ist im Stande das groteske und abwechselnde Spiel aller dieser Physiognomien getreulich wieder zu geben. Nach aufgehobener zweiter Tracht werden dem Hausherrn vielfällige Toaste gebracht, wobei seine Tugenden, sein Prachtaufwand, seine Gastfreundlichkeit in weitschweifigen Redensarten aufgezählt und herausgestrichen werden. Die dritte Tracht besteht in 5 oder 6 Schüsseln mit gedünsteten Fischen, gehackten Elephantenschweifen, gebratenen Vögeln und einer Menge Saucen. Mitten unter diesen Speisen erhebt sich eine dampfende Bohle mit Reiß, in Wasser gekocht, und gewürzt, womit jeder Gast nach Belieben seine Speisen vermengt. Es wird überflüssig seyn zu bemerken, daß die verschiedenartigsten Weine und Liqueure bei diesen Feierlichkeiten ebenfalls eine große Rolle spielen. Der Nachtisch besteht in Früchten, Gelee und Backwerk, und wird stehend eingenommen, bis der Thee servirt ist."

Vermischte Nachrichten.

Der vormalige König von Spanien, Joseph Bonaparte Graf Survilliers, von dessen einfacher Lebensweise in London wir neulich eine Anekdote mittheilten, ist gegenwärtig 65 Jahre alt. Nachdem er nacheinander den Thron von Neapel und Spanien im Besitz gehabt hatte, brachte er die letztverflossenen fünfzehn Jahre in der Nähe von Philadelphia auf einem Landgute zu, wo er ganz die Lebensweise eines amerikanischen Pflanzers führte. Der Graf von Survilliers gilt allgemein, wenn nicht für den ausgezeichnetsten, doch für den liebenswürdigsten unter den Brüdern Napoleons. Auch unter den Naturforschern der gegenwärtigen Epoche nimmt er einen ausgezeichneten Rang ein. Im Jahre 1799 gab er einen kleinen französischen Roman heraus, betitelt „Moina." Seine Unterthanen auf der Halbinsel pflegten ihn den Roi de la bouteille zu nennen. Von seiner Gemahlin, der Mademoiselle Clary aus Toulon, hatte er zwei Töchter, die gegenwärtig an seine zwei Neffen, die Söhne Lucians und Louis Bonaparte's, vermählt sind. Der Graf soll in einem vertrauten Kreise in London erzählt haben, daß er bei einem seiner letzten Besuche in Washington auch dem Präsidenten Jackson seine Aufwartung machte, der an ihn folgende sonderbare Worte richtete: „Ich habe stets auf ihre Familie viel gehalten, und was ihren Bruder den Kaiser betrifft, so habe ich ihn vorzüglich in meinen Kriegen zum Muster genommen." — „In der That, Herr Präsident," erwiderte Joseph Bonaparte: „Sie erzeigten Napoleon viele Ehre."

•

Vor unlängst erhängte sich zu Portsmouth ein Gentleman, nachdem er zuvor sein Testament gemacht hatte, in welchem er eine in England unerhörte Verachtung seines Leibes an den Tag legte. Die Verfügung die er hierüber seinem Testamentsvollstrecker hinterließ, lautete wie folgt: „Nach meinem Tode soll man zu dem Chirurgen Herrn Martell schicken um ihn zu ersuchen, mein Gerippe abholen zu lassen, um darüber nach Belieben zu verfügen. Wenn Herr Martell mein Gerippe nicht auf seine Kosten holen lassen will, so soll es vierundzwanzig Stunden nach meinem Tode irgend einem andern Manne seiner Profession unter derselben Bedingung angeboten werden; sollte sich aber kein Liebhaber zu dem benannten Gerippe finden, so soll man es in einen alten Sack nähen, und in das Meer werfen lassen; jedoch mit der Bedingung, daß der ganze Aufwand für diese Operation nicht mehr als zwei Pfund St. kosten darf."

•

Zu Bombay hat der Befehl des Gouverneurs alle auf den Straßen umherlaufenden Hunde zu tödten, unter den Parsen und Hindus, die sich der Vollziehung dieser Anordnung widersetzten, einen Aufruhr veranlaßt, der es nöthig machte, die bewaffnete Macht ausrücken zu lassen, die Aufruhrakte zu verlesen und die Pöbelhaufen auseinander zu sprengen.

•

In Neuschottland wurde am 12 August d. J. ein heftiges Erdbeben verspürt, das ungefähr eine Minute andauerte. Das letzte, dessen man sich in diesen Gegenden erinnern kann, ereignete sich am 22 Mai 1817.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 319. 14 November 1832.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker. *)

Wenn man den gesellschaftlichen Zustand betrachtet, in welchem die zahllosen Stämme der Völker des großen Weltmeers gefunden wurden, so fällt zuerst ins Auge, daß hier zwei Hauptzweige einer ursprünglichen Civilisation neben einander bestehen, die jedoch unter sich sehr verschieden sind. Der eine davon, der die großen Malaienstämme des indischen Archipels begreift, scheint seinen Ursprung einem unbekannten Volke zu danken, das nach Crawfurd das Großpolynesische sprach, und dieser ist es, den wir den javanisch-malaischen Urstamm nennen wollen, da die Javanesen und Malaien unbestritten die beiden eingebornen Nationen sind, die sich ohne äußere Einwirkung zur höchsten Stufe der Civilisation in diesem Theile der Welt erhoben. Der andere Zweig, der alle andern Völkerstämme des australischen Inselmeeres umfaßt, steht auf einer weit tieferen Stufe. Man kann in demselben drei Hauptschattirungen unterscheiden, die man als eben so viele besondere Urstämme betrachten mag, und die wir den australischen, carolinischen und polynesischen Urstamm nennen wollen, wodurch zugleich die Länder bezeichnet werden, in denen der größte Theil der einzelnen Stämme wohnt, die jeder Hauptstamm begreift.

Crawfurds scharfsinnige und gelehrte Untersuchungen über den javanisch-malaischen Urstamm haben dargethan, daß seine Civilisation von dem indischen Archipel, ohne Einwirkung der alten und neuen Welt, ausging. Diese Civilisation scheint in ihrer Entwicklung eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch einen ganz eigenthümlichen Gang verfolgt, und ihren Einfluß von Madagaskar und der Ostküste von Afrika bis zu den Osterinseln und den Küsten von Amerika ausgedehnt zu haben. Hier, wie auf dem alten Festlande, stößt man überall auf die Spuren einer alten Nation, die einen mächtigen Einfluß auf Sprache, gesellschaftliche, politische und religiöse Einrichtungen, Sitten und Gebräuche einer großen Zahl von Völkerschaften ausübte, der man aber weder die Zeit ihres Bestandes noch ihre ursprüngliche Heimath zuverlässig nachweisen kann. Es waltet kein Zweifel ob, daß es das Volk ist, das die Großpolynesische Sprache redete — wie die gelehrten Philologen Marsden und Crawfurd sie nennen — und ihm muß man jene ureingeborne Civilisation zuschreiben, aus welcher der gesellschaftliche Zustand hervorging, von dem man noch einige Spuren bei den Völkerschaften findet, die sich fast über zwei Drittheile der bewohnten Erde verbreiteten — eine in der Geschichte des Menschen beispiellose Erscheinung, besonders wenn man die geringen Hülfsmittel erwägt, die dieses Volk hatte, um seine Kolonien auf so ungeheure Entfernungen auszudehnen. Die Analyse der Sprachen, die auf einem so unermeßlichen Raum von den zahlreichen Stämmen der malaischen Race gesprochen werden, die Vergleichung ihrer Sitten, Gewohnheiten, politischen und religiösen Einrichtungen, ihrer Nationalgeschichte und Stammesüberlieferungen — Alles deutet auf die unwiderleglichste Weise auf den Urstamm einer autochthonen Civilisation hin, auf den in sehr verschiedenen Zeitabschnitten die fremden Civilisationen der Hindus, der Araber, der Chinesen und zuletzt der Europäer gepfropft wurden.

Diese Betrachtungen führen uns zu dem Schlusse, daß dieses unbekannte Volk, dessen Existenz mit Grund auf keine Weise in Zweifel gestellt werden kann, aus unvordenklichen Zeiten her, und ohne den mindesten fremden Einfluß, Fortschritte in der Agricultur machte, den Gebrauch des Eisens, des Goldes und des Zinnes kannte; daß es in diesen Metallen zu arbeiten verstand; daß es die Kunst besaß, aus den Fasern einer einheimischen Pflanze Stoffe zu weben; daß es den Büffel und die Kuh zähmte, um sie zum Ackerbau und Lasttragen zu benutzen; daß es Hühner, Enten und Schweine züchtete, um die Mittel zu seinem Lebensunterhalte zu vermehren; daß es sich eine geordnete Regierung schuf; daß es Märkte einrichtete, die zu bestimmten Zeiten gehalten wurden; daß es einen Kalender für seine bürgerlichen Verhältnisse und seinen Ackerbau besaß; daß es ein schon ziemlich ausgebildetes Zahlensystem kannte; und daß es sogar bis zur Erfindung einer wirklichen Buchstabenschrift gekommen war. Alle diese Thatsachen machen auch die Annahme Crawfurd's sehr wahrscheinlich, daß Java es war, wo das Daseyn dieses ungenannten Volks sich ent-

*) Der vorliegende Artikel ist eine Mittheilung des Hrn. Balbi in der Revue britannique und enthält das Resultat langer und mühsamer Untersuchungen des gelehrten Ethnographen. Es wird sich aus ihm eine Menge durch Reiseberichte verbreiteter Irrthümer berichtigen, zugleich aber auch erkennen lassen, wie viele Eroberungen noch die europäische Civilisation auf den zahllosen Inseln des großen Ozeans zu machen hat. A. d. R.

wickelte, und daß folglich auf dieser Insel die Wiege der ganzen Civilisation dieser Meervölker gesucht werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

3. Ein Neugrieche.

(Fortsetzung.)

Doch ich vergaß, daß ich ja Francesco, nicht mein eigenes vergangenes Wanderleben schildern wollte: Er war immer der Vorderste auf dem Marsche, wenn ein Bergpfad schwer zu finden oder ein gefährlicher Hohlweg zu passiren war; der hohe Ruf seines Muthes, der noch durch seine vielen Wundennarben bekräftigt und bestätigt ward, machte ihn bei seinen Kameraden eben so geachtet, als sein fröhlicher Sinn, seine gern mittheilende Hand, sein keckes, flüchtiges Wesen beliebt. Er war indessen nicht bloß im Lobenswerthen der Erste; galt's, ein Dorf um Mundvorrath in Kontribution zu setzen, oder Schafe vom Hirten wohl oder übel heraus zu bekommen, so nahm immer Er die Sache über sich; und dann schwatzte er so zungenfertig wie ein Advokat, und schmeichelte so freundlich wie ein Mädchen; schlug Das aber fehl, da flog sein Jatagan aus der Scheide, und voran war er, an der Spitze der Soldaten, bei ihren nur zu häufigen Angriffen auf das Landvolk.

Einen schönen Menschen, fürwahr, hat er sich zum Diener erlesen, denkt der Leser, einen Mörder, Räuber, Wegelagerer! Francesco war das Alles, ich gebe es ja zu, nach dem Buchstaben des Gesetzes, und doch will mich bedünken, geneigter Leser, würdest Du und ich und die meisten Menschen, im Drange gleicher Verhältnisse, ein Gleiches gethan haben; Dem sey indessen, wie ihm wolle, Francesco hatte aber auch seine Eigenschaften, die Vieles wieder gut machten, denn er war tapfer, edelmüthig und gefühlvoll, und liebte sein Vaterland mit einer Gluth, der bloß sein tödtlicher Haß gegen die Türken gleich kam; er konnte plündern, ohne eben besondere Gewissensregungen zu spüren; und doch war er kein Dieb. Ich habe ihn aus Lagen, die seinen Muth und seine Anhänglichkeit auf eine harte Probe setzten, so rein wie Gold hervorgehen sehen, hervorgehen sehen makellos aus noch weit gefährlicheren, wo seine Ehre und Ehrlichkeit schwere Prüfungen zu bestehen hatte. Ich kannte ihn lange und genau, und weiß fast Niemand sonst, dem ich mit größerer Zuversicht mein Leben und Eigenthum anvertrauen möchte.

Es ist wahr, Francesco's Anhänglichkeit hatte ihren Grund in seiner Dankbarkeit gegen mich, indem ich nämlich zufällig das Mittel gewesen war, dem er seine Lebensrettung verdankte. Aus dem Blutbade bei Navarin glücklich entkommen, befand ich mich gerade in Kalamata, als ein plötzlicher Ueberfall der Türken Jeden, der zu fliehen im Stande war, zur Flucht nöthigte. Nie werde ich das entsetzliche Schauspiel von Verwirrung und Noth, nie, was ich damals fühlte, vergessen, als ich mit Ernst, einem tapfern jungen Schweizer, durch die Stadt hinsprengte, wo überall eine Menge armer Geschöpfe, die Alter oder Krankheit verhinderte, zu Fuß zu entfliehen, die Hände nach uns ausstreckten, und uns um Gottes willen anflehten, sie zu retten; allein das Gefühl der Selbsterhaltung und die nahe Gefahr machten uns taub, und ließen uns einzig an die Rettung des eigenen Lebens denken. Wir hatten die Stadt jetzt hinter uns und jagten fort über die Ebene, die mit Flüchtlingen bedeckt war, als ich einen verwundeten Soldaten gewahrte, der blaß, erschöpft, doch immer noch seine lange Flinte krampfhaft fest in der Hand, als wenn er noch einen letzten Schuß auf den erwarteten Feind zu thun gedächte, am Fuß eines Olivenbaumes saß; es war Francesco, der wenige Tage zuvor furchtbar verwundet worden war und sich nun, als er den Tumult hörte, aus dem zeitlichen Spital von Kalamata bis hieher geschleppt hatte. Der arme Bursche warf uns, als wir vorüberritten, einen bittenden Blick zu, sagte aber kein Wort. Der Blick schnitt mir durch die Seele; hätte er sein Gewehr hingehalten und mein Pferd begehrt, es würde mich weit nicht so angeregt haben: ich mußte, als wir vorüber waren, den Kopf noch einmal nach ihm umdrehen, sah ihn uns immer noch, und wie mir vorkam, wie mit stillem Vorwurfe, nachschauen, hielt mein Roß rasch an, berechnete die Entfernung, fand, daß ich noch bei Zeiten das Gebirge erreichen konnte, kehrte deßhalb um, setzte den armen Kerl auf mein Thier, und erntete auf diese leichte Weise den reichen Lohn seiner Dankbarkeit. —

27sten April. Die herrlichste Morgendämmerung weckte mich heute früh. Francesco war bereits munter; er hatte ein kleines Feuer auf der Erde angezündet, und war eben mit Wassersieden für meinen Kaffee beschäftigt; sobald er mich die Augen aufschlagen sah, nahm er meine lange Pfeife, füllte den Kopf mit Tabak, legte eine Kohle darauf, nahm die Mundspitze von Bernstein ab, um sie nicht mit seinen Lippen zu berühren, that dann ein paar Züge, schwenkte die Pfeife einigemale in der Luft hin und her, damit sie besser brannte, steckte den Bernstein wieder an, und bot sie mir nun dar, indem er zugleich den Körper vorwärts neigte, seine rechte Hand anmuthig auf die Brust legte und dabei sagte: „Καλῶς ἐξύπνεσιέ, Ἀφεντέ!" (etwa: wünsche Ihnen ein glückliches Erwachen, mein Herr). Die Griechen haben tausende solcher Begrüßungsarten oder Höflichkeitsworte, von denen viele nur zu bestimmten Tageszeiten oder in gewissen Jahrszeiten passend und gebräuchlich sind; so sagt der Grieche um Ostern, anstatt Einen mit „Guten Morgen" zu grüßen, wie Dieß beim Vorübergehen zu andern Zeiten gebräuchlich ist, „Χρίστος ἀνέστη" (Christus ist erstanden!" und es kostet den Ausländer oft nicht wenig Mühe, sich die einfache und unabänderliche Antwort darauf ἀληθινῶς ἀνέστη (ja, er ist auferstanden!)" anzugewöhnen. Nie tritt man in ein Haus, ohne daß der Hausherr wohl ein Dutzendmal sagte, „καλῶς ὁρίσατε (Sie sind willkommen)!" und diese Redensart wiederholt er, sonderbar genug, auch wenn man fortgeht. Ein Barbier wird Einem nie den Bart scheeren, ohne „auf Ihr Wohlseyn, mein Herr" zu sagen, wenn er Einem das Handtuch unter dem Kinn wegnimmt, ein Gleiches findet statt, wenn man badet, bei Tische trinkt, oder nies't; der Schneider wünscht immer, daß Einem das neue Kleid „wohl bekommen" möge; ja kein Kaufmann verkauft Einem eine Elle Tuch, ohne nicht, wenn er es abreißt, sein „μετὰ τῆς ὑγείας σας" zu sagen.

Ich hasse den morgenländischen Brauch des Titulirens, nun

bedeutet aber „Ἀφεντί“ oder Effendi, so viel als Herr oder Gebieter, ich sagte deßhalb zu Francesco, wie ich die Pfeife von ihm nahm: „Wie oft habe ich Dir doch schon gesagt, Du sollst mich nicht Effendi heißen?“ „Gerade so oft, Effendi, als ich Ihnen zur Antwort gegeben habe, daß ich Sie eben einmal gern so nenne,“ versetzte er halb ärgerlich, daß ich ihm hierin einen Zwang auferlegen wollte. Ich blies eine tüchtige Dampfwolke um mich her, um unbemerkt meine Gedanken wieder zu sammeln, während Francesco sich wieder zu seinem Kaffee-Feuerchen wandte, und es, auf seinen Fersen kauernd, mit dem Vordertheil seiner Hemdschürze anfachte, wobei er mich mit einem halb triumphirenden Blick beäugelte. Im Augenblicke, wo sein kleiner Topf, der ungefähr drei Viertelschoppen hielt, kochend war, schüttete er etwa einen Viertelschoppen fein pulverisirten Kaffee hinein, that den Zucker dazu, ließ das Ganze noch einmal aufkochen, rüttelte es einmal, und schenkte mir etwa drei Kelchgläschen voll von dem Getränke ein, der eine ganze Gelte von dem Gebräue, das wir daheim Kaffee nennen, aufwiegt. Dieß und ein Theelöffel voll Zuckerwerk, mit einem Paßglase kalten Wassers hinabgespült, ist Alles, was der Grieche zum Frühstück nimmt. Nachdem ich denn meine lange Pfeife ausgeraucht hatte, und auch Francesco mit seiner kurzen fertig geworden war — Stand und Würde wird bekanntlich im Morgenlande nach der Länge der Pfeife bemessen, und ich habe deren 12 Fuß lange gesehen, — sagte er und klopfte dabei die Asche seiner Pfeife aus: „Werden wir aufbrechen, Herr?“ Der Form nach war es eine Frage, allein dem Tone nach klang es fast wie ein Befehl; es schien wenigstens so viel zu sagen, als „es ist hohe Zeit, daß Sie aufstehen.“ Ich merkte mir den Wink, sprang auf, und brauchte bloß meine Schärpe und meinen Pistolengurt festzuziehen, und ich war zum Aufbruch fertig. Unser kleines Gepäck war bald auf dem Rücken eines gar winzigen Eseleins festgebunden; ich setzte mich schättlings in einen hochmächtigen hölzernen Sattel, den man einem Maulthier aufgebürdet hatte, steckte meine Fersen in die zu Steigbügeln hergerichteten Schlingen eines Stricks und schlang, in Ermangelung eines besseren Zaums, einen dauerhaften Strick um meine Hand, dessen eines Ende um die Nase des Thieres gebunden war, während das andere über meine Hand herabhängend, die Stelle der Peitsche und Sporen vertreten mußte — ein leidiger Stellvertreter freilich, denn man mag noch so arg darauf schlagen, das Thier bleibt eben alle eine oder zwei Minuten still stehen, um ein Maul voll Gras am Wege abzureißen, der Ungeduld und dem Grimm seines Reiters zum Trotz; und nur wenn der Treiber mit seinem Stocke bei der Hand ist, läßt es sich in einen schnellen Schritt bringen — zu mehr aber auch nicht.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Von Kentucky und seinen Bewohnern sagt der Verfasser:

„Das Klima von Kentucky ist dem Anbau von Hanf, Flachs, Tabak und Getreide aller Art günstig. Der Boden bestehe größtentheils aus fettem, schwarzem oder mit röthlicher Erde untermischtem Lehm, meist fünf oder sechs Fuß tief auf Kalksteingrund. Der Ertrag von Korn beträgt im Durchschnitt ungefähr 60 Bushels vom Morgen und vom Weizen ungefähr 55; auch Baumwolle wird hie und da gebaut. Die Scenerie ist mannichfaltig und der Boden gut bewässert.

„Die Kentuckier tragen sämmtlich große Taschenmesser, zu denen sie bei Zänkereien stets greifen, und oft sieht man einen Herrn vor der Thüre eines Gasthauses sitzen, der sich auf den Hinterfüßen seines Stuhles wiegt, und sich mit einem Messer, dessen Klinge volle sechs Zoll lang ist, die Zähne stochert, oder an den Bänken, Thürpfosten, oder was er sonst erreichen kann, schnitzelt. Dessen ungeachtet sind die Kentuckier um nichts zanksüchtiger, als irgend ein anderes Volk der westlichen Staaten und weit weniger als die Irländer; fangen sie aber einmal Streit an, so schlagen sie sich, wie die meisten Amerikaner, mit großer Erbitterung, wobei sie sich gegenseitig beißen, Messerstiche versetzen und auf höchst grausame Weise die Augen mit den Daumen aus ihren Höhlen drücken. Jedesmal, so oft ich im Sommer im Westen einen Gerichtshof betrat, sah ich, daß die Richter und Advokaten ihre Füße auf die vor ihnen stehenden Schreibpulte gelegt hatten, so daß diese sich weit höher befanden, als die Köpfe; Dieß sieht man nur in den westlichen Gegenden des Landes; in den Gerichtshöfen zu Orleans, New-York und Philadelphia herrscht dagegen die schönste Ordnung und der größte Anstand. Man hatte mir gesagt, daß die Richter nicht selten auf ihren Bänken einschliefen; ich muß indeß bekennen, daß mir in einem Zeitraume von 15 Monaten, während dessen ich die Gerichtshöfe besuchte, nie ein Beispiel der Art vorgekommen ist. Ich sprach sehr oft mit Amerikanern über den gänzlichen Mangel an Formen und Ceremonien bei ihrem Gerichtsverfahren, und erhielt stets zur Antwort: „Dergleichen mag in England allerdings nöthig seyn, um einem Haufen unwissender Menschen zu imponiren, die an der Abfassung der Gesetze keinen Antheil haben, für uns aber bleibt ein Mensch ein Mensch, er mag einen seidenen Talar anhaben oder nicht, und ich glaube, er kann einen Rechtsfall ohne Wolkenperrücke eben so gut entscheiden, als wenn er eine aufhätte. Sie sehen, wir haben allen Perrückenkram abgeschafft, und wenn einer unsrer Richter eine solche Mummerei tragen wollte, so würde man ihn für einen Hannswurst halten, und der Gerichtshof sänke zur Schaubühne herab; solche Dinge würden bei uns statt Feierlichkeit nur Gelächter und Unordnung aller Art herbeiführen.“

„Im Innern des Staates wohnte ich einer Wahl bei, bei der es sich um einen Stellvertreter bei der Legislatur des Staats handelte. Die Kandidaten waren ein Hutmacher und ein Sattler; der erstere war zugleich Major bei der Miliz und ein Methodistenprediger aus der Percival- und Gordonschule, der den Teufel und alle Gräuel des Fleisches verabscheute. Bei dieser Gelegenheit wurden verschiedene Gebete um Erleuchtung der Wähler gesprochen und gegen Ende der Verhandlungen geriethen der erwähnte Dreieinigkeitsbürger und ein Anderer auf den Hustings *) in einen Faustkampf, bei dem sich der Major als ein ächter Kentuckier bewies, der halb Pferd, halb Alligator ist, was nicht wenig dazu beitrug, ihm den Erfolg zu sichern. Nach der Wahl sprach ich mit einem der heftigsten Gegner des siegreichen Kandidaten, und sagte ihm, wie ich vermuthe, werde er bei der nächsten Wahl Alles aufbieten, um den Major auszustechen; worauf er erwiderte: „Das weiß ich nicht.“ „Wie, sagte ich, Sie werden ihm also nicht entgegen seyn?“ „O, entgegnete er, was Das betrifft, so mag er nur seine Schuldigkeit thun.“ „Sie sind also Willens, fuhr ich fort, ihm, wenn er Dieß thun sollte, nicht entgegen zu seyn?“ Hierauf sah er mich an, als verstünde er mich nicht recht, und sagte: „Ich wüßte nicht warum.“

„Die Bootsleute des Ohio und Mississippi sind die händelsüchtigsten Menschen von Amerika, die zugleich am wenigsten geneigt sind, sich den Gesetzen und gesetzlichen Behörden gehorsam zu zeigen. In Cincinnati sah ich einen dieser Menschen auf dem Quai wegen Schulden verhaften; er schien nichts weniger als Willens zu seyn, Folge zu leisten, da er, wenn es ihm gelang nach dem jenseitigen Ufer zu entwischen, in Sicherheit war. Er rief seine Kameraden aus dem Boote herbei, die sich auch augenblicklich zu seinem Beistande anschickten, und bereit schienen, ihren Kameraden aus den Klauen des transatlantischen Schergen zu befreien, als der Konstabel nicht etwa eine Pistole, sondern ein kleines Stück Papier her-

*) Gerüste für die Sprecher einer Wahlversammlung.

auszog und sagte: „Ich verhafte ihn im Namen der Staaten.“ Die Freunde des armen Schiffers sahen ihn hierauf einige Zeit an, und dann sagte Einer von ihnen ganz trocken: „Ich denke du mußt mit dem Konstabel gehen.“ — So hörte ich eines Abends in New-York, als ich eben nach meinem Gasthause zurückkehrte, in einer Schenke einen gewaltigen Lärm, und da ich Zeuge zu seyn wünschte, wie man hier widerspenstige Bürger verhaftete, so ging ich mit einigen andern Personen hinein. Der anwesende Konstabel war von keinem seiner Gehülfen unterstützt, und es schien mir durchaus unmöglich, daß er ein halbes Dutzend Kerle, die sich prügeln wollten, ohne Hülfe auseinander bringen könne. Seine Hand schien indeß dieselbe Kraft zu besitzen, wie die bekannte Zauberruthe Armidens; denn kaum hatte er sie den Kämpfenden auf die Schultern gelegt, so ordneten sie sich in Reihen und gingen so geduldig wie Schafe mit ihm fort. Die Ursache hievon ist, daß alle diese Menschen, wo nicht bei diesem, doch bei andern Konstabeln die Wahlfreiheit geübt hatten, und es daher nicht nur für ihre Schuldigkeit hielten, das Ansehen des Konstabels aufrecht zu halten, sondern sich auch hiezu um so stärker verpflichtet fühlten, weil sie wohl wußten, daß die Gewalt, die er übte, ihm von ihnen selbst verliehen war, und daß sie, indem sie sich ihr widersetzten, ihr eigenes Ansehen verletzen würden. Selbst in den größern Städten des Westens hat der Konstabel keine Gehülfen, aber er findet überall den kräftigsten Beistand bei den Bürgern selbst, wenn irgend ein Uebertreter des Gesetzes oder ein Verbrecher zu verhaften ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notiz über die Bevölkerung Belgiens.

Herr Vandermaelen, Director des geographischen Instituts in Brüssel, welchem die Wissenschaften schon manche sehr merkwürdige Arbeit im Bereiche der Statistik und der Geographie verdanken, hat unlängst die Statistik des belgischen Königreiches herausgegeben. Aus dieser Arbeit geht hervor, daß die mannichfaltigen Reichthümer des belgischen Bodens und der Industrie, diesen neuen Staat einer glücklichen Zukunft entgegenführen können, wenn es nämlich der Regierung gelingt, die Entwickelung jener Industriezweige zu bethätigen, und durch eine strenge Oekonomie in dem Staatshaushalte das Gleichgewicht in den Finanzen herzustellen. Der wichtigste Schritt hiezu wäre vor Allem die Armee auf den Friedensfuß zu setzen, denn man kann nur mit Bedauern das ungeheure und wachsende Mißverhältniß wahrnehmen, das zwischen den Staatseinnahmen und den Staatsausgaben besteht. Das Budget von 1831 zeigt ein Defizit von 9.835.143 Gulden; und jenes von 1832 ein solches von 49,372,121 Gulden, deren Deckung durch das Anlehen von 48.000.000 Gulden, welches die belgische Regierung unlängst kontrahirte, beabsichtigt worden ist. Es bleibt jedoch augenscheinlich, daß dieser Zustand der Dinge nicht länger andauern darf, wenn ein Staatsbankerott vermieden werden soll.

Wir wollen uns hier beschränken, die Totalbevölkerung einer jeden Provinz anzugeben, wie sie im Jahre 1831 festgestellt wurde, nebst der Seelenzahl der in denselben befindlichen Städte, deren Bevölkerung 10,000 Seelen übersteigt.

Bevölkerung Belgiens am 1 Januar 1831.

Provinz Antwerpen		347,590
Antwerpen	72.962	
Mecheln	23.747	
Lierre	13,150	
Turnhut	12,511	
Provinz des südlichen Brabants		556,046
Brüssel	98,279	
Löwen	25,645	
Provinz des westlichen Flanderns		603,214
Brugge	41,472	
Ostende	11,590	
Thielt	11,509	
Poperingen	10,044	
Ypern	14,958	
Courtray	19,124	
Provinz des östlichen Flanderns		733,938
Gent	83,785	
Renaix	12,069	
Alost (Aalst)	14,791	
Lokeren	16,096	
St. Nicolas	16.386	
Zele	10,078	
Provinz Hennegau		608,561
Mons	23.062	
Tournay	28.919	
Provinz Lüttich		371,568
Lüttich	58,558	
Verviers	19,465	
Provinz Limburg		335,595
Maestricht	22,000	
Provinz Luxemburg		301.608
Luxemburg	11,242	
Provinz Namur		211,544
Namur	19,287	
Summe der Totalbevölkerung am 1 Januar 1831		4.032.427

In der Voraussetzung, daß die von den Großmächten für Belgien bestimmten Gränzen unverändert bleiben, müssen hievon abgerechnet werden: Die Bevölkerungen der Arrondissements von Diekirch, von Luxemburg, des größten Theils von Ruremonde, der Hälfte von Maestricht, und eines kleinen Theils von Neufchateau; wonach sich die eigentliche Bevölkerung des belgischen Staates rein ergeben wird. In Folge der offiziellen Nachweisung, aus welcher wir obigen Auszug geschöpft haben, könnte man also annehmen, daß diese Bevölkerung am 1 Januar 1831 auf 3.817.000 Seelen zu schätzen war. Dieses Königreich wäre also fast so beträchtlich als Schweden und als das jetzige Polen; nur wenig geringer als Bayern und Sardinien; größer als Portugal und alle übrigen europäischen Staaten, mit Ausnahme der 5 großen Mächte, Spaniens, des ottomanischen Reichs und der beiden Sicilien.

Vermischte Nachrichten.

Der Handel der südlichen Häfen Rußlands mit Aegypten während des verflossenen Jahres stellt sich in folgender Uebersicht dar: 55 russische Schiffe liefen in dem Hafen von Alexandrien und in Damiette ein. Fünf dieser Schiffe führten bloß Ballast, die andern Handelswaaren, zu einem Werthe von 694,190 Rubeln. Dagegen liefen aus dem Hafen von Alexandrien 20 russische Schiffe, mit Ladungen von 567,420 Rubeln in Werth, nach der Levante oder den Häfen des mittelländischen Meeres aus; vierzehn waren bloß beballastet. Der Werth der in Aegypten eingeführten russischen Produkte beläuft sich auf 161.110 Rubel. Der hauptsächlichste Vortheil, der Rußland aus dem Verkehre mit Aegypten zuwächst, besteht in den Frachtgeldern, welche die russischen Schiffe beziehen, und die im vergangenen Jahre sich auf 73,135 Rubeln beliefen.

•

Neuere Erfahrungen haben bewiesen, daß die Angoraziegen in Podolien sehr gut fortkommen. Der Graf Potozki ließ die ersten dieser Thiere aus Asien dahin kommen, wahrscheinlich bloß ihrer Schönheit wegen, da diese Ziegen Hörner von einer Arschine Länge, große Augen und eine lange, glänzende, schneeweiße Wolle haben. Die kleine Heerde, die man bisher immer im Stalle gehalten hatte, aus Besorgniß, sie möchte das Klima nicht vertragen, vermehrte sich nur höchst langsam; seitdem man sie aber ins Freie treibt, zählt sie über zweihundert Stücke, die mit dem gewöhnlichen Ziegenfutter unterhalten werden; nur muß man zu ihrer Weide Gebirgsgegenden wählen, da niedergelegene Wiesen ihrer Gesundheit schaden. Im Winter muß man sie in warmen Ställen halten. Jede Ziege wirft gewöhnlich das Jahr zwei Junge, und gibt ein Pfund äußerst weiße und seidenartige Wolle.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 320. 15 November 1832.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Die vorzüglichsten Völkerschaften, die zu dem javanisch-malaischen Urstamm gehören, sind: die Javanesen und eigentlichen Malaien, die Bergbewohner von Java, die den Sunda genannten Theil dieser Insel inne haben, die Battas, die Aschinais, die Einwohner der Insel Bali, die Bima von Sumbava, die Bugis und die Makassaren von Celebes, die Tagalen, Bisayos, Sulus und Mindanao des philippinischen Archipels.

Ein eigenthümlicher Zug, der die Civilisation dieses Urstammes bezeichnet und sie von der aller übrigen civilisirten Völker der bewohnten Erde unterscheidet, besteht in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Buchstabenschrift, die man bei Völkerschaften im Gebrauch findet, welche unter Verhältnissen standen, die am wenigsten günstig waren, eine solche Erfindung zu erleichtern, oder auch nur nothwendig zu machen. Die Battas, die Redschangs und die Lampongs, Nationen, welche Sprachen reden, die weniger von einander verschieden sind, als das Französische, Spanische und Italienische, und alle drei auf einer und derselben Insel wohnend, bedienen sich zum Ausdrucke ihrer Gedanken Zeichen, die so sehr von einander verschieden sind, als ihre Idiome von den Sprachen der ihnen am fernsten wohnenden Völker. Man findet diese in der Geschichte des Menschen einzige Erscheinung ebenfalls, wenn man die Sprachen der Sundas, Tagalen, Bugis und Javanesen mit einander vergleicht, die einem und demselben Stamme angehören.

Der australische, carolinische und polynesische Urstamm lassen in ihrer Entwicklung einen weit langsameren Gang wahrnehmen, als der javanisch-malaische; man könnte sogar sagen, daß in ihr schon lange her ein völliger Stillstand eingetreten war. Allein so weit diese Civilisation auch unter der malaischen steht, so ist sie doch nicht minder merkwürdig, vorzüglich wenn man die ungünstigen Verhältnisse bedenkt, in denen sich der Mensch in diesem Theile der Welt befand, um sich aus dem wilden Zustande hervorzuarbeiten. Ohne Beihülfe der Hausthiere, ohne die mindeste Kenntniß vom Gebrauch der nützlichsten Metalle, auf ein unermeßliches Meer zerstreut, sieht man sie dennoch in einer Art Ackerbau begriffen, sich unter einer geordneten Regierung vereinigen, sich in Kasten theilen, von denen jede gewisse Vorrechte genießt, einem religiösen Dogma gehorchen und gegen die erblichen Häuptlinge eine Etikette beobachten, die sich in Betracht ihrer Strenge und ihrer Einzelheiten, mit der im Südosten Asiens üblichen vergleichen läßt. Fern gestellt dem Einflusse schon weiter in der Civilisation fortgeschrittener Völker sieht man diese Insulaner bequeme Hütten bauen, so wie sie den örtlichen Verhältnissen angemessen sind; sich mit wirklichen Stoffen oder künstlich geflochtenen Matten bekleiden; einige freilich rohgearbeitete Denkmäler errichten; endlich mit erstaunlichem Verstande Piroguen bauen, welche die Bewunderung aller Seefahrer erregen, und auf ihnen, von den Sternen und der Kenntniß der Winde geleitet, das ungeheuerste von allen Meeren in jeder Richtung durchkreuzen.

Wenn man die Hauptzüge, die uns diese drei Urstämme einer autochthonen Civilisation von einander zu scheiden dienten, zusammenfassen und jedem die Völkerschaften zutheilen will, die ihm zugehören, so kann man sie auf folgende Weise gruppiren:

Der australische Urstamm würde die am wenigsten stumpfsinnigen Negervölker begreifen. Obgleich man gegenwärtig nur einen kleinen Theil dieser Völkerschaften kennt, die man hiezu rechnen kann; so glaubt man doch an die Spitze von Allen die Inselbewohner von Neu-Irland, Neu-Britannien, Santa Cruz und einige von den Salomonsinseln und der papuasischen Gruppe (Neu-Guinea) stellen zu dürfen. Diese Völker kennen den Gebrauch des Bogens und der Pfeile, wovon die Völker der carolinischen und polynesischen Zweige keine Kenntniß haben; einige verstehen sogar irdene Geschirre zu verfertigen, und alle besitzen einen ausgesprochenen Geschmack und eine große Geschicklichkeit für Skulpturen, mit denen sie ihre Piroguen und die Thüren ihrer Wohnungen verzieren. Hiebei muß aber insbesondere auf zwei merkwürdige Eigenheiten aufmerksam gemacht werden, die diesen Völkerschaften angehören und deren Kenntniß wir dem Naturforscher Lesson verdanken. Dieser gelehrte Reisende bemerkte nämlich, daß die Inselbewohner von Waigieu und Dory sich hölzerner Kopfkissen bedienen, woran Schnitzwerk und beinahe stets zwei mehr oder minder vollkommen gearbeitete Sphynxköpfe angebracht sind; verschiedene dieser Gegenstände wurden in Frankreich mit Kopfkissen verglichen, die man unter den Köpfen ägyptischer Mumien zu finden pflegt, und ließen keinen großen Unterschied erkennen. Im Hafen Praslin hörte derselbe Reisende die Eingebornen eine Art Spinett und die Panflöte

oder Rohrpfeife mit Kunst spielen; letztere begriff acht Noten, von denen fünf der Tonleiter angehören und drei in der untern Oktave wiederholt werden; was einen ausgezeichneten Musiker veranlaßte, die Erfindung dieses Instrumentes den entferntesten Zeiten zuzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

5. Ein Neugrieche.

(Schluß.)

Wir waren eben aufgebrochen, als die glänzende Sonne — und o wie glänzend und strahlenreich zieht sie an dem klaren Himmel in diesem **Morgenlande** herauf! — über den Hügeln emporstieg, Francesco schon weit voraus und hell hinaus sein Ζήτω ἡ ἐλευθηρία singend; ich mein stöckisches Maulthier mit Strick und Wade bearbeitend, und der Maulthiertreiber, das Eselein vor sich hertreibend, im Nachtrab. Ich hätte gar gern Francesco eingeholt, und entweder in sein Lied eingestimmt oder ihn bewogen, einige von seinen wilden Abenteuern zu erzählen, und hatte auch mein Maulthier ein Stück Weges vor dem Treiber vorausgebracht, als die Bestie den Kopf schief herum drehte und da es seinen Herrn nicht in der Nähe sah, in einen langsamen Schritt zurückfiel, den es noch jeden Augenblick unterbrach, um da und dort neben hinaus Gras zu naschen. Umsonst prügelte, trat und schalt ich es mit allen möglichen Uebelnamen, das Ungethüm kümmerte sich nicht einen Pfifferling darum. „Warte, ich will Dir" . . . „Du sollst mir schon wieder laufen," und damit zog ich hurtig ein Messer heraus, an welchem sich ein stumpfer Bohrer befand, und fing nun an, hinter dem Sattel grausamlich auf das Thier hinein zu bohren; allein mein Lohn blieb nicht aus, denn das Vieh antwortete auf mein grausames Thun weit fühlbarer als Bileams Esel, indem es aufs Allertollste hinten ausschlug. Ich hielt mich mit beiden Händen für einen Augenblick am Sattel fest, in der Hoffnung, der Sturm werde bald vorübergehn; allein es schlug immer fort aus und hob jedesmal sein Hintertheil höher in die Luft, bis zuletzt sein Rücken in senkrechter Linie zur Erde stand, wo ich denn den Gesetzen der Schwerkraft gehorchend, von dem Maulthier, das jenen noch mit einem tüchtigen Schlage nachhalf, der Länge nach ausgestreckt zu Boden geworfen wurde. Francesco eilte ganz erschrocken zurück, sprang aber, als er mich unbeschädigt fand, herzlichst lachend fort, um den Maulesel einzufangen, während der Treiber herbeikam, und höchst ängstlich sich erkundigte, ob sein Thier irgend Schaden genommen habe, ohne daß ihm eingefallen wäre, zu fragen, ob ich ein Bein oder eine Rippe gebrochen. Indessen war ich wieder zurecht gekommen, und steckte ganz sachte und ohne dem Treiber ein Wort zu sagen, mein Instrument in die Tasche, so daß er wirklich glaubte, es sey irgend ein böser Geist in sein Thier gefahren gewesen, und mir versprach, gleich am nächsten Kloster ihm ein Amulet um den Hals zu hängen.

Wir gelangten bald an den Fuß einer steilen und felsigen Bergkette, die fast senkrecht aus der Ebene aufsteigt, und die vormals die Gränzscheide zwischen dem Gebiet von Korinth und dem von Argos bildete. Eine enge Schlucht in der Kette, die wir vorher nicht wahrgenommen hatten, that sich jetzt vor uns auf; wir betraten ihren gähnenden Schlund, und befanden uns nun zwischen zwei senkrechten Felsenwänden, die zu beiden Seiten zu einer ungeheuern Höhe hinanstiegen und sich immer mehr verengten, bis kaum noch Raum für einen Durchweg blieb. Nachdem wir einen schmalen Fußpfad erklommen hatten, kamen wir aus der Schlucht heraus, und auf die jenseits der Felsenkette gelegene Ebene. — Und hier erlaube ich mir eine Bemerkung über die Ursache der Zerspaltung des alten Griechenlands in so viele verschiedene Staaten, die, meiner Ansicht nach, zunächst durch die physische Gestaltung des Landes bedingt worden ist. Es gibt hier nichts, was unsern Hügeln ähnlich, und durchaus kein allmähliches Anschwellen des Bodens zu Gebirgen, wohl aber ausgedehnte und vollkommen flache Ebenen, nur wenige Fuß über der Meeresfläche erhöht, aus deren Oberfläche steile Felsenberge emporspringen, die entweder, wie bei Argos, in einer Kette hinlaufen, oder in vereinzelten schroffen oder klippenartigen Massen in die Höhe steigen, wie die Akropolis von Korinth, von Athen u. d. m. Griechenland wird nach allen Richtungen von Reihen niederer felsiger Berge durchschnitten, welche äußerst schwer zu passiren sind; der Raum Landes zwischen ihnen ist nieder, eben und gemeiniglich mit fruchtbarem, von den Bergen herabgeschwemmtem Grund bedeckt, deren felsige Gipfel darum ganz nackt sind. Ein jeder solcher Strich Landes zwischen diesen Bergketten schien uns eigens von der Natur zum Besitzthum einer besondern Völkerschaft abgegränzt. Das Erste, wonach sich denn diese umzusehen hatte, war ein fester haltbarer Ort, in den sie sich zurückziehen konnten, wenn sie von ihren Nachbarn — in den frühen Perioden der Gesellschaft eine, wie es scheint, mit **Feind** gleich bedeutende Benennung — angegriffen wurden. Die so senkrecht aus der Ebene aufsteigenden mächtigen Felsen dienten trefflich zu diesem Zwecke; auf diese Art finden wir, daß die Akropolis von Athen zu einem festen Platze und Vertheidigungsort umgewandelt wurde, indem man bloß da, wo sie nicht ohnehin schon von der Natur befestigt war, an den weniger senkrecht abfallenden Stellen Mauern aufführte. Ein Gleiches fand bei Korinth, Argos, Mycenä, Pylos u. s. w. statt; und wir finden, daß diese Orte alle nachfolgenden Jahrhunderte als Vesten benutzt wurden. In diese Bergvesten nun trieben die Bewohner ihr Vieh, und zogen sich selbst eben dahin jede Nacht zurück, und kamen dann mit dem Tage heraus, um ihre Arbeiten auf der Ebene wieder vorzunehmen; oder späterhin, wenn die Nation mächtiger geworden war, und weniger vor ihren Nachbarn in Furcht zu seyn brauchte, flüchtete sich bloß derjenige Theil des Volks, der die Ebene bebaute, und nur in den dringendsten Fällen, wie z. B. beim Eindringen eines feindlichen Heeres, in die Veste zurück, während die Reichgewordenen oder Diejenigen, welche vom Handel lebten, bleibend die festen Plätze bewohnten, sich dort gewisse Vorrechte über die Bewohner des flachen Landes, sey es auf erlaubtem, sey es auf unerlaubtem Wege, zu verschaffen wußten, und zwar in manchen Fällen in solcher Ausdehnung, daß die Letztern oft beinahe gar keine politischen Rechte genossen; ein **Bürger** galt mehr, als hundert Un-

terthanen. Die Ansammlung einer großen Zahl von Menschen in einem kleinen Raume scheint eine nothwendige Bedingung ihres Fortschreitens in der Gesittung; hat aber auch manche Mißstände und Nachtheile in ihrem Gefolge, und namentlich Den, daß die Stadtbewohner sich über die Landbewohner politische Rechte anmaßen. Dieß war besonders der Fall in Griechenland, und ist es noch in manchen Ländern, wie z. B. in der Schweiz, wo eine Stadt oft eben so viele Mitglieder in den Rath sendet, als der ganze übrige Theil des Kantons, wenn auch der letztere ihr hinsichtlich der Volkszahl und des Reichthums fünfmal überlegen seyn sollte. Wenn wir von der großen Zahl der Staaten des alten Griechenlands lesen, ihre Macht und Hülfsquellen betrachten, und dann einen Blick auf die Charte werfen, müssen wir über den kleinen Raum, den sie einnehmen, billig erstaunen. Hellas war zu seiner Zeit die größte Macht der Welt, und doch war sein eigenthümliches Gebiet nicht einmal so groß als das des Staates New-York. Aegina war eine bedeutende Seemacht, und doch habe ich es in einem Tage umsegelt; Argos war ein mächtiger Staat, und doch habe ich oft auf einer Jagdpartie sein ganzes Gebiet durchkreuzt. Die Schwierigkeiten des wechselseitigen Verkehrs und der Mangel an Straßen über die Gebirgszüge, welche die verschiedenen Staaten trennen, trugen viel zu der Fortdauer der Eifersucht und Feindschaft bei, mit welcher die Bewohner der einzelnen Staaten einander betrachteten, wodurch aber gerade ihr kriegerischer Sinn fortdauernd unterhalten wurde, und ihnen im Falle der Einigung bei einem Angriffe von außen her die Mittel zum kräftigen Widerstande gegeben waren.

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Ueber die Indianer enthält die vorliegende Schrift folgende Schilderungen:

„Ein Vorfall, der sich einige Tage vor meiner Ankunft im Gebiete der Senekas ereignete, gibt einen Begriff von dem entschlossenen Charakter der Indianer. Drei Brüder, sämmtlich Häuptlinge, wohnten in diesem Gebiete, von denen der älteste, „Seneka John," oberster Häuptling des Stammes und ein bei den Weißen sehr in Achtung stehender Mann, an Gift starb. Die Häuptlinge, die in ihrer Berathung genügende Beweise aufgefunden hatten, daß sein zweiter Bruder, die „Rothe Hand," in Verbindung mit einer Skwah (Frau) ihn vergiftet habe, fällten das Urtheil, daß die Rothe Hand sterben solle. Die „Schwarze Schlange," der dritte Bruder, sagte hierauf den Häuptlingen, da die Rothe Hand sterben müsse, so wolle er selbst ihn tödten, um Feindseligkeiten unter dem Stamme zu vermeiden. Demzufolge begab er sich am Abend in Rothhands Hütte, und nachdem er einige Zeit schweigend da gesessen, sprach er: „Meine besten Häuptlinge sagen, du habest meines Vaters Sohn getödtet; sie sagen, mein Bruder müsse sterben." Rothhand erwiderte hierauf nichts als: „Sie sagen so," und fuhr fort zu rauchen. Nach einem abermaligen, ungefähr fünfzehn Minuten langen Schweigen sagte die Schwarze Schlange, indem er auf die untergehende Sonne deutete: „Wenn sie über diesen Bäumen erscheint," — indem er eine Rundbewegung mit dem Arme nach der jenseitigen Richtung machte — „so komme ich Dich zu tödten." Rothhand nickte auf die kurze ausdrucksvolle Weise der Indianer mit dem Kopfe und sagte: „Gut." Am andern Morgen trat die Schwarze Schlange von zwei Häuptlingen begleitet in die Hütte und trieb zuerst die Skwah hinaus, dann kehrte er zurück und trat mit niedergeschlagenem Blick vor seinen Bruder. Rothhand sagte ruhig: „Ist mein Bruder gekommen, daß ich sterben soll?" — „So ist es," war die Antwort. „Nun denn," rief Rothhand, indem er mit seiner Rechten des Bruders Linke ergriff und die Binde von seinem Kopfe riß, „triff gut." In einem Augenblicke war der Tomahawk aus dem Gürtel der Schwarzen Schlange und fuhr in den Kopf des unglücklichen Mannes. Er erhielt mehrere Streiche, wobei ihm jedesmal der Ausruf „Hugh" entfuhr. Die Indianer legten ihn dann auf das Gras, um ihn da sterben zu lassen, wo ihn der Jäger, der mir den Vorfall erzählte, nach zwei Stunden noch am Leben fand; so zäh ist das Leben der Indianer. Endlich wurde ihm mit dem Skalpiermesser der Hals abgeschnitten, und so endete die Scene."

Die Lage der noch übrigen indianischen Stämme wird als höchst bedrückt geschildert, und der Verfasser spricht sehr warm gegen die systematische Grausamkeit, mit der sie von der Regierung der Vereinigten Staaten verfolgt und aus dem Lande ihrer Väter vertrieben werden.

„Die Lenni Lenapen oder Delawaren, wie sie von den Engländern wegen der großen „Versammlungsfeuer" genannt werden, die sie an den Ufern des Delawareflusses hielten, waren einst einer der mächtigsten von den verschiedenen Stämmen, welche die Mundart der Delawaren sprachen, und besaßen östlich von den Alleghanygebirgen einen unermeßlichen Landstrich. Dieses unglückliche Volk wurde von Stelle zu Stelle verdrängt, bis es endlich genöthigt war, einen Zufluchtsort bei dem Stamme der Wiandots anzunehmen, den sie ihren Oheim nennen, und jetzt sind sie gezwungen, auch diesen zu verkaufen und jenseits des Mississippi auszuwandern. Für ein fühlendes Herz war Dieß ein über alle Beschreibung rührendes Schauspiel. Hier war der kleine Ueberrest einer großen Nation, der, nachdem man ihn durch Bedrückungen aller Art aus dem Lande seiner Väter vertrieben hatte, nun gezwungen war, einen Vertrag einzugehen, der diese halb civilisirten Völker nöthigte, in die Wälder zurückzukehren. Der Fall ist der: Die Weißen, oder vielmehr Jackson und die südlichen Staaten sagen, daß die Indianer die Verbesserung des Landes verzögern; — eben so könnte der Räuber, der einen Reisenden beraubt, sagen, daß dieser die Verbesserung seiner Lage, nämlich des Räubers, verzögere, denn je mehr der Räuber seine Taschen füllt, um so mehr verbessern sich auch seine Umstände. Die Indianer haben Meiereien angelegt und bedeutende Strecken Landes kultivirt, und es muß natürlich die Lage der Weißen bedeutend verbessern, wenn sie diese werthvollen Besitzungen um den zehnten Theil ihres wahren Werthes an sich bringen. Der Vortheil, den die Vereinigten Staaten aus dieser systematischen Plünderung der Indianer gezogen haben, ist unermeßlich, und ein großer Theil der Nationalschuld ist auf diese unredliche Weise getilgt worden. Das den Delawaren übrig gebliebene Gebiet enthielt neun Quadratmeilen oder 5760 Morgen, und hiefür sollen sie laut dem abgeschlossenen Vertrage 6000 Dollars erhalten, was, wenn man den Werth der Urbarmachung in Anschlag bringt, sicherlich ein wohlfeiler Kauf genannt werden kann. Uebrigens war ich damals mit der schönen Verfahrungsweise der Regierung noch nicht bekannt, die dem armen Indianer unter allerlei Vorwänden so viele Abzüge vom bedungenen Kaufschilling zu machen pflegt, daß ihm für sein abgetretenes Land oft kaum etwas übrig bleibt, und er daher wohl nicht Unrecht hat zu sagen: „die Gerechtigkeit des weißen Mannes gleiche nicht der Gerechtigkeit des rothen Mannes, und er könne die Ehrlichkeit seines christlichen Bruders nicht recht begreifen." Der nachfolgende Auszug aus dem „New-York American" wird einen Begriff von der Art geben, wie man mit den Indianern umgeht. „Der letzte der Ottowas. Maumee Bay, Ohio 5 September 1831. Herr James B. Gardiner hat zu Maumee Bay in Michigan einen höchst wichtigen Vertrag über Abtretung alles den Ottowa-Indianern in Ohio noch gehörigen Landes, ungefähr 50,000 Morgen, abgeschlossen. Es war mit größerer Arbeit und bedeutendern Schwierigkeiten verbunden, als irgend ein Vertrag, der noch in diesem Staate zu Stande kam; das erhaltene Land war das letzte, was diesem wilden, kriegliebenden und feindseligen Stamme von seinem alten Gebiete noch übrig blieb. Die durch den abgeschlossenen Vertrag bestimmten Bedingungen sind denen der Verträge von Lewistown und Wapaghkonetta ganz gleich, nur mit dem Unterschiede, daß der Ueberschuß, der sich von ihrem Lande nach Abzug von 70 Cents vom Morgen, die zu Entschädigung der Regierung bestimmt sind, noch ergibt, zu Bezahlung der Schulden des Stammes verwendet wird, die sich auf ungefähr 20,000 Dollars belaufen. (Nun fragt sich: was sind Dieß für Schulden? Ist jene Summe vielleicht der Betrag früher ihnen gemachter Geschenke?) Der Ueberschuß,

wenn anders einer übrig bleibt, fällt dem Stamme zu; 70.000 Morgen Landes sind ihm westlich vom Missisippi angewiesen. Die Ottowas sind der raubsüchtigste, trunkenste und wildeste Stamm in Ohio. Das von ihm abgetretene Gebiet ist eines der werthvollsten, und das Land am Miami ist das zum Mühlenbau am günstigsten gelegene im Staate. Der Delawaren waren zu wenige (nur 51), um sich zu widersetzen, und deßhalb nahmen sie die vorgeschlagenen Bedingungen an. Am Schlusse der Konferenz sagten ihnen die Kommissarien, daß sie, nebst dem Ochsen, der bei dieser Gelegenheit geschlachtet worden war, noch ein Faß Mehl erhalten sollten, was mit einem „Yoha! Yoha!" aufgenommen wurde. Lachend fügten die Indianer noch bei: sie hofften, ihr Vater werde ihnen ein wenig Milch zukommen lassen, worunter sie Whisky verstanden, was man ihnen denn auch bewilligte. Sie tranken von diesem modernen Lethe und vergaßen auf einige Zeit ihr Mißgeschick. Da, wo der Merrimakfluß sich in zwei Arme theilt, sind zwei Niederlassungen der Delawaren, in deren Nachbarschaft diese Indianer sich anzusiedeln gedenken."

„Von Gerechtigkeit und Ehre sprechen zu wollen, wäre eitel Träumerei, denn diese scheinen schon beim ersten Anfange des Kampfes über Bord geworfen worden zu seyn; aber fragen möchte ich die Amerikaner, ob ihr Benehmen gegen die Indianer politisch sey? Ist es politisch, in Amerika, im Angesichte civilisirter Nationen, Verträge zu brechen? Ist es politisch, sich selbst offen vor der Welt als treulos und ungerecht, als eine Nation zu zeigen, die mit Verachtung aller moralischen Verpflichtungen die heiligsten Verträge verlezt, wenn sie es nicht länger ihrem Interesse gemäß findet sie zu halten, und sich in der Lage befindet, Dieß ungestraft thun zu können? Gibt sie dadurch nicht fremden Staatsmännern einen schlagenden und kräftigen Vertheidigungsgrund, wenn diese es genehm finden sollten, mit ihr geschlossene Verträge zu brechen? Können diese nicht mit vollem Recht sagen: Amerika hat sich durch sein Verfahren gegen die Tscherokisen als treubrüchig gezeigt; es hat bewiesen, daß es Verträge nur so lange hält, als es sein Interesse zugibt; warum also sollten wir uns von einer solchen Macht zum Besten halten lassen und warten, bis sie in der Lage ist, uns bevortheilen zu können? Ich könnte noch manches Argument zum Belege der Unklugheit eines solchen Benehmens anführen; da mein Aufenthalt aber von zu kurzer Dauer war, um alle auf den vorliegenden Fall bezüglichen Thatsachen kennen zu lernen, so muß ich mich auf eine bloße Skizze beschränken. Daß die Eingebornen höchst grausam behandelt wurden, ist außer allem Zweifel; die eigenen Worte der Botschaft des Präsidenten geben Dieß zu, und der Ton von Mitgefühl und Versöhnlichkeit, der diesem Eingeständnisse folgt, kann mit den in andern Paragraphen enthaltenen Schilderungen beabsichtigter Ungerechtigkeiten zusammengehalten, nur als politische Spötterei erscheinen. Die Botschaft sagt: „Ihre jezige Lage mit Dem verglichen, was sie ehemals waren, nimmt unser Mitgefühl mächtig in Anspruch. Unsre Vorfahren fanden sie im unumschränkten Besitze dieser großen Länder; durch Ueberredung und Gewalt wurden sie von Fluß zu Fluß, von Gebirg zu Gebirg zurückgedrängt, bis endlich einige ihrer Stämme gänzlich ausstarben und von andern nur Wenige noch übrig blieben, um ihre einst so furchtbaren Namen noch einige Zeit zu erhalten." Dann wird vom Präsidenten ein Plan vorgelegt, um wo möglich den ganzen Untergang des indianischen Volks zu verhüten, der darin besteht, sie jenseits des Missisippi zu schicken, und ihnen den Besiz eines großen Gebiets westlich von diesem Flusse zu verbürgen. Wie weit indeß dieser Vorschlag davon entfernt ist, dem angegebenen Zweck zu entsprechen, wollen wir jezt untersuchen. Die Tscherokisen wurden durch ihre Nachbarschaft und den Verkehr mit den Weißen halb civilisirt; wie läßt sich also denken, daß ihre Lage verbessert wird, wenn man ihnen Wälder und unfruchtbare Auen zum Aufenthalte anweist? Jenes Gebiet ist jezt der Jagdbezirk der Pawnihs, der Osagen und anderer kriegerischer Stämme, die fast gänzlich von der Jagd leben, und beinahe immer unter sich in Kriege verwickelt sind. Sobald die Tscherokisen und andere halb civilisirte Indianer erscheinen, werden sie von jenen Stämmen insgesammt als Eindringlinge angesehen werden und deren vereinten Angriffen bloßgestellt seyn; ja es herrscht sogar ein alter Haß zwischen ihnen, der sich sehr wahrscheinlich erneuern dürfte. Große Partien von Trappers und Jägern machen jährlich Streifzüge in das Land jenseits der Gränzen der Vereinigten Staaten, und erlegen den Indianern zum Troze Biber und Büffel, die leztern meist nur der Zunge und des Felles wegen; das Fleisch lassen sie liegen und geben es der Fäulniß preis. Auf diese Weise sind also jene unglücklichen Ausgestoßenen aller Unterhaltsmittel beraubt, und welche Bürgschaft haben sie übrigens, daß die Vereinigten Staaten ihnen für die Zukunft Treu und Glauben halten werden, da sie es doch, wie erwiesen, früher nicht thaten? Welche Sicherheit haben sie, daß man sie nicht abermals von Fluß zu Fluß, von Gebirg zu Gebirg bis an die Küsten, ja wenn man es bequem fände, wohl gar ins stille Meer selbst treibt? Die Politik der Regierung der Vereinigten Staaten ist offenbar keine andere, als die Indianer sich untereinander selbst aufreiben zu lassen; ihr ganzes Benehmen, von der Zeit an, wo diese Frage zuerst in Anregung kam, bis jezt, zeigt diese Absicht nur zu deutlich, und wenn es an Beweisen mangelte, daß die Regierung der Vereinigten Staaten wirklich eine so barbarische und unmenschliche Politik befolgt, so dürften wir nur an die Tscherokisen erinnern, die dem Vertrage vom Jahre 1819 zufolge, Land in Tenessee gegen Ländereien westlich vom Missisippi vertauschten. Man wußte recht gut, daß zwischen den Osagen und Tscherokisen eine tödtliche Feindschaft bestand, und daß eine Nachbarschaft beider Stämme traurige Folgen haben werde, und dennoch wies die Regierung diesen Tscherokisen das zwischen dem Arkansa und dem rothen Fluß gelegene Land an, das unmittelbar an das Gebiet der Osagen gränzt. Es ist unnöthig zu bemerken, daß der Erfolg so war, wie man ihn vorausgesehen hatte: täglich erfolgten gegenseitige Angriffe auf Personen und Eigenthum, die von beiden Seiten den Tod mehrerer Krieger zur Folge hatten. Wäre das, in jener Stelle der Botschaft, die sich auf die Indianer bezieht, ausgedrückte Mitgefühl aufrichtig, so machte es dem, der es aussprach, alle Ehre; allein wenn wir die Thatsachen genauer würdigen und die verschönerten Angaben ihres Schmucks entkleiden, so zeigt sich ihre gänzliche Unhaltbarkeit, und daß das Bedauern des Präsidenten eine grausame Heuchelei war."

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Unter einer der trocken stehenden Bögen der londoner Brücke wurde unlängst von einem Straßenaufseher eine förmliche Kolonie heimath- und obdachloser Menschen entdeckt, und vor den Lord Mayor gebracht. Es waren gegen fünfzig junge Männer und Weiber mit einer Menge von Kindern, die sich diesen seltsamen Aufenthalt gewählt hatten, wohin sie sich nach vollbrachter Tagsarbeit begaben, um dort ihr Mahl einzunehmen und zu übernachten. Als der Straßenaufseher ihnen als verdächtig nachspürte, und sie in ihre Kolonie verfolgte, fand er sie theils schlafend, theils um ein großes Feuer versammelt, über dem in einer großen Pfanne das Ingeräusche eines Bockes, zwei Schafsköpfe und Fleischabfälle aus den Garküchen geschmort wurden. Die Hütten, die sie unter dem Brückenbogen errichtet hatten, waren voll des gräßlichsten Schmuzes, und wurden des Nachts gewöhnlich mit Backsteinen oder Gestrüppe verstopft. Das gespensterartige Aussehen dieser zerlumpten Menschen sprach eindringlicher für sie als es der beste Redner gekonnt hätte. Der Lord Mayor befahl, die Unglücklichen einstweilen in Pflege zu nehmen, bis die Kirchspiele ausgemittelt worden, deren Armenpflege sie zugehören.

*

Der Moniteur enthält einen Bericht von dem Justizminister an den König über die Abnahme der Hinrichtungen und infamirenden Strafen, und hierauf gestüzt den Antrag auf Verminderung des Henkerpersonales. Im Jahre 1828 wurden 114 Todesurtheile gefällt und 75 vollzogen, im Jahre 1829 beliefen sich die Verurtheilungen auf 89, von denen 68 vollstreckt wurden, und im Jahre 1830 auf 92, die Hinrichtungen auf 38; endlich im Jahre 1831 zählte man 108 Todesurtheile und 28 Hinrichtungen. So wurden im Jahre 1828 358 an den Pranger gestellt, im Jahre 1830 nur 262 und im Jahre 1831 noch weniger. Demnach beantragt das Ministerium die 68 Scharfrichter auf die Hälfte und ihre 146 Gehülfen auf 16 zu reduziren. Die Besoldung der Scharfrichter beläuft sich gegenwärtig auf 224,000 Fr., die ihrer Knechte auf 117,000. Der Scharfrichter von Paris bezieht einen Gehalt von 8000 Fr., der von Lyon 5000, der von Bordeaux und Rouen 4000 Fr. u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 321. 16 November 1832.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

1. Kriegsfahrten im Peloponnese.

Es war ein heiterer aber heißer Julinstag, als unsere Schaar Bergkrieger unter dem tiefen Schatten einer Gruppe breitblätteriger Feigenbäume Halt machte, um sich etwas zu erfrischen und die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen; unsere Siesta war eben vorbei, als ich erwachte und, ohne meinen Kopf von der Baumwurzel, auf der er gelegen hatte, in die Höhe zu heben, noch halb schläfrig meinen Blick über die sonderbare Gruppe um mich her gleiten ließ. Die kleine blaue Kreuzesfahne war in den Boden gesteckt; die abgepackten Saumthiere, aber ein Jedes mit dem Kopfe an den Vorderfuß gebunden, naschten an d m kurzen Grase; die Soldaten, in ihrer malerischen Tracht, „im schneeweißen Hemd und dem rauhen Capot" *) waren rings umher in den mannichfaltigsten Stellungen auf der Erde verstreut; bei Einigen verkündeten der zurückgebogene Kopf, die von einander stehenden Lippen und die tiefathmende Brust den gesundesten Schlaf; während Andere mit matten halbgeöffneten Augen zwischen Schlafen und Wachen da lagen; hier rauchte eine Gruppe schweigend ihre Pfeifen, und dort kämmte ein Soldat sich die langen gekräuselten, bis auf die Schultern herabfallenden Locken. Der Gegenstand jedoch, der mich am meisten anzog, war die schmächtige, aber zierliche Gestalt eines neunzehnjährigen schnell aufgeschossenen Jungen, der zu meinen Füßen lag, den Kopf halb in die Höhe gehoben, und auf die eine Hand gestützt, während er in der andern eine saffianene Kapsel hielt, die mir ein Miniaturgemälde zu enthalten schien, und seine Augen auf einen in dem Grase vor ihm liegenden offenen Brief heftete. Der Jüngling hatte immer ein anziehendes Aussehen, allein jetzt mehr denn je; seine anmuthige, eben zum blühenden Mannesalter sich entfaltende Gestalt besaß die seinen Jahren eigene Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, die jeder Körperhaltung Anmuth verleiht; seine Züge waren, wenn gleich scharf ausgeprägt, regelmäßig und schön; und seine von Natur dunkle Gesichtsfarbe war durch Wind und Wetter noch mehr gebräunt worden; seine weiche Haut war aber dabei so rein, daß man den reichen Blutstrom darunter schwellen sehen konnte; und sein Auge, sein großes schwarzes, nimmer rastloses, feuriges Auge, gab allen seinen Zügen Leben und Bewegung. Dazu seine Tracht — die reiche und malerische Tracht der albanesischen Griechen: die blaubetrodelte rothe Mütze; Hals und Nacken blos; die vergoldete und gestickte Jacke mit den aufgeschlitzten, zurückgeworfenen Aermeln, und der rechte Arm bis zur Schulter nackt; die blauseidene fest um den schlanken Leib gezogene Feldbinde, der weiße flatternde Hemdschurz; gestickte Gamaschen und gestrickte Sandalen; das Ganze, noch gehoben durch den großen rauhen Capot oder Ueberwurfsmantel, auf dem er lag, gab ein vollendetes Bild eines jungen Griechen — in der Person eines Engländers von Stand und Vermögen. Ich betrachtete ihn eine Zeit lang, nachdem er sein Miniaturgemälde eingesteckt hatte und nun an seinem eben hervorsprießenden Schnurrbart ziehend, mit allen Zeichen der Ungeduld da lag. Plötzlich sprang er auf und rief, mich bei Namen nennend: „Gehen Sie mit, oder nicht? Verdammt will ich seyn, wenn ich noch länger hier bleibe, und auf die Türkenhunde warte!" Sein Aufruf brachte die ganze Schaar auf die Beine und in Bewegung; die Schläfer fuhren auf; die zuvor stumm Gewesenen wurden jetzt alle lebendig und plauderten darauf los, wie von einem Zauber erlöst; und während Einige fortliefen, um die Maulthiere einzufangen, begannen Andere das Zündkraut auf der Pfanne und die Schlösser ihrer Pistolen und Musketen zu untersuchen, Alle aber waren eifrig daran, ihre Vorbereitungen zum Abmarsch zu treffen. „Ich hab' es satt, noch länger mit Ihnen hier herumzukreuzen," murrte W**., „ich mache mich mit meinen fünf Soldaten zum Ulysses *) auf, dort gibts für uns in Einer Woche mehr zu fechten, als Sie hier zu sehen bekommen, wenn Sie auch bis zum jüngsten Tag warten." — „Possen!" rief ich, „gedulden Sie sich nur, und ich stehe Ihnen dafür, Ihr Hals wird bald genug mit einem Scimitar **) Bekanntschaft machen, ohne daß Sie ihn unnöthiger Weise hinzustrecken brauchten; und dann — was für ein Beispiel von Subordination würden wir den Soldaten da geben, wenn wir den uns angewiesenen Posten im Stiche ließen und wie fahrende Ritter, nach Abenteuern im Lande herum zögen?" — „Ha zum Hen-

*) „in the snowy camese and the shaggy capote;" s. Lord Byrons Child Harolds Pilgrimage, Canto II Stanza 72, 2 in dem Kriegsliede der Sulioten. — D. Ueb.

*) Wer erinnert sich nicht des tapfern Griechenhäuptlings Odysseus?
**) Türkischer Krummsäbel.

ler, das ist ewig das alte Lied; ich kam ja aber auch nicht nach Griechenland, um sie Subordination zu lehren; ich kam, um mich mit den Türken herumzuschlagen, und da bin ich nun schon einen vollen Monat zu Felde gelegen, ohne auch nur ein Endchen von dem Roßschweif eines Pascha's ersehen zu haben." — „Wir können aber Griechenland unmöglich Dienste leisten, wenn wir nicht" — „Griechenland — Dienste leisten!" fiel er mir hitzig in's Wort, „das ist immer Ihr zweites Wort, ich sage Ihnen, ich bin eben so begierig, wie Sie, Dienste zu leisten, aber schnell, rasch, bald will ich's thun; Gelegenheit zum Fechten will ich, vorwärts kommen, mich ein bißchen berühmt machen, dann nach England heimkehren und auf meinen Lorbeeren ruhen; wer hielte es denn sonst aus in diesem erbärmlichen schmutzigen Lande, wo man nichts zu essen hat als Zwiebeln, Schwarzbrod und Oliven; und nichts zu trinken, als Wein, so sauer, daß eine Essigflasche einen Kolikanfall darüber bekommen könnte!" Ich suchte das verwöhnte Schoßkind zu beschwichtigen, und er verstand sich endlich dazu, uns noch einen weitern Tagmarsch zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Der carolinische Urstamm würde nicht nur alle Völker malaischer Race im Carolinenarchipel begreifen, sondern auch die alten Einwohner der Marianen, die Insulaner des Palaos-Archipels, und die Inselgruppe, welche von Balbi Centralarchipel genannt wurde. Alle diese Völkerschaften bilden den Zweig, der von Lesson der mongolisch-pelagische genannt wird. Mehrere eigenthümliche Züge lassen diese Stämme von den übrigen Völkerschaften des großen Weltmeeres unterscheiden; hieher gehört vor Allem der völlige Mangel jeder Art von Gottesverehrung. Obgleich sie den tröstlichen Glauben einer Fortdauer nach dem Tode besitzen; so haben sie doch keine Gebände, die als Tempel dienen und keine Art von Götzenbildern. Diese Völker befolgen auch nicht den scheußlichen Gebrauch der Polynesier, ihre Töchter oder die ihren Familien entführten Sklavinnen der Schändung preiszugeben. Im Gegentheil eifersüchtig auf ihre Weiber, schienen sie die eheliche Treue gewissenhaft zu halten, und scheuten den Umgang ihrer Frauen mit den Fremden. „Der Bau ihrer Piroguen," sagt Lesson, „ist schon lange Zeit her berühmt; er gleicht in keinem Stücke dem der polynesischen Völkerschaften. Man kann nicht umhin, in ihnen völlig zur Schiffahrt befähigte Insulaner zu erkennen, da sie den Lauf der Gestirne beobachten, und eine Art Kompaß besitzen, ein Instrument, das, wie man weiß, schon lange her in Japan und China bekannt ist, obgleich die Einwohner dieser letztern Länder heutzutage für nichts weniger als geschickte Seeleute gelten können. Der Lauf ihrer Pros, die roth angestrichen und mit einer Substanz abgerieben werden, wodurch sie wie gefirnißt aussehen, ist wahrhaft erstaunenswürdig, obgleich man dabei keineswegs bestätigt finden kann, was andre Seefahrer und namentlich Anson, davon berichtet haben; sie legen höchstens in der Stunde fünf oder sechs Seemeilen zurück. Und mit welcher Geschicklichkeit wissen diese Insulaner das Vordertheil ihrer Piroguen in das Hintertheil und umgekehrt zu verwandeln, bloß durch ein einfaches Umkehren des Segels! Uebrigens haben diese gebrechlichen Fahrzeuge auf allen Inseln dieselbe Bauart, und wir fanden sie nirgends in dieser langen Kette von Inselgruppen verändert. Kriegslustig, wie es der Mensch größtentheils von Natur aus ist, verstehen die Bewohner der Carolinen eine Menge Zerstörungswerke zu verfertigen. Doch fanden wir bei ihnen weder Bogen noch Pfeile, deren sich die Negerstämme bedienen, eben so wenig Keulen oder Wurfspieße, die man häufiger bei den Polynesiern trifft. Schleudern, Steine, zugespitzte und mit Thierknochen und Fischgräten versehene Stöcke, und Streithämmer von Seemuscheln bilden ihre gewöhnlichsten Waffen."

Aber eine diesen Völkerschaften ganz eigenthümliche Industrie besteht in der Verfertigung von Kleidungsstoffen. Die civilisirtesten Stämme Australiens und Polynesiens bedienen sich zur Kleidung der dünn geschlagenen Rinde des Brodbaumes; die Insulaner der Carolinen dagegen verfertigen aus den seidenartigen Fäden der Bananen, die sie gelb, schwarz oder roth färben, sehr gut gewebte Zeuge, wozu sie sich einiger Instrumente bedienen, die ganz den in Europa gebräuchlichen ähnlich sind. „Man kann," sagt der erwähnte Naturforscher, diese Gewebe, die in Mustern gewebt sind, welche Geschmack verrathen, nicht betrachten, ohne auf die Muthmaßung zu gerathen, daß der Beginn einer so ausgebildeten Kunst in einer ältern, civilisirten, vor langer Zeit schon zu einem Volke gebildeten Race gesucht werden müsse. Denn warum haben die Bewohner der Carolinen nie zur Rinde des Brodbaumes gegriffen, der auf ihren Inseln so häufig ist, und den sie nur abzuschälen und mit Hämmern zu schlagen brauchten, um ihn in Kleidungsstoffe zu verwandeln? Augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil unter ihnen durch Ueberlieferung die Grundlehren einer Kunst fortlebten, die in ihrer ursprünglichen Heimath sehr weit ausgebildet seyn mußte, und die ihre Industrie in Uebung zu erhalten wußte."

„Man kann nicht ohne Interesse," sagt Julius von Blosseville, „von der Weberkunst eines Volkes im großen Ozean sprechen, das ganz auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt, Stoffe verfertigt, die uns fast die schönen Rindentücher von Hawai und Taheiti, die feinen und geschmeidigen Matten von Rotuma, die seidenartigen Mäntel der Neuseeländer und die weit berühmten Schürzen von Madagaskar vergessen ließen. Dieses Interesse erhöht sich noch, wenn man bedenkt, daß in der alten Welt die Verfertigung von gewebten Stoffen bis zum grauesten Alterthum hinaufreicht, während in ganz Amerika und auf allen Inseln Polynesiens die Erfindung dieser Kunst weit das Begriffsvermögen der Eingebornen überstieg. Allerdings ist von dem fliegenden Weberschiffchen und dem mechanischen Webstuhl bis zum Katap oder der einfachen Weberspule und dem Paust der Carolinen noch ein weiter Abstand; allein die Wunder unsrer Industrie scheinen weniger erstaunenswürdig für Den, der gesehen hat, bis zu welcher Stufe der Vollkommenheit, zu welcher Zierlichkeit der Arbeit es fleißige und der übrigen Welt unbekannte Inselbewohner, ohne Vorbilder und mit höchst einfachen Mitteln, gebracht haben."

Der polynesische Urstamm würde nicht allein den Tonga-archipel (Freundschaftsinseln), die Inselgruppen von Hamoa (Schifferinseln), von Cook, von Taheiti (Gesellschaftsinseln), von Mendana (Markesas), von Hawai (Sandwichinseln) und von den Sporaden, die noch der malaischen Race zugehören; sondern auch die Eingebornen von Tasmanien (Neu-Seeland) und die Negervölker, die den Archipel der Fidschiinseln bewohnen, in sich schließen. Unter diesen Völkern hatten die Einwohner von Taheiti, Tonga und Hawai schon vor Ankunft der Europäer die meisten Fortschritte in der Civilisation gemacht. Alle diese in einer gewissen Staatsverfassung lebenden Völkerschaften bereiteten seine Kleidungsstoffe aus der Rinde des Auteh (brussonetia papyrifera) und gröbere Tücher aus dem Baste des Brodbaumes (artocarpus incisa); bei allen fand man dieselbe Art der Zubereitung mittelst eines vierseitigen und auf den Flächen ausgerippten Hammers, so wie die Kunst, die gewonnenen Stoffe mit einer Art Kautschuk zu überziehen, um sie wasserdicht zu machen. Gewiß können solche Aehnlichkeiten kein Spiel des Zufalles genannt werden, und müssen von einer Kunst herrühren, die einst bei dem Urstamme dieser nun vereinzelten Völker geübt worden war. Alle Polynesier bereiten ihre Lebensmittel, indem sie dieselben mittelst heißer Steine in Erdgruben kochen lassen; alle bedienen sich der Blätter von Gewächsen zu ihren verschiedenen Bedürfnissen; alle bereiten aus der Frucht des Brodbaumes, dem Fleisch der Kokosnuß und dem Taro Breigerichte; alle kennen das Getränke Kava oder Ava, den Saft eines Pfefferbaumes, mit dem sie sich berauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Von den Folgen der Sklaverei in den Vereinigten Staaten sagt Herr Ferrall:

„Als Louisiana im Jahre 1805 den Vereinigten Staaten abgetreten wurde, bestand die Bevölkerung von Orleans ganz aus französischen und spanischen Kreolen; folglich war auch der größte Theil der öffentlichen und Privatgebäude in französischem und spanischem Style gebaut. Die Hauptkirche mit einer schönen Vorderseite von ungefähr 70 Fuß, das Rathhaus und die Gerichtshöfe nehmen die eine Seite des Waffenplatzes (Place d'armes) ein, und sind nebst dem amerikanischen Theater, dem Theater d'Orleans, oder französischen Opernhause, dem Hospital und drei oder vier Kirchen die einzigen öffentlichen Gebäude der Stadt. Die Häuser haben sämmtlich flache Dächer und jene der Nebenstraßen und Vorstädte sind selten mehr als ein Stockwerk hoch. Diese niedere Bauart ward der Orkane wegen, von denen das Thal des Mississippi zuweilen heimgesucht wird, zweckmäßig befunden; in neuerer Zeit stellten sie sich zwar seltner ein, wenn sie sich indeß erheben, so wüthen sie mit außerordentlicher Heftigkeit. Die Stadt Urbana in Ohio ward im Jahre 1830 von einem solchen Orkane fast gänzlich zerstört. Faro, Roulette und Glücksspiele aller Art sind öffentlich erlaubt; nur muß Jeder, der dergleichen unterhält, eine jährliche Abgabe von 5000 Dollars entrichten. Das Theater d'Orleans ist an Sonntag-Abenden gewöhnlich mit schönen französischen Frauen überfüllt. Während des Winters werden jede Nacht Masken- und andere Bälle, zuweilen auch „Quadroon-Bälle" gehalten, welche letztere die jungen Männer der Stadt mit ihren Quadroon-Freundinnen besuchen, die entschieden die schönsten Frauen des Landes, herrlich gebaut und von dem einnehmendsten Wesen sind. Es ist den Louisianern durch ein Gesetz verboten, sich mit Quadroon zu verehlichen, obgleich diese Kaste frei ist, und Viele aus ihr in Frankreich erzogen sind und viele Bildung besitzen. Im Süden besteht die Sklaverei in ihrer ganzen Härte und ermangelt aller der mildernden Beschränkungen, die für die armen Schwarzen so wohlthätig sind. Dort kann man Hunderte dieser Unglücklichen auf den öffentlichen Märkten ausgestellt und von den Käufern so sorgfältig untersuchen sehen, wie bei uns die Pferde. In einigen Sklavenstaaten besteht zwar ein Gesetz, welches verbietet, Familien zu trennen; allein dieß Verbot wird wenig beachtet, da der Sklave mit den Vollstreckern der Gesetze in keine Berührung kommt, ausgenommen mit den Behörden des Staats, die aber selbst Sklaven halten, und daher eher geneigt seyn möchten, den Kläger peitschen zu lassen, als seiner Beschwerde abzuhelfen. Viele traurige Beispiele kommen hier vor, welche das Verderbliche der Sklaverei und ihren entsittlichenden Einfluß auf den menschlichen Charakter nur zu fühlbar machen. Die Argumente gegen die Sklaverei beruhen auf so einleuchtenden Grundsätzen, daß sie jedes fühlende Herz überzeugen müssen; allein sie sind in ihrer Anwendung von so allgemeinem Character, daß sie das Gefühl nur selten ansprechen, und machen deßhalb weniger Eindruck, als die einfache Erzählung eines wirklichen Vorfalls. Während meines Aufenthalts kam ein Doktor, Namens ***, mit dreißig Sklaven den Fluß herab, unter denen sich auch ein alter Neger und eine alte Negerin, zwischen 60 und 70 Jahren alt befanden; diese unglückliche alte Frau hatte einundzwanzig Kinder geboren, die sämmtlich zu verschiedenen Zeiten auf dem Markte von Orleans verkauft und theils nach andern Staaten, theils nach entfernten Gegenden von Louisiana geführt worden waren. Um sie zu bewegen, daß sie ruhig von Hause weggehe, hatte der Doktor ihr gesagt, er führe sie ins Innere von Louisiana, um sie mit einigen ihrer Kinder zusammenzubringen. — „Und nun," sagte das alte Weib, „obschon ich meinen Massa an dieser Brust gesäugt habe, so verkauft er mich doch jetzt an einen Zuckerpflanzer, nachdem er alle meine Kinder von mir gerissen und verkauft hat." Dieser Doktor war ein strenggläubiger Methodist oder „Heiliger," und, wie ich erfuhr, von den Predigern seines Glaubens wegen der Freigebigkeit, mit der er sie unterstützte, sehr geschätzt. Negerinnen werden, wenn sie jung und hübsch sind, von den Weißen häufig als Säugammen verwendet, und müssen sich zu Befriedigung der sinnlichen Begierden des Pflanzers und seiner Freunde hergeben, wobei nicht selten Spekulation im Spiele ist; denn wenn das Kind eine hübsche Mulattin wird, so erhält man auf dem Markte von Orleans leicht 800 bis 1000 Dollars für sie. Es ist keine außerordentliche Erscheinung, hier einen christlichen Vater zu sehen, der seine eigene Tochter, und einen Bruder, der seine Schwester verkauft, die mit ihm Einen Vater hatte. Sklaven heirathen nicht, sondern verbinden sich nach Willkür, und jemehr Kinder sie zeugen, um so besser ist es für den Herrn. Zu New-Orleans sieht man beständig Beispiele von der Menschlichkeit der Weißen gegen entlaufene Sklaven. Wird ein solcher Unglücklicher wieder eingebracht, so kettet man einen Holzblock an einen seiner Füße und legt ihm ein eisernes, mit über drei Fuß langen, scharfen Zacken versehenes Halsband um. Die nachtheiligen Wirkungen dieses schändlichen Systems beginnen bereits den Christen fühlbar zu werden; denn seit Kurzem schweben sie in beständiger Unruhe wegen der Neger, die den Süden vielleicht bald mit dem schrecklichsten Unglück bedrohen dürften. Während meines einmonatlichen Aufenthaltes zu Orleans brachen drei Feuersbrünste aus, durch die mehrere Tausend Ballen Baumwolle in den Flammen zu Grunde gingen. Die Lage der Sklaven in den Zucker- und Reißplantagen ist höchst traurig; sie werden schlecht genährt, schlecht gekleidet, und arbeiten in Heerden, unter Aufsicht eines Treibers, der mit einer langen Peitsche bewaffnet ist, deren er sich ganz nach Willkür bedient; denn es ist eine, Allen denen welche Sklavengegenden besuchten, bekannte Thatsache, daß Strafen mehr wegen Privathaß des Aufsehers, oder um seine Laune zu befriedigen, als wegen wirklicher Vergehungen oder Nachlässigkeiten über die armen Neger verhängt werden. In den Ackerbau treibenden Staaten findet man Sklavenarbeit durchaus nicht vortheilhaft, und deßhalb sind auch die dortigen Märkte mit diesen Unglücklichen überschwemmt; während der letzten zwei Monate wurden dort 5000 Neger verkauft. Der gesetzgebende Staat hat eben ein Gesetz erlassen, durch welches die Sklaveneinfuhr geordnet, und allen farbigen Freien, die nicht vor dem Jahre 1825 bereits ansässig waren, auferlegt wird, Louisiana binnen sechs Monaten zu verlassen. Georgia hat ein ähnliches Gesetz mit einem Zusatze erlassen, der es als ein peinliches Verbre-

chen erklärt, farbige Menschen im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Die Freiheit der Presse ist in den Sklavenstaaten keineswegs geduldet, da Richter und Jury ganz im Widerspruche mit der Konstitution stets nach lokalen Gesetzen entscheiden!!“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Prediger der „unbekannten Sprache,“ Irving, hat unlängst zum erstenmal seine neue Kirche in Newmanstreet, in einem Saale, wo der ehemalige Präsident der Akademie, West, seine Gemälde aufzustellen pflegte, eröffnet. Seinen Beistand in den geistlichen Verrichtungen machte ein anderer Geistlicher, Namens Armstrong. In einer Rede an seine Gemeinde sagte Irving, der Herr habe, um sein Volk zu prüfen, es auf die Straßen hinausstoßen lassen, und hier unter dem Gewölbe des Himmels hätten sie dem Volke Gottesdienst gehalten. Der Herr habe ihnen dieses Haus gegeben, ohne daß sie es gesucht hätten, und durch den Mund eines seiner Diener habe er ihm verkünden lassen, aus der Höhle des Ungläubigen zu fliehen. Hiemit meinte er den Saal, den sie bisher bei Owen in Inn-lane inne gehabt hatten. Dann fügte er hinzu, die neue Kirche sey von Anfang bis zu Ende das Werk des Herrn gewesen, und solle ihm nun auch geweiht werden. Im Verlaufe des Gottesdienstes sprachen zwei mit der Gabe der unbekannten Sprache begnadigte Frauen in ihrem Rothwälsch, in das ein Theil der Versammlung von Zeit zu Zeit einzustimmen schien. Der feierlichste Akt des Ganzen war die Taufe von einem neugebornen Kinde Irvings, das den Namen Ebenezer erhielt. Nachher erhob sich ein alter, ehrwürdig aussehender Mann, mit einem kahlen Haupte, Namens Drummond, der gleichfalls in der unbekannten Sprache predigte. Der Gottesdienst wurde mit Gebet und Gesang geschlossen. Die mit der unbekannten Sprache begabten Individuen haben einen eigenen Platz, hinter dem Predigtstuhle, zu ihrer Rechten und Linken sitzen die Aeltesten der Gemeinde. Der Saal ist geräumig genug, um eben so viele Zuhörer zu fassen, als die schottische Kirche in Regentsquare, aus der Irving vertrieben wurde.

•

Zu London starb jüngst eines jener unglücklichen Geschöpfe, die als ein Opfer der Genußsucht und Eitelkeit zur tiefsten Verworfenheit herabgesunken, selbst in einem Menschenozean, wie dem der englischen Hauptstadt, noch eine Art Berühmtheit erlangen. Mary Anne Pearce (in London's Straßen bekannt als Lady Barrymore) soll in ihrer Jugend über alle Beschreibung liebenswürdig gewesen seyn, und zog die Aufmerksamkeit des Lords Barrymore auf sich, dessen Maitresse sie wurde, und mit dem sie einige Jahre lang in der höchsten Ueppigkeit des Reichthumes lebte. Equipage, eine Schaar von Dienerschaft, eine prachtvolle Residenz standen ihr zu Gebot; bis endlich der Lord ihrer überdrüssig geworden, sie an einen seiner Bedienten, Namens Pearce, verheirathete. Allein das Bild ihres vorigen Glanzes verfolgte das unglückliche Weib überall hin, ihre Ehe mit Pearce wurde höchst unglücklich, und sie ergab sich endlich dem Trun'e mit einer Ausschweifung, die ihr in London eine Straßenberühmtheit gab, und sie in den letzten fünfzehn Jahren von einem Polizeigericht auf das andere führte. Den größten Theil dieser Zeit brachte sie in Gefängnissen zu, wo ihr Betragen so ganz das Gegentheil von ihrem gewöhnlichen war, daß man sie meist zur Aufseherin über die übrigen Gefangenen machte. Kaum aber hatte sie das Gefängniß im Rücken, so ergab sie sich wieder ihrem häßlichen Laster, und saß gewöhnlich Abends schon wieder an dem Orte verhaftet, den sie am Morgen verlassen hatte. Es war übrigens keine kleine Aufgabe sich ihrer im trunkenen Zustande zu bemächtigen. Die alten Straßenwächter wagten es kaum einzeln auf sie loszugehen, und griffen die Lady meist nur vereint an; aber auch dann mußte man oft noch List anwenden, um ihrer habhaft zu werden, und selten kamen die armen Handlanger der Gerechtigkeit ohne derbe Stöße und Püffe davon. In einem solchen Zustande fand man sie eines Tags in ihrer armseligen Wohnung mit dem Tode ringend, und in ihrer Tasche einige Pfennige und — eine Schnapsflasche. Man glaubt bei der Geschichte dieses unglücklichen Geschöpfes Hogarth's Folge von Bildern vor sich zu sehen, in denen mit so schauderhafter Wahrheit das Schicksal eines Landmädchens dargestellt wird, das auf dem ersten Blatte in aller Schönheit der Unschuld in die Hände einer alten Kupplerin fällt, und auf dem letzten, als halbverwestes Scheusal im Spital stirbt. — Bemerkenswerth ist, daß Lady Barrymore's Leiche die erste war, die der neuen Bill zufolge der Anatomie übergeben wurde.

•

Mehrere Seefahrer hatten bereits beobachtet, daß die Magnetnadel sowohl an der norwegischen, als an mehreren Stellen der großbritannischen Küste, wo die Ufer aus Basalt und eisenhaltigen Felsmassen gebildet sind, einer Attraktion unterworfen ist, welche sie aus ihrer gewöhnlichen Richtung abweichen macht. Dieses Phänomen zeigt sich aber hier in zu geringer Intensität, als daß man es nicht eben so wohl den Einwirkungen der atmosphärischen Veränderungen, als den besonderen Bestandtheilen der natürlichen Beschaffenheit der Ufer zuschreiben könnte. Folgende Beobachtungen, welche der Kapitän Flintee während seiner Fahrten auf dem Lac Superior anstellte, haben aber nunmehr jeden Zweifel gehoben, welcher in dieser Beziehung noch gehegt werden könnte. „Nachdem ich die Königsinsel verlassen hatte,“ sagt er, „nahm ich meine Richtung, bei schönem Wetter und ziemlicher Windstille, gegen die Black-Bay. Je näher ich dem Ufer kam, desto mehr bemerkte ich eine Abweichung der Magnetnadel von der Richtung, welche sie eigentlich haben sollte, und als ich endlich dem Ufer ganz nahe war, blieb sie unbeweglich stehen. Oft schon hatten mir Seemänner, welche jene Gegend beschifften, von diesem Phänomen gesprochen, und da mir daran gelegen war, mich selbst von der Ursache desselben zu überzeugen, ruderte ich in einem Boote an das Land, um die natürliche Beschaffenheit der Felsen zu untersuchen, welche hier die Küste bilden. Ich erkannte sogleich daß die Felsenbänke von schwärzlich veilchenblauer Farbe, eine Menge Eisentheile enthielten, und fand in ihren Vertiefungen ziemlich große Stücke von unvermischtem gediegenen Eisen. Der Einfluß jener Felsen auf die Magnetnadel ist so groß, daß eine Annäherung von einigen Meilen hinreichte, um eine Abweichung derselben von 3 bis 4 Punkten zu bewirken, je nachdem das Eisen mehr oder weniger reichhaltig in den Felsmassen enthalten ist.

•

Aus Indien hat man Nachricht von den furchtbaren Verheerungen erhalten, die die Pest in Abuschaer — in Farsistan am persischen Golf — angerichtet. Fast der ganze Bezirk wurde dadurch entvölkert; es starben täglich 150 bis 200 Menschen. Die Krankheit begann mit großer Schwäche und Geschwülsten an Scham, Armhöhlen und Rücken, der Schmerz, der davon sich über den ganzen Körper verbreitete, war furchtbar, bis der Tod ihm ein Ende machte. Man zählte zu einer Zeit an 2000 unbegrabene Leichen auf den Straßen. Die von der Krankheit Befallenen drängten sich nach den Moscheen, wo sie meist starben und unbegraben liegen blieben, bis sie fast verfault waren. Man konnte nur um den höchsten Lohn Leute gewinnen, um die Todten zu begraben. In den meisten Häusern lagen drei bis vier Leichen unbeerdigt. Ungeachtet dieses furchtbaren Unglücks fehlte es nicht an Dieben, die in der Stadt plünderten und überall Schrecken verbreiteten.

•

Zu Liverpool ist eine marmorne Statue Canning's, von Chantrey's Meißel, vor der großen Treppe des Stadthauses errichtet worden. Die Bildsäule mißt sieben Fuß Höhe, und ist von herrlichem weißen Marmor. Der große Staatsmann ist mit einer Toga bekleidet, und die Arme über die Brust geschlagen dargestellt, während er in der einen Hand eine Papierrolle, mit der andern die Falten des Gewandes hält. Seine männliche und anmuthvolle Figur läßt sich durch die vortheilhafte Vertheilung der Draperien besser erkennen, als es sonst bei Statuen in der Toga der Fall ist. Der Kopf ist voll Geist und spricht tiefes Denken und feste Entschlossenheit aus. Der berühmte Redner scheint gerade einen seiner vielen großen Gedanken oder gnadenlosen Sarkasmen ausgesprochen zu haben, und die Wirkung davon zu beobachten, die sich auf den Gesichtern seiner Freunde und Feinde mahlt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 322. 17 November 1832.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Vor Ankunft der Europäer waren die polynesischen Völker Sklaven des furchtbaren Tabu-Aberglaubens, der ihnen eine Menge Entbehrungen auferlegte, und vielen tausend unschuldigen Menschen das Leben kostete. Dieses barbarische Gesetz verbot den Weibern bei Todesstrafe Schweinenfleisch, Bananen und Kokos zu essen, sich eines von Männern angezündeten Feuers zu bedienen, oder den Ort zu betreten, wo diese speisten. Der Vorfahrer des berühmten Tamehamea I. war so Tabu, daß man ihn niemals bei Tage ansehen durfte und er Jeden ohne Barmherzigkeit tödtete, der ihn nur einen Augenblick gesehen hatte, selbst wenn auch nur aus Zufall. „Ohne Zweifel, sagt Durville in seiner Abhandlung über das Tabu der Neuseeländer, „war der ursprüngliche Zweck dieser Einrichtung, den Zorn der Gottheit dadurch zu versöhnen, daß man sich eine gewisse freiwillige Entbehrung auferlegte, die im Verhältniß zur Größe der Beleidigung stand, durch die man den Zorn der Gottheit erregt zu haben vermeinte. Ein Wort des Priesters, ein Traum oder sonst ein dunkles Gefühl konnten einem solchen Insulaner den Gedanken einflößen, daß er die Gottheit beleidigt habe, und sogleich belegte er sein Haus, seine Felder, seine Pirogue u. s. w. mit dem Tabu, d. h., er beraubte sich freiwillig des Gebrauches aller dieser Gegenstände und unterzog sich allen Unannehmlichkeiten, die aus einer solchen Entbehrung für ihn erfolgten. Manchmal ist das Tabu allgemein und trifft Jedermann, wo dann Niemand, ohne sich der strengsten Bestrafung auszusetzen, einem mit Tabu belegten Gegenstande sich nähern darf. Zuweilen ist es jedoch nur beziehungsweise, und bloß auf einen oder mehrere Menschen gerichtet. Ein persönlich dem Tabu unterstelltes Individuum ist von aller Gemeinschaft mit seinem Stamm ausgeschlossen, und darf sich nicht einmal der Hände bedienen, um Nahrungsmittel zu berühren. Gehört er der vornehmern Kaste an, so sind einer oder mehrere Sklaven zu seinem Dienste bestellt, die gleichfalls mit ihm dem Bann verfallen; ist es nur ein gemeiner Mann, so muß er, wenn er anders nicht verhungern will, seine Nahrung mit dem Munde aufheben, nach Art der Thiere. Es läßt sich denken, daß der Tabu um so feierlicher gehalten wurde, als er von einer wichtigen Person des Landes ausging. Dem gemeinen Manne, der allen Tabus der verschiedenen Stammeshäuptlinge unterworfen war, blieb nichts übrig, als sich selbst mit dem Tabu zu belegen. Der Rangotira (Häuptling) konnte je nach seinem Range Alle, die unmittelbar von ihm abhingen, mit in sein Tabu verflechten; endlich verehrte der ganze Stamm blindlings die Tabus, die von dem obersten Häuptling ausgingen. Aus allem Diesem ist leicht einzusehen, wie die Häuptlinge diese Einrichtung benützen konnten, um ihre Rechte zu sichern und ihrem Willen unbedingten Gehorsam zu verschaffen. Das Tabu ist eine Art Veto von unendlicher Ausdehnung und in Europa konnte der Bannstrahl des Vatikans im Mittelalter von den geängstigten Gläubigen nicht mit größerer Unterwürfigkeit befolgt worden seyn, als das Tabu auf Neuseeland. In Ermanglung positiver Gesetze, auf die sie ihre Gewalt stützen konnten, hatten die Häuptlinge kein anderes Mittel, ihr Ansehen zu behaupten, als das Tabu. Wenn so ein Häuptling befürchtete, daß seinem Stamme durch eine unvorsichtige Verschwendung der Lebensmittel eine Hungersnoth zustoßen könne, so belegte er Schweine, Fische, Muschelthiere u. s. w. mit dem Tabu, und zwar so lange als er es für zweckdienlich erachtete. Wollte er überlästige Nachbarn von seinem Hause, seinen Feldern fern halten, so unterstellte er sie dem Tabu. Wünschte er sich das Monopol des Handels mit einem europäischen Schiffe zu erhalten, das in seinem Gebiete anlegte, so wußte er durch das Tabu Alle davon entfernt zu halten, die er nicht an dem Gewinne des Verkehres Theil nehmen lassen wollte. War er mit dem Kapitän unzufrieden und entschlossen, dem fremden Schiffe keine frischen Lebensmittel zukommen zu lassen, so verbot ein allgemeines Tabu jedem Mitglied des Stammes, das Schiff zu betreten. Mittelst dieser mystischen und gefürchteten Waffe, und durch ihre geschickte Anwendung konnte ein Häuptling seine Unterthanen im strengsten Gehorsam erhalten. Es ist auch zu bemerken, daß die Häuptlinge und Arikis oder Priester stets miteinander zur unverletzlichen Aufrechthaltung des Tabu einverstanden waren. Uebrigens sind die Häuptlinge selbst größtentheils Arikis oder die Arikis mit Häuptlingen durch die Bande der Verwandtschaft oder gegenseitiger Uebereinkunft eng verbunden. Wer immer es gewagt hätte, die Hand frevelhafterweise an einen mit solchem Bann belegten Gegenstand zu legen, war mit dem unfehlbaren Zorn und Strafgerichte Atua's (Gottes) bedroht; größtentheils kamen jedoch die Häuptlinge der himmlischen Rache dadurch zuvor, daß sie den

Schuldigen mit unerbittlicher Strenge bestraften. Gehörte er einer höhern Kaste an, so wurde er seines ganzen Eigenthums, selbst seines Ranges beraubt, und in die unterste Klasse des Volkes verstoßen. War es ein Mann aus dem gemeinen Volke oder ein Sklave, so konnte sein Tod allein die Schuld sühnen." *)

Nur wenig, oder fast nichts finden wir unter den Inselbewohnern des großen Weltmeers, was auf Amerika hinwiese; während einige Thiere, einige dem Menschen nützliche Pflanzen, religiöse Ideen und Ueberlieferungen, Spiele und Vergnügungen, verschiedene Gebräuche und Künste, selbst eine gewisse Analogie grammatikalischer Formen in den Sprachen, die von den am meisten fortgeschrittenen unter den polynesischen Völkerschaften gesprochen werden, mehr und mehr auf einen asiatischen Ursprung und Verbindungen zurückführen, in denen die verschiedenen ozeanischen Stämme mit denen Asiens in verschiedenen Epochen gestanden seyn mußten. Die Hindus, und namentlich die Telinga, die Araber und Chinesen sind die drei Nationen Asiens, die am meisten Einfluß auf die Civilisation der Malaienstämme des westlichen Ozeaniens oder des indischen Archipels hatten, die beiden erstern, geleitet von religiösem Fanatismus, die Chinesen, getrieben durch ihre unermüdliche Industrie. Die imposanten Ruinen, mit denen der östliche Theil von Java so zu sagen übersäet ist; das Kavi oder die alte literarische Sprache der Javanesen, die noch auf der Insel Bali gesprochen wird; die Religionen Brahma's und Buddha's, die noch auf letztgenannter Insel und in einigen Gebirgsgegenden von Java und Madura herrschen; die Namen, welche das Kupfer, Silber und andere nützliche Gegenstände, so wie alle höheren Zahlen führen, sind offenbar Spuren von einem Verkehre, der in früheren Zeiten zwischen den malaischen Nationen und Indien statt gefunden haben muß. Die mohammedanische Religion, zu der sich fast alle civilisirten Zweige des Malaienstammes bekennen, mehrere bürgerliche und peinliche Gesetze, die Buchstabenschrift, die unter den eigentlich so genannten Malaien üblich ist, ein großer Theil ihrer Nationalliteratur und die Menge abstrakter Begriffe, die sich in ihren Idiomen verbreitet haben, zeugen hinlänglich für den Einfluß, den die Araber auf die Civilisation dieses Theils des großen Weltmeers ausübten. Einige Sitten und Gebräuche und die große Anzahl von Chinesen, die sich fast auf allen vorzüglicheren Inseln dieses großen Ozeans niedergelassen haben, sind ein unbestr[illegible] Beweis alter Handelsverbindungen, die in früherer [illegible] bestanden und noch zwischen den Bewohnern dieser [illegible] China fortdauern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

4. Kriegsfahrten im Peloponnes.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten waren mittlerweile fertig geworden, die Maulthiere mit unsern Ueberwurfsmänteln und zwei oder drei irdenen Töpfen — dem Kochgeräthe unserer kleinen Schaar — beladen; ein Jeder zog seinen Pistolengurt fest, klopfte die Asche aus seiner Pfeife, warf seine Muskete über die Schulter, und fort gings, und nichts blied dahinten, das von unserm Hierseyn hätte erzählen können, als das zertretene Gras und die Asche unserer Lagerfeuer. Ich mischte mich nicht wie gewöhnlich unter den Marschzug der Soldaten, sondern ließ sie, lustig ihre heitern Lieder singend, vorausgehen, während ich langsamer hinten nachschritt, um mich an W**. anzuschließen, der ganz verdrießlich und mürrisch darein sah. Gleich den meisten Philhellenen war er mit den lächerlichsten und ausschweifendsten Vorstellungen hieher gekommen; er erwartete Ruhm, und Beförderung, und ein rasches Ende seiner Mühsale; fest und tapfer wie Stahl hätte er sein Leben freudig an die Erlangung seines Zweckes gesetzt; allein er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht; er hatte sich die Griechen als die Heldensöhne des Helden Leonidas gedacht, und fand in ihnen nur vorsichtige, verschlagene, gewöhnliche Menschen; er dachte sich das Land bloß im Zauberschimmer seiner herrlichen Erinnerungen; er hatte sich vom Kriege nur dessen markerschütternde Aufregungen, seine blutigen Kämpfe, seine seltsam lockenden Gefahren dargestellt, und fand — seine prüfungsvollen Wechselfälle, seine steten Blosstellungen, seine täglichen Entbehrungen und Leiden. Daher das bittere Gefühl der Enttäuschung, der Widerwille und Eckel bei so Vielen; für W**. war Dieß eine besonders harte Prüfung; er war tapfer, aber ungeduldig, voll glühender Ehrsucht oder vielmehr von jener krankhaften Gier nach Auszeichnung gestachelt, die so oft feurige unruhige Gemüther quält, ohne ihnen doch jenen Grad von Selbstständigkeit, Entschlossenheit und Ausdauer einzuflößen, der zur Errei[ch]ung einer ausgezeichneten Stellung erforderlich ist. Heute sah er nun vollends Alles in dem trüben Lichte seiner übeln Laune; die Griechen waren eine betrügerische hinterlistige Brut von Memmen; die herrlichen und anziehenden Reste des Alterthums, an denen wir vorüberkamen, bloß zu eitlem Gepränge aufgethürmte Marmorhaufen; die malerische und bezaubernde Landschaft war jämmerlich matt und alltäglich; er war's überdrüssig, immer nur schroffe Klippen und schwarze Schluchten und steile Berge zu sehen; es gab eben so schöne und noch schönere in Schottland und der Schweiz und all die hochgepriesene griechische Scenerie war gewöhnliches Zeug. Ich fühlte, daß mich seine üble Laune zuletzt noch ernstlich böse machen würde; so ließ ich ihn denn mit seinen Grillen allein und eilte fort zu unsern Soldaten, die lustig und unverdrossen über die im Wege liegenden Felsblöcke hinwegsetzten.

Der Abend brach an, und unsere Soldaten geriethen nun unter einander in eine lebhafte Erörterung über die Wahl unseres Nachtlagers: dieß Dorf hatte guten Honig, und jenes guten Käse, und im dritten ließen sich vielleicht gar Geflügel oder Schaffleisch auftreiben. Während wir noch eifrig über diese Frage stritten, gelangten wir auf den Gipfel eines Bergrückens, von dem uns wie auf einen Zauberschlag eine jener romantischen Aussichten, wie man sie in Griechenland so häufig findet, entgegentrat; vor uns lag eine Kette hoher, steiler, schroffer Felsen, hinter denen die Sonne, in einer sanften und doch tiefen Glut eben hinabsank; hier verschwand ein Fels allmählich in dem düstern Zwielicht; neben ihm warf ein an-

---

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, wie sehr das Tabu an die Sabbatheiligung der Juden und ähnliche Heiligungen lebloser Gegenstände und Personen im Oriente erinnert. A. d. R.

derer den vollen Schimmer des widergestrahlten Abendlichts zurück, während die schon gänzlich von dem Abendschatten bedeckten Schlünde zwischen diesen Beiden, schwarzen Pforten gleich gähnten, die in die innersten Tiefen des Gebirgs zu führen schienen. Zwischen uns und der Felsenkette lag ein tiefes Thal, dem Anschein nach unmittelbar uns zu Füßen, und bereits in die abendliche Dunkelheit gehüllt, ein kleiner Bergstrom murmelte mitten durch das Thal, an seinen Ufern zogen sich zerstreute Häuschen hin, aus denen die Töne von Menschenstimmen, das Gebrüll von Ochsen und das Blöcken von Schafen in bunter Mischung emporstiegen; ein gewundener Fußpfad führte den Abhang, an dem eben einige Landleute mit ihren Maulthieren langsam hinabklimmten. Im Anschauen der lieblichen, über alle Beschreibung anziehenden, Landschaft verloren, stand ich und wartete auf den nachkommenden W**; langsam und verdrossen schleppte er sich herauf; allein kaum hatte er die Höhe erreicht, als seine Züge sich plötzlich änderten, sein Auge funkelte und nach einer augenblicklichen stummen Umschau, brach er mit begeistertem Ungestüm in die Worte aus: „Ja, beim Himmel, Griechenland ist ein herrliches, liebliches Land; alle Mühsale und Leiden sind nichts gegen den Genuß eines solchen unvergleichlichen Anblicks!“ Der enthusiastische Jüngling fühlte sich für einen Augenblick glücklich, und Wer, der Sinn und Auge offen hat, sollte sich nicht glücklich fühlen, wenn er die Herrlichkeit schaut, die die Natur, unter jedem Himmelsstriche, in einem klaren Sonnenuntergange entfaltet, die aber in Griechenland in ihren erlesensten, reichsten und tiefsten Farbentönen glüht.

Nicht Das ist's, daß die untergehende Sonne hier in ein, einer amerikanischen Landschaft unbekanntes, Glanzmeer verschmilzt — denn die üppigen Schönheiten eines neuengländischen Sonnenuntergangs bleiben in jedem Himmelsstriche unübertroffen; allein es ist hier ein gewisses Etwas, das selbst unserem klarsten Himmel fehlt: der Horizont scheint weiter und unbegränzter; der Himmelsbogen spannt sich mächtiger über ihn aus; und wenn das Auge in dem endlosen Blau mit Lust schwärmt, fühlt man, wie es nirgends durch einen Stoff oder Dunst begränzt oder aufgehalten wird, sondern sich verliert in seiner Unmacht noch weiter in die Unendlichkeit des Raums vor ihm hineinzutauchen. Dazu ist hier die Luft, die man einathmet so leicht, so balsamisch weich, daß alle Lebensgeister neu beseelt und von neuer Spannkraft durchdrungen werden; der Athem spielt freier, das Blut scheint leichter zu wallen, und der Mensch — wenn ich so sagen soll — lebt schneller als in unserem Himmelsstriche; ist aber auch sein Leben an Jahren kürzer, so währt es dagegen in Genüssen länger; denn dort leben wir hin und fort, dem Wetter zum Trotze, und kämpfen uns ab gegen Ostwinde, und Nebel, und Kälte, und schwüle Hitze, während hier „zu seyn nur, und zu fühlen und zu athmen, die reinste Wonne ist.“

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung und Schluß.)

Herr Ferral besuchte zunächst Virginien und Pensylvanien, die, wie bekannt, auf einer hohen Stufe der Civilisation stehen. Sehr unterhaltend ist der Bericht des Verfassers von einer politischen Unterredung, die in einer Schenke zu Mount-Pleasant gehalten wurde.

„Ich ging über den Menongahela in Williams Port und den Youghaghany in Reestown und so weiter durch Mount Pleasant bis zur ersten Gebirgskette, die Kastanienkette (Chestnut ridge) genannt. Ich hatte beschlossen, das Gebirge zu Fuß zu übersteigen, und nachdem ich meine Einrichtungen zu diesem Zwecke getroffen hatte, schlenderte ich auf der Straße fort. In der Nähe von Mount Pleasant machte ich Halt, um im Hause eines Mannes zu Mittag zu essen, der von Abkunft ein Holländer war. Nach der Mahlzeit versammelte sich die Gesellschaft, wie es gewöhnlich ist, auf der Hausflur, wo verschiedene politische und polemische Gegenstände mit der gewöhnlichen nationalen Wärme verhandelt wurden. In einer Zeitung von Philadelphia befand sich ein Bericht von dem Tode des vorigen Königs von England, der zufällig von einem der anwesenden Politiker mitgetheilt wurde, worauf der Wirth mich fragte, auf welche Weise wir in England unsern König wählten. Ich erwiderte, daß dieser nicht gewählt werde, sondern König durch das Reche der Geburt sey u. s. w. Ein Kentuckier bemerkte hierauf, indem er seine Füße auf die Lehne des nächsten Stuhles stemmte: „Das ist etwas ganz Unnatürliches.“ Ein Indienfahrer sagte: „Eine solche Einrichtung scheint mir durchaus nicht glaublich.“ Ein Drittee: „Glaubst du denn mir weiß machen zu können, daß, weil der verstorbene König ein verständiger Mann war, der seine Pflichten genau kannte, daß auch sein Sohn oder Bruder eben so verständig und ihrer Bestimmung gewachsen seyn sollten?“ Ich erklärte ihm nun, daß wir einen Premierminister, andere Minister u. s. w. hätten, worauf der letztere mir entgegnete: „Ihr bezahlt also ein halbes Dutzend Menschen, um die Geschäfte eines einzigen zu verrichten; ja, ja, das mag wohl für Engländer passend seyn, aber ich glaube, ich könnte so was nicht aushalten; nein, nein, die Amerikaner sind ein wenig zu aufgeklärt, um solches Possenspiel vertragen zu können.“ Während dieser Unterredung war ein Mann eingetreten und hatte schweigend Platz genommen. Ich war eben im Begriffe, die letzte Bemerkung meines Gegners zu beantworten, als der eben Eingetretene in die Worte ausbrach: „Ja, ja, das mag für Engländer recht gut passen.“ Er war, wie ich sogleich aus seiner Aussprache erkannte, selbst ein Engländer, und es war mir nicht anders, als sähe ich leibhaftig jenen Radikalen vor Augen stehen, der das ganze Dorf Bracebridge in Aufruhr brachte und die Bauern zum Teufel wünschte, als er sie durch ein Pferdekummet grinsen sah, statt daß sie die Interessen der Staatsschuld berechnet, oder das Verzeichniß der Sinekuren auswendig gelernt hätten. Statt Cobbets Register, wie jener, hatte dieser den „Greenville Republican“ in der Hand, und statt des Rocks mit kurzen Aermeln trug er eine Redingotte. Auch schien er mehr Fleisch aufgelegt zu haben und etwas zufriedener, als jener gallsüchtige Hungerleider in Bracebridge Hall. „Ja, ja, sagte er, das mag für Engländer recht passend seyn, aber ich möchte nichts davon wissen. Hier machen wir uns unsre eignen Gesetze und halten sie auch. Ein Engländer mag sich die Freiheit gefallen lassen, Abgaben bezahlen zu dürfen, um den Adel zu erhalten, in einen Kerker gesperrt zu werden, weil er die wilden Thiere des Landes gejagt hatte, oder zum Matrosen gepreßt, Weib und Kindern entrissen und nach Gutdünken von Lord Toms, Dicks oder Harrys Bastarden gepeitscht zu werden.“ Der Kentuckier knirrschte bei diesen Worten mit den Zähnen und griff unwillkürlich nach seinem Waidmesser, und ein alter ostindischer Doktor, der in einem Winkel zusammengekrümmt saß, sagte langsam und nachdrücklich, mit blitzenden Augen, und verächtlich aufgeworfenem Munde: „Der Engländer ist ein Hund,“ während ein georgischer Sklave, der hinter dem Stuhl seines Herrn stand, grinsend die Zähne bleckte, und mit vergnüglichem Lachen sagte: „Armer Engländer. Du noch schlechter dran seyn, als ein schwarzer Sklave.“ — „Die Freiheit zu haben,“ fuhr der Engländer fort, „auf sieben Jahre transportirt und gefangen gehalten zu werden, um mit Säbel und Muskete umgehen zu lernen; sich das zehnte Lamm, das zehnte Schaf, oder gar das Leintuch vom Bett wegnehmen zu lassen, um einen aufgeblasenen, dickwanstigen Bischof oder Pfarrer zu bezahlen; oder von einem Haufen bourbonischer Gendarmerie herumgestoßen und geschlagen zu werden“ — hier schlüpfte ich zu einer Seitenthür hinaus, die nach einem Wassermelonenbeete führte, und als ich lauschte, hörte ich die ganze Gesellschaft in ein betäubendes Gelächter ausbrechen, und einige abgebrochene Waidsprüche fallen, als: „Daß Du zerhackt würdest, verdammter Aristokrat! u. s. w.“ Als ich nach ungefähr einer halben Stunde zurückkehrte, um meine Zeche zu bezahlen, sahen mich ein paar dieser tapfern Politiker, die noch da geblieben waren, sehr bedeutend von der Seite an; ich lächelte indeß und sagte nichts.“

Diese Unterhaltung ist eine sehr passende Einleitung zu den folgenden Bemerkungen des Verfassers über die Lage der arbeitenden Klassen in New-York:

„Als ich ungefähr fünfzehn Monate früher in New-York war, erfuhr ich, daß die arbeitenden Klassen, der Handwerksunion in England ähnlich, ebenfalls in regelmäßige Körperschaften eingetheilt werden sollten, um alle politische Gewalt in Händen zu behalten. Diese Eintheilung war nun auf Betrieb der Miß Fanny Wright wirklich zu Stande gekommen, und hatte eine erstaunenswerthe Ausdehnung gewonnen. Es bestehen drei oder vier Körperschaften „der Gewerke" (Workies), wie sie sich selbst nennen, die in ihren Grundsätzen etwas von einander abweichen, und bei ihren Angriffen auf die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen verschiedene Wege einschlagen. Eine von diesen Körperschaften, welche sich die „Agrarier" (Agrarians) nennt, besteht darauf, daß ein Gesetz erlassen werden solle, kraft dessen es Jedermann verboten werde, einen größern Grundbesitz eigenthümlich inne zu haben, als durch diese Verfügung bestimmt wird, und daß nach Verlauf einer gewissen Zeit eine gleiche Vertheilung des Besitzthums durch das ganze Land statt finden solle. Dieß ist die ärgste Ultraklasse, aber auch die am wenigsten zahlreiche, und ihre abgeschmackten Doktrinen werden zuletzt noch ihre Auflösung als Körperschaft herbeiführen. Mehrere Zettel und Maueranschläge sieht man in der Stadt angeklebt, durch die jene Unionen zusammenberufen werden, und von denen manche seltsam genug sind. Die hier folgende Abschrift eines solchen Anschlags, den ich von der Mauer abriß und noch aufbewahre, mag einen Begriff von dem Charakter dieser Klubbs geben.

„Armensache."

„Die Handwerker und andere arbeitende Leute der Stadt New-York und alle, die von ihrer eigenen Händearbeit leben, die alle politische Gewalt in ihren eigenen Händen zu behalten wünschen, —

Alle welche sind für:	Alle welche sind gegen:
Eine gerechte Vertheilung der Arbeit;	Banken und Bankiers;
Abschaffung der Verhaftung wegen Schulden;	Versteigerungen und Versteigerer;
Ein wirksames Grundbesitzgesetz.	Monopolien und Monopolisten jeder Art;
Ein allgemeines Erziehungssystem;	Mäkler;
Nahrung, Kleidung und Unterricht inbegriffen, für Alle gleich verbindlich auf öffentliche Unkosten, ohne Trennung der Kinder von den Eltern;	Advokaten und reiche Leute in öffentlichen Aemtern, und gegen Alle, reich oder arm, die sie begünstigen;
Für Aufhebung des Verkaufs im Exekutionswege von Handwerkszeug und anderm Geräthe, das dem Handwerker zu Betreibung seines Gewerbes nöthig ist;	Befreiung des Eigenthumes von Abgaben;

sind eingeladen, sich nächsten 16 September, Donnerstags Abends 8 Uhr in Wooster-Street, Military Hall zu versammeln, um unter den, am 6 dies. für die Stellen eines Gouverneurs, Lieutenantgouverneurs und Senators als Kandidaten in Vorschlag gebrachten Personen durch Ballotage, auch ein neues Komité der Fünfzig zu wählen, und Kandidaten für das Register, zu Kongreß- und Assembleemitgliedern vorzuschlagen.

Auf Befehl des Komité's der Fünfzig.
John R. Soper, Präsident.
John Tuthill, Sekretär."

Es ist zu bedauern, daß Miß Fanny Wright nicht die rechtmäßige Gattin des Herrn Owens wurde; in ihrer Begeisterung für die allgemeine Gleichheit, und ihren Haß gegen jede Religionsform wären sie wenigstens stets einig gewesen. Es scheint beider Grundsatz zu seyn: „daß der Mensch durchaus mit nichts sich zu beschäftigen habe, als mit dieser eß- und trinkbaren Welt; daß Erlangung irdischer Glückseligkeit der einzige Zweck sey, den der Mensch verfolgen müsse, und daß jeder Blick vorwärts nach einer idealen Welt seine Aufmerksamkeit von den Vergnügungen dieses Lebens abziehe, alle Theilnahme für seine Mitgeschöpfe vernichte, und ihn unempfindlich gegen ihre Leiden mache." Als Miß Wright ihre Vorlesungen begann, glaubte man fast allgemein, sie werde nirgends Anklang finden, aber als unser Reisender zum erstenmal nach New-York kam, war sie bereits das Idol der Stadt und der große Saal in dem sie ihre Vorlesungen hielt, gedrängt voll; er konnte sich nicht genug über die Menge von Anhängern wundern, die ihr Atheismus bereits gewonnen hatte. Ueber ihre Vorlesungen führt er aus einem dortigen Journale, dem „New-York Enquirer" folgende Stelle an.

„Die Abschiedsrede von Miß Wright im Bowery-Theater am Mittwoch Abend, war eine seltsame Mischung von Politik und Freigeisterei, Beredsamkeit und Religionsverachtung, kühnen Ausfällen und schönen Phrasen. Das Theater war gedrängt voll, an 5000 Menschen mochten anwesend seyn, und was das Merkwürdigste war, die Hälfte der Versammlung bestand aus Frauenzimmern und zwar sehr achtbaren Frauenzimmern. Als Miß Fanny ihre ersten Vorträge über die neue Ordnung der Dinge in dieser Stadt hielt, ward sie von geachteten Frauen nur wenig besucht; bei ihrer ersten Vorlesung im Park-Theater erschienen ungefähr ein halbes Dutzend, und auch diese verließen das Haus bald wieder. Seit jener Zeit bis jetzt hatten wir sie nicht öffentlich sprechen hören, aber ihre Lehren, Meinungen und ihre Philosophie scheinen in der Stadt größere Fortschritte gemacht zu haben, als man sich je träumen ließ. Ihre feurige Beredsamkeit, ihre zierlichen Bewegungen, ihre volltönende Stimme, ihre kühnen und heftigen Angriffe auf alle bestehenden gesellschaftlichen Systeme und besonders auf Geistliche, Politiker, Bankiers und Aristokraten, wie sie sie nennt, haben eine bedeutende, sehr feurige und begeisterte Partei um sie versammelt. Der gegenwärtige Stand der Dinge in dieser Stadt ist, das Wenigste gesagt, sehr seltsam. Ein kühnes beredtes Weib greift die Grundpfeiler der Gesellschaft an, regt das Publikum auf, deklamirt heftig gegen Religion und bestehende Ordnung, und richtet all ihr Streben darauf, die Wahl einer Vereinigung, die nächstens Statt haben wird, unter dem Namen, „Vereinigung der arbeitenden Männer" (Working man's ticket) *) zu Stande zu bringen. Sie gesteht selbst ein, daß sie eine gänzliche, radikale Reform aller Lebensverhältnisse selbst der theuersten und heiligsten, bezwecke. Vater, Mutter, Gatte, Gattin, Sohn und Tochter, alle werden aus ihren zartesten und theuersten Verhältnissen gerissen, eben so wie Geistliche, Kirchen, Parteien, wohlthätige Gesellschaften und andere gesellige Verbindungen. Bei hundert und aber hundert achtungswerthen Familien, die ihre Vorlesungen besuchten, fanden diese verderblichen Grundsätze Eingang; fast alle Zeitungen der Stadt beobachten ein düsteres Schweigen, während die große „rothe Hure des Unglaubens" unter dem Schutz der „arbeitsamen Männer" siegreich in der Stadt einherprunkt, und reißende Fortschritte in ihrem Werke der Zerstörung macht. Spricht eine einzelne Zeitung hie und da ein Wort zu Gunsten der Tugend und Moral, zu Vertheidigung der Rechte, Freiheiten und des Eigenthums der Gemeinde, so wird der Herausgeber von denen, die für gute Bürger gelten wollen, theils mit öffentlicher Erbitterung, theils auch wohl meuchlings angegriffen. Miß Wright will, wie sie sagt, die Stadt bald verlassen: Dieß ist indeß nur eine List, um ihre Anhänger desto fester an sich zu ketten. Die Wirkung ihrer Vorlesungen wird von ihren Bekennern gewaltig übertrieben. „Vor zwei Jahren," sagen sie, „fand man in New-York kaum 20 Personen, die sich offen zum Unglauben bekannten, jetzt haben wir deren 20,000, ist das nicht Etwas?" — Wir erwidern Etwas — Etwas, das unsere Stadt zu ernstem Nachdenken auffordern muß."

Der Verfasser schließt diesen Auszug aus dem oben angeführten Journale ohne weitern Beisatz und scheint es dem Leser zu überlassen, seine eigenen Betrachtungen darüber anzustellen. Niemand aber wird es entgehen, daß in Nordamerika Elemente laut werden, die eine große Krisis in jenen Staaten verkünden. Auch kann die Aehnlichkeit zwischen den Lehren der Miß Wright und denen der Saintsimonisten nicht übersehen werden, die bei allen ihren empörenden Verkehrtheiten und bei aller Verhöhnung der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, im Hintergrunde das Heraufdämmern einer neuen und unerhörten Geistesrichtung ahnen lassen, deren zerstörende oder wohlthätige Einwirkung auf das menschliche Geschlecht von menschlicher Voraussicht nicht berechnet zu werden vermag. Die Verirrungen des menschlichen Geistes, oder vielmehr die wilden und verworrenen Träume, die dem Erwachen neuer Entwicklungen des menschlichen Geistes vorausgehen, sind in der Geschichte nicht selten, und man darf hiebei nur an die verrückten Ausschweifungen der heidnischen Philosophie vor dem Christenthum, wie an die Sektentollheiten und den Mystizismus vor der Reformation erinnern.

*) „Die Erziehungsgesellschaft" (Education ticket) und die „der Gewerke" (Workies) leiteten, vor dieser neu vorgeschlagenen Vereinigung, in New-York und den benachbarten Staaten Alles, was auf die Wahl der Kongreßmitglieder Bezug hatte. Anm. d. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 323. 18 November 1832.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Wenn man nach dem Einflusse fragt, den die Europäer auf die Civilisation der Völkerschaften des großen Ozeans hatten, so sieht man sich gezwungen, anzuerkennen, daß diese Fremdlinge, statt das Loos dieser Nationen durch Einführung neuer Künste oder Vervollkommnung dort schon bekannter zu verbessern, nur dazu beitrugen, wenigstens bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, sie in Reichthum, Macht und Civilisation von der schon erstiegenen Stufe wieder abwärts zu drängen. Die Engländer, sagt Crawfurd, scheinen am wenigsten Einfluß auf die Sitten der malaischen Stämme geübt zu haben, unter denen sie sich niederließen; denn man findet unter den Eingebornen keine Spur, die den Aufenthalt der Engländer unter ihnen verriethe; während in allen Landstrichen dieses Theiles der Erde, wo die Portugiesen, Spanier und Holländer Niederlassungen gründeten, die Einwohner mehrere von den Sitten der Ansiedler annahmen. Dieser Einfluß macht sich aber nirgends so bemerkbar, als auf den Philippinen. Ein großer Theil der zahlreichen Bevölkerung dieser Inselgruppe lebte vor Ankunft der Spanier in einem Zustande völliger Wildheit, und wurde seit den unter ihnen gegründeten Niederlassungen in der Folge nicht nur civilisirt und betriebsam, sondern erhob sich auch, selbst Crawfurd's Geständniß zufolge, zu einer höhern Stufe der Civilisation, als alle ozeanischen Völkerstämme. Diese Erscheinung dankt man größtentheils der väterlichen Sorgfalt und dem frommen Gewerbfleiße der katholischen Missionäre, die diesen Völkern mit der Lehre des Christenthums auch die mit dieser eng verbundenen Künste der Civilisation brachten. Andere Missionäre arbeiten seit einigen Jahren mit noch größerm Erfolge in Polynesien an der Verbesserung des Looses der Eingebornen. Schon macht sich auf den Sandwich-, Freundschafts- und Cooks-Inseln der wohlthätige Einfluß europäischer Sitten und Civilisation fühlbar, während die von den Engländern gegründeten Strafkolonien auf dem australischen Kontinente und in Vandiemensland mitten unter Völkern, die zu thierischem Stumpfsinne verdammt schienen, alle Wunder der Civilisation der alten Welt aufleben lassen.*)

„Die Niederlassungen der Engländer in den Australländern, sagt Ernst von Blosseville, hatten für diesen fünften Theil der Welt Wirkungen zur Folge, die sich wohl kaum voraussehen ließen. Kein Land der Erde kann fortan der großen europäischen Völkerfamilie fremd bleiben. Englisch-amerikanische Briggs, größtentheils von Menschen aus allen Nationen bemannt, durchfurchen die Meere des großen Ozeans in allen Richtungen. Die unbekanntesten Inselchen, von Malaienstämmen bewohnt, die am fernsten von allen Schiffswegen entlegenen Eilande Polynesiens erhielten die wunderlichsten Missionäre der Civilisation; hier ist es ein schwedischer oder preußischer Deserteur, dort ein unglücklicher Laskare; hier ein halbblütiger Amerikaner, der von seinen zum Fischfange ausgezogenen Kameraden vergessen wurde, dort ein Sträfling, der auf irgend einem zerbrechlichen Nachen aus Port Jackson entronnen ist. Bald von den Schiffen, die diese lachenden Archipels besuchen, wieder an Bord genommen, bald von ihnen ausgesetzt, bald meuterische Matrosen und bald nützliche Dolmetscher, treiben sie sich in landstreicherischem Müssiggange von Insel zu Insel. Oft vereint die Mannschaft eines und desselben Schiffes, die durch die wunderlichsten Launen des Zufalls zusammengewürfelt wurde, den Katholiken und den Presbyterianer, den Mohammedaner und den Götzendiener: die Völker Ozeaniens selbst tragen oft dazu bei, diese bunte Mischung von Nationen zu vermehren, und man sieht Taheiter und Neuseeländer, so wie Eingeborne der Sandwich- und Marquesas-Inseln, auf europäischen Schiffen Dienste nehmen, um fremde Länder zu besuchen und kennen zu lernen. Der größte Theil dieser geflüchteten Sträflinge oder vergessenen Matrosen kommt freilich auf ihren abenteuerlichen Fahrten um; einige jedoch, von der Vorsehung vielleicht eigends dazu erlesen, entgehen allen Gefahren, und finden endlich auf einer dieser zaubervollen Inseln eine Heimath. Diese ungebildeten Menschen, diese Feinde der Ordnung und Arbeit, die in der civilisirten Welt die verworfenste Stelle einnehmen würden, steigen durch das bloße Uebergewicht ihrer Intelligenz, ihrer Kunstfertigkeit, noch öfter aber durch ihre Gewandtheit in den Künsten der Zerstörung, in dieser Welt der Naturmenschen zum höchsten Range empor. Die kindlich unbefangenen Insulaner bewundern an ihnen übernatürliche Kräfte und

*) Neuere Nachrichten über das Wirken und den Einfluß der Missionäre auf die Insulaner Polynesiens widersprechen diesen Annahmen und stellen die Bestrebungen der frommen Heidenbekehrer in ein höchst nachtheiliges Licht. S. was hierüber in diesen Blättern aus Earle's Reisen S. 970 und S. 1116 mitgetheilt wurde.
A. d. R.

Verbrecher, die aus ihrem heimathlichen Boden verbannt wurden, werden hier wie wohlthätige Gottheiten aufgenommen. Töchter von Königen und Häuptlingen buhlen um sie; man richtet ihnen Serails ein, Völkerstämme bekriegen sich, um einander den weißen Menschen zu entreißen, und ihre wirklichen Vorzüge steigern sich in der Meinung dieser Völker noch durch die wunderbaren Erzählungen unwissender Bewunderer. Wenn die europäische Thätigkeit ihre fortschreitende Bewegung nur ein Jahrhundert einstellen könnte; wenn unsere Schiffe aufhörten, die Meere Ozeaniens zu durchpflügen, so würde sich bald eine reiche Mythologie unter diesen Völkern ausbilden, die aus dem Auswurf unsrer Gesellschaft erhabene und mit einer höhern Verklärung umgebene Wesen schaffen würde. Verbrecher, die der Strenge unsrer Gesetze entsprungen, würden für sie Schutzgottheiten und ihre Nachkommen, die die Frucht einer gemischten Race, als aus dem Blute der Götter entsprossene Abkömmlinge verehrt werden."

Wenn man über den gesellschaftlichen Zustand, in welchem man die verschiedenen ozeanischen Völkerschaften fand, Vergleichungen anstellt, so kann man sich der Verwunderung nicht erwehren, daß die malaischen Stämme, die bereits so bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht, und es sogar bis zur Erfindung verschiedener Alphabete gebracht hatten, durchaus keinen Geschmack für Baukunst verrathen. Von einem Ende des ungeheuern Ozeaniens bis zum andern findet man nicht eine Spur von jenen großen Bauwerken, von denen das ganze mittägliche Asien und das lange Nilthal besäet sind, und die man sogar bei den Nationen von Meriko, Guatemala und Peru findet, obgleich diese in gewisser Beziehung weit unter den Völkerschaften des indischen Archipels standen, da keine von ihnen eine eigenthümliche Buchstabenschrift besaß. Welch unermeßlicher Unterschied ist zwischen den rohen Denkmälern von Tinian und Seypan, den kolossalen und unförmlichen Statuen der Osterinsel und den scheußlichen Götzenbildern, die man in den Moreen Polynesiens findet, neben den schönen Skulpturen von Prudung, Kali-Bening, Brambanan, den herrlichen Kolossen von Singhasari, Kobudalam, Chand-Sewu, Penatava, und den prachtvollen Tempeln von Brambanan, Boro-Bodo, Singhasari, Prudung und andern! Und dennoch kann man nur die ersteren mit Grund den ozeanischen Völkerschaften zuschreiben, da die in den letztern dargestellten Gewänder, Gesichtszüge, Embleme, Pflanzen und Thiere, außerdem daß sie von weit vorzüglicherer Arbeit in der Ausführung, und durch Zahl wie durch Größe den ozeanischen Denkmälern überlegen sind, offenbar auf einen fremden Ursprung zurückweisen. In dieser Beziehung ist die Insel Java und insbesondere ihr östlicher Theil für die Länder des großen Weltmeeres, was die Gegenden des Niles und des Atlas für Afrika, nur mit dem Unterschiede, daß ein großer Theil der prachtvollen Denkmäler in den Nilgegenden unbestritten eingebornen Nationen angehört, während die Monumente von Java unverkennbare Spuren ihres asiatischen Ursprungs an sich tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

4. Kriegsfahrten im Peloponnese.

(Schluß.)

Das Klima Griechenlands ist acht Monate im Jahre köstlich und wenn auch, im Sommer, die Hitze, nach dem Thermometer gemessen, so groß als bei uns seyn mag, so ist sie doch wegen der Klarheit und Leichtigkeit des Luftkreises und in Folge der ausnehmenden Geschwindigkeit, mit der die Verdünstung vor sich geht (oder aus anderen mir unbekannten Ursachen), keineswegs drückend; man fühlt zur Mittagszeit Neigung sich niederzulegen, nicht wie bei uns, um vor Hitze fast zu vergehen und sie besser zu ertragen, sondern — um sie behaglich zu genießen; man läßt Leib und Seele in eine vollkommene und wohlthuende Abspannung versinken; man liegt, ohne eigentlich schläfrig zu seyn, zwischen Schlafen und Wachen; die Bande, welche Seele und Leib zusammenhalten, scheinen gelockert, und unbekümmert um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, liegt man da und genießt eine Art von Zwielichteristenz.

Wir mußten uns indessen von dem lieblichen Schauspiel losreißen und uns sputen, den Fußweg, der sich in das Dörfchen hinabwand, hinunterzuklimmen. Und langsam ging das Hinabsteigen wahrlich nicht, denn uns trieb der besorgliche Wunsch, die Soldaten noch vor ihrem Eintritt in den Ort einzuholen. Ehe wir noch das Dorf erreicht hatten, waren wir schon von den Bauern entdeckt worden, und in einem Augenblick war jedes Zeichen von Leben verschwunden; Schafe, Maulthiere, Hühner, Menschen — Alles war wie weggeblasen; jede Thür und jede Oeffnung war fest zugemacht; man hätte denken sollen, das Dorf sey gänzlich unbewohnt, auch sah ich in der That viele von den Männern sich in der Ferne fortstehlen. Allein bald fingen die Soldaten an den Thüren zu poltern und zu lärmen an, und Francesco wählte, indem er mich mit einem Wink ihm zu folgen einlud, eine von den am Besten aussehenden Lehmhütten aus, vor der er nun sein Maulthier abzuladen anfing und mit lauter Stimme rief: „Komm', komm', altes Mütterchen, mache deine Thüre auf, und geschwind, denn ich bringe dir ein paar vornehme Herren zum Beherbergen." Keine Seele gab Antwort; ich horchte an der Thüre — kein Laut zu hören! „Halloh! halloh! da drinnen," schrie Francesco und schlug mit Ungestüm wider die Thüre; „aufgemacht! aufgemacht! Was? . . . . Alles fort? Nun denn — da muß ich eben die Thüre . . . . — „Oh Herr Gott, segne und behüte uns, segne und behüt uns, Herr Gott!" kreischte auf einmal innen eine durchdringende Weiberstimme dazwischen: „Wer ist da, was wollt ihr, könnt ihr denn nicht einen Augenblick Geduld haben, bis ich aufmache? — Da — und was wollt ihr nun?" mit diesen Worten steckte eine alte Hexe ihr runzliches Gesicht zwischen der halboffenen Thüre heraus. „Was wir wollen?" wiederholte Francesco und drängte sich hinein, „was wir wollen, mein liebes altes Mütterchen, wir wollen, Obdach und Feuer, und ein paar Eier, und Butter, ei! und ein Hühnchen, wenn Du eins hast." — „Ach!" kreischte die Alte in Jammertönen," in mein Haus könnt ihr nicht; es ist nichts, gar nichts drinnen; ich hab ja nicht einmal einen Bissen Brod, ich schwörs euch bei der heil'gen Jung-

frau, schon seit Monaten hab ich weder Oel noch Butter, noch Eier zu sehen bekommen — nein! nein! ihr könnt nicht herein, ihr könnt nicht herein," fuhr sie fort und zerrte sich mit Francesco herum," der immerfort in dem Hausgange weiter vordrängte. „Geht zu meinem Nachbar hinüber, der ist reich und hat Alles, in meinem Hause findet ihr nicht das Mindeste zu essen." Da, setzte sie hinzu, nachdem er sie säuberlich vollends hineingeschoben hatte, „da seht ihr nun, was da ist, willkommen denn, in meinem Hause." Und nun änderte sie auf einmal ihren Ton, war hoch erfreut uns zu sehen, und suchte es uns so bequem als möglich zu machen; wir fanden auch wirklich unsere erzwungene Herberge ganz behaglich, wenn gleich dem Anschein nach gar schlecht mit Speise oder Trank versehen; auf dem erdenen Estrich brannte indessen ein helles Feuer; Dieß und andere Anzeichen reichten hin, Francesco bei seinen Nachforschungen zu leiten. „Liebes Mütterchen," hob er an, „wie Viele sind Eurer denn, in Eurer Familie?" — „Familie!" wiederholte sie, „ich habe keine Familie, Niemanden, als eine verwittwete Tochter, und wir sind so erbärmlich arm, daß wir fast Hungers sterben." — „Wofür sind denn aber alle die hölzernen Löffel hier?" fuhr er fort, und zog dabei ein halbes Dutzend unter einer groben Handquehle hervor, die eilfertig über sie geworfen war. „Löffel! Löffel!" rief die Alte, und eilte sie ihm wegzunehmen, „die sind schon seit zwei Monaten so da gelegen." — „Meiner Treu, dann haben sie," bemerkte er, indem er daran roch, „den Geruch recht behalten, Mütterchen, denn sie duften jetzt noch nach guter Suppe; und — wahrhaftig! — sie sind noch ganz feucht und fettig; geh', geh', rück' nur heraus mit Dem, was Du von Deinem Lammsbraten von heute Mittag noch übrig hast." — „Ich? Lammsbraten! Du lieber Gott, ich habe schon seit vielen Monaten kein Fleisch mehr im Hause gesehen. Die Löffel, die habe ich heute meinem Nachbar Yanni geliehen gehabt, und der hat mir sie eben ungeputzt zurückgeschickt." — „So! und Knochen hat er Dir wohl auch zurückgeschickt?" fragte Francesco, und las zwei oder drei kleine Lammsrippchen aus der Asche: „geh', geh," Bas', heraus mit, nur heraus mit," fuhr er fort und stöberte in der Hütte herum, die Alte immer hastig vor ihm, bis sie sich zuletzt auf eine Backmulde hinsetzte, welche umgestürzt lag, und erklärte, sie sey alt, und könne nicht mehr, und es sey ihr Letztes. „Steh' auf," sagte Francesco, „und laß uns unter Deinen Trog schauen." — „Ich kann nicht aufstehen, ich kann nicht, 's ist nichts da — nichts;" allein er zog die Widerstrebende fein säuberlich in die Höhe, kehrte die Mulde um, und darunter lag — der Rest des Lammsbraten. — „Nichts in der Welt," fuhr die Alte mit geläufiger Zunge fort, „als ein wenig kalt Lammfleisch, und dazu seyd ihr von Herzen eingeladen; ihr hätter's ja ohnehin bekommen sollen; zu Allem," setzte sie mit schmeichelnder Stimme hinzu, „zu Allem, was ich in meinem Hause habe, seyd ihr von Herzen willkommen, mein Söhnchen." Sie sah schon, es war unmöglich, unsrer los zu werden, denn W. und ich hatten mittlerweile unsere Musketen aufgehängt, unsere Ledergürtel abgelegt und es uns mit unseren Pfeifen möglichst bequem gemacht. Ich für meinen Theil sagte nichts, sondern unterhielt mich damit, Francesco's Thun und Treiben zu beobachten, der dann überall herumsuchte, als ob es seiner Mutter Häuschen gewesen wäre, bald nach Oel zum Kochen, bald nach Mehl zum Brodbacken, sich umsah, während ihm die Alte überallhin auf der Ferse folgte, seine Aufmerksamkeit von dem Orte, wo die Sachen versteckt waren, abzulenken suchte, und bei allen Heiligen betheuerte, daß sie das Gesuchte nicht besitze. Francesco aber, ohne auf sie zu achten, fuhr fort sich umzusehen, bückte sich nieder und untersuchte sorgfältig den Stubenboden, der nichts mehr und nichts weniger als die harte, trockene festgetretene Erde war; plötzlich hielt er inne, fing den Grund an einer Stelle, wo er locker schien, aufzukratzen an, und stieß nachdem er ein paar Zoll davon weggeschafft hatte, auf ein Stück Diele, das, wie er fand, nachdem er es weggehoben hatte, zum Deckel eines ungeheuern irdenen Krugs diente, der mit vortrefflichem Oel gefüllt war. „Bring mir doch einen Schöpflöffel, Mütterchen," sagte er ganz ruhig. „Oh! Oel wollt ihr haben, Söhnchen? ei, warum habt ihr mir denn das nicht gleich gesagt? Daran fehlt's uns nicht, Gott sey Dank!" Feines Weizenmehl und Wein kamen auch bald zum Vorschein, und in kurzer Zeit hatte Francesco einen Kuchen fertig; er scharrte nun die Asche heraus, legte den Kuchen auf die heißen Backsteine, deckte ihn mit Asche und Kohlen zu, ließ ihn backen und ging jetzt daran, den Tisch, es war ein runder, etwa acht Zoll hoher, zu decken.

Hölzerne Löffel und Gabeln waren unser ganzes Tischgeräthe; wir kauerten, mit sechs Soldaten um die kahle Tischplatte her, auf unseren Fersen nieder, zogen unsere Taschenmesser und griffen den Brodkuchen und das kalte Lammfleisch rüstig an; denn Fleisch war ein Leckerbissen, den wir schon mehrere Wochen nicht mehr geschmeckt hatten. Wein hatten wir auch und Francesco schenkte uns, die Rolle unseres Ganimed's übernehmend, in seinem silbernen Becher ein und belebte das Mahl mit seinen Späßen. Während wir unsere Mahlzeit beendigten, waren die übrigen Hausgenossen nach Hause gekommen, und wir fanden nun, daß die aus einer kranken Tochter bestehende Familie der Alten noch etliche weitere Mitglieder in sich faßte, die sie anzuführen vergessen hatte, nämlich einen noch rüstig aussehenden alten Mann, ihren Eheherrn, drei handfeste junge Bursche, zwei Mädchen, ungerechnet einen Knecht, zwei Maulthiere, drei Eselein, und ein Paar Ochsen, die insgesammt in die lange Hütte, in der wir saßen, hereingeführt wurden. Die Männer waren, nach ihrer in neuerer Zeit angenommenen Gewohnheit, bei der Annäherung der Soldaten geflohen und hatten ihre abschreckendsten und häßlichsten alten Weiber zurückgelassen, die es mit den Soldaten ausfechten, und diese, wo möglich, abhalten sollten, in ihren Häusern Nachtherberge zu nehmen, da sie durch die unablässig durchziehenden Rotten fast zu Tod geplagt worden waren. Von uns hatten sie indessen, wie sie wohl fanden, keine Mißhandlungen zu befahren; ich versprach ihnen selbst das Salz, das wir nahmen zu bezahlen; so ließen sie denn bald ihrer gewohnlichen Fröhlichkeit, ihrem angebornen leichten Sinne, und ihrer gewöhnlichen Schwatzlust freien Lauf, daß die Hüttenwände von lauten Stimmen und schallendem Gelächter widerhallten, und als die Landleute immer lustiger wurden und man uns aus freien Stücken manchen Becher Wein zubrachte, wurden auch die Soldaten lustig. Francesco tanzte wie besessen vor

Herzenslust herum, und bei jedem gutem Spaße schossen ein paar Soldaten, denen am Jubeln und Jauchzen noch nicht Lärms genug war, ihre Pistolen in die Decke ab, daß ein Regen von trockenem Lehm und Staub auf uns niedersausste.

Die Erinnerung an unseren morgigen Marsch machte indessen all dem Tollen und Tosen ein Ende; eine grobe Pferdedecke wurde auf dem Erdboden vor der Hütte ausgebreitet; wir legten uns unsere Pistolengurte zu Kopfkissen zurecht, wickelten uns in unsere Capote, nahmen so unser Nachtlager „à la belle étoile" und hatten bald uns und Alles um uns her vergessen.

Eine Nacht in der Steppe.

(Aus Audubon's Ornithologie.)

Die Einwohner mehrerer Gegenden Nordamerika's bestehen aus dem überflüssigen Theile der Bevölkerung anderer Länder und aus Leuten, die die Gesellschaft ausgestoßen hat. Es ist oft der Fall, daß diese Menschen allmählich ihre lasterhaften Gewohnheiten ablegen, einen großen Eifer zur Arbeit zeigen, und nützliche und ehrenwerthe Bürger werden. Dagegen sieht man aber manche dieser Fremden, die in der Bahn des Verbrechens verharren; dann verweist man sie aus der Gesellschaft der rechtschaffenen Ansiedler und die strengen Züchtigungen, die man ihnen auflegt, dienen manchmal doch dazu sie zu bessern. Sobald Jemand sich gegen die Gesellschaft durch seine strafbare Aufführung vergangen hat, versammeln sich die rechtschaffenen Bürger der Gegend, um über die Art und Größe des Verbrechens Gericht zu halten. Diese Männer nun, welche aus den angesehensten Bewohnern des ganzen Distrikts gewählt und mit aller zur Aufrechthaltung der Ordnung, des Friedens und der Ruhe im ganzen Umfang des Grundgebiets erforderlichen Gestalt bekleidet werden, heißen **Regulatoren.** *) Der Uebelthäter wird unverweilt festgenommen, und wenn ihn das Gericht der Regulatoren des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig erkennt, für das erstemal aus dem Distrikte verbannt. Will sich ein solcher Mensch dem gegen ihn ergangenen Spruche nicht fügen, bleibt er fortwährend in der Gegend und begeht er da neue Verbrechen, dann wehe ihm; denn die Regulatoren erkennen ihm, nach einer zweiten Verurtheilung, eine Strafe zu, die, wenn sie auch nicht gerade den Tod nach sich zieht, wenigstens der Art ist, daß sie sich nie in seinem Gedächtnisse verwischt. Der Schuldige hat eine sehr strenge Leibesstrafe zu erleiden, und seine Hütte wird ihm verbrannt. Im Falle des Mords oder wiederholten Diebstahls erkennen die Regulatoren auf Tod, und dann erschießt man den Verbrecher, trennt das Haupt vom Rumpfe, und stellt es auf einem Pfahl bei seiner Wohnung aus, als Warnung für Die, denen etwa seinem Beispiel zu folgen gelüsten möchte.

Nachfolgendes hat mir ein Regulator, der einen der gefürchtetsten Wegelagerer dieser Gegend einbringen und strafen half, erzählt:

Noch lebt der Name Mason im Gedächtnisse der Mehrzahl Derer, die den untern Ohio und den Mississippi befahren. Der Mensch dieses Namens war ein Pferdedieb von unerhörter Gewandtheit und Kühnheit, der an der Spitze einer Bande Abenteurer, lange Zeit das ganze Land heimsuchte. Seine Raubzüge erstreckten sich von Virginien bis New-Orleans; auch auf der Wolfsinsel (Wolf-Island), nicht weit von dem Zusammenflusse des Ohio und des Mississippi, hauste er und brandschatzte alle Plattboote, die jene Ströme befuhren: Hornvieh, Korn, Pferde, Sklaven, kurz die ganze Ladung gerieth in die Hände dieser Räuber, von denen sich dann einige nach entfernten Gegenden begaben, um ihren Fang zum Vortheil der Bande zu verkaufen. Diese Räuberrotte hatte im ganzen Westen von Nordamerika Jammer und Noth verbreitet; da beschloß eine zahlreiche Schaar Regulatoren, trotz der drohenden Gefahren einer solchen Unternehmung, zur Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens im Lande, Mason, den Hauptmann zu fangen, und ihn mit der Strafe zu belegen, die seine Schandthaten verdienten. Der Räuber war indessen eben so wachsam und verschlagen, als thätig und unternehmend. Man hielt in den verborgensten Schlupfwinkeln, die ihm zum sichernden Versteck dienten, Nachsuchung, allein umsonst; denn seine zahlreichen Kundschafter trugen Sorge, ihn jedesmal bei Zeiten von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten. Einmal jedoch wurde er in einem Walde von einem Ansiedler, der ihm auf der Fährte war, überrascht. Mason ritt ein prächtiges Pferd, das er eben gestohlen hatte. Der Regulator ging an ihm vorüber, ohne dergleichen zu thun, als ob er ihn erkenne. Der Räuber, der die ihm drohende Gefahr nicht entfernt ahnte, setzte seinen Weg fort, ohne die mindeste Vorsicht zu nehmen; allein der Regulator verlor ihn nicht aus dem Gesichte, und als die Abenddämmerung anbrach, ritt Mason in eine ihm bekannte Schlucht, band hier dem gestohlenen Pferde die Vorderbeine zusammen, um es die Nacht über, ohne daß es entlaufen konnte, frei weiden zu lassen, und begab sich selbst in eine, hinten in der Schlucht gelegene Hütte, um die Nacht dort zuzubringen.

Der Regulator, der in diesen Waldungen gut bekannt war, merkte sich Masons Schlupfwinkel, und da dieser, wie er gesehen hatte, bis an die Zähne bewaffnet war, so jagte er, in gestrecktem Laufe nach den benachbarten Niederlassungen, wo er mit Sicherheit auf Unterstützung hoffen durfte. Als sich die aufgebotenen Männer stark genug dünkten, eilten sie nach der Schlucht, die dem Räuber zur Nachtherberge diente. Dieser vertheidigte sich, ungeachtet er sich von zahlreichen Feinden angegriffen sah, und keine Hoffnung zu entkommen hatte, mit dem Muthe der Verzweiflung. Die Regulatoren sahen die Unmöglichkeit, Mason lebendig zu fangen, feuerten ihre Gewehre in die Hütte ab, und trafen den Räuber in die Brust; ihm vollends den Rest zu geben, war dann ein Leichtes. Man schnitt nun den Kopf vom Rumpfe ab, und steckte ihn auf einen Ast, den man mitten auf dem Wege, der zu dem Versteck führte, wo die Räuber sich hinzuflüchten pflegten, in die Erde pfählte. Da ihr Hauptmann gefallen war, so zerstreute sich die übrige Bande bald, und Friede und Ruhe kehrten allmählich wieder in jene Gegenden zurück.

Ich darf nicht unbemerkt lassen, daß das Korps der Regulatoren allmählich sich vermindert hat; denn die von diesen Richtern neuer Art ausgetheilten Strafen haben eine solche Furcht unter den Ansiedlern verbreitet, daß die Verbrechen in diesen entlegenen Gegenden immer seltener werden. —

Auf meinen zahlreichen Reisen und Wanderungen durch die Einöden des nördlichen Amerika's ist mir nie die mindeste Gefahr begegnet, außer in dem folgenden Falle: Bei meiner Rückkehr vom obern Mississippi hatte ich eine jener unabsehbaren Steppen zu durchwandern, die man in diesem Theile der Vereinigten Staaten vorzugsweise findet, und die dieser Gegend einen so neuen und malerischen Anblick geben; das Wetter war herrlich und die Grasflächen mit den reichsten Gaben der Natur geschmückt, wie nur in den schönen Tagen des Frühlings. Meine Jagdtasche und meine Jagdflinte war mein ganzes Gepäck, und meine einzige Begleitung — mein Hund. Wiewohl meine Mokassins *) in dem besten Stande waren, so kam ich doch nur langsam vom Flecke; denn ich blieb oft und lang stehen, um die frische Farbenpracht der Blumen, die mir überall auf meinem Wege entgegenleuchtete, und die zierlichen Hirschkälber, die fröhlich ihre Mütter umsprangen, zu betrachten. Die Sonne war indessen am Horizonte verschwunden, und noch war ich auf keine Hütte, keine Kabane, kurz auf nichts gestoßen, das von der Gegenwart des Menschen in diesen Graswüsten gezeugt hätte. Der Fußpfad, welchen ich eingeschlagen hatte, war noch von keinem Fuße, als dem der Rothhäute betreten werden; die Schatten der Nacht legten sich immer weiter über die Prairie und mit Sehnsucht wünschte ich irgend ein Gebüsch oder Dickicht herbei, um dort mein Nachtlager aufzuschlagen. Ich schritt indessen immer rüstig weiter und hoffte, da bald ein anhaltendes Wolfsgeheul mir in die Ohren tönte, in Kurzem einen Wald zu erreichen.

(Schluß folgt.)

---

*) Eine kleinere Notiz über diese Art Vehmrichter ist schon im Ausland d. J. S. 344 gegeben worden.

*) Indianische Halbstiefel oder Schuhe von Wildleder.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 324. 19 November 1832.

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Zweiter Artikel.)

Mäßigkeit war eine durch Klima und Lebensart gebotene Eigenschaft, wo der Beduin manchmal gewaltsame Mittel anwenden mußte, um des Hungers Qualen zu stillen, und selbst, wie die Ottomaken und Jaruren in der Gujana, Staub zu fressen; schon reichten nach Mohammeds Zeugniß (Mischkat 2, 320) Datteln hin, eine Familie zu ernähren. Die durch das graue Alterthum geheiligten Fasten wurden in den Ramadhan verlegt, der deßhalb Schihr essabr der Geduldmonat heißt, wobei jedoch alle möglichen Erleichterungen für Kranke und Reisende stattfanden; man empfiehlt vor Tage etwas zu sich zu nehmen, um die Entbehrung desto besser zu ertragen, aber wiederum wird aus religiösem Grunde so darauf gehalten, daß der Erbe angewiesen ist, die nicht vollbrachten Fasten des Verstorbenen zu Ende zu führen; etwas Aehnliches findet sich auch im römischen Rechte, wo Ulpian sagt: voti obligationem ad haeredem transire constat. L. 11, 2 D. 50, 12. Man erzählt, daß der Prophet wöchentlich zwei Tage fastete, denn an ihnen ließ sich die Gottheit die Handlungen der Menschen vorbringen, welches Letztere von den Juden entnommen scheint. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß bei einem so sinnlich am Aeußerlichen hängenden Volke dieser Gebrauch auf das Moralgefühl zurückwirken mußte, auch die gesetzlichen Waschungen sind so zu nehmen, nämlich als Symbol der Seelenreinigung; auch wird geboten, wenn kein Wasser vorhanden, sich dazu feinen Sandes zu bedienen. Die Lehre der Erhebung des Geistes zum Schöpfer vorschriftmäßig zu bestimmten Stunden des Tages ist wiewohl ziemlich gewaltsam von Ghasali auf eine der Menschennatur passendere und ihrer würdigere Art ausgelegt worden, und die Sufi, einige dem Propheten entschlüpfte oder apokryphische Aeußerungen mit fremden Lehren verbindend, gingen in eine Richtung ein, gegen welche sich Mohammed selbst aufs Nachdrücklichste ausgesprochen (bes. Mischkat 2, 245). In der That konnte dem damaligen Araber in jeder Hinsicht kaum etwas fremdartiger seyn und weiter von ihm abliegen als spekulative Betrachtung. Die pantheistische Lehre der Kabbala, des Spinozismus Grundlage, scheint aus demselben Grunde fremden Ursprungs; die gnostischen Lehren, deren erste Spuren sich in den Apokryphen des alten Testaments zeigen, steigen nicht über die babylonische Gefangenschaft hinauf, in welcher Bekanntschaft mit persischem Systeme sie mag ins Leben gerufen haben.

In Indien war die Stellung der Frauen in der Gesellschaft besser in alten Zeiten und verschlimmerte sich später, hauptsächlich in den Gegenden, wo Mohammedaner herrschten; es fehlt an allen Beweisen, daß sie je in Arabien höher gestanden als heutzutage, ja noch mehr, Erniedrigung scheint sie schon bei der Geburt zu treffen. „Hört ein Araber (so heißt es im Koran 16, 58), daß „ihm eine Tochter geboren worden, so schwärzt der Gram sein „Gesicht; diese Nachricht scheint ihm ein so großes Unglück, daß „er nicht wagt sich öffentlich sehen zu lassen, und er weiß nicht, ob „er zu seiner Schande seine Tochter wird leben, oder ob er sie will „begraben lassen.“ Diese Stelle scheint sich auf der Araber Verlangen zu beziehen, das ihnen mit den Juden gemein, Söhne zu haben, um ihren Namen und ihr Geschlecht fortzupflanzen, und welches an ähnliche Vorstellungen der Indier und Sinesen erinnert, die ihm eine religiöse Grundlage gaben. Man begreift also leicht, warum der arme Araber sie tödtete, und der reiche sie den Götzen schlachtete. Das heiße Klima machte die Verführungen leicht, Polygamie mit allen ihren Ausschweifungen wirkte mächtig auf das Sittenverderbniß ein, so daß wir im Talmud geschrieben finden: „Wenn zehn Maße Ausschweifung auf die Erde herabgelassen würden, so kämen auf Arabien allein neun derselben.“ Das Mittel, wodurch man zu helfen suchte, war so kurz als grausam: man begrub lebendig diese Opfer eines elenden Gesellschaftszustandes, wo Gewalt Alles in Allem, und das schwächere Geschlecht der Verachtung preis gegeben war. Da kein religiöses Band die Ehe heiligte, so war Scheidung sehr häufig, welche meist die Gattinnen hülflos lassen mochte in einem Lande, wo es eben keine Seltenheit war, daß der sterbende Gatte durch seinen letzten Willen seine Gattin ihres Antheils an der Verlassenschaft beraubte, indem er sie für geschieden erklärte (Hedaja 1, 279). Mohammed half dieser Anordnung ab, so viel möglich war, und wenn, wie bei den Juden die zu enge Verbindung des Religiösen mit den gesetzlichen Verfügungen, letztere oft in ihrer fortschreitenden Entwicklung aufhielt, und Dem, was bloß durch Umstände hervorgerufen worden, eine in mancher Hinsicht schädliche Fortdauer gab, so hat hier wenigstens diese Verbindung ihre Vortheile gehabt. So gewiß die heutigen moralischen Grundsätze der Mohammedaner in vielen Stücken verwerflich sind, so gewiß sind sie im

Widerspruche mit den Gesetzen, wie Mohammed sie gab; und wer auch an diesen noch Vieles auszusetzen findet, vergißt, daß es wohl zu viel von einem damaligen Araber gefordert hieße, seine eigenen so gut zu seiner Zeit passenden Neigungen völlig zu überwinden, und die seiner Landsleute von Grund aus zu ändern. Seine Kinder zu tödten, wurde für eines der größten Verbrechen erklärt; Schonung für das Ehrgefühl zeigt sich in der nur widerstrebend gegebenen Einwilligung, eine fremde Sklavin zu heirathen, und Feinheit läßt sich in der Verfügung nicht verkennen, wo der Gesetzgeber (wie in Indien) den Vater berechtigt, seine noch unmündigen Kinder zu verheirathen und ihn verantwortlich macht für die Folgen, welche Freiheit für ein zwölfjähriges Mädchen haben könnte, und andrerseits verbietet Gewalt gegen sie zu brauchen, wenn sie später in den Heirathsvorschlag nicht eingehen wollte. Schafei, der wie gewöhnlich nur auf den Buchstaben sah, war der Meinung, daß allerdings im letztern Falle Zwang statt finden könne, aber Hanifa, dessen Auslegung wir gefolgt, sah besser des Propheten Absicht, und die spätern Gesetzgelehrten gingen sämmtlich darauf ein. Mohammed wollte, daß man auf irgend eine Weise suchen sollte, die künftige Gattin zu Gesichte zu bekommen, um die häufigen Trennungen zu verringern, die so oft nach dem ersten Beisammenseyn statt fanden; geschieht Dieß, so ist der Mann, der seine Verlobte nicht berührt, gehalten, ihr die vom Gesetze vorgeschriebenen Geschenke zu machen. Ueberhaupt: „Die Scheidung ist zwar gesetzlich, aber Gott sieht sie ungern,“ (Mischkat 2, 118. Koran 4, 127.) Die Aufkündigung der Ehe muß in bestimmten Formeln zu drei verschiedenen Malen geschehen, aber dann ist sie auch unwiderruflich, und sollte der Gatte sie bereuen, so muß das Weib erst in die Arme eines Andern, ehe er sie wieder nehmen darf; Dieß geschah vermuthlich, um die Leichtigkeit zu zügeln, mit welcher man früher das Eheband knüpfte und löste. Mohammed bestimmte eine Zeit nach der Scheidung, während welcher die Gattin noch im Hause blieb, damit ausgemacht werden könne, ob sie schwanger sey, und zugleich um die Wiederversöhnung zu erleichtern; fand die Scheidung wirklich statt, so muß der Gattin hinlänglicher Unterhalt gesichert werden; stirbt der Gatte, so muß er der Wittwe wenigstens für ein Jahr zu leben hinterlassen. Er verstattete zwar, eine ungehorsame Gattin zu schlagen, aber heiligte zugleich den Grundsatz: „Die Frau ist Nacktheit,“ und verbot ihr im Fall einer öffentlichen Züchtigung irgend ein Kleidungsstück abzuziehen. Ehebrecherinnen sollten bis ans Ende ihrer Tage eingesperrt werden, oder, wie es dann weiter im Koran etwas zweideutig heißt: „bis ihnen Gott einen Weg an die Hand gibt“ (zu entwischen); verboten ist der Tod des Verführers. Von ihm ist zwar der Ausspruch (Mischkat 2, 748): „Daß wenn ein Mann allein mit einer Frau, die nicht die seine bliebe, so sey der Teufel der dritte,“ aber er wollte auch, daß der Ehebruch durch vier Zeugen bewiesen werde, für die es fast Pflicht war, alle ihre Geschicklichkeit anzuwenden, um des Verbrechens Beweis zu hintertreiben . . . „denn es ist löblich, Anderer Schwächen zuzudecken.“ (Ein Beispiel der Art aus neuerer Zeit in Hammer's osm. Gesch. 6, 363.)

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Eine den den Polynesiern und von den Neuseeländern angenommene Verzierung, das Tatuiren (Tatau), verdient hier gleichfalls in Betracht gezogen zu werden. Die Zeichnungen, die man künstlich auf unvertilgbare Weise der Haut einsticht und die gewissermaßen die Nacktheit zu bedecken dienen, scheinen der Negerrace unbekannt, die sich ihrer nur selten bedient und nur auf eine sehr unvollkommene und rohe Manier, indem sie dieselben durch schmerzhafte Hautknollen von kegelförmiger Gestalt ersetzt, die durch Einschnitte erzeugt werden. Dieses Tatau, dessen Namen bei den verschiedenen Völkern verschieden ist, wird aber nicht bloß als ein beliebiger Zierrath angewendet, sondern scheint auch gebraucht zu werden, um die Kaste oder den Rang anzudeuten. Die Einwohner von Paumotus (Isles Basses) bedecken ihren Leib mit tatuirten Figuren; ihre Nachbarn, die Taheiter, bedienen sich ihrer weit weniger und lassen damit insbesondere ihr Gesicht verschont, indem sie gleich den Tongainsulanern sich mit einigen leichten Zeichnungen von Kreisen oder Sternen begnügen; während die meisten Eingebornen des Sandwicharchipels und die Völkerschaften von Mendana und Neu-Seeland das ganze Gesicht mit Zeichnungen bedeckt tragen, die nach bestimmten Regeln entworfen sind und eine gewisse Bedeutung haben. Im Sandwicharchipel, sagt Morineau, ist es ein Geschäft der Mütter ihre Kinder zu tatuiren. Durch das in diesem Lebensalter vorgenommene Tatau wird ihre Herkunft angedeutet. Diese der Haut eingeprägten Schnörkel, die uns so wunderlich vorkommen, geben zu erkennen, welchem Stamme, welcher Familie das Kind angehört; spätere Tatuirungen dienen, das Andenken an eine ruhmvolle That oder irgend ein anderes Ereigniß zu bewahren. Die gewöhnlichsten Hautzierrathen dieser Art sind Zickzackstriche auf Armen und Beinen. Viele Männer von mittlerem Alter tragen auf der Brust oder einem der Arme den Namen Tamehameha's. Die Weiber tragen alle um den rechten Schenkel ein Dambrett eingestochen und oft erblickt man auf einer ihrer Handflächen Zeichnungen von Sternen, Ringen und Halbmonden; mehrere lassen sich sogar die Zunge tatuiren. Unter den tatuirten Gebilden der neueren Zeit spielt die Ziege eine wichtige Rolle, viele Indianer tragen sie auf allen Theilen des Leibes, selbst auf Stirne, Wangen und Nase. Uebrigens beginnt dieser Brauch sich in dem erwähnten Archipel zu verlieren; der König ist nicht mehr tatuirt und die jungen Leute, die sein Gefolge bilden, sind es nur sehr leicht.

Die Weiber auf Neuseeland lassen sich, wie die im Mendanaarchipel, Zeichnungen in den innern Wi el der Augenlieder, auf die Lippen und oft auch auf das Kinn einstechen. Auf Taheiti hat das Tatau besondere Zeichnungen für die sieben Klassen der Areois und dient die Trauer oder geschichtliche Ereignisse anzudeuten. Oft ist auf dem Schenkel eine Kokospalme abgebildet, während auf der Brust Kämpfe, Uebungen, Einsammlungen der Früchte, Waffen, Thiere, ein Menschenopfer, das in einem Moree dargebracht wird, u. s. w. zu erblicken sind. Ueberhaupt besteht das Tatuiren, wie es bei dem polynesischen Urstamm üblich ist, aus Kreisen oder Halbkreisen, die mit Zacken umsäumt sind und an den unendlichen Welt-

kreis in der indischen Mythologie erinnern. Indeß machen die Eingebornen von Rotuma hievon eine wesentliche Ausnahme, da der obere Theil des Leibes nur mit leichten Zeichnungen von Fischen und andern Gegenständen bedeckt ist, während sich über Unterleib, Rücken und Schenkel verworrene Massen ausbreiten. Das Tatuiren bei den Völkerschaften, die wir zum carolinischen Urstamm zählen, unterscheidet sich von dem bei den übrigen Polynesiern gebräuchlichen, indem es meist in großen Massen über den Leib sich hinzieht und bei einigen dieser Insulaner den ganzen Rumpf einnimmt und so zu sagen, ein unverwüstliches Kleid ausmacht, dessen Zeichnungen im Einzelnen jedoch willkürlich sind.

Da es den Inselbewohnern des großen Ozeans an Weidegrund und grasigen Ebenen fehlte, so konnten sie auch nicht das Hirtenleben ergreifen. Die ozeanischen Stämme, die noch am mindesten sich zu einem gesellschaftlichen Zustande entwickelt haben, leben von der Jagd oder dem Fischfange; durch ihre Insellagen werden sie nothwendig zu furchtlosen Schiffern und den geschicktesten Fischern in der Welt gebildet. Hier treten die Prohas und Piroguen an die Stelle des Pferdes und Kameeles der Nomaden der alten Welt; und die wilden Piraten von Sumatra, Celebes, Borneo, Sulu und Mindanao spielen im indischen Archipel die Rolle, die Beduinen, Mauren, Kalmuken, Mongolen und Kurden in den Wüsten und unermeßlichen Steppen Asiens und Afrika's spielen.

In dem polynesischen Welttheile stellt die malaische Race, im Verhältnisse zur schwarzen Menschenvarietät, Das vor, was in der alten und neuen Welt ! die weiße Race gegen die schwarzen und kupferfarbigen Varietäten ist. Ueberall gründet und entwickelt die weiße Race die Civilisation; überall hat sie ein außerordentliches Uebergewicht über die schwarzen und kupferfarbigen Menschen erlangt, die allerwärts unterjocht oder in die Wälder und Gebirge verdrängt worden sind; überall, wo sie sich niederließ, sind die schwarzen Völkerschaften endlich aufgerieben oder unterjocht und in die Wälder und unzugänglichsten Gegenden vertrieben worden. So sind diese Völker auf Java schon gänzlich verschwunden und auf Sumatra und Celebes auf eine kleine Anzahl zusammengeschmolzen. Auf Borneo, Mindanao und Luson haben sie sich ins Innere des Landes zurückgezogen und die Küsten den neuen Ansiedlern überlassen. Nur das mittlere Ozeanien kann man allein noch als von dieser Race in Besitz gehalten betrachten, die übrigens fast allerwärts auf der tiefsten Stufe der Entsittlichung und physischen Kraftlosigkeit gefunden wurde, und deren gesellschaftlicher Zustand, mit wenigen Ausnahmen, einen ganz eigenen Gegensatz mit dem aller malaischen Nationen bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in der Steppe.

(Schluß.)

Einige Augenblicke darauf gewahrte ich in der Entfernung ein großes Feuer, und dachte anfangs, es seyen wohl einige umherstreifende Indianer, die sich hier gelagert hätten. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß das Feuer in einer kleinen Kabane brannte, und entdeckte bald ein Weib, von ansehnlichem Wuchse, das wie mit der Besorgung von allerlei Haushaltungsangelegenheiten beschäftigt, ab und zuging. Ich lenkte meine Schritte nach dieser Hütte und fragte unter der Thürschwelle die Frau, ob sie mir wohl für heute Nacht gastfreundliche Herberge geben wolle. Sie murmelte etwas nur Unverständliches zwischen den Zähnen, und hieß mich dann eintreten. In der Hütte konnte ich nun mit Muße die abschreckende Häßlichkeit meiner Wirthin, ihren zerlumpten Anzug und ihr abstoßendes Aeußeres näher betrachten. Ich nahm indessen einen Schemel und setzte mich ruhig an das Feuer. Das erste, was sich hier meinen Blicken darbot, war ein junger, kräftiger Indianer, der ebenfalls am Feuer saß, und den Kopf zwischen den Händen, und die Ellbogen auf die Knie gestemmt hatte. Ein Bogen von ungewöhnlicher Größe stand neben ihm an die hölzerne Hüttenwand gelehnt, und zu seinen Füßen lag eine große Menge Pfeile und einige Dachshäute. Der Indianer blieb fortwährend völlig regungslos; ja es war fast, als hielte er den Athem an. An die Art dieser Völkerschaften gewöhnt, und wohl wissend, daß sie den ihnen in den Weg kommenden Fremden stets unbeachtet lassen, redete ich ihn französisch an, eine Sprache, welche die Bewohner der umliegenden Gegenden zu reden pflegen. Der Rothhäutige hob seinen Kopf in die Höhe, deutete mir mit seinem Finger auf eines seiner Augen, das voll Blut war, und warf mir mit dem andern einen bedeutenden Blick zu. Sein Gesicht war ebenfalls mit Blut bedeckt, und aus seinen Gebärden entnahm ich, daß er sich mit seinem Bogen bedeutend verwundet hatte.

Von Ermüdung und Hunger erschöpft, fragte ich die alte Frau, ob ich bald etwas zum Abendessen bekommen würde. Ich sah nichts in der Hütte, das einem Bett ähnlich gewesen wäre: nur war eine große Menge Bären= und Büffelhäute in einer Ecke aufgethürmt. In demselben Augenblick zog ich meine Uhr, die ich unter meiner Weste trug, heraus, und sagte meiner Wirthin, es sey spät und ich der Speise und Ruhe bedürftig. Kaum hatte sie meine Uhr erblickt, so war es, als ob ihre Lebensgeister blitzschnell elektrisirt worden wären. Mit der sanftesten Stimme, die ihr möglich war, sagte sie mir, sie habe einen Vorrath von Wildpret und gesalzenes Büffelfleisch, und wenn ich mir die Mühe geben wollte, die Asche wegzukehren, so würde ich einen Maiskuchen darunter finden. Meine Uhr hatte indessen auf die Einbildungskraft der Frau einen solchen Eindruck gemacht, daß sie der Befriedigung ihrer brennenden Neugier nicht zu widerstehen vermochte; sie verlangte meine Uhr in der Nähe zu besehen. Ich nahm die goldene Kette, an der meine Uhr hing, vom Halse und gab sie ihr in die Hand. Die Glückseligkeit meiner Wirthin läßt sich schwer beschreiben; ihre Blicke hingen wie verwirrt an der Uhr, sie drückte sie, aus Angst sie fallen zu lassen, fest in ihre Hände: dann nachdem sie sie lange betrachtet, sich über ihre Schönheit vor Entzücken nicht zu lassen gewußt, und mich nach ihrem Werthe gefragt hatte, legte sie sie um ihren schwarzen Hals, und sagte, wie glücklich sie seyn würde, wenn sie eine solche Kostbarkeit besäße. Ich beachtete ihre Ausrufungen und ihr Geschwätz nicht weiter und setzte mich, als ich endlich etwas zu essen erhielt, an mein Mahl, wobei ich auch meinen treuen Reisegefährten, meinen Hund, nicht vergaß.

Währenddem war der Indianer von seinem Platze aufgestanden, und ging, als ob er sich vor Schmerzen nicht zu lassen wüßte, mehreremale an mir vorbei, wobei er mich einmal so heftig zwickte, daß ich vor Schmerzen beinahe laut aufgeschrien hätte. Ich sah ihn an; unsere Augen begegneten sich; allein sein Gesicht gab einen solchen Grad von Entsetzen kund, daß es mich am ganzen Körper kalt überlief. Die Rothhaut ging auf ihren Platz zurück, zog ein großes Jagdmesser aus der Scheide, untersuchte die Schneide, und steckte es wieder, nach einem Zeichen des Mißvergnügens, in die Scheide; dann ergriff er seinen Tomahawk, legte ihn über seine Knie, und warf mir fortwährend bedeutende Blicke zu, so oft ihn unsere Wirthin nicht bemerken konnte, und uns den Rücken drehte. Bis jetzt hatte ich nicht im Entferntesten die Gefahr, die mir in dieser Hütte drohte, geargwohnt. Ich beantwortete die Zeichensprache des Indianers, und überzeugte mich, daß, wer auch die Feinde seyn möchten, mit denen ich vielleicht noch zu thun bekam, er wenigstens nicht darunter gehören würde. Ich verlangte inzwischen die Uhr von meiner Wirthin zurück, und ging, meine Jagdflinte zu mir nehmend, unter dem Vorgeben, als wolle ich nachsehen, ob das Wetter morgen gut zu werden verspreche, aus der Hütte. Nun that ich eine Kugel in jeden Lauf, untersuchte die beiden Feuersteine sorgfältig, schüttete frisches Zündpulver auf, und kehrte dann, nachdem ich mich versichert

hatte, daß Alles in gutem Stande sey, in die Hütte zurück, streckte mich auf dem Boden auf einige Bärenhäute hin, rollte andere zu einer Art Kopfkissen zusammen, legte mich, meinen getreuen Hund neben mir, mein Gewehr zwischen den Händen, zum Schlafen zurecht, und that, nach einigen Minuten, als sey ich tief eingeschlafen.

Bald ließen sich einige Stimmen von Außen hören, und herein traten nun zwei athletisch gebaute junge Männer, die einen Damhirsch an einer Stange auf ihren Schultern trugen. Es waren die Söhne meiner Wirthin. Sie warfen ihre Last unverweilt ab, und verlangten nach Whisky, an dem sie sich in langen Zügen labten. Wie sie mich in der Ecke, in der ich mich schlafen gelegt hatte, gewahr wurden, fragten sie ihre Mutter, wer ich sey, und was denn der arme Teufel von Rothhaut auch in der Hütte zu schaffen habe. Das letztere fragten sie in englischer Sprache, da sie wohl wußten, daß diese dem Indianer gänzlich unbekannt war. Die Alte bedeutete ihre Söhne, leiser zu reden, ließ ein Wort von meiner Uhr fallen, führte sie dann in die von mir entfernteste Ecke, und sprach mit ihnen lange und leise. Der Gegenstand ihres Gesprächs war leicht zu errathen. Ich gab meinem Hunde einen kleinen Stoß, um ihn wachsam zu erhalten; er wedelte auch sogleich mit dem Schwanze, und mit einem unbeschreiblichen Vergnügen sah ich, wie sich seine Augen abwechselnd auf seinen Herrn und auf die Elenden richteten, die sich noch immerfort heimlich im Hintergrunde der Hütte unterredeten. Mein Hund begriff die mir drohende Gefahr; auch der Indianer warf mir einen letzten Blick des Einverständnisses zu. Die beiden Indianer hatten sich indeß dermaßen mit Whisky überladen, daß ich sie als völlig kampfunfähig betrachtete, auch sprach die würdige Mutter so fleißig der Flasche zu, daß ich auch diese außer Stand glaubte, mir ein Leid zuzufügen; allein man denke sich mein Erstaunen, als ich die höllische Hexe ein ungeheuer großes Messer ergreifen, mit entschlossenem Schritte an ein Schleifrad gehen, Wasser darauf schütten, und die Klinge schleifen sah. Ein kalter Schweiß lief mir über alle Glieder, trotz meines festen Entschlusses, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Das abscheuliche Weib warf von Zeit zu Zeit die Augen auf die Schneide der Klinge, und als sie sie scharf genug finden mochte, kehrte sie wieder zu ihren Söhnen, die der Whisky nicht mehr gerade stehen ließ, zurück, und sagte zu ihnen: „frisch zu! ans Werk, Kinder! ich werde ihn bald abgefertigt haben; ihr“ fuhr sie fort, und deutete nach der Rothhaut, „ihr macht euch an den, und dann wollen wir hinter die Uhr.“

Ich kehrte mich sachte um, spannte so leise als möglich die Hahnen meines zweiläufigen Gewehrs; liebkosete meinen getreuen Begleiter, und legte mich so zurecht, daß ich im Nu aufspringen, und auf den Ersten, der mein Leben bedrohen würde, Feuer geben konnte. Der kritische Augenblick nahte, und diese Nacht hätte vielleicht mein letztes Stündlein schlagen hören, ohne die mir unerwartet zugekommene Hülfe. Alles war inzwischen bereit; langsamen Schrittes ging die scheußliche Megäre, das gewaltige Messer in der Hand auf mich zu, zweifelsohne mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Art sie mir wohl am Geschicktesten das Leben nehmen könnte, während ihre zwei würdigen Söhne den Indianer abschlachteten. Mehreremale fühlte ich mich versucht, aufzuspringen; und das ruchlose Weib mit einem Büchsenschusse niederzustrecken — allein die Strafe sollte ihr nicht werden; denn plötzlich ging die Thüre auf, und zwei Reisende, jeder eine lange Büchse auf der Schulter, traten in die Hütte. Im Nu eilte ich den beiden Reisenden entgegen, sagte ihnen mit beflügelter Zunge, wie gelegen sie kämen, und erzählte ihnen in kurzen Worten die Gefahr, in der ich schwebte. Was nun folgte kann man sich unschwer denken. Die beiden Rothhäute, die — so zu sagen — toll und voll betrunken waren, wurden mit tüchtigen Stricken festgebunden, und ihre Mutter theilte, trotz ihres tobenden Geschrei's und ihres hartnäckigen Widerstandes das Schicksal ihrer Kinder. Der arme Indianer sprang und hüpfte vor Freude über diesen unerwarteten Ausgang; er gab uns zu verstehen, daß er, da ihn seine Schmerzen ohnehin nicht schlafen ließen, den Rest der Nacht für uns wachen wolle; man kann sich indessen leicht vorstellen, daß die beiden Reisenden und ich nicht eben daran dachten, uns dem Schlafe zu überlassen; wir brachten dann die Nacht mit wechselseitigen Erzählungen von unsern Wanderungen hin, und ich erfuhr, daß auch die beiden Reisenden einmal eine gleiche Gefahr, wie ich, zu bestehen gehabt hatten. Endlich brach der Tag, hell und rein, an, und mit ihm die Stunde der Strafe für die Schuldigen.

Man band ihnen die Füße los; desto fester wurden aber ihre Arme gefnebelt; dann steckten wir ihre Hütte in Brand, gaben die Wildhäute und was sie an Mundvorrath enthielt, dem ehrlichen Indianer, führten sie dann, das Amt der ehemaligen Regulatoren verwaltend, in das tiefste Dickicht des nahen Waldes und vollzogen an ihnen die allerstrengste Geißelung.

Vermischte Nachrichten.

Das amerikanische Journal für Geologie gibt die Höhen verschiedener Berge, Seen und Flußquellen in Nordamerika in folgender Zahl an:

Der Pik des Chippeway oder der Felsengebirge .	15.000	engl. Fuß.
Der Washington-Berg in New-Hampshire . .	6.234	—
Der Pik der Mansfieldberge (Pik Nord) in Vermont	4.279	—
Das Plateau der Catskillberge in New-York . .	3.800	—
Die Black Hills (40° der Breite nordöstlich von Missouri)	3.500	—
Die Alleghanies in Virginien	3.400	—
Die Ozarkberge östlich vom Missisippi	2.250	—
Die Wisconsanberge südlich vom Obern-See . .	2.250	—
Die Quellen, die den See Winipek und den Obern-See nähren	1.200	—
Die Quellen des Missisippi	1.200	—
Der Breack Neck (das Halsbrechen) in der Nähe der Gießerei von West-Point	1.187	—
Der See Rainy (Regensee) südwestlich vom Holzsee	1.100	—
Der Berg Tourn, Rommapon (New-Jersey) . .	1.067	—
Der Holzsee	1.050	—
Der Hundssee	1.000	—
Die Quelle des Miami	964	—
Die Quelle des Sciolo	919	—
Die Quellen des rothen- und St. Peter Flusses	850	—
Die Mündung des La Plata in den Missouri .	680	—
Die Mündung des St. Peterflusses in den Missisippi	650	—
Der See Winipek	595	—
Der Obere See	571	—
Der Huron- und Michigan-See	571	—
Der Ohio bei Wheeling in Virginien	465	—
Der Erie-See	565	—
Der Ohio bei Cincinnati	414	—
Die Point Levi, Quebec gegenüber	510	—
Die Mündung des Ohio in den Missisippi . .	300	—
Der Ontario-See	231	—

*

Der blinde Reisende Holman, von dem in diesen Blättern schon öfters die Rede war, ist in den letztvergangenen Tagen, wie die Literary Gazette berichtet, wieder in seiner Heimath angelangt, nachdem er auf seiner fünfjährigen Wanderung die Reise um die Welt zurückgelegt, und die Kontinente von Asien, Afrika, Amerika und Australien, und die Inseln Mauritius, Ceylan und Van Diemensland besucht hat. Außerdem besuchte er auch China, die Inseln Madeira, Teneriffa, St. Jago, Fernando Po, Ascension, Madagaskar, die Sey Chelles, Penang, Singapur und verschiedene andere merkwürdige Gegenden. Bedenkt man die riesenhafte Natur dieses Unternehmens und das vielerlei Ungemach, mit dem der blinde Mann zu kämpfen haben mußte: so kann man der Festigkeit seines Entschlusses und der Beharrlichkeit, mit der er ihn ausführte, während wohl hundert Andere mit allen ihren gesunden Sinnen davor zurückgebebt seyn möchten, nicht genug bewundern. Die Herausgabe seiner Abenteuer und Beobachtungen läßt einem Werke entgegen sehen, das von größtem literarischen und psychologischen Interesse seyn muß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 325. 20 November 1832.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

5. Ueberfall und Kampf.

Unsere Frühlerche war die gellende Stimme des wachstehenden Soldaten; unsere Reveille war der Knall seiner Pistolen — ein Ton, bei dem ein Jeder aufsprang, die Augen hell offen hielt, seine Feldbinde fest um den Leib zog, und sein Gewehrschloß untersuchte; in fünf Minuten — die Thiere waren hurtig gepackt — wanderten wir Alle, die Pfeife im Munde, dem Olivenbaum zu, unter welchem, rauchend und auf die Versammlung eines Kriegsrathes wartend, unser Anführer auf seiner Matte saß. Es war ihm nicht gelungen, hinsichtlich des Weges mit seinem vertrauten Soldaten den vergangenen Abend zu einem Beschlusse zu kommen, und deshalb die ganze Schaar entboten worden, um ihre Meinung abzugeben und die Sache ins Reine zu bringen. So versammelten sie sich denn — ihrer Fünfzig — rund herum, setzten sich in Kreisen auf die Erde nieder — der Kapitän im Mittelpunkte, seine Pfeife immerfort im Munde und einen Rosenkranz in der Hand — und begannen nun eine lärmende, schwatzreiche und zankvolle Berathung, denn jeder Mann hatte eine Stimme im Rathe; da indessen die große Mehrzahl entschied, daß es zweckmäßiger sey, für dießmal die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu umgehen und rasch über die Ebene nach Navarin sich zu wenden, anstatt den weniger gefahrvollen Umweg über das Gebirge einzuschlagen, so trat der Kapitän ihrem Schluß bei, und so brachen wir, vom Flecke weg auf, mit Ausnahme dreier Soldaten, die ihren eigenen Weg haben wollten und die wir denn auch ihrem Kopfe folgen ließen.

Kein ungewöhnliches Ereigniß störte unsern Marsch; nur sputeten wir uns mehr als gewöhnlich und schauten uns oft ängstlich um, um nicht unversehens auf dem freien Felde von den Türken überfallen zu werden, von denen zwanzig mehr denn Manns genug für uns gewesen seyn und wahrscheinlich unsere Köpfe an ihren Sattelbogen mit fortgeführt haben würden. Wir gelangten indessen ohne einen übeln Zufall in ein kleines offenes, mitten in der Ebene gelegenes Dorf, das von den Bewohnern gänzlich verlassen worden war, das jedoch, wie wir fanden, mehrere Kapitäne mit ihren Schaaren zum Sammelplatz gewählt hatten, wodurch unsere Anzahl auf mehr als Dreihundert stieg. Wir hatten unser gewöhnliches Mittagsmahl: hartes Brod in Wasser getunkt, und Oliven, eine eben so köstliche als nahrhafte Frucht, wenn sie vollkommen reif ist, zu uns genommen, und wurden dann zu einer Schale ächten Mokka von einem uns bekannten Kapitän eingeladen; in kurzer Zeit war das ganze Lager in tiefe, mitternachtähnliche Stille versunken, denn Alles hielt seine Siesta, und auch ich lag, meine Pfeife im Munde und den seltsamen vom Rauch gebildeten Gestalten, wie sie in der stillen heißen Nachmittagsluft aufwirbelten, nachschauend, sorglos und behaglich da.

Mit einem Male war mir, als hörte ich ein dumpfes Brausen, dem Tosen einer fernen Brandung gleich; es hielt an — ich täuschte — nein, ich täuschte mich nicht — und sachte stieß ich den neben mir im Schlafe liegenden Francesco mit dem Fuße an; er fuhr auf, legte, sobald ich ihn auf das seltsame Geräusch aufmerksam gemacht hatte, das Ohr eine Minute lang an die Erde, sprang dann mit einem bestürzten Blicke auf, rannte der Außenseite des Dorfs zu, und in einem Augenblick darauf hörte ich seinen durchdringenden Ruf: „Die Türken! die Türken! auf, auf! macht euch fertig! die Reiterei ist uns auf dem Hals!" und rasch wie der Blitz war Jeder auf den Beinen und lief, ohne an Vertheidigungsanstalten zu denken, hin, um seine Neugier zu stillen und sich die Gefahr zu besehen. Zuerst stierten wir, ohne ein Wort zu reden, nach einer mächtigen Staubwolke, die im Heranwälzen sich nach allen Seiten mehr und mehr auszudehnen schien, bis sie deutlich erkennbar wurde, und wir das Blitzen und Flimmern von Waffen sehen konnten; jetzt gerieth das ganze Lager in Aufruhr und Verwirrung; die Kapitäne fluchten und gaben Befehle in einem Athem — die Soldaten rannten hin und her, Keiner auf den Andern achtend und Alle, wie instinktmäßig in der geschäftigsten Hast zur Vertheidigung sich rüstend. Die Maulthiere und die Packesel mit dem Mundvorrath und außerordentlichen Schießbedarf wurden in eine steinerne Kirche getrieben, die Alle als eine Art Festung und als einen Zufluchtsort, im Falle die Außenwerke genommen werden sollten, zu betrachten schienen. Einige rollten mächtig große irdene Oelkrüge an die Ausgänge der Straßen, wo sie zu Verrammlungen benutzt wurden; Andere schleppten Steine und Balken herbei, um die Straßen zu verbollwerken, während Andere sich wüthend daran machten, einen Graben aufzuschaufeln, um sich darin niederlegen und hinter den paar Fuß Erde, die sie vor sich aufwarfen, einigermaßen Schirm finden zu können; wieder Andere schlugen

Löcher in die Außenmauern der auf das freie Feld hinausgehenden Häuser, um von diesen Schießscharten aus in Sicherheit ihre Gewehre abfeuern zu können. Alle waren eifrig mit Anstalten zur Vertheidigung beschäftigt — Vertheidigung nämlich ohne die mindest mögliche Blosstellung — Alle, außer W.; es war als ob seine Lebensgeister einen neuen Schwung bekämen und seine Augen Flammen sprühten, als er so voll Ungeduld auf einer Erderhöhung stand, die Hand an dem Drücker seines schußfertigen Gewehrs, dessen Mündung auf seinem linken Arme auflag, den Leib vorwärts gebeugt, mit spähendem Blick nach den heransprengenden Feindesschaaren. Ich stand neben ihm, und wenn ich gleich meine Gefühle bemeisterte, und dieselbe Stirn, dieselbe Haltung, wie er zeigte, so war es doch — will mich bedünken — nicht so im Innern. Ich warf einen flüchtigen Blick auf den Raum zwischen unserem Standorte und den Bergen — ein Entrinnen dorthin war unmöglich! — ich schaute auf die dichte Masse von Rossen und Reitern, die jetzt einen Augenblick still hielt. Ich sah das Steigen, und Ausschlagen und Tänzeln der ungeduldigen Thiere, das Glitzern ihres reichen Zaumzeuges und Sattelschmucks, die flatternden goldstarrenden Gewänder der Reiter, das Blitzen ihrer Scimitars, und — heraus aus dem dichten Gewühl, da und dort im wilden Tummeln auftauchend, die hohe Mütze des wüthenden Dehli; und wenn ich nur der schwachen Schranke gedachte, auf der ich stand, und über die ihre Rosse in einem Sprunge hinwegsetzen konnten, da durchrieselte es mich mit Todesschauern und meine Gedanken flogen zurück zur Heimath, zur theuern Mutter, zur traulichen Kinderstube; ich fühlte Alles, was der Mensch fühlen muß, wenn er sich zum ersten Male in Todesgefahr weiß, das wir aber in feigem Scheinmuthe nie durch Blick oder Wort verrathen.

Allein jetzt war keine Zeit zum Denken mehr, denn plötzlich entstand in der feindlichen Heerschaar eine rasche Bewegung, die Rosse schossen gegen uns in stürmischem Galopp an, die Reiter schwenkten ihre Scimitars und ließen ihr markdurchschütterndes Schlachtgeheul: „Hu! Hu! Hu! Allah! Hu!" erschallen; da fühlte ich mich von Francesco rasch in den Graben hinabgerissen — und nun lag ich, mein Gewehr durch eine zu diesem Endzweck angebrachte Aushöhlung herausgerichtet, und wartete bis sie innerhalb Schußweite seyn würden. Athemlose Todtenstille herrschte rings unter uns; und manche Lippe bewegte sich in lautlosem Gebet, und manche Hand schlug in geflügelter Hast das Kreuz, aber unverwandt blickte jedes Auge scharf an dem Flintenlaufe hin den Feinden entgegen, die wie der Blitz heranschießend jetzt ihre Stutzbüchsen aufzustellen begannen. Ich sah sie die Leiber vorwärts beugen, und sich hinter den Hälsen ihrer Rosse ducken, sah das Funkeln ihrer Augensterne — da lief es mit einem Male wie ein langer Blitzstrahl an ihrer ganzen Schlachtreihe hinauf — ihre Kugeln pfiffen über unsern Köpfen, im nämlichen Augenblick gaben unsre Musketen prasselnd Antwort; der Dampf stieg auf, und von da an sah ich, dachte ich nichts mehr, als zu laden und zu feuern; wir feuerten aber auch so rasch auf einander und so wüthend in die Dampfwolken, aus der die Reiterbüchsen des Feindes ihre Blitze hervorschossen, daß sie für einen Augenblick zu stutzen schienen; als indessen der Rauch aufstieg, sah ich einen Trupp von etwa einem Dutzend bis auf wenige Ellen von uns pfeilschnell heransprengen, ihre Pistolen abfeuern, unsern Gruß dagegen empfangen, ihre Rosse herumwerfen und fortjagen; und als der Rauch sich wieder zertheilte, waren sie bereits ein paar tausend Schritte von uns entfernt.

Und nun gings an ein Jauchzen und Glückwünschen, und Frohlocken in unserer bis daher athemlosen Schaar; W. sprang über den Erdwall und wollte, den Jatagan in der Faust, nachstürmen, allein Keiner folgte dem tollkühnen Jungen. Ein paar Minuten später, und die Feinde zogen in starkem Trabe ab, und ließen sich nicht mehr blicken. Ein halbes Dutzend leichte Wunden war der ganze Schaden, den wir erlitten, und die Leichname von ein paar Pferden der einzige Beweis, der uns von dem Verlust des Feindes blieb; die reichen Sättel von zwei derselben waren indessen von noch warmem Blute durchnäßt; und da, wie wir wußten, die Türken, wenn immer möglich, ihre Todten mit sich zu nehmen pflegen, so ermangelten unsere Anführer nicht, fünfzig Moslems als geblieben und daneben noch eine große Anzahl als verwundet in ihrem Siegsbericht aufzuführen; und unser Scharmützel wird, wie ich nicht zweifle, als eine verzweifelte und blutige Schlacht in den Zeitungen floriren.

Mit Sonnenuntergang verließen wir unsere gefährliche Stellung und gelangten nach einem starken Nachtmarsch zu dem Hauptkorps, wo wir sicher waren. W. wurde aber auch dieses Lebens bald überdrüssig, sein rastloser Geist sehnte sich nach größerer Aufregung und der Gesellschaft einiger wilden Köpfe, mit denen er unglückseliger Weise bekannt geworden war, und die ihm dringend anlagen, zu ihnen nach Westgriechenland zu kommen, wo es, wie sie sagten, manchen harten Strauß zu bestehen, aber auch Liebe und Wein zum Siegeslohn gab. Mir bangte, als er mich verließ, denn er war der Liebling einer bejahrten Mutter und die Hoffnung einer stolzen Familie; hochsinnig und edelherzig, das wußte ich, allein bei dem Ehrgeiz, der ihn unablässig stachelte, bei seiner Leichtgläubigkeit und seiner Unerfahrenheit eine nur zu leichte Beute seiner eigenen Leidenschaften oder der Schlechtigkeit Anderer.

(Schluß folgt.)

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Fortsetzung.)

Die Anzahl der Gattinnen wird auf vier beschränkt; unter den verbotenen Verwandtschaftsgraden finden sich auch die Ammen, weil sie in Arabien wie in Hellas die Familie nie wieder verließen, und als deren Mitglieder angesehen wurden; dasselbe Verbot gilt auch für die Milchschwestern. Mohammed (oder vielleicht die Juden, denen er hier Manches abborgte) scheint durch die Beobachtung geleitet worden zu seyn, welche fast alle Völker der Erde gemacht, daß durch das vertrauliche Zusammenleben in der Jugend die Begierden viel zu früh erwachen würden, wenn die Heiligkeit des Gesetzes nicht hemmend dazwischen träte; diesem Gefühl oder Grundsatze folgend, ward selbst die Heirath mit Sklavinnen, welche Schwestern, verboten, so auch mit solchen, die nach Zoroasters Lehre lebten, der, wie die Athener, nichts an der ehelichen Verbin-

dung von Bruder und Schwester auszusetzen gefunden hatte. Der Prophet hatte den Dienst der Verschnittnen verboten, aber eine Stelle des Mischkat (2, 83) belehrt uns, daß schon zu seiner Zeit dieser Gebrauch, der in Indien noch weit älter (Manus 21, 14), in Arabien im Schwange ging; die Sitten warfen das Gesetz über den Haufen; auch Moses hatte es verboten und mit eben so wenig Erfolg; es siegte das System der Polygamie.

Sale hat bemerkt, daß in den Beschreibungen der Freuden, welche auf die Gläubigen im Paradiese warten, die Weiber nicht vorkämen, sondern daß die Huris an ihre Stelle träten. Dazu könnte man beifügen, daß nach mehrern Ueberlieferungen (Mischkat 1, 326, 419; 2, 502, 503) Mohammed soll ausgesagt haben, daß die meisten Weiber in die Hölle kämen. Aber mehrere Koranstellen sind in geradem Widerspruch mit dieser Lehre, welche auch schon durch Das, was man heutzutage über den Islamismus weiß, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hätte.

Da zu des Gesetzgebers Zeiten die Sklaven meist Landsleute waren, so kostete es um so weniger Mühe für sie der Menschheit Rechte geltend zu machen. „Gott hat die Sklaven eure Brüder geschaffen," wer sie ohne Ursache mißhandelt, muß sie freilassen, am Tage des Gerichts wird es Gott dem Herrn in Anschlag bringen, der seinen Diener nicht nach der Strenge bestraft. Auf dem Morde eines Sklaven steht der Tod, denn als Mensch wird er in diesem Falle betrachtet, und nicht als Sache wie in andern. Gibt der Sklave Almosen von seines Herrn Vermögen, so hat er in jener Welt Theil an der Belohnung dieser wohlthätigen Handlung. Wo solche Gesinnungen herrschen, begreift sich leicht, daß der Zustand der Sklaven nicht weit von Freiheit abstand, und daß Mohammed geradezu ihre Freilassung anempfehlen konnte, bloß seiner Landsleute Rechtlichkeit anrufend; in diesem Falle blieben die erworbenen Güter des Sklaven dem Herrn, denn nach einer richtigen Ansicht setzt der wahre Besitz vollkommene Freiheit voraus. Die Freilassung, weil sie durch zahlreiche Mittelstufen geschah, war ohne Gefahr für die Sicherheit der Gesellschaft, und diese Vorsicht verdiente wohl heutzutage nähere Betrachtung, wo in Amerika und anderswo sich Schwierigkeiten in Menge der edeln Unternehmung in den Weg stellen, alle Rechte der Menschheit den Wesen wieder zu geben, die ihnen Handelsgeist oder Eroberung entrissen. In Bezug auf die Sklavinnen empfiehlt Mohammed, sie nicht von ihren Kindern oder Brüdern zu trennen, und erklärt für Verworfene die Herren, die sie gegen ihren Willen zur Stillung ihrer Lüste brauchen. Eine Sklavin, die durch ihren Herrn Mutter geworden (umm waiid in der juristischen Sprache), darf nicht mehr verkauft werden und wird frei bei dessen Absterben, ohne daß Vermächtnisse oder hinterlassene Schulden hindernd in den Weg treten könnten; ein Kenner des arabischen Rechts hat folglich fälschlich vorausgesetzt, daß der Fall eintreten könne, daß ein vom Vater freigelassener Sklavinsohn seine eigene Mutter verkaufe. Die spätern großen Eroberungen mußten nothwendig größere Strenge einführen, weil eine Menge Sklaven aus den verschiedensten Gegenden dadurch vereinigt wurden. Der Herr hatte von nun an das Recht über Leben und Tod; vor menschlichem Richterstuhle wird eines Sklaven Todtschlag wie ein natürlicher Todesfall angesehen; lang wurde darüber gestritten, ob die Sklavin könne zu einer ehelichen Verbindung gezwungen werden, ob das von Vater- oder Mutterseite her freie Kind frei sey, und endlich siegte die Meinung, daß das Kind immer dem Stande seiner Mutter folge. Trotz dieser Einschränkungen, welche durch Nothwendigkeit gewissermaßen entschuldigt werden, hat die Sklaverei bei den Mohammedanern nie das gräuliche Ansehen des Negerhandels gehabt; vermuthlich weil hier wie in Attika der Nationalcharakter der unvollständigen oder auch wirklich zu weit gegangenen Gesetzgebung nachhalf, und beiderseits hören wir nie von jenen Sklavenaufständen, die in der römischen Geschichte so häufig.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Walter Scotts Leben.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Lord Byron, wäre er Walter Scott's Vorgänger gewesen, ungeachtet der Neuheit seines Styls und des unwiderstehlichen Zaubers seines aus fremden Ländern hergeholten Stoffes, durch das romantische Epos des letztern eben so würde verdrängt worden seyn, wie der Verfasser Marmions durch Child Harold jetzt bedroht war. Byron hatte außer dem Reize seiner unerhört kühnen und originellen Dichtergabe auch noch bei dem Publikum den Vortheil über Scott, daß er als ein Reisender wunderbare Geschichten von „parbelbärtigen Türken" und wilden Seeräubern zu erzählen wußte, die in jenen mit so ganz eigenem Zauberlichte übergossenen Gegenden, wo Sappho starb und Homer sang, hausten. Außerdem sprach auch in den Augen des Publikums für ihn nicht wenig, daß er Lord war, und noch dazu ein Lord, der mit der Freiheit eines Wilden den Vorurtheilen und Anmaßungen seines Standes den bittersten Hohn ins Gesicht schleuderte und mit jugendlicher Tollköpfigkeit unter den glattgebügelten Genossen seines Ranges umherstieß. Dann war Lord Byron auch noch mit dem Schleier eines gewissen geheimnißvollen Wesens umhüllt, der sich auch auf alle von ihm geschaffene Charaktere verbreitete, und den das nach Neuem ewig lüsterne Publikum durchaus zu lüften sich bemühte. Gegen diese mächtigen Reize, von denen jeder allein schon im Stande war, die Welt zu fesseln, hatte Scott zu kämpfen, und Nichts konnte er dagegen bieten, als was er bereits geboten hatte, weßhalb er sehr weislich that, vom Kampfplatze abzutreten, und ein neues Feld für seine Lorbeern zu suchen, wohin ihm sein überlegener Gegner nicht folgen konnte.

Indeß glaubte man allgemein, daß Scott an einem neuen Gedicht arbeite, um seinem Nachfolger nachdrücklich entgegen zu treten, als das Publikum auf einmal durch die Dazwischenkunft eines neuen Kämpfers überrascht wurde, der gleich dem schwarzen Ritter in „Ivanhoe" in dem Abenteuer mit geschlossenem Helmgitter auftrat, das er auch noch aufzuschlagen verweigerte, nachdem er alle seine Gegner in den Sand gestreckt. Es war der Verfasser des Waverley; Viele ahneten freilich, wer der Unbekannte in seiner Tarnkappe war, die ihn unsichtbar machte. Man flüsterte sich ins Ohr, Niemand Anders sey es als Scott; denn Einer erinnerte sich dem Dichter eine Geschichte erzählt zu haben, die er jetzt im Waverley eingewoben las; ein Anderer hatte ihm irgend einen wunderlichen Witz mitgetheilt, den er in dem neuen Werke für die Ewigkeit einbalsamirt fand; während Andere ihm dieses oder jenes seltsam abenteuerliche Ereigniß, über das die Welt erstaunte, geliefert haben wollten; während endlich noch Andere sich begnügten, mit bedeutsamen Winken Steinbruch und Wald zu bezeichnen, wo der Stein und das Holz zu den neuen Göttern der öffentlichen Anbetung hergenommen seyn sollten. Dagegen bestritten Andere wieder die Wahrscheinlichkeit, daß Walter Scott der Verfasser seyn könne, da Waverley dem Herrn der Inseln zu schnell auf dem Fuße gefolgt sey, als daß beide aus derselben Hand hervorgegangen seyn sollten. Manche wollten sogar behaupten, der Verfasser sey kein Schotte; und als Andere dagegen beweisen wollten, nur Jemand, der in Schottland geboren sey und dort lange verweilt habe, sey im Stande, das Land und die Menschen in so treffenden Zügen zu schildern; so entgegnete Einer: „Es ist keineswegs nothwendig, nach Schottland zu gehen, um die Schotten zu studiren; denn fuhr wohl Milton zur Hölle, um seine Teufel zu studiren?"

Die Neugier des Publikums, den eigentlichen Verfasser des Waverley zu finden, war so groß, daß ein Mitglied der schottischen Advokaten-Innung, Allson, ein sehr geistreiches Buch schrieb, worin er zu beweisen suchte, daß Niemand anders als Walter Scott der Verfasser des Waverley seyn könne. Die Beweisführung war so streng, daß Scott kaum läugnen konnte, indeß wußte er in der Vorrede zu einer zweiten Novelle sich doch aus der Schlinge zu ziehen. Die mancherlei Muthmaßungen, die das Publikum anstellte, schienen Walter Scott ungemein zu belustigen. Man nannte oft die sonderbarsten Menschen als Verfasser jener bewunderten Novellen. Jeder Mann von nur einigem Geiste, der Schottland aus dieser oder jener Ursache verlassen mußte, durfte sicher darauf zählen, als verdächtig betauert zu werden. Einige waren sogar sehr geneigt, einen Gentleman dafür anzunehmen, der das Unglück hatte bei einem Spieltische über einem Kartenbetruge ertappt zu werden, wobei ein anderer Spieler, der ihn überraschte, wie er eine Karte über den Tisch wegpraktiziren wollte, ihm die Hand mit einer Gabel festnagelte. Diese sonderbare Muthmaßung gründete sich auf die Ansicht, es müsse bei dieser Verheimlichung des Namens und bei einer freiwilligen Entsagung so großen Ruhmes etwas Anderes die Schuld tragen, als bloß eine wunderliche Grille. Endlich wollte man auch einen Bruder des Dichters, Thomas Scott, der vor ungefähr zehn Jahren in Canada starb, für den Verfasser halten, wozu man auch einigen Grund hatte, da Thomas wegen seines ausgezeichneten Talentes als Erzähler in der Gesellschaft einen Namen hatte. Sir Walter selbst fuhr indeß fort, sein Inkognito mit unerschütterlichem Ernste zu behaupten und sprach von den Novellen wie jeder gleichgültige Fremde gethan haben würde, ohne Lob oder Tadel. Hieraus ergab sich als ein ganz wunderlicher Zufall, daß Walter Scott der Kritiker seines eigenen Werkes in dem „Edinburg-Review" wurde. Als der erste Band der „Erzählungen meines Wirthes" erschien, hätte Gifford, der Herausgeber des genannten Reviews, gar zu gern eine tüchtige Beurtheilung über ein so merkwürdiges Werk gehabt, zumal er mit einer Kritik des Guy Mannering übel gefahren war. Man sagte ihm, Niemand sey so ganz dazu geeignet, als Walter Scott. Allein war dieser nicht selbst vielleicht der Verfasser? Doch anfragen konnte man ja, und Gifford schrieb an Scott: „Ich glaube, Sie haben diese Novelle geschrieben, wenn nicht, so schreiben Sie eine Kritik darüber." Gleich mit umgehender Post kam ein Artikel zurück mit beigefügter Bemerkung: „Ich habe die Novelle nicht geschrieben und sie kritisirt." Der Aufsatz erschien auch wirklich im Druck, und war eine sehr anständige und gediegene Kritik, in der der Verfasser hauptsächlich gewisser Plagiate bezüchtigt wurde, die freilich Niemand so gut kennen konnte, als der Kritiker; insbesondere wurden die Werke Defoe's angeführt, aus denen der Verfasser der „Erzählungen meines Wirthes," wie nachgewiesen wurde, die ergreifendern Scenen entliehen hatte.

Die Waverley-Novelle verdankt ihren Ursprung, wie Scott selbst erwähnt, einer eigenthümlichen Veranlassung. „Im Jahre 1805, sagt er, entwarf ich ungefähr den dritten Theil des ersten Bandes von Waverley. Es sollte von dem Buchhändler John Ballantyne unter dem Namen: Waverley oder es sind fünfzig Jahre her" — was später in den Titel „es sind sechzig Jahre her" verwandelt wurde — herausgegeben werden. Da ich ungefähr bis zum siebenten Kapitel vorgerückt war, zeigte ich meine Arbeit einem kritischen Freunde, der darüber keine sonderlich günstige Meinung äußerte; und da ich damals zu einigem poetischen Rufe gelangt war, so wollte ich ihn durch diesen Versuch in einer neuen Gattung von Schreibart nicht aufs Spiel setzen. Ich legte also das begonnene Werk ohne besonderes Widerstreben beiseite und zwar in die Schublade eines alten Schreibtisches, der bei meinem Umzuge nach Abbotsford in eine dunkle Rumpelkammer gestellt und ganz vergessen wurde. So, obgleich ich manchmal daran dachte, die Novelle fortzusetzen, ließ ich doch bald wieder jeden solchen Gedanken fahren, da ich nicht mehr zu finden wußte, was bereits geschrieben war, und ich mich nicht aufgelegt fühlte, es aus dem Gedächtniß von Neuem niederzuschreiben." Dennoch aber konnte er sich niemals das verlorne Manuscript ganz aus dem Sinne schlagen, und es gereichte ihm daher zu nicht geringer Freude, als er für einen Freund nach Fischangeln suchte, das Bruchstück der Novelle wieder zu finden. Indeß, wenn er damals, wie er sagte, nicht zu hoffen wagte, den reichen Humor, das tiefe Gefühl und den bewundrungswürdigen Takt seiner Freundin, der Miß Edgeworth, erreichen zu können, so glaubte er doch, was ihm an Talent abging, durch seine Kenntniß von Land und Volk zu ersetzen, um in der Art wie die Dichterin für Irland, etwas für Schottland thun zu können. Allein sicherlich ist hier Scott nicht ganz aufrichtig in seinen Bekenntnissen und scheint die Veranlassung zu seinen Romanen lieber jeder andern Ursache zuschreiben zu wollen, als der eigentlichen — nämlich dem glühenden Verlangen, einen höhern Ruhm zu erringen, und dem wie in Fesseln unruhig umherspringenden Triebe zu neuen Schöpfungen in ihm.

Indessen wurde Scott doch nie so eigentlich auf das Gewissen gefragt, daß er mit einem bestimmten Widerspruche hervortreten mußte. Dieß geschah nur ein Mal, wo er dem Prinz-Regenten selbst die Autorschaft abläugnete. Es war im Jahre 1817, als Scott auf Besuch in London war und zur Tafel des Prinzen in Carlton-House gezogen wurde. Nach dem Mittagsmahle füllte der Prinz Regent sein Glas und, auf Waverley anspielend, sagte: „Ich habe weder einen gebenedeiten Bären, noch eine angezapfte Henne,*) aber einen Claret, der wenigstens so gut ist, als ihn je der Freiherr von Bradwardine hatte, und in diesem Claret trinke ich die Gesundheit des größten Genius meines Landes, des Verfassers des Waverley." Der Toast wurde natürlich von Allen, die zugegen waren, mit gebührender Beistimmung aufgenommen, und Jedermann war auf Walter Scott's Erwiderung gespannt. Er stand auf und sagte: er maße sich nicht an, mißzuverstehen, was Se. königl. Hoheit meine, und nehme dankbar das beabsichtigte Kompliment an; „allein Sir, fügte er hinzu, ich bin nicht der Verfasser des Waverley." Der Prinz erwiderte sogleich: „Ich freue mich unendlich Dieß zu hören, da ich jetzt zwei der größten Männer von Europa statt des einen unter meinen Unterthanen zähle: den Verfasser des Fräuleins vom See und des Waverley." Der Prinz Regent beharrte fortan unerschütterlich darauf, daß Walter Scott nicht der Verfasser des Waverley sey, da er es für unmöglich hielt, daß Jemand es wagen könnte, ihn zu mystifiziren. Auf der andern Seite sagte Walter Scott, der Prinz habe kein Recht, sich in sein Geheimniß einzudrängen, was er ihm gern gestanden hätte, wären sie unter vier Augen gewesen.

Die Wilberforce Katarakte.

Die arktischen Gegenden sind reich an prachtvollen und großartigen Scenerien: nichts aber kann an Erhabenheit die Wasserfälle übertreffen, die Kapitän Franklin auf seiner Polarexpedition im Hoodflusse entdeckte, und Wilber-Force-Katarakte benannte. Hier seine Schilderung derselben: „Indem wir fortfuhren, den Fluß Hood aufwärts zu gehen, mußten wir bemerken, daß die Untiefen und Schnellströmungen immer zahlreicher wurden. Unsere Lage war höchst gefährlich, und wir stiegen deßhalb ans Land, um unsern Weg zu Fuß fortzusetzen. Die Matrosen hatten unbeschreibliche Mühe, unsre Kanots an Tauen, durch die vielen Klippen und Untiefen hinaufzuziehen, und wir kamen nur höchst langsam vorwärts. Als der Abend herabbrach, schlugen wir unser Lager am Fuß einer Gebirgskette auf, durch die der Fluß gedämmt von senkrechten Felsen herabstürzt, die wie Mauern in die Höhe steigen, und das kochende Gewässer wie in einem Bette einschließen. Von der Spitze dieser Berge wüthet der Strom mit einem betäubenden Getöse dem Abgrund zu, und bildet zwei Wasserfälle, die neben einander herabdonnern. Der eine derselben mag eine Höhe von 70, der andere von 100 Fuß und darüber haben; denn die Wassersäule verursacht in ihrem Sturze eine solche Schaummasse, und kocht und strudelt so gewaltig auf, daß es unmöglich war, die Tiefe zu gewahren, in die sie sich stürzt. Diese Katarakte bieten einen prachtvollen Anblick. Die Masse des an den Felsen gebrochenen Wassers, die es aufhalten wollen, stürzt sich brüllend von der schwindelnden Höhe herab, und verwandelt sich in einen Staubregen, der von den Sonnenstrahlen beschienen in unzähligen Regenbogen spielt. Ein ungefähr 60 Fuß hoher Fels, der sich in der Mitte des 70 Fuß hoch herabstürzenden Wasserfalles erhebt, theilt denselben in zwei Arme, was ihm ein noch pittoreskeres Ansehen gibt. Die Absenkung des Flusses ist an diesen Stellen mehr als 250 Fuß. Die Felsen bestehen aus zerreiblichem Gestein; ihre Oberfläche ist glatt, wie geschliffen und von einem schönen Roth. Ich gab diesen herrlichen Fällen den Namen Wilber-Force-Katarakte, als einen Beweis meiner Bewunderung und Verehrung für diesen ausgezeichneten Menschenfreund."

*) Namen von Trinkgefäßen, die in Waverlei vorkommen. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 326. 21 November 1832.

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Fortsetzung.)

Die klassische Stelle über das Erbrecht (Koran 4, 6, 10. 175) scheint eine durchgreifende Abänderung des alten Systems, welches nur die waffenfähigen Männer zuließ. Es war für den Verfasser überraschend, als er diese Stelle und die eigens über das Erbrecht verfaßten Werke, welche Jones übersetzt hat, mit der Reihe der Akilas (m. s. oben) verglich, wie der Hedaja sie liefert; daß hieraus erhellte, daß die Blutsühne zur Grundlage bei der Erbtheilung diente, was sich auch mit den damaligen Sitten ganz wohl verträgt. So begreift man, warum Gattin, Mutter, Schwester und Großmutter des Verstorbenen, nach ausdrücklicher Bemerkung der Juristen, nur ausnahmweise zur Erbschaft konnten zugelassen werden, weil es denn doch gar zu unmenschlich gewesen wäre, sie dem strengen Rechte nach ganz auszuschließen; daraus folgt ferner, daß auch der unvorsätzliche Mord unfehlbar von allem Erbrechte des Getödteten ausschließe, wozu sich eine ähnliche Verfügung im spätern römischen Rechte findet (Hedaja 4, 273, 277 verglichen mit Dioklet. et Maxim. c. 9, c. 6, 35). Ein zweites Hinderniß war die Sklaverei, wovon wir weiter oben gehandelt; Mohammed fügte noch den Unterschied des Glaubens bei, weil der Ungläubige als bürgerlich todt angesehen, wobei doch die Bemerkung nicht zu vergessen, daß im gleichen Fall auch der Gläubige nicht erben durfte. Die Söhne erhalten gleiche Theile und die Töchter einen halben; der Bastard kann seine Mutter, aber nie den Vater beerben. Nur mit Mühe setzte Mohammed es durch, daß der Sterbende in seinem letzten Willen nur über ein Drittheil seiner Gabe frei verfügen konnte, und doch war Dieß um so wichtiger, da die Araber nie zwischen beweglichen und liegenden Gütern unterschieden; Dieß scheint sehr natürlich und leicht erklärlich, wenn man ihre Lebensart bedenkt, aber Dieß führt auch darauf, daß es unmöglich sey anzunehmen, der Herrscher allein sey Besitzer der liegenden Güter. Nie, so viel uns bewußt, ist eine solche Lehre unter der Chalifen Herrschaft aufgestellt worden, weil sie in geradem Widerspruche mit Mohammeds Ansichten und Vorschriften gewesen wäre. Allerdings kam sie späterhin im türkischen Reich auf, wo, wie bei uns im frühern Mittelalter und fast zu gleicher Zeit im nördlichen und mittlern Indien, was erst nur von den Lehensleuten galt, allmählich auf das Ganze mit der schreiendsten Ungerechtigkeit ausgedehnt wurde; es scheint fast lächerlich, und beweist eben keine tiefere historische Kenntniß, wenn man sieht, wie die Frage aufgestellt worden, ob es in Indien zum Beispiel vor den mohammedanischen Eroberungen auch so gewesen. — Es ist bekannt, daß seither bei allen Anhängern des Islam fromme Stiftungen sehr häufig geworden; aber der Hedaja (1, 372) erklärt, daß weil die Gottheit keine Bedürfnisse habe, in Kollisionsfällen das Recht der Menschen voranstehe, und Mohammed sah überhaupt Testamente und Vermächtnisse ungern, weil sie oft die Erben in Dürftigkeit setzten; so daß, um dem Propheten nicht gerade zu widersprechen, man zum Ausspruch genöthigt wurde: nur nach Analogie seyen die Testamente gesetzlich, weil das Gesetz selbst sich nicht bestimmt darüber geäußert.

Mohammeds Flucht nach Medina, die zahlreichen Anhänger, die er sich dort zu verschaffen wußte, führten zu einem offenen Kriege, wie es nach damaligen Sitten kaum anders seyn konnte; beides, Sieg oder Verlust trug zum Vortheile des Propheten bei, und bald trat ein Theil Arabiens für oder gegen ihn auf. In solcher Lage gebot nun Mohammed, nie dem geschlagenen Feinde Erholung zu gönnen, und nur nach Einführung der neuen Lehre den Krieg zu endigen. „Trefft ihr auf Ungläubige in freiem Felde, „so schlagt ihrer eine große Anzahl todt, nehmt dann die andern „gefangen, die sich loszukaufen haben, oder die ihr freilassen kön„net; Dieß ist das Gesetz für die ganze Dauer des Kriegs." Es wird verstattet, in einem nächtlichen Ueberfalle selbst Weiber zu tödten. Nach dem ersten Siege bei Bedr schien ein Beispiel von Strenge nöthig, und alle gefangenen Koraischiten wurden auf Mohammeds Befehl getödtet; aber später, als er bloß seinem Charakter folgte oder als Klugheit ihn gelehrt, daß er das Kriegsrecht aufs Aeußerste treibend zu weit gehe, da hielt er seine Landsleute zurück, und mißbilligte Chalid's Schlachtwuth. Er eignete sich die Austheilung der Beute zu, die, wie er selbst sagt, (Koran 59, 7) Gott, dem Propheten und seiner Familie, den Waisen, Armen und Pilgrimen gehört, „denn sonst wären die Reichen allein die Glücklichen, nehmt also an, was der Prophet euch davon zukommen läßt." Eine Menge von Anekdoten sämmtlich von Zeitgenossen erzählt, beweisen, daß an Mohammeds Uneigennützigkeit kein Zweifel war, aber das Gesetz selbst war gegen die hergebrachten Gewohnheiten nicht weniger als ein im Namen der Gottheit geführter Krieg, und was ganz der Ansicht

entgegen, die man sich von jenen Verhältnissen macht, der Prophet muß oft über die Lässigkeit, ja den Abscheu (Vergl. Koran 2, 216; so auch 4, 64; 25, 54) seiner Landleute und Nachfolger gegen einen heiligen Krieg klagen. Der byzantinische Schriftsteller Theophanes ist wohl der Erste, der das Mährchen vorbringt, daß Mohammed bei seinem Tode vier Feldherren eingesetzt, um die Christen ohne Unterlaß zu bekriegen; als ein Mährchen muß diese Erzählung betrachtet werden, da kein Inländer davon spricht, und völlig überflüssig war solch eine besondre Veranstaltung für den wilden Krieger Chalid, von Mohammed selbst das Schwert der Schwerter Gottes genannt (seif min sojuf Allah), der Einzige, von welchem einst in offener Feldschlacht der Prophet selbst überwunden worden, und der später mit 3000 Arabern sich anderthalb Tage lang mit 80,000 Griechen bei Muta an der Gränze Syriens herumschlug. Der ist's hauptsächlich und nicht Mohammed, wie aus obigen Stellen erhellt, der jenen militärischen unwiderstehlichen Fanatismus begründete, dem der Aufstand der Joktaniden unter Mosailama erlag, der Persiens Streitkräfte darnieder rang, und zu Boden warf in den heißen Tagen von Kadesija, wo in einer Sandebene Irak's drei Tage lang beide Theile alle Anstrengungen aufboten, wozu herabgeerbter Nationalhaß begeistern konnte, ihm endlich mußte am Jermuk die griechische Taktik weichen, deren Ueberlegenheit in den fast unglaublichen Feldzügen des Kaisers Heraklius gegen Chosreu Parvis am Tage liegt. Ein bisher unbeachtetes Aktenstück hat sich erhalten, das wir hier vollständig mittheilen, weil es diesen Fanatismus am unzweideutigsten ausspricht: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Dieß ist ein Brief Chalid's des Sohnes „Walid's an Rustem und Mahran persische Häupter. „Friede sey über Dem, der den rechten Weg nach dem Islam wandelt. Wisset, daß wir euch zur Religion des Islam auffordern, „schlagt ihr Dieß ab und seyd widerspänstig, so kommt selbst her „die Kopfsteuer zu bezahlen, schickt sie nicht durch andere, denn „dazu seyd ihr zu verächtlich. Schlagt ihr ab, die Kopfsteuer zu „bezahlen, so wird Reue und Verderben folgen, denn wir haben „Männer mit uns, die im Wege Gottes eben so gern todtschlagen und todtgeschlagen werden, als das persische Volk Wein „säuft." Wenn solche Gesinnungen obwalten, so war es wohl nicht möglich, immer im Siege den Verfügungen des Gesetzgebers treu zu bleiben; aber doch erinnern wir uns keines Zuges wie den altrömischer Wildheit, das Vieh selbst zu bekriegen, der sich auch in den französischen Religionskriegen wieder findet. Selbst als der Eroberungsgeist erloschen, blieb der militärische Sinn, denn seinem Gesetze zufolge ist der wahre Mohammedaner immer im Kriegszustande, oder soll es wenigstens seyn. Johann Kameniata, Augenzeuge der Belagerung von Thessalonich durch die Araber (unter Kaiser Leo VI im Jahr 904) schildert sie, wie folgt: „Wie sie etwas beschlossen haben, so schreiten sie gleich zur „Ausführung; die Gefahr für nichts rechnend, sind sie einzig auf „Vollführung erfessen, und schlägt ihre Erwartung fehl, so halten „sie es für Ruhm, nur der Unmöglichkeit zu weichen." Kaiser Konstantin Porphyrog. und Kedrenus schildern sie auf ähnliche Weise.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Reisenden im Morgenlande.

5. Ueberfall und Kampf.

(Schluß.)

Monde verstrichen und keine Nachricht von W. Ich hörte wohl allerlei Seltsames und Unheimliches von dem Treiben einiger Europäer im westlichen Griechenland; man erzählte sich von zügellosem Wandel und unnatürlichen Verbrechen, von Verrath und Menchelmord; allein da das Morgenland an dergleichen Geschichten überreich ist, so beachtete ich sie weiter nicht. Eines Abends — es war auf Hydra — saß ich im Anschauen des herrlichen Sonnenuntergangs verloren und wiederholte mir, da ich Niemanden hatte, mit dem ich die Töne meiner Muttersprache austauschen konnte, und in Ermanglung von Büchern, die oft wiederholten Worte des allgefeierten, allgeliebten Sängers:

„Langsam und schöner noch, als wenn sie steigt,
Die Sonne längs Morea's Höh'n sich neigt,
Nicht trüben Scheins, wie sie im Nordland thut,
Nein, wolkenlos, ein Ball lebend'ger Gluth.
Es malt die stille See ihr goldner Schimmer,
Und grüne Wellen zittern in dem Flimmer.
Doch lächelnd scheint sich Phöbus Blick im Scheiden
An Hydra's und Aeginas Fels zu weiden,
Und zögernd auf sein Heimathland zu schaun,
Will man auch jetzt ihm keinen Altar baun!
Fortschreitend — küßt der Berge Schattenriß
Den prächt'gen Golf der goldnen Salamis.
Indeß des Sonnengottes milde Strahlen
Ihr reines Blau mit tieferm Purpur malen,
Und zarte Lichter ihren Höh'n entlang
Mit Himmelsfarben zeichnen seinen Gang —
Bis er, in Schatten hüllend Meer und Land,
In Schlummer sinkt an Delphi's Felsenwand." *)

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch die seltsame Erscheinung eines jungen Mannes rege gemacht, der langsam, dem Anscheine nach schwach und erschöpft, die Straße her kam; seine ehedem prachtvoll gestickte Kleidung bot ein seltsames Gemisch von Zerlumptheit und Reichthum, von Glanz und Schmutz; er war unbewaffnet, wenn gleich seine silberne Patrontasche und Pistolengurt in ihm den ehemaligen Soldaten nicht verkennen ließen. Wie er näher kam, sah ich, daß er blaß und ausgemergelt war, und ihn, zu meinem Erstaunen, nach unserer Hausthüre zu einbiegen; ich traf an der Thüre mit ihm zusammen, an der er sich mit einer Hand stützte, während er mir zögernd die andere hinhielt, und seine grausenhaft eingesunkenen Augen auf mich heftete. Zweifelnd faßte ich die dargebotene Hand, als er mit hohler Stimme ausrief: „Kennen sie mich denn nicht?" Es war W.; aber wie verändert! wie verschieden von dem, noch vor wenigen Monaten so feurigen blühenden Jüngling! ich konnte kaum meinen Augen trauen. Wir drangen ihm einige Labung auf, suchten ihn aufzuheitern und die Ursache seines zerrütteten Zustandes kennen zu lernen, allein er blieb düster und zurückhaltend; oder wenn er sich auch aufraffte und zum Lachen zwang, so war es nur das hohle herzlose Gelächter eines zerrütteten, zerstörten Gemüths.

*) Lord Byrons „Corsar," Einleitung zum dritten Gesang, nach Fr. Diez Uebersetzung (Zwickau 1826). D. Ueb.

Ich vermuthete, sein Verstand sey angegriffen; wir drangen deßhalb in ihn, sich zur Ruhe zu begeben und machten ihm das beste Bett, das wir aufbringen konnten, aus einigen zerrissenen Teppichen und Kleidern auf dem Boden der anstoßenden Stube zurecht.

Um Mitternacht wurde ich aus einem gesunden Schlafe durch ein furchtbares knirschendes Schreien in W.'s Zimmer aufgeweckt. Ein Pistol in der einen — meinen Degen in der andern Hand, stieß ich seine Stubenthüre mit einem Fußtritt auf, und fand ihn, dem Anscheine nach in seinem Blute schwimmend, auf dem Boden sich wälzend, wobei er mit entsetzlicher Stimme stöhnend ausrief: „Ich bin gestochen — ermordet — ich sterbe!" — „Wer hat Sie denn gestochen?" schrie ich und blickte schnell und scharf im Zimmer umher, „es ist ja Niemand hier." „Dort, dort"" kreischte er und klammerte sich mir an die Füße und deutete in eine dunkle Ecke der Stube; „dort ist er — dort!" und warf sich mit Aechzen zurück. Ich schritt langsam und vorsichtig, mein Schwert so weit als möglich vor mich hingestreckt, der Ecke zu. Ich glaubte fast, das Funkeln von einem paar Augen zu sehen; jeden Augenblick erwartete ich den Blitz einer Pistole; dort stand wahrhaftig eine schwarze Gestalt; rasch stieß ich nach ihr und — traf die kahle Wand! Keine Seele war zu finden, und jetzt wurde mir mit einem Male Alles klar. W. hatte geträumt — sein Gewissen ihm im Traume ein Gespenst heraufbeschworen. Ich fuhr mit der Hand über seinen Körper hin, ehe noch ein Licht kam; und überzeugte ihn, daß er weder am Sterben noch verwundet sey. Allein es dauerte lange, ehe sich sein Zittern und seine heftige Aufregung legte; und als ich mit dem Licht das Zimmer verlassen wollte, schrie er angsthaft auf und bat mich um Gotteswillen, ihn nicht in der Dunkelheit allein zu lassen. Das Kämpfen und Nagen seines noch nicht erstorbenen Gewissens war furchtbar, und ehe der Morgen tagte, hatte uns der unglückliche Jüngling die Frevelthat enthüllt, die ihn, mit Hülfe seiner eigenen Thorheit, seines Stolzes und seiner Ehrsucht, zu einem Elenden, einem Verräther, einem Mörder gemacht hatte! Er erzählte eine Geschichte, die durchaus das Gepräge der Wahrheit trug, die spätere Ereignisse in der Hauptsache als wahr erwiesen haben und die doch so seltsam und so schaudervoll ist, daß sie eher in das Gebiet des Romans als der wirklichen Geschichte zu gehören scheint.

Aus Walter Scotts Leben.

Das Interesse des Publikums für Waverley bestand noch in voller Lebendigkeit, als der Dichter seinen „Guy Mannering" folgen ließ, der eben so sehr die öffentliche Bewunderung als die Neugier nach dem Namen des Verfassers steigerte. Um sein Inkognito streng zu bewahren, ließ Walter Scott seine Manuskripte von seinem Verleger Ballantyne selbst abschreiben, und die von dem Dichter in den Aushängebogen gemachten Korrekturen wurden von der Hand eines seiner vertrauten Freunde kopirt. Alle die um das Geheimniß wußten, bewahrten es mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, so daß man nach wie vor in Ungewißheit blieb. Wenn das Publikum in Waverley in dem Baron Bradwardine, Fergus Mac Ivor, Obrist Talbot, Madame Nosebag u. s. w. alte Bekannte zu erblicken glaubte — mit so viel Leben und Wahrheit waren diese Charaktere entworfen — so fand man sich mit Guy Mannering Personen gegenüber, die zum Sprechen getroffen, und nicht minder aus dem Leben gegriffen, Jedermann schon gesehen und gesprochen zu haben wähnen konnte. Andrew Diemont, Dick Hattraick, der Sheriff Pleydell und Meg Merrilies waren für Schottland so bekannte Figuren, daß man mit dem ersten gejagt und gefochten, mit dem zweiten Handel getrieben, bei dem dritten eine gerichtliche Verhandlung gepflogen, von der vierten sich wahrsagen lassen, und beinerne Löffel gekauft zu haben glauben mochte.

Es ist bemerkenswerth, daß während Scott Roman auf Roman an's Licht treten ließ, Lord Byron mit Gedicht auf Gedicht die Welt in Erstaunen setzte, und beide, jener durch seine Prosa, wie dieser durch seine Poesie die Gunst des Publikums so sehr gewannen, daß kein anderer Schriftsteller neben ihnen aufzukommen vermochte. Wie der Lord über seinen Nebenbuhler in der Popularität durch Gesänge den Sieg davon trug, so blieb dagegen Walter Scott mit seiner Prosa Meister. Der „Alterthümler," der zunächst auf Guy Mannering folgte, wurde nicht minder ein Liebling des Publikums, als seine Vorgänger. Die Scene darin, wo Miß Wardour aus der Fluth gerettet wird, ist von einer so großartigen Wirkung, daß sie vielleicht nur von dem schrecklichen Momente in den „Schwärmern" (Old mortality) übertreffen wird, wo Morton, in die Hände der Cameronier gefallen, zum Tod verurtheilt wird, und Habbakuk Mucklewrath die vergönnte Frist der Hinrichtung dadurch verkürzt, daß er den Zeiger der Uhr vorwärts richtet.

Vielleicht nur um die Hand, die so viel herrliche Schöpfungen mit solcher reißenden Schnelligkeit zu Tage förderte, mit einem desto undurchdringlicheren Geheimniß zu bedecken, trat Scott zuweilen unter seinem eigentlichen Namen als Schriftsteller auf. So gab er ein Gedicht auf die Schlacht von Waterloo unter seinem Namen heraus, zu gleicher Zeit aber auch ungenannt eine Beschreibung dieses ewig denkwürdigen Treffens in Prosa, die weit vorzüglicher ist, als die später in seinem „Leben Napoleons" enthaltene. Das Gedicht wurde von der Kritik scharf mitgenommen, während Pauls prosaische Erzählung als das Werk eines Schriftstellers, der bei den höchsten Offizieren, die in jener Schlacht befehligten, Erkundigungen eingezogen haben, und mit den Oertlichkeiten des Schlachtfeldes genau bekannt seyn mußte, vielseitig gerühmt und willkommen aufgenommen wurde. Ueberhaupt lag in dem so streng beobachteten Inkognito Scotts ein eigener Zauber, und der Dichter bestand vielleicht nicht sowohl aus launigem Eigensinn, als aus gewissem Instinkt so streng auf seiner Anonymität. Es ist bemerkenswerth, daß so oft der Dichter seinen Namen einem seiner Werke vorsetzte, das Quecksilber der Bewunderung des Publikums fast bis zum Gefrierpunkte fiel. So ging es ihm z. B. mit einer dramatischen Skizze, „Haliden Hill" überschrieben, die er später unter seinem Namen erscheinen ließ, und die ungeachtet großer Schönheiten und ergreifender Stellen eine nur sehr kühle Aufnahme fand.

Mitten in dieser großen Thätigkeit schien kein Schriftsteller jener Zeit weniger beschäftigt als Walter Scott. Er war nicht nur für seine Freunde, die ihn besuchten, ein zuvorkommender gastlicher Wirth und heiterer Freund, für seine Kinder ein sorgsamer und zärtlicher Vater, für sein Hauswesen ein thätiger Schaffner, in seinem Dienst als Scheriff ein unermüdlicher Beamter; sondern fand bei strenger Erfüllung aller dieser Pflichten auch noch Zeit genug, die Gedichte von Anna Seward, das Leben und die Werke Swifts, Lord Sommers Abhandlungen, Sir Ralph Sadlers Staatspapiere und die Gränzalterthümer von Schottland und England herauszugeben. Alles Dieß trug nicht wenig bei, Diejenigen in ihrer Meinung zu bestärken, die Walter Scott nicht für den Verfasser des Waverley gehalten wissen wollten. Einige, denen man im Ernst oder Scherz den Ruhm, diesen Roman geschrieben zu haben, beimaß, verfehlten überdieß nicht, sich die Miene einer geheimnißvollen Wichtigkeit zu geben, wie Leute, die durch ein Geheimniß in Verlegenheit gesetzt werden, dessen Lösung sie keineswegs zu wünschen geneigt sind. Für einen Mann, wie Walter Scott, der für das Lächerliche ein offenes Aug und Ohr besaß, mußte diese ganze komische Verwicklung ungemein viel Erlustigendes haben.

Der Handel China's mit den europäischen Nationen.

Der im Vergleich mit der unermeßlichen Bevölkerung unbedeutende Handel China's, erklärt zum Theil das übelwollende Benehmen der chinesischen Regierung gegen die zu Canton ansässigen fremden Kaufleute. Die chinesische Regierung sah die Verbindungen, welche die Bewohner von Canton mit fremden, besonders mit europäischen Kaufleuten unterhalten, niemals mit günstigem Auge an, weil von diesem Platze die meisten der Unruhen ausgingen, die dieses Reich zerrütten, und weil endlich die Hongkaufleute stets verbotene Waaren einführen. Wenn der Hof von Peking bei den letzten Ereignissen in der englischen Faktorei sich so großsprecherisch gegen die ostindische Kompagnie benahm, so geschah dieß nur, weil er die Europäer gänzlich aus dem Hafen von Canton zu entfernen,

und die Japanesen zu Zwischenhändlern zwischen den Chinesen und den Fremden zu machen beabsichtigt. Die Kompagnie hat dagegen ihrerseits ein zu großes Interesse dabei, ihren Handel mit dieser Nation zu treiben, als daß sie nicht alle Hülfsmittel der Diplomatie aufbieten sollte, um der chinesischen Regierung günstigere Gesinnungen einzuflößen, besonders da es sehr zu bezweifeln seyn dürfte, ob sie im Stande wäre ein Heer auszurüsten, stark genug um einen Einfall in das Land zu wagen, und eine Flotte, bedeutend genug, um die Operationen der Landarmee zu unterstützen. Käme es zu diesem Aeußersten so würde sie die kaiserliche Regierung gegen sich aufbringen, und jeden fernern Vertrag unmöglich machen. Die Regierung hat sich übrigens in dieser Hinsicht entschieden ausgesprochen; sie hat erklärt, sie werde, wofern Truppen den chinesischen Boden beträten, die Einwohner sich zurückziehen, und dann die ganze Küste bis auf 50 Stunden ins Innere des Landes verheeren lassen. Auf dem Punkte wie jetzt die Sachen stehen, dürfte es deßhalb von Interesse seyn, den Belauf des äußern Handels von China mit den europäischen Nationen kennen zu lernen, und um die Uebersicht vollständig zu machen, fügen wir noch den Geschäftsbetrieb mit den Vereinigten Staaten bei.

Handel der ostindischen Kompagnie.

Einfuhr von 1829 bis 1830.

Wollenstoffe	176,976	Stück.
Verschiedene Metalle	2,495	Tonnen.
Baumwollengarne von mittlerer Sorte	15,955,155	Pfund.
Sandelholz	27,950	—
Gesponnene Baumwolle	552,000	—

Gesammtwerth der eingeführten Waaren 945,467 Pf. St. (25,656,675 Franken.)

Ausfuhr von 1829 bis 1830.

Thee	50,679,540	Pfund.
Nankins	11,500	Stück.

Gesammtwerth der ausgeführten Waaren	1,860,501
Werth der ausgeführten Piaster	22,254
	1,882,555 Pf. St. (17,085,875 Franken.)

Handel unter englischer Flagge.

Einfuhr von 1830 bis 1831.

Baumwolle	16,854,555	Pf.
Verschiedene Metalle	10.194	Pikuls.
Pfeffer und Gewürz	15.916	—
Protium	8,924	—
Betelnüsse	22,580	—
Fischthran	5.550	—
Arzneiwaaren	7.906	—
Sandel u. andere Hölzer	11,100	—
Opium	17,701	—
Wollenstoffe	6,466	—
Baumwollenstoffe	16.956	Werth in Piastern.
Gesponnene Baumwolle	207	Pikuls
Perlen und Karneole	111.469	Werth in Piastern.

Gesammtwerth der Einfuhr 17,447,642 Piaster. (92,472,502 Franken.)

Ausfuhr von 1830 bis 1831.

Rohe Seide	889.067	Pf.
Nankins	925.200	Stück.
Zucker u. Konfituren	145.464	Pikuls
Thee	2,748.555	Pf.
Cassia	11.585	Pikuls
Arzneiwaaren	21.129	—
Seidenstoffe	465.195	—

Werth der Ausfuhr	5,292,471
Betrag der ausgeführten Piaster	4,684.370
	9,976,841 Piaster. (52,877,257 Franken.)

Handel mit den Vereinigten Staaten.

Einfuhr von 1829 bis 1830.

Opium	715	Pikuls.
Verschiedene Metalle	52,275	—
Quecksilber	5,645	—
Zinn	100	Kisten.
Wollenstoffe	29,746	Stück.
Baumwollenstoffe	71,555	—
Reiß	44,412	Pikuls.
Cochenille	151½	—
Ginseng (Panax quinquefolium)	284	—
Schildkrötenschalen	56	—
Sandelholz	10,807	—
Häute	45,569	Stück.
Zink	964	Pikuls.
Verschiedene Artikel für	62,142	Dollars.

Werth der Einfuhr	2,795,988
Eingeführte Piaster	1,125,844
Summe	5,917,652 Piaster. (20,765,449 Fr.)

Ausfuhr von 1829 bis 1830.

Thee	110,665	Kisten.
Nankins	549,975	Stück.
Verarbeitete u. rohe Seide	618	Pikuls.
Porzelan	89	Kisten.
Zucker	4.925	Pikuls.
Arzneiwaaren	557	—
Zinnober	186	—

Gesammtwerth der Ausfuhr 4,108,611 Piaster. (21,775,758 Fr.)

Handel mit Holland.

Einfuhr von 1830 bis 1831.

Baumwollenzeuge	250	Stück.
Opium	460	Pikuls.
Reiß	14,500	—
Feines Tuch für	4,500	—
Schildkrötenschalen für	2.900	—
Palmriet —	2,760	—
Zinn —	52,400	—
Vogelnester —	5,000	—
Pfeffer —	4,900	—
Verschiedene Artikel —	5.400	—

Werth der Einfuhr	155,255
Eingeführte Piaster	16,700
	171,955 Piaster. (911,255 Fr.)

Ausfuhr von 1830 bis 1831.

Schwarzer Thee für	66.000	Piaster.
Grüner — —	10,000	—
Cassia —	1,200	—
Papier —	7,000	—
Rohe Seide —	59,900	—
Verarbeitete Seide —	116,640	—
Cypergras —	600	—
Porzelan —	5,000	—
Verschiedene Artikel —	15.000	—

Werth der Ausfuhr 289,240 Piaster (1.532,972 Fr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 327. 22 November 1832.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Die Anthropophagie findet sich nirgends so verbreitet als in den ozeanischen Ländern. Nicht nur fast alle polynesischen Völker sind Kannibalen, so wie mehrere malaische und Negerstämme des indischen Archipels und Mittelozeaniens; sondern man findet diesen scheußlichen Gebrauch selbst bei Völkern, die schon einen ziemlichen Fortschritt in der Civilisation gemacht haben, und bei denen er sogar unter Umständen ausgeübt wird, die ihn noch grauenvoller machen. Unter die Nationen, die man als Menschenfresser betrachten kann, zählen wir in den von malaischen Stämmen bewohnten Inseln: die Eingebornen der Insel Ombay, die Negerstämme von Timor, die Dayaks auf Borneo, die Haraforas von Mindanao und die Battas von Sumatra. Die Einwohner von Nussa-Laut, in der Gruppe der Amboinen, waren noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts Menschenfresser. Nach Crawfurd ist es nichts Seltenes, die Einwohner von Celebes und selbst die Javanesen das Herz ihrer Feinde verschlingen zu sehen, und er fügt hinzu, daß man unter den ersteren kaum einen berühmten Krieger finden werde, der nicht einmal in seinem Leben diese grauenhafte Speise gekostet. Im Mittelozeanien muß man unter den Völkern, die am meisten der Anthropophagie ergeben sind, die noch in thierischer Wildheit lebenden Eingebornen nennen, die um Port-Western wohnen; ferner die Eingebornen, die in der Nähe der blauen Berge und an andern Orten des australischen Kontinentes leben, die zahlreichen Völkerschaften Tasmaniens und die schwarzen Stämme von Neu-Kaledonien und den Archipel der Salomons- und Quiros-Inseln. In Polynesien sind die wildesten Kannibalen: die Eingebornen der Fidschi-Inseln, vorzüglich die der Insel Novihi-Levu und die Eingebornen des Hamea- und Mendana-Archipels. In letzterem fressen die Einwohner von Nukahiwa nicht bloß ihre Kriegsgefangenen, sondern auch, was sie von allen bisher bekannt gewordenen Anthropophagen unterscheidet, in Zeiten der Hungersnoth ihre alten Eltern, ihre Kinder und sogar ihre eigenen Weiber! Die Eingebornen von Malilegotot in der östlichen Gruppe des Carolinenarchipels und die der Inselgruppen von Repith-Urur und Palliser, die in dem Rurik Radack- und dem gefährlichen Archipel liegen, sind gleichfalls Menschenfresser, wie es auch die Einwohner des Palaos- (Freundschafts) Archipels zu seyn scheinen. Julius von Blosseville berichtet sogar, daß auch auf den Gesellschaftsinseln vor nicht gar langer Zeit wohl bewiesene Beispiele von Anthropophagie gefunden wurden. Der grausame Aberglaube, der den Menschen zu dem Wahne verleitete, durch Opfer von seines Gleichen den Zorn der Götter versöhnen zu können — ein Wahn, der sich, wie uns Geschichte und Denkmäler lehren, selbst bei den civilisirtesten Völkern der alten Welt findet — herrscht auch noch bei mehreren Stämmen der drei großen Völkerfamilien des Weltmeeres. In Polynesien vorzüglich fielen ihm die meisten Opfer, und namentlich auf dem Tonga-Sandwich- und Taheiti-Archipel. In den beiden letztern hat glücklicherweise das Christenthum diesen unmenschlichen Brauch verdrängt. Sonst herrschte im Königreich Sonnebaya auf Timor die Sitte, in das Grab eines verstorbenen Königs zwei Sklaven mit einzuschließen, und noch in der jüngsten Zeit sah man die Könige von Kupang, auf derselben Insel, wenn sie den Thron bestiegen, den am Gestade versammelten Krokodilen, deren Söhne diese Herrscher sich nennen, außer andern Opfergaben eine junge Sklavin, mit Blumen und andern Zierrathen geschmückt, darbringen, indem sie das unglückliche Mädchen am Ufer des Meeres aussetzten, wo es auch unverzüglich von den Ungeheuern zerrissen und gefressen wurde. Der barbarische Gebrauch, die Wittwen mit den Leichen ihrer Gatten zu verbrennen, wird auf der Insel Bali bis zu einer Ausschweifung getrieben, wie sie nicht einmal im Heimathlande dieser Unmenschlichkeit gekannt ist. Derselbe Brauch scheint auch auf der Insel Lombock im Schwange. Bei einigen Stämmen der Insel Celebes opfert man eine Jungfrau auf dem Grabe des Radschah, wenn einen Monat nach seiner Beerdigung seine Wittwe das in der Nähe des Grabes gelegene Haus verläßt, wo sie sich diese Zeit über aufgehalten. Auf dem Fidschiarchipel tödtet sich bisweilen die Gattin bei der Beerdigung ihres Mannes freiwillig, und auf der Insel Tongatabua, im Tongaarchipel, ist die Familie des Tooitonga zu einem solchen Opfer verpflichtet.

Nirgends vielleicht bieten die Menschen eine solche außerordentliche Mischung von Civilisation und wunderlichen Gebräuchen, von sanften Sitten und scheußlicher Rohheit. Der barbarischen Gesetze des Tabu, die bei einem großen Theil der ozeanischen Völker herrschen, ist bereits Erwähnung geschehen. Nach einem andern nicht minder barbarischen Brauch, der zum Glück auf dem Sandwicharchipel aufgehört hat, aber leider noch in andern Theilen der ozeani-

schen Länder besteht, gibt es unter dem Volke Familien, von denen einige Individuen verbunden sind, sich zu tödten, sobald eines oder das andere Mitglied der königlichen Familie stirbt. Einer der Häuptlinge der Salomonsinseln bestraft unerbittlich jeden seiner Unterthanen mit dem Tode, der auf seinen Schatten tritt. Bei der gräuelvollen Gesellschaft der Areois tödteten die Weiber ihre Kinder bei der Geburt, um durch sie nicht von der Fortsetzung ihrer Ausschweifungen abgehalten zu werden. Dieser scheußliche Gebrauch, so wie die Menschenopfer, sind erst neuerlich durch die Einführung des Christenthums abgeschafft worden.

Auch der Kindermord ist eine bei vielen Stämmen verbreitete Gewohnheit. Die Mutter bei den sonst so sanftmüthigen Bewohnern der Inselkette von Radack tödtet ohne Mitleid alle ihre Kinder, die sie zur Welt bringt, wenn sie schon drei geboren hat; eben so entledigt sie sich aller, die schwächlich oder mißgestaltet zur Welt gekommen sind. Diese Grausamkeit, die ihren Grund in den häufigen Hungersnöthen hat, von denen diese Inseln heimgesucht werden, ist auf der Ralickinselkette, wo die Fruchtbarkeit des Bodens sie unnöthig macht, unbekannt. Die Einwohner von Ticopia, die sich nach Kapitän Dillon's Bericht, durch ihre milden Sitten, und durch ihre Geselligkeit auszeichnen, erdrosseln alle ihre Kinder nach der Geburt mit Ausnahme der zwei ältesten. Als Entschuldigung dieser Grausamkeit führen sie an, die Bevölkerung ihrer kleinen Insel sey so zahlreich, daß ohne diese Maßregel die Erzeugnisse ihres Bodens nicht im Stande seyn würden, sie zu ernähren. Die thierischrohen Stämme in der Nachbarschaft von Botany Bay begraben lebendig mit der Mutter das Kind, das sie noch säugte, bevor sie starb. Der große Tamehameha I erwürgte mit eigenen Händen zwei seiner Söhne, die sich in seine geliebteste Frau Kahomanou verliebt hatten. Mehrere Stämme der Malaienländer und unter andern die Bissayos auf den Philippinen, und die Papuas oder Igoloten der Provinz Pangasinan auf der Insel Luson verkaufen oft ihre Kinder; die Einwohner von Timor verkaufen sie sogar oft, um aus dem Erlöse die Zahl ihrer Weiber zu vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

Abriß der arabischen Gesetzgebung.

(Schluß.)

Das strenge Kriegsrecht ließ dem Sieger alle Güter des Besiegten, so hatte es Mohammed mit der Veste Chaibar gehalten, wo aller Besitz auf andere Herren überging; aber in den meisten Fällen wurden Abgaben von liegenden Gütern, und Kopfsteuern von den Individuen genommen; diese letztere nach der ausdrücklichen Bemerkung des Hedaja (2, 217) war eine Art Strafe für die Hartnäckigkeit am hergebrachten Glauben festzuhalten; der Ueberbringer derselben soll angefahren und selbst an der Gurgel gepackt werden mit den Worten: „Simmi zahle deine Abgabe." Daraus ist auch zu ersehen, warum Chalid wollte, daß die persischen Heerführer in eigener Person erschienen.

Der Simmi, der nicht gläubige Unterthan, hatte vor Gericht gleiches Recht mit den Gläubigen, das heißt, er wurde, wie noch heute der Inländer in Indien nach seinen eigenen Gesetzen gerichtet, und es ist ein merkwürdiger Zug in der Verfügung, daß wenn ein fanatischer Mohammedaner ein Kruzifix zerstört, so muß er dem Besitzer desselben eine Geldbuße zahlen, weil den Simmis das Recht zugestanden worden, nach ihren Gesetzen zu leben. Doch aber waren äußerliche schimpfliche Abzeichen den Ungläubigen befohlen, und beschlossen ist, daß bei einer Mischheirath alle Kinder Mohammedaner werden. Die bestehenden Kirchen und Synagogen sind unter des Gesetzes Schutz; aber ihre Ausbesserung oder die Erbauung neuer ist ohne vorläufige Erlaubniß verboten. Durchreisende oder Insassen aus einem fremden Lande genossen dieselben Rechte, welche der Mohammedaner im umgekehrten Fall in solchem Lande hatte.

Weil Mohammed nichts über die Vorrechte des Oberhauptes der Gläubigen bestimmt hatte, so übernahm dieses Omar, vom Propheten selbst der Vollkommenste der Moslemen genannt, und führte es mit solcher Konsequenz aus, daß selbst Gegner, z. B. Theophanes, nur satanische Heuchelei vorwenden konnten, da sowohl an seinem Charakter in dieser Hinsicht, so wie an *seinem* System nicht leicht etwas auszusetzen war; letzteres ging wie natürlich von religiösem Gesichtspunkte aus, denn Omars eigene Ansicht abgerechnet, hätten sich die damaligen Araber wohl von keinem Andern leiten lassen. In folgenden Zügen entwirft der Hedaja (2, 248) das Bild eines wahren Imam: „Der ist's, welcher in sich alle obrigkeitlichen Eigenschaften vereinigt, Islamismus, Freiheit, helle Ansichten, reifes Alter, der einstimmig von den Gläubigen erwählt worden, der sich die Ausbreitung des wahren Glaubens angelegen seyn läßt, der die Moslemen stärkt, indem er sie und ihre Güter beschützt, welcher Zehnten und Abgaben gesetzmäßig erhebt, aus dem öffentlichen Schatze den Gelehrten das ihnen Zukommende bezahlt, und dem Gerechtigkeit gegen die Moslemen immer innewohnt; den Imam, der diese Eigenschaften nicht hat, mag man bekriegen, bis er sich ändert oder erschlagen ist." Dieser letzte Satz, ganz dem Mischkat entgegengesetzt, der will, daß man auch gottlosen Fürsten gehorche, scheint bloß deßwegen so gestellt, um der Abbasiden Usurpation zu rechtfertigen, welche übrigens eben so wenig als später der Verlust der weltlichen Macht, des Chalifen Ansehn schwächten; der Byzantiner Skyliza (gegen Ende des elften Jahrhunderts) versichert, daß er wie ein Gott verehrt werde, und Dieß war zu der Zeit, wo türkische Söldner und ihre Häupter alle Macht an sich gerissen. Wir bemerken noch, daß in den ersten Jahrhunderten in mancher Hinsicht der Chalif auf gleicher Stufe mit den übrigen Gläubigen stand, welches sich allmählich anders gestaltete; so waren die großen Rechtslehrer Hanifa und Siffer noch der Meinung, daß wenn der Fürst einen Andern ein Verbrechen begehen hieß, er selbst schuldig sey, während die Spätern ihn von aller Schuld frei sprachen. Die Abgaben, welche anfangs bestimmt waren, die Frauen der Gläubigen zu unterstützen und den Familien der Verfolgten aufzuhelfen, dienten später dazu, des Fürsten Heere und die öffentlichen Beamten zu bezahlen.

Der Vornehmste unter letztern ist der Kadi, dessen richterliche Gewalt nur dann anerkannt wird, wenn er diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt, welche einem Zeugen nothwendig

sind, wenn er frei, gesund, in gewissem Alter, Mohammedaner, und nie der Verläumdung überwiesen. Es ist klar, daß ein Weib dieselben Eigenschaften haben kann; auch gilt das Gesetz, daß sie zu solch einer Stelle fähig ist, in keinem Fall aber kann sie an die Spitze der Regierung treten; letzteres scheint aus einem Worte abgeleitet, das Mohammed zugeschrieben wird: „Ewiges Heil „gibts nicht für ein Volk, das von einem Weibe beherrscht wird." Hat er es wirklich ausgesprochen, so scheint es gegen Persien gerichtet, welches damals von Pourandocht beherrscht wurde, der Tochter dieses Chosreu Parvis, der den Brief zerriß und mit Füßen trat, in welchem ihn der Prophet zur Annahme des Islam eingeladen.

Hamilton (zum Hedaja 2, 614) hat geglaubt, Spuren von Trennung der Gewalten aufzufinden, nämlich, insofern der Mufti das Recht findet und der Kadi es anwendet. Das wäre dann so ziemlich das Verhältniß des Jury und der Friedensrichter, wie sie sich in England vorfinden; aber so wie letztere in gar manchen Fällen eine an Willkür gränzende Macht besitzen, die in geradem Widerspruche mit dem Rechte von seines Gleichen gerichtet zu werden, so und mehr noch hat der Kadi über das Polizeiliche, und so ziemlich über Alles zu entscheiden, was die Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit angeht. Die konkurrirende Justiz in einer und derselben Grafschaft (m. s. Vincke) und das Zusammentreten der Friedensrichter zu bestimmten Zeiten für die Revision verhindern in England die Willkür, welche immer da vorausgesetzt wird, wo Gewalt ohne Gegengewicht in eines Einzigen Händen ist. In Rom hatten die Prätoren einen Rath, den sie aus ihren Bekannten bildeten; eben so will das arabische Gesetz, daß der Kadi Leute um sich versammle, mit denen er Umgang hatte, ehe er sein Amt antrat; letzteres verpflichtet ihn, alle Vergehungen gegen die bürgerliche Gesellschaft zu ahnden und die Besorgung der Interessen Derer auf sich zu nehmen, die es nicht selbst vermögen. Man empfiehlt ihm, nie ein Urtheil zu fällen, wenn er sich hungrig, durstig oder in irgend einer leidenschaftlichen Bewegung fühlt; Umsicht ist unentbehrlich, weil so große Macht in seinen Händen. So ist zum Beispiel, nach dem Gesetze kein Urtheil gegen einen Abwesenden gültig; Schafei aber hat behauptet, daß es nicht Dem also, und Dem zufolge mag der Kadi das Urtheil sprechen, denn „ein Ausspruch des Richters ist gültig „in jedem Falle, wo die Meinungen der Gesetzgelehrten von ein- „ander abweichen." Das Gesetz erkennt drei Arten öffentlichen Unterhalts: Risk, eigentlicher Unterhalt für die unmittelbaren Bedürfnisse; Kefajet, Geschenke bei besondern Gelegenheiten; Ada, Bezahlung, die in jährlichen Fristen entrichtet wird, und nach Rang und Dienst verschieden (Hedaja 4, 454). Auf letztre hat der Kadi bloß dann Anspruch, wenn er das Amt ohne Bedingung übernommen; „in diesem Falle begehrt er bloß Vergel- „tung für fromme Leistungen, denn Handhabung der Gerechtigkeit „ist die erhabenste Frömmigkeit." (Ibid. 4, 126). Mehrere Stellen des Mischkat und Hedaja beweisen, daß die Gelehrten, die den Koran oder das Gesetz erläuterten, kein Recht auf Bezahlung hatten, so wenigstens war es früher, später änderte sich Dieß, „weil religiöser Kaltsinn eingerissen, und wenn man das Volk „hinderte, den Religionsunterricht zu bezahlen, so würden die „Lehrer und mit ihnen die Lehre verachtet werden." Es scheint, daß dasselbe mit dem Amte des Kadi stattfand; denn obgleich auf das bestimmteste und zu wiederholten Malen den allgemeinen oder örtlichen Gewohnheitsrechten gesetzliche Kraft zugesichert wird, so hätte doch der Richter immerhin Mittel gefunden, sie zu umgehn oder zu seinem Vortheil auszulegen, wenn ihm nicht das Gesetz durch Bezahlung Unabhängigkeit zugesichert hätte. Ueberdieß ist zu bemerken, daß selbst Dieß nie weder damals noch heutzutage allenthalben üblich war.

Es mag leicht seyn, in diesem Systeme sowohl in civiler als religiöser Hinsicht manches Unvollkommene aufzufinden; seine enge Grundlage wie die des römischen Rechts zeigt, daß es einem Volke angehörte, das noch nicht weit in seiner Ausbildung vorgeschritten; was Mohammed und seine nächsten Nachfolger verbesserten und beifügten, geschah meist unter dem Drange der Umstände und zum Theil ihretwegen; die beispiellose Schnelligkeit der Eroberungen konnte unmöglich der Entwicklung der individuellen Freiheit günstig seyn; die zu große Einfachheit und in vielen Fällen die Unzulänglichkeit der Rechtsquellen ließ der richterlichen Gewalt zu wenig Schranken. Doch ist auch nicht zu verkennen, daß die Sitten und Lebenseinfalt gut hiezu paßten, und bemerkenswerth ist, daß wie in Rom, so auch hier, die Jurisprudenz fast der einzige Theil der Literatur ist, der von fremdem Einflusse frei geblieben; beiderseits wirkte die zu rasche Einführung der griechischen hemmend auf die nationale Entwicklung ein; künftigen Forschungen bleibt vorbehalten, zu zeigen, in wie fern in Religionsphilosophie der arabische Geist sich eigenthümlicher entwickelt, oder ob auch hierin wie in den mathematischen Wissenschaften, indischer Einfluß vorgeherrscht habe.

Aus Walter Scott's Leben.

„Robin der Rothe" (Rob Roy) schloß sich zunächst dem Mädchen vom See, dem Herrn der Inseln und Waverley an und bereicherte die Gallerie vaterländischer Charaktere und Landschaften mit neuen lebendigen Bildern. Robin Roy selbst, die Osbaldistone insgesammt, der durchtriebene Andrew Fairservice und vor Allem die Heidenblume der Cheviotberge — die wilde, liebliche, schwärmerische, kühne und doch so weiblicher Anmuth volle Diana Vernon, schienen nicht bloß Gebilde der Phantasie des Dichters; es waren aus dem Mark und Blut der Nation hervorgegangene Geschöpfe. Diana Vernon insbesondere entwaffnete durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Witz und ihr warmes edles Herz selbst die Kritik, die gestehen mußte, daß sie bei aller Zwanglosigkeit ihres Benehmens doch die anmuthreichste unter den weiblichen Geschöpfen des Dichters sey. Man sah damals in London alle Ladies, die ein Pferd erschwingen konnten, im Sattel, und auf allen Wegen und Stegen begegnete man trabenden oder gallopirenden Dianen.

Die „Schwärmer" (Old Mortality) folgten Robin dem Rothen, und hier betrat der Dichter ein Feld, auf dem sein geschichtlicher Stoff das wirkliche Leben berührte und Interessen, die frühere Jahrhunderte ins Daseyn riefen, noch fortbestehend fand. Die Vorurtheile und Hoffnungen der Jakobiten waren zur Zeit, wo Walter Scott als Schriftsteller auftrat, meist schon erloschen oder ihrem Erlöschen nahe; die Menschen in „Old Mortality" aber konnte der Dichter nah um sich her, unter seinen Zeitgenossen finden. Die höhern Stände hatten keine Bradwardines mehr, aber in dem Herzen des schottischen Volks, wenigstens in den südlichen Provinzen, leben noch die jesuitischen Lehren, der finstere Fanatismus und die blinden Vorurtheile der alten Rundköpfe fort. Der Dichter durfte sich bei der geringsten Abweichung von geschichtlicher Treue auf einen Sturm von Seite der Presbyterianer gefaßt machen, die zwar den strengen Anhänger Came-

ron's und Cargill's nicht in allen Stücken beipflichten, aber die Tage von Riebs-Maß und an der Bothwell-Brücke noch immer als die ruhmreichen Kämpfe betrachten, die für das reine Glaubenswasser des Calvinismus gegen das allzu papistische Lutherthum gefochten wurden. Allein des Dichters Gabe der klaren Auffassung, sein Sinn für historische Gerechtigkeit und sein von Vorurtheilen nicht zu bemeisterndes Gemüth ließen ihn glücklich jeden bedeutenden Verstoß vermeiden, was um so mehr Beachtung verdient, als er selbst in den Grundsätzen der schottischen Hochkirche erzogen und ihnen aus Ueberzeugung zugethan, einen aus der ältern Geschichte seines Vaterlandes, wie aus den neuern Zeitereignissen geschöpften Widerwillen gegen Volksherrschaft unter seine politischen Ansichten aufgenommen hatte. In richtiger Würdigung des Zeitgeistes der Jahrhunderte legte er an die Erscheinungen der Vergangenheit nie den Maßstab der Ansichten und Ideen der neuern Zeit, und ließ jede geschichtliche Individualität in ihrem Werthe, mit ihren Licht- und Schattenverhältnissen, bestehen. So findet man ihn stets historisch treu, wenn gleich seine der Geschichte entliehenen Gemälde in das eigene Licht seiner poetischen Einbildungskraft gestellt erscheinen. So zeichnete er die Charaktere Cleverhouse's und Burley's mit wunderbarer Wahrheit; Beide rücksichtslos und blutdürstig, der Eine aus mißverstandener Ehre, der Andere aus mißverstandene. Religion; der Eine fechtend für Fürsten, die einen so tapfern Arm nicht verdienten, der Andere für eine Partei, die ihn nachher verläugnete; so fällt der Eine in einem blutigen, aber kaum in der Geschichte erwähnten Scharmützel, der Andere in offener Feldschlacht, in dem Augenblicke, wo schon das Siegsgeschrei in seine Ohren tönt. Lord Evandale und Morton vertreten die edlern und hochsinnigern Eigenschaften beider Parteien; während Niel Blane, zwischen beide gestellt, beiden sein Ale schenkt und nach Belieben aufspielt. Der unerschrockene Prediger Macbriar und der beredte Wahnsinn Habakuk Mucklewrath's sind mit eben so viel Geschick als Wahrheit neben einander gestellt, so daß selbst die rundköpfigen Zeitgenossen des Dichters mit den Schilderungen ihrer ehemaligen Anführer und den ihnen in den Mund gelegten Reden nicht ganz unzufrieden seyn konnten. Indeß glaubte die presbyterianische Partei in Schottland sich doch zu sehr in Schatten gestellt, und die hitzigsten Köpfe unter ihren Geistlichen donnerten, unter dem Vorwande, der Dichter habe die heilige Schrift allzu unehrerbietig mißbraucht, mit einer Heftigkeit gegen ihn, die Alles rechtfertigte, was er ihren Vorfahren in den Mund gelegt hatte. Um aber den Geist dieser Zionswächter kennen zu lernen, braucht man bloß zu wissen, daß Einer derselben, der sich bei einer andern Gelegenheit nicht entblödet hatte, zu sagen: „Wenn Christus auf Erden einmal trunken gewesen seyn könnte, so müßte er es gewesen seyn, als er das Vaterunser erfand" — so kühn war, Walter Scott der Gotteslästerung anzuklagen; indem er heftig darüber loszog, daß er eine christliche Gemeinde, wie die gottesfürchtigen Presbyterianer, einen ungebührlichen Mißbrauch von Anspielungen aus der heiligen Schrift habe begehen lassen: — Uebrigens kannte der Dichter die wilde Gegend, wo er Burley mit dem Teufel in der Höhle fechten läßt, aus eigener Anschauung. Es ist Cree hope Leen, in der Nähe von Dumfries, eine Felsschlucht, die Walter Scott in seiner Jugend häufig besucht hatte, wo er, nach seiner eigenen Bemerkung, in den seltsamen Gemächern, die der Strom in den mürben Sandstein der Felsen gebohrt und die den verfolgten Covenantern als Zufluchtsort gedient hatten, wie zu Hause war.

Es scheint, daß der über ihn ausgebrochene Unmuth der Presbyterianer den Dichter veranlaßte, denselben Stoff in seinem „Herz von Mid Lothian" noch ein Mal aufzunehmen, und in der Familie der Deans die edleren Züge der schwärmerischen Sekte zu schildern. Jeanie Deans ist die Kopie eines Mädchens von niederer Abkunft, das durch seine Beredsamkeit die Begnadigung ihrer geisteskranken Schwester erlangte, die einen Angriff auf das Leben der Gemahlin Georgs III versucht hatte. Es war eine der letzten Handlungen Walter Scott's, daß er dem Andenken dieser muthigen Frau auf dem Kirchhofe von Irongray ein Denkmal errichten ließ.*)

In einem Zeitraume von sieben Jahren erschienen nun in ununterbrochener Folge, im Jahre 1819: der dritte Theil der Erzählungen meines Wirthes: „die Braut von Lamermoor," der die „Legende von Montrose" angehängt ist — „die Provinzial-Alterthümer und malerischen Ansichten von Schottland" und „die Gedichte Carey's." Im Jahre 1820 „Ivanhoe" — „das Kloster" — „der Abt;" 1821 „Kenilworth;" 1822 „der Pirat" — „Lord Nigel's Schicksale" — „Halidon-Hill;" 1823 „Peveril vom Gipfel" — „Quentin Durward;" 1824 „St. Ronan's Brunnen" und „Redgauntlet;" 1825 „Erzählungen von den Kreuzfahrern: die Verlobten und der Talisman." Scott kannte das Publikum besser als irgend ein Schriftsteller vor oder nach ihm, und die bescheidene Meynung, die er von sich selbst hegte, ließ es ihm leicht werden, der Laune desselben zu huldigen. Nicht als ob er sich herabgelassen hätte, ihm zu schmeicheln, sondern er scheute keine Mühe, es durch Mannichfaltigkeit des Stoffes zu unterhalten. Das Publikum ist nicht so undankbar und ungerecht, als es gewisse Schriftsteller verschreien wollen; es verläßt die, welche eigensinnig einen Weg gehen wollen, auf dem es ihnen nicht folgen kann, und es gibt seinen Schmeichlern den Lohn, den alle Schmeichler erhalten sollten — Verachtung; aber es weiß auch für die Bemühungen anspruchloser Thätigkeit dankbar zu seyn; kurz das Publikum ist ein vielköpfiges Ungeheuer, wenn man will, aber ein zahmes und gutmüthiges. Walter Scott fürchtete vielleicht mehr als nöthig, die Welt zu ermüden, wenn er sie unaufhörlich in den Nebeln und Felsschluchten seiner Hochlande herumführte und erweiterte von nun an mit jedem Schritte den Kreis seiner Dichtungen. Mit seinem „Abt" ging er über die Gränze, in „Ivanhoe" ist Alles schon englisch und er bleibt es in „Kenilworth," vielleicht einem seiner vollkommensten Werke. „Quentin Durward" führt ihn nach Frankreich, bis er zuletzt in das gelobte Land hinüberpilgert, und bis an den Kaiserhof der Komnene gelangt. Und wie ein von langen Wanderfahrten wieder in die Heimath zurückgekehrter Mann, der am Abend seiner Tage den Enkeln auf seinem Schooße von Abenteuern in entlegenen Ländern und Zeiten erzählt, schließt er den Cyklus seines thatenreichen Lebens mit den „Erzählungen eines Großvaters," indem er dahin zurückkehrt, von wo er ausging, auf die vaterländische Geschichte.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1830 schrieb ein Engländer am Bord des „Camillus," gemäß einer Verabredung, die er vor seiner Abreise aus Greenock dort mit einem Freunde getroffen hatte, einen Brief, verschloß ihn in einer Flasche und warf diese ungefähr 400 englische Meilen nordöstlich von Newfoundland ins Meer. Nachdem er in Amerika angekommen war, schrieb er seinem Freunde, wie er der Verabredung gemäß gethan, aber fast zwei Jahre vergingen, ohne daß irgend eine Nachricht von der Flasche und ihrem Inhalt angelangt, so daß der Freund in Greenock sie für verloren hielt. Erst im vergangenen Monate erhielt er einen Brief mit der Aufschrift: „In einer Flasche zu Canaria am 19 April 1832 gefunden und durch den Vicekonsul H. M. befördert." Der Weg, den die Flasche mit ihrem Brief gemacht hat, wird Denen, die sich mit Beobachtungen über die Meeresströmungen beschäftigen, hinlänglichen Stoff zu Muthmaßungen geben.

*

Nach einem von Herrn von Humboldt der französischen Akademie der Wissenschaften mitgetheilten Schreiben des Herrn Bonpland, der sich damals (10 Junius 1832) in der Provinz Buenos-Ayres aufhielt, wird dieser berühmte Reisende im Interesse der Wissenschaften noch eine Zeit lang auf dem transatlantischen Kontinent verweilen. Herr Sellow entdeckte, wie in demselben Schreiben berichtet wird, an den Ufern des Rio-Uraguay, in der Banda orientale ungeheure Ueberreste des Megatheriens, was man dort allgemein für Knochen eines Gürtelthieres (*dasypus*) hält. Herr Sellow, der außerdem noch sehr schöne Sammlungen gemacht hatte, büßte, wie Herr von Humboldt am Schlusse seines Briefes beifügt, im Oktober 1831 sein Leben im Rio San Francisco ein.

*

„Der Champlain," ein neu erbautes Dampfschiff, heißt es in einem der französischen Akademie vorgelesenen Berichte aus Philadelphia, legte jüngst die Fahrt von New-York nach Albany, eine Entfernung von 160 englischen Meilen, in 9 Stunden 19 Minuten zurück, wobei es unterwegs vierzehn Mal anhielt, so daß das Schiff nach Abzug dieser Zeitversäumniß nur 8 Stunden 15 Minuten brauchte, folglich 20 Meilen (ungefähr 5 Stunden) in einer Stunde zurücklegte.

---

*) S. Ausland d. J. S. 460.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 328. 23 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa oder Kaiserthum Marokko.

Von J. Gräberg von Hemsö.

(Aus der italienischen Handschrift übersetzt von Alfred Reumont.)

Vorwort.

Bei dem lebhaften Interesse, welches Nord-Afrika gegenwärtig nicht bloß bei den Freunden geographischer Wissenschaften, sondern auch durch seine sich mit jedem Tage wichtiger gestaltenden Beziehungen zu unserm Erdtheile auch in der politischen Welt erregt, glaubt der Uebersetzer gegenwärtiger Schrift, welche hiemit zum erstenmale gedruckt wird, seiner vaterländischen Literatur keinen unwillkommenen Dienst zu leisten. Wäre auch nicht neuerdings durch die österreichische Streitfrage und die Eroberung und begonnene Kolonisirung des benachbarten Algiers die Aufmerksamkeit Aller auf das Mogh'rib-ul-Aksa, d. h. der äußerste Westen, bei uns gewöhnlich aber wenig richtig Marokko genannt, gelenkt worden, so würde dieses Land, das vermöge seiner unermeßlichen Hülfsquellen, seines Umfanges und seiner günstigen Lage an zweien Meeren bestimmt scheint, einst in der Völkergeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen, schon in diesem Betracht eine genaue und gewissenhafte Beschreibung verdienen, die ihm ungeachtet der nicht wenigen Reisenden, die es besucht haben, und der ziemlich zahlreichen diesen Gegenstand behandelnden Schriften noch bis heute fehlt. *)

1. Geographische Lage.

Das Mogh'rib-ul-Aksa wird querdurch in seiner ganzen Ausdehnung von der majestätischen Kette des Atlas-Gebirges durchzogen, und in der Richtung von Nordosten nach Südwesten in zwei Theile getrennt, von denen der eine gegen Norden und Westen die beiden Reiche von Fez und Marokko in sich begreift, und der andere auf den gegenüberliegenden Seiten gegen Süden und Osten die Provinzen Sedschelmesa, Tafilelt, Daräa, El Hharib, Guzzula, Sus und Tesset, oder Sus-ul-Aksa, d. h. die äußerste Gränze. Die beiden erstern entsprechen der alten Mauritania Tingitana, und die vier oder sechs letzten einem Theil Getuliens. Solcher Art erstreckt sich dieß große Reich vom 36sten Grade bis über den 27sten hinaus; gegen Norden an das mittelländische Meer und die Straße von Gibraltar, gegen Osten an den Staat von Algier und das Biled-ul-Dscherrid oder Land der Palmzweige, gegen Süden an die Sandwüsten der Sahhara und gegen Westen an das atlantische Meer stoßend. Innerhalb dieser natürlichen Gränzen umfaßt es auf der Erdoberfläche einen Raum von 13,725 Quadratmeilen, 15 auf jeden Breitengrad gerechnet.

Eintheilung des Landes.

Gewöhnlich theilt man das Mogh'rib-ul-Aksa in die Reiche Fez, Marokko, Sedschelmesa und Tafilelt, mit den Provinzen Daräa, Guzzula und Sus-ul-Aksa, oder der äußersten Gränze, jenseit des Atlas-Gebirges gelegen.

Das Reich Fez war gewöhnlich in zehn Provinzen getheilt, nämlich: Fas, Schavoia, Temsna, Beni-Hassan, El-Gharb, in Azgar (Ebene) und Hasbat (Weide) getheilt, Hiaina, Er-Rif, Gart, Schaus, und die Wüste Angad oder Andschad, welche das Reich Marokko von dem algierischen Staate scheidet.

Das Reich Marokko theilte sich gleichfalls in zehn Provinzen, nämlich: Tedla, Zerara oder Biled-Meskin, Dukalla,

---

*) Ueber den Werth und die Wichtigkeit der vorliegenden Mittheilungen, die wir Herrn Alfred Reumont danken, und die demnächst zu einer eigenen Schrift gesammelt erscheinen werden, da wir davon hier im Zwecke unsres Blattes nur Auszüge, wenn auch so vollständig als möglich, geben können, braucht nichts beigefügt zu werden, als daß der Herr Verfasser J. Gräberg von Hemsö, Ritter des schwedischen Wasa-Ordens und des königl. Sardinischen von St. Moriz und Lazarus, Mitglied der asiatischen Gesellschaften zu London und Paris u. a. m. als vormaliger schwedischer Konsul zu Tanger und Tripoli sechs Jahre in dem Lande verweilte, von dem er hier zum erstenmale seine höchst interessanten Nachrichten über geographische Lage, Ethnographie und Statistik Marokko's veröffentlicht, welche den Haupttheil eines Werkes über den nördlichen Theil des afrikanischen Kontinentes, der sogenannten Berberei bilden, womit der Herr Verfasser schon seit sechszehn Jahren beschäftigt ist. Einige Theile desselben, die von den Regentschaften Algier und Tripolis handeln, wurden in der zu Florenz erscheinenden Zeitschrift Antologia und ein Versuch über den Ackerbau und die Viehzucht bei den Mauren in der k. k. Akademie der Georgofili mitgetheilt, und mit Beifall aufgenommen. Die von uns in diesem Halbjahre zu S. 917 gelieferte Charte von dem Lieutenant Washington, mögen unsere Leser als den Vorläufer und die Beigabe zu der vorliegenden Schrift des Herrn Gräberg von Hemsö betrachten. Anm. d. R.

Abda, Schedma, Haha, Scheragna, Haseura, Erhhammena und Sus=ul=Adna, d. i. die dießseitige Gränze.

Aber zum Behufe der Bürgerlichen und Militär=Verwaltung dieser verschiedenen Provinzen gibt es gegenwärtig in dem Reiche 28 Regierungen oder Präfekturen, in denen mit mehr oder minder unbeschränkter Gewalt ein Caid, d. i. Hauptmann oder Präfekt, die Regierung führt, welcher an einigen Orten den Titel Pascha oder General=Gouverneur hat. Die Namen dieser Präfekturen, geschrieben wie sie von den Landesbewohnern ausgesprochen werden, sind folgende:

Im Reiche Fez: Fas=beli, oder Alt=Fez, Fas=Dschedib oder Neu=Fez, Miknás, Dar=el=Beida, Arbat oder Er=Rabatt, Sala, Beni=Hassan, Al=Cassar, El=Araisch, Tandscha und Er=Rif, Tetovan, Scheischuan Teza und Uschda.

Im Reiche Marokko: Merakſch und Erhhammena, Tedla, Ajaua, Gerari und Schebanel, Schedma und Omar, Azamor, Beridscha oder Mazagan, Asfi oder Saffi, Abda und Emosiva, Dukalla, Scheragna und Domnat, Esin und Beni=Mell, Suira oder Mogodore, Tarudant mit Haha, und Agader oder Santa Cruz.

Das Reich Tafilelt oder Land des amazirghischen Stammes Fillel wird von zwei Caiden verwaltet, deren einer in dem bedeutenden Flecken Tafilelt, der andere in dem Dorfe Ressant seinen Wohnort hat. Der übrige Theil des Reiches gehorcht beinahe unabhängigen Häuptlingen arabischer und amazirghischer Stämme, welche in den Thälern von Sedschelmesa, A'drar, Guzula, Daráa, El=Gharib, an den Gränzen der großen Wüste, so wie auf den Höhen und am Fuße des Atlas=Gebirges ihre Wohnsitze haben. Ein Groß=Scheik oder oberstes Haupt gebietet fast unbeschränkt allen Stämmen der Amazirghen und Schellöchen, die sich im Reiche niedergelassen haben.

Küsten und Seehäfen.

Der vom Mittelmeere bespülte Theil des Mogh'rib=ul=Aksá erstreckt sich 67 Meilen lang von dem Orte genannt Tarunt oder Twunt, d. i. der Felsen, bis zum Vorgebirge Tarf=us=Schacear oder dem letzten Punkte der Vegetation, einst Promontorium Ampelusium und auf unseren Charten Cap Spartel genannt. Von dort erstreckt sich die Wüste süd=süd=westlich 140 Meilen lang bis zum Cap=Agulon, wo die wahre Gränze der unabhängigen Völkerschaften des Sus=ul=Aksá endet. Auf diesem ganzen Küstenstriche gibt es am Mittelmeer keinen andern Hafen als den von Tetauan, am Ausflusse des kleinen Flusses Martil, obgleich mehrere andere namentlich zu Melilia, in der Bay von Alhucemas, zu Gomera, Mostaza und Tagaza angelegt werden könnten. An der Meerenge von Gibraltar ist die kleine Rhede von Al=Cassar=es Saghir, und die schöne und ziemlich bequeme Bucht von Tandscha oder Tanger, und am atlantischen Ozean, die nicht sehr sicheren Häfen von El Araisch am Ausflusse des Luccos, Rabatt an der Mündung des Buregreg, Fidala hinter einer kleinen Insel gleichen Namens, Azamor an der Mündung des Omm' er=rebeh, Mazagan mit vortrefflicher Rhede nahe am weißen Vorgebirge, Saffi, zwischen dem Cap Cantin und der Mündung des Tensift, Mogodore einer Insel gegenüber, welche von einem benachbarten heiligen Orte, genannt Sidi Mugdul, ihren Namen erhält, und endlich Santa Cruz, nahe an der Mündung des Flusses Sus, wenig entfernt vom Cap Ger, bei den Amazirghen Aferni, wo ein Zweig der Atlas=Kette endet. Aber europäischen Schiffern ist der Zutritt nicht zu allen diesen Häfen gestattet: Tetovan, Tanger, El=Araisch Rabatt, Dar=el=beider, Saffi und Mogodore sind die einzigen, wo ihre Schiffe ab= und aufladen können. Die Spanier besitzen noch immer an der nördlichen Küste die vier festen Punkte Ceuta, Peñon de Veloz, Alhucema und Melitta, aber ohne eine Verbindung mit dem benachbarten Lande.

Die Bucht von Tanger ist sehr sicher, und wenn man einige Ungewitter während des Nordost= und Ostwindes ausnimmt, die indeß selten sind, ist sie vielleicht besser als die von Gibraltar, wo kein Jahr ohne irgend einen bedeutenden Unfall verstreicht. Doch besteht der Boden an vielen Stellen aus Korallen, welche die Ankertaue ein wenig beschädigen; aber es gibt vortreffliche Ankerplätze, wo Fahrzeuge Monate lang ohne den geringsten Unfall liegen geblieben sind.

Die Häfen von Tetovan und Elaraisch sind unter allen die schlechtesten; ersterer nicht sowohl weil es beim Ostwinde unmöglich ist, dort vor Anker zu bleiben, anders als in dem Flusse Martil, mit kaum sieben Fuß Tiefe: als besonders weil die Stadt und Umgebung von den treulosesten und schlechtesten Menschen des ganzen Mogh'rib=ul=Aksá bewohnt sind. — Elaraisch, *gewöhnlich Laracce* genannt, ist eine andere Stapelstadt an einer Strommündung, worin nur kleine Fahrzeuge einlaufen, indem die größeren, der ganzen Wuth der atlantischen Wogen ausgesetzt, außerhalb der Untiefe bleiben müssen. Dasselbe könnte man von Rabatt und Salé sagen, indeß findet man dort mehr Hülfsmittel, indem sich in den genannten Orten die besten Bootsleute, Lootsen, Schiffsbauer und Kalfaterer der marokkanischen Marine befinden. Da die beiden Städte vereint eine Bevölkerung von mehr denn 50,000 Seelen bilden, und überdieß von den zwei großen Städten Muknás und Fas wenig entfernt liegen, so ist der Handel dort viel lebhafter als in irgend einem andern Hafen des Reichs. Mogodore selbst, mit seinen 17,000 Einwohnern, obgleich als Hafen und Waaren=Niederlage für die Hauptstadt Marokko und den wichtigen Handel mit dem Sus und dem inneren Afrika zu betrachten, könnte sich doch nicht mit Rabatt und Salé in Vergleich stellen, wenn letztere einen besseren Hafen hätten und in Rabatt Niederlassungen europäischer Kaufleute wären. Der Hauptvortheil von Mogodore ist seine günstige Lage für den Verkehr mit den Arabern und Mauren der großen Wüste, welche die reichen Waaren des Sudan und der andern Binnenländer Afrika's dahin bringen.

Der geräumige Busen von Woladia zwischen dem weißen Vorgebirge (Cap blanc) und dem Cap Cantin, könnte ein Zufluchtsort für alle Flotten Europa's seyn, wenn man, mit geringer Mühe und geringen Kosten, einen Felsen sprengte, der jetzt zum Theil seinen Eingang verschließt. Aber der schönste Hafen an dieser ganzen Küste und der werthvollste für den afrikanischen Binnenhandel würde der von Agadir oder Santa Cruz seyn, namentlich wenn er

sich in den Händen einer europäischen Macht befände, welche aus dessen Besitz unermeßlichen Vortheil ziehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Fortsetzung.)

Die Polygamie herrscht oder wird auf dem ganzen großen Ozean geduldet, obgleich eigentlich nur die Reichen und Vornehmen davon Gebrauch machen. Das Volk auf Java, Sumatra, Celebes, wie im ganzen Polynesien begnügt sich mit einer Frau. Es gibt aber auch einige Nationen, die gar keine Vielweiberei gestatten: so die Einwohner der Nassauinseln oder Poggy und Sawu, die Haraforas im Innern von Mindanao, die grausamen Alforesen von Ceram und mehrere Völker der Philippinen, die nicht unter spanischer Herrschaft stehn. Im Mendanaarchipel besteht bei allen reichen Familien eine Art Polyandrie, indem jede Frau zwei Männer nimmt, von denen der Eine den Andern in seiner Abwesenheit ersetzt, allein dieser Stellvertreter ist eigentlich nur ein erster Diener des Hauses. Nach alten Ueberlieferungen waren in der Gesellschaft der Areois und Uritois, die beide aus einer großen Anzahl Vornehmer von beiderlei Geschlecht bestanden, die Weiber allen Männern gemeinschaftlich und mußten, wie schon früher gesagt, alle ihre Kinder tödten.

Die Völkerstämme des großen Weltmeeres beobachten hinsichtlich ihrer Heirathen und der Behandlung der Weiber eine große Menge seltsamer Gebräuche, wie man sie in keinem Theile der Welt findet. Die Einwohner von Sumatra, und insbesondere die Redschangs, scheinen alle Arten, wie die Vereinigung der Geschlechter vor sich gehen kann, erschöpft zu haben: sie haben eine dreifache Weise, eine Ehe zu schließen. Nach der ersten, die sie Jurjur heißen, kauft der Mann seine Frau, wodurch sie sein Eigenthum oder seine Sklavin wird, über die er nach Belieben verfügen kann. Nach der zweiten, Ambelanack genannt, wird der Mann von dem Vater seiner Frau adoptirt; er arbeitet für ihn, bleibt wie seine Ehehälfte unter der elterlichen Gewalt seines Schwiegervaters und wird wie dessen übrige Kinder Eigenthum des Familienhauptes. Die dritte Art, die sie Simando nennen, ist der bei den europäischen Völkern üblichen Heirath ähnlich, wo Mann und Frau auf dem Fuße völliger Gleichheit leben; leider ist jedoch dieser letztere Brauch nur sehr selten. Die Sitte, dem Vater seiner Zukünftigen eine Zeit lang zu dienen oder reiche Geschenke zu geben, wie man sie bei den Eingebornen der Philippinen und andern Stämmen von malaischer Race findet, besteht noch bei den Tagalen und Bissajos, obgleich sie das Christenthum angenommen haben, und erinnert an die einst bei den Juden üblich gewesene Sitte. Die jungen Männer von dem Stamme der Biadschus oder Dayaks, der Haraforas und der Idan von Borneo dürfen nicht eher heirathen, bis sie einen Kopf oder die Zeugungsglieder eines Feindes abgeschnitten. Bei den Alforesen auf Ceram muß der Freier seiner Schönen fünf oder sechs Menschenköpfe zu Füßen legen können; diese furchtbare Sitte herrscht auch bei den Haraforas von Mindanao, die jedoch nicht die rohesten dieser Race sind. Die Heirathen bei mehreren australischen Stämmen gehen mittelst Raub vor sich; wenn die Jünglinge bei den noch wilden Völkerschaften von Neu-Süd-Wales die Hand einer Frau erlangen wollen, so lauern sie ihr den Weg ab, schlagen sie mit einem Prügel zu Boden und schleppen sie dann blutend, wie sie ist, zu ihrem Stamme, wo die Heirathsgebräuche vollzogen werden. Diese wilden Stämme, so wie die noch rohesten Horden in andern Weltgegenden verachten das weibliche Geschlecht und legen ihm die schwersten Arbeiten auf. Auf ihren Wanderzügen müssen die Weiber alle Hausgeräthschaften und die Kinder tragen, während der Mann nur mit einem leichten Wurfspieße in der Hand dahin schlendert. So müssen sie auch für ihre Männer die Speisen bereiten und erhalten dennoch nichts davon, als Das, was übrig bleibt. Obgleich fast von allen Völkern, die zum Stamme der polynesischen Civilisation gehören, die Weiber als unreine Geschöpfe betrachtet werden, und als solche in Gegenwart ihrer Männer nicht essen dürfen, so genießen sie doch außerdem viele Achtung; manchmal beerben sie ihre Männer, und die Kinder stehen in einem desto größern Ansehen, je reiner und älter der Rang oder der Adel ihrer Mutter war. Die schönen Einwohner der Lagoungruppe, im Paumotu-Archipel, behandeln ihre Weiber sehr gut; eben so die von Ualan und andern Inseln des Karolinen-Archipels.

(Schluß folgt.)

Aus Walter Scotts Leben.

Die erste Würde, die Georg IV nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1820 austheilte, war die Erhebung des Dichters des „Fräuleins vom See" zum Baronet. Seit dieser Zeit führte er den Titel: Sir Walter Scott, von Abbotsfort, Baronet. Er war in England vielleicht der erste Mann, dem bloß wegen literarischer Verdienste eine solche Ehre zu Theil wurde. Nicht leicht berührte wohl auch das königliche Schwert würdigere Schultern, als die des Dichters, dessen Verdienst nicht einmal noch in seinem ganzen Umfange bekannt war; denn noch immer schwebte der Schleier des Geheimnisses über dem Verfasser des Waverley, wiewohl in dieser Gnadenbezeigung des Königs Alle, die Scott für den großen Unbekannten hielten, einen neuen Grund für ihre Meinung sahen. Sir Walter Scott hatte sein fünfzigstes Jahr erreicht, und stand nun im Glanzpunkte seines Lebens, im Vollgenusse des Reichthums und der Gunst des Publikums. Die Einkünfte aus seinen Stellen und seinem väterlichen Erbe waren an sich schon mehr als hinreichend, alle Wünsche des Dichters zu befriedigen; allein seine Feder war ein Talisman geworden, der ihm unermeßliche Schätze aufschließen zu können schien. Sein ältester Sohn Walter diente im Heere; sein zweiter Sohn Karl studirte zu Oxford; seine älteste Tochter Sophie Charlotte war an den Sohn eines reichen Geistlichen, John Gibson Lockhardt, vermählt, der damals schottischer Advokat, jetzt Herausgeber des „Qualerly Review," eine ausgezeichnete Uebersetzung der spanischen Balladenpoesie herausgab. Seine jüngere Tochter Miß Anna war noch im väterlichen Hause und Lady Scott noch am Leben. Abbotsford war unter des Dichters Augen gleichsam neu erstanden; die Anlagen umher dankten ihm ihre Entstehung, und die Bäume, die er gepflanzt hatte, waren groß geworden. Mit dem dreißigsten Jahre hatte er seine Laufbahn begonnen und im fünfzigsten so viel irdische Glückseligkeit erreicht, als vielleicht je einem menschlichen Daseyn zu Theil geworden ist.

Abbotsford war allen Wanderern, welche Schottland besuchten, eine Art Mekka geworden. Wir erinnern uns, sagt hievon ein englisches Blatt, dieses Gebäudes, als noch das alte Pachthaus stand, und nachher als die Gartenmauer gebaut wurde, und an der einstweilen von der Familie Walter Scott's in Besitz genommenen Wohnung eine Kolonade von Fichtenbalken die hinausgebrochenen Mauern stützte. Abbotsford ist, wie es jetzt steht, ganz nach dem Geschmacke des Dichters gebaut. Atkinson entwarf die Zeichnungen zu den einzelnen Theilen, die köstlich sind, wiewohl sich von dem Ganzen nicht leicht eine Beschreibung geben läßt. Es ist von einem schönen grauen Granit erbaut. Vom Tweed aus gleicht es mehr

dem Ueberrest einer alten Straße oder einer Reihe von Häusern, wie man sie in den alten Städten des Festlandes sieht, denn einem einzigen Wohngebäude. Sechs Giebel bilden die Fronte nach dem Flusse zu; jeder mit seinem eigenen Dache, gothischen Verzierungen, Fenstern und Zacken, auf beiden Enden mit unregelmäßigen Thürmen geschlossen und jede Ecke mit jenen Pfefferbüchsenthürmchen gedeckt, wie sie der Dichter des Waverley an dem Schlosse Bradwardine schildert. Jedes Fenster von dieser Seite beherrscht den Fluß und das gegenüberliegende Ufer. Die Ostseite des Gebäudes hat in der Mitte einen viereckigen Thurm, der dem einer Dorfkirche gleicht und von kleinern Thürmchen zu beiden Seiten umgeben ist; Alles in einem ganz von der eben beschriebenen Flußseite verschiedenen Baustyle. Die übrigen Flügel sind in dem gleichen Geschmacke alterthümlicher Unregelmäßigkeit ausgeführt. Die Anlagen sind außerordentlich geschmackvoll, und es gewährte dem Dichter das größte Vergnügen, sich auf den zu Abbotsford gehörigen Fluren umher zu treiben. Täglich war er beschäftigt, Bäume pflanzen und verpflanzen, schneiden und stutzen zu lassen. Das Innere dieses Gebäudes ist aus eben so wenig harmonischen Elementen zusammengesetzt, als seine Außenseite; allein diese bunte Mischung bildete eine ganz eigenthümliche Harmonie, eine Art kaleidoskopischer Mannichfaltigkeit, die unendlich schöner war, als die Einrichtung eines gewöhnlichen Haushaltes. Die Waffensammlung, die Bibliothek und das Arbeitszimmer des Dichters waren natürlich die eigentlichen Heiligthümer, zu denen Scott's Verehrer wallfahrteten, und wurden hundertfältig gemalt, in Kupfer gestochen, skizzirt und lithographirt. Die Bibliothek ist ein prächtiger Saal, dessen Hauptzierde die Bücher sind. Man schätzt die Zahl derselben auf 20.000 Bände. Viele derselben sind Geschenke ihrer Verfasser und verschiedener Freunde, die den Geschmack des Dichters kannten und theilten. Georg IV bereicherte die Büchersammlung durch eine prachtvolle Ausgabe von Montfaucon's Werken in zehn Foliobänden, die in rothes Korduanleder gebunden und mit reichen Zierrathen bedeckt sind. Byron's Geschenk ist für ihn ganz bezeichnend; es besteht in einer Sammlung von Todtenknochen in einer Porphyrvase. Die einzige Büste, die hier zu sehen ist, stellt Shakspeare vor und die wenigen Gemälde sind von Allan, Wilkes, Reaburn und andern Freunden. Allan ließ durch sein zur letzten Ausstellung der königlichen Akademie geliefertes Bild die Welt einen Blick in des Dichters Arbeitszimmer thun. Dieses ganz eigenthümliche Gemach besteht aus einem nicht gar großen Viereck und ist auf drei Seiten von einer Gallerie umgeben. Der unter derselben befindliche Raum ist mit Sammlungen jeder Art und Größe, aus West und Ost, aus Ebenholz und Elfenbein und mit der Ausbeute vieljähriger alterthümlicher Nachforschungen angefüllt. Ueber jeder dieser in besondere Fächer geschiedenen Sammlungen steht eine Büste, unter denen man die Napoleon's und Pitt's neben einander sieht. Ueber dem Kamin und hier und dort an den Wänden erblickt man Trophäen von Waffen und Kunstwerken; unter ersteren sind jene, die einst Rob Roy, Montrose, Prinz Karl Eduard u. a. m. zugehörten, vorzüglich merkwürdig. In diesem Gemache wurden alle jene Novellen und Romane geschrieben, die jetzt in der englischen Literatur eine Aera bilden. Fast alle wurden von seiner eigenen Hand geschrieben. Nur selten bediente sich der Dichter eines Schreibers. Gewöhnlich begab er sich von seinem Schlafgemache in dieses Zimmer, wo er arbeitete, bis er zum Frühstück abgerufen wurde, das stets in Gesellschaft der Familie und seiner Gäste eingenommen wurde. Nach demselben kehrte er abermals in sein Arbeitszimmer zurück, wo er bis zum Mittagtische beschäftigt war. Der Nachmittag war der Geselligkeit gewidmet. Wenn man sich erinnert, daß Walter Scott ein regelmäßiger und sehr ergötzlicher Korrespondent war, daß seine Gesellschaft von allem ringsum wohnenden Adel besucht wurde, und daß sein Haus ein wahrer Tempel der Gastfreundschaft war; wenn man ferner dazu seine Geschäfte in Anschlag bringt, so begreift man kaum, wo er die Zeit hergenommen, um seine zahlreichen Werke auch nur in materieller Hinsicht zu schreiben.

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich ist das Opium einer der Hauptartikel des morgenländischen Verkehrs; und eine bedeutende Ausfuhr desselben findet aus Bengalen nach dem Innern des Landes, auf der Küste von Koromandel und nach Batavia statt. Indeß findet man das Opium nicht in Bengalen selbst, sondern in der benachbarten Provinz Bahar. Man versendet ungeheure Ladungen davon nach den Sundainseln, den Molukken und den übrigen morgenländischen Archipels, deren Einwohner leidenschaftlich den Genuß desselben lieben und es entweder mit ihrem Tabak vermischt rauchen, oder auch rein essen. Die Felder, die zum Anbau des Opiums dienen, werden mit der größten Sorgfalt bestellt; die Aussaat des Mohnes geht im Monate Oktober vor sich. Drei Wochen darnach untersucht man, ob der Same gekeimt und Wurzel geschlagen hat, und beginnt sodann unverzüglich mit der Bewässerung der Felder, die mittelst Rinnen geschieht, von denen die Beete durchschnitten sind. Wenn die Mohnköpfe zeitig zu werden beginnen, untersucht man täglich die am mindesten wohlgerathenen derselben, um zu sehen, ob sie bereits Saft zu geben anfangen. Man bedient sich hiezu eines kleinen, sehr scharfen Messers, womit des Morgens ein Einschnitt in den Mohnkopf gemacht wird; bemerkt man Abends, daß ein Tropfen gummiartiger Saft herausgequollen ist, woraus das Opium besteht, so ist Dieß ein Zeichen, daß alle Mohnköpfe reif sind. Nun begibt sich eine Menge Leute von jedem Alter und Geschlecht auf die Felder, um die Mohnköpfe anzuzapfen. Dieß geschiehe auf folgende Weise: man nimmt den Mohnkopf in die hohle Hand, wobei man den Stiel zwischen zwei Fingern hält, und macht dann mit der äußersten Vorsicht einen Einschnitt, indem man sorgfältig Acht gibt, das innere Häutchen nicht zu durchschneiden, denn in diesem Falle würde der Mohnkopf sogleich absterben. Am folgenden Morgen begibt man sich wieder auf das Feld und schabt leise mit einer kleinen Muschel den hervorgequollenen Saft vom Mohnkopfe ab, und sammelt ihn dann in kleinen Gefäßen, die man zu diesem Zwecke bei sich führt. Dann wird abermals ein Einschnitt gemacht, und Abends begibt man sich wieder auf das Feld, um wie am Morgen, den hervorgeträufelten Saft zu sammeln. Diese Ernte geschieht in den Monaten Januar und Februar. Sobald der Saft der Mohnköpfe hinlänglich gegohren und die erforderliche Dichtigkeit erlangt hat, bildet man daraus Kuchen. Die von den Mohnköpfen abgefallenen Blätter sind schon früher gesammelt und mittelst ein wenig Wasser aneinander geklebt worden, bis daraus ein tellergroßer Kuchen wurde. Auf diesen legt man den Mohnsaft mit den Händen drei bis vier Finger dick auf und bedeckt ihn dann mit einer gleichen Blätterschichte. Ist Dieß Alles geschehen, so untersucht man die Kuchen sorgfältig, um sie nach ihrer verschiedenen Güte zu sondern. Dann werden sie in viereckige, mit Kupfer ausgelegte Kisten verpackt, auf denen man das Bruttogewicht des Opiums bemerkt. Diese Kisten werden gewöhnlich nach Hougly oder Chinsura versendet und hier von Neuem gewogen; findet man das angegebene Gewicht um zwei oder drei Pfund leichter, so wird es als richtig angenommen, da das Opium vertrocknet und an Schwere verliert; ergibt sich aber ein größeres Gewicht, so ist Dieß ein Zeichen, daß das Opium während des Transportes Feuchtigkeit angezogen hat; man bricht in diesem Falle die Kisten auf, läßt das Opium wieder trocknen und sondert es dann noch ein Mal, bevor es an den Ort seiner Bestimmung abgesendet wird. Man rechnet, daß ein Stück Feld von zehn Quadratruthen fünf bis sechs Pfund Opium erzeugt. Die Opiumernte in Bahar wird jährlich auf 16.000 Maons oder mehr als eine Million Pfund Opium angeschlagen, wovon ein großer Theil zu Lande nach Hindustan und von da nach ganz Asien verführt wird.

•

Bis jetzt wußte man nur, daß in der großen Familie der Insekten die Klasse der Koleopteren und einige Orthopteren der Tropenländer mit der Eigenschaft der Phosphoreszenz begabt seyen; eine neuere Beobachtung läßt jedoch glauben, daß diese Eigenthümlichkeit auch einige Klassen der Schmetterlinge oder Lepidopteren besitzen. Ein russischer Naturforscher, Herr Glimmerthal, hat nämlich im letztverflossenen Monat August wahrgenommen, daß die Raupe eines Schmetterlings, die zu den Phaläenen gehört (noctua occulta) im Dunkeln einen Glanz ausströmte, vorzüglich am äußersten Ende der Magengegend, während die Striche auf dem Rücken und die braunen Flecken am Kopfe dadurch noch dunkler erschienen. Uebrigens war das ausgeströmte Licht stark genug, um in die Nähe gehaltene Buchstaben lesen zu können, wie Dieß auch bei andern leuchtenden Insekten der Fall ist. Es läßt sich vermuthen, daß der Instinkt, der die Nachtschmetterlinge so unwiderstehlich treibt, sich in die Flamme eines Lichtes zu stürzen, seinen Grund darin hat, daß ihre Weibchen in der Begattungszeit mit einem solchen Phosphorschimmer begabt sind, wie es bei den sogenannten Johanniswürmern der Fall ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 329. 24 November 1832.

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

In der vorliegenden Abhandlung, die dem „Westminster Review" entlehnt ist, finden sich nicht nur äußerst merkwürdige Dokumente über den Zustand der ackerbautreibenden Klasse Englands, sondern auch wichtige Andeutungen, bezüglich auf Staatswirthschaft und Geschichte. Es erklärt sich aus demselben, durch welche sonderbare Kombination von schlechten Gesetzen, von unerschwinglichen Steuern und übelberechneten Almosen Englands Landbevölkerung in eine feindselige Stellung gegen die Regierung sowohl als gegen die Gesellschaft überhaupt gesetzt worden ist. Die Bemerkungen des Verfassers über Vertheilung der Arbeit und über die gebieterische Nothwendigkeit, einer stets wachsenden Bevölkerung auch stets neue Erwerbsquellen zu öffnen, sind nicht nur auf Großbritannien, sondern auf ganz Europa anwendbar, wo die arbeitende Klasse täglich zahlreicher wird, und wo die daraus folgende Verminderung des Taglohns nothwendiger Weise den Wohlstand dieser Klasse gefährden und in ihr den Keim einer Erbitterung anfachen muß, die sich schon seit geraumer Zeit in den mancherlei Bewegungen dieses Welttheils kund gegeben hat. Die in dem folgenden Artikel bezeichneten Heilmittel gegen dieses gesellschaftliche Uebel sind einer besondern Aufmerksamkeit würdig.

Durch welche verhängnißvolle Fügung der Dinge wird die ackerbautreibende Bevölkerung Englands statt an den Fortschritten der Civilisation Theil zu nehmen, stets mehr gegen die Barbarei zurückgedrängt? England rühmt sich seiner hohen Einsichten, ist stolz auf seine Institutionen und seine Industrie, und dennoch sehen wir den Bauer, den Pächter, den Landwirth, in einen Zustand versinken, in welchem man sie hülflos verläßt, weil man es nicht wagt eine Lage näher zu beleuchten, die ihre Sitten und ihre Sittlichkeit mehr und mehr herabwürdigt. An uns ist es, die wir Ansprüche machen das System der Gesellschaft zu befestigen und zu erneuern, unsere Blicke auf jenen krankhaften Zustand hinzuwenden, der an dem Herzen und an der Grundveste des gesellschaftlichen Vereins nagt; denn es gibt kein Symptom, das einer genauen Prüfung würdiger, wie keines in seinen Folgen furchtbarer wäre als dieses.

Vor Allem wirft sich die Frage auf: welches ist der wirkliche Zustand der Bauern von Großbritannien in ihren Verhältnissen zu den obersten Klassen? Prüfen wir denselben genau, so finden wir Laster, Schmach und Elend in einem Grade, welcher der übrigen Gesellschaft Gefahr droht. Wenn es schon an und für sich nachtheilig ist, daß eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Menschen ihren Lebensunterhalt in der Kultur des Bodens finden muß, so wird dieser Nachtheil dadurch noch fühlbarer, daß die Gesetze dem armen Taglöhner jede Entfernung aus der Heimath verbieten, und ihn verhindern anderwärts Arbeit zu suchen. Daher an vielen Orten die große Konkurrenz von Arbeitern, wodurch der Taglohn herabgedrückt wird. Der Bauernbursche verdient im ledigen Stande kaum genug, um sein Leben zu fristen; heirathet er, so läßt er sich auf die Armenliste setzen, und fällt mit seiner ganzen Familie der Gemeinde zur Last. Der Taglöhner, welcher geneigt wäre, einen unzureichenden Lohn auszuschlagen, würde auf der Stelle viele andere Kompetenten haben, welche die ihm zugemuthete Arbeit um den angebotenen Preis gern übernehmen. In dem hochgepriesenen Lande der Freiheit ist also der Taglöhner ein Sklave, der an die Scholle seiner Heimath gekettet und gezwungen ist, sich im Schweiße seines Angesichts bei einer harten Arbeit, mit unzureichendem Lohne, oder mit traurigem Almosen zu behelfen. Welche Entwürdigung! welches Elend!

Weder Ehrlichkeit noch Betriebsamkeit können ihn je zu der Hoffnung eines anständigen Auskommens führen; ja er kann mit aller Anstrengung der Schande nicht entgehen, welche die Armentaxe auf ihn wirft, und diese Schande erdrückt seine Moralität. Für ihn ist die Welt eine Hölle, das Gesetz eine Ungerechtigkeit, und der Handhaber desselben ein Tyrann. Er verflucht die Gesellschaft, und kein besseres Gefühl bindet ihn mehr an seine Mitbürger; er sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt zu stehlen, zu morden, sich selbst zu rächen. Im Spätjahre 1830 erzwangen sich die Taglöhner durch einen Aufruhr in mehreren Grafschaften einen höheren Lohn; anderwärts zerbrachen sie die Maschinen, weil man diese dem Interesse der arbeitenden Klasse für nachtheilig hielt. Woher die Feuersbrünste, welche ganze Pachthöfe und so viele Wohnungen auf dem Lande verheerten, wenn sie nicht aus dem Gefühle des Ingrimmes gegen Reiche, aus Rache gegen den glücklichen Besitzer eines Eigenthums entstanden? Auf den Feldern werden ganze Heerden erwürgt, und die Ursache aller dieser Gräuelthaten liegt ganz allein in den zu harten Entbehrungen des Armen, in der bittern Noth, welche alle diese Verbrechen erzeugt. Noch vor dreißig Jahren verbot das Schamgefühl einem Ackersmanne, sich auf die Armenliste der Gemeinde einschreiben zu lassen; er fühlte sich noch im Besitze seiner Würde, seiner Zukunft, seines Stolzes und seiner guten Sitten; aber die neue englische Gesetzgebung hat

Alles geändert. Sie hat eine Bevölkerung herangezogen, die gegen die andern Theile der Gesellschaft feindlich denkt, kaum bekleidet, schlecht genährt, leichtsinnig, unbesonnen und unmoralisch geworden ist. Ehemals fand sie das Band, das sie an die gebildetere Klasse knüpfte, in ihren Gewohnheiten selbst, in der bestehenden Hierarchie, in der Religion; heutzutage aber ist dieses Band zerrissen. In der Nähe der großen Städte ist jener Zustand der Dinge noch beklagenswerther; denn je zahlreicher die Kompetenten zu einem und demselben Geschäfte sich drängen, desto geringer wird der Verdienst und desto größer das Elend, welches die Laster gezeugt, wovon nur zu viele Beispiele vor Augen liegen, und welche die gesellschaftliche Organisation mit dem Untergange bedrohen.

Um die Ursachen dieser Demoralisation zu ergründen, müssen wir die Veränderungen verfolgen, die seit vierzig Jahren in Englands Agrikultur, Handel und Gewerben, so wie in dem Systeme seiner Staatsökonomie vorgegangen sind.

Vor vierzig Jahren war jeder Pachthof mit einer Terrain-Ausdehnung zwischen 30 bis 500 Morgen Landes umgeben, und dieses Maximum wurde in der Regel nie überstiegen. Hie und da bestanden noch Triften, freie Gemeindegüter, und die Bevölkerung bot verhältnißmäßig weniger Menschen dar, als die Bebauung des Bodens erforderte. Die Manufakturen hatten den Grad von Vollkommenheit noch nicht erreicht, den sie später dem Zuflusse jener großen Kapitalien verdankten, die für technische und wissenschaftliche Arbeiten während der letzten Kriege aufgewendet wurden. Frauen und Kinder trugen durch Spinnen und Weben zu dem Unterhalte ihrer Familie bei; die meisten Knechte und Taglöhner hatten ihre Schlafstelle unter dem Dache des Pächters selbst, so daß eine gewisse gleichheitliche Gemeinschaft zwischen dem Herrn und seinen Dienern bestand, indem sie Arbeit, Erholung und Mahlzeiten mit einander theilten; das Interesse des Herrn war auch das seines Knechts, bei dieser gemeinsamen Verbindung erblickte man zugleich Superiorität und Vertraulichkeit, Abhängigkeit und Anhänglichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

1. Geographische Lage.

(Fortsetzung.)

Berge und Thäler.

Die Kette der Gebirge, welche in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung sich an vielen Orten bis zu einer Höhe von mehr denn 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben, beschattet das Land und schützt es vor den Unbilden der aus der großen Wüste kommenden Winde, deren glühender Hauch alle Vegetation zerstört. Die Gipfel dieser Gebirge sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, welcher, auf den Abhängen und am Fuße aufgehäuft, während des Sommers schmilzt und eine Menge von Bergströmen entstehen und anschwellen macht, die, durch die Thäler und Ebenen sich schlängelnd, Fruchtbarkeit und Frische in jener Jahreszeit erhalten, wo der gänzliche Mangel an Regen den Boden zu völliger Dürre verurtheilen würde.

Der Theil der atlantischen Kette, welcher die Reiche Fez und Marokko vom übrigen Mogh'rib-ul-Aksa trennt, beginnt an der algierischen Gränze mit den Gebirgen von Beni Ammer, südlich von der Wüste von Angad, und erstreckt sich bis zu den Vorgebirgen von Ger und Nun, wo er sich in den Ozean senkt, um seine Spitzen noch einmal in den canarischen Inseln auftauchen zu lassen. Die höchsten Punkte dieser Kette finden sich in den Provinzen von Ajana, Tedla, Erhammena und Sus, in der Nachbarschaft von Tarudant, wo der Zweig, welcher mit dem Berge Bibanan nahe am Cap Ger endet, sich von dem von A'drár scheidet, welchen man als den wahren Urstamm der ganzen Kette betrachten muß, da es mehr als wahrscheinlich ist, daß von diesem Namen A'drár, welcher in der amazirghischen oder afrikanischen Ursprache Berg bedeutet, durch griechische Buchstabenwandlung der des Atlas so wie des Atlantischen gekommen ist, woraus die Araber des Mittelalters die Benennung Lamta machten. Die Amazirghen, im Mogh'rib-ul-Aksa in zwei große Stämme, Berbern und Schellöchen getheilt, gaben ehemals diesem Gebirge den Namen Dir und Dirim, welcher in dem Rusadir oder Ryssadir der alten römischen Erdbeschreiber geblieben ist, als Benennung des Caps der drei Gabeln (Capo de tres forcas), und der mit Rosch-el-dir oder Rus-ed-dir, semitischen Ausdrücken, welche Vorgebirge des Dir bezeichnen, übereinstimmt; welcher Name sich noch gegenwärtig in jenem von Diren, Deren oder Adren wiederfindet, den der Berg Nefuso zwischen Tafilelt und Marokko führt. Aber die heutigen Amazirghen nennen den Atlas Aidu Agh'al, nämlich großer Berg, und die heutigen Mauren Dshebel-ut-Tseldsch, oder Schneeberg, oder gewöhnlicher Dshebel-Tedlá oder Adtlá, weil gerade in der Provinz dieses Namens sich die bedeutendsten Höhen befinden. Man nimmt gleichfalls an, daß der Name Atlas von den Benennungen Tedla oder Adtlá herstamme, und ein Neuerer hat ihn (in einem der letzteren Bulletins der geographischen Gesellschaft zu Paris) von den so eben angeführten arabischen Worten Dshebel-ut-Tseldsch, d. i. Schneeberg, herleiten wollen. — Die Gipfel des Berges Hentet, nordöstlich von der Stadt Marokko, scheinen die höchsten Spitzen der ganzen Kette zu seyn, und Jackson hat ihre Höhe über dem Meeresspiegel auf 28,000 Fuß berechnet. Die Höhen von Zalagh, Zanias, Umm-ud-Dschaniba, Zaimbi, Sabets Beni-Obeid, Ugreis, zwischen Fas und Tafilelt, die von Adren, Secsiva, Gedmiva, Anuimmei, El-Glaui und Emsfiva in denen von Marokko, und die von Ila'lem, Jolla und Bibanan im Sus, haben gleichfalls eine bedeutende Höhe. Die von Miltsin, 6⅓ Meilen S. S. O. von der Stadt Marokko, im Bezirke Emsfiva, fand Washington bei seiner Messung 11,400 Fuß über dem Meeresspiegel: eine Höhe, welche die von Humboldt für die bleibende Schneegränze bezeichnete nicht erreicht, während man indeß dieses Gebirge im Verlauf von 20 Jahren nur ein einziges Mal ohne Schnee gesehen hat. — Namentlich von der Berggruppe zwischen den Provinzen Ajana und Tarudant fließen die Hauptströme des Mogh'rib-ul-Aksa, sowohl jene welche sich in das mittelländische und atlan-

tische Meer ergießen, als welche in dem beweglichen Sande der Sahhara versiegen.

Südöstlich von der Stadt Fas, zwischen dem Flusse Mulvia und den Quellen der Flüsse Werga und Leven, welche sich später in den Sebu ergießen, theilt sich von der Hauptkette ein zweiter Nebenzweig, den man den kleinen Atlas und in der Landessprache Er-Rif nennt, welcher, in der Nähe von Teza sich wieder in zwei Hälften scheidet, sich einerseits gegen das Cap der drei Gabeln und andrerseits gegen Cap Spartel erstreckt. Andere kleinere Zweige bilden im mittelländischen Meere die Vorgebirge von Quilates, Negro und Ceuta, und an den Küsten des Ozeans des Ras-nd-Dura, das weiße Vorgebirge, das Ras-ul-hudik oder Cap Cantin, das Ras-Ferni oder Cap Ger, und die Vorgebirge Tafelane, Agulon und Nun.

Die zwischen den hohen Gebirgen und dem Ozean, namentlich südlich vom Flusse Sebu gelegenen Provinzen enthalten eine große Anzahl geräumiger und sehr fruchtbarer Thäler, besonders die von Schavoia, Temsna, Zerara und Ducalla. Auch in jener von Schans, östlich von Fez, findet man Thäler von großer Ausdehnung, unter denen sich wegen ihrer Fruchtbarkeit auszeichnen die von Saheb-ul-Manga, Azangan, Beni-Merasem, und M'zeha, wo unzählige Heerden Hornvieh, Ziegen und Schafe weiden, die den Amazirghen gehören, welche alle diese hochgelegenen Ebenen bewohnen. Berühmt sind in der Provinz Tedla die von Zogari Ahhmer, vom Flusse Vogiel bewässert, zwischen Sofni und Gnigo, und die von Adahhsun, die sich bis gegen die Provinz Temsna erstreckt, und von verschiedenen Beduinenstämmen, namentlich denen von Zohair und El Hhussein sehr gut angebaut ist. Die schönste dieser Ebenen ist ohne Zweifel die von M'sciara'-er-Rumla, d. i. die Tränke des Sandes, welche sich vom Fuße des kleinen Atlas längs den Ufern des Flusses El-Coß oder Luccos, bis zu denen des Sebu erstreckt, und durch einige Seen oder Sümpfe, welche man vereint El-Morscha, d. i. der Morast nennt, von der Meeresküste und dem Vorgebirge Ras-nd-Dura getrennt wird. Der Umfang dieser Ebene beträgt wenigstens 40 Meilen. In den beren Theilen der Provinz Abda liegen zwischen den Hügeln, welche allmählich zu den Bergen von Eeeragana hinaufsteigen, zwei große Ebenen, genannt Smira und Peira, die aber wegen Mangel an Quellen und Ackererde wenig bebaut sind.

(Schluß folgt.)

Die Winnebagos-Indianer.

Die Winnebagos, auch Puans (Stincker) genannt, bewohnen ein nordwestlich von den Vereinigten Staaten, zwischen dem 42° und 45° nördlicher Breite gelegenes, und von dem Plein-, Fuchs- und Wisconsin Flusse, und dem See Winnebago bewässertes Gebiet. Sie sind in sieben Stämme oder Banden getheilt, von denen die der Schildkröte, der Schlange, des Wolfs und des Donners die ansehnlichsten sind, und leben von Jagd und Fischfang. Ihre Anzahl beläuft sich auf kaum zweitausend Seelen. Die Winnebagos sind einer aristokratischen Regierungsverfassung unterworfen, und alle ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind in diesem Geist gestaltet. Sie wohnen in Dörfern, von denen jedes durch zwei Häuptlinge verwaltet wird, und jeder Stamm hat seinen besondern Regierungssitz. Im Ganzen gibt es vierzehn solcher Häuptlinge, die vereint den großen Rath der Nation bilden. Häuptling wird man entweder durch das Recht der Geburt oder durch Wahl; stirbt einer, und hinterläßt einen Sohn von männlichem Alter, der die für einen Häuptling unerläßlichen Eigenschaften besitzt, nämlich Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit, so erhält dieser die Stelle seines Vaters. Hat er keinen Sohn hinterlassen, der sich für diese Würde eignete und sie deßhalb einem andern vermacht, so wird dieser an die Stelle des Verstorbenen berufen. Stirbt er ohne männliche Erben, so wählt man vorzugsweise den Sohn seines Bruders, so wie man überhaupt jedesmal zur Wahl schreitet, wenn Erbfolge aus Mangel an geeigneten Nachkommen nicht statt finden kann, oder wenn der Erbe des Ranges seines Vaters unwürdig erachtet wird. Die Winnebagos beobachten die gewissenhafteste Achtung gegen den letzten Willen ihrer Häuptlinge, doch bleibt er jedesmal dem Ermessen des hohen Rathes unterworfen, dessen Entscheidung in dieser Hinsicht unwiderruflich ist. Ein Häuptling kann auch wegen unklugen Benehmens oder schlechter Verwaltung abgesetzt werden; Dieß wiederfuhr im Jahre 1829 dem Häuptling Quasquawma, weil er mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abgeschlossen hatte, kraft dessen er ihnen die dem Stamm Musquawkies, dessen Häuptling er war, gehörigen Minen um einen zu niedern Preis überließ. Sein Schwiegersohn Tiama wurde an seine Stelle gewählt. Jeder Stamm unterhält eine gewisse Anzahl schlagfertiger Krieger. Das Waffenhandwerk ist das einzige, bei dem Ruhm zu erlangen, und man läßt zu demselben nur starkgebaute, hochgewachsene und Männer von gesunder Beurtheilungskraft zu. Ueberdieß muß der Krieger noch gewandt, vorsichtig, abgehärtet gegen Hunger und Beschwerden aller Art, und stets bereit seyn, jeder Gefahr zu trotzen, wenn die Noth es erfordert. Todesfurcht kennen sie nicht, und Feigheit ist ihnen das verächtlichste aller Laster. Der Jüngling, der auf die ehrenvolle Auszeichnung des Kriegsstandes Anspruch macht, muß alle die erwähnten Eigenschaften eines Soldaten im höchsten Grade besitzen, ehe er in die Reihen des Heers aufgenommen wird. Die Krieger tragen so viele Adlerfedern auf dem Kopf als sie Feinde getödtet haben, und die Größe dieser Auszeichnung ist der Größe und Tapferkeit der Feinde die sie erlegten, angemessen. Derjenige z. B. der eine ganze Familie, Vater, Mutter und fünf Kinder umgebracht hat, ziert sein Haupt mit zwei großen und fünf kleinen Federn. Die Feder, welche den Vater bezeichnet, ist die größte, die für die Mutter aufgesteckte ist etwas kleiner und die Größe der übrigen fünf richtet sich nach dem Alter der Kinder. Es gibt keinen Winnebagokrieger, der nicht wenigstens Ein Siegeszeichen dieser Art trüge. Jeder der einen Gefangenen gemacht hat, trägt den Abdruck einer Hand von natürlicher Größe auf der Wange oder auf irgend einem andern Theile des Körpers und es gibt Krieger, an denen man mehrere solche Auszeichnungen sieht.

Ein Häuptling befehligt das Heer jedes Stammes und ernennt zu den untern Stellen. Wenn die Häuptlinge sich im Rathe versammeln, so berufen sie die Krieger nur dann in denselben, wenn sie sie um Rath zu befragen, oder ihnen Befehle zu ertheilen haben, die von diesen buchstäblich vollzogen werden müssen. Dieser Rath wird sonst bei verschlossenen Thüren gehalten. Die auf Matten in dem Wigwam oder der Hütte im Kreise sitzenden Mitglieder, erheben sich nicht wenn sie die Versammlung anreden; jeder spricht wenn die Reihe ihn trifft, mit leiser Stimme und der Redner, der bei der herrschenden tiefen Stille allgemein verständlich ist, wird in seinem Vortrage niemals unterbrochen. Solche Versammlungen der Winnebagos zeichnen sich durch den Anstand und die Einigkeit aus, die bei ihren Berathungen herrschen; sie finden gewöhnlich bei Nacht statt, wenn das übrige Volk in tiefem Schlafe liegt. Nicht selten geschieht es, daß die ganze Nacht mit Berathungen über einen wichtigen Gegenstand hingeht, ohne daß es zur Entscheidung käme; in diesem Falle wird dann der Gegenstand in der nächsten Nacht und so fort wieder aufgenommen, bis die Majorität sich ausgesprochen hat. Das Volk hat in diesem Rath, von dem es gänzlich ausgeschlossen ist, fast gar keinen Einfluß, keine Stimme bei den Wahlen der Häuptlinge, und genieße überhaupt kein politisches Recht irgend einer Art. Die Regierung ist ganz in den Händen der obenerwähnten Dorfhäuptlinge und der angesehensten Krieger, die ihr Ansehen auf die unumschränkteste Weise geltend machen; Ungehorsam gegen ihre Befehle wird mit dem Tode bestraft. Die Winnebagos sagen, daß ihre Nation seit undenklichen Zei-

ten nach dieser Regierungsform beherrscht worden, und daß sie keineswegs, wie man behauptet hat, europäischen Ursprungs sey.

Die fliegenden Fische.

Von allen Kennzeichen, welche den Eintritt in die tropischen Meere verkünden, sagt Kapitän Hall, überrascht keines durch seinen ganz eigenthümlichen Charakter so sehr, als das Erscheinen der fliegenden Fische. Man findet dieselben zwar zuweilen auch mehr gegen Norden, allein Dieß sind nur kleine Schaaren, die nur sehr kurze Sprünge durch die Luft machen, so daß man ihnen ansieht, daß sie sich in ein ganz ungewohntes Element gewagt haben; auch wurden sie nach allem Anscheln durch jenen ungeheuren Wasserstrom, den man den Gulf-stream nennt, so weit von ihren heimischen Gewässern weggeführt; nur erst, wenn man sich vollkommen unter der heißen Zone befindet, sieht man die fliegenden Fische in ihrer ganzen Schönheit. Nach einer langen ermüdenden Windstille glitten wir sanft dahingetrieben, von einem gelinden Winde, der nur die hohen Segel schwellte. Auf dem Deck war noch nicht der geringste Luftzug zu spüren, und jeder harrte mit offenem Munde dem ersten frischen Windstoß entgegen, als sich plötzlich ein Schwarm von zehn bis zwölf fliegenden Fischen nahe am Vorderback aus dem Wasser erhob, und gegen den Wind dicht an unserm Bord hinstrich. Sie wurden auf ihrem Fluge von einer großen Goldbrasse bemerkt, die uns schon seit einiger Zeit Gesellschaft geleistet hatte und in diesem Augenblick in ihrem mannichfachen Farbenschiller spielend um das Steuerruder strich. Diese Beute sehen, und sich ihr in die Luft nachschnellen war für die Goldbrasse das Werk eines Augenblicks; mit der Schnelligkeit einer Kugel schoß sie aus dem Wasser empor, und ihr erster Sprung war wenigstens 30 Fuß hoch. Ungeachtet die Geschwindigkeit der Goldbrasse die der fliegenden Fische bei Weitem übertraf, so fiel sie, da diese einen bedeutenden Vorsprung hatten, dennoch ziemlich weit hinter ihnen ins Wasser zurück. Wir sahen sie hierauf einige Augenblicke funkelnd unter der Wasserfläche hingleiten und dann einen noch heftigeren Satz machen, als den ersten; so fuhr sie fort, ihrer Beute immer auf dieselbe Weise weiter nachzusetzen, wobei die Oberfläche des Wassers, so oft der Fisch in dasselbe zurückfiel, Ringe bildete, die mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit sich ausbreiteten; denn obschon der Wind bereits in der Höhe wehte, so berührte er doch das Meer noch nicht, das glatt wie ein Spiegel vor uns lag. Unsre armen kleinen Fische, von dem Feind verfolgt, der mit Riesenschritten hinter ihnen her war, setzten indeß ihre Flucht in gleichmäßiger Schnelligkeit fort, wobei sie stets dieselbe Höhe hielten. Endlich fielen sie ins Wasser zurück, aber nur um ihre Flügel zu befeuchten, und da wir warmen Antheil an ihrem Schicksal nahmen, so sahen wir sie mit Vergnügen einen neuen, weit kräftigern und ausdauerndern Flug nehmen, als der erste war. Merkwürdig war, daß sie jetzt eine von der früheren ganz verschiedene Richtung einschlugen; augenscheinlich ahneten sie die Nähe ihres Verfolgers, und wollten ihm durch diese Wendung aus dem Weg kommen. Allein dieser begriff die List im Augenblick und beim nächsten Sprung nahm er seine Richtung um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden, die nun ihre ausweichenden Bewegungen öfter, aber jedesmal unnütz wiederholten. Bald ließ sich wahrnehmen, daß sie Kraft und Muth verloren; ihr Flug wurde immer kürzer und ungewisser, während die ungeheuren Sätze der Goldbrasse immer länger zu werden schienen, je mehr sie sich ihrer Beute näherte. Endlich holte sie sie ein, und nun mäßigte sie ihre Bewegungen und richtete sie so ein, daß sie mit jedem Satz genau an die Stelle kam, wo die kleine erschöpfte Schaar niederfiel. Die Jagd war schon zu weit von uns entfernt als daß wir genau den weitern Vorgang sehen konnten; wir kletterten daher das Tauwerk hinan, und hier sahen wir nun unsre armen kleinen Fische nach und nach verschwinden; die einen wurden im Augenblick ergriffen, wo sie ins Wasser stürzten, und die andern, ehe sie noch dessen Oberfläche erreichten.

Der Polecat oder Skunk.

Gewisse Polypen besitzen, wie bekannt, die Eigenschaft mittelst Ausspritzung einer schwärzlichen Feuchtigkeit, mit der die Natur sie begabt hat, das Wasser trüben zu können, sobald sie die Annäherung eines Feindes fürchten. Auf der Insel Cuba findet sich der Mancaperro, der denen, die sich ihm nahen, einen giftigen Saft entgegenspritzt, der oft sehr gefährliche Geschwüre erzeugt. Diesen schließt sich ein bis jetzt noch wenig bekanntes Thier an, das mit einer ähnlichen Fähigkeit begabt ist; es kann nämlich mittelst einer sehr flüchtigen, in seinem Schweif enthaltenen Feuchtigkeit, die Luft in einem ziemlich beträchtlichen Umkreis nach Belieben verderben, doch macht es, wie es scheint, von dieser Fähigkeit nur dann Gebrauch, wenn es hitzig verfolgt wird. Dieses kleine, in gewissen Gegenden des nördlichen Amerika's sehr gemeine Thier, wird von den Engländern mit dem Namen Polecat (Polkatze, Iltis) und von den Amerikanern mit dem Namen Skunk (dracontium foetidum) bezeichnet. Es ist höchstens acht Zoll lang, hat ein grauliches Fell, und einen im Verhältniß mit seinem Körper sehr dicken Schweif; von Ansehen gleicht es einer kleinen Katze. Wird es verfolgt und ihm die Flucht abgeschnitten, so macht es von seiner hauptsächlichsten Vertheidigungswaffe Gebrauch, die darin besteht, daß es den in seinem Schweif enthaltenen stinkenden Saft ausspritzt, der die Luft mit dem unerträglichsten Geruch erfüllt, und um Dieß zu bewerkstelligen, sträubt es seinen Schweif auf und bewegt ihn mit außerordentlicher Schnelligkeit hin und her. Ich machte eines Tags mit einem Freund in Long-Island auf eines dieser kleinen Thiere Jagd; wir waren ihm dicht auf der Ferse, allein auf seiner Flucht stieß es auf einen alten Baumstamm, den es als letzten Zufluchtsort erkletterte. Wir näherten uns, aber wie groß war unser Erstaunen, als wir es jetzt seine Haltung ändern sahen; es verwandelte seine bisherige Flucht in einen Angriff. Mit der größten Heftigkeit schwang es seinen Schweif und besprengte uns mit der eckelhaften Feuchtigkeit, die er enthielt. Nun wurden wir gewahr, mit wem wir es zu thun hatten; unsre Geruchsnerven wurden so heftig angegriffen, daß wir uns genöthigt sahen, auf der Stelle umzukehren; allein unsre Kleider waren von dem abscheulichen Geruch so durchdrungen, daß wir, obschon wir die Vorsicht brauchten uns vor dem Eintritt in unsre Wohnung zu waschen, und sogar einen Theil unsrer Kleidung abzulegen, dennoch Alle ansteckten, die in unsre Nähe kamen. Mehrere Tage noch behielten wir diese riechende Erinnerung an den Skunk und seinen stinkenden Weihwedel. Ein Jagdhund, der uns begleitet, und den größten Theil jener verpesteten Besprengung erhalten hatte, konnte den ekelhaften Geruch nur dadurch los werden, daß er sich mehrere Tage lang bald im Staub bald auf dem Rasen wälzte. Man erzählte mir, und ich glaube es gern, daß dieser Geruch sich bis auf eine Entfernung von einer halben Stunde bemerkbar mache.

Vermischte Nachrichten.

Während der Regenzeit füllen sich in Indien die Wohnungen dergestalt von Insekten jeder Art, daß man genöthigt ist, alle Geschirre sorgfältig mit Deckeln verschlossen zu halten. Die Hitze ist so drückend dumpf, daß man alle Thüren und Fenster offen lassen muß, weßhalb auch die Tische unaufhörlich von zahllosen Schwärmen lästiger Insekten bedeckt sind. Auch die weißen Ameisen kommen in dieser Jahreszeit zum Vorschein und richten in den Häusern große Verwüstungen an. Man hat sie schon ein großes Gemach überschwemmen und in einer Nacht alle Tapeten verzehren sehen. Oft hängen sie sich in dicke Dachsparren und zerstören sie in wenigen Wochen gänzlich. Nichts ist vor diesen gefräßigen Thieren sicher: Zelte, Wägen, Betten, Teppiche, Kleider jeder Art, Alles wird von ihnen zerstört.

Ein neuer Zweig der Einfuhr in England bildet sich aus dem von Calcutta dahin entsendeten Ladungen von Mehl. Seit anderthalb Jahren erhielt ein Haus in Liverpool 10 bis 12,000 Säcke Mehl von dort her. Man hat neuerlich angefangen, auf dem Ganges Mahlmühlen zu errichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 330. 25 November 1832

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Als die französische Revolution bei ihrem Ausbruche eine totale Umwälzung des gesellschaftlichen Systems ankündigte, verbreiteten sich durch alle Klassen die ewigen Grundsätze von Gerechtigkeit und Freiheit; aber mit ihnen auch die übertriebensten Lehren und die abenteuerlichsten Theorien. Während die weiseren Männer sich oft erfolglos mit der Verbesserung des Schicksals ihrer Mitmenschen beschäftigten, bauten Unwissenheit und Wahnwitz auf den ewigen Grundlagen der Vernunft ihr hohles Gebäude der unhaltbarsten Systeme. Die ärmere Klasse erblickte in der Verkündigung dieses neuen Evangeliums nur das Versprechen und die Hoffnung einer Gleichheit des Besitzes; eine unmögliche Chimäre, die ihnen durch unbedachtsame Philosophen vorgespiegelt worden war.

Bald darauf kam es zum Kriege. Die Getreidpreise stiegen, und der Industriezweig der Agrikultur bekam eine ganz andere Gestalt. Mit einer erstaunenswürdigen Thätigkeit wurden Industrie und Kapitalien dem Ackerbaue zugewendet, so daß in dem Zeitraume von 1795 bis 1827 mehr als drei Millionen Morgen unfruchtbaren Landes zum Ertrage der möglich erreichbaren Produktion umgearbeitet wurden. Je mehr Napoleon England beengte, desto kräftiger zeigte sich die Energie, mit welcher der Ackerbau zu einer nützlichen und reichen Erwerbsquelle emporgehoben wurde, so daß im Jahre 1812 das Quarter Getreide 7 Pfd. St. kostete. Wie unermeßlich die Einnahme der Pächter seyn mußte, geht aus der gemachten Erfahrung hervor, daß bei einer vorzüglich guten Ernte, zur Zeit der hohen Getreidepreise, der Ertrag derselben an manchen Orten in einem einzigen Jahre dem Werthe des Bodens, der sie erzeugte, gleich kam. Der Pächter war von nun an nicht mehr einfacher Ackersmann, sondern ein Unternehmer, dessen Wichtigkeit und Reichthum sich auf eine ungeheuere Weise vermehrten. Sein Pachthof verwandelte sich in ein Schloß, und alle umliegenden Bauten wurden in gleichem Verhältnisse aufgeführt. Der Pächter selbst schämte sich seiner Benennung und ließ sich Landwirth nennen. Es wurden Vereine gebildet, Preise ausgesetzt, und der Feldbau erhob sich bald zur Würde einer Wissenschaft. Aus allen Gegenden des Königreichs strömte man zu den landwirthschaftlichen Sitzungen des Herrn Curven aus Cumberland, und des Herrn Coke aus Norfolk herbei. Ein riesenmäßiger Impuls wurde diesem Geschäfte gegeben; allein die Revolution hatte unter der ackerbautreibenden Bevölkerung neue Gewohnheiten, neue Sitten eingeführt, und die häusliche Hierarchie erlitt eine nachtheilige Erschütterung. Das Vermögen der Grundbesitzer hatte sich verdoppelt, ja verdreifacht, aber der Gewinn ihrer Pächter war verhältnißmäßig noch bedeutender. Der reichgewordene Gutsherr hielt es bald unter seiner Würde auf dem Lande zu leben, sein Schloß zu bewohnen, seine Ernten und die verpachteten Güter zu beaufsichtigen; er erweiterte den Kreis seiner Bekanntschaften, gab seinen Sitten den möglichsten Schliff und suchte durch Nachahmung der städtischen Verfeinerung mit den Hauptstädtern gleichen Schritt zu halten. Die Literatur wurde ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Stolzes; seine Kinder mußten höhere Schulen besuchen; seine Möbel kamen aus der Hauptstadt; aber die alten Gewohnheiten, die ländlichen Gebräuche kamen zugleich außer Acht, und der bisher bestandene Umgang mit den Pächtern, wodurch diese dem Gutsherrn näher gestellt waren, wurde aufgegeben. Anstatt die Jagd, wie früher zum Vergnügen zu betreiben, ließen die Gutsherrn aus Prunksucht große Rudel Wildpret und Heere von Hasen hegen, um durch seltenere, aber wahrhaft königliche Treibjagden die Augen ihrer Nachbarn auf sich zu ziehen und ihren Neid zu erregen.

Der Pächter hatte sich seinerseits zum Range des Gutsherrn aufgeschwungen; wenigstens kam seine Stellung demselben sehr nahe. Sein Geschäft und sein Gewinn hatten sich wunderbar vergrößert, denn Wer ehemals 200, 300 oder 400 Morgen Landes bebaute, hatte nun 1000 bis 2000 zu bewirthschaften. Sein Haus war ehemals klein, und seine Wünsche mäßig; jetzt aber rivalisirte seine Wohnung mit dem gutsherrlichen Schlosse; Geschmack und Gewohnheit zogen ihn ebenfalls in die Stadt, und der Abstand von ihm zu dem Herrn, dessen Güter er zu verwalten hatte, war nur noch sehr gering.

Die unglücklichen Resultate dieser Revolution sind aber alle auf die ärmeren Klassen zurückgefallen. Der Knecht durfte nicht mehr unter dem Dache seines Herrn wohnen; er suchte sich also ein anderes Unterkommen, heirathete, und vermehrte plötzlich die Population. Ehemals gelang es ihm durch erprobte Geschicklichkeit, Ordnung und Rechtschaffenheit, das Vertrauen seines

Herrn zu erlangen, und dadurch ein gewisses Ansehen und einige Einkünfte zu gewinnen, die er sparsam zurücklegte. Oft heirathete er dann die Obermagd des Pachthofes, oder die Oberaufseherin der Milchkammer; heutzutage sind all diese Gewohnheiten erloschen. Jeder Knecht heirathet auswärts, weil er bei dem Pächter, dessen stolze Anmaßung mit seinem Reichthume begonnen hat, kein Obdach findet; die Gemeindegüter, welche den Bedürftigsten wenigstens Nahrung für ihr Schwein, für einige Hühner und Enten sicherten, bestehen nicht mehr; und der Landmann ist genöthigt mit geringeren Hülfsquellen seine Familie zu ernähren, und findet keine Entschädigung in seinem Lohne, denn dieser ist — ungeachtet der Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse — sich immer gleich geblieben.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, kam man auf den Gedanken, alle Taglöhner in die Klasse der Armen zu setzen, und jedes Kirchspiel machte sich anheischig, ihnen den nöthigen Zuschuß zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes zu verabreichen. Auf diese Weise bildete sich eine ungeheure Masse armer Familien, die dem Boden Englands zur Last fielen, und die Gemeinden zu der Maßregel nöthigten, sich wechselseitig ihre Arme zuzuschicken. Die Geistlichkeit reklamirte ihren Zehent, und machte das Uebel noch fühlbarer. Man denke sich also, welches Chaos von Ungerechtigkeit, von Unzufriedenheit, von Tyrannei und Verschlechterung aus dieser verderblichen Kombination entstehen mußte: Die Grundeigenthümer waren gezwungen eine beträchtliche Armentare zu bezahlen; die Einnehmer dieser Taxen wurden des Unterschleifs bezüchtigt; der Bauer war herabgewürdigt; die Geistlichkeit in ihrem Ansehen geschwächt und gehaßt. Alle diese Stände geriethen somit in eine gegenseitige Feindschaft, die leider täglich erbitterter wird.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

1. Geographische Lage.

(Schluß.)

Flüsse und Seen.

Wir haben schon die Hauptflüsse dieses Landes genannt, unter denen der Mulvia, der Omm-ur-rebeh und der Tensift leicht schiffbar gemacht und mit großem Vortheile zum Verkehre mit dem Innern, durch Belebung mehrerer Industriezweige benützt werden könnten, wenn die Regierung aufmerksamer, erleuchteter und liberaler, und wenn das Eigenthum von weisen und beständigen Gesetzen mehr geschützt wäre. Der Muluja oder Mulvia, bei den Alten Mulua und Mulucha, hat eine Länge von mindestens 87 Meilen, und nimmt außer einer unzähligen Menge von Bächen und Bergströmen die ansehnlichen Flüsse Ez-Zeha oder Enza auf der rechten, und den Teza oder Mullulo auf der linken Seite auf. Der Nakkor oder Tamuda der Alten, der sich in die Bucht von Alhucemas ergießt, der Mesciara-'l-A'schef und der Sebhel, die zwischen Tanger und El-Araisch ihre Mündung haben, sind von geringerer Bedeutung. Der Sebu oder Subu, bei den Alten Subur, welcher in den düstern Waldungen des Salelgo- oder Selilgo-Gebirges in der Provinz Scians entspringt, hat mit allen seinen Krümmungen etwa eine Länge von 53 Meilen. Er scheidet auf einer Strecke die Provinz Azgar von jener von Hasbat, und nimmt auf der rechten Seite den Levenn, Werga, Ardat und Et-Tanine, auf der linken Seite den Emkez und Ondom auf. Er hat gewöhnlich einen raschen Lauf und eine große Menge Wassers, an manchen Orten kann man ihn indeß durchwaten. Er hat überall Ueberfluß an guten Fischen, namentlich Berg-Forellen und Maifischen. Seine Mündung, an welcher die Stadt Mehedia liegt, wird ganz von Sandgries-Bänken verschlossen, was, im Verein mit seinem raschen Laufe, ihn zur Begünstigung des Verkehrs mit dem Binnenlande wenig tauglich macht. Die Umgebungen von Mehedia und Mamora werden öfters von den Gewässern des Flusses unter Wasser gesetzt, indem diese, keinen ungehinderten Ausfluß in das Meer findend, sich über die Strandebenen ergießen und dort ungeheure Sümpfe bilden, die, mit dem Meerwasser bei hohem Wasserstande sich vermengend, eine große Zahl reicher natürlicher Salinen hervorbringen. Ueberdieß haben die Sandmassen, welche der Ozean unaufhörlich an der Küste ansetzt und anhäuft, und welche endlich alle diese Häfen und Flußmündungen unzugänglich machen werden, die Dünen um den Ausfluß des Sebu und bis zu dem des Fellfle, eines bedeutenden Stromes, der sich nicht weit vom Buregreb ins Meer ergießt, dessen Mündung Salé von Rabatt trennt, dermaßen erhöht, daß die Gewässer zweier nicht kleiner Flüsse, des Bet und des Bunaffar, da sie keinen Ausfluß ins Meer finden können, zwischen dem Sebu und Felifle einen ziemlich bedeutenden See gebildet haben, der auch den Namen Bet führt und in der regnichten Jahreszeit sein überflüssiges Gewässer in den Sebu und die von demselben gebildeten Sümpfe ergießt, während des größten Theils des Jahres aber stillstehend und ohne Ausfluß bleibt.

Der Luccos, oder richtiger El-Koß, welcher von dem Rif kömmt, und in Gemeinschaft mit dem Wad-ul M'hasen den Hafen von El-Araisch bildet, und der Buregreb, auch Bu R'ghaba genannt, der von dem Berge Itata strömt, auf seiner linken Seite den Erucru oder Veru aufnimmt und sich zwischen Salà und Rabatt ins Meer ergießt, durchströmen einer und der andere eine Strecke von 21 bis 23 Meilen, und machen die von ihnen bewässerten Gegenden sehr fruchtbar.

Der Omm'ur-rebeh oder Omm'-er-begh, d. h. Mutter des Landes, der Pflanzen und des Frühlings, auf unseren Karten verstümmelt Morbeja genannt, ein sehr bedeutender Fluß und ohne Zweifel der majestätischste und wohlthätigste des Mogh'rib-el-Aksa, von den alten Römern Cusa genannt, entspringt in den Gebirgen von Ajana oder Ziz, bedeckt die Ebene von Adaesnir in der Provinz Tedla mit Wasser, und hierauf durch verschiedene enge Thäler strömend, wo sich eine schöne Brücke befindet, befruchtet er vermittelst seiner zahlreichen Abflüsse die Provinzen von Escura, Zerara, Temona und Ducalla, denen er bis zum Meere, in das er sich in der Nähe von Azamor ergießt, zur Gränze dient. Im Winter und Frühling kann man ihn nicht durchwaten, aber die Landeseinwohner schiffen Personen und Waaren und sonstige Gegenstände auf einer Art von Flößen über, welche von Stöcken

gemacht sind, die sie von einem Ufer zum andern auf gefüllten Schläuchen schieben. Die Länge seines Laufes kann man auf 48 Meilen schätzen, und er hat überall an vortrefflichen Fischen Ueberfluß. Auf der rechten und linken Seite nimmt er mehrere nicht unansehnliche Flüsse auf, worunter der Derna und Wad-ul-Abid, oder Sklavenstrom, die bedeutendsten sind.

Die Gränze zwischen den Provinzen Alda und Schedma bildet der Fluß Tensift, welcher, im annimmeischen Gebirge entspringend, in der Nachbarschaft der Stadt Marokko vorbeifließt, auf seinem linken Ufer die Flüsse Agmat, Sif-ul-mell, Enfisa und Schuschana aufnimmt, und sich am Fuße des Dschebel-Hhadid, oder Eisenberges, zwischen Saffi und Suira in den Ozean ergießt. Seine Länge kann wegen der großen Krümmungen seines Bettes gleichfalls auf ungefähr 45 Meilen geschätzt werden. Gewöhnlich ist er tief und wasserreich, doch kann man ihn stellenweise durchwaten. In der Nähe der Stadt Marokko führt über ihn eine auf 27 Bogen ruhende Brücke, eines der schönsten Bauwerke in ganz Afrika.

Der Sus endlich würde keine besondere Erwähnung verdienen, wäre er nicht südwärts die wahre Gränze des marokkanischen Reiches. Er entspringt auf dem hohen Berge Bibauan oder Bibauenne, nordöstlich von Tarudant, und bei seinem raschen Flusse trägt er dennoch mittelst seiner Kanäle zur Fruchtbarmachung eines der schönsten Länder der Welt bei, und fällt nach einem Laufe von ungefähr 35 Meilen ein wenig südlich von Santa Croce ins Meer. Er scheidet auf solche Weise den dem Sultan wirklich gehorchenden Antheil des Sus, von jenem, welcher den Namen Tesset oder Sus-ul-Aksá führt, der in viele kleine Herrschaften oder Freistaaten getrennt ist, die mehr oder weniger unabhängig sind, und deren bedeutendster zum Fürsten einen Abkömmling der alten marokkanischen Herrscher hat, welche im 16ten Jahrhunderte von den Scheriffen enthront wurden. Ein anderer Fluß, dem man bisweilen denselben Namen Sus gibt, entspringt mehr südlich im Gebirge Ila'lme, und ergießt sich, durch den Mittelpunkt des Tesset strömend, in der Nähe der Stadt Messa, von welcher er in manchen Karten einen neuen Namen erhält. Der Wad-Nun oder Fluß Nun, der bei dem Vorgebirge gleichen Namens seine Mündung hat, ist auf dieser Seite die äußerste Gränze des Mogh'rib-ul-Aksá, als geographische Region betrachtet.

Von den Flüssen, welche auf der Südseite des Atlas-Gebirges entspringend, ihren Lauf nach der großen Wüste richten, nennen wir nur den Dra'h, Ferchela oder Fileli, Ziz und Ghir.

Außer den obengenannten Seen von El-Morgia und Bet gibt es noch im Innern der Provinzen Sciavoia, Temsna, Zerara u. s. w. einige andere von nicht unbedeutender Ausdehnung; aber man hat nur von zweien eine etwas genauere Kenntniß, nämlich einem von salzigem Wasser in Bilad-Hhummar, oder dem rothen Lande der Provinz A'bda, nicht weit von Saffi und dem Fluße Teusist. Ein zweiter, Ras-ul-Wad genannt, befindet sich in der Nachbarschaft von Tarudant, und es ergießt sich aus ihm einer der bedeutendsten Nebenströme des Flusses Sus.

Beitrag zur Geschichte der Industrie.

Ein Beweis welchen Vortheil ein unternehmender Geist aus der Verbindung mehrerer Industriezweige ziehen kann, ist die Art, wie die Engländer Handelsspekulationen mit dem Fischfang in dem Südmeere verbinden, worüber der berühmte Say in seinen Vorlesungen über Industriewirthschaft folgende Aufschlüsse gegeben hat. „Die Engländer,“ sagt er, „haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mit ihren Ausrüstungen zum Fischfang andere weitausgedehnte Handelsoperationen verbunden, welche den glänzendsten Erfolg haben. Im Süden jenes neuen Welttheiles, welchen die holländischen Seefahrer, die ihn im 17 Jahrhundert entdeckten, Neuholland und die neueren Geographen, nachdem sie ihn für einen mit vielen Inselgruppen umgebenen großen Kontinent erkannt, Australien oder Südasien, gleichsam ein zweites, völlig im Süden des Aequators gelegenes Asien, genannt haben — im Süden dieses Welttheiles gibt es eine große Menge völlig unbewohnter Inseln, wo sich zu einer gewissen Jahreszeit die Seewölfe beider Geschlechter vereinigen, um den Trieb der Natur zu befriedigen und die Weibchen, um ihre Jungen zu werfen. Dieses Thier ist ein Amphibium, bewegt sich aber auf der Erde mit vieler Schwierigkeit und hat fast kein Vertheidigungsmittel; daher tödtet man es sobald es das Land betritt, zieht ihm das Fell ab, und schmelzt sein Unschlitt um Oel daraus zu machen, welches dann in Fässern nach Europa gebracht, und unter dem Namen Fischöl in verschiedenen Manufakturen verbraucht wird. Um diesen Fischfang mit Vortheil zu betreiben, und aus einer so langen Reise Nutzen zu ziehen, übernehmen die englischen Seefahrer, mittelst eines mit der Regierung abgeschlossenen Kontraktes, den Transport der zur Deportation Verurtheilten nach Port-Jackson nahe bei der Botany-Bay. Sie richten ihren Lauf gerade nach der Bassestraße, setzen ihre Fisch- oder vielmehr Seewolfs-Jäger auf irgend einer wüsten Insel aus, lassen ihnen hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln und Faßwerk, und bringen dann ihre Fracht von Deportirten nach Port-Jackson, wo ihnen die Ueberfahrt in Wechseln auf London bezahlt wird. Von hier begeben sie sich nach den Inselgruppen des Südmeers, fangen und salzen eine Menge Fische ein, die sie wieder in Port-Jackson verkaufen, und sodann holen sie ihre Fischer ab, die während der 6 oder 8 Monate ihres Aufenthaltes auf der wüsten Insel ihre Fässer gefüllt, und viele Wolfsfelle gesammelt haben. Da diese in China guten Absatz finden, segeln die Fahrzeuge nach Canton und kaufen mit dem aus den Fellen gelösten Gelde Waaren jenes Landes ein, die sie auf dem gewöhnlichen Wege nach Europa bringen; Dieß nennen sie vereinigten Fischfang und Handel; dazu sind aber große Kapitalien vonnöthen, denn das ausgelegte Geld geht erst nach Verlauf von drei Jahren ein.“

Der Fischfang an den Küsten veranlaßt keine so wichtigen Spekulationen, aber liefert zuletzt ein noch größeres Resultat, weil er eine Menge kleinerer Operationen fortwährend erleichtert — man weiß, wie viel die Häringsfischerei zum Reichthum der Holländer beigetragen hat, besonders seitdem sie die Methode erfanden, sie in Fässer zu packen, und auf diese Art eßbar zu erhalten, und weithin zu versenden. Indessen scheint es, daß alle diese [illegible]wohner der Meere es endlich müde werden, sich von den Menschen noch länger auftreiben zu lassen; so hat sich die Anzahl der Seewölfe sehr vermindert; sie suchen ihr Lager jetzt auf entferntern Inseln wahrscheinlich in der Gegend, wo der unglückliche Lapeyrouse zu Grunde gegangen ist. So scheinen auch jene ungeheuren Schwälle von Häringen, die sonst Seebänke von vielen Meilen Ausdehnung an den Küsten von Europa bildeten, andere Wege genommen zu haben; *) gewiß ist, daß man jetzt viel weniger fängt, und daß es in diesem, wie in vielen andern Stücken geht, in welchen man Alles verliert, weil man zu viel auf einmal haben will.

Die Leperos in Mexiko.

Wie sich unter den gebildeten Leuten philosophische und politische Sekten bilden, so haben sich auch unter der ärmeren Volksklasse, besonders in einigen großen Städten, größere Menschenhaufen ausgezeichnet, die sich durch eine eigenthümliche, oder wie man sagt, zum Handwerk

*) Auch die Thunfischerei an der Küste von Kadix bis an die Meerenge ist fast völlig eingegangen.

gehörige, und durch lange Zeiten fortgepflanzte, gleichsam erbliche Lebensart unterscheiden, und daher auch eigene Benennungen erhalten. Dergleichen sind die Lazzaroni's in Neapel, die Lazzis in Konstantinopel, die Fischweiber und Kraftkerls von den Hallen in Paris, die Manolen in Madrid, die **Leperos** in Mexiko und andere.

Die **Leperos**, welche man in Mexiko und in einigen anderen Städten jener Republik, z. B. in Guadalaxara und Queretaro antrifft, sind eine Art philosophisch-industrieller Sekte, welche sich's zum Gesetz gemacht hat, nur so viel zu arbeiten, als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und nur so viel zu bedürfen als zur Erhaltung des Lebens und der unumgänglichsten Bedeckung nothwendig ist. Ihre Kleidung ist ein leichtes Pantalon, und eine Art von wollenem Mantel, in den sie den Oberleib hüllen, und den sie so geschickt zu tragen wissen, daß ihnen der kleine Zipfel, den sie von unten nach oben um die linke Achsel schlagen, nie herabfällt, und man nie ihre Hände sieht, wenn sie sie nicht zu irgend einer Arbeit herausstrecken. Ihr Haus ist eine kleine Stube, die Tag und Nacht offen bleibt und statt aller Geräthe mit einer Binsendecke (estera), auf der sie und ihre Weiber liegen, versehen ist. Sie kochen nicht zu Hause, sondern essen im Gasthause, d. h. in gewissen Schenkhäusern, wo man den **Pulque** (Branntwein) verkauft, wo sie mäßig und auf Borg leben, bis sie so viel gewinnen, daß sie bezahlen können, in welchem Falle sie ihre Schuld richtig abtragen. Alle haben ein Handwerk gelernt, üben es aber nur zwei oder drei Tage in der Woche aus, so daß ein Meister, der z. B. 20 Gesellen ununterbrochen beschäftigen kann, sich mit 30 von diesen Leuten verbinden muß. Denn da der Taglohn hoch ist und wohl 1 Thlr. beträgt, so gewinnt ein Lepero in ein paar Tagen genug, um die ganze Woche hindurch mäßig zu leben. Sie sind wegen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit sehr gesucht, die den Europäern um so unbegreiflicher wird, wenn sie ihre schlechten, und oft von ihnen selbst zum Nothbehelf verfertigten Instrumente sehen. Man findet von ihnen ausgearbeitete Etuis von chirurgischen Instrumenten, die mit den feinsten englischen wetteifern können. Viele machen Figuren von Holz, Thon u. s. w., die sie auf der Straße um sehr starke Preise feil bieten, aber auch in dem Augenblick, wo sie ins Gasthaus gehen und bezahlen müssen, für ein Spottgeld vergeben. Andere schreiben Memoriale, Briefe, Gedichte u. s. w., und zwar mit einer Leichtigkeit und Sachkenntniß, die den Ungewohnten in Erstaunen setzt; ihr literarischer Handwerkszeug beschränkt sich auf eine abgenützte Feder, die sie hinterm Ohr, und ein bißchen Tinte, das sie beim Mangel eines Schreibzeugs, in ein bißchen Baumwolle aufgefaßt im Nabelloche tragen. Ihre Weiber unterscheiden sich in der Kleidung von dem andern Geschlechte nicht, arbeiten auch nichts, und werden von ihren philosophischen Männern nicht mit Eifersucht geplagt. Uebrigens sind die Leperos gutmüthige Leute, sie meuchelmorden nicht um Geld, wie die Lazzaroni's; denn dieß ist das Geschäft der Schwarzen und Mulatten, deren leidenschaftliches böses Gemüth mit ihrem weichlichen und oft kindischen Accent einen sonderbaren Abstich macht. Wer mehrere solcher Leute mit einander zanken und einen dritten ganz sanft rufen hört „dexalo dexalo" (laß ihn, laß ihn) der wird wohl nicht glauben, daß es so viel heißt als „dexalo muerto en el sitio," laß ihn todt auf dem Platze — mittelst eines Messerstiches. Den Leperos wirft man bloß einige Beutelschneiderei vor, wobei ihnen die Geschicklichkeit ihrer Hände wohl zu Statten kommen mag, indeß hat man sie in den letzten Revolutionen in die politischen Parteihändel durch Bestechung zu ziehen gesucht. Sie sind wie man glaubt, europäischen Ursprungs, und bilden unter sich eine Art von Körperschaft oder Brüderschaft, die man **Leperia** nennt. Wenn die Bevölkerung zu- und der Taglohn abnimmt, so wird sich diese Kaste schwerlich erhalten, denn es wird dann unmöglich seyn, in einem Tage Geld für den Unterhalt von drei oder vier Tagen zu gewinnen, worauf das System der Leperia beruht.

Vermischte Nachrichten.

Ueber den Abbé **Chatel** und die von ihm beabsichtigte neue französische Kirche, theilt ein auswärtiges Blatt folgende Nachrichten mit: „Der Abbé Ferdinand Franz Chatel ist zu Gannat, einer kleinen Stadt des Departements des Allier, am 9 Januar 1795, von wenig bemittelten, aber ehrsamen Eltern geboren. Nachdem er seine theologischen Studien in dem großen Seminarium von Mont Ferrand vollendet hatte, wurde er zuerst Vikar der Hauptkirche von Moulins, Pfarrer von Monetay-sur-Loire, Almosenier des 20 Linien-Infanterie-Regimentes; endlich im Jahre 1823 Almosenier des zweiten Regimentes der Grenadiere zu Pferde in der königlichen Garde. Unter Karl X. hatte er den Muth in vielen Kirchen von Paris die religiöse Freiheit zu predigen. Bei Ausbruch der Julius-revolution redigirte er bei einem Oppositions-Journale, das den Titel führte: „Le Reformateur oder l'Echo de la religion et du siècle" den religiösen Theil. Dessen ungeachtet hatte er seine Stelle als Almosenier der Garde bis zu den Ereignissen des Julius behalten, wo diese Truppen aufgelöst wurden. Im Monat August 1830 begann der Abbé Chatel ein Vorhaben, das er schon lange im Plan hatte, ins Werk zu setzen, indem er in seiner Wohnung zu Paris eine Kirche eröffnete. Da im Monat Januar 1831 die Anzahl seiner Proselyten einen beträchtlichen Zuwachs erhalten hatte, so verlegte er seine Kirche nach der Straße de la Sourdière, mußte aber aus gleichem Grunde dieses Lokal bald darauf mit einem noch geräumigeren vertauschen, bis er zuletzt den Hauptsitz seiner sogenannten „Eglise catholique française" in der Straße des Faubourg St. Martin, Nro. 59 aufschlug. Der Abbé nahm hierauf den Titel eines bischöflichen Primaten und Stifters der französischen katholischen Kirche an. Die Hauptpunkte, worin sich dieselbe von der römisch katholischen Kirche trennt, sind, daß sie die Unfehlbarkeit des Papstes und der Koncilien verwirft, daß sie den Gottesdienst in französischer Sprache verrichtet, das Cölibat aufhebt, die Vernunft eines Jeden zum Grundgesetz seiner Glaubensmeinungen macht, die Fasten abgeschafft, die Dispensen der Zeit und Verwandtschaft bei Heirathen für unnöthig erklärt, — es genügt in der französischen Kirche bloß die bürgerlichen Bedingungen der Heirath erfüllen zu können, — daß ferner die französische Kirche auf das Recht verzichtet, Jemand zu exkommunizieren, und endlich Niemand Begräbniß verweigert. — Es bestehen gegenwärtig Gemeinden dieser Kirche in fünf Departements, und wie es scheint bilden sich solche auch in Bourges und Nantes. Ueberall wurden die Priester fast einstimmig vom Volke erwählt, so zu Annecorbin, Ville Favart bei Limoges, Chilchy bei Paris, Saint Prix und Ermont im Thal von Montmorency u. s. w.

•

Das Schiff „Mary Jane," Kapitän Banks, kam auf seiner Reise von Sidney nach Japan, am 25 Februar 1831, vor der Jägerinsel (Hunter Island) auf der Küste von Neu-Süd-Wales an, und fand auf ihr eilf Menschen, die zur Bemannung des „Hunter's," eines Kolonialschiffes gehört, und im Monat Januar 1830 auf ihrem Wege von den fünf Inseln nach Sydney hier Schiffbruch gelitten hatten. Auf den nackten Fels, aus dem diese Insel besteht, geworfen, hatten sie sich die ganze Zeit über bloß von Albatros genährt, und ihren Durst mit Nichts als dem Blute dieser Vögel gestillt, da es auf dem Eilande keinen Tropfen Wasser gibt. Der Kapitän und ein Matrose waren bald nach dem Schiffbruche auf der Insel gestorben. Der Kapitän Banks benahm sich gegen die Unglücklichen auf die menschenfreundlichste Weise, und brachte sie auf seinem Schiffe nach der Insel Rotumah, wo er sie ans Land setzte.

•

Ein Kaiser von China erließ folgende Verfügung: „Da die nasse Jahreszeit in der Hauptstadt vorübergegangen ist, ohne daß die so nöthigen wohlthätigen Regen gefallen sind; so wird dem obersten Strafgerichtshof aufgetragen, die Gründe zu untersuchen, wegen deren zu verschiedenen Zeiten Verbrecher zu Deportation oder andern geringern Strafen verurtheilt worden sind. Dann sollen sie uns darüber genauen Bericht erstatten, bei welchen Milderungen der Strafe eintreten können; da wir hoffen, daß die Natur dadurch bewogen werden wird, uns die Wohlthat des Regens zu gewähren, und die Harmonie der Jahreszeiten zu beobachten. Gehorcht diesem Befehl und zittert." Wenn man Dieß liest, so wird man unwillkürlich an das Gebet erinnert: „Vergib uns unsre Schulden, wie wir vergeben u. s. w." Uebrigens findet man in der chinesischen Geschichte häufige Beispiele, daß die Kaiser Verbrechern Gnade angedeihen ließen, in der Hoffnung, den Himmel zu erweichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 331. 26 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

2. Klima und Boden.

Das Klima dieser ganzen Gegend ist eines der gesundesten und schönsten der gesammten Erdoberfläche. Ansteckende Krankheiten und Epidemien sind sehr selten; die Pest selbst faßt nur Wurzel, wenn sie aus der Levante und Aegypten eingeschleppt wird. Die Sommerhitze ist viel weniger heftig, als man in Betracht der geographischen Lage des Landes glauben möchte. Auf der einen Seite bildet die hohe Kette der Atlas-Gebirge eine Schutzwehr gegen die glühenden Winde der Wüste, und auf der andern erfrischt die Nähe des Meeres die Atmosphäre, und läßt wechselweise die aus dem Innern kommenden Winde und die der Küste wehen. Die Unterscheidungszeichen der Jahreszeiten sind Trockenheit und Regen. An den kältesten Tagen sieht man beinahe niemals frieren, außer auf den Berggipfeln, von denen einige, selbst unter der niedern Breite von 29°, mit beständigem Schnee bedeckt sind. Unter diesem schönen Himmel würden alle Künste sich erzeugen und vervollkommnen, alle Talente blühen, wären diese Hesperidengärten nicht jetzt noch, wie zu den Zeiten der Mythe, von menschlich gestalteten Ungeheuern bewohnt, denen der intellektuelle Sinn fehlt, die reichen Güter zu benützen, in deren Besitze sie sind. — In den Städten und Seehäfen hat man das Réaumursche Thermometer nie unter 4° über dem Gefrierpunkte gesehen, und zu Tarudant selbst und Santa Cruz erhebt es sich in der heißesten Jahreszeit selten zu mehr denn 28°. Das Barometer hält sich mit wenigen Abweichungen in den nördlichen Theilen auf 27', in den südlichen und in der Stadt Marokko zwischen 28 und 29. Die mittlere Menge des Regens kann gleichfalls im Durchschnitte jährlich auf etwa 29' berechnet werden.

Das ursprüngliche Erdreich der atlantischen Kette besteht im Allgemeinen aus Granit und Gneis; die Mittelfelsen aus Uebergangs-Kalkstein von schuppenartiger Bildung, der reiche Metalladern enthält, welche die Kalksteinlagen durchziehen. In den Felsen zweiter Bildung findet man gewöhnlich übereinanderliegende Schichten von Kalkstein, Thonerde, Steinsalz, Mergel, Sandstein und thonige Eisenerde. Die Anschwemmungen in den Ebenen und den an die See stoßenden Provinzen bestehen aus Bänken von Sand, Thon und kalkhaltigem Tuffstein. Von vulkanischen und sublimirten Stoffen finden sich wenige Spuren, wenn nicht vielleicht auf den Gipfeln der höchsten Berge. Im Allgemeinen neigen sich die Formationen zur Bildung von Hochebenen, Kuppen und gerundeten Höhen, und nicht zur Kegel- oder spitzigen Alpenform hin.

In den Uferländern namentlich des Reiches Fez besteht das Erdreich aus Lagen sekundären Granits von dichter Bildung und feinem Korn. Die Entfernung einer Lage von der andern beträgt gewöhnlich zwei Fuß, und wird von wenig verhärtetem und bisweilen schieferartigem Thon ausgefüllt, welcher dann und wann zwischenliegende Schichten von zwischendurch geschlungenem Ziegelschiefer einschließt. Auf diese allgemeine Grundfläche der Küste haben Gewässer und Winde andere Lagen von Töpfererde gesetzt, welche Hügel und bisweilen hohe Berge bilden, die von einer tiefen und überall sehr fruchtbaren Schichte Gartenerde bedeckt sind.

In der That möchte die ganze Erdfläche schwerlich einen trefflicheren Boden als den des Mogh'rib-ul-Aksa darbieten. Ueber allen Begriff reich und fruchtbar, trägt er in einem Jahre drei Ernten nacheinander. Alle Berge sind von einer tiefen Schicht reiner oder Gartenerde bedeckt, welche hinlänglich andeutet, wie alt die Vegetation im Lande ist. Das gewöhnlichste produktive Erdreich besteht in allen Theilen des Reiches aus einer mit Thon und Sand gemengten Düngererde, über schichtenförmigem Kalkstein, der nicht selten organische Körper in großer Menge einschließt, mit einigen Metalladern, und immer eine ausgesprochene Schichtenlage hat. Der beinahe immer quarzhaltige Sand enthält eine bedeutende Menge mehr oder minder rothen Feldspaths, und der Thon selbst ist bisweilen so sehr mit rothem Ocker geschwängert, daß die Farbe sich den Erzeugnissen des Bodens mittheilt; ein Umstand, den man namentlich in einem Bezirke der Provinz Abda bemerkt, den man deßhalb das *rothe Land* nennt: Wachs, Gummi, Wolle u. s. w. haben dort eine ganz eigene röthliche Farbe. Mehr gegen die Berge hin liegt die Ackererde unmittelbar über dem Granit. Noch höher ist diese Steinart von schieferartigem Thon, Sandstein, Hornsteinschiefer und bisweilen vo Porzellanerde bedeckt, die mit Kieselsteinen von bläulichtem Jaspis bestreut ist.

Die Felder, obgleich mit hölzerner Pflugschar bearbeitet, ohne Dünger, und nur 5 bis 6 Zoll tief, vervielfältigen die Sämereien von 20 bis 30 und bisweilen bis zu 60 und 80 mal. Würde dieser Fruchtbarkeit nicht beständig von den Erpressungen der Regierung und

der Entmuthigung der Bewohner, die deren nothwendige Folge ist, entgegengearbeitet, so würde sie zur Erhaltung einer viermal größeren Bevölkerung hinreichen, und die Summe der Ausfuhr noch um Vieles die der Konsumtion übersteigen.

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Dieser Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung in England bildete sich während der Kriege Napoleons gegen England; er ist aber seit dem Frieden noch schlimmer geworden. Die Verabschiedung der Soldaten und Matrosen vermehrte die ländliche Bevölkerung mit einem Haufen hungriger Müßiggänger; viele Handwerker, welche der Krieg in Nahrung gesetzt hatte, fanden keine Arbeit mehr; das Monopol, welches die Alliirten der englischen Nation überlassen hatten, hörte auf. Doch waren Dieß bei Weitem nicht die einzigen Uebel, welche der Friede von 1815 mit sich brachte. Die Regierung hatte zu Anfang des Kontinentalkrieges die Bank durch ein Gesetz ermächtigt, ihre Scheine nicht auszuzahlen, um dadurch Englands Hülfsquellen nach Außen zu erweitern, und die kriegführenden Mächte desto leichter mit Geld unterstützen zu können; da aber diese Scheine im ganzen vereinigten Königreiche das einzige im Umlaufe befindliche Geld waren, mußte ganz natürlich ihr Kurs unter den Nominalwerth herabsinken. Hieraus entstand im Jahre 1815 ein großer Nachtheil für die Industrie, und besonders für den Ackerbau, als nämlich die Bankscheine al pari wieder eingelöst wurden. Bis zu dieser Epoche war die Unze Goldes in Bankscheinen mit 5 Pfd. St. 6 Schill. 4 P. bezahlt worden, während sie nur 3 Pfd. St. 17 Schill. 10 P. gegolten hätte, wenn diese Papiere pari gestanden wären. Hundert Pfund Sterling in Bankscheinen galten also in Gold nur 73 Pfd. St. 4 Schill. 9 P. oder mit andern Worten: das Papiergeld verlor gegen 27%. Als nun im Jahre 1815 das Steigen der Fonds begann, waren die Abgaben und ein großer Theil der bestehenden Pachtkontrakte nach dem gefallenen Werthe des Papiergeldes geregelt, und die Pächter hatten in ihrem Glauben an das Fortbestehen des Minderwerthes dieser Papiere (das einzige kursirende Geld) verabsäumt, sich in ihren Kontrakten nur für die Zahlung eines, zum damaligen Kurse verhältnißmäßigen Werthes zu verpflichten. So lange dieser Kurs des Papiergeldes unter dem reellen Werthe stand, konnten die Pächter ihren Pachtschilling bezahlen, weil sie ihre Produkte im Verhältniß zu ihren Kontrakten verkauften; als aber, nach dem Frieden, die Bank einen großen Theil ihrer Scheine außer Umlauf setzte, stiegen diese in gleichem Verhältniß, als der Preis der Waaren fiel. Die Pächter mußten nichts desto weniger die volle Summe in Papier bezahlen, wie früher, als ihre Verträge bei einem Minderwerthe von 27% geschlossen worden waren, so daß derjenige, welcher ein Feld oder einen Hof für 100 Pfd. St. in Pacht genommen hatte, als diese Summe nur 73 Pfd. St. 4 Schill. 9 P. in Gold vorstellte, nun mehr gehalten war, dieselbe Quantität Papiergeld zu entrichten, obgleich sie dem vollen Werthe von 100 Pfd. St. in Gold gleich kam. Die Abgaben, die Besoldungen der Beamten, welche früher nach Verhältniß der gefallenen Kurse bestimmt worden waren, wurden jetzt auf gleiche Weise bezahlt, nachdem das Papiergeld seinen vollen Werth erlangt hatte; weßhalb man mit Recht behaupten kann, daß seit 1815 die Abgaben von Großbritannien so wie die Besoldungen seiner Beamten, sich um 27% vermehrt haben. Die Steuerpflichtigen, welche schon wegen der Vergrößerung der öffentlichen Staatsschuld mit ungeheueren Lasten belegt waren, wurden genöthigt sich auch noch dieser neuen Auflage zu unterwerfen; um so mehr, als man zu keinem gesetzlichen Mittel greifen konnte, einem Uebel abzuhelfen, welches durch das Steigen des Papiergeldes entstanden war. Die darunter litten, kamen nicht zur richtigen Erkenntniß der Ursache ihres Unglücks, weil sie kein anderes Mittel des Verkehres kannten als das Papier, dessen Werth in ihren Augen immer der nämliche blieb, während sie der irrigen Meinung waren, der Preis der Waaren habe sich geändert. Dieses Schwanken der Staatseffekten hatte den Bankerott des größten Theiles der Pächter zur Folge, verbreitete überall die Plage der Armuth, und verursachte überhaupt dem Ackerbau unberechenbare Verluste, von denen er sich nicht wieder erholt hat.

Die Gemeinden mußten diese neue verarmte Bevölkerung ernähren, welche als erdrückende Last auf sie gefallen war. Aber man hätte dieses Resultat vorhersehen, und ihm begegnen sollen; dieses geschah nicht, und die Armuth griff mit Riesenschritten um sich. Irland überschüttete seinerseits England mit einer Fluth von Armen, die dem größten Elende anheim gefallen waren, und es häuften sich also jene Ursachen von Zerstörung und Verderbniß, welche bereits die Staatsmänner in Furcht gesetzt haben, und später vielleicht das gesellschaftliche Gebäude in Strömen von Blut begraben werden.

Der Armenvorstand (overseer), welcher die Vertheilung der Armentaxe auf die Gemeinde besorgt, ist von Jedermann gehaßt; von den Armen wird er beschuldigt die Gemeinde zu ihrem Nachtheile zu begünstigen, und Letztere macht ihm den Vorwurf, ihr Interesse oder jenes der Grafschaft den ungegründeten Anforderungen der Armen zu opfern. Man sucht ihn von beiden Seiten zu hintergehen, indem er eines Theils durch scheinbare Dürftigkeit betrogen wird, und andern Theils, indem die gegründeten Ansprüche der wirklichen Armen von Seite der Gemeinde vielfach in Zweifel gezogen werden. Auf diese Weise wird selbst die christliche Liebe, durch die sonderbare Wirkung einer schlechten Gesetzgebung, mit Haß und Böswilligkeit vergolten. Uebrigens läßt man dem Taglöhner die ihm gereichte Unterstützung theuer erkaufen, indem er dafür bei dem Straßenbaue arbeiten muß. In dieser Vereinigung bedürftiger und durch Elend herabgekommener Menschen werden dann unaufhörlich Komplotte gegen jene geschmiedet, die ihnen nur mit Widerwillen die äußerst kärgliche Unterstützung verabreichen, die kaum ihre dürftige Existenz zu fristen vermag. Wenn auch Einer oder der Andere unter ihnen rechtschaffen dächte, betriebsam und fleißig wäre, fühlt er sich doch nichts desto weniger durch den Zwang, in jeder Jahreszeit bei Regen und Ungewitter auf der Landstraße oder in den Steinbrüchen arbeiten zu müssen, geplagt und gedrückt; dabei ist er stets von einem Dutzend Genossen dieser Art von Sklaverei umgeben, theilt am Ende ihre Erbitterung,

und sinkt in ihrer Gesellschaft zum Schleichhändler, zum Diebe, oder zum Räuber und Mordbrenner herab. Zu was würde ihm auch seine Rechtschaffenheit heißen? Alles treibt ihn zum Verbrechen, zur Rache; Alles wirkt zusammen ihn zu erbittern, ihn zu verschlechtern; sein Leben ist ein beständiges Leiden, das ihn zum Laster führt; und besser wäre für ihn der Tod, als auf solche Weise Unterstützung zu genießen. Nebstdem tragen auch die Geistlichen, welche nicht selbst in den Dörfern wohnen, das Ihrige zur Demoralisation der unteren Klassen bei. Sie haben die Humaniora studirt, sind gute Hellenisten und Lateiner, aber sie stehen weder in intellektueller noch in moralischer Berührung mit ihren Pfarrkindern, deren Zustand und Bedürfnisse sie keiner genauen Untersuchung würdigen. Was können also die von ihnen gepredigten Dogmen, und die Moral, welche sie verbreiten wollen, für Nutzen bringen? Ihr ganzer Einfluß ist gelähmt, weil zwischen ihnen und dem Volke jede Sympathie zerstört ist. Ihre literarische Gelehrsamkeit, ihre gewohnte Zurückhaltung, ihre weltliche Eitelkeit, entfernt sie von Allem, womit sie umgehen sollten. Darum aber, stehen auch ihre Kirchen leer, und es strömen von London und Edinburg eine Menge von Dissidenten herbei, welche sich als eifrige und enthusiastische Apostel mit der Sprache des Volkes unter dasselbe mischen. Diese sammeln das von den Protestanten der anglikanischen Kirche vernachlässigte Erbtheil; sie begehren keine Zehnten, sie beweisen den Armen Mitleiden, und machen sich zu Vertrauten aller ihrer Gedanken. Sie nähren in ihnen eine geheime Erbitterung gegen die gesellschaftliche Ordnung, und wissen sich geneigte Zuhörer zu verschaffen, denen sie Liebe und Theilnahme für ihre Dogmen einflößen. Das Volk erkennt in ihnen mit Wohlgefallen die Feinde der obrigkeitlichen Gewalt, es theilt ihre Begeisterung, und überläßt sich immer mehr einer gährenden Unzufriedenheit, die unter allen niederen Klassen furchtbar um sich greift, und ein erbittertes Gefühl von Widerwillen gegen den gesetzlichen Bestand der Dinge erzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksale eines Abkömmlings der alten Inka's von Peru.

Als im Jahre 1820 die Sonne der Freiheit zum zweitenmal über Spanien aufging, leuchtete sie auch einem Abkömmling der alten Inka's von Peru, **Don Juan Tupac-Amaro**, der seit 37 Jahren auf der Festung Ceuta eingeschlossen, von den gutgesinnten Bürgern jener Stadt in Freiheit gesetzt wurde. Die Thatsachen sind folgende.

Don Jose Gabriel Tupac-Amaro, ältester Bruder des erwähnten Don Juan, erhob 1781 in Peru die Fahne des Aufstandes aus hinlänglich bekannten und gerechtfertigten Ursachen. „Es lebe der König und es sterbe die schlechte Regierung!“ war das Losungswort, mit welchem sich damals die Mißvergnügten in Spanien und in den Indien *) ausdrückten. Tupac-Amaro, der sich an diese Regel hielt, richtete sein Bestreben nicht dahin, sein Land frei und mündig zu machen, sondern nur die Noth und die Beschwerden, unter denen es seufzte, zu erleichtern. Dazu bediente er sich der Waffen. Unterstützt von einer zahlreichen Partei, die ihm zufiel, machte er den Streitkräften, welche ihm der Vicekönig von Lima entgegensetzte, zum Trotz reißende Fortschritte, aber dennoch gestand man ihm nichts von dem zu, was er verlangte. Das Feuer der Revolution griff in Cundinamarca um sich, und die Hauptstadt der Provinzen von Cuzco mußte eine lange und strenge Belagerung von den Truppen Tupac-Amaro's aushalten. Dann erst bot man ihm eine Kapitulation, und das Zugeständniß aller seiner Forderungen an, denn nichts kostet ein freigebiges Versprechen Demjenigen, der es nicht zu halten gesinnt ist. Der Antrag wurde unvorsichtiger Weise angenommen, ein Vertrag unterhandelt, abgeschlossen und auf Verlangen der Belagerer mit einem feierlichen Schwur bestätigt, welcher im Namen des Königs, in Gegenwart des Bischofs und der Geistlichkeit, die zu diesem Ende den Opferkelch in Prozession in das Lager Tupac-Amaro's getragen hatten, auf die geweihte Hostie abgelegt wurde.

*) So nennen die Spanier bekanntlich ihre überseeischen Besitzungen.

Nachdem die unvorsichtigen Insurgenten in Kraft der Kapitulation die Waffen abgelegt und ihre Armee zerstreut hatten, begaben sich alle Chefs und Offiziere vom Generalstab in die Stadt, um die Feier des Friedens und der Versöhnung zu begehen, wie sie ihnen von den Stellvertretern des Königs verkündet worden war. Man lud sie zu einem eigens dazu vorbereiteten Festmahle ein, sie fielen in die Schlinge, und der Nachtisch endigte mit der Gefangennehmung Tupac-Amaro's und aller der Seinigen. Ohne weitres Verzögern wurden Jene hingerichtet und geviertheilt. Ein Sohn von 16 Jahren der ihn begleitete, verlor bei dieser Gelegenheit sein Leben auf eine nicht minder grausame Art. Eben so fanden die übrigen Mitglieder seines Gefolges mit Einschluß seines Bruders Don Diego den Untergang.

Der Bischof Moscoso war dabei mit Rechtlichkeit zu Werke gegangen, und die Verletzung eines Vertrages, dessen Hauptbedingung die völlige Straflosigkeit der Hingerichteten gewesen war, ging ihm so sehr zu Herzen, daß er sich an den Hof begab, und laut gegen Diejenigen Klage erhob, welche die Treue gebrochen hatten. Aber sein aufrichtiger und gerechter Eifer wurde bloß damit belohnt, daß man ihm verbot, nach den Indien zurückzukehren, und ihn auf das Erzbisthum Granada versetzte.

Das Gemüth des Johann Tupac-Amaro war nicht zu Kriegen und Revolutionen gestimmt. Während seine Brüder sich auf dem Kampfplatze tummelten, blieb er ruhig zu Hause und sorgte für seine Familie ohne an dem Aufstande Theil zu nehmen. Die Meuchelmörder nahmen dessen ungeachtet auch ihn in Verhaft, ohne weiteren Grund als den seiner Blutsverwandtschaft, und der davon hergeleiteten Voraussetzung, daß er wenigstens um das Vorhaben gewußt, und es nicht angezeigt habe. Während einer siebenmonatlichen Untersuchung kam nichts als diese schwache Vermuthung gegen ihn zum Vorschein, und er wurde in Freiheit gesetzt. Im Genusse derselben lebte er wieder im Schooße seiner Familie, als der Vicekönig im Jahre 1783 einen Befehl erhielt, alle Tupac-Amaro's mit ihren Weibern und Kindern und alle Personen, die in der öffentlichen Meinung für Abkömmlinge der peruanischen Inka's gälten, einzufangen, und nach Spanien zur Verfügung Sr. Maj. zu senden. Don Juan war der erste, den diese harte Verbannung aus dem Vaterlande traf. Verhaftet und nebst seiner Familie und vielen andern Verwandten nach dem Callao von Lima geführt, langten sie ausgezehrt von der langen und beschwerlichen Reise an, während welcher ein Oheim von ihm, der schon ein Alter von 125 Jahren erreicht hatte, gestorben war. Man brachte sie an Bord verschiedener Fahrzeuge und Don Juan wurde von seiner Gattin geschieden, und von seinen Söhnen getrennt. So langte er im Jahre 1785 in Kadix an, und erfuhr erst damals, daß seine ganze Familie während der Seereise gestorben war.

Zum Trost für solchen Verlust setzte man ihn, mit Ketten beladen in das Schloß San Sebastian von Kadix, und ließ ihn drei Jahre im Gefängnisse schmachten, ohne daß man ihn gerichtet oder ihm ein Urtheil gesprochen, oder ihn auch nur ein einziges Mal gerichtlich verhört hätte. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er nach Ceuta verbannt, mittelst einer Verfügung, deren Inhalt folgender war: „Johann Tupac-Amaro ist einer derjenigen, die zufolge des Verzeichnisses, das von dem allgemeinen Ministerium der Indien diesem Ministerium mitgetheilt worden, von Peru herübergekommen ist, und es will Se. Maj. daß dieses Individuum in dem dortigen festen Platze seinen Aufenthalt nehme, und so lange verbleibe als es Sr. Maj. gefallen wird, weßwegen ihm sechs Realen *) täglich zu seinem Unterhalte auszuzahlen sind.“ Dieser Befehl wurde im Jahre 1788 vom Kriegsministerium erlassen. Späterhin erfolgte noch ein anderer, wodurch seine Unterhaltspension bis zu 8

*) Ungefähr 42 kr. rheinisch.

Realen täglich vermehrt wurde, in Rücksicht, daß eine ähnliche Summe den übrigen Gefährten Tupac-Amaro's bewilligt gewesen war. Da er seine Freiheit im Jahre 1783 verloren, und seine Gefangenschaft bis März 1820 dauerte, so brachte er also siebenunddreißig Jahre in seiner Haft zu. Der Wille Carls III war das Gesez, das den unschuldigen Abkömmling der alten peruanischen Könige eine solche Strafe auferlegt hatte. Die Versammlung der Cortes steuerte dem Unfug willkürlicher Haftbefehle, in dem sie durch die Vertheilung der Gewalten dem Bürger eine Gewährleistung gegen den Despotismus des Hofes in Gerichtssachen verschaffte. Allein Tupac-Amaro blieb von dem Genusse dieser neuen Wohlthat ausgeschlossen, obgleich er sie in Anspruch nahm. Erst den menschenfreundlichen Gefühlen der Liberalen von Ceuta war es vorbehalten, der schreienden Ungerechtigkeit von 37 Jahren ein Ende zu machen. Der Mittheiler dieser Nachrichten weiß nicht bestimmt was nachmals aus diesem ehrwürdigen Greise geworden ist, aber er glaubt sich dunkel erinnern zu können, daß sich ein Gerücht von dessen Tode verbreitete; wohl ihm, wenn die Wiederkehr des Despotismus Derjenigen, welche zur Geißel der Völker, Gefangenschaft und Revolutionen überlebt haben, ihm nicht den tiefen Schmerz abgepreßt hat, am Ende seines Lebens doch noch seine Freiheit überlebt zu haben.

Der Krieg gegen die peruanischen Insurgenten war mit der größten Grausamkeit geführt worden; mehr als einmal umzingelten die Truppen ihre Dörfer, trieben die Entfliehenden in dieselben zurück, und verbrannten sie mit Haus und Gut, da ihre Habgier in den elenden Hütten nichts zu finden hoffen konnte. Die Sache der damaligen peruanischen Insurrektion wurde anfangs, wie überall in Amerika von den Kreolen oder den Abkömmlingen der Europäer unterstützt, denn was man auch sagen mag, diese sind die wahre einheimische Bevölkerung moderner Zeiten in Amerika, sie vertheidigten das Interesse des Landes in dem sie geboren sind, und nicht das Recht, welches aus dem Eroberungszuge ihrer Ahnherrn für alle europäischen Geschlechter hervorgehen soll, das Land immer wieder von neuem zu erobern und auszuplündern. Aber die Indier, d. h. die Eingebornen gingen zu weit, sie ließen besonders seit der Katastrophe von Cuzco das Lärmwort: „Es sterben die Weißen" ertönen, und die Kreolen mußten auf ihre eigene Sicherheit bedacht seyn. Dennoch ist das Land nie zu völliger Ruhe gekommen, und San Martin und Bolivar haben in der Stimmung der Eingebornen eine mächtige Hülfsquelle für ihre Unternehmungen gefunden. A.

Vermischte Nachrichten.

Die öffentliche Beleuchtung von London geschieht durchgehends mit Gas, und zwar nicht bloß in allen Straßen dieser ungeheuren Stadt, sondern auch in den auf einen Umkreis von zwei bis drei englischen Meilen (3/4 Stunden) entlegenen Vorstädten, die dahin führen. 15,000 Reverberes die von Straßenpfeilern oder Säulen aus Gußeisen, in verschiedenen Gestalten, getragen werden, sind hiezu am Rande der Trottoirs einander gegenüber, und manchmal der Breite der Straßen wegen im Kreuz und auf eine Entfernung von 90 Fuß, aufgestellt. Diese Beleuchtung umfaßt die ganze Stadt von den Docks der ostindischen Kompagnie an bis zum äußersten Ende von Picadilly und Oxford-Street, über den Hyde Park hinaus, in einer Länge von zehn bis zwölf englischen Meilen; es erhalten durch sie alle öffentlichen Gebäude, Brücken, Theater, Pläze und Märkte ihr Licht, selbst die Uhren der Thürme, deren transparente Zifferblätter des Nachts beleuchtet sind. Mehr als sechzig Kirchen, unter denen St. Paul, die schönste Kirche von London, die man das englische Pantheon nennen könnte, werden auf dieselbe Weise beleuchtet. Der größte Theil der Städte und Dörfer in der Nachbarschaft oder auf der Straße von London hat diese Beleuchtung gleichfalls angenommen, so Brighton, Dover, Ramsgate, Southampton, Margate, Guilford, Canterbury, Rochester, Gravesend, Dartford und Deptford. Die drei leztgenannten Städte, jede mit einer Bevölkerung von 2 bis 5000 Einwohnern, haben eine öffentliche Verwaltung für die Beleuchtung mit Gaz-Light. Die Gasbeleuchtung fand aber nicht bloß in England, sondern auch in Ireland und Schottland eine so rasche und ausgedehnte Verbreitung, daß sich 65 Kompagnien für Gasbeleuchtung bildeten, deren Aktien auf der Börse von London notirt werden. Diese Gasgesellschaften besolden auf allen Punkten des Königreiches erfahrene Ingenieurs, um Stationen zu errichten, und die Gasbereitung zu leiten. Die Kompagnie von Staffordshire, welche die Stadt Birmingham zu beleuchten hat, errichtete ihr Laboratorium zu West Bromwich, 8 engl. Meilen von Birmingham auf den Steinkohlengruben selbst, um die Transportkosten der Steinkohle zu sparen. Die Röhren zur Fortleitung des Gases berühren auf ihrem Wege mehrere Weiler und Dörfer, auf einer Länge von mehr als 42,000 engl. Fuß. Durch ihren Erfolg aufgemuntert, haben verschiedene Kompagnien ihre Ingenieurs nach Holland, Hannover, Belgien, Preußen, ja bis nach den Vereinigten Staaten und nach Südamerika entsendet. — Seit das Gas an die Stelle des Oel- oder Unschlittlichtes getreten ist, haben die Steinkohlengruben von Staffordshire, Northumberland, Lancashire, Shropshire und Sunderland einen ungeheuren Aufschwung genommen, und mehrere Industriezweige, namentlich die Eisen- und Weißkupfergießereien, die Kalkbrennereien und die Fabriken, die sich mit Verfertigung von eisernen und bleiernen Röhren beschäftigen, neues Leben erhalten. In den Straßen von London allein sind 550,000 Metres (ungefähr 1,650,000 Pariser Fuß) Röhren von starkem Durchmesser im Gange, um das Gas nach den verschiedenen Orten hinzuleiten, und eine zehnmal größere Quantität von eisernen und bleiernen Röhren dient zur Vertheilung bei jedem Hahn, wo es verbrannt wird. Der tägliche Gasverbrauch in London beläuft sich im mittlern Durchschnitt auf 4,000,000 Kubikfuß. Die Steinkohle von New Castle, die sogenannte Cherry-coal (Kirschenkohle), die zur Gasbereitung allein verwendet wird, gibt von der Tonne 10 bis 11,000 Kubikfuß Gas, dessen Bereitung ungefähr 65,000 Arbeiter beschäftigt, und täglich 4000 Centner und jährlich 150,000 Tonnen Steinkohlen erfordert. Aus den Gasfabriken selbst werden gegen 2,000,000 Hektolitres Coke (entschwefelte Kohle) um den Preis von 1 Schilling 6 Pence der ungefähr 50 Kilogrammen wiegende Sack, zum Verkauf gebracht. Außerdem werden 90,000 Centner Steinkohlen- oder mineralisches Theer gewonnen, aus denen man Oel und Naphthasalz bereitet. Mit geschmolzenem Pech vermischt, wird dieses Theer auf den verschiedenen Werften, die längs der Themse liegen, zur Betheerung der Schiffe verwendet. Endlich dienen die ammoniakhaltigen Wasser, die bis jezt ganz werthlos blieben, zur Bereitung von 3 bis 4000 Centnern, in der Industrie sehr gesuchter Salze, wie der mit Vitriolsäure gebildeten Mittelsalze, des Sauersalzes, des kohlensauren Ammoniaks. — Herr Creighton zu London hat berechnet, daß 20 Kubikfuß Steinkohlengas oder zehn Kubikfuß Oelgas einem Pfund Unschlitt gleich sind, und daß die Quantität Licht, die man von einem Pfund Unschlittkerzen erhält, 1 Schilling kostet; eine gleiche Quantität Licht aus Wallrath in einer argand'schen Lampe 6 Pence, von Wallfischöl 4½ P., von Steinkohlengas aber nur 2½ P. Diese Schäzung gründet sich auf den Umstand, daß ein halber Fuß Steinkohlengas, das gut gehalten eine Stunde brennt, einer Kerze, deren sechs auf ein Pfund gehen, gleich ist. Daraus geht hervor, daß das Gaslicht zu London fünfmal wohlfeiler kommt, als die Beleuchtung mit Kerzen, und zwei ein halb mal wohlfeiler als das Licht von Oellampen. Bei Städten dagegen, die in steinkohlenreichen Gegenden liegen, muß das Gaslicht zehnmal wohlfeiler kommen, als das von Kerzen oder Oel, oder was eben so viel ist, an Orten, wo Steinkohlen leicht zu haben sind, kann man zehnmal mehr Licht um denselben Preis erhalten.

*

Miß Seward, deren Gedichte Walter Scott herausgab, erzählt in einem ihrer Briefe ein merkwürdiges Beispiel von Kontagium. Die große Pest, von der im Jahre 1666 England heimgesucht wurde, wüthete damals auch zu Eyam in Derbyshire, dem Geburtsorte der Dichterin. „Im Sommer 1757, erzählt Miß Seward, gruben fünf Taglöhner auf dem Haidegrund des Berges oberhalb Eyam, wohin man damals die Begräbnisse verlegt hatte, da der Kirchhof zu eng geworden war. Diese Leute stießen in ihrer Arbeit auf Etwas, das einst ein Stück Leinwand gewesen zu seyn schien, und gruben es sofort wieder ein, da sie wohl wußten, an welchem Orte sie beschäftigt waren. Einige Tage darauf erkrankten Alle an einem faulichten Fieber und drei von den fünf starben. Die Krankheit wurde ansteckend und raffte viele von den Einwohnern dahin. Mein Vater, der Kanonikus von Lichfield war, wohnte um die Zeit, wo das noch nicht erloschene Ansteckungsgift aus dem Staube erwachte, in dem es 91 Jahre geschlummert hatte, mit seiner Familie in Eyam."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 332. 27 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

1. Produkte und Physiographie.

Mineralreich.

Die marokkanische Oryktognosie ist für den europäischen Naturforscher noch immer ein ganz unbebautes Feld. Doch wissen wir, daß beinahe alle Berge dieses Landes Minen von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen enthalten. Aber sie werden nicht benutzt, nicht sowohl wegen des von der Regierung darauf gelegten Verbotes, als wegen der Indolenz der Bewohner. Das Gold findet sich oft hie und da auf der Oberfläche, mit Quarz und Kalkspath verbunden, meist in Körnern, aber bisweilen auch in kleinen Platten. Wir haben ein bei Idaultit in der Provinz Sus gefundenes Stück gesehen, worin das ursprüngliche Metall uns mit dem Kupfer verbunden schien: seine Form war ein Zwölfeck mit länglich rautenförmigen Flächen. Von dem Silber wissen wir nichts, als daß Minen desselben sich in der Nähe des Flusses Messa im Sus-ul-Aksa befinden. Schon von Strabo's Zeiten an versandte Mauritanien große Massen Kupfers, und die Schellöchen von A'drar und Bibauan, welche den Zorn der Scheriffe von Marokko nicht fürchten, gewinnen es auch noch heutzutage in ihren Gebirgen, bisweilen gediegen, häufiger aber vermengt, und in runden Stücken. Die vorzüglichste Mine befindet sich zu Teseleght im Sus-ul-Aksa; aber nördlich in der Nähe von Tarudant, und im Gebirge Emsfiva östlich von Marokko findet man gleichfalls sehr reiche Adern. Blei-Minen kommen in den Gebirgen von Tedla und im Adrar vor; von Zinn nur geringe Spuren. Eisen findet sich häufig, meist massiv, bisweilen auch in ästiger Form, namentlich in dem obengenannten Dschebel-Hadid in der Provinz Abda. Aber das ganze atlantische Gebirge hat Ueberfluß an vielen andern Eisen-Arten, namentlich den thon- und sandartigen. Unter den übrigen Metallen sind die am häufigsten vorkommenden und gesuchtesten verschiedene Arten von Antimonium und Antimonialbleiglanz, im Lande El-K'hol oder Erzblatt genannt; besonders reich daran sind die Gebirge von Tedla. Fossiles Salz findet sich in großer Menge in allen Gebirgen, wird aber in den Ebenen wenig benutzt; des Ueberflusses an Meersalz wegen, welches man ohne Mühe in den Seen und am Strande sammelt, wo das salzsaure Natron natürlich abgesetzt wird. Roher Salpeter kommt häufig vor, namentlich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte Tarudant und Marokko. Schwefel ist ziemlich selten. Dagegen gibt es Ueberfluß an Walkererde, die man im Lande Ghazel nennt, und die von der besten bekannten Art, und noch vorzüglicher ist als die von Hampshire in England. In den Gebirgen des Rif trifft man sehr schöne Bergkrystalle, Amethysten und vielleicht andere Edelsteine; Konchylien, Versteinerungen und fossile Knochen finden sich auf den höchsten Bergen, namentlich auf der Hochebene von Schesciana, zwischen dem gleichnamigen Flusse und der Stadt Marokko, wo Jackson eine Bank von Austern und andern fossilen Schalenthieren, verschiedene Fuß tief, antraf, die sich über den ganzen Abhang des Berges hinzog.

An manchen Orten findet man beachtungswerthe Quellen mineralischer Wasser. Einen eisenhaltigen Quell sieht man in der Nähe von Tanger und im Gebirge genannt Dschebel-Kebir, oder großer Berg, nicht weit von dem Flusse Wad-unnuhud oder Strom der frischen Mädchenbrüste, auch verstümmelt Wad-ul-juhud oder Judenfluß geheißen. Der Boden, aus dem dieser Quell entspringt, ist eine Schicht von gemeinem Thon unmittelbar über der Fläche sekundären Granits liegend, womit er in der Richtung von Osten nach Westen und mit nördlicher Hinneigung, einen Winkel von 57° bildet. Das vorherrschende Prinzip ist Eisen in Verbindung mit schwefelsaurem Alaun; der Wärmegrad ist der mittlere des Ortes, wo diese Quelle entspringt.

Pflanzenreich.

Die reichsten natürlichen Produkte des Mogh'rib-ul-Aksa, sind die zum Pflanzenreich gehörenden. Ungeheure Waldungen decken die Höhen, die Abhänge und die Thäler der Atlas-Gebirge, und bestehen, namentlich in den nördlichen Provinzen, aus Steineichen, Korkbäumen, wohlriechenden Tannen, im Lande Esanobar geheißen, und Weihrauch gebenden Wachholderbäumen, die A'rar genannt werden und bisweilen eine Höhe von 35 Fuß erreichen. Mehr südwärts trifft man Waldungen von Eleodendren, ägyptischen Mimosen, gegliedertem Lebensbaum, phönizischem Wachholder u. s. w., welche alle vortreffliches Holz, sowohl zum Bauen als zu den Bedürfnissen des Ackerbaues und der Hauswirthschaft liefern. Im Sus und Tafilelt bilden die Dattelpalmen hohe Wälder und tragen köstliche Früchte in großer Menge.

Unter einer andern Regierung, und ohne das verderbliche System der verbotenen Ausfuhr, könnte dieses unerschöpfliche Land

ganz Europa mit Getreide, Gerste u. s. w. versorgen. Der Mais oder das türkische Korn, der Reiß, die Bohnen, die Erbsen und alle Arten von Hülsenfrüchten und Gemüsen werden gepflanzt und vervielfältigen sich mit Wucher, so wie auch der Oelbaum, Weinstock, Tabak, Hanf, die Baumwolle, Henna, (Lawsonia inermis. L.), viele Arten von Gummi tragenden Bäumen, der Safran, das Sesamkraut, der Anis, Koriander, das Zuckerrohr, die Apfelsinen, Feigen und andere Südfrüchte, besonders die Mandeln, welche einen der Reichthümer des Landes bilden. Der Flachs wird in einigen Küstenstrichen gegen die Flüsse Sebu und Omm'er-r'beh gebaut, aber in geringer Menge und von mittelmäßiger Güte. Der Wurmsame, Fenchel, Orselje (Lichen roccella. L.), Bertram, die Koloquinthe, die Kappern und der Polei wachsen von selbst, namentlich in den südlichen Provinzen. Von wilden Früchten wollen wir bloß den Sidra oder Lotus der Alten, die indischen Feigen, die Brustbeeren, Eicheln, Meerkirschen, Brombeeren und das Johannisbrod nennen.

Außer den obenbenannten Getreidearten baut man in Mogh'rib-ul-Aksa, wie in allen gemäßigten Klimaten Afrika's und Asiens die Mohrhirse, dort Durá oder Durra genannt: unter allen, die am meisten nährt, und welche gewöhnlich 150 bis 200 für eins wiedergibt. Das Volk und die Armen machen ihr Brod daraus, was beinahe ihre einzige Nahrung bildet. Gleicherweise baut man den Kanariensamen, der sich indeß häufig ohne Kultur fortpflanzt.

Ein Pflanzenprodukt, das diesem Lande beinahe völlig eigenthümlich genannt werden kann, ist der von den Botanikern mit dem Namen Eliodendron Argan bezeichnete Baum, den man bis jetzt wenig in Europa kennt, welcher aber von dem 29sten bis zum 32sten Grade auf den westlichen Bergabhängen und in den Ebenen große und dichte, immer grüne, und ohne irgend eine Kultur stets Früchte tragende Waldungen bildet. Aus den Kernen der Frucht zieht man ein scharfes Oel, das gleichfalls Argan heißt und im Lande sehr stark verbraucht wird. Das Dicke der Samengehäuse wird von allen Wiederkauern, namentlich Kamelen und Ziegen mit Begierde gefressen, aber von Pferden, Eseln und Maulthieren verschmäht.

Thierreich.

Sowohl das große als kleine Vieh ist in allen Provinzen des Reichs außerordentlich zahlreich, namentlich die Dromedare, arabischen und Berber-Pferde, Maulthiere und Ochsenarten; von den Hausthieren sind zahlreich die Schafe, welche die weichste und schönste unter den bekannten Wollarten liefern; und die Ziegen, die dem Handel eine große Menge sehr geschätzter Haare geben. Hasen, Kaninchen und alle Arten Wildpret sind in Ueberfluß vorhanden; Löwen, Panther, Unzen, Hyänen, Affen, Luchse, Büffel, Gazellen und andere wilde Thiere bevölkern Berge, Waldungen und Ebenen, wo sich die schönsten Weideplätze unter dem Himmel finden. Eber gibt es überall in Ueberfluß, und sie thun oft den Aeckern großen Schaden, während keiner daran denkt, Jagd auf sie zu machen. Unter den Vögeln wollen wir bloß der Strauße erwähnen, die sich in großer Zahl in den östlichen und mittäglichen Ländertheilen, namentlich gegen die Wüste hin finden. Ihre Federn gehören zu den schönsten der im Handel befindlichen. Störche, Schnepfen, Wasserschnepfen und Sumpfdrosseln sind Zugvögel; die Wachteln sind einheimisch und mehren sich außerordentlich stark. Die Flüsse und Seeküsten sind überreich an trefflichen Fischen; und die Bienen geben im ganzen Reiche köstlichen Honig und gutes gelbes Wachs. Die Heuschrecken verursachen öfters großen Schaden. Im J. 1778 kamen diese Insekten in solcher Menge aus dem Süden, daß sie die Luft ganz verfinsterten, und durch Verheerung der Kornfelder eine allgemeine Hungersnoth herbeiführten. Auch im J. 1820 brachten sie eine entsetzliche Verwüstung zuwege.

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Auch die Jagdgesetze, obgleich gegenwärtig bedeutend gemildert, tragen dazu bei, denn sie sind noch immer streng genug, der Reizbarkeit des Volkes neue Nahrung zu geben. Der Edelmann sucht z. B. mit großen Kosten 5 bis 600 Fasanen und eben so viele Hasen zusammenzubringen, deren Vertilgung das Werk einer einzigen Treibjagd seyn soll. Kann sich nun der arme Taglöhner ein Stück davon heimlich zueignen, so findet er sich im Besitz einer sehr leicht verkäuflichen Waare. In einer ganzen Woche verdient er sich durch seine Arbeit, die mit jedem Tage früh Morgens um vier Uhr anhebt, nicht soviel, als ihm ein Paar Hasen einträgt, für das er unter den reichen Leuten einen Verkäufer zu finden sicher hoffen darf. Die Versuchung ist groß und stärker als seine Ehrlichkeit. Heute gelingt die Sache, morgen wird er ertappt und prozessirt. Unter solchen Verhältnissen wird oft aus dem sonst arbeitsamen Bauer ein Trunkenbold, ein Bettler, ein Landstreicher, und Botony-Bay ist sein endliches Loos. Die Ansteckung dieses Elendes verbreitet sich über viele Bezirke, und wird zu einer Landplage, welche die ganze Strenge der Gesetze nicht zu beseitigen vermag.

Während die unteren Klassen der ackerbautreibenden Bevölkerung in diesen Zustand von Entwürdigung verfielen, haben die höheren, denen ein glücklicheres Loos zu Theil geworden war, den traurigen Folgen der veränderten Lage der Dinge eben so wenig entgehen können. Die harte Zeit, wo es dem Taglöhner und dem Bauer an Brod fehlte, war zwar für den Gutsherren und den Pächter eine Zeit der Wohlfahrt, durch die sie sich bereicherten und alle Freuden des Ueberflusses genießen konnten; allein sie vergaßen, daß die Quelle ihres Reichthums eine zufällige war; der Krieg hörte auf, und mit ihm stürzte das erkünstelte Gebäude ihrer Wohlhabenheit plötzlich zusammen. Die Regierung, der diese traurigen Resultate nicht entgehen konnten, würdigte deren Ursachen nicht einmal einer Untersuchung.

Ungeachtet der neuen, und unglaublichen Ausdehnung, die der Ackerbau erfahren hatte, waren seit Anfang des Krieges jährlich 500,000 Quarter Getreide (der andern Produktionsartikel nicht zu erwähnen) eingeführt worden — ein Beweis, daß die eigenen Hülfsquellen Englands für die Subsistenz seiner zunehmenden Bevölkerung nicht hinreichten. Eben so lag der Beweis vor

Augen, daß die Produkte fremder Staaten die Häfen Großbritanniens überfüllen würden, weil sie auf englischen Märkten einen doppelt so hohen Werth als irgend anders wo fanden. Die Minister wollten dem klaren Augenscheine nicht trauen, und trachteten durch Erhöhung des Einfuhrzolles den Werth der eigenen Produkte im Preise zu erhalten. Die natürlichen Folgen dieses Systems konnten nicht ausbleiben, und zeigten sich bald durch ein verderbliches Schwanken der Preise. Vor dem Jahre 1821 hatten jene der Bodenerzeugnisse viermal gewechselt, und zwar auf eine so gewaltsame Weise, mit einem so plötzlichen Steigen und Fallen, daß die Kapitalien der Pächter, (rein produzirende und im höchsten Grade nützliche Kapitalien) durch den Wechsel der Umstände in die Taschen der Taxeneinnehmer, der geistlichen Zehnt-Einnehmer und in jene der Gutsherrn verschwunden waren. Die Art und Weise wie diese traurige Gestaltung der Dinge herbeigeführt wurde, verdient eine genauere Erörterung. Der Pächter mußte in den Verträgen, die er mit seinem Gutsherrn schloß, die Einfuhrspreise als Norm der Getreidepreise annehmen, um auf den Märkten mit dem Preise des fremden Getreides konkurriren zu können. Inzwischen aber waren die fremden Verkäufer mit ihrem Getreide, dessen Kultur ihnen viel geringere Kosten verursacht hatte, bereits Herren des Marktes geworden, und der einheimische Produzent mußte seine Waare unter dem reellen Werthe der Produktionskosten losschlagen, um nur die Konkurrenz halten zu können. Er verlor auf diese Weise mindestens die Interessen seines Kapitals, und war nebstdem noch den Gefahren einer schlechten Ernte bloßgestellt. Die im Jahre 1816 eingetretene Nässe trieb den Werth eines Quarters Korn auf beinahe 6 Pfd. St., und begünstigte den Irrthum des Premierministers, Lord Liverpool, welcher die Ursache jener auffallenden Fluktuation dem natürlichen Ueberflusse der Produkte zuschrieb!!. Die Landwirthe öffneten endlich die Augen, und erblickten den Abgrund unter ihren Füßen. Sie vereinigten sich zu Petitionen, und machten die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen das von den Ministern eingeschlagene Verfahren. Herr Robinson aber entgegnete als Präsident der Handelskomites, es sey der feste Entschluß der Regierung von der eingeschlagenen Bahn nicht abzuweichen, da die getroffenen Maßregeln sowohl durch die Politik, als durch die Vernunft und den Zustand des Handels selbst, geboten wären; so zwar, daß man ihnen ohne unkluge Vermessenheit nicht entsagen könne. Diese, mit halsstarriger Konsequenz durchgeführte Maßregel, trug im Jahre 1820 ihre Früchte. Die temporisirenden Palliativmittel und Verzögerungen drückten das Gift noch tiefer in die Wunde, die der Agrikultur Englands geschlagen war. Während der Jahre 1817, 1818 und 1819, war die Einfuhr übermäßig groß gewesen; die Kornpreise fielen, aber die Steuern blieben unverändert, so daß der Pächter, welcher um 30 Schillinge Getreide verkaufte, mehr als zwei Drittheil dieser Summe an die Regierung abgeben mußte. Seine Kapitalien erschöpften sich, und der Ruin der arbeitenden Klasse war die natürliche Folge davon.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtige Bevölkerung von St. Petersburg.

Diese Stadt, anfänglich nur zu einem Waffenplatze bestimmt, ward im Jahre 1721 der Sitz der Regierung. Der kräftige Wille Peters des Großen besiegte die Abneigung der Großen seines Reichs, und mitten unter mit Nebeln umhüllten Morästen und auf kostspieligem Pfahlwerke gründete er seine neue Hauptstadt, die jetzt, rücksichtlich der Menge ihrer öffentlichen Gebäude und ihrer großen Plätze und Straßen, die schönste in Europa ist. So geschmacklos und bizarr auch die Bauart mehrerer der öffentlichen Gebäude seyn mag, die diese Hauptstadt zieren, so vergißt man doch diese Mängel bald, wenn man die breiten Straßen, die unermeßlichen aus Granit erbauten Quais an der Newa, diese Massen von Marmor und Porphyr und das lebendige Schauspiel eines schönen Flusses und eines großen Seehandels betrachtet.

Im Jahre 1826 betrug die Bevölkerung dieser Stadt 320.000 Seelen; die Zählung von 1831 wies 448.221 Seelen: 316.211 Männer und 132.010 Weiber nach. Die Bewegung der Bevölkerung in diesem letztern Jahre stellt sich folgendermaßen heraus:

		Männl. Geschlecht.	Weibl. Geschlecht.
Heirathen . . .	1041		
Geburten . . .	6511	3545	2966

Die Hauptsumme der Verstorbenen belief sich auf 25,399, und läßt sich auf folgende Weise eintheilen:

An gewöhnlichen Krankheiten Verstorbene	10.225
Selbstmörder	22
An der Cholera gestorben	15.152

Vergleicht man die Anzahl der Geburten mit der der Sterbfälle, so zeigen sich zwei bemerkenswerthe Umstände: der erste ist, daß die Zahl der Verstorbenen die der Gebornen bei weitem übersteigt, und der zweite, daß die Anzahl der neugebornen Knaben im Verhältniß zu der der Mädchen weit größer ist, als dieß sonst irgendwo in Europa der Fall zu seyn pflegt, denn nach Hufeland ist dieses Verhältniß nur wie 20 zu 21. Wären wir im Besitze einer größern Reihenfolge von Angaben, die sich nach demselben Verhältnisse herausstellten, so wäre dieß der erste Beleg zur Rechtfertigung der Theorie jener Anthropologen, die da behaupten, in den kalten Ländern würden mehr Knaben als Mädchen geboren. Uebrigens schiene auch der Stand der Bevölkerung von St. Petersburg im Jahre 1831, aus $^2/_3$ Männern und $^1/_3$ Weibern bestehend, diese Hypothese zu bestätigen, wenn man nicht andere, mehr oder weniger entscheidende Ursachen in Ausschlag bringen müßte. Eine merkwürdige Thatsache bleibt es indeß, daß die Bevölkerung von St. Petersburg sich im Laufe der letztern sieben Jahre bedeutend vermehrt hat, ungeachtet die Zahl der gewöhnlichen Todesfälle, die durch die Cholera verursachten ungerechnet, stets größer war, als die der Geburten. Vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1822 war das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen, wie 100 zu 134. Die russischen Statistiker machen auf diesen Umstand aufmerksam, ohne jedoch, aus einer unbegreiflichen Nachlässigkeit, die Ursache anzugeben.

Was die Zunahme der Bevölkerung dieser Hauptstadt betrifft, so läßt sich annehmen, daß sie dem bedeutenden Handel, dessen Sitz sie ist, und dem Hofe, der eine große Menge von Fremden aus dem Innern und selbst aus fremden Ländern herbeizieht, zuzuschreiben ist. Was das Mißverhältniß zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung betrifft, so ist zu bemerken, daß Rom eine ähnliche Abweichung zeigt, was zu dem Schlusse führt, daß dieser Abstand seine Ursache in der besondern Zusammensetzung der Bevölkerung beider Städte haben mag. Rom, die Hauptstadt der Christenheit, schließt eine zahlreiche Geistlichkeit in sich, und Petersburg, die Hauptstadt eines kriegerischen Reichs, ist der Sitz einer starken Garnison; erwägt man diese Umstände, so ist auch zugleich das Problem des Ueberschusses der Sterbefälle über die Geburten gelöst. Die große Sterblichkeit in St. Petersburg ist ohne Zweifel dem ungesunden Klima und vorzüglich noch der thierischen Lebensart der niedern Klassen beizumessen.

Die nachstehenden Angaben mögen einen Begriff von der Thätigkeit geben, mit der man die Vergrößerung dieser Hauptstadt betreibt. Im Jahre 1831 zählte man in Petersburg 30 Brücken, 455 öffentliche Gebäude, 187 Manufakturen oder große Werkstätten, 2654 steinerne und 5550 hölzerne Häuser. Im Laufe des gegenwärtigen Jahres wurden 90 neue Häuser ausgebaut und 132 waren noch im Bau begriffen. Die meisten dieser neuen Bauten versah man, zu größerer Sicherheit gegen Feuersgefahr, mit eiserner Bedachung, aus 2 Fuß 4 Zoll breiten, 4 Fuß 8 Zoll langen und 2 Linien dicken eisernen Platten bestehend, deren Gewicht 12½ Pfund beträgt; d. h. jeder Quadratfuß wiegt 1 Pfund 5 Unzen. Da diese Platten schuppenförmig aufeinander gelegt werden, so läßt jede, wenn sie

befestigt ist, eine Oberfläche von nur 2 Fuß Breite und 4 Fuß Länge sichtbar; sie werden mit Oehren oder Nägeln auf den Sparren befestigt. Um den Rost abzuhalten werden sie, ehe man sie auflegt, auf beiden Seiten mit Oelfarbe überstrichen, und ist das Dach hergestellt, so erhalten sie auf der äußern Fläche noch einen Anstrich. Um 100 Quadratfuß zu decken, bedarf es 12 Stück Platten, deren Gewicht 180 Pfund beträgt und eine Auslage von 45 Franken 60 Cent., also 45 Cent. für den Quadratfuß erfordert.

Vermischte Nachrichten.

Die Missionäre der mährischen Brüder konnten bei ihrem Bekehrungsgeschäfte in Grönland nur mit der größten Schwierigkeit das Volk bewegen, auf seine alten Heirathsgebräuche zu verzichten. Sie mußten sich endlich entschließen, Grönländerinnen, die sie liebten, zu heirathen; auch lebten sie mit ihnen ganz im Geiste des christlichen Ehebündnisses, in der Hoffnung, die Eingebornen zur Nachahmung zu ermuntern. Allein in Grönland fordert die Sittsamkeit und der Anstand, daß ein mannbares Mädchen nicht unter ihren Freiern eine Wahl trifft; auch die Aeltern dürfen sich nicht in die Heirath ihrer Töchter mischen; sondern die Liebhaber entführen sich ihre Bräute mit Gewalt. Hierin bestand die alte Galanterie dieser Volksstämme, die sich bis auf diese Stunde noch nicht ganz verloren hat. Einige Freunde des Liebhabers begaben sich in die Wohnung des Mädchens, und schleppten sie, sie mochte wollen oder nicht, unter den Augen ihrer Aeltern hinweg. Es geschieht nicht selten, daß das Mädchen kein Wort davon weiß, daß ihr Entführer sie liebte; aber auch, wenn er sie davon in Kenntniß gesetzt hat, muß sie sich aus allen Kräften wehren und buchstäblich mit den Haaren zur Heirath ziehen lassen. Dauert ihr Widerstand auch noch außer der Hütte ihrer Aeltern fort, und will sie noch immer nicht gutwillig ihrem Liebhaber folgen, so darf sie sich nur gefaßt halten, einige gute Püffe als Morgengabe zu empfangen. Wenn sie in der Hütte ihres Zukünftigen angelangt ist, so überläßt sie sich der wildesten Verzweiflung, ihre Haare fliegen zerstreut um ihre Schultern, ihr Gesicht ist in Thränen gebadet, und sie sucht bei der nächsten besten Gelegenheit zu entfliehen, und sich auf den schneebedeckten Felsen oder in den entlegenen Thälern zu verbergen. Manchmal schneidet sie sich, und Dieß ist ihre letzte Zuflucht — die Haare ab. Dieß entscheidet, denn ein Mädchen, das sich in Grönland die Haare abschneidet, wird nie mehr einen Freier finden. Gelingt es einem jungen Manne, seine Geliebte in seiner Hütte zu behalten, so bringt sie mehrere Tage in der größten Niedergeschlagenheit hin, und nimmt keine Nahrung zu sich. Fruchtet aber alles Liebkosen und Schmeicheln nichts, dann wehe ihr; dann mischen sich die alten Weiber des Hauses in's Spiel, und mißhandeln sie mit unbarmherziger Rohheit. Diese barbarische Sitte strebten nun die mährischen Brüder in Abnahme zu bringen, indem sie die jungen Grönländer, die heirathen wollten, bewogen, erst sie, die Missionäre, um Rath zu fragen, dann ihre Absichten den Aeltern des Mädchens und endlich diesem selbst mitzutheilen. Es gelang ihnen sehr oft; allein der Erfolg fiel ganz anders aus; die Hartnäckigkeit der Mädchen und ihre Flucht in die Berge hatten wieder Mißhandlungen zur Folge. Eine Wittwe muß ihre Traurigkeit nicht bloß durch Thränen, betrübtes Aussehen, schmucklose Haare u. s. w. zu erkennen geben, sondern auch durch Nachlässigkeit in der Kleidung und an ihrer Person. Wenn eine Frau kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes in Putz und reinlich erscheint; so wird Dieß als ein Zeichen angesehen, daß sie sich wieder zu verheirathen gedenkt. Uebrigens sind die Grönländerinnen nicht wenig putzsüchtig. Der Dämon der Eitelkeit und Koketterie nistet auch in den Herzen der Grönländerinnen Ein paar Hosen von Rennthierfell werden als ein nicht geringer Staat betrachtet; auf einen vollständigen Anzug von Rennthierfellen aber ist eine Grönländerin so stolz als eine Europäerin auf einen neuen Ballanzug Zwar ist die Schönheit der Grönländerinnen nicht sehr anziehend; allein es fehlt ihnen demungeachtet nicht an Anmuth und Reizen, besonders ist ihr sanftes Wesen nicht ohne Liebenswürdigkeit.

•

Der weißköpfige Adler von Nordamerika ist einer der größten und furchtbarsten Raubvögel. Seine Ruhe und Geduld, mit der er auf Beute lauert, könnte man auf den ersten Blick für stumpfsinnige Faulheit ansehen, wenn das Feuer, das von Zeit zu Zeit aus seinen Augen funkelt, nicht seine wahren Eigenschaften verriethe. Uebrigens scheint dieser Vogel, dem die Natur eine Stärke verlieh, welcher nur wenige Bewohner der Luft Widerstand zu leisten vermögen, eine leichte Beute zu verschmähen. Er liebt besonders die Fische, deren er jedoch unmittelbar nicht habhaft werden kann, weßhalb er dabei auf eine Weise verfährt, die bekannt zu werden verdient. Meistentheils trifft man ihn am Ufer großer Flüsse, nahe bei Wasserfällen, wo der Wogenschwall todte Körper auszustoßen pflegt. Lange darf man nach ihm herumspähen, bis man ihn gewahr wird. Da er unbeweglich auf irgend einem grade auslaufenden Aste sitzt und außerdem von dunkler Farbe ist, so dauert es lange, bis das Auge ihn findet. Er scheint zu schlafen und alle kleinern Vögel, die am Ufer sich versammeln, um an den vom Wasser ausgeworfenen Körpern zu schmausen, zu verachten. Das tausendstimmige Geschrei hungriger Raben, der langsame Flug eines Zuges von Störchen, der sich in einen entlegenen Sumpf herabläßt. Nichts scheint seine Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Augen sind zum Himmel emporgerichtet, und wenn man seinen kahlen Kopf dazu in Anschlag bringt, möchte man ihn fast für einen alten Einsiedler halten, der im Nachdenken über die Nichtigkeit aller Dinge hienieden versunken ist. Plötzlich aber schießt ein Blitz aus seinen Augen. Ein Zittern, das ihn schüttelt, verräth, daß irgend etwas, was dem Beobachter noch nicht bemerkbar ist, ihn angesprochen hat. Lange Zeit kann man seinen Blick umherschweifen lassen, bis man endlich hoch in den blauen Lüften einen schwarzen Punkt gewahrt. Der Adler aber hat schon lange zuvor den Gegenstand erkannt, den er mit solcher Geduld erwartete. Der Punkt vergrößert sich, streicht am Himmel hin, kommt näher, und man erkennt den schönen Fischsperber, der über den Fluß hinschweift und dessen Spiralflug ihn der Oberfläche des Wassers immer näher bringt. Der Adler verwendet kein Auge von ihm. Sein bisher unbeweglich gebliebener Körper fängt an auf dem Zweige hin und her zu schwanken, sein Hals verlängert sich, seine Flügel sinken — noch scheint er schlaftrunken unbehülflich; allein es ist nicht mehr jene Bewegungslosigkeit, die stundenlang gedauert hat. Der Sperber hält einen Augenblick inne im Flug und schießt dann schneller als ein Gedanke in die Wellen herab, in denen er verschwindet. Indeß ist der Adler in der größten Lebhaftigkeit; sein Körper ruht nur noch leise auf dem Zweige, seine Flügel sind ausgespreitet, sein Blick scheint den verschwundenen Sperber unter dem Wasser zu verfolgen; die ängstlichste Spannung drückt sich in allen seinen Bewegungen aus. Endlich kommt der geschickte Taucher wieder zum Vorschein, ein gewaltiger Fisch zappelt in seinem Schnabel. Der Adler stößt einen Schrei aus und schießt auf ihn los und nun beginnt die merkwürdigste Jagd, die man sich denken kann. Der arme Sperber sucht vergeblich seinem furchtbaren Gegner zu entfliehen; durch die Last seiner Beute gehindert sucht er durch alle möglichen Flugkünste den Adler zu täuschen. Bald steigt er schnurgerade in die Höhe, bald läßt er sich wie ein Pfeil herabschießen, Alles umsonst, der Adler ist ihm nahe und schwebt schon über seinem Nacken; der Sperber stößt einen Schrei der Verzweiflung aus, läßt seine Beute fallen und entflieht mit verdoppeltem Flügelschlage. Unbekümmert um ihn schießt der Adler bloß dem Fische nach, erhascht ihn, bevor er noch die Fläche des Wassers wieder erreicht hat, schwingt sich dann auf einen einsamen Felsen und verzehrt hier die abgejagte Beute.

•

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie las Herr Bisson eine Abhandlung über die Anwendung des weißen Baumschwammes gegen die nächtlichen Schweiße der Phthisiker vor, indem er entwickelte, daß dieses Mittel in Dosen von vier, sechs, acht und zehn Gran einige Tage hintereinander gegeben, gewöhnlich die Schweiße aufhören mache, wenn die Kranken nicht an Diarrhöe leiden; in letzterm Fall muß es mit Opiumextrakten versetzt gegeben werden, wo es gleichen Dienst leistet; weichen aber die Durchfälle dem Opium nicht, so darf der weiße Baumschwamm nicht angewendet werden, da er hier schädlich wirken würde. Kann er aber angewendet werden, so verschafft er den Kranken einen sanftern Schlaf und lindert die Erschöpfung; und kann er die Phthisis nicht heilen, so verzögert er doch wenigstens bedeutend ihren Verlauf, indem er eines der gefährlichsten und lästigsten Symptome hebt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 333. 28 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

4. Wohnungen und Städte.

Die maurischen und arabischen Landesbewohner leben meist unter Zelten oder beweglichen Hütten, welche Khaimat genannt werden, von dem Schatten, welchen sie bieten, und Beit oder Bujut-es-sciär, was Häuser von Wolle oder Haar bedeutet. Sie unterscheiden sich von einander durch ihre Größe, und werden von zwei oder drei Stangen von 8 bis 10 Fuß Höhe und 3 bis 4 Zoll Dicke getragen. Sie haben eine Kegelform, gleichen einer umgestürzten Barke, und werden aus einem Geflechte von grober Wolle oder Ziegenhaar, und bisweilen aus den Fasern einer gewissen Wurzel Namens Left-el-adum gearbeitet. Eine Vereinigung eines Hunderts solcher Zelte, in länglich runder Form, bisweilen halbmondförmig oder in Parallellinien zusammengestellt, nennt man Duar, d. h. Weiler, und sie gleichen einem Dorfe, in dessen Mitte man ein mehr in die Augen fallendes Zelt stellt, das als Moschee dient. Ist ein solcher Weiler bleibend und befindet er sich auf dem Gipfel einer Anhöhe oder eines Hügels, so nennt man ihn Mers oder Flecken; und liegt er am Abhange eines Berges, so heißt er Scharf oder emporsteigender Weiler. An den durch Löwen unsicher gemachten Orten umgibt man diese Dörfer mit Dorngesträuch und Hundsdorn, vor denen diese Thiere eine große Furcht haben. Jedes dieser Dörfer wird von einem Scheikh oder ältesten Häuptlinge regiert; und gehorchen deren mehrere einem einzigen Scheikh, so nennt sich dieser Scheik-el-Kebir, d. h. der alte oder große Herr. Diese stehen dann unter den Caiden oder Gouverneurs der Provinzen. Andere Stämme, namentlich der alten Araber und der Mauren, wohnen nicht unter Zelten und ändern ihre Wohnorte nicht, sondern haben beständige Sitze in Gebirgsdörfern, Dascar genannt, aus Hütten bestehend, welche man Gurbin nennt, aus Lehm oder Steinen von alten Trümmerhaufen erbaut, und mit Stroh oder einer Lage von Zweigen gedeckt. Diese Dörfer, bei alten Schriftstellern Mapalia geheißen, vom punischen Worte Mapul, das feste Wohnung bedeutet, sind noch wie sie von jenen beschrieben wurden; denn damals wie jetzt unterschieden sich unter den Völkern Mauritaniens jene, welche mit ihren Zelten umherirrten, und die andern, welche in ihren bleibenden Hütten wohnten. In letzteren dient gewöhnlich derselbe Raum zum Schlafgemach, Stall und Wohnzimmer; aber man trifft dort weder die Reinlichkeit der Zelte der Duaren noch denselben Wohlstand. Die Amazirghen leben in regelmäßigen Hütten oder Häusern, welche von Steinen, Thon und Kalk gebaut und mit Stroh und Zweigen gedeckt sind. Manche dieser Wohnungen haben auch einen oder zwei Thürme und Schießscharten in den Mauern zur Vertheidigung gegen Feinde. Man nennt sie Tigmin und in der einfachen Zahl Tagimi, und sie bilden an vielen Orten, namentlich in dem Bezirke von Tamenat, zwischen Mogodore und Santa Cruz, sehr beträchtliche Dörfer, unter denen Demnet, Fruga und Emtuga die bemerkenswerthesten sind.

Mit Ausnahme der kaiserlichen Städte Fas, Marokko und Miknás, welche abwechselnd die Residenz des Herrschers sind, und der Seestädte Tetuan, Tanger, El-Araisch, Salé, Rabatt, Mogodore und Tarudant, sind die übrigen Städte des Reichs im Allgemeinen von geringer Bedeutung. Ohne hier in das Labyrinth der bisher wenig bekannten provinziellen Topographie überzugehen, werden wir nur einen Ueberblick der vornehmsten Städte, d. h. derjenigen geben, welche die Beachtung am meisten verdienen, mit derjenigen beginnend, wo die Konsuln der christlichen Mächte gewöhnlich ihren Sitz haben.

Im Reiche Fez.

Tanger, von den Mauren Tansgia oder Tandscha, zu Zeiten der Römer Tinge oder Tingis, und unter dem Kaiser Claudius Traducta Julia genannt, mittelgroße Stadt in der Provinz Hasbat, nicht schön, aber gut und malerisch auf einem Hügel gelegen, der sich von dem Judenflusse bis zu einem geräumigen Meerbusen in dem engsten Theile der Straße von Gibraltar erstreckt, drei Meilen nach Osten vom Kap Spartel entlegen, und sich eine Meile weiter mit der Spitze von Malabatta von den Arabern Ras-ul-menär, d. i. Vorgebirge des Leuchtthurms oder der Gränze geheißen, endend, wo ein Zweig des kleinen Atlas sich ins Meer senkt, der seinen Namen Andschera oder Angiara dem ganzen gebirgigen Bezirke verleiht, welcher sich vor Tanger auf der einen Seite bis Ceuta, auf der andern bis Tetuan und zu den Bergen des Er-Rif ausdehnt. Von dem alten Tingi, Tangia-bëlia, in den entferntesten Jahrhunderten von Amazirghen erbaut, und vielleicht die einzige vor der Ankunft der Karthager daselbst bestehende Stadt, sieht man noch viele Spuren auf einem andern Hügel im Grunde der Bucht, bei der jetzt ver-

sandeten Mündung des kleinen Flusses El=Hhalkh oder Tind=scha, welcher, die nahe Ebene von M'ghöga bewässernd und sein Wasser mit dem des Meeres mischend, eine große Menge des feinsten Meersalzes hervorbringt. Der Umkreis der alten Mauern und die Ueberbleibsel einer prächtigen über den Fluß führenden Brücke und eines Sicherheitshafens (Darsena), in den die römischen Galeeren hineingezogen zu werden pflegten, zeigen, daß der Name dieser berühmten Stadt nicht mit Unrecht der ganzen tingitanischen Provinz mitgetheilt wurde. Das heutige Tanger, eine Meile mehr westlich gelegen, am westlichen Punkte der Bucht, hat 9500 Einwohner, mit Einschluß von 2500 Juden, 1400 Schwarzen, 500 Berbern und vielleicht 100 Christen, und besitzt einen kleinen Hafen, der mit geringen Kosten vermittelst Wiedererbauung des zerstörten Molo vorzüglich sicher gemacht werden könnte. Dort wohnen die Konsuln aller christlichen Nationen, welche mit dem Beherrscher von Marokko Frieden haben, und sie haben anmuthige Gärten in der Nachbarschaft, namentlich die von Schweden und Holland, in der Nähe des Stadtthores; die von Dänemark, Frankreich und Amerika weiter gegen den Judenfluß zu, und der portugiesische gegen die schöne Ebene Schoani, oder Ebene der Brunnen, hin. Dieser Kreis von Gärten und Weinbergen wird aber südwärts begränzt, und zum Theil sogar durchschnitten durch eine kleine Wüste von Triebsand, welcher mit jedem Jahre sich anhäuft, und endlich die ganze Bucht anfüllen und einen Theil dieser freundlichen Gartenanlagen begraben wird. Dieser Sand besteht aus gekörntem Staube von Quarz und Feldspath, mit sehr feinen Stückchen von Muscheln vermengt, und aus Lagen von Kreidemergel, neuerdings durch die Konglomeration des Sandes und der fossilen Reste animalischer Substanzen gebildet.

Die Mauern der Stadt sind in einem Einsturz drohenden Zustande; sie sind mit einigen runden und andern viereckigen, 60 Schritte von einander entlegenen Thürmen versehen, und auf der Landseite mit einem nicht minder verwahrlosten Graben umgeben, der mit Bäumen bepflanzt, und von Obst= und Gemüse=Gärten umgränzt ist. Auf der Seeseite wird die Stadt von zwei Batterien in schöner Ordnung vertheidigt, deren erstere Tofana, die zweite Della Marina heißt. Die erste hat 15 Kanonen und einige Mörser, die zweite höhere 11 Kanonen, welche den Hafen und die Rhede von vorn bestreichen; eine kleine mit zwei Kanonen besetzte Flanke vertheidigt den Einschiffungsplatz und das Thor, welches man das Seethor nennt. Mehr aufwärts und gerade über dem Molo gibt es eine andere Batterie, El=Burdsch oder das Fort genannt, mit 12 Kanonen, die auch die äußere Seite gegen die Meerenge bestreichen, aber keine zehn Minuten lang das Feuer eines regelmäßigen Angriffs auszuhalten vermöchten. Der Gipfel des Hügels sodann, welcher nördlich steil gegen das Meer hinragt, trägt die Cassaba oder Al Cass'ba, nämlich die Burg, die Wohnung des Pascha's oder Gouverneurs, deren Mauern sich auf der einen und andern Seite mit denen der Stadt vereinigen. Auf der Landseite gibt es keine Batterie außer in dem Theile der Burg, welcher nach der Ebene Marschan hinsieht, und der den Meeresstrand zwischen der Stadt und dem Judenflusse vermittelst zweier dort angelegter Batterien beherrscht. Der südliche und östliche Strand der Bucht wird von drei anderen Batterien, jede von 4 bis 6 Stücken, vertheidigt.

Die Hauptmoschee der Stadt ist groß, schön und vor wenigen Jahren gebaut. Außer derselben gibt es drei kleinere und eine innerhalb der Mauern der Burg, die gleichfalls eine nicht unbedeutende Vorstadt einschließen. Die Juden haben in Tanger verschiedene Synagogen und die Christen eine Kirche mit einem kleinen Klost r spanischer Franciskanermönche.

Außer dem Seethor, Bab=el=marsa, hat die Stadt noch drei andere, nämlich Bab=ed=Debbagh, oder das Gerberthor, südlich nach dem Strande im Grunde der Bucht; gegen Westen das Bab=es=Suc oder Thor des öffentlichen Markts, und in der Burg das Bab=el=Khalu oder Landthor. In der Stadt gibt es nur einen einzigen etwas bedeutenden Platz, den viele Kramladen und die meisten Häuser der europäischen Konsuln umgeben. Die Wohnungen der Mauren und Juden sind meist niedrig und schlecht; einige Herren besitzen jedoch Häuser von zwei bis drei Stockwerken, die ziemlich groß und bequem, aber fast immer schlecht gebaut sind, mit langen sehr schmalen Zimmern, die nur von dem viereckigen Gange aus, um den sie herum gebaut sind, Licht erhalten. Die Straßen sind im Durchschnitt breiter und weniger krumm als in den meisten mohammedanischen Städten: jene, welche von dem Seethore an der Hauptmoschee vorbei und über den großen Platz bis zum Marktthore führt, und eine andere, in welcher das Kloster, und das spanische, portugiesische und englische Konsulat liegen, sind vielleicht schöner als die meisten Straßen vieler alten französischen und italienischen Städte.

Für den Verkehr mit dem nahen Europa hat man zwischen Tanger und Tarifa eine Kourierbarke eingerichtet, welche jeden Freitag die Briefe bringt und mit den Antworten zurückkehrt. Die Ueberfahrt geschieht in zwei Stunden, wogegen man von Gibraltar aus nicht weniger denn vier oder fünf braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Weltmeervölker.

(Schluß.)

Nirgends, mit Ausnahme der civilisirtesten Länder von Europa, genießen die Weiber so großer Vorrechte, als sie ihnen durch Sitte und Gesetze bei mehreren Malaienstämmen des großen Weltmeeres, namentlich bei den Bugis und Makassaren zugesichert sind. Im Staate Wadjo auf Celebes nehmen sie einen sehr thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten und genießen vollkommen gleiche Rechte mit den Männern. Die Staaten Lawu und Lipukosi, auf derselben Insel, werden von zwei Frauen beherrscht. In einigen Königreichen von Timor und namentlich in Amakong, können die Weiber bei Abgang männlicher Erben die Herrschaft übernehmen. Die berühmte Batara Toja, die im Jahre 1714 zur Königin von Boni=Celebes ernannt wurde, trat ihre Krone ihrem Bruder ab; da dieser abgesetzt und Batara von Neuem zur Königin erwählt worden war, entsagte sie der Krone zum zweiten Male zu Gunsten eines andern Bruders. Im Jahre 1628 stellte sich die berühmte Wandan Sari, Toch=

ter des Sultans von Mattaram, in kriegerischer Rüstung an die Spitze ihres Heeres, und trug durch ihre Tapferkeit und ihre Zusprache nicht wenig zur Eroberung von Giri bei, vor welchem ihr Gemahl eine Niederlage erlitten hatte. Die Weiber von Bali, Java und andern Inseln genießen einer Verehrung, über die man in einem Lande, wo die Polygamie herrscht, erstaunen muß; sie haben sich einer großen Freiheit zu erfreuen und die mohammedanischen Fürsten des indischen Archipels, in dieser Hinsicht sehr verschiedener Gesinnung von ihren Glaubensgenossen in Asien, Afrika und Europa, erlauben den Fremden ihre Weiber in den Harems zu besuchen. Die grausamen Dejaks von Borneo und die Alforesen von Ceram, die grimmigen Seeräuber von Sulu und Mindanao und die kriegerischen Einwohner des Tonga-Archipels behandeln ihre Frauen mit Güte, während die Weiber der Battas, Tagalen und Bissayos auf den Philippinen, der Eingebornen des Archipels von Sandwich, Mendana, Hamoa und Fidschi mit Arbeiten überladen, und von ihren Männern wie Sklavinnen behandelt werden. Die Weiber der Eingebornen der Radackkette, im Centralarchipel (den Mulgrave-Inseln) folgen ihren Männern und Geliebten in den Krieg, und schleudern, hinter ihnen aufgestellt, Steine auf den Feind.

Dieß sind die Hauptzüge, durch welche die verschiedenen Völkerschaften des großen Weltmeeres — von allen Bewohnern des Erdballes unstreitig diejenigen, die in ihren Sitten und Gewohnheiten so schneidende Gegensätze bieten — von einander unterschieden sind. Durch ungeheure Meeresarme von einander getrennt, haben diese abgeschiedenen Inseln, auf die sie die Vorsehung vertheilte, jede für sich, eine eigene Civilisation, eigene Sitten geschaffen, die oft von einer Insel zur andern eine größere Verschiedenheit haben, als die Sitten Spaniens und Rußlands. Obgleich auf den ersten Blick ins Auge fällt, daß die topographische Lage der Länder, die sie bewohnen, die Ursache der bizarren Abartungen ist, durch die sie sich von einander auszeichnen; so bleibt dem Anthropologen doch immer noch eine ziemlich schwierige Aufgabe. Unter der ungeheuren Menge widersprechender Berichte, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert über die verschiedenen Inselgruppen, aus denen der fünfte Welttheil (Ozeanien) besteht, bekannt wurden, kann man nur durch viele Mühe und eine scharfe und strenge Kritik dahin gelangen, die Wahrheit von der Lüge zu scheiden. Und ist auch die Wahrhaftigkeit der Thatsachen herausgestellt und anerkannt, so bleibt noch die Klassifikation dieser verschiedenen Völkerfamilien nach dem Grade ihrer mehr oder minder fortgeschrittenen Civilisation übrig — eine Klassifikation, die um so schwieriger wird, als die Schattirungen dieser Civilisation nicht genau bestimmt oder doch wenigstens unter sich verschieden sind.

Vermischte Nachrichten.

Wenn die Grönländer auf den benachbarten Inseln Besuche machen, so pflegen sie gewöhnlich einige Geschenke mitzubringen. Sind die Gäste willkommen, so empfängt man sie mit Freudengeschrei und Gesängen; die Bänke die ihnen zum Sitz bestimmt sind, werden mit Fellen belegt. Die Männer nehmen auf der einen, die Weiber auf der andern Seite Platz. Jene unterhalten sich mit großer Ernsthaftigkeit über alle ihre Angelegenheiten, sie mögen von Bedeutung seyn oder nicht, während diese von Verwandten, die sie durch den Tod verloren haben, sprechen, wobei es nicht an Thränen und Seufzern fehlt, die jedoch nach und nach aufhören. Dann erzählen sie sich, um ihren Schmerz zu zerstreuen, eine Menge seltsamer Geschichten von Ingersoit, Eiversorleck und andern Gebilden ihrer Phantasie, aus denen sie Gottheiten gemacht haben. Inzwischen kreist das Hirschgeweih mit Tabak gefüllt, unaufhörlich in der Runde und wenn das Mittagsmahl fertig ist, so setzen sich alle Mitglieder der Familie zu Tische, wozu manchmal auch Nachbarn und Freunde eingeladen werden. Bei solchen Gelegenheiten werden gewöhnlich drei oder vier verschiedene Schüsseln aufgetragen; ist es aber ein schon länger vorbereitetes Fest, so gibt es eine größere Mannichfaltigkeit von Gerichten. Ein dänischer Kaufmann, der von einem der reichsten Grönländer zu einem Festgelage eingeladen war, zählte folgende Gerichte: Bücklinge, ein gesalzenes Seekalbfleisch, gesottenes Seekalbfleisch, eine Schüssel von demselben Fleisch als Salat und eine andere gebraten, gesottenes Wildschwein, ein Stück eingesalzener Wallfischschweif und ein ungeheures Stück Wildpret. Die beiden letztern sind das Lieblingsgericht der Grönländer. Auch gesalzener Lachs und eingepöckeltes Rennthierfleisch wurde aufgesetzt. Der Nachtisch bestand aus zwei Schüsseln von Mauiberren, die eine mit Rennthierbrühe, die andere mit Wallfischthran angemacht. Bei solchen festlichen Gelagen zieht sich die Unterhaltung in mehrere Stunden hinaus. Jeder erzählt einige außerordentliche Abenteuer, und obgleich diese Erzählungen höchst weitläufig ausgesponnen sind, so lassen die Zuhörer doch ihre Geduld nicht ermüden. — Das Sonnenfest ist bei diesen Völkern das wichtigste von allen; gewiß hat aber auch Niemand so gerechten Grund die Wiederkehr des wohlthätigsten aller Gestirne feierlich zu begehen, als die Grönländer. Dieses Fest fällt gegen Ende Dezembers. Um diese Zeit finden im ganzen Lande zahlreiche Zusammenkünfte statt; bei allen diesen Gelagen aber geht es sehr nüchtern zu, da es in Grönland weder Wein noch Branntwein gibt, und bloß Wasser getrunken wird. Man bringt die Nächte mit Tanz und Gesang zu. — Einer der eigenthümlichsten Gebräuche dieses Volkes sind ihre Gesangeskämpfe. Ist ein Grönländer von einem andern beleidigt worden, so legt er seinen Verdruß keineswegs durch eine zornige Aufwallung oder Entgegnung an den Tag; sondern verfertigt ein satyrisches Gedicht, das er sodann überall, wohin er kommt, singt, bis sich die bittersten Stellen dem Gedächtniß der Weiber, Kinder und Hausgenossen eingeprägt haben. Dann läßt er Jedermann zu wissen thun, daß er seinen Gegner zu einem Zweikampfe — aber nicht auf den Degen — sondern auf Gesang herausgefordert habe. Beide Gegner begeben sich von einer Menge von Zuschauern begleitet an den zum Kampf bestimmten Ort. Der Beleidigte singt nun seine Satyre, unter Begleitung einer Trommel, das einzige Instrument, das die Grönländer haben, und während des Gesanges suchen ihn seine Freunde durch ihren Zuruf aufzumuntern. Ist die Satyre recht beißend scharf und schlagend, so weiß sich die Versammlung vor Lachen nicht zu lassen. Ist das Gedicht zu Ende, so tritt nun der Angeklagte in die Mitte des Kampfplatzes und sucht durch Bitterkeit der Sarkasmen seinen Gegner zu übertreffen; gelingt ihm Dieß, so treten die Lacher nun auf seine Seite, jener wird ausgezischt, und diesem durch allgemeinen Zuruf der Sieg zuerkannt. Bei dieser Art Zweikämpfen sind alle Arten feiner und derber Spöttereien, die bittersten und hämischsten Vorwürfe erlaubt, dagegen Zorn und aufbrausender Ungestüm streng verboten. Die Versammlung bildet das Geschwornengericht, und spricht dem vorzüglicheren Dichter den Sieg zu.

*

Es ist nun über drei Jahre, seit Kapitän Roß auslief, um eine nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen. Im November 1829 hörte man von ihm, daß er auf seiner Nordfahrt Icelandburg berührt habe. Im Monat Julius des folgenden Jahres erhielt man Bericht, daß sein Dampfschiff den Vordermast verloren hatte, den er aber wieder in Holsteinberg auf Grönland zu ersetzen Gelegenheit fand, da er hier ein londoner Schiff, „den Rockwood,“ fand, das von seiner Mannschaft verlassen worden war, so daß man davon den nöthigen Bedarf entnehmen konnte. Die einzige Nachricht, die man später noch von ihm erhielt, kam im Januar 1831 in England an, wo man vernahm, daß er nach jener Wiederausbesserung seines Schiffes sich genöthigt gesehen habe, in die Baffinsbay zurückzukehren, und daß er und seine kleine Mannschaft den Winter 1830 in der Lively Bay zugebracht. Seitdem wurde nichts mehr von

ihm gehört; weßhalb man gegenwärtig den Entschluß gefaßt hat, eine Landexpedition durch den nördlichsten Theil von Amerika zu machen, um sich über das Schicksal des Kapitäns Gewißheit zu verschaffen, und ihn wenn es Menschen möglich, wieder nach seiner Heimath zurückzubringen. Zu diesem Ende wurde jüngst in den Sälen der londoner Gartenbaugesellschaft, unter Vorsitz des Sir Georg Cockburn, eine sehr zahlreich besuchte Versammlung gehalten, der mehrere der ausgezeichnetsten Seemänner und Gelehrten der Hauptstadt beiwohnten. Sir Georg Cockburn entwickelte in beredten Worten das Verdienst und den Eifer des Kapitäns Roß, den ein erster mißlungener Versuch nicht habe abschrecken können, auf eigene Gefahr und eigene Kosten noch einmal das Wagniß zu unternehmen, und wo möglich zu vollenden, was Parry's und Franklins Anstrengungen nicht erreichen konnten. Zugleich machte er auf die ausgezeichneten Eigenschaften des Kapitäns Back aufmerksam, der sich freiwillig erboten habe, die Unternehmung zu leiten, deren Kosten, wenn sie drei Jahre dauern sollte, auf 5000, und wenn vier Jahre, auf 7000 Pf. St. angeschlagen worden seyen. Zu dieser Summe wird der Staat 2000 Pf. beitragen; das Uebrige hofft man in Kurzem durch Unterzeichnungen gedeckt zu sehen. Man hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Kapitän Roß das von Parry verlassene Schiff, „die Furie," und in ihr zum Ueberwintern Obdach und Brennstoff gefunden habe. Der durch seine Reisen in der Südsee rühmlichst bekannte Kapitän Beechey sprach hiebei die Ueberzeugung aus, daß Roß und seine Mannschaft noch am Leben und die Expedition nicht fruchtlos seyn werde.

•

Es gibt in Peru fahrende Aerzte, die man Chirimanos nennt. Es sind dieß Indianer aus Ober-Peru, oder Bolivia, wie es jetzt genannt wird, die in einem Landstriche, Namens Tungas zu Hause sind, wo sie verschiedene Kräuter, Pflanzensamen, Wurzeln, Harz u. s. w. sammeln, die sie auf ihren Wanderungen verkaufen. Auf diesen Fahrten werden sie auch in allen Arten von Krankheiten zu Rathe gezogen, für die sie nie im mindesten verlegen sind. Sie durchwandern auf ihrem Wege von Ober-Peru nach Buenos-Ayres eine Strecke von nicht weniger als 500 Stunden, und an der Küste von Nieder-Peru trifft man sie überall. Sie legen diese Reisen größtentheils zu Fuß zurück, und genießen zwar hinsichtlich ihrer arzneiwissenschaftlichen Kenntnisse in den größern Städten kein sonderliches Ansehen, dagegen setzt man auf dem Lande in ihre wenigen Arzneimittel, die sie sehr wohlfeil verkaufen, unbedingtes Vertrauen. Ihren guten Rath geben sie noch dazu unentgeldlich darein. In den Städten kauft man von ihnen Gummi, Kopal, Weihrauch und andere Harze zu Räucherungen in den Kirchen. Sobald ein Chirimano in ein Dorf kommt, versammelt sich sogleich die ganze Einwohnerschaft und umringt den Quacksalber, der für jedes Gebrechen ein unfehlbares Mittel in Bereitschaft hat. Am meisten Absatz finden diese fahrenden Aerzte mit Zaubermitteln, die größtentheils in Samenkörnern bestehen, die durchbohrt und an Schnüren aufgereiht, um den Nacken getragen werden. Manchmal lassen sie auch zur Ader, jedoch auf eine nicht sonderlich vervollkommnete Art mit einem Stück Glasscherben, der in einem Hölzchen befestigt ist, und mittelst Daumen und Zeigefingern angewendet wird.

•

Das traurige Ende des englischen Schauspieldichters Marlowe, wie es Tiek in seinem Dichterleben schildert, ist geschichtlich treu erzählt. Marlowe, der einen Nebenbuhler bei seiner Geliebten traf, stürzte sich wüthend auf ihn, sein stärkerer Gegner aber drehte ihm die Faust so, daß ihm die Spitze seines eigenen Dolches durch das Auge ins Gehirn fuhr. Wahrscheinlich geschah Dieß zu Deptford, wo dem Kirchenbuche zufolge, Marlowe am 1 Junius 1595 beerdigt wurde. Dort findet man auch als Thäter einen gewissen Francis Archer angegeben. Folgender Bericht von dem Tode des unglücklichen Dichters findet sich in einem Werke überschrieben: „Der Donnerkeil von Gottes Rache gegen hartherzige und halsstarrige Sünder, von E. Rudierde. 1648. 4°." (The Thunderbolt of God's Wrath against hart-hearted stiff-necked sinners), worin es heißt: „Wir lesen von einem gewissen Marlowe, einem Schüler von Cambridge, der ein Dichter und unflätbiger Schauspielmacher war, dieser Elende erdreistete sich zu sagen, daß der Diener Gottes Moses ein Hexenmeister, und unser süßer Heiland ein Verführer und Betrüger des Volkes gewesen sey. Aber hört ihr gehirnkranken und heillosen Dichter und Schauspieler, die ihr müßige Ohren mit thörichten Eitelkeiten bezaubert, wie es diesem gottlosen Bösewicht erging: da er mit Jemand in den Straßen von London Händel bekam und ihn erstechen wollte, so fing dieser, der sein schändliches Vorhaben gewahr wurde, ihm die Hand auf, und stieß ihm seinen eigenen Dolch ins Gehirn; und so hauchte er unter Flüchen und Gotteslästerungen seine stinkende Seele aus. Merkt euch Dieß, ihr Schauspieler, die ihr davon lebt, Narren über Sünden und Bosheit lachen zu machen."

•

Wenn man hört, daß Italien kürzlich erst mit einem Denkmal für Dante fertig geworden ist, so darf man uns Deutschen wahrlich nicht mehr den Vorwurf machen, daß wir zu Ehrensäulen für unsre großen Männer die Steine aus den neunundneunzig Ländern und Ländchen deutscher Zunge zusammen betteln, und wenn wir sie beisammen haben, nichts damit anzufangen wissen, als eine Schule oder ein Wirthshaus, zum großen deutschen Mann genannt, davon zu bauen. Indeß haben die Italiener doch noch Dieß vor uns voraus, daß sie ihren Fehler erkennen und bereuen, was immer eine halbe Besserung ist. „Um den unwilligen Geist des so lange vernachlässigten Dichters zu versöhnen," sagt ein italienisches Blatt, ist auf dem Denkmal die verspätete Errichtung desselben in folgender Aufschrift berührt: „Dante Alighierio Tusci honorarium tumulum, a majoribus ter frustra decretum, anno MDCCCXXIX feliciter excitarunt." Das Monument des Dichters der göttlichen Komödie, aus kolossalen Figuren bestehend, ist in der Kirche Santa Croce zu Florenz errichtet worden, wo die Asche so manches großen Mannes ruht. Schon im Jahre 1802 war man im Begriff, es zu errichten, allein die Einwohner von Ravenna wollten durchaus nicht des Dichters Asche hergeben, und hiedurch so wie durch andere Umstände wurde die Ausführung bis auf die neueste Zeit verzögert, wo denn endlich Stephan Ricci vor vier Jahren in den Stand gesetzt wurde, es zu vollenden.

•

Das londoner „Medical und Surgical-Journal" erzählt folgenden merkwürdigen Fall von einer Gehirnverwundung. „Am 17 März d. J. wurde ein Irländer, Namens Fagan, 23 Jahre alt, ein starker, kräftig gebauter Mensch in das Stevens Hospital zu Dublin gebracht, mit einer schweren Kopfwunde, von fünf Zoll Länge, die ihm in einem Wirthshausstreite, ein Dragoner mit dem Säbel versetzt hatte. Der Hieb war durch den Schädel und die Membrame eingedrungen und hatte das Gehirn selbst getheilt. Die innere Schädelwand war von der äußeren getrennt, und drückte auf das Hirn. Am vierten Tage nach der Aufnahme mußte ein Stück Hirnschale von einem Zoll Dicke und fünf bis sechs Zoll Länge weggenommen werden. Die Wunde war erst Anfangs Mai geheilt, und der Genesene am 15 dieses Monats aus dem Spital entlassen. Nun zeigte sich aber eine merkwürdige Veränderung in seinem Gedächtnißvermögen, das zwar alle Gegenstände wieder erkannte, aber die Worte dafür verloren hatte. Länger als ein Monat nach seiner Heilung sagte er einem Arzte: er kenne Alles, was er sehe, wie früher auch, nur wisse er keinen Namen dafür. Man zeigte ihm einen Knopf und sogleich sagte er lachend: „Das ist ein, ein, ein — Ach, ich kann nicht sagen, was es ist, aber es ist so ein" — mit diesen Worten zeigte er auf einen Knopf an seinem Rocke."

•

Die Aerzte der Hindus gehören insgesammt der Brahminenkaste an, und stehen bei dem Volke in hoher Achtung. Uebrigens besitzen sie sehr beschränkte Kenntnisse, die bei der geringsten verwickelten Krankheit erschöpft sind; doch scheinen ihre Arzneimittel, die sich von Vater auf Sohn forterben, von außerordentlich wirksamer Kraft, wenn sie die Natur des Uebels zu erkennen im Stande waren. Da ihnen ihre religiösen Satzungen verbieten, Blut zu vergießen, oder einen menschlichen Körper zu zerschneiden, so haben sie nicht die mindeste Kenntniß von der Anatomie. Wenn sie den Puls fühlen, sind ihre Finger in spielender Bewegung auf dem Handgelenke des Kranken. Sie glauben, daß alle Krankheiten aus drei Ursachen entspringen: aus Hitze, Kälte, oder Galle. Ihre Heilmittel sind lauter einheimische Produkte. Häufig bedienen sie sich eines künstlichen Bezoars von einem starken aromatischen Geruch, den sie mit etwas Wasser und Zucker vermischt geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 334. 29 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksâ.

4. Wohnungen und Städte.

Im Staate Fez.

(Fortsetzung.)

Ceuta, von den Mauren Sebta genannt und für das Esllissa des Ptolemäus gehalten, sodann von den Römern Septum geheißen, einst die Hauptstadt der Mauritania tingitana, und jetzt eine sehr wichtige Veste, Gibraltar gegenüber auf einer Halbinsel, welche die äusserste Spitze des alten Berges Abila, jetzt Aceo bildet, unter dem Vorgebirge Dshebel-Zatut oder Affenberg, mit kleinem und schlechtem Hafen und einer Stadt genannt Almina mit etwa 8000 Einwohnern. Nachdem Ceuta in den Händen der Römer, Vandalen, Gothen, Araber, Genuesen und Portugiesen gewesen, wurde es von den Spaniern erobert, welche es seit 1688 inne haben, ungeachtet aller von der marokkanischen Regierung gemachten Anstrengungen, wieder in dessen Besitz zu gelangen.

Tetovan, in der Landessprache Tetaun oder Tetanan, bei den Römern Jagath und bei den Amazirghen Tettegnin, große, schöne und reiche Handelsstadt der Provinz Hasbat, auf dem Abhang eines Hügels, der ein starkes Kastell trägt, in welchem ein Caid oder Präfekt wohnt, 8 Minuten vom Flusse Martil, an dessen Mündung, 1 starke Meile entfernt, sich ein anderes Kastell befindet, oder vielmehr ein Thurm, mit mittelmäßigem Hafen, wo indeß mit Frankreich, Spanien und Italien ein wichtiger Handel mit Wolle, Gerste, Wachs, Leder, Häuten, Schuhen, Matten, Orselje, Hornvieh, Maulthieren und Eßwaaren getrieben wird. Dem Binnenhandel werden Seidenwaaren, Schießpulver, Feuergewehre, Gefäße von gebrannter Erde, Dachziegel, gefirnißte Tiegel und eine Menge guten Tabaks geliefert. Die Stadt ist von guten Mauern umgeben, von viereckigen Thürmen beschützt, und zählt 1500 Häuser, von denen 170 den Millah oder die abgeschlossene Judenstadt (Ghetto) bilden, und etwa 16,000 Einwohner, worunter 9000 Mauren, 4200 Juden, welche 7 Synagogen besitzen, 2000 Schwarze und 800 Berbern. Einige Straßen sind hier wie in Fas und andern Städten des Landes oben bedeckt, und bilden eine Art langer dunkler Gallerien, die von einer großen Zahl kleiner Kramläden umgeben sind, welche beinahe eben so vielen Kleiderschränken gleichen. Die Frauen von Tetovan haben den Ruf, die anmuthigsten in der Berberei zu seyn, und man behauptet, dieß sey der Grund, weßhalb man den Christen so selten gestatte, sich daselbst niederzulassen. Im verflossenen Jahrhunderte wohnten dort mehrere Konsuln, jetzt aber befinden sich daselbst nur Vice-Konsuln und Handelsagenten, welche meist Juden sind. Die Umgebungen von Tetovan sind reizend, vortrefflich angebaut und mit angenehmen Landhäusern, blühenden Gärten und reichen Weinbergen bedeckt, deren Trauben besonders geschätzt werden, so wie die Apfelsinen dieser Gegend unbezweifelt die besten in der Welt sind.

Seisuan, oder Sensaon, Hauptort der Provinz Er-Riff, und Sitz des Caid, nicht große, aber von Handwerkern und Handelsleuten wohl bevölkerte Stadt, in fruchtbarer Gegend, die wenig Getreide, aber von vielen kleinen Flüssen bewässert, vielen Flachs hervorbringen soll. Das Gebirge von Sensaon ist eines der anmuthigsten und blühendsten in Mogh'rib-ul-Aksâ.

Terga, in der nämlichen Provinz, mit kleinem Hafen am Mittelmeer und etwa 3000 Einwohnern, meist Fischern, die mit den Bergbewohnern des Binnenlandes starken Handel mit gesalzenen Fischen treiben. Die Bewohner der Umgegend, Araber von dem Stamme Scharkhia oder dem östlichen, stehen im Rufe sehr tapfer, aber unwissend und bis zum Uebermaß wild zu seyn.

Gomera, oder Badis, das alte Parietina, vielleicht das Acra des Ptolemäus, hierauf Belis und von den Spaniern Velez de la Gomera genannt; sehr alte Stadt von etwa 600 Häusern, zwischen zwei hohen Bergen gelegen, mit einem Hafen am Mittelmeer. Auf dem nahen Eilande Peñon liegt das spanische Küstenfort Peñon di Velez mit 850 Einwohnern und festem Schloß auf der Spitze eines steilen Felsens.

Jelles, ein anderer Seehafen im Er-Riff, nicht weit von Gomera, mit Waldungen von wohlriechenden Fichten und phönizischen Wachholderbäumen umgeben.

Alhucemas, arabisch Hadschar-un-Neccor, oder Felsen des Naccor, eines Flusses, der die Provinz Er-Riff von jener von Gart trennt und sich in eine schöne und geräumige Bucht ergießt, wo auf einem steilen Felsen ein spanisches Küstenfort liegt, mit einer kleinen Stadt von 600 Seelen, Alhucemas genannt, welches im Arabischen Lavendel bedeutet. Unfern dieser Bucht liegt am benannten Fluß auf einem Hügel Mezemma, einst die Hauptstadt der Provinz, jetzt beinahe ganz in Trümmern.

Melila, Melilla oder Melilia, gleichfalls eine alte von den Karthagern gegründete Stadt, später unter dem Namen Ras=ed=dir, Rusadir und Ryssadirum bekannt, Hauptort der Provinz Gart, mit mittelmäßigem Hafen in der Bucht von Entresoleos, wenig mittäglich von dem Vorgebirge der drei Gabeln entlegen, mit etwa 3000 Einwohnern und ausgedehnter und fruchtbarer Umgebung, welche namentlich an Eisenminen und trefflichem Honig, der, wie man glaubt, der Stadt den Namen (von mel) gegeben, Ueberfluß hat. Auf einer benachbarten vermittelst einer Zugbrücke mit dem Festlande verbundenen kleinen Insel liegt das spanische Küstenfort gleichen Namens, mit 865 Einwohnern. Ein wenig mehr nach Osten befindet sich eine geräumige Bucht von sechs Meilen im Umkreise, wo mehr als 1000 Kriegsschiffe in völliger Sicherheit ankern könnten, und wo ehemals die venetianischen Galeeren zum Behufe des Handels mit dem Volke von Fas anlegten. Eine kleine Meile landeinwärts von dort sieht man die alte Stadt Cazaza, mit einem Kastell auf der Spitze eines Vorgebirges, von den Griechen und Römern Metagonium genannt.

Calaad=el=Wad, Veste an dem Flusse Mulvia, vier Meilen von dessen Mündung entlegen, mit kleiner Stadt und der Wohnung des Caid der Provinz.

Wusgeda oder U'schda, kleine Gränzstadt nahe an der algierischen Gränze, in einer Oase der Wüste Angad, mit etwa 600 Einwohnern; schönen blühenden Gärten und einer Landschaft, welche das beste und schmackhafteste Lammfleisch liefert.

Dubdu, alte große Stadt der Provinz Schaus, auf dem Abhange eines Hügels erbaut, einst Sitz eines unabhängigen Fürsten, aber jetzt, wegen der etwas unfruchtbaren Gegend, sehr verfallen.

Teza oder Taza, in der fruchtbaren Provinz Hiaina, eine der schönsten Städte des Mogh'rib=ul=Aksa, vielleicht das Babba der Alten, am Flusse gleichen Namens gelegen, welcher vom Berge Matgara herunterströmt; mit breiten und bequemen Straßen, ansehnlichen Wohnhäusern, vielen wohlversehenen Kramläden und einer großen gut gebauten Moschee. Die Luft ist dort sehr rein, das Wasser vortrefflich, die Lebensmittel gut und im Ueberfluß, die Einwohner, vielleicht 10 — 12,000, sind fleißig und gastfreundlich, und treiben bedeutenden Handel mit dem Tlemsan, mit Fas und anderen Theilen des Binnenlandes.

Wazan oder Wazein, in der Provinz Azgar des Landes El=Gh'arb oder Abendland, kleine offene Stadt auf dem Abhang eines isolirt liegenden Berges Sarsar, berühmt als der Sitz des Groß=Marabuts des Reiches, eine erbliche Würde, die jetzt von dem bekannten Sidi El=Ar'bi Ben A'li bekleidet wird, der in seinem Bezirke in völliger Unabhängigkeit lebt, und auf die öffentlichen Angelegenheiten einen großen Einfluß ausübt. — Das Vieh dieses Bezirks wird für das vorzüglichste im Mogh'rib=ul=Aksa gehalten; die Einwohnerzahl ist bedeutend, und die Felder tragen treffliche und reiche Ernten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Diese traurigen Folgen hatte das von dem Staate angenommene Taxensystem. Die Regierung beunruhigte sich aber keineswegs darüber; man fuhr fort die nämlichen Steuern zu erheben, und die Klasse der Agronomen zu erdrücken. Wir haben schon weiter oben gesagt, zu welchem Grade von Elend und Erniedrigung letztere durch diesen unbegreiflichen Eigensinn herabgesunken sind. Gegenwärtig werden zwar die Pächter in ihrer Noth durch die Gutsherren und Geistlichen unterstützt; aber erweckt diese Hülfe in ihnen mehr Liebe zu ihren Wohlthätern? empfinden sie deßwegen mehr Erkenntlichkeit oder Achtung für Diejenigen, welche ihnen hülfreiche Hand reichen? Nein! — Der Zehent ist es, und die Größe des Pachtschillings, die ihre Noth zunächst erzeugen: jener fällt in die Geldkiste des Geistlichen, dieser in die Tasche des Gutsherrn, und wenn auch einer wie der andere dem Pächter einen kleinen Theil Desjenigen, was er an sie bezahlte, zurückgibt, so glaubt sich dieser darum nicht gegen sie verpflichtet. Als eine ihm dargebotene Kompensation ist sie unzulänglich, und als Almosen betrachtet kränkt sie seine Eigenliebe, indem sie zugleich sein Gefühl von Unabhängigkeit und seine eigene Würde beleidigt. Mit heimlicher Feindseligkeit beginnt er einen Krieg gegen seinen Geistlichen, gegen seinen Gutsherrn, und alle ackerbautreibenden Klassen waffnen sich so gegen die gesetzliche Ordnung: der Taglöhner, weil es ihm an Brod gebricht; der Bauer und Pächter, weil sie nur gegen Noth und Elend zu kämpfen haben. Darum sah man auch während der Bauernaufstände in den Jahren 1830 und 1831 die Unordnungen von Seite der Pächter eher aufgemuntert als abgewehrt, denn indem sie ihren Taglöhnern erklärten, daß die Grundursache der allgemeinen Noth und des geringen Taglohnes in den unerschwinglich hohen Pachtgeldern und in den übermäßigen Zehenttaxen zu suchen sey, waffneten sie die zur Verzweiflung gebrachten Leute gegen die Gutsbesitzer und die Kirchendiener.

Das Vermögen des Gutsherrn hat sich ebenfalls verringert, aber seine Ausgaben, seine angenommenen Gewohnheiten des Luxus sind sich gleich geblieben. Wie wird er sich auf diesem erkünstelten Standpunkt halten können, da seine Einkünfte sich verringert haben, und unerschwingliche Abgaben auf ihm lasten? Er trachtet also vor Allem letztere zu vermindern, und namentlich von dem drückenden Zehent befreit zu seyn. Nur hierin sucht er mit dem Pächter gemeinschaftliche Sache zu machen, der aus gleichen Ursachen in dem Betriebe seiner Industrie und in dem freien Gebrauche seiner Kapitalien gebunden ist, während er zugleich durch Haussuchungen und andere ähnliche Unannehmlichkeiten, welche die Erhebung der Taxen nach sich zieht, gequält wird. Wie viele Keime der Zwietracht, wenn man bedenkt, daß der wohlthätige Einfluß der Geistlichkeit gelähmt ist; daß nur gewaltsame Eintreibungen und gerichtliche Einschreitungen den Einwohnern zur Füllung der Staatskassen verhelfen; wenn man den Armen mit seiner Gemeinde, den Pächter mit dem Taglöhner, den Gutsherrn mit dem Pächter im Streite sieht; wenn das Ansehen der obrigkeitlichen Behörden stets mehr untergraben wird, da diese

unaufhörlich genöthigt sind, im Widerspruch stehende Interessen zu verletzen, und endlose Streitigkeiten zu schlichten, wodurch sie sich am Ende den Haß Aller zuziehen! Wird diesem Zustande nicht abgeholfen, so ist es unmöglich den Frieden in der gesellschaftlichen Ordnung noch lange zu erhalten, und das Bestehen der Gesellschaft selbst zu verbürgen.

Die Fruchtbarkeit des großbritannischen Bodens wäre bei einer richtigen Vertheilung hinreichend, die ganze ackerbautreibende Bevölkerung zu ernähren und im Wohlstande zu erhalten. Zum Unglück aber ist die Art und Weise dieser Vertheilung sehr unzweckmäßig, so daß nicht einmal die Herabsetzung der Abgaben und die Vermehrung der Gemeindeunterstützungen die bedrängte Lage der Agronomen verbessern könnte, weil die stets zahlreicher werdende Konkurrenz den Lohn der Arbeit zu sehr verringert. Um diesem Uebel abzuhelfen, müßte man entweder dem jetzigen Bestande der landwirthschaftlichen Kultur eine größere Ausdehnung geben, oder das Uebermaß dieser Industrie auf andere Unternehmungen hinlenken.

Diese Unternehmungen dürften aber in keinen leeren und erfolglosen Arbeiten bestehen. Man verschone den Bauer mit dem Ausgraben des Sandes in den Steinbrüchen, oder mit dem Drehen der Mühlsteine, wie weiland die Sklaven thun mußten; Dieß hieße die tolle Idee Lord Castlereaghs nachahmen, welcher die Irländer tiefe Gräben machen ließ, um sie später wieder auszufüllen. Man schaffe neue Produktionsquellen, man vermehre zugleich den Grund mit der Masse der allgemeinen Produktion; Dieß ist das wichtigste Grundgesetz der Staatsökonomie, aber auch jenes, das die Publizisten und die Regierungen mit dem sträflichsten Eigensinne vernachlässigen. Eine Schöpfung neuer Produktionsquellen könnte man theils in der Auswanderung, theils aber in einer inländischen Kolonisation finden. Beide wären geeignet die Rückwirkungen einer Population, die sich mit furchtbarer Schnelligkeit vermehrt, unschädlich zu machen. Prüfen wir den Nutzen und die Möglichkeit ihrer Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Walter Scotts Leben.

In so ruhmvoller Thätigkeit und ungetrübtem Genusse eines wohlverdienten Glückes floß des Dichters Leben bis zum Jahre 1825 hin, wo er auf ausdrückliches Verlangen Georgs IV „das Leben Napoleons" zu schreiben begann — eine Aufgabe, deren Lösung keineswegs den gehegten Erwartungen entsprach. Wenn man übrigens den ungeheuern Umfang dieses Unternehmens erwägt, so muß man wenigstens dem Muthe, mit dem der Dichter Hand ans Werk legte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man gleich die Einseitigkeit der Auffassung nicht billigen kann, mit der die großartigen Weltbegebenheiten dieses Jahrhunderts und der Riesensohn dieser Riesenmutter behandelt wurden. Napoleons Leben ist eine Universalgeschichte, die bei weitem noch nicht genug in ihren einzelnen Verzweigungen ausgearbeitet ist, um als ein vollständiges Ganzes dargestellt werden zu können. Auch darin mag für Walter Scott eine Entschuldigung gefunden werden, daß er der gigantischen Bildsäule des größten Mannes dieser Zeiten zu nahe stand, um sie nicht in einer bedeutenden Verkürzung und so zu sagen nur bis an ihren Degenknopf zu sehen. Walter Scott mit seiner, jedem poetischen Genius eigenen Ehrfurcht vor Vergangenheit, und mit der jedem Dichtergemüthe eben so angebornen Liebe, die Alles was ist, bloß weil es ist, mit kindlicher Freude umfaßt, mußte nothwendig mit einem gewissen Grauen sich abwenden von dem Manne, der in stolzer Verachtung alles Alten, mit eherner Faust eine Welt in Trümmer schlug, ohne daß daraus noch eine neue gedeihliche Entwicklung sichtbar werden wollte. Der Sturm war dahin gefahren, und man erblickte noch nichts, als die Verwüstungen, die er zurückließ; wie er die Lufe gereinigt und den Boden erschüttert und aufgelockert zu neuem Wachsthume, war noch nicht wahrzunehmen.

Mitten unter den weit aussehenden Arbeiten an diesem großen Werke, im reinsten Genuß wohlverdienten Reichthums, wurde Walter Scott von einem schweren Streiche getroffen, der sein ganzes Lebensglück zu zertrümmern schien, als sollte auch an ihm jener Glaube der Alten an den „Neid der Unsichtbaren" in Erfüllung gehen. Der Dichter war eben von einem Besuche der „smaragdgrünen Insel" zurückgekehrt, wo er nicht ohne Rührung Swift's romantischen Aufenthalt besucht hatte und überall mit der freudigsten Begrüßung aufgenommen worden war; als in dem Bankerotte der Buchhändler Constable, in deren Unternehmungen er betheiligt war, sein ganzes Vermögen verschlungen zu werden drohte. Walter Scott spricht sich darüber mit seinen eigenen Worten in Folgendem aus: „Durch den Erfolg jener literarischen Bestrebungen war ich in den Stand gesetzt worden, die meisten der Wünsche zu befriedigen, wie sie Jemand, der in meiner Stellung zurückgezogen lebte, vermuthlicher Weise hegen konnte. In der Feder jenes namenlosen Romanschreibers schien ich etwas jenen Gold- und Perlenquellen Aehnliches, wie sie in den Erzählungen des Morgenlandes den Reisenden aufgeschlossen zu werden pflegen, in Besitz zu haben, und kein Zweifel blieb, daß mir vergönnt war, ohne mich eines Unverstandes schuldig zu machen, meine persönlichen Ausgaben beträchtlich über Das hinaus zu vergrößern, woran ich bei den schwachen Mitteln nicht hätte denken können, die mir mein väterliches Erbe oder das mäßige Einkommen meiner Berufsgeschäfte abwarf. Ich kaufte und baute und pflanzte und schien in meinen eigenen Augen, wie in denen der übrigen Welt im Besitze genüglicher Vermögensumstände. Allein mein Reichthum war gleich dem der ganzen Welt Unfällen unterworfen, in denen es zuletzt seine Bestimmung wurde, Flügel anzulegen und davon zu fliegen. Das Jahr 1825, das so vielen Zweigen der Industrie und des Handels unheilbringend war, verschonte auch nicht den literarischen Markt; und der plötzliche Ruin, der das Loos so vieler Buchhändler wurde, konnte muthmaßlicher Weise kaum Denjenigen verschont lassen, dessen Laufbahn ihn nothwendig tief in die pekuniären Angelegenheiten dieses Handelszweiges verwickelt haben mußte. Mit Einem Worte, ich fand mich, ohne fast auch nur mit einer Sylbe zuvor gewarnt worden zu seyn, in die Alles vor sich niederstürzende Katastrophe jener unglücklichen Zeit hineingerissen und gehalten, für eine Gläubigerforderung von nicht weniger als 120,000 Pf. St. einzustehen, die an Handelshäuser gemacht wurden, in denen mein Vermögen lange Zeit angelegt war. Allein da der Verfasser sich einmal so unbedacht in den Wagnissen einer Handelsgesellschaft zu Verpflichtungen herbeigelassen hatte, so gebührte es sich auch, wie natürlich, die Folgen dieses Schrittes zu übernehmen, und er setzte augenblicklich, mit welchem Gefühle auch immer es geschehen mochte, jedes Stückchen Eigenthum ein, das er einst sein zu nennen gewohnt war. Es wurde in die Hände von Ehrenmännern gelegt, deren Redlichkeit, Einsicht und Klugheit mit aller möglichen Edelmüthigkeit und wohlwollenden Gesinnung verbunden war, und die bereitwillig jeden Beistand zur Ausführung von Planen boten, in deren Verfolg der Verfasser die Möglichkeit sah, sich endlich aus seiner mißlichen Lage zu befreien, und die von solcher Art waren, daß er ohne eine ähnliche Mitwirkung wenig Aussicht hatte, sie in Vollzug zu setzen."

Gleich dem ältern Osbaldistone, in seinem Rob Roy, hielt auch der Dichter die Handelsehre für so kostbar als jede andere, und er machte sich anheischig, in einer Frist von zehn Jahren dieses ungeheure Kapital sammt Zinsen seinen Gläubigern zu erlegen. Der Schlag war um so furchtbarer, als er ohne alle warnenden Vorzeichen gefallen war. Der ungeheure Gewinn, die Frucht vieljähriger Arbeiten, war dahin; allein dieser Glückswechsel konnte von dem Dichter weder unwürdige Klagen erzwingen, noch ihn mit Bitterkeit erfüllen. Nie hörte man ihn von dem Buchhändler Constable anders als mit zarter Schonung sprechen, so daß dieses Unglück nur bestimmt schien, den eigentlichen Adel seiner Gesinnung und die wahre Würde seines Charakters in ihr schönstes Licht zu stellen; es hatte aber auch noch die Folge, endlich das Geheimniß, das bis jetzt auf dem Verfasser der Waverley-Novelle geruht hatte, zu enthüllen. Da der weitere Verlag dieser Werke auf dem Wege der Versteigerung ausgeboten wurde; so

konnte der Name ihres Verfassers nicht länger verschwiegen bleiben. Es war bei dem jährlichen Gastmahle der edinburger Theater-Aktiengesellschaft (25 Februar 1827), wo Sir Walter, als Antwort auf eine Anspielung seines Freundes Lord Meadowbank, sagte: er sehe sich veranlaßt, vor dreihundert ehrenwerthen Herren ein Geheimniß zu lösen, das, obgleich zehn Menschen darum wußten, doch mit gewissenhafter Verschwiegenheit bewahrt worden sey. „Ich bin der Verfasser aller Waverley-Novellen, fügte er hinzu, der einzige und alleinige Verfasser; mit Ausnahme einiger entliehener Stellen ist nicht ein einziges Wort darin, das nicht von mir herkäme oder die Frucht meiner Lektüre wäre. Die Mauer ist nun zerrissen und der Zaun verbrannt.“ Diese Erklärung wurde mit lautem Beifalle aufgenommen und verbreitete sich wie ein Flugfeuer im Publikum. Eine vielbestrittene Frage war nun gelöst, und wenn man auf der einen Seite das unglückliche Ereigniß beklagte, das den Schleier dieses Geheimnisses zerriß, so war man doch allgemein erfreut, einem Manne von so milder und hochherziger Sinnesart, wie Walter Scott, so viele genußreiche Stunden, die sein Genius gewährt hatte, verdanken zu müssen. Mit rüstigem Eifer ging nun der Dichter daran, seine Bahn noch ein Mal von vorne an zu beginnen. Eine Revision aller seiner Werke wurde unternommen, und der Ertrag dieser neuen Ausgabe wurde ganz seinen Gläubigern überlassen. Schon vor dem Jahre 1831 wurde eine Dividende von 9 Sch. 6 P. vertheilt. Im Jahre 1827 erschien die erste Serie der „Chronik von Canongate“ und „das Leben Napoleons.“ Dann folgten bis zum Jahre 1831: „Anna von Geyerstein,“ die Fortsetzung der Chronik von Canongate, die Herausgabe der „Memoiren der Frau von Larochejaquelein,“ die „Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte,“ „die Predigten eines Laien,“ die „Briefe über Dämonologie“ u. s. w.

Vermischte Nachrichten.

Der Engländer Edward Stanley hat Versuche mit Kröten angestellt, denen zufolge die gerühmte Lebenskraft dieser Thiere sehr zweifelhaft erschiene. Er legte nämlich am 22 Juni 1830 drei Kröten, von denen die erste 6, die zweite 17½ und die dritte 31½ Drachmen wog, jede in einen besondern Blumentopf, und belegte diese oben und unten mit Ziegelsteinen. Die Töpfe wurden hierauf vier Fuß tief in Gartenerde eingegraben, und als Herr Stanley sie am 21 März 1831 wieder ausgrub, waren sämmtliche Kröten todt. Es zeigte sich jedoch, daß sie zu verschiedenen Zeiten gestorben seyn mußten, denn der Körper der einen fand sich noch vollkommen gut erhalten, während von den übrigen nur noch die Knochen übrig waren. Da Herr Stanley glaubte, die Feuchtigkeit der Erde möchte nachtheilig auf die Thiere gewirkt haben, so legte er eine vierte Kröte in eine Flasche mit weiter Mündung, die er, um den Zutritt der Luft nicht abzuhalten, mit einem Kork verstopfte, durch den ein Federkiel gesteckt war, und stellte sie an einen trocknen Ort; eine fünfte Kröte kam in eine ähnliche Flasche, die jedoch luftdicht verschlossen wurde. Diese letztere Kröte war schon nach 15 Stunden todt, und lieferte mithin den Beweis, daß Luft diesen Thieren zu ihrer Erhaltung eben so nöthig ist, als jedem andern lebenden Wesen. Die Luft in der Flasche war, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, so verdorben, daß ein hineingebrachter brennender Wachsstock auf der Stelle erlosch. Die vierte Kröte befand sich 11 Tage lang anscheinend ziemlich wohl; nach dieser Zeit aber wurde sie sehr schwach, ihre Augen trübe, und bald zeigte sie sich so erschöpft und fast sterbend, daß Herr Stanley sie aus ihrem Gefängnisse nahm, und sie auf feuchte Gartenerde unter einen Blumentopf setzte, wo sie Würmer und Insekten fand und auch Luft genug hatte. Hier erhielt sie nach zwei Tagen ihre natürliche Farbe, ihre glänzenden Augen, nebst der Beweglichkeit ihrer Glieder wieder, und als sie nun ihre Freiheit wieder bekam, kroch sie ganz hergestellt davon. Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß Nro. 4 und 5, die, wie bereits erwähnt, in Flaschen eingeschlossen an einem trocknen Orte aufbewahrt wurden, sich nach Verlauf von 12 Stunden in einem Zustande von so starker Ausdünstung befanden, daß aus allen Poren Feuchtigkeit trat und die innern Wände der Flasche mit so starkem Schweiß bedeckt waren, daß er in Tropfen auf den Boden fiel, wo sich etwa ein halber Theelöffel voll ansammelte. Die Beschaffenheit dieser Feuchtigkeit hat Herr Stanley nicht untersucht; wahrscheinlich enthielt sie eine sehr scharfe Säure, denn auf den kleinen Zetteln, die mit den Kröten in die Flaschen gelegt wurden, und auf denen ihr Gewicht, nebst dem Datum ihrer Einsperrung verzeichnet waren, erlosch die Dinte der Schriftzüge. Herr Stanley schließt aus diesen Versuchen, daß der Glaube, als ob diese Thiere in den innern Höhlungen von Steinblöcken und Baumstämmen leben könnten, ungeachtet vieler anscheinend beglaubigter Beispiele von ihrer Lebensfähigkeit ohne Luft und Nahrung, gänzlich falsch sey, und daß sie nicht lange ohne Luft und ihre gewohnte Nahrung bestehen können. Bei diesen Versuchen war nur die Kröte Nro. 4 ohne alle Luft und Nahrung; Nr. 1, 2 und 3 waren mehr oder minder damit versehen; denn beim Ausgraben der Blumentöpfe fanden sich in denselben nicht nur mehrere kleine Scolopendren (Tausendfüße), sondern noch eine Menge anderer kleinerer Insekten, meistens Erdflöhe. Nun ist, wie Herr Stanley sagt, klar, daß Luft bis in diese Tiefe gedrungen seyn mußte, sonst hätten diese Insekten nicht leben können, und eben so einleuchtend ist es, daß die eingedrungene Menge bis auf einen gewissen Grad zu Erhaltung thierischen Lebens hinreichend seyn mußte, denn sonst würden diese Insekten nicht freiwillig so tief hinabgestiegen seyn. Im Jahre 1777 verschloß Herr Herissant drei Kröten in versiegelte Büchsen, die er mit Mörtel umgab und sie bei der Akademie der Wissenschaften niederlegte; nach 18 Monaten wurden sie geöffnet, wo man denn zwei der Kröten noch lebend, die dritte aber todt fand. Dr. Edwards verschloß im Jahre 1817 einige Kröten luftdicht in Mörtel, und sie blieben mehrere Tage, ja selbst länger am Leben als jene, die man unter Wasser aufbewahrt hatte. Herr Stanley sagt, daß er sich diese Erfolge nicht anders erklären könne, als daß Luft durch den Mörtel gedrungen seyn müsse.

•

Der Dichter der „Nemesis,“ Barthélemy, dem man vorgeworfen, daß er sich um eine Summe von 22,000 oder 137,000 Fr. — seine Ankläger sind darüber nicht unter sich einig — der Regierung oder vielmehr der Polizei verkauft habe, gab eine Rechtfertigung in Versen heraus, worin er diese Beschuldigung von sich abzulehnen sucht. Sonderbar aber klingt es allerdings, wenn der Dichter, um sich weiß zu brennen, seinen Anklägern zuruft: „Wie? ihr wollt mir von Tugend, Unbestechlichkeit und Ehre reden, in einer Zeit, wo Alles morsch von Verderbtheit in seinen innersten Fugen erkracht!“ Wenn man übrigens weiß, wie der Dichter der Villeliade, Napoleons in Aegypten und der Nemesis früher erhoben und gepriesen worden ist; so muß man, um sich einen Begriff von der Vergänglichkeit des Glanzes und Ruhmes in Frankreich zu machen, jetzt die Urtheile über den gefeierten Juvenal Frankreichs lesen. Ein sehr angesehenes Journal, die „Revue des deux Mondes“ äußert darüber eine Ansicht, die nebenbei gesagt, längst schon die unsrige war: „Die Rechtfertigung (Justification) ist nicht mehr und nicht weniger werth, sagt sie, als die Villeliade, Napoleon in Aegypten und die Nemesis und alle vorausgegangenen Gedichte die von dem einen oder mehreren Verfassern herausgegeben wurden. Es ist immer dieselbe arme und kalte Versmacherei; es sind immer dieselben Zeilen von gleicher Länge, die gut gehobelt und üppig gereimt, wie zwei Bretter an einander genagelt waren. Den Verfertigern dieser Fabrikwaare fehlt es nicht an einer gewissen Geschicklichkeit; sie verstehen ihr Handwerk als Reimschmiede, und wären ganz die Leute dazu, uns täglich einen Constitutionnel in Versen zu liefern, nur muß man von ihnen weder Gedanken, noch wahre Kraft, noch Poesie verlangen; Dieß ist mehr als sie zu leisten vermögen. Was den Beifall betrifft, dessen sich einige Gedichte zu erfreuen hatten, die aus dieser Manufaktur kamen, so ist es der Parteigeist, keineswegs aber ihr Verdienst, den man ihm zuschreiben muß. Nur die übertriebene Nachsicht der Opposition hatte die Verfasser der Villeliade und der Nemesis in Dichter verwandelt; die Rechtfertigung läßt sie wieder ihren gebührenden Rang einnehmen.“

•

Am 29 Oktober wurde das Hospital und die Industrieschule von St. Michael in Rom dem Publikum zum erstenmale eröffnet, und eine Menge Proben von dem Kunstfleiße der Zöglinge zur Ausstellung gebracht; darunter waren zu bemerken vier marmorne Büsten Raphaels, Michel Angelo's, Bramante's und Marc Anton's, die in der neuen Eingangshalle aufgestellt werden sollen. Außer verschiedenen Gemälden, Kupferstichen und Lithographien, die viel Talent verriethen, stellten die Zöglinge auch zum erstenmal Druckertypen und Holzschnitte aus, so wie Proben von ihrer Geschicklichkeit in gewirkten Tapeten, Wollgarnen, Tüchern und Leinwand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 335. 30 November 1832.

Das Sultanat Mogh'rib=ul=Aksá.

4. Wohnungen und Städte.

Im Reiche Fez.

(Fortsetzung.)

Alcassar, im Arabischen El=kassr kebir, nämlich großer Palast, weil eine dort vom berühmten Könige Almansor gebaute Königsburg der Ursprung dieser Stadt war; etwas größer als Tetovan, aber mit nicht mehr denn 5000 Einwohnern, auf dem nördlichen Ufer des Flusses Luccos, mit ziemlich schönen, wie in Europa mit Ziegeln gedeckten Häusern, 14 Moscheen, vielen von Mauren und Juden gehaltenen Kramläden und einem öffentlichen Markte, den die Mauren der Umgegend und der Provinz besuchen. In der Nähe dieser Stadt verlor der König Don Sebastian von Portugal im J. 1578 eine blutige Schlacht, welche die Schlacht der drei Könige genannt wird, weil außer ihm noch zwei maurische Fürsten das Leben darin verloren.

Azila, eine alte Stadt der Provinz Hasbat, im Bezirke El=Gharb, von den Römern gebaut, die sie Zilia und später Julia Constantia Zilis nannten, am Ozean mit kleinem Hafen, wo portugiesische Fischerbarken häufig anlegen. Sie hat etwa 1000 arme und wenig fleißige Einwohner. In der Nähe baut man vielen nicht schlechten Tabak.

El=Araisch, gewöhnlich Laracce genannt, wahrscheinlich das Lixos des Ptolemäus, Lixa des Plinius, bei den Arabern Al=Araisch Beni=A'ros, nämlich die Weinberge der Beduinen des zahlreichen und mächtigen Stammes von Beni A'ros, der einen großen Theil der Provinzen von Azgar bevölkert, deren Hauptort diese Stadt ist. Sie ist der Sitz des Caid, indeß von geringem Umfange, und hat höchstens 4000 Einwohner, nämlich 2700 Mauren und 1300 Juden, die in 600 Häusern leben, welche auf dem nördlichen Abhange eines steilen Hügels liegen, der sich gegen das Meer hin erstreckt, und an dessen Fuße die Mündung des Luccos ist, welcher einen ziemlich sichern Hafen für große Fahrzeuge bildet, aber einen beschwerlichen Eingang hat, indem Schiffe von mehr denn 260 Tonnen nicht über die die Flußmündung schließende Sandbankfahr können, und deßhalb gezwungen sind auf der Rhede auszuschiffen. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, mit schönem Marktplatze, von Säulengängen umgeben, die von kleinen steinernen Säulen getragen werden. Die Befestigungen sind gut; sie wurden von den Spaniern erbaut, die sich dort lang hielten, und noch vor wenig Jahren dort ein Hospiz von Franciscanermönchen hatten, das 1822 aufgehoben ward. Drei Batterien vertheidigen die Mündung des Flusses gegen Süden; aber auf der entgegengesetzten Seite gibt es keine Werke. In den Umgebungen baut man Baumwolle und bereitet eine große Menge Kohlen. Die Löwen und Panther der Gebirge von Beni=A'ros nähern sich bisweilen den Thoren der Stadt.

Mehedia oder Neu=Mamora, verfallener Seehafen in der Provinz Beni=Hassan am versandeten Ausflusse des Sebu, mit einem alten Kastell, das ehemals der Zufluchtort der salettinischen Korsaren war. Die Einwohner, etwa 600 an der Zahl, sind beinahe sämmtlich Fischer, und treiben einen bedeutenden Handel mit einer Art Else, die man im Lande Schebel oder Schäbil nennt. Das alte Mamora, Banasa bei den Römern, lag nördlicher an dem auch noch jetzt Mamora und bisweilen Mulai Abu Sellum genannten Orte.

Agla, Stadt oder vielmehr bedeutender Flecken in der Provinz Fez, wo der letzte Sultan Mulai Soleiman häufig zu wohnen pflegte, auf dem rechten Ufer des Werga in einer sehr fruchtbaren und vortrefflich bebauten Gegend.

Zauitat=Mula=Driß, nämlich Ruheplatz unseres Herrn Edris oder Enoc, berühmte Stadt in der genannten Provinz Fez, sieben Meilen nordöstlich von der Hauptstadt, am Abhang eines hohen Berges, Zarbon genannt, in einer reichen, fruchtbaren und anmuthigen Gegend. Sie hieß im Mittelalter Tiulit und Walili, und ist vielleicht die Volubilis der alten Römer. Ihre heutige Seelenzahl mag sich auf 900 belaufen. Man sieht hier ein berühmtes Heiligthum, dem Andenken des Stifters der Edrissitischen Regentenfolge und Vaters des Mulai=Edriß geweiht, welcher die Stadt Fas gründete, und der erste eingeborne islamitische Gebieter des Mogh'rib=ul=Aksä wurde. In geringer Entfernung westlich sieht man noch prächtige Ruinen einer alten jetzt völlig zerstörten Stadt, welche die Einwohner Cassár=Faraun, d. h. die Trümmer Farao's nennen.

Fez, oder richtiger, wie im Arabischen und bei den Eingebornen Fas, ein Name, der vielleicht ehedem Gold bedeutete, aber jetzt einen Karst oder Spaten bezeichnet, die wahre Hauptstadt des ganzen Mogh'rib=ul=Aksä, 807 von dem Fürsten Edris gegrün=

det, in der Fläche eines von vielen Bergen gebildeten Thales, deren Abhänge mit schönen Blumen= und Fruchtgärten und mit Gehölzen von Citronen und Granatäpfeln bedeckt sind. Ein kleiner Fluß, genannt Wad=ul Dscheuhari oder Perlenfluß, der sich mit dem Sebu verbindet, durchströmt dieses Thal, treibt eine große Menge Mühlen und versorgt die Stadt mit vielem Wasser, indem er sie in zwei Theile scheidet, deren einer Fas=belli oder Alt=Fez, der andere Fas=Dschedid oder Neu=Fez geheißen wird. Letztere trägt auch bisweilen den Namen Medinat=ul=beida, oder die weiße Stadt, von den vielen neugebauten weiß angestrichenen Häusern. Die beiden vereinten Städte enthielten einst 700 Moscheen, von denen 50 von der größten Pracht und mit prächtigen Marmorsäulen=Reihen geschmückt waren. Die Universität und die öffentlichen Schulen von Fez waren berühmt; aber von allem Diesem sind jetzt wenige Spuren übrig, und die gegenwärtige Bevölkerung erreicht kaum 88,000 Seelen, nämlich 65,000 Mauren und Araber, 10,000 Amazirghen, Berber und Schellöchen, 9000 Juden und 4000 Schwarze. Die Juden wohnen fast alle in der neuen Stadt, die im 13ten Jahrhundert erbaut worden, von blühenden Gärten umgeben, und durch ihre Lage, welche die alte Stadt beherrscht, geschützt ist. Die Straßen sind im Durchschnitt sehr eng und dunkel, die Häuser sehr hoch und häufig auf Gewölben und Bögen ruhend, welche über die Straßen gehend, und, da sie geschlossen werden können, namentlich bei Nacht, eine große Zahl vereinzelter Quartiere bilden. Die Kaufläden sind sehr zahlreich, aber nicht schön; die Märkte sind immer gefüllt, namentlich mit Landleuten aus der Nähe und den Bergen. Die Stadt besitzt noch immer sieben sehr besuchte öffentliche Schulen, und über 100 Moscheen, deren vornehmste El=Carubin genannt wird. Sie wird von mehr denn 300 Marmorsäulen getragen, ist aber von schwerfälliger und geschmackloser Bauart. Es gab früher in derselben eine reiche Büchersammlung, wo, wie man behauptete, die verloren gegangenen Theile des Titus Livius und anderer griechischer und römischer Schriftsteller sich befanden. Die besuchteste Moschee ist die dem Gründer von Fas, Mula Driß, geweihte, der daselbst begraben liegt, weßhalb sie auch zum unverletzlichsten Asyl des ganzen Reiches geworden ist. Der Palast des Sultans ist groß, aber verfallen, und liegt auf einem Hügel in der neuen Stadt. Mit den anhängenden Gebäuden und Gärten nimmt er indeß auch einen Theil der neuen Stadt ein, so daß der Fluß den Garten durchströmt und bewässert, den man Buschlu nennt. Die öffentlichen Bäder sind zahlreich und in gutem Zustande, und es gibt ein ordentliches Spital für Narren und Unheilbare. Der Ueberfluß an Eßwaaren, welche öffentlich verkauft werden, und die Menge der Kaufläden, der Schenken und Wirthshäuser, verleihen dieser schönen Hauptstadt das Aussehen eines europäischen Ortes. Jedes Handwerk hat seine besondere Straße, und gewöhnlich verkauft man in einem Laden nur Eine Waare. Auf dem großen Platze der überseeischen Waaren, Al=Caisseria genannt, verkauft man Alles, was der Handel der Levante und des innern Afrika's liefert, und in den zahlreichen öffentlichen Hospizien oder Karawanserai's von zwei bis drei Stockwerken, gegen den innern Platz zu ganz mit Gallerien umgeben, wohnen die Handelsleute zugleich mit ihren Waaren. Die Manufakturen von Seide, Wolle, feinem Leder, Haaren, gewirkten seidenen und goldenen Gürteln, gestickten Lederkissen, Stormie genannt, maurischen Pantoffeln, rothen Mützen, Leinwand, Teppichen, Majolica, kupfernen Gefäßen, Sätteln und dergleichen, goldenen und silbernen Gegenständen u. s. w., haben großen und wohlverdienten Ruf — Der Umkreis der Stadt wird von starken Mauern umschlossen, wo man durch 7 verschiedene Thore ein= und ausgeht. Zwei alte Schlösser westlich und ein drittes nach Morgen bilden die ganze Vertheidigungsanstalt. In der unmittelbaren Nachbarschaft befinden sich die berühmten Bäder von Sciawlan und Bischuta.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Die Auswanderung mag auf den ersten Blick als ein der Lage Englands ganz angemessenes Heilmittel erscheinen, aber bald wird man erkennen, wie schwer, wie gefährlich, ja wie unheilbringend es oft in der Anwendung ist. An und für sich kostspielig, widerstrebt sie auch allen Gefühlen, die am tiefsten in das menschliche Herz eingegraben sind, und die nur das bitterste Elend besiegen kann. Eine freiwillige Auswanderung würde dem Lande außerdem gerade solche Individuen entziehen, die mit Muth und Ausdauer, mit intellektueller Energie und physischer Kraft begabt sind; die man also mit Vortheil im Lande selbst behalten möchte. Der Transport würde bedeutende Ausgaben nothwendig machen; man müßte mit großen Unkosten neue Kolonien gründen, die dem Mutterstaate einen Theil seiner Kapitalien entzögen, um später vielleicht das Joch ihrer Abhängigkeit abzuschütteln. Und zu welchem Resultate würde am Ende diese Exportation führen, wenn der immerwährende Zuwachs der britischen Population andauern sollte? Die Unmöglichkeit jährlich 291,000 Menschen zur Auswanderung zu zwingen, bedarf keiner Erwähnung.

Hingegen besitzt Großbritannien 15 Millionen Morgen unangebautes und kulturfähiges Land, wovon jene fünf Millionen allein, die zu England gehören, der ackerbautreibenden Bevölkerung in wenig Jahren unermeßliche Hülfsquellen eröffnen könnten. Hierin wäre also das ergiebigste und sicherste Heilmittel zu suchen. Der Ertrag dieser Ländereien — wäre er Anfangs noch so gering — würde einen neuen Aktivfond bilden, um dessen Betrag man die Armentaxe, welche die höheren Klassen bezahlen, vermindern könnte. Die Armuth fände dorthin einen leichten Ausweg, und nützliche Beschäftigung. Andere Industriezweige würden bei dieser neuen Schöpfung produktiver Kraft ebenfalls gewinnen, und dieselbe durch die Beisteuer ihrer eigenen Erzeugnisse vermehren. Auch Manufakturen und Handel würden einen neuen Impuls erhalten. Die Arbeit der jetzt so armen und elenden Ackersleute würde nützlich gemacht werden, und der Ueberfluß dieses Gewinnes das Defizit decken, das durch die Erleichterung der Abgaben entstanden wäre. Obgleich diese Wirkung nicht plötzlich in das Leben treten könnte, würde sie doch nach und nach fühlbar wer-

den, und den großen Vortheil gewähren, die jetzige Lage der untersten Klassen erträglich zu machen.

Das hiezu nöthige Kapital würde nicht schwer aufzubringen seyn. Die Armentaxe aller Gemeinden müßte als Garantie für die zuerst vorgestreckten Summen bestimmt werden, und später könnten die urbargemachten Ländereien selbst als Hypotheken dienen. Die Verpachtungen müßten unter vortheilhaften Bedingungen geschehen, die den betriebsamen Pächter selbst in die Lage versetzten, Eigenthümer werden zu können, und wodurch zugleich die zerrissene Kette der ackerbautreibenden Klassen wieder gegliedert würde. Die Erfahrung lehrt, daß es der beharrlichen Betriebsamkeit des kleinen Grundeigenthümers eher gelingt, denselben Boden fruchtbar zu machen, den der große Landeigenthümer schon als undankbar aufgegeben hat; sie lehrt auch, daß verdorbene Sitten und lasterhafte Gewohnheiten oft keinen andern Grund als Müßiggang, als Noth und Elend haben. Der arbeitslose Handwerker ist fast immer ein unordentlicher Mensch; man gebe ihm Beschäftigung und Brod, und seine üblen Gewohnheiten, seine Gleichgültigkeit, werden mit seiner Noth verschwinden, und er wird über seine und seiner Familie Zukunft ernstlicher nachdenken.

Man wende nicht ein, daß das Beispiel Irelands diesem Systeme inländischer Kolonisation widerstreite. Wir müßten vor Allem fragen, was man gethan hat, um jenen Unglücklichen zu helfen, welche daselbst die Urbarmachung der unangebauten Ländereien unternommen haben? Ohne Kapital, ohne Geräthschaften, ohne Viehzucht, war eine einzige schlechte Ernte hinreichend, diese Menschen, die den Muth gehabt hatten, eine so schwierige Unternehmung zu wagen, abermals der bittersten Armuth bloß zu stellen. Wenn Ireland mehr und mehr in den Abgrund versinkt, den eine unvorsichtige Politik ihm geöffnet, so ist es, weil man die Gränzen des zur Kultur bestimmten Erdreichs nicht hinlänglich und zweckmäßig erweiterte. Großbritanniens Regierung hat diesen Boden stets als mit einem Fluche belastet angesehen; sie hat von jeher versäumt, die Industrie der Manufakturen und des Ackerbaues dieser eben so reichen als unglücklichen Insel aufzumuntern. Die einzigen Beweise ihrer Sorgfalt bestanden in der Anwesenheit von Gendarmen und Garnisonen, um jeden Widerstand niederzuhalten, weßhalb auch die Folgen eines so feindseligen Betragens nicht ausbleiben konnten. Sie erbitterten den Charakter der Einwohner, und Diebstahl, Brandstiftung und Mord verödeten das Land und verschlangen die Quellen seiner Wohlfahrt, indem alle Reiche, deren Kapitalien zu dem Aufblühen des Landes beitragen konnten, sich daraus entfernten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Walter Scott's Leben.

Es ist kein Zweifel, daß die Anstrengungen, die Walter Scott in den letzten Jahren seines Lebens machte, um die von ihm übernommenen Verbindlichkeiten zu lösen, seine körperlichen Kräfte erschöpften, und sein Ende beschleunigten. Der Dichter befand sich im Oktober 1831 zu London, wo er die reichen Fundgruben der Handschriften des brittischen Museums durchforschte, wurde aber auf der Rückkehr nach Abbotsford von einem Schlagflusse befallen, der sein Leben sehr in Gefahr setzte. Kaum davon genesen, besuchte er eine der vielen schottischen Volksversammlungen, die damals in der Sache der Reformbill gehalten wurden, und sprach hier im Sinne der Gegner dieser großen Frage, so daß der Unwille des Volkes nicht zurückgehalten werden konnte, den Redner auszuzischen. Scott sah, wie viele seiner Zeitgenossen, in den unabwendbar nöthig gewordenen Verbesserungen der Staatsverfassung nichts als den völligen Umsturz derselben und des gesellschaftlichen Prinzipes überhaupt, und verwechselte die Anforderungen des Jahrhunderts mit einer einzelnen Erscheinung desselben, der ersten französischen Revolution, die Allen, die ihre Gräuel erlebten, stets wie ein drohendes Gespenst in den Weg tritt, und sie vor jedem Schritte vorwärts erzittern läßt. Die Niederlage, die er mit seinen Ansichten in dieser Versammlung erlitt, und die trüben Ahnungen, die sich daraus sein ohnehin niedergeschlagener Geist über die Zukunft seines Vaterlandes bildete, trugen sicherlich nicht wenig dazu bei, die Auflösung seiner geschwächten Lebenskräfte zu beschleunigen. „Ich besuchte ihn," bemerkt Allan Cunningham, „gegen Ende Julius 1831; er schien hinfälliger, als ich ihn je gesehen und seine Stimme war angegriffen, keineswegs aber die Thätigkeit seiner Phantasie und der unerschöpfliche Schatz seiner Unterhaltung. Er erzählte Anekdoten, und führte Stellen aus Liedern und Gedichten, alten und neuen an, um Dieß oder Jenes zu beleuchten. Er zeigte mir seine Waffensammlung, an der er sichtlich viel Gefallen hatte, und war sehr erfreut, als ich die Bauart seiner Wohnung lobte. Sein Herz schien sehr an diesem Ort zu hangen; auch sagte er, er finde mehr Vergnügen darin, für den Erbauer von Abbotsford und den Begründer der Anlagen umher, als für den Verfasser des Waverley gehalten zu werden."

Als die Nachricht von dem bedenklichen Gesundheitszustande Walter Scotts öffentlich bekannt wurde, sprach sich die allgemeine Theilnahme in Erkundigungen nach seinem Befinden von Hoch und Niedrig aus, und die Briefe, worin die rührendste Besorgniß oder das schmerzlichste Bedauern ausgesprochen wurde, waren zahllos. Seine Aerzte riethen ihm endlich, in einem wärmern Klima die Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit zu suchen. Die Regierung, von diesem Wunsche des Dichters unterrichtet, beeilte sich, ein Kriegsschiff zu seiner Verfügung zu stellen, und Scott verließ von seinem Sohne Karl und seiner jüngern Tochter Anne begleitet, Abbotsford, um sich in London nach Italien und Malta einzuschiffen. Selten wurde wohl noch einem Sterblichen eine herzlichere Aufnahme zu Theil, als in der Hauptstadt des brittischen Reiches. Der Dichter besuchte verschiedene Freunde, nahm auch an größeren Gesellschaften Theil und schrieb hier zu seiner letzten Novelle: „Das gefährliche Schloß" noch ein Vorwort, das als sein Abschied von der Welt betrachtet werden kann. Unter Italiens Himmel schien der ermattete Lebensfunke des Dichters noch einmal aufzulodern; allein bald begann er um so bedrohlicher zu sinken. Die Ehren, die man ihm in Neapel bewies, galten schon einem sterbenden Manne, und mitten unter Roms Herrlichkeiten, fühlte er nur noch den einen Gedanken, an die heimathlichen Ufer des Tweed so schnell als möglich zurückzukehren. Auf seiner Heimkehr den Rhein hinab wiederholte sich der Schlaganfall, der, ohne die Geistesgegenwart eines treuen Dieners hier schon dem Leben des Dichters ein Ende gemacht haben würde. Diese traurige Nachricht hatte nicht sobald London erreicht, als auch Scott schon anlangte, der getrieben von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Heimath, seine Reise so viel als möglich beschleunigt hatte. Auch in London verweilte er nur so lange, bis er sich ein wenig erholt hatte, worauf er sich unverzüglich wieder auf den Weg machte und am 7 Julius 1832 zur See nach Schottland ging. Er erreichte Abbotsford und schien wieder aufzuleben. Er erkannte und sprach mehrere Freunde, lächelte, als man ihn in seine Bibliothek trug, hörte mit Vergnügen Stellen aus den Gedichten Crabbe's und Wordsworth vorlesen, und fühlte sich im Kreise seiner Kinder heiter und glücklich.

Als Walter Scott London verließ, zog das Volk, überall wo man ihn erkannte, die Hüte ab, und rief: „Gott segne Sie, Sir Walter!" Nicht minder herzlich war sein Empfang in Schottland, und sein Geist wurde von dieser unverstellten Liebe so erfrischt, daß man schon anfing, Hoffnung für seine Genesung zu schöpfen. Allein seine Kräfte schwanden plötzlich unaufhaltsam; er wurde schwächer und schwächer und starb endlich in den Armen seiner Kinder am 21 September 1832 ohne ein

Zeichen besonders schmerzlicher Leiden. Bei Eröffnung seiner Leiche fand man in der einen Gehirnhöhle einiges Wasser, wodurch die tödtlichen Anfälle herbeigeführt worden seyn mochten, die einem so theuern Leben ein Ende machten.

Schon zur Zeit als der Dichter an seiner „Ivanhoe“ schrieb, war er von einer gefährlichen Krankheit befallen worden, während welcher sein Nachbar, Lord Buchan, der Besitzer von Dryburg, nach Abbotsford kam, und in einer Unterredung mit Lady Scott äußerte, da das Lebenslicht ihres Gemahls dem Erlöschen nahe sey, so bitte er sie, den glorreichen Dichter zu bewegen, sich in dem Kirchhofe von Dryburg begraben zu lassen. „Der Platz ist sehr schön,“ fügte er hinzu, „und gerade so wie ihn der Dichter liebt, so daß ich überzeugt bin, er wird sich mein Anerbieten gefallen lassen.“ Scott lächelte, als man ihm diesen seltsamen Antrag hinterbrachte, und sagte, er habe gute Lust, dem Lord Buchan seine Bitte abzuschlagen, da er so zudringlich sey. Der eitle Lord erlebte nicht mehr, daß ihm diese Ehre zu Theil wurde und mußte sich schon früher in seinem romantischen Kirchhofe schlafen legen. Dryburg ist aber eine in Trümmer liegende Abtey, in einer wirklich wunderschönen Gegend, und in seinen Ruinen noch ein herrliches Denkmal alterthümlicher Bauart. Es erhielt durch den Geschmack des erwähnten Earls von Buchan wesentliche Verschönerungen und Scott ruht jetzt hier zwischen seiner Gemahlin und seinem Oheim.

Walter Scott, sagt sein Freund, der Dichter Allan Cunningham, war nahe an sechs Fuß groß, schön geformt und von kräftig gediegenem Körperbau. Seine Arme waren lang und nervig; seine Haltung edel und gebieterisch, und wenn er eine heroische Geschichte erzählte, röthete sich sein Gesicht wie ein Krystallgefäß, das man mit Wein füllt. Seine Augen lagen tief unter etwas rauhhaarigen Brauen, und hatten eine blaugräuliche Farbe; bei einer humoristischen Erzählung lachten sie mehr als sein Mund. Sein thurmähnlicher Kopf, und sein dünnes weißes Haar zeichneten ihn unter Tausenden aus, während Jedermann, der seine Stimme nur einmal gehört hatte, darauf schwören konnte, sie jederzeit wieder zu erkennen; denn sie hatte einen Anklang von Lispeln und Schnarren, was ihm jedoch, wie der Minstrel vom Douglas sagt: „wundervoll gut stand“ und einer traurigen Geschichte eine große Anmuth lieh; wenn ich mich recht entsinne, so ließ er bei scherzhaften und humoristischen Erzählungen das Schnarren etwas vorherrschen, bei zarten oder wehmüthigen Stellen hingegen das Lispeln. Wenn ich hinzufüge, daß in einer Versammlung von hundert Männern sein Hut sicherlich der kleinste war, und keinem andern Kopf außer dem seinigen paßte, so habe ich Alles gesagt, was ich von seinem Aeußern zu erwähnen habe. Er fand an mancherlei körperlichen Uebungen großes Vergnügen: in seiner Jugend war er bei allen Jagdpartien und andern harmlosen Belustigungen vorne an; seine Gesundheit, wie er an Sir Andreas Halliday schrieb, war bis zum Jahre 1820 vortrefflich; um diese Zeit aber fing er an von Seitenstechen und Magenkrämpfen zu leiden, deren er nur mit Mühe Herr wurde. Er ritt gern in einem kurzen Rock und weiten Beinkleidern auf einem kleinen starken Pferdchen aus, und weder den steilsten Hügel noch das tiefste Wasser scheute er als Hinderniß. Großes Vergnügen gewährte es ihm, in seinen Anlagen, mit einer kleinen Axt und einer Handsäge umherzugehen, mit denen er überflüssige Zweige oder manchmal auch einen ganzen Baum wegzuschaffen pflegte, wenn dieser ihm dem Wachsthum der übrigen hinderlich schien. In seinem Studierzimmer lag gewöhnlich eine Art Krückenstock von abbotsforder Eichenholz neben ihm, worauf er sich im Gehen stützte.

Vermischte Nachrichten.

Das „Journal du Havre“ enthält folgenden Bericht von dem Kapitän des „Polarsterns,“ eines Wallfischfängerschiffes von Granville, über seine Fahrt im Eismeere: „Der Polarstern passirte am 5 März d. J. den Polarkreis. Am 10 dieses Monats befand er sich unter 72 Grad der Breite, 80 Stunden in dem Eismeere, nördlich von Jean Mayen. Das Thermometer zeigte hier 22° und die Kälte war so stark, daß die Matrosen nicht ohne Gefahr die dicken, wollenen Handschuhe ablegen konnten, mit denen sie bei ihren Fahrten im Eismeere versehen sind. Einer der auf den Mastkorb oder eine der Raaen beordert wurde, verlor in der Strickleiter seinen Fausthandschuh und einige Sekunden darnach war die Hand des unglücklichen Menschen erfroren; er stürzte in's Meer, man setzt ein Boot aus, um ihn zu retten, allein nach vielen vergeblichen Anstrengungen kehren die Matrosen, die damit beschäftigt waren, an Bord zurück, von Kälte erstarrt, und kaum im Stande noch ein Glied zu rühren. Nur mittelst Reibungen von Schnee gelingt es ihren Kameraden ihre erstarrten Glieder wieder aufzuthauen und zu beleben. Eine sehr merkwürdige Thatsache, die uns schon von mehreren Seeleuten, die das Eismeer beschifft haben, und die auch von Kapitän Foubert, der den Polarstern befehligte, bestätigt wurde, ist die, daß der Schiffsmannschaft bei der größten Kälte das Wasser auf der Oberfläche des Augapfels gefror. Die Matrosen beklagen sich oft, daß sie nicht mehr sehen können, und der Kapitän, die Offiziere oder der Schiffsarzt brauchten nur die Eiskruste, die sich auf der Hornhaut gebildet hatte, wegzuwischen, um diese Blindheit zu heilen, von der sie während einer strengkalten Nacht oder eines neblichten Morgens befallen waren. Hiedurch entstehen unter den Seeleuten, welche die Polarmeere beschiffen, häufig gefährliche Augenkrankheiten. — Man begreift kaum, wie ein Schiff von fünf bis sechshundert Tonnen, mittelst ungeheurer Sägen, die es bei sich führt, im Stande ist, sich mitten in einem Eisfelde, in einem Zeitraume von vier bis fünf Stunden, eine Fahrbahn zu eröffnen. Eine solche Arbeit ist selbst in den Augen von Seeleuten ein Wunder von Anstrengung und man kann sich wohl denken, daß Matrosen, die eine solche Fahrt mitgemacht haben, die gewöhnlichen Arbeiten und Gefahren einer Seereise nur noch wie ein Kinderspiel erscheinen. Die Gefahren dieser Polarreisen werden noch durch die Abweichung der Magnetnadel vermehrt, die so stark wird, daß man sich auf sie nicht weiter verlassen kann. Von zwanzig Kompässen, die man neben einander stellte, würde jeder eine andere Richtung anzeigen; die Seefahrer müssen daher, so zu sagen, nur ihrem Instinkte folgen. — Der „Polarstern“ war Ende Mai's nördlich von Spitzbergen unter dem 81°; die auf Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgelaufenen Schiffe waren, so viel uns bekannt, nicht weit über diesen Grad der Breite hinaus vorgedrungen. Indem wir diese Mittheilung geben, wollen wir nicht verbürgen, daß wir sie ganz so wörtlich genau wiederholen, wie wir sie von Kapitän Foubert vernommen haben. Eine solche Darstellung muß diesem erfahrenen Seemann selbst überlassen bleiben.“

•

Das Schiff „Rebecca“ hat jüngst zwei lebendige Condors, einen männlichen und einen weiblichen, aus Südamerika nach England gebracht. Das Männchen dieser Riesenvögel mißt mit ausgespreiteten Schwingen 14 Fuß und 5 Fuß in der Höhe, man fühlt sich geneigt, bei seinem Anblick an den Rok der arabischen Mährchen zu glauben. Beide Vögel kommen von Chili her, wo man die Condors auf den mit ewigem Schnee bedeckten Höhen, 15,000 Fuß über der Meeresfläche trifft. Nur wenn sie vom Hunger auf das Aeußerste gequält werden, kommen sie in die Ebenen herab. Die Condors machen gewöhnlich zu zweien auf Lamas oder junge Rinder Jagd. Vorzüglich merkwürdig ist an diesen Vögeln ihr zähes Leben. Einige Indianer fingen in Quito einen Condor, legten ihm einen Laso um den Hals, hingen ihn an einen Baum, und zogen ihn aus Leibeskräften an den Beinen. Als man den Laso losband, flog der Vogel wieder auf, und nachdem man ihm dann vier Schüsse in den Leib beigebracht hatte, lebte er noch eine halbe Stunde. Als die beiden Vögel aus dem Schiffe nach dem zoologischen Garten in Surrey gebracht wurden, verlor einer derselben eine seiner größten Schwungfedern, deren Kiel anderthalb Zoll im Umfang hatte.

*

Man beschäftigt sich gegenwärtig in Paris mit Planen zu einem Eisenbahnsystem, das Frankreich mit einem Netz dieser Straßen überspannen soll. Es sollen nämlich von der Hauptstadt Eisenbahnen nach Rouen und Havre, nach Lille mit Nebenzweigen nach Calais, Dünkirchen und Valenciennes, nach Straßburg mit einem Seitenarm nach Metz, nach Lyon und Marseille mit einer Nebenbahn nach Grenoble, nach Bordeaux, Tours und Nantes, angelegt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 336. 1 December 1832.

Das Banksystem in Schottland und sein Einfluß auf den Nationalreichthum.

Es ist ein in England allgemein anerkanntes Faktum, daß Schottland seinen Wohlstand, seine Fabriken, und seine gänzliche Freiheit von Armentaxen seinem System von Privatbanken verdankt, und dieses wäre wohl längst in England eingeführt worden, wenn es mit den englischen Gesetzen über Landeigenthum verträglich wäre. Es ist daher wohl der Mühe werth, ihre Geschichte und Einrichtung kennen zu lernen, denn sie sind außer England auf alle übrigen Länder anwendbar, und könnten überall dieselben Folgen hervorbringen, wenn sie mit der Vorsicht eingeführt würden, die eine so wichtige und so tief in alle Verhältnisse eines Volks eingreifende Institution verdient. — Zur Zeit der englischen Revolution von 1688 war Schottland ein armes, schlecht bebautes, von einer kriegerischen aber trägen Nation bewohntes Land, die Straßen waren ungangbar, das meistens schlechte steinige oder morastige Land verlangte große Kapitalien, um urbar gemacht zu werden, und Geld und Kredit waren gleich selten. Dieser Zustand machte das Bedürfniß von Banken fühlbar, und im Jahre 1695 wurde von dem Parlament in Edinburg die erste derselben, unter dem Namen schottische Bank errichtet. Das Kapital war ursprünglich nur 100,000 Pf. St., nach und nach wurde es erhöht und beträgt jezt 1,500,000 Pf. und besteht aus Aktien von 83 Pf. jede. Sie sezte ihre Noten in Umlauf, und lieh ihre Kapitalien an Gutsbesitzer; der Erfolg war über alle Erwartung, und 1727 wurde eine zweite errichtet, unter dem Titel königlich schottische Bank, und 1746 eine dritte unter dem Namen britische Linnenkompagnie. Der Zweck dieser letzten war ursprünglich ausschließlich auf die Beförderung der Produktion und der Ausfuhr von Linnen gerichtet, und sie ertheilte diesem Zweige der Nationalindustrie, der vorher gänzlich darnieder gelegen war, bald einen großen Schwung, dabei gab sie wie die übrigen Banken Banknoten aus, und wurde mehr und mehr eine eigentliche Bank, wie sie es noch ist; ihr Kapital betrug ursprünglich 100,000 Pf. St. und beträgt jezt 500,000 Pf. Nach und nach wurden noch 34 andere Banken errichtet, welche zwar im Detail ihrer Einrichtung von einander abweichen, aber alle auf demselben Prinzip beruhen, nämlich auf dem einer Aktiengesellschaft, deren Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen für die Bezahlung der von ihnen ausgegebenen Banknoten haften. Die Zahl der Aktionnäre ist zwar sehr verschieden, aber der Natur der Einrichtung nach ist sie immer sehr beträchtlich, indem die Bank natürlich eines desto größeren Kredits genießt, je zahlreicher die Zahl ihrer Theilnehmer ist, je größer also die für die Bezahlung der Noten haftenden Güter sind. Die Zahl der Aktionnäre bei der Nationalbank war vor einiger Zeit 1238, die der Handelsbank 500, die der Aberdeenbank 447, in vielen jedoch überstieg sie nicht 20, und in einigen war sie unter dieser Zahl. Der Kredit und die Interessen, welche diese Banken geben, sind so bedeutend, daß Aktien von 83 Pf. bis auf 325 Pf., andere von 100 Pf. bis auf 230 bis 240 Pf. stiegen. Es ist gebräuchlich, wenn eine Bank errichtet wird, den Aktionnären bei der Bank einen Kredit zu eröffnen, der gewöhnlich die Hälfte des der Aktien betrifft, was einerseits Leuten, welche nicht auf lange Zeit die ganze Summe der Aktien entbehren können, Leichtigkeit gibt, welche zu nehmen, theils der Bank dadurch sogleich eine Cirkulation ihrer Noten sichert, indem die Aktionnäre ein Interesse haben, die Noten, welche ihnen auf ihre Aktien geliehen werden, in Umlauf zu sezen, und darin zu erhalten. Die Bank kann nie dabei verlieren, indem sie immer durch die Aktie, welche in ihren Händen ist, gedeckt bleibt. Es kann daher auch keine Aktie verkauft werden, ohne daß sie zuvor der Bank selbst zum Ankauf, im Marktpreis angeboten wird, damit sie den Aktionnär nöthigen kann, sich zuvor bei ihr zu liquidiren. Die Banken haben meistens viele Hülfsbanken in den Provinzen, durch welche sie ihre Noten in einem weiten Kreis in Umlauf sezen, sie garantiren die Operationen dieser untergeordneten Anstalten, und führen durch Inspektoren eine strenge Aufsicht über sie; die Banken in Edinburg haben etwa 110 Hülfsbanken in allen Theilen von Schottland, und ihre Zahl nimmt jährlich zu. Die Noten sind meistens Ein Pfund Sterling, und sie sind zahlbar à vue theils bei dem Centraletablissement, theils in seinen Hülfsbanken, und die der edinburger Banken werden in ganz Schottland ohne Schwierigkeit angenommen, sie sind auf Stahl gestochen, und so, daß sie nicht leicht verfälscht werden können; sie kosten der Bank etwa 1 Prozent Fabrikationskosten, und 2 Prozent Stempel. Die Hauptoperation der Bank ist als Mittelsperson zwischen Kapitalisten und der Industrie zu dienen. Sie nehmen jedes Kapital, das über 10 Pf. beträgt, als Depositum, und bezahlen Zinsen davon, sie leihen Geld auf liegende Güter, und eröffnen laufenden Kredit. Man kann nämlich mit dem Banken

eine Verabredung treffen, nach der man ihnen ein Besitzthum als Garantie verschreibt, und kann dann jeder Zeit bis zu dem festgesetzten Betrag auf die Bank ziehen. Dieses System ist über ganz Schottland verbreitet, und hat für die Banken und für den Handel einen unberechenbaren Nutzen. Wer einen laufenden Kredit bei einer Bank hat, kann jeder Zeit auf sie ziehen, während sie jeder Zeit ihn nöthigen kann, mit ihr abzurechnen; regelmäßig wird aber alle sechs Monate oder alle Jahre abgerechnet, hat er mehr als er gezogen hat, im Zwischenraum bei ihr niedergelegt, so wird ihm der Ueberschuß mit Zinsen bezahlt, ebenso erhält die Bank ihren Ueberschuß im umgekehrten Falle. Die Zinsen, welche sie berechnet, sind um 1 Prozent höher, als die, welche sie gibt. Die Zahl der Personen, welche laufenden Kredit dieser Art bei einer Bank haben, beträgt etwa 12,000, und die Summe des Kredits etwa 3 bis 4 Millionen Pf. St. Ihre Zahl nimmt mit dem zunehmenden Wohlstand und Handel schnell zu, und man begreift die Leichtigkeit, welche diese Kapitalisirung des Kredits und Besitzes dem Handel und Wandel geben muß. Das große Element des Kredits der Banken in Schottland liegt darin, daß das ganze Vermögen aller Aktionnäre für die Bezahlung der Noten garantirt, und da alle liegenden Güter, und alle Schulden, welche auf sie gemacht werden, in einem öffentlichen Bureau in Edinburg obrigkeitlich eingeschrieben sind, und Jedermann das Recht hat, sich die Register zeigen zu lassen, so kann Jedermann sogleich die Masse der Besitzungen, welche für die Banknoten garantiren, ersehen, und den Kredit, den die Bank verdient, darnach berechnen. Es ist daher auch seit der Einführung der Banken nie eine Bank in Edinburg bankerott geworden, und nur zwei Provinzialbanken, und auch diese bezahlen die Hälfte des Nominalwerths ihrer Noten; in den größten Handelskrisen, wo die Bank von England ihrem Ruin nahe war, sind die schottischen Banken nie in Verlegenheit gekommen, und ihr Kredit nie zweifelhaft gewesen. Es braucht keine lange Auseinandersetzung, welche große Folgen diese Kapitalisirung des ganzen Besitzes der Nation und seine Cirkulation als Papiergeld mit einer so soliden Garantie, an dem Wohlstand der Nation haben mußte. Schottland hat sich dadurch wie mit einem Zauberschlag verwandelt, und ist in einem Jahrhundert aus dem elendesten aller europäischen Länder eines der reichsten, und vielleicht das glücklichste geworden.

Das Sultanat Megh'rib-ul-Aksa.

4. Wohnungen und Städte.

Im Staate Fez.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sofru oder Soforu, eine mit Mauern umgebene ziemlich schöne Handelsstadt südöstlich von Fez, auf dem rechten Ufer des Flusses Gingo, mitten in einer großen, wohlbewässerten, etwas steinigen, aber dennoch besonders an Mais, Frucht- und Oelbäumen reichen Ebene. In der Nähe findet man reiche Minen von Steinsalz.

Meknás, Melines, oder richtiger Miknás und Miknasa, vordem Silda genannt, eine andere kaiserliche Residenz in der Provinz Fez, mit dem Beinamen Ez-Zeituna, von der ungeheuern Menge der namentlich östlich und südöstlich sie umgebenden Oelbaumwaldungen. Sie ist eine große, schöne, starke, alte Stadt, von einem Amazirghenstamme Namens Miknasat gegründet, mit etwa 55,000 Einwohnern, auf einem Hügel in einer fruchtbaren Ebene, die von vielen Bächen bewässert und vom Bet durchflossen wird, welcher in geringer Entfernung von der Stadt strömt, deren Mauern nicht hoch, aber stark und von bedeutenden Batterien geschützt sind, die Berbern der benachbarten Gebirge in Zaum zu halten, die bisweilen in geordneten Schaaren bis zu den Thoren von Meknés vorrücken. Die maurischen Einwohner haben den Ruf, die gebildetsten und gastfreundlichsten des ganzen Reiches, aber außerordentlich eifersüchtig auf ihre Frauen zu seyn, die im Allgemeinen von seltener Schönheit sind. Außer 39,000 Mauren und Arabern besteht die Bevölkerung aus ungefähr 9000 Schwarzen, die beinahe alle Soldaten sind und in ihren Quartieren liegen, 5000 Juden und 1700 Berebern und Schelöchen. Der Palast des Sultans hat beinahe zwei drittel Meile im Umfang, mit Einschluß verschiedener schönen und reichen Gärten: Mulai Ismael ließ ihn in Stein mit Marmorsäulen erbauen, die theils von den Ruinen des Farao, theils von Livorno und Marseille dahin geschafft wurden.

Salé, bei den alten Römern Sala, bei den Arabern Salá oder bisweilen Salá-Bü-rgh'aba, wegen der sie umgebenden Staudengebüsche; große, bevölkerte, handeltreibende und gutbefestigte Stadt in der Provinz Beni-Haſſan, auf dem rechten und nördlichen Ufer und nahe an der Mündung des Baches Viarou in den Fluß des Buregred, Rabatt gegenüber, mit ziemlich großem Hafen, in den jedoch große Schiffe nicht einlaufen können, wegen der Reihe von Sandbänken, die den Ausfluß des Stromes hindert, und wo bei der Fluth nicht mehr denn 12, bei der Ebbe nur 6 Fuß Wasser sind. Auf der Rhede indeß ankert man auf einem Grunde von schwarzem Sande, von 10 bis 16 Faden. Lange Zeit hindurch war diese Stadt der Hauptsitz der marokkanischen Seeräuberei, und ihre Bewohner bildeten mit denen von Rabatt einen beinahe unabhängigen Freistaat mitten in dem unbeschränktesten Despotismus. Ihre Piraten waren die furchtlosesten, wildesten und grausamsten; sie achteten keine Flagge, und mordeten entweder die Mannschaft der Fahrzeuge, die sie nahmen, oder schleppten sie in immerwährende Gefangenschaft. Endlich wurden sie der marokkanischen Regierung unterthan, und da diese mit beinahe allen christlichen Nationen Friedensverträge abgeschlossen, vollbrachte die Politik Das, was binnen Kurzem die Natur vermittelst der Anschwemmungen am Eingange des Hafens bewirkt haben würde: sie machte den Seeräubereien der Bewohner von Salé ein Ende. Der Hafen ist übrigens geblieben, und ist noch jetzt die Hauptniederlage der Militär-Marine des Reiches; es gibt dort verschiedene Werften zur Erbauung von Schiffen, mit Magazinen und andern passenden Einrichtungen. Die Stadt ist mittelmäßig gebaut, und hat etwa 23,000 Einwohner, alle Mauren und Araber, die noch jetzt die erbittertsten Feinde der Christen sind, und keinem derselben den Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern gestatten.

Rabatt, im Arabischen Er-Rabatt und Rabatt-al-

fatahh, und auf den Karten bisweilen Neu-Salé; neue, große, bevölkerte starke und gutgebaute Stadt der Provinz Temsna, Salé gegenüber liegend, auf dem Abhange eines Hügels, zum Theil auf dem südlichen Ufer des Flusses Buregreb, zum Theil am Ozean gelegen, von guten Mauern umgeben, welche mit Thürmen versehen sind, besonders mit einem, welcher Sma oder Burdsch-el-Hassan genannt wird, auf der östlichen Seite, unter dem der beste Ankerplatz im Fluß und der vorzüglichste Stapel zum Schiffsbau ist. Die Stadt hat 27 bis 28,000 Einwohner, darunter etwa 7000 Juden, die nicht nur mit Fas und dem Binnenlande, sondern auch mit Europa, besonders mit Genua und Marseille bedeutenden Handel treiben. Im Mittelalter hatten die Genueser hier einen sehr ansehnlichen Handel und viele Kaufhäuser; aber von da an, obgleich Rabatt vereint mit Salé wirklich die wichtigste Waarenniederlage an dieser Küste und nach Fas die bevölkertste Stadt des Reiches ist, hat die Laune der selbstwilligen Beherrscher Marokko's den Centralpunkt des europäischen Handels zuerst nach Santa Cruz, und hierauf nach Mogodore verlegen lassen. Dessen ungeachtet wird Rabatt immer der bestgelegene Hafen zur Ausfuhr der Landeserzeugnisse, namentlich des Korns, der Wolle und des Wachses seyn, die in den benachbarten Provinzen im Ueberfluß vorkommen, so wie der Manufakturen von Fas und Meknás, nicht minder zur Einführung der europäischen Waaren in alle Theile des Innern, und über Fas in die afrikanischen Binnenländer. — Sowohl in Rabatt als in der unmittelbaren Umgebung gibt es eine Menge schöner Gärten, die einen köstlichen Wohlgeruch verbreiten und treffliches säuerliches Obst hervorbringen. Die Bewohner sind lebhaft, verständig, industriös und die eifrigsten Spekulanten des ganzen Mogh'rib-ul-Aksa: sie stammen größtentheils von den zu verschiedenen Zeiten aus Andalusien und anderen spanischen Provinzen verjagten Mauren.

In geringer Entfernung von Rabatt gen Morgen steht man das Kastell Schella oder Schalla, welches die Gräber der Königsfamilie Beni-Merini enthält und als ein Heiligthum betrachtet wird, das weder Christen noch Juden betreten dürfen. Einige glauben, daß es von den Römern gebaut sey, und wirklich finden sich auch römische Münzen und Inschriften. Andere halten es für den Hauptort unter der karthagischen Regierung in diesen Ländern.

Mansura, kleine Stadt der Provinz Temsna, anmuthig am Flusse Ensifa, zwei drittel Meile vom Ozean in einer schönen Ebene gelegen, mit ungefähr 900 Einwohnern, die fast alle Juden sind.

Fedala, Fidalla, oder Feid-allah, d. i. Gottes Geschenk und Gnade, eine andere kleine Stadt in derselben Provinz, mit starken Mauern umgeben, 15 Minuten vom Meer entfernt, in einer weiten Ebene an dem Flusse El-Millah gelegen, mit einem ziemlich mittelmäßigen Hafen, der vermittelst eines langen und schmalen Eilands, hinter dem die Seeräuber von Salé Schutz zu suchen pflegten, wenn sie ihren Hafen nicht erreichen konnten, vom atlantischen Meere getrennt ist. Auch noch jetzt hat Fedala eine beträchtliche Ausfuhr von Korn, Gerste und Früchten.

Darbeida, oder richtiger, wie im Arabischen Dar-ul-beida, d. h. weißes Haus, ehemals und auch noch jetzt auf vielen Karten Anafe genannt; mittelgroße Stadt der Provinz Temsna, in dem Bezirk Schawoia, mit geräumiger Bucht und kleinem nicht besonders sicherm Hafen, wo eine beträchtliche Ausfuhr von Getreide aus den Umgebungen und dem Markte von Rukhaila stattfindet. Man hält dafür, daß diese Stadt von den Römern erbaut worden; sie war früher reich und bevölkert, und es sind noch prächtige Trümmer derselben vorhanden. Jetzt hat sie kaum 1000 dürftige Einwohner. Die Spanier hatten dort noch vor wenigen Jahren eine Faktorei Behufs der Getreideausfuhr.

Rukhaila, kleine alte und ehemals reiche und bevölkerte Stadt in derselben Provinz, landeinwärts in der Gegend der Quellen des Flusses Gnir, in einer getreidereichen Gegend, wo jährlich einmal ein berühmter Jahrmarkt gehalten wird, auf welchem sich die Bewohner der benachbarten Provinzen einfinden.

Vermischte Nachrichten.

Es möchte Wunder nehmen, sagt das Hofjournal, daß ein durch Geist so glänzend ausgezeichneter Mann, wie der Fürst Talleyrand, eine Frau nehmen konnte, die durch das Gegentheil davon merkwürdig war; zumal wenn die Ceremonie, die beide vereinigte, mehr der Lohn als das Unterpfand der Zuneigung ist; denn ihrer Verbindung fehlte viele Jahre lang zu einer Heirath nichts als diese Ceremonie. Madame Grand, die gegenwärtige Fürstin von Talleyrand, war eben so bekannt durch ihre Reize, als durch die Dankbarkeit, die sie nie gegen Jene verläugnete, welche die Unwiderstehlichkeit ihres Zaubers anerkannten. Erst als der Fürst die Eigenschaften der Gemahlin seines Neffen, des Herzogs von Dino, kennen lernte, fielen ihm die geistigen Gebrechen seiner eigenen Gattin auf, und diese Entdeckung bestimmte ihn, die Fürstin aus seinem Hause und Herzen zu verbannen, und ihre Stelle durch die Herzogin zu besetzen. Die Fürstin Talleyrand war, während dieses vorging, um ihrer Gesundheit willen, in England gewesen, und eilte auf die Nachricht, daß man ihr sehr gegen ihren Wunsch und Willen eine Nachfolgerin gegeben, nach Paris, wo sie aller Widerrede ungeachtet in die Wohnung des Fürsten eindrang, und nur mit großer Mühe dahin gebracht werden konnte, wieder abzuziehen. Einige Tage nachher hatte der Fürst Dienst bei Hofe, und Ludwig XVIII sagte mit seiner gutmüthigen Laune: „Nun, Fürst, die Fürstin von Talleyrand ist ja wieder zurückgekommen?“ — „Ach, freilich,“ erwiderte Talleyrand, „Jedermann hat seinen zwanzigsten März!“ wobei er auf den Tag der Rückkehr Napoleons von Elba anspielte. — Die Herzogin von Dino, die gegenwärtig mit dem Fürsten in London lebt, ist die vierte Tochter der verstorbenen Herzogin von Kurland und Gemahlin des Herzogs von Dino, eines Neffen des Fürsten. Schon vor mehreren Jahren fand zwischen ihr und dem Herzog eine freundschaftliche Trennung statt, und seitdem befand sie sich stets um den Fürsten Talleyrand. Die Herzogin ist die Mutter des Herzogs von Valencé, der sich vor drei Jahren mit Mademoiselle Montmorency vermählte, bei welcher Gelegenheit Talleyrand seinem Großneffen ein bedeutendes Vermögen abtrat.

•

Unter den meisten der Indianerstämme von Louisiana leben Gaukler, die sich auch auf die Heilung von Krankheiten verstehen wollen, und wenn der Kranke genest, reichlich beschenkt werden, dagegen wenn die Heilung mißglückt, selbst große Gefahr laufen, und es oft mit ihrem Leben büßen müssen. Eine andere Art Wundermänner, die bei ihrer Kunst weniger zu wagen haben, sind gewisse müßig umherziehende Greise, die sich auf das Wettermachen verstehen, und nach Verlangen mit Regen oder Sonnenschein aufwarten. Die Indianer wenden sich im Frühjahr gewöhnlich an diese Zauberer, um sich für ihre Pflanzungen gutes Wetter zu verschaffen. Brauchen sie Regen, so nimmt der Zauberer einen Mund voll Wasser und spritzt dieses durch ein Rohr, dessen

Ende mit einem Seiher wie eine Gießkanne versehen ist, in die Luft, nach der Gegend hin, wo er etwa eine Wolke aufsteigen sieht; zu gleicher Zeit spielt er mit der andern Hand auf dem Chikhue, und indem er den Manitu schwingt, stößt er ein furchtbares Geschrei aus, wodurch er die Wolke auffordert, dem Lande ihren Schoß zu öffnen. Bedarf man schönes Wetter, so besteigen sie das Dach ihrer Wohnung und befehlen den Regenwolken sich zu entfernen. Heitert sich der Himmel auf, so tanzen sie singend um ihre Götzenbilder, verschlucken Wolken von Rauchtabak, und bieten ihre Kalumets dem Himmel. Während sie diese Zauberkünste üben, beobachten sie ein strenges Fasten. Erlangt man, was man wünscht, so werden sie reichlich belohnt, im entgegengesetzten Fall müssen sie sich aber auf die ärgsten Mißhandlungen gefaßt machen.

•

Der Doktor Delpech, Professor an der Universität Montpellier, dem erst unlängst für seine anatomischen Untersuchungen über die Entwicklungen des Embryo von der französischen Akademie der Wissenschaften eine goldene Medaille zuerkannt wurde, ist als das Opfer eines Meuchelmordes gefallen, der unter Umständen verübt wurde, die bis jetzt noch in Dunkel gehüllt sind. Ein gewisser Demptos aus Bordeaux, der vor einem Jahre drei Monaten in dem Hause des Arztes verweilt hatte, um sich von einem Aderbruche (Varicocele) heilen zu lassen, was auch ganz glücklich gelang, war in der jüngsten Zeit wieder nach Montpellier gekommen und hatte sich in einem Hause in der Nachbarschaft des Doktors eingemiethet und sich voll Freundschaft und Dankbarkeit gegen ihn bewiesen. Noch am 28 Oktober war er mit ihm ins Theater gegangen, wo er, die ganze Vorstellung über, ein Kind seines Arztes auf dem Schoße hatte und mit Liebkosungen überhäufte. Am nächstfolgenden Morgen sah Demptos den Doktor in einem Kabriolet ausfahren und begab sich auf die Straße, um ihn anzureden. Delpech hielt deßhalb sein Pferd an, in diesem Augenblicke aber schlug der Mörder mit einer Doppelbüchse auf ihn an und erschoß den Arzt und seinen Bedienten. Hierauf begab er sich nach seiner Wohnung, wo er sich selbst eine Kugel durch den Kopf jagte.

•

Der Kapitän eines Wallfischfängers von Neu-Bedford, der schon mehrere Reisen in die Südsee gemacht hatte, gerieth mit einem englischen Offizier in einen Streit, der damit endigte, daß letzterer seinen Gegner auf den folgenden Morgen an das Meeresufer bestellte, um ihm Genugthuung zu geben. Der englische Offizier war mit seinen Sekundanten schon frühzeitig an Ort und Stelle, erstaunte aber nicht wenig, als er seinen Gegner in Begleitung eines Matrosen, mit zwei Wallfischharpunen herankommen sah. Eine dieser gewaltigen Waffen gab der Yankee dem Offizier in die Hand, maß dann die Entfernung ab und rief: „Da ich gefordert wurde, so hatte ich die Waffen zu bestimmen, und wählte den Harpun.“ — Dann wendete er sich zu seinem Begleiter und sagte: „Hier, halte das Ende des Taues und hole mir den da gleich herein.“ Mit diesen Worten schwang er den Harpun und schickte sich zum Wurfe an, als der englische Offizier, der keineswegs Lust hatte, auf eine so heillose Art gespießt zu werden, feierlichst gegen diese unritterlichen Waffen Verwahrung einlegte.

•

Die Einwohner von Shelford, einem Dorfe in der Nähe von Nottingham, trugen vor einigen Jahren fast alle rothsammtene Krägen auf ihren Röcken, was den Leuten in der Umgegend allerlei zu reden gab. Jedermann wunderte sich über diese sonderbare Mode und zerbrach sich den Kopf, wie sie aufgekommen seyn mochte. Der Pfarrer des Ortes, ein eben so frommer, als scharfsinniger Mann, kam endlich der Sache auf den Grund. Der Schneider von Shelford, der als Modetyrann das Scepter über seine Mitbürger führte, war zugleich Küster und Todtengräber, und da sich zu Shelford das Erbbegräbniß der Earls von Chesterfield befand, so war nichts natürlicher, als daß der industriöse Nadelkünstler es nicht über's Herz bringen konnte, den schönen rothen Sammt an den Särgen der seiner Obhut übergebenen hochadeligen Schläfer vermodern zu lassen, weßhalb er ihn gar säuberlich abschnitt und die ganze Gemeinde mit rothen Sammtkrägen versah.

•

Es wird dem Herrn Brockhaus in Leipzig nicht lieb zu vernehmen seyn, daß der Kaiser von China ein Konversationslexikon herausgibt, und hiedurch das leipziger für die Staaten des himmlischen Reichs entbehrlich macht. Der Kaiser von China, der sich in Mußestunden viel mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, schreibt nämlich gegenwärtig in chinesischer Sprache ein Konversationslexikon, das nicht weniger als 165,000 Bände umfassen wird; 2708 Arbeiter sind bei der Herausgabe dieses Riesenwerkes unausgesetzt beschäftigt. Es besteht übrigens schon eine alte chinesische Encyklopädie, die aber nur 6000 Bände stark ist, von denen 61 allein von der Musik handeln.

•

Der Kaiser von China, dem der Bericht zugekommen, daß sich in Kiang-nan auf einem Berge ein Tempel befindet, zu dem Tausende seiner Unterthanen von jedem Alter und Geschlecht wallfahrten, um dort Weihrauch zu opfern, und die Götter anzurufen, hat diese Versammlungen streng verboten. Die Gründe, die er für dieses Verbot geltend macht, sind dieselben, die man auch gegen die Wallfahrten bei uns nicht mit Unrecht anführt. „Dergleichen Wanderungen,“ sagt das kaiserliche Verbot, die man unter dem Vorwande religiöser Pflichten unternimmt, rauben Zeit und Geld und sind den guten Sitten gefährlich, weil sie ungesetzliche Verbindungen der Geschlechter befördern. Alle die solche Gesellschaften bilden oder Geldsammlungen dafür anstellen, sollen daher verhaftet und streng bestraft werden.“

•

Die Anhänger des Herzogs von Bordeaux im westlichen Frankreich tragen eine Medaille, auf deren einer Seite das Bildniß Heinrichs V mit der einfachen Schrift: „Henri“ darunter, zu sehen ist, und als Legende: „Tout pour la France et par la France.“ Die Kehrseite zeigt ein Herz, das auf einem Anker ruht, mit einem Kreuz darüber, und unten die Worte: „Dieu et le Roi.“

•

Der wegen seiner fast unglaublichen Magerkeit bekannt gewordene Calvin Edson, der deßhalb den Namen des „lebendigen Skelettes“ erhielt und sich als Naturmerkwürdigkeit in England und Frankreich sehen ließ, ist zu Randolph, in dem nordamerikanischen Staate Vermont, gestorben. Die Aerzte fanden endlich die Ursache dieser ungewöhnlichen Abmagerung — einen zwölf bis vierzehn Fuß langen Bandwurm. Hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Eßlust Edsons, der dessen ungeachtet buchstäblich bis auf Haut und Knochen abgezehrt war.

•

Unter die mancherlei ungewöhnlichen Erscheinungen, die in den letztvergangenen Jahren in der Atmosphäre, wie im Erdkörper beobachtet werden konnten, muß auch die ungewöhnliche Dürre erwähnt werden, von der in diesem Jahre die Inseln des grünen Vorgebirges heimgesucht wurden. Bei dem gänzlichen Mangel an Regen wurde dort durch die Sonnenhitze jede Spur von Vegetation vertilgt, vom Grashalme an bis zum Blatt des Baumes. Die nothwendige Folge davon war eine Viehseuche und eine allgemeine Hungersnoth, von der die 60 bis 70,000 Seelen starke Bevölkerung dieser Insel mit gänzlicher Vertilgung bedroht ist.

•

Die Insel Mauritius enthält nach der im Jahre 1829 angestellten Zählung, auf einem Flächenraume von 11 Lieues Länge und 7 Lieues Breite, eine Bevölkerung von 101,469 Einwohner, von denen 76,774 Sklaven, 15,851 freie farbige Menschen und 8844 freie Kolonisten sind.

•

Die Zeitung von Salem, in Nordamerika, meldet, daß ein Künstler dieser Stadt, Namens Hill, künstliche Hände erfunden habe, die in ihrer wahrhaft erstaunungswürdigen Gliederung Alles übertreffen, was man noch dieser Art gesehen hat. Ein junger Mann, für den sie verfertigt wurden, bediente sich ihrer bereits mit außerordentlicher Leichtigkeit zu allerlei Verrichtungen, wie zum Schreiben, zum Zerschneiden der Speisen u. s. w.

•

In einem alten französischen Kalender, der im Jahre 1750 gedruckt wurde, hat man folgende Prophezeyung gefunden:

„Or, Français écoutez
Dans cent ans bien comptés,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 337. 2 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

4. Wohnungen und Städte.

Im Reiche Marokko.

Tefza, ein Name, der in amazirghischer Sprache Sand bedeutet; große, reiche und bevölkerte Handelsstadt, von den afrikanischen Ureinwohnern gegründet, und mit einer hohen Mauer von Sandsteinen umgeben, die auch Tefza genannt werden. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Tedla, nicht weit vom Flusse Derna gelegen, und durch ihre Fabriken von schwarzen und weißen wollenen Mänteln berühmt, die über Rabatt nach Europa und selbst nach Italien ausgeführt werden. Zwei drittel Meile von der Stadt, gegen den Fuß des Atlasgebirges liegt die kleine Stadt Efza, auch Firtela genannt, ausschließlich von Berbern bewohnt, deren Frauen in Wollenarbeiten sehr geschickt sind und die schönsten der obenerwähnten Mäntel liefern. Beide Städte zusammen haben eine Bevölkerung von 11,000 Seelen, mit Einschluß von 2000 Berbern und eben so vielen Juden. Die Umgebungen sind mit schönen und fruchtbaren Gärten bedeckt.

Eitidem, oder Eitideb, eine andere, gleichfalls reiche und bevölkerte Stadt, von den alten Amazirghen auf der Spitze eines hohen Berges gebaut, der sich sanft gegen die Ebene von Tefza hinsenkt. Die Einwohner, fast alle Amazirghen, haben den Ruf die gesittetsten ihres Volkes zu seyn, und besitzen große Getreidefelder und ungeheure Viehweiden. Sie leben in einer Art beinahe republikanischer Unabhängigkeit, von Konsuln oder Aeltesten beherrscht, und treiben bedeutenden Handel mit feiner Wolle, wollenen Mänteln und andern Kleidungsstücken, weßhalb fast immer ein Zulauf fremder Handelsleute stattfindet. Die Frauen sollen wegen ihrer weißen Hautfarbe und ihrer Reize ausgezeichnet seyn.

Tegeget, in der Provinz Ducalla, gegen die Gränze der von Escura, auf dem rechten Ufer des Omm-er-rebeh, eine andere inländische jetzt nicht sehr große, aber einst blühende, bevölkerte und gebildete Stadt, sowohl wegen ihrer Lage an der Hauptstraße von Marokko nach Fas, als wegen eines vielbesuchten noch jetzt bestehenden Jahrmarktes für den Getreidehandel. Die umliegende Gegend hat Ueberfluß an Getreide und Vieh. Guer, oder Ger, kleine, aber mit einem unüberwindlichen Bergschlosse befestigte Stadt, die am meisten unzugängliche im ganzen Mogh'rib, in dem Gebirge von Tedla, gegen die Quellen des Omm-er-rebeh hin; dermalige Residenz des obersten Amrgar oder Großherrn der Amazirghen, die durch eine in ihrer Nachbarschaft 1818 zwischen den Schellöchen und den Truppen Mulai Suleimans gelieferte blutige Schlacht bekannt geworden ist.

Bulauan, arabisch Bu-'l-auuan, d. h. Vater der bequemen Ueberfahrt, kleine Stadt mit 300 Häusern und einem alten Kastell, in vergangenen Zeiten von vielen edeln Menschen bewohnt, auf der abhängigen Spitze einer Krümmung des Flusses Omm-er-rebeh, den man hier auf Flößen von Stöcken überschreitet, die auf windgefüllten Schläuchen liegen, auf der Straße von Marokko nach Rabatt und Fas. Auf dem entgegengesetzten Stromufer liegt ein Dorf Tabulauant, das heißt: die Stätte von Bulauan, der Wohnort der Steuermänner jener Flöße, die meist Berbern sind.

Azamor, schöne alte Stadt, Hauptort der Provinz Ducalla, von den Amazirghen gegründet, in deren Sprache dieser Name Oliven bedeutet; drei achtel Meile vom Ozean entlegen, nicht weit von der Mündung des Flusses Omm-er-rebeh, mit sehr besuchtem Markte, 3000 Einwohnern, und einer an Getreide und andern schätzbaren Erzeugnissen außerordentlich reichen Landschaft. Der Lachsfang, an welchen Fischen der Fluß sehr reich ist, bildet einen einträglichen Handelszweig für diese Stadt, sowohl wegen der Einsalzung, die man damit vornimmt, als wegen des vielen Oels, das man daraus zieht. Der Strom ist dort sehr tief und reißend, so daß die Ueberfahrt der Barken oft gefährlich und schwierig wird. Das linke Ufer ist hoch und steil, das rechte niedrig und eben. Ehemals fuhren Fahrzeuge jeder Größe hinein, jetzt aber selten, auch weil sich an der Mündung eine Sandbank befindet, welche die Einfahrt beschwerlich macht.

Mazagan oder Mazigh'an, altes ziemlich starkes Kastell mit 2000 Einwohnern, 3½ Meilen von Azamor, auf einer Halbinsel im Grunde einer geräumigen und vortrefflichen Bucht, 1506 von den Portugiesen an einer gewiß schon zu den ältesten Zeiten von den Mazyghen oder Amazirghen (deren Name der Stadt geblieben) bewohnten Stelle wiedererbaut. Die Araber nennen den Ort El-Beridscha, d. h. die kleine Citadelle, und er war der letzte, den die Portugiesen im Mogh'rib-ul-Aksa besaßen. Der Hafen ist klein, aber die Rhede gut, und der Handel von Rabatt bezieht von hier zahlreiche Ladungen von Getreide und andern Produkten.

Subejit, alte Stadt auf dem rechten Ufer des Omm'er=re=beh, mit guten Mauern umgeben, in einer ziemlich bergigen Gegend gelegen, die an Wachs und Honig reich ist, welche über Rabatt und Mogodore nach verschiedenen europäischen Ländern versandt worden.

Tit oder Tet, Seestadt beim weißen Vorgebirge, von altem vielleicht karthagischem Ursprunge, einst im Besitze der Portugiesen, in einer Landschaft, welche vieles und gutes Getreide hervorbringt. Die etwa auf 1000 sich belaufenden Einwohner stehen im Rufe beschränkter Verstandeskraft und geringer Geschicklichkeit im Gartenbau.

Saffi oder Asafi, bei den Landesbewohnern Asfi und vor Alters Sofia und Saffia, alte Stadt in der Provinz Abda, von den Karthagern erbaut am Kap Cantia, zwischen zwei Hügeln in einem oft den Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale, mit trefflicher Rhede, die lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des europäischen Handels auf dieser Küste war, und von wo ungeheure Mengen Wolle, Leder, Ziegenfelle, Wachs und Gummi versandt wurden. Aber die Umgebungen sind beinahe öde und nicht zu bebauen, und die maurischen und beduinischen Einwohner rauh, unzugänglich, fanatisch und unduldsam. Die Bevölkerung übersteigt nicht 12,000 Seelen, mit Einschluß von 3000 sehr elenden Juden.

Merämer, binnenländischer Ort von den Gothen erbaut, in einer sehr fruchtbaren Gegend in der Nähe des Berges Beni=Megher, treibt bedeutenden Handel mit Getreide und Oel.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Ist es nicht, in der That, eine wunderliche und befremdende Erscheinung, daß sich täglich neue Vereine bilden, um in Canada oder in Australien unwirthbare Ländereien urbar zu machen, während in Ireland fünf Millionen Morgen unbebauten, aber kulturfähigen Landes unangetastet liegen bleiben? Dieses ist um so unerklärlicher, als die Vortheile einer solchen Unternehmung außer Zweifel gestellt sind, da der Ueberfluß einer gegenwärtig parasitischen Bevölkerung dadurch nützlich beschäftigt, und die Steuerpflichtigen zugleich einer ungeheuren Last enthoben werden könnten. Die bestehende Bevölkerung würde nicht nur durch den Anbau dieser fünf Millionen Morgen ihre volle Subsistenz gesichert sehen, sondern man kann auch ohne Uebertreibung behaupten, daß Ireland dabei noch drei Millionen Einwohner mehr ernähren könnte. In der letzten Katasteraufnahme des Herrn William Couling, ist die Oberfläche des Landes auf 18,441,744 Morgen geschätzt, und zwar:

	Morgen.
An Gärten und angebauten Feldern	5,389,040
An Wiesen und Triftgründen	6,736,240
An unbebauten, aber ertragfähigen Ländereien	4,900,464
An unfruchtbarem Flächenraum	1,416,000
in Summa	18,441,744.

Da sich die Bevölkerung, nach den letzten Angaben der Regierung, auf 7,334,524 Seelen beläuft, wären demnach anderthalb Morgen angebauten Landes hinreichend, um einen Menschen zu ernähren. Die Regierung sagt uns aber freilich nicht, wie groß die Zahl der Einwohner ist, die bloß von Kartoffeln leben! Zur Auferbauung derjenigen, die dieses Land kennen, wollen wir, nach den neuesten offiziellen Dokumenten, die Repartition der irländischen Bevölkerung angeben, von welcher, wie bekannt, ein großer Theil Hungers zu sterben Gefahr läuft.

Aufnahme der Bevölkerung Irelands nach seiner Eintheilung in 4 Provinzen für das Jahr 1831:

Grafschaften	Bevölkerung.
1. Leinster	
Carlow	81,576
Dublin	183,042
Kildare	108,401
Kilkenny	169,283
King's	144,029
Longford	112,291
Louth	108,168
Meath	177,023
Queen's	145,815
West=Meath	136,799
Werford	182,991
Wicklow	122,301
in Summa	1,671,747
2. Connaught.	
Gallway	391,287
Leitrim	141,303
Mayo	367,956
Roscomon	239,903
Sligo	171,508
in Summa	1,314,957
3. Münster.	
Clare	258,262
Cork	700,359
Kerry	219,989
Limerick	233,505
Tipperary	402,598
Wateeford	148,077
in Summa	3,277,747.
4. Ulster.	
Antrim	314,608
Armagh	220,651
Cavan	228,050
Donegal	298,104
Down	352,571
Fermanagh	149,555
Londonderry	222,416
Monaghan	195,532
Tyrone	302,943
in Summa	2,285,030.
Gesammtsumme der irländ. Bevölkerung:	7,334,524.

Alljährlich entsendet England nach Osten und Westen Missionärs, um den moralischen Zustand fremder Menschen zu verbessern, die nie den britischen Boden bebaut, oder ihr Leben für seine Vertheidigung geopfert haben. Weit entfernt diese philanthropische Absicht tadeln zu wollen, kann man sich doch des Wunsches nicht erwehren, die Großmuth der Regierung auf eine zweckmäßigere Weise in näher liegenden Angelegenheiten ausgeübt zu sehen. Was thut sie für Ireland? Sie unterwirft es den Erpressungen einer reich dotirten und unansäßigen Geistlichkeit, die fern von ihren Sprengeln, in Weichlichkeit und Vergnügen, jene Summen verpraßt, die ihre Agenten aus dem Schweiße des unglücklichen Landmannes herbeischaffen. Man zählt in Ireland höchstens eine Million Protestanten, deren Geistlichkeit dem Lande jährlich 1,126,587 Pfd. St. kostet; während die katholischen an Ort und Stelle residirenden Priester auf ihre Kirchengefälle angewiesen sind, und keine andere Art von Beisteuer erhalten. Wenn man zu dieser, so ungerecht erhobenen Summe jene hinzufügt, die eine Garnison von mehr als 40,000 Mann nöthig macht; wenn man endlich noch die Strenge des Fiskus, die Härte der Grundbesitzer, die Habsucht der Einnehmer des Pachtschillings in Rechnung bringt, wird man sich einen schwachen Begriff von den Erpressungen machen können, die auf der ackerbautreibenden Bevölkerung Irelands lasten. Der Erzbischof Boutter versichert, daß der irländische Pächter nicht mehr als $^{1}/_{4}$ oder $^{1}/_{5}$ Proz. von seinen Gütern zieht. Wenn dabei der Betrag des Pachtschillings wenigstens der Besitzung unmittelbar wieder zu Gute käme, wäre das Uebel weniger fühlbar; allein die meisten Gutsherren leben in England oder auf dem Festlande, statt ihr Einkommen in Ireland selbst zu verzehren, und diese Entziehung des baaren Geldes vermehrt natürlich die Noth der Einwohner. Man kann sich demnach bei dem Anblicke dieser zahllosen Torturen nicht verwundern, daß Ireland jährlich eine so große Anzahl Auswanderer auf die Küsten Englands ausschifft, das auf diese Weise die Schuld büßt, ein Land stiefmütterlich zu behandeln, das so mannichfaltiger Interessen wegen geschont zu werden verdiente. Daher zwischen beiden Ländern jene gehässige und fortwährende Erbitterung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gold- und Silberbergwerke von Amerika.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Aequinoktialgegenden das Vaterland des Goldes und des Silbers sind; denn kein Theil des Erdballs besitzt so reiche Adern von diesem letztern Metalle. Die ungeheure Menge Silbers, die aus den Gruben von Guanaxuato, Catorca, Zacatecas, Pasco und Potosi in Umlauf kam, hat in der Industrie und dem Handel der gebildetsten Nationen eine förmliche Revolution hervorgebracht; nur die Goldminen einiger Bezirke Afrika's und des indischen Archipels; die von China und Japan und seit einigen Jahren die des Ural, können sich in Ergiebigkeit mit denen Amerika's messen. Folgende genaue und merkwürdige Angaben mögen zur Rechtfertigung des den amerikanischen Gold- und Silberminen zuerkannten Ranges dienen.

Von den 78,191 Mark Gold, und den 3.554.447 Mark Silber, die man im Anfang des 19 Jahrhunderts, jährlich aus allen Minen Europa's, Amerika's und des nördlichen Asiens bezog, lieferte Amerika allein 57.658 Mark Gold und 3.250.000 Mark Silber, folglich $\frac{80}{100}$ der gesammten Gold- und $\frac{91}{100}$ der gesammten Silberausbeute. Zur nämlichen Zeit lieferten alle europäischen Goldminen nicht mehr als 6,300 Mark, die Silberminen 215.200 Mark und das nördliche Asien, nur 2.200 Mark Gold und 88.700 Mark Silber. Im Jahre 1804 gaben sämmtliche spanische Kolonien in Amerika eine jährliche Ausbeute von 3.460.000 Mark Silber und 46.000 Mark Gold.

Seit dem Jahre 1811 hat sich indeß diese Lage der Dinge bedeutend geändert. Während der Unabhängigkeitskriege, welche diese herrlichen Gegenden verwüsteten, wurden die Arbeiten in mehreren Bergwerken eingestellt; bei andern fehlte es an dem zum Verquicken so nöthigen Quecksilber; in vielen der reichsten Minen war das Wasser in mehrere Erzgänge eingebrochen, viele andere waren eingestürzt, und als man die Arbeiten wieder aufnahm, fehlte es an dem nöthigen Geld, um außerordentliche Bauten unternehmen zu können. Seit der Entdeckung von Amerika bis zum Jahre 1805 lieferten die spanischen und portugiesischen Kolonien in einem Zeitraume von 311 Jahren 3.626.000 Mark Gold und 612.700.000 Mark Silber.

Nur Brasilien theilt mit Indien, der Insel Borneo, und dem Ural den Vorzug Diamantgruben zu besitzen, und man behauptet sogar, daß die seinigen den größten Edelstein dieser Art geliefert haben, den man bis jetzt kennt.

Aus den Gruben von Muzo und Somondoco, in den Bezirken Bogota und Cundinamarca, kommt der größte Theil der Smaragde, die man jetzt in Europa und selbst in Asien hat, denn im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert schickte Spanien viele von diesen Edelsteinen nach Asien. Die nachstehende von Herrn Balbi entworfene Tabelle gibt einen Ueberblick über jene Gegenden von Amerika, in denen sich die meisten Minen von Diamanten, edlen Steinen, Metallen aller Art, Steinkohlen und Steinsalz befinden, nach dem größern oder geringern Ertrag ihrer Ausbeute zusammengestellt.

Diamanten. Brasilien: in Minas Geraes u. s. w.

Andere edle Steine. Brasilien; in Minas Geraes u. s w. Republik Columbien: in Cundinamarca. Republik Chili: in Niederperu u. s. w.

Gold. Republik Columbien: in Andageda, Atrato, San Juan, La Cauca u. s. w., im Choco, Departement Cauca. Brasilien: in Minas Geraes, Goyaz und Mattogrosso. Vereinigte Staaten von Mexiko: in Primeria-Alta im Staat Sonora und Sinaloa u. s. w. Republik Chili; Republik Niederperu; Republik Oberperu; Vereinigte Staaten von Central-Amerika; Vereinigte Staaten oder englisch-amerikanische Conföderation; im Bezirk Anson in Nordkarolina, im Bezirk Davidson in Südcarolina u. s. w.

Silber. Vereinigte Staaten von Mexiko: in Guanaxuato, San Luis de Potosi, Zacatecas u. s. w. Republik Oberperu; Republik Chili; Vereinigte Staaten von Rio de la Plata: in Mendoza; Vereinigte Staaten von Centralamerika u. s. w.

Zinn. Republik Niederperu; Vereinigte Staaten von Mexiko; in Guadalaxara.

Quecksilber. Republik Niederperu; Vereinigte Staaten von Mexiko u. s. w.

Kupfer. Republik Chili; Republik Niederperu; Verein. Staaten von Mexiko; Verein. Staaten: in New-York, Indiana u. s. w.

Blei. Vereinigte Staaten: in Illinois (Galena), Missouri. (Bezirk Washington), New-York, u. s. w. Vereinigte Staaten von Mexiko u. s. w.

Eisen. Vereinigte Staaten: in New-Jersey, Pennsylvanien, Massachusetts, Connecticut, Südcarolina, New-York, Maryland, u. s. w. Vereinigte Staaten von Mexiko; Brasilien: in St. Paul, Minas Geraes u. s. w. Englisch Amerika: in Canada; Columbien, Vereinigte Staaten von Central Amerika u. s. w.

Steinkohlen. Englisch Amerika: Insel Cap-Breton

Neuschottland u. s. w. **Verein. Staaten:** in Pennsylvanien u. s. w. **Chili:** in Penco.

Steinsalz. **Verein. Staaten von Rio de la Plata; Brasilien:** in Rio Grande do Norte, Para, u. s. w. **Verein. Staaten:** in New-York (Bezirk Onondaga), Massachusetts (Bezirk Barnstable), Kentucky, Illinois (Bezirk Gallatin), Missouri u. s. w. **Verein. Staaten von Central-Amerika:** Honduras u. s. w. **Columbien:** in Zipaquira u. s. w. **Mexikanische Konföderation:** in Oaxaca, Neucalifornien. **Bolivia:** in Yocalla, Chiquitos. **Englisch Amerika:** Bahama-Inseln, St. Christoph u. s. w. im Archipel der Antillen.

Der Ertrag der Goldminen von Carolina, deren Wichtigkeit man lange bezweifelt hatte, hat, besonders seit dem Jahre 1828 dergestalt zugenommen, daß der goldhaltige Boden der Vereinigten Staaten, der sich östlich von den blauen Bergen (Blue-Ridge), von der Nachbarschaft von Potomac an, bis in den Staat Alabama erstreckt, unter allen bekannten Gegenden den größten Reichthum an solchem Metall besitzt. Dieser goldhaltige Landstrich, der bisher nur in Virginien, den beiden Carolinen und Georgien ausgebeutet wurde, wird es jetzt auch in Alabama und Tenessee; allein nur in Nordcarolina und Georgien wird nach großem Maßstab gearbeitet.

In Nordcarolina muß man die Wäschen von den eigentlichen Bergwerken unterscheiden. Die erstern befinden sich in den Bezirken Burke und Rutherford, deren Hauptstädte Morgantown und Rutherford sind: eigentliche Minen werden in den Bezirken Mecklenburg, Rowan, Davidson und Cabarras ausgebeutet, deren Hauptstädte Charlotte, Salisbury, Lexington und Concord sind. Sämmtliche Gruben haben mehrere Stollen, aber nirgend noch hat man tiefer eingeschlagen, als 120 englische Fuß.

Herr Bissel behauptet, daß sämmtliche Minen und Wäschen der beiden Carolinen, Georgiens und Virginiens gegenwärtig mindestens 20.000 Personen beschäftigen; er schätzt den Gesammtwerth ihrer wöchentlichen Ausbeute auf 100,000 Dollars, was also jährlich eine Summe von fünf Millionen Dollars ausmachte. Ohne dieser etwas übertrieben scheinenden Schätzung beizutreten, machen wir indeß bemerklich, daß der Ertrag jener Minen dennoch um Vieles beträchtlicher seyn müsse, als selbst neuere Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandelten, ihn angegeben haben; denn die ununterbrochene Verwendung einer so großen Menschenmenge, und die im Jahre 1830 erfolgte Sendung von 463.000 Dollars an die Münze in Philadelphia, lassen eine weit größere Ausbeute vermuthen, als die bisher angenommene. Nach amtlichen, auf das nämliche Jahr bezüglichen Dokumenten belief sich das von Georgien allein eingesandte Gold auf 212.000 Dollars; das von Nordcarolina auf 204.000 und das von Südcarolina und Virginien nur auf 26.000 und 24,000 Dollars. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß die an die Münze in Philadelphia eingesandte Menge Goldes nicht die gesammte Ausbeute der Minen und Wäschen ausmache.

Die Silberminen von Guanaxuato und der Umgegend haben durch ihren Bau eben so viele Vorstädte um diese Stadt gebildet, von denen einige eine beträchtliche Bevölkerung zählen; die von Valenciana schätzte man unmittelbar vor der Revolution auf 16.000 Seelen. Valenciana, sagt Herr von Humboldt, hat seinen Eigenthümern seit mehr als vierzig Jahren nie weniger als zwei bis drei Millionen Franken jährlich abgeworfen. Seit 1804 hat es unausgesetzt eine jährliche Ausbeute von mehr als vierzehn Millionen Franken an Silber geliefert; ja es hat Jahre gegeben, in denen den Eigenthümern, den Herren Obregon und Otero, ein reiner Gewinn von sechs Millionen Franken geblieben ist; wobei noch zu bemerken, daß die Arbeiten an dieser Mine, ihrer ungeheuren Tiefe wegen, die im Jahre 1830 514 Metres betrug, im Vergleich gegen die übrigen Gruben, vielleicht die kostspieligsten sind; sie wird im Lande für die tiefste gehalten, die je von Menschenhänden gegraben wurde. Im Jahre 1805 beliefen sich die Kosten der Ausbeute auf die ungeheure Summe von fünf Millionen Franken, wovon 400,000 Fr. zum Ankauf von 1600 Centnern Pulver verwendet wurden. Mehr als 3000 Arbeiter, Indier und Mestizen waren dabei beschäftigt; 1800 arbeiteten im Innern des Bergwerkes. Die Menge des zum Schmelzen und Verquicken abgelieferten Erzes belief sich auf 720.000 Centner, der Metallertrag auf 360.000 Mark Silber, und der reine Gewinn der Theilhaber auf drei Millionen Franken. Unglücklicher Weise wurden während der Unruhen des Unabhängigkeitskriegs, und der demselben folgenden, die nöthigen Arbeiten vernachlässigt, um die Gruben trocken zu halten; das Wasser brach ein, und es war den Eigenthümern unmöglich die Arbeiten wieder aufnehmen zu lassen; fast alle übrigen Minen von Mexiko, besonders jene, die als die tiefsten auch die reichsten waren, haben ein ähnliches Schicksal erfahren. Gesellschaften englischer Kapitalisten unternahmen neuerdings ihre Ausbeutung und nach den neuesten Nachrichten ist es ihnen bereits gelungen, das in die Valenciana und die Rayas eingedrungene Wasser zu gewältigen; diese reichen Gruben fangen schon an, eine ziemlich bedeutende Menge Silber zu liefern.

Die Gruben, denen Potosi seinen Ruf verdankt, befinden sich im Cerro de Potosi, der nach allen Richtungen hin durchgraben ist. Die Descubridora, später Centerio genannt, die Minen del Estano, la Rica und la Mendieta sind die vier bedeutendsten. Im Jahre 1803 wurde an 97 verschiedenen Stellen gearbeitet. Nach der Messung Herrn Pentlands hat dieses berühmte metallhaltige Gebirg eine Höhe von 4888 Metres, und der höchste Punkt, auf welchem Erz gegraben wird, erhebt sich 4850 Metres über die Meeresfläche; folglich arbeiten hier die Bergleute in einer Höhe, welche die des Montblanc übertrifft. Die übertriebenen Angaben rücksichtlich der Menge des hier gewonnenen Silbers, die man in vielen geographischen Werken und in Reisebeschreibungen findet, werden am besten durch das widerlegt, was Herr von Humboldt darüber berichtet. Das Gebirg von Potosi, sagt dieser Gelehrte, hat allein und ohne die dem König entrichteten Abgaben zu rechnen, seit seiner Entdeckung im Jahre 1545 bis jetzt eine Masse Silber im Werth von 5,750,000 Franken geliefert. Herr Pentland bemerkt, daß die Minen von Oberperu, deren Silber ausgeprägt wurde oder die königlichen Abgaben an Potosi bezahlte, nach auf amtliche Dokumente gegründeten Nachforschungen, in dem nämlichen Zeitraum, für 1,614,145,538 schwere Piaster an Silber eingetragen haben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Publikum, sagt das Hofjournal, wurde nie so vollkommen mystifizirt, als mit den drei ein halb Millionen Pfund Sterling (ungefähr 42 Millionen Gulden), die Napoleons Mutter, nach den erdichteten Angaben über ihre letztwillige Verfügung, besitzen soll. Der Vermögensstand der ehrwürdigen Frau ist genau und einfach folgender: 200.000 schwere Dollars hat sie in den Händen verschiedener famiglie nobili zu Rom hinterlegt; und 80.000 stehen verzinslich in der Bank von Torlonia. Außerdem besitzt sie noch einen diamantenen Halsschmuck von 20 000 Pf. St. in Werth, nebst einigen anderen Kleinodien von geringerem Werth. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie einige Ersparnisse zurückgelegt, aber da sie vor dem Jahre 1814, wo die Quelle fernern Reichthumes für sie versiegte, nie ein sonderlich glänzendes Einkommen besaß, so können diese Ersparungen nicht von großer Bedeutung seyn. In Folge eingezogener Erkundigungen, die wir an sehr zuverlässigem Orte anstellten, reduzirt sich der unermeßliche Reichthum von Madame Lätitia auf drei Millionen **Franken**, statt der drei Millionen Pfund **Sterling**. Durch den Tod des Prinzen Borghese und des jungen Napoleons ist die Zahl ihrer Erben auf sechs geschmolzen, so daß, wenn sie alle zu gleichen Theilen erben, auf jeden ungefähr 20.000 Pf. kommen werden.

*

Die gelbe Hautfarbe ist vorzüglich der kalmuckischen Race eigen, und sie thun sich auch nicht wenig darauf zu Gute. Ein Kalmucke, dem man seine gelbsüchtige Farbe vorrückte, gab stolz zur Antwort, Gott habe ihm denselben herrlichen Schmuck zugedacht, in den er seine schönsten Geschöpfe: die Sonne, den Weizen und das Gold, kleide.

*

Der berühmte Lehrer der Anatomie, Anton **Scarpa**, ist am 31 Oktober zu Pavia, in einem Alter von 85 Jahren gestorben. In seinem zwei und zwanzigsten Jahre zum Professor der Anatomie ernannt, trug er Vieles zu den großen Fortschritten dieser Wissenschaft bei. Das Vermögen, das er hinterläßt, ist nicht geringer als sein Ruf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 338. 3 December 1832

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

4. Wohnungen und Städte.

Im Reiche Marokko.

(Fortsetzung.)

El-Madina, große, mit Mauern umgebene Stadt, bevölkert mit Handelsleuten und Handwerkern, Gerbern und andern, Hauptort der Provinz Escura, in einem Gehölze von Eleodendron gelegen und mit Weinreben, schönen Laubengängen und hohen Nußbäumen umgeben. Die Einwohner sind unruhig, aufrührerisch, ungastlich und stolz, die Frauen schön, von weißer Hautfarbe und den Fremden geneigt.

Tagodast, eine andere, gleichfalls große und reiche Stadt in Escura, mit ungefähr 7000 Einwohnern, auf der Spitze eines hohen Berges erbaut, den vier andere umgeben, welche alle eine große Menge Oels und aller Fruchtarten, namentlich rother Trauben, hervorbringen, deren Körner groß wie Hühnereier seyn sollen. Die Einwohner sind von edelm und gutmüthigem Charakter, gastfrei, und treiben einen starken Handel mit Getreide, Vieh, Früchten, Butter, aber vorzüglich mit Argan-Oel und Honig, der für den vollkommensten in ganz Afrika gehalten wird.

Demnet oder Dimnit, große, reiche und fast ganz mit Schellöchen und karaitischen Juden bevölkerte Stadt am Anfange der addimmi'schen Berge in der Provinz Erhammena, 4 Meilen vom Flusse Tesent entlegen, der sich in den Tensift ergießt. Die Einwohner haben den Ruf sehr bösartig zu seyn, thun sich auf ihre Kenntnisse der muselmännischen Theologie viel zu Gute, und lassen sich mit den sie besuchenden Reisenden gern in Streitigkeiten über religiöse Gegenstände ein.

Agmat, in frühern Zeiten groß, bevölkert und blühend, ehemalige Hauptstadt der Provinz Erhammena, von den Amazirghen gegründet, und mit starken Mauern umgeben und durch ein bedeutendes Kastell vertheidigt. Sie liegt am Fuße des Atlasgebirges, auf der Straße, die durch eine Schlucht nach Tafilelte führt, an einem Flusse gleichen Namens und mitten in einer schönen an Gärten und Weinbergen reichen Ebene. In der Nähe der Stadt sieht man einen beträchtlichen See von bedeutender Tiefe. Dieser heutzutage sehr verfallene Ort zählt kaum 5500 Einwohner mit Einschluß von etwa 1000 Juden.

Fruga, stark und beinahe ausschließlich von Schellöchen und Juden bevölkerte Stadt, 4 Meilen von den Bergen entfernt in der unermeßlichen Ebene, in der gen Mitternacht die Hauptstadt Marokko liegt, und von der man sagen kann, daß sie ein ununterbrochener Acker von Getreide und Gerste ist, deren Körner die schönsten und feinsten, die man findet, und beinahe zweimal stärker als die jener auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sind.

Marokko, oder eigentlicher. Marrakesch oder Marakasch, arabisches Wort, das geschmückt, verschönert bedeutet; stattliche und große Hauptstadt des ganzen Reiches und gewöhnliche Residenz der Sultane, gegründet im J. 1052 von dem berühmten Abu Tesfin, König von Lamtuna und den Almoraviden, an der Stelle des alten Martok, das in den entferntesten Zeiten von den Ureinwohnern des Landes gebaut worden war, in deren Sprache dieser Name: Stadt aller Dinge, oder wo man Alles findet, bedeutet, und wahrscheinlich an dem Orte, wo die römische Stadt Bocanum Hemerum gestanden. Im 12ten Jahrhundert, unter Jakob Almansor's Regierung, zählte man in dieser Stadt über 100,000 Wohnungen und mehr denn 700,000 Seelen; gegenwärtig glaubt man, daß kaum 30,000 Einwohner mit Einschluß von 1000 Schellöchen und 5000 Juden daselbst vorhanden seyen. Sie liegt in einer großen Ebene der Provinz Erhammena, $3\frac{1}{2}$ Meilen vom Atlas und vom Flusse Tensift entfernt. Innerhalb des geräumigen Umkreises ihrer Mauern, welche 30 Fuß hoch und mit hölzernen Wölbdecken, und alle 50 Schritte mit viereckigen Thürmen versehen sind, und eine Länge von zwei Meilen haben, gibt es viele öde und mit Schutt von Wohnungen und Gärten bedeckte Plätze, welche gleichsam Hügel und Thäler bilden. Die Moscheen sind zahlreich und ansehnlich: die von Culubia mit einem 250 Fuß hohen Thurme, Moazzin, Beni-Jusef und Sidi-Belabeß, dem Beschützer der Stadt, sind die bemerkenswerthesten und geehrtesten. Der kaiserliche Palast oder das Serail, außerhalb der Stadt gelegen, aber mit gleich starken Mauern umgeben, ganz von Quadersteinen erbaut und mit feinem Marmor aus Spanien und Italien geschmückt, ist wahrhaft prachtvoll und hat allein $3/4$ Meile im Umkreise. Die Caissariá, oder das Handelsviertel, ist ein längliches von Kaufläden umgebenes Gebäude, wo alle erdenklichen Waaren aufgehäuft sind. Außer diesem Markte hält man an den 7 Thoren der Stadt beinahe täglich einen Jahrmarkt, na-

mentlich Donnerstags, daher Soc-el-Khamis genannt, am nördlichen Thore, wo mit unermeßlichen Quantitäten einheimischer Landeserzeugnisse Handel getrieben wird.

Die Luft in der Stadt ist rein und gesund, und alle Theile sind mit vortrefflichem Wasser versehen, das mittelst eines unterirdischen Aquädukts, der sich unter der ganzen Stadt hinzieht, aus dem Flusse Tensift abgeleitet wird. Sonst sind die Bewohner nicht eben hinsichtlich ihrer Reinlichkeit berühmt; die Straßen sind stets und überall schmutzig und die Wohnungen voll von Gewürm und schädlichen Insekten. Die äußeren Mauern und Thürme sind in gutem Zustande, aber ohne Geschütz, und von einem sehr breiten und tiefen Graben umgeben. Außerhalb der Mauern liegt die Vorstadt der Aussätzigen, Hhabha genannt, ausschließlich von Individuen und Familien bewohnt, die an diesem entsetzlichen von Generation auf Generation sich fortpflanzenden Uebel leiden. Sie dürfen die Stadt nicht betreten, und Niemand wagt es sich ihren Wohnungen zu nähern.

Tedneſt, alte Hauptstadt der Provinz Hahha oder Hea, von Amazirghen gegründet und eine Zeit lang Residenz der Scheriffe, mit hölzernem Pfahlwerk umgeben, anmuthig in einer weiten und schönen Ebene am Flusse Schuschaua gelegen. Die Bevölkerung beläuft sich etwa auf 4000 Seelen, worunter 1800 Juden, welche vieler Vorrechte genießen und einen bedeutenden Handel treiben, während die maurischen und schellöchischen Einwohner von der Viehzucht und dem Acker- und Gartenbau leben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Fortsetzung.)

Die auf englischen Boden ausgewanderten Irländer suchen daselbst Arbeit zu finden, und verlangen dafür keinen andern Lohn als ihre Nahrung. Erhalten sie sich ein Jahr lang am nämlichen Orte, so haben sie Anspruch auf die Armentare, weßwegen die Gemeinden so viel als möglich trachten, dieser unbequemen Gäste los zu werden, indem sie dieselben als Vagabunden aufgreifen lassen, und die Kosten ihrer Zurückführung bezahlen. Die einzige Grafschaft Lancaster hat hiefür in einem Jahre 4500 Pf. St. ausgegeben. Aber oft sind diese Unglücklichen kaum ausgeschifft, als sie von einem, zur Begünstigung dieser Auswanderung gebildeten Vereine von irländischen Gutsbesitzern nach einem andern Punkt der englischen Küste befördert werden; daher auch, ungeachtet aller angewendeten Gegenvorkehrungen von Seite Englands, die irländische Bevölkerung daselbst mit großer Schnelligkeit zunimmt. Am Ende des Jahres 1821 erhielten in London 3811 Irländer Unterstützung aus dem Vereine der Armenpflege; im Jahre 1829 belief sich schon die Zahl der in London und seiner Umgegend lebenden Irländer auf 71,412, und im Jahre 1332 auf 119,799.

England könnte seine Macht verdoppeln, wenn es die Hülfsquellen Irlands zu benutzen verstände. Seine Meere haben Ueberfluß an Fischen aller Art, und enthalten nahe an der Küste die ergiebigsten und schönsten Fischereibänke, die in der Welt zu finden sind; dessen ungeachtet aber muß der irländische Bauer verhungern, wenn seine Kartoffelernte mißrathet. Der Sommer ist hier gemäßigter und der Winter gelinder als in den meisten Gegenden Europa's, so daß die Heerden während des ganzen Jahres zur Nachtzeit im Freien eingepfercht seyn können, und doch findet man in Irland mehr Hungersnoth als in Sibirien. Der Boden dieser Insel enthält Ueberfluß an reichen Mineralien, und doch trifft man daselbst eine unverhältnißmäßige Anzahl von Bettlern. Ueberall gibt es Steinkohlen, aber dem Volke gebricht es an Brennmaterial. Nirgends findet man mehr kalkhaltiges Erdreich und Mergelboden, aber diese für die Agrikultur so kostbaren Dungstoffe bleiben in dem Innern der Erde unbenutzt liegen, und der Bauer muß in Mitte seiner unfruchtbaren Felder das Loos der Heerde beneiden, die auf denselben Nahrung findet. Obgleich die Einwohner Irlands von Natur abgehärtet, mäßig, stark, arbeitsam und intelligent sind, zählt man doch ein Viertheil Bettler, ein Viertheil das sich dem Diebstahle ergiebt, und die andere Hälfte ist aufrührisch, widerspenstig, und gegen Gesetze und Regierung feindlich gesinnt.

Die Schwierigkeit wäre nicht groß, in dem Innern des Landes Verbindungen durch die Schifffahrt herzustellen, wodurch seinen Produkten neue Auswege geöffnet und zugleich die Kultur der häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegenden möglich gemacht würde, um so mehr als bis jetzt nur zwei schlecht unterhaltene Kanäle bestehen, die fast gar nichts eintragen. Wollte man es in der Grafschaft Galway z. B. unternehmen, einen Einschnitt von 150 Klafter Länge durch einen kalkartigen Felsen zwischen den Seen Correb, Mash und Caira zu bewerkstelligen, so würde dadurch eine innere Wasserkommunikation von 50 Meilen (ungefähr 16 Stunden) hergestellt, und eine Fläche von 17,000 Morgen jetzt überschwemmtes Land trocken gelegt werden. Die Unkosten könnten sich vielleicht auf 30,000 Pfd. St. belaufen, hingegen würde der Verkauf des kulturfähig gewordenen Landes wenigstens 300,000 Pf. St. eintragen. Die Wegräumung der Dämmung im Flusse Casben bei Newry würde eine Schifffahrt von 30 englischen Meilen eröffnen und zugleich 200,000 Morgen Landes kulturfähig machen; so wie die Beseitigung eines leichten Hindernisses in dem Flusse Lough-Ghara ebenfalls eine große Strecke überschwemmten Bodens trocken legen würde. Wenn man endlich die Dämmung des Shannon bei Athlone ausheben wollte, könnte die ganze Fläche, welche die Wässer des Lough Ree bedecken, dem Ackerbaue gewonnen werden. Es ist offenbar nur die sträfliche Sorglosigkeit der Regierung, welche die Leiden jeder Art herbeigeführt hat, unter denen diese unglückliche Insel seufzet; sie besitzt alle Elemente eines blühenden Landes; es handelt sich nur darum, Hand ans Werk zu legen.

Rechnet man zu diesen Elementen, die an und für sich schon hinreichend wären, den Erfolg einer Kolonisation zu sichern, noch alle Vortheile von Irlands geographischer Lage, so kann man sich nicht genug verwundern, daß die Regierung bis zum heutigen Tage versäumt hat, Nutzen daraus zu ziehen. Irland besitzt allein mehr für große Schiffe zugängliche Häfen, als der ganze übrige Theil von Großbritannien; seine westliche Küste bietet eine

ununterbrochene Folge von Seehäfen, auf eine Ausdehnung von 200 englischen Meilen dar. In Beziehung auf England selbst, ist Ireland der nächst gelegene Punkt für Portugal, Spanien, für das mittelländische Meer und für alle weiteren großen Regionen südwärts der Meerenge von Gibraltar; so ist es auch die westliche Küste von Ireland, die den aus Indien, Afrika und Amerika kommenden Schiffen zuerst sichtbar wird. Ein von London unter Segel gegangenes Schiff kann kaum in der nämlichen Zeit die hohe See gewinnen, als ein anderes, das zugleich mit ihm von Irelands westlicher Küste ausgelaufen wäre, brauchen würde, um in den Gewässern von Amerika anzulangen. Man weiß mit Gewißheit, daß ein Dampfschiff den Weg von der irländischen Küste bis zu jener von Amerika, in weniger als zehn Tagen zurücklegen kann, und daß man vermittelst eines Kanals, der die Insel in ihrer Breite durchschneiden würde, die in Liverpool geladene Fracht binnen 15 Tagen in den Vereinigten Staaten absetzen könnte.

(Schluß folgt.)

Der General Chassé.

In dem Augenblicke, wo Europa seine Blicke auf die Zitadelle von Antwerpen gerichtet hält, wird vielleicht folgende, der „Biographie der Zeitgenossen" (Brüssel 1820) entnommene Notiz über den General Chassé, dem die Vertheidigung dieses großen Zankapfels anvertraut ist, nicht am unrechten Orte seyn.

David Heinrich, Baron von Chassé, stammt von einer ursprünglich französischen Familie, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes sich in Holland niederließ, wo Chassé am 18 März 1765 zu Thiel, in Geldern, geboren wurde. Sein Vater war Major in dem Regimente Münster. Im Jahre 1775 nahm er als Kadet Kriegsdienst, wurde im Jahre 1781 zum Lieutenant, 1787 zum Hauptmann, 1793 zum Obristlieutenant, 1805 zum Obrist, 1806 zum Generalmajor und 1814 zum Generallieutenant ernannt. Nach der Revolution von Holland im Jahre 1787, während der er sich den Patrioten angeschlossen hatte, verließ er sein Vaterland und trat in französische Dienste, wo er im Jahre 1793 zum Range eines Obristlieutenants emporstieg. Er zeichnete sich in den Schlachten von Mouxneron, Stab und Hoogledе aus; kehrte im Jahre 1795 mit der Armee Pichegrü's in sein Vaterland zurück, verließ es aber bald wieder, um unter dem holländischen General Daendels 1796 den Feldzug in Deutschland mitzumachen. Als die Engländer im Jahre 1799 eine Landung an der holländischen Küste unternahmen, befehligte der Obrist Chassé ein Regiment Jäger, mit dem er mehrere Stunden lang der weit überlegenen Zahl seiner Feinde ein mörderisches Gefecht lieferte. Nach dem Ende dieses Feldzuges wohnte er dem in Deutschland bei, war bei der Belagerung von Würzburg, nahm in dem Gefechte vom 27 December 1800 eine österreichische Batterie und 400 Gefangene. Im Kriege gegen Preußen diente er 1805 und 1806 unter den Befehlen des belgischen Generals Dumonceau. Vorzüglich aber that sich General Chassé in dem spanischen Kriege hervor, wo er Proben einer so großen Unerschrockenheit gab, daß ihm die Soldaten den Namen „General Bajonnett" beilegten, weil er diese Waffe oft und glücklich anwenden ließ. Zum Lohne der geleisteten Dienste erhob ihn der König Ludwig Napoleon zum Baron, gab ihm eine Dotation von 5000 Gulden Einkommen und ernannte ihn zum Kommenthur des Ordens der Union. Während der sechs Jahre, die der mörderische Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel dauerte, blieb General Chassé ununterbrochen in Spanien, und befand sich bei den Schlachten von Durango, Missa, Ibor, Talaveira, Reyna, Almonacid, wo er namentlich viel zum glücklichen Ausgange des Treffens beitrug, bei Ocana und Col de Maya in den Pyrenäen, wo er an der Spitze des 8ten, 28sten, 54sten Linienregimentes und des 16ten leichten Infanterieregimentes das Armeekorps des Generals d'Erlon rettete. Das Kreuz eines Offiziers der Ehrenlegion war der Lohn dieser Waffenthat, und der Herzog von Dalmatien (Soult) verlangte für ihn den Rang eines Generallieutenants, den er erhielt, als er die französischen Dienste verließ. Napoleon ernannte ihn durch Dekret vom 30 Juni 1811 zum Baron des Kaiserreiches. Im Monat Januar 1813 erhielt er Befehl, mit seinen vier Regimentern mit Post nach Paris zu gehen, um sich der in der Nähe dieser Hauptstadt aufgestellten großen Armee anzuschließen. Am 27 Februar griff er mit den Trümmern dieser Regimenter eine Kolonne von 6000 Preußen an, die von einer Batterie von sechs Kanonen gedeckt wurde und sich in der Nähe von Bar-sur-Aube auf einer Anhöhe aufgestellt hatte. Nach dem Rückzuge seiner Infanterie hielt er die hartnäckigsten Angriffe der feindlichen Reiterei zu drei wiederholten Malen aus. Chassé wurde in diesem Gefechte verwundet, wie ihm denn in den zwei Feldzügen von 1813 und 1814 drei Pferde unter dem Leibe getödtet und zwei verwundet wurden. Nach der ersten Kapitulation von 1814 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihn der König von Holland am 21 April 1814, mit dem Range eines Generallieutenants, in seine Armee aufnahm. Als er in der Schlacht bei Waterloo die alte französische Garde auf eine englische Batterie losgehen sah, die aus Mangel an Munition ihr Feuer einzustellen gezwungen worden war, ließ Chassé die reitende Artillerie unter Major Vandersmissen im Galopp vorrücken, wodurch die angreifenden Truppen genöthigt wurden, sich in Unordnung zurückzuziehen und das Plateau von Mont Saint Jean mit Todten und Verwundeten bedeckten. Diesen Augenblick benutzte er, um mit einigen belgischen und holländischen Bataillonen einen Bajonnettangriff auszuführen, der die allgemeine englische Bewegung, die in diesem Momente vor sich ging, sehr gelegen unterstützte und den vollständigsten Erfolg hatte. Wellington sprach seine Anerkennung des geleisteten Dienstes im folgenden Monate Juli in einem öffentlichen Schreiben ehrenvoll aus.

Später erhielt General Chassé den Befehl über das vierte große Militärkommando, dessen Hauptquartier in Antwerpen war. Gegenwärtig ist er General der Infanterie, der höchste Rang nach dem des Feldmarschalls, Großkreuz des Wilhelmsordens und Offizier der Ehrenlegion.

Der zweite Befehlshaber in der Zitadelle von Antwerpen ist der General Favange, ein Belgier von Geburt, dessen Bruder in Holland die zweite Brigade der ersten Division des mobilen Heeres kommandirt. Dieser General, der für einen der entschlossensten Offiziere der holländischen Armee gilt, war vor der belgischen Revolution Obrist der eilften Infanteriedivision zu Lüttich. Als er mit seinen Truppen in der Zitadelle von Lüttich eingeschlossen war, bestand er unaufhörlich darauf, gegen die Stadt die Offensive zu ergreifen, und nur die Unschlüssigkeit des holländischen Generals Boecop rettete Lüttich von einem großen Unglück.

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris hat Herr Fetis am 25 November ein historisches Konzert gegeben, worin in drei Abtheilungen Stücke von Kirchen-, Konzert- und Tanzmusik des sechzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden, ein Unternehmen, das auch bei uns Nachahmung finden dürfte. Die erste Abtheilung eröffnete Herr Fetis mit einem Vortrage über die Kirchenmusik des sechzehnten Jahrhunderts in Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland und England. Hierauf folgten: 1) Laudi spirituali, Lobgesänge zu Ehren der heil. Jungfrau, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von den Brüderschaften in Italien gesungen wurden, die sich zu dem wohlthätigen Zwecke bildeten, für Arme und Gefangene Unterstützungen zu sammeln. Zu diesem Zwecke zogen die Mitglieder dieser Brüderschaften an bestimmten Tagen in schwarzer oder weißer Kleidung, mit verhüllten Häuptern aus, und sangen vor jedem Madonnenbilde der Stadt die sogenannten Laudi spirituali, zu denen die Worte gewöhnlich von einem berühmten Dichter verfertigt waren. Die Musik dieser Laudi war Anfangs bloß einfache Melodie, ging aber später auch in Harmonie über. 2) Das Kyrie aus einer Messe, von Josquin Desprez, wie sie in Rom im Jahre 1500, in der sixtinischen Kapelle gesungen wurde. Im 15 und 16 Jahrhundert pflegten die Tonsetzer zum Thema ihrer Messen und Kirchengesänge Melodien von Volksliedern zu wählen. Unter diesen ist eines der ältesten das L'Homme armé benannte, das man für einen Ueberrest von dem be-

rühmten Rolands Gesange hielt. Die Messe Josquin's Despres, eines belgischen Tonkünstlers, der in der letzten Hälfte des 15 und zu Anfang des 16 lebte, und einer der berühmtesten Kompositeurs seiner Zeit war, erhielt daher den Namen l'Homme armé. 4) Ein fünfstimmiges Ave Maria von Nikolaus Gombart, Kapellmeister Kaiser Karls V (1520), Zögling Josquin's, gleichfalls aus Belgien. Karl V liebte die Musik leidenschaftlich, und seine Kapelle bestand aus den berühmtesten Künstlern von ganz Europa, namentlich aus Spanien und Belgien, wo sich damals die ausgezeichnetsten Tonkünstler befanden. 5) Das vierstimmige Lied Luthers: „Wir glauben All' an einen Gott." 6) Eine fünfstimmige Motette von Jean Mouton, Kapellmeister König Franz I (1525) auch ein Schüler Josquin's Despres. Vor Franz I bestand die königliche Kapelle größtentheils aus Ausländern; erst unter ihm wurden darin nur Franzosen zugelassen, wodurch die Musik in Paris und in den Provinzen bald zur Blüthe sich entwickelte. 7) Sechsstimmiger Kirchengesang: „O Lord, the Maker of all things," von dem König von England Heinrich VIII (1528) komponirt. Heinrich VIII spielte das Klavier und die Schnabelflöte, auch die englische Flöte genannt, und komponirte viel für Kirchenmusik. Zwei Messen, die er noch bevor er sich von der römischen Kirche lossagte, gesetzt hatte, wurden oft in seiner Kapelle aufgeführt. Endlich 8) das Sanktus aus der Messe Beata Virgine, von Palestrina, in der Kapelle Sixtus V (1585) aufgeführt. Es ist bekannt, daß noch heutzutage die Kirchenmusik Pierluigi's von Palestrina, dieses kaum noch erreichten Meisters, in der sixtinischen Kapelle zu Rom aufgeführt wird. — Die zweite Abtheilung eröffnete Herr Fetis mit einer Abhandlung über Vokal- und Instrumentalmusik in den Konzerten des sechzehnten Jahrhunderts, worauf gegeben wurde: 1) Die vierstimmige Villanella, die bei Serenaden in Neapel gesungen wurde. Die Villanellas gingen den Madrigalen voraus, deren Styl gewöhnlich nicht so leicht gehalten ist, und wurden des Nachts mit Begleitung von Laute oder Guitarre gesungen. 2) Vier- und fünfstimmige französische Chansons, von Clementi Jannequin und Claude Goudimel (1550 bis 1570), die ausgezeichnetsten unter den zahllosen Chansonsetzern. Der letztere war Hugenot und wurde wahrscheinlich in die Rhone gestürzt, oder büßte in der Bartholomäusnacht sein Leben ein. Die vielstimmigen Chansons machten nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Europa ungeheures Aufsehen. Sie waren lange Zeit die einzige Konzertmusik. Man druckte die einzelnen Stimmen in kleine Bücher, die unter die Künstler vertheilt wurden. Oft sang man solche Chansons am Ende einer Mahlzeit, wie später Couplets aus den Vaudevilles. 5) Violaquintetten von Gervaise (1556). Die Viola ging dem Violon und Violoncello voraus. Es gab Violen von verschiedener Größe, mit denen man ganze Konzerte spielte; ihr Ton war sanft und dumpf. 4) Spanische Vilhancicos für sechs Weiberstimmen, mit Begleitung von acht Guitarren, komponirt von Soto de Puebla und in einem Hofkonzert Philipps II (1561) aufgeführt. Die spanischen Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hatten in ihrer Kirchenmusik denselben Styl, wie die Italiener und andere europäische Nationen; allein in ihrer Konzertmusik hatten sie eine ganz eigenthümliche Melodie, wie man sie noch in den spanischen Volksliedern hört; von dieser Art sind die Vilhancicos. 5) Ein Spinetstück aus dem „Virginal Book" der Königin Elisabeth von England gezogen. Die jungfräuliche Königin besaß musikalische Fertigkeit und spielte das Spinet sehr gut. Die berühmtesten Tonkünstler ihres Reiches verfertigten eine Sammlung Musikstücke für dieses Instrument für sie allein und nannten dieses Werk „das Jungfrauenbuch (Virginal Book). 6) Fünfstimmiges Madrigal (Ecco oscurati) ohne Begleitung von Palestrina. Das Madrigal war für Italien, was der Chanson für Frankreich. Eine Unzahl von Tonkünstlern komponirten Madrigale zu vier, fünf, sechs und acht Stimmen. Palestrina war seinen Zeitgenossen darin nicht minder überlegen, als in der Kirchenmusik. 7) Ein Concerto passegiato für Violen, das französische Violon, Harfe, Orgel und Theorbe, komponirt von Emilio del Cavaliere, einer der Schöpfer der Oper, und eines der originellsten Genies des sechzehnten Jahrhunderts. — Die dritte Abtheilung begann mit einer Abhandlung, die Herr Fetis über Tanz und Tanzmusik des sechzehnten Jahrhunderts vorlas. Hierauf wurde gegeben: Arien des sogenannten ernsthaften Tanzes, wie er am Hofe von Ferrara bei der Vermählung des Herzogs Alphons von Este aufgeführt wurde. Der ernsthafte Tanz war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der einzige, der in der eleganten Welt zugelassen wurde. Lebhaftere Tänze wie die italienische Saltarella, die Courante, der Deutsche, die Gigue u. s. w. wurden nur von dem Volke getanzt. 2) Sarabanden, Pavannen und Passameres, und andere spanische Tänze, deren Arien abwechselnd gesungen und auf Instrumenten gespielt wurden. 3) Französische Basses-danses, wie sie am Hofe des Königs von Frankreich, Heinrichs II, von Katharine von Medicis und ihren Hofdamen getanzt wurden. Bei den Basses-danses wurde gegangen, nicht gehüpft wie bei andern Tänzen. Obgleich Katharine von Medicis, als sie an den französischen Hof kam, nur diese Tänze tanzte, so bewog sie doch in der Folge ihre Hofdamen kürzere Röcke zu tragen, um desto ungehinderter die lebhafteren Tänze tanzen zu können. Margarethe von Valois, Katharinens Tochter, hatte sehr schöne Beine, und übertrieb die Mode der kurzen Röcke etwas zu weit: auch tanzte sie bloß die Gigue und die Bourrée; bei den Festen, im Jahre 1565 zu Bayonne, bei Gelegenheit der Zusammenkunft der Katharine von Medicis mit ihrer älteren Tochter Elisabeth von Frankreich, kamen diese neuen Tänze völlig in Aufnahme. 4) Branles von Poitou und Bourrées von Auvergne, unter Karl IX, Tänze der Frauen in diesen beiden Provinzen, folgten den Basses-danses am Hofe und blieben die Lieblingstänze bis in die Zeit Ludwigs XIII. 5) Deutsche, Courantes und Gigues, die man im Jahre 1575 in Deutschland tanzte, und die in Frankreich die Branles, Bourrées und alle andern Tänze verdrängten. Sie kamen so in Aufnahme, daß man länger als ein Jahrhundert für das Spinet, Violen und andere Instrumente nichts als Deutsche komponirte. 6) Eine Romanesca, ein berühmter italienischer Tanz zu Ende des 16 Jahrhunderts (1580). 7) Tänze des Mummenschanzes der Enfans fourrés de malice und der Chambrières mal avisées, von Chevalier komponirt und in der Sankt Juliansnacht 1587 in den Straßen von Paris aufgeführt. In der Nacht vor dem St. Julianstage, der eine Art Narrenfest war, zogen die Spielleute maskirt in den Straßen umher und spielten diese Tänze auf.

Ein artesischer Bohrversuch zu Torre dell' Annunziata, zwischen Neapel und Castellamare, hat die wichtige Entdeckung eines Sauerbrunnens zur Folge gehabt. Diese neue mineralische Quelle ist schon zahlreich von Kranken besucht und für mehrere Uebel heilsam befunden worden.

Einer der ältesten französischen Marineoffiziere, der Vizeadmiral Graf Rosily-Mesros, ist zu Paris in einem Alter von 85 Jahren mit Tod abgegangen; er hatte 70 Jahre ununterbrochen mit Auszeichnung gedient.

William Austin, den die verstorbene Königin Karoline von England erziehen ließ, befindet sich schon seit drei Jahren in einem Irrenhause und seine Eltern leben in der größten Dürftigkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 339. 4 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

4. Wohnungen und Städte.

Im Reiche Marokko.

(Fortsetzung.)

Mogodore oder Mogador, von den Landesbewohnern Suira, d. h. das Bildchen genannt, neuere bedeutende Stadt in derselben Provinz, 1760 auf Befehl des Sultans Sidi Mohammed von einem französischen Ingenieur, Namens Cornut, wie man glaubt auf der Stelle des alten Erythräa gegründet, in der Absicht, den Centralpunkt des Handels des ganzen Reiches und gleichsam den Hafen der Hauptstadt daraus zu machen. Regelmäßig gebaut mit geraden und bequemen, obwohl etwas engen Straßen, liegt die Stadt auf dem Strande einer niedrigen und flachen Wüste feinen Triebsands, welche sie von dem, 1 bis 3 Meilen entfernten angebauten Lande trennt, wo die Obst- und Gemüsegärten liegen, welche die Stadt versorgen. Auch Vieh und Geflügel werden von jenseit der Wüste hingebracht, und das Trinkwasser kommt von einem kleinen, 30 Minuten entlegenen Flusse, Vad-el-ghored. Von der See aus bietet diese Stadt einen sehr schönen Anblick dar; aber das Innere entspricht, wie bei allen mohammedanischen Städten, diesem Aeußern nicht. Die Konsularagenten der europäischen Mächte und die fremden Kaufleute haben übrigens ziemlich bequeme und zum Theil zierliche Wohnungen, mit 8 bis 12 Gemächern in demselben Stockwerk, welche ihr Licht von der Galerie erhalten, die um den innern offenen Raum oder viereckigen Hof, der zum Magazin dient, herumgeht. Die Dörfer sind flach und in Terrassenform. Die Stadt ist in zwei Theile getheilt, von denen einer, die Citadelle genannt, das Zollamt, den Schatz, die Residenz des Pascha's nebst andern öffentlichen Gebäuden und den Wohnungen der Vice-Konsuln und christlichen Kaufleute enthält. In dem andern wohnen die Juden, und beide Theile sind sowohl gegen die See als die Wüste hin mit Mauern und Befestigungen umgeben, um sie vor den plötzlichen Angriffen der unruhigen und räuberischen Bewohner der mittäglichen Berge zu schützen. Der Hafen wird, südöstlich von der Stadt, durch eine kleine Insel von etwa 2/3 Stunde im Umkreis gebildet; da aber im Augenblick der Ebbe das Wasser nur 10 bis 12 Fuß Tiefe hat, so sind große Schiffe genöthigt, 1/2 Stunde weit von der Batterie, welche man die lange nennt, zu ankern. Diese Batterie erstreckt sich die Abendseite der Stadt entlang auf dem Strande, und wurde von einem Genueser erbaut, zeichnet sich aber mehr durch Schönheit als durch Stärke aus. Im Hafen und am Landungsplatze gibt es zwei andere gleich lange Batterien, mit schönen Achtzehnpfündern bemannt; einem Geschenke der ehemaligen holländischen Regierung. Auch auf der Landseite befindet sich eine starke Batterie, die indeß im Fall eines westlichen Angriffs die Stadt wenig schützen würde, welche kein anderes Trinkwasser als das aus dem genannten benachbarten Flüßchen ihr zugeführte besitzt. Die Bevölkerung Mogodore's wird von Jackson auf nicht mehr denn 10,000 Seelen angegeben; wir sind aber überzeugt, daß sie nicht unter 16—17,000 ist, mit Einschluß von 4000 Juden und etwa 100 Christen, die mit dem Innern Afrika's und mit London, Amsterdam, Livorno, Genua, Cadiz, den kanarischen Inseln, Hamburg und den Vereinigten Staaten Nordamerika's beträchtlichen Handel treiben.

Teculet, kleine aber hübsche Stadt, in geringer Entfernung vom Meere, nahe an der Mündung des Stromes Duira, an der Seite eines Berges gelegen, mit einem kleinen Hafen Goz genannt, den ein altes Kastell vertheidigt. Das hiesige Brunnenwasser wird für das beste der ganzen Provinz gehalten; die Einwohner sind ziemlich gutmüthig, und die Umgebungen haben Ueberfluß an Getreide, Wachs und allen Arten von Nahrungsmitteln, die in Mogodore auf den Markt gebracht werden. Die Juden haben dort etwa ein Hundert Wohnungen.

Tesegdelt, große und begüterte Stadt in der nämlichen Provinz Hahha, auf einem hohen ganz von steilen Flanken umgebenen Berge, so daß sie weder Mauern noch Befestigungen bedarf. Die Hauptmoschee ist eine der ansehnlichsten des Reiches.

Tefelne, oder Tafelane, und gemäß Leo Afrikanus Tesetne oder Teftane, starke Seestadt, von den Amazirghen gegründet, unfern dem Vorgebirge gleiches Namens mit etwa 3000 Einwohnern und ziemlich gutem Hafen für kleine Fahrzeuge, welche hier Wachs und Ziegenfelle holen. Das umliegende Land ist gebirgig und bringt viele Gerste hervor. Nahe bei der Stadt strömt ein Fluß, in den kleine Fahrzeuge einlaufen und mit Sicherheit ankern können.

Agadir, d. h. Mauer, auch Aguer oder Agher, zu Leo Afrikanus Zeiten Gurtguessem, aber heutigen Tages gewöhnlich Santa Cruz genannt; gegenwärtig kleine aber noch immer

starke Stadt in der Provinz Sus, auf dem Gipfel eines hohen und steilen Berges nicht fern von der Spitze des Vorgebirges Gher, wo das Atlasgebirge sich in den Ozean hinabsenkt, und nahe an der Mündung des Flusses Sus, mit geräumigem, schönem und sicherm Hafen, dem südlichsten im Mogh'rib-ul-Aksa. Im verflossenen Jahrhunderte bestand dort ein lebhafter Handel zwischen Europa und dem afrikanischen Binnenlande; aber die Eifersucht der marokkanischen Regierung unterdrückte und verlegte ihn nach Mogodore. Jetzt enthält Agadir kaum 500 Einwohner, großentheils Juden, welche die schönsten Frauen des Landes besitzen.

Tarudant, alte von den amazirghischen Ureinwohnern gegründete Stadt, einst Hauptort eines unabhängigen Reiches und gegenwärtig der Provinz Sus, und Residenz des Pascha's oder Gouverneurs, eines der wichtigsten im Reiche; mit hohen und starken Mauern. Der Raum, den die Stadt einnimmt, würde leicht für eine Bevölkerung von 80,000 Seelen hinreichen, aber sie zählt deren gegenwärtig nicht mehr denn 20 — 22,000. Die Bewohner sind industriös, und übertreffen alle Mauren in der Kunst zu färben; das Leder und Salpeter von Tarudant werden zu den besten gerechnet, die es gibt.

(Schluß folgt.)

Ueber den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung Englands.

(Schluß.)

Aber nie werden die Finanz-Aristokraten der City, die stolzen Kaufleute der Hauptstadt, in die Ausführung einer ähnlichen Handelsrevolution willigen; sie würden eher noch ihre Zustimmung zu zehn Parlamentsreformen geben, als sich dazu verstehen, ihre Komptoirs von London nach Galway zu verlegen. Schon haben sie ihre Abneigung gegen Alles, was ihre Kapitalien nach Ireland ziehen könnte, laut geäußert. Umsichtige Spekulanten haben auf die Vortheile aufmerksam gemacht, die durch die Einrichtung einer Kommunikationslinie durch Dampfschiffe zwischen Port-Valentia und Halifax erreicht werden könnten, aber die einflußreichen Männer der City widersetzten sich nachdrücklichst dieser Unternehmung, und noch bis auf diese Stunde besteht keine regelmäßige Korrespondenz mit den englischen Kolonien im nördlichen Amerika. Als in der jüngsten Zeit der gelehrte Ingenieur Fairbairn sein Projekt zur Verbindung Irelands mit England vermittelst einer Landstraße zur See, über die eine Eisenbahn von Port-Patrick bis Donaghadee geschlagen werden sollte, eingereicht hatte, schrien alle gegen die öffentliche Bekanntmachung desselben, weil die Ausführung nothwendig eine Versetzung des Handels von Großbritannien zur Folge gehabt haben würde; weßwegen man sich auch nicht wundern darf, daß die Handelskammer und das Parlament keine gründliche Untersuchung dieses merkwürdigen Projektes veranlaßt haben. *) So sind diese unvernünftigen Gegenschritte und die Gleichgültigkeit der Regierung allein Schuld, daß das vereinte Königreich derjenigen Mittel beraubt wird, die seinem Handel, seiner Agrikultur und seiner Industrie neue Kraft verleihen könnten; so sollen also die wohlhabenden Klassen ewig einer lästigen und stets wachsenden Armentaxe unterworfen bleiben, die außer allem Verhältnisse mit ihren Einkünften steht, und die unteren Klassen verurtheilt seyn, in einem unwürdigen Zustande von Elend und Noth zu verschmachten! Ireland scheint durch seine Lage, seine westlichen Häfen, und die Leichtigkeit, innere Verbindungswege herzustellen, geschaffen, den großen Mittelpunkt der Kommunikation der vereinigten Königreiche zu bilden. Und welche ungeheuere Vortheile würden für Großbritannien daraus entstehen, wenn die weite Bay von Galway mit einem Hafendamme und großen Magazinen versehen, der große Stapelplatz für England und alle Länder der Erde würde! Der St. Georgskanal und die Umschiffung des südlichen Theils von England — die fast immer mit Gefahr verbunden, der Handelsmarine jährlich über 100 Schiffe kostet — würde dadurch vermieden, und bei jeder Reise aus Indien oder Amerika 10 Tage Zeit gewonnen werden; unwirthbare Ebenen würden zu einträglichen Ländereien umgeschaffen, eine unthätige Bevölkerung nützlich beschäftigt, und für Handelsprodukte neue und vortheilhafte Auswege gewonnen werden. Es ist leicht zu beurtheilen, welches neue Leben in die unglücklichen und menschenleeren Centralprovinzen Irelands zu bringen wäre, wenn man entweder Eisenbahnen oder Kanäle von Galway nach Dublin und nach Belfast anlegen wollte, auf welchen die Transporte viel sicherer und schneller geschehen würden, als durch den Kanal de la Manche oder durch den Kanal St. Georg. Aber wenn das großartige Projekt des Herrn Fairbairn ausgeführt, und die vereinigten Königreiche durch diese riesenmäßige Chaussee wirklich zu einem Ganzen vereinigt werden könnten, dann würde sich vor unsern Augen die großartigste Aussicht auf Reichthum und Wohlfahrt entfalten.

*) Das Projekt des Herrn Fairbairn besteht darin, Großbritannien mit Ireland durch eine über den Nordkanal, der Schottland von Ireland trennt, geschlagene Eisenbahn zu vereinigen. Als Punkte, die als Straßenköpfe dienen sollten, wählte er Port Patrick in Schottland und Donaghadee in Ireland. Die Entfernung zwischen diesen beiden Punkten beträgt 15 englische Meilen (5 Stunden), wovon anderthalb Meilen die über der Wasserfläche hervorragenden Copelandfelsen einnehmen, die gerade quer über den Kanal laufen und vier eine halbe Meile von Donaghadee entfernt sind. Zwischen dieser Kette von Riffen und der Küste von Ireland sind durchgehends Untiefen, in denen das Senkblei nirgends mehr als acht Klafter Tiefe zeigt; das Hauptwerk beschränkte sich also auf 9½ Meilen zwischen den erwähnten Klippen und Schottland. In diesem Theile der Meerenge wechselt die mittlere Tiefe zwischen zehn und dreißig Klafter: die größte Tiefe des North-Channels ist an einigen Stellen vierzig Klafter. Die Granitberge von Port-Patrick und an den Küsten von Ireland, die arme Bevölkerung von Ireland und Schottland, die Tausende von Gefangenen, die sich auf Millbank und in den Hulks befinden, und endlich die Fonds der Armentaxe würden zur Ausführung dieses gigantischen Unternehmens, das gar nicht so unausführbar ist als es scheinen möchte, zusammenwirken. Fairbairn faßte auch noch den Riesengedanken, die beladenen Schiffe selbst auf dieser Straße fortzuschaffen, indem er sie zu Galway, New-Castle oder London auf die Bahn brächte. Freilich möchte man zweifeln, ob die Gesetze der Statik und die Natur des Baues der Schiffe die Lösung dieser Aufgabe möglich machen; allein im Ganzen ist Dieß doch nur eine Nebensache.

Die in Belfast oder Donaghadee angelangten Ladungen würden den irländischen Kanal auf der Eisenbahn der erwähnten Seestraße passiren; dann von Port-Patrick auf der, über Carlisle nach Newcastle im Baue begriffenen Eisenbahn, nach jener die südlicher von Carlisle nach Manchester bereits in Vorschlag gebracht ist, und von da endlich auf die von Birmingham nach London geführt werden. Auf diese Weise könnten die Waaren aus Indien und aus der neuen Welt, das Getreide, das Vieh und die Leinwand aus Ireland, in einem Tage von Galway nach London gebracht werden, und dabei die reichsten und betriebsamsten Gegenden Englands durchschneiden. Zeit und Unkosten würden sich auf den vierten Theil der jetzt zur See dafür aufgewandten vermindern. Die Entfernung von London nach Dublin würde auf dem bezeichneten Wege 480 englische Meilen (160 Stunden) betragen, und wenn man die Schnelligkeit des Transports nach dem Verhältnisse von 40 Meilen (13 1/3 Stunden) auf die Stunde berechnet, könnte man diese Reise in 12 Stunden, und um den Preis von 3 Pence für 30 Meilen (10 Stunden) zurücklegen; welche Summe von Herrn Stephenson als hinreichend erachtet worden ist, um die Unkosten jeder lokomotiven Kraft zu decken. Der Waarentransport würde bei einer Tonne 1 Pfd. Sterl. weniger betragen, und die ganze Ausgabe eines Reisenden nicht 4 Schilling (5 Franken) übersteigen.

Auch für Schottland könnten bedeutende Vortheile aus dieser neuen Kommunikation entspringen, indem seine unfruchtbarsten Distrikte in direkte Verbindung mit den kultivirtesten Theilen Irelands kämen, wodurch die jetzt verödeten Grafschaften Wigtown Dumfries und Galloway in den Stand gesetzt wären, alle Arten von Zufuhren zu erhalten, wodurch die Errichtung von Manufakturen unendlich erleichtert werden würde. Wir sagen es mit voller Ueberzeugung, daß unter allen bisher vorgeschlagenen Mitteln zur Verbesserung des unglücklichen Zustandes von Ireland, und zur Steuerung des Elends unter den ärmeren Klassen Großbritanniens, keines wirksamer ist als dieses. Es würde ein Gewinn für die Schifffahrt, für den Handel, für die Industrie der Manufakturen werden; hauptsächlich aber durch die vielfach eröffneten Ausfuhrwege der Agrikultur — dieser ersten Triebfeder aller Produktion — eine bedeutende Entwicklung geben. Suchen wir diese Triebfeder zu verstärken und zu vergrößern, indem wir die Masse unseres landwirthschaftlichen Reichthums vermehren, und bald werden die neugeschaffenen Hülfsquellen in der Cirkulation ein reges Leben bewirken. Der Zustand der auf dem Lande und in den Städten zusammengedrängten Bevölkerung von Arbeitern — dieser traurige Pfuhl von ansteckendem Elende — wird sich nach und nach verbessern, und die wahrhaft pestartige Aufregung, welche die Gesellschaft gewaltsam aufzulösen droht, wird verschwinden.

Es wird dann nichts mehr zu thun übrig bleiben, als die Resultate der Produktion auf eine weniger ungleiche Weise zu vertheilen, und dieses ist das große Arkanum der Staatsökonomie. Wer jemals die Lösung dieser Aufgabe findet, wird alle gesellschaftlichen Uebel, und wären sie noch so tief gewurzelt, zu heilen vermögen. Bisher haben die Kapitalisten Mittel gefunden, in ihren eigenen Händen den Gewinn der Arbeit einer Menge Menschen, welche keine Kapitalien besitzen, zu konzentriren. Um aber das große Ziel zu erreichen, nach welchem die Produzenten und Regierenden alle ihre Bemühungen richten sollten, handelt es sich, jener von Kapitalien entblößten Menge den Gewinn ihrer eigenen Industrie zuzuwenden, und die eben bezeichnete Konzentrirung der Geldmassen aufzuheben, ohne die gesellschaftliche Ordnung zu stören. Hiezu müßten vor Allem möglichst Zeit, Arbeit und Kapitalien gespart, dann aber hauptsächlich getrachtet werden, die rohen Stoffe — statt durch 30 Hände, die nur sehr geringen Nutzen davon haben — durch weniger Hände gehen zu lassen, die zugleich einen angemessenen und prompten Gewinn daraus ziehen könnten. Statt also auf Umwegen einen geringen Ertrag abzuwerfen, müßten die rohen Erzeugnisse in weniger Zeit, mit wenigern Menschen und mit wenigern Unkosten verarbeitet werden. Ihr Preis würde nicht so hoch stehen, ihr Verbrauch leichter ankommen, und eben dadurch dem Arbeiter einen richtigeren Gegenwerth für seine eigenen Bemühungen verschaffen.

Die fünfte Klasse des Instituts von Frankreich.

Paris, Mitte Novembers.

Die längst erwartete Ordonnanz über die Wiederherstellung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ist erschienen. Sie soll aus 30 Mitgliedern bestehen, die in fünf Sektionen getheilt sind: Moral, Gesetzgebung, Staatsökonomie, Staatsrecht und allgemeine und philosophische Geschichte. Sie war ursprünglich zur Vertheidigung des Materialismus und Atheismus der Schule von Condillac gestiftet, wurde von Bonaparte aufgelöst, weil er nicht wollte, daß die Ideologen, wie er sie zu nennen pflegte, eine öffentliche Tribüne hätten, und wird jetzt von den Doktrinärs in der Hoffnung wieder hergestellt, sich dadurch einige Popularität zu erwerben. Was sich von ihr für die Wissenschaft erwarten läßt, ist nicht schwer vorauszusehen, wenn man, abgesehen von allen äußern Umständen, welche einen mehr oder minder schädlichen Einfluß auf sie ausüben können, untersucht, worin der Zweck einer Akademie besteht, und welche Mittel sie hat, ihn zu erreichen. — Das Bedürfniß von Akademien und gelehrten Gesellschaften macht sich fühlbar, wenn die Wissenschaften sich so ins Detail ausbilden, daß sie dem großen Publikum dadurch fremd werden, und daß es die Wahrheit und Wichtigkeit der neuen Fakta, Entdeckungen und Theorien, die sich auf eine Wissenschaft beziehen, nicht mehr beurtheilen kann; es wird dann nothwendig, ein künstliches Publikum dafür zu bilden, das für jeden Theil der Wissenschaft einen Fokus bildet, in welchem die einzelnen Fortschritte, welche sie macht, sich vereinigen, wo sie beurtheilt, gesammelt, benutzt und bewahrt werden; sie ist für eine Wissenschaft, was ein Teleskop für die Beobachtung des Himmels ist: sie sammelt die Lichtstrahlen, die durch ihre große Entfernung unbemerkt geblieben wären. Je mehr eine Wissenschaft sich vervollkommnet, um so schwerer wird es für den nicht Eingeweihten das Interesse der neuen Entdeckungen in ihr zu bemerken. Die Anatomie eines Mollusken kann heutzutage Veranlassung zu der Entdeckung eines Naturgesetzes geben, das den größten Einfluß auf die Naturgeschichte haben kann; aber nur Wenige sind im Stande, die neue Entdeckung zu beurtheilen, und ihr ihren Rang in der Wissenschaft anzuweisen; und es gehört eine gelehrte Korporation dazu, um den Entdecker gegen die Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Regierungen und des Publikums zu schützen, und ihm Mittel und Aufmunterung zur Fortsetzung seiner Arbeiten zu verschaffen. Daher hat sich auch in allen positiven Wissenschaften, deren Fortschritte auf einer Reihenfolge von Beobachtungen und Fakten beruht, immer das Bedürfniß gezeigt, gelehrte Gesellschaften zu bilden, sobald sie tief genug gedrungen waren, um dem großen Publikum nicht mehr ganz verständlich zu seyn, und daher sind sie auch die einzigen, die durch Akademien ein wirkliches Resultat erreicht haben. Dagegen sind Künste und Wissenschaften, in denen jeder Einzelne durch die Kraft seines Talents das ganze Resultat, das er fähig ist hervorzubringen, erreichen, und bei denen die Menge dieses Resultat beurtheilen und schätzen kann, kein Objekt für Akademien; alle poetischen Akademien in der Welt haben nichts hervorgebracht; sie haben bisweilen einen falschen Geschmack und übertriebene Künstlichkeit der Sprache aufrecht gehalten, wenn sie von der öffentlichen Meinung schon verurtheilt

waren, aber nie einen Dichter erzeugt; ebenso haben Maler- und andere Kunstakademien nie gutes Resultat gehabt, und können keines haben; denn in allen Dingen, in denen das Publikum unmittelbar Richter seyn kann, braucht es kein künstliches Zwischenglied, und dieses wird und muß im Durchschnitte nur schädlich wirken. Diese Bemerkungen finden ihre volle Anwendung auf die bisher bestehenden vier Akademien, aus denen das Institut von Frankreich besteht. Den ersten Rang darunter behauptet und verdient die Academie des sciences, ihr Gegenstand sind die mathematischen und die Naturwissenschaften; sie hat den Zweck ihrer Institution mit Klarheit gefaßt und unablässig verfolgt; sie hat sich zum Fokus für alle Wissenschaften gemacht, die zu ihrem Objekte gehören, und alle Entdeckungen, die in einer derselben gemacht werden, kommen freiwillig vor ihr Tribunal; sie untersucht die neuen Beobachtungen, Versuche und Theorien, und ist ein treuer Spiegel des neuesten Zustandes fast jedes Theils dieser Wissenschaften, und wenn sie auch den Unvollkommenheiten nicht entgehen kann, denen jede Institution ausgesetzt ist, die aus einer Menge von Individuen zusammengesetzt ist, die ihre Leidenschaften, Vorurtheile und Interessen mit sich bringen, so erfüllt sie doch im Ganzen und Allgemeinen ihren Zweck. Hierauf folgt die Academie des inscriptions et belles lettres, wie ihr veralteter Titel lautet, eigentlich die Akademie der historischen Wissenschaften. Auch für diese ist eine Akademie nöthig, indem die Wissenschaft zu ausgedehnt, ihre Mittel zu vielfach und zu speziell geworden sind, als daß das Publikum unmittelbar beurtheilen könnte, was wahr und was von Wichtigkeit ist. Sie hat die Welt vor mehr Charlatanerien bewahrt, als man sich gewöhnlich denken mag, und unzählige unverschämte und unwissende Entdecker von Theorien über Hieroglyphen, Sprachen und Geschichte sind an ihrer Gelehrsamkeit und Autorität gescheitert. Man macht ihr hier oft den Vorwurf, daß sie sich nicht mit Dem beschäftige, was das Publikum am meisten interessire, politische Geschichte, neuere Geschichte, Statistik u. s. w. Aber sie hat darin ihre Rolle wohl gefühlt, und sich mit Dem beschäftigt, was das Publikum nicht selbst beurtheilen kann: mit Sprachen und Literaturen, die der Masse nicht zugänglich sind, und in denen es die wahre Gelehrsamkeit von der Charlatanerie nicht unterscheiden kann. Sie ist im Allgemeinen im Auslande besser bekannt und höher geschätzt als hier, wo die Leidenschaften der täglichen Ereignisse den Sinn für alles Weiterliegende abgestumpft haben. Sie hat vielleicht ihre Rolle nicht vollständig gespielt, und sich nicht hinlänglich zum Centrum aller historischen Studien gemacht; aber was sie gethan hat, ist nicht minder des Dankes und oft der Bewunderung würdig. Sie hat eine Menge großer Werke unternommen, welche von hohem Interesse für Geschichte sind, und die wegen ihrer Ausdehnung nur von einer Gesellschaft, die sich immer erneut, unternommen werden konnten, wie die Historiens de France, von denen 16 Bände in Folio erschienen sind; die Histoire littérature de France, von der der 17te Band in Quart so eben erscheint; die Extraits et notices der Handschriften der königlichen Bibliothek, von denen 12 Bände in Quart erschienen sind; die Ordonnances des rois de France u. s. w. — Die dritte ist die Académie française. Ihr Zweck war die Reinheit der Sprache zu bewahren, ihr Mittel dazu die Abfassung eines Wörterbuchs; aber jener war nicht zu erreichen, die Mode, der Einfluß beliebter Schriftsteller, die Zeit, welche den Geschmack der Nationen ändert, sind wichtiger als eine Korporation; und der gute Geschmack ist kein Objekt für eine Akademie; sie hat daher auch kein Resultat hervorgebracht, und hat sich mehr lächerlich als nützlich gemacht. Das Wörterbuch wäre noch eher ein akademisches Objekt gewesen, und es hat die Existenz der französischen Akademie wenigstens entschuldigt, und ihr einen Schein von Thätigkeit gegeben, obgleich bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft jeder Einzelne ein Wörterbuch zusammensetzen kann, das so gut als das ihrige ist; es ist nichts, das die Kräfte oder Kenntnisse eines Einzelnen überstiege. Johnson hat allein mehr für seine Sprache gethan, als die Akademie seit ihrer Stiftung für die ihrige. Hätte sie die Geschichte der französischen Literatur zu ihrem Zwecke gemacht, so hätte sie ein akademisches Objekt gehabt, und wahrscheinlich eine wichtigere Rolle gespielt, als ihre gegenwärtige seyn kann. Sie ist mehr ein Prytaneum für Schriftsteller, als eine Akademie. — Endlich die Akademie der schönen Künste ermangelt gänzlich eines akademischen Objektes, sie hätte die Geschichte der schönen Künste zu ihrem Gegenstande machen können; aber sie hat es nicht gethan, und sich dadurch selbst zu einer gänzlichen Unthätigkeit verurtheilt; sie ist eine Art von Auszeichnung für verdiente Künstler, wie es ein Orden oder eine Pension auch wäre. Als Korporation hat sie keine andere Thätigkeit als die Vertheilung von jährlichen Preisen. Das übrige Jahr hört man nie von ihr; sie gibt keine Memoiren heraus. Alles Verdienst einzelner Mitglieder kann sie nicht aus dieser Lethargie erretten; sie hat kein Objekt und kein Resultat. — Es läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen, was die Rolle der neuen Klasse der Akademie seyn wird. Sie kann ihren Gegenstand, oder vielmehr die Masse von Gegenständen, die man in ihr vereinigt hat, auf zweierlei Art nehmen, entweder historisch oder theoretisch. Nimmt sie ihre Aufgabe historisch, beschäftigt sie sich mit der Geschichte der Philosophie, der Gesetzgebung, des politischen und bürgerlichen Zustandes der Völker, so hat sie ein akademisches Objekt, d. h. ein Objekt, welches durch die fortgesetzten Arbeiten einer gelehrten Korporation nach und nach besser gefördert werden kann, als durch die Studien von Einzelnen; sie macht sich zum Fokus einer Wissenschaft, und kann durch die langsame Anhäufung von Untersuchungen, und die Niederlegung und Prüfung von Fakten derselben einen wesentlichen Dienst leisten, und Materialien für einen künftigen Montesquieu oder Adam Smith sammeln. Man könnte einwenden, daß sie dann nur eine Verdopplung der Akademie der Inschriften sey; aber wenn diese nicht hinreichend war, das ganze Gebiet der historischen Wissenschaften auszufüllen, so wäre nichts gegen die neue Institution zu erinnern. Es ist aber weit wahrscheinlicher, daß sie ihren Gegenstand von der theoretischen Seite nimmt; sie steht auf einem gar zu gefährlichen Boden, und es gehört eine so große Resignation dazu, nicht zu gleiten und nicht Macht und Popularität der Wissenschaft vorzuziehen, daß man kaum hoffen könnte, daß sie sich nicht dem Strome hingeben werde. Die wenigen Lebenszeichen, welche die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften bei ihrer ersten Errichtung gegeben hat, sind kein günstiges Zeichen für ihre Wiedererweckung; sie ließ sich damals in die leidenschaftlichsten Diskussionen der republikanischen und materialistischen Schule zu Ende des letzten Jahrhunderts ein, und wenn die Tradition nicht lügt, so war es nicht ohne Gefahr, daß man die Existenz Gottes in ihrer Mitte behaupten konnte. Die Zeit dieser Schule ist vorübergegangen; aber neue Theorien und Moden haben sich der Geister bemächtigt, und werden wohl ebenso die Akademie zu ihrem Tummelplatze machen, wie die frühern. Es kann an sich kein Bedürfniß einer Akademie für politische Wissenschaften in einer Zeit geben, wo die ganze Welt sich nur allzusehr mit ihnen beschäftigt, und wo Jedermann, der etwas darüber zu sagen, Leser in Menge findet. Sie brauchen kein künstliches Publikum, denn die Welt gehört ihnen. Sollte man freilich hoffen, daß die Akademie eine der großen Fragen, welche die Philosophie und Politik behandelt, entscheiden, und ihre Entscheidung der Nation annehmlich machen könnte, so wäre es ein nicht zu preisendes Resultat; aber wer kann glauben, daß die Mitglieder unter sich über Einen Punkt einig werden, und wenn sie es wären, daß sie Jemand überreden könnten? Die Materialisten und die Spiritualisten, die Republikaner und die Monarchisten werden sich endlos und ohne Resultat in der Akademie streiten, wie sie es in Büchern, in Zeitungen, auf den Tribunen, im Staatsrathe und in jedem Winkel von Frankreich thun. Theorien in diesen Wissenschaften sind keiner genauern Demonstration fähig, und die Fakten, auf denen sie beruhen, lassen sich nicht so rein ausscheiden und analysiren, daß sich darin ein gradueller Fortschritt bewirken ließe. Der menschliche Geist geht in ihnen sprungweise und nicht mit der langsamen und sichern Methode zu Werke, die er in positiven Wissenschaften anwendet. Der Minister hat in seinem Rapport, der die Errichtung dieser Akademie motivirt, diese Einwendungen wohl gefühlt, und stützt sich als Grund der Wiederherstellung der Institution darauf, daß moralische und positive Wissenschaften in unsrer Zeit die Consistenz von positiven erreicht haben. Er sah wohl ein, daß nur für diese eine Akademie passend sey, und setzte daher voraus, daß sie in diese Klasse fallen; aber wer ist nicht vom Gegentheile überzeugt? und wer muß nicht fürchten, daß eine Institution, die auf eine so falsche Basis gebaut ist, nicht fruchtlos bleibe, oder in etwas ausarte, zu dem sie nicht bestimmt war? Wenn man eine politische Institution gründen wollte, so hätte man sie nicht der Akademie einimpfen sollen; und wollte man eine gelehrte Gesellschaft, so hätte man ihren Gegenstand beschränken und festsetzen sollen, und je größer die natürliche Neigung dieser Zeit zu politischen Theorien und Systemen ist, um so sorgfältiger hätte man die Akademie davor bewahren sollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

№ 340. 5 December 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

16. Gefahren auf dem Flusse — Das Eiland Gungo — Eggá — Der Tanz des hundertjährigen Häuptlings.

Die Reisenden setzten ihre Fahrt auf dem Niger abwärts ungehindert fort, hatten jedoch große Gefahren durch einen Sturm zu bestehen, von dem sie in der Nacht auf dem Flusse befallen wurden; nicht minder auch wurden sie durch die zahlreichen Flußpferde beunruhigt, die rings um sie her mit großem Getöse auf- und untertauchten, und jeden Augenblick ihr kleines Fahrzeug umzustürzen drohten. *) Auf ihrer dreitägigen Fahrt, die sie mit nur geringer Unterbrechung fortsetzten, kamen sie an mehreren großen Städten vorbei, die sich am Ufer des Flusses ausbreiteten, aber absichtlich von den Reisenden vermieden wurden, weil sie die Habsucht der Häuptlinge fürchteten und ihre Vorräthe fast gänzlich erschöpft waren. Nachdem sie auch an mehreren hohen Bergen vorüber gekommen waren, von denen drei sich in reiner Zuckerhutform, von kleinern Hügeln umgeben, nicht fern vom Ufer des Flusses, nordöstlich von ihnen erhoben, legten sie an einer kleinen Insel, Gungo genannt, an. Die Ufer des Niger werden von hier aus hoch und sind gut angebaut. Palmbäume wachsen in Ueberfluß, und man sieht die Städte und Dörfer nur in kleinen Zwischenräumen von einer halben oder drei Viertel Stunde von einander entfernt. „Wir beobachteten mehrere hundert große Boote, sagt hier das Tagbuch, „in der Mitte mit einer Hütte versehen, die den Fluß hinüber und herüber oder abwärts fuhren, und meist ganze Familien zu enthalten schienen. Während die Männer ruderten, sangen die Weiber und Mädchen mit ihren kleinen zarten Stimmen zu Guitarren, was eine sehr artige Wirkung machte. Wenn wir nahe an einem ihrer Kanoes vorbeifuhren, hielten sie plötzlich mit ihrer Musik inne und riefen wiederholt: Ki Ki ma nenih acca chicken zhilagih!" und drückten durch Gebärden ihr höchstes Erstaunen aus. Diese Worte bedeuteten, wie uns Pascoe sie übersetzte: „O Lieber, o Lieber! Was sehe ich in diesem Boote!" Wir begnügten uns mit einem Blick auf die unschuldigen schwarzen Gesichter dieser Schönheiten und schifften vorbei. Wir fanden, daß die ganze Uferseite von Yarriba von den Eingebornen verlassen war, die ins Innere des Landes geflüchtet waren, und den Felatahs den ruhigen Besitz ihrer Dörfer und Städte überlassen hatten. Es war auf dem Eilande Gundo das erste Mal, seit sie von der Meeresküste abgereist waren, daß sich die Reisenden mit den Eingebornen nicht verständlich machen konnten. Lander und seine Begleiter waren fünf verschiedener afrikanischer Sprachen mächtig, allein selbst die Haussasprache wurde hier nicht verstanden. Indeß konnte man den Eingebornen doch begreiflich machen, daß man zu essen wünsche und ein Obdach für die Nacht bedürfe, was den Reisenden auch gastfreundlich bewilligt wurde. Man schickte ihnen eine große Schüssel gesottenen Mais und eine andere mit Fischen, sammt ungefähr zehn Pfund Fleisch von Flußpferden. Letzteres fanden die Lander zu fett, um es genießen zu können, und gaben es ihren Leuten, worüber sich die Eingebornen nicht wenig verwunderten, da es in ihren Augen für den köstlichsten Leckerbissen galt. Die Bewohner des Eilands Gungo schienen ein sanfter, harmloser und gutmüthiger Menschenschlag. Sie leben fast allein vom Fischfange, und handeln für ihre im Fluß gewonnene Ausbeute von ihren Nachbarn Getreide und Yams ein. Gegen Sonnenuntergang besuchten die Einwohner des ganzen Eilandes, ungefähr hundert Männer, Weiber und Kinder an der Zahl, mit ihrem Häuptling einem alten ehrwürdigen Mann an der Spitze, die fremden Männer. Alle waren sehr gut gekleidet, und setzten sich auf Geheiß ihres Oberhauptes vor der Hütte, welche die Lander bewohnten, im Kreise umher. So verweilten sie ungefähr eine Stunde, um ihre Neugierde zu befriedigen, und drückten durch sprechende Gebärden ihre Entzückung und Verwunderung über die weißen Gesichter ihrer Gäste aus. Nur die Weiber und Kinder verriethen eine gewisse Scheu und schienen froh, als sie wieder hinweg gehen konnten. Die Lander vertheilten einige hundert Nadeln unter das kleine Fischervölkchen, das sie am andern Morgen am Ufer erwartete und ihre Abfahrt mit lauten Segnungen, wie es schien, begleitete.

Egga war der nächste Ort, den die Reisenden so bald als möglich zu erreichen strebten. Es war ihnen in Zagozhie dringend empfohlen worden, an dieser großen Handelsstadt nicht vorüberzugehn, welche den äußersten Punkt des Königreiches Nuffie und die Gränze des Reiches der Felatahs bildet. Auf der Fahrt dahin hatten die Reisenden noch einen Sturm zu bestehen, der sich zu einem Orkan erhob, den Fluß zu Wellen, gleich der See, aufwühlte und das Kanoe wie eine Kokosnußschale herumschleu

*) Die Beschreibung dieser gefährlichen Fahrt ist bereits im Auslande S. 289 dieses Jahrganges enthalten.

derte. Es war bald zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und da es sich mitten auf dem Flusse befand, so war zu befürchten, daß es jeden Augenblick von den hochschlagenden Wogen verschlungen werden würde. Nur mit der größten Anstrengung gelang es, das Röhricht des Ufers zu erreichen, um unter seinem Schutze den Verlauf des Sturmes abzuwarten. Kaum aber hatten sie sich eine kleine Strecke in einen Morast hineingearbeitet, froh der drohenden Gefahr entgangen zu seyn, als ein ungeheures Krokodil aus seinem Verstecke hervorsprang und dicht hinter dem Kanoe ins Wasser plumpte. „Es war das größte, das ich je gesehen, bemerkt Lander, und hätte es unser Boot berührt, so würde es um und um gestürzt worden seyn.“

Nachdem Wind und Regen etwas nachgelassen hatte, setzten die Reisenden ihre Fahrt weiter fort, geriethen aber bald darauf durch eine heftige Strömung des Flusses über eine Sandbank in eine nicht geringere Gefahr. Der reißende Zug des Gewässers war so heftig, daß sie sich nicht mehr aus ihm herausarbeiten konnten und mit einer Heftigkeit auf die Sandbank gestoßen wurden, daß einer der Ruderer aus dem Kanoe geschleudert wurde. Zum Glück war ungeachtet der starken Strömung das Wasser sehr seicht und der arme Neger erreichte, mehr erschrocken als beschädigt, seine Gefährten wieder. Der Fluß bildet hier sehr große Krümmungen und nahm in einer Breite, die zwischen zwei und sechs engl. Meilen wechselte, eine größtentheils südöstliche und ostsüdöstliche Richtung. Es wurde noch einmal auf einem kleinen Eilande, Foso genannt, übernachtet, unterhalb welchem sie am folgenden Morgen, eine halbe Stunde weiter abwärts, einen beträchtlichen Fluß in den Niger münden sahen, den Lander, nach früher von den Felatahs eingezogenen Erkundigungen für den Cudunia hielt. Gegen Mittag des dritten Tages sahen sie endlich Egga vor sich, eine große schöne Stadt, ungefähr drei Viertel Stunden von dem Ufer des Flusses entfernt, hinter einem tiefen Morast gelegen, durch den verschiedene kleine Kanäle zu ihr führten. „Wir erstaunten, sagt Lander, über die unzählige Menge großer Fahrzeuge, die mit Handelswaaren des Landes beladen vor der Stadt lagen. Auch sie hatten Hütten, wie die schon früher beschriebenen. Alle aber waren an ihren Schnäbeln mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, was als ein Zauberschutzmittel gegen Räuber dienen sollte. Wir hielten einige Minuten, bevor wir landeten, und sendeten dann Pascoe an den Häuptling von Egga, um ihm unsre Ankunft melden zu lassen. Bald darauf kehrte unser Diener mit der Nachricht zurück, daß der alte Häuptling bereit sey, uns zu empfangen. In wenigen Minuten erreichten wir die Zollahe oder Empfanghütte, wo wir einen alten Mann, von einigen Felatahs und Mollams umgeben, auf einer Kuhhaut am Boden sitzend fanden. Wir wurden mit der herzlichsten Freundlichkeit willkommen geheißen und erhielten als besondere Auszeichnung die Erlaubniß, uns an der Seite des Häuptlings niederzulassen, der uns mit Verwunderung vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete und uns sagte: wir seyen sonderbare Leute und es verlohne sich wohl der Mühe, uns zu sehen. Nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, ließ er auch alle seine alten Weiber herbeirufen, um gleichfalls ihre Blicke an uns zu ersättigen; allein wir fanden wenig Lust, uns als Meerwunder anstaunen zu lassen und baten, uns eine Hütte anzuweisen. Der Häuptling, ein sehr alter, ehrwürdiger Mann, mit einem langen weißen Barte und einem so patriarchalischen Aussehen, als uns noch selten vorgekommen, lachte, tändelte und plauderte wie ein Kind. Ein Haus „eines Königs würdig,“ wie er sagte, stand in Kurzem zu unsrer Aufnahme bereit, und sobald er zu seiner großen Ueberraschung vernommen hatte, daß wir von gleicher Speise, wie er, lebten, sendeten uns seine Weiber eine Schüssel mit Tuah und Fleischbrühe. Es stand nicht lange an, so sahen wir uns von den Besuchen der Mollams und der Frauen des Häuptlings, die uns Guranüsse überbrachten, unausstehlich gequält; allein daran war noch nicht genug. Die Nachricht von unsrer Ankunft hatte sich nicht sobald in der Stadt verbreitet, als ihre ganze Bevölkerung zusammenlief, um uns zu sehen, so daß wir genöthigt waren, uns förmlich in Blokadestand zu erklären und drei unsrer Leute an den Eingang der Hütte aufzustellen, um den Zudrang abzuwehren. Erst mit Sonnenuntergang, als sie keine Hoffnung mehr hatten, uns in der Nähe zu sehen, zerstreute sich die Menge und wir konnten endlich der Ruhe genießen, deren wir höchlich bedürftig waren.“

(Schluß folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Akfa.

4. Wohnungen und Städte.

Im Reiche Marokko.

(Schluß.)

Messa, ansehnliche mit Mauern umgebene Stadt, von den Amazirghen gegründet, unfern der Mündung des Flusses Sus, und, wie fast alle Städte der Provinzen Sus, Guzzula und Dara'a, in drei kleine Städte getheilt, die von Schellöchen, Mauren und Juden bewohnt werden. Die Seelenzahl beläuft sich auf etwa 3000, meist Landbauer. Das nahe Meer wirft oft grauen Amber von der besten Gattung an den Strand, und bisweilen stranden dort auch männliche Wallfische von der Art, welche die Naturforscher Physeter macrocephalus nennen.

Tagawost, vielleicht die älteste und noch immer die größte Stadt der Provinz Sus, 2½ Meilen vom großen Flusse, 15 vom Meere entlegen, 12½ vom Atlasgebirge; mit Mauern von unbehauenen Steinen und ohne Mörtel umgeben, mit vielen öffentlichen Plätzen, Kaufläden und guten Handwerkern, gleichfalls in drei Theile getheilt, die immer mit einander in Unfrieden leben, und die Araber der Ebene gegenseitig zu Hülfe rufen. Das Land hat Ueberfluß an Vieh und Wolle, die zum Weben kleiner Tücher und anderer Stoffe verwandt wird, welche sodann an der Gränze der großen Wüste verkauft, oder nach Tombuctu und Nigritien versandt werden. Die Einwohner von Tagawost sind ein ehrliches und arbeitsames Volk, und ihre Frauen sehr schön und anmuthig. Sie halten ihre Stadt für den Geburtsort des heiligen Augustin.

Tedsi, eine andere ansehnliche Stadt, ehemals Hauptort der Provinz, gen Morgen von Terudant, an einem starken Arme

des Flusses Sus, in einem fruchtbaren Striche, der Getreide, Zucker und Waid in Ueberfluß hervorbringt; mit 14 bis 15,000 Einwohnern, die eine Art von Freistaat bilden und sehr fleißig sind. Der dort alle Montage gehaltene Markt wird von den Schellöchen der Berge und den arabischen Landleuten stark besucht.

Jenseits des Atlas.

Tafilelt, d. h. alte Wohnung der Filelen, und Hauptstadt des gleichnamigen sogenannten Reiches, ist weniger eine Stadt als eine Gruppe mehrer Dörfer und Citadellen, welche auf beiden Ufern des ebenfalls Tafilelt genannten Flusses Ziz liegen, und von Mauern mit hohen viereckigen Thürmen umgeben sind. Auf dem linken Ufer liegt ein Kastell Namens Cassar, das ausschließlich von den Scheriffen oder Nachkommen Mohammeds bewohnt wird. Die Einwohner, etwa 10,000 an der Zahl, meist filelische Amazirghen, beschäftigen sich besonders mit Manufakturen und dem Handel mit Sudan, mit der Fabrikation von Marokins, die deßhalb von Spaniern und Portugiesen Tafiletes genannt werden, Seidestoffen, Teppichen und Wollendecken; und treiben großen Handel mit Indigo, Antimonium, Blei, Datteln und anderen Landeserzeugnissen. Ueber den Fluß führt eine gute vor einigen Jahren von einem spanischen Architekten erbaute Brücke. — Wir glauben, daß diese Stadt oder Dörfergruppe dieselbe sey, welche Caillié in seiner Reise nach Tombuctu Afilé und vielleicht richtiger Afilel nennt, ein amazirghisches Wort, das mit dem den Artikel und die weibliche Endung bildenden Zusatz: T, Tafilelt ausgesprochen wird, und, wie oben bemerkt worden, Wohnsitz der Filelen bedeutet, eines alten Amazirghen- oder Berberstammes, der noch gegenwärtig die Gegend bewohnt.

Ressant, eine Stadt, welche Caillié als die gegenwärtige Residenz des Pascha's von Tafilelt bezeichnet, und die ohne Zweifel mit den benachbarten Flecken und großen Dörfern Acfaba, Gurland, Boheim und Soffo die Gruppe von Citadellen und Ortschaften bildet, der man den Gesammtnamen Tafilelt beilegt.

Suschelmesa, oder Sudschilmasa, und gemäß Jackson Sigin-mesa, alte von den zenetischen Amazirghen gegründete Stadt, in einer weiten Ebene am Flusse Ziz, einst Hauptort eines besondern Reichs, jetzt eines Bezirks dessen von Tafilelt; fast verfallen, aber noch immer volkreich und handeltreibend, vorzüglich mit Kamelen, Pferden und Datteln, die nach Tombuctu und anderen Theilen des Sudan versandt werden. — Dieser Stadt geschieht hier besonders Erwähnung, um zu zeigen, daß Walckenaer in seinen gelehrten geographischen Untersuchungen über das innere Afrika sich sehr irrt, wenn er Tafilelt und Sudschilmesa für dieselbe Stadt hält. Der obenerwähnte spanische Architekt, D. Blas Aguilar, welchen der Verfasser in Tanger gekannt hat, versicherte ausdrücklich beide Orte besucht zu haben. Er schien indeß dafür zu halten, daß der Name Sudschilmesa vielmehr der Name der Provinz sey, und die Stadt, so viel er sich erinnerte, Buazan, genannt wurde, was in der amazirghischen Sprache mit der Benennung Tebuhasan, Tabuazant, oder Tabuacant übereinstimmt, deren bei Leo Africanus und Marmol als jener der größten Stadt dieser Provinz Erwähnung geschieht.

Beni-Sabih oder Dara'h, Hauptort der Provinz Dara'à, mittelgroße, aber volkreiche handeltreibende Stadt, die vorzüglich mit Indigo und Ziegenhäuten starken Verkehr hat. Sie liegt am Flusse gleichen Namens, dem Dara der Alten.

Beneali, Stadt am Flusse Dara'à, nahe an seiner Quelle im Atlasgebirge, Wohnsitz des obersten Hauptes der unabhängigen Berbern des A'drar, d. i. der Provinzen Dara'à und Guzzula.

Mimeina, große Stadt der Provinz Dara'à, anmuthig in einer Palmenwaldung gelegen, zwischen zwei nicht hohen Bergketten, die sich vom Abend nach Morgen hinziehn, von Berbern, ackerbautreibenden Mauren und wenigen Juden bewohnt.

Tatta und Akka, zwei Dörfer derselben Provinz, an der Gränze der großen Wüste. Hier vereinigen sich die Karawanen von Mogodor, Fas und Merakisch auf ihrem Zuge nach Tombuctu.

Talent, starke Hauptstadt der Provinz Tesset oder Sus-ul-Aksà, und gegenwärtige Residenz Sidi-Jecems, am Abhange eines Hügels nicht weit vom Flusse Assa gelegen, 20 Minuten von dem volkreichen Dorfe Ilekh oder Ilirgh entfernt, wo sich ein berühmtes Heiligthum befindet, zu welchem die Bekenner Mohammeds aus den umliegenden Provinzen strömen. Sonderbar ist es, daß die meisten Einwohner Juden sind, welche starken Handel treiben.

Stukha und Nun, zwei große und volkreiche Dörfer, berühmt bei neueren Reisenden, weil dorthin gewöhnlich die christlichen Schiffer gebracht werden, die, wenn sie an der Küste der großen Wüste gestrandet, von den arabischen und muselmännischen Stämmen, welche diese öden und ungastlichen Steppen durchstreifen, zu Sklaven gemacht werden. Stukha wird beinahe ausschließlich von Schellöchen unter einem unabhängigen Scheikh bewohnt. Das größere Dorf Nun liegt um einen Fluß, den die Eingebornen Wad-Nun nennen, dessen wahrer Name aber Akassa und welcher ohne Zweifel der Daradus der Alten ist.

Louis Philipp, der Sohn eines Gefängnißwärters.

Im Jahre 1829 kam in Paris eine Schrift in Umlauf, die aller Anstrengungen sie zu unterdrücken, und den Verfasser zur Rechenschaft zu ziehen, ungeachtet, in den meisten vornehmen Häusern Zugang fand, und nicht wenig die Aufmerksamkeit erregte. Diese Schrift war das Werk einer Baronin Newborough, Mutter des gegenwärtigen Lords gleichen Namens, die darin zu beweisen suchte, daß sie von Geburt eine Prinzessin aus dem Hause Orleans und Louis Philipp der Sohn eines italienischen Gefängnißwärters, der für sie gleich nach ihrer beiderseitigen Geburt ausgetauscht worden sey. Der Herzog von Orleans, später unter dem Namen Egalité zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt, war sehr bekümmert, seine Ehe durch keinen männlichen Erben gesegnet zu sehen, und reiste mit seiner Gemahlin, die sich in gesegneten Umständen befand, nach Italien, wo er unter verschiedenen Vorwänden den größten Theil seines Gefolges von sich entfernte, und nur zwei oder drei vertraute Personen bei sich behielt, unter angenommenem Namen reiste, und zuletzt seinen Aufenthalt in Modigliana nahm. Hier wurde die Herzogin von einer Tochter entbunden, zu gleicher Zeit aber auch die Frau eines Gefängnißwärters von einem Sohne, für den die neugeborne Prinzessin ausgetauscht wurde. Die Lady Newborough, die in zweiter Ehe sich mit einem Baron Steinberg vermählte, suchte nun in der erwähnten Schrift zu beweisen, daß sie diese Tochter des Herzogs von Orleans, und Louis Philipp der Sohn Chiappini's, eines italienischen Gefängnißwärters sey. Bevor sie aber ihr mit Zeugnissen, beglaubigten Todbettgeständnissen, Briefen, u. s. w. unterstütztes Werk dem Druck übergab, setzte sie die Familie Orleans von ihrem Vorhaben in Kenntniß und diese soll ihr eine sehr große Summe für ihr Stillschweigen in dieser Sache geboten haben. Da aber die Lage der Lady Newborough sie über jedes Anerbieten dieser Art erhob, so konnte sie es unbedingt zurückweisen, worauf denn die Familie Orleans und deren Agenten Alles aufboten, der Lady ihren Aufenthalt in Paris möglichst zu verleiden, und den Umlauf ihrer Schrift zu hindern. Als Louis Philipp durch die Ereignisse des Jahres 1830 zur französischen Krone gelangte, sah sie sich indeß freilich genöthigt das Feld zu räumen. Die Aehnlichkeit der Lady Newborough und ihrer Söhne mit der Familie Orleans soll übrigens so groß seyn, daß sie, bevor noch die Geschichte ihrer Herkunft be-

kannt wurde, in Paris häufig auffiel. Lord Newborough, ihr Sohn und sein Bruder Spencer Bulkely Wynn wurden deßhalb in den Straßen von Paris oft darum angesehen, während Ludwig Philipp keinen Zug des bourbonischen Geschlechtes hat, wogegen Vieles für seine italienische Abkunft spricht.

Das Hofjournal theilt aus der Schrift der Lady Newborough folgenden Auszug mit:

„Lady Newborough betrachtete sich allzeit für die Tochter des Lorenzo Chiappini, der früher Gefängnißwärter von Modigliana, und später Stirre zu Florenz war, und seiner Ehefrau Vincenzia Diligenti, bis sie einige Tage nach dem Tode ihres vermeintlichen Vaters, der im Jahre 1816 statt gefunden zu haben scheint, zu Sienna, wo sie sich aufhielt, folgenden Brief erhielt:

„Mylady. Ich habe endlich das Ziel meiner Tage erreicht, ohne ein Geheimniß zu entdecken, das Sie und mich betrifft. Die Sache ist diese: Als Sie von einer Person geboren wurden, die ich nicht nennen kann, und die jetzt in der andern Welt ist, wurde auch mir ein Sohn geboren. Ich wurde angegangen, in einen Austausch zu willigen, und in Betracht meiner damaligen Vermögensumstände fügte ich mich in die oft wiederholten vortheilhaften Anträge und nahm Sie als meine Tochter an, wie mein Sohn von der andern Familie adoptirt wurde. Ich sehe, daß der Himmel meinen Fehler gut machte, indem er Sie glücklicher werden ließ, als es Ihr Vater war, obgleich sein Rang Ihrem jetzigen einigermaßen ähnlich war. Hiedurch fühle ich mich im Stande, meine Tage etwas getröstet zu beschließen. Möge Dieß meine Schuld gegen Sie etwas mildern. Ich bitte Sie um Vergebung für mein Unrecht. Doch wünsche ich, daß Sie diese Umstände geheim halten, damit die Welt nicht Gelegenheit finde, von einer Sache zu sprechen, die sich nicht mehr ungeschehen machen läßt. Diesen meinen Brief werden Sie nur erst nach meinem Tode erhalten.

Lorenzo Chiappini."

„Sobald Lady Newborough diesen Brief erhalten hatte, ließ sie den Beichtvater des verstorbenen Gefängnißwärters, Ringrezzi, und Fabroni, den Neffen des Beichtvaters der verstorbenen Gräfin Borghi, zu sich rufen, und ersterer erklärte, daß er sie stets für eine Tochter des Großherzogs Leopold gehalten habe, dieser Aeußerung widersprach aber Fabroni, indem er sagte: „Mylady ist die Tochter eines französischen Grafen Joinville, der bedeutendes Vermögen in der Champagne besaß, und ich zweifle nicht, daß Sie dort werthvolle Dokumente finden würden, die so viel ich weiß in die Hände eines achtbaren Geistlichen niedergelegt sind.

„Zwei alte Schwestern, Namens Bandini, die in dem Hause Borghi geboren und erzogen wurden, und ihr ganzes Leben im Dienste dieser Familie gestanden waren, bezeugten der Lady Newborough und nachher auch vor dem geistlichen Gerichtshofe zu Faënza, daß sie im Jahre 1775 ihrem Gebieter und seiner Gemahlin nach Modigliana gefolgt seyen, wo dieselben gewöhnlich in einem ihnen eigenthümlichen Schlosse den Sommer zubrachten. Hier angekommen hätten sie einen französischen Grafen, Namens Louis Joinville, und seine Gemahlin getroffen, die in dem Palaste des Gouverneurs wohnten. Der Graf sey ein schön gebauter Herr von bräunlicher Gesichtsfarbe und rother finniger Nase gewesen. „Was die Gräfin betrifft," fügten sie hinzu, „so sehen Sie in Ihnen selbst ihr vollkommenes Abbild." Ferner sagten sie auch aus, daß sich zwischen den Borghi's und der französischen Familie bald ein vertrauter Umgang hergestellt habe. Der fremde Graf war sehr familiär mit Personen aus den untersten Ständen, und vorzüglich mit dem Gefängnißwärter Chiappini, der in demselben Hause wohnte. Die Frauen beider waren in gesegneten Umständen, und sahen ihrer Entbindung fast zu gleicher Zeit entgegen. Der Graf war aber sehr bekümmert, daß seine Gemahlin ihm noch keinen männlichen Erben geboren hatte, und er befürchtete, daß sie auch dießmal nicht mit einem solchen gesegnet werden möchte. Diese Besorgnisse theilte er der Familie Borghi mit, und zuletzt machte er dem Gefängnißwärter Eröffnungen, indem er sagte, er stehe in Gefahr ein sehr großes Vermögen zu verlieren, dessen Besitz an die Bedingung eines männlichen Nachkommen gebunden sey; weßhalb er geneigt sey, wenn die Frau Chiappini's von einem Sohne, die Gräfin aber von einer Tochter entbunden werden sollte, diese gegen jenen auszutauschen. Große Versprechungen wurden gemacht, und der Gefängnißwärter froh, so leichten Kaufes seine Vermögensumstände verbessern zu können, willigte mit Freuden ein, und der Handel wurde geschlossen.

„Die Gräfin Joinville reiste mit ihrer Dienerschaft und ihrem vorgeblichen Sohne ab, während ihre zurückgelassene Tochter in der Taufe den Namen Maria Stella Petronella erhielt, und als Kind des Lorenzo Chiappini und der Vincenzia Diligenti galt. Die Gräfin Borghi jedoch, die um das Geheimniß wußte, empfand darüber große Gewissensbisse und nahm die kleine Waise, um wenigstens etwas von dem gegen sie begangenen Unrecht gut zu machen, in ihr Haus und behielt sie bei sich bis Chiappini nach Florenz zog, wo er sich mit dem gewonnenen Gelde ankaufte, und das Kind mit sich nahm.

„Als sich Lady Newborough im Julius 1830 zu Paris aufhielt, nahm sie zu einer List ihre Zuflucht, um vielleicht einer wichtigen Entdeckung auf die Spur zu kommen; sie ließ nämlich in den Zeitungen einrücken, die Gräfin Borghi wünsche über einen Grafen Louis Joinville Nachricht zu erhalten, der im Jahre 1775 mit seiner Gemahlin zu Modigliana war, wo letztere am 16 April von einem Sohne entbunden wurde; wäre eine von den beiden gräflichen Personen oder das zu Modigliana geborne Kind noch am Leben, so sey sie beauftragt, ihnen höchst wichtige Nachrichten mitzutheilen. Auf diese Bekanntmachung ließ sich bei ihr ein Graf Joinville melden, dem aber diesen Namen erst Ludwig XVIII verliehen hatte; aber kaum hatte sich der Obrist dieses Namens entfernt, als der Abbé von Saint Fare sich ihr vorstellte, mit dem sie folgendes Gespräch hatte: „Der Herzog von Orleans," begann er, „las diesen Morgen Ihre Ankündigung in den Zeitungen und ersuchte mich, bei Ihnen über die Erbschaft, denn wahrscheinlich handelt es sich um eine solche, Erkundigung einzuziehen. Zur Zeit, auf die Sie anspielen, war außer der Familie Orleans Niemand, der den Namen Joinville führte." — Lady Newborough: „Ist Seine Hoheit der gegenwärtige Herzog am 16 April 1775 zu Modigliana geboren?" — Abbé: „Er ist in diesem Jahre geboren, aber zu Paris am 6 Oktober." — Lady: „Dann bedaure ich, Sie bemüht zu haben; denn in diesem Falle ist er eine ganz andere Person, als die ich suche." — Abbé: „Sie wissen ohne Zweifel, daß der verstorbene Herzog ein großer Freund des schönen Geschlechtes war und vielleicht ist das Kind, von dem hier die Rede ist, der Sohn von einer seiner Maitressen gewesen." — Lady: „Nein, die eheliche Geburt des Kindes unterliegt keinem Zweifel." — Abbé: „Das ist sehr sonderbar; allein der Herzog umhüllte sich gern mit dem Schleier des Geheimnißvollen." — Lady: „Können Sie mir sein Aeußeres beschreiben?" — Abbé: „Allerdings; er war ein hübscher Mann; sein Bein war schön geformt, seine Gesichtsfarbe war etwas dunkelroth, und wäre er nicht mit vielen Pusteln bedeckt gewesen, so würde man ihn einen sehr schönen Mann haben nennen müssen." — „Lady: Und sein Charakter?" — Abbé: „Seine Herablassung wurde sehr bewundert." — Lady: „Ihre Beschreibung stimmt ganz mit der überein, die man mir von dem Grafen Joinville entwarf." — Abbé: „Es steht also zu vermuthen, daß der in Frage stehende Sohn der gegenwärtige Herzog war." — Lady: „Keineswegs, denn Dieß ist unmöglich, da er ja zu Paris geboren wurde." — Abbé: „Erlauben Sie mir zu fragen, handelt es sich hiebei um eine groß Summe, und wann und unter welchen Bedingungen ist sie zu erheben?" — Lady: „Es thut mir leid, Ihnen hierüber keine nähere Auskunft geben zu können. Es ist mir nicht erlaubt, auf weitere Erklärungen einzugehen." — Während dieser Unterhaltung starrte der Abbé ihr auf eine fast beleidigende Weise ins Gesicht, und sprach bald englisch, bald italienisch, um herauszubringen, was die Muttersprache der Lady sey. Der Abbé von Saint Fare ist ein natürlicher Sohn des Philipp Egalité."

Soweit die Auszüge des Hofjournals aus dieser Schrift der Lady Newborough. Was das Wahre an dieser geheimnißvollen Geschichte ist, wird wohl für immer im Dunkeln bleiben; indeß dient sie doch als Beitrag zur Sittenschilderung des französischen Hofes vor der Revolution, und wenn auch die Rolle, die man in dieser abenteuerlichen Erzählung den Herzog von Orleans spielen läßt, auch nur ihm angedichtet wäre; so geht doch wenigstens daraus hervor, wessen man die Leute aus der Hofregion jener Zeit fähig hielt. Louis Philipp aber, er mag nun der Sohn des Gefängnißwärters Chiappini oder des verrufenen Egalité seyn, wird die Krone seines Bürgerkönigthums immerhin mit gleichem Anstande tragen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 341. 6 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksâ.

5. Bevölkerung.

Die Länder, welche das Mogh'rib-ul-Aksa bilden und dem Scepter des Sultans Mulai Abd-er-rahhman unterworfen sind, nehmen auf der Erdoberfläche einen Raum von 13,714 Quadratmeilen ein. Diesem Raume haben einige zu leichtgläubige oder freigebige Reisende eine Bevölkerung von 14 und mehr Millionen Seelen gegeben, während Andere sie unter vier Millionen haben heruntersetzen wollen. Wir haben freilich nicht die Register des Census gesehn, die ein englischer Schriftsteller untersucht zu haben behauptet; aber die vielen übereinstimmenden Zeugnisse verschiedener fleißiger und glaubwürdiger Beobachter, die lange Zeit hindurch in jenem Lande wohnten und die von uns selbst während eines sechsjährigen Aufenthalts angestellten Vergleichungen haben uns die Ueberzeugung gegeben, daß die Bevölkerung nicht viel geringer denn neun Millionen seyn könne, vorerst, weil die relative Bevölkerung des Reiches der des südlichen Spaniens zum mindesten gleich, wenn nicht stärker, und ohne Zweifel beträchtlicher seyn muß, denn jene der europäischen Türkei und Aegyptens; und dann weil wir wissen, daß nicht nur die großen und blühenden Ebenen des marokkanischen Reiches, sondern auch die Abhänge, die Höhen und selbst die Spitzen seiner Berge von einer zahlreichen Einwohnerzahl bedeckt sind, da sich wenige Sandwüsten in den inneren Provinzen finden, wo der Boden äußerst fruchtbar ist, und unaufhörlich und fast überall von großen Strömen und Bächen bewässert wird. Daher ergibt sich aus den von uns gemachten und zusammengestellten Nachforschungen, um die Zahl der Einwohner der verschiedenen Theile des Reiches wenigstens annäherend zu bestimmen, daß wir sie folgendermaßen eintheilen zu können glauben:

im Reiche Fez:	3,200,000	auf	5543	□M.
— Marokko:	3,600,000	-	3211	—
im Tafilelt und Sudschelmesa:	700,000	-	1791	—
im Ab'rar, Sus u. s. w.:	1,000,000	-	3169	—
Im Ganzen	8,500,000	-	13,714	□ M.

was im Durchschnitt 646 Seelen auf 1 □ Meile geben würde: eine Bevölkerung, die noch immer viel geringer als die Andalusiens, der Regeatschaften Algier und Tunis, der europäischen Türkei und Aegyptens ist.

Theilt man nun diese Bevölkrung in ethnographische Klassen der in Ursprung, Sprache und Sitten von einander verschiedenen Stämme, so kann Dieß passend folgendermaßen geschehen:

Amazirghen, nämlich Bereber und Tuariks. . .	2,300,000
Schellöchen	1,450,000
Araber, nämlich gemischte, Mauren, Ludajas . .	3,550,000
unvermischte, Beduinen, Himiariten .	740,000
Israeliten, Rabbiniten und Caraiten	339,500
Schwarze aus dem Sudan, Felatahs, Mandinger u. s. w.	120,000
Europäer, Christen	300
— Renegaten	200
Im Ganzen	8,500,000.

Die zwanzig bevölkertsten Städte des Reiches sind: Fas, mit 88,000 Seelen; Meknès, 56,000; Marokko, 30,000; Rabatt, 27.000; Salé, 23,000; Tarudant, 21,000; Suira, 17,000; Tetovan, 16.000; Tedsi, 14,000; Asafi, 12,000; Teza, 11,000; Tefza und Efza, 10,500; Tafilelt, 10,000; Tanger, 9.500; Mulatriß, 9000; Demnet, 8000; Tagodast, 7000; Agmat, 6000; Alcassar, 5000, und El-Araisch, 4000; nicht zu erwähnen Dubilu, Citidem, Elmadina, Fruga, Tedneſt, Tagavost, Talent, Beneali und anderer, deren genaue Einwohnerzahl man nicht kennt, die aber vereint mit den hier aufgezählten Stadtbevölkerungen im Ganzen eine halbe Million in Dörfern, Flecken und unmauerten Städten wohnender Individuen geben.

Die Amazirghen oder Mazirghen, unrichtig Berber oder Bereber genannt, sind die ächten Abkömmlinge der ältesten Bewohner nicht bloß des Mogh'rib-ul-Aksâ, sondern des ganzen nördlichen Afrika's vom Nilufer bis zum atlantischen Weltmeere; und wenn sie in der alten Erdkunde unter dem Namen Getuli und Melano-Getuli vorkommen, so findet sich ihre ursprüngliche Benennung Mazigh in den Schriften vieler alter griechischer und römischer Schriftsteller mit verschiedenartiger Rechtschreibung in den Wörtern Mazyes, Maziſci, Mazyces und Mazichi. Von ihnen hatten alle Urbewohner Mauretaniens, Numidiens und Libyens ihren Ursprung. Cabailen oder Cabilen und Mozzaben in der heutigen Regentschaft von Algier, Zuaven in jener von Tunis und in den Umgebungen der Insel Gerbi, Ademser im Staate Tripoli, und Tibbuer, Tuarikken und Tuatten in der großen Wüste genannt, werden sie gegenwärtig im Reiche Marokko in Bereber und Schellöchen eingetheilt, wovon die ersteren gegen

Morgen im nördlichen Theile des Atlasgebirges wohnen, wo sie nach den Bergen des Er-Riff gewöhnlich Riffiner heißen, sich von dort bis zur Provinz Tedla ausdehnend, wo die Schellöchen beginnen, welche von den Umgebungen von Melnès an sodann die westlichen Abhänge dieser Berge, die Ebenen des Omm'-er-rebeh und das Tensift, und besonders die letzten Verzweigungen des Atlas-Gebirges, Bibanan und Adrar genannt, bis zum Strande innehaben. Auf der gegenüberliegenden Seite der großen Kette und in den sogenannten Reichen in Tafilelt und Sudschelmesa, so wie in Biled-ul-Dscherrid und im Hharib wohnen andere zahlreiche Amazirghen-Stämme, die nicht weniger mächtig als industriös sind, unter ihnen die wichtigsten die obengenannten Fillelen, die Zeneten, die Sanhhadscha, und die Ait Agariz, die indeß Schellöchen sind. Gegen Mitternacht und beinahe bis zum Mittelmeere sind alle jene Berge mit ihren großen fruchtbaren Thälern fast ausschließlich im Besitze der Bereber oder Riffinen, unter denen einst berühmt waren und noch stark und mächtig sind: die Stämme der Gomeren, Masmuden, Zeneten, Hauara, Zeneghen oder Sanhhadschen, der Miknasen, Ghirvanen, Azuaghen, Zianen, Timusen und Nefusen. Unter den erstern, nämlich den Gomeren, sind noch immer zahlreich die Cabilen oder Völkerschaften von Arhona, Bni Zecher. Bni Telit, Bni Hadeen, Andschera, Bni Quelid, Bni Zarual, Bni Manzor, Bni Jusef, Bni Razin, Bni Gebara, Bni Jerso, Bni Tizirau, Bni Buzeibet, Bni Uza, Bni Alcoi, Bni Jedir, Bni Vriaghel oder Beriag'al, Bni Zanten, Bni Mezgilda und Bni Guamud. Von den Zeneten bleiben noch die Cabilen von Teuzin, Guardan, Euzt, Matgara, Moghraua u. s. w. Auf der andern Seite findet man bei den Schellöchen und gegen Abend und Mittag die nicht minder zahlreichen und mächtigen Stämme von Ait-Zemure, Ait-Erma, Schavoia. Ait-Ziltun, Ait-Schagrusch, Ait-Sotoman, Ait-Sadugh. Ait-Schebida, Ait-Atter, Ait-eden, Hascura, Ait-Bamaran. Mischboja, Idaultit, Stuka, Aitiva, Ait-Musi, Mseghina, Ela'la, Rezula u. s. w. Alle diese Stämme bewohnen meistens die Höhen und Abhänge der Berge, und erhalten ihre Namen entweder von ihrem Ursprunge oder von den Häuptlingen, die sie ins Mogh'rib führten oder von dem Berge, wo sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

15. Gefahren auf dem Flusse — Das Eiland Gungo — Egga — Der Tanz des hundertjährigen Häuptlings.

(Schluß.)

Egga hat vier englische Meilen in der Länge und zwei in der Breite, und eine sehr zahlreiche Bevölkerung, von der die eine Hälfte dem mohammedanischen, die andere noch dem heidnischen Glauben zugethan ist. Gleich den meisten Negerstädten, die am Ufer des Niger erbaut sind, ist auch sie häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt und eben zur Zeit, wo Lander sie besuchte, stand ein großer Theil von ihr unter Wasser. Der Morast, der sie umgibt, ist voller Krokodile. Die Straßen sind sehr eng und gleich den meisten Orten, wo häufig Markt gehalten wird, sehr unreinlich. Der Boden in der Umgegend besteht aus dunkler Dammerde, ist ungemein fruchtbar und erzeugt fast ohne alle Bearbeitung Lebensbedürfnisse jeder Art im Ueberfluß; diese sind deßhalb hier auch sehr wohlfeil. Die Einwohner genießen wenig animalische Nahrung, Fische ausgenommen, die gleichfalls zu sehr niedrigen Preisen verkauft werden. In den benachbarten Wäldern sollen Hyänen in Unzahl hausen und die einst blühende Schafzucht der Stadt ganz zu Grunde gerichtet haben. Viele Einwohner tragen portugiesische Tücher, die von einem Orte Cuttumcurafih, ein berühmter Markt für nuffanchisches Tuch, Trona, Sklaven, Messer, Sättel, Steigbügel, messingene Zierrathen u. s. w. auf den großen Kähnen, die Egga in größerer Anzahl als irgend eine andere nordwärts gelegene Stadt besitzt, flußaufwärts gebracht werden. Die Bevölkerung von Egga ist von sehr unternehmendem Geiste und eine große Anzahl von ihr bringt ihr ganzes Leben mit dem Handel flußauf- und abwärts zu. Diese Schiffer leben mit ihren Familien Jahr aus Jahr ein auf ihren Kanoes, die mit einem Dache versehen sind und die Stelle einer Hütte vertreten.

Die Neugier der Bevölkerung von Egga, die weißen Gäste zu sehen, war außerordentlich. Schon am frühen Morgen erschien der alte Häuptling von Egga und bat, sie möchten seinen Weibern und den vornehmen Einwohnern erlauben sie zu sehen. Die Reisenden konnten Dieß nicht ablehnen, und so erhielten sie bald darauf zahlreichen Besuch von alten und jungen Weibern, von denen jede ihnen Guranüsse oder sonst ein kleines Geschenk mitbrachte. Sie waren sehr neugierig und fragelustig, und blieben länger als es den Reisenden lieb war, die bei unerträglicher Hitze in einer Hütte eingeschlossen, deren Fenster und Thüre sich mit Zuschauern verstopft hatten, dem Ersticken nahe waren. Es belustigte die Lander Anfangs, die Einwohner in dem Glauben zu sehen, daß die weißen Menschen das Unmögliche möglich zu machen im Stande seyen; allein der Zudrang und die ungestümen Bitten, mit denen sie bestürmt wurden, ließen sie ihrer angedichteten Allmacht bald überdrüssig werden. Man verlangte von ihnen Zaubermittel gegen Kriege und anderes Nationalunglück; die Einen wollten gegen die gefräßigen Krokodile gefeyet werden, Andere wünschten ein Mittel um schnell reich zu werden, oder täglich einen Kahn voll Fische heimzuführen. Alle diese Gesuche waren mit verhältnißmäßigen Geschenken von inländischem Bier, Gura- oder Kokosnüssen, Limonen, Reiß, Yams u. s. w. begleitet, je nachdem der Wunsch von größerer oder geringerer Wichtigkeit war.

„Obgleich der ehrwürdige Häuptling von Egga, sagt das Tagbuch, allem Anschein nach über hundert Jahre zurückgelegt haben mußte, so war er dennoch munter und rüstig, und besaß statt der grämlichen Hinfälligkeit, der gewöhnlichen Zugabe eines vorgerückten Alters, noch alle Heiterkeit und Lebenslust der Jugend. Er bekennt sich zur mohammedanischen Religion, und pflegt täglich lange vor Tagesanbruch aufzustehen, alle seine Priester um sich her zu versammeln, und mit ihnen gemeinschaftlich die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, was mit so laut schrillenden Stimmen geschieht, daß wir es in unsrer Hütte, die nur wenige Schritte von der seinigen entfernt liegt, deutlich hören können. Sobald diese frommen Uebungen vorüber sind, versam-

meln sich einige andere alte Leute, die eben so aufgeräumter Sinnesart und gedankenloser Lustigkeit sind, wie er, in seiner Hütte, kauern sich auf den Fußboden und bilden einen Kreis um den alten Häuptling, in dessen Gesellschaft bis lange nach Sonnenuntergang sie ihre Zeit mit Rauchen und Plaudern zubringen. Kaum verlassen sie unter Tages einander einige Augenblicke, um ihre Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Diese Gesellschaft von Graubärten, denn es sind lauter alte Männer, lachen so herzlich über die Köstlichkeit ihrer eigenen Witze, daß fast Jedermann, der vorübergeht, stehen bleibt, um Eines oder das Andere zu erlauschen und dann gleichfalls in die laute Fröhlichkeit mit einzustimmen, die den ganzen Tag über aus der Hütte erschallt.

„Heute wollte uns der alte Häuptling, wie es schien, einen Beweis von der Rüstigkeit geben, die ihm noch eigen ist, und zu diesem Ende versammelten sich, sobald die Sonne untergegangen war, seine Sänger, Tänzer und Musikanten um unsre Hütte, unter großem Zulauf des Volkes. Der alte Mann trat stolz und mit festem Schritt in den Kreis, ein Lächeln schwebte um seinen Mund, und seine Blicke schienen auszurufen: „Nun, weiße Männer, gebt Acht, und ihr sollt euer blaues Wunder sehen." Und nun begann er seine silberweißen Locken zu schütteln und zu großer Erlustigung der Zuschauer, die laut ihm ihre Freude darüber bezeigten, seine Kapriolen zu schneiden. Allein so sehr auch der erlangte Beifall ihn ermuntern mochte, so war er doch nicht im Stande, seinen Tanz ohne Hülfe einer Krücke länger fortzusetzen. Mit dieser humpelte er noch eine Zeit lang im Kreise umher; allein er mußte endlich aufhören und sich erschöpft an unsrer Seite vor die Schwelle des Hauses niedersetzen. Indeß wollte er doch seine Schwäche uns nicht merken lassen, sondern suchte seiner keuchenden Brust Gewalt anzuthun, und das laute Athmen zu unterdrücken. Nachher machte er noch einen Versuch zu tanzen und auch zu singen; zu beidem aber wollte die Natur nicht mehr ausreichen und seine schwache quickende Stimme war kaum hörbar. Die Sänger, Tänzer und Musikanten aber setzten ihren fröhlichen Lärm fort, bis wir endlich müde und schläfrig geworden; als es Zeit war zur Ruhe zu gehen, sie ersuchten, für heute es genug seyn zu lassen, was der alte lustige Häuptling ungemein bedauerte."

Es war von den Reisenden beschlossen worden, am folgenden Tage von Egga abzureisen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden sie, daß alle ihre Leute mit Ausnahme Pascoe's und eines Mulatten, sich hartnäckig weigerten, die Reise den Fluß hinab fortzusetzen. Die Einwohner von Egga hatten ihnen die weitere Fahrt mit fürchterlichen Gefahren umgeben vorgemalt; so daß ihnen nichts gewisser bevorstände, als von den wilden Völkerschaften unterhalb Egga zu Sklaven gemacht oder ermordet zu werden. Da vernünftige Vorstellungen nichts gegen ihre Weigerung ausrichteten, so drohte Lander, sie insgesammt seines Dienstes zu entlassen, aber ihnen auch den bedungenen Lohn nicht auszuzahlen. Die Reisenden kamen dadurch in nicht geringe Verlegenheit, da sie auf keine Weise hoffen durften, unter der Bevölkerung von Egga ihr entlassenes Gesinde ersetzen zu können. Indeß fruchtete die Drohung und vielleicht noch mehr die Furcht, sobald die weißen Männer abgereist seyn würden, in Egga selbst ergriffen und als Sklaven verkauft zu werden, so viel, daß sie sich endlich, wiewohl nicht ohne Murren und finstere Gesichter, wieder zufrieden gaben.

Als sie am vierten Tage nach ihrer Ankunft Egga wieder verließen, nahm der alte lustige Häuptling, dem sie ein Paar silberne Armbänder zum Geschenke gemacht hatten, in denen er nicht wenig Prunk machte, auf das Freundlichste Abschied. Auch Hunderte von Einwohnern liefen herbei und dankten ihnen für den Schmuck, in welchem sie, selbst stolz darauf, ihren Häuptling prangen sahen. Viele der Vornehmsten in der Stadt begleiteten sie bis ans Ufer des Flusses und wünschten ihnen mit aufgehobenen Armen Segen und glückliche Reise. Ein wenig unterhalb Egga kamen sie an einigen schönen kleinen Eilanden vorbei, und sahen bald darauf über ihren Häuptern ein Seemöve hinschweifen, in der sie nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung eine tröstliche Vorbedeutung von der Nähe des Zieles erkannten, dem sie mit so großer Sehnsucht entgegeneilten.

Französische Literatur.

Paris, Ende Novembers.

Die altfranzösische Literatur ist gegenwärtig mehr als seit langer Zeit der Gegenstand der Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums in Frankreich; es ist die Rede von der Errichtung einer Gesellschaft zu Beförderung dieses Studiums und zur Herausgabe der unzähligen Dokumente, die noch in den Bibliotheken in Handschriften liegen. Renouard hat den Druck eines provençalischen Lexikons angefangen, das in zwei Quartbänden erscheinen soll, und eine Menge ungedruckter Fragmente enthalten wird. Der 17te Band der Histoire littéraire de France, welche die Akademie der Inscriptionen herausgibt, wird in wenigen Tagen erscheinen; er enthält das zwölfte Jahrhundert und gibt eine große Masse ungedruckter Gedichte, unter andern eine Reimchronik der Albigenser, die in einem verdorbenen provençalischen Dialekte abgefaßt ist, und eines der wichtigsten Dokumente über diesen interessanten und so wenig bekannten Theil der Geschichte von Frankreich ist. Leider ist sie von keiner Uebersetzung begleitet, was die Möglichkeit ihrer Benutzung nur auf sehr wenige Individuen beschränkt; aber es ist doch des Dankes werth, daß sie wenigstens gedruckt und dadurch der Zerstörung entzogen ist, der ein Buch, das nur in Einer Handschrift besteht, immer ausgesetzt ist. Man kündigt die baldige Erscheinung des ersten Bandes der Trouvères vom Abbé de la Rue in Caen an; er ist der Hauptvertheidiger der celtisch-französischen Schule, nach deren System die nordfranzösische Literatur die unmittelbare Fortsetzung der celtischen Bardenliteratur war. Sie gibt die Priorität der provençalischen Literatur und ihren Einfluß auf die französische nicht zu, und die Sammlung von de la Rue ist in diesem Sinne abgefaßt. Dagegen ist in der Revue des deux mondes eine Reihe von Vorlesungen erschienen, die einen Theil des Kurses über provençalische Literatur bildeten, welchen Fauriel in der Sorbonne gehalten hat. Sie enthalten den Theil der Vorlesungen, die sich auf die Entstehung der epischen Dichtkunst im Mittelalter beziehen, und gelten hier für ein Meisterstück von Eleganz, Kritik und Gelehrsamkeit. Es sind bis jetzt zehn Vorlesungen erschienen und mehrere sollen noch nachfolgen. Sein Zweck ist zu beweisen, daß die epischen Gedichte des Mittelalters ihren Ursprung in der provençalischen Literatur hatten, von wo aus sie in alle europäischen Literaturen übergegangen sind. Er untersucht die Quellen der beiden Hauptcyklus derselben, des von Karl dem Großen und des von der Tafelrunde; die Veranlassung zu jenem findet er in dem Anstoße, den die Kriege gegen die Araber in Südfrankreich und in Spanien der Einbildungskraft der damaligen Zeit gegeben hatten, und die den Stoff zu den Balladen lieferten, aus welchen später die großen Ritterromane gebildet wurden. Den Ursprung der Romane von der Tafelrunde findet er in den Ideen, welche die Errichtung der geistlichen und weltlichen Ritterschaft in Umlauf gesetzt hatten. Jene waren mehr dem Volke, diese mehr den Großen und Höfen bestimmt, und sie sind es auch, welche die Theorie

der Chevalerie in ihrer größten Verfeinerung enthalten, während die vom Cyklus von Karl dem Großen deutliche Spuren einer barbarischen Zeit an sich tragen. Er gibt als Beweise die Reste von Balladen und Auszüge aus provençalischen Gedichten jeder dieser Klassen, welche über den Anfang der nordfranzösischen Literatur hinaufsteigen. Es ist eine in jeder Hinsicht sehr ausgezeichnete Arbeit; der Styl ist von einer Reinheit, wie man ihn jetzt selten mehr findet, die Argumentation ist klar und methodisch, diese Vorlesungen sind kaum eines Auszuges fähig, sind aber einer Uebersetzung sehr würdig, und verdienen eine gründliche Prüfung; sie erregen einen lebhaften Wunsch, daß der Verfasser auch den Rest seiner Geschichte der provençalischen Literatur bekannt machen möchte.

Vor einigen Tagen ist unter dem Titel: „Chronique de Juillet 1831 von Rozet, 2 Bände," ein Buch erschienen, das große Aufmerksamkeit erregt. Es enthält die genaueste Geschichte der letzten Revolution, die bis jetzt erschienen ist, und wenn sie noch nicht die ganze Wahrheit enthält, was so kurz nach den Ereignissen nicht zu hoffen war, so enthält sie doch eine Menge von Aufklärungen, die bisher ungedruckt waren, und nur wenigen bekannt seyn konnten. Um jedoch die Nachrichten, welche es enthält, beurtheilen zu können, muß man wissen, wie es entstanden ist. Der Verfasser war zur Zeit der Revolution nicht in Paris, erhielt aber von einem Theile der Personen, welche eine Rolle in diesem Ereignisse spielten, Privatmemoiren. Das Buch enthält daher auf der einen Seite Details, die nur den handelnden Personen selbst bekannt seyn konnten, auf der andern Seite aber gibt es natürlich der Action der Verfasser dieser Materialien eine relativ größere Wichtigkeit, als sie in der That hatten, indem von ihnen zumeist die Rede ist, und der Verfasser mehr von ihnen wußte, als von andern, die eine eben so bedeutende oder bedeutendere Rolle gespielt hatten. Es ist unnöthig, die Personen zu bezeichnen, welche dazu Beiträge gegeben haben. Der Leser wird sie leicht unterscheiden; es ist hinlänglich auf diesen Umstand aufmerksam gemacht zu haben, der begreiflich macht, warum der Verfasser bisweilen müßige Umstände einrückte, in denen sich die Eitelkeit der Verfasser der Memoiren gefiel, wie die weisen und tapfern Reden, welche der Kapitän d'Urville an die Prinzen hält, und seine wohlgefälligen Wiederholungen über seine frühern Reisen und das Werk, das er darüber herausgibt. Es sind in der Erzählung viele Punkte dunkel geblieben, und viele allgemein bekannte sind ganz unerwähnt; aber es ist schwer, schon jetzt die ganze Wahrheit drucken zu lassen. Jedenfalls ist dieses Werk ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte dieser Tage.

Eines der Mitglieder der Familie Bonaparte ist im Begriffe, einige hundert Briefe des Kaisers hier drucken zu lassen; viele derselben sind noch vor dem Konsulate geschrieben.

Der Artikel des „Quaterly-Review" über Douville's angebliche Reisen im Innern von Africa*) mußte, wie sich denken läßt, in der hiesigen Gelehrtenwelt, die mit so leichtgläubiger Bewunderung seine abenteuerlichen Erzählungen hingenommen hatte, große Bewegung hervorbringen. Herr **Barrow**, der Sekretär der englischen Admiralität, von dem der erwähnte Artikel herrührt, hatte Herrn Douville, der mit bedeutenden Empfehlungen nach London gegangen war, sehr zuvorkommend aufgenommen, obgleich er selbst kein sonderlicher Freund der Franzosen ist. Wahrscheinlich fand sich Barrow nicht geschmeichelt, so zum Besten gehabt worden zu seyn, und war froh, eine Gelegenheit zu finden, sich dafür zu rächen, daß er mit seinen Zweifeln gegen die Aechtheit der Reise von Caillié durchgefallen war. Er schrieb daher jenen herben Artikel im „Foreign Quaterly-Review," wo er handgreiflich beweist, daß Douville den größten Theil seiner Reise aus unzusammenhängenden Erzählungen der portugiesischen Sklavenhändler zusammengesetzt habe, und viel zu unwissend gewesen sey, um in dem Theile der Kolonien, die er wirklich bereist habe, Beobachtungen anzustellen. Douville antwortete nun in einer Broschüre, die nichts beweist, und jetzt erscheint ein noch viel schlimmerer Gegner, ein Herr **Lacordaire**, der ihn in Brasilien gekannt hatte, von wo aus er seine Reise nach Kongo antrat. Lacordaire beweist aus den Zeitungen von Buenos-Ayres, daß Douville wenigstens einen Theil der Zeit, den er in Kongo zugebracht haben will, in Amerika zugebracht habe, wo er mit Papier und Feuerwerk handelte. Ein anderes Unglück begegnete dem Reisenden mit der Akademie der Wissenschaften in Paris, der er einige Kisten Mineralien, welche er im Innern von Kongo gesammelt haben wollte, übergab. Die Akademie fand, daß es brasilianische Mineralien waren. Sie behandelte die Sache zwar sehr glimpflich und machte ihren Bericht nicht bekannt; aber es drang doch ins Publikum und machte dem Manne wenig Ehre. Es ist wahrhaftig Schade, daß eine so seltene Gelegenheit, die wenig bekannten portugiesischen Provinzen in Afrika zu bereisen, so schlecht benutzt worden ist, daß auch das Wahre an der Erzählung unter der Masse von Falschheiten verschwindet und unkenntlich wird. Es wäre hinreichend gewesen, wenn Douville hätte einfach erzählen wollen, was er gesehen hat; denn das Beispiel von Caillié hat hinlänglich gezeigt, daß die Wahrheit, so wenig romantisch sie auch ist, und so wenig der Erzähler durch Geist oder Kenntnisse in seinen Bemerkungen unterstützt worden ist, ein Interesse hat, das durch die Beimischung dieser Phantasmagorien von Pomp, und barbarischen Königen und Königinnen, und den phantastischen Gefahren durch Zauberer und Giftmischer, ohne irgend einen Ersatz gestört wird.

*) S. Ausland S. 1223.

Vermischte Nachrichten.

Blaye oder Blal, wo jetzt die Herzogin von Berry gefangen gehalten wird, liegt am rechten Ufer der Gironde, ungefähr sieben Stunden von Bordeaux und neun von dem Leuchtthurme von Corduan, der die Mündung des Flusses bezeichnet. Blaye zählt ungefähr 4500 Einwohner und war schon den Römern bekannt. Ausonius nennt es Blavia. Die Stadt wird durch einen kleinen Fluß in zwei Theile getheilt, die man die obere und die untere Stadt nennt; letztere ist größtentheils von Kaufleuten bewohnt und nimmt den Rücken eines steilen Felsen ein. Die übrige Stadt ist auf dem Gipfel desselben erbaut, wo sich vier Bastionen erheben, die eine sehr feste Citadelle bilden und das Schloß umgeben. Hier starb im Jahre 572 oder 574 Charibert, Chlotars I Sohn. Im Jahre 1568 überfielen die Protestanten die Stadt und richteten darin große Verheerungen an. Die Gironde ist hier 5800 Mètres breit, weshalb man im Jahre 1689 auf einer kleinen Insel, die nur 2400 Mètres von der Stadt entfernt ist, ein Fort, „die Pastete" (le Paté) genannt, erbaute. Dieses, die Citadelle und das Fort Medoc auf dem entgegengesetzten Ufer bestreichen durch ihr Kreuzfeuer den Fluß und decken den Weg nach Bordeaux vom Meere her. Die Umgegend von Blaye besteht aus Sümpfen, die vor achtzig Jahren trocken gelegt wurden und ein wein- und kornreiches Land bilden. Blaye hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, eine Ackerbaugesellschaft und ein Theater. Sein Hafen ist bloß eine Rhede, wo die den Fluß Gironde auf- und absegelnden Schiffe ankern. Man treibt dort bedeutenden Handel mit Wein, Branntwein, Oel, Seife, Rosinen, Bauholz u. s. w.

•

Zu Cahors ermordete ein junger Mensch seine Geliebte und versetzte sich dann mit demselben Messer einige Stiche, die jedoch nicht tödtlich waren. Als die Polizei sich dem Orte näherte, wo die schreckliche That vollbracht worden, rief der Mörder: „Halt! nicht weiter! Das Messer, das Paulinens Brust durchstieß, traf auch die meinige. Sie starb als Jungfrau. Wir wollten uns vernichten! Wisset, daß ich mich zu den saintsimonistischen Grundsätzen bekenne und als Republikaner sterbe!"

•

Der Gerichtshof der Kings Bench in London hatte seit 76 Jahren nicht mehr als vier Oberrichter. Der letzte war Lord Tenterden, der am 4 November d. J. in einem Alter von 71 Jahren starb. Fast schon dem Erlöschen nahe, präsidirte er noch in dem Prozesse des Maires von Bristol, der wegen der in dieser Stadt vorgefallenen Tumulte vor die Kings Bench gestellt, und losgesprochen wurde.

•

Unter den Kirchenschätzen der bischöflichen Kathedrale von Arras befindet sich ein Bischofsstab, der sehr kunstreich emaillirt ist, und auf dessen Spitze sich in getriebenem Golde Gott Vater, auf einem großen Amethyst sitzend, vor ihm die heil. Jungfrau vor einem Altar knieend und zur Seite ein Lamm abgebildet ist, mit dem Schwert in der Brust, aus der Blut in einen Kelch fließt. — Dieses mystische Bildwerk ist eine Arbeit Benvenuto Cellini's.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 342. 7 December 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

16. Kakunda — Mohammedanische Schule daselbst — Der Fluß Tschadda — Feindseligkeiten der Eingebornen — Bocqua — Die Wunderkraft der weißen Farbe. —

Die Ufer des Nigers zunächst unterhalb Egga erschienen den Reisenden größtentheils niedrig und sumpfig; hinter denselben aber stieg in einiger Entfernung von dem Flusse höhergelegenes Land auf, das Fruchtbarkeit verrieth und mit grünem Pflanzenwuchs bedeckt war. In der zweiten Hälfte ihrer Tagreise wurden jedoch die Ufer fruchtbarer und erhoben sich über die Wasserfläche. Mehrere Dörfer von elendem Aussehen und halb unter Wasser gesetzt, ließen sich von Zeit zu Zeit wahrnehmen; deßgleichen Reißpflanzungen, von denen aber nur die Spitzen der Pflanzen über dem Wasser zu sehen waren. Vor einer größeren Ortschaft bemerkten sie eine zahllose Menge von Schiffen, die in ihrer Bauart denen, die auf dem Bonny und Calebar gebräuchlich, glichen, woraus die Reisenden schlossen, daß zwischen diesen Völkern ein Verkehr stattfinden und sie folglich dem Meere nahe seyn müßten. Nirgends aber hielten sie an, da man sie in Egga vor den räuberischen und ungastfreundlichen Gesinnungen dieser Uferbewohner wiederholt gewarnt hatte. Erst mit Sonnenuntergang versuchten sie an einem Dorfe zu landen, in der Hoffnung, hier für die Nacht eine Unterkunft zu finden; allein die Einwohner desselben, die sie wahrscheinlich für Felatahs hielten, liefen zu den Waffen, und da sie sich ihnen nicht verständlich machen konnten, waren sie genöthigt, ihre Fahrt fortzusetzen. Die Nacht brach herein, als sie auf der westlichen Seite des Flusses Kakunda vor sich liegen sahen, eine ansehnliche Stadt, die wie Egga hinter einem fast eine halbe Stunde breiten Sumpf erbaut ist. Auch hier erregte ihre Ankunft unter der Bevölkerung Anfangs einige Bestürzung; allein ein mohammedanischer Priester, der hier eine Schule hielt, nahm sich ihrer an und führte sie in seine Wohnung, die einst einem Häuptling als Aufenthalt gedient hatte, jetzt aber zu einer Schule eingerichtet war. Die vermöglichern Einwohner von Egga senden hieher ihre Kinder, um sie einige mohammedanische Gebete erlernen zu lassen, worin der ganze Unterricht besteht, der auf dieser hohen Schule ertheilt wird. „Die Knaben, sagt hievon das Tagbuch, sind fleißig in ihren Uebungen und stehen des Morgens zwischen Mitternacht und Tagesanbruch auf, um bei Lampenlicht ihre Gebete abzuschreiben und ihrem Lehrer, einer um den andern, vorzulesen; Dieß geschieht in einem so lautkreischenden Tone, daß man sie wohl auf eine Viertelstunde in die Runde schreien hören kann; und darnach beurtheilen die Eltern die Fortschritte ihrer Kinder; wer die stärkste Lunge und die lauteste Stimme hat, wird für den fleißigsten Schüler gehalten und dafür durch liebkosende Aufmunterung gelohnt. Diese mohammedanischen Negergelehrten, so stolz sie auch auf ihre Weisheit und Wissenschaften sind, und so sehr sie sich über ihre schwarzen Landsleute erhaben dünken, hegen dennoch große Verehrung gegen die Europäer, von denen sie eine Menge wunderbarer Geschichten vernommen haben; denn der Ruhm der weißen Menschen ist bis ins Innere des Landes unter allen Völkerstämmen erschollen, und man hält sie dort für nichts Geringeres als eine Art überirdischer Wesen. Als einen Beweis hievon können wir anführen, daß ein solcher Priester, der selbst im Rufe stand, die wirksamsten Amulette verfertigen zu können, uns bat, ihm eine Zauberformel aufzuschreiben, von der er sich die wunderbarsten Wirkungen versprach. Alles, was wir auch dagegen einwenden mochten, war umsonst, und er drang so in uns, ihm zu willfahren, daß wir ihm, nach dem Beispiele Mungo Park's, ein geschriebenes Vaterunser gaben."

Kakunda besteht eigentlich aus drei oder vier nahe bei einander gelegenen Dörfern von ansehnlicher Größe, und ist die Hauptstadt eines von Nuffie völlig unabhängigen Königreiches. Der König desselben ist zwar mit unbeschränkter Gewalt bekleidet, übt dieselbe jedoch mit der größten Milde, und zieht in allen wichtigeren Angelegenheiten die Aeltesten des Volkes zu Rathe. Zwischen Kakunda und Nuffie besteht nur geringer Verkehr und der ganze Handel ist fast nur auf einige Völker, die südwärts am Ufer des Nigers wohnen, beschränkt. Sklaven, die man hier verkauft, sollen bis ans Meer gebracht werden. Auch versteht man zu Kakunda nicht die Sprache der Nuffanchies, ungeachtet der Nähe dieses Königreiches; aber wie an den meisten Orten, welche die Reisenden besuchten, fanden sie auch hier mehrere Individuen, welche die Haussasprache flüssig sprechen konnten. Die Eingebornen von Kakunda sind größtentheils stark, hochgewachsen und wohlgestaltet. Sie tragen nur wenig Schmuck, Schnüre von rothem Karneol ausgenommen, der in Nuffie sehr häufig gefunden wird, und in Herzform zugeschliffen und äußerst glatt polirt eine ihrer beliebtesten Zierrathen bildet. Ihre einzige Kleidung besteht aus einem Stück von selbstgefertigtem Baumwollentuch, das sie verschle-

benartig gefärbt, um die Lenden schlagen. Die Weiber tragen kleine silberne Ohrringe, bemalen aber den Leib mit keiner Farbe. In der Verfertigung ihrer Baumwollenzeuge stehen sie bei Weitem den benachbarten Negervölkern nach. Uebrigens sind sie sehr geschickte Fischer und bedienen sich zum Fischfang einer Schnur mit einem Stückchen gekrümmten Eisen als Angelhaken, woran sie als Köder Würmer befestigen. Bei dieser Beschäftigung stellen sie sich häufig mit allzuwenig Vorsicht den Angriffen der Alligators bloß, deren es in dem Flusse sehr viele gibt, und denen sie nicht selten zur Beute werden. Auch Flußpferde sind hier sehr häufig, deren Fleisch, wie das der Krokodile von den Einwohnern gegessen wird. Der Fluß bildet zwischen Egga und Kakunda einen sehr großen Bogen, der in seiner Richtung zwischen Süd und Südost wechselt. Mehrere angebaute und bewohnte Eilande unterbrechen seinen Lauf, der auf dieser Strecke eine reißende Geschwindigkeit annimmt, und wohl vier bis fünf englische Meilen in einer Stunde macht.

Auch zu Kakunda wie zu Egga wurden sie gewarnt, vor den wilden und raubgierigen Volksstämmen abwärts des Flusses auf ihrer Hut zu seyn, die weder Häuptlinge noch Gesetze anerkennen, weßhalb die Einwohner von beiden Städten, wenn sie der Märkte wegen Boqua besuchen wollen, nur in Gesellschaft von zehn oder zwölf Kanoes den Niger hinabzugehen wagen und dann erst noch nur zur Nachtzeit reisen, um von Ueberfällen weniger befürchten zu müssen. Der König von Kakunda, der sich gegen seine weißen Gäste sehr freundschaftlich benahm, rieth ihnen sogar, wieder umzukehren, da sie bei einer weitern Fahrt flußabwärts unfehlbar in die Hände dieser wilden Horden fallen, und ermordet werden würden. Einen Boten, um dessen Begleitung die Reisenden ihn baten, verweigerte er ihnen geradezu, indem er sagte, man würde demselben sicherlich am nächsten Orte, den sie berührten, den Kopf abschlagen. Aller dieser abschreckenden Berichte ungeachtet, beschlossen die Brüder ihre Reise nach Boqua fortzusetzen, jedoch hiezu vorzüglich die Nacht zu benutzen, wie ihnen auch der König wohlmeinend rieth. Zu Boqua konnten sie seiner Versicherung zufolge wieder eine freundliche Aufnahme erwarten. Die Reisenden ließen daher zwei Tage nach ihrer Ankunft zu Kakunda gegen Abend ihre Boote in Bereitschaft setzen, während der König Alles aufbot, sie von ihrem Entschluß abzubringen.

„Um drei Uhr Nachmittags richteten wir ein Gebet zu dem allmächtigen Lenker aller menschlicher Schicksale, bemerkt hier das Tagbuch, um Schutz und Schirm auf unserer Reise. Dann befahlen wir Pascoe und unsren Leuten, das Kanoe zu laden. Nie werde ich diese armen Menschen vergessen; sie schwammen in Thränen und zitterten vor Furcht. Einer von ihnen, Namens Antonio, ein Neger von dem Bonnyflusse und Sohn des dortigen Königs Pfeffer, war so ergriffen als die übrigen, aber aus ganz verschiedener Ursache. Was ihn betreffe, sagte er, so liege ihm wenig an seinem Leben; er fürchte nur, daß ich und mein Bruder das Leben einbüßen könnten; er sey uns gefolgt, seit wir das Meer verlassen und er wolle lieber sterben, als uns ermordet sehen."

Eine Menge Volkes von Kakunda stand am Ufer, als die Kanoes vom Lande stießen, und folgten den Reisenden mit den Augen, so lange sie auf dem Flusse sichtbar blieben. Die Lander sprachen indeß ihren Leuten Muth zu, und ließen ihre vier Büchsen und zwei Pistolen mit Kugeln und gehacktem Blei laden, entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; „und nachdem wir, so fügt das Tagbuch bei, Alles angeordnet, was zu unsrer Vertheidigung dienlich schien, und unsre kleine Schaar ermuntert hatten, sich im Nothfalle tapfer zu halten, ließen wir ein dreimaliges Hussa ertönen und empfahlen uns der göttlichen Vorsehung."

(Fortsetzung folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

5. Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Schon in früheren Schriften haben wir bewiesen und können nicht umhin es hier zu wiederholen, daß der den Bewohnern Nordafrika's im Allgemeinen gegebene Name **Bereber** oder **Berber** ohne Zweifel fremdländischen Ursprungs und wahrscheinlich arabisch ist, wie manche Schriftsteller vermuthet haben, unter ihnen der berühmte **Abu Zeid A'bd-er-rahhman Ben Mohhammed El Hhadrâmi El Aschbili**, mehr bekannt unter seinem Beinamen **Ibnn Khaldun**, welcher vor nur vier Jahrhunderten eine ausführliche und interessante Geschichte dieser Nation, welcher er selbst angehörte, schrieb und herausgab. Die Völker, denen man den genannten Namen ertheilt, haben sich im Mogh'rib-ul-Aksâ immer selbst **Amazirghen** genannt und nennen sich noch heute so: ein Name der in ihrer Sprache edel, ausgezeichnet, berühmt, frei, unabhängig bedeutet, und der Meinung des germanischen oder deutschen **frank** und des moskovitischen **slav** gleichkommt. Es ist eine Thatsache, daß die sogenannten Bereber diesen ihnen gegebenen Namen gar nicht verstehen, den sie auch übrigens kaum aussprechen könnten, da ihre sehr alte Sprache den Mitlaut **bi** entbehrt. Dieser Name Amazirghen ist übrigens derselbe, welchen Leo Africanus, den diakritischen Punkt auf dem **za** weglassend, uns als **Amarigh** gibt. Aus diesem Namen hat sich durch Eigenheit jener Sprache die ethnische Benennung **Tamazirgt** oder **Tomzirgt** gebildet, womit auch die heutigen Bewohner des Mogh'rib-ul-Aksâ die Sprache, Nation und das Land der Amazirghen bezeichnen. Dem Worte vorangehend bildet das Anfangs- oder epentetische **ti** in ihrer Sprache den Artikel, und der Endung beigefügt, das weibliche Geschlecht. Bezeichnet daher **Amazirg** einen freien, edeln, ausgezeichneten Mann, Volk, Reden u. s. w., so bedeutet **Tamazirgt** eine freie, edle, ausgezeichnete Frau, Nation, Sprache u. s. w. In derselben Art sind fast alle amazirghischen weiblichen Worte gebildet, indem man die männlichen Namen dazu genommen hat, wie z. B. **Tamrgart**, Frau, Dame, von **Amrgar**, Mann, Herr; **Tagschischt**, Mädchen, von **Agschisch**, Knabe: **Taramt** oder **Telgumt**, weibliches Kamel, von **Aram** oder **Elgum**, männliches Kamel; **Tagmart**, Stute, von **Agmar**, Hengst; **Taglid**, schwarze Sklavin, von **Agli**, Sklave; **Tamellelt**, Weiße, von **Damellel**, Weißer; **Tilhat** oder **Dela'lit**, schöne und gute, von **ilha** und **Dela'li**, schöner und

guter u. s. w.; und die Eigennamen von Ländern, Städten, Flüssen u. s. w., wie Tevrert, Tafilelt, Tesset, Tarudant, Talent, Tedueft, Tensift u. s. w.

Die Araber behaupten, daß diese alten Bewohner des ganzen Mogh'rib-ul-Aksâ von den Amalekiten und Kananiten stammen, die durch Josua und andere Richter Israels aus Palästina vertrieben wurden. Aber es ist eine historisch erwiesene Sache, daß das nördliche Afrika schon lange vor der genannten Zeit von derselben Nation bevölkert wurde, die noch heutigen Tages die nämliche Sprache spricht, welche von der hebräischen und phönizischen, und der arabischen der Nachkömmlinge des Ad, des Kahhtan oder Jectan, und des Adnan, Urenkels des Ismael, in der Wurzel verschieden war und ist. Es scheint nichts desto weniger, daß der Name Berber, der im arabischen Erde oder Land des Berr bedeuten würde, von irgend einem Manne dieses Namens stamme, nach den arabischen Genealogisten von dem Sohne des Kis und Enkel des A'ilam, einem der Hirtenkönige Aegyptens, welcher, gezwungen sich nach Nordafrika zu flüchten, dem Lande sodann seinen Namen gegeben. Die amazirghische Sprache, die wir fleißig studirt, und welche, wie gesagt, nicht die mindeste Verwandtschaft mit den sogenannten semitischen hat, hat sich immer erhalten und wird noch fortwährend geredet in der ganzen Ausdehnung der atlantischen Kette, vom Innern Aegyptens und Nubiens bis zum Cap Nun am atlantischen Ozean, in welchem letztern man sie noch vor hundert Jahren auf den kanarischen Inseln sprach. Unter den verschiedenen Dialekten dieser Sprache, welche gegenwärtig auch den Einwohnern der Oasen von Sinah, Audschla und Fezzan, den Tibbuen und den Tuarikken der großen Wüste, den Mozaben, Touaten und Abeschschen des Biled-ul-Dscherrid und den Zeneghen und Ludajas des Sus-ul-Aksâ und der Strandgegenden der großen Wüste eigen ist: sind die bekanntesten jene der Regentschaft Algier und des Mogh'rib-ul-Aksâ, der erste Schovià und der zweite Tamzirgt genannt, hierauf getheilt in Berber und Schilha. Ueber die beiden letzteren hat man viel gestritten und geschrieben, um zu bestimmen, ob die Bereberſprache und die der Schellöchen wirklich eine und dieselbe seyen. Unsere eignen Untersuchungen, in diesem Punkte mit den bessern neuern Ethnographen übereinstimmend, haben uns überzeugt, daß nicht nur diese beiden Dialekte, sondern fast alle übrigen derselben Muttersprache, die wir die atlantische Sprache nennen möchten, wenig von einander verschieden sind, und in viel geringerem Grade als im Südwesten Europa's die italienische, spanische und portugiesische Sprache, im Norden die deutsche, schwedische und dänische, oder in Italien der genuesische, venezianische und neapolitanische Dialekt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gold- und Silberbergwerke von Amerika.

(Schluß.)

Einige Jahre vor der Revolution waren in Potosi vierzig Ingenios im Gange, die nach einer mäßigen Schätzung alle Wochen 8000 Mark oder 4000 Pfd. lieferten. Diese Ausbeute, obschon weit geringer als die der ersten Jahre, war doch, wie Herr v. Humboldt bemerkt, noch zu groß, als daß man hätte behaupten können, die Minen von Potosi würden die Ruhe der Welt fürder nicht mehr bedrohen. „Diese Minen, fügt der berühmte Reisende hinzu, sind in ihrem gegenwärtigen Zustande (1803) zwar nicht die ersten der Welt, aber sie kommen gleich nach denen von Guanaxuato, den reichsten in Mexico.“ Als Herr von Humboldt Dieß sagte, war die Revolution von Südamerika noch nicht ausgebrochen. Seitdem haben fünfzehn Jahre bürgerlichen Krieges dieses unglückliche Land verwüstet, die reichsten Familien in Armuth gestürzt, und keine Gegend hat mehr gelitten, als Peru. Die Azogueros*) mußten ihre Ausbeuteanstalten von zügellosen Soldatenbanden zerstören, ihre großen Niederlassungen mitleidlos plündern und ihre so lange verlassen stehenden Schachte einstürzen oder durch das eindringende Wasser verderben sehen, während die unaufhörlichen Kriegssteuern ihre Kapitalien so sehr verminderten, daß ihnen kaum genug übrig blieb, um sich und ihre Familien nothdürftig zu erhalten. Bei dieser traurigen Lage der Dinge darf man sich daher nicht wundern, daß der Ertrag der Ausbeute sich bedeutend vermindert hat, und daß sämmtliche Gruben, welche gegenwärtig befahren werden, wöchentlich kaum 1500 Mark, oder 125.000 Pf. St. (ungefähr 3,125,000 Fr.) jährlich eintragen.

Man hatte geglaubt, dadurch daß man die Operation des Verquickens der Metalle bedeutend verbesserte, gegen das rohe Verfahren der Einwohner bedeutende Ersparnisse zu erzwecken; allein der Erfolg hat die großen Hoffnungen, die man sich machte, nicht gerechtfertigt, obschon es außer allem Zweifel ist, daß der gegenwärtige Bergbau bedeutend verbessert und durch zweckmäßige Anwendung neuer Maschinen eine bedeutende Ersparniß an Zeit und Quecksilber erzielt werden könnte, durch die die Eigenthümer für ihre, durch die nöthigen Neuerungen verursachten Unkosten in kurzer Zeit entschädigt würden.

Um das Erz aus den Stufen zu ziehen und es in Stangen oder Pinas zu gießen, geht man in Potosi auf folgende Weise zu Werke: Alle Bergknappen sind mit den nöthigen Instrumenten und einem Vorrathe von Schießpulver versehen, um das Erz aus den Steinadern, in denen es sich in Gängen windet, loszusprengen. Die so losgebrochenen Stücke werden nach der Mündung des Schachts geschafft, wo man sie in Stücke, ungefähr von der Größe der Kiesel zerschlägt, deren man sich zur Ausbesserung der Straßen bedient. Die auf solche Weise zerklobenen Erzstufen werden dann in Säcke gefüllt und von Eseln oder Maulthieren, deren jedem 125 Pfund auf Einmal aufgeladen werden, nach dem Ingenio oder Laboratorium geschafft, wo die Verquickung und das Schmelzen der Metalltheile vorgenommen wird. Die Ladung von 40 Eseln macht ein Maß, Caxon genannt, aus, ein Gewicht von 5000 Pfund. Ist das Erz trocken, so wird es unmittelbar im Magazin abgeladen; ist es aber naß, so wird es auf einer Tenne, Pampeo genannt, aufgeschüttet, wo es einige Tage den Sonnenstrahlen ausgesetzt bleibt. Ist es dann vollkommen getrocknet, so wird es mittelst einer durch Wasser in Bewegung gesetzten Stampfe zu Staub gestoßen, den man später durch metallene Siebe treibt. Die bei dieser gefährlichen Arbeit angestellten Arbeiter sind genöthigt, Ohren und Nasenlöcher mit Baumwolle zu verstopfen und eine Larve zu tragen, um den tödtlichen Staub, der durch die Bewegung des Siebes aufsteigt, abzuhalten. Dieser Vorsicht ungeachtet hat diese Arbeit für die Leute, die sich damit beschäftigen müssen, die traurigsten Folgen: man hat deßhalb auch der Siebmühle den Namen Mata-gente (Leutetödter) gegeben, und die Indianer sind durch eine traurige Erfahrung von 250 Jahren überzeugt worden, daß diese Benennung nichts weniger als ein Scherz ist. Der auf diese Art gewonnene Erzstaub wird dann in den Buitron, einen großen, mit Quadersteinen gepflasterten, im Mittelpunkte des Ingenio gelegenen Saal gebracht, wo man ihn in Haufen von je 2500 Pfunden, Cuerpos (Körper) genannt, aufschüttet. Zwanzig solcher Haufen geben eine Wäsche von zehn Caxones, und diese Ausbeute ist gewöhnlich das Ergebniß der wöchentlichen Arbeit einer einzigen Maschine. Bis jetzt besitzen die Eigenthümer der Minen noch nicht Kapital genug, um ihre Arbeiten nach größerm Maßstabe einrichten zu können. Sind diese zwanzig Haufen im Buitron aufgerichtet, so wird auf jeden etwas Wasser nebst einer Quantität Salz von 100 bis 150 Pfund geschüttet, und ist die Mischung desselben mit dem Erzstaub vollbracht, so wird.

---

*) So nennt man die Eigenthümer der Minen von dem kastilianischen Worte Azogue, Quecksilber, bekanntlich das wesentlichste Bedürfniß zu Reinigung der Metalle.

je nach der Reichhaltigkeit des Erzes, eine größere oder geringere Dosis Quecksilber zugesetzt. Das auf diese Weise verwendete Quecksilber geht nicht gänzlich verloren, denn nach vollendeter Operation erhält man den bessern Theil wieder; allein man hat berechnet, daß bei diesem Prozeß ein halbes Pfund Silber ein halbes Pfund Quecksilber absorbirt. In Mexico ist der Verlust noch weit beträchtlicher, denn er beträgt auf acht Unzen Silber eilf bis vierzehn Quecksilber. Dieser Unterschied rührt von der Anwendung des Salzes her, das man in Potosi aus den benachbarten unermeßlichen Salzlagern mit leichter Mühe beziehen kann. Hat das Quecksilber sich dem Erz einverleibt, so wird auf jeden der Haufen eine Menge Wasser geschüttet, die hinreicht, um ihn in einen dicken Teig zu verwandeln, der von den Bergknappen mit den Füßen und Schaufeln bearbeitet wird. Der bei diesen Arbeiten angestellte Direktor macht jeden Tag seine Runde und schreibt nach Beschaffenheit der Mischung noch eine Zuthat von etwas Kalk, Blei, Zinn oder auch wohl Schwefelsäure vor, um die Verquickung des Silbers mit dem Merkur zu befördern. Nach einem Verzuge von vierzehn Tagen, wenn man glaubt, daß der Quickbrei verzehrt ist, das heißt: daß alle Silbertheile vom Quecksilber erreicht sind, schreitet man zur Wäsche. Diese Operation geschieht in einer Art von Kufe, die mit einer Thür in Gestalt einer Schleuße versehen ist und auf einer abwärts geneigten Fläche steht. In diese Kufe nun wird das sämmtliche Erz geworfen und mittelst angebrachter Röhren ununterbrochen Wasser darauf geleitet, während zwei Menschen die bald flüssig werdende Masse mit Schaufeln umrühren. Diese flüssige Masse läuft nun langsam durch die Schleußenöffnung und fällt in eine zweite, drei Fuß tiefe Kufe, auf deren Boden das Silber und der Merkur sich absetzen, während der Wasserstrom alle erdigen und leichten Theile wegschwemmt; damit auch nicht das Geringste vom Metalle verloren gehe, sind in verschiedenen Entfernungen noch zwei andere Kufen angebracht, die das Wasser der Wäsche aufnehmen; diese ganze Operation dauert etwa acht oder zehn Stunden. Ist die Wäsche geendet, so wird der metallische Niederschlag in sämmtlichen Kufen gesammelt, in eine starke Leinwand eingeschlagen und diese so lange gedreht, bis ein Theil des Quecksilbers sich durchgepreßt hat; was nachher noch in der Leinwand zurückbleibt, wird Pilla genannt. Die Metallmasse wird nun in eine hölzerne Form gebracht und einer starken Pressung unterworfen, durch die wieder etwas Quecksilber abgetrieben wird, das man durch eine am untern Theile der Form angebrachte Oeffnung entweichen sieht. Läuft nichts mehr ab, so wird der nun Pina genannte Metallblock in Gestalt einer achtseitigen Pyramide aus der Form gezogen. Diesen Pina, der in Form und Größe einem Zuckerhute gleicht, bringt man nun in den Schmelztiegel, setzt ihn 10 bis 12 Stunden lang einem heftigen Feuer aus, damit die letzten Reste des Quecksilbers verdampfen, und gießt die Masse dann in eine Stange. Das Gewicht einer solchen, aus zehn Caxons Erz erhaltenen Stange beträgt nie weniger als 40 und steigt nur selten über 120 Mark oder 60 Pfund. Die Stangen werden in die Nationalbank geliefert, wo man die Mark 7½ Plaster (39 Fr. 25 C.) bezahlt, ein Preis, der weit unter dem innern Werthe des Metalls ist, und der Regierung, die Legirung ungerechnet, bei dem Ausprägen einen bedeutenden Gewinn übrig läßt.

Vermischte Nachrichten.

Wenn ein Häuptling der Indianerstämme in Illinois seine Krieger zu einem Streifzuge aufbieten will, so pflanzt er an einem dazu eigens bestimmten Orte zwei Bäume auf, die er mit Federn, Bogen und Keulen schmückt, die eben so wie die Bäume roth bemalt werden. Die Jünglinge, die für ihn die Waffen zu ergreifen geneigt sind, begeben sich nun zu dem Häuptlinge, der sich mit allerlei Flitterstaat, Glasperlen u. s. w. geschmückt und das Gesicht mit verschiedenen Farben bemalt hat, und geben ihm ihren Wunsch zu erkennen, unter seiner Anführung ihre ersten Waffendienste zu thun, wobei sie das Versprechen ablegen, allen Mühseligkeiten des Krieges sich zu unterziehen und ihr Blut für ihn zu vergießen. Hat der Häuptling eine hinreichende Anzahl Krieger um sich versammelt, so wird in seiner Hütte ein Getränke bereitet, das „die Arznei des Krieges“ genannt wird und in einem Brechmittel besteht, was man aus einer in Wasser gekochten Wurzel bereitet. Jeder Krieger muß davon zwei Schlücke nehmen, die er dann unter gewaltigen Anstrengungen wieder von sich gibt. Hierauf werden die verschiedenen Vorbereitungen zum Auszuge getroffen und die Krieger, die daran Theil nehmen, versammeln sich Morgens und Abends in einem geschlossenen Raum, wo sie tanzen, sich ihre Waffenthaten vorerzählen und zuletzt ihre Sterbelieder singen. Diese Stämme halten sehr abergläubisch auf Träume, und es bedarf nur die mindeste üble Vorbedeutung, um sie auf dem Wege, den sie um ein benachbartes Volk anzugreifen, eingeschlagen haben, zur Umkehr zu bewegen. Sie pflegen auf ihren Märschen und in ihren Lagern große Vorsicht und Ordnung zu beobachten; auch verstehen sie es sehr gut, im Kampfe in geschlossenen Reihen zu fechten. Manchmal stellen sie Rekognoszirungen an, haben aber des Nachts nie Schildwachen; man löscht bloß die Feuer aus, empfiehlt sich dem großen Geiste und entschläft unbesorgt. Zuvor aber ermahnt der Häuptling jeden Krieger, nicht zu laut zu schnarchen und seine Waffen gleich zur Hand in Bereitschaft zu haben. Bevor sich die Krieger niederlegen, gehen sie Alle, Mann für Mann, mit ihren Waffen angethan, an ihren Götzenbildern vorüber, die auf langen Stangen getragen werden, wenden sich dann nach jener Seite des Landes hin, wohin man den Kriegszug zu richten vorhat, und stoßen Geschrei und Drohungen aus, die manchmal durch den Wind von einer entgegengesetzten Richtung herübergetragen werden. Die Gefangenen, die diese Krieger machen, erleiden das Schicksal, das bei den meisten Indianerstämmen ihr Loos ist. Wenn diese Unglücklichen in dem großen Dorfe des siegreichen Stammes angekommen sind, läßt man sie mehrere Tage lang vor den Götzenbildern singen und tanzen; dann übergibt man sie den Händen der Verwandten jener Krieger, die im Kampfe gefallen sind. Diese beginnen bei Uebernahme der Gefangenen zu heulen und zu wehklagen, trocknen sich die Thränen mit den Kopfhäuten, welche die Krieger als Siegeszeichen mit nach Hause gebracht haben, und geben denen, die ihnen die Gefangenen bringen, einige Geschenke. Die Gefangenen werden gewöhnlich verbrannt. Die Krieger wechseln ihre Namen in dem Maße, als sie sich durch neue Thaten auszeichnen; die alten Kriegerhäuptlinge legen ihnen gewöhnlich Namen bei, die Bezug auf die Handlung haben, durch die sie sich diese Ehre erwarben. Diejenigen, die zum ersten Male einen Gefangenen gemacht oder einen Skalp erbeutet haben, müssen sich einen Monat lang ihre Frauen zu sehen und Fleisch zu essen enthalten. Sie glauben, daß eine Fahrlässigkeit in diesem Gebote den Geistern der von ihnen erschlagenen oder verbrannten Feinde die Macht gebe, sie zu tödten, oder die erste Wunde, die sie erhielten, tödtlich machen, oder wenigstens ihnen zukünftig hinderlich seyn werde, irgend einen Vortheil über ihre Feinde zu erringen.

*

Die Akademie der Medizin in Paris hielt am 15 November zu Ehren des Dr. Clot, der mit zwölf jungen Arabern nach Frankreich gekommen ist, um diese hier ihre arzneiwissenschaftlichen Studien machen zu lassen, eine Sitzung, welcher der Direktor des Spitals von Abusabel in der Tracht eines Bey und seine zwölf Schüler in der Uniform ägyptischer Offiziere beiwohnten. Clot-Bey hielt bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über die Fortschritte der von ihm in Aegypten gegründeten Schule der Arzneiwissenschaft, für die er nicht wenig verdienstvoll gewirkt hat. Es gelang ihm, ungeachtet des mohammedanischen Verbotes, einen Leichnam zu zerschneiden, dennoch die Anatomie einzuführen und in wenigen Jahren so viele junge Aerzte heranzuziehen, daß eine hinreichende Anzahl derselben den Feldzug in Syrien begleiten und bei Ausbruch der Cholera hundert Zöglinge der Arzneischule von Abusabel in den verschiedenen Städten Aegyptens vertheilt werden konnten. Dreißig derselben fielen als Opfer ihres Berufes an dieser furchtbaren Krankheit, die in Kairo, einer Stadt von 200,000 Einwohnern, in 29 Tagen 60.000 Menschen hinwegraffte.

•

Man zählt gegenwärtig in England 384 Sparkassen, in Wales 22 und in Irland 77. In denen von England haben 574,169 Individuen Gelder angelegt, in denen von Wales 10.374, in denen von Irland 37,898; in England hat Jeder im Durchschnitte 32 Pf., in Wales 31 und in Irland 26 Pf. angelegt. Mit Einschluß der von mildthätigen Gesellschaften deponirten Gelder beläuft sich die in den Sparkassen des vereinigten Königreiches angelegte Summe auf 14.311,647 Pf. St. und der Zuwachs vom 21 Nov. 1830 bis 21 Nov. 1831 auf 115.998 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 343. 8 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

5. Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen ist die Zahl jener Amazirghen gering, welche dem Sultan von Marokko gänzlich gehorchen, oder es nicht wegen der Bedürfnisse des Handels und der zum Leben unentbehrlichen Dinge thun; während der größte Theil derselben, d. h. mehr denn zwei Millionen Individuen, unabhängig leben unter ihren Omzarghen (Herren) Amucranen (Großen) und Amrgaren oder Aeltesten, oder unter unbeschränkten Fürsten aus ihrem eigenen Volke, in welchem diese sich mit der größten Sorgfalt bestreben, die Genealogien und Geburtsansprüche unverfälscht zu erhalten, ganz dem Sinne der anderen freien und starken Nationen des Alterthums und der neueren Zeiten getreu, wo Familienmacht und Aristokratie der Geburt eine Hauptstütze der Unabhängigkeit bilden.

Zu den Amazirghen unserer Tage zurückkehrend, müssen wir indessen bemerken, daß ohne Zweifel zwischen Berebern und Schellöchen eine große Verschiedenheit stattfindet. Erstere leben gewöhnlich unter Zelten, und bisweilen auch in Höhlen an hochliegenden wenig zugänglichen Orten, wo sie ihre ursprüngliche Unabhängigkeit immer bewahren, ihren Aeltesten, Omzarghen oder Amucranen, d. h. Befehlshabern gehorchend, deren einer, berühmt unter dem Namen Amrgar M'hausch, 1819 einen blutigen Aufstand gegen den Kaiser von Marokko erregte, der mehrere Jahre währte. Sie sind von weißer Hautfarbe, mittlerer Größe und schönen athletischen Formen, rüstig und kräftig, voll Leben und gewöhnlich schlank. Ihr Wesen ist lebendig, ihre Farbe weißlich, und ihr Haar nicht selten blond, so daß man sie bisweilen vielmehr für nord-europäische Landleute als für Bewohner Afrika's halten sollte. Sie tragen ein einfaches Hemde ohne Aermel, nebst Beinkleidern; scheeren den Kopf, indem sie nur an dem hintern Theile das Haar wachsen lassen, tragen keinen Bart außer einem kleinen Knebelbart und einem Stück am Kinne. Auf den Höhen bewohnen sie Hütten und bisweilen Höhlen gleich den alten Troglodyten; in der Ebene Häuser von Steinen oder Holz, von Mauern umgeben die mit vielen Schießscharten versehen sind. Sie sind heftig, kühn, unversöhnlich in ihrem Haß. Im Schwimmen sind sie geschickt, ihr Hauptvergnügen ist aber die Jagd; sie lieben leidenschaftlich ihre Flinten, und verwenden viel auf deren Ausschmückung mit Silber und Elfenbein. Sie leben hauptsächlich von der Viehzucht, bisweilen aber bearbeiten sie auch ihre Felder und verlegen sich auf die Bienenzucht. Ihre Lebensart macht sie kräftig und unruhig; geschworne Feinde des christlichen Namens übertreffen sie die Mauren selbst an Fanatismus und Unduldsamkeit. Doch gestatten sie in ihren Bergen, Städten und Dörfern einer großen Menge von Hebräern den Aufenthalt, die dort gesellschaftlicher Vortheile genießen, die ihnen in anderen Theilen Afrika's versagt sind. Diese Duldsamkeit schreibt man vorzüglich dem Glauben der Bereber und vieler Mauren zu, daß ihre Vorfahren vor dem Einfalle der Araber im 7ten Jahrhundert jüdisch lebten und glaubten, eine Meinung, die übrigens durch viele arabisch spanische Geschichtschreiber des Mittelalters historisch bestätigt wird, namentlich von Abulfedá und von Abu Mohammed Salehh Ben Abd-el-Hhalim aus Granada, welcher 1326 seinen Ketab-el-Eartas oder Geschichte der Könige von Mog'hrib und der arabischen Dynastien schrieb; wonach die Nachkommen Sanhaggia's und Kothama's, nach Goliath's Ermordung durch David aus Asien ausgewandert, noch den Judaismus bekannt haben sollen, als sie den berühmten Tharek zur Eroberung Andalusiens und Gibraltars begleiteten. Der genannte Abu Mohammed sagt in seinem Geschichtbuche über diesen Gegenstand die nachfolgenden Worte: „Unter den Berbern des Mogh'rib-ul-Aksá bekannten Einige den christlichen Glauben, Andere den jüdischen, und wieder Andere die Magie,“ nämlich die Lehre Zoroasters.

Die Schellöchen, namentlich jene, welche die Verzweigungen des Atlasgebirges südlich von der Stadt Marokko bewohnen, leben minder von dem Ertrage ihrer Heerden, als vom Ackerbau und von mehreren Industriezweigen, die auch dem europäischen Handel Waaren von bedeutendem Werthe liefern. Statt der Zelte und Höhlen haben sie Häuser (tigmin), Dörfer (tebbert) und Städte (murt). Ihre Wohnungen sind meist von Steinen, Thon- und Kalkerde erbaut, mit Dächern von Ziegelsteinen oder Dachschiefern gedeckt, und gewöhnlich zur Vertheidigung gegen Feinde mit Thürmen versehen. Die Schellöchen sind von den Berebern wesentlich verschieden, nicht sowohl hinsichtlich der Sprache und Art sich zu kleiden, als wegen einer weniger kräftigen Körperbeschaffenheit, einer dunklern Hautfarbe und einer gewis-

sen natürlichen Neigung zur Ausübung von Künsten und Handwerken, worin sie den Berebern weit überlegen sind. Im Allgemeinen schlanker, industriöser, wir möchten beinahe sagen civilisirter, und gewiß reicher an Begriffen, haben Einige sie für Abkömmlinge von Portugiesen gehalten, die im Mittelalter die Küsten jenes Landes inne hatten, das sie sodann nach der Entdeckung Amerika's verließen. Und in der That gibt es noch bei Demnet, einer fast ganz schellöchischen Stadt, eine Kirche mit lateinischen Inschriften, welche von den Portugiesen gebaut worden seyn soll, und von jenem Volke gerettet worden ist, weil sie sich einbildeten, daß sie von Geistern besucht werde.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

16. Kakunda — Mohammedanische Schule daselbst — Der Fluß Tschadda — Feindseligkeiten der Eingebornen — Beqna — Die Wunderkraft der weißen Farbe. —

(Fortsetzung.)

Zunächst unterhalb Kakunda nimmt der Niger eine fast ganz südliche Richtung, zwischen ziemlich hohen Hügeln hin; die Stärke seiner Strömung bleibt dieselbe. Eine kurze Strecke weiter sahen die Reisenden einen kleinen Arm des Flusses in westlicher Richtung sich von dem Hauptstrome trennen. Zu derselben Zeit befanden sie sich einer großen weit ausgebreiteten Stadt gegenüber, aus der ein verworrenes Getöse, wie von einer im Streit begriffenen Volksmenge, herübertönte. Doch der erhaltenen Warnungen eingedenk, suchten sie an dieser, wie an mehreren andern Ortschaften, die sie am Ufer des Flusses erblicken konnten, unbemerkt vorüber zu kommen. Der Abend war still und heiter, der Mond und die Sterne leuchteten freundlich und so „konnten wir, sagt das Tagbuch (vom 24 Okt.) unsre Fahrt den Fluß hinab gemächlich und ungehindert fortsetzen. Nichts stieß uns auf, das unsre Besorgniß erwecken konnte und wir vernahmen kaum etwas als das Geflüster des Windes in den Gebüschen, den Schlag unsrer Ruder oder dann und wann das Geräusch eines Fisches, der einen Sprung aus dem Wasser machte."

Am folgenden Morgen fanden sich die Reisenden einem sehr beträchtlichen Flusse gegenüber, der von ostwärts her in den Niger fiel und an seiner Mündung wohl eine Stunde in der Breite haben mochte. An dieser Einmündung lag eine Stadt, deren eine Hälfte dem Kuarra, die andere dem Strome zugekehrt war, den Lander Anfangs für einen Seitenarm des Niger hielt. Als sie aber eine kleine Strecke weit denselben entlang geschifft waren, fanden sie die Gegenströmung so stark, daß sie umzukehren genöthigt waren. Später erfuhren sie, daß dieser Fluß der berühmte Schar, Schary oder Scharry war, wie ihn die Reisenden zu nennen pflegen oder der Tschadda, wie er dort zu Lande heißt. Die Stadt, die sie an seinem Ufer sahen, war Cuttumcurrafih, von der sie schon in Kakunda gehört hatten. Die Ufer des Tschadda waren, so weit sie von den Reisenden gesehen werden konnten, sehr hoch, mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt und fruchtbar. Der Morgen war sehr nebelig; als aber die Sonne die Dunstgewölke verscheuchte, konnte man unregelmäßige Gebirgsmassen unterscheiden, die fast über den Fluß hereinhingen, deren Höhe sich aber nicht bestimmen ließ, da ihre Gipfel noch von Nebeln umhüllt waren. Der Kuarra war hier in seiner Strömung nicht mehr von Inseln unterbrochen, die sumpfigen Ufer verloren sich und stiegen zu einer Höhe, wie sie die Reisenden auf ihrer bisherigen Fahrt nirgends gefunden hatten. Hier begegneten sie auch einer ganz neuen Art von Fahrzeugen, wie sie weiter oberhalb des Nigers nicht gebräuchlich sind. Sie waren in Gestalt sehr einer Metzgermulde ähnlich. Eines derselben wurde von acht oder zehn kleinen Knaben gerudert, die zum Ruderschlage sangen, und unter Aufsicht eines ältlichen Mannes, der in der Mitte des Bootes saß, zu stehen schienen. Die Ufer des Flusses waren mit Palmbäumen geschmückt und ließen viel angebautes Land wahrnehmen, das sich bis an den Fuß der Berge erstreckte. Einem gegen zwanzig Fuß hohen, kahlen Felsen, der sich aus der Mitte des Flusses erhob, und mit einer zahllosen Menge weißer Vögel bedeckt war, gaben sie den Namen „Vogelfels" (Bird-Rock). Der hiedurch in zwei Arme getheilte Strom bildet auf der westlichen Seite einen Wasserwirbel, in den das Kanoe der Reisenden hineingerissen wurde; nur mit der größten Anstrengung gelang es ihnen, der Gefahr, an den Felsen geworfen zu werden, und dem sicheren Verderben zu entgehen, da die reißende Geschwindigkeit der Strömung und die Entfernung des Ufers jede Rettung unmöglich gemacht haben würde. Von Furcht, Hunger und Anstrengung erschöpft, landeten sie bald darauf etwas weiter unterhalb des gefährlichen Strudels und schlugen unter dem Schatten eines Palmbaumes aus ihren Matten ein Zelt auf. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken; allein Feuerstellen, zerbrochene Kalebaschen, Trümmer von irdenem Geschirr und andere dergleichen Spuren ließen vermuthen, daß hier eine zahlreiche Versammlung von Menschen statt gefunden haben mußte. Einige Dauben von einem Pulverfasse, die man fand, gaben die freudige Hoffnung, daß die Bewohner dieser Gegend in freundschaftlichem Verkehre mit Europäern und der Seeküste stehen müßten. Einige von Lander's Leuten, die nach Brennholz in den umliegenden Gebüschen suchten, waren inzwischen eines Dorfes ansichtig geworden, und hineingegangen, um sich Feuer zu holen. Allein die Bewohner einer Hütte, die sie ansprachen, ohne von ihnen verstanden zu werden, erschracken so sehr über diese fremden Gestalten, daß sie entflohen und das ganze Dorf in Aufruhr brachten. Kaum hatte Lander hievon Nachricht erhalten, als auch schon eine ansehnliche Schaar von meist nackten Männern, mit Flinten, Bogen und Pfeilen, Messern, Säbeln und Spießen bewaffnet, zum Angriffe heranrückte. „Es war kein Augenblick zu verlieren, sagt Lander in seinem Tagbuche, wir befahlen Pascoe und unsern Leuten, uns in einiger Entfernung mit den geladenen Waffen zu folgen, nicht eher aber Feuer zu geben, bis man uns angreife. Einer der feindlichen Eingebornen, der, wie sich nachher ergab, ihr Häuptling war, ging der Schaar voran und sobald wir ihm nahe genug waren, legten ich und mein Bruder die Pistolen nieder, die wir im ersten Augenblick der Ueberraschung ergriffen hatten, und gingen unbewaffnet auf ihn zu, indem wir ihm durch alle mögliche Zeichen unsre friedfertige

und freundliche Gesinnung zu erkennen geben suchten. Er hatte den Bogen gespannt und ein Pfeil, der auf der Sehne zitterte, war auf unsre Brust gerichtet, als wir noch kaum einige Klaftern von ihm entfernt waren. Es war ein höchst kritischer Augenblick, der nächste konnte unser letzter seyn. Allein die Hand der Vorsehung wendete die Gefahr von uns ab; denn eben als der Häuptling die Sehne schnellen lassen wollte, sprang Einer von seinen Leuten hervor und faßte ihn am Arme. In diesem Augenblicke standen wir vor ihm, und reichten ihm unsre Hände. Der Häuptling sah uns nun ins Gesicht und fiel sogleich auf seine Knie; seine schwarzen funkelnden Augen rollten im Kopfe umher, sein Leib schien von Konvulsionen geschüttelt zu werden und mit furchtsamen aber unbeschreiblichen Gebärden, in denen sich eine Mischung aller menschlichen Leidenschaften malte, neigte er sein Haupt, ergriff unsre Hände und brach in Thränen aus. Alle seine Leute zitterten wie Espenlaub." *)

*) Wir finden in diesen schmucklosen Erzählungen Landers einen neuen Beleg zu der oft aufgestellten Behauptung, daß die weiße Race ein fast wunderbares Uebergewicht über die schwarze besitzt; eine solche ordentlich instinktmäßige Unterwürfigkeit, wie sie hier der Häuptling von Boqua beweist, kann nur mit jenen Sagen von der Gewalt des menschlichen Auges über wilde Thiere verglichen werden. A. d. R.

(Schluß folgt.)

Die Beichte einer Herzogin.

(Aus dem Talisman.)

Unter den vielen Sonderbarkeiten, die sich an der katholischen Geistlichkeit der südlichen Länder in ihren Beziehungen zu den Großen der Erde, in ihrer Strenge und Geschmeidigkeit, in ihrer gebieterischen Moral und der wunderbar gefügigen Elastizität derselben bemerkbar gemacht haben, ist wohl keine so auffallend als das Benehmen der Beichtväter der Könige gegen die Maitressen derselben. Welcher Widerspruch liegt in dem Betragen Bossuets, der von der Höhe seiner beredten Kanzel auf die menschlichen Schwächen herabdonnerte, und gleich darauf die Stufen dieses geheiligten Thrones des Evangeliums verließ, um sich vor der ehebrecherischen Herrlichkeit zu beugen, mit welcher eine Frau von Montespan umgeben war. Außer Stande die Wahrheit zu sagen, oder sie zu verläugnen, konnte er eben so wenig den Leidenschaften des Königs huldigen, als ihnen entschieden entgegen treten. In welcher falschen Stellung befand sich also dieser so hoch gepriesene Mann!

Das nachfolgende Gespräch liefert einen Beweis jener traurigen Verlegenheit; und wenn man auch die historische Wahrheit dieser Unterredung in Zweifel setzen wollte, kann man ihr doch eine große Wahrscheinlichkeit nicht absprechen; denn es ist schwer, ja fast unmöglich, daß Bossuet, der erhabenste Theolog seiner Zeit und Beichtvater des Fräuleins von Fontanges, die einfältigste unter den Maitressen Ludwigs XIV, nicht mit dieser durch Schönheit und Albernheit gleich berühmten Frau eine ähnliche Unterredung gehabt haben sollte.

Alle sonderbaren und lächerlichen Ausdrücke, deren sich Fräulein von Fontanges bedient, findet man bereits schon von St. Simon, Dangeau, Frau von Sévigné und Frau von Maintenon angeführt.

Bossuet. Sie sind zur Herzogin erhoben worden, Madame; Seine Majestät wünschen, daß ich bei Darbringung meiner Glückwünsche zu der hohen Würde, mit welcher Sie bekleidet sind, zugleich mit Ihnen jene Gegenstände besprechen möchte, welche das Heil Ihrer Seele betreffen.

Die Herzogin. Ich weiß, was Sie meinen, Monseigneur. Der König ist so gütig! Er ist so höflich gegen Jedermann! „Angelique," sagte er gestern zu mir, „vergessen Sie nicht dem Bischof von Meaux Unsern Gruß zu entrichten. Ich habe ihn zum Almosenier der Dauphine ernannt, damit er ohne Unschicklichkeit Ihr Beichtvater werden könne. Sie sind nun Herzogin; hören Sie seinen Rath, mein liebes Kind; er ist zwar nicht von Adel, aber dessen ungeachtet doch ein vortrefflicher Beichtvater."

Bossuet. Ich wage kaum zu fragen, was Ihre Antwort war, als Seine Majestät geruhten, mit so vieler Herablassung und Güte von mir zu sprechen.

Die Herzogin. Doch, doch! Wagen Sie es nur, Monseigneur. „Wie können Sie verlangen," habe ich dem Könige erwidert, „daß ich einem Manne, der wie ein Engel schreibt, und so hohe Würden bekleidet, alle meine Thorheiten erzählen soll? Ich müßte mich schämen.

Bossuet. Ein löbliches Gefühl von allzu großer Demuth hat Ihnen sicherlich diese Furcht eingeflößt. Fassen Sie sich, Madame, und lernen Sie nur vor Gott zittern.

Die Herzogin. Zittern! O nein, ich fürchte Sie nicht so sehr. Sie sind äußerst liebenswürdig; sprechen sehr gut; haben ein sanftes Aussehen, und wahrlich, keiner unsrer jungen Seigneurs könnte sich angenehmer ausdrücken. Wollen Sie, so beichte ich jetzt gleich.

Bossuet (bei Seite). Der Abbé de Choisy hat recht, schön wie ein Engel, aber einfältig wie eine Gans .... (Laut.) Glauben Sie, Madame, gehörig vorbereitet zu seyn? Ist Ihr Geisteszustand so, wie ihn Gott von Ihnen verlangt?

Die Herzogin. Ich verstehe nicht recht.

Bossuet. Sie hassen also die Sünde?

Die Herzogin. Ganz gewiß.

Bossuet. Und sind entschlossen, ihr auf immer zu entsagen?

Die Herzogin. Seit mich der König liebt, sündigte ich nie mehr. Ich weiß mich keines einzigen Anfalles von Zorn seit dieser Zeit schuldig.

Bossuet. Diese Sanftmuth ist allerdings lobenswerth; aber glauben Sie, mein Fräulein, daß der Zorn die einzige Sünde sey, welche Ihr Heil bloßstellen kann.

Die Herzogin. Ich habe nicht gestohlen; keinen Ehebruch verschuldet, und nicht nach meines Nächsten Weibe begehrt. Viele junge Leute sagten mir, sie stürben aus Liebe zu mir; dafür kann ich nicht, das versichere ich Sie, und meines Wissens habe ich keinen Einzigen umgebracht.

Bossuet. Sie liehen also doch ihren eitlen Worten das Ohr, und haben ihre Reden vielleicht eine Art von Wichtigkeit beigelegt?

Die Herzogin. Es kam mir ziemlich komisch vor; ich hörte zu, o ja! mit beiden Ohren.

Bossuet. Also sind Sie nicht frei von Sünden. Gott begehrt von Ihnen Rechenschaft über die Aufmerksamkeit, welche Sie diesen lächerlichen und gefährlichen Huldigungen geschenkt haben ....

Die Herzogin. Aber Monseigneur, glauben Sie denn, sie seyen gestorben? Sie befinden sich alle sehr wohl. Als ich aus reiner christlicher Liebe mich nach dem Befinden dieser sterbenden Herren erkundigen ließ, erfuhr ich mit Erstaunen, daß nicht einmal Einer von ihnen unpäßlich gewesen sey. Diese Nachricht hatte eigentlich etwas Kränkendes für mich.

Bossuet. Sie wünschten ihnen also den Tod?

Die Herzogin. Gott bewahre! Aber ich hasse das Lügen, und wer mich einmal betrogen, dem traue ich nicht wieder.

Bossuet. Hassen Sie die Welt, mein Fräulein?

Die Herzogin. Die Welt, Monseigneur? ... Zum Beispiel die Picardie, ja; ... auch ist mir die Sologne zuwider, und die Landes sind mir ein Gräuel. O welche abscheulichen Länder! häßliche Männer! garstige Weiber!

Bossuet. Den Dämon und das Fleischliche sollten Sie hassen, und Gott fürchten; das sind ernste Pflichten, deren Wichtigkeit ich Ihnen verständlich machen möchte, was aber ziemlich schwer zu seyn scheint.

Die Herzogin. O nein, Sie irren sich. Ich hasse den Dämon, ich verabscheue, ich verläugne ihn, und wenn Sie selbst das Kreuz machen wollen, bin ich bereit, Ihrem Beispiele zu folgen. Was aber das Fleischliche betrifft, weiß ich nicht recht, was Sie damit sagen wollen. Ich mag z. B. die dicken Männer gar nicht; sie tanzen nicht, sie

sagen nicht, sie wissen nichts, und sind zu nichts gut; verschonen Sie mich mit den dicken Männern.

Bossuet. Marie Angelique von Rousille, Herzogin von Fontanges, hassen Sie sich selbst? Hassen Sie Ihre Titel, Ihre Würden?

Die Herzogin. Das könnte ich nicht sagen, Monseigneur. Ich hasse mich nicht; Niemand haßt mich, warum sollte ich die Einzige seyn? Uebrigens wird man sehr garstig davon.

Bossuet. Es scheint Sie wissen nicht, daß man sich selbst hassen müsse, um Gott zu lieben; das Heil unserer Seele verlangt eine gänzliche Ablösung von dem Sinnlichen, einen tiefen Abscheu für unsere vergängliche und sterbliche Hülle.

Die Herzogin. Das ist aber wirklich hart; . . . dieser Haß ist mir äußerst unangenehm. Ich sehe überhaupt nicht ein, daß mein Körper so hassenswürdig ist; was meinen Sie? . . . Viel leichter ist es Gott zu lieben; . . . er war ja so gütig gegen mich! Gott selbst gab mir das Beispiel, und ich liebe mich ohne Bedenken. Uebrigens war es auch Gottes Wille, daß mich der König erwählt hat. Meine Titel und Würden sind mir ziemlich gleichgültig; ich bin zufrieden, wenn mich der König nur seine Angelique nennt . . . . Seit ich Herzogin geworden bin, ist Jedermann so höflich, so zuvorkommend gegen mich, daß ich eigentlich diesen Titel, den mir Seine Majestät verliehen haben, nicht wohl hassen kann; . . . ich bin es sogar wohl zufrieden, Herzogin zu seyn, tausend Verbeugungen zu empfangen, mit Zuvorkommenheit begegnet und allgemein bewundert zu werden. Sogar meine Kammerjungfer Marion ist viel dienstwilliger als vorher . . . . Aber sagen Sie selbst, Monseigneur, wenn Sie die Wahl hätten, und statt ein Bischof zu seyn, ein Frauenzimmer wären, möchten Sie nicht lieber Herzogin als Bäuerin seyn?

Bossuet. Vergeben Sie meine Offenheit, mein Fräulein; die Leichtfertigkeit Ihrer Worte macht mich verwirrt.

Die Herzogin. Ich rede aber ganz ernstlich, Monseigneur.

Bossuet. Sie lieben die Schmeichelei; die Könige selbst werden ein Opfer davon. Man wird Ihre Gestalt, Ihre Reize, Ihre Anmuth, Ihre Jugend lobpreisen, und dadurch Ihren Untergang verursachen. Verführerische Worte werden Sie verderben; man wird Ihnen sagen, daß Sie schön sind, und vielleicht trägt auch der König unser Herr zu diesem beklagenswerthen Werke bei.

Die Herzogin. Nein nein: er sagt, ich sey geistreich, talentvoll und liebenswürdig, aber nie spricht er von meiner Schönheit. Sie sind darüber gänzlich im Irrthume, Monseigneur. Andere wiederholen mir oft die Albernheiten, welche Sie mißbilligen, sie nennen mich z. B. Engel, Göttin, Nymphe, Sylphide, das schönste Geschöpf unter der Sonne, aber diese Komplimente machen wenig Eindruck auf mich. Der alte Herzog *.* sagte mir neulich ganz leise ins Ohr: sie sind mehr werth als tausend Montespans! . . . Der König aber begnügt sich meine Hand zu fassen, mir zuzulächeln, vom Regen oder schönem Wetter mit mir zu reden, und dann sagt er zuweilen: Sie haben wahrlich Ihres Gleichen nicht!

Bossuet. Ich wünschte, der Allmächtige möchte mir den Ruhm Ihrer Bekehrung zu Theil werden lassen.

Die Herzogin. Aber Monseigneur, bin ich denn nicht katholisch? Von Bekehrung kann also hier nicht die Rede seyn. Meine Eltern waren beide gute Katholiken, so auch ich . . . . Was Sie mir da sagen, betrübt mich sehr. Daß Sie z. B. den Herrn von Turenne und Fräulein von Duras bekehrten, finde ich ganz in der Ordnung, denn beide waren Ketzer; und als der König wollte, daß sie es nicht mehr seyn sollten, brauchte er nur zu befehlen. Der Kanzler übernahm es, sie zu dieser großen Ceremonie vorzubereiten, und Sie hatten nur die Fragen und Antworten zum Voraus aufzuschreiben, was Sie, wie es bei Hofe allgemein bekannt ist, mit dem größten Erfolge gethan haben. — Aber Monseigneur, glauben Sie denn wirklich an die ernstliche Bekehrung des Fräuleins von Duras? Ich sah vor einigen Tagen, wie sie das Kreuz mit zwei Fingern machte.

Bossuet. Die christliche Liebe befiehlt uns an der Aufrichtigkeit der Bekehrung dieser beiden Personen nicht zu zweifeln.

Die Herzogin. Ich las kürzlich ein Gedicht, in welchem von Ihnen und dem Marschall von Turenne die Rede ist. Der Dichter nannte Sie den Ueberwinder des Marschalls, und diesen Titel hätte ich Ihnen gerne streitig gemacht, Monseigneur. Herr von Turenne ist ein sehr großer Mann. A propos! . . . und der Quietismus?

Bossuet. Ist eine neue und gefährliche Geißel des Himmels, Madame.

Die Herzogin. Gefährlich, das wußte ich wohl, aber nicht, daß er so neu sey. Es sind kaum acht Tage, daß der Graf von Brienne mir darüber Aufklärung gab, woraus ich urtheilen konnte, daß ich leider schon von Kindheit an, sehr viele Neigung zum Quietismus hatte.

Bossuet. Wie! von Kindheit an?

Die Herzogin. Ja, ich schlief fast immer während der Predigt ein, und diese große Sünde ist, wie der Graf von Brienne sagt, was man Quietismus nennt. Es wundert mich aber sehr, daß Herr von Fénélon, dieser große Kanzelredner, sich ebenfalls dieses Fehlers schuldig macht.

Bossuet. Sie sind ganz im Irrthume, Madame, es obwaltet hier ein Mißverständniß.

Die Herzogin. Wie! Ist Herr von Fénélon nicht ein unterrichteter, frommer, und sehr schöner junger Mann?

Bossuet. Es zweifelt Niemand an seiner Gottesfurcht und seinem Verstand.

Die Herzogin. Ich las kürzlich ein Bruchstück von einem Roman den er geschrieben hat, und wovon die Marquise von Lamotte, eine seiner Verwandten, mir das Manuskript gab. Es handelt von einem jungen irrenden Ritter, der seinen Vater sucht, und ihn nirgends finden kann. Der König, welcher weder die Romane noch den Herrn von Fénélon liebt, behauptet, es befänden sich bei Hofe eine Menge Leute in gleichem Falle, solche nämlich, die ihren Vater nicht kennen, ohne daß Jemand etwas davon merkt. Die ersten Seiten dieses Romans haben mich unterhalten; besonders gefielen mir die Nymphen und ihre Grotten; aber bald brach der Verfasser den Faden seiner Geschichte ab, und flocht eine Menge anderer Sachen hinein, die mich gar nicht angesprochen haben, weßhalb ich auch das Buch bei Seite legte. Man sagt er halte sich jetzt in Saintonge und in Aunis auf, um auf die Ketzer Jagd zu machen.

Bossuet. Wenn Sie wirklich zu einer Beichte geneigt sind, Madame, bin ich bereit Sie anzuhören; wenn Sie mir aber nichts Anders zu sagen haben, und wenn die unverdienten Lobsprüche, welche Sie meinen demüthigen Werken zollen, der Gegenstand unseres Gesprächs bleiben sollen, muß ich um Erlaubniß bitten, mich zu entfernen.

Die Herzogin. Ich, Monseigneur? Ich verlange nicht besser, als mich ihrer Leitung anzuvertrauen. In meiner Aufführung liegt nichts Strafbares, nichts Verdammliches. Der König versichert, seine Liebe zu mir sey rein und unschuldig, und die Kinder, von denen er mir die Ehre erzeigt Mutter zu werden, sind gewiß sehr wohl erzogen, das können Sie mir glauben.

Bossuet. Dieses ist eine Gewissenssache des Königs. Sie aber, Frau Herzogin, sollten ihre Seele gegen Gott wenden, jedesmal wenn . . . .

Die Herzogin. Aber das wird sehr schwer seyn, Monseigneur; sehen Sie . . . lassen Sie uns lieber von etwas Anderm reden; ich werde über und über roth, und weiß nicht mehr was ich sage . . . . A propos! Sie sollen sehr nette Leichenreden halten, ich möchte wohl die meinige hören.

(Schluß folgt.)

Trollopismus.

Ein Reisender, der unlängst aus Neuyork zurückkam, erzählt, im Theater daselbst habe sich ein Mann, mit dem Rücken gegen das Publikum gekehrt, auf den Rand einer Loge gesetzt, so daß seine Rockschöße darüber hinaushingen, ganz so, wie Mistreß Trollope in ihrem Werke über Nordamerika es beschreibt. Hierauf sey in dem ganzen Theater das Geschrei: „Trollope! Trollope!“ ausgebrochen und hierdurch der Mann in der Loge zu einer gebührlicheren Stellung verwiesen worden. Ueberhaupt nenne man jetzt dort jeden Verstoß gegen den Anstand: eine Trollope.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 344. 9 December 1832.

Der Rachen des Charon.

(Erinnerungen eines französischen Reisenden aus Südamerika.)

> Après ma mort, chers camarades,
> Vous placerez sur mon tombeau
> Un petit broc de vin nouveau,
> Des oeufs avec un salade,
> Un pain d'quat' sous, un saucisson,
> Pour passer la barque à Charon.

Wer vor fünfzehn Jahren in Paris war, hat sicherlich in allen Straßen „den Rachen des Charon" singen hören. Er war das beliebteste Chanson jener Zeit, und es gab keine Drehorgel, die es nicht aufspielte und keinen nur etwas lebhaften Kreuzweg, wo man nicht die gedruckten Worte des Gassenhauers feilbot, ganz in Balladengeschmack, d. h. auf einem schmalen Blättchen, in dessen Mitte sich die Vignette befand, während zu beiden Seiten der Text in zwei dicht gedrängten Kolumnen stand. Das Bild, das zur Verschönerung dieses geistreichen Liedes diente, konnte nicht besser gewählt seyn: der Kupferstecher hatte darauf vorgestellt, was ein anderes Chanson in folgenden Worten schildert:

> Un bon bourgeois dans sa maison
> Les dos au feu, le ventre à table,
> Un bon bourgeois dans sa maison
> Caressant un jeune tendron.

Es war ein so hübscher kleiner Kupferstich, daß man sich später, wo das vielgesungene Chanson endlich außer Mode kam, nicht entschließen konnte, die vielen unverkauften Abdrücke wegzuwerfen, und statt sie in den Kramladen oder die Papierstampfe zu schicken, ließ man sie nach dem spanischen Amerika wandern, wo unser „guter Spießbürger," der hier den Namen „des reichen Prassers im Evangelium" angenommen, in manchem Oratorium unverschämt genug sich neben unsrer lieben Frau von Chinquinquira, der Jungfrau mit den sieben Schmerzen, eingedrungen hatte.*)

In dem kleinen Dorfe Pie de Cuesta, einem Orte, wo vielleicht nie ein Wort französisch gesprochen wurde, traf ich zum erstenmal meinen Pariser in der oben beschriebenen Rolle. Die Verehrung, die ihm zu Theil geworden, hatte nicht das Mindeste in seinem Aeußern verändert, und der gute fette Mann schien selbst über die gläubige Ehrfurcht zu lächeln, mit der er behandelt wurde. Wie ich ihn so sah, mit seinem schmunzelnden Gesichte, ließ ich mir freilich nicht einfallen, daß er an dem Tod eines Menschen und fast an dem Aufruhr einer Provinz schuld war, wie ich bald nachher erfahren sollte.

Indem ich meine Reise nach Angostura fortsetzte, wo ich so schnell als möglich ankommen sollte, fand ich mich am zweiten Tage meiner Reise genöthigt, zu Pore still zu liegen, um meine Maulthiere ausrasten zu lassen. Aergerlich über diesen Verzug und ohne zu wissen, was ich mit [illegible] des Tages die Siesta gebot, anfangen sollte, schlenderte ich nach dem Marktplatze des Ortes, wo sich bereits zwei Offiziere eingefunden hatten, die, eben so wenig beschäftigt, wie es schien, als ich, sich die Zeit damit vertrieben, die Gegend mit ihren Jagdhunden zu durchstreifen. Ich erkannte in dem Einen von ihnen einen Piemontesen, den ich ein Jahr vorher zu Guayaquil kennen gelernt hatte. Es lag mir eben nicht sehr am Herzen, unsre Bekanntschaft zu erneuern; allein noch ehe ich mich entschließen konnte, was zu thun, sah er mich und lief mir mit offenen Armen entgegen, indem er mich französisch anredete: „Ha, mein theu-

*) Unsre liebe Frau von Chinquinquira hat ihren Namen von einem zwanzig Stunden nördlich von Bogota gelegenen Dorfe angenommen, wo sie verehrt wird. Dorthin wallfahrtet man schaarenweise aus ganz Neu-Granada, und die reichen Geschenke, mit denen dieses Gnadenbild überladen ist, so wie die vielen Exvotobilder, die an den Wänden der Kapelle aufgehangen sind, bezeugen hinlänglich die wunderthätige Vermittlung der Himmelskönigin bei ihrem Sohne. Man behauptet, die Gebete, die sie erhört, würden buchstäblich erfüllt; weßhalb man sich wohl bedenken müsse, bevor man seine Bitte vorbringe. So erzählt man sich von einem armen Indianer, der eines Abends auf einem schmalen Fußpfade längs eines jähen Bergabhanges hin nach seinem Dorfe zurückwanderte, und wie alle Indianer nach einem Festtage etwas im Kopfe hatte. Da er allzunahe an den Rand des Abgrundes hinaustrat, fühlte er den Boden unter seinen Füßen weichen, und ohne Halt und mit schwerem Kopfe war es ihm unmöglich, dem Sturze zu entgehen. Allein in diesem kritischen Augenblicke dachte der gute Mann an nichts, als an eine neue blaue Mütze, die er denselben Tag in der Stadt gekauft hatte, und während er unter einem Gewölke von Staub versank, rief er: „gute heilige Jungfrau von Chinquinquira rette meine Mütze!" Seine Gefährten hatten deutlich diesen Ruf gehört, und konnten sich gleich darauf überzeugen, daß das Gebet erhört worden war. Als der Staub sich verzogen hatte, der durch den Sturz des unglücklichen Indianers aufgewirbelt war, sahen sie diesen mit zerschmettertem Kopfe in der Tiefe liegen, allein die neue blaue Mütze hing unversehrt an einem Baumzweige, der sie aufgehascht hatte.

rer Freund! Sind Sie es wirklich? Was konnte Sie, Bester, in dieses verwünschte Land führen?" — „Ich wollte nur die kleine Rechnung ins Reine bringen, die Sie bei Ihrer Abreise zu berichtigen vergaßen."—„Ey, warum nicht gar! Ich würde es glauben, wenn ich mit einem schottischen Hausirer zu thun hätte; allein Sie sind zu sehr Cavallero, um so etwas zu thun: übrigens wissen Sie ja, daß es bei mir in guten Händen steht und sobald das Gesetz über die Militärdotation durchgegangen ist, sollen Sie der Erste seyn —" „Lassen wir Das und sagen Sie mir, ist jener Offizier vielleicht der Bezirkskommandant?" — „Nein, es ist ein Offizier, der hier nur durchreist. Es ist der Obrist Hospina" — „Wie? Derselbe, der in Apure den Krieg führte und von dem ich so viele Züge von Tapferkeit gehört habe? — „Derselbe; allein was nennen Sie Tapferkeit? Nichts als eine stiermäßige Tollköpfigkeit ist's, die blind anrennt, ohne die Gefahr zu sehen. Uebrigens werden Sie an ihm das drolligste Thier in der ganzen Republik finden."

Mit diesen Worten und ohne meine Antwort abzuwarten, zog mich Belmonte fort zum Obristen, der noch immer auf derselben Stelle stand, indem er sich abmühte mit einem Glasscherben seine Cigarre anzuzünden, wie er es zuvor den Piemonteser mittelst eines Brennglases hatte thun sehen. Nachdem ich ihm vorgestellt worden war, konnte ich, während mein piemontesischer Freund den Faden des Gespräches fortzuspinnen allein übernommen hatte, ungestört diesen Hospina betrachten, der am unteren Orenoco so lange Zeit der Schrecken aller Spanier gewesen war. Es war ein Mann von mittleren Jahren, sehr groß, wie mit der Zimmermannsart aus dem Groben gehauen, und mit der Haltung eines Tambourmajors. Sein Gesicht war von [illegible] Farbe, woran zum Theil die Sonnenstrahlen der Llanos, zum Theil eine kleine Beimischung afrikanischen Blutes Schuld war, was sich auch ein wenig in seinen halbgekraus'ten Haaren verrieth. Der Ausdruck seiner Züge war aber keineswegs wild und hart, sie hätten sogar als angenehm gelten können, wäre nicht von einem Säbelhieb, der sich über das Auge herabzog, alles Fleisch des Backens unten an der Kinnlade zu einem dicken Knollen verwachsen gewesen. In seinem Benehmen verrieth er die Absicht höflich zu seyn; da er übrigens fühlte, was ihm an Erziehung fehlte, so war er wohl auf seiner Hut und sprach wenig; auch würde ich von ihm wohl schwerlich eine Albernheit gehört haben, wenn nicht Belmonte mit absichtlicher Bosheit ihm einige Redensarten entlockt hätte, die der arglose Obrist wirklich auf höchst ergötzliche Art ganz verkehrt anwendete. Der ehrliche Italiener schien unaussprechlich glücklich, daß es ihm gelungen war, seinen Kameraden vor mir lächerlich gemacht zu haben, und sagte endlich zu mir auf Französisch: „Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Allein der eigentliche Spaß soll erst angehen, wenn wir ihn bei Tische haben. Ich erhielt von Angostura frischen Mundvorrath, und Sie sollen heute bei mir kostbare Macaroni finden."

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als ich auf dem Gesichte des Obristen eine Röthe aufsteigen sah, die eben so sehr von Scham als Zorn herzurühren schien. „Kapitän Belmonte, rief er mit der größten Entrüstung, ich muß Sie ersuchen, nichts mehr von Caroni zu sprechen und wenigstens in meiner Gegenwart sich einen andern Scherz zu wählen."

Ich konnte die Ursache dieser plötzlichen Aufwallung unmöglich errathen; allein das Quiproquo war so köstlich, daß ich kaum ernsthaft bleiben konnte. Belmonte selbst konnte sich nicht halten, und brach wenigstens fünf Minuten lang in ein unmäßiges Gelächter aus, wobei er die Worte Caroni und Macaroni immer wiederholte, und dann jedesmal von Neuem athemlos vor Lachen wurde. Wahrscheinlich hätte Dieß noch lange fortgewährt, hätte nicht der Obrist eine Bewegung gemacht, die den Piemontesen schnell zur Besinnung brachte, der nun wie im bittenden Tone sagte: „Nein, Obrist, Sie werden nicht gegen einen Waffenbruder sich Ihres Degens bedienen wollen. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht von dem Flusse Caroni sprach, sondern von einem Gerichte, das in meiner Heimath gegessen wird, und dessen Namen große Aehnlichkeit —". „Schwöre so viel Du willst, elender Narr, und der Teufel möge Dir glauben. Hättest Du nichts Böses von mir sagen wollen, so würdest Du dich einer christlichen Sprache bedient haben, einer Sprache, die Jedermann spricht. Allein merke Dir wohl, was ich jetzt sage: Das Erstemal, wo Du in meiner Gegenwart Dich wieder dieses ketzerischen Kanderwälsches bedienst, sende ich Dich zu allen Teufeln in die Hölle, die es erfunden haben.

Mit diesen Worten kehrte uns der Obrist den Rücken und entfernte sich eiligen Schrittes.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

16. Kakunda — Mohammedanische Schule daselbst — Der Fluß Tschadda — Feindseligkeiten der Eingebornen — Boqua — Die Wunderkraft der weißen Farbe. —

(Schluß.)

Von diesem Augenblick an war zwischen den erst noch so feindselig gesinnten Einwohnern und den fremden Männern Friede und Freundschaft geschlossen, und so schnell gingen diese Menschen von einer Gemüthsbewegung zur andern über, daß sie jetzt ein lautes Freudengeschrei ausstießen, wie besessen umhersprangen, ihre Gewehre in die Luft abschossen, ihre Speere schwangen, tanzten, ihren Leib zu den lächerlichsten Stellungen verdrehten, lachten, schrien und sangen, kurz sich wie Wahnsinnige gebärdeten. „Nie gab es wohl ein wilderes und schrecklicheres Schauspiel, bemerkt das Tagbuch. „Als aber diese Anfälle einer so heftigen Gemüthsbewegungen sich beruhigt hatten, vertheilten wir unter die Krieger eine Anzahl Nadeln, als Unterpfand unsrer fernern Freundschaft. Der Häuptling selbst setzte sich zwischen uns beide auf den Rasen nieder, während seine Leute zur Rechten und Linken, auf ihre Waffen gestützt, ihn und uns umgaben. Anfangs konnten wir uns gegenseitig nicht verständlich machen, bis sich endlich ein alter Mollam aus Funda fand, der die Haussasprache verstand und als Dolmetscher diente. Durch seinen Mund erfuhren nun die Reisenden, daß der Häuptling sie auf die erste Nachricht von ihrer Landung für seine Feinde gehalten habe, die von dem jenseitigen Ufer herübergekommen seyen, um sein Dorf

zu überfallen und seine Leute gefangen wegzuführen. „Als ihr aber, fügte der Häuptling hinzu, unbewaffnet uns entgegenkamet und wir nur weiße Gesichter erblickten, wurden wir alle so von Schrecken ergriffen, daß wir unsre Bogen nicht abschießen und weder Hand noch Fuß rühren konnten. Und als ihr mir so nahe standet und die Hand reichtet, erstarrte mir das Herz in der Brust und ich glaubte ihr seyet Kinder des Himmels, die aus den Wolken herabgestiegen.“ Dieß war der Eindruck, den wir auf ihn machten, und in diesem Zustande wußte er nicht mehr was er that. „Und nun, sagte er, weiße Männer, ist mein einziger Wunsch, daß ihr mir verzeihen möget.“

Uebrigens durften sich die Reisenden glücklich schätzen, daß die Sache ohne Blutvergießen abgelaufen war; von ihren Leuten, die sie zu ihrem Schutz hinter sich zu haben glaubten, hatte Niemand als Pascoe Stand gehalten, alle andern waren über Hals und Kopf davon gelaufen und hatten sich in dem hohen Grase verkrochen. Erst als Alles in Friede und Freundschaft ausgeglichen war, kamen sie wieder zum Vorschein. Als der Häuptling endlich nach seinem Dorfe aufbrach, bestieg er einen Ameisenhaufen in der Nähe des Wegs, und hielt an seine Leute eine Rede, die länger als eine halbe Stunde dauerte, und wobei er eine Menge verschiedener Stellungen annahm; leider blieb sie seinen weißen Gästen, auf die sie wahrscheinlich Bezug hatte, völlig unverständlich. Am Nachmittage kehrten die Bewohner des Dorfes zurück und brachten Guranüsse und Yams, indem sie die Fremden einluden, in ihren Hütten zu übernachten. Lander glaubte aus verschiedenen Gründen dieß Anerbieten ablehnen zu müssen, wodurch das Mißtrauen der guten Leute wieder Nahrung zu erhalten schien; denn sie schossen von Sonnenuntergang bis gegen Mitternacht unaufhörlich ihre Gewehre ab und um elf Uhr noch erschien der Häuptling, und legte den „Kindern des Himmels“ achttausend Kauris und einen Büschel Yams zu Füßen, um sich ihres Wohlwollens zu versichern. Freude strahlte aus seinen Augen, als er die freundschaftliche Stimmung seiner Gäste sah, und so schied er endlich getröstet und kehrte in sein Dorf zurück.

Der Ort, wo sich die Reisenden ebenso unversehens von Feinden als von Freunden umgeben gesehen hatten, hieß Boqua und war ein berühmter Markt, nicht bloß für die umliegenden Städte und Dörfer, sondern auch von fernen Negerniederlassungen auf- und abwärts an beiden Ufern des Kuarra. Der Häuptling von Boqua erhebt von Allem, die hieher etwas zum Verkaufe bringen, eine kleine Abgabe, worin sein ganzes Einkommen besteht. Alle Bewohner des Dorfes sind seine Sklaven. Gerade gegenüber diesem Orte auf dem jenseitigen Ufer führt der Weg nach der Stadt Funda, die drei Tagreisen aufwärts des Tschadda an diesem Flusse liegt. Alle diese Nachrichten erhielten sie von dem alten Mollam, der zwischen ihnen und dem Häuptling von Boqua als Dolmetscher diente. Von eben demselben erfuhren sie auch, daß noch zehn Tagreisen ans Meer seyen, von wannen mancherlei Handelswaaren der weißen Männer nach Boqua zu Markt gebracht werden, um dagegen Sklaven einzutauschen. Zu ihrer Beruhigung erhielten sie auch sowohl von ihm, als dem Könige, die Versicherung, daß sie auf ihrer weiteren Reise keine Gefahr zu befürchten hätten, und deßhalb ihre Fahrt bei Tage fortsetzen könnten. Nur rieth er ihnen, eine Stadt am linken Ufer des Kuarra, Namens Atta, zu vermeiden, deren Beherrscher ein sehr eigensinniger Mann sey, und sie wahrscheinlich nicht sobald wieder entlassen würde, als sie es vielleicht wünschen möchten. Mit diesen Nachweisungen versehen, machten sich die Lander wieder auf den Weg, nachdem sie von den Bewohnern von Boqua sich eben so herzlich beabschiedeten, als sie ihnen feindselig begegnet waren.

Der Erfinder des tscherokisischen Alphabets.

Ueber die Erfindung des tscherokisischen Alphabets ist bereits früher Einiges mitgetheilt worden. Die nachfolgende anziehende nähere Auskunft über den Erfinder, die wir aus Samuel L. Knapp's Lectures on American Literature with remarks on some passages of American History (Boston 1831) entnehmen, wird das bereits Bekannte vervollständigen: „Im Winter 1828 besuchte eine Gesandtschaft der Tscherokisen die Stadt Washington, um einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten abzuschließen. Unter den Gesandten befand sich auch See-quah-yah, der Erfinder des tscherokisischen Alphabets. Sein englischer Name war Georg Guess; er war ein Halbblut *) (half blood), hatte aber, seiner eigenen Aussage zufolge, weder bis, noch seit der Zeit seiner Erfindung je ein einziges Wort Englisch gesprochen. Von meiner eigenen Neugierde getrieben und von einigen litterarischen Freunden dazu aufgefordert, wendete ich mich, durch das Medium zweier Dolmetscher — einem Halbblut-, Kapitän Rogers, und einem Vollblut-Häuptling, dessen angenommener englischer Name John Man war — an See-quah-yah mit der Bitte, mir so genau als möglich sein geistiges Schaffen und alle einzelnen Thatsachen seiner Entdeckung zu erzählen. Er willfahrte meinem Begehren mit vieler Freundlichkeit, und gab sehr überdachte und befriedigende Antworten auf jede Frage, wobei er sich fortwährend sorgfältig von den Dolmetschern erklären ließ, ob ich auch seine Antworten recht verstand. Kein Stoiker hätte in seinem Benehmen gesetzter und würdevoller seyn können, als See-quah-yah; nach der Gewohnheit der Indianer sann er jedesmal, wenn eine Frage gestellt war, eine bedeutende Zeit lang nach, ehe er seine Antwort ertheilte, und that oft einen Zug aus seinem Kalumet (Pfeife), während er seine Antwort überlegte. Die Einzelnheiten der Prüfung wären hier zur Mittheilung zu weitläufig; das Wesentliche war indessen Folgendes: Er, See-quah-yah, sey jetzt gegen 60 Jahre alt, könne es aber nicht so ganz genau angeben; in seinen frühern Jahren sey er munter und gesprächsam gewesen; zwar habe er nie — außer ein Mal — als Redner im Rathe aufzutreten versucht, wohl aber oft wegen seines starken Gedächtnisses, seiner leichten und gewandten Gesprächsführung und der Fertigkeit, mit der er seine Muttersprache zu handhaben wußte, den Geschichten-Erzähler bei Festmahlen und Gelagen gemacht. Der Ruf seiner mannichfachen Gaben und Geschicklichkeiten verschaffte ihm einige Auszeichnung, als er noch ganz jung war — zur Zeit von Saint Clair's Niederlage.**) In diesem Feldzuge, oder einem, der bald darauf folgte, fand man einen Brief bei einem Gefangenen, den dieser den Indianern falsch vorlas. Bei einigen ihrer Berathungen hierüber entstand unter ihnen die Frage, ob wohl diese geheimnißvolle Macht des „redenden Blattes“ ein Geschenk des großen Geistes an den „weißen Mann,“ oder eine Erfindung des „weißen Mannes“ selbst sey? Die Meisten seiner Gefährten waren der ersteren Meinung, während er eben so beharrlich die letztere verfocht. Späterhin wurde Dieß, wie so viele andere Dinge, die — wie er wußte oder gehört hatte — der „weiße Mann“ verstand, ein Gegenstand eigenthümlichen Nachdenkens für ihn; allein bleibend und ernsthaft sich damit zu beschäftigen war ihm nicht eingefallen, bis ihn eine Geschwulst an dem Knie im

---

*) Sohn von einem Weißen und einer Indianerin. See-quah-yah's Vater war, wie späterhin gelegentlich in Knapp's Werke bemerkt wird, ein Schottländer.

**) Im Jahre 1777; siehe Kufahl's Geschichte der Vereinigten Staaten, Berlin 1831, 2r Band, S. 207 ff.

seine Hütte bannte, und ihn zuletzt, da das kranke Bein sich verkürzte, zu einem Krüppel für sein ganzes Leben machte. Der aufregenden Lust der Fehden und der Freuden der Jagd beraubt, richtete sich sein Geist in seinen langen einsamen Schmerzensnächten neuerdings auf jenes Geheimniß der Macht des „Sprechens durch Buchstaben,“ dessen eigentliche Benennung sich natürlich in seiner Sprache nicht fand. Von den Schreien der wilden Thiere, von den Gaben des Spottvogels, von den Stimmen seiner Kinder und seiner Stammgenossen war ihm bekannt, daß Gefühle und Leidenschaften sich durch verschiedene Laute von einem vernunftbegabten Wesen dem andern mittheilen lassen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, den Versuch zu machen, alle Laute der Tscherokih-Sprache gesondert sich zu merken. Sein eignes Ohr war mit keiner besondern Unterscheidungskraft begabt, weßhalb er das schärfere Gehör seines Weibes und seiner Kinder zu Hülfe nahm, die ihm denn auch, wie er fand, keine geringe Beihülfe gewährten. Als er nun, seiner Meinung nach, alle die verschiedenen Laute in ihrer Sprache klar und gesondert aufgefaßt hatte, versuchte er, gemalte Zeichen, Bilder von vierfüßigen Thieren oder Vögeln anzuwenden, um diese Laute Andern mitzutheilen oder sie sich selbst einzuprägen; allein er ließ diese Verfahrungsart, als schwierig und unausführbar bald fallen, versuchte es mit willkürlichen Zeichen, ohne weiter auf bestimmte äußere Erscheinungen mit Ausnahme derjenigen, welche seinem Gedächtnisse in den Erinnerungen an jene Zeiten eine Hülfe boten, Rücksicht zu nehmen, und machte sie von einander kenntlich. Anfangs waren dieser Zeichen äußerst viele; und als er so weit gekommen war, daß er seine Erfindung für nahezu vollendet halten mochte, hatte er ungefähr zweihundert Schriftzeichen in seinem Alphabet. Mit Hülfe seiner Tochter, die in den Geist der Arbeiten ihres Vaters einzugehen schien, brachte er sie zuletzt auf sechs und achtzig zurück, die Zahl, die er jetzt anwendet. Dann machte er sich daran, diese Schriftzeichen dem Auge gefälliger erscheinen zu lassen, was ihm gelang.

„Damit schließt die Erfindung des Alphabets durch diesen Kadmus der Wälder. Der erste Schritt, den er nun that, war — mit dieser Schrift selbst lesen zu lernen, und Andere dasselbe zu lehren. Auch Dieß gelang ihm, zur nicht geringen Verwunderung, ja ehrfurchtsvollen und ängstlichen Scheu seines Stammes, der ihn, als vom großen Geiste besonders begünstigt, oder wohl auch als vom Geiste des Bösen unterstützt anzusehen begann.“ — Die guten Tscherokisen waren also nahe daran, ihren Erfinder der Schriftsprache, wie unsre Voreltern den Erfinder der Druckssprache, für einen Genossen des Teufels zu halten.

Die Beichte einer Herzogin.

(Schluß.)

Bossuet. Möge es dem Himmel gefallen, Madame, daß der Augenblick noch ferne sey wo Gott Sie zu sich rufen wird! Möge der Mann, welcher einst diese traurige Nachricht der Welt verkünden soll, viele Tugenden zu bezeichnen haben, und mehr als Einen Kampf der Gottesfurcht und der Weisheit gegen das Fleischliche und Irdische als Beispiel aufstellen können. O könnte er doch sagen: „Sie war schwach und sterblich, vergänglich und von Verführern umgeben; aber sie hat triumphirt! Die Fehler ihrer Jugend sind weit und spurlos zurückgeblieben, auf dem Wege, der Sie zum hohen Alter und zum Grabe führte.“ Aber ich bin es nicht, Frau Herzogin, dem diese schmerzliche Pflicht vorbehalten ist; Gott wird sie mir ersparen, denn ich bin alt, und Sie beinahe noch ein Kind.

Die Herzogin. Bitte um Vergebung, Monseigneur, ich bin 19 Jahre alt.

Bossuet. Wenn man Sie hört und sieht, sollte man sie für jünger halten. Aber vergönnen Sie mir eine Frage: wie jung Sie auch seyn mögen, sagt Ihnen jene Stimme nichts, die oft so laut zu mir spricht? Gedenken Sie nie Ihrer Todesstunde. Sie erwähnten so eben der Möglichkeit, als könnte ich Ihre Leichenrede halten; ach! ich zähle 50 Jahre, Sie deren 19, und wenn gleich Ihre Voraussetzung nicht wahrscheinlich ist, so liegt sie doch im Reiche der Möglichkeit. Unsere Tage sind gezählt; . . . was sage ich? wir leben nur einen Tag, denn Zukunft und Vergangenheit gehören nicht uns selbst. Der Augenblick, der uns das Gefühl unseres Daseyns gibt, ist der einzige, dessen wir gewiß seyn können. Wer weiß, ob dieses Wort, das meinen Lippen entfällt, nicht jetzt im Augenblick durch die Gewalt eines plötzlichen Todes verstummen wird. — Die Schönheit, welche tausend fühlende Herzen schneller schlagen macht, vergehe in der Blüthe der Jahre, im Strahle der Freude und der Gesundheit. Für sie gibt es dann keine Bewunderer, keine Freunde, keine Vertrauten, keine Nebenbuhlerinnen mehr, es ist Alles aus! Der Eroberer, dessen Hauch ganze Heeresmassen belebt und bewegt, thut einen Fehltritt, und seine Größe wird zu Staub. — Marie Angelique von Fontanges, erinnern Sie sich meiner Worte, und leben Sie so, daß der Gedanke an Ihre letzte Stunde Sie nicht erschrecken möge.

Die Herzogin. Ach, Sie erschrecken mich wahrlich jetzt schon; ich weiß kaum mehr, wo ich bin; das geringste Geräusch macht mich erbeben. — Während Ihrer Rede fiel etwas von Ihrem Finger Monseigneur, ich glaube es war Ihr Ring.

Bossuet. Eine gleichgültige Sache, Madame.

Die Herzogin. Ich hätte ihn wohl aufgehoben, allein Sie sind noch so rüstig für Ihr Alter!

Bossuet. Die Herzogin sind zu gnädig. Meine dürre Hand ist kleiner geworden, und der Ring entfiel meinem Finger. Ein Sandkorn erregt leider Ihre Aufmerksamkeit, welche alle meine Worte nicht zu fesseln vermochten.

Die Herzogin. Die Rubinen gefallen mir außerordentlich; es ist doch ein Rubin? O wie schön! Ich werde den König bitten mir einen ganz ähnlichen zu geben. Er wird bald von der Jagd zurückkommen, ich werde ihn erwarten, und dann werden Sie sehen, Monseigneur . . doch nein, Sie werden nichts sehen, und das thut mir leid. Der König schlägt mir nie etwas ab, wenn ich meine Zeit recht zu wählen weiß. „Wahrhaftig,“ sagte er neulich, „sie ist mehr als Gold werth.“ Er war wunderschön, als er Dieses sagte. Die großen Locken seiner Perrücke fielen zu beiden Seiten herab; er hatte seinen schönen damastenen Schlafrock an; ich sage Ihnen, es kann kein Schauspieler majestätischer aussehen! Für einen großen König fängt er aber an starke Runzeln zu bekommen; auch ist er kurzsichtig, äußerst kurzsichtig; ich merke das täglich mehr, weil er alles so entsetzlich nahe betrachtet.

Bossuet. Das ist eines Königs Pflicht.

Die Herzogin. Ohne Zweifel; aber Anfangs konnte ich mich nicht recht daran gewöhnen. Adieu, Monseigneur, bald wird der König hier seyn; mein Rubin soll mir hoffentlich nicht entgehen, und dann verspreche ich auch ein recht bußfertiges Beichtkind zu werden. Vorher aber muß ich noch den König fragen, wie weit meine Aufrichtigkeit gegen Sie gehen darf; nicht wahr? Ich werde mich sodann seinem königlichen Willen ganz unterwerfen. Monseigneur, Ihre Dienerin.

Bossuet (im Fortgehen). So viel vermögen also die Rathschläge der Religion und der Weisheit auf ein bornirtes, schwaches Geschöpf, dessen beschränkte Einsicht nicht im Stande ist, sie zu begreifen.

Vermischte Nachrichten.

Die Shetlands-Inseln wurden jüngst von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, wobei eine große Anzahl des dortigen Fischervolkes in den Wellen ein Grab fand. Siebzehn Boote gingen zu Grunde, und von hundert und acht Männern, die in denselben auf dem Meere waren, kehrte kein einziger mehr zu seiner Wohnung zurück. Diese unglücklichen Leute hinterlassen achtzig Wittwen und einige hundert Kinder in der größten Dürftigkeit, die noch durch die Strenge eines nordischen Winters um so furchtbarer wird. Man hat in London für sie Sammlungen anzustellen begonnen.

Die größte jährliche Einnahme von einem Theater mag wohl die des Coventgardentheaters im Jahre 18$^{30}/_{31}$ gewesen seyn, wo an der Kasse 100,000 Pf. Sterl. eingingen. Diese ungeheure Einnahme dankt man nicht sowohl der Kunst, als vielmehr dem ganz einfachen Kunststücke — Pferde auf die Bühne zu bringen. Die Ausgaben beliefen sich für jede Vorstellung auf 500 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 345. 10 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib=ul=Aksà.

5. Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Die Identität der Schellöchen mit den Massiliern und Massesiliern (schellöchischen Amazirghen) des alten tingitanischen Mauritaniens leidet keinen Zweifel mehr. So viel uns aber gelungen ist, sowohl bei arabischen Schriftstellern als bei unterrichteten Personen des Landes selbst Glaubwürdiges zu sammeln, blieben wir überzeugt, daß diese große Eintheilung der Amazirghen, nicht ihren Ursprung, aber sehr wahrscheinlich ihre jetzige Gestaltung dem alten und berühmten Stamme der Bargnaten verdankt, von denen auch die heutigen Araber und Mauren sagen, daß ihre Väter und Mütter nicht derselben Abkunft gewesen, und wovon der obengenannte Verfasser des Cartas oder der Geschichte der Könige des Mogh'rib und der Stadt Fas, dieselbe Sache erzählt, hinzufügend, daß sie sicherlich gemischte und von denen der Berber verschiedene Stämme bilden. Es ist jedenfalls gewiß, daß diese Schellöchen oder südlichen Amazirghen, selbst wo sie in der Nachbarschaft der Berber leben, sich von ihnen getrennt halten, keinen gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen pflegen, und es kein Beispiel gibt, daß Individuen einer Nation sich mit denen einer anderen verehlicht. Was ihre Sprache betrifft, so scheint es unbezweifelt, daß sie sich mit den Verebern nicht ohne Dolmetscher verstehen können. Jackson und Washington bestätigen diese Behauptung durch Listen von Wörtern, welche die Namen der gewöhnlichsten Dinge enthalten, und gewiß beweisen diese nichts weniger als einen gemeinsamen Ursprung, obgleich man solche Verschiedenheiten in allen Schwestersprachen, Töchtern derselben Mutter, antreffen kann. Dabei ist es ein sonderbarer Umstand, daß gerade die schellöchischen Stammwörter auf diesen Listen, welche am meisten von den berberschen verschieden sind, wie Frau, Gattin, Knabe, Mädchen u. s. w., wenigstens eben so sehr, wenn nicht mehr in unserer schwedischen, dänischen, deutschen und holländischen Sprache von einander abweichen, die doch sicher einen und denselben Ursprung haben. Dasselbe kann vom Spanischen, Portugiesischen und Italienischen gesagt werden. Ein spanischer Mönch in Tanger, der Pater D. Pedro Martin del Rosario, der bei seinen Wanderungen durch das Mogh'rib=ul=Aksà mehrmals bei den Schellöchen von Beni=Hassan und Temsna übernachtet und gleichfalls Gelegenheit gehabt hatte mit den Verebern zu leben, deren Sprache ihm ziemlich geläufig ist, hat uns in dieser Hinsicht versichert, daß die Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Vereber und jener der Schellöchen nicht geringer seyn könne, als die zwischen der englischen und holländischen bestehende. In Bezug auf den Charakter dieser beiden Völkerschaften pflegte er zu sagen, daß die Schellöchen ihm die Franzosen des Mogh'rib schienen, während die Vereber die Belgier seyn könnten.

Wir können nicht aufhören hier von den Amazirghen, Verebern oder Schellöchen zu reden, ohne zu bemerken, daß besonders jene der Stämme Zeneta und Sanhhadscha, die ehemals das Tafilelt, die Gebirge von Ziz und Mezetalca, und die Abhänge des Atlas gegen die Provinzen Tedla und Temsna hin besaßen, nie aufhörten die Beherrscher des Mogh'rib=ul=Aksà zu beunruhigen. Hinter den natürlichen Wällen ihrer steilen Berge waren und sind sie noch jetzt durch ihre streitsüchtige Gesinnung und die immerwährenden Angriffe auf Araber und Mauren berüchtigt. Zur Zeit, wo Leo Africanus sein Buch schrieb, waren sie gerade wie wir sie noch heutzutage finden. „Es sind, sagt dieser, entsetzliche und starke Menschen, die weder Kälte noch Schnee achten. Ihre Kleidung besteht in einem Wollenhemde auf dem bloßen Leibe, und einem darüber getragenen Mantel. Um die Beine gewundene und befestigte Lappen dienen ihnen als Strümpfe. Auf dem Haupte tragen sie während aller Jahreszeiten nichts; sie haben viele Schafe, Maulthiere und Esel, weil ihre Berge an Waldungen arm sind. Sie sind die größten Diebe und schlimmsten Verräther auf dem Erdboden. Den Arabern sind sie sehr feind, und berauben sie Nachts. Sie wohnen in einer Art von gemauerten und aus Pfählen, mit Thonerde bedeckt, erbauten Häusern, die mit Stroh gedeckt sind. Eine andere Abtheilung dieser Gebirgsbewohner hat mehr Vieh und wohnt in Hütten, die mit Matten bedeckt sind. Doch sind diese Leute tapfer und muthig, und im Kampfe ergeben sie sich nicht lebendig. — Sie kämpfen zu Fuß und können nicht überwunden werden, wenn der Feind ihnen nicht eine große Zahl von Reitern entgegenzustellen hat. Sie tragen Säbel und Dolche.“ Luis de Marmol, der 70 Jahre später schrieb, bestätigt völlig diese einfache Darstellung.

Die Mauren bilden, wie wir schon bemerkt, nächst den Amazirghen die zahlreichste Bevölkerung des Reiches. Sie mögen persischen oder arabischen Ursprungs seyn; gewiß ist, daß sie, viel

später denn die Amazirghen ins Mogh'rib gekommen, doch schon lange vor den historischen Zeiten der Griechen und Lateiner dort ansässig waren. Man will ihren Namen von dem hebräischen Worte mahur ableiten, welches Abend bedeutet; man könnte es indeß auch auf das griechische Mavros zurückführen, welches dunkel, schwarzbraun, die gewöhnliche Farbe der Araber und Mauren, ausdrückt. In den alten Geschichtwerken immer, in den neueren bisweilen mit den Amazirghen verwechselt, siedelten sie sich zu verschiedenen Zeiten in Afrika an, und theilten dessen Besitz mit den Urbewohnern, so wie sie selbst später den Einwanderungen anderer Araber, die vor und nach der Gründung des Islamismus dahin kamen, Platz machen mußten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihre erste Einwanderung in Afrika zu Josua's Zeit, nämlich 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung stattgefunden habe, und daß sie fünf Jahrhunderte später über Carthago neue phönizische Kolonien erhielten. Man lernt aus der Geschichte, daß sie eine wandernde Völkerschaft ohne bestimmte Wohnsitze waren, wogegen die Amazirghen in Hütten und Dörfern wohnten.

Aus allem Diesem geht hervor, daß die Mauren ein Gemisch verschiedener asiatischer Völkerschaften sind, die in verschiedenen Epochen sich auf Afrika's Nordküste niederließen. Aber der größte Theil derjenigen, welche heutzutage die Ebenen und Städte des Mogh'rib, zwischen der Atlaskette und dem Meere, innehaben, stammen von jenen, die vor wenigen Jahren nach Granada's Eroberung aus Spanien verjagt wurden. Außer daß sie die vornehmsten und mächtigsten unter den Einwohnern der Städte sind, haben sie die bedeutendsten Stellen bei der Regierung, bilden den Kern des Heeres und sind die einzigen Marokkaner, welche mit christlichen Völkern in unmittelbarer Verbindung stehen. Ihre Sprache ist der moghrebinisch, d. h. abendländisch genannte Dialekt des Arabischen, worin sich viele amazirghische, aber noch mehr spanische Wörter eingeschlichen haben.

Die Mauren sind im Durchschnitt ziemlich schlank, wohlgebildet, von mittlerer Größe, und nicht dick, obgleich ihre weite Kleidung ihnen das Ansehen davon gibt. Nach dem reifen Alter werden Männer sowohl als Frauen, als Folge ihrer unthätigen und sitzenden Lebensart, ziemlich dick und beleibt. Sie haben schöne Augen und Zähne, und eine sehr verschiedenartig gefärbte Haut, wegen ihres Umgangs mit Frauen verschiedener Farben, namentlich den Schwarzen des Sudan; und — was ein auffallender Umstand ist — je mehr ihre Farbe sich dem Schwarzen nähert, desto schöner und von entschiedenerm Charakter sind die Männer. Die Frauen, in der Jugend wohlgebildet und hübsch, färben sich Augenlieder und Wimpern mit Antimonium und Antimonialbleiglanz, und bemalen mit dem Henna Finger und Zehen, Gesicht und andere Theile, die dadurch gewiß weder schöner, noch reinlicher werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachen des Charon.

(Fortsetzung.)

Als ich Belmonte im Süden kennen lernte, genoß er zwar nicht eines allzu guten Rufes, aber Niemand hatte es sich doch beikommen lassen, an seinem Muthe zu zweifeln; um so mehr überraschte mich die zahme Geduld, mit der er in meiner Gegenwart alle diese Derbheiten hingenommen hatte. Schon glaubte ich, daß ihm meine Gesellschaft peinlich werden müßte, und schon wollte ich ihn seinen eigenen Betrachtungen überlassen, als er gewahr wurde, was in mir vorging und sagte: „Was haben Sie? Was machen Sie für ein verlegenes Gesicht? Ich glaube gar, Gott verzeih' es mir, Sie schämen sich für mich, weil die Sache diesen sonderbaren Ausgang genommen hat?" — „Wenn Sie zufrieden sind, erwiderte ich, so sehe ich nicht ein, warum ich es ernsthaft nehmen sollte." — „O ich bin sehr zufrieden, mehr als zufrieden, mich aus der Sache gezogen zu haben. Wenn ich einen wüthenden Stier auf mich losrennen sehe, so werfe ich mich, wenn es seyn muß, mit dem Bauch auf die Erde. Sahen Sie denn nicht, daß der Mensch sich nicht mehr kannte und schon die Hand ans Gefäß seines alten Säbels legte? Um nichts und wieder nichts würde er mir ihn durch den Leib gerannt haben. O mein Freund, fügte er mit ernsterem Gesicht hinzu, bedenken Sie, daß wir nicht in Europa sind, und daß hier von keinem Duell die Rede seyn kann. Diese Guerillas verstehen das Point d'honneur ganz anders als wir, und in einem Streit würden sie sich ebenso wenig ein Bedenken daraus machen, einen Unbewaffneten in Stücke zu hauen; als im Krieg eine vereinzelte Truppe zu überfallen. Hospina ist übrigens ein guter dummer Teufel, der nichts nachträgt. Wenn er sich nicht betrunken hat, als er uns verließ, werden wir heute Abend wieder die besten Freunde seyn. Inzwischen wollen wir uns nur in Gottes Namen über unsre Macaroni her machen, und mittlerweile will ich Ihnen erzählen, warum ihn dieses Wort so in Harnisch bringen konnte.

„Hospina's Faust lief in seinem ganzen Leben immer seinem Kopfe voraus, und wegen einer solchen Voreiligkeit sah er sich vor einigen Jahren genöthigt, seine Heimath, die Insel Porto Rico zu verlassen, weil er einem Alcaden die Nase abgehauen hatte. Er begab sich nach der Terra Firma, wo er von den spanischen Behörden nichts zu fürchten hatte und nahm unter den Truppen, die Miranda gegen Valencia führte, Kriegsdienst. Nach der Niederlage der Patrioten und der Wiederherstellung der königlichen Regierung unter Monteverde, flüchtete er in die Llanos, wo sich die Trümmer des republikanischen Heeres zu kleinen Guerillashaufen gebildet hatten, die Anfangs unbedeutend schienen, bald aber ernstliche Besorgnisse erregten. Hospina, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch einen ungewöhnlichen Muth hervorgethan hatte, gelang es, eine kleine Schaar um sich zu versammeln, mit der er zwei Jahre lang den Royalisten unaufhörlich im Nacken lag. Mit nur einigen militärischen Talenten würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, sich zum Herrn des ganzen Bezirkes zu machen; allein er wußte nie einen errungenen Vortheil zu benutzen und fiel in jeden Hinterhalt, den man ihm zu stellen für gut fand. Oft geschlagen, jedoch nie entmuthigt, gelang es ihm, sich bis zu dem Augenblick zu halten, wo Bolivar mit den Truppen von Neu-Granada in die Provinzen von Venezuela eindrang und den Unterdrückern seines Vaterlandes einen Krieg auf Leben und Tod ankündigte.

„Da die Republikaner nicht selten Mangel an Munition

litten, so hieb man den Gefangenen statt sie zu erschießen, gewöhnlich die Köpfe ab. Jeder Soldat diente im Nothfall als Scharfrichter, und nicht selten konnte man selbst Offiziere, vorzüglich solche, die früher zu den Guerillas gehört hatten, Hand anlegen sehen. Zwanzigmal wohl begegnete es Hospina, daß er der ungeübten Hand eines Soldaten, den Säbel entriß, um aus Mitleid den Henker zu machen, denn wie gesagt, Grausamkeit liegt nicht in seinem Charakter. Als Morillo in diesem Lande wieder die königliche Fahne wehen ließ, kehrte Hospina zu seinem früheren Leben des Guerilla zurück und leistete der republikanischen Sache wesentliche Dienste. Uebrigens verweigerte er stets, sich mit den anderen Anführern der übrigen Patrioten zu vereinigen, die zahlreichere Truppen befehligten, und einen höheren Rang in Anspruch nahmen. Er fuhr fort mit seiner Schaar auf eigene Faust zu agiren, bis Bolivar abermals erschien, für den er eine tiefe Verehrung hegte und dessen Befehlen er sich unverzüglich unterordnete. Für das vereinigte Heer des Libertadors war es nicht so leicht, den genügenden Unterhalt zu finden, wie die kleinen vereinzelten Truppen, die bisher im Felde gestanden waren. Die Provinzen von Casanare und Apure, wo ein langer und verheerender Krieg gewüthet hatte, boten nur geringe Hülfsquellen, und man mußte darauf denken, Schlachtvieh und andere Bedürfnisse aus den Provinzen auf dem rechten Ufer des Orenoco herbeischaffen zu lassen. Die Einwohner derselben, welche die Bezahlung in eine sehr ungewisse Ferne hinausgestellt sahen und noch dazu von Mönchen aufgehetzt wurden, beeilten sich nicht sonderlich mit ihren Lieferungen, so daß der Obergeneral, um ihren Eifer etwas zu beleben, es endlich angemessen fand, Hospina dahin abzusenden. Einige Tage vor seiner Abreise war zu Angostura ein französisches Schiff mit einer jener Ladungen angekommen, die damals Europa diesen halbbarbarischen Provinzen zuzusenden die Güte oder vielmehr Unverschämtheit hatte. Sie bestand aus alten gewendeten Kleidern, umgeschlagenen Weinen, ranzigen Oelen, verfaulten Oliven und nebst dem aus einer vollständigen Auflage des Wilhelm Tell von Florian, ins Spanische übersetzt, und zwei oder drei Ballen von einem gewissen französischen Gassenhauer: „der Nachen des Charon.“ Alle diese Raritäten waren in drei Tagen an Mann gebracht. Hospina, der zum Rang eines Majors erhoben worden war, wollte dem gemäß auch nicht in seinem Anzuge zurückbleiben, und erstand sich aus jenem alten Trödelkram einen vollständigen Staat vom Kopfe bis zu den Füßen. Außerdem kaufte er auch ein Exemplar des Wilhelm Tell und erhielt als Dareingabe ein Blatt mit jenem Liede. Ein französischer Koch, der sich im Gefolge des Generals Bolivar befand, erklärte ihm den Sinn des Chanson und machte ihm begreiflich, daß in Charons Nachen hinübergebracht werden so viel als sterben bedeute.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Baptist Say.

(Nekrolog aus Karl Dupin's Leichenrede.)

Zu den großen Männern, deren Verlust Frankreich in diesem Jahre zu beklagen hat, fügte der Tod einen neuen, nicht minder unersetzlichen, als den der Cuvier, St. Martin, Abel Remusat, Chaptal u. s. w. Der große Staatsökonom J. B. Say starb zu Paris am 14 Nov. d. J.

J. B. Say wurde zu Lyon im Jahre 1767 geboren, und stammte aus einer angesehenen Familie, die das kaufmännische Gewerbe trieb, zu dem auch er Anfangs bestimmt war. Allein sein tiefsinniger Geist zog ihn mehr zu gelehrten Spekulationen als zu merkantilischen Geschäften hin. Bevor noch sein Verstand das Uebergewicht über seine übrigen Seelenkräfte gewonnen hatte, versuchte sich der junge Say in schöner Literatur und Poesie. Es gelang ihm, seine Gedanken in allen ihren Schattirungen wiederzugeben, wie ein Maler die Natur in ihrer ganzen Wahrheit, anziehend für Jeden, und Allen kenntlich, darzustellen vermag.

Schon näherte sich die Revolution mit Riesenschritten; der gewaltige Geist, der sie unwiderstehlich zu machen bestimmt war, wollte sich der zwei Hebel, mit denen die Nationen gehoben und vorwärts bewegt werden: des Journalismus und der Rednerbühne, zugleich bemächtigen. Mirabeau, der alle Gebiete beherrschen wollte, aber nicht Alles umfassen konnte, Mirabeau, der auf seiner Seite eine wuchernde Einbildungskraft und das gewaltige Feuer der Beredsamkeit besaß, fühlte aus einem gewissen höhern Instinkt das Bedürfniß, für seine Arbeiten, oder besser gesagt, für seine Kämpfe, ruhige, kalte, tiefdenkende Männer zu gewinnen, die ihm seine Laufbahn mit den Meßstäben der Erfahrung, Logik und Wahrheit absteckten. Zugleich aber auch mit einem wunderbaren Instinkte begabt, Talente zu ahnen, die mit den Jahren zur Reife gelangen mußten, fand er auch Say heraus, den er zu seinem Mitarbeiter am „Courrier de Provence“ machte, dessen verdoppelte Angriffe das stolze, Jahrhunderte alte Gebäude der Aristokratie, das der neue Marius bedrohte, bis in seine tiefsten Grundfesten erschütterte.

Einige Jahre später wählte Clavières, nachdem er Finanzminister geworden war, den Mitarbeiter Mirabeau's zu seinem Sekretär. Es war das zweite Mal, daß Lyon Frankreich einen Sekretär der Finanzen gab: der erste war Colbert. Allein Colbert gelangte unter einem Könige an's Ruder, der den Werth großer Männer kannte, und sie als ein großer Fürst zu beurtheilen wußte, sie um sich versammelte, und die Leitung der Geschäfte in ihren Händen ließ, bis der Tod sie abforderte; so daß sie seinen und ihren Ruhm dauerhaft begründen konnten. Die Revolution riß gleichfalls die Menschen von höhern Anlagen zu den obersten Stellen empor, aber nur um die kühnsten wieder zu verschlingen und die weisesten zu verstoßen. Dieses Loos fiel auch Say, der ins Privatleben zurückkehrte, um seinem Vaterlande besser zu dienen. Es war mitten in der Schreckenszeit, wo er im Verein mit Champfort und Ginguené die Herausgabe der „Decade philosophique et littéraire“ begann, einer Wochenschrift, die manchmal so tief wie Johnsons „Rambler“ und glänzend wie Steele's und Addison's „Spectator“ war.“ Der glückliche Fortgang dieser Unternehmung wurde ganz im Geiste jener Zeit der Tyrannei, durch die Proskription der zwei damals am meisten bekannten Mitarbeiter beurkundet. Champfort weihte sich in seinem Gefängnisse freiwillig dem Tode; Ginguené, beharrlicheren Muthes, überlebte in seinem Kerker die Gefährten seiner Haft, André Chenier und Boucher. Say, der nun allein stand, entsagte deßhalb seiner gefährlichen Aufgabe nicht; er ersetzte Ginguené durch Amaury Duval und Champfort durch Andrieux, und stellte so als Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens die Vereinigung der Gelehrsamkeit und Philosophie mit allen attischen Grazien.

Die Schreckenszeit war zu Ende, das Direktorium errichtet. Bonaparte brauchte einen andern Welttheil, um den Grundstein seines noch unbestimmten aber schon maßlosen Glückes zu legen; er versammelte eine auserlesene Schaar von Gelehrten, Offizieren und Ingenieurs um sich. Ein Mann vereinigte diese drei Eigenschaften mit seltener Vorzüglichkeit in sich: es war der Bruder Say's, der an der polytechnischen Schule den Kurs der beschreibenden Geometrie in ihrer Anwendung auf die Befestigungskunst begründete; der Ingenieur Say macht die Expedition nach Aegypten mit, zeichnet sich im Angriffe auf Alexandrien aus, kömmt aber in dem Aufruhr von Kairo um. Die Expedition bedurfte aber auch eine Bibliothek, in der Alles wesentlich kernhaft und nützlich seyn mußte. Bonaparte wählte Say, um eine solche zu bilden, und gab auch hiedurch wieder den Scharfblick zu erkennen, der ihm ganz eigenthümlich war, um zu jeder Sache den Mann zu finden, der am geeignetsten war, sie in höherem Sinn aufzufassen und auszuführen. Say kehrte nach Frankreich zurück, das Direktorium fiel, und das Kon-

sulat begann. Frankreich erhielt die Scheingewalt eines Tribunates, um Freiheiten, die schon in Fesseln geboren worden waren, unter Formen zu vertheidigen, die das Genie des Despotismus zu finden gewußt hatte. Say seinem politischen Glauben treu stimmte gegen das Kaiserthum und verdiente sich dadurch die Ehre, mit Andrieux, Carnot, Chénier und Benjamin Constant, im Jahre 1804 durch einen Staatsstreich ausgestoßen zu werden. Er hatte diesen kaiserlichen Ostrazismus noch mehr verdient durch die Herausgabe seines schönsten Werkes, das ihm einen unsterblichen Anspruch auf Ruhm gibt; ich meine seinen „Traité d'économie politique,“ der im Jahre 1805 im Druck erschien. In diesem Werke sind die wesentlichen Prinzipien zur wahren Freiheit der Personen und des Eigenthums auf die Grundfeste einer allgewaltigen Vernunft gestützt; und die Regierungen erhalten nur in dem Verhältniß, in welchem sie dem Bürger nützlich sind, Beachtung und Würdigung; ihr Lob wird ihnen nur in dem Maße zu Theil, als sie für die Menschheit wahrhaft wohlthätig gewirkt haben; in allem Uebrigen werden sie mit unerbittlicher Strenge gerichtet. Dieses Werk hatte sich noch eines andern Verbrechens schuldig gemacht, es war mit jener seltenen Klarheit eines Geistes geschrieben, der von der Höhe herabschauend das Ganze ohne Verwirrung auffaßt, und dem Leser die anschauliche Gewißheit deutlich macht, von der er selbst ergriffen ist. Es war das erste Mal, daß die Wissenschaft Adam Smith's allgemein faßlich und in einer methodischen Ordnung dargestellt wurde, zu der der berühmte Staatsökonom über den Nationalreichthum nicht gelangen konnte. Mehrere Irrthümer, in die dieser unsterbliche Gelehrte gerathen war, fanden hier ihre Berichtigung; verschiedene unvollendete Theorien über Kapitale, Handel, Vertheilung und Verbrauch des Reichthumes wurden in dem Werke Say's ergänzt.

Die klassische Abhandlung des französischen Smith wurde unter der Kaiserherrschaft nur mit schweigender Anerkennung aufgenommen; sie verbreitete sich, wie die Wahrheit unter absoluter Macht, leise und unvermerkt. Aber außerhalb Frankreichs, in Ländern, wo der Gedanke frei war, erhielt sie schnell eine Berühmtheit, die sich mit der Zeit nur noch mehrte. Zwei Schüler Say's, die aus seinem Werke die Freiheiten lieben gelernt hatten, die von der Wissenschaft und der Civilisation verlangt und erzeugt werden, die Herren Comte und Dunoyer, wiederholten die empfangenen Lehren in ihrem „Censeur européen,“ der im Jahre 1814 muthvoll, im Jahre 1815 heldenmüthig auftrat. Einige Jahre später fand Karl Comte, der sich durch seine Arbeiten über die Gesetzgebung neue Ansprüche auf literarischen und politischen Ruhm erworben hatte, in der Vermählung mit Say's ältester Tochter den Lohn und das Glück des häuslichen Lebens. Diese Frau, die den Muth der Bürgerin mit der Zärtlichkeit der Gattin vereinigt, versüßte ihrem Gemahl das bittere Loos der Verbannung und gewährte ihm alles Glück, das der Patriot noch genießen kann, den man des Vaterlandes beraubt hat.

Auch unter der Restauration blieb Say nicht müßig; er gab nach einander eine Denkschrift „über die Schifffahrtskanäle und ihre Folgen für den öffentlichen Reichthum;“ neue und pikante Bemerkungen „über England und die Engländer,“ und eine noch merkwürdigere Schrift: „Petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société,“ endlich seinen „kleinen Katechismus der Staatsökonomie,“ heraus, der in Fragen und Antworten gestellt, zum Zwecke hat, alle nützlichen Wahrheiten selbst für die untersten Volksklassen verständlich zu machen. Nicht zufrieden, unter den Nachfolgern Adam Smith's den ersten Rang erlangt zu haben, verfolgte Say aufmerksamen Auges die Fortschritte, die seine mit so großer Liebe gepflegte Wissenschaft bei den verschiedenen Völkern machte, wo sie mit besonderem Erfolge praktisch geübt wird; er analysirte die neuen Schriften, die von den berühmtesten Schriftstellern Englands, Deutschlands, der Schweiz und Italiens herausgegeben wurden, bekämpfte lebhaft ihre Ansichten, wenn sie seiner Theorie zuwiderliefen, brachte seine Widerlegungen in der „Revue encyclopédique,“ oder als Bemerkungen zu den Uebersetzungen der bessern ausländischen Werke über Staatsökonomie zur Oeffentlichkeit. Auf diese oder die andere Weise trat er nach einander mit Ricardo, Sismondi, Malthus u. s. w. in die Schranken. Diese Kontroversen, wo der Sieg selten sich entschieden nach einer Seite hinneigt, trugen jedoch dazu bei, das Urtheil des Publikums als des höchsten unparteiischen Richters, zu bilden.

Im Jahre 1820 gab Say besonders abgedruckt seine „Briefe an Malthus“ heraus, dem seine unbarmherzige „Theorie der Bevölkerung“ einen Namen erwarb. In diesen Briefen bekämpft er die Meinungen, die der britische Schriftsteller bei der Herausgabe seiner „Abhandlung über Staatsökonomie“ (1820) aufgestellt hatte; es handelte sich darin um die Ursachen des Verfalles, von dem der Handel Englands, nach dem Uebergang aus der Kriegszeit in den Friedensstand, bedroht wurde. Diese Polemik klärte die Ansichten Europa's auf, und verbreitete neues Licht über die verwickelten Ursachen, aus denen, nach Verhältniß der Zeitläufte, Noth oder Wohlstand der Nationen hervorgehen. Es war gegen Ende eben dieses Jahres, wo Say und die übrigen Lehrer des Konservatoriums der Künste und Gewerbe, ihre Lehrvorträge über Geometrie, Mechanik, Chemie, und soziale Oekonomie, auf Industrie angewendet, begannen. Nach achtjähriger Professur an dieser Anstalt ließ er seine Vorlesungen, unter dem Titel „Cours complet d'économie politique,“ erscheinen, ein Werk von riesenhaftem Umfang, gleichwichtig für Alle, die in der Industrie des Handels und der Manufakturen Unternehmungen machten, wie für die Staatsmänner, die bei Say stets das Gegengift gegen das Gift der Panegyristen finden; denn überall geht er mit unerbittlicher Strenge zu Werk und spricht mit rücksichtsloser Energie die Gedanken aus, an die ihm seine Theorie den Glauben aufgedrungen hatte.

Nicht alle von diesem großen Oekonomisten aufgestellten Prinzipien sind indeß unangefochten hinzunehmen; nicht alle sind auf gleiche Weise in Staaten anwendbar, die in Blüthe stehen oder in ihrem Verfall begriffen sind; nicht Alles endlich ist von Seite der theoretischen Oekonomie Wahrheit, von Seite der praktischen Administration Irrthum. Vielmehr halten wir dafür, daß eine eklektische Staatsökonomie, die mehr auf Erfahrungen und Thatsachen gestützt, als geradezu a priori ausgehend, die künftigen Fortschritte einer Wissenschaft bezeichnen wird, die stets den berühmten Schriftsteller, dessen Verlust Frankreich beklagt, zu einem ihrer gelehrtesten Verkündiger zählen wird.

Vermischte Nachrichten.

Die Staatsausgaben für die russische Marine belaufen sich kaum über 25 Millionen Rubel. Der Sold der Schiffsoffiziere ist so gering, daß die Regierung ihnen unter dem Namen Tafelgelder noch eine beträchtliche Zulage gibt. Der Sold eines Matrosen ist ungefähr eine halbe Krone monatlich und die Rationen sind sehr schmal zugemessen; wenn sie zur See sind, erhält der Mann täglich anderthalb Pfund Zwieback und ein Glas Branntwein, und den ganzen Monat über 14 Pfund Pöckelfleisch, fünf Pfund Butter, drei Pfund Erbsen, zwölf Pfund Habermehl und anderthalb Pfund Salz. Ihr gewöhnliches Getränk ist gewärmter Branntwein, Quaß genannt. (Nautical Magazine.)

•

Der König von England hat der jüngern Tochter Walter Scott's aus seiner Kasse einen Jahresgehalt von 200 Pf. St. anweisen lassen.

•

Von der Quelle des Indus an, bis so weit er für Fahrzeuge jeder Größe schiffbar ist, wurden große Steinkohlenlager entdeckt, was von um so größerer Wichtigkeit ist, als man gerade damit umgeht, auf einer großen Strecke dieses Stromes die Dampfschiffe einzurichten.

•

Man spricht in London von der Gründung einer jüdischen Kolonie auf Vandiemensland, in einem großen Maßstabe.

•

Der erste Opernkomponist war Francesco Baverini, ein italienischer Tonkünstler, und die erste Oper, die er in Musik setzte: „Die Bekehrung des heiligen Paulus. Sie wurde im Jahre 1460 in Rom aufgeführt. (Athenäum.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 346. 11 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

5. Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung der Mauren ist malerisch und graziös. Sie besteht vorerst aus einem Hemde mit weiten Aermeln, und aus sehr weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, worüber sie den Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die am Pulse zugeknöpft sind, gewöhnlich von hellgelber Farbe oder himmelblau, wozu Viele eine mehrfarbige Leibbinde fügen. Darüber zeigt sich der Hhaik oder Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide, der nach Art einer römischen Toga getragen wird. Bisweilen wird noch ein anderes Kleidungsstück von blauem Tuche mit Kapuze hinzugefügt, das man Burnuß nennt, oder eine leichtere Ueberweste, Sulham genannt, und gewöhnlich aus weißem Kasimir bestehend. Das Haupt deckt eine rothe Mütze, welche solche, die nach Mekka gepilgert, mit einem Turban von weißem Musselin umwinden. Die Fußbekleidung besteht aus Pantoffeln oder Halbstiefeln von gelbem Leder. Den Hhaik tragen auch die Frauen: er ist oft ihr einziges Kleidungsstück und nicht selten so fein, daß er fast durchsichtig ist. Aber die mehr Bemittelten tragen auf dem bloßen Leibe ein weites und schönes Hemde von feiner Leinwand, auf dem Busen mit Gold gestickt, und hierauf einen geräumigen Kaftan gewöhnlich von Tuch, oft aber von goldgewirktem Sammt. Das Haupt umwinden ein oder zwei Streifen eines seidenen und goldenen Schleiers, der A'bruc genannt und auf den Nacken festgebunden wird, wo seine Schleifen mit den Haarflechten auf den Gürtel hinabfallen. Bisweilen fügt man dazu ein mit Goldmünzen und Perlen verziertes Band, welches A'zába oder Sfisa genannt wird, und die Stirne nach Art eines Diadems umgibt. An den Ohren tragen sie zwei Ringe, nämlich an dem oberen Theile einen kleinern, Amara genannt, und am Ohrläppchen einen andern Namens Khorsi oder Khersa, der größer und gewichtig ist, beide mit kostbaren Steinen geschmückt. Um den Hals hangen Ketten von Perlen oder kleinen Gold- und Silbermünzen, mit Juwelen, die man Tezra nennt; und die Pulse umschließen dicke goldene und silberne Armbänder, Deblis oder Mukis genannt, die aber, an den Beinen oder der Schiene getragen, Khelkhál, und um das Knie, Rnecus geheißen werden. Ueber dem Kaftan tragen sie ein leichtes Oberkleid Namens Mon oria, welches von Leinwand ist, und mittelst eines Gürtels von karmoisinrothem Sammt mit Gold gestickt, und mit goldener oder silberner Schnalle, oder einfach von einem im Lande gewirkten verschlungenen Stoffe, um den Leib befestigt wird. Sie tragen übrigens rothe Pantoffeln, aber weder sie noch die Männer machen jemals Gebrauch von Strümpfen. Die niedere Klasse und die Armen tragen als einziges Kleidungsstück eine Art Sack von grober Leinwand, Dschellabia genannt, oben mit einem Loche für den Kopf, und mit Löchern an den Seiten, um die Arme hindurchzustecken.

Die gewöhnlichste und zugleich beste Speise der Mauren ist der Suesu oder Cuscusu, die aus einem sehr feinen Teige mit Koriander-Samen zusammengesetzt und in gewissen durchlöcherten Töpfen gekocht wird, um den Dampf anderer Töpfe durchdringen zu lassen, in denen Schöpsen- und Lamm-Fleisch nebst dem von jungen Hühnern und Hennen gekocht wird, worauf, wenn diese Ingredienzien mit dem Teige vermengt worden sind, man Butter zumischt, das Ganze mit dem Safte des gekochten Fleisches übergießt und einige harte Eier, Safranwasser, spanischen Pfeffer und andere Gewürze hinzufügt. Dieses Gericht wird in einer Art ungeheurer Schüssel mit einem Fuße aufgetischt und auf den Boden hingestellt, worauf alle Tischgenossen ringsherum niederkauern, und ohne Tisch, Stühle, Teller, Messer, Löffel und Gabeln, bloß mit Hülfe ihrer Finger davon essen. Kaffee wird selten gebraucht, aber man trinkt mehrmals im Tage Thee, der auch den Besuchenden immer angeboten wird. Die Mauren rauchen selten Tabak, aber statt dessen eine Art Hanf Namens Hhashischa, oder den Samen einer Pflanze Namens Kif, welche dieselben Eigenschaften zu besitzen scheinen.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theile der marokkanischen Ethnographie, nämlich zur Schilderung der Gemüthsart und des sittlichen Charakters der Mauren, wie sie heutigen Tages sind. In unserem Europa sind sie nicht hinlänglich bekannt, weil die Reisenden, die über sie schrieben, entweder durch ihre amtliche Stellung oder politische Rücksichten, oder durch den Geist des Optimismus genöthigt oder verleitet waren, parteiisch zu seyn und die Wahrheit zu bemänteln, oder nicht hinlänglich lange Zeit im Lande verweilten, um selbst einen richtigen Begriff von dieser halbbarbarischen Nation zu bilden. Wir, die wir über zwölf Jahre mit den Mauren mehrerer atlantischen Länder gelebt und verkehrt und deren Gemüthsart und Charakter aufmerksam erforscht haben

können gewissenhaft erklären, daß alles Gemeinste und Verächtlichste, was es im menschlichen Herzen gibt, den allgemeinen Charakter dieser Afrikaner bildet. Sie sind und werden noch viele folgende Jahre dieselben Barbaren seyn, welche sie zu Sallust's und Procopius Zeiten waren, und welche diese aufmerksam beobachteten, nämlich unbeständig, treulos, lügnerisch, grausam, unfähig weder durch Furcht noch Wohlthaten im Zaume gehalten zu werden. Sogar ihr Aussehen hat etwas Unheimliches, Undankbares und Finsteres, so daß man sie nicht ohne Widerwillen und Befürchtung ansehen kann. Ihre vorherrschenden Leidenschaften sind sinnliche Liebe, Rachsucht, Ehrgeiz und Habsucht. Da sie weder Schauspiele noch Gesellschaften zur Unterhaltung haben, so stürzen sie sich gleich Wüthenden in das Meer der Lüste. Von einem grausamen, wilden, herrischen, mitleidlosen Charakter, ist ihnen jede Idee von Wohlwollen und Menschlichkeit fremd. Gegen ihre Untergebenen stolz, hart und anmaßend, sind sie gegen ihre Obern kriechend und bemüthig, und gegen Mächtige vom unedelsten knechtischen Benehmen. Mit einem glücklichen Gedächtnisse begabt, bedienen sie sich dessen nur, um sich der Beleidigungen zu erinnern und Feindschaften zu verewigen; sie besitzen einen durchdringenden Geist, wenden ihn aber bloß zur Treulosigkeit und zum Verrath an. Argwöhnisch und mißtrauisch, vielleicht weniger aus natürlicher Anlage, als vermöge des unsicheren Zustandes ihrer Glücksgüter und ihres Lebens selbst, werden sie durch die heiligsten Bande der Freundschaft und Verwandtschaft nie von einem Schritte zurückgehalten, den sie ihrem Interesse zuträglich glauben; und um ihre Absicht zu erreichen, werden sie nie anstehen, sich zu den gemeinsten Schmeicheleien und den entehrendsten Bubenstreichen zu erniedrigen. Man muß nie auch nur die geringste großmüthige und uneigennützige Handlung von ihnen erwarten, und lassen sie sich bisweilen gehen, um für freigebig gehalten zu werden, so kann man gewiß seyn, daß es nur in der Hoffnung irgend eines größeren Gewinnstes geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachen des Charon.

(Fortsetzung.)

Unser Held, so in die Metaphern des Pontneuf eingeweiht, machte sich nun auf den Weg, um den ihm gewordenen Auftrag zu vollziehen. Mit Hülfe seiner unwiderstehlichen Manieren, von denen Sie eine Probe gesehen haben, ging ihm Alles vortrefflich von Statten, jedoch nicht ohne große Mühe; denn da sich bis jetzt seine Streifzüge nur auf das linke Ufer des Orenoco beschränkt hatten, so befand er sich jetzt in einem völlig unbekannten Lande. An einem schönen Abende, wo er sich bis auf den folgenden Tag aller weiteren Geschäfte überhoben glaubte und eben die gegenseitigen Vorzüge einer Flasche Wachholderbranntwein und einer Bouteille Rum in reifliche Erwägung zog, langte ein Kurier aus dem Hauptquartiere mit einer Depesche an, die ungefähr folgenden Inhalts war: „Da der Libertador benachrichtiget wird, daß sich in dem Dorfe San Luis oder in den umliegenden Pflanzungen gegenwärtig ein catalonischer Kapuziner, Namens Johann von Gott, befindet, dessen Absichten mehr als verdächtig scheinen und dessen Predigten das Volk aufzureizen suchen, indem sie lügenhafte Berichte von allerhand Vortheilen; welche die Spanier errungen haben sollen, verbreiten; da ferner der Aufenthalt eines Mönches in einer Provinz, die der republikanischen Regierung ohnehin nicht geneigt ist, ernstliche Folgen nach sich ziehen könnte: so wird der Major Hospina Angesichts Dieses den besagten Kapuziner ergreifen und über den Caroni *) bringen lassen."

Der Major hatte nie Etwas von einem Flusse Caroni gehört, ganz frisch schwebte ihm aber noch die Erklärung des französischen Koches vom Nachen des Charon vor. „Ha, ha, sagte er, der General spricht verblümt; wahrscheinlich eine Vorsichtsmaßregel, im Falle die Depesche in unrechte Hände gerathen wäre; übrigens weiß er, daß seine Worte nicht in taube Ohren fallen. He da! Schildwache, man lasse mir den Alkaden kommen!" — Der Alkade erscheint, voll ängstlicher Besorgniß, was es gebe, daß man ihn zu so ungewöhnlicher Stunde rufen läßt. „Herr Alkade, sagte der Major, ihr werdet mir einen Führer schaffen, der sich noch diesen Abend mit einem Korporal und vier Gemeinen auf die Beine machen soll, um mir den Kapuziner zu holen, der sich in der Umgegend von San Luis versteckt hält." — „Aber, Herr Major, ich weiß nichts davon." — „Still! — wie weit ist von hier nach San Luis?" — „Vier Stunden und ein guter Büchsenschuß. Allein, Herr Major. . . . . ." „Still, sag' ich. Unsere Leute können bis morgen Mittag zurück seyn, höchstens morgen Abends. Wenn er bis zum Angelus nicht zur Stelle ist, werde ich euch eine Strafe von 300 Piastern auferlegen und eure Kühe werden mir inzwischen dafür gut stehen." — „Aber, Herr Major" — „Wie? Hund von einem Godo, **) Bauerlümmel, ungeschliffener, Du hast die Kühnheit, mir Widerpart zu halten? Gut, Du selbst sollst den Führer machen, und wenn Du bis morgen Mittag nicht mit dem Mönch anlangst, so werde ich Dich erschießen lassen. Frisch fort, Alles zu Pferde, und den Kerl da bindet mir auf den Sattel, daß ihn der Wind nicht davon führt."

Nun hatte freilich Niemand mehr eine Einwendung zu machen, und in einer Viertelstunde war der Alkade auf seinem Sattel festgeschnüert und wohl bewacht auf dem Wege nach San Luis.

Am andern Morgen war Hospina's erster Gedanke die Depesche vom gestrigen Abende. Der erhaltene Auftrag beängstigte ihn einigermaßen; nicht als ob er an der richtigen Auslegung ihres Inhalts den mindesten Zweifel empfunden hätte; allein er hatte bis jetzt in ähnlichen Angelegenheiten nur mit Soldaten zu thun gehabt oder vielmehr nur mit Pekins und jetzt war es ein Diener der Kirche; zwar ein Godo, wie sich der tapfere Major als Beruhigung zurief, allein die religiösen Eindrücke seiner Jugend erwachten stärker in ihm als je. „Teufelsgedanke, den da der Libertador haben mußte, murmelte er vor sich hin, während er in seiner Stube auf- und abging/ Ich wollte, die Sache wäre vorbei,

*) Der Caroni ist ein Fluß, der sich in den Orenoco ergießt, ungefähr dreißig Stunden von Angostura; er bildete früher eine der Gränzen von dem Gebiete der Missionen der catalonischen Kapuziner.

**) Das Wort Godo, Gothe, ist in Columbia seit der Revolution üblich, um einen Spanier oder auch die Kreolen zu bezeichnen, die noch der alten Regierung zugethan waren.

und man brauchte nicht mehr daran zu denken. Doch hoffe ich, daß sie kommen werden.“ Und nun sah er bald zum Fenster hinaus, bald steckte er eine Cigarre an oder nahm einen tüchtigen Schluck Branntwein und ging wieder auf und nieder.

Gegen Mittag endlich erblickte er von ferne in dem Llano die dreifarbigen Lanzenfähnchen, und bald darauf kamen auch seine Reiter zum Vorscheine, die den Kapuziner in der Mitte hatten. Es war der bloße Zufall, daß sie seiner habhaft geworden; denn der Alkade, obgleich weit entfernt das Vorhaben Hospina's zu ahnen, war dennoch fest entschlossen, um keinen Preis den Versteck des hochwürdigen Paters zu verrathen, so lange dieser es für angemessen hielt, verborgen bleiben zu wollen. Da er aber einsah, daß neue Gegenvorstellungen nicht gehört werden und jeder Widerstand baarer Wahnsinn seyn würde, so begnügte er sich das vollkommenste Stillschweigen zu beobachten und auf dem ganzen Wege waren weder Drohungen noch Schläge im Stande, ihm den geringsten Nachweis zu erpressen. Was den Mönch betrifft, so wußte er zwar sehr wohl, daß die Republikaner keineswegs Unrecht hatten, wenn sie ihn für ihren Feind hielten, und darum war er auch gewöhnlich auf seiner Hut; allein nicht im Traume wäre es ihm beigefallen, daß sie es wagen könnten, an einem Sonntage Hand an ihn zu legen und Dieß war sein Verderben. Man ergriff ihn, als er eben zur Kirche gehen wollte, um eine sehr schöne Predigt gegen die Aufrührer und ihre Verbündeten, die ketzerischen Engländer, zu halten.

Hospina verging fast vor Ungeduld, den Kapuziner ankommen zu sehen; allein in diesem Augenblicke hätte er doch viel darum gegeben, wenn sie ihn nicht gefunden hätten. Er fühlte sich mit jedem Augenblicke unschlüssiger und dachte schon daran, den Gefangenen geraden Weges an Bolivar selbst zu schicken; als der Mönch mit einer Gewandtheit, wie es nur ein Reiter von Profession konnte, von seinem Maulthiere herabsprang und eilenden Schrittes auf den Major zuging, den er ohne alle weitere Einleitung trotzig fragte: Seit wann denn die Söhne des h. Franziskus einer militärischen Behörde unterworfen seyen? „Nur ein Bandit, wie Du, setzte er mit steigendem Zorne hinzu, kann sich erfrechen, einen Priester in der Verrichtung seines heiligen Amtes zu stören; allein verlasse Dich darauf, ich werde an Deinen General schreiben, und Du sollst mit Schimpf und Schande fortgejagt werden.“ — Was meinen General betrifft, erwiderte Hospina, den der hitzige Ton des Mönches schon auf seinen ersten Entschluß zurückgebracht hatte, was meinen General betrifft, so bin ich darüber ganz beruhigt; denn ich handle nur auf ausdrücklichen Befehl des Libertadors.“

(Schluß folgt.)

Kapitän Slater.

Im Oktober 1851 starb zu Worcester in Massachusetts, 78 Jahre alt, der Kapitän Peter Slater. Er war eine von den Personen, welche im December 1773 im Hafen von Boston verkleidet die Theekisten über Bord warfen, wodurch bekanntlich die Losung zu dem Emanzipationskriege zwischen den nordamerikanischen Kolonien und dem Mutterlande gegeben wurde. Slater war damals Lehrling bei einem Seiler zu Boston. Er wohnte der Versammlung der bostoner Bürger in der Alten-Südkirche bei, wo die Frage wegen der Ausschiffung des Thee's verhandelt wurde, und man dem Spediteur der Ladungen, Roch, einige warnende Mittheilungen machte. Slaters Meister nahm ihn, aus Besorgniß, daß es wegen des damals im Hafen befindlichen Thee's Unruhen geben könnte, mit nach Hause und sperrte ihn in seiner Kammer ein; allein Slater entwischte durch das Fenster, ging in eine Schmiedwerkstätte und fand hier einen verkleideten Mann, der Peter ein Sacktuch rund um seinen Rock binden, sich das Gesicht mit Kohle schwärzen und ihm folgen hieß, wo dann die Gesellschaft bald auf etwa zwanzig Personen anwuchs. Slater erstieg mit fünf Andern die Brigg; zwei von ihnen brachten den Thee aufs Verdeck, zwei erbrachen die Kisten und warfen sie über Bord, und Slater mit noch Einem standen mit Stangen bei der Hand, um sie unter das Wasser hinabzustoßen. Kein einziges Wort wurde zwischen ihnen Allen, von der Zeit an, wo sie den Werft verließen, bis zu dem Augenblicke, wo die Ladung im Hafen im Wasser lag, gesprochen, und eben so still, als sie gekommen waren, kehrten sie nach dem Werfte zurück und zerstreuten sich hier. So war der Verhalt dieses merkwürdigen Vorfalls nach Kapitän Slater's eigner Erzählung. Später, während des Revolutionskrieges diente er fünf Jahre als gemeiner Soldat. Er war ein unerschütterlicher Vaterlandsfreund, ein tapferer Soldat, ein schätzbarer Bürger und ein rechtschaffener Mann.

Vermischte Nachrichten.

Das „New Monthly-Magazine“ zählt folgende Neuerungen im menschlichen Haushalte auf, die Anfangs bei ihrer Einführung großen Widerspruch erfuhren: Gabeln. Die Gabel ist eine italienische Erfindung und war in England zur Zeit der Königin Elisabeth eine solche Neuheit, daß Fynes Morison in seinem merkwürdigen Reisetagbuche eines Vertrages erwähnt, den er mit einem Schiffsherrn für eine Reise von Venedig nach Konstantinopel schloß, und worin er sich das Essen am Tische des Kapitäns ausbedung, wobei er „sein Glas oder seinen Becher für sich eigens haben sollte, nebst Messer, Löffel und Gabel.“ Das letztgenannte Eßwerkzeug war so unbekannt, daß er eine Beschreibung desselben nöthig hielt. „Es ist ein Instrument, dessen man sich bedient, um das Fleisch festzuhalten, während man es schneidet; sie erachten es dort für unschicklich, die Speisen mit den Fingern zu fassen.“ Noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts aßen unsre Vorfahren, gleich den heutigen Türken, das Fleisch mit ihren bloßen Fingern. Ueberhaupt scheint es an ihren Tafeln nicht sehr säuberlich zugegangen zu seyn, indem sie alle Knochen und Ueberbleibsel auf das Tischtuch legten, und um diese wegzuräumen, hatten die Diener ein großes hölzernes Messer, „das Abhubmesser“ (voiding knife), womit sie die abgenagten Knochen und Krumen vom Tische in einen Korb scharrten. In Deutschland war der Gebrauch der Gabeln längst eingeführt, obgleich dort einige geistliche Eiferer es für eine Versündigung erklärt hatten, sein Fleisch anders als mit den Händen zu essen. Es verdient erwähnt zu werden, daß sich im Kloster St. Maur ein großer und langer Streit erhob zwischen den alten Mönchen, die auf dem alten Herkommen bestanden, und den jüngeren, die für die Neuerung mit Gabeln kämpften. Die vielen Anspielungen auf die Gabel, die man in allen dramatischen Dichtern unter der Regierung Jakobs I und Karls I findet, beweisen, daß man den Gebrauch der Gabeln noch immer als eine seltsame Affektation und Neuerung ansah. — Zahnstocher. Der Zahnstocher scheint der jüngere Bruder der Gabel zu seyn. Wahrscheinlich dankt man seine Erfindung dem reinlichen Wesen der stattlichen Venetianer. Auch er wurde Anfangs in England als eine lächerlich übertriebene Sucht, den „vollkommenen Signor“ (the complete Signor) — den italienisirten Engländer zu spielen, betrachtet. — Regenschirme waren noch vor fünfzig Jahren nicht sehr im Brauche, nur die Macaronis jener Tage, oder die Dandies, wie man jetzt die Stutzer heißt, konnten den Muth haben, öffentlich damit zu erscheinen. Lange Zeit durfte man sich nicht mit einem Regenschirme sehen lassen, ohne für einen höchst weibischen Menschen oder für einen französischen Gecken gehalten zu werden, gegen den der Pöbel einen ganz eigenen Haß hegte. Anfangs gab es nur in Kaffeehäusern einen einzigen Regenschirm, den man bei plötzlichem Regen einem Gaste lieh; gewöhnlich aber trug man keine Schirme bei sich. Ein gewisser John Macdonald, der eine Lebensbeschreibung von sich hinterließ, erwähnt, daß er sich im Jahre 1778 eines schönen seidenen Re-

genschirms, den er aus Spanien mitgebracht, bediente, und daß, so oft er sich damit zeigte, das Volk ihm zurief: „Franzose, warum nehmt ihr keine Kutsche?“ Vorzüglich schrien auch die Kutscher und Sänftenträger gegen diese Neuerung, von der sie große Beeinträchtigung fürchteten. „Damals (1778) bemerkt Macdonald, waren in London die Regenschirme noch nicht im Brauche; nur ein großes Parapluie hing in den Vorzimmern des Adels und wurde bei Regenwetter zwischen der Thüre und Kutsche über den Herrn und die Dame, welche ein- oder ausstiegen, gehalten.“ Macdonald's Schwester sah sich eines Tags genöthigt, seinen Arm fahren zu lassen, so sehr wurde ihm von dem Pöbel wegen seines Regenschirmes zugesetzt. „Allein, fügt er hinzu, ich trieb es drei Monate fort, bis man endlich der Sache gewohnt wurde und nicht mehr darauf achtete. Nun fingen auch die Fremden an, sich der ihrigen zu bedienen und endlich die Engländer, und gegenwärtig wird in London damit ein großer Handel getrieben.“ — Kutschen. Die Erfindung derselben gab den Zionswächtern einen erwünschten Anlaß, über Ueppigkeit und Welteitelkeit ins Horn zu stoßen, vorzüglich in dem mönchischen Spanien. Der spanische Biograph des Don Juan d'Austria, indem er das goldene Zeitalter der guten alten Zeiten beschreibt, „wo man auf Karren von Ochsen gezogen gen Hof fuhr,“ fügt hinzu: „soweit wurde dieses höllische Laster — nämlich in Kutschen daher zu rollen — getrieben, daß Castilien so vielen Schaden zufügte, daß eine königliche Verordnung dagegen nöthig erachtet wurde.“ Der Schaden, der daraus für Castilien erwuchs, wird wahrscheinlich großen Theils auf Seite der Karrenführer und Ochsentreiber gewesen seyn. Dasselbe war auch in England der Fall. Eine Menge Leute fanden sich in ihrem bisherigen Erwerbe verkürzt. Die Damen wollten nicht mehr auf Kissen hinter ihren Lakaien reiten, die Richter und Advokaten sich aus ihren Wohnungen nicht mehr nach Westminsterhall über das Wasser setzen lassen, oder auf einem Zelter stattlich einhertraben; Schiffer, Sattler und Pferdeverleiher klagten daher laut über den Verfall ihrer Gewerbe. Familien rollten nun in schwerfälligen hölzernen Maschinen glanzvoll einher — aber auch in ihr Verderben. Man würde sich kaum von dem Tumult und dem Widerstande, den diese Kutschen anrichteten, einen Begriff machen können, wäre nicht eine Satyre des Poeten Taylor auf uns gekommen, die er im Jahre 1629 gegen die Kutschen richtete und Allen widmete, die Beschwerde gegen die „auf Rädern rollende Welt“ zu führen haben. Taylor klagt, daß man sonst zehn bis hundert Bedienten gehalten habe, jetzt aber sich so gut es gehen wolle, behelfe, nur um Kutsche und Pferde halten zu können; man habe gegenwärtig, fügt er hinzu, nur noch einen schmetterlingsleichten Pagen, einen trabenden Lakaien, einen steiftrinkenden Kutscher, einen Koch, Schreiber, Hausmeister und Kellermeister, wodurch eine Heerschaar rüstiger Bursche in die Gefängnisse zu wandern gezwungen worden sey. Als eine der üblen Wirkungen, die durch das Aufkommen der Kutschen erfolgt sey, bezeichnet der Dichter witzig die, daß kein Mann zum Ritter geschlagen werden könne, ohne daß seine Frau für ihre ganze Lebenszeit mit Lahmheit geschlagen werde, und nur in einer Kutsche sich sehen lassen könne. — Tabak. Zur Zeit, wo man sich dessen zu bedienen anfing, war die Besorgniß allgemein, die Nation würde dadurch zu Grunde gerichtet werden. Gleich allen neuen Moden verrückte auch die Einführung des Tabakblattes die Köpfe aller Stände. „Das Geld, das so in Rauch aufgeht,“ sagt ein Schriftsteller jener Tage, „ist nicht zu berechnen.“ Jakob I, in seinem merkwürdigen „Counter-blast to Tobacco“ (Gegenblaser wider den Tabaksrauch) war bloß das Echo des Thrones von dem Geschrei des Volkes; allein der „Blaser“ war zu schwach gegen den Rauch, und seine väterliche Majestät suchte vergeblich seine treuen Kinder dadurch zu schrecken, daß er ihnen vorstellte, „sie machten aus ihrem Innern eine Sudelküche, und beschmutzten die edelsten Theile des Leibes mit einem fettigen Ruße, wie denn bei starken Tabakessern nach ihrem Tode bei Eröffnung derselben gefunden worden.“ — Steinkohlen. Die Einführung derselben als gewöhnliches Brennmaterial hatte den Mangel an Holz in der Umgegend der englischen Hauptstadt zum Grunde. Allein es bildete sich durch sie eine ganz eigene Atmosphäre über London; und es ist bekannt, daß eine reinere Luft oft Denen tödtlich wurde, die von ihrer frühesten Jugend an, in diesem Schwefel- und Rauchdunst gelebt hatten. Karl Fox sagte einst zu einem Freunde: „ich kann nicht auf dem Lande leben, meine Konstitution ist dazu nicht stark genug.“ Evelyn unterhielt einen stäten Angriff gegen die „Londoner Rauchstadt.“ Man denke sich, ruft er unwillig aus, ein dichtes Zelt oder Gewölbe über London, würde man nicht sofort im Rauch ersticken! Dieser rußige Dunst schlägt sich nun alle Nächte auf die Straßen, unsre Häuser, auf das Wasser nieder und wird in unsern Leib aufgenommen. Er überzieht das Wasser mit einem dünnen Häutchen, das auf der Oberfläche desselben tanzt, wie denn Alle, die in der Themse baden, Spuren davon an ihrem Leibe mit nach Hause bringen.“ Evelyn zählt auch die Zerstörungen auf, die dieser Dampf an allen werthvollen Gegenständen anrichtet, und in Frankreich sagte man ihm, „daß die südwestlich von England gelegenen Provinzen sich beschwerten, daß der Rauch, der von der englischen Küste sich herüberziehe, ihrem Weinstock in der Blüthe verderblich werde.“ Die Wirkung dieser Schwefelatmosphäre läßt sich vorzüglich an den in London zum Verkauf ausgestellten Büchern wahrnehmen, die in kurzer Zeit geschwärzt, und wie von Roste zernagt aussehen. Der Gebrauch der Steinkohle ist nun in London seit dreihundert Jahren im Gange. Unter Eduard I erschien eine königliche Verordnung, welche das Brennen der Steinkohle in den londoner Vorstädten untersagte, da der Adel sich beschwerte, man könne nicht nach London gehen, wegen des ungesunden und widerlichen Rauches. Holinshed sah im Jahre 1550 die allgemeine Benutzung der Steinkohle voraus, weil man damals die Kultur der Wälder so sehr zu vernachlässigen anfing. Leute, die in Gegenden wohnen, wo man noch mit Holz feuert, behaupten, einen Londoner stets an dem Geruch seiner Kleider zu erkennen, die nach Schwefel riechen.

•

Seit es gelungen ist, das elastische Gummi aufzulösen, hat sein Verbrauch in Europa sehr zugenommen. Die Einfuhr desselben steigt mit jedem Jahre, und der einst hohe Preis sinkt immer mehr. Vorzüglich in England hat die Benutzung des Kautschuks seit dem Ablauf des den Erfindern wasserdichter Möbel und Kleider ertheilten Privilegiums sehr zugenommen, da nun Jedermann sich um ein Paar Schillinge Gegenstände anschaffen kann, die früher mehrere Pfund Sterling kosteten. Die Einfuhr dieses Gummi's stieg im Jahre 1830 auf mehr als 55 Millionen Pfund, also um das Doppelte des Jahres vorher. Der Preis sank von 2½ Schilling auf 1½, und hievon nimmt der Einfuhrzoll mehr als ein Drittel weg. Die größten Sendungen Kautschuks kommen nicht aus Amerika, wo doch eigentlich der Baum wächst, von dem man dieses Gummi gewinnt. Man hat außer der Iatropha elastica in Indien mehrere andere Arten entdeckt, die eine Substanz von ähnlicher Beschaffenheit geben; so die Ficus indica und die Urceola elastica. Von letzterer kommen die schönen flachen Stücke von schmutzigweißem Gummi, die in England so häufig sind. Die Ficus indica, oder auch der Bananenbaum, ist wegen seiner sonderbaren Art der Fortpflanzung bekannt. Seine Zweige, nachdem sie sich ungefähr zwölf Fuß breit in horizontaler Lage ausgebreitet haben, senken sich dann nach der Erde, schlagen hier Wurzeln und bilden einen neuen Stamm, so zwar, daß ein einziger solcher Feigenbaum in kurzer Zeit einen Raum von 5 bis 400 Fuß im Durchmesser einnehmen kann. Mehrere solcher Absenker geben dem Baume das Aussehen eines auf Säulen ruhenden Zeltes. Die merkwürdigsten Baumgruppen dieser Art findet man in Cochinchina und Bengalen; zu Patna ist eine solche, die einen Raum von 370 Fuß im Durchmesser einnimmt; Mittags hat der Schatten, den sie wirft, 1116 Fuß im Umfange.

•

Hans Finsten, ein Isländer, hat unlängst eine Schrift über die Abnahme der Bevölkerung Island's herausgegeben; er schreibt dieselbe den ungünstigen Jahren zu und bemerkt, daß die Zahl der Einwohner der Insel vor dem 14ten Jahrhundert 120.000 betragen habe, gegenwärtig aber kaum aus 53.000 bestehe. Indeß gründet er seine Hoffnung eines neuen Zuwachses auf die abnehmende Heftigkeit vulkanischer Ausbrüche, deren Asche und Lavaströme sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Menschen und Thiere gewirkt haben; so wie auf eine größere Verbreitung des Gartenbaues und die Verbesserung des Fischfanges, der jetzt nicht mehr in gebrechlichen Nachen, sondern in tüchtigen seehaltigen Schiffen betrieben wird. (Athenäum)

•

Gerüchte, die über eine Geisteszerrüttung Vidocq's zu Paris in Umlauf waren, beantwortete er in den öffentlichen Blättern mit der Anzeige: „daß er niemals noch weniger ein Narr gewesen sey, als gegenwärtig.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 347. 12 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

5. Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Die Habsucht der Mauren ist unglaublich, und würde mehr denn Einmal das Sprüchwort wahr machen, daß einer von ihnen sein Auge hergeben würde, um dessen Stelle durch eine Goldmünze zu ersetzen. Je weniger sie der Schätze genießen können, desto eifriger scharren sie selbe zusammen. Da sie aber wissen, daß der Ruf reich zu seyn, sie tausend Quälereien aussetzen würde, so sind sie, um der eigenen Sicherheit willen, genöthigt sich recht arm zu stellen. So wird man nie einen Mauren sich rühmen hören begütert zu seyn, oder ein Wort über die Güter vernehmen, die er besitzt. Will man ihnen einen großen Schrecken einjagen, so reicht es hin zu sagen, daß er reich sey. Zu gleicher Zeit auf unvernünftige Weise fanatisch, gleißnerisch und grausam, verabscheuen sie alle Fremden, verfolgen die Christen aller Bekenntnisse, und unterdrücken mit der größten Ungerechtigkeit die Juden; besonders aber hassen sie die Türken, weil sie dieselben für Ketzer und Propagandisten halten, und die römischen Katholiken, die sie als Götzendiener behandeln wegen der Bildsäulen und Gemälde ihrer Kirchen, die sie für Gegenstände ihrer Anbetung halten.

Indessen haben sie eine einzige Tugend, und diese ist, Schmerzen und Leiden gleichmüthig zu ertragen. Sie leiden Strafen, wir können nicht sagen mit stolscher Standhaftigkeit, sondern mit der kalten Unempfindlichkeit von Wilden. Man hat deren gesehen, die bei den Ohren, Armen oder Beinen angenagelt, ruhig ein Gefäß mit Wasser zum Trinken, oder eine Pfeife zum Rauchen verlangten; und andere, denen die Hand abgehauen ward, sie hurtig aufheben und weglaufen.

In wenigen Worten: untereinander abgemessen, noch zurückhaltender aber gegen Fremde, sind sie mißtrauisch und selbstisch; unter einer tyrannischen und der unumschränktesten Regierung der bekannten Welt, sind sie furchtsam, kleinmüthig, gemein; sie ertragen jede Demüthigung, wo es nur etwas zu gewinnen gibt; mit ihres Gleichen sind sie von einer niedrigen, ja bisweilen unsittlichen Vertraulichkeit; weder tapfer noch edelmüthig besitzen sie eine thierische Wildheit, die nie mit einer edeln Herzhaftigkeit verbunden ist; sie handeln mit Ungestüm und gemäß Gemüthsbewegungen, die sie Phantasien nennen, und sind dann der größten Exzesse fähig: der Zorn gährt in ihren Herzen, ihr Element scheint der Haß.

Nach dieser wenig vortheilhaften aber wahren und treuen Schilderung der maurischen Männer, möchten wir gern, das Unangenehme des Bildes zu mildern, hinsichtlich ihrer Frauen einige sanfte und freundlichere Züge beizufügen haben. Aber keinem Manne, außer ihren Vätern, Brüdern und Gatten, ist mit ihnen zu reden vergönnt. Indeß nach den wenigen Frauen zu urtheilen, die wir im Laufe so vieler Jahre unbedeckten Gesichtes gesehen und mit denen wir näheren Umgang gehabt — zwei ausgenommen, eine von arabischem und himiaritischem Ursprung, aus Tanger, und die andere eine Maurin von A' in Dalia auf der Straße von Arzila — schienen sie uns nichts zu besitzen, was nach europäischen Begriffen weibliche Schönheit bildet, besonders nachdem sie das Alter von 16 oder 18 Jahren überschritten. Ihre Augen sind indeß immer sehr schön: lichte Feuer, worin die ganze Seele leuchtet, und die sie mit unerreichbarer Kunst zu bewegen verstehen. Durch den sie bedeckenden Schleier hindurch scheinen sie wie Sonnenstrahlen durch ziehendes Gewölk. Unter den Stadtbewohnern, von denen uns bisweilen etwas mehr als das bloße Gesicht zu sehen gelang, haben wir viele gefunden, die regelmäßige Züge, eine purpurne Farbe, schlanken Wuchs, volle und gerundete Arme, einen strotzenden Busen, starke Hüften, und schwarzes lockiges Haar besaßen. Die Mauren theilen aber nicht unsere Begriffe von weiblicher Schönheit. Dicke ist bei ihnen eine der Regeln der Anmuth, und Fette und Reiz sind bei ihnen gleichbedeutend. Sie nehmen die Frauen nach dem Gewicht, und ihre Liebe ist wahrhaft fleischlich. Sie, und mit ihnen ihre Frauen, glauben, Gott habe das weibliche Geschlecht nur zum Sinnengenuß und zur Fortpflanzung des Menschenstammes geschaffen. Die Frauen sind deßhalb damit zufrieden in ihrem Harem oder Weibergemach eingeschlossen zu werden, und sie würden es als Beleidigung betrachten, wenn ihr Gatte sie fremden Blicken bloßstellte.

Die Araber, aus dem Hedschaz, dem Jemen und dem Hhadramut stammend, werden gegenwärtig in bleibende Araber getheilt, meist Himiariten und Sabeer, welche meist in den Städten leben, und in Beduinen oder Landleute, die auf dem Lande ein Wanderleben führen, in Zelten oder Hütten wohnend, welche gewisse Dörfer bilden, die sie Aduar nennen, wo sie sich gewöhnlich mit Viehzucht, selten mit dem Ackerbau beschäftigen. Wenn

der Boden keinen Weideplatz mehr darbietet, oder die Zelte so sehr mit Flöhen und anderen belästigenden und ekelhaften Insekten gefüllt sind, daß es unmöglich ist ferner darin zu leben, so brechen sie das Lager auf, und suchen eine andere Stelle, die sie dann mit Vorliebe bei der Quelle eines Flusses oder eines Baches, oder in der Nähe eines Heiligthums, d. h. des Grabes eines Santon wählen. Gewöhnlich sind sie gastfreundlich, und haben sie einmal ihr Wort gegeben, so kann man darauf bauen, was sie übrigens nicht hindert die kühnsten Räuber der Welt zu seyn. Sie sind kühn, von einer schmächtigen Statur und über Mittelgröße. Die Mädchen sind in den ersten Jahren der Mannbarkeit sehr schön. Verschiedene Beduininnen, die wir auf den Feldern zwischen Tanger, Tetovan und El-Araisch sahen, dürften die Vergleichung mit den von Hariri und Motannali beschriebenen nicht scheuen. Aber Frauen geworden, immerfort der Luft ausgesetzt, und mit den beschwerlichsten häuslichen und Feldarbeiten belastet, werden sie entsetzlich häßlich. Eine unter andern, die wir 1817 in einem Alter von 13 Jahren sahen, da sie eben verheirathet werden sollte, war, als wir sie nur vier Jahre später wiedererblickten, während dieses kurzen Zeitraums an Gesicht und Formen so verändert und verbildet, daß wir mit Mühe unseren Augen glauben konnten, daß es dieselbe sey.

Die Beduinen kamen ins Mogh'rib-ul-Aksa mit den Einfällen der Sarazenen, und bewahren noch ihre einfachen Sitten und die Liebe zum Hirtenleben, das ihren Ebenen, ihrem heißen Klima, und ihren hellen schönen Nächten entspricht. Sie sprechen die arabische Sprache, nämlich den koreisischen Dialekt, welcher jener des Koran ist, und sie behaupten, sie in ihrer völligen Reinheit zu reden. Sie sind dasjenige Volk der Erde, das seine alte Sitten und ursprüngliche Lebensart am meisten bewahrt hat: die Religion ausgenommen, sind sie was die Araber zu Hiob's Zeiten waren. Sie sind nämlich ein Volk von schöner Bildung, aber nicht schönen Gesichtszügen. Der Araber ist nicht zornig und streitsüchtig wie der Maure, und wenn er auch, wenn er in einen Zank geräth, vielen Lärm macht und blank zieht, verwundet er doch nie; und wenn im heftigsten Streite der Gegner sagt: „Denket an Gott und an den Propheten," so werden gleich die Waffen gesenkt, und der Friede hergestellt. Die Beduinen tragen kurzes, mit einer langen Schleife umbundenes Haar; von Turbanen machen sie keinen, von Mützen und Sandalen wenig Gebrauch. Sie bedecken sich mit einem Hack von 5 bis 6 Fuß Weite und 7 Ellen Länge; einem langen und weiten weißen Mantel, der, wenn er fein, dem Peplum der Alten, und wenn er gröber ist, der römischen Toga ziemlich ähnlich sieht. Die Frauen tragen unter diesem Mantel eine Weste und Beinkleider. Ihr hauptsächlichstes Verschönerungsmittel besteht darin sich Augenlieder und Wimpern mit Bleifarbe schwarz zu färben und mit Antimonium Kreise um das Auge zu malen. Selbst auf der Reise und bei der Arbeit trennen sie sich nie von ihren Kleinoden und Zierrathen, was entweder von der Unbekanntschaft mit Kisten und Schränken oder von der weiblichen Eitelkeit herrührt, die auch solche, welche von der gebildeten Gesellschaft völlig getrennt sind, nicht verläßt.

Die Beduinen beschäftigen sich mit nichts als ihren Heerden, ihren Pferden, der Jagd und dem Kriege. Ihr ganzer Reichthum besteht in den Heerden, und ihre Häuptlinge besitzen Kamele zum Fortschaffen der Waaren. Sie tödten wenige Thiere und begnügen sich mit der Wolle und Milch. Die Frauen pflegen Bienen und Seidenwürmer, und wirken Leinwand und Stoffe auf Webstühlen, die der Länge der Zelte nach stehen.

Einige Stämme von Arabern, und ohne Zweifel Nachkommen der ersten Einwandrer ihres Volkes in Mauritanien, leben nicht unter Zelten, wechseln nicht die Wohnung, sondern haben jene bleibenden Wohnstätten oder Dörfer, die von den Mauren Dascar genannt werden und bei den Alten Mapalia hießen. Sie sind minder freundlich und gastfrei als die in Zelten lebenden, die ihre Heerden auf die Weide führen und unter einem heiteren Himmel ein Wanderleben führen, während jene in gebirgigen Strichen arbeiten müssen und in der Region der Stürme wohnen.

(Schluß folgt.)

Der Rachen des Charon.

(Schluß.)

„Des Libertadors! des Libertadors! sage lieber des ehr- und zuchtvergessenen Gotteslaugners. Dieß ist der Titel, der einem Verräther an Gott und seinem König gebührt. Allein nicht lange mehr wird er biedere Leute mit Füßen treten und dann soll er nicht abermals entfliehen, wie er es schon so oft gethan hat. Gehangen soll er werden mit allen seinen Raubgenossen." — „Aber dann sollst Du, Teufelspfaffe, gewiß es nicht seyn, der es erleben wird," schrie der Major ganz außer sich, als er von Bolivar so unehrerbietig reden hörte; „denn wisse, noch zur Stunde werde ich Dir den Paß in die andere Welt geben."

Der Kapuziner vertraute allzu sehr auf den heiligen Schutz seines Gewandes, um diese Drohung ernsthaft zu nehmen; er warf daher seinem Gegner einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Ha, ich weiß sehr wohl, daß Du bei all Deiner Schlechtigkeit es nicht wagen würdest, mir auch nur ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen; denke nicht, mich zu erschrecken und behalte Deine groben Prahlereien für Deinesgleichen." — „Du sollst gleich sehen, ob ich prahle. — Lanciers, führt den Gefangenen in den Hof! . . . Doch halt! . . . Pater, hast Du deine Seele Gott empfohlen?" —

Der Mönch voll thörichter Zuversicht auf die Unverletzlichkeit seiner Würde, begnügte sich statt der Antwort die Achsel zu zucken, und ließ sich nicht einmal herab, seinen Kopf nach dem Major umzuwenden, der hinter ihm stand.

„Nun, dann schau' auf Deinen Nabel!" Der Mönch, der in der Kunstsprache der Schlachtfelder nicht sehr bewandert war, wußte nicht, daß Dieß während des damaligen Kriegs das Wort war, womit man den Gefangenen zu verstehen gab, den Hals auszustrecken; er mochte glauben, man habe ihm vielleicht zu Verspottung Etwas an seinen Leibstrick gebunden, und neigte wirklich den Kopf, um darnach zu sehen, der aber in demselben Augenblicke durch einen Säbelhieb von geübter Hand weit vom Rumpfe hinwegflog.

Die Nachricht von diesem blutigen Vorfall verbreitete sich wie ein Flugfeuer durch das ganze Land und erregte die heftigste Entrüstung gegen die Regierung, von der, wie man glaubte, der Befehl dazu ergangen war. Vom Gemurmel des Unwillens schritt man

bald zu offener Empörung, und um einen Anfang zu machen, fiel man von allen Seiten über Hospina und seine Bedeckung her. Unversehens angegriffen, gelang es ihm nur dadurch der Wuth des Volkes zu entrinnen, daß er sich auf ein Pferd schwang, das zufällig vor seinem Hause weidete. Ohne Sattel und Zaum machte er unausgesetzt einen Ritt von mehr als zehn Stunden, indem er aus Mangel an Sporen sein Pferd mit seinem Dolche stachelte und fast immerwährend den Hufschlag seiner Verfolger hinter sich hören konnte.

Als Bolivar diesen unbesonnenen Streich und die Folgen desselben vernahm, gerieth er in einen furchtbaren Zorn. Im ersten Augenblicke drohte er, Hospina erschießen zu lassen, und die Justiz war in jenen Zeiten so rasch in ihrem Vollzug, daß man schwerlich sagen kann, wie es dem armen Teufel ergangen seyn möchte, wenn er dem Libertador in die Hände gelaufen wäre. Allein da er eine sehr böse Rechnung über das ihm anvertraute Kommando auszugleichen hatte, so beeilte er sich eben nicht besonders, dem Oberfeldherrn vor die Augen zu kommen, noch weniger aber, als Einer seiner Freunde, dem er den ganzen Hergang der Sache erzählte, ihm über den tollen Mißgriff die Augen öffnete. Voll Scham über seinen dummen Streich setzte indeß Hospina nichts desto weniger seinen Weg nach Angostura fort, wohin sich bereits auch der Kapuzinergeneral begeben hatte, um für die schauderhafte Ermordung eines seiner Brüder von Bolivar Gerechtigkeit zu verlangen. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß beide zugleich durch entgegengesetzte Thüren in den Audienzsaal des Feldherrn eintraten. Als Hospina die braune Kutte sich gegenüber sah, glaubte er den Geist des ermordeten Mönches zu sehen, taumelte einige Schritte zurück, stieß einen dumpfen Schrei aus, und schlug, so lang er war, auf den Boden nieder. Man mußte ihn von heftigen Krämpfen befallen wegtragen. Dieser unerwartete Auftritt trug viel bei, Bolivars Groll zu mildern. Die Fürsprache der Freunde des Obristen hatte ohnehin auch den Feldherrn schon ziemlich besänftigt, der nun den unvernünftigen Streich durch die ausgestandene Furcht hinlänglich bestraft hielt. Der Guardian kehrte mit schönen Worten abgespeist, nach seinem Kloster zurück, und es war von dem ganzen Vorgang nicht mehr die Rede. Einige Tage nachher wollte Bolivar, der Hospina wieder ganz zu Gnaden aufgenommen hatte, das unselige Abenteuer aus seinem eigenen Munde hören. Der Major stattete mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, unter rings um ihn her erschallendem Gelächter den verlangten Bericht ab, zog zuletzt seinen Säbel, nahm ihn bei der Spitze, und reichte den Griff Bolivar mit den Worten: „Hier, mein General, mit diesem habe ich dem Kapuziner den Bart geschoren; wenn ich Euer Excellenz bitten dürfte, ihn anzunehmen. . . .“

„Das ist doch ein wenig zu stark, rief Bolivar, indem er von seiner Hängematte aufsprang, der Schrecken muß diesem Thier seinen wenigen Verstand vollends geraubt haben. . . Mann Gottes, hältst Du mich denn für den Henker, daß Du mir Deinen scheußlichen Kopfabschneider zum Geschenke machen willst?“ — „Nein, mein General, erwiderte der tapfere Obrist, ich weiß wohl, daß Sie sich nicht mit derlei Kleinigkeiten befassen, wie wir andern armen Offiziere oft thun müssen; allein Sie haben mich nicht ausreden lassen, und jetzt kommt erst der beste Spaß von der ganzen Geschichte. Euer Excellenz muß nämlich wissen, daß dieser verwünschte Mönch um den Hals ein leinenes Säckchen trug, wie ein Halsband für einen Kropf. Aber was glauben Sie, daß darin war? Salz von Antioquia? oder gebrannter Schwamm? Keines von beiden. Fünf und zwanzig gute Golddoublonen waren es, mein General, die er darin eingenäht hatte, und sehen Sie diese elende Klinge, für die man keine zwei Quartillos geben würde, hat den Hals und die Goldstücke wie eine Banane entzwei geschnitten — und doch nicht die geringste Scharte zu sehen! — Was sagen Sie dazu?“ —

Castel-Nuovo.

Der Distrikt Boche di Cattaro liegt rings um einen Golf, der ungefähr 12 Stunden weit in das feste Land eindringt, und fünf Buchten mit vielen tiefen, sichern, und einer guten Befestigung fähigen Ankerplätzen bildet. Seine Ausdehnung beträgt 60 Quadratmeilen, aber mit nur 20,000 Einwohnern. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar, weil er größtentheils aus Kalkstein besteht; doch erzeugt er ziemlich viel Wein, Oel, Wachs, Honig, Feigen und andere Früchte, welche nebst Blei, Pech, Unschlittkerzen und Saffianleder die Gegenstände seines Handels ausmachen. Getreide, Vieh und die andern Verzehrartikel werden aus Bosnien und dem Montenegrinergebiet bezogen. Die Hauptstadt Cattaro, von den Alten Dagnetum genannt, auf einer Felsenwand, die den Golf beherrscht, gegründet, ist fest durch Natur und Kunst. Die Venetianer bemächtigten sich derselben in den ersten Kriegen gegen die Türken zu Anfang des 16 Jahrhunderts. Sie hat einen Bischof, Suffragan des Erzbisthums Bari in Neapel, und 1800 Einwohner, geschickte Seeleute, welche mit mehr als 160 Fahrzeugen den Handel und die Schifffahrt zwischen Italien und der Levante betreiben. Im 16 und 17 Jahrhundert war Cattaro als Handelsstadt freilich viel bedeutender; sie diente als Stapelplatz und Niederlage für den Verkehr der umliegenden Länder, ja selbst Frankreichs und der Niederlande mit Italien und der Türkei, und alle Wochen gingen zwei Kouriere nach Konstantinopel ab. Oestlich von Cattaro ist der Distrikt von Pastrovich von einer sehr kriegerischen Kolonie bewohnt, deren Individuen sich alle für adelig ansehen und auch Vorrechte genießen; auf der nämlichen Seite befindet sich die Stadt und Grafschaft Budua, mit einer geringen Bevölkerung. Die Stadt ist mittelmäßig befestigt; Soliman Pascha von Scutari belagerte sie im Jahre 1686, wurde aber von dem venetianischen General Cornaro zum Rückzug gezwungen. Westlich nahe bei Cattaro liegt die Stadt Rizzano, von welcher der Golf ehemals der rizonische benannt wurde; die Türken zerstörten sie in eben dem Kriege. Weiter nach Westen, an der Küste des Golfes liegt Castelnuovo, eine Stadt von etwa 2000 Einwohnern. In dem gegenwärtigen Zustand der Dinge erinnert man sich schwerlich, daß diese Stadt der Schauplatz einer Kriegesthat war, in welcher die Standhaftigkeit und der Heldenmuth der Spanier am meisten hervorgeleuchtet haben.

Im Jahre 1538, in welchem sich der Papst, der Kaiser Karl V und die Venetianer gegen die Türken verbanden, bemächtigten sich die Spanier und Venetianer unter der Anführung des Generals Ferrante Gonzaga dieses Platzes und ließen in demselben 6000 Spanier unter dem Befehle des Maestre de Campo Francisco Sarmiento zur Besatzung. Im folgenden Jahre 1539 erschien der berühmte Barbarossa mit einem furchtbaren Geschwader vor Castelnuovo, um die Stadt von der Seeseite zu beschießen, während eine Armee von 60,000 Mann sie zu Land angriff. Barbarossa schiffte viele Truppen und 90 Kanonen von schwerem Kaliber aus, mit welchen er 8 Batterien auf der Nord- und Ostseite der Stadt aufführte. Einige dieser Kanonen schossen nach dem Gebrauch jener Zeit Kugeln von 100 Pfund Gewicht und acht Wurfgeschütze, Trabucos genannt, die auch auf den Galeeren angekommen waren, schleuderten ungeheure Felsenstücke, und zerschmetterten die Gebäude über den Häuptern ihrer unglücklichen Bewohner. Zwanzig Tage und Nächte lang setzten die Türken ihr Feuer von dem Geschwader und den Batterien gegen eine Mauerwand fort, und machten sie der Erde gleich. Die Spa-

nier, welche nicht unterließen, durch häufige Ausfälle die Arbeiten der Belagerer aufzuhalten und zu zerstören, stellten bei Nacht mit Faschinen die niedergeworfenen Wehren her, und schlugen die wiederholten Stürme der Türken zurück. Eines Morgens machten 2000 der Tapfersten einen so heftigen Ausfall, daß sie die Türken in ihr Lager zurücktrieben, und viele Zelte, selbst das des Barbarossa, niederrissen; dieser befahl hierauf seinen Truppen alle unnützen Scharmützel mit den Belagerten zu vermeiden, verstärkte aber seine Batterie noch mit 60 Artilleriestücken und beschoß die Stadt und das Schloß, welches auf dem höchsten Theile derselben stand, so lange bis kein Stein mehr auf dem andern geblieben war. Nach mehreren Stürmen bemächtigten sich die Türken am 71ten Tage dreimal des Schlosses und verloren es dreimal wieder; aber die Spanier, da sie die Unmöglichkeit erkannten, sich in demselben zu halten, verließen es, und zogen sich nach einem andern kleinern Fort unter dem Befehle des biscavischen Kapitäns Machin de Mungnia, welcher mit drei Galeeren eine türkische Abtheilung angegriffen, eine fürchterliche Niederlage in derselben angerichtet, und sich endlich in dem Platze eingeschlossen hatte.

Endlich am 7 August fiel ein außerordentlich starker Regen, welcher die Kanonen und Feuergewehre der Belagerten unnütz machte, und die Türken benützten diese Gelegenheit, um einen Generalsturm zu unternehmen. Die Spanier kämpften mit einer Tapferkeit und Todesverachtung, wie man wenige Beispiele in der Geschichte finden wird; sie kamen größtentheils um, zugleich mit ihrem General Sarmiento, welcher, schon tödtlich verwundet, den Befehl in dem Treffen vom 7 fortsetzte, bis er von Kugeln durchbohrt am Fuße des unteren Schlosses niederfiel. Diejenigen, welche sich unter Machin de Mungnia in dieses zurückgezogen hatten, fanden in ihrer verzweifelten Gegenwehr größtentheils den Tod. Die wenigen Uebriggebliebenen, da sie alle verwundet, und die Festungswerke völlig zerstört waren, mußten zuletzt mit Barbarossa kapituliren. Dieser Triumph kam den Türken theuer zu stehen: in 47 Tagen eines ununterbrochenen Feuers hatten sie bloß gegen das alte Schloß mehr als 40,000 Kugeln von schwerem Kaliber geschossen; sie hatten zwölfmal immer mit großem Blutvergießen gestürmt. Sie verloren 25.000 Mann größtentheils Janitscharen, welche damals wegen ihrer Organisation und Kriegszucht bessere Truppen waren, und in höherem Rufe standen als jetzt. Einige spanische und italienische Geschichtschreiber versichern sogar, daß der Verlust der Türken an Getödteten und Verwundeten 45.000 Mann betragen habe. In dem Kriege von 1686 eroberten die Venezianer Castelnuovo wieder, und seitdem ist es bei dem Distrikte von Cattaro geblieben.

Die neuschottländischen Seenebel.

(Aus Kapitän Hall's Reisen.)

Es war der neunte Mai, als wir vor Halifax ankamen, und sehe zu unsrem Verdrusse drei Tage lang auf der Höhe dieses Hafens von einem jener dichten Nebel Neuschottlands uns aufgehalten sehen mußten, von denen wohl Jedermann schon gehört hat; weßhalb ich auch nur bemerken will, daß man ihre Wirkungen mit denen des Scirocco vergleichen kann, nur daß sie noch außerdem die Unannehmlichkeit haben, daß man auf keine drei Schritte weit von seiner Nase sehen kann. Sie sind aber noch schlimmer als der Regen, da sie Einen weit schneller bis auf die Haut durchnässen, während sie über alle Gegenstände einen schwarzen Schleier werfen, und Leib und Seele mit Erschlaffung und Traurigkeit zu Boden drücken. Am Tage, wo wir landeten, wurden wir plötzlich von einem so dichten Dunstgewölke umhüllt, daß wir die drei folgenden Tage auf zwanzig Klaftern um uns her keinen Gegenstand unterscheiden konnten. Nichts setzt die Geduld so auf die Probe, als diese Nebel von Halifax, denn da sie stets von Südostwind begleitet sind, mit dem man am besten im Hafen einlaufen kann, so wiederholt der Seeman sich ärgerlich immerfort den Gedanken, daß er nur zwei Stunden heitres Wetter bedürfte, um seine langwierige Reise zu beendigen. Es kann daher auch Einem nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn man diese verwünschten Dunstgewölke hinwegziehen und die Küste und den blauen Himmel entschleiert sieht. Alles scheint dann glänzender, frischer und schöner, als je. Die Bewegung, die sich in einem solchen Augenblicke dem ganzen Schiffe mittheilt, ist so groß, daß selbst Jemand, der sich im untersten Schiffsraume befindet, merken muß, daß sich der Horizont aufgeheitert hat. Sogleich hört man das hastige Getrappel der Matrosen, die in aller Eile aus den Schiffsluken hervorschießen, sobald die Stimme des Hochbootsmannes: „An die Segel!“ sich vernehmen läßt. Auf dieses Kommandowort folgt das des Offiziers, der den Mastkorbwächtern des Fockmastes zuruft, die Beschlagleinen aufzuschnüren, und die Stagsegel aufzuheben und hinauszustoßen, und auch jenes wohlbekannte Echo, das von der Stimme an den nassen Segeln widerhallt, trägt dazu bei, die fröhliche Spannkraft der Seele wieder herzustellen.

Ein oder zwei Jahre nach der Zeit, von der hier die Rede ist, entschloß man sich, ein schweres Geschütz auf den Felsen zu schaffen, auf dem der Leuchtthurm Sambro erbaut ist; und nicht ohne viele Mühe gelang es, einen Vierundzwanzigpfünder auf die höchste Spitze dieses Vorgebirges hinaufzuziehen. Man traf die Verabredung, daß ein Schiff, wenn es an einem nebligen Tage auf der Höhe des Hafens anlange, einen Kanonenschuß abfeuern und ihm dann vom Leuchtthurme aus geantwortet werden sollte; auf diese Art hatte man einen unsichtbaren, aber sprechenden Telegraphen errichtet. Waren die Offiziere des Schiffes mit der Küste hinlänglich vertraut, und fühlten sie sich kühn genug, sich durch den Nebel gleichsam hindurch zu tasten, was immer ein gefährliches Wagstück blieb, so konnten sie glücklich den Hafen erreichen, wenn sie genau auf den Schall der Kanone Obacht hatten, und fleißig das Senkblei zur Hand nahmen. Ich befand mich nie auf einem Schiffe, das auf diese Weise die Einfahrt gewagt hätte; allein ich erinnere mich sehr gut eines wunderlichen Vorfalles, welcher der Fregatte „Cambrian“ zustieß, die auf der Rhede von Halifax von einem solchen Nebel umhüllt worden war. Die Mannschaft auf dem Schiffe mußte natürlich glauben, daß der Leuchtthurm und die benachbarte Küste, Halifax mit inbegriffen, gleichfalls von einem so undurchdringlichen Dunstgewölke bedeckt sey; aber ich weiß nicht, welche Grille die launige Frau Natur angewandelt haben mochte, sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, bloß die offene See in Nebel zu hüllen, so daß wir, die wir im Hafen waren, ihn uns gegenüber einige Meilen weit von der Küste entfernt, wie ein ungeheures Schneelager über das Meer hin ausgedehnt sahen. Der „Cambrian,“ der sich von dieser Nebelschichte umschlossen sah, und sich nahe am Lande glaubte, feuerte seine Kanonen ab, der Leuchtthurm antwortete, und er und das Schiff wechselten so die ganze Hälfte des Tages über ihre Signale, ohne sich zu sehen. Die Leuchtthurmwächter wußten natürlich kein Mittel, der Fregatte anzudeuten, daß sie nur noch ein wenig zu warten brauchte, um sich aus dem Nebelgewölke befreit zu sehen, in welchem sie gleich dem Jupiter des alten Olymps unnöthig ihre Donner und Blitze verschwendete. Endlich ließ der Kapitän, der alle Hoffnung aufgab, den Horizont sich aufhellen zu sehen, die Schiffsmannschaft ihre Mittagsmahlzeit einnehmen, inzwischen aber, da das Wetter bis auf den verwünschten Nebel vollkommen schön war, und er auch hinlänglich Wasser unter dem Kiel hatte, das Schiff der Küste zusteuern, ohne jedoch das Senkblei aus der Hand zu legen. Mit nicht geringer Besorgniß bemerkte er gegen ein Uhr Nachmittags, daß die Tiefe des Wassers immer mehr abnahm, und die Kanonenschüsse des Leuchtthurms sich immer näher vernehmen ließen; indeß wollte er seine Matrosen doch nicht in ihrer Mahlzeit unterbrechen, und beschloß noch ungefähr zehn Minuten lang gegen das Land zu fortzusteuern. Kaum aber hatte der „Cambrian“ noch eine halbe Meile zurückgelegt, als die äußersten Klüver durch die Nebelwand hindurchbrachen — dann der Bugsprietmast sich beleuchtet zeigte — endlich die ganze Fregatte aus dem Gewölk hervortrat, und im prachtvollsten Sonnenscheine schwamm. In einem Augenblicke sind alle Arme in Bewegung, um die Segel aufzusetzen, und die Matrosen laufen auf dem Verdecke hin und her, indem sie kaum ihren Sinnen trauen, wenn sie hinter sich die düstere Nebelschichte und vor sich den Eingang des Hafens mit den schroffen Felsen, das Cap Sambro zur Linken, und noch tiefer hinein, die vor Anker liegenden Schiffe, deren trockene leichte Wimpel und Flaggen lustig im Winde flattern, vor Augen haben.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 348. 13 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

Zohrab the Hostage, by the Author of Hajji Baba. 3 Vols. London. 1832.

Wer kennt nicht Moriers Hadschi Baba, der ein so farbenkräftiges und lebendiges Bild von dem Volke und den Sitten Persiens gab — Persiens, das oft genug bereis't und beschrieben wurde, eigentlich genommen aber weniger gekannt war, als irgend ein Land des Orientes. Aus dem Farbentopfe der morgenländischen Erzählungen schöpfend, pflegte man sich gewöhnlich Persien als das Land der Diamanten und Smaragden, des Goldbrokates und der unschätzbarsten Teppiche zu denken, das voll köstlicher Kräuter und Spezereien, feenhafter Marmorpaläste, prachtvoller Bäder, Springbrunnen und Gärten, in denen Rose und Nachtigall von süßer Liebessehnsucht in Duft und Gesang vergingen. Hadschi Baba erschien, und das Zaubergebilde der Phantasie verschwand, und die europäische Welt wurde mit Sinnesart, Sitten und Gefühlen des persischen Volkes so vertraut wie mit den ihrigen. Es war keineswegs jenes Feenland aus Tausend und Einer Nacht; man sah Armuth und Elend, Sittenverderbniß, feige Knechtschaft und grimmigen Despotismus; aber so groß und unwiderstehlich ist die Macht der Wahrheit und Natur, daß man das ganze überherrliche Wunderland der Einbildung fahren ließ für die dürren Gebirgslandschaften und grauen Felsen, aus denen der größte Theil Persiens, mit Ausnahme der armenischen Gränze, des kaspischen Küstenlandes und einzelner kleiner Landstriche, besteht. Allgemein war damals der Wunsch auf demselben Wege weiter geführt zu werden in der Kenntniß jenes Volkes, dem man den Namen „der Franzosen des Orientes" gegeben hat; aber jetzt erst befriedigt ihn Morier durch seinen Zohrab, in dem uns ein nicht minder anziehender Kreis des Lebens von einem Theile jenes Morgenlandes aufgeschlossen wird, das für uns stets den Zauber von Jugenderinnerungen behält. „Man kann diese Novelle, sagt der Verfasser, mit einem jener kleinen Kanäle vergleichen, durch die im Orient ein angebautes Feld bewässert und befruchtet wird, das ohne denselben brach liegen und werthlos seyn würde: „Die Begebenheiten der zum Theil historisch treuen Erzählung sind in die Zeit der Regierung Aga Mohammed Schahs verlegt, der in der Geschichte Persiens ebensowohl durch seine Kriege, wie durch seine Staatsklugheit und Grausamkeit berühmt ist. „Der Prinz Fateh Ali, *) der für den gegenwärtigen König von Persien gehalten wird, heißt es in der Vorrede," der Wessir Hadschi Ibrahim und der Sklave Sadik sind geschichtliche Personen, während der Held und die Heldin der Erzählung Zohrab und Amima, der buckelige Hofbarbier, der dienstfertige Schir Khan, der Derwisch Zaul Khan und die gluthvolle Zulma, aus dem Bereiche der Dichtung hinzugefügt sind. Die Geschichte mit dem blutigen Tuche und die Zählung der Augen mit dem Peitschenstiele wurden mir von glaubwürdigen Zeugen mitgetheilt. Der Tod des Schah's ist gleichfalls geschichtlich und nur in den Einzelnheiten Dichtung. Es würde langweilig und in der That unnütz seyn, anzugeben wo in den verschiedenen Wendungen und Windungen, die der Lauf meiner Erzählung nimmt, die Geschichte aufhört und die Dichtung beginnt; es genüge zu sagen, daß es mein Zweck war, dem Leser eine Reihe von Personen vorzuführen, deren eigenthümliche Art zu sprechen, zu denken und zu handeln, dazu beitragen möge, einiges näheres Licht auf Persien und das Morgenland zu werfen." Dieser Ansicht schließen auch wir uns an, und beginnen ohne weitere Vorbemerkung unsere Auszüge, indem wir es dem Leser überlassen, in dem Maße, als er sich unterhalten und belehrt findet, selbst sein Urtheil über diesen neuen Beitrag zur Kunde des Morgenlandes festzustellen.

Schon fingen die Strahlen der Morgensonne an, in der dunstigen Atmosphäre Tehran's fühlbar zu werden, als Sadik, ein georgischer Sklave, der den Dienst zunächst um die Person Aga Mohammeds, des Beherrschers von Persien, hatte, mit dem größten Schrecken aus dem kurzen Schlummer auffuhr, der ihn in der kleinen Kammer dicht am Schlafgemache seines Herrn befallen hatte, wo er die ganze Nacht hindurch wachen sollte. Dieses Gebäude, worin der Schah eine sehr unruhige Nacht zubrachte, war, nebenbei gesagt, sehr schön und bestand aus einem achteckigen Gebäude, in der Mitte eines weit ausgedehnten Buschwaldes gelegen, der durch breite Spazierwege getheilt war, und an den Haupteingängen durch Alleen von hohen Pappeln und großen Dschinarbäumen **) beschattet und von ewig plätschernden Brunnen in steter Kühle er-

*) Er hieß in seiner Jugend Babekhan, was aber bloß ein Name der Liebkosung war, der ihm im Harem beigelegt wurde. Sein eigentlicher Name war Fateh Ali. A. d. V.

**) Eine Ahorngattung.

halten wurde. Die Luft umher war von dem Dufte der Rosenbäume erfüllt, von denen dichte Gebüsche in den Garten umher zerstreut waren und die dem Orte den Namen Gulistan oder Rosengarten gaben. Dieses achteckige Gebäude bildete das Schlafgemach des Schah's während der Sommermonate und war nach allen Seiten durch Thüre und Fenster geöffnet. In seiner Mitte befand sich ein großer Saal von ganz eigener Bauart, mit einer Menge auslaufender Ecken, wo seine Bewohner sich an jedem vorüberstreichenden Lüftchen, woher es auch wehen mochte, erfrischen konnten. Eine weite Kuppel wölbte sich über ihn, die mit reichen Arabesken und Gemälden, die Thaten des Schah's darstellend, bedeckt war.

Sadik, der die ganze Nacht über hatte wachen sollen, war wie gesagt, eingeschlummert und sein Freund Haschim seinem Beispiele gefolgt. Ersterer war ein treuer Diener des Schah's und seiner Familie, ein Mann von festen Vorsätzen und erprobtem Muthe, der die Gerechtigkeit liebte und die Grausamkeiten seines Gebieters verabscheute. Seine Treue, er wußte es wohl, schirmte ihn indessen nicht gegen seines Herrn Grimm, und indem er daher erschrocken aus dem Schlummer, der ihn beschlichen hatte, auffuhr, schüttelte er auch seinen Gefährten auf, und beide setzten sich auf den Stufen nieder, die in den Garten hinabführten, bis es Zeit wurde ihren Herrn zu wecken. Aus ihrem Gespräch erfährt man, daß der Schah im Begriffe stehe, eine große Jagd anzustellen. Der folgende Auszug enthält eine Schilderung Aga Mohammeds und seines Gozuh oder Barbiers, eines buckeligen, ränkevollen, scharfsichtigen, schnell besonnenen, geizigen Schurken, in welchem der Verfasser seinen abendländischen Lesern das vollendete Bild morgenländischer Schlechtigkeit darstellen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

5. Bevölkerung.

(Schluß.)

Die Hebräer dieses Landes sind wie überall ein lebender Beweis der vor dreißig Jahrhunderten ausgesprochenen Prophezeiung, daß dieses Volk immer und überall vereinzelt leben, und sich nie mit andern Nationen vermischen werde. Die Mauren, ohne diese Prophezeiung zu kennen, erfüllen sie vollkommen, indem sie die Juden zwingen in fast allen Städten und vielen Dörfern abgesondert in einem Ghetto oder abgeschiedenen Quartier zu leben, dem sie den Namen Milla geben, wo sie nach ihren eigenen Gesetzen von einem selbstерwählten jüdischen Caiden regiert werden, welcher wieder von einem durch den Sultan ernannten Scheikh oder obern Aeltesten abhängt.

Diese Hebräer haben sich zu verschiedenen Zeiten im Mogh'rib niedergelassen, wo die ältesten unter ihnen ohne Zweifel die in den Gebirgen bei den Amazirghen Lebenden sind, welche sich selbst Pilistiner nennen. Die unter den Mauren und in den Seehäfen wohnenden gelangten dorthin aus Europa vertrieben, namentlich aus Spanien im siebenten Jahrhunderte, aus Italien 1342, aus den Niederlanden 1350, aus Frankreich 1403, aus England 1422, wieder aus Spanien 1481 und 1494, und endlich aus Portugal 1496.

In den Seehäfen bilden die Hebräer eine zahlreiche gesellige Einwohnerzahl; sie sind Handelsleute, Mäkler, Künstler, Handwerker, Dolmetscher u. s. w., und gewöhnlich dienen sie als Mittelpersonen bei politischen und merkantilischen Unterhandlungen mit den Christen. Von den Mauren, welche hinters Licht zu führen sie sich zum Ruhme rechnen, verachtet und verhöhnt, sind sie jeder erdenklichen Schmach und Quälerei ausgesetzt. Das Lesen und Schreiben der arabischen Sprache ist ihnen untersagt, weil sie nicht würdig sind, den göttlichen Koran zu verstehen; sie dürfen kein Pferd besteigen, wohl aber ein Maulthier oder einen Esel, weil das Pferd für sie ein zu edles Thier ist; vor den Moscheen müssen sie mit bloßen Füßen vorübergehn, so wie vor Heiligthümern und Häusern der Vornehmen; sie dürfen sich keinem Brunnen nahen, wenn ein Muselmann trinkt, in seiner Gegenwart sich nicht niedersetzen, nichts als Schwarz tragen, was eine von den Mauren verachtete Farbe ist. Den Juden liegt es ob, die Leichname der Verurtheilten zu beerdigen, die Schuldigen aufzuhängen, auf dem Rücken die an seichten Küsten Landenden ans Land zu tragen, die Thiere in den Serails zu nähren; die Knaben verspotten, der Pöbel schlägt sie; und wagte ein Hebräer gegen einen derselben die Hand aufzuheben, so würde es ihm das Leben kosten. In vielen Städten erlegen sie einen bedeutenden Tribut für die Erlaubniß Schuhe zu tragen, und auf Maulthieren oder Eseln zu reiten.

Die jüdischen Frauen sind im Allgemeinen wohlgebildet und anmuthig, besonders haben sie wunderschöne schwarze Augen und eine vorzüglich frische Haut, und sind im Allgemeinen dem sinnlichen Liebesgenuß sehr hold. Wenn sie über die Straße gehen, müssen sie die obere Hälfte des Gesichts entblößen, um sich von den Maurinnen zu unterscheiden, die kaum eine Pupille sehen lassen. Uebrigens ist im Durchschnitt das Sprüchwort wahr, daß die Juden von Fas und Marokko alle übrigen in List und Betrügereien übertreffen. Wir haben schon gesagt, daß es ihnen nicht gestattet ist, das Arabische zu lesen und zu schreiben, weßhalb sie, auch wenn sie die Landessprache schreiben, die hebräischen Buchstaben brauchen, welche man rabbinische nennt. Sie sind meist anhänglicher an ihre Religion und gewissenhafter in Ausübung der Gebräuche und Ceremonien derselben als ihre Brüder in Europa; doch haben sich viele unter ihnen von dem Glauben ihrer Vorväter getrennt, indem sie dem Talmud, Mischna und der Kabbala folgen. Die unter den Berebern lebenden scheinen keine andern Bücher als das alte Testament und den Targum oder die chaldäische Paraphrase anzunehmen. Viele Schriftsteller sind der Meinung, daß es keine Caraiten im Mogh'rib gebe; wir aber können versichern, daß dieß ein Irrthum ist; wenigstens wissen wir, daß die ächten Rabbiniten in Tanger und andern Seehäfen die Pilistiner als Ketzer, aber nie als Sadducäer betrachten.

Die Sudanesen oder Neger, deren Zahl nicht sehr bedeutend ist, sind meist Sklaven, und wie in mehr civilisirten Ländern ein Handelsgegenstand, obgleich unendlich weniger als in andern Theilen der Berberei. Der Neger ist gewöhnlich von sanftem und gutem Charakter, erträgt geduldig jede Anstrengung, und ist

von Natur heiter und froh, im Gegensatz zu dem schweigsamen düstern Mauren. Einige haben eine gewisse Bedeutsamkeit und einigen Wohlstand zu erlangen gewußt, nachdem sie ihre Freiheit erhalten. Hinsichtlich ihrer Treue berühmt, bilden die Neger meist des Sultans Leibwache, welche das Mark der bewaffneten Macht ist, obgleich sie selten die Gesammtzahl von 10,000 Mann überschreitet, deren größter Theil aus Senegambien, Guinea, und den Besitzungen der Felatas oder Follanen herkommt.

Die Renegaten, wenn sie erst Christen gewesen, werden im Lande I'lgi, d. h. Proselyten, und waren sie Juden, Aslami, oder muselmännische Neophyten genannt. Gegenwärtig ist die Zahl der Erstern sehr gering und nimmt täglich ab; die der Andern aber mehrt sich fortwährend durch irgend einen jüdischen Spitzbuben, der aus Interesse oder sich der Strafe für irgend ein Verbrechen zu entziehen, den Glauben seiner Väter abschwört. Der größte Theil der christlichen Renegaten sind Spanier, hierauf Franzosen, Italiener und Portugiesen. Alle europäischen Nationen haben zur Zahl derselben Individuen geliefert, mit Ausnahme der Schweden, Dänen und Preußen.

Im Allgemeinen von den Mauren, die sie mit Recht nie für aufrichtig bekehrt halten, verachtet und gemieden, können sie nur Negerinnen oder Töchter anderer Renegaten zu Frauen nehmen, und erst in der dritten oder vierten Generation werden ihre Nachkommen als Mauren betrachtet. Einmal, und es ist nicht lange her, gelangten die Renegaten in Marokko zu den einflußreichsten Aemtern: ein Herzog von Ripperda hatte den Oberbefehl über die Truppen, und ein Sid driß, aus Mainz gebürtig, war vor etwa 40 Jahren Hofkanzler und Gouverneur einer Provinz. Noch 1823 war ein Italiener Antonio Piloti, unter dem Namen Ahhmed Ben Slimen, oder Solimans Sohn, Befehlshaber der Artillerie: aber jetzt, nach dessen tragischem Ende, kann man als gewiß annehmen, daß ein Renegat, ein Rebell oder ein Abenteurer aus christlichen Ländern in jenem Reiche zu keinem bedeutenden Amte mehr gelangen wird.

Nicht alle Renegaten werden dadurch frei; sie erdulden nur weniger Anstrengung, und genießen etwas mehr Freiheit, nämlich jener, sich größeren Lastern hinzugeben. — Wenn ein Christ die Worte ausspricht: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet" oder wenn er freiwillig in eine Moschee tritt: so wird er sogleich zum Kadi geführt, und genöthigt den Turban anzunehmen. Gehört er indeß einer Nation an, die einen Konsul am Orte hat, so muß er in Folge der bestehenden Traktate auch zu diesem geführt werden, und wenn er drei Tage lang auf seinem Entschluß besteht, so wird er unwiderruflich ein Muselmann, ohne Hoffnung die Staaten des Sultans je verlassen zu können. Der Jude, welcher Mohammedaner werden will, muß vorerst bekennen, daß Jesus Christus wenn nicht der Sohn Gottes, doch sein größter Prophet vor Mohammed gewesen, und daß das neue Testament die Botschaft Gottes ist, und Dieß um, wie die Muselmänner sagen, der Ordnung der verschiedenen Religionen zu folgen, und die Grade ihrer stufenweisen Vollendung durchzugehen.

Endlich die im Reiche Marokko wohnenden Christen sind entweder Konsuln ihrer Nationen, oder Kaufleute, Handwerker und Dienstboten in christlichen Familien. Nur in Tanger, Tetovan, El-Araisch und Mogodore finden sich einige wenige Ausgewanderte aus Spanien und andern europäischen Ländern, welche sparsam von ihren Einkünften leben. In den andern Häfen des Reiches ist es ihnen nicht gestattet sich aufzuhalten und ein Haus zu besitzen, sondern sie dürfen sich nur für eine beschränkte Zeit bei den Juden einmiethen; welche Strenge in dem fanatischen Eifer des Sultans und der Eifersucht der Muselmänner ihren Ursprung haben soll, die die Vorliebe ihrer Frauen für die Christen sehr ungern bemerkten.

Seit mehr denn 20 Jahren macht man im Mogh'rib-ul-Aksa keine Christensklaven mehr, und selbst jene, welche aus der Sahhara und den unabhängigen Provinzen des äußersten Sus dahin kommen, sind frei, sobald sie die Besitzungen des Sultans von Marokko betreten. Diese Abschaffung der Christensklaverei war ein völlig freiwilliger Akt der marokkanischen Regierung bei Lebzeiten des letzten Sultans, Mulai Suleiman. Und da in früheren Zeiten die große Anzahl von Christensklaven, namentlich Spaniern, die Einrichtung verschiedener Missionen katholischer Klostergeistlichen nothwendig machte, so fanden sich vom dreizehnten Jahrhundert an zwei Franziskanerklöster, das eine in der Stadt Marokko, und das andere in Mekues. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden aber diese Klöster verlassen, indem die Mönche sich in ein neuerbautes zu Tanger und ein Hospiz zu El-Araisch zurückzogen. Da jenes letztere indeß 1822 aufgehoben worden, so ist das einzige im Mogh'rib bestehende christliche Gotteshaus das genannte Kloster zu Tanger, dessen Guardian gleichsam der Bischof und Pfarrer aller dort ansässigen Katholiken ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Peking enthält das Programm der Feierlichkeiten, die am zehnten Tage des achten Monats des elften Jahrs Ta Kuang's, dem Jahrestage der fünfzigjährigen Regierung des Kaisers, vor sich gehen sollten: „Die Könige und ihre Untergebenen, heißt es darin, sollen ihre Kleider mit den gestickten Drachen anlegen. Der Ceremonienmeister wird die Könige, die Civilbeamten dritten Ranges und die Militärbeamten zweiten Ranges zu dem Palaste der Gerechtigkeit, der Größe, des Ruhms und des Glanzes führen, wo sie sich am Fuße der Stufen aufstellen werden. Hierauf werden sich die Civilbeamten des vierten Ranges und die Militärbehörden des dritten Ranges an der Pforte, wo die Personen von hohem Ansehen aus- und eingehen, in Ordnung stellen; hier werden sie auch die cochinchinesischen Gesandten empfangen und nach Gebühr ihres Ranges anstellen lassen, nämlich auf der Abendseite oder an das äußerste Ende der hundert Mandarinengrade. Hier werden sie so lange warten, bis der Kaiser vorübergeht, der sich in das Harem begibt, um der Kaiserin Wittwe seine Ehrfurcht zu bezeigen. Dann wird der Kaiser seinen Thron besteigen und das Orchester die Arie: „Himmlische Eroberung" spielen. Sobald der Kaiser sich niedergelassen hat, wird die Musik aufhören. Dann wird der Herold der Leibwache ausrufen: „Uhip!" und sofort werden sich alle Herolde an dem obern Ende der rosenfarbigen Treppe aufstellen, während das Orchester die Arie: „Glückselige Eroberung" spielen wird. Dann werden die Wang, d. h. die Könige und ihre Untergebenen, sammt den cochinchinesischen Gesandten eingeführt werden, um das San Kuei Keou teou, d. h. die Ceremonie des dreimaligen Niederknieens und neunmaligen Verneigens der Stirne auf den Boden, zu verrichten. Wenn Dieß vorüber ist, werden sich die Könige und ihre Untergebenen sammt den cochinchinesischen Gesandten wieder an ihren Platz begeben und die Musik verstummen. Der Herold wird abermals „Uhip!" rufen und der Ceremonienmeister verkünden, daß die

Feierlichkeit zu Ende ist; das Orchester wird hierauf die Arie: „Allgemeiner Friede“ hören lassen, und der Kaiser sich von seinem Throne erheben und in sein Harem begeben. Die Könige, ihre Untergebenen und die Gesandten von Cochinchina werden sich hierauf ebenfalls zurückziehen. Die Verschnittenen werden dann den Kaiser anflehen, den Thron des innern Palastes zu besteigen, und die Kaiserin wird alle Frauen des Harems an dem Kaiser vorüberführen, um die sechs Verbeugungen, drei Kniefälle und drei Grüße, zu verrichten. Dann wird sich der Kaiser von seinem Throne erheben und die Kaiserin mit ihrem ganzen Gefolge sich in ihre Gemächer zurückziehen.

•

Das „Journal der französischen Gesellschaft für allgemeine Statistik“ gibt folgenden approximativen Anschlag der von den Franzosen seit dem Jahre 1798 in den verschiedenen Ländern von Europa erhobenen Kontributionen, Konfiskationen, Requisitionen u. s. w.:

Namen der Länder.	Franken.
Aus dem ehemaligen deutschen Kaiserreiche . . .	1.402.550.000
In den Ländern des Königreichs Preußen . . .	5.980.000
Holland	873.745.000
In verschiedenen Ländern von Holland bis ins Elsaß, namentlich in den Ländern zwischen der Mosel, dem Kanal und dem Rhein	115.780.000
Im ehemaligen Kurfürstenthum Trier	6.120.000
In der Pfalz	12.482.000
Zweibrücken	4.455.000
Schwaben	57.758.408
Herzogthum Berg	2.464.000
Kaiserthum Oesterreich, im zweiten Feldzuge . .	464.061.575
Würtemberg	15.051.100
Bayern	16.970.000
Baden	5.545.000
Mailand, oder die cisalpinische Republik . . .	284.000.000
Modena	10.400.000
Lucca	5.000.000
Parma	5.858.000
Neapel	150.000
Genua	4.000.000
Toscana	8.000.000
Venedig	172.015.788
Spanien	50.000.000
Portugal	36.000.000
Schweiz	10.500.000
Hamburg	7.000.000
Bremen und Lübeck	5.000.000
Im Ganzen	3.582.267.671

Hiezu sind noch zu rechnen die Verluste, die Europa durch die französische Revolution in Gegenständen erlitten hat, die in obige Berechnung nicht aufgenommen werden konnten, weil sich keine genaue Schätzung derselben stellen läßt, wie Silberwaaren von Kirchen, Palästen, Nationaldomänen, Eigenthum der Emigranten in eroberten Ländern, Unterhalt von Armeen, Befestigungen, Gebietsverluste u. s. w., im Anschlage von	20.000.000.000
Ferner die durch die Assignaten erlittenen Verluste. Fünfzig Milliarden Assignaten, von denen ein Drittheil von den Ländern außer Frankreich eingebüßt wurde, die in den öffentlichen Fonds erlittenen Verluste mit eingerechnet	16.666.666.666
Die Verluste Hollands, die es durch die Bankerotte Frankreichs erlitt	1.920.000.000
Werth von Schiffen, die neutralen Mächten weggenommen wurden	125.000.000
Gesammtverlust Europa's in Geld und Gebieten . .	42.295.934.337

Hierin sind die Verluste Großbritanniens an Handelsschiffen nicht begriffen, da Frankreich dagegen weit beträchtlichere Verluste an Kriegsschiffen erlitt.

•

Folgende Anekdote von Garrick erzählt Madame d'Arblay in den jüngst erschienenen Memoiren ihres Vaters, des Dr. Burney: „Dr. Burney wollte seinen Freund Twining Garrick vorstellen, und die beiden erstern waren in der fröhlichsten Laune mit einander im Gespräche begriffen, indem sie Garrick erwarteten, der zu kommen versprochen hatte. Plötzlich wurden sie durch ein Geräusch vor der Thüre unterbrochen, das ihnen Garricks Ankunft zu verkünden schien; gleich darauf aber fragte eine Stimme, ob Sir Jeremias Hillsborough den Doktor sprechen könne. Der Baronet war beiden Freunden eben so widerwärtig, als Garrick ihnen angenehm, und beide riefen daher, wie aus einem Munde, dem Bedienten entgegen: „Nein, nein, um's Himmelswillen, Nein!“ — Und eben wollte sich der Doktor auf eine angemessene Entschuldigung besinnen, als der Bediente ihm zuflüsterte: „Er ist mir auf den Fersen und stehe vor der Thüre; er wird sich schwerlich abweisen lassen.“ Kaum war Dieß gesagt, als die Thüre des Bibliothekzimmers heftig aufgerissen wurde und Sir Jeremias mit dem Hut auf dem Kopfe, in einem altmodischen blauen Ueberrocke, dessen Kragen bis über die Ohren hinaufgeschlagen war, und mit einem Taschentuche am Backen, wie Jemand, der an Zahnweh leidet, hereintrat. Der Doktor sowohl als Herr Twining, denen der unwillkommene Gast nur wegen seines streitsüchtigen Temperamentes bekannt war, schlossen sogleich, daß dieser seltsame Besuch wahrscheinlich keinen andern Zweck haben würde, als wegen irgend einer vermeintlichen Beleidigung Genugthuung zu fordern oder sonst einen Zank anzufangen, und empfingen ihn mit stummem Schrecken. Allein auch Sir Jeremias sprach kein Wort, schritt aber geradezu auf einen großen Armstuhl am Kamine, warf sich stolz und breit in denselben und schien vor innerlich kochendem Zorn noch nicht zu Athem kommen zu können. Die beiden Freunde starrten sich verwundert an und glaubten einen entsprungenen Bewohner Bedlams vor sich zu haben, als der giftige Baronet, mehrmals drohend mit dem Kopfe nickend, aufsprang, seinen breiten Hut und seinen alten Ueberrock abwarf, und von Lustigkeit strahlend die heitern Gesichtszüge, die funkelnden Augen und der lachende Mund — Garricks aus der Verhüllung hervortraten.“

•

Das „Hofjournal“ berichtet: „Die interessantesten Nachrichten, die man gegenwärtig über die berühmte Lady Ester Stanhope erhalten hat, sind von Herrn Miranda, dem verstorbenen Chargé d'Affaires der Republik von Columbia, der mehrere Monate mit ihr unter Einem Dache lebte. Er beschreibt sie als eine überspannte, aber keineswegs verrückte Frau und spricht von ihrer Großmuth und Freigebigkeit mit der größten Bewunderung. Sie hat einen großen Widerwillen gegen europäische Sitten und Kleidung, nimmt aber Europäer, die sie besuchen, mit der größten Gastfreundschaft in ihrem Hause auf, wo den Gästen Alles zu Gebote steht, ohne daß sie ihre Wünsche unmittelbar an ihre Wirthin gelangen zu lassen brauchen. Wer einmal eingeladen ist, kann bei ihr Monate, ja sogar Jahre lang verweilen und aller Bequemlichkeiten des Hauses genießen, vorausgesetzt, daß er sich nicht in ihr Privatleben einzudrängen oder ihrem Sonderlingswesen gegen den Sinn zu fahren sucht. Ihre ganze Bedienung besteht aus Orientalen und auch ihre ganze Lebensart und Einrichtung ist morgenländisch, nur mit einer Beimischung europäischer Bequemlichkeit. Sie wird von dem Landvolke in der Umgegend angebetet und steht bei allen Häuptlingen in großem Ansehen, so daß jeder Sklave, der sich den Unwillen seines Herrn zugezogen hat und eine Strafe fürchtet, sie nur um ihre Fürbitte anzugehen braucht, die ihm nie versagt wird. Lady Stanhope soll in den letzten zehn Jahren fleißig an den denkwürdigsten Erinnerungen ihres Lebens gearbeitet haben, ein Werk, das viel Licht auf die Politik des Orientes werfen müßte.

•

Ramohun Roy, der berühmte indische Brahmine, hat in London verschiedene Schriften drucken lassen, die er aus dem Sanskrit übersetzte und schon früher in Indien herausgab. (Translation of several principal Books, Passages and Texts of the Veds and of some controversial works of Brahmanical Theology; by Rajah Ramohun Roy. 2e edition. London 1832.)

•

Während einer Vorstellung im Drury-Lane wurde neulich ein Matrose in einem Handgemenge, das sich im Paradiese dieses Theaters entspann, über Bord geworfen, war aber noch so geschickt oder glücklich, den Arm eines großen Leuchters zu erhaschen, wo er sich so lang in der Schwebe erhielt, bis man ihm zu Hülfe kommen konnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 349. 14 December 1832.

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Aus Murat Esquisse Moral et Politique des Etats-Unis. Paris 1832.)

Als die Staaten des neuen Englands nur noch von Menschen bevölkert waren, die man ihrer Religion wegen verbannt hatte, setzten diese eine Art theokratische Regierung unter sich ein. Obschon man hätte glauben sollen, daß die Verfolgungrn, die sie selbst erfahren hatten, sie Duldung gegen Andere gelehrt haben würden, so fingen sie dennoch bald an, Quäcker, Katholiken und Hexen zu verfolgen, so weit es nur immer in ihrer Macht stand. Sie hatten einen Koder von Gesetzen verfaßt, den sie, man weiß nicht warum, die blauen Gesetze (blue laws) nannten, und durch den eine Menge lächerlicher Gebräuche als wesentlich zu Begründung guter Sitten eingeführt wurden. Der Sonntag sollte auf das strengste gefeiert werden; es war an diesem Tage weder erlaubt zu reisen, noch auf der Straße zu gehen, in und aus der Kirche ausgenommen, man durfte nicht kochen, ja nicht einmal seine Frau umarmen. Ein eigener Haarschnitt war vorgeschrieben, und gewisse Gerichte waren nur zu gewissen Zeiten des Jahres zu essen erlaubt. Ein Sechsunddreißigtheil der öffentlichen Ländereien wurde in jeder Stadt zurückbehalten, um aus dem Ertrag eine Kirche und eine Schule unter jeder beliebigen Benennung zu unterhalten, wenn sie nur protestantisch war. In den von der Regierung kolonisirten Staaten, wie Virginien und Südcarolina, wurde die englische Kirche, ganz wie im Mutterland, eingeführt und bestand so bis zur Revolution. Die aus England verbannten Katholiken gründeten Maryland und führten dort die Unduldsamkeit ein; Luisiana und die Floridas, von Franzosen und Spaniern bevölkert, hatten reich dotirte Kirchen und Klöster. Dem großen Penn war es vorbehalten, zuerst die vollständigste Toleranz in der Kolonie Pennsylvanien einzuführen; dieses System wurde nach und nach auch von andern Kolonien angenommen, und ist jetzt in allen Staaten Gesetz. Seit der Annahme der Konstitution in den Vereinigten Staaten wurde der Grundsatz einer allgemeinen Toleranz nicht nur als ein Theil des Bundesvertrags festgestellt, sondern dem Kongresse sogar untersagt, über Religionsgegenstände Gesetze zu erlassen. In sämmtlichen Staaten gehören die Kirchen und deren Eigenthum, wenn sie eins besitzen, nicht der Geistlichkeit, sondern der Gemeinde. So wird auch bei Gründung jeder neuen Stadt ein Landantheil zurückbehalten, um ihn der ersten Kirchengemeinde, die ihn anspricht, zu überlassen; Trustees (eine Art von Fideikommißverwaltern) werden ernannt, denen oder deren Nachfolgern jene Ländereien verkauft oder geschenkt werden, um sie einer kirchlichen Gemeinde später zum Gebrauche abzutreten; und sobald Dieß geschehen, ist die Gemeinde gebildet und wird eine Person, die befähigt ist Käufe und Verkäufe zu schließen, gerichtlich verfolgen zu können und verfolgt zu werden, Alles nach den bei ihrer Begründung in der Einverleibungsurkunde festgestellten Bedingungen. Diese moralische Person veranstaltet Almosensammlungen, nimmt Geld auf, baut eine Kirche, verkauft einen Theil der Kirchenstühle, vermiethet einen andern, verkauft oder vermiethet Plätze auf ihrem Kirchhofe u. s. w., und wählt dann, wenn alles Dieß in Ordnung ist, einen Prediger, bezahlt ihn, behält ihn oder schickt ihn wieder fort, ganz nach ihrem Belieben. Diese Pfarrer haben bald eine bestimmte Besoldung, bald außer dieser noch andere Nebeneinkünfte, den Nießbrauch eines Hauses, oder den Miethertrag der Kirchenstühle; kurz jede Gemeinde findet sich mit ihrem Geistlichen ab, so gut sie es vermag. Viele dieser Gemeinden sind sehr reich, andere arm, oder machen, nachdem sie ihre Mittel verschleudert haben, Bankerott, und dann wird ihre Kirche wie jedes andere Gantanwesen im Aufstreiche verkauft. Oft geschieht es, daß ein Geistlicher eine den Ohren der Frommen anstößige Lehre predigt und der Bischof oder das Konsistorium ihn dann exkommunicirt. In diesem Fall ändert entweder die Gemeinde ihre Religion und behält ihren Prediger, oder sie entläßt ihn, und bleibt bei ihrer Kirche. Gewöhnlich bildet bei einer solchen Gelegenheit der exkommunicirte Prediger mit einem kleinen Theile seiner Gemeinde eine neue Sekte; eine neue Gemeinde gestaltet sich, und eine neue Kirche wird gekauft oder gebaut. Die Sekte vergrößert sich nun entweder, und neue Kirchen werden unter ihrem Namen begründet, oder sie stirbt mit ihrem Stifter und dessen Gemeinde aus, oder sie ändert ihre Religion, oder theilt sich, oder bleibt auch wohl ganz ohne Geistlichen, was nicht selten vorkommt.

Die zahlreichsten Sekten in den Vereinigten Staaten sind die bischöflichen, oder die englische Kirche und die Presbyterianer, und man kann in der That alle übrigen auf diese zurückführen. Jeder Staat bildet eine Diözese; in einigen gibt es einen Fonds, der allen bischöflichen Gemeinden insgesammt gehört, und aus dem ein

Bischof, eine Kathedrale und ein Seminar erhalten wird; in andern Staaten steuert jede Gemeinde einen Theil ihrer Einkünfte zu diesem Zwecke bei. Ein bischöflicher Konvent aus einer bestimmten Anzahl Deputirter von jeder Gemeinde und einer bestimmten Anzahl Geistlicher bestehend, wählt und bezahlt den Bischof, und leitet mit ihm vereint die geistlichen Angelegenheiten der Kirche des Staats. Deputirte der Staatskonvente versammeln sich von Zeit zu Zeit zu einem Generalkonvente der bischöflich-protestantischen Kirche in Amerika.

Bei den Presbyterianern herrscht dieselbe Einrichtung, nur mit dem Unterschiede, daß sie keine Bischöfe haben und daß die höchste geistliche Gewalt von den Konventen ausgeht. Derselbe Fall ist es bei allen den übrigen sehr zahlreichen Sekten, und in der Kirche wie im Staat ist die Lehre von der Volkssouveränetät die herrschende; jede Gemeinde sagt zu ihrem Prediger: wir geben dir so und so viel dafür, daß du uns die und die Lehre predigst. Tritt, was sehr häufig der Fall ist, eine Meinungsverschiedenheit zwischen einer Gemeinde und dem Konvent ein, so muß dieser entweder nachgeben, oder es entsteht ein Schisma. Alle diese Gemeinden, Konvente u. s. w. sind übrigens vom Gesetze nur als Korporationen anerkannt, die eben so wie jede andere für wohlthätige Anstalten, öffentliche Arbeiten oder Handelsunternehmungen begründete, befähigt sind Käufe und Verkäufe zu schließen, und vor Gericht zu verfolgen oder verfolgt zu werden. Die Freimaurerlogen und Kapitel, die Museen, Gemäldegalerien und gelehrten Gesellschaften sind dem Staat auf gleiche Weise einverleibt. Die Vorrechte der Geistlichkeit beschränken sich darauf, daß sie, eben so wie die Postmeister, Aerzte und Schullehrer, von der Miliz und der Jury frei sind. In einigen Staaten dürfen sie auch, wenn sie in Angelegenheiten ihres Amtes reisen, kein Weg- und Brückengeld bezahlen, und in andern sind sie von jeder Wahlfähigkeit zu öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Alle diese Vorrechte und Ausnahmen werden indeß auf die Diener aller Glaubensformen angewendet, so fern sie als solche von einer Gemeinde anerkannt sind, und erlöschen mit dem Austritt aus der Kirche. Jeder der dazu Lust hat kann predigen, wenn er Zuhörer findet, was nicht schwer hält, und von diesem Augenblick an wird er Mitglied der Geistlichkeit (Clergyman). Vorzüglich ist dieß bei den Methodisten und Baptisten der Fall; diese beiden Sekten, die zahlreichsten in den Vereinigten Staaten, besonders im Süden, glauben an die Prädestination und an die wirkende Gnade. Sie glauben, daß, sobald ein Mensch der Gnade theilhaft, bekehrt und durch Aufnahme des heiligen Geistes in seinem Innern erleuchtet worden, er ein Auserwählter sey, und von diesem Augenblick an nicht mehr sündigen könne, sondern daß der Teufel aus ihm sündige. Die Methodisten sind sicher die wunderlichste, merkwürdigste und verbreitetste Sekte in den Vereinigten Staaten: sie haben Bischöfe, Gemeinden und Kirchen wie die übrigen, aber außer dem auch noch Versammlungen von Bekehrten, oder, wie sie sie nennen, „Heiligen," in denen Alles zu gleicher Zeit predigt, spricht und singt. Da wo sie keine stehenden Kirchen haben, halten die Aeltesten unter ihnen Ermahnungen, und das ganze Land ist in Bezirke abgetheilt, von denen jeder seinen Bezirksprediger hat, dessen Geschäft es ist, alle Kirchen, Gemeinden, Versammlungen und Familien seines Bezirks zu besuchen und überall den Fanatismus zu unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

„Als die Natur Aga Mohammed schuf, hatte sie, wie es schien, die Absicht, eine Seele von ungewöhnlicher Energie mit einem Körper zu vermählen, der in Rüstigkeit und Kraft ihr gleich seyn sollte; allein ihr ganzer Plan wurde durch die Grausamkeit des Mannes vereitelt. Die Lebendigkeit und Schärfe des Verstandes, die sich bei ihm in ihrer vollkommenen Frische erhalten hatten, wurden von Mißlaune und mürrischer Verdrießlichkeit befallen, denn so oft er seinen Körper zum Gegenstande seiner Betrachtung machte; stieg in ihm ein solcher Widerwille gegen sich selbst auf, daß sich sein Gefühl zuletzt feindlich gegen das ganze menschliche Geschlecht empörte. Was einst hoch und gebieterisch da stand, war jetzt von dem herannahenden Alter niedergekrümmt; was einst Muskelkraft und Breite der Schultern, schien jetzt eingeschrumpft und verdorrt; das Gesicht, vorzüglich in einem Lande wo allgemein Bärte getragen werden, glich dem eines Aussätzigen, denn es war fast ganz haarlos, und konnte sich nur einiger einzeln stehender Borsten berühmen, die gleich verbutteten Bäumen auf dürrem Boden anzusehen waren. Die Haut, die es bedeckte, war nassem Pergament ähnlich und hing in wulstigen Runzeln von den Backen, unter dem Kinn und um den Nacken her. Dieß gespenstige Antlitz, wie man es wohl nennen darf, erhielt jedoch einigen Glanz aus einem Paar kleiner grauer Augen, die mit einem mehr als menschlichen Feuer unter zwei schlampigen Vorhängen von Augenliedern in all ihrer Verständigkeit hervorblitzten, und wenn sie Wuth, Eifersucht oder Grausamkeit aussprachen, Denen, die ihren Flammen ausgesetzt waren, ein Gefühl einflößten, als stünden sie unter dem Zauberbann irgend eines blutgierigen Ungeheuers. Bei allem Dem gab es Augenblicke, wo dieß Gesicht lächelte und sich sogar zu einem Schimmer von Mitleid und Wohlwollen aufheiterte; allein diese Zeichen wurden für so trügerisch gehalten, daß man sie zuletzt nur als die Vorboten irgend eines außerordentlichen Unglücks betrachtete, gleichsam als Lärmfeuer, um Jene, die sich in Gefahr befanden, zu warnen, auf ihrer Hut zu seyn.

„Der Schah hatte kaum seinen Diener entlassen, als der Bucklige in's Gemach schlich, in der Hand das silberne Becken, die Handtücher und Alles was zum Barbiren gehört. Es lag im Aeußeren dieses Geschöpfes etwas so Unheimliches und zugleich so Häßliches, daß man allgemein glaubte, der Schah habe ihn vorzüglich deßhalb zu einem so wichtigen Amte berufen, um sich an seiner Mißgestalt in guter Laune zu erhalten. Sein ungeheurer Kopf, der dicht auf dem Nacken zwischen hohen Schultern und einem Höcker dahinter eingeklemmt saß; die schwachen Spindelbeine auf denen er ruhte und die ungeheuer langen und starken Arme und Hände, erinnerten an irgend eine ungefüg zusammengesetzte Vogelscheuche. Der Ausdruck seines Gesichtes schien kaum einem Menschen anzugehören: schwere Augenlieder deckten einen blitzenden Augapfel, hiezu kamen die Lippen eines Affen, von einem Haarwulst über-

schattet, und ein listig boshaftes Lächeln, das die Haut schaudern machte und das Herz mit Abscheu erfüllte.

„Er machte sich mit einer Art mürrischer Gleichgültigkeit an sein Geschäft, gleich einem Menschen, der scheinbar ganz in Gemüthsruhe, obgleich im Innern voll Entwürfe — es war der Ichneumon, der sich um das Krokodil zu schaffen macht. Da er so zu sagen das Privilegium genoß, zunächst um den Schah zu seyn, so war er der Vertraute vieler geheimer Gedanken seines Herrn, und das Werkzeug zu mancher seiner tyrannischen Handlungen, weßhalb er als Spion gehaßt und als Angeber gefürchtet wurde. Der Barbier bemächtigte sich des Kopfes seines Herrn, wie einer ganz ihm angehörigen Sache, wusch ihn, schor ihn, schob ihn auf diese und auf jene Seite mit einer Gewandtheit und einem Muthe, den sich in Betracht, Wem dieses Haupt gehörte, nur Jemand von der Keckheit des Buckeligen herausnehmen konnte. Nur wenige Worte wurden zwischen beiden gewechselt, aber was gesprochen wurde, war vollwichtig und bezeichnete auf welchem Fuße beide zu einander standen.

„Babekhan geht morgen," sagte der Schah.

„So wahr ich dein Opfer bin, Ja," erwiderte der Buckelige, „er geht."

„Es ist ein harmloser Knabe," bemerkte der König.

„O ja, ja für jetzt," entgegnete der Barbier mit einem unterdrückten Krächzen, indem er einen gewissen Nachdruck auf das jetzt legte.

„Wie so, jetzt?" fragte der Schah.

„Er wird bald fühlen, daß er König zu werden bestimmt ist, antwortete der mit dem Buckel, „und das macht einen Unterschied."

„Bei dem Haupte des Schah's," sagte der König, indem er die Hand des Barbiers hielt, „er möge seine Augen offen halten; ich erlaube Keinem in meinem Königreiche ehrgeizig zu seyn, als mir selbst. Was für schiefe Gedanken ziehen in Deinem schiefen Gerippe umher?"

„Dein Sklave sprach von Denen, die ihn umgeben. Die Speise kann gesund seyn, aber die Zubereitung Gift."

„Du mußt Die im Auge behalten," sagte der Schah, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte. Ich muß wissen, Wer und Was sie sind."

„Bei meinen Augen, es soll geschehen," erwiderte der Buckelige, „aber es ist Jemand da, von dem Niemand als der Schah sprechen kann."

„Was sollen diese Worte?" sagte der König.

„Er hat eine Schwester," antwortete der boshafte Teufel.

„Halt Dein ruchloses Maul, Schurke," rief der Schah. „Niemand wage es von Amima ohne die Ehrfurcht zu sprechen, die man dem einzigen Wesen schuldig ist, das der König auf Erden liebt. Der Staub ihrer Füße ist Balsam für meine Augen."

Der Buckelige warf einen boshaften Seitenblick auf seinen Herrn und stand, da er mit seinem Geschäfte zu Ende war, in ehrerbietiger Demuth vor seinem Gebieter.

„Möge ich Dein Opfer seyn! — ich bin fertig! Bin ich entlassen?" —

„Ja, siehe zu, daß Alles für die Abwesenheit auf eine Woche in Bereitschaft stehe. Lasse den Oberastrologen kommen und sage ihm, daß ich in einer Stunde zu Pferde steige, und daß die Sterne in Ordnung seyn müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Die neuschottländischen Seenebel.

(Schluß.)

Kein so glückliches Gestirn leuchtete dem Schiff „Atalante," unter Kapitän Friedrich Hickey. Am 10 November 1815 näherte sich dieses Schiff, an einem düstern Nebeltage dem Hafen von Halifax, indem es seinen Weg fleißig mit dem Senkblei untersuchte und Matrosen auf den Segelstangen des Fockmastes, so wie auf dem äußersten Ende der Raaen des Besanmastes und überall, wo man hoffen konnte, das Land zu erblicken, auf der Wache hatte. Nach dem Frühstück ließ der Kapitän das Nebelsignal abfeuern, in der Hoffnung von dem Cap Sambro, in dessen Nähe er sich glaubte, Antwort zu erhalten. Wirklich hörte er auch einige Minuten darauf in nordnordwestlicher Richtung, genau von der Gegend her, wo seiner Muthmaßung nach der Leuchtthurm liegen mußte, einen Kanonenschuß. Da dieses Zeichen der „Atalante," die alle fünfzehn Minuten ein Geschütz abfeuerte, von der Küste her regelmäßig erwidert wurde; so beschloß der Kapitän, im Vertrauen auf die Leitung des befreundeten Grußes, fortzusteuern, um in den Hafen einzulaufen. Allein ein unglückliches Verhängniß wollte, daß die Signale, die den Kanonenschüssen der „Atalante" antworteten, nicht von dem Cap Sambro abgefeuert wurden, sondern von einem Kriegsschiff „der Barbarossa," der gleichfalls im Nebel umherirrte, und wie die „Atalante" der Meinung war, die Signalschüsse des Leuchtthurms zu hören.

Die Gefahr, sich bloß unter Leitung der Signalschüsse dem Hafen von Halifax zu nähern, war immerhin gefährlich, allein es ist oft die Pflicht des Offiziers sein Schiff wie sein Leben zu wagen. In diesem Falle befand sich der Kapitän Hickey, der Depeschen in Betreff der feindlichen Flotte zu überbringen hatte, wobei es von Wichtigkeit war, daß sie keine Stunde später eintrafen. Da es allen Anschein hatte, daß der Seenebel eine volle Woche dauern würde; und da die Offiziere und der Kapitän selbst schon wiederholt den Weg gemacht hatten, und so gut als nur ein Lootse kannten; so beschlossen sie nicht zu warten. Kaum hatten sie noch einige Meilen zurückgelegt, als eine Stimme schrie: „Riffe! Riffe! Ganz nahe am Steuerbord!" Allein schon war es zu spät, schon befand sich das Schiff zwischen jenen furchtbaren Riffen, die man „die Klippen der Schwestern" oder die Felsenkette des Cap Sambro nennt.

Das Steuerruder und die Hälfte des Hintersteven sammt einem großen Theil des falschen Kieles wurden auf dem ersten Stoß weggerissen und trieben längs der Schiffswände hin. Wahrscheinlich wurde auch ein Theil des Kielraumes mit einem 120 Tonnen schweren Ballast von Eisen abgerissen, und die „Atalante," die sich augenblicklich mit Wasser füllte, wurde nur noch durch die leeren Fässer flott erhalten, bis auch die Verdecke und Seitenwände borsten, oder durch den Wogenanprall zerschmettert wurden. Der Kapitän, der während dieses ganzen Vorfalles so ruhig geblieben war, als ob sich gar nichts besonderes ereignet hätte, gab Befehl, die Kanonen ins Meer zu werfen; bevor aber eine einzige aus ihrem Gestelle gebracht oder ein Lavettenstropp gekappt werden konnte, sank das Schiff dergestalt, daß die Matrosen nicht mehr bei den Stückpforten bleiben konnten. Nur mit großer Schwierigkeit gelang es, einige Geschütze als Nothsignale abzufeuern. Während der Kapitän Hickey hiezu die Befehle gab, ließ er auch die Pinasse in Bereitschaft setzen, um sie im nächsten Augenblick ins Meer hinabzulassen; allein da die Maste ohne Boden keinen festen Halt mehr hatten, so schwankte sie von einer Seite auf die andere, und die ganze Schiffsmannschaft wurde auf ihre Posten zurückgerufen. Hierauf wurden die Lootsenboote nicht ohne die größte Mühe ins Wasser gebracht; allein das kleine Boot, das um ausgebessert zu werden, auf dem obersten Stockwerke des Hinterkastelles lag, wurde von dort über Bord geschleudert, stieß an eine der Segelstangenverlängerungen des Buges, barst und versank. Mittlerweile senkte sich das Schiff immermehr, und es wurde Befehl gegeben, den Besanmast und den untern Mast zu kappen, die glücklicherweise so fielen, daß sie die Schaluppe nicht beschädigten, die noch auf ihren Stützen zwischen den beiden Kastellen lag, und die einzige Hoffnung der Schiffsmannschaft war. In diesem Augenblick spaltete sich das Schiff zwischen dem Hauptmast und dem Fockmast, und einige Sekunden nachher riß es auch quer zwischen dem Besanmast und Hauptmast auseinander, so daß die arme Atalante nur noch ein dreifaches Wrack bildete, das bei jedem Wellenstoß mehr und mehr in Trümmer ging. Inzwischen hatte sich der größte Theil der Schiffsmannschaft in die Schaluppe geflüchtet, die noch immer auf ihren Stützen ruhte, indem sie hofften, daß sie flott bleiben würde, wenn das Schiff vollends versänke; allein der Kapitän, welcher sah, daß die dergestalt überladene Schaluppe sich nicht auf dem

Wasser zu halten im Stand seyn würde, befahl zwanzig Mann, sie zu verlassen, und — was kaum glaublich scheinen wird, sein mit der vollkommensten Ruhe gegebener Befehl wurde so buchstäblich und schnell vollzogen, als immer. Mitten in dieser höchst bedenklichen Lage wurde nicht nur die genaueste Mannszucht beobachtet, ohne daß auch die geringste Widersetzlichkeit vorfiel; sondern die Matrosen behielten auch einen unerschütterlichen Muth und eine unglaubliche Lustigkeit. Selbst als die Maste stürzten, erstarb das Krachen der Spiren in dem freudigen Hurrah, obgleich die Schiffsmannschaft gewissermaßen an dem Dahlbord (die Lehne des Verdeckes) zwischen den Kastellen zurückgedrängt, sich mehr und mehr von der Brandung bedroht sah, und jeden Augenblick gewärtig seyn muß, hinweggespült zu werden.

Sobald die Schaluppe von der Last, mit der sie überladen war, befreit worden, machte sie sich von ihren Stützen los, oder vielmehr ein Wogenstoß warf sie das Unterste zu Oberst um, und schleuderte sie in die Brandung unter die Trümmer des Schiffes. Allein die Matrosen wetteiferten in unerschütterlichem Muthe mit ihrem Kapitän: die Augen auf ihn gerichtet, verloren sie nicht einen Augenblick ihre Kaltblütigkeit und ihren verdoppelten Anstrengungen gelang es nicht allein sie wieder aufzurichten, sondern sie auch außer dem Bereiche der Brandung zu bringen, wo sie in einiger Entfernung von den wüthenden Wogen der weiteren Befehle ihres Kapitäns harrten, der mit vierzig Mann ungefähr, auf den traurigen Ueberresten seiner Atalante verweilte, die einst so schön und so bewundert war. Man versuchte inzwischen auch ein Floß zu erbauen, weil man befürchtete, die drei Boote würden nicht ausreichen, die Mannschaft zu fassen; allein die Wuth der Wogen machte Dieß unmöglich und man mußte sich nun einzig auf die drei Boote verlassen, die augenscheinlich mit Menschen überfüllt waren; die Pinasse enthielt die größte Anzahl und die Leute mußten sich auf den Rücken liegend, wie Häringe in einer Tonne auf einander schichten, während die Boote nach dem Wrack hin und her steuerten, um die übrigen abzuholen. Allein wie konnte man sich den Trümmern des Schiffes nähern, das mit reißender Schnelligkeit Stück für Stück von den Wogen verschlungen wurde. Mehrere der unglücklichen Schiffbrüchigen konnten nur von dem Wrack entkommen, indem sie sich in die Wogen stürzten und die Pinasse durch Schwimmen zu erreichen suchten, andere wurden an Tauen durch die Brandung gezogen; manche sogar mittelst Ruder und kleiner Spiren, wie mit Gabeln herausgeholt. Unter der Schiffsmannschaft befand sich auch als Matrose ein lustiger Neger, ein Violinspieler, den man in diesem kritischen Augenblick mit seiner geliebten Geige unter dem Arme an den Ketten der Strickwand angeklammert sah — ein Anblick, der mitten in der höchsten Noth seinen Kameraden zu einigen Witzen Anlaß gab. Es blieb dem armen Teufel bald nichts mehr als die Wahl zwischen Geige und Leben, und nach einem Augenblick schmerzlicher Unschlüssigkeit ließ er denn doch die Geige fahren. Wenn die zärtliche Liebe des Negers zu seiner Kunstgenossin den Matrosen in ihrer furchtbaren Lage noch belustigend erscheinen konnte, so kam ihnen einen Augenblick später ein unerhörter Eifer von Dienstpflicht nicht minder ergötzlich vor. Der Sekretär des Kapitäns war nahe daran zu ertrinken, weil er sich selbst zu retten vergaß, um treulich zu bewahren, was ihm anvertraut war. Es war ihm nämlich als allgemeine Instruktion mitgetheilt worden, so oft eine Kanone abgefeuert werde oder sonst etwas sich ereigne, wodurch das Schiff in eine heftige Erschütterung gerathen und die Bewegung des Chronometers gestört werden konnte, denselben in die Hand zu nehmen, um den Zeitmesser dadurch in stäter Genauigkeit zu erhalten. Sobald daher das Schiff auf die Untiefen stieß, dachte der gute Sekretär an nichts mehr als an seinen Chronometer, den er auf das Verdeck stürzend mit sich nahm; allein da er nicht schwimmen konnte, so war er genöthigt, sich an den Hauptmast anzuklammern, wo er fast nicht so sehr mit dem Gedanken an seine Rettung als an die Erhaltung des ihm anvertrauten Kleinodes beschäftigt schien. Als das Schiff mehr und mehr sank, und der Mast fast horizontal auf den Wogen lag, versuchte er es auf die Bramstange zu klettern, was ihm auch gelang und hier saß nun der ehrliche Schreiber an allen Gliedern zitternd mit seinem Chronometer in der Hand, und schnitt Gesichter wie ein Affe, der mit einer Kokosnuß entsprungen ist, bis endlich auch diese Spire losriß, und er und sein Chronometer von den Wogen verschlungen wurden. Aller Augen hielten sich auf die Stelle gerichtet, wo er verschwunden war, um zu sehen, ob er wieder zum Vorschein kommen würde und richtig tauchte er zu großer Belustigung des Schiffsvolkes wieder aus der Tiefe auf, den Chronometer in der Hand, mit dem [er] halb ertrunken von einem der Boote herausgefischt wurde. Mit Ausnahme dieses glücklichen Chronometers und der Depeschen des Admirals, die der Kapitän gleich im Anfang, wo das Schiff auf die Riffe gestoßen war, in Sicherheit gebracht hatte, ging Alles am Bord zu Grunde.

Die Pinasse enthielt neunundsiebzig Männer und eine Frau, der Kutter zweiundvierzig, der Gig achtzehn und genau so viel war Alles, was diese drei Fahrzeuge tragen konnten. Wie sich von selbst versteht, war Kapitän Hickey der letzte, der die „Atalante“ verließ; allein die Liebe und Achtung, die seine Leute für ihn empfanden, war so groß, daß Diejenigen, die mit ihm auf den letzten Trümmern des Schiffes zurückgeblieben waren, den größten Schmerz bezeigten, ihren Kapitän in einer so gefährlichen Lage zurücklassen zu müssen. Auch ging die Vernichtung des unglücklichen Schiffes so schnell vor sich, daß der Kapitän kaum in das Boot herabgestiegen war, als Alles von den Wogen verschlungen wurde. Das Schiffsvolk rief indeß der Atalante mit einem dreimaligen Hurrah Lebewohl zu, als es sie versinken sah, und überließ endlich die treibenden Trümmer des stolzen Gebäudes, das sieben Jahre ihre Wohnung und Heimath gewesen war, den Wogen.

Der Seenebel blieb indeß so dicht und undurchsichtig als vorher. Die beiden Kompasse waren mit den Schiffen zu Grund gegangen, und man hatte keine Boussole, der Wind blies schwach, und es war ungemein schwer in gerader Richtung zu steuern. Zum Glück erinnerte sich in dieser großen Verlegenheit ein alter Bootsmann, Namens Samuel Shanks, daß er einen kleinen Kompaß als Petschaft an seiner Uhr trug. Diese kostbare Entdeckung wurde von der Mannschaft in der Pinasse ihren Kameraden durch ein lautes Freudengeschrei verkündet. Der Kompaß lief von Hand zu Hand bis zum Kapitän und die kleine Nadel diente nun mit Beihülfe des so heldenmüthig geretteten Chronometers, den Lauf mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen und die Küste zu gewinnen, von der sich die Schiffbrüchigen zuvor nur immer mehr entfernt hatten. Bevor sie noch das Ufer erreichten, begegneten sie einem alten Fischer, der sie in eine kleine Bucht lootste, die den Namen Portugese-Cove führt, wo sie, zwanzig englische Meilen von Halifax alle wohlbehalten ans Land stiegen. Die Fischer zündeten große Feuer an, um ihre von Kälte erstarrten Gäste zu erwärmen, von denen die meisten nur leicht gekleidet, und durch und durch naß waren, während andere von Krämpfen an allen Gliedern gelähmt, sich nicht fühlen noch regen konnten, so dicht waren sie in den Booten auf einander geklemmt gewesen. Einige Matrosen, vorzüglich jene, die das Schiff zuletzt verlassen hatten, waren genöthigt gewesen, sich mit Schwimmen zu retten, und hatten nichts als ihre Hosen anbehalten, so daß von der ganzen Schiffsmannschaft nur der alte Shanks, der Eigenthümer der Uhr und des kleinen Kompasses, einen vollständigen Anzug besaß. Es war ein alter abgehärteter Seemann, der den Schiffbruch wie ein alltägliches Ereigniß nahm; er hatte sogar seinen Hut auf dem Kopf behalten, und ihn nur abgenommen, um seinem theuren Schiffe, als es in die Tiefe versank, ein Lebewohl zuzuwinken.

Die weiteren Maßregeln waren bald getroffen. Der Kapitän ging mit den drei Booten nach Halifax ab, wobei er Diejenigen von seinen Leuten, die am meisten gelitten hatten, und am schlechtesten gekleidet waren, mit sich nahm. Die Offiziere machten sich mit den übrigen zu Lande dahin auf den Weg, indem sie drei Abtheilungen bildeten, die in so regelmäßigem Zuge marschirten, als sey das ganze eine verabredete Expedition gewesen. Der größte Theil der Matrosen hatte keine Schuhe, was eine um so fühlbarere Unannehmlichkeit war, als man auf einem sehr rauhen Boden zu gehen hatte. Allein dessen ungeachtet blieb nicht ein Einziger zurück, und Abends traf die ganze Schiffsmannschaft, Offiziere, Matrosen und Schiffsjungen in Halifax zusammen Alles in so guter Ordnung, als ob ihr Schiff nicht die geringste Beschädigung erlitten hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 350. 15 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

Lange bevor noch die Dämmerung dem vollen Tageslicht gewichen war, verließ der Jagdzug die hohen Säulengänge des Palastes von Teheran. Zuerst kam ein reich ausgestatteter Takhtaveran, mit karmoisinrothem Tuch überhangen, auf dem die Sonne, die hinter einem ruhenden Löwen aufgeht — das königliche Wappen von Persien — in Gold gestickt zu sehen war. Es bedeckte eine Sänfte von vergoldetem Gitterwerke, welche zwischen zwei Maulthieren getragen wurde, die sich in ihrem reichen Geschirr und ihren scharlachenen Schabraken prachtvoll ausnahmen. Andere Maulthiere folgten, und die Sänfte, die mit den weichsten Kissen belegt war, wurde von mehreren Frauen zu Pferde umgeben, von denen einige in karmoisinrothen Gewändern das Vorrecht genossen, unbedeckten Antlitzes zu erscheinen — eine Erlaubniß, deren nur die Frauen des königlichen Hauses sich zu erfreuen haben, während andere in undurchdringliche Schleier von weißem Musselin gehüllt waren. Hierauf folgten kostbar angeschirrte Pferde, die von Pagen am Zaume geführt wurden, und Maulthiere, welche reiche Packbars oder Koffer trugen; endlich Verschnittene, deren Augen umherspäheten, ob sich irgend Jemand blicken ließe, der das ausgerufene Coruk zu verachten wagen sollte, ein Verbrechen, das augenblicklich mit dem Tode an Jedem bestraft wird, der sich erdreistet, den Frauen des Schah's in den Weg zu kommen. So reis'te Aga Mohammeds Nichte, die Prinzessin Amima.

Nächst ihr kam der Schah selbst, mit Gold und Perlen überladen, in all der barbarischen Pracht des Morgenlandes. Als er am Thore des Palastes erschien, entstand eine allgemeine Bewegung. Die Pagen stellten ihre Handpferde in Reihen, die Läufer setzten sich in Bereitschaft, die Pfeifenträger, Schuhträger, Manteltträger, Lanzenträger, mit zahllosen Beamten und Hofleuten ordneten sich zum Aufbruche. Hier sah man zuvörderst die berittene Leibwache von Ghulams, die aus jungen Leuten von Geburt bestand, in glänzendem Anzuge und auf Rossen vom besten arabischen und turkomanischen Geblüte; hierauf eine Schaar von zweihundert Kamelen, Zamburek genannt, jedes mit einer kleinen Drehbasse auf dem Rücken, die abgefeuert wurden, sobald der Fuß des Königs den Steigbügel berührte. Da sah man ferner die Mirzas oder Schreiber, die einen Theil des Hofstaates bilden, während die Herolde und die Diener des Oberstscharfrichters den ganzen Zug musterten und in Ordnung stellten. Der eigentliche Jagdzug war schon vorausgegangen, nur einige von den Lieblingsfalken sah man mit ihren Kappen und Fesseln auf der Faust ihrer Träger sitzen; sie waren ganz besonders für die Unterhaltung des Schah's bestimmt, der an dieser Art Jagd großes Vergnügen fand.

Der Schah trat aus den innern Gemächern des Palastes mit langsamen Schritten und ernstem Blicke hervor. Der Wessir, der Staatssekretär, der Oberstscharfrichter, der Gouverneur von Teheran, der Obermollah und eine Schaar von Priestern und der ganze Heuschreckenschwarm der Höflinge beugte sich vor ihm in ehrfurchtsvoller Anbetung. Der König näherte sich seinem Pferde, an dessen Seite der königliche Astrolog stand, den gespannten Blick auf die Uhr geheftet, um den günstigen Augenblick anzugeben, wo der Fuß Aga Mohammeds den Steigbügel berühren sollte. Der Augenblick kam, die Drehbassen auf den Kamelen krachten, eine Menge Trommeln, Zymbeln und Hoboen ließen ein lärmendes Getöse erschallen, das durch den Zuruf und die Gebete seiner Unterthanen übertäubt wurde.

Die Jagd, die hauptsächlich auf wilde Esel gemacht wurde, ging in einer der kahlen Gebirgsgegenden Persiens vor sich. Der Schah zielte auf eines dieser Thiere, das auf der Spitze eines Felsen sich blicken ließ, und fehlte es. Fateh Ali, der Neffe des Königs und Amima's Bruder, ein muntrer schöner Jüngling, schlägt auf dasselbe Thier an, und es taumelt getroffen in die Tiefe herab. Der Grimm des Tyrannen wurde hiedurch sogleich entzündet und die Jagd eingestellt. Nur mühsam unterdrückte Aga Mohammed seine Wuth, die sicherlich Fateh Ali auf der Stelle verderblich geworden wäre, wenn sein Oheim einen andern Verwandten gehabt hätte, der sein Erbe seyn konnte. Als man das Lager von Bagh Schah erreichte, fragte der König nach dem Prinzen, und als er erfuhr, daß er mit andern jungen Leuten zum Zeitvertreibe nach einem Schilde schieße, rief Aga Mohammed: „Ha, Bakhbakht! Unseliger junger Mensch, was für Unrath ißt sein Mund! Ist es nicht genug, daß er mich heute morgen unter die Nase höhnte, will er jetzt auch meinen Unfall dem ganzen Lager preisgeben, indem er sie bei jedem Schuß an seinen Sieg erinnert!“ Sadik erhielt Befehl, den Prinzen in sein geheimes Zelt zu führen und der Buckelige, die bewußte Büchse unter sein Polster zu legen. Dort saß der Schah, zwei Wachslichter vor sich, als der

Prinz keiner Schuld sich bewußt, mit aller arglosen Zuversicht der Jugend eintrat.

„Fateh Ali, begann der Schah mit einem nicht sehr erfreulich klingenden Tone, „setze Dich!" Dieß war eine unerhörte Vergünstigung, doch gehorsam setzte er sich nieder. „Fateh Ali," hub der König wieder an mit seltsam feierlichem Antlitze, „Du bist jung und unbesonnen; aber jung und unbesonnen wie Du bist, muß es Dir zur Lehre dienen, daß wenn Du die Achtung gegen Die außer Augen setzest, denen Du Verehrung schuldig bist, Du bald zu höchst tadelnswerthen Handlungen Dich fortreißen lassen wirst — zu Handlungen, die wenn nicht aufrührerisch, doch an Aufruhr gränzen und mit Deinem Herrn und Gebieter keine andere Wahl lassen, als die eine, Dich der Macht zu Begehung solcher Handlungen zu berauben."

„Um der Liebe des Propheten willen, um der Liebe Ali's willen, rief Fateh Ali, welche Worte sprachst Du? Ich bin Dein Opfer, mein Oheim! Welcher Hund wäre ich, könnte ich an Aufruhr denken! Bei Deinem heiligen Haupte, bei Deinem Salze, das ich so lange gegessen, ich wurde von der Hitze der Jagd hingerissen, als ich that, wie ich heute gethan! Hätte ich gewußt, daß ich Dein Mißfallen erregen konnte, lieber würde ich mir meinen Finger abgehauen, als den unseligen Drücker meines Gewehres berührt haben. Verzeihung! Verzeihung!"

„Dieß ist Alles gut, Fateh Ali, aber bevor wir scheiden, habe ich Dir etwas Wichtiges mitzutheilen. Sey auf einen Anblick gefaßt, der Deine ganze Standhaftigkeit erfordern wird — Dieß ist kein Kinderspiel — Der König meint es im Ernste." Mit diesen Worten brachte er eine sorgfältig verschlossene Büchse zum Vorscheine, die er mit einem Ausdruck von Bosheit und geheimnißvollem Wesen betrachtete, den keine Feder beschreiben kann, und indem er das Hängschloß, mit dem sie versperrt war, mit einem Schlüssel öffnete, nahm er etwas heraus, das in ein seidenes Tuch eingeschlagen war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ein- oder zweimal des Jahrs hält man in jedem Distrikt eine Versammlung unter freiem Himmel (camp meeting) *). Zu diesem Zweck wird eine bequeme Stelle in einem Gehölz, gewöhnlich an einem Bach oder einer Quelle ausgewählt, und ein kreisförmiger, von den riesigen Bäumen des Waldes beschatteter Platz gesäubert; gefällte Baumstämme werden statt der Bänke in Reihen geordnet und eine Tribune errichtet, groß genug um ein Dutzend Redner auf einmal zu fassen. Die merkwürdigste Abtheilung dieses ländlichen Tempels ist der sogenannte Penn oder Stall: das Allerheiligste. Es ist Dieß ungefähr ein zwölf Metres ins Gevierte haltender, wie eine Schafpferche eingeschlossener und einen Fuß hoch mit frischem Stroh bestreuter Platz. Alle religiösen Familien kommen entweder selbst früher, oder schicken Leute voraus, um außerhalb des gesäuberten Platzes eine Baracke aufzuschlagen, so daß wenn die zur Versammlung bestimmte Zeit herannaht, der Wald das Ansehen eines kleinen Dorfes mit ländlichen Hütten erhält, oder vielmehr einem Kavallerielager gleicht, nur mit dem Unterschied, daß die Baracken nicht so regelmäßig stehen wie bei diesem. An dem bestimmten Tag, gewöhnlich ein Sonntag, kommen die Familien in großen Gesellschaften zu Pferde, auf Wägen und Karren an, haben ihre Betten, Möbeln und Küchengeräthe bei sich, und nun richtet Jeder sich in seiner Hütte ein, als ob er einige Monate hier zu verweilen gedächte. Alle Methodistenprediger, Bußredner, Aeltesten (elders), Bezirksprediger u. s. w., auf fünfundzwanzig Stunden in die Runde, verfehlen nie sich einzufinden. Der Bischof, der Lokalprediger oder auch der Circuit Rider, eröffnet die Ceremonie damit, daß er einen Psalm vorschreibt, der von der Versammlung gesungen wird, dem folgt ein Gebet und dann eine Predigt, auch wohl zwei oder drei, je nach der Begeisterung der Redner, welche die Tribune einnehmen. Der Gottesdienst wird auf diese Weise fünf oder sechs Tage, fast ohne Unterbrechung fortgesetzt; es ist indeß nicht damit gesagt, als ob Jeder diese ganze Zeit hindurch predige oder zuhöre, im Gegentheil thut Jeder was ihm beliebt. Die Reichen halten in ihren Hütten gute Tafel, und laden die Prediger und die Armen dazu ein; man nimmt an der Andacht so oft man will, oder auch gar nicht Theil. Solche Versammlungen werden von den jungen Leuten beiderlei Geschlechts benutzt, um sich den Hof zu machen und Heirathen vorzubereiten; nichts kann in der That schwärmerischer seyn, als im Schatten des Waldes, bei Mondschein, unter dem fernen Schall der Lobgesänge und der feurigen Beredsamkeit der Begeisterten, mit der Geliebten zu wandeln, deren Sinne und Grundsätze durch dieses Gebet aufgeregt und erschüttert sind, während die Mutter sie mit Gebet beschäftigt wähnt. Die Frömmigkeit übt auf die Herzen der Frauen einen milden Einfluß, der sie der Liebe öffnet, und man darf sich daher nicht wundern, wenn bei diesen nächtlichen Spaziergängen Bitten an andere Gottheiten als die über den Sternen gerichtet, andere Gunstbezeugungen als die Gnade des heiligen Geistes errungen werden. In der That ein Camp meeting ist ein herrlicher Ort für Geschäfte aller Art; es ist ein Sammelplatz für alle Müßiggänger und junge Leute, für jene die einen Handel anzuknüpfen oder abzuschließen haben, für alle Kandidaten die gern gewählt seyn möchten. Jeder erledigt seine Geschäfte, schläft, ißt, liebt, handelt um ein Pferd, schmäht oder streicht einen Kandidaten heraus. Der heilige Ort ist menschenleer, Schweigen herrscht zum erstenmal um die Tribune; der Vollmond, obschon in der Mitte seines Laufs, ist von einer vorüber ziehenden Wolke verschleiert, und Alles scheint zur Ruhe, zu einer Unterbrechung der Arbeiten des Tages einzuladen, als ein Prediger, der noch allein im Hintergrund der Rednerbühne kniet, sich langsam erhebt; der Geist ist über ihn gekommen; er stimmt eine Hymne an, Anfangs mit leiser Stimme, die sich aber nach und nach bis zu wahren Stentortönen verstärkt. Einige fromme Seelen nehmen die Plätze auf ihren

---

*) Wir theilen diese, schon von Mistreß Trollope beschriebene Scene hier aus Murat's Skizzen mit, um unsern Lesern beinahe wörtlich übereinstimmend das Zeugniß zweier Berichte über eine fast unglaubliche religiöse Verkehrtheit vorzulegen.

Anm. d. Red.

Bänken wieder ein, andere Prediger schließen sich an, und bald hat die Neugierde ein Auditorium versammelt. Ein begeistertes, salbungsvolles Gebet folgt; der Redner fordert die Heiligen auf, für die Bekehrung der armen Sünder in ihrer Mitte zu beten; er stellt ihnen die Größe und Gnade Gottes, die Qualen der Hölle vor, und ermahnt sie, die falsche Scham zu bezwingen und vor ihren Brüdern eine ehrenvolle Buße zu thun. Fünf oder sechs Personen erheben sich, und schreiten langsam dem Allerheiligsten zu; beim Anblick so vieler Bekehrten verdoppelt der Energumene seinen Eifer und ordnet zwei Heilige ab, um mit jedem Neuangekommenen zu beten. Der Neophyt kniet auf dem Stroh, seufzt, klagt sich an, schluchzt und weint, während zu jeder Seite neben ihm ein Heiliger kniet und ihm von der Herrlichkeit Gottes und der Abscheulichkeit des Satans ins Ohr flüstert. Diese achtzehn oder zwanzig in dem Stall versammelten Personen, Männer und Frauen, machen einen Lärm den man einige Meilen weit hören kann; Alles schreit, singt, betet, weint und predigt zu gleicher Zeit durcheinander. Die Käuzchen und Eulen, vom Küchenrauche herbeigelockt, antworten ihnen von den Gipfeln der Bäume herab und flattern endlich davon, entsetzt über ein Getös, durch das ihre Stimmen nicht zu dringen vermögen. Ein junges Mädchen hat sich indeß mit ihrem Liebhaber länger im Gehölz verweilt als sie selbst glaubte; die Stunden schwinden so schnell, wenn man bei dem geliebten Gegenstand weilt, und Dieß um so mehr, wenn es zum Erstenmale, im Frühling des Lebens der Fall ist, wo man von glücklichen Zeiten, in zärtlicher Vereinigung durchlebt, träumt und vielleicht auch unter den leidenschaftlichsten Betheurungen einen Vorgeschmack künftiger Wonne erhält. Jenes Getös bringt sie wieder zu sich selbst; ihre Sinne noch ganz verwirrt, ihr ganzes Wesen aufgeregt von einem ihr bis jetzt unbekannten Vergnügen, ihre Nerven gereizt und erschüttert, nähert sie sich; sie ist außer sich, Entsetzen bemächtigt sich ihrer. Sie glaubt sich verdammt, dann wieder bekehrt, sie tritt in die geheiligte Umfriedung, die Sinne schwinden ihr, sie fällt in hysterische Krämpfe, schreit, weint, schluchzt und stürzt bewußtlos auf das Stroh. Die Beistände, die Prediger und die Heiligen verdoppeln ihre Einflüsterungen, das Volk schreit Amen! Der Lärm und das Getös nimmt zu, eine so aufrichtige, musterhafte Bekehrung darf nicht von dem Schatten der Nacht verhüllt bleiben; Kienfackeln von den benachbarten Fichten geholt, werden angezündet und verbreiten ein grelles Licht über diese entsetzliche Scene. Mutter und Schwestern des jungen Mädchens eilen auf den Lärm herbei, allein statt ihr zu helfen, preisen sie die Barmherzigkeit Gottes, der es gefallen hat, sie unter die Heiligen zu versetzen; sie vereinen ihre Stimmen mit denen des Volks und tragen sie nur dann erst nach ihrer Hütte, als sie das Bewußtseyn völlig verloren hat. Am andern Morgen hält sie sich für eine Heilige und glaubt sich, was sie auch thun möge, nicht mehr fähig sündigen zu können; sie gibt vielmehr ihre „Erfahrung" (wie man Dieß nennt) der Gemeinde zur Erbauung zum Besten, und erzählt öffentlich, durch welche Abwege es dem Herrn gefallen habe sie zu sich zu führen, und ermahnt die Uebrigen ihrem Beispiele zu folgen. Die Macht des Beispiels wirkt überdieß so stark auf die Nerven, daß selten eine solche Bekehrung vorfällt, ohne daß nicht noch einige andere Frauen von hysterischen Krämpfen befallen werden. Oft wälzen sich bei zwanzig Personen von allen Farben, jedes Alters und Geschlechts mit stierem Blick und schäumendem Mund mitten unter den Heiligen, die singen, beten, schluchzen und vor Freude über den herrlichen, dem Satan abgerungenen Sieg weinen, durch einander auf dem Stroh herum. Der Methodismus macht Alle gleich, so daß man hier eine alte Negerin ihrem Herrn eine Predigt halten, und dort einen Neger über seinen jungen Herrn beten sieht. Vielleicht glaubt man ich scherze, oder spreche von den Possenspielen von St. Medardus, die zu Voltaires Zeiten so viel Aufsehen machten; allein was wird man erst sagen, wenn man erfährt, daß gerade diese Sekte bei einem höchst verständigen (?) Volke die weitest verbreitete ist, und vielleicht dreimal mehr Anhänger zählt als jede andere. Sie nimmt mit jedem Tage zu und wird binnen wenigen Jahren unter den unwissenden Klassen des Volks die allein herrschende Religion seyn.

(Fortsetzung folgt)

Abenteuer eines jüngeren Sohnes.

(Adventures of a younger son. 3 vols. London 1831.)

Zur Zeit, als Lord Byron in Griechenland verweilte, sah man in seiner Gesellschaft gewöhnlich einen Mann von riesenhaftem Körperbau, dessen Kraft Staunen erregte, und der es als Jäger, wie im Schwimmen und Ringen mit den Geübtesten aufnahm. In England geboren verabscheute er es, und in den Sprachen Asiens eben so bewandert, wie in der Kriegskunst und allen Leibesübungen, theilte er mit dem Dichter die Liebe für die Unabhängigkeit des Wilden, und den Haß gegen die Gleißnerei und aufgeblasene Leerheit des gesellschaftlichen Lebens. So in Neigungen und Ansichten innig verwandt, konnte man im Aeußern keine zwei verschiedenere Wesen sehen, als jenen schweigsamen Giganten und den Dichter des Korsaren, dessen körperliche Beschaffenheit stets etwas Weibisches und fast Knabenhaftes hatte.

Man denke sich einen Mann von sechs Fuß sechs Zoll Größe, von den edelsten Verhältnissen in seinem Bau, mit einer hohen Stirne und gewölbten Augenbrauen, mit einem von unzähligen Seestürmen und gefahrvollen Zügen tiefgebräunten Gesichte, mit einem Auge voller Blitze und Gedanken, ernst und kalt, wie ein ruhender Herkules, stets mit einem Dolche bewaffnet, dessen blanke Klinge und abgenützter Griff, seine langen und vielfältigen Dienste bezeugten; man denke sich diesen Mann in einem fast theatralischen Anzug, einfach in seinen Worten, rasch und unerschütterlich in seinen Entschlüssen, der die Gefahr liebt als den Reiz und die Würze des Lebens — kurz eine so poetische Gestalt, als sie nur je der Phantasie eines Dichters vorschwebte — und man hat Trelawney vor sich. So hieß nämlich der außerordentliche Mann, der dem Dichter zu seinem Giaur und Korsaren als Modell saß. Er war es, den Lord Byron vor Augen hatte, als er jene wunderbaren Charaktere schuf, in denen sich der beschauliche Tiefsinn des Nordens und der wilde Ungestüm des Morgenlandes, der grübelnde Verstand des Engländers und die heiße Leidenschaft des grimmigen Asiaten verschmolz.

Man flüsterte sich furchtbare Thaten in's Ohr, deren Trelawney sich schuldig gemacht haben sollte; man argwohnte irgend ein gräßliches Geheimniß, das die Jugend dieses außerordentlichen Menschen mit einem Schleier umhüllte, der sich nicht lüften ließe. Da zerreißt er mit einem Male selbst das Dunkel, das bisher auf ihm ruhte, und tritt mit einer Erzählung seines Lebens hervor, die schrecklichere Geständnisse und entsetzlichere Abenteuer enthält, als nur irgend einer der Radcliffromane. Zwar hat er ihr nicht seinen Namen vorangesetzt, allein man kann nicht fehlgreifen: es ist Trelawney, der in diesem angeblichen Romane die Rolle des Helden spielt. „In den vereinigten drei Königreichen," sagt eine englische Monatsschrift, „ist nur ein Mensch, der fähig wäre, so zu leben und zu schreiben. Die ganze Erzählung trägt das unverkennbare Gepräge der Wirklichkeit, der lebendigen, glühenden, tiefen Wirklichkeit. Die Schatten der Einbildungskraft haben nicht dieses Mark der Lebendigkeit, dieses handgreifliche Wesen. Man kann die Frische des Kolorites und die Neuheit der Bilder nicht sehen, ohne sich zu sagen: Nicht bloß der Gedanke ist es, der hier aus dem Reiche der Dichtung Freuden und Leiden

schöpfte, es ist Körper und Seele, die hier litten, die um theuren Preis diese Erfahrungen machten."

Trelawney erfuhr in seiner Jugend nichts als eine harte und grausame Behandlung. Man kann ihn als das furchtbarste Resultat betrachten, das der Verkehrtheit unsrer Erziehung hervorzubringen möglich ist. Sein Vater stieß ihn stets von sich zurück, und überhäufte ihn mit Vorwürfen und Schmähungen; schon das Kind ergrimmt und empört sich; es weint, es widersetzt sich, man züchtigt es mit Schlägen. Im Hofe des väterlichen Hauses wird ein alter Geyer unterhalten, ein häßlicher Vogel, den der Vater zärtlich liebt; der junge Trelawney rächt sich an diesem Thiere, hat mit ihm einen Zweikampf und erlegt es. Doch lassen wir ihn selbst sprechen; seine Erzählung ist zu merkwürdig, als daß man daran ein Wort ändern sollte:

„Ich war neun oder zehn Jahre alt. Mein Vater, der die Erziehung in frühester Jugend für unnütz hielt, bemerkte endlich, daß ich ein großer, müßiger, derber, kräftiger und linkischer Junge geworden, und daß alle diese unbeschäftigte Kraft nothwendig dahin ausschlagen müsse, Unheil anzurichten. Meine Mutter wollte mich durchaus in die Schule geschickt haben, mein Vater verfocht dagegen seine Ansicht, und diese Erörterung wurde täglich von Neuem auf die Bahn gebracht, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, als der kleinste Zufall endlich die Frage löste und mir die Pforten des Kollegiums öffnete. Ich war auf einen Apfelbaum geklettert, von dem ich die Früchte meinem unten stehenden Bruder zuwarf, als uns mein Vater auf den Hals kam. Eine unbedeutende Kleinigkeit konnte ihn in Harnisch jagen; er sagte kein Wort und befahl uns bloß ihm zu folgen. Er schritt nun durch die Saatfelder und Wiesen seines Gutes dahin, hinter sich seine Kinder, schweigend und vor Furcht bebend. So legten wir zwei Stunden zurück. „Wie glaubst Du, daß Dieß enden wird?" fragte ich von Zeit zu Zeit leise meinen Bruder; er gab mir keine Antwort. Endlich erreichten wir die Stadt, und wanderten durch sie hindurch. Am Ende derselben blieb mein Vater vor einer Gefängnißmauer stehen. Ein schweres eisenbeschlagenes Thor knarrte in seinen Angeln, wir traten über die Schwelle, und bald hallten unsre Schritte in einem langen Gange wieder.

„Man führte uns in einen niedrigen, geräumigen aber dunkeln Saal, von wo aus wir in ein enges Besuchzimmer kamen. Der Anblick dieses Ortes erfüllte uns mit Schrecken; die zehn Minuten, die wir warten mußten, schienen uns eine Ewigkeit. Endlich erschien ein kleines, ausgedörrtes Männchen, von einem harten eckigen Benehmen, frisirt, gepudert, eine Brille auf der Nase, den Hals in einer engen Halsbinde eingeschnürt, an den Füßen große silberne Schnallen. Sein Gesicht hatte etwas Geyerartiges, und sein scharfes Auge errieth sogleich die Ursache unsres Besuches. Während er Verbeugungen über Verbeugungen machte, hatten wir Zeit, ihn zu betrachten: seine steife Förmlichkeit, sein hölzernes und sauertöpfisches Wesen fiel uns ganz besonders auf: nichts ist für einen Knaben abschreckender. Er bat meinen Vater sich niederzulassen, uns gab er durch einen Wink zu verstehen, daß wir uns Stühle nehmen könnten. — Alles mit so ungeduldigen und hastigen Bewegungen, die verriethen, daß dieser Mann mehr zu handeln als zu reden gewohnt sey.

„Ich habe die Ehre Herrn Sawyers zu sprechen?" fragte mein Vater.

„Ja, mein Herr."

„Haben Sie eine Stelle in ihrer Schule leer?"

Ja, mein Herr."

„Gut, so hoffe ich, Sie werden diese zwei unverbesserlichen Taugenichtse übernehmen; ich kann nichts damit anfangen. Hier ist der Eine, fügte er mit einem Fingerzeige auf mich hinzu, der bei mir zu Hause mehr Unheil anrichtet, als es ihre sechzig Zöglinge nicht im Stande wären.

„Der lakonische Schulmeister sah mich durch seine Brille an, maß mich scharf mit den Augen, und indem er die linke Hand zur Faust ballte, als hielte und schwänge sie schon über mich die züchtigende Waffe, neigte er etwas seitwärts den Kopf, als wollte er seinen festen Entschluß meiner Herr zu werden zu verstehen geben. Meine feierliche Einsegnung begann.

„Es ist ein Wilder, ein Bursche, den Niemand in Zucht halten kann. Der Galgen erwartet ihn, er hat den Teufel im Leibe. Peitschen Sie ihn nur recht tüchtig, sonst wird daraus der heilloseste Mensch von der Welt. Ich ertappte ihn diesen Morgen auf frischer That, im Begriffe zu stehlen! seinen Vater zu bestehlen! Und dabei hat er seinen ältern Bruder zum Mitschuldigen gemacht, der jedoch besser geartet ist."

„Dieser schönen Rede folgten einige unerläßliche Verabredungen; unser Vater sagte uns kein Wort mehr, grüßte Herrn Sawyers und entfernte sich. So sah ich mich also in das Leben und unter die Menschen hinausgestoßen. Man denke sich, wie tief und schmerzlich meine Gefühle über diese unversehene Veränderung meiner Lage verwundet werden mußten, als ich mich ohne ein Wort der Vorbereitung oder des Trostes aus dem väterlichen Hause fortgerissen, einem fremden Manne übergeben, bedroht, ausgescholten, verlassen, einsam in einem ziemlich geräumigen Gefängnisse sah, das überall verriegelt, vermauert, umbollwerkt schon durch seinen Anblick Schrecken einjagte. Man denke sich an meine Stelle. Dreißig bis vierzig Zöglinge von vierzehn bis fünfzehn Jahren umringten uns, machten über uns ihre Bemerkungen, und quälten uns mit ihren Fragen. Ich wünschte, die Erde möchte sich aufthun, und mich sammt der Qual, die meine Brust zerriß, verschlingen. Noch jetzt bedaure ich, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist; ja ich bedaure es vom Grund meines Herzens, jetzt, wo ich rückwärts blicke, und mein zurückgelegtes Leben überschaue. Hätte ich meine Zukunft voraussehen, das Schicksal, das meiner harrte, ahnen können, so würde ich mir, obgleich noch Kind, den Schädel an der Mauer eingerannt haben, an der ich damals in Schmerz versunken lehnte. Ich beharrte in düsterm Schweigen; mein Bruder schien mehr in sein Schicksal ergeben als ich, allein seine zu Boden gesenkten Blicke, seine gedämpfte Stimme, die rothen Flecken auf seinen Wangen verriethen hinlänglich, daß seine Gefühle, wenn nicht von gleicher Heftigkeit wie die meinigen, doch dieselben waren.

„Von allen grausamen Tagen, die ich auf der Schule zubrachte, war dieser erste der grausamste. Bei dem Abendessen konnte ich von den groben Speisen, die mehr für den Fraß eines Hundes als einen Menschen bestimmt schienen, und in hölzernen Schüsseln aufgetragen wurden, keinen Bissen anrühren. Erst Abends fühlte ich einige Erleichterung, als ich auf meinem Strohsack ausgestreckt, und von schnarchenden Kindern umgeben, endlich den Thränen, die mich erstickten, freien Lauf lassen konnte. Ich schluchzte heftig, Einer meiner Schlafgenossen rührte sich, ich hielt den Athem an und wartete, bis Alle in tiefem Schlaf versunken waren; dann schluchzte ich von Neuem und Niemand störte mich mehr. So verlief fast die ganze Nacht. Mein Polster war naß, als ich ermüdet durch diese qualvolle Schlaflosigkeit endlich in einen Schlummer versank. Kaum war ich eingeschlafen, als eine rohe Hand mich schüttelte, aus dem Bette riß, und man mich in die Stube hinabgehen hieß, wo sich die Zöglinge auf die Stunden vorbereiten mußten.

„Kinder, die unter dem Drucke herrischer Lehrer stehen, werden grausam und finden in dieser Grausamkeit eine Lust. Alle ihre bösen Anlagen erwachen, alle edleren Triebe ihrer Natur werden erstickt; das erstemal, wo sie unter ihren Kameraden auftreten, spielen sie die Rolle elender Sklaven; sind sie schwächer, werden sie von den Stärkeren erdrückt; die Streiche, die man ihnen spielt, sind roh und erwachsener Schurken würdig, und hinterlassen einen unerlöschlichen Eindruck; sie erinnern sich, daß man mit ihrer Arglosigkeit Spott getrieben, ihre Güte mißbraucht hat, daß sie von den Gewandteren bestohlen, von den Stärkeren geprügelt wurden; sie lernen die Rohheit, Arglist und den Eigennutz. Dieß sind die Lehren der Schule," die sie mit in die Welt hinausnehmen. Das Kind, das in einem solchen Kollegium noch für einige edlere Empfindungen zugänglich bleibt, und durch die schlechte Behandlung nicht abgestumpft wird, dient den Uebrigen nur als Spielzeug.

„Der Lehrer trat herein: ein Pädagoge noch aus der alten Schmiede, der einen Köhlerglauben an die göttliche Gewalt des Farrenschwanzes hatte, den er ohne Sinn und Verstand, wie er ihm eben in die Hand kam, anwendete; gewaltige Hiebe tödten alle Fragen. Diese Vorbereitungsschule zu den schönen Wissenschaften und Künsten war nichts mehr und nichts minder als ein Korrektionshaus. Ich sah Blut fließen, ich hörte das Stöhnen und Heulen; ich erinnerte mich der Empfehlungen, die mein Vater hinterlassen hatte, und zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 351. 16 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

„Fateh Ali erwartete nach der Sorgfalt, mit der dieses Etwas aufbewahrt wurde, wenigstens irgend ein werthvolles Kleinod oder sonst eine merkwürdige Kostbarkeit. Seine Neugier stieg auf das Höchste, als eine Umhüllung um die andere abgewickelt wurde und noch immer nichts zum Vorschein kommen wollte, was seiner Erwartung entsprach. Vielleicht ist es ein besonders kostbarer Koran, den ihm sein Oheim noch vor seiner Abreise zustellen wollte; denn Fateh Ali wußte, wie sehr der Schah darauf Bedacht nahm, für einen eifrigen Bekenner seines Glaubens und für einen der frömmsten Söhne des heiligen Propheten gehalten zu werden. Doch nein — der Inhalt des Päckchens schien von keinem so großen Umfang. Aber es konnte auch das Dschika seyn, der Juwelenschmuck, der am Haupte getragen wird als Zeichen der königlichen Würde, das ihm vielleicht sein Oheim in dem Augenblicke, wo er im Begriffe stand, in seiner neuen Statthalterschaft die Majestät des Schah's zu vertreten, mit eigenen Händen überreichen wollte. Doch auch Dieß schien nicht der Gegenstand so großer Sorgfalt. Der Schah hielt inne, als er an die letzte Umwicklung kam. Es war offenbar kein Geschenk; Güte und Edelmuth war dabei nicht im Spiele — das Gesicht des Schahs verrieth weder das Eine noch das Andere — im Gegentheil sprach es Leidenschaft von höchst grimmiger Natur aus. Endlich riß der Schah mit einer raschen Bewegung die letzte Umwicklung weg; und man denke sich den Schrecken und die Ueberraschung des Jünglings, als er, statt eines glänzenden Geschenkes, ein altes Tuch, das mit Blut befleckt war, vor seinen Augen ausbreiten sah.

„Siehst Du Dieß," sagte der König, indem er geflissentlich langsam den scheußlichen Fetzen auseinander schlug, wobei sein Gesicht sich zu einem Ausdrucke verzerrte, ob dem selbst ein Dämon erblaßt seyn würde. Fateh Ali starrte wild mit gespannten Muskeln und erbleichten Wangen auf den grauenvollen Anblick. „Knabe, fuhr der König mit steigendem Ernste fort, spricht dieses Blut nicht zu Dir?" — Fateh Ali konnte bloß mit Blicken des Entsetzens antworten. „Sprich, Knabe, rief der Tyrann, kennst Du Dieß?"

„Gott verzeihe mir, antwortete Ali, indem die Worte auf seinen Lippen erstarben, ich habe nichts mit Blut zu schaffen."

„Unseliger, der Du bist, schrie der Schah, dieses Blut ist Deines Vaters Blut."

Todtenblässe überzog bei diesen Worten die Wangen des Jünglings, und ein Schauder zuckte krampfhaft durch seine ganze Gestalt. „Meines Vaters!" rief er.

„Ja, Deines Vaters, erwiderte der Despot und meines Bruders! Er war liebenswürdig wie Du selbst, und ich liebte ihn; er war gedankenlos und unbesonnen, wie Du, und ich faßte Argwohn gegen ihn; er wurde ehrsüchtig und rebellisch, und ich erschlug ihn. Jetzt geh'! Du kennst das Schlimmste — Du kennst mich — gedenke der Lehre dieser Nacht. Wie ich gegen den Vater handelte, so würde ich gegen den Sohn handeln. Wie ich meinem Bruder that, so würde ich meinem Neffen thun. Geh', Du bist entlassen — denke tief über alles Dieß nach, und morgen ehe der Tag anbricht, sey auf dem Wege nach Schiras."

Während dieser Worte hatte der Spielball der Leidenschaften, der sie sprach, Zeichen der tiefsten Gefühle verrathen. Als er der Liebe erwähnte, die er zu seinem Bruder trug, quollen Thränen, wirkliche Thränen aus Quellen, die selten Zeugen einer solchen Schwäche gewesen waren, und gaben einem Gesichte, dessen Zügen durch die lange Gewohnheit nichts als unerbittliche Härte aufgeprägt war, einen unbeschrieblichen Ausdruck des Wechsels von durcheinander arbeitender Rührung und Rauhheit. Aber bald sammelte er sich wieder — dieser flüchtige Strahl von wahrhaftem natürlichem Gefühle wurde bald wieder überschattet, und als der Jüngling den Blick zu dem Antlitze seines Oheims erhob, war es bereits von der gewöhnlichen undurchdringlichen Düsternheit umwölkt. Ein langes Stillschweigen folgte. Der Prinz, wie von einem Donnerstreiche getroffen, wurde von den widerstreitendsten Gefühlen erschüttert, und da er völlig unvorbereitet auf eine so furchtbare Entdeckung war, so schien sein ganzes Wesen von einer Ohnmacht gelähmt — er wollte sprechen, aber die Worte stockten in seiner Kehle, und er stand auf, um sich zu entfernen; aber so überwältigt wurde er von dem Elende seiner Lage, daß er sagte: „Und so soll ich Dich verlassen ohne ein freundliches Wort der Milde — gedenke, daß ich vaterlos bin — meine einzige Hoffnung nächst Gott bist Du. Amima und ich sind Waisen, sind Geschöpfe Deiner Güte — wir leben von Deinem Antlitz und sind weniger als der Staub auf dem Felde, wenn Du es uns entziehest."

Der Namenslaut der schönen Banu *) brachte auf dem Gesichte des Schah's sogleich eine Veränderung hervor; doch hatte sich der Sturm seiner Leidenschaft noch nicht so beruhigt, um einem Strahle der Freundlichkeit Raum zu gönnen. Dessen ungeachtet wagte der Prinz ihn um eine kurze Unterredung mit seiner Schwester zu bitten. Allein sie war die Banu, das Juwel des Andarun's, **) und das Gesetz verbot ihr, selbst ihren Vater von Angesicht zu Angesicht zu sehen. „Möge es hinter einem Vorhange geschehen, rief Fateh Ali, oder unter ihrem Schleier. Ich wünsche, bevor ich auf immer von ihr scheide, nur noch Einmal den Ton ihrer Stimme zu hören!" Diese Worte versetzten den Schah in große Bewegung, und seine Eifersucht — eine Leidenschaft, die nie in einem Gemüthe wie dem Aga Mohammeds fehlt — loderte in Flammen auf; denn er liebte seine Nichte mit aller Gluth seiner Seele; allein den Jüngling ohne Abschied von seiner Schwester zu trennen, konnte ihm von ihr selbst schwere Vorwürfe zuziehen. Er willigte deßhalb in die verbotene Zusammenkunft, die jedoch in Gegenwart des Obersten der Verschnittenen vor sich gehen, und nur eine bestimmte Minutenzahl dauern sollte. Schon wollte sich Fateh Ali, in der Freude seines Herzens entfernen, als der Schah ihn nahe zu sich heran treten ließ, und ihm mit einem Blitze seiner Augen, der ihn fast vernichtete, ins Ohr flüsterte: „Wenn ein Wort von Dem, was Du jetzt gesehn, und gehört, Deinen Lippen entwischt, so wisse Knabe, daß ich aufgehört habe Dein Oheim zu seyn, und Du stirbst."

Der Khascheh-Baschi geleitete ihn nun in die Wohnung der königlichen Frauen. Fateh Ali wurde in ein kleines Gemach geführt, das mit einem andern durch eine Thüre zusammenhing, die mit einem seidenen Vorhang bedeckt war. Der Prinz wechselt einige Worte mit seiner Schwester, in denen sie sich ewige Liebe schwören, und während der Khascheh einen Augenblick beiseite tritt, wagt er es sogar, sie zu umarmen. Ein flüchtiger Blick, der ihm durch den Schleier hindurch auf ihre Gestalt vergönnt ist, läßt ihm eine Vereinigung der höchsten Liebenswürdigkeit ahnen. Fateh Ali reist nach seiner Statthalterschaft Fars ab, deren Hauptstadt Schiras ist, während der Schah seine Jagdvergnügungen fortsetzt. Aga Mohammed war auf diesem Zuge endlich bis zu dem großen Dorfe Ferusabad, dem Gränzorte des waldigen Massenderan, gekommen. Die Ebene, worin dieses Dorf liegt, breitet sich abwechselnd mit einigen wellenförmigen Erhöhungen bis an den Fuß einer fast senkrechten Felswand aus, die sich wie ein Vorhang quer über den Hintergrund zieht. Die jähe Höhe derselben scheint nur von Antilopen und wilden Ziegen bewohnt, die es hier heerdenweise in Menge gibt; allein eine Spalte oder ein Pfad, der von der höchsten Spitze bis an den Fuß des Felsen herabreicht, öffnet sich gerade weit genug, um zwei Reitern nebeneinander Raum zu gönnen, und einen Zugang zu bilden. Wenn man diesem Pfade etwa zweihundert Klaftern aufwärts gefolgt ist, so gelangt man in ein Bassin, von geringem Umfange, das von derselben Felsenmauer umschlossen wird, und in das eine breitere Kluft mündet, die ein Strom des klarsten Wassers, von dem frischesten Grün umsäumt, erfüllt. An seinem Rande hinauf leitet er in ein Becken, das dem erstern ähnlich, aber von weit größerem Umfange ist. Hier hatte der Schah das Zelt der Prinzessin Amima aufschlagen lassen. Der Tag begann eben herauf zu dämmern, und der Himmel war mit jenem, Persien ganz eigenthümlichen karmoisinrothen Dufte übergossen, als eine weibliche Gestalt eben die letzten Kniebeugungen ihres Morgengebetes verrichtete, während eine andere schwelgend daneben stand. Es war die Banu Amima.

*) Prinzessin.
**) Eigentlich das Innere, der Harem.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Unitarismus verspricht dagegen die herrschende Sekte unter dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung zu werden. Obschon sie bis jetzt eben noch nicht zahlreich ist, so macht sie doch reißende Fortschritte. Nichts kann einfacher seyn als ihre Lehrsätze; ihre Anhänger glauben nicht an den heiligen Geist, und betrachten Christum nur als einen inspirirten Mann, dessen Bestimmung es war, der Welt als Muster zu dienen. Ferner glauben sie nicht an die Ewigkeit der Höllenstrafen, und erkennen das alte Testament nicht als eine göttliche Offenbarung. Ihr Gottesdienst ist einfach, mit Geschmack geordnet, und frei von aller Ceremonie und Aberglauben. Sowohl die sehr gut gewählten Hymnen, die sie singen, als auch ihre Predigten, die meist Reden von wahrhaft literarischem Verdienste sind, sind nur an die Vernunft gerichtet. An ihrer Spitze steht gegenwärtig ein Mann von seltenem Verdienste und einer musterhaften Tugend, der Doktor Channing, dessen Beredsamkeit sowohl, als auch die Reinheit der Moral und der Lehre, die er vorträgt, nicht leicht übertroffen werden dürften. Er hat eine bedeutende Anzahl von Schülern gebildet, die größtentheils für die Zukunft Vieles von sich hoffen lassen. Die Freisinnigkeit dieser Sekte zieht ihr die Feindschaft aller übrigen zu, vorzüglich aber der Presbyterianer, die ihr vorwerfen, ihre Mitglieder seyen nur irregeleitete Deisten, die den Namen Christi lästerten, so oft sie ihn anriefen. Andere Sekten finden den erstern Vorwurf gegründet, nur daß sie dabei nicht weit genug gehen.

Von allen Sekten der Vereinigten Staaten ist die der Presbyterianer die furchtbarste. Ihre gallsüchtigen Anhänger, strenge Bekenner des düstern Calvin, haben all seinen Haß, all seinen Groll geerbt, und machen sich kein Bedenken daraus, ihren rachsüchtigen, boshaften Geist auf die Gottheit überzutragen. Ihrer Lehre zufolge wurden alle Menschen ohne Unterschied nur geboren, um verdammt zu werden, ein Schicksal, das sie schon durch das Verbrechen ihrer Geburt im reichen Maße verdient haben. Gott, durch Gnade bewogen, sandte indeß seinen Sohn, um für einen Theil der künftigen Geschlechter zu leiden, und gestattete, daß seine Verdienste auf eine kleine Zahl vorausbezeichneter Seelen übertragen werden. Jene nun, die in dieser Anzahl begriffen sind, werden selig, die übrigen aber, wie groß auch ihre Tugenden seyn mögen, sind verdammt, denn ihre guten Werke allein vermögen die Erbsünde nicht zu tilgen, und Chri-

stus überträgt das Verdienst seiner Aufopferung nur an Wen es ihm gefällt. Es gibt sogar Presbyterianer, die so weit gehen, öffentlich zu predigen, daß die Ausübung guter Werke dem ewigen Seelenheile nachtheilig sey, da sie ein falsches Selbstvertrauen einflößen!! Diese Sekte, welche die herrschende Religion in Schottland war und noch ist, die der unnachahmliche Walter Scott mit so lebendigen Farben geschildert hat, ist in den Vereinigten Staaten sehr zahlreich, und zeigt sich, sey es nun aus wahrem Glaubenseifer oder aus Heuchelei, weit bekehrungssüchtiger als alle übrigen zusammengenommen. Ließe man sie gewähren, so würde sie bald die schönen Zeiten der Blue laws zurückgeführt haben. Sie theilt sich zwar, rücksichtlich der Lehre, in viele verschiedene Sekten, denn nur wenige Prediger gehen so weit als oben erwähnt wurde; allein dessen ungeachtet sind sie durch ihre Kirchenzucht eng verbunden, und so uneinig sie auch unter sich seyn mögen, so bilden sie dennoch nach Außen einen festgeschlossenen Phalanx. Sie sind es hauptsächlich, die allenthalben die Missionäre aussenden, Broschüren verbreiten und Gesellschaften der verschiedensten Art gründen.

Die Konkurrenz ist in den Vereinigten Staaten die große Maxime des öffentlichen Geistes, und dieser hervorstechende Zug findet sich überall, sowohl bei der Regierung als auch bei Privatunternehmungen und in der Kirche wieder. Viele junge Leute erhalten in den zahllosen Kollegien der Union eine ganz wissenschaftliche Erziehung; jene, die genug Vermögen besitzen, um unabhängig leben, oder mindestens ein Geschäft betreiben zu können, ohne indeß bloß von diesem Erwerbszweige abhängig zu seyn, befinden sich sehr gut dabei. Allein es gibt viele junge Leute, Söhne armer Landleute und Handwerker, die, weil sie kein Vermögen besitzen, die Musen nicht wieder verlassen können, um zum Pflug oder zum Hobel zu greifen. Besonders ist Dieß in Neuengland der Fall, wo die öffentliche Erziehung sehr ausgebreitet ist; die Unternehmendsten werden Advokaten oder Aerzte, und finden sie die Plätze in ihrer Umgebung besetzt, so lassen sie sich an den Gränzen nieder. Viele werden auch Schulmeister, und in der That gibt es fast in der ganzen Union nicht Einen, der nicht aus jenem Lande wäre. Die Faulsten wählen den Predigerstand; dieser führt zwar nicht so weit als die beiden erstern, dagegen ist er weit sicherer und trägt schon vom Anfang an etwas ein, statt daß man bei den andern Gewerben sich erst einigen Ruf erwerben muß, ehe man von ihnen leben kann. Hat der junge Prediger Talent, so disputirt er mit den ältern über irgend eine dunkle Stelle der Glaubenslehre, wird exkommunizirt, schreit über Verfolgung der Heiligen, gründet eine neue Sekte, und sein Glück ist gemacht. Er kann indeß bei diesem Versuch auch scheitern, und dann ist es das Sicherste, zur presbyterianischen Geistlichkeit überzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Neuester Ausbruch des Aetna.

In Erwartung der umständlichern und genauern Nachrichten über diesen Ausbruch, welchen Herr Pilla gewiß nicht ermangeln wird, in seinem neuen, dem Zwillingsbruder des Aetna gewidmeten Journal zu geben, dürfte das Wenige, was davon in Palermo bekannt gemacht worden, vor der Hand nicht unwillkommen seyn.

„Der Aetna will uns von Zeit zu Zeit zeigen, daß seine Kraft, obgleich durch Jahrhunderte langer Thätigkeit geschwächt, noch nicht gänzlich erloschen ist. Nach einer langen Ruhe, während welcher man nur unaufhörlich Rauchsäulen aus seinem Krater aufsteigen sah, hat er jetzt durch einen bestimmteren Ausbruch die Aufmerksamkeit seiner nächsten Anwohner auf sich gezogen. Die Nachrichten, die wir über diese Erscheinung erhalten haben, lauten wie folgt: „Am 31 Oktober 1832, zwei bis drei Stunden vor Sonnenuntergang und nach einigen leichten bis in die Waldregion verspürten Erdstößen, brach sich der Vulkan in der frei liegenden Region durch verschiedene nach und nach entstandene Oeffnungen, auf der Seite nach Nordwest und in der Linie von Bronte nach Maletta einen Ausweg. Der Auswurf des Rauchs, der Asche und der Schlacken war von dem gewöhnlichen Getöse begleitet, und ein Strom von Lava floß endlich aus der untersten Oeffnung, seinen Lauf nach dem Bosco di Maletta nehmend. In der folgenden Nacht öffnete sich ein neuer Schlund am Fuße des untersten Kegels auf der Seite von Südost, und es entstanden darauf noch acht andere in der nämlichen Linie. Die Asche, der Rauch und die brennenden Materien, welche in die Luft geschleudert wurden, vereint mit dem Strome von Lava, welcher aus der letzten Oeffnung floß, boten die ganze Nacht über den Bewohnern des östlichen Abhanges des Berges ein erhabenes Schauspiel dar. Noch erhabener und schöner aber war das auf der nordwestlichen Seite. Die Lava, an der hohen Basis des Kegels hervorbrechend, strömte Anfangs auf dem Bette derjenigen von 1787, das zwischen der Casa Inglese und dem Kegel des Kraters liegt; da sie es aber auf den höhern Stellen desselben nicht überfließen konnte, so wandte sie sich gegen Osten und stürzte sich auf der Straße del Bove gegen den Monticello St. Simone hinab. (Entstanden in dem Ausbruche von 1811.) Aber diese Lava bekam keinen Zufluß mehr, und bis zum 4 November war sie nicht weiter vorgeschritten. — Die Casa Inglese hat durch die vielen Erschütterungen ein wenig gelitten. — Die Materie der neuen Lava besteht aus schwarzen holperigen Schlacken (pirosseniche), deren Oberfläche bald geschmolzen ist. In den letztern Tagen warfen die in Südost entstandenen Oeffnungen unaufhörlich Sand und Schlacken aus; im Ganzen aber ist diese Eruption von wenig Belang. — Ganz kürzlich soll noch ein anderer bedeutenderer Auswurf erfolgt seyn, und man glaube, daß die Lava schon einen Theil des darunter liegenden Bosco di Maletta ergriffen hat."

Dieß Letztere wird durch die Nachrichten, welche mit der neuesten Post aus Sizilien in Neapel eingegangen sind, nicht nur bestätigt, sondern sie fügen noch hinzu, daß die Lava, gerade auf das Städtchen Bronte zufließend, damals nur noch eine Miglie davon entfernt war, und da sie denselben Raum in 24 Stunden durchschreitet, so muß sie es am folgenden Tage erreicht haben. Alle Einwohner hatten sich schon mit ihren Habseligkeiten aus Bronte geflüchtet, welches vielleicht jetzt nicht mehr existirt.

Abenteuer eines jüngern Sohnes.

(Fortsetzung.)

„Da alle meine Erinnerungen aus dem Kollegium nur Erinnerungen der Knechtschaft, des Leidens und der Martern sind, so wird man mir gern erlauben, eine Schilderung dieses unseligen Lebens abzukürzen, die für mich so schmerzlich ist. Der Farrenschwanz und Streiche mit dem spanischen Rohre waren mein tägliches Brod; nur selten und bei großen Gelegenheiten, wurde diese Dosis meiner moralischen und physischen Erziehung etwas vermindert. Ich umgab mich mit einer Erzrinde, ich spottete der Schläge. Mein Körper wurde eisern, und der Lehrer betrachtete mich als den heillosesten Galgenstrick, als den verstocktesten, unverbesserlichsten und verzweifeltsten Bösewicht, auf den noch ein Farrenschwanz gefallen war. Er veränderte seine Züchtigungen, allein vergebens, es gab nur Ein Mittel, das gefruchtet hätte: Güte, allein dessen sich zu bedienen, fiel ihm niemals bei; es war Dieß eine seinem Wesen völlig fremde Eigenschaft, von der er durchaus keinen Begriff zu haben schien. In kurzer Zeit wurde ich fühllos gegen Furcht, wie gegen Scham. Was von Zartgefühl und liebendem Gemüthe in meiner Natur lag, schlich sich scheu in die innerste Tiefe meiner Seele zurück, und verbarg sich hier. Ich schwieg, ich brütete Haß, ich sann auf Rache. Die andern Zöglinge strebten vergebens, den schmählichen Mißhandlungen des Lehrers zu entgehen. Ich sah die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen,

und beschloß, Allem zu trotzen. Meine Wuth richtete sich zunächst auf meine Kameraden; ich sah mich geachtet, sobald ich gefürchtet wurde; diese Erfahrung benützte ich. Fortan zählte ich auf Niemand mehr, als auf mich selbst, und ich legte bei mir das feierliche Gelübde ab, nie etwas Anderm zu weichen als der Nothwendigkeit. Was meine Energie zerstören sollte, verdoppelte sie. Ich fühlte einen mannhaften und furchtbaren Geist sich meiner bemächtigen; Alles was man that ihn zu erschüttern, war fruchtlos; ich wurde wie die junge Fichte, die ihre Wurzeln in einen Granitboden einbohrt und auf kahlem Felsen grünt."

Der Schlüssel zu dem ganzen Leben und Charakter Trelawney's ist in diesen Zeilen gegeben. Alles weichere Gefühl ist schon in ihm abgestumpft, der Schmerz hat über seine eherne Organisation keine Gewalt mehr; Haß gegen jede höhere Macht, Rachgier und die wüthendste Hartnäckigkeit bilden sein moralisches Wesen. Der Lehrer der Erziehungsanstalt sendete diesen störrischen und gefährlichen Schüler seinen Eltern zurück. Unbeschäftigt und in Müßiggang hinschlendernd, durchblätterte Trelawney einige Bücher; er las die Geschichte von der Empörung der „Bounty" gegen ihren Kapitän *) und das Leben des Paul Jones. Die Erzählung dieser Abenteuer fand vollen Anklang in einer so wilden und stolzen Seele. Trelawney's Bestimmung war entschieden. Kaum hatte er seinen Wunsch Seemann zu werden, seinem Vater eröffnet, als dieser mit Freuden seine Einwilligung gab. Es war ja die bequemste Gelegenheit, eines entarteten Menschen los zu werden. Die Eltern, die ihre Kinder verwöhnt oder mißhandelt haben, suchen sie auf den Schiffen Sr. großbritannischen Majestät unterzubringen, wo der Abschaum der englischen Jugend stets mit offenen Armen aufgenommen wird; und wo man es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Taugenichts durch die unbeugsamste Strenge der Zucht in einen Helden zu verwandeln. Gewöhnlich schlägt dieses Heilverfahren gut an; der Patient stirbt entweder, bevor er das Mannesalter erreicht, oder er wird Kapitän und wohl gar Admiral. Erliegt er unter der „neunschwänzigen Katze" (Cat-o-nine-tails, die neunknotige Zuchtpeitsche), so wird ihm ein Grab, das ewige Vergessenheit deckt; hat er das Blut, das in seinen jungen Adern siedet, für das Vaterland vergossen, so übergibt man ihn dem Ozean und der Ruhm bewahrt seinen Namen auf. Was unsern Helden betrifft, so brachte er die tiefgewurzelte Widerspenstigkeit und einen grimmigen Menschenhaß — die Früchte seiner Erziehung im Kollegium — mit an Bord, wo man sie in seinem Leben als Seemann zu völliger Reife gedeihen sieht.

„Ich machte mich durch Kühnheit bemerkbar und geachtet. Meine Gleichgültigkeit, meine Fühllosigkeit, meine Nachlässigkeit in den gewöhnlichen Verrichtungen meines Handwerkes wurde mir fast der übrigen Dienste willen, die ich leistete, meinem Eifer, meiner Verwegenheit in Gefahren, meiner unermüdlichen Thätigkeit in Stürmen und Ungewittern zu Liebe nachgesehen. Die plötzlichen Windstöße in dem indischen Ozean sind furchtbar. In fünf Minuten kann ein Schiff verloren seyn: ein muthiger, entschlossener, geschickter und auf Alles gefaßter Matrose ist dort ein unschätzbarer Mensch, wenn Jedem der Muth sinkt, wenn die Schiffsmannschaft erbebt, wenn die Maste sich biegen, wie die Angelruthe des Fischers, wenn die kleinen Segel in Stücke gerissen, wie Bänder in der Luft flattern, wenn der Wind die an den Tauen festgeklammerten Matrosen hin und her schleudert, und sie auf der Höhe des Beisegelreffs ins Meer taucht, wenn das wilde Gebrüll der Wogen und des Windes jede Stimme erstickt, und man kein andres Licht hat, als das rothe flüchtige Zucken des Blitzes.

„Bei solchen Vorfällen war ich der erste auf den Beinen; ich sprang auf von der Schiffskanone, auf der ich eingeschlummert war, und die Augenlieder noch halb geschlossen, antwortete ich allein dem Sprachrohre des Kapitäns. Dieser Aufruhr der Elemente, dieser Krieg, dieser Kampf des menschlichen Muthes mit den ungeheuren Naturkräften gefiel mir. Je wüthender der Sturm, desto vergnügter fühlte ich mich. Meine Verachtung der Gefahr rettete mich; Andere, weit genauer im Dienst und thätiger als ich, die bei gewöhnlichem Wetter ihre Pflicht vollkommen erfüllten, fragten noch was zu thun, ob dieß oder jenes Manöver möglich sey, während ich es schon vollbracht hatte; ich befand mich bereits auf der Spitze des Mastes, wenn Andere erst sich anschickten, den Fuß in die Leiter zu setzen. Meine Tollkühnheit, von kaltem Blute geleitet, war stets glücklich. Die Matrosen liebten diesen wilden Muth, prophezeiten mir Ruhm für die Zukunft und beehrten mich für meine Heldenthaten mit ihrer Achtung. Die Offiziere, die an meine Gleichgültigkeit, an meine Verachtung gegen die gewöhnliche Dienstpflicht gewöhnt waren, hofften, daß ich noch mit der Zeit Verstand annehmen würde."

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Ausland 753 u. d. f. des Jahrganges 1831

Vermischte Nachrichten.

Herr Perrotet, ein französischer Naturforscher, der neuerdings erst Java besucht hat, beschreibt die Heirathsgebräuche der Malaien in Folgendem: „Wenn ein junger Malaie sich verliebt, so macht er der Königin seines Herzens so lange den Hof, bis es ihm gelungen ist, ihr gleiche Neigung einzuflößen. Dann wendet er sich an ihren Vater, eröffnet ihm seine Liebe und bittet um die Hand der Tochter, deren Herz er schon besitzt. Der Vater erwidert, er wolle sich die Sache bedenken, und stellt sofort Erkundigungen über die Vermögensverhältnisse des jungen Mannes an, ob er eine Hütte besitzt, die geräumig genug ist, eine Frau zu beherbergen, und ob so viel urbares Land, um sie zu ernähren. Diese Untersuchung ist durch das Gesetz streng anbefohlen. Hat der junge Mann die Einwilligung von Seite der Freunde seiner Geliebten, so theilt er seine beabsichtigte Verheirathung auch seinen Anverwandten mit. Am Hochzeittage versammeln sich die Freunde von beiden Theilen, oft zu fünfzig an der Zahl, mit Musik. Die Anverwandten des Bräutigams bringen in Körben Lebensmittel zum Festmahle mit. Der Kopf des Bräutigams, der keine andere Kleidung als Pantalons hat, ist mit einer Kappe geschmückt, die einem Tschako gleicht; so besteigt er ein munteres Pferd und neben ihm nimmt ein Mann Platz, der die unbedeckten Theile des Leibes mit gelber Farbe übertüncht, was er so oft erneuert, als die Hitze oder der Ritt den Anstrich verwischt. Auf diese Art wird den ganzen Tag umher geritten, und dabei gegessen und getrunken, gejubelt und Musik gemacht. Am folgenden Tage wird eine ähnliche Ceremonie mit der Braut vorgenommen, nur das Anstreichen mit gelber Farbe weggelassen, und die Heirath ist dann gehörig vollzogen."

*

Die Erwägung des vortheilhaften Einflusses, den eine Anstalt wie Lloyd's Kaffeehaus in London auf den Handel von England hatte, ruft gegenwärtig zu Paris ein ähnliches Institut ins Leben. Lloyd erhielt von der englischen Regierung, die sogleich die Vortheile erkannte, die für den Verkehr daraus hervorgehen mußten, allen Schutz; sie ließ durch diese Anstalt alle Nachrichten, die für Handelsunternehmungen von Wichtigkeit seyn mußten, zur Oeffentlichkeit gelangen. Außerdem hält Lloyd auf allen Punkten des Erdkreises Agenten, um Alles, was vor ihren Augen vorgeht und die Handelsinteressen berührt, schnell und genau zu berichten. Bankiers, Negozianten und Kapitalisten versammeln sich deßhalb hier, um die Basis zu ihren Unternehmungen zu ziehen; und Lloyd ist es, wo gegenwärtig in London die meisten Handels- und Seeunternehmungen verabredet werden. Lloyd's, wie die Engländer kurzweg es nennen, hat aber auch noch einen geschlossenen Klub, in welchem jedes Mitglied 25 Pf. als Eintrittsgeld und jährlich noch vier Guineen zu entrichten hat. Von diesen Beiträgen ist ein Fonds gebildet, aus dem Kaufleute und Schiffeigenthümer, die durch Krieg oder sonstige Unglücksfälle zur See gelitten haben, Unterstützung erhalten. Ein nach dem Vorbilde dieser Anstalt gebildetes „französisches Lloyd," wozu sich mehrere Minister und die angesehensten Bankiers und Kaufleute von Paris vereinigt haben, wird gleichfalls Agenten in allen Theilen der Welt halten, die von der Regierung der Börse mitgetheilte Nachrichten liefern, von halber Stunde zu halber Stunde Bericht über den Gang der Kammerverhandlungen empfangen u. s. w. In vier großen Büchern werden täglich die Anzeigen der ein- und ausgelaufenen Schiffe, die verschiedenen Ereignisse zur See u. s. w. geliefert. Außer einer großen Anzahl ausgesuchter geographischer und hydrographischer Karten wird das französische Lloyd auch alle Journale, die in der Welt herauskommen, halten, so wie alle Bücher und Broschüren, die Handel, Schifffahrt, Industrie und Künste betreffen. Der Beitrag der Mitglieder ist jährlich 100 Franken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 352. 17 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

„Sie war schon zur weiblichen Fülle herangereift, obgleich ihre Formen fast noch kindlich waren. Verschieden von dem größten Theile der persischen Weiber, war sie schön, wenigstens konnte man sie so in einem Lande nennen, wo das ganze schöne Geschlecht entschieden zur tiefdunkeln Farbe hinneigt; ihr Haar, das ihren Rücken und von den Schläfen in der größten Lockenfülle herabfloß, war braun, aber durch eine leichte Färbung von Khenna mehr lohfarbig; ihre Haut war weißer und durchsichtiger als die der schönsten Tscherkessinnen; und ihr Auge war so tiefdunkelblau, daß man es auf den ersten Blick für das schwarze Auge hielt, das im Lande gewöhnlich; und da es tief lag, so besaß es eine verdoppelte Kraft des Ausdrucks. Ihre Bewegungen waren voll reizender Anmuth. In Allem was sie sagte lag ein Ernst, der den Werth eines jeden Wortes erhöhte und ihr den Schein einer Offenherzigkeit lieh, die bei Perserinnen etwas Ungewöhnliches ist. Sie war reich, obgleich einfach, in das Frühlingsgewand gekleidet, nämlich hauptsächlich in Shawls, die in Falten um sie her sich anschmiegten; während Reihen von Knöpfen, deren jeder aus einem kostbaren Steine bestand, eng um ihren schlanken Wuchs die kurze, aber anmuthige Aermelweste schlossen, die den Leib bedeckte. Ihr Kopfputz bestand aus einem runden malerischen Turban von Shawl, zwei lange Haarflechten fielen nach persischer Sitte von ihren Schläfen in dichter Fülle fast bis auf den wogenden Busen herab. Diese schöne Gestalt war die Prinzessin Amima, die Nichte des Schah's und Fateh Ali's Schwester. Sie besaß eine unumschränkte Macht über ihren Oheim, die sie jedoch nur zu den besten Absichten benützte, indem sie ihren mitleidigen Eifer für die unglücklichen Opfer der Wuth oder des Ehrgeizes ihres Oheims, durch eine Klugheit und Zartheit geleitet werden ließ, die weit über ihre Jahre waren, und worin eigentlich das Geheimniß ihres großen Einflusses bestand. Sie wurde von dem ganzen Lande fast wie eine Heilige angebetet, vorzüglich von Denen, die unmittelbar die Person des Schah's umgaben; denn so oft einer derselben in Ungnade gefallen war, nahm er stets zu ihr seine Zuflucht, und selten mißlang es ihr, ihm wieder die verlorne Gunst zu gewinnen. Dieses junge Wesen hatte wie alle persischen Mädchen, in einer so völligen Zurückgezogenheit von der Welt gelebt, daß sie nie einen Mann gesprochen, als ihren Oheim, ihren Bruder oder die Diener des Serails, und ihr Herz hatte daher nie ein stärkeres Gefühl der Neigung empfunden, als das für eine oder zwei ihres eigenen Geschlechtes. Ihre Mutter war gestorben, als Amima noch ein Kind war; ihr Vater war, wie die Sage ging, als Opfer seines Ehrgeizes und der Rachsucht und Politik ihres Oheimes gefallen, und mit Ausnahme einer alten Amme, die sie noch immer Dedeh nannte, und ihrer Gefährtin oder Kammerfrau Mariam, die sie beide mit der größten Zärtlichkeit liebte, kannte ihr Herz keine andere Liebe. Mariam war es auch, die jetzt neben ihr im Zelte stand, als ihre Gebieterin sich zum Gebete niederwarf. Sie war ungefähr zehn Jahre älter und so dunkelbraun als ihre Herrin schön war; mit stark ausgeprägten Zügen, Augen voll Feuer, gewölbten Augenbrauen und Haaren von Rabenschwärze. Sie war die Schwester Sadik's, des vertrautesten Dieners des Schah, und stand zu Amima mehr im Verhältnisse einer Gespielin, als einer Dienerin, sie war die Vertraute aller ihrer Gefühle, und theilte ihre Freuden wie ihren Kummer."

Die beiden Mädchen, die in ihrem neuen Aufenthalte ohne die gewöhnlichen Wächter lustwandeln konnten, verließen ihre Zelte und gelangten an einen kleinen Felsenvorsprung, in welchem sich ein schmaler Pfad noch höher hinaufzog, den man aber, versteckt hinter über einander geschobenen Felsen wie er war, nur ganz in der Nähe bemerken konnte. Allgemach stiegen sie empor, bis sie sich auf einer Höhe sahen, von der aus sich der unabsehbare Strich einer wilden Landschaft ihren Blicken darbot. In der weitesten Ferne gewahrten sie die Gipfel der Waldungen, die in ununterbrochenen, undurchdringlichen Massen die Gebirgswände bekleiden, die das kaspische Meer umschlingen und die Gränze von Massenderan bilden. Ein wildes Gemisch von Niederholz, Felsen, dürrem Haideland und zerklüftetem Boden nahm den dazwischen liegenden Raum ein; diese Gegend wurde, wegen ihrer sehr ergiebigen Jagden höchlich gerühmt, und häufig von den Königen von Persien besucht. Der majestätische und schneebedeckte Gipfel des Demawend erhob sich im Westen. Tiefe Stille herrschte weithin, und wurde nur durch das heisere Geschrei des Habichts oder den tiefen dumpfen Laut des Adlers unterbrochen. Die ersten Strahlen der Sonne flossen von den Hügeln nach den Ebenen hinab und überstrahlten Alles mit einem himmlischen Glanze.

Schon hatten die beiden Freundinnen sich weiter entfernt, als

ihnen eigentlich erlaubt gewesen wäre, und schon dachten sie daran umzukehren, als Mariam's Neugier ihre Gebieterin verleitete, noch etwas weiter vorwärts zu gehen, um vielleicht einen Felsen zu erreichen, von wo sich eine noch ausgebreitetere Ansicht der Gegend öffnete. Indem sie aber um eine Felsenecke bogen, wurden sie durch das Gebell eines Hundes erschreckt, der dicht vor ihnen aufsprang und einen Mann weckte, der unter dem Ueberhange des Felsen im Grase lag. Ein Falke in seiner Schellenkappe saß neben ihm. Der Lärm des Hundes hatte ihn, wie es schien, aus dem Schlummer geweckt, und er stand auf, um die beiden Unbekannten zu grüßen, von denen Amima unverkennbar tiefen Eindruck auf ihn machte. Der schöne junge Mann — denn daß er Dieß sey, mußten die Mädchen sich innerlich gestehen — erzählte, daß auch er auf der Jagd begriffen, von der Nacht überrascht, hier unter den Felsen ein Obdach gesucht habe. In dieser Unterhaltung, die ohne Zweifel von beiden Seiten absichtlich verlängert wurde, überrascht sie der Schah, der mit einem Theile seines Jagdgefolges auf der Verfolgung einer Antilope in diese Gegend gekommen war. Anfangs gebietet er, den ruchlosen Uebertreter des Kuruks sogleich nieder zu machen, als aber dieser seinen Namen Zohrab nennt, bricht der König in einen jubelnden Ruf aus, und befiehlt den Gefangenen zu binden und in das Lager zu bringen, wohin der Schah zurückeilt. Ueber der Freude seines Fanges vergißt er fast seine Nichte, die mit schmerzlicher Rührung den Jüngling gefesselt fortführen sehen muß, nachdem er zuerst seinen Falken davon fliegen lassen, und seinem Hunde durch ein Zeichen befohlen, nach Asterabad zurückzukehren.

Zohrab ist der Sohn Zaul Khan's, der lange nächst dem Schah die größte Macht in Händen hatte. Während der Kriege Kerim Khan's und seiner Nachfolger waren beide ihrer eigenen Sicherheit willen verbündet. Beide waren Kascharen, ein Stamm, der seinen Hauptsitz in Massenderan hat, weßhalb sie damals ihren Bund als einen Familienvertrag betrachteten. Aga Mohammed war nicht allein wegen seiner Talente, sondern auch als Abkömmling einer Familie, die gleiche Rechte mit Kerim Khan auf den persischen Thron besaß, von Zaul Khan als Oberherr betrachtet worden, obgleich dieser selbst heimliche Hoffnung nährte, dereinst sich des Scepters des Schah bemächtigen zu können, wie denn schon vor undenklichen Zeiten her, der Thron Persiens den kühnsten Abenteurern zur Beute geworden war. Zaul Khan war durch Tapferkeit, entschlossenen Muth und unermüdliche Ausdauer berühmt. Außer diesen Eigenschaften aber besaß er auch Wachsamkeit, Thätigkeit und Geschick in Unterhandlungen, wodurch er sich bei den Turkomanen, die das Gränzland von Massenderan bewohnen, großen Einfluß erwarb. Zaul war es vorzüglich, dem Aga Mohammed seinen Thron verdankte und zum Lohne dafür hatte er ihm die Statthalterschaft von Massenderan übertragen, die aber von Zaul Khan, der seinen Aufenthalt in Asterabad genommen hatte, mehr als ein erbliches Besitzthum verwaltet wurde. Allein Aga Mohammed konnte nicht ohne Eifersucht seinen alten Freund und Waffengefährten sich in der Herrschaft Massenderan's befestigen sehen, und seine früheren Verbindlichkeiten außer Augen setzend, suchte er ihn auf alle mögliche Weise zu drücken. Zaul Khan leistete Widerstand, es kam zu offenem Bruche und der Statthalter von Massenderan kündigte dem Schah den Gehorsam auf, und schlug ein gegen ihn abgesendetes Heer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines jüngeren Sohnes.

(Fortsetzung.)

„Allein die Hoffnungen schwanden mit den Gefahren, in denen sie geschöpft worden waren. Das Wetter wurde windstill, und mein Ruhm den ich in den Stürmen erworben hatte, verlor seinen Glanz. Die Offiziere hielten nicht mehr so große Stücke auf mich, nur meine Kameraden wußten meinen Werth zu schätzen. Ich nahm stets den Schwachen gegen den Starken in Schutz, und keinem gestattete ich irgend eine Art von Tyrannei. Mein Wuchs war kolossal geworden; meine Gemüthsart hatte sich nicht gemildert, und meine Hartnäckigkeit war so unbeugsam, daß ich in Kämpfen mit ältern Matrosen stets dadurch ihnen obsiegte, daß ich sie ermüdete. Alles beugte sich vor diesem Ungestüm und dieser Ausdauer; bald wagte Niemand mehr, sich mit mir zu messen. Nie bekannte ich mich als überwunden, und ohne Rücksicht auf Ort und Personen erneuerte ich immer wieder den Kampf. Die kühne Freimüthigkeit, mit der ich meine Vorgesetzten behandelte, erwarb mir endlich die Liebe aller meiner Kameraden.

„Der Kapitän und die Lieutenants wollten meinen starren Kopf brechen. Alle ihre Züchtigungen scheiterten an meinem eisernen Sinn; die Folter selbst hätte mich nicht eingeschüchtert. Ich fand ein geheimes Vergnügen darin, ihrer Strenge zu spotten, den Strafen, die sie über mich verhängten, fügte ich selbst noch Peinigungen hinzu, und setzte ihnen einen trotzigen Stoizismus entgegen. Statt auf dem obersten Stocke des Hinterkastelles drei bis vier Stunden zu bleiben, wie man mir befahl, streckte ich mich der ganzen Länge nach auf den Segelstangen aus, und schlief vom Winde geschaukelt ein, oder wenn der Schlummer sich nicht einfinden wollte, so stellte ich mich wenigstens schlafend. Dieß war freilich eine gefährliche Hängmatte; man fürchtete, ich würde herabstürzen, und der Kapitän glaubte meine Tollköpfigkeit dadurch zu strafen, daß er mir seinerseits einen Schrecken einjagte. Die See ging hoch, und der Wind blies nur leise, als er mir befahl auf die Spitze des großen Mastes hinaufzusteigen, und dort drei Stunden zu bleiben. Ich wurde dadurch von meinem gewöhnlichen Posten entfernt, und empörte mich innerlich über dieß Geheiß. Indeß besann ich mich und gehorchte. Ich kletterte zur bezeichneten Stelle empor. Auf dieser schwindelnden Höhe angelangt, von wannen ich nicht ohne Grausen in die wilde See hinabsehen konnte, setzte ich mich auf diesem sonderbaren Divan mit untergeschlagenen Beinen nieder, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und stellte mich, als schliefe ich ein. Der Lieutenant auf der Wache, der mich wirklich eingeschlafen glaubte, rief mir von unten zu: „Achtung! Aufgewacht oder Du fällst ins Meer!“ Diese wiederholten Zurufe wurden mir verdrießlich; ich schwamm meisterhaft und fühlte mich versucht, seiner Prophezeiung zuvorzukommen, indem ich mich in völlig wachendem Zustande ins Meer hinabstürzen ließ. Der Gang des Schiffes begünstigte mein Vorhaben, und ich konnte diesen gefährlichen Sturz wohl wagen. Die Sonne sank, Jedermann war auf seinem Posten, und Niemand achtete mehr auf mich. Eine ungeheure Woge näherte sich dem Schiffe, ich stürzte mich auf ihren gigantischen Kamm. Durch das Gewicht meines Körpers, das sich noch durch die Höhe, von der ich herabstürzte, vermehrte, wurde ich in eine beträchtliche Tiefe des Meeres hinuntergerissen: ich war verloren, wenn ich nicht, während ich schnurgerade in das Wasser hinabfuhr, und meine Hände über den Kopf vorwärts gestreckt hielt, das Gleichgewicht zu behalten gewußt hätte.

„Die Todesangst, die sich meiner nach dem Sturze bemächtigte, die Unmöglichkeit Athem zu holen, die starre Fühllosigkeit aller meiner Glieder, deren Sensibilität sich mit unglaublichen Schmerzen in meiner Brust zusammendrängte, das furchtbare Gefühl eines blitzschnellen Falles, ohne daß es möglich war ihn zu mildern, die Ueberzeugung von der fruchtlosen Ermüdung, die durch meine krampfhaften Anstrengungen verursacht wurde — alles Dieß zusammen bildete eine Höllenqual für mich, die ich nicht beschreiben kann. Todeskälte überlief mich, ich sah und hörte

nichts mehr; nur ein verworrenes Getöse drang von Zeit zu Zeit in mein betäubtes Ohr. Endlich war es mir, als würden mir Kopf und Brust zermalmt; ich sah undeutlich eine durcheinander fließende Schaar von Gestalten und Gesichtern, die sich auf mich herabneigten; ich fühlte einen gräßlichen Ekel und eine tödtliche Uebelkeit. Alle meine Glieder zitterten, meine Zähne klapperten, es war mir, als müßte ich noch einmal ins Meer stürzen, und schlug in krampfhaften Zuckungen um mich. Dieser entsetzliche Zustand mochte geraume Zeit gedauert haben; das erste Gefühl, von dem ich eine deutliche Erinnerung behalten habe, war der Eindruck, den Kapitän Aston's Stimme auf mich machte, der mir zurief: „Wie geht es?" Ich versuchte zu sprechen, allein es war mir unmöglich. Meine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorbringen zu können; „Du bist an Bord," sagte der Kapitän, „und hast nichts mehr zu fürchten." Ich blickte um mich her. Es war mir als seyen meine Poren noch mit Wasser gefüllt, und als würden davon alle meine Nerven auf einmal erschüttert. Vierzig Stunden lang wurde ich von unerträglichen Schmerzen gefoltert. Nase, Ohren und Lippen schienen mir von tausend Nadeln durchbohrt. Allein was war alle Qual; hatte ich doch meinen Zweck erreicht."

Glaubt man nicht das Leben eines Dämons zu lesen, der von andern Dämonen aus einem Abgrund heraufgeholt und zu irgend einer gräßlichen That vorbereitet wird? Abwechselnd Sklave und Tyrann, Peiniger und Sträfling, wie auf der Schulbank, setzt er nun seinen Lebenslauf fort, und wird zuletzt der Schrecken seiner Vorgesetzten, wie er die Plage des Kollegiums war. Man belegt ihn, um sich an ihm zu rächen, mit den grausamsten Züchtigungen; sein Blut fließt, sein Fleisch wird von Geißelhieben zerrissen; nun aber erwacht auch die ganze teuflische Wuth, die bisher in ihm gährte, in seiner Brust. Kaum hat man in Indien gelandet, als der Vollstrecker der Befehle des Kapitäns, ein Bootsmann, der ihn angegeben und verfolgt, unter seinen Dolchstichen das Leben aushaucht; neben der Leiche desselben streckt er auch den Schiffslieutenant durch Streiche mit einem Billardstocke zu Boden, und läßt ihn für todt liegen; dann entflieht er. Es gelingt ihm sich eines wilden Pferdes zu bemächtigen, er klammert sich an die Mähnen des Thieres, das weniger unbändig als er, und durchfliegt mit ihm, ein anderer Mazeppa, Wildnisse und Wälder, bis es endlich von Hunger und Ermüdung erschöpft, unter ihm zusammenstürzt.

Eine neue Laufbahn eröffnet sich ihm jetzt. Sein heißes Blut kocht auf unter dem tropischen Sonnenstrahl und steigert die Raserei der unbedingtesten Unabhängigkeit. Trelawney wird Pirat, und durchstreift die Meere des Orientes. Die Schaubühne seiner Thaten wird der indische Ozean, die Inseln des indischen Archipels, die Meerenge von Sunda, das Land der Liebe und der Wuth; unter den Breitegraden, wo alles voll Leben und Duft, wo jeder Halm Wohlgerüche träuft, wo die Sonne glüht und tödtet, wo der Landwind ein berauschendes Gewölk von Aroma, wo Alles riesenhaft ist, das Blatt am Baume, die Seele des Menschen und seine Leidenschaften — hier in diesen Gegenden findet er eine Heimath, die er nicht mehr verläßt, von der er sich nicht mehr entfernt. Isle de France, Madagaskar und der Kanal von Mozambik sind die äußersten westlichen Punkte, bis wohin sich seine Streifzüge erstrecken. Hier verbindet er sich mit einem Manne, der eben so abenteuerlich als er, und eben so wenig um seine Mittel verlegen, aber klüger und weniger muthig ist; ein Kaufmann, wie ihn Trelawney nennt, eigentlich aber ein Räuber und Schleichhändler, ein Pirat aus Grundsätzen, dem es ganz leicht wird, zu beweisen, daß es nicht mehr als billig, die Räuber zu plündern und der ostindischen Kompagnie ihre unrechtmäßig erworbenen Reichthümer abzujagen, und so an ihr das Unrecht des Monopols zu rächen; Dieß der Gefährte Trelawney's.

So beginnt die Erziehung des Korsaren, dessen Urbild Lord Byron verschönt, der Unsterblichkeit aufbewahrte. Aber Asien ist eine Schule, wo man weder das menschliche Leben achten, noch Mitleid, noch Schonung lernt. Eine eiserne Hand muß diese Naturen von Feuer beherrschen. Unter der großartigen Natur verschwindet der Mensch und sein Werth. Als morgenländischer Seeräuber, zeigt sich Trelawney, unter dem angenommenen sonderbaren Namen Leotonals, ganz seiner Doppelrolle gewachsen; Gewalt und List sind seine Tugenden; Tod trifft Jeden, der ihm widersteht, und in einem fortgesetzten Wechsel von Kämpfen, Mordthaten, Gefahren, wilden Genüssen, hochherzigen und verwegenen Thaten, in einem beständigen Rausche von Blut und Abenteuern streicht sein Leben hin, das nur dann und wann von den Regungen seiner edleren Seelenkräfte eine freundlichere Unterbrechung erhält. Die seit seiner Wiege in ihm zurückgedrängte Empfindsamkeit eines ursprünglich gefühlvollen Herzens, eine tiefe Liebe für die Natur brechen hier und dort mit zauberhafter Gewalt hervor. Es ist ein Himmel von furchtbaren Sturmwolken umhüllt, aus dem nur zuweilen flüchtig ein Stückchen des blauen Azurs hervorschimmert.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor das londoner Polizeigericht der Marlboroughstraße wurde jüngst ein junger Mann von sehr würdigem und ernstem Aussehen gebracht, der eine aufgeschlagene kleine Taschenbibel in der Hand hielt, und verhaftet worden war, weil er auf der Straße gepredigt und einen großen Zusammenlauf verursacht hatte. Der Polizeidiener, der sich seiner bemächtigte, hatte ihn wiederholt vergebens aufgefordert, seinen Vortrag zu schließen, und sich zuletzt genöthigt gesehen, ihn wegzuführen. „Was haben Sie dagegen vorzubringen?" fragte ihn der Polizeibeamte. — „Ich that wie mir der Herr geheißen," entgegnete John Sayers Orr — so hieß der würdige Prediger. „Ich predigte sein Wort und habe die Ehre genossen, zwanzigmal schon auf die Wache gebracht, und zwölfmal vor Gericht gestellt worden zu seyn. Ich wurde ins Gefängniß geworfen, und es ist kaum ein Monat, daß ich wieder auf freiem Fuße bin. Allein so sehr ich auch verfolgt werde, so werde ich doch nicht in meinem Berufe ablassen; denn mein Lohn ist dort oben." — Der Polizeibeamte: „Es kann durchaus nicht gestattet werden, daß durch dergleichen Zusammenläufe die Straßen gesperrt und dadurch vielleicht Anlässe zur Störung des öffentlichen Friedens gegeben werden." Der Prediger: „Es war von keiner Störung des öffentlichen Friedens die Rede, denn ich predigte ja eben den Frieden. Wie kann sich die Polizei darein legen, wenn ich das Wort des Herrn verkünde? Ich denke nicht daran, die Gesetze zu übertreten, oder Aufruhr zu predigen; und da der Herr mir geboten hat, so zu thun, so sage ich euch, es wird ein schrecklicher Tag werden, wenn die Richter des Landes die Gesetze des Landes gegen das Gebot Gottes stellen." — Der Polizeibeamte: „Ich will Ihnen keine bösen Absichten unterlegen, aber durch ihre Predigten veranlassen Sie einen Zusammenlauf des Volkes, was zu Störungen Anlaß geben kann." Der Prediger: „So ist also das Wort Gottes, dessen man so sehr bedarf, das Einzige, was auf den Straßen verboten ist. Auf dem Platze, wo mich der Polizeidiener verhaftete, sah ich eine Menge Leute einen Mann umringen, der ein profanes, ja sogar aufrührerisches Lied sang, und oft erblickte ich im Gedränge von Leuten, die ihre kostbaren Seelen durch die fleischlichen Unterhaltungen und Possenreißereien Punch's und Judy's in Gefahr stellen. Und versperren nicht eure Edelleute hundertmal die Straßen mit ihren Wagen?" — Der Polizeibeamte blieb gegen alle diese Vorstellungen taub, und verfügte, daß der Prediger entweder Bürgschaft stellen solle, nicht mehr auf öffentlicher Straße zu predigen, oder ins Gefängniß wandere. Da erhob der fromme Mann die Hände und rief: „Bürgschaft stellen! Nein, Dieß ist ein Begehren, das auch von Johannes und Petrus verworfen wurde; ich will ins Gefängniß!" So wurde also seinem Wunsche willfahren, und kaum war er in den Ort seiner Verwahrung gekommen, als er auf die Knie fiel und, wie es schien, mit großer Andacht Gott anflehte, dem Polizeibeamten seine Sünde zu vergeben.

•

Ein junger Neapolitaner, der bei stillem Wetter an den schroffen Felsenufern der Insel Caprea hin und herschwamm, bemerkte plötzlich eine enge und niedrige Oeffnung, die in eine Höhle führte. Das geringste Aufwogen der See hätte hingereicht, diesen Eingang zu verdecken. Schwimmend gelangte der Neapolitaner durch denselben in eine Grotte, in der er sich Anfangs von dichter Finsterniß umgeben sah, bald aber traten die Felsenwände weiter auseinander, und er sah sich in einem kleinen See, an dessen Rand er festen Fuß fassen konnte. Und nun bot

sich seinem Auge ein wahrhaft zaubervoller Anblick: er sah eine geräumige Höhle, die von dem schönsten azurblauen Lichte übergossen war. Alles umher, wie er selbst, war davon bestrahlt. Nachdem er vergeblich nach einer Oeffnung umhergespäht hatte, durch die dieses Licht eindringen konnte, fand er endlich, daß die Schatten der Felsenwände, statt auf den Boden zu fallen, nach Oben geworfen wurden, und daß das Gewölbe der Höhle die leise Wallung des Wassers widerspiegelte. Das Licht, das diese „Azur-Grotte" — diesen Namen legte ihr der Entdecker bei — beleuchtet, geht also offenbar von dem Meereswasser aus, wovon auch wahrscheinlich die schöne blaue Farbe herkommt. Es bleibt der Wissenschaft überlassen, diese Erscheinung zu erklären.

•

Die heurige Kunstausstellung von inländischen Künstlern in Madrid soll nach Bericht eines spanischen Kunstkenners sehr vortheilhaft ausgefallen seyn. Als die vorzüglichsten Werke, die zur Ausstellung gebracht wurden, werden genannt: „der h. Bischof Ruso, der seiner Heerde predigt," von dem ersten spanischen Hofmaler, Vicente Lopez; — „die Enthaltsamkeit des Scipio," von einem jungen Künstler, Namens Madrazo, und „König Alphons, der dem Cid den Ritterschlag ertheilt," von demselben. Preise in den bildenden Künsten erhielten drei junge Maler: de Ribera, Saez und Gariot; zwei Bildhauer: De Medina und Ponciano Ponzano; und zwei Architekten: Alvarez und De Meza. Die Preise bestehen darin, daß die Künstler Anspruch auf eine königliche Unterstützung haben, um ihre Studien in Rom fortsetzen zu können. Unter den letztern Werken, die aus der spanischen Presse hervorgingen, erwähnt man die „Usages y demas Derechos de Catalonia" Gebräuche und andere Rechte Cataloniens — in drei Bänden.

•

Der General Chassé, sagt ein belgisches Blatt, ist ein sehr gesprächiger und gesellschaftlicher alter Mann; benahm sich übrigens in mehreren Verhältnissen seines Lebens auf ganz sonderbare Art. Er heirathete eine reiche Engländerin, von der er zwei Kinder hatte, die aber starben: er schlug diese Frau öfters, und sie ertrug diese üble Behandlung ihren Kindern zu Liebe, so lange diese lebten. Nach dem Tode derselben aber drang sie auf Scheidung, und Chassé, welcher behauptete, daß seine erste Verbindung nicht gesetzlich gewesen sey, schritt zu einer zweiten Heirath; ein zweiter Prozeß folgte und er mußte 1500 Gulden Strafe erlegen.

Literarische Anzeige.

An die gesammte Lesewelt, und besonders an Alle, welche sich für die Moden und die Literatur interessiren.

Bei dem Herannahen des neuen Jahres, halten wir es für Pflicht, das Publikum auf die zwei Journale „die Schnellpost für Moden" und den „Voleur," welche wir seit diesem Jahre herausgeben, aufmerksam zu machen. Beide Zeitschriften haben sich in diesem kurzen Zeitraume schon so viele Abnehmer erworben, daß wir sowohl bei dem einen, als auch bei dem andern, bedeutende Verbesserungen können eintreten lassen.

Wir haben bei der Redaktion unsers französischen Journals des Voleur auch noch Herrn Marmier angestellt, einen französischen Gelehrten, der durch die Herausgabe seiner Gedichte und durch seine Beiträge zu den besten französischen Zeitschriften bereits rühmlichst bekannt ist.

Die Redaktion der Schnellpost für Moden bleibt fortwährend den Händen der zwei geschätzten Schriftsteller, welche solche bisher besorgten, anvertraut, und dieselben werden bemüht seyn, der Zeitschrift fortwährend gesteigertes Interesse zu verleihen. Außerdem werden wir in der Folge auch Originalerzählungen der besten deutschen Schriftsteller liefern.

Die Modenkupfer, welche wir zu beiden Journalen liefern, und deren zweckmäßige Ausführung und Schönheit allgemein anerkannt ist, werden wir mit gleicher Pünktlichkeit und Eleganz fortliefern.

Die nachfolgende größere Anzeige wird übrigens dem Publikum noch die nähern Details über beide Journale mittheilen.

Die Blätter sind indessen schon so verbreitet und bekannt, daß sich Jedermann leicht von deren Werth und Zweckmäßigkeit überzeugen kann.

Bestellung auf die Zeitschriften nehmen an:

Alle Buchhandlungen und Alle Postämter in Europa.

Die Schnellpost für Moden

(redigirt von Prof. Wolff und L. v. Alvensleben),
eine äußerst gehaltreiche Zeitschrift, erscheint seit dem 1sten Julius dieses Jahres wöchentlich einmal in ganz großem Format, und liefert die schönsten und neuesten Modenkupfer, so schnell und billig, wie es bis jetzt noch keine in Deutschland erschienene Modezeitung zu liefern im Stande war.

Außer werthvollen deutschen Originalerzählungen enthält diese Zeitschrift besonders auch die interessantesten Artikel der besten französischen und englischen belletristischen Journale, wie des „Cabinet de lecture" — des „Voleur" — der „Revue encyclopédique" — „Edinburg Review" — der „Revue de Paris" — der Revue britannique" — „Bibliothèque de Genève" — „Revue des deux mondes, France littéraire etc." in gediegenen Uebersetzungen, und wir wagen es daher zu behaupten, daß sie sowohl hinsichtlich ihrer äußern, möglich eleganten Ausstattung, als auch hinsichtlich ihres Inhalts, alle bis jetzt in Deutschland erschienenen Zeitschriften dieser Art übertrifft, und daher Allen, die aus Beruf oder aus Neigung eine Literatur- oder Modenzeitung zu halten wünschen, ausgezeichnete Vortheile darbietet.

Der Preis ist bei Vorausbezahlung für ¼ Jahr 1 Rthlr. 12 Gr.
Für ½ Jahr . . . . 3 Rthlr.
Und für ein ganzes Jahr . . . . 6 Rthlr

Le journal littéraire français *intitulé*

LE VOLEUR

(Redigé par X. *Marmier* et *A. Peeters.*)

Que nous publions depuis un an, obtient de jour en jour un succès plus grand. Parmi tant de publications il manquait à l'étranger une bonne feuille littéraire française — LE VOLEUR, est venu remplir cette lacune. L'étendue de son format — sa publication par quinzaine, tout permet à la redaction de remplir ses vastes colonnes par ce qui s'écrit de mieux en France; Mr. de Chateaubriand, Lerminier, Casimir de la Vigne, Lamartine, Beranger, Nodier, Victor Hugo, Suë, Michel-Raymond et toutes les célébrités littéraires de l'époque viennent payer leur tribut AU VOLEUR, qui par son heureuse position est en même de les mettre tous à contributions. Nous osons donc assurer ici, que même en France aucune feuille ne peut soutenir la comparaison avec la nôtre; à ce grand mérite littéraire vient se joindre un autre, c'est que ce recueil porte à ses abonnés les gravures de mode du *petit courrier des dames de Paris* avec un chapitre de texte pris dans les meilleurs journaux de mode de Paris. Ainsi les amateurs de la belle littérature pour réunir tout ce que LE VOLEUR contient devraient être abonnés à une foule de journaux dont l'abonnement annuel reviendrait à plus de *cent thalers* tandis que LE VOLEUR réunit à ses autres avantages celui de ne coûter par trimestre que 2 Rthlr. et par année 6 Rthlr. praenumerando.

Dès que le nombre de nos abonnés le permettra, nous ferons paraitre cette feuille *tous les huit jours*, sans augmenter le prix d'abonnement.

Leipzig, den 15 Novbr. 1832.

Allgem. niederländ. Buchhandlung.

Ankündigungen in beiden Zeitschriften werden gegen Berechnung von 1 Groschen die Zeile eingerückt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 353. 18 December 1832.

Musik und Tanz in Griechenland.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

In Musik und Tanz, in denen sich das kräftige Jünglingsalter der Völker ausspricht, verschwinden fast alle Aehnlichkeiten, die der Morgen- und Abendländer in den Blüthen ihres Kindesalters, Mährchen und Spiel, *) miteinander gemein haben. Es fällt dem Abendländer schwer unparteiisch zu beurtheilen, in wie weit die morgenländische Musik absolut auf niedrigerer Stufe der Aesthetik steht, oder nur relativ den unangenehmen Eindruck macht, mit welchem sie jedes, auch nur wenig musikalisch gebildete abendländische Ohr so häufig beleidigt. Entfaltet im Orient die Natur auf Kosten der Kunst ihre üppigen Reize, so wie der schönste Papagai am häßlichsten schreit? — Es scheint beinahe so. Die orientalische Musik, mit ihren eigenthümlichen Zeichen, mit ihrem eigenthümlichen, dem europäischen Musiker unbegreiflichen Takte, kann nicht gradeweise mit der abendländischen verglichen werden; sie ist nicht dieselbe auf verschiedener Stufe der Vollkommenheit, beide können nur neben einander gehalten werden zum Vergleiche, wie Fisch und Vogel, wie Blume und Baum; doch wie nur Eine Wahrheit, so gibt es auch nur Eine Schönheit, und Toleranz kann hier wie dort nur stattfinden, um den lieben Hausfrieden zu erhalten. Deßwegen glaube ich nicht, daß es ein abendländisches Vorurtheil sey, zu behaupten, daß die morgenländische Musik absolut ziemlich niedrig stehe, und daß, wenn sie die einzige wäre, die musikalische Welt schlecht bestellt seyn möchte.

Der widerliche Nasenton des orientalischen Gesangs ist bekannt. Einige Aehnlichkeit damit hat bei uns der Gesang der Juden in der Judenschule. Ich hörte Griechen, Türken, Armenier, Georgier, Perser, Araber singen, und alle in dem fatalen Nasentone, am wenigsten jedoch die Türken. Bulgaren, Servier und Wallachen singen schon etwas leidlicher. Die braunen und schwarzen Afrikaner, die ich in Griechenland einzeln, und in Konstantinopel zu ganzen Bataillons als taktische Soldaten — ein drolliger Anblick — sah, haben zwar diesen Nasenton nicht; aber ihr Gesang ist deßwegen nicht weniger widerlich, und ich weiß nicht, ob ein von einem Trupp Afrikaner gesungenes Soldatenlied oder das Geheul einer Heerde Schakale, die manchmal mit einstimmen, angenehmer lautet.

*) s. Ausland. S. 226 u. d. f. dieses Jahrganges.

Doch bleiben wir zunächst bei den Griechen.

Der Priester am Altare wie der Hirt auf dem Berge, der Städter wie der Bauer bemühen sich diesen Nasenton aufs Aeußerste zu treiben, und je widerlicher uns, desto schöner lautet er ihnen. Der griechische Kirchengesang, in wunderlichen Melodien steigend und fallend, von keinem Instrumente begleitet, trägt, wenigstens meinem individuellen Gefühle nach, zusammen mit den übergoldeten, meist als scheußliche Fratzen dargestellten Heiligenbildern und den unästhetischen Bewegungen der Betenden bei, dem immer wiederholten Kreuzschlagen und Bilderküssen, mehr dazu bei, alle Andacht zu verscheuchen, als das Herz zu erheben. Halb summend, halb näselnd stimmen die Priester monoton ihren Gesang an; ein Grundton wird von Einem oder Mehreren, nach Art des Dudelsackes, unverändert und unausgesetzt fortgehalten, so lange der oft mehrere Stunden währende Gesang dauert, den die Uebrigen, es mögen ihrer Wenige oder Viele seyn, ohne Verschiedenheit der Stimmen in der Melodie fortführen. Die dienenden Knaben schreien mit gellenden, durchdringenden Stimmen, deren Wohllaut sie mit aller Macht zu verderben, und in den Nasenton zu zwingen suchen, darein. An allen ästhetischen Sinnen geschunden durch die häßlichen Bilder, durch die unangenehmen Bewegungen der Betenden und durch die ohrenzerschneidende Musik, geht man, noch nicht gewöhnt an diesen Kultus, aus der Kirche. Doch nicht der griechische Kultus erzeugt diesen unangenehmen Eindruck, sondern nur die rohe Art, mit der er in Griechenland ausgeübt wird. Deutsche, auf deren ästhetisches Urtheil ich mich verlassen kann, schilderten mir den griechischen Gottesdienst in der Hauptkirche zu St. Petersburg als sehr erhebend und sprachen mit Begeisterung von dem großartigen Eindruck, den dieselben wunderlichen Kirchenmelodien machen, kräftig gesungen und richtig modulirt von wohllautenden Männerstimmen. Ich wohnte öfters dem Gottesdienste auf dem russischen Admiralschiffe bei, und wurde nicht gestört durch die sonderbare, ins Komische fallende Grimasse, zu der die Andacht die rohen, gutmüthigen, scharfgezeichneten Züge des gemeinen Russen verzieht; die riesigen, buntbemalten Wachskerzen, vor dem in reicher Vergoldung gleißenden heiligen Nikolaus brennend, standen mir nicht im Wege; ich wurde fortgerissen von dem erhebenden Gesang wohllautender Männerstimmen, in den sich ein leises Rauschen des Meeres mischte, und über den sich der blaue Himmel zur Tempelhalle wölbte. Also

nicht die auffallenden Ceremonien, sondern der unangenehme Gesang ist es, der dem griechischen Gottesdienste für den Abendländer allen Ausdruck des Erhabenen benimmt, und ihn zum widerlichen Götzendienste verzerrt.

Gegen derlei erlittene Gemüthsqualen hilft am besten die freie Natur, die nirgends geeigneter ist als in Griechenland, durch ihre zaubervolle großartige Schönheit den Fremden mit den Bewohnern zu versöhnen. Ohne diesen Zauber gäbe es gewiß bei weitem weniger Philhellenen, und am wenigsten solche die, nachdem sie alle Unannehmlichkeiten, denen der Fremde dort ausgesetzt ist, erfahren haben, dennoch, nachdem sie Griechenland verlassen, sich darnach zurücksehnen oder gar wirklich zurückkehren. Wer jedoch aus beleidigtem musikalischen Gefühl Griechenland den Rücken wenden würde, wird schwerlich wiederkommen. Hat man den Vorwitz, den griechischen Kultus und Kirchengesang kennen zu lernen, theuer genug mit seinen Ohren gebüßt, und will man sich aus dem düstern Gewölbe hinausretten ins Freie, wo jeder Blick sich der herrlichsten Ansicht erlaben kann, jeder Schritt den genußreichsten Spaziergang gewährt, hat das Ohr in der Wonne des Auges seine Leiden fast vergessen — wehe, da verfolgen den entzückten Beschauer auch im Freien hoch auf die Berge, durch die grüne Ebne und weit bis ins blaue Meer hinein, die Mißtöne des griechischen Gesangs. Ich besitze weder ein feines noch gebildetes Ohr für Musik, und dennoch waren meine musikalischen Leiden beim ersten Aufenthalte in Napoli di Romania nicht gering. Kaum trat ich aus der finstern, schmutzigen Stadt heraus ins Freie, blickte auf den Festungsberg dem Thore gegenüber, bewunderte seine gewaltigen, starren Felsenmassen, und ergötzte mich an den kühnen Sprüngen der daran umherkletternden antilopenartigen Ziegen, gleich krächzte auch der hütende Junge seine scharfen Töne aus den spitzigen Steinen heraus; wandte ich den Blick nach dem Gipfel, und sah die herrliche Festung herabschauen, das Andenken an die Riesengröße der venetianischen Unternehmungen, gleich schossen mir die Soldaten von oben herab ihren verwundenden Gesang entgegen, der zu sagen schien: ein Trupp Musiker wird die Festung nicht einnehmen, so lange wir hier oben singen; flüchtete ich mich, weithin verfolgt von den Mißtönen, hinab in die Ebne, da zogen singend die Maulthiertreiber die Straße hin, und ihre Töne trafen mich wie Peitschenhiebe; betrunkene Bauern aus der Stadt kommend, stimmen ein Evoé an, von dem wohl des alten Silens Esel krepirt wäre; flüchte ich mich in die Stadt zurück, da bricht derselbe Feind aus all den düstern Höhlen hervor, in denen er sich um große Weinfässer oder um die an den Fenstern glänzenden Branntweinflaschen gesammelt hat. Ich eile nun ans Meer, schlage mich muthig durch den Gesang der Fischer und Matrosen, der sich mir aus den Kaiks und Schiffen, die den Hafen bedecken, in den Weg wirft; ich miethe einen Kahn ums Doppelte mit der Bedingung, daß der Schiffer nicht singen soll, und hoffe mich zu entschädigen an dem herrlichen Anblick des Golfs und der Gebirge jenseits. Schon tönt nur noch verworrener Lärm zu mir herein, ruhig liegt das Meer, entzückend das jenseitige Ufer vor mir; eine Heerde Delphine folgt der glänzenden Furche des Kahns; vergessen ist Alles, und nur der Augenblick erfüllt mich mit stiller Freude: ach da vergißt auch der Schiffer sich, dem bei dem schönen Abend und dem zu erwartenden Trinkgeld ganz behaglich zu Muth ist; der Teufel seines Gesangs fährt ihm zugleich durch Kehle und Nase, er stößt einige Töne hervor, erschrocken flieht der harmonieliebende Delphin, und mit ihm all der Zauber der mich umfing. — Man tadle nicht meine Uebertreibung, denn wirklich, die Scheußlichkeit des Gesanges ist so außerordentlich als die Schönheit der Natur, die ich nur in blassen nichtssagenden Zügen andeuten kann, so sehr ich mich auch bemühen möchte sie lebendig zu schildern.

(Fortsetzung folgt.)

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

Zohrab war zwei und zwanzig Jahre alt, und wurde von seinen Landsleuten als ein Wunder von Tapferkeit, Schönheit, Verstand und Körperkraft gepriesen. Seine Gefangennehmung mußte in den Augen des Schah's vom höchsten Werthe seyn. Die Jagdvergnügungen wurden sofort auch eingestellt und Alles erhielt Befehl, in das Lager nach Fernsabad zurückzukehren, wohin der König auch durch Eilboten seinen Wessir Hadschi Ibrahim beschied, dessen Klugheit und Herzensgüte die Stütze des Thrones und der Schild der Unterthanen gegen die Grausamkeiten ihres Beherrschers war. Mittlerweile konnte sich der Schah nur mit Mühe gewaltthätiger Schritte gegen seinen Gefangenen enthalten. „Wie, rief er, soll dieses gebrandmarkten Vaters Brut mir in meinem Lager trotzen — meinen Kuruk verachten — mich in den Bart höhnen dürfen, ohne für sein Verbrechen die gebührende Strafe zu erhalten?“ Endlich aber langt der Wessir an und seine Rathschläge suchen den König zu gelindern Maßregeln zu bestimmen.

„Wer bin ich,“ sagte der Wessir, „daß ich es wagen sollte, meine Seele vor dem König der Könige auszusprechen, ich bin weniger als Staub! Aber die Gebote der Könige sind unbeschränkt. Die Meinung Deines Sklaven ist diese, daß man den Massenderani nicht mit Strenge, sondern mit Güte behandeln müsse, daß man ihn als Geisel in Gewahrsam zurückbehalte, ihm aber die Gefangenschaft so angenehm als möglich mache. Deine Majestät gebe ihm eine der Töchter des Landes zum Weibe, verspreche ihm für die Zukunft eine höhere Stelle am Hofe und er wird wahrscheinlich in einen treuen Diener verwandelt werden, statt daß er gewillt bleiben sollte, unter einem großen Theile von Deiner Majestät Unterthanen einen kriegslustigen Sinn lebendig zu erhalten, den zu beschwichtigen die Wohlfahrt Irans erheischt. Dein Sklave hat gesprochen, was er zu sprechen hatte; übrigens liegt es in der königlichen Brust zu entscheiden, ob Das, was er gesprochen, Weisheit oder das Gegentheil war. — Wenn der Gefangene, fügte er hierauf noch hinzu, als er den Schah geneigt sah, seinen Rath zu befolgen, der Aufsicht des Oberscharfrichters Zerb Ali Khan übergeben wird, der für seine sichere Verwahrung bürgen, und ihn das erste Jahr innerhalb der Mauern seines Hauses unter Gewahrsam halten muß, bis man ihn verheirathet und einen Dienst bei der Pforte des Schah's gegeben hat; so würde die Regierung des Königs großen Vortheil davon haben. Ein Geisel

von seiner Wichtigkeit erfordert mehr Wachsamkeit und Vorsicht als ein gewöhnlicher."

Der Schah willigt ein, sendet nach dem Oberscharfrichter, übergibt ihm Zohrab zur Verwahrung und ertheilt ihm den Befehl, seine Tochter ihm zur Frau zu geben. Hierauf läßt er den Jüngling vorführen; Sadik, der das Amt hat, die Personen in das Khelwet oder geheime Gemach des Schah's einzuführen und einiges Mitleid für den Gefangenen fühlt, ermahnt ihn zuvor, sich in Gegenwart des Schah's mit Klugheit und Vorsicht zu benehmen. Als er vor dem König erschien, überschüttete ihn dieser mit einem Strome der kränkendsten Beleidigungen, so daß Zohrab kaum seines Zornes Meister wird; als er aber den Schah auch seinen Vater beschimpfen hört, richtet er sich in aller Erhabenheit der Unschuld und männlichen Unerschrockenheit auf und begeistert von der den Orientalen so tief eingeprägten kindlichen Liebe, ruft er: „Ich bin in Deinen Händen, Dieß ist wahr, ich bin schutz- und waffenlos, und Du hast die Gewalt mit mir anzufangen, was Du willst. Aber höre meine Worte! Alles, was Du über mich gesagt hast, verzeihe ich Dir, Du magst mich in Stücke hauen lassen, oder mit meinem Fleische Deine Hunde füttern, oder mich Deinen Sklaven zur Marter übergeben, und ich werde mich nicht beklagen. Aber wenn Du meinen Vater schmähst, der Deinesgleichen ist und dem Du Deine Erhebung verdankst, ihn, der mit Dir verglichen, sich wie das feinste Gold zu dem schlechtesten Kupfer verhält; dann will ich sprechen, dann will ich Dir sagen, gemeiner Hund, daß ich Deine schändlichen Worte Dir wieder zurück ins Angesicht schleudere und auf Deine verhaßte Gegenwart spucke. Und nun thue das Schlimmste, was Du kannst."

Der Ausbruch eines Vulkans ist nur ein schwacher Vergleich mit der Wuth, in die jetzt der Schah gerieth, der unter den fürchterlichsten Verwünschungen und Drohungen halb von seinem Sitze aufsprang und nach seinem Dolche griff, den er sicherlich dem kühnen Jüngling in die Brust gestoßen haben würde, wenn nicht der Weßir auf den Knien Aga Mohammed angefleht hätte, die Wohlfahrt seines Reiches nicht für ein so unbedeutendes Leben hintanzusetzen. Endlich gelang es, den Schah einigermaßen zu besänftigen und Zohrab wurde ins Gefängniß abgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines jüngern Sohnes.

(Fortsetzung.)

Indem wir uns von den blutigen und entsetzenvollen Abenteuern des englischen Korsaren abwenden, folgen wir seiner Erzählung auf einem minder schrecklichen Wege, indem wir uns von ihm einige der seltsamen Vorfälle berichten lassen, an denen sein unstetes Wanderleben überreich ist. Eine junge Araberin, Zela mit Namen, ist eine Zeit lang die Gefährtin seiner Gefahren und Streifzüge. Von einer innigen Anhänglichkeit an ihn beseelt, treu und unschuldig, feurig wie die Antilope, ist sie die einzige Frauengestalt in dieser Geschichte, die einen erfreulichen Eindruck zurückläßt. Zela und Trelawney theilen den unaufhörlichen Wechsel, der mit einem so seltsamen und abenteuerlichen Leben verbunden ist. Eines Tags ergehen sie sich an dem felsigen Gestade der Insel Borneo. Ein Geräusch in dem Laube der Bäume und die Erscheinung eines Vogels, der dort Faon genannt wird, ziehen ihre Aufmerksamkeit an. Die Zoologie der Araber, etwas abergläubisch, wie ihre ganze Wissenschaft, behauptet, daß der Faon die Nähe eines Tigers verkündet.

„Nimm Dich in Acht," sagte Zela, „hier ist der Faon und der Tiger wird ihm gleich folgen.

„Mein Karabiner war geladen; ich setzte noch eine zweite Kugel auf, lehnte das Gewehr an den Felsen und war entschlossen, den Angriff des Thiers abzuwarten. Wäre es mir nicht gelungen, ihn auf den ersten Schuß zu tödten, so konnten wir uns in das Meer stürzen, und die Schaluppe erreichen, die unfern davon hielt. Wir bargen uns hinter Gesträuchen, während das Geräusch im Laube fortdauerte. Zu meinem großen Erstaunen sah ich statt des Tigers einen sehr alten Mann aus dem Gebüsche hervortreten, der ganz mit Haaren bedeckt war. Ich wollte aufstehen, um ihn anzureden; allein Zela hielt mich fest, und gab mir ein Zeichen zu schweigen. Der Alte untersuchte den Ort mit vieler Aufmerksamkeit, bückte sich um zu sehen, ob Niemand in der Nähe verborgen, und richtete sich dann wieder auf. Als er aufrecht da stand, konnte ich seine ganze sonderbare Gestalt genauer betrachten. Seine außerordentliche Magerkeit, die langen Haare, die ihn bedeckten, die Höhe seines Wuchses, die sonderbare Länge seiner Beine und Hände setzten mich in Verwunderung. Sein Gesicht war schwarz, und von tiefen Runzeln durchfurcht, weiße Haarbüschel seines Bartes hingen davon herab. Er ging mit langen Schritten, sehr gekrümmt, und stützte sich dabei auf eine dicke Keule, wie sie die Insulaner der Südsee zu führen pflegen. Je länger ich ihn betrachtete, desto sonderbarer kam er mir vor. Ungeachtet seines hohen Alters und der Hinfälligkeit, unter der er zu leiden schien, funkelte doch in seinen tief liegenden Augen ein wildes Feuer, eine dämonische Bosheit. Man konnte ihn kaum für einen Menschen halten, sondern für ein Zwischenwesen, das mit mehr Schlauheit und einem vollkommeneren Instinkt begabt war, als ein Thier, aber gefährlich und tückisch schien. Er nahm seinen Weg nach dem Meere, setzte sich auf eine Felsenspitze und ergriff einen scharfen Stein, dessen er sich bediente, um von der Klippe verschiedenartige Molusken abzulösen, die er ohne zu kauen verschlang. Zuletzt sammelte er einige Schalthiere, die er in ein großes Baumblatt gewickelt mit sich nahm. Sein Blick verweilte einen Augenblick auf der Barke, die unfern des Strandes lag, dann wusch er sich die Hände, und entfernte sich mit etwas schnelleren Schritten, als er gekommen war.

„Ich folge ihm," rief ich, und eilte aus meinem Verstecke ihm nach. „Nein, Nein, thue es nicht," sagte Zela. „Dieser Alte ist ein Dschungel Admie; kein reißendes Thier ist gefährlicher und grausamer als er." — Was Zela unter Dschungel Admie verstand, wird man weiter unten hören. — „Er ist allein," sagte ich, „ich fürchte ihn nicht und mein Gewehr ist doppelt geladen."

„Ich folgte ihm wirklich, aber auf einem andern Pfade, als den er eingeschlagen hatte. Dieser Weg war so von allen Seiten von Gebüschen überhangen, daß man seine Windungen durch den dichten Wald kaum geahnet haben würde. Ich hörte den Schritt des alten Wilden und von Zeit zu Zeit sah ich ihn, wie er mit seiner Keule die Zweige abschlug, die ihm im Wege standen. So ging unser Marsch eine geraume Zeit stillschweigend im Walde fort. Immer unserm wunderlichen Alten folgend, der nichts von unserer Nähe zu ahnen schien, schlugen wir endlich eine Richtung zur rechten Hand ein, durchwanderten eine große Strecke ebenen Landes, gingen durch das Bett eines ausgetrockneten Waldstromes und sahen endlich eine jähe Felswand von sechzehn bis siebzehn Fuß Höhe vor uns. Eine moosbedeckte Pinie stieg an diesem Felsen empor, und überragte ihn mit ihrem Gipfel. Der Alte umfaßte den Stamm des Baumes, kletterte empor, und erreichte endlich einen starken Zweig, auf dem er sich wie ein Matrose auf einer Segelstange mit Händen und Füßen anklammerte. Dann rückte er bis an die Spitze desselben hinaus und ließ sich von ihr auf den Felsen herab. Mit der größten Vorsicht, um nicht von ihm bemerkt zu werden, ahmten wir ihm in Allem nach, was wir von ihm gesehen hatten. Nun schritt er längs einer Reihe fast ganz nackter und kahler Felsen hin, wo nur hier und dort einige Pinien wuchsen. Er bückte sich vor einem alten halbvermoderten Baumstamm, auf dem einige junge Sprößlinge emporgewachsen waren, riß einige derselben aus, band sie mit langen Grashalmen in einen Büschel und trug sie mit sich fort. Keine seiner Bewegungen

entging uns; er machte verschiedene Abwege, sammelte Früchte von Bananen- und Mangobäumen, warf die hinweg, die ihm unreif schienen, und gelangte endlich in ein kleines offenes Gefilde, das die Gestalt eines Amphitheaters hatte. Der Boden war geebnet und mit Sand bestreut, und ein prächtiger Baum, mit Blumen und weißen Knospen bedeckt, überschattete eine sehr gutgebaute Rohrhütte.

„Ich konnte nicht umhin, den guten Geschmack des alten Einsiedlers und die malerische Gegend zu bewundern, die er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Auf der einen Seite lief eine niedre Felsenwand, wie ein Geländer hin, mit Tamarinden und wilden Haselgesträuchen bewachsen, deren Duft sich weithin verbreitete. Dieses Felsengeländer, glatt wie geschliffener Marmor, bildete weiter abwärts eine köstliche Grotte, vor der sich die schlanken Stämme dreier Betelbäume im Sonnenglanze wiegten, von dem ihre weiße Rinde noch heller schimmerte. Hinter der Einsiedelei dehnte sich in unabsehbare Ferne ein Wald von Ginster und Stachelgewächsen hin, aus dem sich die Tamarinde, der Kaktus, die Akazie, der Bananenbaum und der schwarzblätterige Bambus erhoben.

„Die Bewegungen des Alten fielen mir vorzüglich wegen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit auf, was aber mehr an den Instinkt eines Thieres, als an menschliche Gewandtheit erinnerte. Dicht vor seiner Hütte legte er die Bürde ab, die er trug, und bückte sich dann, um hineinzukriechen, denn nur auf allen Vieren konnte man in das Innere der Hütte gelangen, deren Dach von Palmblättern bis auf zwei Fuß zum Boden herabreichte. Während ich mich näherte, um einen Blick in die Wohnung des sonderbaren Einsiedlers zu werfen, vernahm ich ein Geräusch, wendete mich um, und erblickte eine Klapperschlange, deren Augen, funkelnd wie Diamanten, auf Zela geheftet waren, die einige Schritte von mir stand. Ich dachte nur an ihre Gefahr und eilte auf sie zu. Die Schlange kroch in das Gebüsch zurück und verschwand. Ich hielt Zela in meinen Armen, als sie voll Entsetzen ausrief: „Der Dschungel Admie!“

„Ich sah mich um; der Alte kam festen Schrittes auf mich zu, und schwang seine Keule, wie ein Tambourmajor seinen Stock, um den Kopf. Sein Wuchs schien höher, seine Muskeln waren krampfhaft gespannt, seine Augen funkelten von einem wilden Feuer, seine weißen gefletschten Zähne klapperten und glänzten zwischen den schwarzen Lippen hervor, seine Augenbrauen waren drohend zusammengezogen. Ich hielt meinen Karabiner in der linken Hand, und machte mich auf seinen Angriff gefaßt. Allein ehe ich noch Zeit hatte anzuschlagen, überflog er mit einem gewaltigen Sprung den Raum, der uns noch trennte, und versetzte mir einen heftigen Schlag mit der Keule; ich taumelte einen Schritt zurück, und gab Feuer: meine ganze Ladung traf ihn und zerschmetterte ihm die linke Seite. Er machte wenigstens drei Fuß hoch einen Sprung in die Luft, und fiel auf mich. Sein Gewicht riß mich zu Boden, und ich wälzte mich einige Augenblicke unter ihm, indem ich nicht anders glaubte, als mein Ende sey gekommen. Ich rief Zela zu: „Rette Dich! Schwimme nach der Schaluppe!“ — „Er ist todt,“ erwiderte sie, „er athmet nicht mehr.“ — Sie stand neben mir, ihren blutigen Spieß in der Hand. Sie hatte ihn vollends getödtet. Nur mühsam machte ich mich unter ihm hervor, und sah nun, daß meine Kugel das Herz meines Feindes durchbohrt hatte; dieser Ursache schrieb ich auch den konvulsivischen Sprung meines Gegners zu.

„Der fürchterliche Alte war ein Orangutang; seine Hütte wahrscheinlich die verlassene Wohnung eines Einsiedlers. Eine Zwischenwand schied sie in zwei Gemächer; ein hölzerner Riegel, der sehr schön aus geglättetem Holze gearbeitet war, diente, die Thüre zu verschließen. Früchte verschiedener Art waren auf Stroh sorgfältig neben einander gelegt, doch so, daß sie sich nicht berührten, und hiedurch vor Fäulniß bewahrt wurden. Uebrigens war sie reinlich gehalten, und entsprach der niedlichen Einfachheit ihres Aeußern. Das Comfortable einer schottischen Bauernhütte fand sich in der Höhle eines Affen der Insel Borneo.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Intendant von Girgenti hat die statistischen Tafeln des von ihm administrirten Thales bekannt gemacht, welche auf seinen Befehl und unter seiner Aufsicht von dem ersten Beamten dieser Intendantur, Francesco Campagna, angefertigt worden sind. — Diese Tabellen enthalten folgende Gegenstände: Eine topographisch-statistische Uebersicht des Flächenraums der Provinz, die nicht nur eine genaue Angabe der Ausdehnung desselben, sondern auch der Benutzung und vielfachen Kultur des Bodens enthält. Das Resultat dieses ersten Artikels ist folgendes: Der Distrikt von Girgenti enthält 79,575 Salme oder 626.66 □Miglien (zu 60 auf einen Grad); der von Bivona 45,899 Salme = 550.44 □Miglien; der von Sciacca 34,558 Salme = $275\frac{6}{100}$ □Miglien. — Also enthält die ganze Provinz 159,610 Salme = $1260\frac{9}{100}$ □Miglien.

Hierauf folgt in der andern statistischen Tabelle die Uebersicht der Bevölkerung im Vergleiche mit dem von ihr bewohnten Raume, mit Angabe der verschiedenen Klassen, in welche jene zerfällt. Hieraus geht hervor, daß die Zahl der Einwohner 226,144 beträgt; daß das männliche Geschlecht zum weiblichen sich verhält wie 48 zu $50\frac{1}{2}$; daß auf 650 Einwohner 111 Ehen kommen, d. h. 222 Verheirathete. — Unter 500 Individuen befinden sich 124 ledige und 44 Wittwer oder Wittwen. — Die Zahl der Eigenthümer verhält sich zu der der Einwohner wie 10 zu 81, und zu den Salme der Oberfläche wie 1 zu 23. — Auf diese Weise werden alle die verschiedenen Klassifikationen der Einwohner durchgegangen und das Gemälde des zwiefachen Verhältnisses, in welchem sie zu Boden und Bevölkerung stehen, aufgestellt. Auch die Konsumtion der Lebensmittel ist für jede Gemeinde angegeben, so wie der Bestand der Handels- und Fischereimarine der Küste, und endlich noch die Entfernung jeder Gemeinde von der Hauptstadt. Zuletzt folgen die Veränderungen, die sich in der Bevölkerung zugetragen, wobei sich für 1831 eine Vermehrung von 657 Individuen ergibt. (La Terre)

*

Die javanesischen Weiber sind keineswegs ohne Verstand und Geist, aber ihre Erziehung ist äußerst vernachlässigt. Man überläßt sie häufig in einem Alter von acht bis neun Jahren der Sorge von Sklavinnen, die meist selbst von sehr beschränkten geistigen Fähigkeiten, den Kindern Vorurtheile und Laster beibringen, von denen sie sich kaum mehr losmachen können. Die Frauen sind sehr eifersüchtig. Wehe der Sklavin, die in den Verdacht kommt, mit einem Ehemanne ein Liebesverständniß zu unterhalten. Die beleidigte Gattin läßt sie auf tausenderlei Art martern und ihr oft bis zu hundert Hieben mit dem spanischen Rohr auf das Gesäß geben; man hat oft diese unglücklichen Geschöpfe nach einer solchen Behandlung sterbend zu den Füßen ihrer Herrinnen niederstürzen sehen. Man sagt sogar, daß die javanesischen Frauen Sklavinnen, von denen sie beleidigt worden sind, mit ihren Fußzehen — denn sie gehen im Hause ohne Fußbedeckung — an gewissen sehr empfindlichen Theilen des Leibes dergestalt zwicken, daß sie die Besinnung verlieren. Diesen und andern Grausamkeiten sind die armen Sklavinnen nur allzuoft ausgesetzt, die um so mehr zu beklagen sind, als sie aus Furcht, eben so schlimm behandelt zu werden, nicht wagen dürften, den Lüsten ihrer Herren zu widerstreben. — Sobald eine Wittwe ihren Gemahl begraben hat, was gewöhnlich einen Tag nach seinem Tode geschieht, sieht sie sich von einer Schaar von Freiern umgeben, selbst wenn sie auch nur ein geringes Vermögen besitzt. Man sieht Javanesinnen, die sechs Wochen nach dem Tode ihres Mannes schon bei ihrem fünften Liebhaber sind; denn sie dürfen sich erst nach Verlauf von drei Monaten wieder verehlichen. — Die Frauen baden sich sehr gern; sie haben in ihren Häusern sehr geräumige Bäder, von denen sie dreimal in der Woche Gebrauch machen. Einige baden sich sogar täglich in einem Flusse außerhalb der Stadt. Wenn eine Frau Besuche macht, so wird sie von drei bis vier kostbar gekleideten Sklavinnen begleitet, deren eine ihr die Betelbüchse nachträgt.

*

Als Kapitän Finch auf seiner Reise in die Südsee an der Insel Nukahiwa, einer der Washingtoninseln, Anker werfen wollte und die Einwohner sich unter großem Geschrei am Ufer versammelten, um sich, wie es schien, einer Landung zu widersetzen, ließ er die Spielleute auf das Verdeck kommen, und in dem Augenblicke, wo die Töne der Instrumente das Ufer erreichten, setzten sich die Wilden insgesammt schweigend auf den Boden nieder und horchten wie durch einen Zauber gebannt den unbekannten Tönen, die für ihre Ohren etwas Ueberirdisches haben mußten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 354. 19 December 1832.

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Allein, wird man fragen, wie ist es bei einer bemessenen Anzahl Gemeinden, welche gut bezahlen, und die also die ältern Geistlichen natürlich gern für sich behalten, noch möglich, eine solche Unzahl junger Geistlicher zu versorgen? Hier zeigt sich nun der priesterliche Scharfsinn im vollsten Lichte. Zuerst werden Missionen zu allen heidnischen Völkern gesandt: es gibt deren in Indien, vorzüglich aber auf den Inseln des stillen Ozeans, wo die amerikanischen Geistlichen auf den Sandwichinseln ein kleines Paraguai geschaffen, sicherlich jedoch nicht viel Gutes gestiftet haben. Es gibt deren auch bei den amerikanischen Indianern, die sie zu civilisiren vorgeben, denen sie indeß dadurch großen Schaden zufügen, daß sie dieselben zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung aufreizen, um ihre Stationen (wie sie es nennen) nicht zu verlieren, die aus schönen und sehr einträglichen Gehöften bestehen. Ferner werden nach allen Gegenden der Vereinigten Staaten, wo die betreffende Sekte keine regelmäßig bestehende Kirche hat, Abgesandte geschickt; diese reisen zu Pferde und kehren unterwegs bei Andächtigen ein, wo sie und ihre Thiere gut versorgt sind, und wo sie die Zeche mit Predigten und Gebeten bezahlen. Sie stehen mit Comités directeurs in Verbindung, sammeln Beiträge zu Kirchen, die vielleicht nie gebaut werden, predigen überall, bekehren, intrikiren, stiften Zwietracht in Familien, und ist es ihnen in irgend einem Dorfe gelungen, auf etwa ein Dutzend Personen einigen Eindruck zu machen, so feiern sie, wie sie es nennen, eine „Auferstehung des Glaubens" (revival of faith). Zu diesem Zwecke versammeln sich wenigstens fünf oder sechs Prediger und beten, singen und predigen mehrere Tage hintereinander den ganzen Tag. Die Gemüther besonders der Frauen sind bald exaltirt, man fastet, veranstaltet Sammlungen für Kirchenbauten und zu andern frommen Zwecken. Bibeln werden ausgetheilt, irgend eine religiöse Gesellschaft gegründet, endlich ein Ausschuß von Laien ernannt, der von Haus zu Haus gehen, den geistlichen Zustand der Familien erforschen und sie ermahnen muß, in die Kirche zu gehen und den Augenblick, wo die Gnadenthür noch offen ist, zu benutzen, um in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen zu werden. Bei Leuten von entschiedenen Ansichten finden diese Herren nun freilich eine schlechte Aufnahme; allein die Kleinmüthigen, die anfangs zurückhaltend waren, wagen nicht die Einladung auszuschlagen, und vergrößern durch ihre Bekehrung die Liste, die ins Hauptquartier geschickt wird. Der augenscheinliche Zweck dieser Revivals ist kein anderer, als eine schöne neue Bibel in alle Häuser der Gegend und ein Stück Geld aus der Tasche der Bürger, man erräth leicht wohin zu bringen, alle Freude zu verbannen, Geigen und Flöten zu zerbrechen, den Tanzmeister zu verscheuchen und den Einwohnern lange und vor Verdruß gelbe Gesichter zu machen. Solche Veränderungen dauern indeß nicht allzu lange, denn die jungen Mädchen merken gar bald, daß die Wahrscheinlichkeit Männer zu bekommen für sie deßhalb nicht größer wird, und daß die jungen, so heiligen und beredten Prediger, mit den schönen weißen Zähnen und den zierlich gefältelten Busenstreifen, wieder abgereist sind, ohne eine der Schönen des Ortes zur Gattin gewählt zu haben. Jetzt sind sie durch eine Abtheilung Ingenieurs ersetzt, die den Riß zu einem Kanal entwerfen, schöne Uniformen tragen, fluchen, Goldwasser (mint juleb) trinken, nicht in die Kirche gehen, aber gern tanzen; die Fröhlichkeit lebt wieder auf, und um jene Herren zu angeln, wird der Glaube bei Seite gelegt; die Gesichter runden sich wieder, und die natürlichen Rosen kehren auf die Wangen der Schönen zurück.

Die Ehe ist in der That eine Lieblingsspekulation der jungen Prediger: sind sie hübsche Männer, kleiden sie sich mit Geschmack, und besitzen sie auch nur in geringem Grade die Gabe der Rede, so nehmen sie sich vortheilhaft auf der Kanzel aus; und ist der Vater irgend eines reichen jungen Mädchens auch nur ein wenig zur Andacht geneigt, so hängt es nur von ihm ab, den geistlichen Beistand auf gleiche Weise an sich zu fesseln, wie Molière's eingebildeter Kranker den ärztlichen. Schließt der junge Prediger eine reiche Heirath, so hängt er meist den Priesterrock an den Nagel und wird Pflanzer oder Kaufmann.

Die Sorge, welche die frommen Seelen für das Wohl der Prediger tragen, ist so groß, daß in Neuengland (ich glaube in New-Haven) sogar eine Gesellschaft von Damen besteht, die den Zweck hat, die Missionäre, die nach fernen Ländern ziehen müssen, mit Frauen zu versorgen. Haben sie ihr Auge auf irgend Einen geworfen, so nehmen sie die Freiwerbung über sich; allein auch ohne Dieß haben sie stets einen Vorrath verfügbarer Schönheiten, frommer Mädchen, die von der Gesellschaft eine Unterstützung beziehen, mit der Bedingung, daß sie stets bereit seyn müs-

sen, den Ersten der da kommt zu ehelichen, ihm zu folgen, und ihn bei Ausübung seiner Apostelpflichten zu unterstützen. Sobald die Gesellschaft der in- und ausländischen Missionen (foreign and home missionary society) beschlossen hat, eine neue Station in Cochinchina, auf den Inseln des stillen Ozeans oder in den westlichen Wildnissen zu errichten, so bestimmt sie den Gehalt und wählt einen jungen Mann zu Besetzung dieser Stelle aus. Zugleich erstattet sie amtlichen Bericht von dieser Ernennung an die Frauengesellschaft, die für den neuen Prediger in der Wüste eine Gattin aussucht; oft wird die Heirath vollzogen, ohne daß beide sich jemals gesehen haben, und zuweilen gehen sie vom Altar an Bord des Schiffs, in dem sie die Reise um die halbe Welt machen, ehe sie nur von dem Erstaunen zu sich kommen, sich vereinigt zu sehen.

(Fortsetzung folgt)

Musik und Tanz in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Nach und nach gewöhnt man sich jedoch an den ruchlosen Nasenton, und gewinnt es über sich auf den Werth der Melodien und den Sinn der Worte zu achten, so wie man sich endlich an den mit Harz geschwängerten Wein gewöhnt, und durch seinen bittern Geschmack hindurch seine Güte und sein Feuer schätzen lernt. Die Melodien sind meistens sehr einfach, wohl auch sehr einförmig, manche nicht ohne rührenden Ausdruck. Sie sind schwer in unsere Noten zu bringen, und verlieren dabei fast immer von ihrer Eigenthümlichkeit. Viele Melodien der Schiffer, die als sehnsüchtige Klagen und Grüße in die Ferne weithin verhallen, hört man nicht ohne innige Bewegung, besonders in schönen Sternennächten auf offenem Meere, bei leisen Wellen und sanftem Fortgleiten des Schiffes. Selten singen in solchen Nächten die Matrosen nicht, und es sind andere als die kannibalischen Töne die sie ausstoßen, wenn sie zu Land beim Fasse sitzen. Es sind Reiselieder, in die sich gewöhnlich Liebesklagen mischen. Ihre Einfachheit und poetische Schmucklosigkeit paßt gerade für den Sinn, den sie ausdrücken wollen. Sie ins Deutsche zu übersetzen würde schwer fallen, und müßte sich sogar läppisch ausnehmen, der vielen Diminutiven wegen, in die fast jedes Wort verzogen ist, auf dem Bedeutung liegt; z. B. „Ich gehe weit ins Meer, und mein Liebchen was soll ich dir bringen? ein Tüchlein roth wie deine Lippchen, und zwei Zuckerhüte weiß wie deine Brüstchen." Oder: „Unser Schifflein, unsere Segelein fliegen mit dem Windlein und dem Mondlein, doch deine schwarzen Aeuglein wachen im Häuslein." Ich setzte gern den griechischen Text dieser Beispiele bei, doch in der verdorbenen Schiffersprache wüßte ich ihn nicht zu schreiben, ohne wissentliche und unwissentliche orthographische Sünden zu begehn, und im Hochneugriechischen verliert er Klang, Rhythmus und Reim. Die schwarzen Augen sind sehr gefeiert zu Wasser und zu Land. Wird eine Schöne besungen, so muß sie schlechterdings schwarzäugig seyn; und konnte ich oft von langen langen Liedern fast kein Wort verstehen, so fehlten doch selten darin die immer wiederkehrenden μαύρα μάτια. Auch haben diese langen langen Lieder oft einen sehr kurzen Text, häufig nur eine Strophe, die von Jedem der Reihe nach gesungen und gemeinschaftlich als Chor wiederholt wird, so daß einzige vier Zeilen eine ganze lange Nacht hindurch gesungen werden. Es fiel mir schwer solche Schifferlieder, wie überhaupt Volkslieder, zu sammeln, so manche schöne Nacht ich auch auf dem Meere zubrachte; bald verstand ich sie nicht, bald hatte ich keine Gelegenheit sie aufzuschreiben, bald wollten oder konnten die Bursche sie mir nicht angeben, indem sie sich entschuldigten, sie könnten sie nur singen, nicht hersagen; oder wenn gar Einer unter ihnen der Feder mächtig war, und ich ihn mit Geld und guten Worten bewegen konnte mir seine Verse aufzuschreiben, so hatte ich nach mühsamer Entzifferung des heillosen Gekritzels statt der verlangten Strophen ein schmutziges Zotenlied.

Aehnliche Lieder wie die Schiffer, verschieden nach der verschiedenen Lebensweise, singen die Maulthiertreiber. Ihre Strophen enden in gedehnten Tönen, die nach langem Anhalten scharf abgestoßen werden, worauf gleich, ohne Pause, eine neue Strophe beginnt. In tiefer Nacht, im einsamen Gebirge, wo nur der Tritt der Thiere und dieser Gesang die Stille unterbricht, lautet er schön; auch wehrt er der oft unwiderstehlichen Schlaflust, die besonders gern nach Sonnenaufgang den Reisenden befällt, und ihn der Gefahr aussetzt, vom Maulthiere herab auf spitzige Felsen oder gar in einen Abgrund zu stürzen. Der gewöhnliche Gegenstand dieser Lieder sind Berg und Thal, und besonders kaltes Wasser, d. h. Quellen; denn das Trinkwasser ist im heißen, dürren Gebirge ebenso geschätzt als auf dem Meere. Wie die Schifferlieder, so sind auch diese stets mit Episoden an die Geliebte durchflochten, und die schwarzen Augen spielen auch hier, wie überall, ihre Rolle. Da Schiffer und Soldat, Räuber und Maulthiertreiber, besonders die drei letzteren, ziemlich Eine Zunft ausmachen — und häufig ein Individuum periodenweise nacheinander alle diese Handwerke durchgemacht hat, so ist es nicht selten, daß man mitten im wilden Gebirge von weißen Segeln und schnellen Rudern, und auf der offenen See von den Quellen des Bergs und den Schatten des Waldes singen hört. Ueberall kömmt in diesen Ländern der ebenso ehrenvolle als zweideutiger Name „Klephtei" vor, welcher bekanntermaßen die Doppelbedeutung eines gemeinen Diebes und eines braven, rüstigen Landstreichers hat, der es freilich auch nicht gar zu genau nimmt mit Dem, was ihm unter die Hände kömmt.

Einen großen Theil der griechischen Volkslieder machen die Soldatenlieder aus. Diese können füglich eingetheilt werden in künstliche und natürliche. Erstere, das Machwerk gelehrter, d. h. solcher Griechen, die lesen und schreiben können, oder Erzeugnisse aus den verschiedenen Perioden des Philhellenismus, sind manchmal nicht ohne poetischen Gehalt und geben, wenn sie sich erhalten, obgleich sie nicht charakteristisch national sind, doch gute Volkslieder. Sie strotzen meist von Säbelhieben und Kanonenschüssen, und feiern gern die fremden Helden, wie Codrington, Cochrane, Fabvier u. a. Auch freute ich mich sehr, den in Morea undankbar vergessenen Seehelden Hastings, der mit seltenem Muthe, und uneigennützig wie Keiner, für Griechenland kämpfte und fiel, in den kretensischen Gewässern von den Matrosen in ihren wunderlichen Melodien, mit langausgehaltenen, weit-

hin ins Meer verhallenden Tönen besingen zu hören. Letztere, die natürlichen Soldatenlieder, sind entweder das Produkt der Bettel- und Bänkelsänger von Profession, deren es eine Menge gibt, und die ihren Gesang mit der Lyra begleiten, oder sie entstehen aus dem Stegreif auf dem Marsche, im Bivouacq und überall wo Lust und Müßiggang dazu Gelegenheit gibt. Ich konnte ihnen, so viel ich davon zu erlauschen vermochte, nicht viel Poesie abgewinnen. Sie beschreiben die Thaten ihrer Helden meist ziemlich prosaisch, oder sie schimpfen, besonders in den Stegreifreimen, pöbelhaft und zotig auf Alles, was türkisch heißt. Die griechischen Kriegslieder, die im Auslande zirculiren, sind selten ächt. Gern hätte ich einige Kriegs- und andere Lieder hier mitgetheilt, wenn ich nicht fürchten müßte, nur zu wiederholen was Andere längst vor mir gethan haben, namentlich Fauriel, dessen Werk ich mir mit aller Mühe nicht verschaffen konnte, und dessen Auswahl und Uebersetzungen meines Wissens sehr gut sind. Ueberhaupt hindert mich der gänzliche Mangel an Litteratur über Alt- und Neugriechenland in jeder genauen Bearbeitung meiner dort gemachten Beobachtungen. Einst an den reichen Quellen des Vaterlandes hoffe ich noch Manches zu fördern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der gelehrte Radschah Ramohun Roy wurde unlängst vor das Kontrolbüreau der ostindischen Angelegenheiten in London gerufen, um sich über die Verhältnisse und den Zustand der Bevölkerung Indiens vernehmen zu lassen. Hier der wesentliche Inhalt seiner interessanten Erklärungen. Ungeachtet der körperlichen Verschiedenheit, die sich unter der Bevölkerung eines so weit ausgedehnten Landes wie Indien bemerken läßt, sind seine Bewohner doch im Durchschnitte weniger kräftig als die der nördlichen Gegenden. Diese körperliche Schwäche ist theils der Hitze des Klima's, theils der Nahrung, die durch religiöses Vorurtheil anbefohlen ist, theils dem Mangel an körperlicher Uebung und Thätigkeit beizumessen, was hinwieder eine Folge von der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens ist, die den Menschen zum Müßiggange einladet. Die Muselmänner in Indien, welche animalische Nahrung genießen, zeichnen sich durch größere Thätigkeit und Leibeskraft aus. Hinsichtlich ihrer moralischen Eigenschaften ist das Landvolk, das fern von den großen Städten und Gerichtshöfen lebt, vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, durch seine Sittlichkeit, Unschuld und Mäßigkeit bewunderswerth; es ist einfach, ehrlich, unabhängig und gottesfürchtig. Die Einwohner der Städte, deren Grundsätze durch den Umgang mit Ausländern große Veränderungen erfuhren, haben ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit verloren, sind Lastern ergeben und begehen oft Verbrechen. Indeß findet man unter ihnen auch eine Menge ehrenvoller Ausnahmen. Die dritte Klasse der Bevölkerung ist die der Simindars (Pächter), Gesetzeskundigen und Aller, die zu ihrem Lebensunterhalte nichts besitzen als ihre Gewandtheit, oder aus Mangel an Mitteln sich nicht auf Handel u. s. w. verlegen können; Dieß sind im Allgemeinen die Verdorbensten und Sittenlosesten unter den Hindu, wiewohl auch andere unter ihnen durch ein ehrenvolles Benehmen eine Ausnahme machen. — In Calcutta verdienen sich geschickte Arbeiter, wie Zimmerleute, Schlosser u. s. w. 25 bis 50 Fr. den Monat; minder geschickte 12 bis 15 Fr.; Maurer eben so viel; Handarbeiter 9 bis 10; Gärtner, Feldarbeiter, Palankinträger 10 Fr. monatlich. In andern Städten ist der Arbeitslohn geringer. — In Bengalen lebt das Volk von Reiß, einigen Vegetabilien, Salz, Gewürzen und Fischen. In den obern Provinzen bedient man sich statt des Reißes auch des Mehls aus Getreide und Bascharah (Hirse). Die Mohammedaner genießen außer diesen Speisen auch Fleisch. Ein erwachsener Mensch in Bengalen verzehrt des Tags ein bis anderthalb Pfund Reiß. — In Oberbengalen und den westlichen obern Provinzen bewohnen die Hindu nur Hütten von Lehm oder Erde; im östlichen Bengalen sind die Wohnungen des Landvolkes aus Stroh, Matten und Pfählen erbaut; bloß die höhern Klassen besitzen Häuser von Ziegelsteinen und Mörtel. — Die Hindu in den obern Provinzen tragen einen Turban, ein Chadar oder Stück Baumwollenzeug um den Rumpf und ein anderes, das bis auf die Kniee hinabreicht, eng um die Hüfte geschlagen; manchmal tragen sie auch unter dem Chadar eine eng anliegende Weste. — Die Einwohner in den untern Provinzen gehen barhaupt; das um den untern Theil des Leibes geschlagene Stück Baumwollenzeug liegt nicht so angeschlossen, reicht aber bis zu den Knöcheln herab. Die ärmste Klasse trägt als Anerkennung der öffentlichen Sittlichkeit einen bloßen Streifen Baumwollenzeug um die Hüfte. Alle Muselmänner tragen den Turban und sind besser gekleidet. Die höhern Stände zeichnen sich durch die Pracht ihrer Kleidung aus. — Die Bevölkerung nimmt, in Folge der frühzeitigen Heirathen und weil die Männer selten ihre Familien verlassen und nie aus ihrem Vaterlande sich entfernen, mit reißender Schnelligkeit zu. Doch vermindern Elend, Hungersnoth und Cholera von Zeit zu Zeit wieder das Uebermaß der Bevölkerung, und geben Denen, die diesen Landplagen entgehen, wieder ein geruhigeres Auskommen. — Die Mohammedaner sind, was Industrie anbetrifft, thätiger als die Hindu; allein letztere sind ausdauernder, aufmerksamer und sorgfältiger, und die in den obern Provinzen geben selbst den Mohammedanern nichts in Gewerbfleiß und Thätigkeit nach. Die Hindu stehen rücksichtlich der geistigen Fähigkeiten keinem Volke nach, und sind die höchste Civilisation zu erreichen geeignet. Die Wissenschaft hat seit der muselmännischen Invasion viel von ihrem Glanze verloren und ist fast gänzlich erloschen, ausgenommen unter den Brahminen in einigen Theilen von Deccan und dem östlichen Theile von Indien, der weiter von dem Sitze der muselmännischen Herrschaft entfernt war. Die Mohammedaner, wie die Hindu der höhern Klasse, beschäftigen sich viel mit arabischer und persischer Literatur; Einige studiren das Sanskrit, und unter diesen Gelehrten gibt es Männer von sehr ausgezeichneten Kenntnissen, die aber den Europäern nicht namentlich bekannt geworden sind. — Was die Erziehung und den guten Anstand betrifft, so besitzen die an den Höfen der Landesfürsten erzogenen Individuen eine vollendete Bildung und Sittenverfeinerung. Man trifft auch, wie zu Benares, einige Erziehungsanstalten, die auf Kosten der Fürsten oder reicher Leute unterhalten werden, aber keinen dauerhaften und regelmäßigen Bestand haben. Das Hinducollegium in Calcutta namentlich, das unter den Auspizien der englischen Regierung gegründet wurde, ermangelt einer festen Unterlage, weil man dort die Wissenschaft und die Literatur lehrt, ohne die Prinzipien der Religion zum Grunde zu legen. — Das indische Landvolk kümmert sich wenig um die Macht, die England über das Land ausübt, oder vielmehr weiß nicht einmal, daß es eine solche Macht gibt. Die höhern Stände fühlen keine Sympathie dafür, ausgenommen solche, die im Handelsverkehre mit England stehen, oder die aus aufgeklärteren Ansichten die Vortheile voraussehen, welche für die Hindu aus Einführung englischer Gesetze entspringen können. Das einzige Mittel die höhere Klasse zu gewinnen, besteht darin, sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeit zu Stellen und Würden zu befördern, die Ansehen verleihen und als ein Beweis von Vertrauen angesehen werden.

In den Erzählungen des Scheikh el Mody (aus dem Arabischen übersetzt von J. J. Marcel) wird von einem großen orientalischen Feste folgende Beschreibung gegeben: „Der Speisesaal war bereitet; ich hatte es mir vorgenommen, ihn so prachtvoll als möglich auszuschmücken und alle Reichthümer, die mein Vater mir hinterlassen hatte, in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Große silberne Schüsseln, mit Deckeln von demselben Metalle bedeckt, enthielten: die einen Stücke von Hammelfleisch mit Safran und Melokieh gesotten; die andern gebratenes Lammfleisch, Hühner und Tauben, mit Reiß, Rosinen, Zuckerkörnern und indianischem Pfeffer gefüllt. In großen Becken erhoben sich in Pyramiden die leckersten Backwerke aus Honig und Kubeben, und getrocknete und eingemachte Früchte, die bestimmt waren, den Durst der Trinker zu reizen. In krystallenen Gefäßen funkelten verschiedenartige Sorbete, rosen-, violett-, ambra-, orangeblüthfarbige; Servietten von indischen Stoffen mit Goldsäumen waren für die Gäste zurecht gelegt. Massiv silberne Leuchter vom größten Umfange trugen wohlriechende Kerzen von verschiedener Farbe und

waren auf gewisse Zwischenräume vertheilt, so daß sie das Tageslicht ersetzten und als eben so viel strahlende Sterne an einem lichtüberströmten Himmel anzusehen waren. Kurz ich hatte nichts versäumt, um meine Gäste zufrieden zu stellen, und noch mehr hoffte ich mit ihnen zufrieden zu seyn. Man setzte sich zur Tafel. Alles ging bei der Mahlzeit trefflich von Statten. Als ich sah, daß man zu essen aufgehört hatte, ließ ich eigens dazu hergerichtete Pfeifen bringen und für die minder Gewissenhaften einige Flaschen Schirasweine."

•

Die Malaien auf der nördlichen Küste von Sumatra ermordeten im verflossenen Jahre einen Theil von der Mannschaft des nordamerikanischen Schiffes „Friendship" von Salem. Die Regierung der Vereinigten Staaten sendete auf die Nachricht hievon die Fregatte „Potomac" ab, um für diese Grausamkeit Genugthuung zu nehmen. Der „Potomac," unter Kapitän Dawnes, langte am 5 Februar d. J. vor Quonolah Batton an und gab sich unter dänischer Flagge für ein Handelsschiff aus; was die Eingebornen vollkommen täuschte. Kapitän Dawnes schickte Anfangs eine Abtheilung seiner Mannschaft in Verkleidung aus, um Erkundigungen einzuziehen; da sie aber das Ufer mit bewaffneten Menschen bedeckt sahen, so durften sie nicht zu landen wagen. Man beschloß auf den andern Morgen einen Angriff zu machen; eine Schaar von zweihundert Mann wurde um zwei Uhr nach Mitternacht, unter dem Schutze der Dunkelheit ans Land gesetzt, und rückte ungefähr auf eine halbe Stunde weit in die Nähe der Stadt, ohne von dem Feinde entdeckt zu werden; allein Dieß dauerte nicht lange, worauf sich die Amerikaner schnell auf das erste Fort stürzten, das eine sehr feste Lage hatte. Die Malaien stießen ihr Kriegsgeschrei aus und fochten mit großer Wuth, was jedoch die Wegnahme dieses Befestigungswerkes nicht aufhalten konnte. Fast Alle, die es vertheidigten, wurden niedergemacht, unter ihnen auch ein malaischer Häuptling, Namens Pu Mohammed. Eine zweite Abtheilung von Amerikanern griff inzwischen ein Fort hinter der Stadt an, das sich in kurzer Zeit ergab. Nun erst wurde der Kampf allgemein: Männer, Weiber und Kinder flüchteten nach allen Richtungen hin; die Pros füllten sich mit Flüchtlingen, von denen mehrere durch das Feuer der Angreifenden getödtet wurden. Das dritte Fort, das stärkste von allen, wurde hierauf gleichfalls erstürmt und die amerikanische Flagge auf seinen Batterien aufgepflanzt. Zuletzt wurde die Stadt in Brand gesteckt, wodurch die meisten Gebäude und Bazare in Flammen aufgingen. Die amerikanischen Truppen schifften sich hierauf mit dem Verluste zweier Todten und einigen Verwundeten wieder ein. Die malaischen Häuptlinge schickten noch an demselben Tage Abgeordnete an Kapitän Dawnes, ließen um Frieden bitten und versprachen, nie mehr gegen seine Landsleute feindlich zu verfahren. Die Feindseligkeiten wurden somit eingestellt. Einige andere Häuptlinge in der Nachbarschaft schickten gleichfalls Gesandte, um ihre Unterwerfung anzuzeigen.

•

Das „Hofjournal" theilt folgende Anekdote von Paganini mit: „Ich befand mich, erzählt Paganini, vor einigen Jahren zu Neapel, wo ich einen Violoncellspieler traf, den ich schon früher kennen gelernt hatte und der wegen seines erbärmlichen Spiels allgemein bekannt war. Der Name dieses Gehörquälgeistes war Nicolo Cindrelli. Ich setzte es mir eines Tags in den Kopf, aus ihm noch einen erträglichen Künstler zu bilden, und sagte ihm: ich wolle ihn binnen drei Tagen ein Geheimniß lehren, das ihn zum reichen Manne machen müsse, wenn er mir sein Wort darauf gebe nicht aus der Schule zu plaudern. Wie sich denken läßt, willigte er mit Freuden in Alles, was ich verlangte, und es gelang mir auch in drei Tagen, ihm in der Führung des Bogens, der Behandlung seines Instrumentes u. s. w. ein ganz neues Licht aufzustecken. Die drei Tage machten aus ihm einen ganz neuen Menschen, so groß waren die Fortschritte, die er machte, und so ganz umgewandelt war sein früheres ungeschicktes, gemeines und kratzendes Spiel. Von allem Diesem sagte ich Niemand ein Wort, bis ich in einem Konzerte auftrat, wo ich mich an die Versammlung wendete und sagte: „Meine Herren, Sie haben in Ihrer Stadt einen der vorzüglichsten Violoncellspieler." Jedermann war sogleich neugierig auf den Namen desselben; ich nannte Nicolo Cindrelli; man lachte mir ins Gesicht. „Sie haben ihn wahrscheinlich noch nicht gehört," sagte ich. — „Ei freilich, war die Antwort, wir haben nur zu viel schon von ihm gehört." — „Wie lange her ist es, daß Sie ihn zum letzten Male gehört haben?" — O erst sechs Tage." — „Gut, aber Sie müssen ihn jetzt hören." Kurz Cindrelli kam und spielte und setzte durch die Töne, die er seinem Instrumente zu entlocken wußte, Alles so sehr in Erstaunen, daß er den größten Beifall erntete." — Paganini fügte noch bei: „Non è bugia, anzi è molto vero, ch'io possiedo un gran segreto." (Es ist allerdings wahr, daß ich ein großes Geheimniß besitze.)

•

Unter den vielen merkwürdigen Bäumen Brasiliens muß man auch die Ticopalme erwähnen, welche die Einwohner dieses Landes statt des Flachses und Hanfes zu benützen anfangen. Diese Palme, von den Botanikern Bartria acanthocarpos genannt, wächst in Sumpfgegenden; ihr Blatt ist lang, äußerst faserig und mit kleinen Stacheln besetzt. Da die Rippen desselben sehr spröde sind, so zerbrechen und sondern sie sich, wenn man es in der Mitte zusammenbiegt. Zieht man diese Rippen auseinander, so erhält man sehr starke Fasern von vortrefflicher Beschaffenheit, die man sehr gut verspinnen kann. Der Baum selbst hat eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß; sein Stamm ist von der Dicke einer Faust und schießt in Absätzen auf, von denen jeder mit einem Gurte von Stacheln umrändert ist. Der Tico trägt auch eine Frucht, die auf der Spitze des Stammes in Trauben wächst. Sie ist eine Nuß, die mit einem violettfarbigen Fleisch umgeben ist, so daß sie ziemlich einer Weinbeere an Farbe gleicht. Diese Frucht ist bei heißer Witterung sehr erfrischend und angenehm; manchmal bereitet man daraus Essig. Es ist übrigens in der Gestalt ganz eine Kokosnuß in Miniature und enthält einen Kern. Man verkauft sie in den Straßen von Rio de Janeiro unter dem Namen Cocoatiin. (Walsh Notes on Brasil.)

•

In den engen und tiefen Thälern, die von der Gebirgskette der schwarzen Berge in Neu-Süd-Wales gebildet werden, bietet sich dem Auge im Frühjahre ein ganz eigenes Schauspiel. Die Kälte, die in diesen hochgelegenen Gegenden den Winter über außerordentlich heftig ist, erzeugt auf den Spitzen dieser zerklüfteten und zerrissenen Felsen Eissäulen, die riesenhaften Kerzen ähnlich sehen und hoch über die Thäler hinausragen. Manchmal gleichen sie Säulenschäften von der Dicke eines Baumes oder umgekehrten Obelisken. Wenn die Sonnenwärme diese Riesenkerzen von den Felsen ablöst, so rollen sie in die Thäler hinab, wo sie zertrümmern und wie Stücke diamantener Säulen anzusehen sind. Dieß Schauspiel ist, aus der Ferne gesehen, von zauberhafter Wirkung; Niemanden aber möchte es gerathen seyn, um diese Zeit sich in die Thäler zu wagen, da er Gefahr laufen würde, von den Eisblöcken zerschmettert zu werden, die von allen Seiten mit ungeheurem Krachen herabrollen.

•

Bei dem französischen Heere in Belgien befinden sich gegenwärtig ein Herzog von Istrien, Sohn des Marschalls Bessières und Adjutant des Marschalls Gérard; ein Prinz von Eckmühl, Regimentsquartiermeister bei dem vierten Chasseurregimente; ein Fürst von der Moscowa, und der Herzog von Elchingen, der eine Rittmeister bei dem fünften Chasseurregiment, der andere Adjutant des Herzogs von Orleans, beide Pairs von Frankreich.

•

Die russischen Zeitungen geben den Werth aller Handelswaaren, die in diesem Jahre auf den Markt von Nischnei-Nowogrod gebracht wurden, auf 125.200,000 Rubel an, woraus hervorgehen würde, daß dieser Markt der größte von allen europäischen Staaten ist. Unter den dort zum Verkaufe gebrachten Waaren befanden sich für 89.500,000 Rubel russische Producte, für 17.000,000 europäische und Kolonialwaaren, und für 16.700.000 asiatische Erzeugnisse.

•

Zum Theeren der Schiffe bedient man sich gegenwärtig in Frankreich einer Beimischung vom Safte aus Tabaksblättern, wodurch die so schädlichen Holzwürmer getödtet werden. Man verspricht sich davon große Vortheile bei dem Schiffbau, da hiedurch die Kupferbeschläge entbehrlich gemacht und jährlich mehrere Millionen erspart werden können. Zur Bereitung des Tabaksaftes bedient man sich der Pflanzenstiele und Rippen, welche die Tabaksregie bisher gewöhnlich verbrennen ließ.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 355. 20 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

Was auf diesen heftigen Auftritt erfolgte, lassen wir den Verfasser mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Man wird sich leicht denken, daß der Wessir bei der aufgeregten Gemüthsstimmung, in der sich der Schah befand, nicht unterließ, Alles zu sagen, was er am geeignetsten fand, dem Ohre eines Despoten zu schmeicheln. Es gelang ihm zwar den Sturm von Zorn und Ingrimm, den die Worte des Jünglings aufgeregt hatten, einigermaßen zu beschwichtigen, allein doch nicht so ganz, als daß er nicht hätte befürchten müssen, die erlittene Kränkung werde sich um so tiefer in das Gemüth des Tyrannen eingraben, je länger er darüber nachdenken könnte. Um daher die Gedanken des Schah aus der angenommenen Richtung abzulenken, erlaubte der Wessir, daß Leute, die über ein Geschäft zu berichten, oder sonst ein Gesuch anzubringen hatten, vor den König gelassen werden sollten. Unter diesen erschien auch der Schikar Baschi oder Oberjägermeister des Schah. Es war ein Mann mit herkulischen Schultern, auf denen ein plumper Kopf saß, an dem eine Zubehör von schwarzem Barte, großen Augen und borstigen Augenbrauen hing; übrigens roh und derb in seinem Benehmen, war er wenig vertraut mit Dem, was am Hofe gang und gebe war. Obgleich der König, so lange er im Felde oder auf der Jagd, minder streng auf die genaue Beobachtung der Huldigungen sah, die man ihm schuldig war, so nahm er doch im Ganzen sehr ängstlichen Bedacht darauf, sobald er auf seinem Masnad (Thron) saß; indem er überzeugt war, daß die Hälfte des Schreckens, der seine hohe Stellung umgab, bei einem Volke, das so an äußerem Gepränge hängt, verschwinden würde, wenn er auch nur einen Schritt erlaubte, der den Schein von Vertraulichkeit hätte.

„Um die Veranlassung besser zu begreifen, die den Oberjägermeister zu einer so ungelegenen Stunde an den Hof führte, muß der Leser wissen, daß es bei den Königen von Persien häufig Sitte war, nach einem großen und glücklichen Jagdzuge, auf welchem Wild jeder Art, wie Antilopen, Hirsche, wilde Ziegen, Eber und wilde Esel erlegt wurden, eine Säule aufrichten zu lassen, an der die Köpfe dieser Thiere, entweder nach Innen in Nischen oder außerhalb an Haken befestigt wurden. Eine solche Säule sieht man noch bis auf diese Stunde zu Guiadun, in der Nähe von Ispahan, zum Andenken einer Jagd des berühmten Schah Ismael, die den Jahrhunderten zum Trotze, die über sie dahin gegangen, noch eine Menge Schädel, Geweihe und Hörner der wilden Thiere zur Schau stellt. Aga Mohammed Schah hatte auf seinem letzten Jagdzug beschlossen, eine ähnliche Säule zur Erinnerung errichten zu lassen. Die Jagd war bis zum Augenblicke, wo Zohrab ergriffen wurde, außerordentlich glücklich gewesen, und als noch dazu der glückliche Zufall diese unverhoffte Beute in seine Hände spielte, beschloß er in der freudigen Ueberraschung des Augenblickes, daß eine Säule von Thierköpfen, ein Kelleh Minar, wie man sie nennt, aufgerichtet, und auf dessen Spitze der Kopf seines Gefangenen, oder der seines schönsten Wildes, wie ein Höfling sich auszudrücken beliebte, aufgesteckt werden sollte, um die glückliche Begebenheit dieses ereignißvollen Tages zu verewigen. Der Schiker Baschi erhielt an Ort und Stelle hiezu den Auftrag, den er, da kein Gegenbefehl eintraf, so schnell ausführte, daß die Säule aufgerichtet und die Nischen mit Thierköpfen ausgefüllt waren, ehe noch eine neue Verfügung eintreffen konnte. Auf der Spitze dieser Säule erblickte man einen eisernen Stachel, der auf den letzten Schmuck des Minars zu warten schien.

„Als der Oberjägermeister vor dem Schah erschien, warf er sich mit einer sehr linkischen Bewegung vor ihm nieder, und begann, ohne seine Stiefel ausgezogen zu haben, was die Hofsitte von Leuten seines Standes verlangt, seine Anrede, bevor ihn noch der Schah eines Blickes gewürdigt hatte. Diese Hintansetzung der schuldigen Ehrfurcht legte die Lunte an die noch immer gährende Stimmung des Königs, die leicht entzündlich bei dem ersten Anlasse gefährlich wieder aufzulodern drohte. Mit einem Strome der heftigsten Schmähungen entgegnete daher Aga Mohammed die Anrede des armen Oberjägermeisters:

„Wer bist Du Hund!“ rief er. Von welcher Betze bist Du gefallen? Wie kommt es, daß Du noch mit diesem Deinem Kopfe vor mir stehst, der längst schon Futter für eine Bombe zu seyn verdient hätte? Soll dem Schah auch noch von Dir Mißachtung begegnen, als wäre er ein Jude oder Franke. Bin ich nicht mehr Herr in meinem Gebiete, daß mir ein Maßenderaniknabe in den Bart speien, und eine Kuh mich stoßen darf, die sich einen Mann nennt? Sprich Merdiki, *) sprich, warum stehst Du hier?“ Der

*) Ein Schimpfwort, soviel als Hahnrei, wörtlich: ein Mann, der um die Ehre seines Weibes unbekümmert.

unbehülfliche Forstmann, der sich keineswegs eines solchen Empfangs versehen hatte, stand da wie an einen Pfahl gespießt, die Zunge klebte ihm an der Wölbung des Gaumen, und er konnte Anfangs nichts herausstottern, als die Worte: „Arzi mi kunum," bis er endlich nach wiederholt vergeblichen Anstrengungen, da die Furcht alle seine Sinne gelähmt hatte, in die Worte ausbrach: „Die Säule ist fertig und bereit, Dir die Füße zu küssen; die Köpfe sind alle an Ort und Stelle, und nur einer fehlt auf der Spitze — bloß ein Kopf, bei dem Haupte des Schah! nur ein Kopf!"

„Sey es nun, daß der König der Einflüsterung irgend eines grimmigen Verschnittenen Gehör gab, oder daß die Zusammenstellung der Worte des Jägers: „ein Kopf fehlt, bei dem Haupte des Schah!" einen so tiefen Eindruck auf ihn machte; genug, die Lust Blut zu vergießen, die kaum noch beschwichtigt war, überwältigte ihn abermals und er rief: „Ein Kopf fehlt noch?" „Ja, erwiderte der Jäger, noch Einer, wenn es Eurer Majestät gefällt." „Welcher Kopf könnte besser seyn, als der Deinige?" brüllte der Tyrann in wilder Freude. „Weg mit seinem Kopf! Weg damit! Nasackschi, Scharfrichter!" fuhr er zu einem Manne, der stets zu solchem blutigen Geschäft sich im Gefolge des Schahs befand; „nimm ihn und vollende den Minar!" Unter der Schaar der königlichen Diener ließ sich eine Zögerung wahrnehmen, diesem grausamen Befehle zu gehorchen. Der Mann, der dazu aufgerufen worden war, schickte sich nur langsam zu seinem Werke an, und die Unschuld sprach so mächtig zu Gunsten des armen unglücklichen Jägers, daß Jedermann, der zugegen war, zu erwarten schien, daß ein so schrecklicher Befehl zurückgenommen werden würde — doch nein, das Ungeheuer fühlte einen thierischen Durst nach Blut, und Blut wollte es haben. Sein entsetzliches Gesicht verzog sich zu einem teuflischen Ausdruck von Wuth, als er sah, daß man seine Befehle zu vollziehen zögerte. Die Hautwülste, die von seinen Backen herabhingen, fingen an zu schwellen, die Augen schienen im Blut zu rollen, und sein ganzer Leib, in welchem der Umlauf des Blutes mit Einemmale gehemmt schien, wurde von einer bläulichen Farbe überlaufen. Sicherlich würde er von seinem Sitze aufgesprungen seyn, und nicht bloß den furchtbaren Spruch an dem Opfer seines Grimmes mit eigener Hand vollzogen, sondern auch furchtbare Rache an Denen genommen haben, die ihr als Werkzeug zu dienen sich geweigert hatten, als der Nasackschi Baschi (der würdige Diener eines solchen Herrn), der gerade hinzukam, mit einem leichten raschen Schritt sich hinter das Schlachtopfer schlich und mit einem Hieb seiner schwarzen khorassanischen Klinge den Kopf des unglücklichen Mannes vom Rumpfe trennte. Der schwere Leib fiel mit einem dumpfen Schlage auf die eine Seite nieder, während der Kopf nach dem Tyrannen hin fortsprang, furchtbar die Augen rollend, die Zunge gräßlich aus dem Munde hervorstreckend und ringsumher Ströme von Blut aussprudelnd. Der Wessir, der es abermals versuchen wollte, die Leidenschaften seines gefährlichen Herrn zu besänftigen, war zu spät gekommen, der Hand des Henkers Einhalt zu thun; allein es war ein Glück vielleicht, daß er nicht mehr dazwischen treten konnte, denn nur eine so entsetzliche Scene, wie sie sich jetzt dem Auge bot, konnte die Wuth des Königs dämpfen. In dem Augenblicke, wo er Blut sah, schien er auch besänftigt. Selbst in den verworfensten Naturen muß eine Neigung liegen, vom Bösen zum Guten zurückzukehren. Das Gewissen beginnt seine Stimme zu erheben, wenn es auch Anfangs nicht gehört wird. Der Löwe, der seine Beute erwürgt hat, wird auf Einmal zahm. Dieß war auch der Fall mit dem Schah."

(Fortsetzung folgt.)

Musik und Tanz in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Die Bettel- und Bänkelsänger von Profession ziehen entweder im Lande herum, und lassen sich bei lustigen Gelegenheiten, Feiertagen, Hochzeiten u. s. w. hören, oder sie haben ihren ständigen Aufenthalt in einer Stadt als privilegirte Bettler und Sänger. Ein solcher ist in Napoli di Romania ein blinder Greis, der vornehmste unter den zahlreichen Bettlern, die die Wege vor und in diese Stadt belagern; regelmäßig sitzt er einen Tag wie den andern auf seinem bestimmten Platze, und mischt seine starke Stimme mit den schnarrenden Tönen seiner Lyra. Der Alte war mir stets merkwürdig, und so wie ich sonst gern bei ihm verweilte und mich unter seine Zuhörer mischte, so verweile ich nun gern etwas bei seiner Beschreibung. Er saß gewöhnlich vor dem Landthore, da wo der Weg sich vorbeizieht an den rothen, starren Steinmassen, von welchen die prächtige Palamyde herabschaut. Die hallenden Felswände gaben seinen Gesang zurück und machten ihn weit in die Ebene gegen Argos hin hörbar. Da saß er, das Gesicht und der kahle Scheitel tiefbraun von der Sonne gebrannt, die Augen weit hervorstehend, glanzlos, unempfindlich gegen den blendenden Sonnenstrahl in ihren Höhlen herumrollend, die Miene gleichgültig zufrieden, den Mund fast beständig zum Sprechen oder Singen geöffnet, bald seine dreisaitige Lyra streichend, bald sie weglegend und eine kleine blecherne Schale den Vorbeigehenden hinhaltend. Die Lyra, an Form der niederländischen Stockfidel ähnlich, mit bauchigem Boden, wird auf den Schenkel aufgesetzt und mit einem kleinen Bogen gestrichen, an welchem auch manchmal kleine Schellen angebracht sind. Die Finger werden nicht auf die Saiten aufgesetzt, sondern neben daran angelegt, wodurch, wenn auch rohe, doch nicht durchaus unangenehme Töne hervorgebracht werden, die sich zur Melodie des Gesanges oder auch zu den gesangweise rezitirten Bitten um Almosen fügen. Er sang immer und immer dasselbe Lied, die Thaten und das Ende Karaiskaky's. Das Lied ist ziemlich lang, viele Stellen wiederholen sich häufig; die Strophe fängt in Jamben rezitativ an und endet sich rasch in Daktylen. Sylbenzahl und Reim sind sehr unregelmäßig, das Tempo willkürlich, nach der Laune des Rhapsoden oder dem Begehren der Zuhörer, bald geschwind, bald langsam. So singend und spielend ist er von Bauern, Maulthiertreibern, Soldaten u. s. w. umringt, die in seltsamen, manchmal sehr malerischen Gruppen horchend um ihn her stehen. Auch Vornehmere verschmähen es nicht, anzuhalten und das tausendmal gehörte Lied noch einmal zu hören; sogar Frauen und Mädchen benützen diese entschuldigende Gelegenheit, um stehen

bleiben und sich umschauen zu können. So und nicht anders mag Homer gesungen haben, dachte ich mir öfters, und ließ auch, begierig seine Ballade schriftlich zu besitzen, den Alten einst in meine Wohnung geleiten. Der Homeride verstand sich gern dazu, mir sein Epos mitzutheilen, als er mir aber erzählte, daß er denselben Dienst schon mehreren fränkischen Kapitanos (in der Bettlersprache ist jeder Franke, der geben soll, Kapitano) geleistet habe, und ich überdieß seine neuen weltlichen Reime ziemlich trocken und hölzern fand, und mich überzeugte, daß sie durch die Uebersetzung allen Werth verlören, so gab ich mir weiter keine Mühe damit. Poetischer als sein Gedicht, das er selbst erdacht zu haben behauptet, erschienen mir seine ebenfalls gesangsweise vorgetragenen und mit der Lyra begleiteten Anrufungen um Almosen, z. B. „Gott bewahre Euch, ihr Palikaren, das Licht Eurer Augen! die Allerheiligste schütze Euch in Gefahren, und Gott sey gnädig den Seelen Eurer Verstorbenen! meine Augen sind dunkel, meine Tage schwarz; ich habe kein Licht und keine Sonne u. s. w. Da fallen dann leise klingend die dünnen Paras in seine Schaale, scheppernd rasseln Kupfermünzen von den gutmüthigen Russen darein, die sehr andächtig dem Gesange zugehört hatten; die Maulthiertreiber werfen ihm von ihrer Ladung Stücke Holz zu, die ihm ein kleiner Hund vor den Eingriffen seiner Kollegen, deren Tage nicht schwarz sind, bewacht; ein vorübergehender Pfaffe schlägt gratis ein Kreuz über ihn, und wenn mit sinkender Nacht die Straße einsam geworden ist, und von der Festung herab der Schuß donnert, der die baldige Sperrung des Thors verkündet, schleicht der Alte, mit seinem Stab vorausfühlend, zufrieden nach Hause. Er soll übrigens wohlhabender seyn als Mancher, der ihm einen Para oder ein Stücklein Holz zuwirft, und sogar eine hübsche Schaf- und Ziegenheerde besitzen.

Eine eigene Art griechischer Poesie sind die Lieder, die zum Tanze gesungen werden, entweder zusammenhängende Gesänge oder einzelne, zwei- oder vierzeilige Strophen, unsern hochländischen Schnaderhüpfeln nicht unähnlich. Manchmal sind diese Gesänge nicht ohne poetische Schönheit, einfach und anmuthig; Liebe, Küsse, die beliebten schwarzen Augen, Blumen, häusliche Scenen, Putz, das rothe Mützchen oder ein gesticktes Tuch sind ihr Gegenstand. Häufig sind sie Ausbrüche trunkner Laune, und Wein und Branntwein die Hauptreime. Häufig auch sind sie schmutziger Zoten voll, wobei besonders gern die Pfaffen mitgenommen werden, die, trotz der Abergläubigkeit des Volkes, nicht in besonderem Ansehen stehn, und fleißig gehudelt werden. Manchmal machen ein paar Worte den Text zu stundenlanger Tanzmusik. Der Vortänzer singt sie unermüdet in Einem fort, und die Tanzenden wiederholen sie. Solche kurze Texte sind z. B. *ἕνα τριαντάφυλλον, τριαντάφυλλον* *το ἔχω*, eine Rose, eine Rose hab' ich; oder: *εἶναι τρία μνήματα κ'ἀπὸ τα τρία ἕνα*; es sind drei Gräber, und von den Dreien eines. Wenn Instrumentalmusik den Tanz begleitet, so besteht diese meistens aus einer kleinen, fürchterlich gellenden Schalmei, die entweder einfach geblasen, oder in Verbindung mit einer Bockshaut, als Dudelsack gehandhabt wird, einer europäischen Geige, der oben beschriebenen Lyra, einer oder zwei mit Drahtsaiten bespannten Zithern, und dem selten fehlenden Tambourin, mit Schellen oder Ringen behangen. Mit diesen Instrumenten machen die Spielleute, meist Zigeuner, einen infernalischen Lärm, und gehn dabei, voraus die ohrenbohrende Schalmei, dem Vortänzer nach, und folgen ihm in allen seinen Bewegungen und Touren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blatternbeschwörung in Indien.

Oberst Welsh erzählt Nachstehendes über Feste, die in Meisur gefeiert wurden, um die Blattern zu beschwören: „Gegen Ende des Juni begab ich mich mit meinem Regimente und einigen Abtheilungen eingeborner Truppen nach Bangalur, einer wichtigen Stadt der Provinz Meisur, von mehr als 60.000 Seelen. Die furchtbare Hitze erlaubte uns nur bei Nacht zu marschiren und zwang uns, jedes Schutzdach, das wir auf dem Wege fanden, zu benützen. Da ich in einiger Entfernung von Bangalur einen Bambuswald getroffen hatte, so machte ich zwei Tage lang mit meinem kleinen Armeekorps Halt, das aus dem von mir befehligten 22sten Regimente, einer halben Eskadron leichter Kavallerie und zwei Bataillonen des 4ten Regiments der Sipays bestand. Die Ursache, weßhalb ich so lange halten ließ, war einestheils, um den Truppen, welche sehr auf dem Marsche gelitten hatten, einige Ruhe zu gönnen, theils lag sie in der natürlichen Eitelkeit eines Anführers, welcher stets ein lebhaftes Vergnügen fühlt, an der Spitze von Truppen, die in glänzendem Aufzuge erscheinen, und nicht das Ansehen haben, von den Beschwerden eines langen Marsches zu leiden, in eine bedeutende Stadt einzuziehen. Während dieses Aufenthalts baten mich einige Sipays, welche aus dem Distrikte, in dem wir uns befanden, gebürtig waren, um Erlaubniß, den Festen der Mariannah beiwohnen zu dürfen, einer Göttin, welche die Hindu gegen die Blattern anrufen. Ich gab sie ihnen ohne Weiteres, und fragte sie dagegen um einige nähere Umstände über diese Feste; sie erwiderten, dieselben beständen in Fasten, Abwaschungen, Opfern, Tänzen und Gängen durch's Feuer. Dieß letztere machte meine Aufmerksamkeit rege; ich hatte viel von dieser erstaunenswerthen Ceremonie reden gehört, aber nie Gelegenheit gehabt, ihr beizuwohnen. Nach Untergang der Sonne sollte diese gefährliche Probe statt haben, und ich beschloß die Zahl der Zuschauer zu vermehren. Ich verließ das Lager in Begleitung des Kapitäns Pepper zu Pferde. Nach zwei Stunden kamen wir an dem Orte des Festes an. Es war eine kleine Pagode von ziemlich ärmlichem Aussehen, und der Dienst darin nur von 7 oder 8 Priestern und 5 Dewedassies versehen. Ein Graben von 18 Fuß Länge und 12 Breite war in der Mitte der ersten Umzäunung ausgegraben; ich kann die Tiefe nicht bestimmen, denn bei unsrer Ankunft war er schon mit glühenden Kohlen angefüllt. Eine lange Reihe Menschen jedes Alters und Geschlechts zog aus der Pagode und begab sich in Prozession dahin, Hymnen auf die Göttin Mariannah singend, unter Begleitung der Cymbeln und des unerläßlichen Tourté. Die Hitze des Feuers war so groß, daß wir genöthigt waren, uns während der ganzen Ceremonie in einiger Entfernung zu halten. Unsere Pferde bäumten sich übrigens, so oft wir allzunahe hin wollten. Alle, welche im Zuge waren, kamen ohne Kleider, aber ihr Körper war mit einer gelblichen Substanz bestrichen. Nachdem einer der Diener des Tempels einen Hahn geopfert hatte, zogen die Gläubigen über den Feuerherd hin und zurück. Sie gingen vorwärts und kehrten um, bald langsam, bald schnell, ohne daß sie das geringste Zeichen von Schmerz von sich gaben, und Jeder ging oder tanzte durch die glühenden Kohlen, in deren Mitte ein schmaler Fußpfad angebracht war. Ich sah einen Mann hinübergehen, der ein Kind auf den Schultern trug, das nicht den mindesten Schrei that. Ein junger Knabe von einnehmender Gestalt fiel von der aufgeworfenen Erde in das Kohlenfeuer und wurde wieder herausgezogen, ohne daß das Feuer ihm den geringsten Schaden gethan hatte. Ich beschreibe, was ich sah; der Wissenschaft gebührt es, die Beschaffenheit dieser schützenden Substanz, wovon diese Völker Gebrauch machen, kennen zu lernen, und die wahren Ursachen dieses scheinbaren Wunders zu erforschen. Ich habe mehrere Hindus darüber ausgefragt, und alle antworteten, daß nach den Abwaschungen und drei an Mariannah gerichteten Beschwörungen die Priester sie mit einer gelblichen Substanz einschmierten; aber diese guten Leute kannten die Zusammensetzung davon

nicht. Wenn die Ceremonie vollendet ist, kehren sie in den Tempel zurück, wo die Priester sie in einem großen Wasserbehälter abwaschen. In dieß Wasser taucht man dann die kleinen Kinder, die man vor den Pocken bewahren will. Das Eintauchen ist selten von Wirksamkeit.“ Es ist zu bemerken, daß durch den Einfluß der Engländer die Hindus in mehreren Distrikten diese abergläubischen Ceremonien aufgegeben haben, und daß alle Jahre eine große Anzahl Kinder theils durch einheimische, theils durch englische Aerzte geimpft wird.

Ein Tag in Peking.

(Aus der Zeitung von Calcutta.)

Es war an einem schönen Frühlingstage, als wir die Vorstädte von Peking erreichten; allein dessen ungeachtet wehte ein starker Wind, der Wolken von gelbem Staube aufwirbelte, die einem Schwefelregen glichen. Zwei Mitglieder der Mission, die uns entgegengekommen waren, sagten uns, der gelbe Staub rühre von den Staubfäden der Pinien- und Tannenblüthen her, die in der Umgegend der Hauptstadt von China in großer Menge wachsen. Das tosende Getümmel, und das Hin- und Herwogen einer gehenden und kommenden Volksmasse verkündeten uns die Nähe der volkreichsten Stadt der Welt und bald erblickten wir die Mauern, von denen Peking umgeben ist. Peking liegt in einer fruchtbaren Ebene und bildet ein längliches Viereck, das in zwei Städte geschieden ist. Wir durchzogen breite, helle, luftige Straßen, immer umwogt von einem Menschenstrome, der aus Kaufleuten, Landleuten und Handwerkern jeder Art bestand, Alle in höchst wunderlichen Aufzügen und uns mit Augen der Neugier betrachtend; Barbiere, Garköche, Blechschmiede in voller Beschäftigung vor der Thüre ihrer Buden und Werkstätten. Nicht fern vom südlichen Thurme kamen wir an der rothen Mauer vorbei, die den kaiserlichen Palast umschließt, und über die hinaus nur das Dach desselben sichtbar ist. An den Thoren waren die Schildwachen zu sehen, die in Gemüthsruhe dasaßen und ihre Pfeifen schmauchten. Die schmutzigen Kleider dieser Leibwachen, ihre träge Stellung und ihre eingerosteten Gewehre gaben keinen hohen Begriff von diesen Kriegern des heiligen Sohnes des Himmels, des einzigen Beherrschers der Welt, wie sich bescheidentlich der Kaiser von China nennt.

Sobald wir in dem Missionsgebäude angekommen waren, empfingen wir die Besuche mehrerer vornehmer Chinesen, die uns gemeldet wurden. Es waren größtentheils Mandarine oder Civil- und Militärbeamte, die zwar von verschiedenem Range waren; aber fast alle einerlei Kleidung anhatten. Sie trugen ein langes Oberkleid mit sehr weiten Aermeln, das um die Lenden mit einem fliegenden Seidengürtel zusammengehalten wurde, in dessen Mitte eine Schnalle von feinen Perlen glänzte. Den Kopf hatten sie mit einer trichterförmigen Mütze bedeckt. Einer dieser Offiziere war erst vor unlängst zum Mandarin der fünften Klasse ernannt worden, und trug an der linken Seite ein Schwert und ein langes Messer in einer Scheide von Schildkrötenschalen; auf seiner linken Seite hing ein seidener Beutel, der eine Tabaksdose enthielt. Seine kleine Mütze war mit einem Irissteine und einer Papageyfeder geschmückt. Dieses Ehrenzeichen ist der Lohn für jene Offiziere, die sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet haben. Der anwesende Mandarin hatte es von dem verstorbenen Kaiser erhalten, weil er das Gepäcke des in völlige Auflösung gerathenen Heeres gerettet hatte.

Knöpfe von Korallen, Krystall, Gold u. s. w., die auf den Hüten getragen werden, die Größe und die Farbe derselben, bezeichnen den Rang der Civil- und Militärbeamten, ihr übriger Anzug ist gewöhnlich einfach und gleichmäßig. Ein Knopf von Gold oder Korallen bezeichnet den General, ein azurblauer Knopf den Obrist und der Kaiser selbst unterscheidet sich von seinen Hofleuten nur durch eine große Perle von hohem Werthe, die seinen Hut schmückt. Außer diesen Knöpfen dienen auch die Foutsas, oder kleine viereckige Stücke von Atlasband, die auf der Schulter befestigt sind, als Auszeichnung. Auf den Fou-tsas der Civilmandarine ist ein gestickter Vogel zu sehen, auf denen der Militärmandarine ein wildes Thier. Ein Offizier zweiten Ranges trägt auf seinem Fou-tsa einen Löwen, und ein Civilmandarine dritten Ranges einen Papagey. Die Kleider mit diesen Achselbändern werden bloß bei Aufwartungen am Hofe und andern feierlichen Gelegenheiten angelegt.

Die Kleidung der Chinesen, vorzüglich die der Männer, erfordert sehr große Ausgaben. Die Mandschus und Chinesen von jedem Rang müssen für jede Jahrzeit ein eigenes Gewand haben, und Jene, die ein öffentliches Amt bekleiden, haben nicht nur drei verschiedene Anzüge, sondern auch noch mehrere andere, die sie bei den Hoffeierlichkeiten und religiösen Festen anlegen. Die Kleidungsstücke der niedern Volksklassen bestehen aus Kaliko und Nankin, die der höhern aus Atlas und Kasimir. Blau, violet und schwarz sind die am meisten gebräuchlichen Farben; die Frauen aber ziehen rosenroth, gelb und ziegelroth vor. Die Beinkleider der Männer bestehen aus Nankin oder Seide und die meisten Chinesen tragen Stiefel von gleichen Stoffen; bei den Reicheren sind sie jedoch von schwarzem Atlas. Man trägt auch Schuhe, deren Sohlen wie die der Stiefel, sehr unbequem sind, weil sie aus zolldickem Pappendeckel verfertigt sind. Leute von Auszeichnung tragen eirunde Mützen von ziegelrothem Atlas, die schwarz verbrämt und mit einer goldenen Eichel als Knopf geziert sind. Die Verbrämung dieser Mützen, so wie der Stoff, aus dem sie verfertigt sind, ist nach der Jahreszeit verschieden; im Sommer sind diese Mützen von Sammet, im Winter von Zobelpelz. Die Leute aus den untern Volksklassen tragen in der rauhen Jahreszeit Mützen von Hammelfell. Die Tracht der Frauen ist nicht sehr von der der Männer verschieden. Vorzügliche Sorgfalt verwenden sie auf ihr Haar, das sie mit viel Geschmack und ungemein zierlich zu behandeln wissen. Künstliche Blumen, prachtvolle goldene Nadeln, kostbare Steine und reich emaillirte Schmetterlinge bilden mit ihrer gewöhnlich braunen Gesichtsfarbe einen anmuthigen Kontrast. Obgleich es den Frauen nicht an Reizen fehlt, so müssen sie doch weit hinter der Schönheit der Georgierinnen und der übrigen asiatischen Frauen zurückstehen. Indeß findet man zu Peking doch auch Weiber, die eine europäische Hautfarbe haben, ohne daß sie irgend eine Art Schminke anwenden, von der man in China einen unmäßigen Gebrauch macht. Allein ihre kleinen, wiewohl schwarzen und glänzenden Augen besitzen nicht den milden und süßen Zauber des blauen Auges der Europäerinnen. Eine Chinesin gilt nur für schön wenn sie zusammengedrückte Augen, etwas aufgeworfene Lippen, glatte Haare, so schwarz wie Ebenholz, und Füße so klein als möglich hat. Letztere vorzüglich werden für die größte Schönheit gehalten. Um diese Zierde sich anzueignen, schnürt man die Füße einer Tochter, sobald sie auf die Welt gekommen ist, mit Riemen so eng als möglich zusammen, dann windelt man sie mit Binden ein, damit die Zehen nicht ihre natürliche Größe erlangen können. Der Fuß eines Mädchens, die Ferse mit einbegriffen, mißt gewöhnlich nicht mehr als fünf Zoll in der Länge. Die Fußbedeckung der Frauen macht die Mißbildung noch auffallender. Das Fußgelenk ist fast stets zu einer außerordentlichen Dicke aufgetrieben, was man durch atlassene Hosen zu verbergen sucht, die mit Fransen oder breiten Stickereien verbrämt sind. Diese eben so unsinnige als grausame Mode verursacht, daß der Gang der Frauen durchaus aller anmuthigen Bewegung mangelt, und daß sie mehr taumeln als gehen. Man versicherte uns, daß die Weiber aus den untern Ständen zwar auch ihre Füße einzwängen, aber bei weitem nicht so sehr als die vornehmen Damen, die kaum ohne Unterstützung in den Gefängnissen ihrer prachtvollen Gemächer umherhinken können. Man schreibt gewöhnlich die Einführung dieser barbarischen Sitte der Eifersucht der Chinesen zu. Einige glauben jedoch daß sie nicht sehr alt sey, denn Marco Polo, der China im 13ten Jahrhundert besuchte, und der sehr häufig von der Schönheit der Frauen dieses Landes spricht, erwähnt nichts von einer solchen Mode.

(Schluß folgt.)

König Leopold.

Zu Brüssel, berichtet ein Engländer im „Hofjournal,“ hatte ich öfters Gelegenheit, den König Leopold und seine junge Gemahlin zu sehen. Ersterer ist mager und scheint von Sorgen aufgezehrt; Nachdenken und Niedergeschlagenheit ist auf seiner Stirne zu lesen, wahrscheinlich die Folge der vielen Besorgnisse, die ihn quälen. Seine Gemahlin scheint so wohlgemuth und zufrieden, als im Palaste der Tuilerien. Sie hat Aehnlichkeit mit der Prinzessin Karoline, seiner ersten Gemahlin; Augen und Haare sind dieselben; auch der Wuchs vermehrt diese Aehnlichkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und ittlichen Lebens der Völker.

№ 356. 21 December 1832.

Musik und Tanz in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Der Tanz ist bekanntlich in Griechenland eine viel allgemeinere und häufigere Belustigung als in den Abendländern. An den öffentlichen Tänzen im Freien, die an schönen Tagen und Abenden, besonders Feiertagen, auch junge Leute höherer Stände ausführen, nehmen in der Regel nur Männer Theil. Nur in den niedrigsten Ständen mischt sich das weibliche Geschlecht in die öffentlichen Tänze der Männer. Aber an wichtigen Feiertagen, besonders auf Ostern, wo Alles tanzt, was nur Füße hat, sieht man auch Frauen und Mädchen aus höhern Ständen auf grünen Plätzen, in Gärten oder auf den flachen Dächern der Häuser tanzen, und zwar unermüdlich troz dem rüstigsten Palikaren; stets aber nur unter sich, ohne Männer. Gemeinschaftliche Tänze der beiden Geschlechter werden in höheren und mittleren Ständen nur in vertrauten Familienzirkeln ausgeführt. Die Tänze sind, wenn sie gut getanzt und nicht durch ungeschickte Uebertreibung oder Trunkenheit in lächerliche, höchst unästhetische Bockssprünge verzerrt werden, (was leider sehr häufig der Fall ist), voll Anmuth und Kraft, besonders in den Bewegungen der Füße, die den verworrenen Takt der Musik meisterhaft halten. Die Tänzer schlingen einander die Arme um den Rücken, und halten sich an den Händen oder an Sacktüchern angefaßt, so daß der Erste A, über dem Rücken des Zweiten B, mit dem Dritten C, verbunden ist, B über dem Rücken C mit D u. s. w. So wird nun im Kreise herum getanzt, doch ist der Ring anfangs nicht geschlossen, indem A nur zu seiner Linken mit C und B (der ihn um die Hüften faßt), verbunden ist, zu seiner Rechten aber frei bleibt, ohne mit dem Vorletzten und dem Letzten Z in Berührung zu kommen. So verbunden, werden wunderliche Bewegnngen und seltsame Sprünge ausgeführt, in welchen sich die Kette im Kreise fortbewegt. Dann befreit sich der Vortänzer A von B und C, und begleitet, allein stehend, die Bewegungen der Füße mit heftigen Gestikulationen der Arme, schwingt und wendet das Tuch, das er in einer oder beiden Händen hält, mannichfaltig herum, läßt sich springend wie zum Sitz nieder und fährt im Takte schnell und kräftig wieder in die Höhe, bricht in bacchantische Ausrufungen aus, und scheint im Zustande der höchsten Begeisterung zu seyn. Dann faßt er die Hand oder das Tuch C wieder, und nun schließt sich der Ring, indem Z sich über dem Rücken von A mit B verbindet, und dieser zu seiner Rechten über dem Rücken von Z den Vorletzten anfaßt. Der Kreis tanzt eine Weile geschlossen, dann trennt sich A von B und C, bleibt aber mit Y und Z verbunden und ist nunmehr Letzter. B wird nun Vortänzer, und führt nach dem Grade seiner Fähigkeiten und mit willkürlichen Variationen seine Rolle durch, so geht es, wenn lauter gute Tänzer den Reihen bilden, fort bis auch Z den Vortanz geführt hat, womit dann der häufig stundenlange Tanz beendet ist. Gewöhnlich aber folgen sich nur die ersten Zwei bis Vier im Vortanze, indem die Geschicktesten an die Spitze gestellt werden; alle Uebrigen tanzen in gemäßigten Bewegungen und Sprüngen mit, so lange es ihnen gefällt. Manchmal beginnen Greise den Reihen, und Kinder schließen ihn. Am komischsten dabei ist die Stelle der Spielleute, die anfangs in der Mitte des Kreises stehn und, sobald der Vortänzer seine Evolutionen beginnt, sich an seine Sohlen heften, und zu all seinen Bewegungen ihm ohne Melodie unmittelbar an die Ohren gellen und schnarren.

Dieß ist die in Morea beim Volke gewöhnlichste Tanzweise. Außer dieser gibt es noch eine Menge anderer, z. B. es tanzen zwei zugleich vor, und führen in der Mitte des Kreises, getrennt, einander gegenüber, ihre Groteskssprünge aus, während der geschlossene Kreis stillsteht oder sich um ihn her bewegt. Oder der stets geschlossene Kreis bleibt stets ohne Vortänzer, wobei dann wieder die Art des wechselseitigen Anfassens mit den Händen oder Tüchern, und die entweder mehr hüpfenden oder mehr schleifenden Bewegungen der Füße die speziellen Verschiedenheiten des Tanzes ausmachen.

Der Takt ist, wie schon bemerkt, verworren und, wenigstens dem Ungeübten, unverständlich. Ich sah taktfeste Deutsche in Wuth gerathen, daß sie mit der Eintheilung nicht fertig werden konnten, und gar häufig kommen die leichten Füße der Franzosen in Verwirrung, die versuchen mitzutanzen, und sich nicht darein finden können. So weit mein Zählungs- und Eintheilungs-Vermögen reichte, fand ich fast immer geraden Takt, d. h. $^2/_4$, $^4/_4$ u. s. w., und die scheinbaren Unregelmäßigkeiten schienen mir besonders daher zu rühren, daß häufig ein oder alle Instrumente in verschlungenen Triolen sich verwirren, während der Tanz im geraden Takte fortschreitet, oder umgekehrt die Tänzer in den geraden Takt der Musik Triolen hineinschleifen und hüpfen. Nur in Candia hörte ich ungeraden $^3/_4$- oder $^6/_8$-Takt

zu dem gepriesenen Tanze, der in gerader Linie von dem altkretensischen Waffentanze abstammen soll. Ich sah ihn auf meiner, vor allen Erinnerungen aus Griechenland mir am unvergeßlichsten Reise nach Candia, die romantischen Züge der Palikaren in den Gebirgen begleitend, von einigen 20 Soldaten Abends zur Erholung ausführen, nachdem sie den ganzen Tag die heillosesten Wege auf- und abgeklettert und zum Theil mit den Türken handgemein gewesen waren. Die Lyra, die dem griechischen Soldaten, und besonders dem Kretenser, so unentbehrlich ist als der Brodsack und die Flinte, ließ sich auf dem flachen Dache eines langen Hauses hören, auf welchem sich sogleich die Tanzlustigen sammelten. Sie stehn in einer Reihe aufgestellt, während bei den übrigen Tänzen fast immer ein Kreis geschlossen wird. Sie halten sich nicht gefaßt, und bewegen sich, zuerst zwei als Vortänzer, dann Alle langsam vor- und rückwärts, ohne seitwärts den Ort zu verändern. Bald gehn die anfangs gemäßigten Bewegungen in wilde Sprünge, zuerst der zwei Vortänzer, dann Aller über, wobei der Takt mit ungemeiner Genauigkeit gehalten wird. Darauf verläßt Einer um den Andern, ohne Ordnung, wie es ihm gefällt, den Tanz. Dazu singen Alle oder die Meisten. Der Lyra-Spieler folgt auch hier dem Vortänzer. Waffen werden beim Tanze nicht geführt, im Gegentheile legen sie die Tänzer, so wie bei jedem Tanz, ab, um sich freier bewegen zu können. Obgleich vielleicht ein Freund der antiken Kunst, ohne den Stammbaum dieses Tanzes zu kennen, nicht sehr davon begeistert worden wäre, und obgleich ich mich wohl davor verwahrte, mich von seiner Verwandtschaft mit dem Alterthume bestechen zu lassen, so schien er mir doch ungleich edler und kräftiger, als die Tänze der Moreoten und Albanesen, obschon ich auch diesen gern Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn sie nicht durch Erkünstelung oder Gemeinheit verzerrt sind. Doch auch andere, mit den übrigen Griechen gemeinschaftliche Tänze, obgleich weniger als der eigenthümlich kretensische, schienen mir, aufgeführt von den Kachioten, einem der kräftigsten und kriegerischsten Stämme Kreta's, schöner und edler als im übrigen Griechenland. Aber die Kachioten haben auch noch keine fränkische Fidel gehört, und in manchem kretensischen Gebirgsdorfe waren der damalige Gouverneur der Insel und ich die ersten Fremden, die die Einwohner sahen.

In den niedrigsten Ständen mischt sich das weibliche Geschlecht in die öffentlichen Tänze, und zwar meistens auf eine nicht sehr anmuthige Weise, bis Trunkenheit und rohe Ausgelassenheit alle Gränzen das Anstandes überschreitet. „Liebeswuth, Weinesgluth sträubt das Haar, und die Schaar, Mann und Weib, ohne Scheu, zeigt den Leib, und Metall, rauher Schall, gellt in's Ohr." Keine Polizei mischt sich darein; „hier wird ein Gewand zerrissen, dem Genusse folgt der Spott," und so lang sich nur noch ein Fuß regen kann, und die Schläuche noch Wein halten, dauert das Unwesen fort.

Bei den geregelten, gemeinschaftlichen Tänzen der mittleren und höheren Klasse reihen sich Tänzer und Tänzerinnen entweder paarweise, wobei jedoch die Damen nie sich in den Vortanz mischen, und der Vortänzer, wenn er sein Solo beginnt, seine Dame an der Hand des Tänzers B läßt, sie aber, wenn der Vortanz an B kömmt, sie von diesem empfängt und sie zur Letzten in der Reihe macht; oder, und zwar häufiger, bilden alle Tänzer den Anfang der Kette, welche die Tänzerinnen fortsetzen und beschließen, z. B. A bis F sind Tänzer, G bis Z Tänzerinnen. A vereinigt sich nach dem Vortanze mit der Tänzerin Z; kömmt der Vortanz an F, so läßt er die Dame G los, welche nun die letzte ist. Bei diesen gemeinschaftlichen Tänzen wird sich meistens nur einfach angefaßt, ohne die oben beschriebene Verschlingung der Arme über den Rücken. Auf die Zahl der Tanzenden und der Paare kömmt es im gewöhnlichen Tanze nicht an; in vertrauten Cirkeln, bei unpaarer, oder in Beziehung auf die Geschlechter ungleicher Zahl der Tanzenden, stehen Tänzer und Tänzerinnen nach Neigung und Willkür gemischt, z. B. A ist männlich, B, C, D weiblich; E und F männlich u. s. w. Die Regeln sind dabei niemals streng. Manchmal unternehmen auch Damen den Vortanz.

(Schluß folgt.)

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

Inzwischen ist auch nach Asterabad Kunde gelangt, daß Zohrab ein Unfall zugestoßen seyn müsse; sein treuer Hund ist nämlich dort angekommen, der ohne auf dem Wege auszurasten fortgerannt ist, bis er den Harem erreicht, wo er zu den Füßen Ayescha's, der Mutter Zohrabs entseelt zu Boden sinkt. Bald darauf erscheint auch der Gesandte Aga Mohammeds, der Zaul Khan zur Unterwerfung auffordert, wenn er seinen Sohn aus dem Gefängnisse befreien wolle. Zaul Khan und seine Freunde entschließen sich zur List ihre Zuflucht zu nehmen, um Zohrab zu befreien. Der Gesandte wird daher unter den ehrerbietigsten Zusicherungen und mit dem Versprechen entlassen, daß Zaul Khan und seine Freunde und Anverwandten persönlich vor dem Throne des Schah erscheinen würden, um sich ihm zu unterwerfen.

Während Dieses vorgeht, kündigt Zerb Ali Khan, der Oberstscharfrichter, seinem Gefangenen den Willen des Schah an, ihn mit seiner Tochter zu verheirathen. Zulma selbst, so heißt sie, gleich feurig in ihrer Liebe wie in ihrem Hasse, schön und geistreich, hat Zohrab heimlich gesehen, als er im Hofe seines Gefängnisses sich erging, und sich sterblich in ihn verliebt. Sie bietet Alles auf, seine Neigung zu gewinnen, allein weder die Befehle des Königs, noch die Reize der schönen Zulma vermögen, seinen Willen zu beugen, zumal er durch Ali, den Sohn des hingerichteten Jägermeisters, dessen Mutter die mitleidige Amima in ihren Schutz genommen, erfahren hat, daß die Prinzessin von der heftigsten Leidenschaft für ihn entbrannt ist. Ali selbst ist von Sadik, der einiges Mitleid für den gefangenen Zohrab fühlt, diesem als Gesellschafter in die Einsamkeit des Gefängnisses beigegeben worden.

Die Gesandtschaft Zaul Khan's ist inzwischen in Teheran angekommen. Der Schah empfängt die Asterabadis und Turkomanen auf seinem Throne, in allem Glanze seiner Herrlichkeit, geräth aber in einen heftigen Zorn, da er unter ihnen nicht Zaul Khan selbst erblickt. Vergebens sucht Mustafa, Zaul's Bruder, ihn zu entschuldigen. Schon will der König sie insgesammt zur Hinrichtung abführen lassen, als ein alter Derwisch erscheint, der dem Schah

Proben von einem mehr als menschlichen Wissen gibt, indem er ihm gewisse Geheimnisse ins Gedächtnisse ruft, die der König bisher tief in seiner Brust allein verschlossen glaubte. Auf den Rath dieses Derwisches läßt der Schah es sich gefallen, die Ankunft Zaul Khan's abzuwarten, die in Kurzem erfolgen soll, bevor er weiter über das Schicksal der Gesandten von Asterabad entscheide. Amima vergeht indeß fast vor Liebesgram: die treue Mariam, die allein den Grund ihrer unerklärlichen Krankheit kennt, ersinnt endlich ein Mittel, sie aus ihrer tödtlichen Verzweiflung zu retten. Auf ihren Rath führt Ali seine Mutter in Zohrab's Gefängniß und in ihren Kleidern gelangt der Prinz in den Harem zu einer Unterredung mit Amima. Die Liebenden werden in ihren zärtlichen Betheuerungen durch die Dazwischenkunft eines Offiziers des Schah gestört, der an der Pforte des Harems erscheint, und den Besuch seines Gebieters meldet. Ueberrascht und ohne zu wissen, wohin Zohrab zu verbergen, eilt Amima mit dem Geliebten auf die Spitze eines Thurms, von dem er sich mittelst zusammengeknüpfter Shawls herabläßt. Bevor Zohrab unter tausend gegenseitigen Zusicherungen ewiger Liebe seinen gefährlichen Rückweg antritt, übergibt ihm Amima zum Andenken eines ihrer kostbaren Armbänder. Zohrab ist so zwar glücklich wieder in seinem Gefängnisse angelangt, aber nicht ohne von den eifersüchtig lauernden Augen Zulma's erspäht worden zu seyn. Sie ahnet sogleich den ganzen Zusammenhang der Dinge und begibt sich, von Liebesschmerz und Verzweiflung gepeinigt zu dem Wunder-Derwisch, um sich bei ihm Raths zu erholen. Dieser verspricht ihr durch ein Zaubermittel das Herz des Prinzen zu gewinnen, wenn sie ihn zu einer Zusammenkunft mit Zohrab behülflich seyn könne. Der Derwisch gelangt so zu einer Unterredung mit Zohrab, der in ihm seinen Vater erkennt. Beide verabreden nun den Plan zu gemeinschaftlicher Flucht aus den Mauern von Teheran. Hier die schöne Schilderung derselben:

„Nachdem sie zuvor genaue Erkundigungen eingezogen, welchen Weg sie zu nehmen hatten, überstiegen sie die erste Mauer, eilten über eine dicht an dem Hause des Nasakschi Baschi gelegene Terrasse hinweg, die unfern der Stadtmauer war, und erreichten eine tiefe Schattenstelle, von der aus sie die nächsten Wachtthürme und die Schildwachen darauf im Auge hatten. Der Mond war inzwischen völlig hinter den hohen Albors verschwunden; Todtenstille herrschte in der Stadt. „Wir wollen bis zur nächsten Ablösung der Schildwachen warten, sagte Zaul Khan, und uns dann hinablassen.“ Sie sahen, daß zehn Klaftern von dem Orte, der sie verbarg, eines der drei Geschütze stand, die zur Deckung der Citadelle bestimmt waren, und Zaul, der bemerkte, daß die Brustwehr hereinwärts einen tief dunkeln Schatten warf, schlich sich leise dahin, ihm nach sein Sohn, bis sie die Stelle erreichten, die das Geschütz mit einem noch dunklern Schatten bedeckte. Plötzlich hörten sie von dem nahen Thurme den Ruf: „Hazir,“ (Abgelöst!), der von einem Thurme zum andern rings um die ganze Befestigung wiederholt wurde. Leise flüsternd sagte Zaul: „Halte Dich gefaßt — Alles hängt von diesem Augenblicke ab.“ Nun band er das eine Ende des Seiles los, das er um den Leib gewickelt trug, und schlang es fest um das Gestelle der Kanone; und wartete dann, bis das Geschrei der Schildwachen verstummt war. „Nun ihr Elenden schlaft wieder ein, ihr denkt eure Pflicht gethan zu haben, wenn ihr euer schlaftrunkenes „Hazir! ausgestoßen habt. Zohrab ist unser! Allah, Allah beschütze uns!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Peking.

(Schluß.)

Alle Häuser, von der bescheidenen Wohnung des Handwerkers bis zum Palaste des vornehmsten Staatsbeamten, sind nur Erdgeschoße, bestehen aus Backsteinen, gehärtetem Thon, und manchmal aus Holz, und erheben sich im Hintergrunde eines geräumigen Hofes, der von einer Mauer umgeben ist, so daß man von der Straße aus nur das Dach des Gebäudes wahrnehmen kann. Die Häuser der Kaufleute sind ein Stockwerk hoch, das als Waarenlager dient. In einer Menge von Buden und selbst im Palaste des Kaisers liest man an den Wänden und auf den Tapeten Sprüche und Verse berühmter Dichter; diese Aufschriften werden Tou-tsu genannt. In den großen Gasthöfen und Palästen sind die Thüren und Verschläge von Cypressen- oder Lorbeerholz, mit vielem geschmackvollen Schnitzwerk verziert; diese Hölzer verbreiten durch die Gemächer einen lieblichen Duft. Auch die Stühle und Tische sind von seltenem und kostbarem Holz, und stets sehr glatt gebohnt und glänzend. Die Zimmer werden reinlich gehalten; aber sie haben wenige Verzierungen, und Spiegel sind darin sehr selten. Die Außenseite der Gebäude ist mit Säulen und Galerien geschmückt, und Blumentöpfe, die dazwischen aufgestellt sind, bieten überall eine anmuthige Abwechslung von Grün und verschiedenartigen Farben. Man sieht in keinem Zimmer Oefen, sondern heizt sie mittelst Kohlen, die in eigens dazu verfertigten kupfernen Gefäßen, oder in Löchern der steinernen Bänke aufbewahrt werden, die unter den Fenstern und an den Vordermauern angebracht sind, und bei Tage als Sitze, bei Nacht als Betten dienen. Die Dächer sind in China nicht wie in den heißen Ländern des Orients flach, sondern von ihrem First bis an den Rand ausgekerbt, und ragen mit diesem noch über die Mauern hinaus. Alle Gebäude sind mit Ziegelsteinen gedeckt, die mit einem grünen, rothen, gelben oder grauen Firniß überzogen sind. Aber auch in Betreff der Farben dieser Ziegel bestehen Verordnungen. So sind die Dächer des kaiserlichen Palastes und die Tempel mit gelben Ziegeln gedeckt; die Prinzen und andere vornehme Staatsbeamte dürfen nur grüne zur Bedachung ihrer Gebäude wählen, und der grauen Dachziegel bedienen sich die untern Stände. Die Hauptmagazine der Kaufleute befinden sich in der Vorstadt Val-lostsching. Eine große Anzahl von Buchhändlern hat an dem einen Ende der Straße Lieou-litschang, die sehr eng und schmutzig ist, ihre Läden eröffnet. Diese Buchhändler verkaufen Bücher in chinesischer und Mandschusprache; allein man muß bei Einkäufen auf seiner Hut seyn, wenn man nicht für ein Buch einen acht- oder zehnmal größern Preis bezahlen will, als es werth ist. Die besten Bücher kommen aus der kaiserlichen Druckerei, wo die Buchhändler von Peking und den Städten der benachbarten Provinzen sie zu Preisen kaufen, die von der Regierung festgesetzt sind. Diese Druckerei gibt auch alle zwei Tage eine Zeitung heraus, die über alle merkwürdigen Ereignisse im ganzen Kaiserreiche Bericht erstattet, und außerdem die kaiserlichen Verordnungen, Beförderungen und Gnadenverleihungen des Kaisers, als da sind: gelbe Bänder, Papagaifedern u. s. w. bekannt macht. Die Drucker und selbst die Buchhändler haben Kupferplatten und sogar Holzschnitte für unbedeutendere Werke. Sehr saubere und leserliche Buchstaben und feines Papier erhöhen den Preis eines Buches. Das schönste Papier, dessen man sich in China bedient, wird aus Baumwolle gemacht. In derselben Straße besuchten wir auch die Buden der Juweliere, die auch Gemälde, geschnittene Steine, Elfenbein- und Holzschnitzwerke u. s. w. verkaufen. Alle diese Arbeiten verrathen außerordentlichen Fleiß. In dieser Straße sahen wir auch prächtige Magazine von Glas- und Porzellainwaaren. Nicht weit davon ist die Fabrik von Töpferwaaren und gefärbtem Glase, die Lieou-li-tschang heißt, und unter Leitung eines Chinesen und eines Mandschu steht. Auch die Fabrik der gefärbten Ziegel- und aller Farbenwaaren besuchten wir.

Bei jedem Stadtthore zwischen der südlichen Mauer und dem Kanale fanden wir Esel in Bereitschaft, auf denen man für zehn Tschoki, ungefähr vier Kupferkopeken, von einer Post auf die andere gelangen kann. Wenn im Winter die Kanäle zugefroren sind, bedient man sich auf denselben zur Ueberfahrt einer Art Schlitten, der mehrere Menschen faßt, und von einem einzigen Manne gezogen wird. Man versicherte mir, daß die reichen Einwohner von Peking sich auf ihren Reisen in die südlichen Provinzen von China in Wagen fahren lassen, die von Menschen gezogen werden!

Nicht weit von der Mauer, welche die Hauptstadt des himmlischen Reiches umgibt, sahen wir die Höhlen, die den Armen zur Wohnung dienen. Es ist unmöglich, sich einen Begriff von dem traurigen Loose dieser unglücklichen Menschen zu machen. Kaum mit einigen Lumpen oder mit einem Stück Matte bedeckt, irren sie unter Tags in den Quartieren der Kaufleute umher, und wenn sie hier dem öffentlichen Mitleiden einige Tschotis abgenöthigt haben, kehren sie des Abends hieher zurück, um in diesen scheußlichen Gruben ein Obdach zu suchen. Man kann nicht ohne Empörung des Gefühls in Deguignes, der geraume Zeit in China lebte, lesen, daß während des Winters die armen Leute sich in den Vorstädten von Peking versammeln und auf Haufen zusammendrängen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Da sie aber auf diese Weise nicht alle sich erwärmen können, so kömmt eine große Anzahl derselben um, und ihre Leichen bleiben dann unter den Bäumen und Hölzern liegen, die die Ufer des Flusses Ta-ho bedecken.

Auf unsre Erkundigung, ob in Peking ein Spital oder sonst eine wohlthätige Anstalt für dürftige Menschen bestehe, sagte man uns, daß es nur eine einzige Erziehungsanstalt in der Vorstadt Wai-lo-tsching, nahe bei dem Thore Kouang-kin gebe. Dieses Haus wurde unter der regierenden Dynastie im Jahre 1662 gegründet. Hier wird im Winter an arme Leute eine Schüssel gekochter Reiß vertheilt; aber nur eine sehr geringe Zahl dieser Unglücklichen kann an dieser Freigebigkeit Theil nehmen, da die Mittel dieser wohlthätigen Anstalt sehr beschränkt sind. Jedes Jahr, vom fünfzehnten Tag des zehnten Monats an bis zum fünfzehnten Tag des zweiten Monates des folgenden Jahres, oder vom November bis zum März, wo die strengste Jahreszeit ist, vertheilen die Bonzen gekochten Reiß unter die Armen, der aus den Magazinen der Regierung dazu abgegeben wird. Diese Vertheilungen gehen im Tempel des Loung-vang-thang, oder Tsao-vang, nahe bei der Stadtmauer, in Wai-lo-tsching, oder hinter dem Thore des östlichen Thurmes vor sich.

Indem wir in das Missionsgebäude zurückkehrten, sahen wir ein Regiment Mandschu-Infanterie, das sich im Bogenschießen übte. Diese Soldaten waren meistentheils von kleinem Wuchse, ihre Kraft und Geschicklichkeit schien sehr mittelmäßig, und indem sie ihre Pfeile abschossen, konnte man bemerken, daß es ihnen weniger darum zu thun war, genau zu zielen, als sich in einer schönen Stellung zu zeigen.

Obgleich sehr ermüdet und der Ruhe bedürftig, beschlossen wir doch noch einen Mandarin der sechsten Klasse zu besuchen, der seinen Sohn an die Tochter eines reichen Kaufmanns verheirathen wollte. Die Hochzeit sollte an diesem Abend vor sich gehen, und wir waren eingeladen worden, ihr beizuwohnen. Eine glänzende Beleuchtung erhellte die Wohnung der künftigen Eheleute, und die Menge der eingeladenen Gäste erfüllte bereits alle Galerien und überließ sich unter dem betäubenden Schalle von Tamtams, kupfernen Cymbeln, Flöten, Hoboen und Klarinetten, einer lärmenden Freude. Bald nachher erschien der Mandarin mit seinem Sohne, und beide verrichteten nun in Gegenwart der zahlreichen Versammlung, Kniefälle und Verbeugungen ohne Ende vor zwei Altären, die in einem der prächtigsten Gemächer des Hauses errichtet und mit wunderlichen Gemälden von Drachen und scheußlichen Thierfratzen, mit schönen Wachsblumen und einer Menge Kerzen von allen Farben überladen waren. In diesem Augenblick erfüllte eine auf der Straße aufgestellte Musikbande die Luft eben nicht mit den harmoniereichsten Tönen, und das Krachen unaufhörlich abgebrannter Feuerwerke machte die Betäubung der Anwesenden vollständig. Der Bräutigam trug ein prächtiges Kleid; sein Rock war von blauem Atlas, mit Perlen und Gold verbrämt, die sich in wunderliche Schnörkel an einander reihten; die Schnalle seines Leibgürtels bestand aus Diamanten, und seine Mütze war mit einem Regenbogensteine geschmückt. Als die Begrüßungen und Kniebeugungen endlich vorüber waren, bestieg er einen prächtig geschmückten Tragsessel, der mit blauer Seide bedeckt war, und begab sich nach der Wohnung der Braut; ihm voraus eine zahlreiche Musikbande und ein Haufe von Menschen, die an langen Stangen Fähnchen und Wimpel trugen. Der Glanz dieses Aufzuges, das Getümmel, die Bewegung — Alles zusammen bildete für einen Europäer ein wahrhaft außerordentliches Schauspiel und setzte uns in Erstaunen.

Während der Bräutigam abwesend war, reichte ein Dutzend Diener eine ungeheure Menge Erfrischungen jeder Art herum, vorzüglich Konfituren und anderes Naschwerk, die man in prächtigen Schalen von feuervergoldetem Silber mit Löffeln von demselben Metall auftrug. Eine große Anzahl von Frauen, die bei solchen Festen öffentlich erscheinen dürfen, hatten sich im Hochzeitsgemache in einem Kreise aufgestellt. Der sanfte Ausdruck ihrer Gesichter und ihr schwarzes Haar, das geschmackvoll um den Kopf geflochten, und mit Gold, Silber, feinen Perlen u. s. w. geschmückt war, bildeten ein bezauberndes Gemälde. In dem Zimmer der jungen Eheleute war eine solche Menge kostbarer Stoffe, Geschmeide, Luxusartikel, ausgezeichnet geschmackvoller Möbel u. s. w. zur Schau gestellt, daß das Auge wahrhaft davon geblendet wurde. Das Hochzeitbette eben so breit als lang, war mit Tüchern bedeckt, auf denen Seide, Gold, Silber und Edelsteine mit Geschmack an einander gereiht, eine vorzügliche Wirkung machten. In der Mitte dieses Gemaches sah man eine prächtig geschmückte Tafel, zwei Stühle von Sammt mit Seide verbrämt und zwei goldene Theetassen mit herrlichen Basreliefs. An dieser Tafel sollte das junge Paar die letzte Ceremonie der Auswechslung der Tassen vornehmen.

Ein groses Getümmel und ein betäubendes Geschrei verkündigte die Rückkehr des Zuges, und der beiden Brautleute. Eine rothe Sänfte, die mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt, und von einer zahllosen Volksmenge umgeben war, hielt vor der Thüre des Hauses, und sogleich eilte der Vater des Bräutigams hinaus, um seine Schnur auf der Schwelle zu empfangen. Die Braut war in ein kostbares Kleid von scharlachrother Seide gekleidet, ein Schleier von schwarzem Gas und mit silbernen Sternen überstreut, fiel bis an den Gürtel herab, und verbarg uns ihr Gesicht. Der Vater bot ihr die Hand, und nun fing sie an vorwärts zu gehen, aber mit einer so außerordentlichen Langsamkeit, daß sie nahe an eine Viertelstunde brauchte, um in das Hochzeitgemach zu gelangen, das von der Hausthüre keine dreißig Fuß entfernt war. Die beiden Brautleute trafen in diesem Gemache zusammen, wo sie eine endlose Reihe von Begrüßungen und Kniebeugungen zu verrichten hatten, was Alles mit der in China bei Hochzeitgebräuchen herrschenden außerordentlichen Langsamkeit geschah. Endlich kündigte eine Verdopplung des Geschreis und des musikalischen Höllenlärmes das Ende der Feierlichkeit an. Nun näherte sich der Gemahl der jungen Frau, nahm sie bei der Hand und hob ihr den Schleier auf, der die Züge des weiblichen Geschöpfes bedeckte, die seine Gattin geworden war, und die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Man versicherte uns jedoch, daß die Verlobten eine so grausame Sitte auf mancherlei Weise vorläufig schon zu umgehen wissen.

Die beiden Neuvermählten näherten sich nun gemeinschaftlich der Tafel, und nachdem sie auf den Sammtstühlen Platz genommen hatten, ging der Austausch der Theetassen vor sich, wobei immer noch die möglichste Langsamkeit in den Bewegungen beobachtet wurde. Man hätte die beiden guten Leute sehr wohl für ein Paar Automaten ansehen können, und mehr als einmal drückte die Versammlung ihre Bewunderung über den Ernst und die Majestät in den Bewegungen und regungslosen Gesichtern der Brautleute aus. Gegen Mitternacht vertauschte die Braut ihr rothes Kleid mit einem weißen. Die ganze Zeit über waren ihre Augen auf den Boden geheftet gewesen, und jetzt erst erhob sie dieselben, um einen Blick auf ihre Gäste zu werfen. Es war wirklich Schade, daß sie so lange unter dem Schleier verborgen gehalten worden war; denn ihr Gesicht trug das Gepräge großer Anmuth, die erstaunliche Weiße ihrer Haut stach glänzend ab gegen ihr rabenschwarzes Haar, und eine prachtvolle Diamantkrone, die ihre Stirne schmückte, erhöhte noch diese bescheidenen Reize.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 357. 22 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

„Hierauf krochen beide durch die Schießscharte, und ließen das Seil die Mauer hinab. Es war genau von der Höhe des Walles. Zaul ließ seinen Sohn zuerst hinabgleiten, der Hand um Hand langsam sich hinabließ, bis er wohlbehalten in dem trockenen Graben angelangt war. Sein Vater folgte ihm und als sie sich nun gerettet und in Freiheit sahen, warfen sie sich, von einer unwiderstehlichen Regung getrieben, in die Arme und dankten dem Himmel für ihre Rettung. In diesem Augenblicke war es, wo Zohrab mit der Hand an seinen Arm fühlte, um zu untersuchen, ob das Armband, das Geschenk der geliebten Amima, sich noch daran befinde. Allein er fand es nicht. Eine tödtliche Angst bemächtigte sich seiner, als er sich überall betastete und es nirgends fand. Seine Unruhe wurde sogleich von seinem Vater bemerkt, der ihn fragte: „Was ist denn geschehn? Sprich!" — „Ach, sagte der Jüngling von Schmerz zermalmt, es ist verloren! Laß mich zurückkehren! Sie stirbt, wenn es gefunden wird!" — Zohrab wurde von diesem Gedanken so überwältigt, daß er von Kopf bis zu den Füßen zitterte und so gänzlich verließ ihn seine Kraft, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. „Was immer es auch ist, sagte der Vater, es muß verloren gegeben werden. Rückkehr ist unmöglich! Fort von hier!" — „Mein Vater, rief der Jüngling, wenn Du Alles wüßtest, Du würdest mich bemitleiden und mir helfen!" — „Ich weiß Alles, sagte der Khan, gerne möchte ich Dir helfen, aber es ist zu spät—wir können nicht mehr zurückkehren. Fasse Dich und sey Du selbst, mein Sohn!"—„Alles wollte ich darum hingeben! Ach, was wird aus ihr werden!" — „Zohrab, entgegnete sein Vater, noch einmal sage ich Dir, komm, Dieß ist Deiner unwürdig!" Nur mit Mühe überredete er den Sohn, ihm zu folgen, und Zohrab, der endlich einsah, daß Rückkehr unmöglich, ließ sich von dem ungestüm drängenden Vater fortziehen.

„Es war ihnen leicht, aus der Tiefe des halbverfallenen Grabens emporzuklimmen, in wenigen Augenblicken befanden si sich auf ebenem Boden, wo sein Vater eiligen Schrittes durch die Felder voranging, bis sie einen gewissen Baum erreichten, wo Zohrab zu seiner Ueberraschung einen Mann fand, der ihrer mit drei Pferden harrte. Ohne einen Augenblick zu zögern, schwangen sie sich in den Sattel, und flogen bald in scharfem Ritte auf der Hochstraße nach Massenderan hin. Unter andern Umständen würde Zohrab außer sich vor Freude gewesen seyn, sich wieder im Sattel zu fühlen, allein der Verlust des Armbandes, das Amima's Sicherheit und Leben bedrohte, wenn es in seinem Gefängnisse gefunden wurde, schlug ihn ganz darnieder und füllte seine Seele mit den finstersten Ahnungen. Sein Vater sprach nur wenig und beschleunigte in ängstlicher Hast so viel als möglich ihre Flucht, indem er so lange es noch dunkel war, auf der Heerstraße blieb, bei Tagesanbruch aber unbetretene Feldwege einschlug. Ohne ihren Pferden eine Rast zu gönnen, eilten sie so bis gegen die Neige des folgenden Tages fort, wo sie Ferusabad hinter sich hatten, und die wohlbekannten Pässe des Teng Schemschir-bur vor ihnen lagen. Nun nahmen sie ihren Weg in eine der tiefen Schluchten, die in die Wälder von Massenderan führen."

Zohrab's Befürchtungen waren nicht ohne Grund. Zulma hat das Armband Amima's im Gefängnisse gefunden und überbringt es dem buckeligen Gozu, der sich mit der racheglühenden Tochter des Nasackschi Baschi zum Untergange der verhaßten Nebenbuhlerin verschwört. Der Buckelige, voll Schadenfreude, überreicht es dem Schah, der es nicht sobald in die Hand genommen, und sein Auge darauf geworfen hatte, als seine ganze Natur in ihrer innersten Tiefe erschüttert zu werden schien.

„Es war nun an ihm die Reihe gekommen zu zittern; allein es war das Zittern der Eifersucht, des Abscheues, der Wuth, der Raserei. Mit kurzgehobenen Athemzügen, und eine große Niedergeschlagenheit verrathend, sagte er mit schwacher Stimme zu dem Buckeligen: „So fandest Du Dieß in Zohrab's Gefängniß?"

„So wahr ich Dein Opfer bin, dort fand ich es," erwiderte der schlaue Bösewicht.

„Und wo?"

„Nahe bei dem Kopfkissen des Jünglings," antwortete er mit einem ausdrucksvollen Blicke. Der König sog diese Worte mit allem ihrem Gifte ein; doch sprach er kein Wort. Sein Haupt sank auf die Brust herab; jede Art von Gefühl, von der innigsten Zärtlichkeit bis zur tödtlichsten Rachgier, durchzuckte im schnellen Wechsel sein Gefühl. Bald stellte sich seine schöne Nichte in allem Zauber ihres bescheidenen Wesens seiner Einbildungskraft dar, dann sah er sie wieder in den Armen des jungen Gefangenen, und sich von ihnen verspottet. Nur vor Kurzem erst hatte er ihr mit eignen Händen dieses Armband gegeben, das einst ihrem Va-

ter gehört hatte; und es sich nun so und unter diesen Umständen zurückgegeben zu sehen, war mehr als er ertragen konnte. Sein erster Gedanke war, augenblicklich über sie den Tod zu verhängen; allein so grimmig waren seine gegenwärtigen Gefühle, daß es ihm Lust zu gewähren schien, in ihnen zu verweilen, um eine noch süßere und vollständigere Rache zu ersinnen. Die Pause, die grauenvolle Pause, die eintrat, während der Schah diesen Gedanken folgte, war für Alle, die zugegen waren, ein Augenblick, als ob sie am Rande der Ewigkeit schwebten und die Unterzeichnung ihres Todesurtheiles erwarteten, so überzeugt waren sie, daß diesem Aufschub ein furchtbarer Ausbruch folgen würde. Die Augen aller waren in tiefem, athemlosen Schweigen auf den furchtbaren Mann gerichtet, in dessen Hand ihr Schicksal lag; wie Spott über ihr Elend klang es, wenn die umherstehenden Bäume mit ihren Blättern zu rauschen sich erdreisteten, und die Springbrunnen fortfuhren, ihr erfrischendes Wasser auszusprudeln. Endlich fuhr er auf aus seiner anscheinenden Fühllosigkeit, wie die Verderben drohende Boa, wenn sie aus ihrer Erstarrung erwacht, und ein neues Opfer zu erlauern sich anschickt. Die ersten Blitze seiner Wuth trafen den armen Keschekschi. „Herab mit seinem Kopfe!" brüllte er mit dem ganzen Donnerklang seiner furchtbaren Stimme. „Weg mit ihm, und die Andern mögen erfahren, was es heißt, im Dienste des Schahs nachlässig zu seyn."

„Auf diese Worte trat ein Ferasch ghazeb, ein scheußliches Ungeheuer, hervor und schlug mit einem Streiche dem unglücklichen Mann das Haupt ab. Wir verschonen unsre Leser mit dem Bericht der furchtbaren Grausamkeiten, die dieser Hinrichtung folgten. Nachdem er mit der Ausübung seiner blutigen Gewalt im Innern seines Hauses begonnen hatte, verfügte sich der Tyrann zur gewöhnlichen Mittagsstunde in den großen Diwan Khaneh, um Audienz zu geben, was man Selam Aum nennt, und hier in sein blutrothes Gewand gekleidet, gewährte er seinem Blutdurste volle Sättigung."

(Fortsetzung folgt.)

Musik und Tanz in Griechenland.

(Schluß.)

Noch weniger streng werden die Regeln beobachtet bei den Tänzen, welche das weibliche Geschlecht allein aufführt. Weiber und Mädchen tanzen unter einander, wenn es eine Gelegenheit gibt, sich recht zu freuen, ohne Scheu, doch sehr sittsam, öffentlich. Sie haben, wie die Männer, ihre Musik im Kreis, eine oder ein paar Vortänzerinnen wagen bescheidene Sprünge, bunte Tücher flattern, die Metallknöpfe und Münzen an den langen Zöpfen und den Mützen der Albaneserinnen klingen, ihr kurzes, weißes, mit bunten Fäden gesticktes Gewand weht, Pantoffel werden verloren und wiedergefunden, und es fehlt der Gruppe niemals an anmuthiger Lebendigkeit. Die Frauen höherer Stände lieben ebenfalls sehr den Tanz unter sich im Freien, wollen aber, ausgenommen an sehr hohen Feiertagen, nicht dabei öffentlich gesehen seyn, und es ist fast ein eben so großes Verbrechen, sie beim Tanz als im Bade zu belauschen; denn obgleich sie bei ihren Reihen nicht das Gewand der Charitinnen tragen, so wird doch manche Verhüllung abgelegt, manches Tuch gelüftet; die Haare werden gelös't und wehen den anmuthigen Bewegungen nach, und auf solchen, wenn auch nichts weniger als verschwiegenen, doch verborgenen Vergnügungsplätzen behauptet gern ihre Rechte die einfache Natur, von welcher die Griechin durch keinerlei Art von Kultur entfernt ist, sobald der lästige, öffentlich zu beobachtende orientalische Zwang aufhören darf. Sie singen dazu mit hellen Stimmen, ohne in den unerträglichen Nasenton der Männer zu fallen; bejahrte Frauen, selbst Matronen sind bei solchen Tänzen ausgelassen lustig, die Großmutter hüpft an der Hand der Enkelin herum, und unterrichtet sie im Dienste der Grazien, und die säugende Mutter folgt den sanften Bewegungen des Reihentanzes, mit einem Arm ihre Nachbarin umschlingend, mit dem andern den Säugling an die Brust drückend, so daß dem Griechen recht eigentlich die Tanzlust schon mit der Muttermilch eingeflößt wird.

Ich spreche nichts von den neuerdings eingeführten, glänzenden, auf französisch-russisch-englisch-deutsch-italienischen Fuß eingerichteten Bällen der Hauptstadt, in welchen alle griechische Nationalität untergeht. In den fremden Tänzen nehmen sich die griechischen Damen (wenigstens mit philhellenischen Augen gesehen) eben so übel aus, als in der fremden Tracht. Als wäre mir selbst die Brust verschnürt, so eng ward mir's um's Herz, als ich die schönen, natürlichen Formen, die früher nie den Zwang der Schnürbrüste erlitten hatten, eng in französische Korsets gepreßt, und durch die ungewohnten Banden alle natürliche Grazie der Bewegung, wie den stolzen Schritt des freien Mannes durch schwere Fußschellen, gehemmt sah. Aengstlich strebt der volle Busen seinen ungewohnten Kerker zu durchbrechen, zweifelhaft schielt das dunkle Auge aufwärts auf die Feder, die vom unförmlichen, widerlich gegen die edlen, reinen Züge des Gesichts abstechenden französischen Kopfputz herabnickt, argwöhnisch verdreht sich der schöne Nacken, rückwärts spähend, ob die langen Bänder richtig nachflattern und die steife, kratzende Halskrause nicht verschoben ist. Das Tanzen selbst, wenn auch wohl eingerercirt, erregt Mitleid und Lachen zugleich, und ich kann mich des schon öfters gemachten Vergleichs mit der Hundekomödie nicht enthalten, in welcher Madame Zemire und Demoiselle Finette in grandiösen Reifröcken zierlich auf den Hinterbeinen herumhüpfen. Gern vergesse ich die traurige Lächerlichkeit solcher Scenen, und freue mich, daß ich nebst der übrigen Nationalsitte auch Nationaltänze noch in der höheren Volksklasse angetroffen habe, aus welcher die Kultur, die wie das Meer überall an Griechenland anbrandet, und es zwar sauber abspült, aber auch aushöhlt, bald, wenn nicht den Volkssinn, doch die Volkssitte ausgespült haben wird. Doch es steht ja ihrer Erhaltung und Veredlung eine fröhliche Aussicht in die Zukunft offen.

Ich führe zum Beschluß einige Strophen und Bruchstücke von Liedern an, deren Unbedeutenheit ich damit entschuldige, daß es lauter solche sind, die ich nur aus dem Munde von Frauen und Mädchen hörte. Ich will zwar weder für ihre Neuheit gutstehn, noch ihre dichterische Vortrefflichkeit preisen; doch hat sich meines Wissens noch Niemand mit dieser Art von Literatur abgegeben, und ich möchte nur wünschen, sie könnten beim Lesen

denselben Eindruck machen, mit welchem sie, gesungen an schönen Abenden vor den Häusern, in Gärten, am Meere, von reinen, klangreichen Stimmen, bezaubern. Woher sie die Damen haben, deren ausschließliches Privilegium sie gewiß nicht sind, wie schon zum Theil ihr Inhalt beweis't, weiß ich nicht.

Ich erlaube mir metrische Uebersetzung mit Reimen nur bei einigen zum Muster, weil dadurch die getreue Wörtlichkeit, um die es mir am meisten zu thun ist, verloren geht. Möge sich an den übrigen unsere philhellenisch-poetische Jugend üben.

Όταν με αἶπεις ἔχ' ὑγεία
Ἠμὖνα χακιομένη,
Καὶ δεν σου εἶπα σ'το καλό
Κ'εἶμαι μετανιομένη.

Als du mir sagtest Lebewohl,
Da mocht's mich wohl verdrießen;
Und ich, ich sagt' dir nicht Ade,
Nun muß ich's reuig büßen.

Οταν με εἶπεις ἔχ' ὑγεία
Κ'ἐγύρισεις καὶ μ'εἶδεις
Δύο φύλλια τῆς καρδίτζας μου
Σερίζοσεις και πείρεις.

Als du mir Lebewohl gesagt
Und manchmal umgesehen,
Zwei Blättlein riss'st du mir vom Herz
Und nahmst sie mit im Gehen.

Το ἔηθος μ'όλον ἔγινε
Βασάνων κατοικία,
Και δεν ξογνίσεσαι σκλερὴ!
Πῶς εἶσαι σ'η αἰτιά.

Ach, all mein Herz ist nun der Sitz
Der bittern Kummerthränen!
Und du, du Harte, glaubst es nicht,
Daß nur um dich mein Sehnen.

Οἱ σκλάβοι ζεοκλαβόνονιο
Καὶ γίνοντο ἀζάτι,
Κ'εγώ δεν ζεοκλαβόνομαι
Π'τὴν ἀδικὴν σ'ἀγαπη

Wörtlich: Die Sklaven werden der Sklaverei enthoben
und werden frei; *)
doch ich komme nicht aus der Sklaverei
deiner Liebe.

Ὁ ἔρωτας μ'ομίλισε,
Καὶ τὶ τοῦ ὁμιλίζω;
Πηγαίνε, εἶπα, οὐ ἐμπρῶς
Κ'εγ'ἔρχομαι ὀπίσω.

Die Liebe sprach zu mir.
Und was sollt' ich ihr sagen?
Geh', sagte ich, du voran,
Und ich werde hinterdrein kommen.

Σεφτίλιζε το λύχνο σοῦ
Καὶ βάλε σύ καὶ λάδι,
Ἄφ'σε τὴν πόρταν ἄνιχτη
Κ'ἐγ'ἔρχομαι τὸ βράδυ.

Schüre deine Lampe
Und thu' auch Oel darein,
Lass' die Thüre offen,
Und ich werde den Abend kommen.

Πηγαίνω, μάτια! κ'ἐχ'ὑγειά
Καὶ τι με παραγγέλεις;
Κὰν τίποτα δὲν θέλ'ἔγω
Κάτ'ζε καὶ μὴν πηγαίνεις.

Ich gehe, du meine Augen! bleib' gesund. **)
Und was trägst du mir auf?
Gar nichts will ich,
Bleib' und geh' nicht.

Πηγαίνω, μάτια, κ'ἔχ'ὑγειά,
Σ'αφίνω ἀμανάτια
Τὰ δυο βύζια τοῦ κόρφιου σου
Ν'μὴν ἴδουν ἄλλα μάτια.

Ich gehe, du meine Augen! bleib' gesund,
Ich lass' dir Angedenken,
Die beiden Brüste deines Busens
Mögen keine andern Augen schauen.

Πηγαίνω, φῶς μου, πρόσμενε
Ἐν ὅσον νά γυρίσω,
Νὰ σε ἴδω κ'ἀλλὴν φώραν,
Τοτές νὰ ξεψυχίζω.

Ich gehe, du mein Licht! warte
Bis daß ich wiederkehre,
Damit ich dich noch einmal sehe,
Und dann will ich sterben. ***)

Ἀγάπη ἀκριβόεστη
Κλειδὶ τῆς Ἰγγλιτέρρας
'σαι το φεγγάρι τῆς νύκτας
Καὶ ἥλιος τῆς ἡμέρας.

Theuerste Liebe,
Du Schlüssel von Engelland,
Du bist der Mond der Nacht
Und die Sonne des Tages.

Σ'τὴν πόρτα σοὺ, σ'την κούρτη σοὺ
Κατ' εἰς τὸν ὄβυρο σοὺ
Κάτοντο δυὸ γραμμάτικοι
Καὶ γράφουν τὸν λαιμό σοὺ.

An deiner Thüre, in deinem Hof,
Unten in deinem Vorhof
Sitzen zwei Schreiber
Und beschreiben deinen Hals.

Dieß ist das gewöhnlichste Versmaß der leichten, kurzen Liedchen; doch ist auch das, wovon folgendes Beispiel, ziemlich allgemein.

Φεύγεις, φῶς μου, κ'όσο κλ ω
Πῶς θα σε ἐξερίσω,
Πλὴν νομίζω ἡ ἄθλια
Ζωντάνη πῶς θὰ θαφθῶ.

Ach du flieh'st, ich weine, weine,
Kann nicht ohne dich bestehn,
Und ich glaube, ich betrübte
Lebend schon in's Grab zu gehn.

Wörtlich: Du fliehst, mein Licht, und immer weine ich,
wie ich Dich entbehren soll,
doch ich glaube, ich Betrübte,
daß ich lebendig begraben werde.

Folgendes sind Beispiele des Versmaßes längerer Lieder, deren ich im Zusammenhange nicht habhaft werden konnte, die auch vielleicht mehr bekannt und weniger originell sind.

Γινοῦ φιλτάτη μου ψυχὴ ἕνα περιστεράκι
Μιὰ φιλέρημος τρυγὼν ἕνα ἀηδονάκι ecl.

O werde eine Taube mir, du meine traute Seele,
Werd' mir ein einsam Turtelchen, werd' eine Philomele.

Wörtlich: Werde, geliebteste Seele mein, ein Täubchen, eine Einsamkeit liebende Turteltaube, ein Nachtigallchen.

Ἐνθυμάσαι ἀπὸ πότε ἤρχισα νὰ σ'ἀγαπῶ
Ἢ τὸ ξεχάσης δ'όλου, καὶ προσμένεις νὰ σ'τ'εἰπῶ.

Denkst du noch der Zeit, von wannen ich zu lieben dich begann,
Oder hast du's ganz vergessen, und ich soll dich mahnen dran.

Folgendes, beim Tanze der Albaneserinnen beliebte Spottlied, nach welchem, so unregelmäßig auch seine Zeilen sind, doch genau der Takt im Tanz gehalten wird, führe ich seiner eigenthümlichen Drolligkeit wegen an. Die Uebersetzung ist metrisch:

Γυναίκαις, κορίτζια
Τὸν ἄνδρα τὸν πουλῶ.
Καὶ διὰ τι νὰ τὸν πουλίζεις;
Καὶ διὰ τι δὲν τὸν κρατίζεις;
Εἰς τὸ βαζάρι π'γαίνει,
Παπούτζια δεν μοῦ φέρει,
Ὁ διάβολος τὸν πέρνει,
Καὶ διὰ τοῦτο τὸν πουλῶ
Τῆς γαϊδάρας τὸν υἱό.

Ihr Weiber, ihr Mädchen,
Ich verkaufe meinen Mann!
Und warum willst ihn verkaufen,
Und warum ihn nicht behalten?
Er schlendert auf dem Markte,
Und bringt mir keine Schuhe
Der Teufel soll ihn holen,
Und darum verkauf' ich ihn,
Ihn, den Sohn der Eselin.

Gern hätte ich mehr und bessere Proben von allen Arten griechischer Nationallieder gegeben. Was ich jedoch davon besitze, sind lauter Bruchstücke, deren Anfang, Mitte oder Ende fehlt, und die ich bewahre, um vielleicht andere Sammlungen zu ergänzen, oder sie mir von Andern ergänzen zu lassen. Möge mir der Leser, welcher Mehr und Gründlicheres erwartet hat, verzeihen, wenn er sich getäuscht glaubt. Ein Veilchenstrauß ist keine botanische Ausbeute, aber doch dem Liebhaber angenehm.

---

*) ἀζάτι, ein türkisches Hauptwort, die Loskaufung der Sklaven bedeutend.
) Habe Gesundheit. — *) Entseelt werden.

Frankreichs auswärtiger Handel im Jahre 1851.

Zum erstenmale wird in diesem Jahre dem Publikum eine umfassende Uebersicht von Frankreichs Handel mit dem Ausland und seinen Kolonien vorgelegt. Noch nie sind vielleicht irgendwo so vollständige Dokumente der Oeffentlichkeit übergeben worden, und vom Jahre 1851 an wird man jeden einzelnen Zweig des französischen auswärtigen Handels seiner ganzen Ausdehnung nach verfolgen können. Diese Uebersicht weist wie gewöhnlich, die Ein- und Ausfuhr jedes Artikels nach, und bezeichnet zugleich, was auf französischen und fremden Schiffen und zu Lande ein- und ausgeführt wurde. Bei der Einfuhr sind die zum Verbrauche gestellten Waaren, und bei der Ausfuhr die Erzeugnisse des Bodens und der Manufakturen besonders angegeben.

Werth der im Jahre 1851 angelangten Einfuhr:

auf französischen Schiffen	203,623.884 Fr.
auf fremden Schiffen	130.296.489 —
zu Lande	178,905.178 —
Zusammen	512,825,551 —
hievon wurden verbraucht	374,188,539 —
folglich wurden in die Magazine zur Wiederausfuhr oder zu einer andern Bestimmung abgeführt	138,637.012 —
Ausgeführt wurde auf französischen Schiffen für	191,198,457 —
auf fremden Schiffen	263,029,493 —
zu Lande	163,941,961 —
Zusammen	618,169,911 —
worunter an französischen Artikeln im Werth von	455,574,481 —

Im speziellen Handel, d. h. in dem, der den Verbrauch und die Erzeugnisse Frankreichs begreift, gingen ein:

	1851.	1850.
Für die Industrie nöthige Stoffe	229,797,889	305.385,328
Naturprodukte für die Konsumtion	120,245,270	155.546.829
Verarbeitete Gegenstände	24,145,380	32,310.528
Zusammen	374,188,539	489,242,685

Das Jahr 1816 war, was die Einfuhr betrifft, seit 16 Jahren das schwächste; sie belief sich nur auf 261.569.166 Fr. Das stärkste Jahr war 1850, wo die Einfuhr 489,242,685 Fr. betrug. Im Jahre 1825, das allgemein für das gedeihlichste gilt, belief sie sich auf 400.579.530 Fr.

Die Ausfuhr betrug	1851.	1850.
An Naturprodukten	118,187,097	149.459,255
An Manufakturerzeugnissen	337.387.384	353.442.106
	455,574,481	452.901,361

Seit dem Jahre 1816 ist 1852 rücksichtlich der Ausfuhr das schwächste; sie betrug nur 385.168,711 Fr. Das stärkste Jahr war 1825, wo sie sich auf 645,881,169 Fr. belief.

Der Handel mit dem Auslande muß nach den verschiedenen Artikeln, die er umfaßt, und nach der Herkunft und Bestimmung dieser Artikel betrachtet werden. Hier eine Uebersicht der verschiedenen im Jahre 1851 umgesetzten Waaren:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Lebendiges Vieh	16,282.052 Fr.	6,458,831 Fr.
Thierische Produkte, Häute u. dgl.	56,740,317 —	11,792,557 —
Fischfang	9.264,279 —	1,455,860 —
Thierische Substanzen für Medizin und Parfumerie	1,455,897 —	204.508 —
Harte Stoffe zum Behauen	1,892,646 —	68,148 —
Mehlstoffe zur Nahrung	27.353,622 —	5,834,399 —
Früchte	7,053,622 —	9,928,290 —
Kolonialwaaren	65.195,852 —	2,327,145 —
Pflanzensäfte	29,915,408 —	8,691,478 —
Medizinische Pflanzen	2,570,050 —	710,753 —
Gemeine Hölzer	14,799,737 —	2,125,033 —
Exotische Hölzer	2,419,869 —	85,879 —
Zum Verarbeiten geeignete Früchte, Stengel und Fasern	51,484,710 —	2,933.891 —
Farbe und Gerbestoffe	1,701,825 —	6,654,521 —
Verschiedene Produkte und Abfälle	1,975,230 —	1,898,211 —
Verschiedene Mineralien, Steine und Erdarten	10,682,978 —	5,493,437 —
Metalle	19.827,529 —	3.513,844 —
Chemische Produkte	3,994,067 —	3,119,888 —
Zubereitete Farbewaaren	20.450,079 —	264,773 —
Farben	509.757 —	866.892 —
Verschiedene Kompositionen	61,742 —	21,173.006 —
Getränke	687,705 —	45.424,468 —
Glaswaaren	506.199 —	8,401,544 —
Garne	4,025,966 —	3.206.207 —
Schnittwaaren und Filz	15,761.090 —	235,145,684 —
Papier und Papierfabrikate	605.379 —	8.517,036 —
Arbeiten in verschiedenen Stoffen	9.184,844 —	59.915.465 —
Zusammen	374,188,539 —	455.574,481 —

Auffallend ist die niedrige Stufe, auf der in Frankreich die Agrikulturproduktion, mit Ausnahme der Getränke, noch immer steht. Seit 40 Jahren hat der Ackerbau mit der Industrie nicht gleichen Schritt gehalten; man hat diese letztere auf alle mögliche Weise emporzubringen gesucht und geglaubt, daß sie nicht leicht eine wirksamere Unterstützung erhalten könnte, als die Absatzwege, die sich ihr durch den Wohlstand von den 16 Millionen Menschen eröffnen würden, die sich in Frankreich mit dem Landbau beschäftigen. Diese Vernachlässigung, die schon seit Colbert besteht, ist wahrscheinlich in vieler Hinsicht mit an den kommerziellen Krisen schuld, deren anhaltende Dauer sich nicht leicht durch zufällige Ursachen erklären ließe.

(Schluß folgt.)

Soldatenzahl in Europa.

Das „Journal der französischen Gesellschaft für allgemeine Statistik“ enthält folgende auf offizielle Dokumente gestützte Berechnung der Soldatenzahl, wie sie im Jahre 1850 in Europa bestand: „Die Heere von ganz Europa entziehen der Industrie und dem Ackerbau Einen Mann von 95 Einwohnern und bilden im Friedensstande eine Masse von 2.500.000 Mann, die sich in Kriegszeiten auf das Doppelte vermehren kann. Der Norden stellt hiezu eine weit größere Zahl, wie sich aus folgender Uebersicht ergibt:

Dänemark	1 Soldat auf	51	Einw.
Rußland	— — —	57	—
Schweiz	— — —	60	—
Preußen	— — —	76	—
Schweden und Norwegen	— — —	85	—
Türkei	— — —	92	—
Bayern	— — —	115	—
Sachsen	— — —	116	—
Würtemberg	— — —	117	—
Oesterreich	— — —	118	—
Niederlande	— — —	119	—
Frankreich	— — —	139	—
Portugal	— — —	139	—
4 deutsche Freistädte	— — —	145	—
27 deutsche Fürsten	— — —	148	—
Sardinien	— — —	165	—
Großbritannien	— — —	229	—
5 italienische Fürsten	— — —	242	—
Neapel	— — —	247	—
Spanien	— — —	278	—
Toscana	— — —	318	—
Kirchenstaat	— — —	451	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 358. 23 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Akſâ.

6. Civiliſation.

Es iſt eine traurige, aber nicht zu läugnende Thatſache, daß im Mogh'rib, wie in allen übrigen Ländern, der von den Sarazenen und Türken bekannte Islamismus die Völker, die er rauh und ungebildet fand, barbariſcher und wilder gemacht hat.

Zwar kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß die Mauren des Mittelalters und bis zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaften in Europa, mit außerordentlichem Erfolge Kunſt und Wiſſenſchaft pflegten, und viele Männer von größtem Verdienſt und glänzendem Ruhme zu den Ihren zählen. Wie ſehr aber ſind ihre Nachkommen, die heutigen Eingebornen Mauritaniens, ausgeartet! Schon bei Beſchreibung der verſchiedenen Völkerklaſſen dieſer Eingebornen haben wir ſtreng, aber unparteiiſch, das Bild, namentlich der Mauren, entworfen, welche den überwiegenden Theil der Nation bilden; ein Bild, das weder von dem modifizirten Charakter, noch den beſonderen Charakteren einiger wenigen Individuen entlehnt war, mit denen unſere Stellung oder einfache Wißbegierde uns in Berührung brachte. Noch viel weniger verwechſelten wir aus übler Laune das Volk mit dem Fürſten, mit dem Hofe oder mit irgend einer Privatperſon, worüber wir uns zu beſchweren hatten: das ausgeſprochene Urtheil iſt das Reſultat fleißiger Forſchungen, langer Erfahrungen und Beobachtungen. Kann eine ſolche während mehr denn 12 Jahren ununterbrochene Forſchung hinreichen, unſere Bemerkungen glaubwürdig zu machen, ſo glauben wir, daß man uns nicht das Recht ſtreitig machen könne, als Hiſtoriker und genauer Beobachter zu gelten. — Die eigentlichen Mauren, von den Beduinen des flachen Landes und den Amazirghen der Berge ſcheidend, läugnen wir nicht, daß unter dem niedern Dache dieſer beiden letztern Stämme, in den ſonneverbrannten Ebenen und in den ſteilen Gebirgsſtrichen des Atlas, ſich noch jetzt die milderen Sitten, die beſchränkten Bedürfniſſe, die kindliche Verehrung, die Achtung vor Gräbern, die Ergebenheit in Gottes Fügung, der Muth und die aufrichtige Gaſtfreundſchaft finden mögen, welche an die Tugenden und einfachen Sitten der alten Patriarchen erinnern, die von vielen Schriftſtellern, auch den heutigen Abkömmlingen Mizraims, Casluhuns, Hectans und Ismaels beigemeſſen werden.

Nach dem, was bereits über die Mauren geſagt worden, wird man erſehen können, daß ihre Hauptzüge Trägheit, Indolenz, Stolz, Unwiſſenheit und gränzenloſe Sinnlichkeit ſind. Im beklagenswertheſten Zuſtande von Unwiſſenheit lebend, verachten ſie alle anderen Völker, die ſie als Barbaren behandeln. Ihr religiöſer Fanatismus überſteigt alle Begriffe; nie ſehen ſie einen Chriſten, ohne auszurufen: Schütze uns Gott vor der Berührung der Cafiren, d. h. der Ungläubigen! Sich ſelber geben ſie keinen andern National- und Volks-Namen, als Emslimi oder Muslimin, nämlich Rechtgläubige, der in ihrem Sinne dem der Mauren bei den Abendländern und dem Moros der Spanier entſpricht. Der Name Mogh'rebiner iſt gleichbedeutend mit dem von Afrikanern; die Namen Meraktſchen, Faſen, Miknâſen u. ſ. w. beziehen ſich bloß auf die Städte und Provinzen, wo ſie gebürtig ſind.

Wird bei ihnen ein Kind geboren, ſo zeigen die Eltern weder Freude noch irgend eine beſondere Zufriedenheit; am ſiebenten Tage laden ſie einige Verwandte, ſchlachten ein Schaf oder eine Ziege dem Neugebornen zu Ehren, der dann ſeinen Namen erhält. Die Mütter gebären mit großer Leichtigkeit und ohne bedeutende Schmerzen; viele Kindbetterinnen ſtehen faſt unmittelbar darauf wieder auf, und folgenden Morgen binden ſie das Kind auf den Rücken und gehen an ihre häuslichen Geſchäfte. Wenige Tage ſpäter ſieht man ſie auf den Straßen und dem Felde, immer das Kind auf dem Rücken, wie auch das Wetter ſeyn möge, ohne Binden und Windeln, und ohne daß man Schemel und Schirmkörbe zum Gehenlernen kennt. Dabei geht das Jahr nicht vorbei, ſo iſt das Kind geſund, ſtark und lebhaft, und geht und läuft wohin es ihm gefällt. Im ſechsten Jahre beginnen die Kinder in die Schule zu gehen, oder ſich einer Kunſt oder einem Handwerke zu widmen. Die ſowohl in den Städten als in den Dörfern und auf dem Lande ziemlich zahlreichen Elementarſchulen ſind entweder Privatſchulen, Meſib oder Meſtid, nämlich Kollegien zum Leſen- und Schreibenlernen, genannt, oder ſie ſind öffentliche Dſchama'â, nämlich Moſcheen geheißen, da ſie beinahe immer in der Nähe der Kirchen ſich befinden. In erſteren unterweiſt man die Kinder um wenige Zahlung, oft umſonſt, im Leſen, Schreiben, Ausſprechen und dem Auswendiglernen der Verſe des Koran, mittelſt einer der Bell- und Lancaſter'ſchen ähnlichen Methode, die wahrſcheinlich dieſer letztern Vorbild war, und in dieſen Ländern alt iſt wie die hiſtoriſche Erinnerung. Auch gibt

es Mädchenschulen dieser Art, wo sie von bejahrten Frauen im Lesen, Schreiben und den nöthigen Hand- und häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Die meisten Schüler verlassen diese Institute, sobald sie lesen und schreiben können. Viele aber bleiben auch, bis sie den ganzen Koran auswendig wissen, und gehen dann zu den höheren Anstalten, in der Einzahl Mudersa, in der Mehrzahl Muda'ris, d. i. Ort des Unterrichts, genannt, und endlich zur hohen Schule zu Fas über, die Da'r-el-i'lm, nämlich Haus der Weisheit, genannt wird. In diesen öffentlichen Unterrichtsanstalten, und namentlich auf der Universität zu Fas, lehren mehr oder weniger tüchtige, förmlich angestellte und besoldete Professoren Grammatik, Theologie, Logik, Rhetorik, Poesie, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Arzneikunst. Auch werden dort die Sagen und Kommentare des Koran erläutert, und das bürgerliche und kanonische Recht mit den Prozeßformen gelehrt. Nur auf dieser Universität erhält man die verschiedenen Würden eines Tâleb, d. i. Student oder Lizentiat, F'kih oder Doktor, und A'lem oder Weiser, das in der Mehrzahl O'lâma hat, bei den Christen gewöhnlich Ulema gesprochen und geschrieben; ein Name, den man auch in der Türkei dem Kollegium der Gottesgelehrten gibt, an deren Spitze der Mufti steht, dessen Gerichtsbarkeit in Hinsicht auf Religion und Recht sich über das ganze Reich erstreckt. Ein solcher ist auch zu Fas ansässig.

Die Professoren der Grammatik unterweisen in der richtigen, wir möchten sagen koranischen Schreibart der arabischen Schriftsprache, die eben, weil sie die des Koran ist, von dem heutigen maurischen Idiom bedeutend abweicht. Dieses Idiom ist ohne Zweifel der Wurzel nach arabisch, aber mit Wörtern, Redensarten und grammatischen Formen vermengt, die von der amazirghischen, spanischen und vielleicht irgend einer andern europäischen Sprache entlehnt sind. Auch die Schriftsprache, ungeachtet der Behauptungen ihrer Grammatiker und Gelehrten, unterscheidet sich wesentlich von der Sprache des Koran und jener der östlichen Länder, da man auch in alten Handschriften Wörter und Redensarten findet, die in dem arabischen Asien völlig unbekannt sind. Die Hauptverschiedenheiten bestehen indeß in der Bildung und diakritischen Punktatur der alphabetischen Buchstaben, in der Versetzung und Aussprache der Selbstlauter, in der Wortaussprache, in den Endungen und in den grammatischen Zufälligkeiten, sowohl in der Wortbildung als in der Wortfügung. Dieses Idiom ist übrigens noch sehr wenig bekannt; die Werke der gelehrten Orientalisten Höst, Rolleroth, Dombay, Lindgren, und einige von uns im pariser neuen asiatischen Journal mitgetheilte Bemerkungen geben kaum einen Begriff davon; aber auch nur eine kurze Mittheilung darüber, die wir uns für einen passenderen Ort vorbehalten müssen, würde uns hier zu weit führen. Da die Druckerkunst im Mogh'rib nicht bekannt ist, so werden das Studium und die Kunst der Kalligraphie, Dschedvêl oder Wissenschaft der Kursivschrift geheißen, in hohen Ehren gehalten. Die Furcht, eine außerordentliche Menge von Abschreibern ihres Unterhaltes zu berauben, hat bisher der Einführung der Typographie entgegengewirkt, und so kann keine leichte Ideen-Mittheilung stattfinden. Die Talben und Doktoren, einzig mit dem Koran beschäftigt, — Erzschelme, die sich ihrer eigenen Kenntnisse, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, bedienen, um abgeschmackte Meinungen aufrecht und das Volk in der Blindheit zu erhalten, und von dem unbeugsamen Fanatismus erfüllt, den man aus jenem Buche einschlürft, das mit Ungereimtheiten zwischen einzelnen erhabenen und dichterischen Zügen gefüllt ist, — erheben eine Schranke gegen Kenntnisse und Wissenschaften, indem sie es ein Verbrechen nennen, einen Christen das Arabische zu lehren, von einem Fremden Unterricht zu erhalten, oder einem von ihnen alte oder neue Handschriften abzuschreiben oder zu verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten bestehenden religiösen Gesellschaften setzt in der That in Erstaunen, denn es gibt deren allenthalben. Zum Beispiel: Zu Verbreitung der Bibel; zu Vertheilung von Broschüren: zu Beförderung religiöser Journale; Bekehrungsgesellschaften; für Civilisation; für Erziehung der Wilden; für Verheirathung der Prediger; für Versorgung ihrer Wittwen und Waisen; für Predigten; für Verbreitung, Reinigung, Erhaltung und Verbesserung des Glaubens; für Kirchenbau; für Dotationen von Gemeinden, Unterhaltung von Seminarien; für Unterricht und Bekehrung der Matrosen, Neger und liederlichen Mädchen; zu Aufrechthaltung der Heiligkeit des Sonntags und gerichtlicher Verfolgung der Gotteslästerer; zu Errichtung von Sonntagsschulen, wo Knaben und Mädchen im Katechismus Unterricht erhalten; zu Verhütung der Trunkenheit u. s. w. Diese letztere Gesellschaft besonders ist sehr weit verbreitet und höchst merkwürdig; die Mitglieder verpflichten sich niemals irgend ein gebranntes Wasser zu trinken, noch dessen Gebrauch in ihren Haushaltungen zu gestatten; Wein können sie dagegen nach Belieben trinken. Das heißt doch den lieben Gott für einen schlechten Destillateur erklären! Die Anzahl dieser erwähnten Gesellschaften hat sich jetzt verhundertfacht, weil es in jedem Staat und für jede ein wenig weit verbreitete Sekte, von jeder Art mindestens Eine gibt. So hat man eine protestantisch-bischöfliche, methodistisch-bischöfliche, methodistische, presbyterianische, baptistische, evangelische u. s. w. Landessocietäten, Societäten für den Staat von New-York, New-Jersey, Pensylvanien u. s. w., kurz das nimmt kein Ende. Hiezu muß man noch rechnen, daß die Gesellschaft, was immer auch ihr Zweck seyn mag, mindestens einen Sekretär, einen Kassierer, ein Lokal und Diener haben muß, daß sie Büreau-, Druck- und Postauslagen zu bestreiten hat, und das ganze Verwaltungspersonal aus mehr oder minder besoldeten Geistlichen besteht. Dieß wird einigermaßen einen Begriff geben, wie der Weinberg des Herrn bearbeitet und der Nation eine unermeßliche Summe abgelockt wird. Keinem Volke kommt seine Geistlichkeit so hoch zu stehen als dem amerikanischen; man muß indeß bekennen, daß jene Beiträge durchaus freiwillig sind, und ich hätte sehr unrecht, mich über die Geistlichkeit zu beklagen, denn sie hat nie auch nur einen Heller von mir erhalten.

Um aber ihre Herrlichkeit im vollen Glanze zu sehen, muß man sich nach New-York, an das Ende der Nassau-Street ver-

sehen: dort wird man ein prachtvolles Gebäude mit einer Säulenfacade und einem Portale sehen, zu dem Stufen von weißem Marmor führen. Es gehört, wie man durch die aus Fuß hohen goldenen Buchstaben bestehende Ueberschrift ersehen kann, „der Gesellschaft zu Verbreitung der Bibel.“ Ein langer Gang führt zu mehreren mit Thüren von Mahagoniholz verschlossenen Zimmern, auf denen geschrieben steht: Komptoir der und der Gesellschaft; Komptoir der hochwürdigen Herrn so und so, Kassierer oder Sekretär der und der Gesellschaft. Schreitet man weiter vor, so findet man ein Vollmondsgesicht von einem „reverend gentleman“ auf einem hohen dreibeinigen Sessel vor einem Pulte, sitzen und beschäftigt seine Bücher zu ordnen, wobei ihm andere kleine „reverends“ helfen. Man befindet sich hier in der That in einem Komptoir; ich weiß Dieß aus Erfahrung, da ich Wechsel auf diese Herrn hatte und der ganze Unterschied, den ich zwischen ihnen und einem Banquier fand, bestand darin, daß sie mich überreden wollten, ihnen den Betrag zum Besten der Gesellschaft zu überlassen. Ein junger Mensch, der sich der Kirche widmet, findet demnach immer einen Platz und Mittel, wo nicht sein Glück zu machen, doch wenigstens ein ruhiges und bequemes Leben zu führen. Ist er ein hübscher Mann, so verheirathet er sich; besitzt er Talente, so predigt er, wird Haupt einer Sekte und Schriftsteller; hat er Anlagen zu Geschäften, so stiftet er irgend eine neue Gesellschaft, leitet ihre Angelegenheiten und dann wird man bald einen bedeutenden Aufwand gewahr werden.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines jüngern Sohnes.

(Fortsetzung.)

Die Naturforscher werden sicherlich bedauern, daß Trelawney auf seinen Irrfahrten und Wanderungen so wenig daran dachte, naturgeschichtliche Beobachtungen zu sammeln. Es ist kein Zweifel, daß er die Wissenschaft mit mancher neuen Erfahrung bereichert und über manche noch unentschiedene Frage Licht verbreitet haben würde. Allein wie ist es einem Menschen, wie Trelawney, zuzumuthen, Thierbälge auszustopfen oder Pflanzen zu trocknen? Indeß finden wir in seiner Odyssee doch manche Schilderung, um die ihn ein Büffon beneiden würde. Als Beleg hiezu diene die Beschreibung einer Windstille auf der Höhe von Java, die von so unverkennbar naturgetreuer Wahrheit ist, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten können.

„Wir hielten uns nahe an der Küste, um so viel als möglich die Landwinde zu benutzen. Allein die Luft war regungslos, und unser Schiff lag unter dem großen Schatten, welchen die Felsen des Gestades warfen, und schien wie von einem Zauber festgebannt die dunkeln Umrisse desselben nicht überschreiten zu dürfen. Kein Hauch des Windes, kein Lüftchen vom Meere oder Land herüber war zu spüren; Federn, Tauträmmer, Alles, was wir hier auswarfen, fiel ins Wasser und blieb unbewegt liegen. Das Meer erschien dem Auge wie eine blaue Marmorplatte, auf der zu gehen man sich versucht fühlen konnte. Mitten in dieser allgemeinen Erstarrung wurde das Auge von der Bewegung jener kleinen Mollusken überrascht, die von den englischen Matrosen „die portugiesischen Schiffe“ genannt werden; zierlich gebaut schwammen sie von ihren leichten Rudern und ihren kleinen azurblauen Segeln getrieben, und manövrirten um uns her. Etwas weiter davon ließen die Meersterne, hier und dort zerstreut, ihre strahlende Gallerte auf der Meeresfläche schimmern, und aus der Tiefe der Gewässer erhob sich der Pourrie, eine wunderliche Erscheinung, ein luftgefülltes Bläschen, das aus den Höhlen des Ozeans aus unermeßlichen Tiefen emporsteigt und in Gestalt eines faltigen Kügelchens erscheint, das Anfangs kaum sichtbar, allmählich aufschwillt, sich glättet, Farbe annimmt, zu einer mächtigen Kugel wird, die strahlend den Glanz des Himmels und der Sonne widerspiegelt, so eine beträchtliche Strecke zurücklegt und erst lange nach seiner Entstehung zerplatzt. Wir vertrieben uns die Zeit damit, ganze Flotten dieser bunten Kugeln mit Flintenschüssen zu zerstören.

„Häufig badeten wir, indem wir uns auf viereckigen Stücken Segeltuch ins Meer hinabsenken ließen — ein bewährtes Mittel gegen die Haifische, die in ihren Breiten lauern, stets bereit, daraus auf ihre Beute hervorzuschießen. Die Hitze war so unerträglich, daß die Radschputs, ungeachtet ihrer Verehrung der Sonne, sich auf dem Verdecke mit Faustschlägen jeden Zoll Schatten streitig machten, der von den Segeln geworfen wurde. Ich verschaffte mir einige Linderung, indem ich meinen ganzen Körper mit Oel einrieb und meinen Kopf häufig ins Wasser tauchte. Kein Schiff ist weniger geeignet für die heißen Himmelsstriche als ein Schooner. Man bedarf dazu viele Menschen, die in dem engen Raume wenig Schutz finden. Ungeachtet meiner Vorsichtsmaßregeln, ungeachtet des Schattens, den man im Takelwerke fand, waren meine Lippen und meine Haut in tiefe Risse aufgesprungen; alle Matrosen, die aus dem Zwischendeck heraufkamen, schienen in einem Dampfbade gewesen zu seyn; das Wasser rieselte von ihren Stirnen und alle ihre Kleider waren vom Schweiße durchnäßt.

„Allein auf dem Meere wie im Leben sind die Windstillen nur vorübergehend und verkündigen stets einen Sturm, ein Ungewitter, Windstöße, oft Schiffbruch. Wir wußten Dieß und beeilten uns, den leisesten Lufthauch zu benutzen, um unsern Ankerplatz von Ramahlua, auf der Insel Ubarn wieder zu gewinnen. Die schlummernden Segel erhoben sich träge längs ihrer Masten, der Wind murmelte liebkosend um sie her, als fürchtete er sie aufzuwecken; unser Schooner glitt langsam längs dem Gestade hin, wie ein Feenschiff, das unsichtbare Mächte lenken. Endlich landeten wir an dieser sandigen Küste, wo ein kleines klares Flüßchen sich in das Meer ergießt. Ein dichter Forst kleiner Hochwaldbäume tauchte hier zugleich seine Wurzeln und sein Laub ins Gewässer; der Schaum des Meeres benetzte ihre grünen vorwärts geneigten Häupter, deren leises Gemurmel den schmeichelnden Wogen antwortete. Ein javanisches Gehöft lag an der Mündung des Flusses; sein Besitzer, dem wir etwas Branntwein und Schießpulver gaben, erlaubte uns dafür, in seinem Hafen frische Lebensmittel einzunehmen. Ein furchtbarer Orkan, der am folgenden Tage ausbrach, rechtfertigte unsre kluge Vorsicht.“

Indem wir uns auf eine andere Gelegenheit einige der blutigen und wilden Seeabenteuer versparen, die Trelawney mit einer furchtbaren Lebendigkeit zu beschreiben weiß, lassen wir hier noch eines seiner Stilllebensgemälde folgen, in denen sein Pinsel vielleicht minder glücklich ist, die aber nichts desto weniger anziehend sind, da sie uns diese düstre und sturmbewegte Seele nicht unempfindlich für sanftere Gefühle zeigen, so daß man fast erstaunt, den grimmigen Seeräuber, dessen Dolch von Menschenblut raucht, von denselben Rührungen ergriffen zu sehen, die nur ein reineres Gemüth mit ihrem erquickenden Zauber ansprechen sollten.

„Während unsers Aufenthaltes zu Ramahlua besuchte ich öfters die Einwohner der Insel Bonny, ein braves, gastfreundliches, unternehmendes Volk, das die Holländer mit ihrer europäischen Politik umgarnen, das aber so viel gesunden Verstand hatte, diesem gierigen und räuberischen Geschlechte, dessen Habsucht so leicht zu erregen ist, und dessen List und Treulosigkeit seiner Raubgier so trefflich an die Hand geht, den Zugang in das Innere der Insel zu verbieten. Ich hatte mir ein großes Netz zum Fischfang und Waffen für die Jagd verschafft. Eines Tages, als ich die Südspitze der Insel umschiffte, fand ich eine kleine Bucht, deren Eingang sehr enge war. Das Wasser, obgleich auf der Oberfläche ruhig, rauschte doch mit großem Getöse in den unterirdischen Geklüften. Vor uns erhob sich ein felsiger Hügel, mit wilden und zerrissenen Abhängen, bis zum Gipfel nackt, aber an seinem Fuß umgürtet von prachtvollen, dichtbelaubten Bäumen. Zwei Seiten der Bucht waren von spitzigen, übereinander aufgethürmten, zerrissenen Klippen umsäumt, die diesem Orte einen höchst schwermüthigen und ungastlichen Anstrich gaben. Der reiche Pflanzenwuchs, der Asien so eigenthümlich ist, suchte vergebens zwischen Granit und Kiesel sich hervorzudrängen; man gewahrte nichts als jene niedrigen Schlingpflanzen, deren harte Wurzeln sich in den Felsenrissen einbohren, und immer weiter fortkriechen, bis es ihnen gelingt, vegetabilische Erde zu erreichen. Das ganze Hufeisen der Bucht war mit einem sehr feinen gelben Sand

eingefaßt, der von Glimmer blitzte, und mit Knochen so glatt wie Elfenbein vermischt war, die von der Sonne und dem Salzwasser gebleicht wurden. Der dunkelblaue und durchsichtige Azur, der die Tiefe des Wassers verrieth, der metallglatte Spiegel, der nicht von der kleinsten Klippe unterbrochen wurde, stachen scharf gegen die Oede der Ufer, mit ihren unregelmäßigen Felsenzacken ab, auf denen kein Fischer Raum für eine Hütte gefunden haben würde; es schien, daß der Mensch auf immer von hier verbannt bleiben sollte.

„Ich entschloß mich, in diesem Gewässer meine Netze auszuwerfen, da sie mir sehr fischreich schienen. Ich überließ mein Boot der Strömung, die es in die Bucht trieb. In der Mitte des Ufers zur Rechten hielt ich es an, und fuhr längs dem Gestade wieder zurück, das so glatt und glänzend war, wie der Rand eines marmernen Beckens. Zela und ich stiegen an's Land, während unsre Leute im Boote weiterfahren, um eine zum Fischfang geeignete Stelle aufzusuchen. Im Hintergrunde der Bucht warfen sie ihr Netz aus und zogen es mit mehr Fischen beladen heraus, als man für ein ganzes Kloster in der Fastenzeit nöthig gehabt hätte. Der zweite Zug war nicht minder glücklich: es folgte ein dritter, ein vierter, von gleicher Ergiebigkeit. Es waren unserer sieben und der Mundvorrath, den uns der Ozean lieferte, hätte ausgereicht, eine ganze ausgehungerte Schiffsmannschaft zu sättigen. Endlich ermüdeten unsere Arme, unsere Leute zündeten am Ufer große Feuer an und jeder wurde ein Koch. Die meisten unsrer Matrosen wurden in Folge dieser Riesenmahlzeit krank, da sie es sich zu einer Ehrensache gemacht hatten, nichts übrig zu lassen."

(Schluß folgt.)

Frankreichs auswärtiger Handel im Jahre 1831.

(Schluß.)

Die Eintheilung dieses Handels nach den verschiedenen Mächten ergibt manche überraschende Zusammenstellung: auffallend ist unter andern, daß die Ausfuhr Frankreichs aus England um fünfmal stärker ist, als die Einfuhr dieses Landes aus Frankreich; und dieses Verhältniß zeigt sich nicht etwa nur im Jahre 1831, sondern mit geringem Unterschiede auch in den vorhergehenden Jahren. Es ist hier nicht der Ort die Vortheile und Nachtheile der Kolonien zu berühren; allein wenn man die französischen, so unbedeutend sie auch sind, auf der Liste der Einfuhr mit 61,098,944 Fr., und auf der der Ausfuhr mit 58,362,284 Fr. angeführt sieht, so muß man zugeben, daß die Wichtigkeit der mit diesen Niederlassungen verknüpften Interessen nicht gestattet, sie aus einem rein theoretischen Gesichtspunkte zu betrachten.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Rußland	9.970,020 Fr.	5,637,895 Fr.
Schweden	2,814,708 —	890,899 —
Norwegen	6,033,593 —	1,023,461 —
Dänemark	81,890 —	1,467,226 —
Preußen	8,142,108 —	6,350,509 —
Hansestädte	2,554,924 —	7,816,696 —
Holland	8,065,589 —	7,144,524 —
Belgien	36,971,593 —	21,237,815 —
England	12,167,694 —	67,319,152 —
Portugal	759,482 —	1,091,448 —
Spanien	20,224,071 —	36,025,787 —
Oesterreich	2,447,806 —	5,477,314 —
Sardinien und Piemont	30,144,205 —	24,260,149 —
Beide Sizilien	10,899,190 —	5,408,952 —
Mittelitalien	4,506,564 —	7,958,786 —
Schweiz	9,408,157 —	27,541,595 —
Deutschland	22,499,147 —	29,801,614 —
Griechenland	246,752 —	800,021 —
Türkei	8,877,525 —	8,478,456 —
Aegypten	3,915,876 —	1,719,538 —
Algier	1,428,576 —	4,810,700 —
Barbaresken-Staaten	1,045,177 —	914,484 —
Englische Besitzungen in Afrika	554,969 —	1,288,354 —
Andere afrikanische Comptoirs	101,541 —	68,215 —
Englisch Indien	17,914,502 Fr.	1,800,561 Fr.
Spanisch —	121,058 —	140,986 —
Portugiesisch —	—	1,250 —
Holländisch —	1,875,614 —	151,358 —
Französisch —	2,511,915 —	92,940 —
China	651,748 —	80,254 —
Cochinchina und Ozeanien	126,120 —	2,187 —
Vereinigte Staaten	47,625,886 —	110,180,496 —
Hayti	8,856,850 —	2,715,245 —
Englische Besitzungen in Amerika	8,270 —	24,599 —
Spanische — —	1,188,781 —	4,909,605 —
Dänische — —	380,572 —	1,593,075 —
Holländische — —	5,981 —	784 —
Schwedische — —	— —	4,560 —
Brasilien	6,638,148 —	5,018,285 —
Mexico	5,515,587 —	16,944,364 —
Columbien	288,666 —	499,705 —
Peru (Niederperu)	905,778 —	1,184,605 —
Bolivien (Oberperu)	15,555 —	—
Chili	1,925,535 —	1,772,562 —
Rio de la Plata	2,966,267 —	2,655,097 —
Guadeloupe	25,909,629 —	12,817,515 —
Martinique	17,455,763 —	15,649,590 —
Bourbon	12,744,779 —	5,709,619 —
Senegal	1,475,296 —	1,528,911 —
Französisch Guyana	1,579,568 —	1,755,409 —
St. Pierre und Miquelan und französische Fischereien	6,608,401 —	593,831 —
Heimathlose und Wilde	108,244 —	—
Zusammen	374,188,559 —	455,574,481 —

Nach diesen Angaben, von denen wir hier nur die wesentlichsten ausziehen, gibt die Uebersicht bei den *verschiedenen fremden Ländern* auch noch an, woher jeder Artikel kam und seine Bestimmung. Um einen Begriff von der Genauigkeit der Abfassung zu geben, wollen wir nur anführen, daß unter der Rubrik Seidengewebe, bekanntlich einer der wichtigsten Ausfuhrartikel Frankreichs, glatte, façonnirte, brochirte, ächte und unächte Gold- und Silberstoffe, mit Leinen- und Baumwollengarn durchwirkte Seidengewebe, Decken, Gaze, Krepp, Tüll, Spitzen, Strumpfwaaren, ächte und falsche Gold- und Silberkreppen, ganz seidene und mit ächtem und falschem Gold durchwirkte Gold- und Silberborten, und endlich auch Bänder besonders aufgeführt sind, so daß die Städte Lyon, St. Etienne, Ganges, Nimes, Avignon, von denen jede besondere Fabrikate erzeugt, gewissermaßen sehen können, wohin ihre Artikel gegangen sind.

Der Bestand der Entrepots ist ebenfalls nach den verschiedenen Städten und Artikeln mit der größten Genauigkeit angegeben. Der Gesammtwerth der am 31 Dezember 1830 aufgespeicherten Waaren belief sich auf 134,580,470 Fr.

Hiezu kam während des Jahres 1831	341,150,225 —
Zusammen	4[illegible]5,51[illegible],695
Hieran wurden verladen	374,161,786 —
Folglich blieb am 31 Dezember 1831 noch zurück	101 55[illegible],907 —

Christenthum auf Madagaskar.

Die Königin von Madagaskar hat den christlichen Missionären die Erlaubniß ertheilt, zu predigen und zu lehren, und ihren Unterthanen gestattet, sich gemäß ihrer Ueberzeugung jede beliebige Glaubensform zu wählen. Es wurden bereits zwei christliche Kirchen gegründet, die eine zu Ambodinandahalo, wo 57 Madagassaren sich zu einer Gemeinde vereinigt haben, die andere zu Ambatonakanga, wo am 19 Juni d. J. neunzehn Erwachsene getauft wurden. Der Druck des alten Testaments in madagassischer Sprache ist bis zum Buche Josua vollendet. Das neue Testament hat dreißig bis vierzig Stunden weit von der Hauptstadt seinen Weg in die Dorfschaften gefunden. Die Königin hat einen Befehl erlassen, wodurch es den Schülern verboten wird, mit den Bibeln, die man ihnen verabreicht, nach Belieben zu schalten; sie sollten dieselben blos als geliehene betrachten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 359. 24 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

6. Civilisation.

(Fortsetzung.)

Eifrig und mit Glaubenswuth der Religion ihres Propheten anhängend, indeß gemäß den Kommentaren und Erklärungen, und der Reform Malek-Ben-Anes, Kairuani's und Bokhari's, wenden die Mauren das Studium der Theologie bloß auf die genaue Betrachtung des Geistes, der Kenntniß, der Einheit und der Vollkommenheiten des einen Gottes, der Prädestination, der Belohnungen und Strafen in der andern Welt, der Sendung der Propheten und der guten und schlechten, lobenswerthen und tadelnswürdigen Handlungen des gegenwärtigen Lebens an, in sofern diese nicht einfachen Civilstrafen angehören. Deßhalb beschränken sich ihre religiösen Lehrbücher auf den Koran, bei ihnen genannt El-Forca'n, d. i. Buch, welches das Falsche vom Wahren unterscheidet, den Teffir-el-Korán oder die von den ersten Aposteln und Lehrern des Islamismus gegebene Erläuterung des Koran, das Lehrbuch des Malek, das in 43 Kapiteln die ganze geistliche Rechtskunde enthält; den D'lail-el-kheirat, d. h. Wegweiser zum heiligen Leben, ein Gebet- und religiöses Liederbuch; den kanonischen Traktat des Sid-El-Bokhari und einige andere theologische Schriften des El-Bedani, Sid-Khalil, Sennusi, Ibn'-el-Aschári, Ibn-A'tà-allah, Kazwini und Ibnu-es-Sebki. Für die bürgerliche und Handels-Rechtskunde besitzen sie neben dem obengenannten Werke Maleks eine Art von Gesetzsammlung oder Zusammenstellung von Verordnungen und Formeln für die Bestimmung von Kontrakten und andern öffentlichen und gerichtlichen Schriften. Verfasser dieser Sammlung ist Mohhammed Ben Ardun. Ueberdieß haben sie besondere Bücher, welche von der Anwendung der Gesetze, dem Amt und den Pflichten der Richter, den Erbschaften, den kommerziellen Verhandlungen, den Anleihen u. s. w. handeln. Im Studium der Ideologie, der Rhetorik und der Dichtkunst bleiben die heutigen Mauren außerordentlich weit hinter ihren Vorfahren im Mittelalter zurück. Es scheint, daß Wenige unter ihnen eine ausgesprochene Neigung zu verschiedenen unserer Wissenschaften und fast keine Idee von denen haben, die wir spekulative nennen. Wenn sie ihren Geist zu literarischen Gegenständen anwenden, so beschränkt sich Dieß gewöhnlich auf Aufgebung von Räthseln und Lösung derselben mit denselben Reimen. Einige, namentlich ihrer erotischen Gedichte sind nicht ohne Geist, aber sie sind ohne ausgezeichnete Gedanken, zartes Gefühl und graziöse Bilder. Ihre Einbildungskraft ist zügellos, und obgleich mit vieler Phantasie begabt, besitzen die Mauren des Mogh'rib-ul-Aksá keinen wahren Dichter. Sie besingen die Ereignisse des Tages, aber sie fühlen das Erhabene nicht, und im Allgemeinen kommt keine ihrer Ideen vom Herzen. Es ist immer gesagt worden, daß die Musen die Ketten nicht lieben; die dem Despotismus Unterworfenen sind Sklaven, die Alles in ihrer Knechtschaft verlieren, selbst das Verlangen, sich zu befreien. Sie lieben ihre Dienstbarkeit wie des Odyssens Gefährten ihren thierischen Zustand; sie haben weder von der Freiheit noch von Menschenrechten Begriffe, und, wie der Franzose Chenier richtig bemerkt, bei ihnen ist sogar der Gebrauch der Ausdrücke für die Ideen des Gefühls und der Ehre verloren. — Ali Bey's Reisen enthalten manche lesenswerthe Nachricht über die Vereinigungen der mogh'rebinischen Gelehrten von Fas, Marokko und andern Städten.

In der Arithmetik sind viele Mauren, namentlich in den Handelsstädten, wahre Meister; von der Algebra aber, einer Erfindung ihrer Vorfahren, wissen sie wenig oder gar nichts mehr. In der Astronomie und Chronologie, oder der Kalenderkunde, sind sie nicht so sehr zurück, aber ihre geschicktesten Astronomen können den Eintritt einer Finsterniß nicht mit Bestimmtheit ausrechnen. Ihr vorzüglichster Schriftsteller in dieser Wissenschaft ist Abd'allah Mohhammed Ben Sa'id, aus dem Sus gebürtig, der unter dem sonderbaren Titel Ketab-ul-Mokni, d. h. Buch der Metonymien, von den arabischen Monaten und der Zeitrechnung der Christen, von dem Laufe der Sonne, des Mondes, der Planeten und den Himmelszeichen handelt. Für die Arithmetik haben sie ein bemerkenswerthes Buch, Erklärung der Geheimnisse des Zählens, geschrieben von Ali Ben Mohhammed Ben A'li El Corschi, mehr unter dem Namen El Calfádl bekannt.

Statt der Astronomie beschäftigen sich die Mauren viel mit der Astrologie, der Geomantie, der Kabbala und anderen verborgenen Wissenschaften, denen sie mit der einfältigsten Begierde der Kenntniß des Künftigen, namentlich in den mittäglichen Provinzen Erhammena und Sus obliegen, wo die Talben ein besonderes Studium daraus machen und darin sehr erfahren zu seyn vorgeben. Endlich ist auch die Arzneikunde heutiges Tages weit davon ent-

fernt, im Mogh'eib so blühend zu seyn, wie zu den Zeiten Averroes, Rhazi's und anderer Gelehrten, die im Mittelalter ihr Vaterland Mauritanien und die benachbarte iberische Halbinsel so berühmt machten. Erkrankt am Hofe des Sultans ein Prinz oder eine andere ausgezeichnete Person, so sieht man sich genöthigt, einen Arzt oder einen Wundarzt aus Europa kommen zu lassen. Die Tebib oder Aerzte kennen wohl die Wirkungen einiger einfachen Mittel, einiger Pflanzen und gewöhnlichen empirischen Arzneien, aber von Physiologie, Pathologie, Therapeutik und namentlich von Anatomie haben sie keine Begriffe und tappen deßhalb immerfort im Dunkeln. Sie besitzen arabische Uebersetzungen des Hippokrates, Dioskorides und Galen, welchen Letztern sie Abu'l Fadhl-el-Agelani nennen. Gemäß ihrem Malek besteht die beste Arznei darin, eine Schale oder einen Napf zu nehmen, irgend einen Spruch des Koran darein zu schreiben, Wasser darauf zu gießen und Dieß dem Kranken zum Trinken zu geben. Andere Mittel sind: das Haupt scheeren, Erbrechen erregen, zur Ader lassen, und eine Menge sympathetischer und abergläubischer Kuren. Viele dieser Doktoren sind wandernde Aerzte, welche, das Land und die Gebirge auf Maulthieren und Eseln durchstreichend, in zwei Körben (Schoari) den nöthigen Vorrath von Amuleten, Arzneien und medizinischen Ingredienzen mit sich führen. Gehn sie zu Fuße, so hängt einfach auf ihrem Rücken ein Sack, der ihre chirurgischen Instrumente und ein kaustisches Messer enthält, das zur Anwendung des Feuers und zur Skarifizirung des Halses, der Stirne oder der Pulse dient, und mit dessen Hülfe sie beinahe wunderbare Heilungen verrichten.

Die am häufigsten vorkommenden Krankheiten sind Aussatz, Ophthalmie, Elephantiasis, Wasserbruch und Lustseuche. Gegen letztere wenden sie mit Erfolge die Sassaparillwurzel an, gegen Fiebergetrocknetes Schlangen- oder Chamäleon-Fleisch; auf Wunden gießen sie frische Butter; beim Rheumatismus machen sie Lanzettenstiche; andere Wunden brennen sie; auf entzündete Stellen legen sie gewisse Blätter, und auf Schlangen- oder Skorpions-Bisse legen sie gekauten Knoblauch oder Zwiebel u. s. w. Und da die meisten Männer zu jung heirathen und mehrere Frauen nehmen, wodurch ihre Zeugungskraft früh erschöpft wird, so suchen sie alle Arten von Reizmitteln auf, worunter sie starken Gebrauch von der Wurzel einer Pflanze machen, die in der Gegend von Voladia wächst, deren Charakter und botanischen Namen wir aber nicht haben bestimmen können. Unbedachtsame, zu häufige oder zu oft wiederholte Anwendung dieser Wurzel hat übrigens nicht selten Tod veranlaßt. Die Blattern-Impfung, bei den alten Mauren, und vorzüglich den Amazirghen, viele Jahrhunderte vor Columbus Reisen gekannt und üblich, ist ein unumstößlicher Beweis, daß diese Krankheit in Afrika älter ist, als der Einfall der Araber, und daß die Einführung der Impfung selbst schon vor dem Mohammedanismus geschehen war. Denn so groß auch das Uebergewicht der Religion ist, so zerstört diese doch nur langsam die falschen Urtheile und die Sitten der Völker. In den Städten, wo der Islamismus mit der größten Gewissenhaftigkeit beobachtet wird, trifft man keine Vorkehrungen gegen die Verheerungen durch diese Krankheit. Von Schutzblattern haben die Mauren bis jetzt im Allgemeinen noch nichts wissen wollen, obschon deren Einimpfung bei den im Lande lebenden Christen und Juden seit 30 Jahren im Gebrauch ist. Ungeachtet ihrer Unwissenheit in der wahren Arzneikunst, macht Nothwendigkeit die Mauren oft erfinderisch in ihren wundärztlichen Operationen. Einige haben sogar den Steinschnitt gewagt, da diese Krankheit häufig vorkommt. Sie bedienen sich dazu eines Rasirmessers und eines einfach gemachten Häkchens, das einem gebogenen Nagel ähnlich sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nach allem Diesem wird man fragen, ob die Religion, da sie durch solche Mittel unterstützt wird und über so bedeutende Kapitalien verfügen kann, nicht vielleicht bald Alles an sich reißen dürfte? Keineswegs, sie vermag im Gegentheile kaum ihren gewonnenen Boden zu behaupten; gleich einem Schiffe das, wenn es gegen die Fluth segelt, zwar einen großen Weg zurückzulegen scheint, wenn man bloß ins Wasser blickt, aber das Auge auf das Ufer geheftet, nicht von der Stelle zu rücken scheint; so wird auch die Kirche auf dem großen Strome der Meinungen, der Literatur und der Philosophie des Zeitalters, dem nichts zu widerstehen vermag, fortgerissen. Die Zerstörungen, die dieser Strom in der Kirche überhaupt angerichtet, sind vielleicht in den Vereinigten Staaten größer als man glaubt; indeß sind aber auch noch andere Ursachen werkthätig, und das Entstehen der Sekte der Unitarier ist vielleicht eine der wirksamsten. Reine Deisten, helldenkende Philosophen, greifen sie zwar den Aberglauben nicht offen an, aber sie entziehen ihm die Stütze der Anerkennung und das ist schon viel. Boston z. B. war der Mittelpunkt des Bigottismus und ist jetzt der Sitz dieser philosophischen Sekte und der Wissenschaften geworden; man kann nicht einen einzigen in Politik oder Literatur ausgezeichneten Mann dieser Stadt nennen, der nicht Unitarier wäre. Die in der Nähe befindliche Universität Cambridge ist der Hauptsitz der Sekte, die sich von hier aus durch die ganze Union verbreitet. Außer dieser gibt es auch noch andere philosophische Sekten, die der Religion offenen Krieg erklären.

In diesem Lande darf man sich zu jeder beliebigen Religion bekennen, sie verbreiten und auch sogar nach ihr leben, wenn man nur nicht gegen die bürgerlichen Gesetze des Landes verstößt, und so sind denn die Vereinigten Staaten der Zufluchtsort fast aller Schwärmer geworden. Die mährischen Brüder, die zitternden Quäcker, die Harmonisten, Owen und Miß Wright haben sich dahin begeben und sich häuslich niedergelassen.

Ich will hier nicht von den erstern sprechen, deren Zahl seit ihrer Gründung weder zu- noch abgenommen hat, und die auf den Geist der Zeit keinen Einfluß haben; allein von den beiden letztern lohnt es sich wohl der Mühe zu sprechen. Owen ist bekanntlich der Eigenthümer von New-Lamarck in Schottland, wo er eine Gemeinde von Arbeitern zum Betrieb einer Spinnerei gründete. Alle diese Leute lebten gemeinschaftlich, ihre Kinder wurden gut erzogen, sie waren gut gekleidet, beschäftigten sich in Freistunden mit Literatur und Kunst, und dabei war Alles so gut eingerichtet, daß sie in weit weniger Arbeitsstunden dennoch

viel mehr erzeugten als andere Fabriken. Dieser Erfolg brachte Owen auf den Gedanken, daß die gegenwärtig bestehende gesellschaftliche Ordnung dergestalt verbessert werden könne, daß nicht nur alle Ursachen des moralischen, sondern auch des physischen Ungemachs beseitigt würden. Um diesen Zweck zu erreichen, handelte es sich, seiner Meinung nach, nur darum, gemeinschaftlich nach einem von ihm entworfenen Plane zu leben. Eigenthümer eines großen Vermögens, ein Enthusiast vom besten Willen und vieler Geschäftskenntniß, von unermüdlicher Ausdauer und großer Ueberredungsgabe, kam er, begeistert von seinem Plan und von einigen eben so schwärmerischen Anhängern begleitet, nach den Vereinigten Staaten, in der Absicht, hier seine Gemeinstädte zu gründen. Seine Lehre ist der vollkommenste Atheismus und Materialismus; er läugnet alle Moral, hält irdisches Glück für den einzigen Lebenszweck und jedes Mittel, um ihn zu erreichen, für gut. Er leitet alle Erscheinungen in der moralischen Welt von der physischen Ordnung der Dinge ab, läugnet zwar das Daseyn des Verbrechens nicht, schreibt es aber den Hindernissen zu, welche die gegenwärtige Gesellschaft dem Glück einer Mehrzahl von Individuen in den Weg legt, und glaubt, daß durch Beseitigung dieser Hindernisse auch die Verbrechen gänzlich aufgehoben würden. Nun ist zwar nicht zu bezweifeln, daß es schwerlich ein Verbrechen geben würde, wenn alle Welt glücklich wäre; allein wie wenige finden in einem und demselben Zustande der Lebensverhältnisse ihr Glück! Doch gerade Dieß kommt Herrn Owen sehr gelegen. Er behauptet, daß jeder Einzelne für ein besonderes Geschäft Talente besitze, auf die er nicht stolz seyn dürfe, weil sie Folge seiner Organisation seyen; daß alle Künste und Handwerke gleichen Werth haben, daß also auch alle Arbeit gleichmäßig bezahlt werden müsse, daß wenn in seinen Gemeinstädten jeder täglich sechs oder acht Stunden lang in einem Geschäfte, das ihm angenehm sey, arbeite, daraus ein Ueberfluß an Kunst- und Luxus-Genüssen, ja sogar ein Ueberschuß an Kapital erwachsen müsse, den man zu Erziehung des kommenden Geschlechts anwenden könne, und daß dieses dann, im Schoße des Glücks und des Ueberflusses geboren, frei von allen unsern Vorurtheilen, Lastern und Bedürfnissen, die es höchstens dem Namen nach kenne, erzogen werden, und daher unberechenbare Fortschritte in allen zum Glücke des Lebens nöthigen Wissenschaften und Künsten machen würde. Dabei will Owen die unbedingteste Freiheit eingeführt wissen: von Heirathen ist keine Rede, man vereinigt sich und trennt sich wieder, ganz nach Belieben; die Kinder werden auf gemeinsame Kosten erzogen. Weit entfernt, der Zügellosigkeit das Wort zu reden, behauptet er im Gegentheile, der Mensch sey ein monogames Wesen, er werde sich vielleicht nach einigen Versuchen eine Gefährtin wählen, und dann treuer an ihr halten, als wenn er durch das Gesetz an sie gefesselt werde. So von Umgestaltung der Erde in ein Arkadien, von Verwandlung beider Geschlechter in unschuldige Wesen träumend, die ein ununterbrochenes Glück genießen würden, von dem wir in unsrer jetzigen Verderbtheit gar keinen Begriff hätten; den gänzlichen Umsturz der Institutionen des Landes und seiner Städte binnen zwei Jahren verkündigend, und Atheismus predigend, durchzog der ehrliche Schwärmer das Land und kaufte endlich im Westen große Landstrecken an. Er predigte überall, selbst vor dem Kongreß und gewann besonders unter der gelehrten Klasse viele Anhänger, d. h. junge Naturforscher und Mediziner erklärten sich als seine Schüler. Er reiste mit ihnen in die Wüste, bildete dort eine Gemeinde, gab viel Geld aus, und kam später wieder nach Philadelphia zurück, das seinen Prophezeyungen zum Trotze noch nicht entvölkert war und die alten gesellschaftlichen Institutionen noch beibehielt; mit Einem Wort, sein Versuch war durchaus gescheitert. Er kehrte nach England zurück, wo er sich gegenwärtig aufhält, und Amerika für das verderbteste Land erklärt, das durchaus unfähig sey, seine Lehre zu fassen. Die Gesellschaft, die er begründete, besteht noch *), und gibt sogar ein Journal heraus. Seine Schüler haben seine Lehre bis auf einen gewissen Punkt beibehalten, seinen Traum von Gemeindestädten aber aufgegeben; denn es war auch in der That leichter Künstler, Aerzte und Naturforscher zu finden, als sentimentale Taglöhner, Köche und Stiefelputzer, junge Leute von guter Erziehung, die einen natürlichen Hang gefühlt haben sollten, einen Theil des Tages mit der Kleiderbürste in der Hand und der Maurerkelle auszufüllen, und dann die übrigen Stunden mit literarischen und philosophischen Unterhaltungen unter den reinsten Vergnügungen und den erhabensten Genüssen hinzubringen.

*) Aber den neuesten Nachrichten zufolge in völliger Auflösung begriffen.
A. d. R.

(Schluß folgt.)

Abenteuer eines jüngeren Sohnes.

(Schluß.)

„Zela, von ihren malaischen Dienern begleitet, erstieg mit Hülfe ihres Lanzenschaftes die steile Spitze des Hügels, der die Bay beherrscht. Einer der Matrosen, ein Araber von Geburt, wie sie, folgte ihr, und ich blieb nicht zurück hinter ihrem Beispiele. Jung, wie ich damals war, liebte ich diese Anstrengungen. Gegenwärtig, wo mein Ehrgeiz in den letzten Zügen liegt, und meine Kräfte erschöpft sind, ist das Hinaufsteigen bis in ein zweites Stockwerk für mich eine Unternehmung, vor der ich zurückbebe, und wenn mein Todtfeind mir entrinnen will, so darf er sich nur die Mühe geben, bis in's dritte hinaufzusteigen. Ueber die rauhen Vorsprünge dieser Felsenwand suchten wir ziemlich mühsam unsern Weg aufwärts, und wir erreichten den Gipfel, eine Art Platform, von der aus sich die Bucht nach ihrer ganzen Länge vor den Blicken ausbreitete. Hier ließ ich mich nieder, zündete meine Pfeife an, und bewunderte die zaubervolle Aussicht: zu meinen Füßen, die kleine eirunde schwarze Bai, von dem gelben Sand ihres Ufers eingefaßt, wie ein altes venetianisches Gemälde in seinem goldenen Rahmen; dann die große Bucht von Benny, von Waldungen umschlossen, die sich in ihrem dunkelklaren Gewässer spiegelten, das von den malerischen Pros der Eingebornen in allen Richtungen durchfurcht wurde; endlich in einer Ecke des Gemäldes unser Schiffchen mit seinem schwarzen Vorder- und Hintertheil, und von den ausgehangenen grauen Fischgarnen überspannen, wie eine Spinne in ihrem Netze.

„Auf einmal machte mich mein Araber mit seinem Adlerauge auf eine Linie schwarzer Punkte aufmerksam, die mit Blitzesschnelligkeit hinter einander in der Bucht auftauchten, während sie um die Landzunge, die sich ins Meer erstreckte, herumkamen. Ich hielt sie anfangs für untergegangene Kanoes, deren Schnäbel über die Wasserfläche emporragten. — „Nein,“ erwiderte mein Araber, „Dieß sind Haifische; man nennt diese Bucht die Haifischbay, und ihre Ankunft ist ein sicheres Vorzeichen von schlechtem Wetter.“

„Mit Hülfe eines kleinen Taschenperspektives fand ich, daß sich der Araber keineswegs getäuscht hatte, es waren große blaue Haifische, deren Flossen und Rücken mir jene Täuschung vorgespiegelt hatten. Ich

zählte deren achtzig. Nachdem sie die Bay in langsamem Zuge durchschwommen, verließen sie dieselbe, und endlich kehrten einige wieder in sie zurück, ein ungeheurer Haifisch, der größte, der mir je zu Gesicht gekommen, schwamm an ihrer Spitze und diente ihnen als Führer. Kaum aber war er in die kleine Bay gekommen, als sich ein lautes Getöse vernehmen ließ, ein anderes Meerungeheuer, das aus den unterirdischen Klüften, deren ich oben erwähnte, heraufgestiegen seyn mochte, griff den Haifischadmiral an, und ein Kampf begann. Die sieben Haifische, die sein Gefolge bildeten, entfernten sich ein wenig, und stellten sich im Kreise auf, um den beiden Gegnern freies Feld zu lassen, deren Kampf ich mit der größten Neugier beobachtete.

„Der furchtbare Feind, der sich dem Haifischfürsten entgegenstellte, war das Einhorn des Meeres, der Glaive oder Schwertfisch. Der Donquixotte des Meeres, mit einem furchtbaren Schwerte bewaffnet, greift er Alles an, was in seinen Bereich kömmt; sein Kopf ist hart und glatt wie geschliffener Marmor; ein scharfes Horn, länger und härter als eine Lanze der irrenden Ritter ragt mitten aus diesem furchtbaren Kopfe hervor. Er ist ungefähr sieben Fuß lang; zunächst am Kopfe ist der Körper eingeschnitten, und so dick wie eine Faust; der übrige Leib ist fest, rund, voll, sehr glatt, und von blendend weißer Farbe. Von dem Elfenbein seines Schwertes verfertigen die Orientalen ihre schönsten Arbeiten, und vorzüglich jene Schachfiguren, die von Liebhabern so gesucht werden. Der Haifisch, dessen Rachen größer als der des Krokodiles ist, dessen doppelte Kiefer mit unwiderstehlicher Gewalt zermalmen, bedient sich auch seines Schwanzes, um durch einen Schlag desselben seinen Gegner zu betäuben, bevor er sich auf den Rücken legt, was er thun muß, wenn er beißen will. Nie hatten wohl zwei Ritter, die in den Schranken eines Kampfplatzes sich gegenübertraten, ungleichere und furchtbarere Waffen. Auf dem Gipfel des Hügels sitzend, sah ich dem Gefechte mit einer Neugier zu, die vielleicht der Leser theilen wird.

„An diese Kämpfe gewöhnt und wohl wissend, daß es um ihn geschehen sey, wenn er die verwundbaren Theile seines Körpers dem Stoße seines Gegners bloß gebe, begnügte sich dieser kampfgeübte Hai, mit seinem Schwanze, wie mit einer Riesenpeitsche, dem Schwertfische mörderische Schläge zu versetzen, der davon auch wie betäubt war; dann fuhr er auf den Grund des Gewässers hinab, dessen große in einander kreisende Wirbel seine Bewegungen in der Tiefe verriethen; hiedurch suchte er seinen Gegner hinabzulocken, der in seiner Wuth sicherlich sein Schwert an den Klippen unten abgebrochen, und wenn es Sandgrund gewesen wäre, sich selbst so fest gerannt haben würde, daß ihn die Bisse des Hales ohne Gegenwehr zerfleischen konnten.

„Dieser Kampf dauerte länger als zwei Stunden, und entschied sich zuletzt, nachdem er lange geschwankt hatte, zu Gunsten des Schwertfisches. Es gelang diesem nämlich seinem Gegner einen Stoß in den Bauch zu versetzen, worauf wir den Haifisch von schwarzem Blute überströmt, das aus seiner Wunde quoll, im Meere umhertaumeln sahen, indem er die Wogen wüthend peitschte, und Sprünge machte, wie ein entmastetes Schiff. Der Schwertfisch schwamm quer durch das transparente Gewässer, ohne die übrigen sieben Haifische anzugreifen, und diese kehrten ruhig um, und nahmen ihre Richtung nach der hohen See. Bald darauf trieb der todte Haifisch unter einem rothen Sprudel von Schaum nach dem Ufer; in den letzten Todeszuckungen machte er noch von Zeit zu Zeit einen Sprung und sein Schwanz bewegte sich fortwährend, aber in immer schwächeren und schwächeren Schlägen."

Es ist hier versucht worden, das merkwürdige Leben Trelawney's nur in den äußersten Umrissen darzustellen, und wir behalten es uns vor, auf einzelne seiner Abenteuer späterhin zurück zu kommen. Nur so viel soll hier noch gesagt werden, daß ihn, nachdem er den größten Theil der Meere Asiens durchstreift hatte, der Ausbruch des griechischen Freiheitskampfes nach Hellas zog, wohin er auch Lord Byron zu gehen überredete. Beide schifften sich am 24 Juli 1823 zu Livorno dahin ein, wie Thomas Moore in seinen Memoiren erwähnt. Ein Charakter dieser Art, eine Seele von diesem Gepräge, ein englischer Edelmann, der unter den unglaublichsten Abenteuern sein Leben im Oriente zugebracht, der die tollste Unabhängigkeit, die ein Mensch erreichen kann, um den Preis großer Verbrechen und Gefahren erkauft hatte, mußte einen Dichter, wie Lord Byron mächtig ansprechen. Trelawney machte bald nach seiner Ankunft den Feldzug von Negroponte unter dem Fürsten Odysseus mit. Sein Muth und seine Tapferkeit, die er bei allen Gelegenheiten an den Tag legte, erwarben ihm die Achtung und Freundschaft dieses hellenischen Häuptlings, der öfters zu sagen pflegte, daß er mit tausend Männern wie Trelawney nach Konstantinopel ziehen würde. Als sich Odysseus in Folge der zwischen den Anführern des griechischen Heeres ausgebrochenen Uneinigkeiten, im Jahre 1824, mit seiner Familie in das Gebirg des Parnassus zurückzog, folgte ihm dahin Trelawney. Ein Engländer, von persönlichem Hasse gegen Trelawney getrieben, versetzte ihm hier meuchelmörderisch eine tödtliche Wunde.*) In diesem Zustande flüchtete er sich, von den Ottomannen verfolgt, mit Odysseus und dessen Tochter in eine Gebirgshöhle, die ihnen lange zum Aufenthalte diente. Odysseus Tochter pflegte den verwundeten Freund ihres Vaters mit der zärtlichsten Sorgfalt und reichte ihm als Gattin ihre Hand. Eine englische Brigg nahm beide an Bord, und die junge Frau, die einem Sterbenden sich vermählt hatte, pflegte seiner auch während der Ueberfahrt mit der liebevollsten und unermüdlichsten Zärtlichkeit, und dieser verdankte Trelawney auch seine baldige Genesung. Gegenwärtig lebt er in England, wo er die merkwürdige Lebensbeschreibung herausgab, von der wir hier einige Auszüge mittheilten.

Vermischte Nachrichten.

Die Tracht der Eingebornen von Madagaskar ist sehr einfach. Die Männer, die sehr kräftig gebaut und von schönen Verhältnissen sind, wickeln sich in ein Stück Tuch, das wie ein Mantel um die Schultern geworfen wird, und tragen ein anderes Stück um die Hüfte geschlagen. Da die Gewänder selten gewaschen oder gewechselt werden, so beherbergen sie Schaaren von Ungeziefer, dessen man sich aber so wenig schämt, daß angesehene Leute auf offener Straße sich in die Sonne stellen und ihre Sklaven auf ihre kleinen Peiniger Jagd machen lassen. Das Haar der Madagassaren ist in kleine Locken gekräuselt, was ihnen ein hübsches Aussehen gibt; da sie aber die Gewohnheit haben, den Kopf mit Unschlitt einzureiben und keine Hauptbedeckung tragen, so erzeugt die Sonnenhitze einen unerträglichen Geruch. Den Bart läßt man bloß am Kinn wachsen; das Haar am andern Theile des Gesichtes reißt man mit kleinen Zangen aus. Die königliche Leibwache trägt gegenwärtig ihr Haar geschoren. Dieß verursachte vor einigen Jahren einen Aufruhr unter den Weibern dieser Soldaten, die durchaus ihre Männer dieses Kopfschmuckes nicht beraubt sehen wollten; die Hinrichtung von sieben dieser Weiber und einiger Männer, die sie angestiftet hatten, stellte die Ruhe wieder her. Männer und Weiber tragen auf den obern Theilen der Arme und des Bauches basreliefähnliche Hautschrammen von verschiedenen Formen, je nach dem Geschmacke eines Jeden. Viele durchbohren sich auch die Ohren und erweitern diese Oeffnungen so sehr, daß sie die drei Vorderfinger hindurchstecken können. Ihr Hauptputz besteht in Ketten von Silber, Korallen und Silbermünzen, im Werthe von einem Franken bis zu einem Piaster, deren sie manchmal bis zu zwei- bis dreihundert Franken am Leibe tragen. Diese Ketten umgeben Hände, Füße und Nacken, und gelten als ihr kostbarster Schatz, von dem sie sich selten eher als nach dem Tode trennen. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen nackt bis ins siebente oder achte Jahr, und die Sklaven sind meist ganz entblößt und mit dem ekelhaftesten Schmutze bedeckt.

•

Ein pariser Schlosser, Namens Brézin, der dort vor einiger Zeit starb und ein Vermögen von fünf Millionen Franken hinterließ, hatte durch letztwillige Verfügung mehrere beträchtliche Summen an die wohlthätigen Anstalten der Hauptstadt vermacht, und unter einer Menge anderer Legate auch 50,000 Fr. für die Erben jener Schweizer bestimmt, die am 10 August 1792 ihr Leben in der Vertheidigung der Tuilerien eingebüßt. Nachdem Dieß durch die Zeitungen öffentlich bekannt gemacht worden war, meldeten sich anfangs Einer, dann fünfzehn, dann vierzig, dann zweihundert, dann vierhundert, endlich viertausend, die von jenen Schlachtopfern der Tuilerien abstammen und ihre Ansprüche geltend machen wollten. Hieraus entspann sich natürlich ein Prozeß, den die endlich als rechtmäßig anerkannten Erben zwar gewannen, aber erst, nachdem außer dem Legate der 50.000 Fr. noch andere 12,000 Fr. als Prozeßkosten darauf gegangen waren.

*) Man nennt als den Thäter den englischen Kapitän Fenton.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 360. 25 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa.

6. Civilisation.

(Fortsetzung.)

Die in der literarischen Welt so gerühmten Akademien und Bibliotheken von Fas, von denen noch Clenard 1540 sehr schöne Reste sah, aber der Spanier Ali Bej nur wenige elende Ueberbleibsel fand, eignen sich jetzt nur für das Studium der arabischen Sprache, der dogmatischen Theologie und der Sterndeutung. Was die berühmte Bibliothek des Carubin betrifft, so wissen wir, daß bereits 1760 der Sultan Sidi Mohhammed deren Bücher an die verschiedenen Kadhi's oder Richter des Reichs vertheilen ließ, und die wenigen übriggebliebenen, außer einigen koranischen und theologischen Schriften, nach der Thronbesteigung des letzten Sultans, Mulai Suleiman, gleichfalls zerstreut wurden.

Im Innern des Landes und gegen das Atlasgebirge hin, gibt es weder Unterricht noch Schulen; ganzen Landstrichen fehlt es selbst an Moscheen. Das Himmelsgewölbe und die Natur bilden dort des Bereders einzigen Tempel, und nicht selten auch den des Beduinen und des Mauren der Ebene. Gegen die Himmelsgegend gewendet, wo das Tagsgestirn aufgegangen, wiederholen sie zu bestimmten Stunden ihre Gebetformel oder vielmehr ihr Glaubensbekenntniß: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohamed ist sein Prophet," und darin besteht ihre ganze Religion, ihre ganze Wissenschaft und ihre ganze moralische und intellektuelle Bildung.

In Bezug auf ausländische Literatur sind die Mauren in der tiefsten Unwissenheit, was übrigens mit ihrer großen Gier nach Anekdoten und Neuigkeiten aller Art kontrastirt. Einige unter ihnen wissen freilich einzelne Züge aus der europäischen Geschichte; da sie aber keine deutlichen Begriffe von der Geographie haben, und von den gegenseitigen Verhältnissen unserer Civilisation keine haben können, so ist ihre ganze Gelehrsamkeit nichts als ein verworrenes Gemenge von Namen und Dingen. Die Gesandten, welche die Regierung bisweilen an fremde Höfe sendet, waren meist Leute aus mehr niederen Ständen, welche ihren Aufenthalt an jenen Höfen zu keinen literarischen Zwecken zu benutzen wußten, und nach ihrer Rückkehr in den beschränkten Kreis der gewöhnlichen Lebensweise wieder eintraten. Andrerseits statt durch diese meist für sie selbst kostspieligen Sendungen einen gewissen Grad von Achtung und Ansehen bei ihren Landsleuten zu erlangen, wurden diese Gesandten häufig gerade deßhalb verachtet, als Menschen, die, da sie eine Zeit lang mit Christen gelebt, in dem Rufe standen, für deren Verfassung, Sitten, Gebräuche und civilisirte und freisinnige Ideen Geschmack gewonnen zu haben. Dieses Vorurtheil, ein Kind des eingefleischten Fanatismus, der den Mauren charakterisirt, geht so weit, daß jeder die Achtung seiner Landsleute verliert, der die Sprache einer christlichen Nation redet. — Die Mauren haben keine deutlichen Begriffe weder von den Sitten, noch von der Literatur, noch von der Civilisation anderer Nationen. Kaum kennen sie die Namen derer, welche Konsuln zu Tanger haben, oder Konsular-Agenten in irgend einem andern Hafen, und jene, deren Flagge die Straße von Gibraltar durchzieht. Als eine, vielleicht einzige aber glänzende Ausnahme von dem eben hinsichtlich der maurischen Gesandten Gesagten, müssen wir einen Ahhmed Ben El Mohedi el-Gh'azâli, aus Fas gebürtig, nennen, den Sidi Mohhammed 1765 an den Madrider Hof schickte. Er hat ein sehr genaues Tagebuch über seine Reise hinterlassen, das über alle von ihm besuchten Städte und den spanischen Hof sehr vernünftige und um so mehr interessante Bemerkungen enthält, da sie das Resultat der Beobachtungen eines Mauren und Anhängers Mohammeds sind. Dieses Buch ist selbst im Mogh'rib-ul-Aksa selten; das einzige Exemplar, das wir gesehen, umfaßte 215 Seiten in 4to, und führte den Titel: Buch der Ergebnisse der Bemühungen für Frieden und Krieg; was im verbrämten Styl des Verfassers: Nachrichten über eine Gesandtschaftsreise bedeutet. Verfasser einer ähnlichen Relation, indeß von weit geringerem Verdienste, war Sid Mohhammed Ben Otsmann, 1799 gestorben, lange Jahre erster Minister Mulai Suleimans, und von dessen Vater, Sidi Mohhammed, als Gesandter an den Hof zu Wien, dann von dem milden Mulai El Jazid an den von Neapel gesandt. Dieser Bericht, den wir gesehen, enthält auf 295 Quartseiten in schöner mogh'rebinischer Schrift, interessante Notizen mit einigen Zeichnungen vom Verfasser gesehener Gebäude und Gärten, und einer Ansicht des Vesuv.

Bei einem Volke ohne Literatur, schöne Künste und Schauspiel müssen Zeitvertreib und Unterhaltung natürlich sehr beschränkt seyn. Im Allgemeinen sind Araber und Mauren keine

Freunde von Gesellschaften und geräuschvollen öffentlichen Versammlungen. Ueberdieß ist alles, was ins Bereich der nachahmenden Künste gehört, durch das Gesetz als unsittlich verboten. Aus demselben Grunde sind Malerei, Skulptur und alle plastischen Künste verbannt. Da der Mensch überall, und der Maure vielleicht mehr als viele andere, sich über Aehnlichkeiten und widersprechende Formen verwundert, und er, obgleich er staunend betrachtet und fühlt, was ihm an belebten Gegenständen auffällt, es doch nicht nachzumachen wagt, so begnügt er sich bisweilen das auszudrücken, was ihn mit Verwunderung oder Schrecken erfüllt, und ihm Stoff zum Nachdenken gibt. So finden sich oft in den Städten und auf dem Lande Marktschreier und Quacksalber, deren natürliche und verschiedenartige mimische Talente die Zuschauer in eine Art von bewundernder Ekstase versetzen. Besonders hat die Musik für den Mauren und Amazirghen starke Anziehungskraft, und das Lustspiel, so wie die anderen mimischen Darstellungen, würden trotz des Gesetzes, das man wohl zu umgehen wissen würde, eine gleiche besitzen, wenn nicht der Zustand einer absoluten Sklaverei mit dem guten Geschmack und der Empfindung des Vergnügens unverträglich wäre. Viele unter ihnen scheinen ein angebornes und eigenthümliches Talent für die Musik zu haben, und spielen manche von ihnen selbst erfundene Instrumente; aber sie wenden keine wissenschaftlichen Prinzipien auf diese Kunst an. Ueberdieß ist die Musik völlig aus den Moscheen verbannt, und die Imams haben Bannflüche gegen solche geschleudert, welche harmonische Konzerte anhören. Dieß hindert aber nicht, daß man sowohl innerhalb städtischer Mauern, als unter dem Zelte des Landmanns bisweilen Töne und Gesänge vernimmt, die aber matt und eintönig sind, da sie jenes Tonwechsels entbehren, der den Zauber der vervollkommneten Musik ausmacht. Dieser Melodien, von denen einige spanischen, andere türkischen Ursprungs sind, gibt es eine große Zahl, so wie auch der Versmaße in der Poesie; Höst in seinen Nachrichten über Marokko gibt eine Liste von 48 derselben mit den sie unterscheidenden Namen und der musikalischen Begleitung einiger darunter. Es ist möglich, daß einige davon der charakteristischen Melodie der Schotten und des Landes Wales gleichen; aber was gewisser, ist daß im Mogh'rib ul-Aksa der beste Virtuose nicht jener ist, der besser als die Uebrigen singt oder spielt, sondern der die größte Zahl von Liedern und Melodien weiß. Der genannte Höst beschreibt vierzehn bei den Berebern, Arabern, Mauren, Juden und Negern übliche Instrumente. Einige Wenige spielen die Geige; und nicht selten sieht man, namentlich in den mittäglichen Provinzen, eine oder mehrere Frauen verschiedene Tänze ausführen, ohne daß Männer dabei sind, und ohne sich je in wagrechter Richtung von der Stelle zu bewegen.

Man muß indeß bemerken, daß eben so wenig hier wie in andern Städten der Berberei der Tanz als eine edle Kunst betrachtet wird. Ehrbare Frauen tanzen nie, und diese Uebung ist für Lustdirnen und Sklavinnen, mit Ausnahme vielleicht einiger arabischen Völkerschaften des Sus, wo man es als einen Akt der Gastfreundschaft ansieht, die Töchter des Hauses vor dem Gaste, den man besonders ehren will, tanzen zu lassen. Die reichen Mauren, nachlässig in ihren Vorsälen sitzend, bei ihren nächtlichen Schwelgereien mit vielen Genossen vereint, lassen öffentliche Tänzerinnen kommen und bezahlen sie reichlich, was für sie ein ganz besonderes Vergnügen ausmacht. Die ganze Kunst dieser Tänzerinnen und ihrer Bewegungen besteht indeß darin, bald einen bald den andern Arm auszustrecken, bald diese bald jene Seite vorzuschieben, indem sie einen Schleier oder ein Tuch schwingen und ihre Bewegungen und Stellungen mit Lächeln und Augenwinken begleiten, die mit den Liebesgeheimnissen übereinstimmen. Das große Talent besteht in der Bewegung des untern Theiles des Körpers mit unglaublicher Schnelligkeit, während der obere Theil unbeweglich bleibt, was mit großer Fertigkeit, aber äußerster Unschicklichkeit geschieht. Bisweilen sieht man auch junge Leute allein oder mehrere zusammen, aber ohne Frauen zu irgend einem Instrumente tanzen; sie machen Luftsprünge und überschlagen sich, daß unsere kühnsten Groteskstänzer sie beneiden und in Furcht gerathen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenwesen in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Verdienstlicher wäre es, wenn Owen's Schüler sich darauf beschränkten, alte Irrthümer zu bekämpfen, als neue aufzustellen und das Menschengeschlecht reformiren *zu wollen. Miß Wright*, eine Frau von vielem Geiste, hat sich der Sache ihres von dem männlichen, wie sie glaubt, so grausam unterdrückten Geschlechts und der Neger und Indianer angenommen. Hiermit verbindet sie zu gleicher Zeit Ausfälle gegen gesellschaftliche Einrichtungen aller Art, und durchreist, im Namen der Tugend und Freiheit, Materialismus und Anarchie predigend, die Union. Noch mehrer andere Schüler der nämlichen Sekte haben sich in den großen Städten niedergelassen und suchen, indem sie die arme und arbeitende Klasse an sich ziehen und sie gegen die Reichen und jede gesellschaftliche Ordnung aufreizen, eine politische Bewegung zu erregen. Sie predigen agrarische Gesetze, gleiche Vertheilung der Güter, Allgemeinheit einer klassischen unentgeldlichen Erziehung, und suchen dadurch die Gewalt an sich zu reißen. In der Stadt New-York ist es ihnen schon geglückt, eine oder zwei Wahlen in ihrem Sinne zu leiten; allein dieß kann nicht von Dauer seyn. Das Volk der Vereinigten Staaten ist zu vernünftig, als daß es sich durch eine solche mehr als St. Simonistische Gaukelei sollte verführen lassen. Alle diese Sekten stiften übrigens bei Weitem mehr Gutes als Böses, denn wenn sie auch einige Schwärmer irre leiten, so entstehen doch dagegen wieder durch sie eine Menge lichtverbreitender Meinungen, die den Umtrieben der Geistlichkeit das Gleichgewicht halten. Die Masse des atheniensischen Volkes war weder cynisch noch epikureisch noch peripatetisch; alle diese Sekten bestanden in ihm und bekämpften sich, das Volk beurtheilte was es hörte, zweifelte und gewann an Aufklärung. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist in ähnlichem Falle; in einem Menschenalter wird sie vielleicht nicht mehr christlich, aber gewiß auch nicht owenitisch,

sondern weise, glücklich und frei von dem Priesterjoche seyn, das noch auf ihr lastet. *)

Man muß bekennen, daß in der ganzen Physiognomie der Vereinigten Staaten der religiöse Zustand der einzige Zug ist, der einen Fremden anwidert. Ein Sonntag, besonders in den nördlichen und östlichen Staaten, ist ein Tag von tödtlicher Langweile und ganz dazu gemacht, um sich nach jedem andern Aufenthalt, und wäre es ein Gefängniß auf dem Spielberge, zu wünschen. So sehnten die Israeliten in der Wüste sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück. Kein Theater, keine Gesellschaft an diesem Tage; alle Straßen sind wie ausgestorben, alle Läden geschlossen, jede Verbindung unterbrochen. Kaum, und zwar nur erst auf die Vorstellungen der Repräsentanten des Südens, ist es der Post gestattet, ihre Briefe zu bestellen. Man geht nur aus, um die Kirche zu besuchen; Jedermann nimmt eine düstre, schmerzhafte Miene an; in den Familien wird an diesem Tage nicht einmal gekocht, sondern man lebt von den Ueberbleibseln des vergangenen Tages. Die Frauen setzen sich im Kreise zusammen, jede eine Bibel in der Hand, in der sie gähnend zu lesen scheint. Ebenso machen es die Männer, oder verschließen sich wenigstens unter diesem Vorwande in ihre Zimmer, und beschäftigen sich mit Privatangelegenheiten, da sie sicher sind, am Sabbath, wie sie diesen Tag nennen, nicht gestört zu werden. Wen will man denn eigentlich täuschen? So fragte ich mich oft, wenn ich in Familien Zeuge solcher Scenen war, wo ich mit den Ansichten jedes Einzelnen von ihnen sehr genau bekannt war. Die Wahrheit ist, daß man Niemand täuscht, obschon man nur gar zu gern die ganze Welt täuschen möchte; Jeder weiß, was er von der Religiosität seines Nachbars zu halten hat, aber Keiner will die Schelle zuerst anhängen. Die Meinung, die man gewöhnlich von der Macht der religiösen Vorurtheile hegt, ist sehr übertrieben, und die Zeit ist nicht mehr fern, die dem Einflusse der Geistlichkeit und der Heuchelei, zu der sie Anlaß gibt, ein Ziel setzen und deutlich zeigen wird, daß Jene, die ihr huldigen, nur die Minderzahl ausmachen. Die Partei der Ungläubigen darf nur erst zur Kenntniß ihrer Kraft gelangen, um das Joch des Aberglaubens gänzlich abzuschütteln, und wirklich schreitet sie auch seit einiger Zeit diesem Ziele mit raschen Schritten zu. Der Einfluß der Geistlichkeit ist übrigens nur scheinbar; er ist zwar tyrannisch, was die Form betrifft, im Grunde aber bekümmert Niemand sich sonderlich viel um ihn. Selbst früher war er nicht stark genug, um Jeffersons Wahl zu hintertreiben, der doch seinen Unglauben an die Bibel offen ausgesprochen hatte. Heut zu Tage vermöchte er noch weit weniger, und in fünfzig Jahren vielleicht gar nichts mehr.

*) Wie Dieß möglich werden wird, läßt Herr Murat weislich unbeantwortet. Im Gegentheile scheint Alles auf eine gänzliche Verwirrung der religiösen Ideen und gewaltsame anarchische Erschütterungen im Innern der Union hinzudeuten. A. d. R.

Die giftigen Schlangen des mittäglichen Afrika's.

Die Schlangen des mittäglichen Afrika's, die gewöhnlich für die gefährlichsten gehalten werden, sind die Cobra capello, die Puffadder und die Bergadder oder Bergschlange. Die Cobra ist mit außerordentlicher Kraft und Lebendigkeit begabt, gewöhnlich fünf bis sieben Fuß und nie über zehn Fuß lang. Sie springt manchmal sogar auf einen Menschen zu Pferde los, und zwar mit solcher Schnellkraft, daß sie oft über ihn wegsetzt. Die Puffadder dagegen ist träg und langsam und greift den Menschen nur an, wenn sie auf das Aeußerste gereizt wird. Die Bergadder, obgleich viel kleiner als die beiden vorigen, ist doch nicht minder gefährlich und um so furchtbarer, als man sie nicht so gut sehen und fliehen kann. „Während eines sechsjährigen Aufenthalts auf dem Kap und bei mehreren langen Reisen ins Innere traf ich, erzählt ein Reisender, eine bedeutende Menge von Schlangen, und doch gerieth ich nur ein einziges Mal in Gefahr, gebissen zu werden. Eines Tages, als ich einige Hottentoten zu beaufsichtigen hatte, die beschäftigt waren, Niederholz wegzuräumen, das ein zum Anbau bestimmtes Stück Land bedeckte, rief plötzlich Einer dieser Leute: es sey eine Cobra auf den Bäumen, und sprang dabei erschrocken zurück. Da ich damals weder die Gewandtheit, noch die Tödtlichkeit des Bisses dieser Schlange kannte, so näherte ich mich dem bezeichneten Orte, um sie genauer zu sehen. Die Hottentoten riefen mir zu, mich in Acht zu nehmen, und kaum war ihnen der Ruf aus dem Munde, als ich das scharfe Zischen der Schlange hörte und sie auf mich zu stürzen sah. Sogleich sprang ich rückwärts und fiel in das Bette eines ausgetrockneten Waldstroms auf spitzige Steine, was mir einige Quetschungen zuzog; allein ich war doch der größern Gefahr entgangen, der ich mich durch meine Unklugheit ausgesetzt hatte. Nun griffen die Hottentoten die Schlange mit Prügeln und Steinen an, und zwangen sie, sich auf eine Mimosa zu flüchten, wo sie ihr mit weniger Gefahr zusetzen konnten; bald fiel sie in einem Zustande herab, der von ihrer Schnelligkeit nichts mehr befürchten ließ. Die Hottentoten schnitten ihr, wie sie gewöhnlich zu thun pflegen, den Kopf ab und begruben ihn sorgfältig tief in die Erde, weil sie glauben, daß Jemand, der zufällig auf ihren Kopf tritt, sich an seinen Zähnen verwunden und dieselbe Gefahr zu befürchten haben würde, als wenn er von der lebendigen Schlange gebissen worden wäre. Das Gift, sagen sie, behalte mehrere Wochen ja Monate lang nach dem Tode des Thieres seine mörderische Kraft. Mein kleiner hottentottischer Korporal, Piet Spandilly, der bei Erlegung dieser Schlange zugegen war, entging einmal dem Biß einer zwar nicht so großen, aber doch nicht minder giftigen Schlange auf folgende Art: Piet und sechs Soldaten von dem Kapregimente, die sich mit mir auf einer der entlegensten von unsern Niederlassungen befanden, um dieselbe gegen die Einfälle der Kaffern zu schützen, schliefen in einem Zelte neben dem meinigen, unter dem Schatten der Mimosen, welche die Ufer des Bocian bedecken. Als Piet des Morgens von seinem Lager aus getrocknetem Grase aufstand, fühlte er etwas zwischen seinem Schenkel und seiner ledernen Hose sich regen. Da er glaubte, es sey eine der zahlreichen Eidechsen, von denen es in diesem Theile von Afrika wimmelt, so machte er sich wenig daraus, ging vor das Zelt und stampfte mit dem Fuße auf den Boden, um das Thier heraus zu schütteln. Allein wie groß war der Schrecken des armen Spandilly, als er ein schwarzes Gewürm um seinen Fußknöchel sich winden sah; er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und schleuderte die Schlange weit von sich weg, war aber glücklicherweise nicht von ihr verletzt worden. Uebrigens greifen diese Schlangen weder Menschen noch Thiere von selbst an, sondern nur der Selbstvertheidigung wegen; wäre Dieß nicht der Fall, und hätte die Natur der gefährlichen Eigenschaft dieser Thiere auch noch die Lust zur Grausamkeit verliehen, so würde ein Land, wie das Kap, gar nicht bewohnbar seyn.“ — Kapitän Harding, der lange Zeit im Innern dieses Landes zubrachte, erzählt, daß er auf allen seinen Feldzügen an der Gränze der Kaffern, wo er oft im Freien übernachten mußte, nur ein Mal in nähere Berührung mit einem dieser gefährlichen Gewürme kam. „Auf einem unsrer Streifzüge an der Gränze, sagt er, brachte ich eine Nacht wie gewöhnlich, in meinen Mantel gehüllt, unter einem Baume zu. Bei meinem Erwachen war das Erste, was ich bemerkte, als ich meinen Kopf von dem Sattel meines Pferdes erhob, der mir als Polster diente, der Schweif einer ungeheuern Puffadder, der auf meiner Brust lag, während sich das Thier, wahrscheinlich während der Kühle der Nacht durch die Wärme angezogen, in die Falten des Mantels verkrochen hatte. Ich mußte fürchten, eine tödtliche Wunde zu empfangen, wenn ich die Schlange durch eine Bewegung aufschreckte; ich faßte sie daher ganz leise beim Schwanze und schleuderte sie mit einem Male weit von mir weg. So wurde ich glücklicherweise dieses gefährlichen und ungebetenen Schlafgenossen los.“ Es ist nichts Seltenes auf dem Kap, Schlangen von der

schiedener Größe in den Häusern zu finden, ohne daß man sich darüber sonderlich beunruhigt. Man gewöhnt sich nach und nach an den Anblick dieser Gewürme, und selbst Europäer betrachten sie endlich mit Gleichgültigkeit. Einige Wochen, bevor ich die Kolonie verließ, brachte ich einige Zeit bei meinem Freunde, dem Major Pigot, auf einem Landgute nahe bei der Stadt Graham zu. Als ich eines Tags in die Bibliothek trat, um ein Buch zu holen, fand ich hier eine schöne gelbe Schlange von wenigstens fünf Fuß Länge, die auf der untersten Bücherreihe zu schlafen schien. Sie lag so regungslos da, daß ich sie anfangs für eine hölzerne hielt; allein da ich eine Bewegung in ihrem Schweife bemerkte, so versetzte ich ihr mit einem Quartband einen Wurf, der sie kampfunfähig machte. Ich erfuhr nachher, daß man einige Tage zuvor in demselben Zimmer eine ähnliche Schlange und eine andere in dem Schlafgemache des Majors getödtet hatte. — Die Buschmänner tauchen ihre Pfeile in ein sehr tödtliches Gift, wozu sie das der gefährlichsten Schlangen des Landes benutzen, das eines der Bestandtheile ihrer Mischung bildet. Die Kühnheit und Gewandtheit dieser Wilden bei der Jagd auf die Cobra capello und die Puffadder, die sie oft lebendig fangen, ist erstaunlich. Noch entsetzlicher aber ist es anzusehen, wenn man den Schlangenjäger mit bloßem Fuß auf dem Kopfe der Cobra capello stehen sieht, indem er ihr die Giftblase aus dem Nacken reißt und sie verschluckt, wie man bei uns Kinder die Honigblase der Bienen naschen sieht. Dieß hält man nämlich für ein Verwahrungsmittel gegen die Folgen eines Schlangenbisses, dessen Gift nur tödtlich wird, wenn es mit dem Blute sich mischt, so wie gegen Verwundungen mit vergifteten Pfeilen. Die holländischen Kolonisten sind allgemein der festen Ueberzeugung, daß einige von diesen Wilden, denen sie den Namen Slangmeester (Schlangenbändiger) geben, die Gabe besitzen, die gefährlichsten Schlangen zu bezaubern und ihre Bisse schnell zu heilen. Indessen stellen die Buschmänner ihre Jagd auf Schlangen hauptsächlich deßwegen an, um Gift für ihre Pfeile zu erhalten. Dieses animalische Gift, das allzu flüchtiger Natur ist, um lange seine Wirksamkeit zu behalten, wenn man es allein anwendet, läßt man meist bis zu einer zähen Flüssigkeit verdichten, indem man sehr starke vegetabilische und mineralische Gifte beimischt. Diese Gifte werden gewöhnlich aus dem Safte einer Pflanzenwurzel bereitet, welche die Eingebornen dieser Eigenschaft wegen Giftbol (Doppelgift) nennen. Ferner soll man sich hierzu eines harzartigen oder schmierigen Stoffes bedienen, der in gewissen Höhlen gefunden wird. In diese Gifte taucht der Afrikaner seine Pfeile, mit denen er die Angriffe der Kolonisten zurücktreibt und manchmal grausam das Unrecht, das er erlitten, rächt.

Vermischte Nachrichten.

Die „Gazette des Tribunaux" erzählt folgenden Gaunerstreich, der unlängst einer Weißzeughändlerin in Paris gespielt wurde: Eines Morgens sieht diese Frau, die erst vor kurzer Zeit ihr Geschäft eröffnet hatte, einen schönen jungen Mann zwischen 50 und 52 Jahren in einen sehr eleganten Mantel gekleidet, in ihren Laden treten. „Madame, beginnt er, Sie haben da, wie ich sehe, eine Auswahl von Hemden, die mir sehr gut gemacht scheinen, haben Sie vielleicht auch ganz fertige Weiberhemden?" — Allerdings, mein Herr, und noch dazu vortrefflich genähte. — „Da ich im Begriff stehe, mich zu verheirathen, fährt der Unbekannte fort, so möchte ich wohl drei Dutzend kaufen, um damit meiner Braut ein kleines Geschenk zu machen." Es dauert nicht lange, so liegen die verlangten Hemden vor ihm. Nach einer, wie es schien, sehr bedächtlichen Untersuchung derselben, bemerkt der fremde Herr: er glaube, daß sie ein wenig zu eng und auch zu kurz seyen; „allein, fügt er hinzu, da meine Braut so ziemlich mit Ihnen einerlei Größe und Wuchs hat, so möchte ich Sie wohl bitten, eines der Hemden über Ihre Kleider anzuziehen." — „Sehr gern," erwidert die gute Weißzeughändlerin und entfernt sich in das Nebenzimmer, um dem Wunsche ihres hübschen Kunden zu genügen. Als sie mit dem Hemde angethan wieder hereintritt, betrachtet dieser sie von allen Seiten, und bückt sich hinter ihr, um die Länge des Hemdes genau zu besichtigen, eigentlich aber, um ihr mit einer langen Stecknadel Rock und Unterrock mit dem Hemde zusammenzuheften. Die Weißzeughändlerin, die nun das anprobirte Hemd wieder ausziehen will, hebt natürlich bei jeder Bewegung, die sie macht, es über den Kopf abzustreifen, auch von hinten Rock und Unterrock mit in die Höhe und ruft ärgerlich darüber: „Aber, mein Herr, hören Sie auf mit diesen Unarten; das ist abscheulich....." Aber noch abscheulicher war es, daß der Käufer, während sie noch in ihrem Oberrocke, wie weiland der wüthende Herkules in dem vergifteten Hemde der Dejanira, umherirrte, die drei Dutzend Hemden unter seinen schönen Mantel nahm und so schnell, als ihn seine Beine tragen konnten, davon lief. Was thun? Die Weißzeughändlerin überlegt noch bei sich, ob sie in dem wahnsinnigen Aufzuge, den ihr der heillose Dieb angehext hat, nachlaufen solle; diese kostbaren Augenblicke geben aber dem schnellfüßigen Bräutigam den erwünschten Vorsprung, und als sie endlich, im Gedanken an den Verlust ihrer drei Dutzend Hemden alle Rücksichten beiseite setzend, aus ihrem Laden auf die Straße ihm nachstürzt, sieht sie sich in ihrer Verfolgung bald von einem Haufen Straßenjungen aufgehalten, die sie mit jubelndem Geschrei in ihrer Fastnachtsvermummung nach Hause begleiten.

•

Walsh gibt in seinen „Notes on Brasil (1832)" über die großen Ameisen jenes Landes folgenden Bericht: „Die Ameisen sind unter den heißen Himmelsstrichen in Afrika, wie in den Ländern Amerika's unter dem Aequator, ungemein zahlreich. Vorzüglich aber zogen mich die Wohnungen dieser Thiere an, die aus kegelförmigen Hügeln von zehn bis zwölf Fuß Höhe bestehen; ich ritt an mehrere derselben dicht hinan und fand dann, daß sie mich, obgleich zu Pferde, noch weit überragten und neun bis zehn Fuß im Umfange hatten. Die äußere Decke dieser Erdaufwürfe besteht aus einem gelben harten Lehm. Macht man der Länge nach Einschnitte in denselben, so findet man das Innere durch eine Menge horizontallaufender Stockwerke getrennt, die aus dünnen Platten einer schwarzen harten Erde, die manchmal wie Porzellan glänzt, erbaut sind. Diese Hügel sind von Myriaden großer brauner Ameisen bedeckt, welche einen klebrigen Saft von sich geben können, der die Eigenschaft besitzt, dem Thone die zur Verarbeitung nöthige Feuchtigkeit zu verleihen. Einige dieser Ameisenarten bauen auch verdeckte Gänge, und ich sah Röhren von beträchtlicher Länge, in denen diese Thiere von einem Hügel zu dem andern und auf große Entfernungen ungesehen hin- und herwandern können. Manchmal wandern sie aus, wobei sie immer in gerader Richtung vorwärts rücken und wie ein Heuschreckenschwarm Alles aufzehren, was ihnen im Wege steht. Ein Garten in der Nähe von Rio de Janeiro hielt ihren Zug auf; allein sie fanden einen Stock, der zufällig über einen tiefen Wassergraben zu liegen gekommen war, und bedienten sich seiner als Brücke. In einigen Stunden war der ganze Garten von ihnen überschwemmt und Alles, was grün war, verschwunden. Hierauf rückten sie in dem Hause des schwedischen Geschäftsträgers, Herrn Bestin, ein, der, wie er mir erzählte, mitten in der Nacht durch ein furchtbar schmerzliches Gefühl aufgeweckt wurde; er sprang aus dem Bette und fand, daß er über und über mit Ameisen bedeckt war, deren Bisse ihn aus dem Schlafe geweckt hatten. Das ganze Haus war von ihnen überfüllt. Von ihrem sonderbaren Instinkte getrieben, verließen sie es aber bald darauf insgesammt, so daß am andern Morgen nicht ein einziges dieser Thiere mehr zu sehen war. Sie hatten alle übrigen Insekten aufgefressen; Spinnen, Tausendfüße, Fliegen, alle Thiere dieser Art, waren ihre Beute geworden. Manchmal sah ich sie auch einen großen Bambusstamm zu ihrer Wohnung wählen; jeder Absatz desselben war von einer eigenen Kolonie angefüllt."

•

In einer der letzten Sitzungen der literarisch-philosophischen Gesellschaft von Southampton las Herr Bulwar einen Bericht über die jüngst erst entdeckten Ruinen der sehr alten Stadt Petra, der Hauptstadt von Idumea, vor. Das Königreich Idumea oder Edom, dessen Geschichte sich in das fernste Alterthum verliert, blühte noch einige Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, und war zur Zeit seiner Blüthe der Mittelpunkt eines sehr ausgebreiteten Handels. Es gerieth aber später so in Verfall, daß es völlig verlassen wurde und seine Ruinen in völlige Vergessenheit geriethen. Sie blieben unbekannt und unbesucht bis in die neueste Zeit, obgleich sie noch immer Spuren einer Größe und Pracht bieten, die in Erstaunen setzen und eben sowohl von der langen Dauer der Macht Idumea's, als seinem ehemaligen Reichthume Zeugniß geben. Es war der Hauptzweck der Vorlesungen dieses Berichts, die Genauigkeit nachzuweisen, mit der die Propheten den Staat und die Hauptstadt Idumea's beschrieben, so wie auf das wunderbare Zusammentreffen ihrer Weissagungen und der gegenwärtigen Verödung dieser Stadt aufmerksam zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 361. 26 December 1832.

Ueber den Zustand des Medizinalwesens in der Moldau.

Von Dr. Friedrich Zuccarini.

Als man in der Moldau mit der Einführung des sogenannten neuen Reglements in den Jahren 1831 und 1832 alle Zweige der inneren Staatsangelegenheiten bearbeiten wollte und mußte, und tausend Hände an der Straße arbeiteten, auf welcher die Kultur einziehen und im Lande fortschreiten sollte, fand man bei Wegräumung des alten Schuttes und des bodenlosen, überall angehäuften Unrathes einen mächtigen Stein des Anstoßes, an welchen man in der Moldau bisher eben so wenig gedacht hatte, als an den Stein der Weisen: das Medizinalwesen. Den früheren Regierungen hatte dieses Wesen wenig Sorge gemacht; es saß als Schmarotzerpflanze fest auf der saftigen Wurzel des Fürsten, und der reichen Bojarenhäuser, und konnte auf deren Unkosten ganz gut gedeihen. So wie man in dem alten Dacien noch viele römische Nasen antrifft, so traf und trifft man auch häufig noch römische Aerzte, d. h. solche, die ihr Handwerk mit niedriger Unterwürfigkeit treiben, und einem oder mehreren vornehmen Häusern zugegeben und zugethan, gewissermaßen als Eigenthum derselben betrachtet werden, und dem Patron bei Tisch den lustigen Rath, in Liebes- und Geldangelegenheiten den Mäkler, und am Spieltisch den fehlenden Mann abgeben. Derlei Aerzte waren (und sind zum Theil leider noch) Griechen oder Italiener, die, nachdem sie ihre Humaniora in einer einheimischen Apotheke oder Barbierstube absolvirt, irgend eine italienische Universität beziehen, dort ein paar Jahre lang alle möglichen medizinischen und chirurgischen Kollegien frequentiren, und endlich gegen Erlegung des bestimmten Quantums ein schönes, pergamentenes, mit goldenen Lettern, krausen Unterschriften, und einem mächtigen Siegel geziertes diplomo per la levante erhalten. Diese diplomi per la levante waren einst, ich weiß nicht ob auch jetzt noch, eine gar schöne Einrichtung auf den italienischen Universitäten. Man gab sie solchen Individuen, die ohne andere als vielleicht die obengenannten Vorkenntnisse die Universität bezogen, und den medizinischen Kurs in aller Eile durchgemacht hatten. Man sah nun zwar die Mangelhaftigkeit solcher Studien wohl ein, und genirte sich, derlei Doktoren dem gelehrten Ausland zu zeigen; da sie aber eben so gut wie jeder Andere bezahlten, so schlug man den scharfsinnigen Mittelweg ein, sie zwar zu Doktoren zu kreiren, jedoch mit dem vorsichtigen Beisatze per la levante, wo es nicht leicht zu vermuthen war, daß ihr Wissen kontrollirt, und somit die Universität kompromittirt werden könnte. So zogen denn nun die neuen Jünger Aeskulaps hin nach Osten und erfüllten den Orient mit ihrem Wissen und die Erde mit ihren Kranken. Die Türkei und Griechenland sind mit solchen Aerzten bevölkert, und da es in den Fürstenthümern Moldau und Wallachei bis jetzt noch ziemlich griechisch-türkisch herging, und für einen Arzt hier Nichts empfehlender ist als ein Diplom, welches auf gutes, starkes Pergament geschrieben, mit einem, oder noch besser mehreren Siegeln in großen Kapseln versehen, und wo möglich etwas angeraucht ist; so fehlte es nie an einer Menge der obengenannten Aerzte, die, um mit dem seligen Schreger zu reden, ihre Eselshaut nach Dacien brachten, und hier gute Geschäfte machten.

Eine andere Klasse moldauischer Aerzte waren ehemalige österreichische oder französische Militärchirurgen, die vor langer Zeit durch irgend ein Glück oder Unglück hierher versprengt, sich niederließen, Aerzte wurden, und sich nicht unbedeutendes Vermögen erwarben. Der regierende Fürst, Hospodar, hatte einen oder zwei Leibärzte nach Art der türkischen Hekim baschis, welche zugleich oberste Medizinalbehörde des Landes waren. Sie theilten medizinische Ehren- und Gnadenstellen aus, fällten gerichtlich-medizinische Urtheilssprüche, und handhabten die medizinische Polizei ganz auf türkische Weise, d. h. höchst willkürlich, unvollkommen, unwissend und bestechlich. Die Spitäler befanden sich in einem bejammernswürdigen Zustand. Bekanntlich sorgen die Türken aus religiösen Grundsätzen für öffentliche Brunnen, Hunde, Abtritte und — Krankenanstalten. Gewöhnlich trägt aber der fromme Eifer, wodurch solche Anstalten oft reich dotirt sind, keine erfreulichen Früchte, weil die Fonds von gewissenlosen, schlecht oder gar nicht kontrolirten Verwaltern verzehrt wurden. Nicht zu verwundern ist es, daß solche Mißbräuche, die leider oft mitten im gebildeten Deutschland angetroffen werden, in der ganz türkisch gestalteten Moldau die tiefste Wurzel gefaßt hatten, so daß die, mit der frömmsten Absicht gestifteten, reich begabten Kranken- und Versorgungsanstalten nur dazu dienten, die dabei Angestellten zu bereichern, den daranstoßenden Kirchhof zu erweitern, und die Luft rings herum zu verpesten. Der Zustand der Apotheken war dem des übrigen Medizinalwesens angemessen. Die Apotheker versorgten den Leib- und Oberarzt reichlich mit Zucker und Liqueur, und

leicht konnten Fünfe grad seyn, wenn nur ihre Buden mit all dem Plunder versehen waren, den die Schule verlangt, aus welcher die oben beschriebenen Aerzte kommen, so daß sogar das Album gräcum (welches bis auf heutigen Tag von einem griechischen Arzt in Jassy fast täglich verschrieben wird) nicht fehlen durfte. Die Mäkler Aesculaps waren auch seine eifrigsten Priester, und manchem Apotheker trug seine Praxis mehr ein, als sein Kram. Die Aerzte hüteten sich wohl, Irrthümer und Mißbräuche der Apotheker zu entdecken, selbst wenn sie auch solche erkennt hätten, denn von dem Wohlwollen derselben hing zum Theil ihr Ruf ab. Arzt und Apotheker wuschen sich wechselseitig die Hände und befanden sich wohl dabei; denn es war, und ist zum Theil noch, ein unbestrittener Grundsatz, daß Niemand die Fähigkeiten des Arztes besser beurtheilen könne, als eben der Apotheker. Ich sah in Konstantinopel eine Reihe von Aerzten, auf Kundschaft wartend, in einer Apotheke sitzen; Jemand trat ein, und verlangte vom Apotheker einen Arzt; dieser ließ sich genau über den Zustand des Kranken berichten, musterte dann mit prüfendem Blick die anwesenden Aerzte, und gab nach kurzer Ueberlegung, welcher von ihnen für den vorliegenden Fall am besten tauge, einem einen Wink, worauf dieser seine Pfeife weglegte, und sich mit dem Boten des Kranken entfernte. Ebenso, vielleicht etwas weniger handgreiflich, ging es in der Moldau zu, und auch jetzt noch gibt es Aerzte in Jassy, die sich um die Gunst der Apotheker bewerben, um von ihnen empfohlen zu werden; gibt es Männer, selbst Damen von Einfluß, die die Mißbräuche der Apotheker gegen die Behörden in Schutz nehmen; gibt es Leute, die mit zwei Rezepten verschiedener Aerzte in die Apotheke kommen, und den Apotheker um Rath fragen, welches das bessere sey. Die sämmtliche Chirurgie war in den Händen der Barbiere, das Klystieren ausgenommen, welches ein altes Privilegium der Apotheker war. Die Geburtshülfe wurde von Hebammen geübt, die unter keinerlei Aufsicht standen, und bereitwillig den Damen alle Dienste leisteten, die sie verlangten, ohne fürchten zu müssen, zur Verantwortung gezogen zu werden. Häufig jedoch waren die Damen in die Geheimnisse, deren sie bedurften, nach orientalischer Sitte, selbst eingeweiht, und halfen sich selbst und Anderen um so leichter, als man in den Apotheken alle Drastica und Abortiva ohne Anstand im Handverkauf haben konnte. Wehe dem Apotheker, der derlei zu verabfolgen sich geweigert hätte, wehe auch jetzt noch dem Arzte, der solche Mißbräuche zu hindern sucht! Instrumental-Geburtshülfe kannte man kaum. — Die Thierarzneikunst wurde fast ausschließlich von Zigeunern geübt, und war vielleicht der bestbestellte Theil der medizinischen Wissenschaften, indem diese Wilden in dem an Pferde- und Viehzucht reichen Lande manches gute Mittel für Thierkrankheiten besitzen, auch fast ausschließlich die Beschlagkunst ausüben, die sie freilich etwas roh handhaben.

(Schluß folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

6. Civilisation.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Schauspiel, das den Mauren viel Vergnügen macht, sind die Marktschreier und Springer, die man oft in den Städten und bei Jahrmärkten anlangen sieht, wo man auch einer anderen Art begegnet, nämlich wandernden Historikern, welche das Volk mit großer Begierde anhört, die aber, lächerliche von ihnen erfundene oder ausgeschmückte Neuigkeiten auftischend, die Landesgeschichte entstellen, oder die arabischen Mährchen vortragen, die den Bewohnern des Mogh'rib besonders gefallen. Die Santons und Quacksalber sind zwei andere Arten von Possenreißern des heutigen Mauritaniens: die Erstern sind gewöhnlich Blödsinnige, Verrückte und ganz Wahnsinnige, da alle diese in diesen Ländern als Heilige und von Gott mit Vorzug geliebte Leute betrachtet werden. Als solchen verzeiht man ihnen auch die tadelnswertheste oder lasterhafteste Handlung. Wir *selbst sahen zu* Tanger auf öffentlichem Platze einen solchen eine junge Braut ergreifen, und unter der geräumigen Verhüllung des Hhaik eine That verrichten, die anderswo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen würde, die aber dort zu Lande der Bräutigam des Opfers weder hindern noch rächen konnte. Die Schöne hielt sich übrigens für geheiligt. Gott, sagen die Mauren, rechnet drei Gattungen von Personen auch die verbrecherischste Handlung nicht als Sünde an, nämlich Kindern, *Schlafenden und Narren*, welche letzteren man für heilig hält, weil man glaubt, daß sie in himmlische Betrachtungen verloren sind, und dem Himmel ihre Unschuld lieb ist. Die Frauen laufen sie zu küssen, und bei so eifersüchtigen Leuten scheinen die unsittlichen Handlungen, die für fromm gehalten werden, ganz unglaublich. Diese Heiligkeit geht vom Vater auf den Sohn über, und die Kinder sind geehrt, wie es ihre Väter waren. Die Quacksalber oder Zauberer besitzen Geheimnisse gegen den Biß der Schlangen und giftigen Insekten, vermittelst welcher sie dieselben handhaben und Künste treiben, welche Erstaunen erregen, ohne daß ihnen dabei ein Leid geschieht. Oft verschlingen sie dieselben lebendig im Angesicht einer Menge staunender Zuschauer. Diese Quacksalber, im Lande A'isauri, nämlich Schüler eines gewissen Sidi Ben A'isa, ihres Schutzheiligen, genannt, bilden im Mogh'rib wie anderwärts in Nord-Afrika eine Art religiöser Verbrüderung, und haben zu Fas ein geräumiges Heiligthum. Gegen den Julius begeben sie sich in zahlreichen Haufen in die Provinz Sus, um Schlangen einzusammeln, und haben dann ein jährliches Fest, wo sie springen, tanzen und mit großer Schnelligkeit den Kopf schütteln, bis sich ihnen dieser dreht, worauf sie wie Wahnsinnige durch die Straßen der Städte rennen, jeden ihnen in den Weg gerathenen Schwarzgekleideten anfallend, und Alles, was ihnen in die Hände fällt, beißend, zerreißend und verzehrend. Sie scheuen sogar das Feuer nicht, und zerstücken glühende Kohlen mit Fingern und Zähnen. Wir selbst haben sie die Schlangen ergreifen und lebendig verzehren gesehen, die sie mit sich führen, wobei das Blut ihnen aus dem Munde auf ihre Kleider herablief. Kommen sie so in irgend eine Stadt, wo es Christen und Juden gibt, so braucht die Ortsbehörde immer die

Vorsicht, diese zu ermahnen, in ihren verschlossenen Wohnungen zu bleiben, so lange das Fest dieser Rasenden währt, die wahrscheinlich bereits den Römern unter dem Namen Marii und Psylli bekannt waren.

Die Männer unterhalten sich gewöhnlich in den Barbierstuben, bei Marktgeschäften und Gewerben oder durch den Gartenbau. Bisweilen sieht man sie auch über die Felder oder den Strand streifen, feurige Pferde reitend und sich mit dem La'b-el-barud oder Pulverspiel vergnügend, das namentlich an Festen und wenn sie eine ausgezeichnete Person besonders ehren wollen, stattfindet. Sie theilen sich dann in zwei Haufen, einer vom andern etwa zwei Flintenschüsse entfernt, auf einem offenen und ebenen Platze. Sie stoßen hierauf ein dem Angriffsruf im Kriege ähnliches Geschrei aus, schicken hierauf von beiden Seiten einige Reiter voraus, die mit verhängtem Zügel im stärksten Galopp und mit der Flinte bewaffnet reiten, sich ein wenig auf die Seite biegend, wenn sie einander begegnen, worauf sie gegenseitig die nur mit Pulver geladene Waffe einander in die Seite oder auf den Rücken abfeuern. Zieht nun jeder Trupp langsam den Seinen zu, um von neuem zu laden, so wird er von der entgegengesetzten Seite verfolgt und im Rücken angegriffen; und so geht es fort, so lange noch Pulver zum Verpuffen da ist. Ein anderes dieser Spiele heißt Hyadhrun, oder Abfeuerung der Waffe auf die Brust, wobei die Streiter sich halbmondförmig aufstellen und auf ein gegebenes Zeichen ihre Flinte, einer nach dem andern als eine Art Salve für irgend eine Person, die sie besonders beehren wollen, abfeuern. Dieses Spiel ist gleichfalls eine Art von Signal im Felde, wo das ganze Heer auf diese Weise Proben seiner Geschicklichkeit ablegt. In den Wohnungen und Kramläden spielen sie das Dam- und Brettspiel und bisweilen Schach, bei ihnen Setrendsch genannt. Sie spielen Dieß nicht um Geld, aber der Verlierende muß erlauben, daß der Sieger ihm an seine Mütze einen Strohwisch oder Federbusch steckt, was ihnen höchst unangenehm ist. Dem Könige geben sie den Namen El-Scheikh, d. i. der Alte, die Königin nennen sie Lella oder Dame, den Thurm Er-roch, das Pferd El-färs, den Läufer El-fil und die Pions El-Häri.

Begegnen die Mauren sich, so wiederholen sie mehrmals ihren Gruß Salem alikom, d. i. Friede sey mit Euch; bei den Christen aber begnügen sie sich mit dem Salâma nämlich Gruß, oder Sö'bähh-el-khair, guten Tag oder guten Morgen, und M'sâ-el-khair, guten Abend. Leute geringern Standes neigen sich und legen die rechte Hand auf das rechte Knie, indem sie das Haupt nach einer Seite biegen; reitet der Obere, so küßt man ihm Fuß oder Knie; vor dem Sultan aber werfen sie sich hin und küssen den Boden. Personen gleichen Ranges küssen einander den Kopf oder die Schulter und geben sich die Hand, worauf jeder die seine küßt, während sie ohne Unterbrechung die Fragen wiederholen: Keif-Entâ? Keif-konti? Aisch-Hhâlek? Wie befindest Du Dich? Wie vertreibst Du Dir die Zeit? Wie steht's mit Dir? Worauf der andere erwidert: a'la kheir, sehr wohl, oder hhak hhak, so, so. Die Frauen küssen den Männern, besonders ihren Gatten, die Hand, was nicht die einzige der unsern gerade widersprechende maurische Sitte ist. Wir, z. B. bitten einen Besuchenden zuerst ins Zimmer zu treten: der Maure geht seinem Gaste voraus; wir weisen Dem, den wir ehren wollen die rechte Seite an: der Maure gerade umgekehrt. Wir entblößen aus Achtung das Haupt: der Maure die Füße. Wir küssen anderer Leute Hände: der Maure seine eigenen. Wir nähern die flache Hand dem Gesichte, wenn wir Jemanden ein Zeichen geben wollen, nahe zu kommen: der Maure bewegt sie mehrmals gegen den Boden hin. Wir lassen die Pferdemähne auf die linke Seite hinunterfallen: der Maure auf die rechte, auf der er ebenfalls zu Pferde steigt. Verlassen wir einen Fürsten oder einen Obern, so wenden wir ihm, so lang es angeht, das Gesicht zu, und entfernen uns langsam und ehrerbietig, wogegen die Mauren ihnen sogleich den Rücken drehen, und wegrennen, als flöhen sie vor dem Feuer. Wir stehen aus Ehrerbietung auf: sie bleiben niedergekauert sitzen. Wir tragen das Leinenhemde auf dem Leibe, sie über dem Kaftan. Wir harnen stehend, sie sitzend. Im Allgemeinen hassen die Mauren das Stehen so sehr, daß wenn zwei oder drei Personen zusammentreffen und einige Minuten miteinander zu reden haben, sie sich sogleich an der ersten Mauer niedersetzen, die sie finden, um sich nach ihrer Bequemlichkeit zu unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Citadelle von Antwerpen und ihre merkwürdigsten Belagerungen. *)

Die Citadelle von Antwerpen besteht aus einem regelmäßigen Polygon, das von Contrescarpe bis Contrescarpe 700 Toisen im Durchmesser hat, und von Curtine zu Curtine 400 Toisen. Fast gerade gegen Norden liegt „die Bastion des Herzogs“ (Bastion du Duc), der Schelde zugewendet; „die Bastion Alba“ bestreicht die Esplanade; die Bastion „Paciotto,“ Berchem und die Straße nach Mecheln; die Bastion „Toledo“ beherrscht Boom und die Straße nach Willryck, und die Bastion „Ferdinand“ die Schelde. Das Fort St. Laurent deckt das Ravelin zwischen den Bastionen Paciotto und Toledo; das Fort Kiel das Halbmondwerk zwischen den Bastionen Toledo und Ferdinand. Die vier Bastionen wurden nach ihrem Erbauer: Herzog — Ferdinand — von Alba und Toledo genannt, die fünfte nach dem Ingenieur, der sie erbaute, Paciotto. Alle fünf wurden in den Jahren 1545 und 46 erbaut. Die Lunetten St. Laurent, Kiel und Montebello wurden von den Franzosen unter Carnot angelegt. Man bewundert an ihnen vorzüglich die Schönheit ihrer Verkleidungen. Fort Montebello liegt ungefähr 460 Toisen von der linken Flanke der Bastion Paciotto, auf halbem Wege zwischen der Citadelle und dem Thore von Mecheln. Es ist bestimmt die Curtine zu decken, welche die zwei unregelmäßigen Bastionen zur rechten und linken Seite der Esplanade mit einander verbindet, und hängt unmittelbar mit der Stadt durch einen bedeckten Weg und die Befestigungen dem Beguinenthore gegenüber zusammen.

Bei der gegenwärtigen Belagerung lehnt sich die französische Parallele mit ihrer rechten Flanke an die Hauptlinie (Capitale) des Forts Montebello, dehnt sich in einem unregelmäßigen Halbkreis um das Fort St. Laurent aus, und erstreckt sich fast bis an den vorspringenden Winkel des Fortes Kiel, wo die Belagerer durch die morastige Beschaffenheit des Bodens gezwungen wurden, ihre Arbeiten zu beendigen. Die äußerste Entfernung der Transcheen von dem Korps der Citadelle ist ungefähr 480 Toisen, ihr nächster Punkt bei den Forts St. Laurent und Kiel, ungefähr 250, gegen die beiden leztern hat sich inzwischen die Stellung der Belagerer durch die Erstürmung des Forts St. Laurent bedeutend verändert.

In der Nacht des 5 Dezembers wurden zwölf Batterien vollendet, die zwanzig Minuten nach eilf des folgenden Mittages ihr Feuer eröffneten, und zwar die Batterie I in Montebello mit 6 Vierundzwanzigpfündern, und 2 Paixhans (achtzölligen Haubizen), um die linke Haupt-

---

*) Hiezu der Belagerungsplan der Citadelle, welchem wir demnächst auch eine Karte von Antwerpen und seinen Umgebungen folgen lassen werden.
Anm. d. Red.

linie der Bastion Paciotto so wie das Fort St. Laurent von der Reverse zu beschießen. Die Batterie II wurde nahe auf dem Glacis von Montebello mit zwei Sechzehnpfündern und zwei Paixhans armirt, um die rechte Flanke der Bastion Paciotto zu enfiliren; die Batterie III, ungefähr 100 Toisen weiter links, mit 4 Vierundzwanzigpfündern und 2 Paixhans, um die rechte Seite des Halbmondes hinter dem Fort St. Laurent zu bestreichen; die Batterie IV mit 5 Sechzehnpfündern und 2 Paixhans, um die rechte Flanke das Forts Laurent zu beschießen; die Batterie V, um die Capitale von St. Laurent mit 6 Vierundzwanzigpfündern, 2 Sechzehnpfündern und 2 Paixhans in gerader Linie zu beschießen; die Batterie VI, dreißig Toisen davon zur Linken, um die linke Enfilade, die rechte Flanke der Bastion Toledo, mit 2 Sechzehnpfündern und 2 Paixhans zu bestreichen; die Batterie VII mit 6 Vierundzwanzigpfündern, 2 Sechzehnpfündern und 2 Paixhans, um die linke Seite von St. Laurent und die rechte Seite der Bastion Toledo zu rasiren; die Batterie VIII mit 5 Sechzehnpfündern und 2 Paixhans, um die linke Seite des Ravelins zwischen den Bastionen Toledo und Ferdinand zu bestreichen; die Batterie IX mit 9 Paixhanshaubitzen, um die linke Flanke der Bastion Toledo zu beschießen; die Batterie X, mit 8 Vierundzwanzigpfündern, um die linke Seite des Forts Kiel und den Halbmond hinter ihr zu bestreichen. Die Batterie XI oder A, unmittelbar hinter der zehnten Batterie, mit 10 zehnzölligen Mörsern armirt, um das Corps der Citadelle zu beschießen, und die Batterie XII oder B, unmittelbar hinter den Batterien 5 und 6, mit 8 zehnzölligen Mörsern besetzt, um gleichfalls das Corps der Citadelle mit Bomben zu bewerfen. Im Ganzen spielten also am 4 December 69 Geschütze von schwerem Kaliber, und 18 Mörser, im Ganzen 87 Feuerschlünde gegen die Mauern der Citadelle und ihrer Vorwerke.

Die beständigen Regen, die in den ersten fünf Tagen fielen, machten das Erdreich so durchaus bodenlos, daß es ungeachtet aller Anstrengungen der Arbeiter und künstlicher Mittel, dem Boden Festigkeit zu geben, unmöglich wurde, die Geschütze vor dem dritten December einzuführen, obgleich die Batterien und Platformen schon am Tage zuvor fertig geworden waren. Zur Rechten vom Fort St. Laurent bis nach Montebello hin war der Grund etwas fester; aber zur Linken, bei den Batterien 8, 9 und 10, war es unmöglich, die Geschütze auf dem gewöhnlichen Wege in den Approchen fortzuschaffen. Man faßte daher einen kühnen Entschluß, der in der Geschichte der Belagerungen denkwürdig bleiben wird, und führte ihn auch glücklich aus. Man untersuchte nämlich den Boden vor den Laufgräben und fand ihn haltbarer, als in denselben, und mit Hülfe einer angemessenen Anzahl von Pferden und Arbeitern führte man die Geschütze vor den Parallelen, auf halbe Flintenschußweite von den Wällen rings herum, und Dieß mit nur geringem Verluste, da die Belagerten über die Köpfe der Leute, die mit dieser kühnen Aufgabe beschäftigt waren, wegschossen, oder ihre Bomben zu kurz warfen.

Antwerpen und seine Citadelle, auf die gegenwärtig ganz Europa mit gespannter Erwartung den Blick gerichtet hält, ist in der Kriegsgeschichte durch mehrere denkwürdige Belagerungen berühmt geworden. Mit seinen Forts abwärts auf dem linken Scheldeufer St. Marie, de Peerle Lieftenshoek, wie auf dem rechten mit den Forts Oosterweel, Lillo, Frederick Hendrick u. s. w. und der Tête de Flandre gegenüber, wurde Antwerpen als der Schlüssel der Schelde und als eine durch ihren Reichthum wie durch ihre günstige Lage für den Welthandel höchst wichtige Stadt, jederzeit als ein Hauptstützpunkt militärischer Operationen betrachtet, den sich die kriegführenden Parteien abzugewinnen strebten. Die erste Belagerung oder vielmehr Blokade von Bedeutung, die Antwerpen auszuhalten hatte, war die des Herzogs von Parma, in den Jahren 1584 und 1585, deren Geschichte unsern Lesern aus Schiller's Abfall der Vereinigten Niederlande hinlänglich bekannt seyn wird. Mit einem kaum zwölftausend Mann starken Heere war es ihm nicht möglich, eine Stadt von solchem Umfange und so starken Befestigungen, die damals über achtzigtausend Einwohner zählte, regelmäßig zu belagern, wozu er eines doppelten Heeres an beiden Ufern des Stromes, um ihr die Verbindung mit Flandern und Brabant abzuschneiden, und einer hinlänglichen Anzahl Schiffe zur Sperrung der Schelde bedurft haben würde. Ohne diese Mittel und mit einem Heere, dem es am Nothwendigsten fehlte, und das deßhalb jeden Augenblick in offene Meuterei auszubrechen drohte, unternahm der Herzog, allen Gründen zum Trotz, die sein Kriegsrath dagegen geltend machen wollte, die Belagerung, in der Absicht, Antwerpen durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Der Riesenbau einer Brücke in der Nähe von Calloo, über die dort mehr als zwölfhundert Schritte breite Schelde, um den Belagerten die Zufuhren aus Seeland abzuschneiden; die Versuche des „Archimedes von Antwerpen," Friedrich Gianibelli, das gefahrdrohende Werk durch Brander zu zerstören, deren einer auch einen großen Theil der Brücke durch seine vulkanische Explosion zertrümmerte, und beinahe dem Herzog selbst verderblich wurde — ist aus der obenerwähnten Geschichte des Abfalles der Niederlande hinlänglich bekannt. Die innere Uneinigkeit der Stadt vereitelte alle kräftigen Maßregeln des klugen Bürgermeisters St. Aldegonde und alle Anstrengungen des tapfern Obet von Teligny, und Antwerpen sah sich am 17 August 1585 zur Uebergabe gezwungen.

Die zweite denkwürdige Belagerung von Antwerpen fiel im Jahre 1746 vor, wo der Marschall von Sachsen, ohne viele Anstrengungen sich der Stadt und der stromabwärts gelegenen Forts bemächtigte, und dann die regelmäßige Belagerung der Citadelle begann, vor der er in der Nacht vom 25 auf den 26 Mai die Laufgräben eröffnete. In der fünften Nacht wurden die Sappen bis an den bedeckten Weg vorgerückt, der in der sechsten von den Franzosen eingenommen wurde, nachdem ihn der Feind verlassen hatte. Nachdem die Böschung sogleich in Stand gesetzt und drei Breschbatterien auf dem Kamme des Glacis aufgepflanzt worden waren, übergab der Gouverneur am 1 Junius, dem siebenten Tage der Belagerung, die Citadelle. Diese kurze und schwache Vertheidigung muß man zum Theil außer einer wahrhaft lächerlichen Feigheit der Besatzung dem Umstande zuschreiben, daß die Citadelle damals minder befestigt als gegenwärtig und nur schlecht mit Schießbedarf und Mundvorrath versehen war. Nach der Eroberung Belgiens im Jahre 1792 öffnete Antwerpen freiwillig seine Thore den französischen Waffen. Die Citadelle wurde damals, wie jetzt, von der Seite von Berchem her angegriffen, um die Stadt keiner feindseligen Behandlung Preis zu geben. In der Nacht vom 25 auf den 26 November wurden bei einem starken Froste die Laufgräben mit dem gewünschten Erfolge eröffnet, und die Arbeiten hierauf von der Seite von Kiel her vorgeschoben. Wie bei der gegenwärtigen Belagerung war auch damals das Wasser den Arbeiten hinderlich, man konnte die Transcheen nur achtzehn Zoll tief machen und sah sich gezwungen, was an Tiefe abging, an Breite zuzugeben, um den nöthigen Aufwurf zur Schulterwehr zu erhalten. Der Gouverneur, der nur 1200 Mann Besatzung, wenig Munition, und keine Hoffnung auf Entsatz hatte — denn in seinem Rücken wurde das ganze Land von den Franzosen besetzt gehalten, Mainz war erobert, und Luxemburg eingeschlossen — ergab sich am 30 November, nach viertägiger Belagerung als kriegsgefangen. In allen diesen Belagerungen scheinen die Gouverneurs der Citadelle wenig Werth auf ihren Besitz gelegt zu haben, wenn die Stadt einmal in Feindes Händen war. Gegenwärtig ist es gerade der umgekehrte Fall; die Eroberung der Citadelle soll nicht nur eine militärische Frage lösen, sondern auch eine Handelsfrage, in der eine Befestigung, wie die Citadelle, welche die Schelde und mit ihr den Handel und die Wohlfahrt Antwerpens und Belgiens überhaupt beherrscht, eine wichtige Rolle spielt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der königlichen Gesellschaft der Literatur zu London wurde jüngst ein Brief des Sir W. Gell vorgelesen, worin die Entdeckung des lange schon gemuthmaßten Hafens von Pompeji angezeigt wird; die Schiffe sollen darin noch auf ihren Seiten liegend, und von den vulkanischen Ausbrüchen bedeckt und so viele Jahrhunderte hindurch unverletzt erhalten, gefunden worden seyn. Man zählte bereits gegen dreißig Maste.

In China ist für das Jahr 1832 der erste chinesisch-englische Kalender herausgekommen. Seinen Angaben zufolge belief sich die Bevölkerung des himmlischen Reiches auf 362 Millionen (?) und die der Hauptstadt Peking allein auf 5 Millionen. (?)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Beilage: Der Belagerungsplan der Citadelle von Antwerpen.)

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 362. 27 December 1832.

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksâ.

6. Civilisation.

(Fortsetzung.)

Worin aber die Mauren und alle Muselmänner im Allgemeinen sich in ihren Gebräuchen am meisten von den christlichen Völkern unterscheiden, ist der unglückliche Zustand desjenigen Geschlechts, das die schönste Hälfte des Menschenstammes ausmacht. Eingeschlossen, eingeengt, bewacht und zu gleicher Zeit verachtet, verzehrt sie Neid, Eifersucht, aller herbe Schmerz der gedemüthigten Eigenliebe und geringgeschätzten Schönheit. Vermählt theilen sie keines der [illegible] [illegible]iges Vergnügen; sie sitzen nicht an dem Tische ihres Herrn, und die Frauen aus dem Volke stehn, während er speist, bieten ihm das Waschwasser und küssen seinen Fuß. Die Frauen haben die härtesten und erniedrigendsten Beschwerden des Hauswesens und Ackerbaus zu tragen: sie schöpfen das Wasser aus entfernten Brunnen, brechen die Zelte auf, beladen die Kamele, während die Männer sich zur Unterhaltung in einen Kreis setzen. Auf der Reise reitet der Mann, die Frau geht und erhält Schläge, wenn sie sich nicht beeilt. In den Städten macht der übermäßige Gebrauch warmer Bäder, das sitzende Leben des Harem und die Langweile der Einsamkeit sie so frühe altern, daß sie mit 25 Jahren die doppelte Zahl zu haben scheinen. Auf der Erde unglücklich, halten die Mauren sie für ausgeschlossen vom Paradiese, und man zweifelt sehr, ob sie eine Seele haben. Es würde unmöglich seyn, einem Araber oder Mauren begreiflich zu machen, daß Gott, der den Menschen zum Herrn der Thiere schuf, das Weib zuletzt als Herrin des Mannes, als Urbild der Schönheit und als das Lächeln der Natur gebildet. Man muß bei allen Dem gestehn, daß unter diesen elenden Geschöpfen Beispiele von Sanftmuth, Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit gegen das einzige Wesen, das sie als ihren Herrn betrachten, häufiger vorkommen, als man glauben sollte. Von der eiteln Weltliebe frei, schenken sie ihren Kindern ungetheilte Zärtlichkeit, und den Blicken des Volks sich nie zeigend, bewahren sie ihre geheimen Grazien für Den, der ihr Herrscher und Besitzer ist. Die Mauren verheirathen ihre Kinder sehr frühe, um sie zur Arbeit an- und von der Verschwendung abzuhalten; sie machen aus ihnen bald Kaufleute, bald Matrosen, Weber, Gerber, Schuster, Schmiede u. s. w. Keiner schämt sich ein nützliches Handwerk auszuüben; der Kadhi und der Gouverneur der Stadt verheirathen ihre Töchter an einen Künstler oder Handelsmann, ohne sich im Geringsten solcher Verwandtschaft zu schämen. Uebrigens ist unter despotischen Regierungen, wo der Herrscher Alles und die Unterthanen ein Sklavenhaufen sind, die Rangverschiedenheit minder bedeutend, es sind unermeßliche Abstufungen, welche das augenblickliche Vertrauen des Herrschers in einem Moment entstehn und verschwinden macht. Der Sultan von Marokko macht in einem Nu aus einem Bassa einen Soldaten, und aus einem Soldaten einen Bassa. Mehr als einmal ist der Gouverneur einer Provinz abgesetzt [illegible]

Da übrigens die meisten Sitten und Gebräuche der Mauren denen der übrigen arabischen und mohammedanischen Völkerschaften gleich sind, so wollen wir uns nicht in Details über ihren Nationalkultus, dessen Gebräuche und Ceremonien und den äußeren Pomp bei Beschneidungen, Vermählungen, Hochzeiten und Begräbnissen, über den Aberglauben, die Unduldsamkeit, den Luxus der Begüterten, die physische und moralische Erziehung der Kinder, den Gebrauch der Bäder und andere Sitten einlassen, die allen Muselmännern gemein sind. Einige Gebräuche indeß sind den Bewohnern des Mogh'rib-ul-Aksâ eigenthümlich, worunter jener, authentisch und vor den Augen der Anwesenden die Jungfräulichkeit der Braut zu beweisen, und das Recht des Gatten sie, sollte diese Prüfung nicht überzeugend ausfallen, ihren Eltern zurückzusenden. Die bedeutenden Kosten einer maurischen Heirath sowohl in der Stadt als auf dem Lande, haben zu dem Sprüchwort Anlaß gegeben, daß „die Christen ihr Geld in Prozessen verschleudern, die Juden in Beobachtung ihrer Feste, und die Mauren bei ihrer Verheirathung."

Um diesen Versuch eines Bildes des gesellschaftlichen Zustandes und des Charakters der Mauren zu beendigen, und einen Beweis zu geben, daß sie noch gerade dieselben sind, wie ihre Vorfahren zu Jugurtha's und Boguds Zeiten, wollen wir hier eine Anekdote anführen, die bereits von Grey Jackson in seinen Anmerkungen zur Reise des Hadschi A'bd-es-salâm-es-schabeini erzählt worden ist. Ein Mann wurde wegen eines Mordes eingekerkert. Nachdem er eine Zeit lang im Gefängnisse gelegen, erwartete man von Tag zu Tag den kaiserlichen Befehl zur Erschießung des Elenden oder zum Abhauen der Hand, womit man vermuthete, daß er

seinen Feind getödtet. Ein Freund des Gefangenen, begierig ihn zu retten, erkaufte eine mit dem Innern des Kerkers wohlbekannte Person, um ihm mittelst der Flucht die Freiheit zu verschaffen, indem er eine bedeutende Summe Geldes vorausbezahlte unter der Bedingung, daß der Befreier später die Erreichung des Zweckes augenscheinlich beweisen müsse. Die Nacht, in welcher die Befreiung stattfinden sollte, wurde bestimmt, und die Seile bereitet dem Gefangenen bei Uebersteigung der Kerkermauern zu helfen. Unterdessen wurde der nächste Verwandte von Jenen des Gemordeten, der seiner vermeinten Pflicht und der Sitte gemäß nach dem Blute des Mörders streben mußte, von dem, der das Rettungswerk unternommen, glauben gemacht, der Gefangene sey nicht mehr im Kerker, sondern gesichert an einem Orte, wo er sich anheischig machte, ihn in die Hände des Rächers zu liefern. Alles abgemacht und der Angeber natürlich für den Dienst von neuem bezahlt, wurde der Verwandte beschieden, sich auf einer gewissen Anhöhe nicht weit vom Gefängnisse einzufinden, wo er um zwei Uhr nach Mitternacht seinen Feind unfehlbar finden würde. Derjenige, welcher den ersten Vertrag zur Befreiung geschlossen, mußte sich an derselben Stelle eine Stunde später einfinden. Unterdessen ward die Befreiung wirklich pünktlich um zwei Uhr bewirkt, und der Gerettete benachrichtigt, sein Freund werde ihn um drei Uhr bei jener Anhöhe aufsuchen, um ihn an einen sichern Ort zu bringen. Kaum aber war zwei Uhr vorüber, so fand sich der Verwandte des Gemordeten ein, der ohne Mitleid einen Dolch in das [illegible] und sich dann entfernte. Um drei Uhr den Leichnam. Da er sich nun gegen den sogenannten Befreier beklagt, antwortet ihm dieser kalt: „ich habe meine Verbindlichkeit erfüllt, euern Freund aus dem Gefängnisse zu retten, und der Lohn kommt mir dafür zu. Mit Allem, was nach seiner Befreiung geschah, habe ich nichts mehr zu thun. Ich muß euch indeß benachrichtigen, daß ich sogleich, nachdem er den Kerker verlassen, einen Unbekannten nahen sah: Entdeckung fürchtend, verbarg ich mich unter den Felsen. Kurz darauf kehrte ich zurück, und fand euren Freund tödtlich verwundet in seinem Blute schwimmen. Da ich mich ihm näherte, hatte er kaum noch die Zeit vor seinem Hinscheiden seinen Mörder zu nennen, und mir zu sagen, daß es der nächste Verwandte des von ihm getödteten Mannes gewesen sey."

(Schluß folgt.)

Ueber den Zustand des Medizinalwesens in der Moldau.

(Schluß.)

So beiläufig, und gewiß eher schlimmer als besser, war der Zustand des Medizinalwesens vor den neuen Veränderungen. Um es in wenigen Worten zusammenzufassen, genügt es zu sagen, daß der Zustand des Medizinalwesens entsprechend mit dem Kulturzustande der höheren Klasse der Bewohner verglichen werden kann, in welcher eine Mischung aller Thorheiten, Mißbräuche und Laster des Orients und des Occidents, und nur wenig von dem moralisch und wissenschaftlich Guten der beiden Himmelsgegenden an utreffen ist.

Nun sollte auf Einmal Alles anders, Alles besser werden, und die neue über das Land geschwungene Ruthe sollte eine Zauberruthe seyn, mit deren ziemlich fühlbaren Streichen man die Barbarei vieler Jahrhunderte mit einem Male wegzupeitschen dachte. Solcher Ruthen waren viele, aber der Zauber, durch den man sich Gutes von ihnen versprach, bestand nur in ihrer Neuheit, mit welcher sie als neue Besen gut kehrten, und Staub genug aufrührten, der aber insgesamt wieder zurück und in die Augen Derer fiel, die sich unterfingen, bekehren, statt bloß kehren zu wollen. Im September 1831 wurden im versammelten Divan von dem präsidirenden russischen General, vom Erzbischof, Metropoliten, und den Sitz und Stimme habenden Bojaren die Medizinal-Angelegenheiten ins Reine gebracht. Es wurde vor Allem ein medizinischer Papst erwählt, der unter dem griechisch-römischen Namen Protomedikus die oberste Gewalt haben sollte, in ärztlichen Angelegenheiten zu binden und zu lösen. Man band ihn aber auch selbst etwas, indem er seine oberste Gewalt mit dem Chef der Truppen, Hatman, und dem Minister des Innern, beide ebenso neu, obwohl etwas höher geboren als er, theilen mußte, wodurch eine oberste Behörde unter dem Titel Sanitäts-Comité gebildet wurde. Ferner wurde eine Kommission geschaffen, bestehend aus fünf Aerzten, unter dem Präsidium des Protomedikus, welche über die medizinischen Angelegenheiten des Landes, und zunächst der Hauptstadt, wachen sollte. In den verschiedenen Distrikten des Landes sollten Kreisphysici ernannt werden, deren nächste, unmittelbare Behörde der Protomedikus seyn sollte. Die Apo- [illegible] Um die Chirurgie war man in größerer Verlegenheit, als man es selbst wußte; die Aerzte durften, nach österreichischer Sitte, Nichts von Chirurgie verstehen; die in Oesterreich gestempelten magistri und patroni chirurgiae sind hier zu Aerzten potenzirt und somit der Verlegenheit enthoben worden, in ihrem Fache Etwas leisten zu können, indem sie ihre wundärztlichen Blößen mit einem Doktormantel bedecken. Im ganzen Lande ist ein Doktor der Chirurgie und Geburtshülfe, dem die übrigen Aerzte alle, den Protomedikus nicht ausgenommen, was diese Fächer betrifft, aufs Wort glauben müssen. An Hebammen ist kein Mangel: die meisten sind aus ungarischen Schulen und haben vortreffliche Zungen. Der einzige, für das ganze Land angestellte Veterinärarzt muß viel Gewerbsbeeinträchtigung von den Zigeunern leiden.

Dieß war beiläufig die Form des neuen Medizinalkörpers. Nun sollte dieser kunstreich zusammengesetzten Form auch etwas Geist eingeblasen werden, welchem Geiste in raschem Fluge Kultur und Aufklärung im Lande herumzutragen befohlen war. Dieser Flug aber glich dem eines Maikäfers, den ein Knabe an einem Faden gebunden in die Höhe wirft. Der ärztlichen Kommission waren Instruktionen gegeben, nach welchen die Hauptpflichten derselben seyn sollten: Der Pfuscherei und dem Charlatanism in Stadt und Land zu steuern, strenge Aufsicht über die Apotheken zu führen, die neue die Apotheken betreffende Ordnung in Ausübung zu bringen, die medizinische Polizei zu handhaben, Spitäler zu untersuchen, Krankheits- und Sterblichkeits-Listen zu führen, zu impfen, unentgeldlich zu behandeln, wer immer ärztliche Behandlung verlangt, und zu allen sonstigen ärztlichen Diensten disponibel

zu seyn, die die Regierung etwa verlangen könnte. Wahrlich ein schöner Wirkungskreis, in welchem die Mitglieder voll frischer Hoffnungen zu arbeiten anfingen. Doch diese Hoffnungen waren bald enttäuscht. Der unmittelbaren Behörde der Kommission, der sogenannten Epitropie der ärztlichen Kasse, standen zwei der ältesten und reichsten Bojaren vor, die große Feinde aller Neuerungen waren, besonders wenn ihr Ansehen dadurch beeinträchtigt wurde. Eine solche Beeinträchtigung sahen sie schon gleich Anfangs darin, daß die Regierung ihnen das selbstständige Eintreiben und Verwalten des Fonds der ärztlichen Kasse abnahm und es dem öffentlichen Schatz unter den Händen des Finanzministers, Vestiars, einverleibte. Gekränkt dadurch, daß sie durch diese Neuerung gewissermaßen zu untergeordneten Kassieren herabgesetzt wurden, die die ihnen aus der Vstierie angewiesenen Gelder nur an die Angestellten weiter zu befördern hatten, während sie ehemals diese Gelder selbst eintrieben und über ihre Verwendung zu gebieten hatten, suchten sie nun um so strenger die Gewalt auszuüben, die man ihnen, unzweckmäßig genug, über die Aerzte gelassen hatte, deren Kassenverwalter sie waren. Sie sollten das Organ seyn, durch welches die Kommission mit der Regierung in Verbindung trat; an sie sollte die unzählige Menge von Vorschlägen, Berichten und Erörterungen gelangen, die die Kommission der Regierung zu machen hatte, sie sollten der Kommission die Kraft verleihen, wirksam aufzutreten, wo es nöthig war. Aber von all Diesem konnte Nichts geschehen, ohne an alten, tief eingewurzelten Vorurtheilen zu rütteln, an welchen die alten Herren selbst hingen, und bei deren Antastung sie sich selbst, oder ihre Weihrauch streuenden Schützlinge gekränkt sahen. Durch jeden Schritt, der zum Besseren führen sollte, wurden mannichfaltige, vielfach verschlungene Interessen verletzt, die durch niedrige Schmeichler, Wohldiener und Verläumder aufs kräftigste vertheidigt wurden. Bald war die Kommission, deren größter Theil der Mitglieder es sich vorgenommen hatte, rücksichtlos gerade und kräftig vorwärts zu gehen, so verketzert und verschwärzt, daß Alles, was sie vorschlug, ohne Erfolg, Alles, was sie that, ohne Wirkung bleiben mußte. Vergebens suchte die Kommission bei der Regierung, vergebens bei dem Protomedikus Schutz, welcher, selbst in großer Verlegenheit, nicht weiß, wo er anfangen soll, und keine Verbeugung machen kann, ohne rückwärts Jemanden auf den Fuß zu treten, der dann wieder weiter tritt. Er ist auf Regierungsbefehl Präsident der Kommission, und berathschlagt und unterzeichnet als solcher alle Petitionen und Beschwerden, die an ihn, als wesentliches Mitglied des Sanitäts-Comités, der zweiten Instanz der Kommission, gelangen. Dagegen gibt er sich auch jeden Tadel selbst, den er als Protomedikus der Kommission, und somit auch ihrem Präsidenten, zu geben hat. Seine Instruktionen kreuzen sich mit denen der Kommission; seine Verhältnisse zur Regierung sind ebenso verwirrt, als die der Kommission zu ihm und zum Comité. Die Triebfeder aller Intriguen, die diese Verwirrung hervorbrachten, sind, wie obenerwähnt, Leute, die durch das Gute, was bezweckt werden sollte, ihr Ansehen und Interesse beeinträchtigt sahen, und bei den vorzunehmenden Veränderungen nicht immer geschont werden konnten, so gern man Dieß auch that, wo sie unschädlich waren. Diese Leute benützen nun ihren ganzen Einfluß, um gegen die Neuerung in Bewegung zu setzen, was sich nur bewegen läßt, selbst Himmel und Hölle in Gestalt heiliger Männer und unheiliger Weiber. Sie haben es mit der Restauration schon ziemlich weit gebracht, und ihrem vereinten Bestreben wird es bald gelingen, die oben beschriebene Ordnung der guten alten Zeiten wieder herzustellen. Bereits ist der Eifer sämmtlicher Besserungseiferer im Kampfe des Gemeinsinns mit dem gemeinen Sinn erkaltet; die Meisten sind klüger geworden und lernen nach und nach, wie man eine Besoldung in Ruhe verzehren muß. Mit Anderen habe auch ich mir vorgenommen, mich genau zu halten an des Pater Franziskaners goldne Regel, die einst der kluge Berganza unserem Hoffmann einprägte, nach welcher man die Welt gehen lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Pater Prior nichts als Gutes reden muß. Eben um dieser goldenen Regel willen enthalte ich mich der Anführung von Thatsachen und der Nennung von Personen, wie überhaupt jeder weitern Erörterung der moldauischen Medizinal- und anderer Reformen, es sey denn, Jemand wollte die Wahrheit des Gesagten in Zweifel stellen, in welchem Falle ich dann freilich aus dem Archiv der Kommission und anderen Vorrathskammern des gewichtigsten Schwarz auf Weiß Beweise genug hervorlangen müßte, deren weitere Verbreitung nicht Jedermann willkommen wäre.

Jassy im August 1832.

Die Citadelle von Antwerpen und ihre merkwürdigsten Belagerungen.

(Schluß.)

Die Franzosen verloren Antwerpen im Jahre 1793, nahmen es wieder in Besitz im Jahre 1794, und blieben darin bis 1814, wo Carnot aus seiner freiwilligen Verbannung herbeieilte, um für die Vertheidigung des vaterländischen Bodens die Waffen zu ergreifen, und von Napoleon mit der Vertheidigung dieses Platzes gegen die Alliirten beauftragt wurde. Zwölf Jahre prachtvoller Arbeiten hatten inzwischen Antwerpen zu einem der großartigsten Marinearsenale und zu einem der festesten Plätze in Europa gemacht. Im Jahre 1804 war der Grundstein zu dem herrlichen Bassin gelegt worden, das Napoleon graben ließ, und das einen Umfang erhalten sollte, um wenigstens zwanzig Linienschiffe aufnehmen zu können. Auch an den Hafen von Antwerpen wurden ungeheure Summen verwendet; die offenen Docken allein kosteten dreizehn Millionen Franken. Der Tête de Flanders gegenüber ist die Schelde 700 Metres breit und bei niedrem Wasserstand 20, bei hohem 40 Fuß tief. Hier wollte Napoleon eine Brücke über den Strom erbauen lassen; es kam indeß zur Erleichterung der Verbindung mit dem jenseitigen Ufer nur zu einer fliegenden Brücke. Die Unfälle des Jahres 1812 und 13 vernichteten überhaupt neben den andern großartigen Planen Napoleons auch seine Absichten, in Bezug auf Antwerpen, das er zu einer der ersten Handelsstädte der Welt erheben wollte.

Der englische General Graham suchte Antwerpen Anfangs durch einen Ueberfall einzunehmen; was aber fehlschlug, worauf die Alliirten sich begnügten, die Festung zu blokiren. Carnot's Vertheidigung war so großartig, wie sie von einem Feldherrntalente seiner Art zu erwarten war. Die Feinde konnten sich niemals so weit in der Nähe festsetzen, um Bomben in die Festung zu werfen; die Garnison hielt fortwährend die nahen Dörfer Borgerhout und Berchem besetzt und machte mehrmals Ausfälle auf Stunden in die Runde, um den Feind in ehrerbietiger Entfernung zu halten. Erst nach der Einnahme von Paris räumte Carnot Stadt und Citadelle auf Befehl der Bourbons und übergab sie den Alliirten; worauf sie die Engländer im Namen des Königs Wilhelm von Holland von 1814 bis 1816 besetzt hielten. Uebrigens kann man sagen, daß die Citadelle gegenwärtig zum erstenmale ernsthaft vertheidigt wird; wobei den Holländern die von den Franzosen neuangeleg-

den Halbmonde, Lunetten, Bollwerke u. s. w. sehr gut zu Statten kommen dürften, und die Schwierigkeiten der Belagerung bei der ohnehin höchst ungünstigen Jahreszeit nicht wenig vermehren müssen. Wie groß diese überhaupt bei jeder Belagerung einer nur einigermaßen wohl vertheidigten Festung sind, hat Carnot selbst in seinen dem französischen Artillerieobristen Hulot ertheilten Instruktionen, mit folgenden Worten geschildert, die wir hier mittheilen, um denjenigen Lesern, die eben nicht eine deutliche Vorstellung von einem Angriff auf einen befestigten Platz haben, als nothwendige Erläuterungen des gegenwärtigen Kampfes vor Antwerpen zu dienen:

„Der Belagerer eröffnet gewöhnlich drei Parallelen; die erste wenigstens sechshundert Metres von dem bedeckten Wege *); die zweite auf 300 Metres und die dritte, am achten oder neunten Tage der Belagerung auf der Hinterseite des Glacis sechzig Metres von den vorspringenden Winkeln des bedeckten Weges. Aus dieser Parallele wird er nun am zehnten Tage nach Eröffnung der Trancheen debouchiren. Wenn er den bedeckten Weg nicht mit Sturm oder Minen angreift, wird er mittelst einer doppelten Sappe auf den Kapitalen der ersten Werke sich bis auf dreißig Metres der Spitze der vorspringenden Winkel des bedeckten Weges nähern. Hier wird er sich rechts und links durch eine gewöhnliche Sappe so ausbreiten, daß er über die Verlängerungen der Flanken eines jeden Werkes auf einen Raum für acht oder zehn Schanzkörbe hinauskommt. Hierauf wird er den äußersten Enden der Sappe den nöthigen Ausschnitt geben, um Trancheereiter aufwerfen zu können. — Dieß sind ziemlich hohe Erdaufwürfe, um hinter ihnen in den bedeckten Weg einzudringen. Auf der innern Seite dieser Trancheereiter werden mittelst Schanzkörbe stufenweise erhöhte Bänke errichtet, auf denen Grenadiere stehen, und von den obersten derselben auf den bedeckten Weg feuern können, um den Feind daraus zu vertreiben. Von diesem Feuer unterstützt, eröffnen die Belagerer eine neue doppelte Sappe, die gerade auf den vorspringenden Winkel des bedeckten Weges zuführt, um das Couronnement mittelst eines befestigten Sammelplatzes (Logement) auf dem Kamme der Spitze des Winkels von beiden Seiten aufzuwerfen. Wenn man in drei Tagen von der dritten Parallele auf diesen Punkt kommt, so hat man keine Zeit verloren, und nach genauen Berechnungen wäre es am zwölften oder dreizehnten Tage nach Eröffnung der Trancheen, wo die Belagerer mit ihrer Sappe den Kamm und die vorspringenden Winkel des bedeckten Weges erreichen können.

„Wenn das Couronnement des ganzen bedeckten Angriffsweges vollendet ist, so beginnt die Artillerie ihre ersten Breschebatterien anzulegen. Während dieser Zeit führt das Geniekorps die Sappe rechts und links weiter und bringt nach dem Profil der Traversen in den bedeckten Weg ein, und sucht nach einigen andern Vorarbeiten die Descente in den Graben zu bewerkstelligen. **) Nun wird Bresche geschossen. Angenommen, daß alle diese Arbeiten so gut und schnell als möglich vor sich gehen, würden die Belagerer wenigstens sechs Tage brauchen, um vom Kamm des bedeckten Weges an den Fuß der Bresche zu gelangen; folglich werden sie ihren ersten Angriff auf die vorgeschobenen Werke erst am achtzehnten oder neunzehnten Tage nach Eröffnung der Trancheen zu Stande bringen, vorausgesetzt, daß inzwischen die Batterien die Bresche praktikabel gemacht haben. Die durch Minen gesprengte Bresche kostet mehr Zeit, und ist mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als die von Kanonen eröffnete.

„Gelingt der Sturm, so errichten die Ingenieurs das Logement, indem sie die ganze Breite der Bresche umfassen, und von der Mitte des Wallganges ausgehen. Der Belagerer, nachdem er sich so auf der Bresche der ersten Werke festgesetzt hat, muß die Logemens in ihrem Wallgang bis zur Contrescarpe fortsetzen, dort neue Batterien errichten, Stücke einführen, Bresche schießen, Wege in die Gräben eröffnen, und endlich das Korps des Platzes stürmen — lauter sehr langsam von Statten gehende und gefährliche Arbeiten; die ihn, vorausgesetzt auch, daß sie glücklich zu Stande gebracht worden sind, noch nicht einmal zum Herrn der Festung machen, da die Belagerten hinter den Breschen ihrer Mauern neue Verschanzungen errichtet haben müssen. Wenn die Belagerer vor einem gewöhnlichen Platze und mit gewöhnlichen Mitteln zum Angriffe schreitend, von Eröffnung der Trancheen an wenigstens vierzig Tage nöthig haben, um unter die Retranchemens der Belagerten zu gelangen, angenommen, daß weder Ausfälle, noch das Feuer aus dem Platze die Arbeiten nicht verzögern, wie lange würde erst ein Feind vor Antwerpen aufgehalten werden, einer herrlichen Festung, die so im Ueberflusse mit Artillerie und allen andern Vertheidigungsmitteln versehen ist?

„Außer diesen angedeuteten Schwierigkeiten muß auch noch in Anschlag gebracht werden, daß die Belagerer vom Beginn ihrer Arbeiten an vorzüglich darauf Bedacht nehmen, ihre Laufgräben vorzurücken, und so viel als möglich zu decken, und aus den Kanonen und Mörsern ihrer Batterien ein wirksames Feuer zu unterhalten, was im Fortgang der Belagerung bei weitem nicht mehr so genau in Obacht genommen wird, als Anfangs, weil sich die Arbeiten in dem Maße vermehren, als man sich nähert, und das Feuer der Belagerten mit jedem Schritte vorwärts gefährlicher und mörderischer wird.“

*) Früher eröffnete man sie auf eine viel beträchtlichere Entfernung, während bei der gegenwärtigen Belagerung die erste Parallele schon auf 450 Metres gezogen wurde.

**) Dieß geschieht mittelst eines staffelförmigen Ganges, der aus den Couronnements durch den bedeckten Weg und die Verkleidungsmauer der Contrescarpe in den Graben geführt wird.

Nachdem die hier im Auszuge mitgetheilten Instruktionen Carnot's, eines der vollgültigsten Gewährsmänner in seinem Fache, noch aller Mittel erwähnt haben, die den Belagerten zu ihrer Vertheidigung zu Gebote stehen, schließt er mit der Behauptung, daß die Gefahren für die Belagerer mit der Vorrückung ihrer Arbeiten sich verdoppeln und erst auf dem Glacis, d. h. ungefähr am fünfzehnten Tage nach Eröffnung der Trancheen die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen. „Das Hinabsteigen in die Gräben, der Sturm auf die Bresche, sagt er, sind Momente der schrecklichsten Art und machen bei einer entschlossenen Besatzung und nachdrücklicher Gegenwehr, die größten Anstrengungen, deren menschlicher Muth fähig ist, nothwendig.“

Vermischte Nachrichten.

Dreizehn neuseeländische Häuptlinge haben auf die Nachricht, daß die Franzosen die Absicht hätten, sich auf ihrer Insel mit gewaffneter Hand festzusetzen, folgendes Schreiben an den König von England ergehen lassen: „König Wilhelm, wir die Häuptlinge von Neu-Seeland, an diesem Orte, Kerikeri genannt, versammelt, schreiben Dir; denn wir hören, daß Du der große Häuptling jenseits der Wasser bist, und die vielen Schiffe, die in unser Land kommen, Dir gehören. Wir sind ein Volk ohne Reichthum. Wir haben nichts, als Bauholz, Flachs, Schweine und Kartoffeln. Wir verkaufen diese Dinge an Dein Volk und erhalten dafür europäische Güter. Nur Dein Land ist gegen uns freigebig. Von Dir auch kommen die Prediger, die uns den Glauben an Gott Jehova und seinen Sohn Jesus Christus lehren. Wir haben gehört, daß der Stamm der Marian (die Franzosen) herankommen will, um unser Land wegzunehmen. Wir bitten Dich daher, werde unser Freund und der Beschützer unsrer Inseln, damit nicht die Zerstücklung von andern Stämmen über uns komme, und Fremde uns nicht unsers Landes berauben. Und wenn Einige von Deinem Volke uns beunruhigen und Ungerechtigkeiten gegen uns begehen, denn es leben hier mehrere derselben, die von ihren Schiffen entlaufen sind; so bitten wir Dich, Deinen Zorn auf sie fallen zu lassen, damit nicht der Zorn des Volkes dieses Landes auf sie falle. Dieser Brief ist von uns, den Häuptlingen von Neuseeland. Folgen die Unterschriften: Warrahi, Rewa, Patuone, Nene, Keteao u. s. w.

•

Vor einigen Tagen, sagt das „Athenäum,“ wurden auf der Harrowstraße die ersten Versuche mit einem von den Herren Squire und Maceroni erbauten Dampfwagen angestellt. In der Leichtigkeit sich zu wenden und Anhöhen hinanzufahren, scheint dieser Wagen jeden andern irgend einer Art zu übertreffen. Das Geräusch, das der Dampf verursachte, wenn er nach verrichtetem Geschäfte durch die Abzugsröhren ausströmte, machte einige Pferde auf der Straße scheu; indeß ist zu hoffen, daß Diesem von den Erfindern leicht abgeholfen werden könne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 363. 28 December 1832.

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

Den Gemüthszustand des Schah, den alles Blut, das sein Grimm ihn vergießen ließ, nicht beschwichtigen konnte, schildert der Verfasser in Folgendem:

„Das Feuer, das in seiner Brust wüthete, entbrannte nur um so heftiger, je mehr er sich seinen Gedanken überließ. Tausend Entschlüsse kreuzten sich in seiner Seele und alle endigten mit irgend einem blutigen Vorhaben; allein keines schien seiner Rache genügend. Es muß indeß bemerkt werden, daß die Art von Leidenschaft, die er für seine Nichte empfand, keineswegs blos eines gewöhnlichen Liebhabers war; es war eine beinahe ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit, mit einem Gefühle von Dankbarkeit gegen Die gemischt, die ihn fühlen ließ, daß es wenigstens auf der Welt ein Wesen gab, das für ihn besorgt war. Diese Ueberzeugung nun war in seinen Augen gleichfalls eine leere Vorspiegelung seines Gehirnes, ein falsches hohles Gefühl geworden, und die dadurch entzündete Erbitterung mischte sich mit den Gefühlen des gekränkten Stolzes und der beleidigten Heiligkeit seiner Würde; und allen peinlichen Gemüthsbewegungen, die die Ehre eines Persers verletzen können, was Alles zusammen ihn fast wahnsinnig machte. „Sie stirbt! Sie stirbt!" wiederholte er sich selbst unaufhörlich, während er das Haupt in die Hand gestützt dasaß, oder von seinem Sitze aufstand und umherging. Er besann sich hin und her, wie er sein Vorhaben ausführen sollte, aber er fand Nichts, was seinen Empfindungen entsprach. Anfangs dachte er an den Thurm und wollte sie von dort hinabstürzen lassen; allein er fürchtete, ihr Geschrei möchte den Harem in Aufruhr bringen und dieser ihrer Hinrichtung sich widersetzen. Einen Augenblick wollte ihn seine Wuth fortreißen, die Strafe selbst an der Schuldigen zu vollziehen; ein andermal wollte er sie vor seinen Augen hinrichten lassen, um sich an ihren Qualen zu weiden; allein wenn der Augenblick der Entscheidung kam, fand er, daß er nicht im Stande sey, ihren Anblick zu ertragen, so sehr fühlte er, daß er ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber ganz ihrer Gewalt anheim fallen würde. Endlich sammelte er sich so weit, um einen bestimmten Entschluß zu fassen und sie tödten zu lassen, ohne sie noch einmal zu sehen. Sadik war ein Mann, auf dessen Treue er sich verlassen konnte; denn nie war er von ihm hintergangen worden. Langsam in seinen Entschließungen und muthig in der Ausführung war dieser lang erprobte Diener über jeden Verdacht erhaben und ihm beschloß der Schah die schwarze That aufzutragen. Er ließ ihn also rufen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie von keinem Ohr belauscht würden, ließ er Sadik so nahe treten, daß er fast flüsternd mit ihm sprechen konnte, und sagte dann mit allem jenen furchtbaren Ernste, den man von ihm kannte: „Sadik, ich war immer mit Deinen Diensten zufrieden. Dein König verlangt jetzt eine Probe Deiner Ergebenheit, die er keinem Andern auftragen kann, als Dir." Dann holte er tief aus der Brust einen langen Seufzer herauf und fuhr fort: „Amima stirbt! Ich habe es gesagt. Nimm sie diese Nacht von hier hinweg — laß mich nichts mehr von ihr sehen. Geh', zeige ihr Dieß" — hier gab er ihm das Armband — es wird ihr Alles deutlich machen. Geh'!" — Wohl hätte er gern noch mehr hinzugefügt, aber fast verging ihm der Athem. Sadik, voll der entsetzlichsten Bestürzung würde geantwortet und gegen diesen grausamen Befehl Vorstellungen gewagt haben; allein der Schah gab ihm durch Zeichen, deren nur ein Wahnsinniger fähig ist, Befehl zu gehen, und da er wußte, was die Folge seyn würde, wenn er sich widersetzte, so küßte er den Boden und entfernte sich."

Amima wird unversehens aus ihrem Gemache abgeholt und muß auf Befehl eines vermummten Mannes ein Pferd besteigen und mit ihm die Stadt verlassen. Es ist Sadik, der beschlossen hat, ihr Leben zu retten und sie deßhalb in die große Salzwüste, eine Wildniß von abschreckender Furchtbarkeit, geleitet. Die ganze Nacht über setzen beide ihren Weg in großer Eile fort und bei Tagesanbruch läßt Sadik das Mädchen vor einer Hütte absteigen, die ein alter blinder Mann bewohnt. Es ist Hussein Kuli, Amima's Vater, der auf Geheiß Mohammed Aga's geblendet und gleichfalls Sadik zur Hinrichtung überliefert, aber von diesem, mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet und in diese Wüste gebracht worden war.

Miriam, dem Weibe des hingerichteten Schikar Baschi und ihrem Sohne Ali war es inzwischen gelungen, nach Asterabad zu entkommen, wohin sie Zohrab die Nachricht von Amima's unglücklichem Ende hinterbringen. Mitten in seinem Schmerz darüber langt die Botschaft an, daß der Schah mit einem mächtigen Heere heranrückt und Zaul Khan und seinem Sohne Tod und Verderben geschworen hat. Hier ist eine Episode eingeflochten, wie sie in der Politik des Orientes noch bis auf diese Stunde häufig genug vor-

kommt. Mohammed Aga hat nämlich einen seiner Höflinge Schir Khan abgesendet, der sich verkleidet nach Asterabad schleicht, dort den Firman des Schah's gegen Zaul Khan an der Moschee anschlägt, den Munschih und einige Mollahs des Khans besticht und dann entweicht. Auf der andern Seite hat auch Zaul Khan den buckeligen Barbier durch große Geschenke und Verheißungen auf seine Seite gebracht, wobei er sich zu seinen Sendungen an den Gozu des Sohnes des hingerichteten Oberjägermeisters bedient. Während diese geheimen Umtriebe im Stillen eingeleitet werden, ist man sich auch im Felde mit gewaffneter Hand näher gekommen. Die Asterabaden überfallen unter Zohrab's Anführung das Heer des Schah's, richten unter ihm eine große Niederlage an, und nehmen oder vernageln seine Geschütze. Der Schah ahnet Verrath und findet auch bald darauf seinen Verdacht bestätigt. Zohrab hat nämlich Ali abermals an den Buckeligen abgesendet, dieser aber wird durch die List Zulma's gefangen und bei ihm ein Brief an den Gozu gefunden, der sofort auf Befehl des Schah's gehangen wird und so ein seines Lebens würdiges Ende findet. Es würde uns zu weit führen, hier dem ganzen Verlaufe des Krieges zwischen Mohammed Aga und den Asterabaden zu folgen: es genüge zu sagen, daß der Schah mit Hülfe des verrätherischen Munschih, Asterabad überfällt und erstürmt, daß in dem furchtbaren Kampfe, der sich dabei entwickelt, Zaul Khan erschlagen und Zohrad, nachdem er Wunder von Tapferkeit verrichtet, gefangen, gefesselt und von dem Könige zum Tode verurtheilt wird. In Asterabad selbst wird ein schreckliches Blutbad angerichtet und von den wilden Siegern alle Gräuel verübt, die in den Kriegen des Orientes so gewöhnlich sind. In dem Augenblicke kommt Fateh Ali im Lager des Schah's an, der in nicht geringer Verlegenheit ist, wie er seinem Neffen das Schicksal seiner Schwester mittheilen soll.

„Komm näher, sagte der König, als der Prinz eintrat und den Schah in einer Ecke des kleinen Zeltes sitzen sah, das nur von zwei langen Wachskerzen erleuchtet war, die in der Mitte des Gemaches brannten. „Du hast wahrscheinlich vernommen, weßhalb wir Dich vor unsere Gegenwart beschieden,“ fügte er in einem Tone hinzu, der sehr verschieden von Dem war, den ein Neffe von seinem Oheim erwarten konnte. — „So wahr ich Dein Opfer bin, erwiderte der Prinz, die Ursache wurde mir nicht angedeutet.“

„Hat Niemand unter der Hand Dir einen Wink zukommen lassen?“

„Bei dem Haupte des Schah! Nein;“ antwortete er. „Erst diesen Morgen wurde Dein Knecht gewahr, daß er sich das Mißfallen des Schah zugezogen. In der Verwaltung der Provinz ist er allen ihm ertheilten Weisungen genau nachgekommen und bei dem Segen Allah's! die Gefilde, die früher unbewohnt waren, blühen jetzt. Des Schah's Maliat (Einkommen) hat sich vermehrt, und Dank der königlichen Weisheit sind die Menschen zu Schiras glücklich. Wenn die verspätete Ankunft Deines Knechtes eine Schuld trägt, so schwöre ich bei dem Salze des Königs und bei dem Haupte des Propheten, daß ich auf dem Wege nicht länger rastete, als nöthig war, um den Pferden Ruhe zu gönnen, daß ich nicht einen Tag zu Ispahan verweilte und selbst nicht nach Teheran ging, wo ich doch vielleicht von meiner Schwester Nachricht zu erhalten hoffen konnte, um deren allein willen ich das Leben liebe. So kam ich in der größten Eile, sobald ich von den Kriegsereignissen in Asterabad hörte. Was kann Dein Knecht mehr sagen?“

„Der Schah saß einige Zeit in Stillschweigen versunken da, und blieb zuletzt doch noch immer in Ungewißheit, wie er dem Prinzen, der nicht im Mindesten sein Unglück ahnete, die Schreckensnachricht mittheilen sollte. Es war ihm fast unlieb, daß Fateh Ali nicht einmal einen Argwohn von Amima's Schicksal gefaßt hatte und er fand, daß er sich auf den ganzen Sturm der ersten Entdeckung gefaßt halten müsse. Endlich aber stieß er jedes zartere Gefühl, das ihm selbst zum Trotz auf der Oberfläche seiner Gedanken emportauchen wollte, zurück und beschloß zu seiner gewöhnlichen Auskunft in allen Schwierigkeiten, die von dem Gewissen erhoben werden konnten, seine Zuflucht zu nehmen — d. h. als Tyrann und Despot zu verfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksá.

6. Civilisation.

(Schluß.)

Die Mauren und Araber im Allgemeinen, besonders die Schellöchen, halten es für eine unumgängliche Pflicht, jeder von ihnen individuell, das in der Familie vergossene Blut zu rächen, und den Mörder durch alle möglichen Mittel und Wege aufzuspüren. Ihre Beobachtung dieser Verpflichtung ist eine *solche*, daß man Menschen sehr einträgliche Aemter *verlassen* gesehen hat, um sich, viele Jahre nach der begangenen That, in fremde Länder zu begeben, den Tod eines Verwandten zu rächen, wenn sie, durch den Tod anderer Familienglieder, die nächsten Verwandten des Gemordeten geworden sind. Diese traurige Blutrache ist bisweilen der Grund, daß der Tod eines Einzigen zwanzig andere Morde veranlaßt und ganze Stämme und Bevölkerungen in lange und grausame innere Fehden verwickelt.

Um endlich irgend eine Idee von dem Lichte zu geben, in welchem etwas vernünftigere Mauren unsere europäische Civilisation betrachten, wollen wir hier die Antwort anführen, welche einer von ihnen dem genannten Grey Jackson gab, der sich gegen ihn über die Leidenschaft der Mauren ereiferte, an schwer zu entdeckenden Orten ihre Schätze, nämlich alle ihre Baarschaft an Gold und Silber zu vergraben, die von dem Kapital überbleibt, das zum Handel oder zum Schmuck der Frauen verwendet wird: mit der Gefahr, daß bei einem plötzlichen Tode die verborgenen Summen für die Erben verloren gehen, da man die Stelle nicht kennt wo sie vergraben sind. Wirklich kann man behaupten, daß es auf der ganzen Erdoberfläche kein Land gibt, wo so viel baares Geld in den Eingeweiden der Erde verborgen liegt. „Wir — erwiderte der Maure — verwenden unsern Ueberfluß zum Schmuck der Frauen und verlangen, sie reich gekleidet zu sehen. Ein andrer bedeutender Theil unserer Schätze wird den heiligen Rechten der Gastfreundschaft gewidmet, die ihr Christen nicht zu üben wisset. Denn ihr betet den Götzen der Prahlerei an; ladet eure Freunde

zu Mittag- und Abendessen und zu Bällen, um sie mit gewissen Portionen von Speisen und Getränken zu versehen, und sie köstlich zu bewirthen, indem ihr mit Gerichten und starken Flüssigkeiten, welche für ein ganzes Regiment Muselmänner zu viel seyn würden, ihre Sinne entflammt. Ueberdieß stellt ihr eure prächtigsten Bankette für Personen an, die deren durchaus nicht bedürfen, während ihr die wahren Bedürftigen Hungers sterben laßt: Beweis genug, daß das, was ihr thut, nichts ist denn Prahlerei und eine unsinnige phantastische Verschwendung. Wir hingegen und mit uns jeder gute Muselmann geben den Armen den zehnten Theil unserer Habe, außer einem bedeutenden Theile, den wir zum Unterhalt nicht der Reichen, die dessen nicht bedürfen, sondern fremder Gäste anwenden, welche aus einem Lande in das andere reisen. So kann bei uns ein Armer von dem Strande des Mittelmeers bis zur Gränze der Sahhara reisen, ohne einen Fels im Zipfel seines Mantels. So arm und verlassen auch ein solcher seyn mag, weiß er doch immer eine Mahlzeit zu finden, so wie eine Herberge für einen, zwei, drei Tage, wohin er auch seine Schritte wenden möge. Besuchte er einen Duar von Arabern, ein Beduinenlager, eine Bereber- oder Schellöchenhütte ohne brüderliche Aufnahme und Herzlichkeit zu finden, so würde dieser Duar, dieses Lager, diese Hütte entehrt und mit dem Stempel unauslöschlicher Schande bezeichnet bleiben. Deßhalb, verzeiht uns, wenn wir sagen, daß in euern Ländern eine solche Gastfreundschaft nicht besteht, ungeachtet der große Lehrsatz Sidna A'isâ-s (unseres Herrn Jesus) die Nächstenliebe ist. Was nun Frauen und Pferde betrifft — fuhr der marokkanische Aristarch fort — so ist vorzüglich England ein Paradies für die Erstern, die dort über Maß und Schicklichkeit erhöht werden, und eine Hölle für die Letztere, indem es keine Gräuel gibt, die man nicht gegen sie begeht, besonders gegen solche, welche Miethkutschen und Karren ziehn. Die Schläge und Peitschenhiebe, die sie von ihren entmenschten Führern erhalten, lassen uns glauben in einem Lande von Barbaren zu seyn, wogegen ihr selbst euch ein gebildetes Volk nennt. Ihr sagt Dieß wohl, aber eure Handlungen strafen die Aussagen Lügen, und wir urtheilen nur nach Thaten, und nicht nach Worten und der eigenen Belobung des Redenden. Wenn ihr aber mit eurer Ueberlegenheit und vorgeblichen Bildung Pomp macht, so ist Dieß nichts als leere Täuschung, und wenn wir euch mit diesen eiteln Ansprüchen prahlen hören, so sind wir genöthigt unsern gemeinsamen Stamm zu beklagen und auszurufen: „O trauriger Zustand der menschlichen Natur!" Es ist indeß zu bemerken, daß der Vater dieses verständigen, aber strengen und damals ausgebrachten Mauren Gesandter an den Höfen von England und Frankreich gewesen war, und viele französische, spanische und englische Sitten in den höheren Klassen der Gesellschaft gesehen hatte.

Um das Ganze mit zwei Worten zu beschließen: das Mogh'-rib-ul-Aksâ ist ein noch jetzt auf einer der untersten Bildungsstufen stehendes Land. Dort sind sogar die Namen der nothwendigsten Wissenschaften unbekannt; keine der schönen Künste wird gepflegt; Derjenige, welcher gestern den höchsten Posten bekleidete, findet sich heute zur gemeinsten Beschäftigung erniedrigt; Talente und Tugenden können weder auf Achtung noch Belohnung hoffen. Der Maure wie der Amazirghe und Araber kennt nichts Höheres als den Besitz einer Frau, eines Pferdes und einer Flinte, und wenn er, einen schönen Rosenkranz in der Hand haltend, sich dem süßen Nichtsthun hingeben kann, so hält er sich für außerordentlich selig. Ihre wenigen Schritte zu einer Art von Civilisation, nach engeren und anhaltenderen Verbindungen mit gebildeten Völkern, verdienen kaum eine namentliche Erwähnung.

Der Tag eines reichen Engländers in Calcutta.

Um vier Uhr des Morgens wird man von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Herrn ruft: „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist vier Uhr." Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder man die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, so steht man auf. Schon strahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabisches Pferd trabt leicht im Sande hin, den der Morgenthau noch benetzt. Man legt eine halbe Meile zurück, bis man an den Ort kommt, wo die Nababs sich zur Unterhaltung zu versammeln pflegen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über den letzten Duell, über das letzte Diner; man kann über tausenderlei reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, keine Anmuth, keine Neuheit. Das Leben in Indien gibt der Seele eine ungemein materielle Richtung, und verwandelt alle Gedanken, alle Verrichtungen des Geistes und des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Offiziere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eigenliebe getrieben, unter dem sogenannten „großen Baume" ein, einem Feigenbaum, der dem Zweikampf geweiht, und an dessen altem Stamme schon Mancher verblutete. Es wird sechs Uhr, und Alles zerstreut sich.

Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt und die alle Jahre Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt, langt er wieder in seiner Wohnung an, wo ihn sein Hindubedienter erwartet, ihm aus dem Sattel hilft, und das keuchende Roß in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer von einer Hand, die an diese Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt, ein dunkles kühles Gemach — bilden den stillen Zufluchtsort, in den sich der unglückliche Britte flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt fast ohnmächtig auf sie hin, und schläft oder schlummert vielmehr bis halb neun Uhr, unfähig zur Arbeit und sogar auch nur zu einem Gedanken.

Um halb neun Uhr nimmt er ein Bad, der größte Genuß in diesem Lande. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, bevor er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück aus Pilau, Brodschnitten und Thee bestehend, wird um halb zehn Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisirte Engländer läßt sich in sein Bureau tragen; hier kaum angekommen, entledigt er sich der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalon und Jacke von Musselin an, dann befiehlt er dem Hindubedienten den Punkah — einen großen beweglichen Fächer — über seinem Kopf in Bewegung zu setzen, und fängt an, so gut es gehen will, das Gold zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine Gesundheit und sein Leben gewinnen läßt. Es schlägt zwei Uhr und das zweite Frühstück unterbricht die Langeweile seines Geschäftes. Diese Mahlzeit ist die genußreichste; sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu dürfen, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen, und die hindustanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich und ausgesucht sind, daß sie ein förmliches Mittagessen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich an sein Geschäft. Man macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit den Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, daß man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und daß die Frau vom Hause Niemand sehen will. Findet man die Thüre offen, so geht man hinein; das Cabriolet rollt unter den dunklen Säulengang des Hauses oder die Schritte der Palantinträger hallen am Gewölbe wider. Läßt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, dessen feierliche und stolz dahin schreitende Gestalt den Weg zeigt, einem andern Bedienten den Besuch des Barkie-Sahib — fremden Herrn — ankündigt, während im Geben die elfenbeinernen Ringe, woran sein silberner Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein stockfinsteres Gemach, wo man die weiche markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuches fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er zwei oder drei Vokale wegläßt, und ihn mit fünf oder sechs Konsonanten bereichert. Endlich sitzt man dem orientalischen Idole gegenüber, das von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekommen ist, um den Diwan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß sich unterhalten; glücklich dürfen sich die Anwesenden preisen, wenn irgend ein neuer Roman, eine neue Verordnung, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes Stoff genug zu Rede und Antwort geben, um die Zeit zu tödten. In Ermangelung eines solchen würden die Verhältnisse des Nachbars, die Bewerbungen dieses jungen Mannes, die Absichten jenes Nababs der genauesten Prüfung unterworfen werden; keine Koketterie, kein Lächeln, keine, auch die leiseste Aufmunterung nicht, ohne kritische Erläuterung und Auslegung bleiben. Man verheirathet ein Paar, das sich verabscheut, man erzählt von Duellen zwischen zwei Männern, die sich brüderlich lieben; die Dame vertheidigt die Männer, der Herr nimmt die Damen in Schutz; zuletzt wird noch ein Dutzend guter Namen auf jenem sündhaften Altare geschlachtet, den Müßiggang und Schwatzlust in allen Ländern der Verläumdung der Salons errichtet haben. Während dieser Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht wird, mit der Zunge um die Wette, und durchsticht Spitzen oder Musseline mit derselben Schnelligkeit, wie jene die guten Namen der Nachbarinnen. Man trennt sich gegenseitig miteinander vollkommen zufrieden, während die Nachbarin, die von der Veranda, dem Balkon des Hauses, über Alles, was bei ihren Nachbarn vorgeht, genaue Spähe hält, ihrerseits am Abende in ihrer Gesellschaft mit reichen Zinsen zurückgibt, was ihr am Morgen ihre guten Freunde vorgestreckt haben. „Ich weiß nicht, wird sie mit schmachtender Stimme sagen, was für wichtige Geschäfte den Kapitän Lurket zu Lady Pressmitis führen; er brachte heute bei ihr drei Stunden zu, während der Herr Gemahl auf dem Bureau war.“

Gegen sechs Uhr verliert der Tyrann des hindustanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern sich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn nirgends in einer großen Stadt des Erdkreises hören kann. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit: tausend Wagen mit zwei, mit vier Rädern, mit einem und mit sechs Pferden rasseln durch die großen Straßen dieser Stadt von Palästen. Der kleine peguanische Klepper galoppirt neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit seinem Galopp. Damen in der offenen Karrosse und Reiter im reichsten Anzuge wollen gesehen werden oder sich sehen lassen. Selbst jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade von Calcutta, wo man frische Luft schöpfen kann und sandbestreute Spaziergänge findet, zusammendrängt. Die Stunde des Mittagessens ruft endlich die Spaziergänger wieder nach Hause und die kurz zuvor erst noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen, stehen verödet: kaum sieht man noch einzelne Fußgänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder jener sittenlosen Leichtfertigkeit sind, welche die schwache Dämmerung nur zur Hälfte verhüllt. Indeß hat man sich zum Tische gesetzt, aber die Mägen, zerrüttet durch die glühende Atmosphäre und den häufigen Genuß gebrannter Wasser, sind fast stets außer Stande, der überflüssigen Mahlzeit die gebührende Ehre anzuthun. Niemand mag nach den Fleischspeisen langen, welche die Tafel bedecken; die Hammelskeule, die Berge von Fischen bleiben unberührt. Vor dem Nachtische werden die Haukahs von Silber und Perlenmutter von den Bedienten mit großem Geräusche hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, aromatische Dampfwirbel aus langen indischen Pfeifen in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden dann von dem Speisesaal in den Salon hinübergeschafft. Der Lärm, der hiedurch verursacht wird, erstickt die Töne des Piano und die Worte der Damen. Wer zum erstenmale aus Europa nach Calcutta gekommen ist, starrt gewiß mit Verwunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichthum und so ausgesuchtem Geschmacke ausgestattet, und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, gefüllt sind, während rauchende Automaten umhersitzen, und einer oder zwei Wilde mit bloßen Füßen und unbedeckten Kopfe, mit ungeheuren Fächern bewaffnet, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung setzen. Halb eilf Uhr schlägt, man zieht sich zurück, und so wird der Tag beschlossen, um am folgenden Morgen wieder begonnen zu werden, wie es oben beschrieben worden.

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Peking enthält einen Bericht Wang-yun-kin's, eines der Censoren der Sitten und Gebräuche, an den Kaiser, worin er Klage führt, daß so viele Studenten bei den öffentlichen Prüfungen als Menschen von geringen Talenten und noch geringerer klassischer Bildung befunden worden seyen. „Wenn sie zur Prüfung gehen, fügt er hinzu, stecken sie listigerweise die Klassiker in kleinen Ausgaben, mit Auslegungen versehen, zu sich, um daraus abzuschreiben, und die Buchhändler sind aus Gewinnsucht bemüht, diese kleinen Ausgaben so viel als möglich zu vervielfältigen. Die Kandidaten tragen solche dann im Busen und in den Aermeln ihrer Röcke und drängen sich, um nicht untersucht zu werden, mit großem Lärm und Unfug in die Prüfungssäle.“ Der scharfsichtige Censor schlug gegen diese Mißbräuche vor, den Buchhändlern zu befehlen, alle ihre kleinen Ausgaben von Klassikern zu verbrennen. Dagegen meint der Kaiser in seiner „mit der scharlachrothen Schreibfeder“ erlassenen Willensmeinung sehr vernünftig, ein solches Gebot werde nur dem Namen nach vollzogen werden, und die bisherige Ungebühr in der Wirklichkeit doch fortbestehen; weßhalb er dem geheimen Rathe und dem Tribunal der Gebräuche, sammt dem Obercensuramte auftrage, in gemeinschaftlicher Berathung sorgfältig zu erwägen, wie „auf ewige Zeiten diese Unschicklichkeiten mit der Wurzel ausgerauft werden können.“

*

Aus China wurde jüngst ein merkwürdiger Spiegel nach Calcutta gebracht, wo er das größte Aufsehen zu erregen scheint. Dieser Spiegel ist aus weißem Metall verfertigt, von kreisrunder Form, und hat ungefähr fünf Zoll im Durchmesser. An der Rückseite befindet sich in der Mitte ein Knopf, an welchem man ihn halten kann; der übrige Theil der Rückseite ist mit verschiedenen Kreisen und einer Art griechischer Leiste in Relief verziert. Die Fläche ist so konvex geschliffen, daß sie das Gesicht in halber Lebensgröße widerspiegelt, hat aber noch die besondere Eigenschaft, daß wenn man die Sonnenstrahlen von dem polirten Spiegel reflektiren läßt, die Verzierungen auf der Rückseite an die Wand geworfen, deutlich zu sehen sind. Der Reisende, der diesen Spiegel aus China mitgebracht, behauptet, daß dergleichen in China sehr selten sind, und daß der hier beschriebene sammt einigen andern vor vielen Jahren durch ein holländisches Schiff von Japan nach China gebracht worden sey. Man hat sich in Calcutta über dieses optische Phänomen sehr den Kopf zerbrochen; übrigens wird der geheimnißvolle Spiegel demnächst nach England gesendet werden, wo gelehrte Physiker, wie Sir David Brewster oder Sir John Herschel das Räthsel lösen mögen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 364. 29 December 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

17. Aufnahme zu Damogguh — Die Todtenerweckung — Rettung eines zum Tode Verurtheilten — Ueberfall und Gefangennehmung der Reisenden — Das Palaver zu Kirrih — Schluß.

Nachdem die Reisenden Bocana verlassen hatten, berührten sie auf ihrer fortgesetzten Fahrt den Niger abwärts nur noch eine kleine Stadt, Namens Abbazacca, deren Häuptling sie freundlich aufnahm, und in seinem eigenen Kanoe ihnen bis Damogguh, einer aus mehreren Dörfern bestehenden weitläufigen Ortschaft, das Geleit gab. Hier wurden sie von dem Häuptling gleichfalls gastlich aufgenommen, der sich unendlich freute, daß einer seiner sehnlichsten Wünsche, weiße Männer zu sehen, in Erfüllung gegangen. Es war für die Reisenden ein tröstliches Vorzeichen für die baldige Beendigung ihrer langen und mühseligen Fahrt, zu Damogguh eine Menge Neger zu treffen, die mit einzelnen europäischen Kleidungsstücken angethan waren und einige englische Worte, die sie von den liverpooler Schiffen, welche Bonny des Palmölhandels wegen besuchen, aufgehascht hatten. Es geschah zu Ehren der weißen Gäste, daß der Häuptling und die ganze Bevölkerung von Damogguh am Tage nach ihrer Ankunft ein großes Fest veranstalteten, welches darin bestand, daß sie von Abends sechs Uhr bis gegen Mitternacht ein ununterbrochenes Musketenfeuer unterhielten. Auch an einer reichlichen Bewirthung mit Palmwein, Bananen, Yams u. s. w., ließ der gastfreie Häuptling es nicht fehlen. Die Reisenden bedauerten, so viele Güte nur durch einige unbedeutende Geschenke erwidern zu können, da ihr ganzer Waarenvorrath völlig erschöpft war, versprachen jedoch, von Bonny aus, wo sie europäische Schiffe zu finden hoffen konnten, ihre Erkenntlichkeit auf eine befriedigendere Art zu beweisen.

Während ihres Aufenthaltes in Damogguh begab es sich, daß der Besitzer der Hütte, in der sie Anfangs untergebracht worden waren, starb, und wie es hieß begraben wurde. Allein einige Tage später verbreitete sich das Gerücht, daß die Schutzgottheit des Mannes ihn wieder vom Tode erweckt habe. Es bildete sich ein langer Zug von Sängern und Tänzern, die sich nach dem Orte begaben, wo das Wunder geschehen seyn sollte: hier fand man wirklich den Wiederauferstandenen, und führte ihn nun im Triumphe durch die ganze Stadt. Während dieser Zeit wurde den Reisenden auch das Glück einem armen Neger, einem nahen Verwandten, wo nicht gar dem Sohne des Häuptlings selbst, das Leben zu retten. Man hatte ihn überwiesen, dem Häuptling ein Stück englisches Baumwollenzeug entfremdet zu haben, worauf der Negerfürst ohne weitere Umstände befahl, den jungen Menschen hinzurichten; wie er denn über Leben und Tod seiner Unterthanen mit der unbeschränktesten Willkür verfügt, und den Reisenden, die sich bei ihm über die Neugier und ungestüme Zudringlichkeit seiner Leute beklagten, die trockene Antwort gab: „Schlagt nur einigen die Köpfe ab.“ Als der unglückliche Neger zum Tode geführt wurde, flehte er auf die rührendste Weise die Fremden um ihre Fürbitte an: alle Einwohner von Damogguh, sagte er, würden umsonst sich für ihn verwenden, die Bitten der weißen Männer aber unwiderstehlich seyn. Die Lander beeilten sich natürlich, seiner Bitte Folge zu leisten, und schickten Anfangs Pascoe an den Häuptling ab, um für den armen Sünder Verzeihung auszuwirken; allein der Negerfürst erwiderte: „Sage den weißen Männern, daß die Fürbitte eines Negers vergeblich seyn würde, aber wenn sie Beide oder Einer von ihnen sich für ihn persönlich verwenden wollen, so werde ich ihm vielleicht Gnade beweisen.“ John Lander verfügte sich hierauf selbst zu dem Häuptlinge, der ohne die geringste Schwierigkeit dem verurtheilten Neger das Leben schenkte. Die Freude und Dankbarkeit des armen Menschen über seine Rettung war unbeschreiblich.

Da das Kanoe der Reisenden durch die lange Fahrt fast völlig unbrauchbar geworden war, so erbot sich der Häuptling von Damogguh, einen Theil ihres Gepäckes und ihrer Leute auf einem seiner eigenen Boote bis nach Bonny bringen zu lassen. Dieses Anerbieten wurde mit größter Dankbarkeit angenommen, und die beiden Brüder vertheilten sich mit ihrem Gefolge in die beiden Boote. John Lander fuhr mit dem alten Kanoe, das sich schwerfällig bewegte, in Gesellschaft Pascoe's, und einiger Sklaven, die auf den Markt nach Bonny gebracht werden sollten, und eines kleinen schönen Negerknaben, den der Häuptling von Damogguh dem Könige von Bonny zum Geschenk sendete, *) dem zweiten Boote voran, in welchem sich

*) Das Tagbuch führt als merkwürdig an, daß diese armen Neger nicht den mindesten Schmerz verriethen, von ihrem Vaterlande getrennt zu werden, obgleich sie wußten, daß sie an der Küste in fremde Länder geführt, verkauft werden und nie mehr ihre Heimath wieder sehen sollten. Alle waren vorher freie Leute, und wurden wegen geringer Vergehungen zu dieser Strafe der Verbannung und ewigen Sklaverei verurtheilt. Bei Tage wurden sie in Fesseln geführt, die ihnen jedoch Nachts abgenommen wurden.

Richard Lander, alle ihre übrigen Leute und Ruderer aus Damoggub befanden. Als sie voll dankbarer Erinnerungen an den gütigen Häuptling vom Lande stießen, fanden sich am Ufer eine Menge der Einwohner ein, die bis an die Kniee in das Wasser des Flusses wateten, und hier ein langes Gebet um eine glückliche Reise der weißen Männer zu ihrem Fetisch sprachen, worauf sie mit den Füßen Wasser nach den Kanoes spritzten. Der Fetisch von Damoggub selbst, der in einer kleinen, auf vier schmalen Pfeilern ruhenden Hütte verehrt wurde, hatte für die Fahrt der Fremden keine günstigen Vorzeichen gegeben, und der Häuptling berichtete ihnen mit großer Niedergeschlagenheit, aus Allem was er von dem Fetisch erfahren könne, gehe hervor, daß sie noch große Mühseligkeiten zu überwinden haben würden, bevor sie die See erreichten.

Die Brüder dachten nicht daran, daß der unförmliche Götze, den sie hinter ihrer Hütte in seiner dürftigen Kapelle gesehen hatten, recht geweissagt haben sollte. Wohlgemuth schieden sie in der Hoffnung, am Abende dieses Tages wieder zusammenzutreffen, obgleich sich die Abfahrt des Kanoes, auf welchem der Häuptling Richard Lander nach Bonny bringen lassen wollte, durch eine lange Fetischceremonie fast bis gegen Abend verzögerte, während dem der jüngere Lander schon geraume Zeit voraus den Fluß hinabgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Zohrab, der Geisel.

(Fortsetzung.)

„Die Ursache Deiner Zurückberufung hat nichts mit Regierungsgeschäften zu thun," sagte der Schah. „Hierüber haben wir nichts zu sagen; aber es betrifft eine Sache, die Dich weit näher angeht. Es betrifft die Aufführung Deiner Schwester."

„Allah! Allah!" rief der Jüngling erschrocken aus: „Was kann sie gethan haben?"

„Höre, sagte der Schah, offenbar in großer Gemüthsbewegung, „ich habe Euch beide wie meine Kinder behandelt! Dich als den Erben meines Thrones — sie als das Haupt meines Hauses, meine Freundin und Vertraute. Was hielt ich je vor ihr verborgen? Kannte sie nicht meinen innersten Gedanken? Leitete sie mich nicht sogar wie ein Kind? Verweigerte ich ihr je eine Gunst? Hatte sie nicht in Allem ihren Willen? Und bei jenem unseligen Vorfalle, wo sie mit dem unsinnigen Massenderani zusammentraf — ein Fehltritt, der ihr nach den Vorschriften des mohammedanischen Lebens in jedem Harem die Verurtheilung zugezogen haben würde — habe ich ihr nicht freiwillig verziehen und Alles in Vergessenheit begraben?

„So wahr Mohammed der Prophet Allah's ist, Dieß ist mir Alles neu;" sagte der erstaunte Fateh Ali.

„Neige Dein Ohr und habe Geduld," erwiderte der König. Was wirst Du sagen, wenn Du hörst, daß sie ungeachtet dieser Nachsicht, ihrer Pflicht gegen mich zum Trotz, zum Trotz des Gehorsams gegen die Gebote unsers heiligen Propheten, überwiesen wurde — kann ich Worte finden, es zu sagen? — daß sie überwiesen wurde, eben diesen Massenderani in ihrem Gemache aufgenommen zu haben."

„Ich erkläre Dieß, schrie der Prinz hier mit einer Donnerstimme, für eine Lüge! Amima weigerte sich, mich, ihren Bruder zu umarmen und sollte sie sich so tief erniedrigen vor einem Unbekannten?"

„Halt, junger Mensch," sagte der Schah, der durch den Ungestüm seines Neffen schon ziemlich aufgebracht wurde. „Höre mich bis zu Ende." —

„Was hast Du mit ihr angefangen?" fragte der Prinz in einem Tone, worin sich Verachtung und Zärtlichkeit mischte. „Hast Du sie ermordet?"

„Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so schweige," rief der König, indem sein Grimm aufloderte. „Deine Schwester hat die Strafe ihres Verbrechens erlitten — sie ist nicht mehr."

„Dann Fluch auf Dein Haupt! Mörder Deines eigenen Blutes!" rief der Jüngling in kühner Entrüstung und außer sich vor Schmerz, wobei ihm fast die Zunge den Dienst versagte, und er sich an die Zeltwand anlehnen mußte. „Mögen die Verwünschungen einer Waisen auf Dein Haupt fallen! Mörder meines Vaters und Deines Bruders! Mörder meiner Schwester, füge auch noch meinen Mord zu dem Verzeichnisse Deiner Gräuelthaten, und Alles wird gut seyn!" — Und ohne an den furchtbaren Mann zu denken, vor dem er gesprochen hatte, wendete er ihm den Rücken und verließ das Zelt.

„Der Zorn des Schah's war während dieser Worte in die furchtbarste Wuth ausgebrochen; sein Gesicht wurde von Krämpfen durchzuckt, er zitterte an allen Gliedern, und seine Lippen konnten kein Wort aussprechen. Endlich aber hatte ihm die Verachtung, mit der ihm der Prinz begegnet war, seine Besinnung wieder gegeben und mit der Stimme eines Dämons brüllte er seinem Gefolge zu: „Greift ihn; bindet ihn! Sadik, so lieb Dir Dein Leben ist, geh' und wirf diesen Sohn des Hundes in die tiefste Finsterniß! Bei dem Haupte des Schah's, ich will Rache nehmen! Wie, bin ich nicht mehr König?"

„Mit dem größten Widerwillen verhaftete Sadik, von zwei Feraschen begleitet, den Prinzen, der ihm ohne den mindesten Widerstand mit gebrochenem Herzen ins Gefängniß folgte."

Fateh Ali, gleichgültig gegen sein unvermeidlich bevorstehendes Schicksal, denkt in seinem Gefängnisse nur der Entehrung seiner Schwester! Der Schmerz darüber brennt in seiner Brust wie ein vergifteter Pfeil. Sadik erhält inzwischen von dem Schah den Befehl, Fateh Ali hinzurichten. „Hörst Du?" sagte der König, „von Dir fordert der Schah sein Blut!" Bei diesen Worten stürzte der sonst schweigsam in die Gebote seines Herrn sich fügende Sklave zu den Füßen seines Gebieters nieder und rief: „Möge der Schah mich tödten; aber er verschone meine Hand mit dem Blute des unschuldigen Jünglings!" Diese Weigerung Sadiks empört den Schah aufs Aeußerste; es wird ihm deutlich, daß unter seiner nächsten Umgebung Mißvergnügen sich eingeschlichen, und er faßt den Entschluß, mit einem Streiche Aller sich zu entledigen, die ihm verdächtig geworden.

„Unter dem Polster, auf dem er saß, nahm er das Kalemdun *) hervor, das hier gewöhnlich verborgen war, und entwarf auf einem Streifen Papier ein Verzeichniß von Denen, die er dem Verderben weihen wollte; an ihrer Spitze schrieb er den Namen Sadik's und des jungen Husseins, seines Gehülfen, da er beschlossen hatte, alle Diener, die zunächst um ihn waren, zu ändern. Dann fügte er noch andere Namen hinzu, deren Ansehen ihm gefährlich zu werden schien. Auch Hadschi Ibrahim, seinen Wessir, schrieb er auf, strich aber den Namen wieder aus, da er noch fernere Beweise von seiner geheimen Unzufriedenheit sammeln wollte. Der Name des Prinzen stand von denen der Uebrigen gesondert.“

Kaum war er mit diesem Verzeichnisse fertig, als Sadik eintrat, und der Schah den verhängnißvollen Zettel hastig unter sein Polster verbarg, wo er ihn aus Vergessenheit liegen ließ, während er sich in seinen Harem begab. Sadik, der Abends die Polster seines Gebieters zurecht legt, findet das Verzeichniß und faßt sogleich seinen Entschluß. Mit Hülfe Husseins ersticht er in der Nacht den Schah, schneidet ihm den Kopf ab, wickelt diesen in ein Tuch und schleicht sich damit in das Schlafgemach des Wessirs, wo er das Haupt des Tyrannen sammt der Liste neben seinen Polster niederlegt. Sadik verläßt sodann die Stadt, wo Fateh Ali auf Betrieb des Wessirs zum König ausgerufen und Zohrab von dem Prinzen selbst aus dem Gefängnisse befreit wird. Sadik eilt inzwischen in die Wüste, um Amima aufzusuchen.“

„Es war ihre Gewohnheit, bei der Neige des Tages den kleinen Hügel zu ersteigen, an dessen Fuß ihre Hütte lag, und nachdem sie ihr Abendgebet verrichtet hatte, das allmähliche Hinabsinken der Sonne an jenem endlosen, unabsehbaren Horizonte zu beobachten, wobei ihr Auge über die weite Wildniß hinstreifte, die sie in der Nacht ihrer Ankunft mit solcher Schnelligkeit durchflogen hatte. In jener Richtung ließ sie stets ihre Blicke und Gedanken dahin schweifen, in der süßen Hoffnung, daß irgend ein befreundetes Wesen, von ihrem Schicksal unterrichtet, den Weg zu ihr finden möchte. Oft täuschte sie ein Röhricht, das sich etwas über die niederen Gewächse der unabsehbaren Fläche erhob, indem sie es für ein lebendiges Wesen hielt, und mit aller Entzückung der gespanntesten Hoffnung und Erwartung beobachtete.“

*) Ein kleines gemaltes Kästchen, das Tinte und Feder enthält.

(Schluß folgt.)

Schloß Chantilly.

1. Der Graf von Nord.

Wer Chantilly nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von dem Geschmacke des Hofes und der Hofleute aus der goldenen Zeit des Königthums, aus der guten alten Zeit, machen. Schwerlich geben Versailles und St. Germain durch ihre Architektur ein so deutliches und genaues Bild von den Sitten jener Tage. Chantilly bildet eine fortlaufende Reihe von Nachahmungen; es ist im Kleinen die Kopie aller königlichen Schlösser. So hat Saint-Cloud seine Kunstwasserwerke, Chantilly ebenfalls; Versailles seine große Marmortreppe, Chantilly nicht minder, freilich nur von gewöhnlichem Stein. Ein herrlicher Wald umgibt St. Germain; Chantilly wurde in einem Walde angelegt. Die Verhältnisse sind nicht in so großem Maßstabe ausgeführt; allein die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Diese Eitelkeit des großen Condé und vielleicht schon der Montmorency, ganz wie der Hof denselben Marstall, dieselbe Menge von Bedienten zu haben, mit ihm um den Glanz zu buhlen, und manchmal ihn, in Pracht und Aufwand zu überbieten, weckte nicht selten die Eifersucht der königlichen Etikette. Heimlich gekränkt in ihrer Eigenliebe, beehrten vielleicht Ludwig XIV und Ludwig XV aus Verdruß über diesen Glanz nur ein- oder zweimal den Aufenthalt der Prinzen von Condé mit ihrem Besuche. Doch wie Dem auch sey, jetzt wo all diese Herrlichkeit erloschen ist, wo es keinen Hof und keine Höflinge mehr gibt, keinen großen König zu Versailles oder Trianon, und keine großen Prinzen zu Chantilly, bleibt dieses Schloß immer ein bewunderungswürdiger Ort der Ruhe, und Größe. Es liegt über ihm ein adeliges Stillleben, ein Heldenmüßiggang verbreitet. Alles ist dort Landschaft, See, Rasen, Einsamkeit und Duft.

Der Graf von Nord, nachher Paul I, Kaiser von Rußland, durchreiste Europa; er kam nach Frankreich, nach Paris. Am Hofe hörte er von Chantilly; er wollte es besuchen. Der Prinz von Condé stand in jenen Tagen im Vollgenuß der ganzen Herrlichkeit seiner Ahnen. Er empfing den königlichen Gast, wie ihn der große Condé nach der Schlacht von Rocroy empfangen haben würde, wie Ludwig XIV den großen Condé empfing: mit Lorbeeren in der Hand. Die Aufnahme war majestätisch; sie schien kalt, aber Dieß war Berechnung; die Langeweile, mit der man den Grafen umgab, war geflissentlich ersonnen. Nach der Tafel, nach dem Spaziergange, nach dem Spiele immer noch dieselbe Langeweile, wie sie während des Spieles, des Spazierganges und der Tafel geherrscht hatte. Da schlug der Prinz, um den Abend unter einer vergnüglicheren Zerstreuung hinzubringen, dem Grafen eine Jagdpartie im Walde vor. Diese Einladung Nachts um zehn Uhr und mit dem ernsthaftesten Gesichte vorgebracht, setzte den Grafen in Erstaunen; er glaubte nicht recht gehört zu haben, und ließ sich den Vorschlag wiederholen; um den Scherz nicht zu stören, willigte er ein, denn nie wohl wäre es ihm eingefallen, daß es in finsterer Nacht mit einer Eber- oder Hirschjagd ernstlich gemeint seyn könnte.

Sogleich auf einen Wink des Prinzen werden die Pferde gesattelt und gezäumt, in dem Hofe der Stallungen vorgeführt, die Hunde stehen gekoppelt beisammen, die Piqueurs in Bereitschaft. Kammerherren, Lakaien, Läufer, Jäger, Alles hat den Fuß im Steigbügel. Das Horn erschallt; die Prinzen von Condé und der Graf von Nord schwingen sich in den Sattel; selbst einige Damen wagen diesem abenteuerlichen Jagdzuge zu folgen. Der Abend ist schön, der Mond bestrahlt mit vollem Glanze die herrlichen Wälder. Die Pelouse, eine weiter See von Rasen, verbreitet seinen schalen Grasgeruch durch die Nacht; man setzt eine Zeit lang schweigend den Ritt darüberhin fort. An den Hunden, an den Pferden läßt sich das Erstaunen wahrnehmen, sich durch den gebieterischen Ruf der Jagd, zu einer Stunde aus dem Schlafe gerüttelt zu sehen, wo Alles schläft, selbst die Bäume. Sie schnauben und spähen umher nach der gewohnten Sonne, dem gewohnten frischen Morgenthau; sie vermissen die Masse von Tönen, die sonst in der kristallklaren Luft, aus Gebelle, Wiehern und schmetternden Fanfaren gemischt widerhallte; man sieht es ihnen an, sie können nicht klug daraus werden, zu welcher sonderbaren Hetze man ihre Meuten hinausführt. Aengstlich wie alle Thiere in der Nacht, schlagen die Pferde mit unsichern Hufen den Galopp über den Rasen hin an; die Hunde mit gesenkten Ohren, und die Nase auf dem Boden, wissen nicht, wie sie die Fährte finden sollen, bei einem Winde, der ihnen ganz unbekannt, mit den verschiedenartigsten Ausdünstungen erfüllt ist und worin sich keine Witterung von einem Wilde spüren läßt. Denn Alles schläft; der Eber im Röhricht des Sumpfes, der Hirsch unter den regungslosen Vögeln, unter dem regungslosen Himmel. Schon hat der ganze Jagdzug die Thore des Schlosses im Rücken; er ist zweihundert Mann stark, Herren und Diener. So viel zählte gewöhnlich der große Jagdzug des Connetable's. Das Horn ertönt.

Ein Licht wird sichtbar, zwei, zwanzig, tausende flammen auf; man sieht sie auf zwanzig Schritte vor sich, auf eine Meile umher, zur Rechten, zur Linken, überall. Die tausend Vorsprünge und Einbiegungen des Waldes, diese dreißig bis vierzig Stunden lang fortgeschlungenen Wellenlinien entzünden sich und lodern auf; Licht strömt wie ein Fluß in weite Ferne dahin: es sind die Wege, die den Wald durchschneiden, bis sie an einem freien viereckigen Raum, oder Kreuzwege zu einem

riesengroßen Stern zusammenfließen, um von da aus wieder in unabsehbare Fernen auszustrahlen, von Kreuzweg zu Kreuzweg, von Stand zu Stand, von Waldründung zu Waldründung. Der Tag besitzt nicht solchen Glanz. Auf dem Laube wie unter dem Laube die gleichen zitternden Lichter; dieselben klaren Streifen auf den Nebenzweigen, wie an einem Sommermittage; und bei diesem künstlichen Tage wachen die Vögel auf, schütteln die Flügel und fangen an zu singen; der Hirsch rührt sich im Gebüsche, der Keuler bricht aus seinem Lager hervor. Die Hunde geben Laut, und die Pferde fliegen wieder sichern Trittes dahin. Die Leithunde fallen die Fährte an; der Schrei, den der Hirsch ausstößt, entgeht nicht ihrem Ohr; sie wittern den Hauch seiner Spur auf dem Boden, sie erkennen die Furche, die er im Wasser gezogen hat.

Die Ueberraschung des Grafen von Nord läßt sich nicht beschreiben, als er diesen Wald, der nahe an achttausend Morgen umfaßt, wie einen Palast am Geburtstag seines Fürsten beleuchtet sah. In diesem Augenblicke war es, wo er mit seiner französischen Anmuth zu dem ältesten Prinzen gewendet sagte: „Bis jetzt haben mich die Könige wie ihren Freund aufgenommen, heut empfängt mich Condé wie ein König.“ Das Wunder dieser Beleuchtung wurde durch Pechfackeln bewerkstelligt, die von den Unterthanen des Prinzen gehalten wurden. Alle zehn Schritte stand ein Bauer in der Livree des Prinzen von Condé als der unbewegliche Leuchter einer Fackel. Ohne die Haupt- und Seitenalleen zu beachten, versetze man sich nur in die große Wegscheide des Forstes, „La Table“ genannt, wo man sich auf der Stelle befindet, von der zwölf Waldwege, der kürzeste in einer Länge von einer Stunde ausgehen, und man berechne darnach die Menge von Vasallen, die dem Hause Condé angehörten; arme Vasallen! wird vielleicht Jemand rufen. Stille! Sie haben sich gerächt; eine Fackel von diesem Feste blieb übrig, und mit ihr verbrannte man gar manches Herrenschloß, und mit dem Stiele dieser Fackel stieß man die Bildsäule des Connetable von Montmorency herab von seinem Fußgestelle aus Kanonen und Kugeln!

Doch kehren wir wieder zur Jagd zurück. Der Hirsch wurde aufgetrieben, und nun gewann dieses bei Tageshelle immer neue und bewunderungswürdige Schauspiel von dem Glanz der Fackeln einen nicht leicht zu beschreibenden Zauber. Pferde, Hunde und Jäger erschienen, wie sie dahin flogen, in einem fortwährenden Spiele wechselnder Farben, die sich aus tiefdunklem Grün und hellrothem Fackelscheine mischten, und bald grell beleuchteten, bald unter den Rauchwolken des Peches mit rosenrothen Streiflichtern bestrahlten, bald die Gestalten wieder in tiefe Schatten tauchten. Der Hirsch, gezwungen in voller Flucht die Reihen der Feuer hinabzueilen, die ihn zu beiden Seiten blenden, kehrt sich manchmal zur Rechten, manchmal zur Linken und wirft sechs Männer oder sechs Fackeln über den Haufen. Aber immer stößt er wieder auf neue Reihen der Vasallen des Prinzen. Armer Hirsch! In welchen Sätzen er dahin fliegt, obgleich ein Rudel Hunde ihm an der Seite hängt, obgleich die Pferde, für ihn andere Hunde, die wiehern, obgleich die Menschen, für ihn ebenfalls Hunde, die reden dicht auf seinem Nacken ihm folgen; er fliegt diesen Hunden, diesen Pferden, diesen Menschen, schnell wie der Wind, wie der Gedanke, voran, aber er kann sich nicht hinaustretten über Das, was kein Ende hat, und unbeweglich bleibt, über diese unabsehbaren Reihen von Menschen mit Fackeln in der Hand. Er kennt die Wegscheide des Connetables, er denkt an sie, es ist eine Stunde ungefähr bis zu dieser Stelle; schon ist er dort, in einer Flucht setzt er weg über die steinerne Tafel, die in diesem Waldviereck für fünfzig Gedecke groß genug steht, allein auch das Waldviereck ist mit Fackeln umstellt. Nun fällt ihm die Wegscheide von Abrenvoir ein; vielleicht kann er dort seinen Verfolgern entkommen; er eilt ihr zu, doch auch hier lodert Alles in Flammen. Aber nun rennt er nicht mehr, er fliegt den Seen zu, deren es fünf im Walde von Chantilly gibt — herrliche Wasserspiegel, die durch schmale Dämme von einander getrennt sind. Im Sonnenscheine gleichen sie einem Brustschilde von fünf Diamanten, über dem sich als Agraffe das Schloß der Königin Blanca erhebt, das sie beherrscht — das Schloß der Königin Blanca mit seinen in den See hervorspringenden zwei Thürmen, das die Revolution zertrümmert, und in eine Windmühle verwandelt hat. Mehlsäcke standen später dort, wo die Waffenstücke der Montmorency und der Bouteilliers, der alten Grafen von Senlis hingen. *) Aber an den Seen haben die Hunde bereits dem Hirsch den Vorsprung abgewonnen, und auch hier wie überall lodern die Fackelreihen. Herrlich strahlen die purpurgefärbten Wasserspiegel die ungewöhnlichen Sterne wieder, die an ihrem Ufer stehen und nur von den darüberhin ziehenden Rauchwolken auf Augenblicke verdüstert werden. Der Hirsch stürzt sich in das Wasser und das Geräusch seines Sprunges erstirbt in dem Getümmel der herbeieilenden Rosse und Hunde. Es muß ein unvergeßlicher Anblick gewesen seyn, als die Prinzen und ihr zahlreiches Gefolge zu Pferde vor diesem glühendrothen Wasserspiegel hielten, und dem Abfangen und Verenden des Hirsches zusahen — Alles von dem rothen Glanze überstrahlt: Wasser, Himmel, Schloß, Reiter, Damen, Jäger, Pferde und Hunde — Alles weit und breit rother Flammenschein.

Dieses Fest kostete mehr als eine Million; allein der Graf von Nord hatte doch eine Jagd bei Fackelschein gesehen. Im Schlosse erwartete indeß das Souper die Jäger. Sie wurden unter einem Zelte bewirthet, das mit Verzierungen im Sinne dieses seltsamen Festes ausgestaltet war; Hirschgeweihe hielten die Vorhänge und schweren Faltenwürfe von grünem Sammet. Bei dem Nachtische, als die Köche und Kellermeister — die in dem Hause Condé stets wegen ihrer Unübertrefflichkeit berühmt waren — alle ihre Zauberkünste verschwendet hatten, erhob sich der Prinz und sagte: „Wo glauben Sie zu seyn, Herr Graf?“ — „Ich glaube, erwiderte dieser, im Schlosse Condé's, des gastfreiesten unter den Prinzen und in seinem reichsten Gemache.“ Bei diesen Worten erhoben sich die Vorhänge, das Zelt öffnete sich zu beiden Seiten, und der Graf von Nord sieht sich voll Erstaunen mitten in den Stallungen des Schlosses. Dreihundert Pferde, jedes in seinem Stande, die einen wiehernd, die andern im Haber wühlend, oder am Boden scharrend, Alle mit einem Stallknecht zur Seite, vollenden dieses überraschende Bild. **)

Es war allerdings ein wunderlicher Einfall, den künftigen Beherrscher aller Reußen im Stalle seines Schlosses zu bewirthen. Aber die Ställe des Schlosses Chantilly sind eines der architektonischen Wunder Frankreichs; nichts kommt ihrem Umfange, ihrer Pracht, ihren kühnen Gewölben gleich. Als man nach der Rückkehr der Prinzen sie aus zarter Schonung Anfangs vom Anblick ihres Schlosses ferne halten wollte, das die schwarze Bande mit ihren Verwüstungen heimgesucht hatte, fragte der Prinz von Condé hastig: „Hat man die Stallungen verschont?“ — „Ja, Monseigneur.“ — „Nun,“ rief er freudig, „nun mögen Sie mich Alles wissen lassen.“

Eine Vermählung in Indien.

Die Vermählung eines Mädchens in Indien geht auf folgende Weise vor sich. Wenn die Stunde der Trauung erschienen ist, wird das heilige Feuer aus Rawasitonholz angezündet und von einem Brahminen gesegnet. Der Bräutigam nimmt drei Hände voll Reiß und wirft sie der Braut über den Kopf; ein Gleiches thut auch die Verlobte ihrem Bräutigam. Hierauf legt der Vater des Mädchens ihrem zukünftigen Gemahl ein Kleid an und wäscht ihm die Füße; die Mutter der Braut gießt dazu das Wasser auf. Dann ergreift der Vater die Hand seiner Tochter, gießt einen Tropfen Wasser darein und legt zwei oder drei Münzen dazu, mit den Worten: Du gehörst nicht mehr mir, ich gebe Dich einem Andern.“ Ein Diener hält das Tali bereit, ein Band oder eine Kette mit einer goldenen Schließe; der Brahmine segnet auch diese ein, und die Braut nimmt sie aus seinen Händen und hängt sie um ihren Hals. Von diesem Augenblicke an wird die Ehe unauflöslich. Vor dieser Ceremonie können beide Theile noch zurücktreten; sobald aber das Tali eingesegnet ist, gehört die Verlobte ihrem Gatten.

---

*) Der letzte der Condé, der durch sein unglückliches Ende in der letzten Zeit wieder bekannt gewordene Herzog von Bourbon, ließ dieses gothische Miniaturgebäude wieder herstellen. Anm. d. Verf.

**) Diese glänzende Gastfreiheit wurde würdig belohnt. Als die Revolution den Prinzen von Condé aus seinem Vaterlande und von Verbannung in Verbannung bis nach Rußland trieb, erinnerte sich Paul I seiner Bewirthung als Graf Nord. Das Hotel Tschernitschef wurde für ihn ganz im Geschmacke von Chantilly ausgestattet. Die Dienerschaft war in die Livree des Prinzen gekleidet und über dem Thor las man mit goldenen Buchstaben: „Hôtel de Condé.“ Anm. d. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 365. 30 December 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

17. Aufnahme zu Damogguh — Die Todtenerweckung — Rettung eines zum Tode Verurtheilten — Ueberfall und Gefangennehmung der Reisenden — Das Palaver zu Kirrih — Schluß.

(Fortsetzung.)

Es war am 3ten November, als John Lander nach einem kurzen Nachtlager am Ufer des Kuarra seine Fahrt fortsetzte, in der sichern Hoffnung in kurzer Zeit das weit langsamer sich fortbewegende Kanoe seines Bruders einholen zu können. Gegen sieben Uhr Vormittags wurde er eines kleinen Flusses ansichtig, der in den Niger mündete, und dessen Ufer so wie die des Hauptstromes hoch und fruchtbar waren. Bald darauf sah er auch einen Arm des Kuarra eine westliche Richtung nehmen, während der andere von gleicher Größe in östlicher seinen Lauf fortsetzte. Am rechten Ufer dieses Armes erblickten sie einen großen Marktflecken, Namens Kirrih. Der westwärtsströmende Arm des Nigers nimmt hier, wie sie nachher erfuhren, seinen Lauf nach Benin. Nahe am Ufer lag eine Menge großer Kanoes mit Flaggen, die an langen Bambusstämmen wehten. Bald darauf kam ihnen ein Zug von anderen fünfzig solchen Fahrzeugen entgegen, die voll von Menschen waren, und von der Ferne aus gesehen, mit ihren drei langen Bambusrohren, von denen eines in der Mitte und zwei auf der Spitze und dem Hintertheile des Bootes aufgerichtet waren, einen malerischen Anblick gewährten. Als Lander näher kam, konnte er unter den Flaggen die des großbritannischen Reiches erkennen, während andere von weißer Farbe mit Beinen von Menschen, Stühlen, Tischen, Kannen, Gläsern und andern dergleichen Dingen bemalt waren. *) Die Neger, die sich auf diesen Kanoes befanden, waren größtentheils mit europäischen Kleidungsstücken angethan, jedoch ohne Hosen. **)

Mit nicht geringer Freude sah Lander die befreundeten Farben; allein diese angenehme Täuschung sollte nur einen Augenblick währen. Ein großer stämmiger Neger, von einem Aussehen, das nicht viel Gutes zu versprechen schien, rief den Fremden zu, mit ihrem Kanoe heranzukommen. Da Lander alle Neger in den Kanoes sehr gut bewaffnet sah, so hielt er es nicht gerathen, sich ihnen zu nähern, und suchte so schnell als möglich vorüberzukommen. Allein gleich darauf ließ sich der Schall einer Trommel vernehmen, und mehrere Neger erschienen auf einer Art von Verdeck und schlugen ihre Gewehre an. Es blieb nichts übrig als zu gehorchen, da an Flucht eben so wenig als an Widerstand zu denken war. Es waren über fünfzig Kanoes, und in jedem derselben befanden sich gegen vierzig Mann, die mit Flinten, Schwertern und Lanzen bewaffnet waren; auch hatte jedes Fahrzeug eine lange Kanone in seinem Bug, die eine vier- bis sechspfündige Kugel schießen mochte.

„Inzwischen, so erzählt John Lander sein Abenteuer, war unser Boot so nahe gekommen, daß es Bord an Bord mit dem des großen Negers lag. Sogleich sahen wir auch unser ganzes Gepäck aus unserem Kanoe verschwinden, was mich so aufbrachte, daß ich meine Flinte, die mit zwei Kugeln und gehacktem Blei geladen war, auf den Anführer dieser Räuber anschlug, der für seine Unverschämtheit sicher mit seinem Leben hätte büßen müssen, wenn nicht drei von seinen Leuten sich auf mich geworfen, und mir das Gewehr entwunden hätten. Sogleich wurden mir auch meine Jacke und meine Schuhe vom Leibe gerissen, und da ich einige andere Neger das Weib Pascoe's ergreifen und fortschleppen sah, so gerieth ich vor Zorn so sehr außer mir, daß ich an nichts weiter dachte, als mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich ermunterte meine Leute, sich mit ihren Rudern zu vertheidigen, und entriß das Weib Pascoe's wieder mit Hülfe eines von meinen Negern den Händen ihres Räubers, während Pascoe ihm mit seinem Ruder von Eisenholz einen solchen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er rückwärts in den Fluß taumelte und nicht mehr zum Vorscheine kam."

Es ist sonderbar, daß bei diesem Handgemenge sich weder die übrigen Kanoes einmischten, noch die Gegenwehr von Seite Landers feindlich erwidert wurde, was ohne Zweifel seinen Grund in der den Negern eigenen Furcht vor den weißen Menschen hatte. Lander hoffte deßhalb auch bei den Negern der übrigen Fahrzeuge Freunde zu finden, die sich seiner annehmen würden, und beschloß dem räuberischen Kanoe zu folgen, was ihm um so mehr möglich wurde, als das seinige durch die Plünderung leicht wie eine Nußschale geworden war. Während er so dem feindlichen Boot nacheilte, um wo möglich wieder zu seinen geraubten Sachen zu gelangen, wurde Lander aus einem Boote in englischer Sprache angerufen: „Hol-

*) s. Abbildung IV. auf der zu Nummer 280 beigegebenen Tafel.

**) Den gemeinen Negern ist von ihren Häuptlingen bei Lebensstrafe verboten, sich dieses Kleidungsstückes zu bedienen.

loa, white men, you French, you English?" (He da, weiße Männer, seyd ihr Franzosen oder Engländer?) Als letztere Frage bejaht wurde, ersuchte einer der Neger, welcher der Gebieter der übrigen zu seyn schien, den Reisenden, in sein Kanoe hinüberzukommen. Dieß geschah, worauf der Neger dreien seiner Leute befahl, das Kanoe Landers fortrudern zu helfen, und dem Fremden ein Glas Rum zu reichen. Auch einige Weiber, die sich im Boote befanden, bewiesen dem weißen Manne viel Mitleid, so daß Lander's Hoffnung, die geraubten Sachen wieder zu erlangen, von Neuem auflebte. Allein während sie sich so dem nahen Marktorte näherten, wohin alle Kanoes ihre Richtung nahmen, ereignete sich vor den Augen Lander's ein Vorfall, der ihn fast in Verzweiflung brachte.

(Schluß folgt.)

Zohrab, der Geisel.

(Schluß.)

„So oft aber auch Amima's Hoffnungen getäuscht worden waren, stets noch fuhr sie fort, dorthin ihre Augen zu richten. Es war gegen Ende eines drückend heißen Tages, wo der erstickende Südwind mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit und mit furchtbarem Geheule geweht hatte, als Amima wie gewöhnlich auf dem Hügel stand. Die Wolken drohten eine stürmische Nacht, und lange Streifen von Blitzen warfen auf die blasse Wüste eine ungewisse Helle, als ihre Augen sich plötzlich auf einen kleinen schwarzen Fleck am äußersten Rande des Horizontes hefteten. Sie war zu oft von dem trügerischen Röhricht getäuscht worden, um Das, was sie jetzt sah, für ein solches zu halten und da sie die Entfernungen und die Schärfe ihres Gesichtes durch Erfahrung genau kennen gelernt hatte; so war sie Dießmal überzeugt, daß sie sich nicht täusche, vorzüglich als sie bemerkte, daß der Gegenstand seine Stelle veränderte und bald verschwand, bald wieder sichtbar, stets aber größer und größer wurde. Anfangs hielt sie es für eine Sinnentäuschung, und sie hatte häufig so lange in die Ferne hinausgesehen, daß es ihr oft vorkam, als sey ein ganzes Heer im Anzuge; allein der Gegenstand verschwand nicht mehr und blieb ein dunkler Fleck, der fortwährend seine Stelle veränderte und an Größe zunahm. Endlich wurde sie fest überzeugt, daß es ein lebendiges Wesen seyn müsse. War es ein wildes Thier, oder ein verlaufenes Pferd, oder ein verirrtes Kamel? Sie fühlte sich geneigt, es für jedes andre Geschöpf zu halten, als für eines ihresgleichen. Ein solches Glück wagte sie nicht zu hoffen. Aber es kam immer näher und es schien in seiner Bewegung ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Es schien gerade auf den Hügel loszugehen. Als endlich alle Zweifel schwanden, wich das Blut von ihren Wangen und rann in kalten Strömen durch ihre Adern: deutlich unterschied sie einen Reiter, der gerade auf den Ort zukam, wo sie saß. Ihr Schritt wankte, als sie nach der Hütte eilte, und ihr Auge umschleierte sich plötzlich mit Dunkelheit, bis es von Thränen gelindert wurde. Sobald sie sich wieder etwas erholt hatte, eilte sie nach der Hütte und rief ihrem Vater zu: „In Allah's Namen, komm', Vater, komm'! Ein Reiter kommt von Westen her auf uns zu. — „Wie, sagte der alte Mann mit heftiger Bewegung, „lebt noch Jemand, der den gebrochenen Hussein zu finden weiß?"

„Kaum waren diese Worte gesprochen, als der ungewöhnliche Laut von Hufschlägen Amima's Worte bestätigte und gleich darauf dicht vor der Hütte gehört wurde. Der junge Ali Murad eilte hinaus, um zu sehen, wer gekommen seyn möchte, und nun vernahm man die rauhe Stimme eines Fremden:

„Wo ist der Khan? wo ist die Banu?" rief die Stimme.

„Der Knabe führte den Fremden in die Hütte. Es war eine große Gestalt, seine Kleider hatten von der Witterung sehr gelitten und waren mit Staub bedeckt. Uebrigens war er bis an die Zähne bewaffnet. Die letzten Lichter des Tages dämmerten noch in der dunkeln Hütte, aber es war nicht möglich bei dem matten Scheine das Gesicht des Fremden zu erkennen, der zuerst vor dem alten Khan sich niederwarf und seine Hände und Kniee küßte, und dann zu Amima gewendet, ausrief: „Selam Aleikum! Friede sey mit Euch!" —

„Das ist Sadik's Stimme," sagte der blinde Fürst," so wahr ich lebe, das ist die Stimme eines alten Dieners."

„Allah schütze uns, rief Amima, als sie ihr Gesicht zu ihm hinabgeneigt hatte, „es ist Sadik! Willkommen, willkommen, Sadik Beg! Lange erwarteten wir Dich!" — Sprich, was gibt es Neues? Setze Dich!" — Die Bewegung, die Amima erschütterte, sprach sich in diesen Worten aus; Thränen zitterten in ihren Augen und theilten auch ihrer Stimme ein leises Beben mit. Rührung ergriff auch den rauhen Mann, der vor ihr stand, und der Wechsel von Empfindungen, der in seiner Brust vorging, raubte ihm die Sprache. Der Mörder seines Königs, war er der Retter Derer geworden, denen er diese Botschaft bringen sollte. Er hatte sich selbst freiwillig verbannt, während er ihnen die Welt, ihre Freuden und ihre Ehren zurückgab. „Die Neuigkeit," die ich bringe, sagte er endlich, „ist daß der Schah todt ist, Fateh Ali regiert und Zohrab lebt. Ich komme, um Dich nach Teheran zu führen." —

In Teheran ist indeß Alles voll Jubel und Freude. Der junge König steht im Begriffe die letzte Weihe als Beherrscher Persiens zu empfangen.

„Jedermann war von der Schönheit des jungen Schah, seiner Anmuth, seinem unnachahmlich anziehenden Wesen entzückt, als er Jedem der ihm glückwünschenden Großen des Reiches den sinnbildlichen Zucker reichte. Alle waren glücklich, ihren geliebten Wessir wieder in ihrer Mitte zu sehen. „Aber, sagten sie, wer ist der junge Fürst, der zur Rechten des Königs reitet? Wer sah je ein so edles Antlitz, eine solche Rustamgestalt, eine solche Anmuth?" Sobald man hörte, daß Dieß Zohrab, der berühmte Zohrab war, verlor man alle Andern aus dem Auge, und nie sah Teheran einen so erfreulichen Anblick: einen jungen und geliebten König, einen weisen Wessir, der in seinem Rathe saß und einen unbesiegbaren Krieger, der seinen Thron hütete.

„Der Reiterzug rückte mit großer Pracht, unter dem freudigen Zurufe der Volksmenge durch die Straßen von Teheran, nachdem der König zu der vom Oberastrologen bestimmten Stunde die Schwelle des Stadtthores überschritten hatte. Dann ließ er sich öffentlich auf seinem Throne nieder, unter dem Donner der Geschütze, dem Schalle der Nokara und den Gebeten der versammel-

junge König erschien, der unter dem Reichthume seiner Gewänder sich kaum bewegen konnte und mit Juwelen bedeckt war, neben deren unschätzbarem Werth jeder andere Monarch als arm erröthen müßte. Der Muschtched, ein alter derwischähnlicher Greis, dessen schneeweißer Bart bis auf die Brust herabfloß, wurde vorgeführt und trug das glänzende Schwert, das er dem König um die Hüfte gürtete, wozu er ein Gebet für die glückliche Führung desselben sprach. Die Armbänder, die berühmten Kohnur und Deriahnur wurden hierauf an seinem Arme befestigt und die Krone auf sein Haupt gesetzt. Und als er nun so angethan mit den Zeichen der königlichen Würde auf dem Throne saß, wurde der Fatheh ausgerufen und die Feierlichkeit schloß mit dem Donner der Kanonen und dem Geschrei der Menge, die der Stadt und Persien verkündigten, daß sie jetzt einen König hätten, der in aller gebührenden Form als solcher eingesetzt worden.

„Während dieser Ceremonie stand Zohrab im Gewande eines Kriegers auf der einen Seite des Thrones und der Großwesir auf der andern. Das Jubelgeschrei scholl noch in den Lüften, als eine Bewegung der Neugier und plötzlichen Ueberraschung unter den Hofleuten sichtbar wurde: man erblickte einen alten blinden Mann, der auf seinen Stab gestützt, langsam durch das Gedränge sich einen Weg bahnte, geführt von einem jungen Menschen und einer weiblichen Gestalt, die zwar dicht in ihren Schleier gehüllt war, aber die schönsten und reizendsten Formen wahrnehmen ließ. Diese kleine Gruppe wurde überall durchgelassen, da ein

Man finde kein Aergerniß in dieser Zusammenstellung: der Hundezwinger des Schlosses Chantilly bildete einen ganzen Flügel des zweiten kreisrunden Hofes. Die gegenwärtigen Einwohner von Chantilly würden sich, in dem Gedanken an seine frühere Bestimmung, gar nicht sehr darüber grämen und sich vielmehr glücklich preisen, wenn die Regierung ihnen diese Hundeställe etwa zu einer Schule für den wechselseitigen Unterricht einräumte, die sich keines so prachtvollen Lokales zu erfreuen hat, wie jene großen Gemächer sind, wo einst Tausende von Hunden bellten. Am St. Hubertustage also eröffnete nach einem uralten Gebrauche, der sich noch bis die Zeiten vor den Montmorency verliert, der älteste Edelmann des Hauses, auf dem ältesten Pferde, den ältesten Hund hinter sich, von dem ältesten Piqueur begleitet, den andächtigen Zug der Hunde, die sich in die Messe begaben.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß an diesem Tage Kamm, Bürste und Schwamm ihr Möglichstes thaten, das Heer der vierfüßigen Gemeinde zum Kirchengange herauszuputzen. Die Jagdpeitsche und das Seifenwasser wurden auch der Widerspenstigsten Meister. Eine tüchtige Diät bei den einen, ein gutes Frühstück bei den andern bürgte für das Wohlverhalten Aller. Freilich war bei einigen mehr Heuchelei als Andacht zu gewahren; allein man muß diese Sünde verzeihen, vorzüglich wenn man dazu zwingt. Die Worte Hund und Christ sind nur bei den Türken gleichbedeutend. In dem Zuge nach der Kapelle kamen nun zuerst die Großwürdeträger des Zwingers, die deutschen Bullenbeißer mit der Doppelnase, dem runden Kopfe, den Stutzohren und dem Stachelgurte; hierauf folgten die bausbäckigen zottigen englischen Doggen; dann die großen Windspiele mit den zitternden Beinen, dem ausgehungerten Leibe und der Marderschwanze, gleichsam die Chorknaben; dann die langhaarigen Windhunde, Mestizen vom großen Windspiel und dem langhaarigen Jagdhunde (épagneul genannt), von gutem Aug, aber feiner Witterung, also nur zur Hälfte Höflinge; ihnen folgten die Windhunde mittleren Schlages. In der letzten Abtheilung schritten ganz ernsthaft einher die Bracken, mit

der auf dem Hauptaltar zu sehen war, des Schutzheiligen der Jäger und Hunde, der dem h. Donin der italienischen und dem h. Denis der provençalischen Waidmänner entspricht. Und nachdem die Hunde ihre Plätze eingenommen hatten, begann der Almosenier des Schlosses die Messe zu Ehren des h. Hubertus. Alles ging in schönster Ordnung vor sich; es gab damals noch keine Reformatoren unter den Thieren. Dann bestieg der hochwürdige Almosenier die Kanzel, um das Lob des Heiligen zu predigen, dessen Fest an diesem Tage begangen wurde. Wehe dem Bullenbeißer, der während dem Exordium der Predigt gegähnt hätte; wehe dem Windspiel, das im zweiten Theile auf seinen Pfoten eingeschlafen wäre! Die spanischen Spürhunde zeichneten sich stets durch ihr gehaltenes Wesen aus, während man die Bracken stets als spitzköpfige Hugenotten beargwohnte.

Diese kirchliche Feierlichkeit, bei der eben so wenig Denjenigen, die sie veranstalteten, auch nur von ferne einfiel, daß sie etwas begingen, was der Würde des Gottesdienstes zuwiderlief, als uns, indem wir sie mit derselben arglosen Unbefangenheit beschreiben, hatte übrigens den Zweck, den Himmel anzurufen, daß er die guten Thiere vor Räude, Blutfluß, Wurm, Klauenschrunde, Schlangenbiß, Verwundungen durch giftige Pflanzen, vor den Schlägen der Hauer des Ebers und vorzüglich der Tollwuth in Gnaden bewahren möge. Indeß muß man zugeben, daß die andächtigen Wünsche für das Wohlergehen der Hunde nicht sowol in einer bloß uneigennützigen Liebe für diese guten Thiere ihren Grund hatten, als vielmehr in der Besorgniß, durch den Tod eines derselben die nicht unbedeutende Summe von hundert Louisd'or einzubüßen, die Manches von ihnen kostete. Natürlich ist hier nur von jenen die Rede, die durch die besondere Obhut der Koppelknechte und Aufseher nie ihre dänische, englische oder königliche Race durch Vermischung mit gemeinerem Hundepöbel entadelt hatten, die Jahreszeit mochte noch so heiß, die Verführerin noch so unwiderstehlich seyn. Die Hunde und Hündinnen, die so ihren Adel bewahrt hatten, waren bei ihrer Geburt in das Taufbuch des Hundezwingers eingetragen worden, eben so ihre Begattung und ihr Tod. Es war Dieß die Adelsmatrikel, das goldene Buch: einige dieser edlen Hunde hatten auch ihre Dichter und ihr Pantheon. Deshoulière vergaß sie nicht in ihren Trauerspielen. Der neugierige Wanderer, der Chantilly einen Besuch schenkt, wird in dem Naturalienkabinet des Schlosses einen Hund unter Glas sehen. Dieses Votivthier wurde nicht zur Erinnerung seiner Schönheit oder seiner Stärke ausgebälgt; im Gegentheile ist es sehr fett und häßlich, und wird hier zum Andenken an einen sehr wichtigen Dienst aufbewahrt, den es seinem Herrn leistete. Ein Jäger wurde von einem Eber verwundet, und der treue Hund warf sich zwischen seinen Herrn und die Hauer des wüthenden Thieres. In dem Kampfe, der hierauf erfolgte, kamen Hund und Eber um, und der Jäger wurde gerettet. Dieser Jäger war der Prinz von Condé, der große Condé. Dieser Zug findet sich nicht in seiner Geschichte. Bossuet, der Leichenredner, der der Sohn eines Kuhhirten war, hätte diesen edelmüthigen Hund in seiner Grabrede nicht vergessen sollen.

Diese kindische Spielerei der Aristokratie erstreckte sich auf Alles: die Karpfen im Teiche hatten ihren Stammbaum in silbernen Ringen unter den Flossen, die Hirsche und Hunde ihre Pergamente; selbst für die Bäume, selbst für die Linden wurden im Schlosse heraldische Urkunden aufbewahrt. Zu verwundern nur ist es, daß man die Eichen nicht zu Herzogen und die Buchen nicht zu Marquisen ernannte. Ich habe nicht den Muth zu lachen über diese Narrheit Alles zu adeln, wenn ich an die Revolutionen denke, die über diese Schlösser hinschritten und sie und ihre Besitzer guillotinirten. Mag es seyn, daß ihre Herren Tod oder Verbannung verdient hatten; allein die Steine, was haben die armen Steine gethan? Was haben die marmornen Vasen der Medicis gethan, daß man sie zertrümmerte? Was haben die Seen gethan, daß man sie mit Unrath füllte, was die hundertjährigen Bäume von Montmorency, daß man sie bis auf die Wurzel absägte? Im Julius 1830 kamen gleichfalls Leute aus Paris, die in wenigen Tagen alles Wild im Forste von Chantilly zusammenschossen. Hirsche und Hirschkühe, Damhirsche und Eber — Alles wurde umgebracht, auf Wagen geworfen, in die Hauptstadt geführt und verkauft! Doch um noch ein Mal und zum letzten Male auf die Hunde zurückzukommen, soll hier noch ihres erschrecklichen Schicksals erwähnt werden. Nach dem Tode des letzten Condé wurden sie im Wege der Versteigerung an die Metzger von Poissy verkauft, einige auch an die Schinder von Montfaucon — sie, die einst eine Messe mit Musik hatten!

Neueste Nachrichten über Palenque.

Ueber die Ruinen von Palenque theilt die „Literary Gazette" aus Briefen eines Deutschen, Namens Waldeck, eines sehr unterrichteten Mannes und geschickten Zeichners, der ein Schüler Davids, im Geniekorps Bonaparte nach Aegypten begleitete, einige neuere Nachrichten mit. Herr Waldeck befindet sich schon seit mehreren Jahren in Mexico, und ist gegenwärtig im Auftrage der Regierung jener Republik beschäftigt, diese merkwürdigen Alterthümer näher zu untersuchen und aufzunehmen. In einem dieser Briefe, in denen er von jenen Tempeln spricht, „deren schöne und originelle Architektur, mit ihren Spuren von halb asiatischem und halb ägyptischem Style dem Alterthumsforscher zu trotzen scheint, der es versuchen will, den Schleier zu lüften, welcher ihren Ursprung verhüllt" — kündigt Herr Waldeck die von ihm gemachte Entdeckung dreier Schrifttafeln an, die, wie er glaubt, von größerem Interesse seyn werden, als alle bisher bekannt gewordenen hieroglyphischen Figuren. „Sie sind, fügt er hinzu, alle drei sehr gut erhalten, und gehören zur Verzierung der inneren Mauer eines Tempels, der meiner Vermuthung nach der Göttin Ixactizitl geweiht war. Die Aehnlichkeit zwischen den mexikanischen Schriftzügen und den von mir gefundenen wird mir die Enträthselung der letztern erleichtern. Aus den bis jetzt gesammelten Beobachtungen glaube ich schließen zu dürfen, daß das Volk von Palenque die ersten Bewohner des Landes waren, und daß die Mexicaner von ihm in den Künsten unterrichtet wurden; Dieß geht auch aus der Aehnlichkeit ihres Baustyles hervor. Nach der Regenzeit habe ich im Sinn, fünfzehn Lieues von dem ersten Palaste, den ich besuchte (denn auf diese Entfernung erstrecken sich die Ruinen längs dem Rio Michal), eine ganz von Steinen erbaute Pyramide zu besichtigen, die erst vor wenigen Tagen entdeckt worden ist. Ich werde dann im Stande seyn, mit größerer Sicherheit ein Urtheil zu geben; gegenwärtig finde ich es noch sehr schwierig, eine Meinung aufzustellen, ohne nicht fürchten zu wollen, daß ich mich täuschen könnte. Der Gegenstand erfordert die strengste Aufmerksamkeit, und erst wenn ich zu Paris und London die zahlreichen Documente wieder zu Rathe ziehen kann, die jetzt meinem Gedächtnisse entfallen sind, werde ich im Stande seyn, dieser großen Frage eine entschiedenere Lösung zu geben. Seit ich Palenque gesehen habe, ist mir der Ursprung der alterthümlichen Ueberreste der Tolteken *) kein Räthsel mehr; um so größer ist die Schwierigkeit, den Ursprung des Volkes zu bestimmen, das diese schönen Gebäude errichtete. Um ausgedehntere Nachgrabungen zu veranstalten, wären größere Geldsummen nöthig, als ich zu meiner Verfügung habe, und die zehntausend Piaster, die dazu in Mexico unterzeichnet wurden, aber erst zum Theil eingegangen sind, werden blos ausreichen, um meine übernommene Verbindlichkeit (auf zwei Jahre) zu erfüllen. Auch fühle ich durchaus keinen Wunsch in mir, länger hier zu verweilen. Endlich, nachdem ich so viele Schwierigkeiten und Gefahren bestanden habe, an Ort und Stelle gelangt, möchte ich indeß wenigstens im Stande seyn, meine Nachforschungen in einem größern Maßstabe betreiben zu können. Wenn ich jährlich nur tausend Pfund Sterling zur Verwendung hätte, so bin ich überzeugt, könnte in zwei Jahren von den Ruinen von Palenque so viel zu Tage gefördert werden, als bei denen von Theben, nur mit dem Unterschiede, daß der ungeheure Umfang der Ruinen von Palenque weit größere Ausbeute verspricht und die Nachgrabungen dadurch erleichtert werden, daß jeder Tempel, jeder Palast und jedes Haus stets auf einer natürlichen Erhöhung, von größerer oder geringerer Höhe, erbaut ist. Ich habe bereits von Neuem untersucht, was von Antonio del Rio und Dupaix beschrieben worden ist. Beide haben einen nur oberflächlichen Begriff von diesen merkwürdigen Denkmälern gegeben, und ihre Zeichnungen sind sehr unrichtig. Außerdem habe ich auch Gebäude gesehen, von denen sie keine Kenntniß haben und meinen und meines Gehülfen, Herrn Foudriot, Bemühungen wird es gelingen, mit jedem Tage neue Entdeckungen zu machen."

*) Die „Literary Gazette" schreibt „Antiques des Tlaltiques," was offenbar Antiquités des Toltèques heißen muß, bemerkt aber dazu, daß mehrere Worte in Waldeck's Briefen sehr unleserlich geschrieben seyen. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

17. Aufnahme zu Damogguh — Die Todtenerweckung — Rettung eines zum Tode Verurtheilten — Ueberfall und Gefangennehmung der Reisenden — Das Palaver zu Kirrih — Schluß.

(Schluß.)

John Lander näherte sich gerade dem Markte Kirrih, als er seinen Bruder Richard in dem Kanoe des Häuptlings von Damogguh den Fluß herabkommen sah, verfolgt von demselben Negergeschwader, das ihn angegriffen und geplündert hatte. Im nächsten Augenblicke war auch schon Richard's Kanoe eingeholt, und von dem Anprall der weit stärkeren und größeren Fahrzeuge fast in den Grund versenkt. Der erste Stoß schlenderte zwei oder drei von den Negern aus Damogguh in den Fluß, ein zweiter stürzte das Kanoe um, während einige der Räuber mit der behendesten Geschwindigkeit was noch von dem Gepäcke des Reisenden zu erwischen war, herausholten. Richard Lander selbst war in's Wasser gefallen, und da er rings um sich her nichts als grimmige Gesichter erblickte, so schwamm er auf ein großes Kanoe zu, worin er einige Weiber und Kinder bemerkte, indem er glaubte, hier wenigstens mehr Mitleid zu finden. Schon wollte sich John gleichfalls in den Fluß stürzen, um zu seinem Bruder hinan zu schwimmen, als er sah, daß ihn ein riesenmäßiger Neger, der sich in jenem Boote unter den Weibern befand, mit starkem Arm ergriff, herauszog und wie einen Block in das Kanoe fallen ließ. Richard hatte sich bald wieder gefaßt, richtete sich auf, und

wollte er mir zurufen. Kummer überwältigte mich; ich dachte an die Heimath und die fernen Freunde, doch diesen Gefühlen konnte ich nur einen Augenblick nachhängen. Ich sammelte mich und sagte ihnen im Herzen ewig Lebewohl, und indem ich meine Gedanken von allem Irdischen abwendete, rief ich inbrünstig zu dem Gott meines Lebens, vor dessen Thron ich bald erscheinen zu müssen glaubte. Mein Herz wurde hierauf beruhigt, meine Seele gewann ihre Heiterkeit und Fassung wieder, und obgleich nichts als Lärm und Getümmel um mich her tobte, so war doch innerlich in mir Alles Ruhe und Ergebung in den göttlichen Willen.

Was um ihn her vorging, schildert er mit folgenden Worten:

„In der Hast und Begier unsrem Kanoe nahe zu kommen und etwas von der gehofften Beute zu erhaschen, und in dem hiedurch entstandenen Getümmel, stießen viele Fahrzeuge unserer Feinde mit solcher Gewalt an einander, daß drei oder vier derselben zu gleicher Zeit umgestürzt wurden; was nun erfolgte, läßt sich kaum beschreiben. Männer, Weiber und Kinder, an die mit ihnen in's Wasser geworfenen Sachen geklammert, zappelten im Flusse durcheinander, indem sie so laut als möglich kreischten und schrien, sie vom Ertrinken zu retten. Andere hingen sich an Kanoes, und rissen sie beinahe gleichfalls um, weßhalb die darin befindlichen Neger mit ihren Rudern auf die Köpfe und Hände derjenigen losschlugen, die vor Todesangst halb wahnsinnig sich festgeklammert hielten. Als das Getümmel etwas nachgelassen hatte,

wenn man sie erkannt hätte. Nachdem alle Kanoes beisammen waren, stellten sie sich reihenweise auf, und ruderten nach Kirrih hinüber, wo, wie die Lander erfuhren, ein Palaver oder Kriegsrath gehalten werden sollte. Man stieg ans Land, was jedoch den weißen Männern nicht erlaubt wurde, die in ihren Kanoes, ohne Kopfbedeckung dem heißen Sonnenbrand ausgesetzt, zurückbleiben mußten. Ein Neger, in mohammedanischer Kleidung, der wie sie später erfuhren, in der Nähe von Funda zu Hause war, näherte sich den Brüdern und ermunterte sie, guten Muthes zu seyn; Palaver werde gehalten werden, und es seyen eine Menge von Leuten hier, die ihnen geneigt und ihre Freunde seyen. Alle seine Landsleute in mohammedanischer Tracht, die von Funda gekommen, um den Markt zu besuchen, und ihre Weiber, die mit schönen verschiedenfarbigen Kleidern von Seide angethan waren, verwendeten sich auch wirklich zu Gunsten der weißen Männer. Auch gegen zwanzig Kanoes voll Neger aus den verschiedenen Ortschaften in der Nähe von Damogguh waren angekommen, die sich gleichfalls zu Gunsten der beiden Brüder erklärten, sobald sie ihren Unfall vernommen hatten.

Gegen Mittag wurden mehrere Kanonen abgefeuert, zum Zeichen, daß Alle sich zum Palaver versammeln sollten. Die Lander blieben der Sonnenhitze ausgesetzt in ihren Kanoes, erhielten aber von einigen Weibern, die sie mitleidig betrachteten, einige Büschel Pisangs und ein Paar Kokusnüsse, die ihnen und ihren Leuten sehr zu Statten kamen. Bald darauf wurde in allen Kanoes Suchung nach den Sachen gehalten, die den Brüdern geraubt worden waren, und was sich vorfand, mitten auf dem Marktplatze niedergelegt. Indeß das Meiste war im Flusse zu Grunde gegangen; so vier Gewehre, unter denen das Mungo Park's, das sie zu Rabba eingehandelt hatten, vier Säbel und zwei Pistolen; ferner neun Elephantenzähne, die schönsten, welche die Reisenden im Lande gesehen, und die sie von den Königen von Yoou und Bussa zum Geschenk erhalten hatten, ein Büschel Straußenfedern, einige schöne Leopardenfelle, eine große Menge von Pflanzensamen, alle ihre Knöpfe, Kauris und Nadeln, die ihnen zum Ankaufe von Lebensmitteln so höchst nöthig waren, alle Kompässe und Thermometer — alles Dieß war im Strome untergegangen. Am meisten war hiebei der Verlust von John Lander's Tagbuch und Skizzenzeichnungen, mit Ausnahme des von Rabba bis hieher geführten Notatenbuches, zu bedauern. Einige Mollams begaben sich hierauf zu den Brüdern und hießen sie, ihnen auf den Marktplatz folgen, wo sie die Kiste fanden, die ihre Arzneien enthielt, und zu ihrer großen Freude eine andere, mit einigen Büchern und einem der Reisejournale; beide waren jedoch von Wasser durchnäßt. Daneben lag ein Sack, der alle Kleidungsstücke der Reisenden enthalten hatte, aber aufgeschnitten und seines ganzen Inhaltes beraubt worden war, bis auf ein Hemd, ein Paar Beinkleider und eine Weste.

Während sie nun in der Mitte der Negerversammlung standen und die Berathung fortgesetzt wurde, erscholl plötzlich von einer Seite her wildes Geschrei und Waffengeklirr. Sogleich zogen Alle, die in der Versammlung zugegen waren, die Schwerter, und stürzten nach dem Orte hin, woher das Getümmel vernommen wurde. Die Weiber der Neger rafften ihre kleinen Habseligkeiten zusammen und flüchteten nach dem Ufer, sprangen ins Wasser und in ihre Kanoes und stießen vom Lande. Die Brüder folgten ihrem Beispiele, und genossen nun wenigstens die Freude, zusammen in einem Kanoe zu seyn und sich ungestört sprechen zu können. Die ganze abermalige Verwirrung rührte von den Eboenegern her, die aufgebracht, daß man ihnen die gemachte Beute wieder abgenommen hatte, die Waffen ergriffen, um sich mit Gewalt Dessen zu bemächtigen, was sie für ihr rechtmäßig erobertes Eigenthum hielten. Allein die Einwohner von Kirrih und die übrigen Neger, die der Versammlung beiwohnten, gingen ihnen mit Schwertern, Dolchen und Flinten so beherzt zu Leibe, daß sie sich gezwungen sahen, ohne weiteres Blutvergießen sich in ihre Kanoes zurück zu ziehen. Der Lärm und das Getümmel, das hiebei entstand, war über alle Beschreibung.

„Wir hatten inzwischen Zeit, berichtet hier Richard Lander, die Scene um uns her genauer ins Auge zu fassen, da wir uns in dem Kanoe ein wenig vom Ufer entfernt hatten. Vor uns lag der Markt, vollgedrängt von Menschen aus allen Theilen des umliegenden Landes und von den verschiedensten Stämme — eine Masse wildes Volk von grimmigem Aussehen und ungeschlachtem Wesen. Und diesen Menschen war die Entscheidung über unser Leben und unsre Freiheit anheimgestellt; sie konnten uns als Sklaven verkaufen oder tödten; zu letzterem konnten sie durch Haß, Verdacht oder Grausamkeit verleitet werden, zu ersterem aus Habsucht oder Furcht, daß ein Abenteuer wie das unsrige, so nahe an der Küste, bald ruchbar werden und eine Züchtigung von Seite unsrer Landsleute nicht ausbleiben würde, wenn sie uns tödten würden. Das Ufer vor uns war weithin mit ihren Kanoes besäumt, von denen Flaggen verschiedener europäischer Nationen an langen Bambusstäben flatterten. Einige von ihnen hatten drei solcher Flaggen, die von ausnehmender Größe und mit rund ausgezacktem blauen Baumwollenzeug eingefaßt waren. Andere waren mit den seltsamsten Dingen, wilden Thieren, Menschenbeinen, Weingläsern u. s. w. bemalt; wir konnten nicht errathen, woher sie sich diese sonderbaren Paniere verschafft haben mochten; allein es war uns deutlich, daß jeder Stamm seine eigene Flagge führte. Unter den Negern waren auch einige wohlgekleidete mohammedanische Priester zu bemerken, die erst spät von Norden her auf dem Markt angekommen waren. Diese bewiesen sich entschieden als unsre Freunde. Vielmals grüßten sie uns mit aufgehobenen Händen und mitleidigen Gesichtern, indem sie uns zuriefen: „Allah Suleiki — Gott ist König!“ Allein sie ließen es nicht bloß dabei bewenden, sondern sie begaben sich, wie wir später hörten, in die Versammlung und sprachen warm und nachdrücklich zu unsern Gunsten, indem sie unsre Gegner feig und niederträchtig schalten, und auf der Stelle ihre Bestrafung verlangten.“

Endlich wurden die Lander gegen Sonnenuntergang abermals in das Palaver berufen und ihnen hier der Beschluß der Versammlung angekündigt. „Der König des Landes, hieß es darin, sey nicht zugegen, weßhalb sie selbst den Vorfall dieses Morgens in Erwägung gezogen und entschieden hätten. Was von dem Eigenthum der weißen Männer gerettet worden, solle ihnen zurückgegeben, und derjenige, der zuerst den Angriff gemacht, enthaup-

...en inzwischen Zeit, berichtet hier [illegible]
...s der genauer ins Auge zu fassen, [illegible]
...en wenig vom Ufer entfernt hatten. [illegible]
..., vorgedrängt von Menschen aus allen [illegible]
...en Landes und von den verschiedensten [illegible]
...: das Volk von grimmigen Ansehen [illegible]
...en. Und diesen Menschen war die [illegible]
...en und unsre Freiheit anheimgestellt; [illegible]
...en verkaufen oder tödten; [illegible]
[illegible]

Wilde. Die Frauen der Eboeneger haben schöne Züge, und wir konnten nicht umhin zu bedauern, daß so wildaussehende Gesellen, wie ihre Männer, so reizvolle Geschöpfe zu Weibern haben. Das Volk von Eboe ist auf beiden Schläfen des Kopfes mit einem Bogen bezeichnet, dessen eines Ende zunächst am Auge steht. Weiber und Männer tragen ungeheure Ringe von Elfenbein, von wenigstens einem Zoll Dicke und vier Zoll Breite, an Armen und Beinen; wodurch ihre Bewegungen unbehülflich und schwerfällig werden. Die Weiber tragen auch um Nacken und auf dem Busen Korallenschnüre. Ihre einzige Kleidung aber besteht aus einem Stücke Baumwollenzeug, das um die Lenden geschlagen wird und bis auf den halben Schenkel herabreicht."

Am folgenden Tage wurden beide Brüder, in Folge des von der Negerversammlung gefaßten Beschlusses, in ein Boot gebracht, und mit ihren Leuten den Kuarra abwärts nach Eboe geführt, um hier dem Könige Obie zur Verfügung überlassen zu werden.

Nachdem wir unsern Lesern die merkwürdigsten Vorfälle und Entdeckungen der für Völkerkunde, Geographie und Handel gleich wichtigen Reise Lander's, mit Ausscheidung einer Menge unbedeutender Weitschweifigkeiten, die das Tagbuch der beiden Brüder mit in Kauf gibt, vorgeführt haben; fügen wir nur noch hinzu, daß König Obie, dessen Bekanntschaft unsre Leser schon S. 468 gemacht haben, die Lander als seine Gefangenen erklärte und als

Wohnungen, mit Gärten umgeben, die man jetzt dort sieht, sind auf Grund und Boden erbaut, der von den Besitzern des Schlosses freiwillig abgetreten wurde. Alles lebte von dem freigebigen Aufwande dieser Familie, die von der französischen Revolution mehr als irgend eine andere gelitten hat. Als der Prinz Louis Joseph Condé, der Vater des durch sein trauriges Ende in der jüngsten Zeit bekannt gewordenen Prinzen von Bourbon, nach fünf und zwanzigjähriger Verbannung wieder nach Chantilly zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt über die vielen Veränderungen, die sich während seiner Abwesenheit dort zugetragen.

Es war ein seltsamer Audienzmorgen, als der Prinz, nachdem er Abends zuvor wieder auf seinen Besitzungen angelangt war, die Begrüßungen seiner Lehensleute und Vasallen erwartete, die, dem alten Brauche zufolge, darin bestanden, daß sie einzeln ein Gewehr in der Mitte des Hofes abfeuerten und sich mit einem Knie auf der Schloßtreppe niederließen. — Wie verwunderte sich der Prinz, als Niemand erscheint, Niemand jene beiden eben genannten Zeichen der Freude und Ehrfurcht ablegen und ihm dann die fette Henne, oder ein Maaß Getreide, oder einen Sack mit Nüssen, oder einen Sack mit Mehl, einen Baumzweig oder eine Hand voll Erde, eine Wachtel oder einen Hecht, lauter Symbole seiner oberlehensherrlichen Rechte über den Viehstand, die Mühlen, die Obstgärten, Felder, Seen, Luft, Wasser und Erde darbringen wollte. Der Hof stand leer, auf der Schloßtreppe ließ sich keine Seele blicken, und die unermeßlichen Hallen des Schlosses tönten nur von dem Schalle eines fernen Horns wider, das eine Jagd zu verkünden schien, deren Wildpret nicht mehr dem Prinzen gehörte. Sein Schmerz war groß; es gibt in der Brust der Greise Schmerzen, die sie den Tod wünschen lassen, ein schrecklicher Wunsch, da sie ihn nur aussprechen dürfen. Seufzend sagte er, als die auf seinen Befehl geöffneten Flügel des Schloßthores wieder geschlossen wurden: „Vielleicht haben sie sich in Tag und Stunde geirrt; während der sechs und zwanzig Jahre unsrer Abwesenheit haben unsre Lehensleute die Genauigkeit etwas verlernt. ... [illegible] die große Schloßglocke wieder aufhängen lassen."

diese Tasche, recht viel! Ich muß mich ihnen zeigen! Gehen Sie voran, meine Herren! — Meine armen Lehensleute!“

Der arme Prinz, statt zerlumpter Leibeigenen, mit blassen abgehärmten Gesichtern, sah er ein Völkchen vor sich, das von Gesundheit und Reichthum glänzte; eine Mischung von pariser Luxus und ländlicher Derbheit. „Wo haben nur diese armen Vasallen so viel schönes blaues Tuch, so weiße Leinwand hergenommen? Die armen Vasallen! und so viel Seide und weiße Federn!“ — Der Prinz wußte wohl, daß man zu Chantilly Spitzen verfertigte, aber nicht, daß man sie zu Chantilly auch trage und noch dazu mit so viel gutem Anstand.*) Vormals wanderten alle Spitzen nur an den Hof. Es war ihm nicht möglich die Vergangenheit auf diesen Gesichtern, in diesen lachenden Augen der Männer, Kinder und Frauen wieder zu erkennen, die wie von einer alten Ueberlieferung her, zu sagen schienen: „Bon jour, Monseigneur,“ und sich doch heimlich fragten: „Was ist denn eigentlich ein Seigneur?“

Endlich näherte sich eine Dame, eine Vasallin von zwanzig Jahren, kühner als die übrigen und zum Entzücken schön herausgeputzt, der Treppe des Schloßhofes, an deren oberem Ende der Prinz stand und ihr die Hand zum Kuß entgegenstreckte. Statt aller Antwort auf diese veraltete Sitte des Feudalwesens, hob sich eine andere weißere Hand bis zu seinen Lippen empor. Monseigneur küßte der Vasallin die Hand und führte sie in den Salon. Monseigneur opferte der Revolution, ohne daß er es wollte. „Sechs und zwanzig Jahre, sagte er zu sich selbst, verändern Vieles, vorzüglich die Lehensleute.“

Im Innern des Schlosses nun ereigneten sich manche sonderbare Auftritte. Die Bewohner von Chantilly drängten sich herein, aber nicht mit jener dummen Neugier eines gaffenden Pöbels, sondern mit dem Anstande, den das Bewußtseyn seines eigenen Werthes gibt. Eine tiefe Stille herrschte; die Stimme des Prinzen allein war zu vernehmen, und er mußte sogar etwas leiser sprechen; in Deutschland sprach er ein wenig lauter.

„Sie kennen mich noch?“ sagte er zu dem Aeltesten der Versammlung gewendet. „Mein Gedächtniß ist mir rücksichtlich Ihrer nicht so treu. Ihren Namen?“ — Er wurde genannt. — „Ei so,“ fügte der Prinz hinzu, „mein vormaliger Reitknecht bei meinen Zuchtstuten; nicht wahr?“ — Der Prinz feierte einen gewissen Triumph über sein gutes Gedächtniß; allein es lag eine Art gleichgültiger Ruhe in der Person, die gefragt worden war und mit ehrfurchtsvoller Festigkeit antwortete: „Ja, Monseigneur! Ihr alter Reitknecht, aber seitdem bei Lodi verwundet. Sehen Sie meinen Kopf und dieses Kreuz! Späterhin wurde mir zu Salanieh in Aegypten der linke Arm abgenommen, und jetzt lebe ich als Rentier zu Chantilly.“

Der Prinz machte eine Verbeugung und wendete sich an einen Andern. „Und Sie, mein Herr, wie heißen Sie? — Ganz richtig; Ihr Vater war Holzhauer in meinen Forsten von Mortefontaine; es war ein großer Wilddieb! Gott habe ihn selig.“

„Monseigneur, dieser Wald gehört jetzt mir, und ich bin erbötig alle von meinem Vater erlegten Hasen zu erstatten.“

„Dieser Wald gehört Ihnen!“ Der Prinz unterdrückte eine Thräne. Es war im Walde von Mortefontaine, wo der Marschallstab des großen Condé geschnitten worden.

„Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, mein Herr; ich jage nur auf meinem eigenen Grund und Boden.“

„Und Sie,“ sagte er zu einem Dritten. „Sie erinnern mich sehr an einen gewissen Jean Pierre; sind Sie vielleicht ein Anverwandter Jean Pierre's, der in meinen Steinbrüchen zu Creil arbeitete?“

„Monseigneur, ich bin sein Enkel. Mein Vater kaufte jene Steinbrüche von der Gemeinde, und ich erbte sie von ihm. Gegenwärtig habe ich von den Steinen und dem Kalk jener Brüche eine Manufaktur gebaut, die vielen Leuten Nahrung gibt.“

Nach einem Augenblick innerer Bewegung, erwiderte der Prinz: „Sehr gut; ich erkenne in Ihnen den wahren Seigneur des Ortes. Sie haben meine Stelle würdig vertreten.“ Und der Prinz schritt mit weniger Bitterkeit weiter. — „Und Sie?“ — „Monseigneur, ich erinnere mich manches schönen Festes hier; ich war Ihr Piqueur.“ — „Sie können es wieder seyn, mein Freund.“ — „Monseigneur, das ist unmöglich.“ — „Warum?“ — „Weil Sie mich haben hängen lassen.“ — „Wie, hängen?“ — „Ja, Monseigneur, ich war von ihrem Jagdgerichte verurtheilt worden, zum Scherz gehangen zu werden, weil ich am St. Hubertustage ein Reh geschossen hatte.“ — „Ei, Possen, wir werden Dir unsern Gnadenbrief ertheilen.“ — „Monseigneur, ich habe ihn schon.“ — „Und von Wem?“ — „Von mir selbst. Ich bin Bezirkspräsident und komme im Namen des Verwaltungsrathes, Ihnen zu Ihrer glücklichen Rückkehr unsre aufrichtigen Glückwünsche darzubringen.“ — „Ich empfange mit Dank die Glückwünsche des Verwaltungsrathes aus dem Munde meines Pik — seines Präsidenten wollte ich sagen. Teufel, mein Herr, wie sechsundzwanzig Jahre Abwesenheit eine Gemeinde verändern können!“

*) Zu Chantilly werden in Frankreich die besten Spitzen verfertigt.

Ein Anderer kam der Frage des Prinzen zuvor, indem er hervortrat und sagte: „Monseigneur, ich habe dem Staate eine Ihrer Besitzungen in der Gegend von Coye abgekauft; ich bin gekommen, dieselben Ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückzugeben. Sechsundzwanzig Jahre erwarte ich schon den Augenblick, Dieß zu thun.“ — „Was kann ich thun, um mich für eine so außerordentliche Redlichkeit erkenntlich zu beweisen?“ — „Nichts Monseigneur. Die Besitzung war an sich von geringem Werthe, aber ich und meine acht Kinder haben sie so kultivirt, daß sie gegenwärtig jährlich 50,000 Franken trägt, was einem Kapital von 500,000 Fr. gleichkommt, eine Summe, die ich Ihrem Scha[illegible] anweisen werde. Sie nehmen Sie doch an, Monseigneur?“ — [illegible]ten Sie sie, behalten Sie sie,“ erwiderte der Prinz lebhaft.

Wenn alle Emigranten so gut ihre Verbindlichkeiten erkannt hätten, als er, so würden viele nicht Entschädigungen verlangt haben, die sie eigentlich der ganzen Welt schuldig waren.*) Der Prinz von Condé lernte endlich einsehen, daß ihm trotz seiner theuern Illusionen von dem Glanz und der Macht der vergangenen Tage nichts mehr übrig blieb, als der Rang eines wählbaren Grundbesitzers von Chantilly. Seine unermeßlichen Waldungen und Domänen waren so geschmälert, daß er später von Ludwig XVIII unterstützt. Diejenigen, welche sie gesetzlich an sich gebracht hatten, auf alle mögliche Arten verfolgte, um wieder zu seinem ehemaligen Eigenthum zu gelangen. Uebrigens war sein herrschaftliches Schloßmobiliar bei seiner Rückkehr so armselig, daß man bei einem Nachbar eine Schlafmütze für Monseigneur entlehnen mußte, der wahrscheinlich glaubte, nach einer sechsundzwanzigjährigen Emigration seine Schlafmütze wieder zu finden. Man hat daher Unrecht zu sagen, daß die Bourbonen nichts vergessen hätten.

Selbstopferungen der Hindus.

Es ist bekannt, daß früher bei dem Feste von Dschagernath Hindus sich freiwillig unter die Wagenräder des Gottes warfen und sich zerquetschen ließen. Eines neuern Vorfalls dieser Art erwähnt das „Missionary-Register“ in Folgendem: „In einem Dorfe, zwei englische Meilen von Berhwa, befindet sich ein Wagen des Dschagernath. Im Monate August 1831 feierten die Hindus das Fest dieses Gottes und führten seinen Wagen im Festzuge umher. Abends erfuhren wir, daß drei Menschen unter seinen Rädern das Leben eingebüßt hatten; allein wir konnten nicht erfahren, ob sie sich freiwillig geopfert, oder im Gedränge des Volks zu Boden geworfen und so überfahren worden waren; ersteres schien uns wahrscheinlicher. Als die Menge die unglücklichen Opfer in ihrem Blute schwimmen sah, lief Alles von Schrecken ergriffen auseinander. Am andern Tage setzte ich mich zu Pferde und besuchte in Begleitung eines meiner Freunde den Ort. Die Leichen lagen noch da, wo sie getödtet worden waren; an [illegible] schauern ließ sich nur Gleichgültigkeit über dieses Unglück w[illegible]men. Die Räder hatten einem Manne die Schenkel zerquetscht, einem [illegible]nen Knaben von 15 Jahren aber das Knie entzwei gebrochen; ein anderes Rad war ihm über den Kopf gegangen. Die Wittwe eines der umgekommenen Männer saß neben seiner Leiche und betrachtete ihn ohne ein Wort zu sprechen, mit starrem Blick.“

*) Derselbe Akt uneigennütziger Großmuth kam bei der Rückkehr der Bourbonen vor. Der Prinz Alexander Berthier gab Ludwig XVIII seine Domänen von Grosbois zurück. Der König behielt sie vierundzwanzig Stunden und trat sie dann mit Brief und Siegel wieder an Berthier ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.



